This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

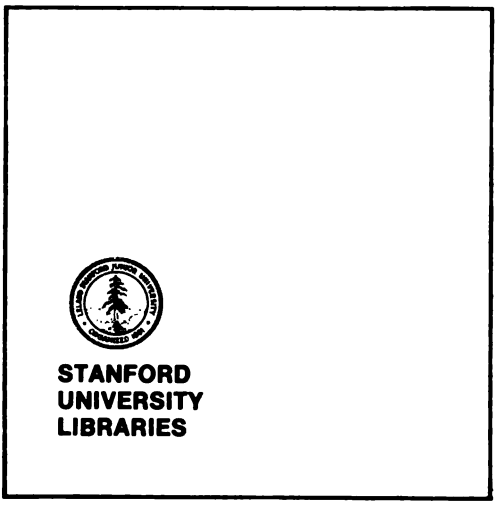
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 4369 1



Militair

Conversations-Lexikon,

bearbeitet

von mehreren deutschen Officieren.

Redigirt und herausgegeben

von

Hanns Eggert Willibald von der Lühe,
Königl. Sächs. Officier a. D.

VII. Band. R, S.

Adorf:
Verlags-Bureau.
1839.

U24
L9
v.7

R.

[illegible] Hauptstadt der Gespannschaft gleiches Namens in Ungarn an [illegible] der Rabnitz und Leytha in die Raab, mit 15,000 Einwohnern.

Schlacht am 14. Juni 1809.

Der Erzherzog Johann erreichte auf seinem Rückzuge aus Italien am 1. Juni Körmend in Ungarn, und blieb dort bis zum 7. stehen, um sein sehr herabgekommenes Heer zu ergänzen und zu ordnen. Seine Vorposten hielten den Bogen von Gotthard über Fürstenfeld und Steinamanger bis gegen Sarvar an der Raab besetzt. Sein Gegner, der Vicekönig von Italien, hatte sich nach dem glücklichen Gefechte von St. Michael (s. d.) von Leoben nach Neustadt gewendet. Er stand dort in völliger Verbindung mit dem Heere des Kaisers Napoleon bei Wien, von welchem 10,000 Mann unter General Lauriston bereits gegen die Raab vorrückten, während Marschall Davoust den Brückenkopf von Preßburg beobachtete (s. Preßburg), und sich an der Donau abwärts bis Altenburg ausdehnte. General Macdonald mit zwei Divisionen der italienischen Armee war im Vorrücken von Grätz gegen die Raab begriffen, und mit ihm sollte sich der aus Dalmatien kommende General Marmont vereinigen, der allerdings noch an 30 Meilen entfernt war, dem aber der Banus Giulay, vom Erzherzoge Johann während des Rückzuges aus Italien nach Dalmatien entsendet, nur schwachen Widerstand zu leisten vermochte.

Napoleon, der sich in Ungarn sichern wollte, bevor er einen zweiten Donauübergang unternahm, gab dem Vicekönige den Befehl, über Oedenburg und Günz nach Körmend vorzurücken. Diese Bewegung begann den 5. Juni, und vermochte wahrscheinlich den Erzherzog, in der Nacht zum 8. Juni von Körmend aufzubrechen, sich erst hinter die Marzal, dann, am 11. Juni, nach Papa zu ziehen, und endlich, am 13. früh, wiederum nach einem Nachtmarsche, mit dem Erzherzoge Palatin bei Raab sich zu vereinigen. Wie den Erzherzog Johann überhaupt der Vorwurf trifft, die Befehle des Generalissimus fast niemals ganz und richtig befolgt, sondern sie stets einer strengen Kritik unterworfen, und so mehr als ein Mal zum eigenen Verderben und zum Nachtheile des Ganzen gewirkt zu haben; so auch hier. Nach des Generalissimus Befehle hatte er bei Körmend sich nicht aufhalten, sondern sogleich nach Raab marschiren sollen; dort, so lauteten auch die späteren Befehle, sollte er, mit dem Palatin vereint, eine Stellung nehmen, welche die Donau im Rücken decke, damit eine Vereinigung seines Heeres mit dem Hauptheere bei Wien ausführbar bleibe; er sollte ferner den Zustand der ungarischen Insurrection beachten, welche einen großen Theil seines Heeres ausmachte, und nicht zu Angriffsbewegungen gegen den übermächtigen und bessere Truppen führenden Gegner sich verleiten lassen, die Verschanzungen von Raab vermehren, diesen Platz und Komorn gehörig versehen, und endlich durch ein Corps von 8000 Mann mit 24 Geschützen die Truppen zu Preßburg ablösen lassen, welche zur Hauptarmee stoßen würden. Dem Erzherzoge Johann, dessen Corps 21,000 Mann, worunter 1600 Reiter, während die Insurrectionsarmee 18,000, einschließlich 8000 Reiter,

wegungen, der mit einer Brigade die flüchtige Reiterei des linken Flügels verfolgte, mit der andern ſich gegen die öſtreichiſche Infanterie wendete. Es gelang ihm zwar noch, eine ihrer Maſſen zu ſprengen, allein die übrige Reiterei, Pully und Sahuc, traf zu ſpät ein, und die Oeſtreicher entkamen unter dem Schutze der Nacht längs der Donau. — Die franzöſiſche Diviſion Lamarque erreichte erſt jetzt das Schlachtfeld. — Der Erzherzog hatte zwar dem Oberſtlieutenant Hummel ebenfalls den Befehl zum Rückzuge geſendet, allein der ihn bringende Officier konnte nicht mehr zu ihm gelangen. So vertheidigten ſich denn die in dem Meierhofe eingeſchloſſenen Oeſtreicher, nachdem das ganze Schlachtfeld verloren war, noch immer mit einem eines beſſeren Erfolges würdigen, ausdauernden Muthe. Ein wüthender Angriff in der Front und in der rechten Flanke koſtete den Stürmenden 700 Todte und Verwundete, blieb aber dennoch vergeblich. Durch des Vicekönigs Anweſenheit befeuert, drangen die Franzoſen mehrmals durch die eingeworfenen Thore und über die niedergeſchoſſenen Mauern in den Hof, wurden jedoch immer wieder herausgeworfen. Endlich da die Granaten zündeten und die Seitengebäude in hellen Flammen ſtanden, zog ſich Hummel in die Scheunen; aber der Feind folgte ihm ſchnell, drang mit ihm ein, und richtete ein fürchterliches Blutbad an. 435 Mann ſtark war die Beſatzung des Meierhofes geweſen; 103 fielen noch lebend in die Hände der Franzoſen; faſt alle Officiere waren todt oder verwundet. — Die Oeſtreicher gaben ihren Verluſt, ungerechnet den der Inſurrection, zu 2500 Todten und Verwundeten, 3700 Gefangenen und Vermißten an; ſie verloren zwei Fahnen und zwei Geſchütze; der franzöſiſche Verluſt wird verſchwiegen, kann aber, der wiederholten Angriffe wegen, nicht klein geweſen ſein; auch verdienen die öſtreichiſchen Truppen, ſelbſt ein Theil der Inſurgenten nicht ausgenommen, das Lob, tapfer geſtritten zu haben. Am 15. Juni trafen die Erzherzoge in Komorn ein, gingen dort über die Donau, und ſtellten ſich hinter der Waag auf. Durch eigne Schuld war alſo der Erzherzog Johann, dem es wohl bekannt war, daß der Generaliſſimus ſeine Streitkräfte zu vereinigen wünſche, weiter als vorher von ihm entfernt. — Der Vicekönig verfolgte die Oeſtreicher am 15. Juni bis nach Komorn. — Am Abend der Schlacht verließ General Mesco das verſchanzte Lager von Raab, zog, ungeſtört von Lauriſton, der ihn beobachten ſollte, die Raab aufwärts nach Sarvar, von da nach Papa, beunruhigte den Rücken des Vicekönigs, und hatte das Glück, einen großen Theil der bei Raab Gefangenen wieder zu befreien. Schon am 15. Juni wurde die Feſtung auf dem linken Ufer des Fluſſes von Lauriſton, auf dem rechten von Baraguay d'Hilliers eingeſchloſſen, Laufgräben eröffnet, und am 21. Juni begann die Beſchießung. Erzherzog Johann hatte ſtrengen Befehl erhalten, Raab zu entſetzen; er rückte am 20. nach Böcs, und beabſichtigte am 22. einen Uebergang auf die kleine Schütt bei Cziſo auszuführen; allein der Commandant von Raab, Oberſtlieutenant Pechy vom Ingenieurcorps, capitulirte bereits am 21. Juni mit der Bedingung, die Feſtung zu übergeben, wenn bis zum 24. kein Entſatz komme. Die Unternehmung des Erzherzoges unterblieb, und die Feſtung fiel. Die Beſatzung hatte gegen 2000 Mann betragen, war mithin zu ſchwach, einen Sturm auszuhalten; die Werke waren in ſchlechtem Zuſtande. 18 Geſchütze und nicht unbedeutende Vorräthe fielen den Franzoſen in die Hände, an Munition aber ſo wenig, daß ſie die Feſtung noch damit verſehen mußten. (Vergl. Pelet, Feldzug im Jahre 1809; das Heer von Inneröſtreich im Jahre 1809.)

T.

wegungen, der mit einer Brigade die flüchtige Reiterei des linken Flügels verfolgte, mit der andern sich gegen die östreichische Infanterie wendete. Es gelang ihm zwar noch, eine ihrer Massen zu sprengen, allein die übrige Reiterei, Pully und Sahuc, traf zu spät ein, und die Oestreicher entkamen unter dem Schutze der Nacht längs der Donau. — Die französische Division Lamarque erreichte erst jetzt das Schlachtfeld. — Der Erzherzog hatte zwar dem Oberstlieutenant Hummel ebenfalls den Befehl zum Rückzuge gesendet, allein der ihn bringende Officier konnte nicht mehr zu ihm gelangen. So vertheidigten sich denn die in dem Meierhofe eingeschlossenen Oestreicher, nachdem das ganze Schlachtfeld verloren war, noch immer mit einem eines besseren Erfolges würdigen, ausdauernden Muthe. Ein wüthender Angriff in der Front und in der rechten Flanke kostete den Stürmenden 700 Todte und Verwundete, blieb aber dennoch vergeblich. Durch des Vicekönigs Anwesenheit befeuert, drangen die Franzosen mehrmals durch die eingeworfenen Thore und über die niedergeschossenen Mauern in den Hof, wurden jedoch immer wieder herausgeworfen. Endlich da die Granaten zündeten und die Seitengebäude in hellen Flammen standen, zog sich Hummel in die Scheunen; aber der Feind folgte ihm schnell, drang mit ihm ein, und richtete ein fürchterliches Blutbad an. 435 Mann stark war die Besatzung des Meierhofes gewesen; 103 fielen noch lebend in die Hände der Franzosen; fast alle Officiere waren todt oder verwundet. — Die Oestreicher gaben ihren Verlust, ungerechnet den der Insurrection, zu 2500 Todten und Verwundeten, 3700 Gefangenen und Vermißten an; sie verloren zwei Fahnen und zwei Geschütze; der französische Verlust wird verschwiegen, kann aber, der wiederholten Angriffe wegen, nicht klein gewesen sein; auch verdienen die östreichischen Truppen, selbst ein Theil der Insurgenten nicht ausgenommen, das Lob, tapfer gestritten zu haben. Am 15. Juni trafen die Erzherzoge in Komorn ein, gingen dort über die Donau, und stellten sich hinter der Waag auf. Durch eigne Schuld war also der Erzherzog Johann, dem es wohl bekannt war, daß der Generalissimus seine Streitkräfte zu vereinigen wünsche, weiter als vorher von ihm entfernt. — Der Vicekönig verfolgte die Oestreicher am 15. Juni bis nach Komorn. — Am Abend der Schlacht verließ General Mesco das verschanzte Lager von Raab, zog, ungestört von Lauriston, der ihn beobachten sollte, die Raab aufwärts nach Sarvar, von da nach Papa, beunruhigte den Rücken des Vicekönigs, und hatte das Glück, einen großen Theil der bei Raab Gefangenen wieder zu befreien. Schon am 15. Juni wurde die Festung auf dem linken Ufer des Flusses von Lauriston, auf dem rechten von Baraguay d'Hilliers eingeschlossen, Laufgräben eröffnet, und am 21. Juni begann die Beschießung. Erzherzog Johann hatte strengen Befehl erhalten, Raab zu entsetzen; er rückte am 20. nach Bócs, und beabsichtigte am 22. einen Uebergang auf die kleine Schütt bei Czieso auszuführen; allein der Commandant von Raab, Oberstlieutenant Pechy vom Ingenieurcorps, capitulirte bereits am 21. Juni mit der Bedingung, die Festung zu übergeben, wenn bis zum 24. kein Entsatz komme. Die Unternehmung des Erzherzoges unterblieb, und die Festung fiel. Die Besatzung hatte gegen 2000 Mann betragen, war mithin zu schwach, einen Sturm auszuhalten; die Werke waren in schlechtem Zustande. 18 Geschütze und nicht unbedeutende Vorräthe fielen den Franzosen in die Hände, an Munition aber so wenig, daß sie die Festung noch damit versehen mußten. (Vergl. Pelet, Feldzug im Jahre 1809; das Heer von Inneröstreich im Jahre 1809.)

T.

Raaen heißen diejenigen Segelſtangen, welche quer an den Maſten hängen, und in ihrer Mitte an dieſelben befeſtigt ſind. Sie tragen die Segel, und erhalten von denſelben ihre Namen. Wie die Maſten, beſtehen ſie bei großen Kriegsſchiffen aus mehreren Stücken. Die vorzüglichſten derſelben ſind: die große R., die große Mars-R., die große Bramm-R., die Fock-R., die Kreuz-R., die blinde R., die Jenſegel-R. ꝛc. Die R. werden eben ſo wie die Maſten von Tannenholz verfertigt, ſind in der Mitte, wo ſie an den Maſten befeſtigt werden, am ſtärkſten, und ihre Länge richtet ſich nach der Breite der Segel, zu denen ſie gehören.

Rad an der Welle. Wenn ſich eine Kraft in einem Kreiſe bewegt, und einen Cylinder, an welchem die Laſt hängt, mit ſich herumdreht, ſo heißt dieſe unter die einfachen Rüſtzeuge gehörige Maſchine ein Rad an der Welle. Der Cylinder, an welchem die Laſt hängt, oder an einem Tau aufgewunden wird, heißt die Welle, die Puncte, mit welchen die Welle aufliegt, die Lagerzapfen, und eine gerade Linie durch den Cylinder, die die Lagerzapfen verbindet, die Achſe. Die Kraft kann nun an den Speichen eines Rades, an ſogenannten Handſpeichen, oder an einer Kurbel wirken. Z. B. bei einem Brunnen, aus welchem das Waſſer aufgewunden wird, kann ein Rad oder Handſpeichen, oder auch eine Kurbel gebraucht werden, um die Kraft daran anzubringen. Es verhält ſich hier die Kraft zur Laſt wie der Halbmeſſer der Welle zum Halbmeſſer des Rades, oder wie der Halbmeſſer der Welle zur Handſpeiche vom Durchſchnittspuncte der Achſe bis zum Angriffspuncte der Handſpeiche, oder auch wie der Halbmeſſer der Welle zur Kurbellänge. Wäre nun z. B. die Welle eines Brunnens 12 Zoll in Durchmeſſer, folglich der Radius 6 Zoll, die Kurbel, woran gedreht würde, wäre 18 Zoll, und der ganz mit Waſſer gefüllte Eimer wiege 150 Pfd. ſo iſt $18 : 6 = 150 : x$, d. i. $x = \frac{150 \cdot 6}{18} = \frac{150}{3} = 50$ Pfd.; es wären alſo unter dieſen Umſtänden nur 50 Pfd. Kraft, d. i. kaum eine gewöhnliche Manneskraft erforderlich, um den Eimer aufzuwinden.

M. S.

Rad. Das Holzwerk deſſelben beſteht aus den Felgen, welche den Kranz bilden, aus der Nabe, welche an die Achſe angeſteckt wird, und aus den Speichen, welche die obengenannten Theile verbinden. Letztere werden nicht ſenkrecht in die Nabe eingeſetzt, ſondern nach den Felgen hin etwas auswärts gerichtet, um für die Augenblicke, in denen ein Rad vorzüglich viel zu leiden hat, nämlich für das tiefere Rad auf ſeitwärts hängenden Stellen des Weges eine größere Haltbarkeit zu erlangen. Dieſe Stellung der Speichen heißt der Sturz des Rades. Das Beſchläge eines Rades beſteht aus der Nabenbüchſe, welche in die Nabe eingelaſſen, und am beſten von Metall iſt, weil alsdann der in ihr gehende eiſerne oder doch mit Eiſen beſchlagene Achsſchenkel die wenigſte Reibung erzeugt, ferner aus den Naben- und Speichenringen, welche die Nabe äußerlich umſchließen, um das Aufreißen derſelben zu hindern, und die Speichen in der richtigen Lage zu erhalten, und endlich aus dem Reifen oder den Schienen, welche den Kranz des Rades umgeben. Die Reifen erhalten das Rad am beſten in ſeiner Form, und ſind, wenn ſie ſelbſt von gutem Eiſen und gehörig dauerhaft gefertigt werden, in Beziehung der Haltbarkeit der ganzen Räder den einzelnen Schienen vorzuziehen. Die Herſtellung der ſchadhaft gewordenen Räder mit Reifen iſt aber auch, namentlich im Felde, ſchwieriger und zeitraubender, als bei Rädern mit Schienen.

Ry.

Radetzky, Joſeph, Graf von. Das große Aufſehen, welches in

contingent, ſpäter bis 1803 in öſtreichiſchen Dienſten. Während der Feldzüge von 1792, 93, 94 und 95 unter den Generalen Wurmſer, Clerfayt und Herzog von Sachſen-Teſchen bildete er ſich zum vorzüglichen Officier, und commandirte 1796 unter dem General Stein als Oberſtlieutenant ein combinirtes Grenadierbataillon, mit welchem er bei dem Rheinübergange Moreau's am 24. Juni die Wolfsgrubenredoute bei Kehl (ſ. d.) gegen 6 vom General Berdelièvre angeführte franzöſiſche Bataillone mehrere Stunden lang ehrenvoll vertheidigte, und obwohl der Uebermacht unterliegend, ſich durch ſeinen Heldenmuth die Achtung der Feinde und das Vertrauen des Erzherzogs Karl gewann. Als daher nach dem Treffen bei Freudenſtadt und dem Rückzug über den Neckar das würtembergiſche Armeecorps und das ſchwäbiſche Kreiscontingent von der Reichsarmee abberufen wurden, belobte Erzherzog Karl vorzugsweiſe das Grenadierbataillon Raglovich. Zum Oberſten des Regimentes Fürſtenberg ernannt, führte R. dieſes unter den Feldmarſchallieutenants Provera und Bellegarde in Oberitalien und im Engadein, und zeichnete ſich in den Gefechten bei Martinsbrück, vom 14. bis 18. Mai 1799, und in der Schlacht bei Novi, 15. Aug. 1799, bei welchen beiden Gelegenheiten er verwundet wurde, aus. Bei den gefahrvollſten Unternehmungen und wichtigſten Expeditionen dieſes Feldzugs war er gebraucht worden, und hatte die allgemeine Achtung ſo gewonnen, daß man ihm 1803, als die öſtreichiſchen Vorlande und ein Theil von Schwaben an Baiern abgetreten wurden, die vortheilhafteſten Bedingungen machte, den öſtreichiſchen Dienſt nicht zu verlaſſen. Er aber zog es vor, dem neuen Vaterlande ſeine Kräfte zu widmen. Hierzu gaben ihm die Theilnahme der Baiern an allen Feldzügen der Franzoſen und die ſpätere lange Friedenszeit hinlängliche Gelegenheit. 1805 in Tyrol kämpfend, ward er bei Kemmaten verwundet; 1806 und 7 focht er gegen Preußen, und ward bei der Blokade von Koſel rühmlichſt erwähnt. 1809 dem Feldzuge gegen Oeſtreich und 1812 unter Gouvion St. Cyr und Oroy dem Kriege gegen Rußland beiwohnend, glückte es ihm, mit den Trümmern der baieriſchen Armee in die Heimath zurückzukehren. Schon im April 1813 führte Generallieutenant von Raglovich aber eine neuformirte baieriſche Diviſion dem 12. Corps der großen Armee, welches Marſchall Oudinot befehligte, zu. Hier zum erſten Male ein größeres Corps commandirend, entwickelte er ſeltene ſtrategiſche Gaben und einen ſolchen Scharfſinn im Entwerfen mannichfacher Operationen, daß die Marſchälle Oudinot und Ney und der Chef des Generalſtabes des Letzteren, General Jomini, bei vielen Gelegenheiten ſeinen Rath erhielten. In der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai bildete die Diviſion Raglovich Anfangs die Reſerve des rechten Flügels, und konnte im Verlauf der Schlacht den Diviſionen Pacthod und Laurançei, welche dem linken Flügel der Verbündeten nicht gewachſen waren, durch ihre ausdauernde Standhaftigkeit die ausgezeichnetſten und entſchiedenſten Dienſte leiſten. Nach der Schlacht von Dennewitz am 6. Sept. rettete die vortreffliche Haltung und Ordnung der baieriſchen Diviſion Raglovich und der ſächſiſchen Diviſionen Le Coq und Sahr, welche in Vierecken den Rückzug, trotz der zahlreichen Reiterei der Verbündeten, bewerkſtelligten, die Reſte der zerſprengten franzöſiſchen Armeecorps. Nach der Auflöſung des 12. Corps führte General Raglowich den Reſt der baieriſchen Truppen bis Dresden, und blieb perſönlich im Hauptquartier Napoleon's zur weiteren Verfügung. In der Schlacht von Leipzig gefangen genommen, dauerte ſeine Gefangenſchaft nicht lange, da Baiern ſich ſchon vor derſelben den Verbündeten angeſchloſſen hatte. Die ſchnelle Formation der baieriſchen Reſervearmee unter des Kronprinzen Ludwig's Oberbefehl und ihre Tüchtigkeit waren zum Theil ſein Werk. Bei dem 2. Feld-

zuge gegen Frankreich, 1815, commandirte Generallieutenant v. R. eine Division des 4. Corps der Armee des Oberrheins, ward nach dem Frieden von Paris zum Generalquartiermeister ernannt, und mit der Bildung des militairisch-topographischen Bureau's beauftragt. Seine Leistungen in dieser Anstellung, so wie als Sectionschef im Kriegsministerium, welches er einige Zeit interimistisch verwaltete, werden seinem Namen in Baiern ein stets bleibendes Denkmal verschaffen. Unter seiner Leitung wurden der Atlas von Baiern unternommen, geographisch-hydrographische Straßenkarten des ganzen Landes und Plane der größeren Städte entworfen, und im Conservatorium des topographischen Bureau's ein Schatz von Karten, Planen, Büchern und Instrumenten gesammelt, welcher nicht allein dem baierischen Quartiermeisterstabe, sondern dem ganzen Staate von unberechenbarem Nutzen ist. Bald nach dem Frieden zum General der Infanterie befördert, und später zum Reichsrath ernannt, und mit den im Felde erworbenen baierischen Militairorden und dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion geschmückt, erhielt R. im Jahre 1827 den k. baierischen Ludwigsorden, und 1833 den Hausorden des heil. Hubertus. Die Ernennung zum Chef des 10. Infanterieregiments im Octbr. 1835 war der letzte Beweis königlicher Gnade. Den 3. Januar 1836 starb General R. zu München, und wurde mit den Ehrenbezeigungen eines Feldmarschalls beerdigt, sein Leichnam aber auf Befehl des Königs im März wieder ausgegraben, und in den Arcaden des Leichenackers beigesetzt, wo die irdischen Ueberreste hochverdienter Baiern begraben zu werden pflegen. Seine zahlreichen und werthvollen Bücher- und Kartensammlungen wurden, ebenfalls auf Befehl des Königs, für den Staat gekauft, und den Sammlungen des k. Generalquartiermeisterstabes einverleibt.

— d —

Ragoczi, richtiger als Rakoczi, Name eines gegenwärtig erloschenen, in mehreren Generationen dem östreichischen Kaiserhause feindseligen Fürstengeschlechts in Siebenbürgen, aus welchem einige Glieder zu Großfürsten dieses Landes erwählt wurden. Der berühmteste derselben ist Georg I., welcher auf Bethlen Gabor (s. d.) 1629 folgte. Zu besserer Erkenntniß der Geschichte des Hauses Ragoczi ist es nothwendig, einen kurzen Ueberblick der Verhältnisse Siebenbürgens zu Ungarn und zum östreichischen Kaiserhause vorhergehen zu lassen. Seit Anfang des 11. Jahrhunderts war Siebenbürgen eine ungarische Provinz, die durch Woiwoden regiert wurde. In Folge Erbvertrags und durch Heirath fiel 1526, als König Ludwig II. von Ungarn, der Letzte des Jagellonischen Stammes, in der Schlacht von Mohacs (s. d.) umgekommen war, Ungarn an das Haus Habsburg, dessen Ansprüche jedoch von allen Seiten angefochten wurden. Der größte Theil des Landes blieb in den Händen der Türken, deren Heere zu wiederholten Malen auch das kaiserliche Ungarn überzogen, und bis vor die Thore Wiens kamen. Ungarn und Siebenbürgen waren der Schauplatz blutiger Bürgerkriege, herbeigeführt durch die Intoleranz der östreichischen Kaiser und den Ehrgeiz der Magnaten. Unter diesen Umständen gelang es dem Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya seine Wahl zum König von Ungarn durchzusetzen, und, obwohl von Ferdinand's I. Feldherren oft geschlagen, 1538 im Frieden von Groß-Wardein seine Anerkennung als Regent Siebenbürgens und des Theißlandes, mit dem Königstitel zu erlangen. Diese Provinzen blieben seitdem bis 1689 getrennt von Ungarn. Die siebenbürgischen Fürsten waren stets in größter Abhängigkeit von der Pforte und dieser zinsbar. Mehrere derselben wurden dem Hause Oestreich höchst gefährlich, und unter diesen namentlich Georg I., Ragoczi, dessen Herrschaft in

die Periode des dreißigjährigen Krieges fiel. Er benutzte die Bedrängnisse des Kaiserhauses, um oft wiederholte, jedoch planlose Einfälle in Ungarn zu unternehmen, die inzwischen kein anderes Resultat gewährten, als Verwüstung und Plünderung des Landes. Stets gelang es Oestreich, den Waffenstillstand oder Frieden mit einer Summe Geldes zu erkaufen, und den Rückzug der barbarischen Haufen zu erlangen. Aber selbst die glänzendsten Siege der Schweden und ihrer Verbündeten vermochten nicht, R. zu einer ernstlichen und planmäßigen Theilnahme am Kriege zu bewegen, welche den Untergang des Hauses Oestreich hätte zur Folge haben können. Nur erst im Jahre 1643 schloß er mit schwedischen Gesandten, unter welchen sich Oerflinger (s. d.) befand, und kurz darauf auch mit Frankreich, ein Bündniß, in Folge dessen er, gegen ihm zu gewährende bedeutende Subsidien und glänzende Versprechungen, seine Mitwirkung im Kriege zusagte. Von der Pforte mußte er die Erlaubniß dazu erkaufen; auch gestattete dieselbe, daß sein Sohn, Georg II., zu seinem Nachfolger erwählt werden durfte. Ueberhaupt hoffte R., die Erblichkeit der Nachfolge in der Regierung Siebenbürgens für seine Familie zu erreichen, so wie Ungarn zum Theil oder ganz an sich zu bringen. R. hatte während der Verhandlungen mit Schweden und Frankreich deren auch mit Kaiser Ferdinand III. gepflogen. Nur erst, als dieser die ihm gemachten Anträge abwies, drang R. 1644 in Ungarn ein, belagerte Szathmar und nahm Kaschau. Die von ihm ertheilten Versprechungen von Glaubensfreiheit und Volksthum brachten das ganze Land in Aufstand; R. gelangte in den Besitz von 14 Gespannschaften. Der Untergang des Hauses Oestreich schien im Jahre 1645 unvermeidlich. Die Schlachten bei Jankowitz (s. d.) und Nördlingen (s. d.) waren verloren; die Schweden unter Torstensohn, die Franzosen unter Turenne und die Ungarn unter R. rückten unaufhaltsam gegen Wien vor. Letzterer, an der Spitze von 25,000 Mann, nahm Tyrnau, und drang bis in die Nähe von Preßburg, als es der östreichischen Staatskunst gelang, von ihm einen Waffenstillstand zu erlangen, auf welchen bald der Friede von Linz (16. Dec. 1645) folgte. In demselben war den Ungarn freie Religionsübung, so wie Rückgabe aller den Protestanten genommenen Kirchen zugesagt; R. bekam für seine Person 7 ungarische Comitate auf Lebenszeit, und große Besitzungen erblich. Da er bei dem früher geschlossenen Bündnisse die Verpflichtung übernommen hatte, keinen Frieden ohne Zustimmung seiner Verbündeten zu schließen, so waren Schweden und Franzosen über R's Treulosigkeit, welche Wien und Oestreich rettete, sehr aufgebracht. Er starb 1648; sein Sohn, Georg II., folgte ihm in der Regierung Siebenbürgens. Auch dieser zeigte sich als Feind Oestreichs, indem er in Polen den König von Schweden Karl Gustav unterstützte. Aber auch mit der Pforte zerfiel er durch seine Theilnahme an diesem Kriege, weil erstere ihrem Zinsfürsten ohne Erlaubniß keinen Kriegszug gestattete. Darum ernannte der Sultan zuerst Redan, dann Barczay gegen Georg II., welcher sich ritterlich vertheidigte. Er starb an den in der Schlacht von Klausenburg gegen Barczay erhaltenen Wunden, 1660. Sein noch unmündiger Sohn gelangte nicht zur Herrschaft Siebenbürgens, und lebte auf seinen Gütern in Ungarn. Bei der Conföderation gegen Oestreich, 1671, war er eines der Häupter, und der Einzige derselben, welcher nicht auf dem Blutgerüste endigte, sondern vom Kaiser begnadigt wurde. Er starb 1681, und hinterließ einen Sohn, Franz II., der sich in den Befreiungsversuchen der Ungarn sehr merkwürdig gemacht hat. — Franz Leopold Ragoczi wurde 1676 auf dem Schlosse Borschi bei Patack geboren. Nach dem Tode des Vaters heirathete die Mutter, eine Tochter des als Rebell

enthaupteten Grafen Zrini, den Grafen Töckeli, hoffend, in diesem einen mächtigen Vertheidiger der Rechte ihres Hauses zu finden. Nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges von 1683 bis 1687, in welchem Töckeli als Verbündeter der Türken aufgetreten war, mußte dieser nach Constantinopel flüchten; die Gräfin aber sah sich 1688 zur Unterwerfung genöthigt, und wurde mit ihren Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nach Wien gebracht. Franz kam, unter besonderer Aufsicht des Cardinals Colonits, in ein böhmisches Collegium, wurde in der katholischen Religion erzogen, und sollte in den geistlichen Stand treten. Nach 5 Jahren vermittelte Graf Aspremont, der seine Schwester geheirathet hatte, daß R. das Collegium verlassen, und auf seinen ungarischen Gütern leben konnte, von denen man ihm jedoch nur einen Theil zurückgab. Er verheirathete sich mit einer Prinzessin von Hessen-Rheinfels, deren männlich kühner Geist mit dem seinigen übereinstimmte. Er, ein jugendlich kräftiger Mann, besaß ungewöhnliche Anlagen, große Erinnerungen aus der Geschichte seines Hauses und festen Willen, seine Rechte geltend zu machen. Viele seiner Verwandten hatten auf dem Blutgerüste geendet, andere waren im Gefängniß oder verbannt, die Mutter zu ihrem Gemahle entflohen. So entbrannte in dem fürstlich gesinnten Jünglinge immer heftiger der Haß gegen Oestreich, und er schloß sich bald den Unzufriedenen, insbesondere Berchini, an. Die Regierung erhielt Kenntniß von diesen Anschlägen, und R. wurde im April 1701 verhaftet. Der Entschlossenheit seiner Gemahlin gelang es, ihn zu befreien; er entfloh nach Warschau, sah sich geächtet, seine Güter confiscirt, und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. In Warschau fand R. seinen Verwandten, Grafen Berchini, der aus gleicher Ursache entflohen war. Unaufhörlich von östreichischen Emissairen verfolgt, fanden Beide auch in Polen keine Sicherheit und waren gezwungen, sich bald da, bald dort zu verbergen. Bei dem Aufstande der ungarischen Bauern 1703 erschien R. mit Berchini unter ihnen. Die Empörer machten rasche Fortschritte, nahmen Mungacz und mehrere andere Plätze, und hatten ungeheuren Zulauf. Nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken erhoben sich; Männer aus den angesehensten Familien Ungarns waren bei dem Heere der Rebellen. R. wurde zum Herzog erwählt, und verkündete den Plan, Ungarn der Herrschaft Oestreichs zu entreißen, welches wegen des spanischen Erbfolgekrieges, in den es verwickelt war, die Empörung nicht zu dämpfen vermochte. Der Feldzug von 1704 begann unter den glänzendsten Aussichten für die Ungarn. Ihre Scharen, obgleich undisciplinirt und schlecht bewaffnet, durchzogen verwüstend Mähren, Steiermark und Oestreich bis vor die Thore Wiens. Der größte Theil Ungarns befand sich in ihrer Gewalt. Kaiser Leopold, von allen Seiten gedrängt, unterhandelte um Waffenstillstand. R. forderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, die Religionsfreiheit und alle Volksrechte hergestellt, ihm die Fürstenwürde Siebenbürgens zuerkannt, und alle früher eingezogenen Besitzungen den Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Der Kaiser verwarf diese Forderungen, und wurde durch den Sieg bei Hochstädt, oder Blindheim (s. d.) in den Stand gesetzt, mit mehr Nachdruck die Rebellen zu bekämpfen. Graf Heister schlug dieselben in den Gefechten bei Raab und Tyrnau. Die von Frankreich versprochene Hilfe blieb aus. R. ließ indessen den Muth nicht sinken, vermied regelmäßige Treffen, und schwächte seinen Gegner durch Ueberfälle, und indem er ihn in steter Unruhe erhielt. Es gelang ihm, sich während des Winters in den Gebirgen zu behaupten, wo der Feind nicht wagte, ihn anzugreifen. Seinem Systeme treu bleibend, kämpfte R. in mehreren Feldzügen, unter stetem Wech-

sel von Glück und Unglück, gegen Oestreich. Er war 1707 an der Spitze eines Heeres von beinahe 100,000 Mann, nahm Besitz von Siebenbürgen, und schwur, die Gesetze und Privilegien des Landes aufrecht zu erhalten. Auch in Ungarn blieb sein Einfluß mächtig, bis er 1708 von Helster bei Trenczin überfallen und gänzlich geschlagen wurde. Von diesem Augenblicke an war die Sache der Ungarn als verloren anzusehen. Frankreich sowohl, als die Pforte überließen sie ihrem Schicksale; nachtheilige Gefechte und die Pest rieben ihre Truppen auf, und unter den Anführern herrschte Uneinigkeit, Mißtrauen und Ungehorsam. R. versuchte vergebens, Peter den Großen, welchen er in Polen aufsuchte, für sich zu gewinnen. Das Heer der Insurgenten löste sich auf, die Häupter entwichen, 1710, nach allen Weltgegenden. R. schrieb an den Kaiser, empfahl ihm das unglückliche Ungarn, entließ die Stände des ihm geleisteten Eides der Treue, und ging, im Februar 1710, nach Polen. Der Friede von Szathmar, 29. April 1711, bestimmte Ungarns Schicksal. R. erkannte diesen Frieden nicht an, und wurde hierauf vom Reichstage geächtet und seiner Güter verlustig erklärt. Er ging 1713 nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. eine Pension, und lebte einige Zeit in einem Kloster unter dem Namen Graf Savos. Die östreichische Regierung bewirkte, daß er 1717 Frankreich verlassen mußte. R. begab sich nun nach Constantinopel und starb den 8. April 1735 auf dem Schlosse Rodosto, am Meere von Marmora, wohin ihn die Pforte verwies, in Folge einer Bedingung des Possarowitzer Friedens 1718, daß R. und sein Anhang keinen Schutz bei der Pforte finden sollten.

Noch längere Zeit nach dem Frieden von Szathmar waren die Blicke der Ungarn auf R. und seine Söhne gerichtet. Der älteste Sohn Joseph entwich 1734 aus Wien nach der Türkei; ihn wollten die aufrührerischen Serbier 1736 zum Führer annehmen; aber ihr Aufstand wurde schnell unterdrückt. Als kurz darauf der zweite Krieg Karl's VI. gegen die Türken ausbrach, beriefen diese Joseph R. aus Rodosto nach Siebenbürgen, dessen Herrschaft sie ihm bestimmten. Er erschien zu Widdin, und erließ einen Aufruf an die Ungarn, der aber ohne Wirkung blieb. Hierauf geächtet und vom Papste mit dem Bann belegt, starb er 1738, ohne den Belgrader Frieden zu erleben. Ein zweiter Sohn starb kinderlos in Italien, und mit ihm erlosch das Geschlecht. Franz II. R. hat ein Werk hinterlassen, Mémoires sur les révolutions de Hongrie, welches von vielem Geiste zeugt. Ein zweites Werk, Testament politique et moral du prince Ragoczi, soll nicht von ihm sein. (Vergl. Geschichte Ungarns, von Schneller. — Der malcontante Fürst Ragoczi. Cölln, 1704. — Biographie ancienne et moderne.) Z.

Rahmanieh, Flecken in Unterägypten, am linken Ufer des Nilarmes von Rosette. In dessen Nähe fand bei Bonaparte's Vorrücken von Alexandrien den 12. Juli 1798 das erste, einigermaßen bedeutende Gefecht mit den Mammelucken Statt. Die Divisionen Menou, Reynier und Bon waren an diesem Tage von Demenhoue nach Rahmanieh marschirt, und lagerten bei letzterem Orte. Die Soldaten erblickten nach mehrtägigem Wassermangel auf dem Marsche durch die Wüste den Nil, und stürzten sich angekleidet in denselben, um sich abzukühlen und ihren brennenden Durst zu löschen. Plötzlich ruft sie die Trommel zu den Waffen. Es erscheint ein Corps von einigen Hundert Mammelucken, welches sich jedoch schnell entfernt, und sich gegen die noch im Marsche von Demenhoue begriffene Division Desair wendet. Deren Avantgarde wird von den Mammelucken umgeben, und einige Soldaten werden getödtet. Indeß bedarf es nur weniger Kanonen-

schüsse, um die Mammelucken in die Flucht zu schlagen. Hierauf rastete die französische Armee den 13. und 14. Juli bei Rahmanieh, um die von Rosette kommende Division Kleber, welche die Flotille auf dem Nile escortirte, zu erwarten. — Von größerer Wichtigkeit in ihren Folgen waren die Ereignisse, welche 3 Jahre später hier vorfielen. Bonaparte hatte, die hohe Wichtigkeit dieses Punctes erkennend, daselbst eine Redoute erbauen lassen, wo der Kanal von Alexandrien den Nil verläßt; über diesen Fluß wurde eine Brücke geschlagen. So bildete R. einen Centralpunct für die Operationen sowohl nach der Küste, als nach Syrien und Cairo; es enthielt Magazine aller Art, seine Entfernung von Alexandrien ist 3, von Rosette 2, von Cairo 4 Tagemärsche. Nach Kleber's Ermordung war das Obercommando an den General Menou (s. d.) übergegangen, welcher die dazu nöthigen Eigenschaften nicht besaß. Ein englisch-türkisches Heer landete den 8. März 1801 bei Abukir; den 21. d. M. wurde die französische Armee zwischen diesem Orte und Rahmanieh geschlagen, und von diesem Augenblick an hätte vielleicht kaum das Genie eines Bonaparte Aegypten für Frankreich zu erhalten vermocht. Menou, mit den andern Heerführern in größtem Unfrieden, beging Fehler auf Fehler, und ohne die übergroße Bedächtigkeit des englischen Heerführers Hutchinson, der nach Abercromby's Tode den Oberbefehl übernahm, hätten die Franzosen viel früher schon unterlegen. Erst am 7. April marschirten die Engländer gegen Rosette, das von der schwachen Besatzung ohne Vertheidigung verlassen wurde. Diese zog sich auf dem rechten Ufer des Nils nach Rahmanieh zurück, welches in diesem Augenblicke nur von 500 Mann ohne Geschütz vertheidigt war, und bei einem Angriffe sogleich in die Hände des Feindes gefallen sein würde. Die Engländer blieben jedoch abermals über einen Monat in Unthätigkeit, und verschanzten ihr Lager zwischen Rosette und Rahmanieh. Von letzterem Orte aus allein erhielt der bei Alexandrien campirende Theil der französischen Armee seine Verpflegung, da dieser letztere Platz ohne alle Vorräthe war. Sonach kam Alles darauf an, Rahmanieh zu erhalten; aber Menou blieb taub gegen alle Vorstellungen. Er rechnete noch immer auf baldige Ankunft der Verstärckungen und Vorräthe, die der Admiral Ganteaume aus Frankreich bringen sollte, und meinte, die Engländer würden sich in Kurzem, ohne weiter etwas zu unternehmen, einschiffen. Endlich entschloß sich Menou, dem in Cairo commandirenden General Belliard zu befehlen, 1200 Mann nach R. zu entsenden. Als aber der Großvezier von Syrien und die Engländer vom rothen Meere gegen Cairo vorrückten, sah sich Belliard genöthigt, sein Detachement zurückzurufen, und R., dessen Fort noch überdies in ganz vernachlässigtem Zustande sich befand, konnte täglich eine Beute des Feindes werden. Bei der immer wachsenden Gefahr entsendete Menou zuerst nur den General Valentin mit 700 Mann Infanterie und 180 Pferden, und 2 Tage später den Chef seines Generalstabes, General Lagrange, mit dem Reste der Division Reynier nach dem bedrohten Puncte. Anfangs Mai war die Vertheilung der französischen Armee in Aegypten folgende. Menou mit 6000 Mann bei Alexandrien; Lagrange mit 4000 Mann auf beiden Ufern des Nils, in einem verschanzten Lager vor Rahmanieh, bei El-Aft; Belliard mit 4000 Mann bei Cairo. Nicht eher als am 9. Mai setzte sich Hutchinson mit einem englisch-türkischen Corps auf beiden Ufern des Nils und mit einer Flotille auf demselben in Bewegung. Lagrange sah sich genöthigt, um nicht eingeschlossen zu werden, seine Verschanzungen zu verlassen, und sich hinter dem Damme des bei R. abgehenden Kanals aufzustellen. Noch blieb eine schwache Hoffnung auf den Erfolg eines Angriffs der fran-

zösischen Reiterei, welche jedoch vergebens versuchte, in die Massen der Engländer einzudringen, und mit Verlust über den Kanal zurückzugehen gezwungen wurde. Das Gefecht beschränkte sich nun bis zum Abende auf gegenseitiges Geschütz- und Blänkerfeuer. Lagrange, durch eine von Demenhoue kommende feindliche Colonne umgangen, vernichtete so viel als möglich an Munition und Lebensmitteln, und trat in der Nacht vom 9. zum 10. den Rückzug nach Cairo an. In der Redoute blieben die Kranken und Verwundeten unter schwacher Bedeckung, welche sich Tages darauf ergab. Große Vorräthe aller Art und die französische Flotille fielen den Engländern in die Hände. Die Verbindung zwischen Alexandrien und Cairo war von nun an ganz unterbrochen, und die Lage der französischen Armee hoffnungslos. (Vergl. Aegypten nach der Schlacht von Heliopolis, von Reynier. — Bericht über die Feldzüge Bonaparte's in Aegypten und Syrien, von Berthier. — Victoires et conquêtes des Français, 9. und 14. Bd.)

Z.

Rahmen der Minen (cadres) nennt man die beim Minenbau in Gestalt von Rechtecken vorkommenden Balkenverbindungen, womit die Bretterverkleidungen der Schächte und Minengänge gestützt werden, um das Einrollen der Erde zu verhindern (s. Minen-Bau). P.

Rahmenlaffeten, siehe Vertheidigungslaffeten.

Raimund VII., Graf von Toulouse, geboren 1197 auf dem Schlosse zu Beaucaire, war der Sohn Raimund's VI. von Toulouse von dessen erster Gattin Johanna, Schwester des Königs Richard I. von England. Sein Vater war beschuldigt worden, die Secte der Arianer begünstigt zu haben, und wurde deßhalb seiner Länder verlustig erklärt; er flüchtete nach Spanien, der Sohn aber in die Provence. Unser Raimund zeichnete sich schon früh durch kriegerischen Geist aus, und griff auch zu den Waffen, um die Rechte seines Hauses zu behaupten, wobei er von den Bewohnern der Grafschaft Avignon unterstützt ward. Er bemächtigte sich der Grafschaft Venessain, belagerte Beaucaire, und vertheidigte Castelnardary gegen die Angriffe Amalrich's von Montfort. Im Jahr 1222 starb sein Vater; er trat in dessen Rechte, und führte den mit dem Grafen Montfort begonnenen Krieg fort, ward aber genöthigt, die Belagerung des Schlosses Pene aufzugeben und einen Waffenstillstand einzugehen. Dessenungeachtet unterwarf sich ihm das Land, da Amalrich aus Mangel an Geld seine Truppen nicht länger bezahlen konnte, doch hatte der Letztere die innegehabten Provinzen dem Könige Ludwig VIII. von Frankreich abgetreten. Raimund suchte durch Unterhandlungen wieder in den Besitz seines Erbes zu kommen, stellte sich dem Könige Ludwig als Gefangener im Louvre, hatte das Glück, mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden, und wurde 1229 am Pfingstfeste durch des Königs Hand zum Ritter geschlagen; hierauf reisete er nach Toulouse ab. — Raimund führte nun mehrere Kriege, zuerst mit dem Grafen von Provence, dann in Niederlanguedoc mit dem Grafen von Arles, später wieder, auf Veranlassung des deutschen Kaisers, gegen den von Provence; im letzteren Kriege eroberte er über 100 Städte und Schlösser, und zwang seinen Gegner zum Frieden. Mit alle dem war er noch nicht wieder in den Besitz aller seiner Staaten gekommen; er ward durch die Krone Frankreich zu sehr eingeschränkt. Ehrgeizig und die Kraft zum Handeln in sich fühlend, suchte er seine Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit dem König von England und dem Grafen de la Marche; der Erzbischof von Toulouse gab sich viele Mühe, den Frieden zu erhalten, und da er an der Königin Mutter Blanca von Castilien einen vielgelten-

den Beistand fand, so gelang es auch, eine Vereinigung zu bewirken, bei welcher der status quo zum Grunde gelegt wurde. Raimund machte hierauf eine Reise zu dem Papste und dem Kaiser Friedrich I., die ihn ein Jahr lang von seinen Besitzungen entfernte, und verband sich nach seiner Rückkehr mit König Ludwig IX. zu einem Zuge in das gelobte Land. Später vereinigte er sich auch mit diesem zu Aigues mortes, schiffte sich aber nicht mit ihm zugleich ein, sondern blieb den Winter über noch zu Toulouse. Im Frühjahre reisete er nach den Grenzen des Königreichs Castilien, wo er mit dem Prinzen Alfons, ältestem Sohne des Königs von Castilien, eine Zusammenkunft hatte, die 14 Tage dauerte, und von der er krank nach Toulouse zurückkam. Hier erfuhr er, daß sein Schwiegersohn Alfons und dessen Gemahlin Johanna, seine Tochter, dem Könige von Frankreich zu folgen gedachten und nach Aigues mortes reiseten, um sich dort einzuschiffen; er wollte sie noch ein Mal sehen, brachte noch Manches mit ihnen in Richtigkeit, und kehrte zurück. Er kam bis Milhaud in Rouergue, wo ihn ein heftiges Fieber überfiel; nicht darauf achtend, reisete er weiter, gelangte aber nur bis zum Dorfe Pris bei Rhodez, wo er bettlägerig ward. Gegen alle Vorstellungen seiner Freunde ließ er sich nach Milhaud zurücktragen, in welchem Orte er am 27. Sept. 1249 in einem Alter von 52 Jahren starb. Mit ihm erlosch der Stamm der Grafen von Toulouse. (Vergl. Histoire des comtes de Toulouse, par Catel. 1623.)

F. W.

Raketen. Wenn in einem Gefäß, z. B. durch allmälige Verbrennung eines dem Schießpulver ähnlichen Gemenges (Feuerwerkssatzes), ein luftförmiger Stoff von großer Dichtigkeit entwickelt wird, so sucht sich dieser gasförmige Stoff nach allen Richtungen auszubreiten, und hieraus entsteht ein sehr bedeutender Druck gegen die Wände des Gefäßes. Bietet letzteres dem Gas in zwei einander entgegengesetzten Richtungen gleiche Flächen dar, so hebt sich die Wirkung dieses Druckes auf den gedachten Flächen dergestalt auf, daß man denselben gar nicht bemerkt, in sofern das Gefäß selbst hinlängliche Haltbarkeit besitzt, um nicht zerrissen zu werden. Ist dagegen dieses Gefäß auf der einen Seite für den Ausfluß des Gases offen, so wird der Druck des letzteren auf die der Ausströmungsöffnung gegenüberstehende Wand durch keinen entsprechenden Gegendruck aufgehoben, und mithin das Gefäß, wenn es nicht irgendwo unverrückbar befestigt wurde, in der entgegengesetzten Richtung der Ausströmung in Bewegung gesetzt. Diese Bewegung wird bei gleicher Größe der Ausströmungsöffnung um so mehr beschleunigt werden, je mehr Gas sich in jedem Augenblick entwickelt, d. h. je größer die Oberfläche ist, auf welcher diese Gasentbindung vor sich geht, und je lebhafter dieselbe geschieht; denn in demselben Verhältnisse vermehrt sich die Dichtheit und Ausdehnungskraft des Gases. Diese Auseinandersetzung zeigt hinlänglich den Grund des Steigens der Raketen, und welche Umstände dabei berücksichtigt werden müssen. Die Hülsen derselben sind an einem Ende verschlossen, am andern Ende mit einem Brandloche zur Gasausströmung versehen, und mit einem Feuerwerkssatze gefüllt, welcher der Zusammensetzung nach dem Schießpulver gleich oder doch ähnlich, jedoch vermittelst eines cylindrischen Setzers oder durch eine Presse dergestalt verdichtet ist, daß er nur nach und nach verbrennen kann. Um die Größe der brennenden Oberfläche hinlänglich zu vermehren, wird in ihm entweder durch das Einschlagen des Satzes über einen Dorn, oder durch Ausbohrung eine kegelförmige Aushöhlung angebracht, deren Basis das Brandloch bildet. Je länger diese Aushöhlung ist, je mehr sich der Satz in seiner Zusammen-

ſetzung dem Schießpulver nähert, und je weniger ſeine Verbrennung durch deſſen Verdichtung verlangſamt iſt, um ſo größer wird die treibende Kraft, aber auch die Gefahr des Zerſpringens der Hülſe, und um ſo kürzer fällt die Zeit aus, in welcher jene Kraft beſchleunigend auf die Bewegung der Rakete wirkt. Die Erweiterung des Brandloches vermindert die Spannung des Gaſes und mithin die Gefahr des Zerſpringens; zugleich verkürzt ſie aber auch die Wirkungszeit der beſchleunigenden Kraft und mithin die Flugweite der Geſchoſſe, wenn auch der aus der Abnahme der Spannung entſtehende Kraftverluſt durch die Vergrößerung der bedrückten Fläche erſetzt werden dürfte. Da endlich jede noch ſo kleine, vielleicht durch zufällige Umſtände erzeugte Aenderung in der Richtung der Rakete eine entſprechende Aenderung in der Richtung der Kraft zur augenblicklichen Folge hat, und hierdurch die einmal entſtandene Abweichung von der urſprünglichen Richtung ſich immer mehr vergrößert, ſo bedarf es eines Mittels, durch welches nicht nur dergleichen zufällige Abweichungen möglichſt vermindert, ſondern auch der dem Brandloche gegenüberſtehende ſchwerere Theil der Hülſe mehr in der Richtung nach oben erhalten wird, und dieſen doppelten Zweck hat der Raketenſtab zu erfüllen. Derſelbe wird an der Hülſe ſeitwärts angebunden, oder auch wohl in der Verlängerung ihrer Axe angebracht, und muß ſo ſchwer ſein, daß der Schwerpunct des ganzen Geſchoſſes noch außerhalb der Hülſe ein oder etliche Zoll vor das Brandloch zu liegen kommt. Fällt nun die Axe der Hülſe mit der Richtung der Bewegung zuſammen, und wirkt nicht der Wind von der Seite gegen das Geſchoß, ſo iſt der Widerſtand der Luft gegen den Stab nur ganz unbedeutend; wendet ſich hingegen die Hülſe, z. B. vorn links, ſo entſteht ein beträchtlicher Widerſtand der Luft gegen die rechte Seite des Stabes, welcher die Hülſe in ihre erſte Lage zurückzudrehen ſucht. Stößt dagegen der Wind z. B. von der rechten Seite gegen den Stab, ſo wendet er deſſen hinteres Ende links, und daher das vordere Ende der Hülſe rechts und dem Luftſtrome entgegen. Hieraus erklärt ſich, warum die Raketen oft gegen den Wind gehen.

Nach ihrer Anwendung werden die Raketen in Kriegsraketen (ſ. d.) und in Signalraketen eingetheilt; der letzteren bedient man ſich auch bei Luftfeuerwerken. Ihre Hülſen ſind gewöhnlich von Papier oder von Pappe, und werden, eben ſo wie die Raketen ſelbſt, nach dem Gewichte einer Bleikugel benannt, deren Diameter dem äußeren Durchmeſſer (Kaliber) der Hülſe gleich iſt. Der innere Durchmeſſer der Hülſe beträgt $\frac{2}{3}$ des äußeren Durchmeſſers, die Länge des eingeſchlagenen Satzes 5 bis 6 Kaliber, von denen $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Kaliber vor der kegelförmigen Aushöhlung maſſiv verbleiben, und die Zehrung genannt werden. Das Brandloch iſt $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Kaliber weit, und wird dadurch erzeugt, daß man die Hülſe durch das Anziehen einer $\frac{1}{2}$ Kaliber von ihrem Ende umgeſchlungenen Schnure verengt (würgt), wobei auf der längeren Seite der Hülſe noch der cylindriſche Winder in derſelben ſteckt, und auf der kürzeren Seite zur Bildung des Kopfes die Warze in dieſelbe eingeſchoben iſt. Am anderen Ende der Hülſe wird nach dem Einſchlagen des Satzes eine kleine Quantität Pirſchpulver (der Schlag) geladen, oder eine beſondere mit Schwärmern, kleinen Leuchtbällen ꝛc. gefüllte, und mit einer angemeſſenen Pulverladung zum Auswerfen jener Körper verſehene Kapſel befeſtigt. Zwiſchen der Zehrung und jenem Schlag oder dem Pulver in der Verſetzungskapſel befindet ſich ein Cylinder (Vorſchlag) von Papier oder Thon, welcher in ſeiner Axe durchbohrt iſt, um nach dem Verbrennen der Zehrung das Feuer in das Schlagpulver oder in die Pulverladung der Verſetzungskapſel zu leiten.

Der Stab der Raketen ist mindestens 5 bis 6 Mal so lang als die Hülse und bei Signalraketen gewöhnlich seitwärts an derselben angebunden. Ueber die Höhe, welche Signalraketen erreichen können, stellte Robins im Jahr 1749 sehr genaue Versuche an, wobei sich folgende Resultate ergaben:

Durchmesser der Rakete.	Erreichte Höhe in Fußen.
1 Zoll 6 Linien.	2229 Fuß.
2 „ — „	1977 „
2 „ 6 „	3000 „
3 „ — „	3762 „
3 „ 6 „	6327 „

Bei anderen im Jahr 1786 in Hannover angestellten Versuchen konnte man einpfündige Raketen in der Nacht 6 geographische Meilen weit sehen; die erreichten Höhen waren im Durchschnitt folgende:

10löthige Raketen	2679 Fuß.
½pfündige „	3915 „
¾ „ „	3482 „
1 „ „	5688 „

Ry.

Raketenstock, ein starker, unten verschlossener Hohlcylinder, in welchen die Raketenhülsen bei dem Einschlagen des Satzes gesteckt werden; er besteht aus 2 durch einen Vorstecker verbundenen Theilen, nämlich aus dem Obersatze, welcher die cylindrische Aushöhlung enthält, und aus dem Untersatze, welcher mit einem auf seiner oberen Fläche stehenden und oberwärts abgerundeten Cylinder (der Warze) in die Ausbohrung des Obersatzes paßt, und letztere von unten verschließt. Ry.

Rakowiz, ein See in der Moldau, unweit des Flusses Berlad.

Schlacht am 17. Januar 1475.

Stephan, der Nachfolger des Fürsten Peter Aaron der Moldau, hatte sich geweigert, den festgesetzten Tribut persönlich dem Sultan Mohammed II. zu überbringen. Daher ward von diesem der Beglerbeg von Rumili, Chadim Suleiman Pascha, zu einem Feldzuge gegen den widerspenstigen Fürsten bestimmt. Trotz der Strenge des Winters und des Mangels an nöthiger Zufuhr zog Suleiman zu Ende des Jahres 1474 mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann aus. Fürst Stephan hatte 40,000 Moldauer, meist bewaffnete Bauern, 5000 ungarische Soldaten, größtentheils Szekler, und 2000 Mann polnischen Fußvolks vereinigt. Es gelang ihm, seine Feinde durch die dichten Wälder, welche die Türken Agadsch demisi, das Waldmeer, nennen, bis zum See Rakowiz zu locken, wo er zu ihrem Empfange bereit stand. Am 17. Januar kam es zur Schlacht. Schon war das Vordertreffen, in welchem die Szekler fochten, von den Türken gebrochen, als Stephan dadurch, daß er sich selbst in die feindlichen Reihen stürzte, die Schlacht glücklich wieder herstellte und gewann. Nur wenige Türken entkamen durch die Flucht; die meisten fanden den Tod auf dem Schlachtfelde oder in den Fluthen der Donau, in welche sich der Berlad gemeinschaftlich mit dem Serett oberhalb Braila ergießt; ihre ausgehungerten Pferde vermochten sie weder in der Schlacht, noch auf der Flucht zu tragen. Um sie in diesen Zustand zu versetzen, hatte Fürst Stephan den Landstrich der Wallachei, durch welchen der Zug der Türken führte, durch Feuer in eine Wüste verwandelt. — Die Leichname des Schlachtfeldes wurden verbrannt, die Gefangenen meistens gespießt, und aus den Gebeinen später Siegeshügel errichtet; der Verlust der Sieger war gleichfalls sehr bedeutend. Drei Hügel, auf denen Kreuze errichtet wurden, bezeichneten die Schädelstätte der Christen.

Von Seiten der Türken waren 4 Paschas geblieben und 100 ihrer Fahnen erbeutet worden. Vier türkische Anführer sammt 36 Fahnen sandte Stephan an den König Casimir von Polen zum Danke für die geleistete Hilfe. Die Beute war überaus reich. Als nächste Folge des Sieges erscheint die Rückkehr mehrerer Schlösser an der Donau, welche an die Türken abgefallen waren, unter moldauische Herrschaft. Allein im folgenden Jahre rächte Sultan Mohammed diese Niederlage durch den Sieg, welchen er am 26. Juli im weißen Thale, von den Moldauern Rosbóni genannt, über den Fürsten Stephan erfocht. (Vergl. Hammer, Geschichte der Osmanen, II. Bd., S. 143. — Engel's Geschichte der Moldau. S. 146.)

— 8 —

Raleigh, Walther, geboren zu Budley in der englischen Grafschaft Devon, war der jüngste Sohn einer zwar adeligen, aber mit Glücksgütern nicht besonders ausgestatteten Familie; ihm selbst hatte die Natur dagegen ein vortheilhaftes Aeußere, einen ausgezeichneten Verstand, und einen jeder Gefahr trotzenden Muth verliehen. Er kam an den Hof, ward in Geschäften nach Irland gesendet, bei seiner Rückkehr 1580 vom Lord Grey angeklagt, vertheidigte sich aber vor dem Geheimrathe mit so viel Kraft und Schönheit der Rede, daß er die Augen der Königin Elisabeth auf sich zog, die ihn nun besonders auszeichnete, wozu auch noch die Empfehlung des Grafen Leicester beitrug. Im Jahre 1584 reiste er nach Amerika, gründete in Mocosa die erste englische Colonie, und nannte sie Virginien. Hierdurch befestigte er sich mehr und mehr in der Gunst Elisabeth's, die ihm 1592 das Commando einer gegen die Spanier in Amerika bestimmten Flotte ertheilte. Mit 15 größern Kriegsschiffen stach er in See, und wenn auch stürmisches Wetter, verbunden mit der Tapferkeit der Spanier, deren gänzliche Vernichtung vereitelte, so that R. ihnen doch Schaden genug, und machte große Beute. Nach seiner Rückkehr wurde er Hauptmann der Garde der Königin, bald aber eines Liebesverständnisses mit einer Hofdame wegen vom Hofe verbannt. An ein Leben, wie er es jetzt führen mußte, nicht gewöhnt, und beseelt von dem Gedanken, zur See sein Glück machen zu können, beschloß Raleigh 1595, mit einigen königlichen Schiffen auszulaufen, um entweder Reichthümer zu erwerben, oder den Spaniern auf irgend einem Puncte von Südamerika zu schaden. Am 6. Februar verließ er Plymouth, kam am 22. März bei den Inseln unter dem Winde an, landete auf Trinidad, verbrannte die Stadt St. Joseph, und nahm den spanischen Gouverneur Antonio Berreo gefangen. Er ging nun auf dem Oronoco vor, und suchte nach Guiana zu gelangen; doch dieß schlug fehl, und er zerstörte nun noch mehrere spanische Städte. Nach England zurückgekehrt, wußte er die Schönheit und den Reichthum jener Gegend so lockend zu schildern, daß er 1597 mit der zahlreichen, gegen das spanische Amerika gerichteten Flotte abging, deren eine Escadre er befehligte, während das Obercommando der Graf Essex führte. Sein Schiff litt indessen so vom Sturme, daß er genöthigt wurde, bei den Azoren zurückzubleiben. Ein Befehl des Grafen Essex schrieb ihm vor, nach der Insel Fayal zu segeln, und dort den Oberbefehlshaber zu erwarten. Raleigh kam 5 Tage vor diesem an; schon hatte er 4 Tage gewartet, da nöthigte ihn Mangel an Wasser, den Vorstellungen seiner Officiere nachzugeben, und zu landen. Er schlug die Spanier, nahm die auf der Insel befindliche Stadt, und versorgte sich mit allem Nöthigen. So vortheilhaft dieser Gewinn an sich war, so war er doch gegen die höhern Befehle unternommen; der Graf Essex gerieth darüber in den höchsten Zorn, und drohte R. enthaupten zu lassen, ein Spruch, dem mehrere Mitglieder

des Kriegsrathes beistimmten; doch gelang es dem Grafen Howard, der auch eine Division der Flotte befehligte, Verzeihung für R. zu erhalten. Seitdem fand eine geheime Abneigung zwischen Essex und R. Statt, die ihren Grund wohl auch in den wenigen Erfolge der Expedition hatte. Als die Königin gestorben war, und Jacob von Schottland den britischen Thron bestieg, wurde R. nebst mehreren Andern beschuldigt, Arabelle Stuart auf den Thron erheben zu wollen. Es wurde ihm die Strafe des Hochverrathes zuerkannt; doch Jacob ließ sie nicht vollstrecken, sondern verwandelte sie in Gefängniß im Tower zu London, woselbst R. 13 Jahre zubrachte. Während der Gefangenhaltung schrieb Walther eine allgemeine Geschichte, deren zweiten Theil er noch im Manuscripte verbrannte. Am 20. März 1616 erhielt R. die Freiheit. Die 13jährige Gefangenschaft und sein vorgerücktes Alter hatten indessen seine Energie nicht geschwächt. Er lebte immer nur in dem Gedanken, im spanischen Amerika sich zu bereichern, und wußte den König so für seine Pläne zu gewinnen, daß er den Befehl über 12 Schiffe erhielt. Er segelte Mitte August 1617 nach den Küsten von Guiana ab. Die Spanier, welche Kunde von der ihnen drohenden Gefahr erhalten hatten, leisteten tapfern Widerstand, R. verlor bei der Landung seinen Sohn; der beste Capitain seines Geschwaders, Namens Kernis, entleibte sich; Alles schlug fehl, und man mußte unverrichteter Sache nach England zurückkehren. R. wollte für seine Person nach Frankreich; die Seeleute zwangen ihn aber, mit nach Plymouth zu gehen, wo er sofort verhaftet ward. Man brachte ihn in den Tower, setzte ein Kriegsgericht über ihn nieder, und dieses erkannte ihm die Todesstrafe zu, wozu übrigens der spanische Botschafter viel beitrug. Da man aber eigentlich ihn wegen der Expedition gegen die Spanier nicht verdammen konnte, so ward die alte Klage von 1603 wieder hervorgesucht; alle seine Gegner, unterstützt durch spanischen Einfluß, vereinten sich zu seinem Untergange, und am 29. Oct. 1618 fiel sein Haupt auf dem Westminsterplatze durch Henkers Hand. Er hatte ein Alter von 66 Jahren erreicht. (Vergl. The life of Walter Raleigh. — Camdeni vita Elisabethae. — Larrey, histoire d'Angleterre, tome 2.) F. W.

Ramillies, Dorf im Königreich Belgien, am Ursprung der Ghete in Südbrabant.

Schlacht am 23. Mai 1706.

Im 6. Jahre des spanischen Erbfolgekrieges standen sich im Frühjahre die Generale Marlborough und Villeroi in Flandern gegenüber, Ersterer an der Spitze von 73 Bat. und 123 Schwad. Engländer, Holländer, Dänen und Deutsche; Letzterer an der Spitze von 74 Bat. und 128 Schwad. Franzosen, Spaniern und Baiern. Das erstere Heer zählte 60,000, das französische 62,000 Mann. Am 19. Mai überschritt Villeroi die Dyle, und lagerte bei Tirlemont; am 20. Mai hatte der Herzog von Marlborough sein Heer bei Lootz zwischen Tongres und St. Trou vereinigt. Villeroi, in der Meinung, Marlborough beabsichtige Namur anzugreifen, beschloß, ihm mit diesem Marsche zuvorzukommen, und setzte sich gegen Ramillies in Marsch. Marlborough, hiervon durch seine Vorposten benachrichtigt, beschloß unverzüglich, den Feind während des Marsches anzugreifen. Er befahl daher seinem Heere, am 22. Mai in 8 Colonnen aufzubrechen, und links um den Ursprung der kleinen Ghete herumzumarschiren, bis es auf den Feind stoßen würde. Beide Heere trachteten das zwischen den Quellen der Mehaigne und der beiden Gheten liegende Plateau zu erreichen, das eine besondere Beschreibung verdient. Des flachen Brabanterlandes höchster Theil liegt zwischen seinen beträchtlichsten Flußgebieten, der Mehaigne und Dyle, und zwar dort, wo seine eigene bedeutendste Bewässerung

ausgeht, nämlich am Ursprunge der beiden Gheten. Sowohl diese zwei Bäche, als jene beiden Flüßchen haben weder eine große Wassermasse, noch reißenden Fall; gleichwohl bilden sie, besonders die große Ghete, hie und da beschwerlichere Hindernisse für Truppenbewegungen, als manche große Flüsse. Der von den genannten Gewässern durchschnittene Boden ist flach, wellenförmig und mit zerstreuten Gebüschen bewachsen. Das eigentliche Schlachtfeld wird durch die kleine Ghete in zwei Abschnitte getheilt, von denen der östliche die Ebene von Jandrinoeuil, der westliche die Ebene von Mont St. André heißt; das letztere Dorf, an der großen Ghete, liegt von zwei andern hervorragenden Puncten so ziemlich gleich weit ab, nämlich von dem Dorfe Autre-Eglise, und von einem Erdaufwurfe, der Grabhügel von Hottomont genannt, welcher über die Ebenen hervorragt und den sumpfigen Grund entlang der Mehaigne bis nach Travières übersieht. Der Hügel bei Hottomont bildet die Wasserscheide zwischen den beiden Gheten und der Mehaigne. Von ihm aus zieht sich der höhere Grund nach Ramillies, um den Ursprung der kleinen Ghete herum, gegen Offuz zu, von wo ein Ausläufer sich nach Autre-Église erstreckt, an dessen Fuß der Jauchebach mit der kleinen Ghete zusammenfließt.

Während das verbündete Heer sich in 8 Colonnen gegen das Dorf Mierdop bewegte, besetzte Villeroi, bei dem sich der Kurfürst von Baiern eingefunden hatte, die Stellung zwischen dem Grabhügel von Hottomont und dem Dorfe Autre-Église. Der rechte Flügel ward an den Hügel von Hottomont unweit der Mehaigne gelehnt; er bestand aus den k. Haustruppen und 8 Brigaden Reiterei; das vorliegende Dorf Franqueries ward durch 4 Bataillone besetzt. Der linke Flügel lehnte sich an Autre-Église, welches Dorf gleichfalls durch Infanterie besetzt wurde. Vor dem rechten Flügel lag das Dorf Ramillies, vor dem linken das Dorf Offuz; beide wurden mit Infanterie und Geschütz besetzt. Das franz. Heer bildete 2 Linien.

Bei dieser Aufstellung beging Marschall Villeroi den großen Fehler, vor seiner Front die ausgedehnte, minder durchschnittene Ebene von Jandrinoeuil seinem Gegner zu überlassen. Dadurch lieferte Villeroi den Beweis, daß er das Terrain nicht so richtig aufgefaßt hatte, als früher die Ingenieure bei Tracirung der verschanzten Linie, indem diese die ganze Ebene in das Innere ihres Umrisses hineingezogen hatten. Es ist unbegreiflich, daß die damals noch sichtbaren Spuren dem Marschall von Villeroi die Augen nicht öffneten. Sobald die 8 Colonnen des Herzogs von Marlborough jenseits Mierdop in die Ebene hinauskamen, theilten sie sich in verschiedene Richtungen. Die erste marschirte links von der alten Römerstraße, die zweite auf derselben, alle übrigen rechts derselben nach verschiedenen Richtungspuncten, nämlich die 3. und 4. auf dem Hügel von Hottomont; die 5. und 6. nach dem Kirchthurme von Offuz; die 7. nach jenem von Autre-Église; endlich die 8. nach jenem von Fouly. Sobald die Spitzen dieser Colonnen in der Höhe von Fouly und Boneff anlangten, erhielten sie Befehl, in 2 Treffen hinter einander aufzumarschiren, das Fußvolk in der Mitte, die gesammte Reiterei auf den Flügeln. Nur 20 dänische Schwadronen wurden gleich Anfangs als Reserve hinter dem linken Flügel der Mitte aufgestellt. Dieser Aufmarsch begann Morgens um 10 Uhr, und war um 1 Uhr Nachmittags vollendet. Nach Maßgabe als die Colonnen der Verbündeten vorrückten, zogen sich die feindlichen Vorposten zurück, und die Generale der Verbündeten sprengten vor, um die feindliche Stellung mehr in der Nähe zu recognosciren. Das Ergebniß dieser Recognoscirung war folgendes: Der Feind hatte die drei Dörfer vor seiner Front: Autre-Église, Offuz, Ramillies stark mit Infanterie besetzt; er hatte namentlich nach Ra-

millies, das von einem tiefen Graben umzogen war, 20 Bataillone geworfen. Hinter diesen Dörfern stand das Heer in zwei Treffen. Der linke Flügel reichte von Offuz bis Autre-Église, und hatte den Rücken zwischen der kleinen Ghete und der Jauche; die Mitte erstreckte sich von den Einzäunungen des Dorfes Offuz bis an die Hügel hinter Ramillies; auf dem rechten Flügel, in der offenen Strecke zwischen Ramillies und der Mehaigne, war beinahe die ganze Reiterei vorwärts des Grabhügels von Hottomont, gleichfalls in 2 Treffen, aber in großen Zwischenräumen aufgestellt. In erster Linie standen die k. Haustruppen in folgender Ordnung: rechts die Garde du Corps, dann die Gensdarmen, die grauen und schwarzen Musketiere, die Grenadiere zu Pferde, die Chevaurlégers und endlich die baierischen Kürassiere. In der 2. Linie standen die franz. Cavalerieregimenter der Linie. Zur Deckung des rechten Flügels war eine Brigade Infanterie, unter dem General Lamotte, an die Mehaigne vorgeschoben, welche eine Viertelstunde vorwärts die vielen Hecken und Gräben des Dorfes Taviers und die dortige Brücke stark besetzte, und eine Abtheilung leichter Truppen nach Franqueries vorschickte, um die dortige Brücke über die Mehaigne zu vertheidigen.

Marlborough erkannte auf den ersten Blick den Hauptfehler dieser Stellung. Der linke Flügel war unangreifbar wegen der morastigen Gewässer, hinter denen er stand. Auf dem rechten Flügel, dessen Stützpunct, der Hügel von Hottomont, zugleich der Schlüssel der ganzen Aufstellung war, fehlte es nicht an Truppen, um ihn zu vertheidigen; allein die vorgeschobene Abtheilung in Taviers war offenbar zu weit vom Hauptcorps entfernt, um es gehörig zu decken, oder im Falle der Noth von demselben unterstützt zu werden. Auf diese Wahrnehmungen gründete Marlborough seine Angriffsdisposition, die im Allgemeinen dahin ging, einen nachdrücklichen Scheinangriff auf den feindlichen linken Flügel zu beginnen, um ihn zur Schwächung seines rechten Flügels zu verleiten, mittlerweile Taviers mit Sturm zu nehmen, und von dort aus mit größter Schnelligkeit gegen den Hügel von Hottomont vorzubrechen, und von diesem beherrschenden Puncte aus die ganze feindliche Stellung aufzurollen.

Diesem gemäß erging der Befehl an das britische, holländische und deutsche Fußvolk, aus dem die 5. und 6. Colonne bestanden, in ganzer Front mit beiden Treffen von der Anhöhe von Fouly herab gegen den Ghetebach zu marschiren, mittels einer Viertelsrechtschwenkung gegenüber den Dörfern Autre-Église und Offuz Halt zu machen, und, durch die Reiterei der 7. Colonne unterstützt, den Angriff auf beide Dörfer zu beginnen.

Sobald Villeroi seinen linken Flügel bedroht sah, zogen ungesäumt von der Mitte einige Bataillone zur Verstärkung von Autre-Église, und eben so einige vom rechten Flügel herbei, um die in der Mitte entstehende Lücke auszufüllen. Diese hastigen Bewegungen brachten Verwirrung in der Schlachtordnung der Franzosen hervor. Marlborough, der das Fußvolk des rechten Flügels in Person vorführte, gerieth während des Marsches in eine Mulde, in deren Tiefe die Truppen, ziemlich nahe an der feindlichen Aufstellung, plötzlich gedeckt und ungesehen standen. Während er das erste Treffen auf die jenseits ansteigende Wölbung gegen den Feind vorschob, ließ er das zweite Treffen in der Tiefe zurück, und entsendete den größten Theil davon links zur eiligsten Unterstützung des eigentlichen Angriffs. Dieser Rückhalt gab nebst 20 deutschen Schwadronen, welche das 3. Treffen des linken Flügels formirten, späterhin den Ausschlag. — Vier Bataillone nebst 2 Geschützen der 3. und 4. Colonne wurden auf den linken Flügel der Reiterei

gesendet mit dem Befehle, in gleicher Höhe mit dieser vorzurücken, um den Feind aus Franqueries und Taviers zu vertreiben. Zwölf weitere Bataillone derselben Colonnen mußten, unter dem General Scholz, den Angriff auf Ramillies ausführen. — Etwa um halb ein Uhr eröffneten die Batterien der Verbündeten ihr Feuer, das von den Feinden erwidert wurde. Der Oberst Wertmüller übernahm das Commando über die zum Angriffe auf Taviers bestimmte Abtheilung; er vertrieb die hinter den Hecken und Zäunen bei Franqueries vertheilten Posten, und nach Maßgabe, als er in der Tiefe entlang der Mehaigne vorrückte, bewegte sich rechts davon auf der Höhe der linke Flügel der Reiterei, vom Feldmarschall Overkirk angeführt, langsam vorwärts gegen den feindlichen rechten Flügel. In der Nähe von Taviers stieß Oberst Wertmüller auf tapfere Gegenwehr, weil die Feinde verdeckt kämpften, und häufig durch frische Truppen abgelöst wurden. — Marschall Villeroi sah nunmehr ein, daß seines Gegners eigentlicher Zweck dahin ging, seinen rechten Flügel zu umfassen. Zu dessen Deckung beorderte er 2 Schweizerbataillone und 14 Schwadronen Dragoner dahin, die auf der Höhe oberhalb Taviers absitzen, und mit Zurücklassung der Pferde den im Dorfe eingeengten Truppen zur Unterstützung eilen mußten. Allein ehe dieses Hilfscorps anzulangen vermochte, war Taviers bereits erstürmt, und die dänischen Schwadronen, welche sich im Galopp um das Dorf herum schwenkten, fielen sowohl dem fliehenden Fußvolk in den Rücken, als den Dragonern in die Flanke; ersteres ward theils zusammengehauen, theils in die Mehaigne gesprengt, letztere ließen ihre Pferde im Stiche. Zu gleicher Zeit stürzte sich Overkirk auf die nunmehr entblößte Flanke der feindlichen Reiterei. In dichten Massen schritt er rasch auf die großen Zwischenräume los, nahm dadurch die feindlichen Schwadronen in die Flanke, und warf das erste Treffen ziemlich schnell; hinter diesem stand in schachbretförmiger Ordnung das 2. Treffen, das seine etwas auseinandergekommenen vordersten Abtheilungen mit Standhaftigkeit empfing, so daß diese in eiliger Flucht umwendeten, und Verwirrung die ganze Masse ergriff. Die baierischen Küraſſiere benutzten die Unordnung, und brachen, unterstützt von dem Kanonenfeuer, aus Ramillies in die Flanke der Gesprengten hervor.

Marlborough, sobald er das Vorgefallene gewahrte, schickte eiligst dem rechten Flügel, wo wegen der vorliegenden Sümpfe nichts zu unternehmen, aber auch nichts zu befürchten war, den Befehl zu, nur die englische Reiterei dort zu lassen, alle übrigen Truppen aber so rasch als möglich links abmarschiren zu lassen. Während er die ersten 17 Schwadronen, die er sammeln konnte, in eigner Person vorführte, die Weichenden zum Stehen brachte, und sich auf ihren rechten Flügel setzte, war auf dem linken der Herzog von Würtemberg mit den Dänen unaufhaltsam über Taviers vorgedrungen, und hatte Alles, was sich ihm entgegenstellte, über den Haufen geworfen. In derselben Zeit war General Scholz mit 12 Bataillonen, denen in geringer Entfernung das ganze Fußvolk nachfolgte, zum Angriffe des Dorfes Ramillies, dessen Feuer dem linken Flügel der Verbündeten sehr lästig fiel, vorgerückt. Seine 4 Colonnen, die sich auf die Front und die Flanken des Dorfes dirigirten, zogen das Spiel aller dortigen Batterien so sehr auf sich, daß die übrigen Truppen nichts mehr davon zu leiden hatten.

Im Gewühle dieses Kampfes schwebte Marlborough in großer Gefahr. Während er die Gesprengten aufzuhalten suchte, ward er von den nacheilenden französischen Dragonern erkannt, die ihn nun zu umringen suchten. Beim Uebersetzen eines breiten Grabens stürzte jenseits desselben sein Pferd. Sein Adjutant, Hauptmann Molesworth, sprang vom Pferde, und bot es

dem Feldherrn an. Während Oberst Bingfield, sein Stallmeister, ihm den Bügel hielt, und der Herzog sich auf das Pferd schwang, riß eine Kanonenkugel dem Obersten den Kopf vom Rumpfe. — Von den herbeigezogenen Verstärkungen trafen jetzt wieder 20 Schwadronen in größter Eile ein, und stellten sich als 4. Treffen rechts, seitwärts und hinter der hier zusammengezogenen Reiterei auf. Der Anblick der immer wachsenden Streitkräfte machte die Feinde stutzen, und eine dadurch entstandene Pause verschaffte den Verbündeten den Vortheil, sich noch besser zu dem bevorstehenden Anfalle zu rüsten. Der Herzog von Würtemberg drang nämlich mit den tapfern Dänen unwiderstehlich zwischen dem sumpfigen Thale der Mehaigne und dem rechten Flügel der k. Haustruppen vor; eben so der Erbprinz von Hessen-Cassel mit den holländischen Leibwachen und den Dragonerregimentern Dopf und Opdam zwischen dem Dorfe Ramillies und dem linken Flügel der genannten Truppen, in der Richtung auf Geest-à-Gerompont, obschon Marschall Villeroi und der Kurfürst von Baiern sich ihnen mit Verzweiflung entgegenwarfen, und nichts versäumten, um die Flüchtigen aufzuhalten und wieder vorzuführen. — Nach diesem erfolgreichen Vordringen in Massen marschirte die verbündete Reiterei auf dem erhabenen Terrain nächst dem Grabhügel von Hottomont auf, und der Sieg war nicht länger zweifelhaft. General Scholz war zu gleicher Zeit mit seinen Colonnen, unter dem Schutze eines Hagels von Kartätschen und Flintenkugeln, zum Sturme vorgeeilt. Zuerst warf er einige aus dem Dorfe vorrückende Schweizerbataillone, dann gewann er die Garteneinfassungen, nahm von hier aus die baierischen Grenadiere, welche rechts vom Dorfe standen, in die Flanke, und jagte diese nebst den Fußgarden mitten durch das Dorf zurück. Nur 2 Bataillone kurfürstlich Cölnischer Leibgarde standen noch unerschüttert da; General Maffey, der Befehlshaber sämmtlicher baierischer Truppen, befahl selbigen auszuharren, und begann indessen den Rückzug mit den rückwärtsstehenden Bataillonen durch einen Hohlweg, der vom Dorfe Ramillies nach dem Hügel von Hottomont hinaufführt, wo Maffey noch immer die französisch-baierische Reiterei in ihrer vermeinten und unangreifbaren Stellung zu finden wähnte. Er mußte zur Deckung seines Marsches den südwestlichen Theil des Dorfes wieder erobern, was ihm auch für einen Augenblick gelang; allein das Fußvolk der Verbündeten, das einen Zuwachs durch die herbeigezogenen 20 Bataillone des Centrums erhielt, erneuerte den Sturm mit verdoppelter Kraft, und die schon erschütterten Truppen ergriffen nunmehr die unordentlichste Flucht. Ihr Anführer Maffey hielt die fremde Cavalerie für die eigene, und fiel in ihre Hände. Die Truppen, in gleichem Irrthum, erlitten ähnliches Schicksal, oder wurden niedergehauen. Nur einige französische und Schweizeratbaillone gewahrten bei Zeiten, daß man sie dem Verderben entgegenführe, und änderten die Richtung ihres Rückzuges, den sie geschlossen und mit Fassung gegen die große Ghete fortsetzten. Nach vierthalbstündigem Gefechte hatte die verbündete Reiterei des linken Flügels so namhafte Vortheile errungen, aber auch so ungeheure Anstrengungen gemacht, daß sie Erholung bedurfte. Der Feind benutzte diese Ruhepause. Villeroi und der Kurfürst zogen einige Schwadronen vom linken Flügel herbei, und wollten sich auf dem Plateau zwischen Offuz und Geest-à-Gerompont zur Flankendeckung und Sammlung der Versprengten aufstellen. Allein es war unmöglich, vorwärts zu kommen; denn das in einander gefahrene Fuhrwesen, welches man zu nahe an der ersten Formirung geduldet hatte, versperrte jeden Zugang.

Marlborough gewahrte das überhand nehmende Gewirre, und beschloß,

daſſelbe vollſtändig zu machen. Er ſchickte dem General Scholz den Befehl zu, rechts durch die Sümpfe von Offuz vorzudringen, und zog den General Wood mit einer Abtheilung engliſcher Reiterei vom rechten Flügel herbei, um jener Infanterie als Reſerve zu dienen. Allein der Feind wartete dieſen neuen Angriff nicht ab; General Wood fand daher Offuz geräumt, und nahm mit 2 Cavalerieregimentern jenſeits des Dorfes auf einer ſanften Anhöhe Stellung. Zwei engliſche Infanterieregimenter und 5 Schwadronen waren indeſſen unbeweglich auf der Höhe von Fouly ſtehen geblieben. Auch ſie wollten Theil haben an dem Ruhme dieſes Tages; kühn brachen ſie zwiſchen Teichen und Moräſten durch, erklimmten die Anhöhe zwiſchen dem Jauche- und dem kleinen Ghetebache, drangen in den Rücken des Dorfes Autre-Égliſe vor, fielen mit dem Bajonette den noch ſtehen gebliebenen feindlichen linken Flügel an, und ſprengten ihn auseinander. — Als General Wood die Fortſchritte auf den übrigen Puncten bemerkte, rückte auch er mit ſeiner Brigade in der Richtung des Weilers Hedenge und des Meierhofes Jaubrain vor, wo er auf ſpaniſche und baieriſche Leibgarden ſtieß, welche unter des Kurfürſten eigener Führung den Rückzug des Geſchützes und Fuhrweſens zu decken ſuchten. General Wood ließ das Regiment Woodham links auf die Spanier einhauen, und führte ſein eigenes Regiment rechts gegen die Baiern vor. Der Angriff geſchah mit unwiderſtehlicher Wuth. Der Kurfürſt entkam nur mit Mühe. Das Schickſal dieſer beiden Regimenter wirkte ſchrecklich auf die Hauptmaſſe des franzöſiſchen Heeres, das ſich ſeither noch mit einigem Anſchein von Ordnung zurückgezogen hatte; es löſte ſich plötzlich auf, und ſtäubte auseinander. Einige ſtürzten ſich über den Abhang gegen das Flußbett der großen Ghete, andere rannten in wilder Haſt gegen Jodoigne, oder dahin, wo Geleiſe und Fußtapfen ihnen einen Ausweg verſprachen. Mit jedem Schritte vergrößerte ſich das Unglück; denn nunmehr ſtürzten die Fliehenden auf zerbrochene, umgeſtürzte Fuhrwerke; in den von allen Seiten verſperrten Wegen fielen ſie entweder unter dem Schwerte, oder in die Hände ihrer Verfolger, die mit raſtloſem Eifer durch Jodoigne bis 2 Uhr am folgenden Morgen nachjagten, und beinahe ſämmtliches Geſchütz nebſt dem Gepäcke erbeuteten. — Bei Meldeſt, 5 Stunden jenſeits des Schlachtfeldes, und nur noch 2 Stunden von Löwen entfernt, machte der Herzog von Marlborough Halt. Lord Orkeney ſetzte an der Spitze einiger Schwadronen die Verfolgung bis in die Nähe von Löwen fort. — Dieſer Tag koſtete dem Feinde 13,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Unter den Todten waren der Prinz Maximilian von Soubiſe, die Generale Zurlauben und Bar; unter den tödtlich Verwundeten der Marquis de Beaune, älteſter Sohn des Marſchalls Tallard; unter den Gefangenen die Generale Mezières und Pallavicini. Außer dem Geſchütze (50 Kanonen) wurden 80 Fahnen und Standarten erobert. Den eigenen Verluſt gaben die Verbündeten auf 1066 Todte und 2567 Verwundete an; darunter befanden ſich an Officieren 82, an Verwundeten 283. — Der Kurfürſt und Villeroi flohen vom Schlachtfelde nach Löwen; dort wurde auf dem Marktplatze bei Fackelſchein ein Kriegsrath gehalten, und beſchloſſen, das offene Feld zu räumen, die feſten Plätze ihren eigenen Streitkräften zu überlaſſen, und das geſchlagene Heer eiligſt hinter den Kanal von Brüſſel zu führen.

Forſcht man nach den Urſachen dieſer Niederlage, ſo findet man deren zweierlei: 1) Die Fehler des Marſchalls Villeroi, 2) die trefflichen Anordnungen Marlborough's.

In der Schlacht bei Ramillies wie bei Höchſtedt warfen die Franzo-

den größten Theil ihrer Infanterie in die Ortschaften, statt diese nur
ch eine Vorhut zu besetzen, die Hauptmasse aber rückwärts aufzustellen, um
r der eigenen Bewegungen zu bleiben. Der einsichtsvolle Kurfürst von
ern erkannte unmittelbar nach seiner Ankunft sogleich den großen Uebel-
nd der Truppenvertheilung, welcher theilweise in dem Eingange dieser
rstellung angedeutet wurde. Die Zeit zu Abänderungen war jedoch zu
rz, indem das Feuer bereits begonnen hatte, als er auf dem Schlachtfel-
de eintraf.

Der Sieg bei Ramillies war eine Frucht von Marlborough's Scharf-
ck, schnell denjenigen Punct aufzufassen, wo er seine ganze Stärke hinzu-
enden, und eine Ueberzahl hervorzubringen hatte, worin er von dem Feld-
rschall Overkirk sowohl, als auch von den untergeordneten Truppenfüh-
n trefflich unterstützt wurde. Der französische General Quincy, ein Augen-
ge, bekräftigt dieses Urtheil mit folgenden Worten: „In der That, wie
ren unserm Gegner um wenige Bataillone und Schwadronen überlegen,
h dennoch verstand dieser so trefflich, von seiner Mitte und seinem rech-
Flügel, die nichts zu besorgen hatten, so viele Truppen eiligst nach dem lin-
n Flügel zu ziehen, und eine so starke Reserve zu bilden, daß über unsere
upttruppen, die auf dem Schlüsselpuncte der Aufstellung standen, plötzlich
e Ueberzahl in dem Verhältniß von 6 gegen 1 herfiel." (Vergl. hauptsächlich
. Cooke, Leben und Denkwürdigkeiten des Herzogs von Marlborough.
Thl. — Ferner Quincy, histoire militaire du règne de Louis XIV.,
Band, woselbst sich ein Plan der Schlacht befindet.)

— 8 —

Ramla, Städtchen in Palästina, an der Straße von Jaffa nach Je-
salem, 5 starke Meilen von letzterem Orte entfernt.

Schlacht am 25. November 1177.

Die Zeiten, wo die christlichen Herrscher Palästina's ungestraft ihre Völ-
nach Antiochien schicken durften, waren nicht mehr. Der Sultan Sa-
din (s. d.), schon vorher zu einem Angriffe auf die Christen entschlossen,
h durch die Ankunft neuer Kreuzfahrer und der griechischen Flotte be-
gt gemacht, hatte die Zeit, welche er durch die Zögerung eines der christ-
hen Heerführer, des Grafen von Flandern, gewann, mit großer Thätigkeit
nutzt, um die waffenfähige Mannschaft aus Syrien an sich zu ziehen, und
h auf eine nachdrückliche Vertheidigung vorzubereiten. Er stand zur Ge-
nwehr gerüstet, als er die kaum glaubliche Nachricht erhielt, das fränkische
er sei nach den nördlichen Gegenden gezogen. Nichts hinderte ihn jetzt,
hrt zum Angriffe überzugehen, und schon betrachtete er Jerusalem als eine
ere Beute. Von den wenigen im Lande Zurückgebliebenen und von
n durch körperliche Leiden geschwächten unmündigen Könige Balduin von
rusalem an ihrer Spitze, ließ sich kaum der Versuch eines Widerstandes
rwarten. — In den Ebenen des rechten Nilufers musterte der Sultan
in Heer. Zahlreiche Schwärme aus Arabien, aus Oberägypten und der
bischen Wüste, zum Theil zu Pferde, zum Theil auf Dromedaren, ström-
n noch immer zu seinen Fahnen; aber sein größtes Vertrauen setzte er auf
,000 Mann regelmäßiger Reiterei, unter denen 18,000 geübte Bogen-
tzen und 8000 mit Speer und Panzer Bewaffnete gezählt wurden. Zu den
tern gehörte die heilige Schar der 1000 Mammelucken, welche, dem Schutze
r Person ihres Gebieters gewidmet, seine Leibwache bildeten, und, mit ihm
ch gekleidet, sich durch den hochgelben Waffenrock über der prächtigen
stung kenntlich machten. — Auf Seite der Christen hatten sich nur die
chsten Verwandten des Königs von dem Zuge nach Syrien ausgeschlossen,

und die Streitkräfte, welche sie der großen Ueberlegenheit des Feindes entgegenstellen konnten, betrugen noch nicht das Fünftel der regelmäßigen Scharen Saladin's. Balian von Ibelim, dessen Bruder Balduin, Herr von Ramla, Rainald Garnier, Fürst von Sidon, und Joscelin von Courtenay, Seneschall des Reichs, versammelten ihre Vasallen; doch sie konnten das Heer des Königs nur bis auf 375 Lanzen verstärken, zu welchen einige Tausend Mann Fußvolk stießen. So gering diese Macht war, vermochte doch selbst die dringendste Gefahr nicht den Haß der Parteien zu besiegen. Ungern schienen die Barone von Palästina sich den Befehlen Rainald's von Chatillon zu unterwerfen, und in dem Augenblicke, wo Einigkeit allein den Untergang verzögern konnte, brach das Verderben der Zwietracht unter den Führern aus. Da raffte der todtkranke Jüngling sich plötzlich vom Schmerzenslager auf; die Gefahr des Vaterlandes lieh ihm ungewohnte Kraft, und das erstaunte Heer folgte seinem ihm wiedergegebenen Könige freudig nach Askalon. Balduin kam den Feinden, die ihr schweres Gepäck in El-Arisch zurückgelassen und die wichtigste Festung der Christen durch einen Handstreich zu nehmen gehofft hatten, zuvor, und nöthigte den Sultan, die zur Verheerung der Dörfer abgeschickten Haufen schnell wieder an sich zu ziehen. Einzelne glückliche Gefechte, vielleicht nur die damals üblichen Zweikämpfe, belebten den Muth der kleinen Anzahl; aber gegen Abend schloß Balduin sich in die Stadt ein. Die Türken hielten dieß für ein Zeichen der Furcht, und Saladin selbst glaubte nun, ohne Gefahr streifende Parteien nach dem Innern des Landes absenden zu können. Ueberall flohen die Einwohner, das verlassene Ramla wurde verbrannt, Lidda heftig bestürmt; doch der König blieb unbeweglich in Askalon, bis das feindliche Hauptheer dem Vortrabe gefolgt, und schon über diesen Platz hinaus war. Rasch zog er nun den Großmeister der Templer, Odo von St. Amand, der mit 80 Rittern Gaza besetzt hielt, an sich, und verließ die Festung, entschlossen, trotz der Ungleichheit der Kräfte das Schicksal der Stadt Gottes durch eine Schlacht zu entscheiden. — Die flachen Sandhügel der Küste verbargen den Zug, und Saladin bemerkte die Franken erst in dem Augenblicke, wo sie über die Höhe der Dünen hervorkamen. Ein Theil seines Heeres war auf Plünderung ausgegangen; aber der Kern seiner Macht, den er beisammen behalten hatte, übertraf noch bei weitem die kleine Anzahl der Feinde. Von der Seite angegriffen, mußte er seine Schlachtordnung ändern; er eilte einen Hügel zu besetzen, der die Stellung deckte, allein die Christen erreichten ihn früher. Um diesen Punct wurde mit der heftigsten Erbitterung gestritten; ein Neffe des Sultans fiel bei dem wiederholten Sturme. Sein Vater, Sihchan Schah, hatte ihn im Angesichte des ganzen Heeres, das den tapfern Jüngling liebte, abgeschickt, den Hügel zu nehmen, und sein Tod schien eine üble Vorbedeutung. Die Türken begannen zu weichen; aber sie faßten neuen Muth, als sie die von dem Streifzuge abgerufenen Haufen eilig herankommen sahen. Doch auch die Christen fühlten, daß an diesem Augenblicke ihr Untergang oder ihre Rettung hing. Nach ihrer Gewohnheit hatten sie, in verschiedene einander unterstützende Haufen geordnet, staffelförmig angegriffen; sie warfen sich jetzt in Masse auf die Hauptmacht des Feindes, und brachen mit gewaltiger Anstrengung durch. Fürchterlich wütheten nun Lanze und Schwert in den getrennten Reihen; die Mammelucken, welche, um Saladin's Rückzug zu decken, allein noch mit dem Muthe der Verzweiflung kämpften, wurden fast alle niedergehauen, und zahllose Flüchtlinge bedeckten die Ebene. Die Schlacht hatte am frühen Morgen begonnen, und erst die einbrechende Dunkelheit hielt die Nachsetzenden auf. Die Türken

len. — Saladin entkam auf einem flüchtigen Dromedare in die und etwa hundert Reiter sammelten sich um ihn. Er entging auf Umwegen den Nachsetzenden, die bei ihrer geringen Anzahl sich sehr vereinzeln durften, aber Balduin würde vor ihm in Aegypten men sein, und schwerlich einen bedeutenden Widerstand gefunden ha- nn er nur über einen Theil der Kriegsvölker hätte verfügen können, der unnützen Belagerung von Harank sich aufrieben. Er rückte bis vor, um die Verfolgenden aufzunehmen, die, mit Beute beladen ter den zahlreichen Gefangenen viele der Freunde und der vornehm- iener des Sultans mit zurückbringend, im Laufe der nächsten Tage ieder zu ihren Fahnen stießen; die Christen hatten nur einen mäßi- rlust gehabt. Ihr Sieg gab einen neuen glänzenden Beweis von berlegenheit fränkischer Tapferkeit, und die Furcht der Ungläubigen noch auf ein Jahrzehend das Daseln des Königreichs Jerusalem; dieß er auch die einzige Frucht des Sieges. (Vergl. Wilhelm von Tyrus, cap. 23. 24. S. 1010 ꝛc. — Abulfeda, Cap. 10. — Boha- Cap. 16.) F. W.

Lamme, eine Maschine zum Einschlagen der Pfähle beim Bräcken-, und Grundbaue. Sie besteht aus einem schweren, mit Eisen beschla- Klotze, der mittels Wellen und Tauen in die Höhe gezogen wird, und mit großer Kraft auf den einzuschlagenden Pfahl herabfällt. Vor- t ist es, das Gestelle einer solchen Ramme so einzurichten, daß man im Falle des Klotzes eine schräge Fallrichtung geben kann, weil es oft mt, daß man Pfähle in schräger Lage einschlagen muß.

M. S.

Lampe (Befestigk.), siehe Auffahrt.

Lampon, Anton Wilhelm, Graf, französischer Generallieutenant ir, geboren im März 1759, trat in einem Alter von 16 Jahren meiner Soldat in die französische Armee. 1792 befand er sich als [illegible]

wiederholt zurückgeschlagen, und stellten erst nach großen Verlusten am Abende die Angriffe ein. Die großen Vortheile, welche Bonaparte Tages darauf erfocht, verdankte man größtentheils R's tapferm Widerstande bei Montelegino; das Directorium ertheilte ihm dafür eine öffentliche Belobung. Aus den Truppen, die er an diesem Tage befehligte, wurde später die 32. Halbbrigade gebildet, die von nun an, auch in Aegypten, unter seinen Befehlen stand, und deren Name von dem seinigen unzertrennlich ist. An der Spitze dieser Truppen kämpfte R. in allen Gefechten und Schlachten des denkwürdigen Feldzuges von 1796, erwarb sich großen Ruhm, und wurde zum Brigadegeneral ernannt. Im Jahre 1798 focht R. unter Brune in der Schweiz gegen die Insurgenten, und wurde hierauf der Armee zugetheilt, welche sich nach Aegypten begab. Er befehligte die 32. Halbbrigade in der Division Bon, und sein Name findet sich bei allen Begebenheiten der Feldzüge in Aegypten und Syrien rühmlichst erwähnt. In der Schlacht bei den Pyramiden befehligte R. die Colonnen, welche das Dorf Embabeh nahmen; er focht mit großer Auszeichnung in der Schlacht bei dem Berge Tabor, so wie vor St. Jean d'Acre, und übernahm, nachdem General Bon vor diesem Platze geblieben war, den Befehl der Division. In der Schlacht von Abukir, am 25. Juli 1799, befehligte R. den linken Flügel, und erhielt hierauf das Gouvernement der Provinzen von Damiette uud Mansourah, welche die 6. Division Aegyptens bildeten. In der für die Franzosen unglücklichen Schlacht von Canopeh, den 21. März 1801, führte R. die Mitte mit der ihm eigenen Tapferkeit gegen die Redoute der Engländer. Alle Angriffe wurden zurückgeschlagen, und R. 2 Pferde unterm Leibe getödtet. Bei der sich immer übler gestaltenden Lage der französischen Armee in Aegypten erhielt er von den Chefs derselben den schwierigen Auftrag, den Obergeneral Menou von der Nothwendigkeit einer Capitulation zu überzeugen. Er befand sich hierauf bei dem wegen dieses Gegenstandes versammelten Kriegsrathe, und kam zu Ende des Jahres 1801 nach Frankreich zurück. Von jetzt an war sein militairisches Wirken nur auf Frankreich beschränkt; er wurde 1805 zum Senator und Commandanten der Nationalgarden der Departements des Nordens, Pas de Calais, Somme und Lys ernannt, und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. 1809 führte er in Antwerpen bis zur Ankunft des Marschalls Bernadotte das Commando gegen die Engländer mit zweckmäßiger Thätigkeit. 1813 befehligte er zu Gorkum, und sah sich gezwungen, zu capituliren. Von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, trat er 1815 in die Napoleonische Pairskammer, und wurde deßhalb, nach der Rückkehr des Königs, nicht mehr als Pair anerkannt, jedoch später wieder dazu erhoben. (Vergl. Biogr. nouv. des contemporains. — Victoires etc. des Français.)

Z.

Rangliste, Armeestammliste, in Oestreich Schematismus genannt, eine gewöhnlich alljährlich neu gedruckte Uebersicht des Armeebestandes der Regimenter und Parteien nach ihrer Rangordnung und Benennung, mit Angabe der Standquartiere, Uniformabzeichnungen und der Namen aller der Armee zugehörenden Generale, Stabs- und Oberofficiere nach Grad und Dienstalter, auch der Inhaber von Orden und Ehrenzeichen, nebst sonstigen für den Zweck einer solchen Uebersicht dienenden Bemerkungen.

Hz.

Rantzau, Graf von, Josias, Marschall von Frankreich und Gouverneur von Dünkirchen, aus einem alten Geschlechte im Dänischen, Mecklenburgischen und Holsteinschen, wurde im Jahre 1609 geboren. Mehrere

seiner Vorfahren waren berühmte Krieger. Er trat sehr jung in schwedische Kriegsdienste, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus, und kam 1635 im Gefolge des Kanzlers Oxenstierna nach Paris. Bei einem sehr vortheilhaften Aeußern besaß er vielen Geist, und sprach geläufig die Hauptsprachen Europa's. Er gefiel Ludwig XIII., ward von diesem zum Maréchal de Camp ernannt, und trat während des Feldzugs in der Franche Comté sogleich in Thätigkeit. Er verlor bei der Belagerung von Dole durch einen Musketenschuß ein Auge, welches ihn nicht abhielt, den sehr gefährlichen Rückzug zu decken. Später vertheidigte R. St. Jean de Cône gegen Gallas, der die Belagerung aufheben mußte. Hierauf wohnte er mehreren Feldzügen in Flandern und Deutschland unter den Herzögen von Orleans und Enghien, bei, verlor bei der Belagerung von Arras, 1640, ein Bein, und wurde an der Hand verwundet. Im Jahre darauf zeichnete er sich bei dem Angriffe auf Aire aus, und wurde 1642 im Gefecht von Honnecourt gefangen. Nach seiner Auswechselung diente er unter Guébriant in Deutschland, und übernahm, als dieser General, am 24. Nov. 1643 an der vor Rothweil erhaltenen Wunde starb, den Oberbefehl der französischen Armee. Diese bezog in und um Tuttlingen die Winterquartiere, in denen sie von den Verbündeten unter Hatzfeld, Mercy, Johann von Werth und dem Herzoge von Lothringen am 24. Dec. 1643 überfallen wurde. Nur die Reiterei entkam; das Fußvolk wurde niedergehauen oder gefangen. R's Ansehen scheint durch diese Niederlage nicht verringert worden zu sein; er befehligte 1645 das Heer in den Niederlanden, und nahm Gravelingen, zu dessen Gouverneur er ernannt wurde. Im darauf folgenden Jahre erhielt er, nach seinem Uebertritte zur katholischen Religion, die Marschallswürde und den Oberbefehl zu Dünkirchen. 1647 und 1648 nahm er Dixmuide und Lens, und bemächtigte sich aller Seeplätze von Flandern. Um diese Zeit wurde R. durch seine Verbindungen mit Mißvergnügten dem Cardinal Mazarin verdächtig, im Februar 1649 zu St. Germain arretirt und in die Bastille gesetzt. Er gelang ihm zwar nach 11monatlicher Gefangenschaft, seine Schuldlosigkeit zu erweisen, er hatte aber im Gefängnisse die Wassersucht bekommen, an welcher er am 4. Sept. 1650 starb. R. besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, und man fand an ihm nur das zu tadeln, daß er den Wein zu sehr liebte. Sein Körper war mit 60 Wunden bedeckt, und es blieben ihm nur ein Fuß, eine Hand, ein Auge und ein Ohr.

Z.

Ranzioniren, käuflich oder mittelst gegenseitiger Uebereinkunft (s. Cartell) aus der Gefangenschaft befreit werden, vom franz. Rançonner — metter à rançon — Freilassung einer von einem Kriegsschiffe aufgebrachten Prise vermöge eines bedungenen Lösegeldes, rançon. Das Ranzioniren war schon bei den Römern üblich, doch meist nur nach strenger Untersuchung in den Fällen, wenn nicht wider die Kriegsehre gefehlt worden, und der unverschuldet Gefangene der Loskaufung würdig war. — In Frankreich betrug in früherer Zeit das Lösegeld z. B. für einen gemeinen Soldaten 10—12 Liv., für einen General und Maréchal de camp bis zu 50,000 Liv. So berichtet Mariana, daß in dem Kriege der Franzosen gegen die Spanier in Italien die Rançon eines Berittenen den vierten Theil seines jährlichen Soldes betragen habe, wodurch das Wort Quartier zur freiwilligen Ergebung an den Feind entstanden sei. Unter Selbstranzioniren versteht man die eigenmächtige Befreiung, Entweichung aus der Kriegsgefangenschaft, was bei Officieren in der Regel als pflichtwidrig angesehen wird.

Hz.

Raphia, Stadt in Judäa (Syrien), südwestlich von Gaza, hart am Meere gelegen, mit einem seichten Hafen; nach Polybius war sie von Aegypten aus die erste syrische Stadt.

Schlacht im Jahre 217 vor Chr. Geburt.

Bereits einige Jahre hatte der Krieg zwischen dem Könige von Syrien Antiochus, mit dem Beinamen der Große, und Ptolemäus IV. Philipator, Könige von Aegypten, um den Besitz der Provinzen Cölesyrien, Phönicien, Samarien und Judäa gewährt. Ptolemäus gründete seine Ansprüche auf diese Provinzen auf einen Vergleich, welcher nach der Schlacht bei Ipsus geschlossen wurde, und nach welchem seinem Aeltervater, dem Ptolemäus Soter, dieselben zufielen; Antiochus hingegen behauptete, daß Seleucus Nicator (der Sieger) diese Länder erworben habe, und daher ihm als dem rechtmäßigen Erben und Nachfolger dieses Königs in dem syrischen Reiche, gehörten. Die wegen eines Vergleiches angeknüpften Unterhandlungen wurden noch dadurch erschwert, daß Ptolemäus den Achäus, — einen General, welchem das Heer nach dem Tode des Seleucus III. Keraunos (224) die Krone von Syrien angetragen, die von diesem aber großmüthig ausgeschlagen worden war — in dem Vergleiche mit begriffen wissen wollte. Da aber Achäus später den früher ausgeschlagenen Königstitel annahm, und mit Ptolemäus Verbindungen anknüpfte, so wollte Antiochus von einem Vergleiche mit Achäus durchaus nichts wissen, und erklärte es für eine des Königs Ptolemäus unwürdige Handlung, die Partei eines Aufrührers zu nehmen. Unter diesen Streitigkeiten war der auf vier Monate abgeschlossene Waffenstillstand verflossen, und man mußte auf's Neue die Waffen ergreifen. Nachdem man das ganze Jahr 218 zu Wasser und zu Lande ohne große Resultate gefochten hatte, bezogen beide Theile die Winterquartiere, fest entschlossen, im nächsten Jahre ein Endresultat herbeizuführen. — Im Frühjahre 217 brach Ptolemäus mit 70,000 Mann Fußvolk, 5000 Pferden und 73 Elephanten von Alexandrien nach Pelusium auf, der östlichsten Grenzstadt von Unterägypten, an der östlichsten Nilmündung gelegen. Hier bezog er ein Lager, theils um die etwa noch zurückgebliebenen Truppen zu erwarten, besonders aber um das Heer mit Lebensmitteln auf den bevorstehenden Marsch durch die Wüste zu versehen. Auf die Nachricht von der Annäherung seines Feindes versammelte Antiochus sogleich sein Kriegsheer, welches wegen seiner verschiedenen Bestandtheile, wohl einer Erwähnung verdient. Es befanden sich darunter 5000 Mann Leichtbewaffneter aus Caramanien und Cilicien, 20,000 Mann aus dem ganzen Königreiche auserlesene und nach Art der Macedonier bewaffnete Mannschaften, über welche der Aetolier Theodot den Oberbefehl führte, und welche größtentheils silberne Schilde führten; eine Phalanx von 20,000 Mann unter den Befehlen des Nikarch und Theodot des Hämoliers; 2000 persische Bogenschützen und Schleuderer; 1000 Thracier; 5000 Meder; 10,000 Mann aus Arabien und andern benachbarten Ländern; 5000 Fremde aus Griechenland; 1500 Kretenser, 1000 Neokreter, 500 Bogenschützen aus Lydien und 1000 Kardacer, von dem Gallier Lysimachus angeführt. Die Reiterei zählte 6000 Pferde, von denen 4000 unter den Befehlen des Antipater, des Neffen des Königs, standen. Das ganze Heer zählte 72,000 Mann Fußvolk, 6000 Reiter und 102 Elephanten. Ptolemäus führte nach kurzer Rast sein Heer durch die Wüste nach Gaza, ruhete daselbst einige Tage, und kam dann nach einem fünftägigen Marsche 2¼ Meile von R. an, wo er wieder ein Lager bezog. Antiochus war indessen auch vor R. vorbeigezogen, näherte sich seinem Feinde bis auf 10 Stadien (eine halbe Meile), und schlug nur fünf

griff Praxidas die Araber und Meder an, welche sich gleichfalls zurückzogen. Nur die Phalanxen, von beiden Flügeln entblößt, fochten noch im Mittelpuncte des Treffens. — Während Antiochus auf seinem rechten Flügel siegte, rückte Ptolemäus, welcher sich hinter seine Phalanx zurückgezogen hatte, auf die Mitte der feindlichen Phalanx vor, und griff dieselbe mit gesenkten Piken an; der Kern der Syrer hielt zwar den ersten Andrang eine Zeit lang aus, allein ein anderer Haufe wich gleich anfänglich zurück. Da Antiochus sich noch mit Verfolgung des von ihm geschlagenen Flügels beschäftigte, machte ihn ein erfahrner Kriegsmann aufmerksam, daß sich von dem Platze aus, wo die Phalanx gestanden, ein großer Staub nach dem Lager hinzöge, und schloß daraus, daß die Mitte des Heeres geschlagen sein müsse. Sogleich kehrte Antiochus mit den bei sich habenden Truppen nach dem Schlachtfelde zurück, kam aber zu spät, und mußte sich mit seinem bereits auf der Flucht begriffenen Heere nach N. und von da nach Gaza zurückziehen. Sein Verlust in der Schlacht belief sich auf 10,000 Mann Fußvolk und über 300 Pferde, 4000 Gefangene und 5 Elephanten. Ptolemäus hingegen verlor 1500 Mann Fußvolk und 700 Pferde; 16 Elephanten blieben auf dem Platze, und die meisten übrigen waren gleich zu Anfang der Schlacht genommen worden. Die Folge der Schlacht war, daß sich Cölesyrien und Palästina dem Sieger unterwarf. (Vergl. Polybius 5. Buch. — Rollin, Geschichte aller Zeiten und Völker, 8. Theil.)

Gtz.

Rapp, Johann, Graf, Divisionsgeneral, erster Adjutant Napoleon's, wurde am 26. April 1772 zu Colmar geboren, und trat schon in seinem 16. Jahre in Kriegsdienste. Er hatte im Jahre 1794 als Cavalerielieutenant das Glück, in einem Vorpostengefechte eine bis dahin sich im Vortheil befindende östreichische überlegene Cavalerieabtheilung zu werfen, und die Aufmerksamkeit des General Desaix auf sich zu ziehen. Eine schwere Wunde, die er bei dieser Gelegenheit am linken Arme empfing, schien Anfangs Rapp zum ferneren Kriegsdienste untüchtig zu machen. Er wurde jedoch hergestellt, und wohnte hierauf, als Adjutant bei Desaix, den Feldzügen am Rhein und in Aegypten bei. Seine an Verwegenheit gränzende Tapferkeit erwarb ihm überall den Ruhm, als der Tapfersten Einer genannt zu werden. Mehrere Male verwundet, wurde er bei Sediman, nachdem er den Rest der türkischen Artillerie genommen hatte, zum Escadronchef, bei Semenhout, schwer blessirt, zum Obersten ernannt. Er verließ Aegypten mit Desaix, und befand sich bei Marengo, als Letzterer die tödtliche Wunde erhielt, an seiner Seite. Rapp meldete dieses traurige Ereigniß dem ersten Consul, welcher ihn und seinen Collegen Savary sogleich unter seine Adjutanten aufnahm. R. bekleidete diesen Posten bis zu Napoleon's Falle, und war in allen Feldzügen bis Ende des Jahres 1812 sein treuer Begleiter. Er erwarb sich durch seine kriegerischen Eigenschaften, besonders aber durch seine oft derbe Freimüthigkeit, das Vertrauen des Kaisers im höchsten Grade, obschon dieser ihm wegen manches zu freien Wortes auch zuweilen zürnte. Er war einer der Wenigen, die Napoleon, wenn er gut gelaunt war, Du nannte.

1802 erhielt Rapp eine Sendung an die Schweizercantone, um ihnen die Intervention Frankreichs in ihren innern Zwistigkeiten anzukündigen. Obgleich mehr zum Kriege als zur Diplomatie geeignet, vollzog er seinen Auftrag zu Bonaparte's Zufriedenheit, der ihn hierauf 1803 an die Niederelbe sendete, um dort die Arbeiten an den Befestigungen gegen eine Landung der Engländer zu leiten. Der Eifer, mit dem Rapp sich der

Generale Reynier und Damas, die bei Bonaparte übel angeschrieben waren, annahm, so wie ein vertraulicher Brief an Reynier, der in die Hände des ersten Consuls fiel, erzürnten diesen auf's Aeußerste gegen R., dessen Entlassung nur durch Vermittelung Josephinens rückgängig gemacht wurde. Endlich, nach längerem Schmollen, verzieh ihm der erste Consul, kündigte ihm aber an, er müsse heirathen, und nannte ihm 2 Personen. Eine reiche Heirath kam zu Stande, war aber nicht glücklich, und wurde nach einigen Jahren getrennt. Bei Explosion der Höllenmaschine begleitete Rapp die Gemahlin Bonaparte's in ihrem Wagen. Zum Brigadegeneral, Commandanten der Ehrenlegion, und von dem Wahlcollegium des Oberrheins zum Candidaten des Senats ernannt, begleitete R. 1805 den Kaiser im Feldzuge gegen Oestreich. Bei Austerlitz befahl ihm Napoleon, mit 4 Schwadronen der Garde eine Abtheilung russischer Gardecavalerie anzugreifen, welche auf den Anhöhen von Pratzen eine französische Infanteriebrigade durchbrochen hatte. Der Erfolg des Angriffs, bei dem Rapp durch eine Kugel verwundet wurde, war vollständig. Seine Ernennung zum Divisionsgeneral erfolgte wenige Tage nachher. Hierauf erhielt er Sendungen nach Italien und Norddeutschland, und besuchte auf der letzteren Reise in Münster Blücher. Im Feldzuge 1806 vertraute der Kaiser, gegen Ende Decembers, dem General R. die Führung einer Dragonerdivision, mit welcher er die Avantgarde von Davoust bildete. Im Gefechte von Golymin, den 26. December, warf diese Division die russische Reiterei, gerieth jedoch in sumpfiges Terrain und in das Feuer der Infanterie. Die französische Cavalerie verlor beträchtlich, und Rapp wurde der linke Arm durch eine Flintenkugel zerschmettert. Er erhielt hierauf anfänglich das Commando zu Thorn, und dann, nach Danzigs Fall, das dieser Festung. Hier blieb Rapp, mit Abrechnung der Zeit, während welcher er den Kaiser 1809 in Oestreich und 1812 in Rußland begleitete, bis zu Ende 1813, in sehr schwierigen Verhältnissen. Nicht immer war Napoleon mit ihm zufrieden, indem er ihm zu große Schonung der Einwohner und Neigung für die Deutschen Schuld gab. Auch scheint es durch unparteiische Zeugnisse hinlänglich erwiesen, daß Rapp den unerträglichen Druck der französischen Herrschaft für Danzig, so wie in seinen Berichten über Preußen, dessen Beaufsichtigung ihm vorzüglich übertragen war, den Haß Napoleon's gegen dasselbe und sein Regentenhaus möglichst zu mildern suchte. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1809 zum Kaiser beordert, wurde er von diesem in Landshut ungnädig aufgenommen, weil mehrere Berichte von ihm über die in Deutschland schon damals beginnende Aufregung mißfallen hatten, auch von Danzigs Contribution noch nicht Alles bezahlt war. In der Schlacht von Aspern befahl ihm der Kaiser mit 2 Bataillons junger Garde an der Vertheidigung des Dorfes Eslingen, welches sich schon zum Theil im Besitz des Feindes befand, Theil zu nehmen. Gegen den erhaltenen Befehl unternahm Rapp gemeinschaftlich mit dem nachherigen General Graf Lobau, den er im Dorfe fand, einen Bajonetangriff, der den besten Erfolg hatte, und zur Sicherstellung des französischen Rückzuges vorzüglich beitrug. Der Schlacht von Wagram konnte R. nicht beiwohnen, weil ihm kurz zuvor, durch Umwerfen im Wagen, 3 Rippen gebrochen worden waren. Er war es, der am 23. Oct. bei der Parade in Schönbrunn den jungen Staps arretiren ließ, als dieser sich, um den Kaiser zu ermorden, in dessen Nähe drängte. Nach vollzogenem Frieden war Rapp einige Zeit in Paris, und erhielt bald nach Napoleon's Vermählung Befehl, nach Danzig abzugehen, vermuthlich, weil dieser ihn in dem Verdachte hatte, daß er die Trennung von Josephinen nicht billige. Er kam im Juni

1810 in Danzig an, wo die Vorbereitungen zum ruſſiſchen Feldzuge bereits begannen, welche ihm viele Beſchäftigungen gaben. Die Garniſon wurde anſehnlich verſtärkt, und in demſelben Verhältniſſe wuchs die Beläſtigung der Einwohner und ihre Unzufriedenheit. R. kam durch ſeine Bemühungen, die Noth derſelben zu mildern, oft in Verlegenheit. Insbeſondere führte er die Befehle hinſichtlich der Continentalſperre und des Verbrennens der engliſchen Waaren nur oberflächlich aus, und wurde deßhalb oft bei dem Kaiſer verklagt, der ihn zwar nur indirect warnen ließ, aber ernſtlich aufgebracht war. Dennoch blieb Rapp bei ſeinem Verfahren, und wagte ſogar, den Director der Douane, welcher keine Befehle von ihm annehmen wollte, nach Weichſelmünde in Arreſt zu ſchicken. Bei Beginn des Feldzuges von 1812 auf ſeinen Poſten als Adjutant des Kaiſers gerufen, traf R. vor Smolensk bei demſelben ein. In der Schlacht von Borodino übernahm er, als der General Compans verwundet war, das Commando ſeiner Diviſion, und erhielt 4 Wunden in einer Stunde, ſo daß er endlich gezwungen war, das Schlachtfeld zu verlaſſen. Nach Moskau gebracht, mußte er mehrere Male den Alles ergreifenden Flammen weichen. Bei Beginn des Rückzuges waren ſeine Wunden noch nicht völlig geheilt; dennoch leiſtete er ſeinen Dienſt zu Pferde, und focht ſchon nach wenigen Tagen, bei dem bekannten Angriffe der Koſaken auf Napoleon und ſein Gefolge, den Tag nach dem Gefechte von Malojaroslawetz, am 25. Oct., an der Spitze der Schwadron vom Dienſte. Dieſe wurde geworfen; Rapp's Pferd erhielt einen Lanzenſtich, und ſtürzte auf ihn. Er wurde durch einen Angriff der Gardecavalerie, unter Beſſières, befreit, von Napoleon mit Lobſprüchen überhäuft, und in dem darauf folgenden Bulletin ſehr gerühmt. Als der Kaiſer in Smorgony die Armee verließ, ertheilte er Rapp den Befehl, nach Danzig zu reiſen, wo dieſer in den erſten Tagen des Decembers ankam. Hier warteten ſeiner die wichtigſten und dringendſten Geſchäfte. Die großen Werke, deren Anlegung Napoleon befohlen hatte, waren nur angefangen, und bei der ſtrengen Kälte ſetzte den Erdarbeiten der hartgefrorne Boden faſt unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Die Weichſel und Feſtungsgräben waren mit Eis bedeckt, und froren, trotz dem, daß täglich geeiſt wurde, immer wieder zu. Eine Maſſe Soldaten aller Waffen und von allen Nationen, der größere Theil durch das Elend des Rückzuges außer Stand zu dienen, befand ſich in Danzig. Die Magazine waren keineswegs hinreichend verſorgt, und der Feind mußte in Kurzem erwartet werden. Unter ſo mißlichen Verhältniſſen übernahm R. auf's Neue das Commando Danzigs, deſſen hierauf folgende länger als einjährige Vertheidigung zu den merkwürdigſten gerechnet werden muß. R. begann damit, alle Undienſttüchtigen möglichſt zu entfernen; demnach blieben ihm Ende Dec. von 35,000 vorhandenen Soldaten nur gegen 12,000 Mann Dienſttüchtige. Es gelang ihm, die Garniſon im hohen Grade zu enthuſiasmiren. Dem größten Mangel und anſteckenden Krankheiten Preis gegeben, arbeiteten die Soldaten bei der ſtrengſten Kälte raſtlos an Verbeſſerung der Werke. Vom Januar an ſtarben täglich 50, im Februar bis 100 Soldaten. Arzeneien und friſches Fleiſch fehlten gleich Anfangs, ſo daß von letzterem der Mann täglich nicht mehr als 4 Loth erhielt.

Die Blokade der Feſtung begann noch im Dec. 1812. Es würde zu weit führen, die Menge Gefechte und Ausfälle zu berichten, welche Statt fanden. Mehrere derſelben wurden, vorzüglich auf der Nehrung, in den Monaten März und April mit glücklichem Erfolge unternommen, und gewährten der Garniſon Schlachtvieh und Fourage. Um dieſe Zeit übernahm der ruſſiſche General Herzog Alexander von Würtemberg den Befehl über

das Vertrauen seiner Truppen entzog, und bald in einem der merkwürdigsten Militairaufstände ausbrechen sollte. Nachdem R. sich auf's Neue Ludwig XVIII. unterworfen hatte, erhielt er Befehl, die Armee zu entwaffnen und aufzulösen, so wie 10,000 Gewehre aus dem Zeughause von Straßburg an russische Commissarien zu übergeben. Rapp sah sich genöthigt über Ausführung dieser Maßregeln mit den Verbündeten viele, möglichst geheime, Unterhandlungen zu pflegen, die nicht verborgen bleiben konnten, und das Mißtrauen der Truppen gegen ihn noch vermehrten. Sie sagten laut und öffentlich, er habe mehrere Millionen erhalten, um Straßburg den Oestreichern zu übergeben. Unter diesen Umständen sah R. voraus, daß die Entlassung der Truppen, besonders wenn man ihnen ihren rückständigen Sold nicht zahlen könne, ohne die größten Unordnungen unmöglich sei. Er sendete einen seiner Adjutanten nach Paris, um durch die dringendsten Vorstellungen die nöthigen Summen zu erlangen. Das, was dieser mitbrachte, war aber, verbunden mit dem, was man von den Civilbehörden erpreßte, bei weitem nicht hinlänglich.

Anfangs Sept. kam die Meuterei zum völligen Ausbruche. Zuerst erschien eine Deputation von Subalternofficieren vor Rapp, der eben unwohl und im Bade war. Sie forderten Bezahlung und dann den Abmarsch im Ganzen mit Waffen und Munition; R. sprang aus dem Bade, riß den Sprechern das Papier aus der Hand, und befahl den Officieren, sich zu entfernen. Als mehrere Hundert Unterofficiere, die sich versammelt hatten, um abzuwarten, was die Officiere ausrichten würden, jenen Vorgang erfuhren, stellten sie den Sergeant Dalouzi vom 7. leichten Regiment (jetzt in türkischen Artilleriediensten) an ihre Spitze. Er suspendirte sofort sämmtliche Officiere, wählte sich einen Generalstab, und versammelte die Garnison. Rapp, der sich persönlich bemühte, die Truppen zum Gehorsam zurückzubringen, gerieth in die größte Gefahr. Wüthendes Geschrei und Drohungen zwangen ihn, sich in seine Wohnung zu begeben, wo er sogleich eng bewacht wurde. Dalouzi wußte übrigens die strengste Ordnung und Mannszucht zu erhalten; er zwang die Civilbehörden, das nöthige Geld beizutreiben, und die Truppen wurden vollständig bezahlt. Es floß bei diesem Auftritte nur das Blut eines Menschen, des Kutschers von Rapp, der mit einem Strohwagen angehalten wurde, in welchem die wüthende Menge Schätze verborgen glaubte. Der Unglückliche wurde ermordet; mehrere Anschläge, die gegen Rapp selbst gerichtet zu sein schienen, scheiterten an dem festen Benehmen seiner Adjutanten, die den Eingang zu seinem Zimmer vertheidigten. Nachdem die Truppen ihren Sold empfangen hatten, legte Dalouzi das Commando nieder, und ihre Entlassung erfolgte ohne Widersetzlichkeit. R. zog sich auf das von ihm erkaufte Gut Wildenstein, im Canton Aargau, zurück. Hier erhielt er von einem Engländer ein prächtiges Pferd, als Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit. Der Engländer hatte nämlich um 10,000 Pfund gewettet, Danzig würde sich 1 Jahr halten, und glaubte sich, da er die Wette gewonnen, verpflichtet, dem General Rapp ein Zeichen der Anerkenntniß seines Verdienstes zu geben. Im Jahre 1817 durfte er wieder in Paris erscheinen. Ludwig XVIII. nahm ihn wohlwollend auf, er wurde 1818 in der Liste der activen Generale wieder aufgeführt, zum Pair und Obristhofmeister des Königs ernannt. In dieser Eigenschaft befand er sich gerade bei Letzterem, als die Nachricht von Napoleon's Tode ankam. Die lebhafte Weise, wie R. seinen Schmerz äußerte, erwarb ihm Lobsprüche von Ludwig XVIII.

Um diese Zeit wurde er in einen unangenehmen Proceß mit einem Danziger Kaufmanne verwickelt, dem er vor mehreren Jahren Palliſaden

kauft hatte. Obgleich er den Proceß gewann, schadete ihm doch dieser
adel sehr in der öffentlichen Meinung. R. starb plötzlich, 8. Nov. 1821,
seinem Gute Rheinweiler. Wenn auch das über ihn gefällte Urtheil
tig zu sein scheint, daß er mehr Soldat als General, und mehr für das
mmando eines Regiments, als für das einer Armee geeignet war, so ge-
t er doch gewiß zu den merkwürdigsten Männern der Napoleonischen Zeit.
ergl. Biog. univ. et portative des contemporains. 1826. — Biogr.
uvelles des contemp. 1824. — Biogr. anciennes et modernes. 1825.
Rapp's *Memoiren.*) Z.

Rapporte, siehe Meldungen.

Rasen, ein Hauptbekleidemittel der Erdböschungen von Befestigungen,
man ihn häufig auf dem Bauplatze selbst, oder in dessen Nähe vorfin-
. Jedoch nicht jede Wiesenfläche liefert zu diesem Zwecke ein gleich gutes
) brauchbares Material. Rasen von moorigem Boden, auf welchem viele
itblätterige fette Pflanzen wachsen, hat wenig feste Erde; daher trocknen
he Rasen nach dem Auflegen zusammen, und es entstehen dadurch Lücken
der Verkleidung. Auf sehr trocknem, sandigem oder steinigem Grunde
r hängt das Wurzelgeflecht gewöhnlich nur stellenweis oder locker zusam-
n, weßhalb solche Rasen auch sehr dünn ausfallen und leicht zerreißen.
n besten Rasen liefern fette, etwas feuchte Wiesen, weil bei ihnen der
sen am meisten verwurzelt ist, und die als Bindemittel dienenden Erd-
ilchen den hinreichenden Zusammenhang haben. Um nun den Rasen in
ücken, so wie man sie zum Bekleiden verwenden kann, zu erhalten, kommt
darauf an, die Wiesenfläche, die das Material liefern soll, auf eine ein-
he und leichte Weise in gleich große Theile von bestimmter Größe zu
eiden, diese Theile auszuheben, und für den Transport an die Bekleide-
le zusammenzuschichten. Dieses geschieht, indem man die Wiesenfläche
lauter gerade parallele Streifen, von der als zweckmäßig anerkannten
eite zerschneidet, und auf diesen die einzelnen Stücke von der erforderli-
n Länge absticht. Das Einschneiden dieser Theile geschieht am schnell-
n und sichersten mit dem sogenannten Rasenmesser oder Rasen-
lunge, einem ungefähr 1′ langen starken Messer, welches an einem hölzer-
n-Stiele befestigt ist. Ein Arbeiter drückt dasselbe vermittelst des Stiels
den Boden, während es zwei andere an dem Ende eines an der Hülse
s Messers befestigten Strickes, woran ein kurzes Querholz gebunden wird,
h einer ausgespannten Schnur, welche die Richtung des Schnittes be-
hnet, fortziehen. Sind auf diese Weise erst die Streifen geschnitten, so
rden die einzelnen Rasentafeln mittelst der eben so eingerichteten Rasen-
uffel oder des sogenannten Rasenhebers, nachdem sie vorher in der
orderlichen Länge quer durchstochen oder durchschnitten sind, vom Boden
gelöst und herausgelegt. Wo aber im Felde diese Werkzeuge fehlen, sticht
an die Rasenstücke nach ausgespannten Schnuren, oder, wie es bei den
anzosen üblich ist, nach einer aus einem Stücke Bret bestehenden Scha-
ne vermittelst eines Grabscheits von gleicher Größe aus, wobei allerdings
Arbeit weniger schnell vor sich geht. — Die Größe der einzelnen Ra-
nstücke ist nach ihrer Verwendung verschieden. Man unterscheidet nämlich
eierlei Arten, den Kopfrasen und den Deckrasen. Erstere sind am
ten 9 Zoll breit und 1 Fuß lang, letztere aber 1 □Fuß groß anzuneh-
n. Ihre Dicke hängt theils von der Beschaffenheit des Rasens ab, theils
rum, daß sie für den Transport nicht zu schwer werden. Am brauchbar-
n sind sie von 4 Zoll Stärke. Auf die vorher beschriebene Weise können
Mann in 1 Stunde ungefähr 600—625 Rasenstücke mit dem Rasen-

Rasirender, bestreichender, Schuß ist derjenige, bei welchem sich das Geschoß nicht über Mannshöhe oder doch nur wenig mehr über das Feld erhebt, und mithin mindestens in einem großen Theile des absteigenden Astes seiner Bahn in so geringen Abständen über den Erdboden hinstreicht, daß es nicht über die Köpfe der in diesem Raum befindlichen Truppen hinweggehen kann. Da die Schußweiten der mit gleicher Ladung und Richtung abgeschossenen Kugeln dennoch sehr verschieden ausfallen, so vermehrt sich selbst bei dem Schießen nach einem fest und in bekannter Entfernung stehenden Ziele die Wahrscheinlichkeit des Treffens in derselben Maße, wie die Schüsse rasirender werden, und verhältnißmäßig noch weit größer ist der Vortheil der bestreichenden Schüsse, wenn man, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Entfernung des Zieles nicht genau kennt, oder letzteres sich bewegt, oder endlich mehrere feindliche Truppenlinien hinter einander stehen. Es ist an sich klar, daß rasirende Schüsse nur dann möglich sind, wenn das Terrain in der Nähe des Zieles ziemlich eben ist; anderer Seits wird ihre Möglichkeit aber auch durch die Entfernung des Zieles bedingt, indem von der letzteren die Größe des Visirwinkels abhängt (s. Richten des Geschützes). Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Größe der Entfernungen, auf welche ein Geschütz noch rasirende Schüsse gibt, um so beträchtlicher sein wird, je größer und specifisch schwerer seine Geschosse, und je bedeutender ihre anfänglichen Geschwindigkeiten sind. Die größere Wirksamkeit längerer und für stärkere Pulverladungen construirter Kanonen für den Feldkrieg, liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß ihre Schüsse rasirender werden, als bei kürzeren und für schwächere Pulverladungen eingerichteten Geschützen. Ry.

Rastadt, Stadt im Großherzogthume Baden an der Mündung der Murg in den Rhein, mit 4500 Einwohnern.

Friede am 6. März 1714.

Oestreich hatte dem Frieden zu Utrecht (s. d.) beharrlich seine Zustimmung verweigert, und den Krieg gegen Frankreich im Vereine mit dem deutschen Reiche (1713) am Rheine fortgesetzt. Indeß zeigte sich der Erfolg dem Kaiser keineswegs günstig; Landau, Freiburg ꝛc. wurden von den Franzosen erobert, und Prinz Eugen sah sich immer weiter zurückgedrängt. Man nahm deßhalb die Unterhandlungen wieder auf (26. Nov. 1713), und am 6. März 1714 unterzeichneten Prinz Eugen und der französische Marschall Villars zu Rastadt den Frieden. Dieser bestätigte zuerst jenen zu Utrecht, gab Oestreich die spanischen Niederlande, Neapel, Sardinien, Mailand, Mantua, Mirandola und Commacchio, und restituirte dem deutschen Reiche Freiburg, Kehl und Altbreisach; Landau blieb den Franzosen. Den Kurfürsten von Baiern und Köln, so wie mehreren kleinern italienischen Fürsten, gab der Kaiser ihre Länder zurück. Das deutsche Reich bestätigte diesen Vertrag, den 7. Sept. 1714, zu Baden in allen es betreffenden Puncten. Unrecht war es, daß Eugen für die östreichisch gesinnten spanischen Provinzen nichts ausmachte; Catalonien namentlich mußte jetzt schwer für seinen Widerstand gegen die Bourbons büßen. Ein eigentlicher Friede kam jedoch zwischen Oestreich und Spanien erst am 30. April 1725 in Wien zu Stande.

Gefecht am 5. Juli 1796, siehe Kuppenheim.

Congreß von 1797—1799.

Der Friede zu Campo-Formio (s. d.) bestimmte Rastadt als den Congreßort zum Friedensschlusse zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche. Am 9. Dec. 1797 eröffnete der kurmainzische Directorialgesandte, Freiherr

dem anrückenden Feinde entgegenzugehen, obgleich er nur über weit geringere Streitkräfte gebieten konnte. Mit Einschluß des sächsischen, in Warschau stehenden Corps, dessen Commandant, Generalmajor von Dyherrn, bereits den Befehl hatte, es nach Sachsen zurückzuführen, aber seinen Aufbruch, in Erwartung eines baldigen Zusammentreffens mit dem Feinde bei Warschau, um einige Tage hinausschob, betrugen die bei Warschau stehenden Truppen höchstens 14,000 Mann mit 32 Geschützen. Poniatowski führte sie am 15. und 16. April in die Stellung bei Raszyn, welche die kürzesten Wege nach der Hauptstadt sperrte. General Rosniecki war mit der sächsischen und polnischen Reiterei bei Tarczyn aufgestellt, beobachtete die vorliegende Gegend, und hatte am 16., 17. und 18. Gefechte mit der östreichischen Vorhut. Die polnische Stellung war in der Front durch das sumpfige Flüßchen Rnowa gedeckt, welches einen Morast begrenzt, den Reiterei, Geschütz und Infanteriemassen nur auf den die Zugänge nach Warschau bildenden Dämmen überschreiten können. Die vorzüglichsten waren die von Michalowicz, Raszyn und Jaworowo, und diese hatte Poniatowski besetzt. Das polnische 3. Linienregiment mit 4 Geschützen bildete unter General Rieganski den rechten Flügel in Michalowicz; auf dem linken in Jaworowo stand General Kaminski mit 2 Bataillonen des 8. und 1. Linienregiments und 6 Geschützen; in der Mitte endlich, bei Raszyn, hielten das 2. Linienregiment und 2 sächsische Bat., eines des Regiments Oebschelwitz und das Grenadierbataillon Einsiedel, unter General Dyherrn, die von Tarczyn nach Nadarzyn führende Straße besetzt, und wurden durch 14 sächsische, auf den rück- und seitwärtigen Höhen aufgefahrene Geschütze gedeckt. Als Vorhut stand vor dieser Linie in dem zwischen zwei Armen der Rnowa liegenden Dorfe Falenty General Sokolnicki mit zwei Bat. des 1. und 8. Linienregiments und 4 Geschützen, und ein drittes Bataillon mit 2 Geschützen rechts von ihm. Die polnisch-sächsische vorwärts entsendete Reiterei langte erst gegen Mittag des 19. April vor dieser Stellung an, und zog sich, als um 2 Uhr die feindliche Infanterie vor Falenty erschien, durch Raszyn zurück. Sie erhielt nebst 4 Geschützen reitender Artillerie ihre Aufstellung als Reserve hinter der Mitte, mußte aber durch Entsendungen fortwährend die Flügel der Stellung vor Umgehung schützen. Die Oestreicher begannen ihr Geschützfeuer vorwärts von Falenty; die polnischen Geschütze thaten ihnen, es erwidernd, großen Schaden. Um 3 Uhr rückte eine Colonne von ungefähr 3000 Mann gegen das Gehölz bei Falenty vor; es gelang ihr, dieses zu besetzen, und das dort stehende Bat. zog sich hinter dem Dorfe weg nach Raszyn. Die Oestreicher beschossen von hier aus die polnische Linie in der Flanke. Das 1. Bat. des 8. Linienregiments wurde nun durch einen so lebhaften Angriff aus Falenty verdrängt, daß Poniatowski selbst an der Spitze desjenigen vom 1. Linienregimente herbeieilte, und Dorf und Gehölz wiedernahm; allein ein zweiter Angriff der Oestreicher warf die Polen wiederum aus beiden Puncten, und ein neuer Versuch sie zu nehmen, bei welchem der Oberst des 8. Linienregiments erschossen, der Chef des Generalstabes, Oberst Fischer, verwundet wurden, blieb erfolglos. Die Oestreicher, hier gesichert, wendeten nun ihre Anstrengungen gegen Raszyn, indem sie sowohl auf der Straße, als auf anderen Puncten vorzudringen suchten; allein das Feuer der sächsischen Geschütze und der beiden in Raszyn stehenden sächsischen Bataillone vereitelte sie, und verursachte ihnen großen Verlust. Als nach vierstündigem ununterbrochenem Kampfe gegen Raszyn die Nacht einbrach, sah sich Erzherzog Ferdinand genöthiget, seine Truppen hinter Falenty zurückzuziehen. Die beiden Flügel der Stellung Poniatowski's hatte er während dieser ganzen Zeit

und gegen Berlin rückte, wollte auch Herzog Georg sich thätig zeigen, und durch einen unerwarteten Uebergang die Dänen zum Verlassen ihrer starken Stellung vor Havelberg zwingen. Er hatte unterhalb Rathenau (die Gegend ist nicht genau bekannt) einen großen Werder gefunden, welcher den Uebergang sehr erleichterte, und die wenigen vorhandenen Schiffe dahin bringen lassen; diese waren jedoch so klein, daß sie nur 200 Mann fassen konnten. Die zum Uebergange bestimmten Truppen, deren Zahl ebenfalls unbekannt ist, versammelten sich am Abend zuvor in der Nähe des Werders. Der Aufmerksamkeit des Markgrafen waren jedoch diese Anstalten nicht entgangen; er errieth ihren Zweck, ließ in derselben Nacht ebenfalls Truppen dahin abrücken, und den Werder durch Infanterie besetzen. — Ungeachtet dieser Vertheidigungsanstalten beharrte Georg in der Ausführung seines Vorhabens. Noch ehe der Tag angebrochen war, bestiegen 200 Mann die Fahrzeuge. Der Herzog folgte ihnen in einem kleinen Kahne nach, sein Pferd mußte nebenher schwimmen. In der Nähe des Werders angekommen, erhielten die Kaiserlichen ein Musketenfeuer von den Dänen, stürzten sich aber sogleich in's Wasser, eilten dem Werder zu, und vertrieben die Dänen mit dem Degen in der Faust, worauf der Herzog seine Tapfern auf dem Werder Stellung nehmen ließ. Da dieser aber nur durch einen schmalen und seichten Arm vom rechten Ufer getrennt war, schritten die Dänen bald mit verstärkter Macht zum Angriffe gegen denselben, die Kaiserlichen behaupteten sich indeß mit großer Standhaftigkeit, bis ein neuer Transport von 200 Kaiserlichen landete, worauf nun der Herzog den schmalen Arm durchwaten und die Dänen angreifen ließ. Vermuthlich waren sie nicht stärker, als ihre Gegner; denn sie wurden nach kurzem Widerstande gegen Havelberg zurückgedrängt. Der Herzog ließ nunmehr vermittelst der Schiffe eine Brücke schlagen, und noch denselben Tag den größten Theil seines Corps hier übergehen; doch konnte wegen Einbruchs der Dunkelheit ein Angriff auf die Stellung bei Havelberg nicht mehr unternommen werden. Der Markgraf war aber auch nicht gesonnen, sich dort länger aufzuhalten, und trat noch in derselben Nacht den Rückzug an. Georg ließ ihn durch seine Cavalerie, vom Obersten Schlick geführt, 6 Meilen weit verfolgen, wobei 32 Geschütze, 43 Fahnen und mehrere Tausend Gefangene in die Gewalt der Sieger fielen. Die Unterwerfung der Herzoge von Mecklenburg war die Folge dieses Sieges. (Vergl. Theatrum europ. — Des Grafen von der Decken Biographie Georg's von Lüneburg.)

Pz.

Rationale Größe oder **Zahl**, eine solche Größe oder Zahl, welche keine Wurzel bei sich hat, wie z. B. a, b ... 1, 2, 3 ... **Rationale Wurzelgröße** aber nennt man diejenige, aus welcher die Wurzel genau gezogen werden kann, z. B. $\sqrt{a^2} = a$; $\sqrt[3]{a^6b^3} = a^2b$; $\sqrt{16} = 4$ ꝛc. Größen dagegen, aus denen die Wurzel nicht genau gezogen werden kann, heißen **irrationale Wurzelgrößen** oder **irrationale Größen**, z. B. $\sqrt[3]{a^2}$, $\sqrt{17}$ ꝛc. M. S.

Rauch, Gustav von, preußischer General der Infanterie, Chef des Ingenieur- und Pioniercorps, Generalinspecteur sämmtlicher preußischer Festungen und intermistisch mit der Führung der Geschäfte des Kriegsministers beauftragt, wurde am 1. April 1774 geboren. Sein Vater, zuletzt Generalmajor im Ingenieurcorps und Director der 1806 aufgelösten Ingenieurakademie zu Potsdam, unterrichtete ihn auf das Sorgfältigste, bis er 1788 als Eleve in die eben genannte Akademie eintrat. Vier Jahre darauf wohnte

zuge Theil zu nehmen. Mit dem Frieden war aber seine erfolgreiche Wirksamkeit nicht beendet; vielmehr gediehen unter ihm, namentlich am Niederrheine, ausgedehnte und wichtige Festungsbauten, und in neuester Zeit liefert die großartige Befestigung von Posen, welche erst zum Theil vollendet ist, das Zeugniß, zu welcher hohen Stufe der Vollkommenheit das preußische Festungsbauwesen unter seiner oberen Leitung gediehen ist. — Der König erkannte seine Verdienste, ernannte ihn 1817 zum Generallieutenant, später zum Mitgliede des Staatsrathes, 1830 zum General der Infanterie, und übertrug ihm 1837 intermistisch die Führung der Geschäfte des Kriegsministers. Er verlieh ihm 1833 den schwarzen Adlerorden, und auch Rußland und Sardinien suchten durch die Verleihung ihrer Ordenszeichen dem Verdienste des Generals ihre Anerkennung zu beweisen. Er erhielt 1829 den Alexander Newskyorden, 1834 denselben in Brillanten, 1835 aber den russischen Wladimirorden 1. Classe und das Großkreuz des sardinischen St. Mauritius- und Lazarusordens. W.

Raum. Unter diesem Worte versteht man in der Geometrie jede Fläche, welche durch Linien oder Seiten völlig begrenzt ist; so ist z. B. ein Dreieck ein von drei Seiten eingeschlossener Raum. Daher nennen auch die neuern Mathematiker, deren Hauptgrundsatz es ist, die Mathematik dem Lernenden zum Ekel zu machen, die Geometrie, sobald sie sich mit Ebenen und Flächen beschäftigt, Raumlehre. Raum, in der Stereometrie, ist das, was von den umgebenden Flächen eines Körpers eingeschlossen ist. — Raum in der Mechanik, nennt man die gerade Linie, welche sowohl von Kraft als Last in gleichen Zeiträumen durchlaufen wird. Man denke sich einen Hebel (vergl. pag. 675. III. Bd.) AB, der zwischen A und B in C unterstützt ist; an A würde die Kraft K abwärts ziehend angebracht, so wird die an B angehängte Last L sich aufwärts bewegen; hierbei wird nun der Hebel, wenn die Kraft die Last überwindet, eine schräge Lage erhalten, wenn er vorher eine horizontale hatte. Die senkrechten Linien nun, welche wir aus den Puncten K und L der schrägen Linie auf die horizontale denken können, nämlich KD und LE, wird der Raum genannt. M. S.

Raum, eines Schiffes, kann gewissermaßen als der Keller desselben angesehen werden, da derselbe bei Kriegsschiffen zur Aufbewahrung aller Kriegs-, Mund- und Schiffsbedürfnisse überhaupt dient. Er ist zu diesem Endzwecke in viele Kammern getheilt, geht vom Vor- bis zum Hintersteven (s. Steven), reicht bis zum untersten Verdeck, und ist auf beiden Seiten des Schiffes von Gängen (Walegänge) umgeben, um das Schiff, wenn es z. B. während eines Gefechts schadhaft wird, ausbessern zu können.

Raumnadel, das bekannte Instrument zu Reinhaltung der Zündlöcher bei Feuergewehren.

Raute (Mathematik), siehe Quadrat.

Rautenkrone, Orden der, wurde vom Könige Friedrich August von Sachsen, bei Anwesenheit des Kaisers Napoleon zu Dresden, im Juli 1807 gestiftet, und zwar zum Andenken der Huld der göttlichen Vorsehung, welche sie dem Lande durch den Schutz Napoleon's habe angedeihen lassen; daher die Devise: Providentiae memor. Das Ordenszeichen besteht in einem goldnen achteckigen, grün emaillirten Kreuze, dessen silberner Mittelschild von einem grünen Rautenkranze umgeben ist. Auf der Vorderseite umschließt dieser Kranz den Namenszug des Königs: F. A., auf der Kehrseite aber die oben angeführte Devise. Dieses Kreuz tragen die Ritter an einem breiten grünen Bande über die rechte Schulter, und auf der linken Brust einen achtspitzigen silbernen Stern, in dessen Mitte ebenfalls der Rautenkranz mit

Außenwerke von den dahinter liegenden Theilen des Hauptwalls vollkommen zu bestreichen sein muß. Die Anlage eines hinlänglich großen und tüchtigen Reduits, von dem noch später das Nähere angeführt werden wird, wird den letztern Zweck am vollkommensten erreichen lassen. — 4) Die Wallgänge müssen immer möglichst schmal angeordnet sein, damit der Feind nach ihrer Wegnahme nicht den genügenden Platz findet, um seine Logements darauf ausführen zu können. Endlich: 5) Muß zwischen ihnen und dem Hauptwalle eine vollkommen gesicherte Verbindung Statt finden. Bei trocknen Gräben besteht diese in Coffers (s. d.) oder Caponièren (s. d.), bei Wassergräben aber müssen zu diesem Behufe Brücken oder Fahrzeuge vorhanden sein

Auf diese Weise ordnete Cormontaigne seine Ravelins an, und die fortification moderne hat diese Construction beibehalten. Diesen großen, weit vorspringenden Ravelins macht man zum Vorwurf, daß ihre langen Facen den zerstörenden Ricochets vorzüglich ausgesetzt sind. Um sich daher auf diesen Linien das Defensivelement möglichst lange zu erhalten, wird es rathsam, die Geschütze durch Blockdecken (s. d.) zu verwahren. Viele Fortificatoren haben deßhalb vorgeschlagen, die Spitzen der Ravelins zu erhöhen und zu einem Bonnet einzurichten, welches die hinterliegenden Feuer nicht genirt. Wesentlicher ist die damit verwandte Abweichung von Bousmard, der hinter der etwas höher erbauten Spitze seines Ravelins die übrige Face in Form einer Cremaillère einwärts bricht, um sie dadurch der Enfilade desto besser zu entziehen. Das Ravelin mit Flanken weicht im Wesentlichen vom vorigen nur durch diese ab. Man findet die Flanken parallel mit der Capitale, senkrecht gegen die Contrescarpe des Hauptgrabens oder nach der Kehle zu eingezogen angeordnet. Man findet sie in derselben Höhe wie die Facen, oder auch niedriger. Wir finden sie auch doppelt, und die hintern dann in das Innere des Ravelins zurückgezogen. Ihre Bestimmung ist vorzüglich, dem Hauptgraben eine directere Vertheidigung zu leisten, als die Facen, und dann auch den Breschen in den Bollwerksfacen ein Rückenfeuer zu gewähren. Durch sie werden aber die Facen verkürzt, die Kehle verkleinert, und die Deckung des dahinter liegenden Hauptwalles wird vermindert; denn die Oeffnung zwischen den Schulterpuncten und der Ravelinkehle vergrößert sich, und die feindlichen Breschbatterien erhalten dadurch eine größere Lücke zum Beschießen der Courtine. — Cöhorn (s. d.) hat seinen Ravelins eine ähnliche Einrichtung gegeben wie seinen Bastions, indem er nämlich seine ganzen Facen mit einer detachirten Fausſebraye umschließt, deren trockene Gräben er durch Grabencaponièren bestreicht. — Bousmard endlich legt sein Ravelin vor dem eingehenden Winkel seines Hauptgrabens über den gedeckten Weg hinaus, wodurch es eigentlich von der Classe der Außenwerke in die der vorliegenden übergeht, und zugleich eine offensive Tendenz erhält. — Die wichtigste Verstärkung erhält aber das Ravelin jedenfalls durch das Reduit. Es ist das erste Außenwerk, welches diese active Verstärkung erhielt, und wir finden es seit Vauban bei Cöhorn, Cormontaigne und mehreren andern Fortificatoren. Bei diesem Reduit ist aber zu bemerken, daß es in keinem Entwurfe und nirgends in der Ausführung, den eigentlichen Reduit- (s. d.) Charakter an sich trägt, sondern daß es mehr nur als Abschnitt und rein defensiv eingerichtet worden ist. Dagegen finden wir es eben sowohl von einem Graben umgeben, der mit dem Graben des Hauptwalles eine gleiche Tiefe hat, als auch von einem minder tiefen Graben, der durch eine Contrescarpenmauer vom Haupt-

die Liguisten anzugreifen, und an dem Papste Julius die Ausprüche des Concils von Pisa zu vollziehen, hatte Raimon de Cordóna vom Könige von Aragonien und von den Mitgliedern der Ligue den Befehl, nur vertheidigungsweise zu verfahren, weil die Verbündeten glaubten, ein Einfall des Königs von England in Frankreich werde die Franzosen nöthigen, auch ohne Schlacht Italien zu verlassen. Zudem erwartete Raimon noch 6000 Schweizer, die der Cardinal von Sitten ihm zuführen sollte. Nachdem daher die Verbündeten vor Gaston's Ungestüme von Stellung zu Stellung gewichen waren, wozu ihnen die Vorhöhen der Apenninen und die von denselben dem adriatischen Meere in paralleler Richtung zulaufenden kleinen Flüsse die beste Gelegenheit boten, mußte der französische Feldherr befürchten, daß, noch ehe es zu einer Schlacht käme, die deutschen Landsknechte, welche Kaiser Maximilian abberufen hatte, ihn verlassen würden, wodurch die venetianische Partei viel stärker geworden wäre, als sein Heer. Er beschloß daher Ravenna anzugreifen, in der Hoffnung, dadurch die Verbündeten auf sich zu ziehen.

Von Cottignala aus, das er nebst Solarola erobert hatte, zog er daher, nachdem er dort vier Tage gerastet, um die Geschütze des Herzogs von Ferrara zu erwarten, gegen Russi, nahm dieß mit Sturm, und stellte sich dann in dem Winkel auf, welchen der Montone und der Ronco bei ihrer Vereinigung unweit Ravenna bilden. Der Vicekönig Raimon de Cordona, welcher bei Faenza lagerte, warf rasch Marcantonio della Colonna mit 60 Gensdarmen, 100 leichten Reitern und 600 spanischen Infanteristen als Verstärkung nach Ravenna, wozu sich Colonna jedoch nur verstand, nachdem der Cardinallegat und Raimon selbst, so wie alle Hauptleute der Liguisten, ihm ihr Wort gegeben hatten, ihn, im Fall einer Belagerung, zu entsetzen.— Gaston, dem Alles daran lag, Ravenna schnell zu erobern, ließ eine Brücke über den Montone schlagen, und durch die gesammte Artillerie des Herzogs von Ferrara die Festungswerke der Stadt beschießen. Eine Bresche von 50 Fuß Breite ward in der bis auf 6 Fuß Höhe abgekämmten Mauer ziemlich gangbar, und die Festung deßhalb am 9. April in 3 Colonnen gestürmt. Die Tapferkeit dieser Colonnen und ihr Wetteifer, indem jede aus einer der drei Nationen gebildet war, aus denen das französische Herr bestand, scheiterten an der Unerschrockenheit Colonna's und seiner Krieger, so wie an den Hindernissen, welche die Oertlichkeit darbot. Gaston mußte seine Colonnen nach dreistündigem Sturme wieder zurückziehen. — Raimon de Cordona marschirte noch am nämlichen Tage bis Forli, um das angegriffene Ravenna zu entsetzen, und ging am 10. über den Ronco. Statt sich jedoch in die Stadt zu werfen, wodurch er die Franzosen, bei denen sich bald Mangel an Lebensmitteln einstellen mußte, zum Rückzuge genöthigt haben würde, blieb er ¼ Meile vor der Stadt stehen, und fing an sich zu verschanzen. Am folgenden Tage, den 11. April, überschritt Gaston, gegen den Rath seiner Hauptleute, mit dem größten Theile seiner Armee ebenfalls den Ronco, die Artillerie auf einer Brücke, die übrigen Truppen watend. 1000 Mann blieben am Montone zurück, und 400 Gleven Gensdarmerie unter Allegri hatten den Auftrag, die Stadt zu beobachten. Jenseit des Ronco lehnte sich der rechte Flügel der Franzosen, 700 Gleven und 5000 deutsche Landsknechte, unter Jakob von Embs und Philipp von Freiburg an diesen Fluß. Vor demselben war die Artillerie des Herzogs von Ferrara aufgestellt. Das Mitteltreffen bestand aus 8000 Landsknechten, Basken, Gascognern und Deutschen; an dieses lehnten sich als linker Flügel 500 Italiener mit der leichten Reiterei und den Bogenschützen. Die ganze Stellung war halb-

so glücklich fochten die Gascogner gegen das italieniſche Fußvolk, auf das ſie ſtießen, und drängten es, mit Hilfe von Allegri's Gensdarmen, die auch herbeigezogen worden waren, zurück. Aber Allegri ſelbſt bezahlte den errungenen Vortheil mit dem Leben. Langſam und in beſter Ordnung zogen ſich die ſpaniſchen Colonnen zwiſchen dem Ronco und ſeinem Damme zurück, und gaben den übrigen Liguiſten Zeit und Gelegenheit, ſich wieder zu ordnen. Raimon und Carvajal waren gleich Anfangs, als ſie die Gensdarmerie geſchlagen ſahen, geflohen; Pietro di Navarro und Pescara aber wurden gefangen genommen. Gaſton hielt jedoch den Sieg noch nicht für vollſtändig, ſo lange die Spanier ihren Rückzug geordnet fortſetzen konnten. Trotz der Bitten Bayard's und ſeiner Umgebungen brach er deßhalb perſönlich mit einer Schar Gensdarmen in die wohlgeordneten Reihen der Spanier. Er ward jedoch vom Pferde geſtochen, und ſpäter von den Seinen todt im Graben, mit 14 Wunden aufgefunden. Neben ihm lag der nachmals berühmte Lautrec (ſ. d.), mit 20 Wunden bedeckt. Der Sieg bei Ravenna, theuer erkauft durch den Tod des heldenmüthigen Gaſton's und ſo vieler anderer Anführer, verſchaffte den Franzoſen zwar den Beſitz des größten Theiles der Städte der Romagna, doch war la Palice, der dem fürſtlichen Helden im Oberbefehle folgte, nicht im Stande, die verſchiedenartigen Beſtandtheile des Heeres ſo zuſammenzuhalten, wie der Kriegsruhm und die Tapferkeit des Herzogs von Foix es gekonnt hatten. Daher war der Zuſtand des franzöſiſchen Heeres nach dem Siege, obſchon alles Geſchütz, Fahnen und das Gepäck der Verbündeten genommen worden waren, eher dem nach einer Niederlage ähnlich, als dem nach einer gewonnenen Schlacht. Raimon führte einen Theil der Liguiſten, welche im Ganzen 7000 Mann verloren hatten, nach Ancona; ein anderer Theil floh nach Ceſena, und Marcantonio della Colonna warf ſich in die Citadelle von Ravenna. Die Stadt ſelbſt trug nach der Schlacht den Franzoſen eine Capitulation an; während der Verhandlungen bewachten die Bürger ihre zuſammengeſchoſſenen Mauern aber ſo ſchlecht, daß franzöſiſche und deutſche Landsknechte die Breſche erſtiegen, und die Stadt auf's Fürchterlichſte plünderten. Selbſt die auf la Palice's Befehl erfolgte Hinrichtung eines franzöſiſchen Hauptmanns durch den Strang ſchreckte die Plünderer nicht ab. Vier Tage nachher übergab Colonna die Citadelle von Ravenna ebenfalls den Franzoſen, und der Cardinal San Severino nahm nun dieſen eroberten Theil des Kirchenſtaates für das Concil von Piſa in Beſitz. (Vergl. Sismondi, histoire des républiques italiennes 4. tome. Paris, 1826. — Roscoe, the life and pontificate of Leo X. Vol. II. 1805. — Geſchichte der italieniſchen Staaten, von Dr. Heinr. Leo. 5. Bd. Hamburg, 1832. — Aus der Zeit und dem Leben des B. Alviano, in Zeitſchrift für Kunſt ꝛc. des Krieges. 1827. 2. Heft.) E.

Ravin (Terrainlehre). Eine durch die Waſſerſpülung oder durch Erdriſſe entſtandene Vertiefung des Bodens von beträchtlicher Länge und geringer Breite, deren Sohle gewöhnlich ſehr zerriſſen, ſandig oder ſteinig iſt. Die Ränder ſind hoch, meiſt ſteil, der Uebergänge für Fuhrwerk gibt es wenige oder gar keine. Oft ſind Sohle und Ränder mit Geſtrüpp oder Niederholz bedeckt. — Die Ravins bilden alſo das Mittelding zwiſchen Sohle und Grund. Man findet ſie am häufigſten auf Bergebenen, Thalebenen, und am Abhange umfangreicher Hochebenen. Ihre Beſchaffenheit macht ſie zu guten Vertheidigungslinien für einzelne Bataillone und größere Truppenabtheilungen. Sie ſind aus der Ferne ſchwer zu entdecken, und überraſchen daher den Angreifer oft ſehr unangenehm. Die beiden mit Birken bewach-

terbrigade, trat aber ſchon im März 1816 aus dem eigentlichen Dienſte der Armee, indem ihm die Stelle eines Oberhofmeiſters des Prinzen Karl erneuert übertragen wurde. 1818 zum Generaladjutanten Sr. Maj. des Königs gewählt, 1824 zum Generallieutenant befördert, und 1825 mit dem Großkreuze des Civilverdienſtordens geſchmückt, fand Graf Rechberg in der Gnade ſeines Königs und in der Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen einigen Erſatz für die durch langwierige körperliche Leiden zerrüttete Geſundheit. Er ſtarb am 4. Januar 1837 zu München. — d —

Rechnenkunſt oder **Arithmetik** iſt die Wiſſenſchaft, aus einigen bekannten Zahlen oder Größen andere unbekannte zu finden. Man theilt ſie in **Zahlenrechnenkunſt** oder **gemeine Arithmetik** und in **Buchſtabenrechnenkunſt** oder **allgemeine Arithmetik**. Letztere heißt deßhalb allgemeine, weil man mittelſt der Buchſtaben (allgemeine) Formeln finden kann, die für alle ähnliche Fälle giltig ſind. M. S.

Rechteck, **Rectangulum**, eine Figur, in welcher alle Winkel rechte, und zwei und zwei einander gegenüberliegende Seiten einander gleich ſind. **Rechtwinkelig** wird eine Figur genannt, in welcher rechte Winkel enthalten ſind. Hierher gehören das Quadrat, das Rechteck, das rechtwinkelige Dreieck der Geometrie und das Quadrantaldreieck der ſphäriſchen Trigonometrie. **Rechtwinkliges Dreieck**, ſiehe **Dreieck**. M. S.

Recognöſciren heißt: über etwas genaue Erkundigung einziehen, oder eine ſorgfältige Unterſuchung vornehmen; es kann demnach Alles in der Welt recognoſcirt werden. Die militairiſchen Recognoſcirungen haben entweder nur das Terrain, oder den Feind und deſſen Hilfsmittel, oder Beides zugleich zum Gegenſtande, und das Wort **Recognoſcirung** deutet eben ſowohl die Handlung, als die damit betheiligten Truppen an. Recognoſcent wird aber ausſchließlich derjenige Officier genannt, welcher unter dem Schutze der Truppen und mit Beihilfe anderer Officiere die eigentliche Unterſuchung anzuſtellen hat. — Die bloßen Terrainrecognoſcirungen (ſ. d.) fallen den Ingenieur- und Generalſtabsofficieren anheim. Die anderweiten Recognoſcirungen fallen in den Bereich der Officiere aller Waffen, insbeſondere der höheren Befehlshaber, und von dieſen ſoll hier das Weſentlichſte angeführt werden. — Eines der wichtigſten Geſchäfte im Kriege iſt das unabläſſige Bemühen, ſich vom Stande der Dinge, von Allem, was die Erreichung unſerer Zwecke fördern oder hindern könne, eine möglichſt genaue Kenntniß zu verſchaffen. Dieſen Beobachtungen und Unterſuchungen ſtellen ſich aber mächtige Hinderniſſe entgegen, weil der Feind ein großes Intereſſe hat, Alles was ſeine Abſichten verrathen könnte, ſorgfältig geheim zu halten und geſchickt zu verbergen. Die Nachrichten, welche man zufällig durch Landesbewohner, oder durch beſoldete Kundſchafter (ſ. **Spione**) erhält, ſind ſelten ausreichend, beziehen ſich auch mehr auf das, was im Rücken oder im Innern der feindlichen Armee vorgeht. Tragen dergleichen Nachrichten auch viel dazu bei, den zeitweiſen Zuwachs an Streitkräften und deren Zuſtand kennen zu lernen, ſo erfährt man auf dieſem Wege doch ſelten zur rechten Zeit, welchen Gebrauch der Gegner davon zu machen gedenkt; es haben alſo die Nachrichten in Bezug auf die Bewegungen des Feindes wenig Werth. Es liegt daher die Nothwendigkeit vor Augen, Maßregeln zu ergreifen, um die Vertheilung und Bewegung der feindlichen Streitkräfte, oder ſonſtige Vorkehrungen auf dem zunächſt gelegenen Theile des Kriegsſchauplatzes ſo ſchleunig als möglich kennen zu lernen, ſie gleichſam zu controlliren, und hieraus auf die Abſichten des Gegners zu ſchließen. Das Mittel dazu ſind die Recognoſcirungen. Man theilt ſie in **geheime** (ſ. **Patrouillen**) und **öffentliche** oder **gewalt-**

ſame. Bei den letzteren geht man gleich darauf aus, ſich mit Gewalt Aufklärung zu verſchaffen, und richtet ſich auch darnach ein, d. h. man entſendet eine Truppenabtheilung von angemeſſener Stärke, um durch Zurückwerfung der feindlichen Vorpoſten den Recognoſcenten in Stand zu ſetzen, ſeine Beobachtungen ungeſtört anſtellen zu können, oder durch Engagirung von Gefechten den Gegner zur Enthüllung ſeiner Abſichten zu nöthigen. Dieſe Recognoſcirungen gehören zwar zum großen Theil in das Gebiet des Vorpoſtenkrieges (ſ. d.), ſind aber auch als beſondere Operationen zu betrachten.

Kleine Recognoſcirungen werden von einer Schwadron, einigen Infanteriecompagnien, oder einzelnen Bataillonen, mit oder ohne Geſchütz, ausgeführt, bisweilen auch von Detachements aus allen Waffen. Man will durch ſie gewöhnlich in Erfahrung bringen, ob ſich in den Verhältniſſen des Gegners eine weſentliche Aenderung zugetragen hat; oft dient die Recognoſcirung auch als Mittel, ſich von der Wahrheit der auf anderen Wegen erhaltenen Nachrichten zu überzeugen. Man hat z. B. erfahren, daß der Feind die Hauptzugänge zur Front ſeiner Vorpoſtenſtellung befeſtigen läßt, und will nun dieſe Vertheidigungsanſtalten kennen lernen. Oder man erfährt, daß die bisher von Infanterie beſetzten Puncte der Vorpoſtenlinie von Cavalerie beſetzt werden, was auf allmäligen Abzug ſchließen läßt. Eine Beſchleichung der feindlichen Poſten würde zwar das ſicherſte Mittel ſein, ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen, aber geheime Recognoſcirungen fordern zu viel Zeit, weil die damit beauftragte Partei ſich unbemerkt nähern, und oft viele Stunden warten muß, bevor ſie an ihr Geſchäft gehen kann. Es kommt aber häufig ſehr viel darauf an, recht bald zu erfahren, was der Feind thut oder thun will, weil es ſonſt vielleicht zu ſpät iſt, ihn daran zu hindern. Man geht alſo gerade auf ſeine Stellung los, greift die Feldwachen mit Ungeſtüm an, wirft ſie auf ihre Unterſtützungen, bedroht auch dieſe mit einem Angriffe, oder führt ihn wirklich aus. Während dieſes Gefechtes beobachtet der Recognoſcent von einem vortheilhaft gelegenen Puncte das Benehmen des Gegners. Er merkt wohl auf, in welcher Richtung die meldenden Ordonnanzen abgehen, ob ſie bald zurückkehren, ob Officiere von andern Waffengattungen, vom Generalſtabe, oder höhere Befehlshaber bei den Unterſtützungen ankommen, ob weiter rückwärts Lärm geſchlagen oder geblaſen wird, Staubwolken, Raketen aufſteigen, ob die angegriffenen Poſten ſich hartnäckig vertheidigen, oder ſchnell zurückgehen, ohne gerade durch Waffenübermacht hierzu gezwungen zu werden, und beobachtet mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit die Entwickelung des herbeigeführten Drama's. Der Recognoſcent muß alſo einen praktiſchen Blick haben, um aus den kleinen Merkmalen einen Schluß ziehen zu können, und zu einer Ueberſicht des Standes der Dinge zu gelangen. Es wäre fehlerhaft, wenn er perſönlichen Theil am Gefecht nehmen wollte; doch wird er dem Officier, welcher die Truppen befehligt, andeuten müſſen, ob das Gefecht in dieſer oder jenen Richtung fortgeſetzt, oder abgebrochen werden ſoll; denn der Angriff hat keinen andern Zweck, als das Geſchäft der Beobachtung zu erleichtern, und der Recognoſcent muß natürlich beſtimmen, auf welche Weiſe dieß möglich zu machen iſt. Oft muß ein Angriff bloß deßhalb unternommen werden, um einen die Ueberſicht geſtattenden Standpunct zu erhalten. — Hat eine Patrouille die Annäherung des Feindes gemeldet, ſo kommt es darauf an, die Stärke, Zuſammenſetzung und Marſchordnung der ſich in der Ferne zeigenden Colonne zu erforſchen. Zwar wird ſchon jene Patrouille hierzu geeignete Maßregeln ergriffen haben, geſtattet es aber die Zeit, ſo iſt es beſſer, eine beſondere Recognoſcirungspartei dem Feinde

entgegenzuſenden, die ſtark genug iſt, der feindlichen Avantgarde erforderlichen Falls ein Gefecht anzubieten. Die Beobachtung marſchirender Truppen iſt zwar leichter, wenn man ihnen zur Seite bleiben kann, das Terrain verbirgt aber oft die nachfolgenden Maſſen ganz, und ihre Gegenwart wird nur durch die aufwirbelnden Staubwolken, oder durch das ferne Blitzen der Waffen verrathen. In ſolchen Fällen ſcheint es unerläßlich, der feindlichen Avantgarde auf einem günſtigen Terrainpuncte die Spitze zu bieten, oder ſie mit Ungeſtüm in der Flanke anzufallen. Einige Kanonenſchüſſe, wenn auch ohne Wirkung abgeſchoſſen, laſſen bisweilen im Hintergrunde Manches ſichtbar werden, was außerdem verborgen bleiben würde. Hat man aber keine Artillerie bei der Hand, ſo müſſen um jeden Preis einige Gefangene gemacht werden. Der Recognoſcent wird ſich inzwiſchen, von einigen Ordonnanzen begleitet, mit größter Schnelligkeit auf einen ſeitwärts gelegenen Punct begeben, und ſeine Beobachtungen anſtellen; er muß deßhalb ein tüchtiger — wenigſtens flotter — Reiter ſein, und ein gutes Fernglas bei ſich haben. — Bei den jetzt üblichen, ungleich zweckmäßigeren Sicherheitsmaßregeln ſtillſtehender oder marſchirender Truppencorps darf man ſich von dem Erfolge ſolcher Recognoſcirungen nicht gar viel verſprechen; denn verſteht der Feind das Terrain zu benutzen, und iſt dieſes nur einigermaßen zur Verbergung geeignet, dann iſt man nach beendigter Recognoſcirung oft nicht viel klüger als zuvor. Deſſenungeachtet muß man Alles aufbieten, ſich Licht zu verſchaffen, und man darf niemals vorausſetzen, daß des Feindes Sicherungsanſtalten völlig fehlerfrei ſein werden. — Erfolgreicher ſind die Recognoſcirungen, welche man anſtellt, um zu erfahren, ob der Feind einen Fluß, der beide Parteien trennt, irgendwo wirklich zu überſchreiten verſucht, oder nur einen Scheinverſuch macht. Aber ſie ſetzen geſchickte Recognoſcenten voraus, die ſich durch ein Paar in's Waſſer gelaſſene Pontons nicht gleich verleiten laſſen zu glauben, der Feind werde hier wirklich eine Brücke ſchlagen. Nur wenn derſelbe recht viel mit Infanterie bemannte Kähne überſetzen läßt, und die Infanterie am andern Ufer eine gute Vertheidigungsſtellung zu gewinnen trachtet, darf man dem Feinde ernſte Abſichten zutrauen. Die Recognoſcirungspartei würde alſo das Landen und Feſtſetzen der feindlichen Infanterie zu verhindern ſuchen müſſen, und aus der Heftigkeit des Kampfes auf die Abſichten des Gegners ſchließen können. — Noch größere Intelligenz wird von einem Recognoſcenten gefordert, welcher während einer Schlacht oder eines größeren Gefechtes in die Flanke geſchickt wird, um zu beobachten, welche Truppenbewegungen im Rücken des Feindes Statt finden. Die Recognoſcirungspartei dient hierbei eigentlich nur als Schutzbegleitung des Recognoſcenten, muß aber doch ſtark genug ſein, feindliche Seitenpatrouillen verjagen zu können. Eine Schwadron, höchſtens ein Regiment, wird dazu hinreichen; die Truppen müſſen aber möglichſt verborgen bleiben. Aus dem, was im Rücken des Feindes vorgeht, läßt ſich mit vieler Sicherheit beurtheilen, welche Mittel demſelben zu Gebote ſtehen, wie groß der Widerſtand und deſſen Dauer ſein werde; es iſt ein Blick hinter die Couliſſen.

Große Recognoſcirungen, wozu die ganze Avantgarde, bisweilen ſogar der größere Theil der Armee ſich in Bewegung ſetzt, waren ſonſt ſehr gebräuchlich; denn die Vorpoſten hatten noch nicht den Grad von Widerſtandsfähigkeit, konnten alſo leichter überwältigt werden. Die Stärke einer unter Zelten lagernden, oder in Schlachtordnung ſtehenden Armee ließ ſich genau beurtheilen; denn man lagerte und ſtand damals gleichſam in Parade, nichts wurde abſichtlich verborgen, die Symmetrie der Formen galt

ſition paßte nicht mehr für die taktiſchen Verhältniſſe des Gegners. mußte deſſen Stellung abermals recognoſciren, eine neue Dispoſition rfen, und war man damit fertig, ſo hatten ſich die Verhältniſſe viel- abermals geändert. Als Suwarow im Feldzuge 1799 auch eine öſt- che Armee unter ſeine Befehle geſtellt ſah, und bei dieſer immer nur Recognoſciren die Rede war, gab er eines Tages zur Antwort: Des inaissances! je n'en veux pas; elles ne servent qu'aux gens timides ur avertir l'ennemi qu'on arrive; on trouve toujours l'ennemi quand eut. Des colonnes, la baïonette, l'arme blanche, attaquer, enfon- voilà mes reconnaissances! — General Clauſewitz nennt das ewige gnoſciren eine ganz eigenthümliche Krankheit der öſtreichiſchen Armee. — leon's Recognoſcirungen hatten einen andern Charakter. Wenn die Um- es geſtatteten, recognoſcirte er die feindliche Stellung ganz allein, ns von einem Officier begleitet, und er verwendete dazu wohl einen n Tag, wie z. B. vor der Schlacht bei Moskau (ſ. Borodino). ten aber die Verhältniſſe eine ſolche Beſichtigung nicht, ſo ließ er die arde durch einen Theil der Reſervecavalerie verſtärken und zum An- vorrücken. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, aus dem Gange Gefechtes auf die Abſichten des Gegners zu ſchließen, und täuſchte ſelten darin. Auch die in ſeiner Schule gebildeten Generale waren ſehr geübt. — Weniger glücklich waren die Franzoſen in den Recognoſci- n nach einer gewonnenen Schlacht, um die Marſchrichtung und den ad der geſchlagenen Armee kennen zu lernen. Zu einer ſolchen Re- ſcirung iſt zwar auch ein Corps von beträchtlicher Stärke erforderlich, fällt aber gewöhnlich in viele kleine Recognoſcirungen, deren Zweck die dung der Spur des Feindes iſt. Hierbei kommt Alles auf die Im- ig und Entſchloſſenheit der Führer dieſer kleinen Parteien an, und es z. als wenn die franzöſiſchen Cavalerieofficiere nicht die erforderliche ſt beſäßen. So erfuhr der Kaiſer z. B. erſt 5 Tage nach der Schlacht orodino, in welcher Richtung die ruſſiſche Hauptmacht zurückgegangen ſei;

rakter an. Man soll den Gegner zwingen, uns zu zeigen, was er gern verbergen möchte; das ist nicht leicht, und erfordert ein eigenthümliches Verfahren. Ist der Gegner zum Gefechte leicht zu reizen, so wird man schwächer scheinen müssen, als man ist, um ihn zum Angriffe zu veranlassen, wobei er allmälig so in das Gefecht zu verwickeln ist, daß er es nicht leicht wieder abbrechen kann, bis der Zweck erreicht wurde. Ist der Feind aber von kälterem Blute, so muß man ihm zu imponiren, also stärker zu scheinen suchen, und dann schnell zum Angriffe schreiten. Ueber das specielle Verhalten lassen sich aber keine Regeln aufstellen. In keinem Falle darf man jedoch den Zweck des Gefechtes aus dem Auge verlieren. Hat man also erfahren, was man wissen will, so muß das Gefecht abgebrochen werden, denn der Sieg eines schwachen Recognoscirungsdetachements kann keine Aenderung der Verhältnisse herbeiführen, wenn man auch ein Paar Hundert Gefangene machen sollte. Es ist aber dessenungeachtet schwer, die Grenzlinie zu bezeichnen, wo der fortgesetzte glückliche Angriff eines solchen Detachements mehr Nachtheile als Vortheile bringt, und es läßt sich das nur nach Berücksichtigung aller Verhältnisse angeben. Einen glänzenden Beweis, wie folgenreich ein solches Ueberschreiten der erhaltenen Aufgabe werden kann, wenn der recognoscirende General die Umstände zu benutzen versteht, und sich auf die Tapferkeit seiner Truppen verlassen kann, liefert das Gefecht bei Château-Cambresis (s. d.); ein Gegenstück dazu ist das verunglückte Recognoscirungsgefecht Pappenheim's, welches der Schlacht bei Breitenfeld voranging. Pz.

Recognoscirungsrapporte. Sie sollen dem Oberbefehlshaber die Resultate der gemachten Recognoscirung vor Augen legen, und werden deßhalb oft von Croquis begleitet sein müssen, weil manche Angabe ohne bildliche Darstellung des Terrains unverständlich bleiben, oder eine sehr weitläufige Umschreibung erfordern würde. Deutlichkeit und Kürze sind aber die Hauptbedingungen solcher Rapporte. Sonst bediente man sich bisweilen der Tabellen, die auch jetzt noch bei statistischen Recognoscirungen vortheilhaft sind, da es sich bei ihnen meist nur um Zahlenangaben handelt; im Allgemeinen ist aber ein fließender Bericht den Tabellen vorzuziehen. Der Verfasser eines solchen Berichtes ist natürlich der Recognoscent selbst, und da ihm jedenfalls genau vorgezeichnet worden ist, wornach er forschen soll, so kann er auch nicht in Verlegenheit sein, worüber er zu berichten habe; es kommt nur darauf an, daß er die ihm vorgelegten Fragen möglichst vollständig beantwortet, und das hinzufügt, was er darauf Bezügliches sonst noch in Erfahrung gebracht hat. Es läßt sich daher auch kein Schema zur Abfassung solcher Rapporte geben; doch muß bemerkt werden, was der Recognoscent selbst gesehen, und was er durch andere Personen erfahren hat; denn Angaben, die sich nachher unrichtig erweisen, bringen den Recognoscenten in Mißcredit, und können ihn sogar strafbar machen. Pz.

Reding, Don Theodor, geboren zu Schwyz, trat jung in spanische Dienste, und avancirte sehr rasch; im Jahre 1808 war er Generalmajor (Maréchal de camp), und da er beim ersten Erscheinen der Franzosen eine große Thätigkeit bei der Organisation der Truppen entwickelte, ernannte ihn die Junta zum Generallieutenant. In dieser Eigenschaft befehligte er in Andalusien einen Theil der Armee des Generals Castaños, und trug, indem er sich am Tage des Gefechtes von Baylen zwischen dem Corps des französischen Generals Dupont und der Division Vedel aufstellte, und deren Vereinigung verhinderte, viel zum glücklichen Ausgange des Tages bei. Hierauf übernahm er den Befehl einer Division in Catalonien, und unterstützte in dem

:n Gefechte von Cardedon den General Vives mit Kraft und Umſicht. 5. Dec. 1808 mußte er jedoch dem General Gouvion St. Cyr die :ng bei Llinas nach hartnäckiger Vertheidigung überlaſſen, und war h genöthigt, die von ihm begonnene Belagerung von Barcelona auf= n. Am 24. Februar 1809 ſchlug er ſich abermals gegen St. Cyr :alls, indem er die Abſichten der Franzoſen auf Valencia verhindern :z bei dieſer Gelegenheit erhielt er mehrere ſchwere Wunden, die ſeinen 0. April erfolgten Tod herbeiführten.

F. W.

Redoute, ſiehe Schanzen.

Redſchid, Mehemed Paſcha, dieſer berühmte türkiſche Heerführer euern Zeit, war beim Ausbruche des griechiſchen Unabhängigkeitskam= Paſcha von Widin, focht zuerſt unter Omer Vrione, Paſcha von Ja= welcher im Oct. 1822 das von dem Fürſten Maurocordato vertheí= Miſſolunghi einſchloß, wohnte 1824 unter Khosrew Paſcha dem Sturme ipſara bei, und erhielt 1825 die Statthalterſchaft von Rumelien nebſt Sandſchaks von Janina und Delvino, ſo wie den Oberbefehl über die aniſchen Landtruppen. Gleich nach Antritt dieſes Poſtens ſandte er öpfe der vier mächtigſten und einflußreichſten Häupter der Albaneſer Conſtantinopel, weil er ihrer Treue mißtrauen zu müſſen glaubte, ſam= hierauf in und um Lariſſa ein Truppencorps von 20,000 M., das, in 4 ionen getheilt, von drei Seiten in Morea einfallen ſollte, und warb 15,000 Albaneſer an, mit welchen er gegen Miſſolunghi operiren t. Bei ſeinem Vorrücken fand er bei Arta unerwarteten Widerſtand, te ſich deßhalb direct gegen Miſſolunghi, nahm dieſes am 22. April mit ſtürmender Hand, ließ in dem zerſtörten Platze eine Beſatzung 2500 M. zurück, und brach am 23. Mai mit 6000 M. nach Le= auf. Nirgends kräftigen Widerſtand findend, drang er in Attika ein, e den 15. Auguſt Athen, und begann hierauf die Belagerung der Ci= e. Zu Anfang des Jahres 1827 machten die Griechen einen gleich= m Verſuch zu Waſſer und zu Lande, die Akropolis zu entſetzen. Die geleitete Seeexpedition unter Oberſt Gordon gelang in der Nacht vom if den 6. Februar in ſofern, als die griechiſchen Truppen unter dem : des Dampfſchiffes glücklich landeten, die türkiſche Beſatzung des Pi= zur Flucht in das Kloſter St. Spiridion nöthigten, und eiligſt Ver= ſungen aufwarfen, auch ſolche mit neuen Geſchützen beſetzten, und ſich urch der höchſt wichtigen Poſition des Piräus vergewiſſerten. Sehr cklich lief dagegen die mit Unvorſichtigkeit geführte Landexpedition aus. berfiel die griechiſchen Colonnen am 9. Febr. unvermuthet auf ihrem ſche, brachte ihnen eine vollkommene Niederlage bei, und machte 200 n zu Gefangenen. Nun wandte ſich der Seraskier gegen das im Pi= gelandete und verſchanzte Corps, griff es am 11. und 13. Febr. an, te es aber nicht aus ſeiner Stellung vertreiben. Mehrere hartnäckige Ge= , im Laufe der Monate März und April, führten auf keiner Seite zu ſcheidenden Reſultaten. R. hielt Anfang Mai mit 7000 M. einen l des Pyräus, ſämmtliche Anhöhen um Athen und die Stadt ſelbſt t. Bei einem erneuerten Angriffe (d. 2. Mai) verlor Kairaskaki das l, und noch unglücklicher lief ein Verſuch zum Entſatze am 6. Mai ab. dem fügte das türkiſche Geſchütz der Feſtung ſehr großen Schaden zu, am 2. Juni kam endlich unter Vermittelung des franzöſiſchen Con= mirals de Rigny und des öſtreichiſchen Fregattencapitains Corner Capitulation zu Stande, vermöge welcher ſämmtlichen athenienſiſchen

Familien, so wie der Garnison, freier Abzug mit Gepäcke, jedoch ohne Waffen, gewährt wurde. Nach dieser Eroberung wandte sich der Seraskier nach Theben, wo er ein Lager bezog, 6000 Mann Verstärkung erhielt, und sein Heer fortwährend in den Waffen übte. Im Febr. des Jahres 1828 bot der Sultan Mahmud den Griechen eine Amnestie an, versprach, sie vor jeder Bedrückung zu schützen, und gab den Befehl, alle Feindseligkeiten 3 Monate einzustellen.

Auf die zu jener Zeit, wegen des ausgebrochenen Krieges mit Rußland, sehr verwickelten türkischen Angelegenheiten wirkte unstreitig die Ernennung R's zum Großvezier (31. Jan. 1829) sehr vortheilhaft auf alle Zweige der Verwaltung. In den Feldzügen gegen die Griechen einigermaßen zum Feldherrn gebildet, suchte er einen gewissen Zusammenhang in die Operationen des zweiten Feldzuges gegen die Russen zu bringen. Er erließ an alle Paschas der verschiedenen Provinzen Instructionen, nach welchen sie sich bei Vertheidigung ihrer Districte und bei Unterstützung der activen Armee richten sollten; auch wurden an die Festungscommandanten strenge Befehle erlassen, und sogar besondere Commissionen ernannt, um die Verwaltung zu besorgen, und das Betragen der Commandanten zu controlliren, eine bisher in der Türkei unerhörte Maßregel, welche großen Unwillen erregte. Den 31. März traf R. selbst im türkischen Lager bei Schumla ein, und beorderte mehrere Streifcorps in die Gegend von Varna, wodurch die Verbindung zwischen diesem Platze und Isaktschi bedroht wurde. Am gefährlichsten konnte aber dem Großvezier das Corps des Generals Roth in seiner rechten Flanke bei Paravadi werden. Er unternahm deßhalb einen schnellen Zug mit 15,000 Mann Fußvolk und Reiterei gegen Eski-Arnautlar, wo er den 17. Mai auf die Russen stieß, und sich nach einem hartnäckigen Gefechte in das Thal von Neweza zurückzog. R. ließ hierauf Paravadi belagern, und hoffte sich des Platzes zu bemeistern. Gelang dieß, so wären jedenfalls Varna und Sizeboli gefallen, und Silistria gerettet worden. Als aber General Diebitsch sich am 10. mit dem General Roth vereinigt hatte, erfolgte am 11. Juni die Schlacht bei Kulewtscha (s. d.). In Folge derselben zog sich R. mit etwa 15,000 M. nach Schumla zurück, und erhielt von dem russischen Oberfeldherrn ein vom 14. Juni datirtes Schreiben, in welchem die friedlichen Absichten des Kaisers ausgesprochen, und der Staatsrath Fonton als bevollmächtigter Unterhändler in das türkische Hauptquartier gesandt wurde. Nachdem sich diese Unterhandlungen zerschlagen, und die russ. Armee über den Balkan (s. d.) gegangen, erfolgte der Friede zu Adrianopel (s. d.), dessen Ratification von Seiten des Sultans erst am 27. Sept. vollzogen ward. Ein Aufruhr, welcher im Jahre 1830 in Albanien ausbrach, wurde von R. theils mit List, theils mit Gewalt gedämpft. Der Pascha Mustapha von Scutari stand mit einem Albaneser-Häuptling an der Spitze desselben. R. brach mit 10,000 M. regulairer Truppen und 30 Stücken Geschütz von Constantinopel aus gegen die Empörer auf. Den Pascha von Scutari suchte er zuvörderst durch große Versprechungen zu besänftigen, und als ihm dieß gelungen war, lud er die Häuptlinge der Albaneser unter den größten Freundschaftsversicherungen nach Bitoglia ein, wo sie überfallen und sämmtlich niedergeschossen wurden. Der Zug ging hierauf rasch gegen Albanien; die Festen Parga und Preveſa wurden genommen, und die Empörung allenthalben unterdrückt. Noch stand R. im Frühlinge des Jahres 1831 mit 20,000 M. in seinem Lager bei Monastir, als er auch schon die Nachricht von einem neuen Aufstande erhielt, welchen Mustapha Pascha mit seinem Schwiegersohne, dem Pascha von Trawnik, angestiftet hatte. R. zog sofort die der Pforte treu gebliebenen Herzegowiner an sich, und gab den Befehl

dieſelben, dem Sohne des früher ſtrangulirten Veziers Soliman Pa-
Die erſten Fortſchritte der Rebellen waren ſo reißend, daß R. ſich
aus ſeinem verſchanzten Lager herauswagen, noch verhindern konnte,
er Rebellenchef Karafeis Ali Bey ſich der wichtigen Stadt Sophia be-
ächtigte. Den Rebellen fehlte es jedoch an Einigkeit; R., dieß benutzend,
am 6. April, verſtärkt durch Truppen von Adrianopel und Philippo-
, gegen das Hauptcorps derſelben auf, und erfocht in den Engpäſſen,
hen Perlepe und Köprili am 20. April einen vollkommenen Sieg, in
r Folge ſich die Inſurgenten unterwarfen. 1832 brach abermals ein
land in Bosnien unter Huſſein Kapudan aus. Die Bosnier ſtanden,
rigt mit mehreren albaneſiſchen Stämmen, in einem feſten Lager bei
Bazar. Fürſt Miloſch von Servien wurde aufgefordert, 10,000 M.
zu halten, um ſich mit 10,000 M. türkiſchen Truppen zu vereinigen,
unter dem Oberbefehle des Großveziers die Rebellen zu züchtigen. Fürſt
ſch rüſtete ſich zwar, erſchien jedoch nicht auf dem Kampfplatze, und
rach nun mit 25,000 M. in drei Colonnen gegen die Albaneſer auf.
wurden bei Butzetrin überfallen, geſchlagen, und zur Unterwerfung ge-
zen, jedoch auf R's ausdrücklichen Befehl mit Milde und Nachſicht
delt. Noch in demſelben Jahre brach der Krieg mit dem Vicekönig von
pten, Mehemed Ali (ſ. d.), aus, welcher unter der Leitung deſſen Soh-
Ibrahim Pascha (ſ. d.), mit vielem Glücke und zum größten Nach-
der Pforte geführt wurde. Als Ibrahim Acre in Syrien erſtürmt
Mai), in Damask, und nach der Schlacht bei Homs in Aleppo
rückt war, auch den zeitherigen türkiſchen Oberbefehlshaber Huſſein Pa-
beim Paſſe Bylan-Bogaſi nachmals geſchlagen hatte, wurde Huſſein
Oberbefehls entſetzt, Reuff Pascha zum interimiſtiſchen Befehlshaber des
genen Heeres ernannt, und Eilboten nach Albanien geſendet, um den
ezier dort abzurufen, und an die Spitze des Heeres in Aſien zu ſtel-
Unterhandlungen, welche die Pforte unterdeſſen mit Mehemed Pascha
nüpft hatte, zerſchlugen ſich; Ibrahim rückte wieder vor, ſchlug das
krekli in den Engpäſſen Ciliciens aufgeſtellte türkiſche Corps in die
t, und erſchien am 1. Nov. in Koniah. Auf dieſe Nachricht eilte R.
Heere, und erſchien am 18. Dec. mit einem faſt 60,000 M. ſtarken,
meiſtens aus Albaneſern gebildeten Heere bei Akſcheher. Den 21.
erfolgte die Schlacht bei Koniah (ſ. d.), in welcher das türkiſche Heer
ich geſchlagen wurde, und der tapfere R., welcher große Beweiſe von
tlichem Muthe gegeben, endlich ſchwer verwundet in Gefangenſchaft ge-

War nun zwar R. nach ſeiner Gefangennehmung in dem Poſten
Großveziers durch Mehemed-Emir Reuff Pascha erſetzt worden, ſo hatte
ch deßhalb das Vertrauen des Sultans nicht verloren. Nach ſeiner
ung erhielt er wieder ein Commando in Albanien, und er war wohl
inzige Mann, der dort eine dauernde Beruhigung bewirken konnte.
Unglücke für jene Gegenden wurde R. abberufen, und Anfangs 1834
Pascha von Siwas in Kleinaſien ernannt. Er erhielt den Oberbefehl
ein ſtarkes Heer, welches in den aſiatiſchen Paſchaliks Siwas,
bekir und Alſem aufgeſtellt wurde, um das Benehmen Ibrahim Pa-
zu beobachten; denn ungeachtet des zu Anfange 1833 von ſeinem Va-
lt der Pforte geſchloſſenen Friedens und der am 6. Mai erfolgten
tung von ganz Syrien und des Diſtrictes von Adana war doch Ibra-
Verfahren in Syrien von der Art, daß eine Verſchwörung gegen
Gewaltherrſchaft und (in deren Folge) die Rückkehr dieſer Provinzen
die Oberhoheit des Sultans nicht unmöglich ſchien; weßhalb denn

auch R. den Befehl erhielt, sein Lager auf 30—40,000 M. zu verstärken. Obgleich mitten im Frieden, standen doch beide einander im Sommer des Jahres 1834 beobachtend gegenüber. Auch während der folgenden Jahre behielt R. den Oberbefehl über die Armee, welche in Kleinasien am Taurus aufgestellt war. 1835 steckten die räuberischen Kurden abermals die Fahne der Empörung auf. R. sendete eine Division seines Heeres zu deren Unterdrückung ab, erlitt zwar Anfangs mehrere Verluste, drängte aber endlich seine Feinde bis an den Fluß Kars unweit der Grenzfestung gleiches Namens zurück. Redschid Pascha, welcher im October des Jahres 1836 an einem Entzündungsfieber starb, gehört unstreitig zu den besten Generalen, welche Mahmud seit der neuen Organisation seines Heeres besessen hat. Gtz.

Reductionszirkel ist ein Zirkel mit 4 Spitzen und schiebbarem Kopfe, welchen man so stellen kann, daß die kürzeren den längeren entgegengesetzten Spitzen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ der letzteren fassen. Obschon dieses Instrument viel Bequemlichkeit gewähren könnte, so ist es doch nur dann mit einiger Sicherheit zu brauchen, wenn der Kopf mit einer Mikrometerschraube gestellt werden kann. Ist diese nicht daran vorhanden, und muß man den Kopf mittelst der Hand stellen, so ist nur wenig Genauigkeit zu erwarten. M. S.

Reduit nennt man eine, im Innern einer größeren Befestigung oder innerhalb eines durch Befestigungen umschlossenen Terraintheils angebrachte Befestigung, dazu bestimmt, den Vertheidigern der äußersten Befestigungslinien als Zufluchtort und Sammelplatz zu dienen, wenn sie der Uebermacht des Feindes weichen, und ihm die vertheidigten Befestigungstheile überlassen müssen, um von hier aus die Vertheidigung des Innern beginnen, und dem Feinde vielleicht durch Offensive die errungenen Vortheile entreißen zu können. — Um aber einen solchen Kampf siegreich durchführen zu können, muß eine dergleichen Anlage, neben der Berücksichtigung einer vortheilhaften Defensive, auch gleichzeitig den Charakter der Offensive besitzen, d. h. sie muß es den Truppen, welche bei oder hinter ihr Schutz fanden, möglich machen, ja sogar erleichtern, den in die Hauptbefestigung eingedrungenen Feind, der darin sich festzusetzen versuchen wird, unter günstigen Umständen selbst angreifen, und ihm seine errungenen Vortheile durch den Kampf mit den blanken Waffen wieder entreißen zu können. — Hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Abschnitten (s. d.), die rein defensiver Natur sind, da sie nur dahin zwecken, die Vertheidigung des Terrains passiv rückwärts aufzunehmen, ohne die Aussicht zu bereiten, das Verlorene wieder zu betreten. — Ein jedes Reduit erheischt demnach, soll es diesem Doppelcharakter gehörig entsprechen, zwei wesentlich geschiedene Theile, welche abwechselnd und in Uebereinstimmung mit einander den Kampf im Innern der Hauptbefestigung unterhalten, nämlich einen passiven und einen activen Theil, eine *isolirte Besatzung*, die das geschlossene Reduit vertheidiget und alle Anfälle des Feindes abweiset, und eine *Ausfalltruppe*, die aus dem dazu vorbereiteten Raume *hinter* dem Reduit und im Schutze desselben hervorbricht, und den Feind angreift. Drängt der Feind den Anfall zurück, so suchen diese Truppen, begünstiget durch das Feuer des Reduits, ihren Zufluchtsort hinter demselben zu erreichen, um von Neuem allenfalls mit frischen Kräften angreifen zu können. Hieraus folgt nothwendig, daß ein hinlänglich breiter und gesichter Rückzugweg hinter dieses Schutzwerk, nie aber in dasselbe führen darf, weil dieses sonst leicht verloren gehen würde.

as den Devensivcharakter des Reduits belangt, so muß daſſelbe eine hin-
nglich ſtarke ſelbſtſtändige Activkraft beſitzen, d. h. es muß geräumig genug
n, um eine genügende Beſatzung aufnehmen zu können; ferner muß
Form und die Lage der Linien ſo gewählt werden, daß dadurch das
nze Innere des Werkes, vorzüglich die Stellen, wo es am wahrſcheinlich-
n iſt, daß der Feind eindringen dürfte, oder daß, bei ausgedehnteren Be-
tigungen, die Hauptrückzugwege nach dem Reduit unter einem recht kräf-
gen Feuer gehalten werden können.

Die fortificatoriſche Ausführung eines ſolchen Werkes richtet ſich übri-
ns nach der Hauptbefeſtigung, für welche es erbaut wird, und kann demnach
en paſſageren, proviſoriſchen oder auch permanenten Charakter (ſ. Be-
ſtigungskunſt) erhalten. Immer bleibt es aber hierbei eine unerläß-
he Berückſichtigung, da des Reduits Vertheidigungsleiſtungen erſt dann
Anſpruch genommen werden, wenn das Hauptwerk erobert iſt, es ſo an-
ordnen, daß es nicht früher, oder zugleich mit dem Hauptwerke zerſtört
er vertheidigungsunfähig gemacht werden kann. Deßhalb darf es ſein
auptwerk wo möglich nicht überhöhen, und ſollte ſeiner Beſatzung immer
n hinlänglichen Schutz gegen die ſo gefährlichen Wurfgeſchoſſe darbieten.—
n der Feſtungsbaukunſt haben die Reduits eine ausgebreitete Anwendung
funden. Man findet ſie in dem gedeckten Wege, vorzüglich in den ein-
henden Waffenplätzen, wodurch dieſem Feſtungswerke eine ſelbſtſtändige in-
ere Vertheidigung geſichert wird. (ſ. gedeckter Weg). Dann enthalten
die Ravelins (ſ. d.), für welche ſie das wichtigſte Verſtärkungsmittel ab-
ben. Auch in den Enveloppen (ſ. d.) trifft man Reduits in den aus-
d eingehenden Winkeln an, wie z. B. bei Cöhorn's 2. Baſtionſyſteme (ſ. Cö-
rn). Ferner iſt der Hauptwall noch eines der Feſtungswerke, welchen
an durch Reduitanlagen eine ſehr kräftige Verſtärkung und längere Wi-
rſtandfähigkeit verſchaffen kann. Einige Fortificatoren haben daher dieſes
erſtärkungsmittel auch in ihre Syſteme mit aufgenommen — Montalem-
rt, Eickemeyer, Carnot zum Theil — bei Feſtungen aber, wo der Haupt-
all keine Reduits hatte, ſind auch ſchon oft in der Nähe der Baſtions-
hlen liegende Gebäude, während der Belagerung zu dieſem Zwecke vorge-
htet worden. Außerdem findet man aber auch noch eine häufige Anwen-
ng des Reduits in den detachirten Werken oder Forts, vorzüglich in den
hlen der offenen, wobei, in Hinſicht auf ihre fortificatoriſche Ausführung,
e große Verſchiedenartigkeit Statt findet. Beiſpiele dieſer Anwendung
det man bei mehreren Feſtungen, namentlich bei mehreren Neubauten, wie
Coblenz, Mainz ꝛc. Endlich ſind noch die größten in der Feſtungsbau-
nſt vorkommenden Reduits die Citadellen, welche für das Ganze der
ſtungswerke das Hauptreduit bilden, und ſich daher an einem geeigneten
atze im Innern oder an einer Seite der Feſtung befinden (ſ. Citadel-
n). Bei proviſoriſchen Befeſtigungen (ſ. d.), welche ihrer Hauptbeſtim-
ung nach die Stelle von Feſtungen erſetzen ſollen, finden die Reduits auf
nloge Weiſe ihre Anwendung wie in Feſtungen oder Forts, und können
einer geſchickten Combinirung des Holzhohlbaues mit dem Erdbaue (ſ.
lockhäuſer) gewiß eben ſo weſentlich dazu beitragen, die Vertheidi-
gungsfähigkeit der Hauptwerke zu erhöhen; auch können oft derglei-
n proviſoriſche Reduitanlagen in Feſtungswerken mit entſchiedenem Nutzen
angewendet werden, wo ſie als permanente Anlage fehlen. — In der Feld-
feſtigung erleidet aber die Anwendung der Reduits, deren Nutzen ſich in
r Feſtungsbaukunſt und proviſoriſchen Befeſtigung ſchon vielfach bewährt

auch R. den Befehl erhielt, sein Lager auf 30—40,000 M. zu verstärken. Obgleich mitten im Frieden, standen doch beide einander im Sommer des Jahres 1834 beobachtend gegenüber. Auch während der folgenden Jahre behielt R. den Oberbefehl über die Armee, welche in Kleinasien am Taurus aufgestellt war. 1835 steckten die räuberischen Kurden abermals die Fahne der Empörung auf. R. sendete eine Division seines Heeres zu deren Unterdrückung ab, erlitt zwar Anfangs mehrere Verluste, drängte aber endlich seine Feinde bis an den Fluß Kars unweit der Grenzfestung gleiches Namens zurück. Redschid Pascha, welcher im October des Jahres 1836 an einem Entzündungsfieber starb, gehört unstreitig zu den besten Generalen, welche Mahmud seit der neuen Organisation seines Heeres besessen hat. Gtz.

Reductionszirkel ist ein Zirkel mit 4 Spitzen und schiebbarem Kopfe, welchen man so stellen kann, daß die kürzeren den längeren entgegengesetzten Spitzen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ der letzteren fassen. Obschon dieses Instrument viel Bequemlichkeit gewähren könnte, so ist es doch nur dann mit einiger Sicherheit zu brauchen, wenn der Kopf mit einer Mikrometerschraube gestellt werden kann. Ist diese nicht daran vorhanden, und muß man den Kopf mittelst der Hand stellen, so ist nur wenig Genauigkeit zu erwarten. M. S.

Reduit nennt man eine, im Innern einer größeren Befestigung oder innerhalb eines durch Befestigungen umschlossenen Terrainstheils angebrachte Befestigung, dazu bestimmt, den Vertheidigern der äußersten Befestigungslinien als Zufluchtort und Sammelplatz zu dienen, wenn sie der Uebermacht des Feindes weichen, und ihm die vertheidigten Befestigungstheile überlassen müssen, um von hier aus die Vertheidigung des Innern beginnen, und dem Feinde vielleicht durch Offensive die errungenen Vortheile entreißen zu können. — Um aber einen solchen Kampf siegreich durchführen zu können, muß eine dergleichen Anlage, neben der Berücksichtigung einer vortheilhaften Defensive, auch gleichzeitig den Charakter der Offensive besitzen, d. h. sie muß es den Truppen, welche bei oder hinter ihr Schutz fanden, möglich machen, ja sogar erleichtern, den in die Hauptbefestigung eingedrungenen Feind, der darin sich festzusetzen versuchen wird, unter günstigen Umständen selbst angreifen, und ihm seine errungenen Vortheile durch den Kampf mit den blanken Waffen wieder entreißen zu können. — Hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Abschnitten (s. d.), die rein defensiver Natur sind, da sie nur dahin zwecken, die Vertheidigung des Terrains passiv rückwärts aufzunehmen, ohne die Aussicht zu bereiten, das Verlorene wieder zu betreten. — Ein jedes Reduit erheischt demnach, soll es diesem Doppelcharakter gehörig entsprechen, zwei wesentlich geschiedene Theile, welche abwechselnd und in Uebereinstimmung mit einander den Kampf im Innern der Hauptbefestigung unterhalten, nämlich einen passiven und einen activen Theil, eine *isolirte Besatzung*, die das geschlossene Reduit vertheidiget und alle Anfälle des Feindes abweiset, und eine *Ausfalltruppe*, die aus dem dazu vorbereiteten Raume *hinter* dem Reduit und im Schutze desselben hervorbricht, und den Feind angreift. Drängt der Feind den Anfall zurück, so suchen diese Truppen, begünstiget durch das Feuer des Reduits, ihren Zufluchtsort hinter demselben zu erreichen, um von Neuem allenfalls mit frischen Kräften angreifen zu können. Hieraus folgt nothwendig, daß ein hinlänglich breiter und gesichter Rückzugweg hinter dieses Schutzwerk, nie aber in dasselbe führen darf, weil dieses sonst leicht verloren gehen würde

Was den Defensivcharakter des Reduits belangt, so muß dasselbe eine hinlänglich starke selbstständige Activkraft besitzen, d. h. es muß geräumig genug sein, um eine genügende Besatzung aufnehmen zu können; ferner muß die Form und die Lage der Linien so gewählt werden, daß dadurch das ganze Innere des Werkes, vorzüglich die Stellen, wo es am wahrscheinlichsten ist, daß der Feind eindringen dürfte, oder daß, bei ausgedehnteren Befestigungen, die Hauptrückzugwege nach dem Reduit unter einem recht kräftigen Feuer gehalten werden können.

Die fortificatorische Ausführung eines solchen Werkes richtet sich übrigens nach der Hauptbefestigung, für welche es erbaut wird, und kann demnach einen passageren, provisorischen oder auch permanenten Charakter (s. Befestigungskunst) erhalten. Immer bleibt es aber hierbei eine unerläßliche Berücksichtigung, da des Reduits Vertheidigungsleistungen erst dann in Anspruch genommen werden, wenn das Hauptwerk erobert ist, es so anzuordnen, daß es nicht früher, oder zugleich mit dem Hauptwerke zerstört oder vertheidigungsunfähig gemacht werden kann. Deßhalb darf es sein Hauptwerk wo möglich nicht überhöhen, und sollte seiner Besatzung immer den hinlänglichen Schutz gegen die so gefährlichen Wurfgeschosse darbieten.— In der Festungsbaukunst haben die Reduits eine ausgebreitete Anwendung gefunden. Man findet sie in dem gedeckten Wege, vorzüglich in den eingehenden Waffenplätzen, wodurch diesem Festungswerke eine selbstständige innere Vertheidigung gesichert wird (s. gedeckter Weg). Dann enthalten sie die Ravelins (s. d.), für welche sie das wichtigste Verstärkungsmittel abgeben. Auch in den Enveloppen (s. d.) trifft man Reduits in den aus- und eingehenden Winkeln an, wie z. B. bei Cohorn's 2. Bastionsysteme (s. Cohorn). Ferner ist der Hauptwall noch eines der Festungswerke, welchen man durch Reduitanlagen eine sehr kräftige Verstärkung und längere Widerstandfähigkeit verschaffen kann. Einige Fortificatoren haben daher dieses Verstärkungsmittel auch in ihre Systeme mit aufgenommen — Montalembert, Eickemeyer, Carnot zum Theil — bei Festungen aber, wo der Hauptwall keine Reduits hatte, sind auch schon oft in der Nähe der Bastionskehlen liegende Gebäude, während der Belagerung zu diesem Zwecke vorgerichtet worden. Außerdem findet man aber auch noch eine häufige Anwendung des Reduits in den detachirten Werken oder Forts, vorzüglich in den Kehlen der offenen, wobei, in Hinsicht auf ihre fortificatorische Ausführung, eine große Verschiedenartigkeit Statt findet. Beispiele dieser Anwendung findet man bei mehreren Festungen, namentlich bei mehreren Neubauten, wie bei Coblenz, Mainz ꝛc. Endlich sind noch die größten in der Festungsbaukunst vorkommenden Reduits die Citadellen, welche für das Ganze der Festungswerke das Hauptreduit bilden, und sich daher an einem geeigneten Platze im Innern oder an einer Seite der Festung befinden (s. Citadellen). Bei provisorischen Befestigungen (s. d.), welche ihrer Hauptbestimmung nach die Stelle von Festungen ersetzen sollen, finden die Reduits auf analoge Weise ihre Anwendung wie in Festungen oder Forts, und können bei einer geschickten Combinirung des Holzhohlbaues mit dem Erdbaue (s. Blockhäuser) gewiß eben so wesentlich dazu beitragen, die Vertheidigungsfähigkeit der Hauptwerke zu erhöhen; auch können oft dergleichen provisorische Reduitanlagen in Festungswerken mit verschiedenem Nutzen da angewendet werden, wo sie als permanente Anlage fehlen. — In der Feldbefestigung bleibet aber die Anwendung der Reduits, deren Nutzen sich in der [redacted]kunst und provisorischen Befestigung schon vielfach bewährt

hat, mehrseitige Beschränkung. Theils liegt der Grund dazu in dem meist geringen Umfange, theils in der Form der Feldwerke. Vorzüglich schwierig bleibt ihre Anwendung bei geschlossenen, von allen Seiten angreifbaren Feldwerken. Hier kann man nur allenfalls mit fast gänzlicher Aufopferung des so wichtigen Offensivcharakters die Reduits erbauen, und es wird dann immer selten möglich werden, daß, wenn der Feind irgendwo in das Innere des Hauptwerks eindringt, sich die Besatzung noch in das Reduit zurückziehen kann, um sich aus selbigem auf's Neue mit Entschlossenheit zu vertheidigen; schon deßhalb nicht, weil der Feind gewöhnlich einen Theil der Besatzung entwaffnet, oder doch in ein wildes Handgemenge verwickelt haben wird, ehe es den Uebrigen gelungen sein dürfte, sich durch die nothwendig engen Eingänge der Reduits seiner Einwirkung zu entziehen. Wenn daher die zweckmäßige Anordnung von Reduits in Werken dieser Art von größerem Umfange immer eine schwierige Aufgabe bleibt, sobald sie für den Rest der Besatzung ein hinlänglich geräumiger, zu kräftiger Vertheidigung sich eignender Zufluchtsort werden sollen, so können sie in kleineren Werken, schon des beschränkten Raumes wegen, gar keine Anwendung finden. Vortheilhafter gestattet sich jedoch die Sache bei solchen Schanzen, wo der Feind nur eine zugängliche Angriffsfront hat, wo sich die offenen oder nur leicht gesicherten Theile des Umfangs an unzugängliche Terrainbelegenheiten stützen, wie dieß z. B. bei Verschanzungen der Fall ist, die den dem Feinde zugewendeten Ausgang eines Defilées vertheidigen sollen — Brückenschanzen, Verschanzungen von Dämmen, Schluchten, Stadt- und Dorfeingängen ꝛc. — oder auch bei solchen ausgedehnten Befestigungsanlagen, die eine bedeutende Terrainstelle theilweise oder ganz einschließen, und wo sich das Reduit im Centro dieser Befestigungsanordnung befinden kann, so daß die Vertheidiger der einzelnen Puncte der äußeren Vertheidigungslinie, nach diesem gesicherte Rückzugswege behalten, wie dieß bei befestigten Stellungen, Städten und Dörfern der Fall ist. Hier ist man gewöhnlich weder durch den Raum beschränkt, noch gebricht es an günstigen Umständen, das Reduit so anzulegen, daß man bei Zeiten eine hinreichende Reserve darin aufstellen kann, die entweder den über die Brustwehr oder auf den vorgeschriebenen Wegen zu dem Reduit vordringenden Feind mit ihrem wohlgezielten Feuer empfängt, während die gedrängten Vertheidiger sich hinter das Reduit sammeln, um im günstigen Augenblicke, wenn der Feind durch das Feuer des Reduits in Unordnung gebracht ist, wieder hervorzubrechen, ihn mit dem Bajonet anzugreifen, und auf diese Weise demselben die errungenen Vortheile zu entreißen. Der Feind wird um so weniger in diesem Zeitpuncte eine kraftvolle Gegenwehr zu leisten vermögen, weil er entweder, durch das Erklimmen der Brustwehr erschöpft, nun auf ein Mal in das nahe und wirksame Feuer des Reduits geräth, oder durch die Beschränkung des Gefechtraumes von seiner Uebermacht keinen erfolgreichen Gebrauch machen kann. Reduits dieser Art, die ein Gefecht mit den blanken Waffen im Innern des verschanzten Raumes begünstigen, vermehren dann die Widerstandsfähigkeit gewiß im hohen Grade, und sollten bei dergleichen Feldbefestigungen nie fehlen. — Was ihre fortificatorische Ausführung betrifft, so besteht diese bei den Befestigungen der ersteren Art und überhaupt bei isolirten Werken meist aus blockhausähnlichen Anlagen in Form eines Rechteckes oder Kreuzes, bisweilen aber auch nur aus einer einfachen Tambourpallisadirung; bei den Befestigungen der 2. Art aber, die ausgedehntere Terrainstellen umschließen, sind die Reduits mehr selbstständige Werke, deren Größe, Lage und Form sich nach den Localverhältnissen und nach den etwa dazu benutzten Terraingegenständen rich-

et. Einiges Speciellere über dergleichen Reduitanlagen findet man in den Artikeln Hauſerbefeſtigung, Dorfbefeſtigung, Städtebefeſtigung.

P.

Reff oder Reef. Alle größeren Segel eines Kriegsſchiffes haben eine Vorrichtung, mittelſt welcher man ſie, namentlich bei heftigem Winde, kleiner machen kann, indem man durch quer über das Segel angenähte Streifen und an dieſe befeſtigte Leinen einen Theil deſſelben an die Raa bindet, ſo daß der übrige nicht eingebundene Theil allein dem Winde ausgeſetzt bleibt. Dieſe Vorrichtung heißt das Reff, die Arbeit, das Einreffen der Segel.

Reflexion nennt man das Zurückprallen eines Körpers, wenn ſolcher auf einen andern ſtößt. Man braucht dieſes Wort in der Mechanik, wo von elaſtiſchen Körpern die Rede iſt; aber auch in der Katoptrik, wo die Lichtſtrahlen aus dem Spiegel zurückgeworfen werden. Alle Strahlen, die unter einem Winkel einen Spiegel treffen, werden unter demſelben Winkel zurückgeworfen. Denken wir uns z. B. eine Gerade AB, welche den Spiegel vorſtellt, und zwiſchen A und B den Punct C, in welchen von der Seite B ein Strahl EC einfällt, der nach der Seite A als Linie D unter eben dem Winkel wieder zurückprallt, ſo iſt EEB der Einfalls- und DCA der Reflexionswinkel, und ⌊ ECB = ⌊ DCA; der Punct C wird ſodann der Reflexionspunct, die Linie CD die Reflexionslinie und EC + CD die Reflexionsſtraße genannt. Denken wir uns nun durch EC und CD eine Ebene gelegt, ſo heißt dieſe die Reflexionsebene und wird immer ſenkrecht auf dem Spiegel ſtehen. Endlich heißt eine Senkrechte DF aus einem Puncte des zurückgeworfenen Strahls auf den Spiegel der Reflexionsperpendickel, welcher immer in der Reflexionsebene liegt.

M. S.

Refraction oder Strahlenbrechung nennt man die Abweichung des Lichtes von ſeinem vorigen Wege. Z. B. man ſtelle ein gerades weißes Stabchen oder dergleichen dergeſtalt in ein Glas mit Waſſer, daß ein Theil des Stebchens außerhalb des Waſſers bleibt, ſo wird man finden, daß dieſes Stück mit dem, welches im Waſſer liegt, durch's Glas geſehen, einen Winkel bildet. Eben ſo weicht der Lichtſtrahl, der aus einem Puncte des Himmels in unſer Auge fällt, bei ſeinem Eintritte in den Dunſtkreis der Erde von ſeiner geraden Richtung ab. Auf dieſe Art erſcheinen uns immer die Sonne und Sterne höher, als ſie wirklich ſind.

M. S.

Refuſiren. Einen Flügel refuſiren (verſagen oder zurückhalten) deutet die Abſicht an, daß man denſelben nicht mit in das Gefecht verwickeln will. Die Entfernung vom Feinde muß mindeſtens große Kanonenſchußweite betragen. Die Veranlaſſungen dazu können ſehr verſchieden ſein. Man hat z. B. minder geübte oder aus anderen Urſachen unzuverläſſige Truppen (zweideutige Bundestruppen), welche da, wo die Entſcheidung gegeben werden ſoll, mehr ſchaden, als nützen würden, will aber durch ſie doch eine gleich große Truppenzahl des Feindes im Schach halten, beſchäftigen, paralyſiren. Oder man iſt im Allgemeinen ſchwächer als der Gegner, will ſich aber auf einem Flügel ein Uebergewicht verſchaffen, muß alſo den andern ſchwächen, folglich auch refuſiren, weil der Feind außerdem den geſchwächten Flügel angreifen, ſchlagen und die Sache im Gleichgewichte bleiben würde. Nun kann zwar der Feind den verſagten Flügel ebenfalls angreifen, will er es aber mit Erfolg thun, ſo muß auch ein Theil der Mitte oder Reſerve ſich mit in Bewegung ſetzen, wobei leicht Unordnung oder Bloßen entſtehen können. Es geht hieraus hervor, daß, wenn zwei Armeen in Schlachtord-

größten Theile des 2. Armeecorps vor Stadt am Hof eingetroffen — das 1. war zu dieser Zeit in der Gegend von Schwandorf und Schwarzenfeld — und erhielt in der Nacht vom 18. zum 19. April den Befehl des Generalissimus: „Es werde den 19. der größere Theil der Hauptarmee sich bei Rohr zusammenziehen, um den Marschall Davoust in und bei Regensburg anzugreifen; Kollowrath solle auf seiner Seite hierzu mitwirken.“ Am 19. April mit Tagesanbruch bildete daher Kollowrath, der nichts davon wußte, daß Davoust Regensburg verlassen, vorwärts Regenstauf seine Angriffscolonne aus dem Vortrabe des Generals Klenau und der Division Brady (10 Bat., 12 Schwdr.). Sie nahm ihren Marsch über Eilbrunn und Schweighausen gegen die Karrer Höhen; eine Reserve von 5 Bat. blieb zu Regenstauf. — Die Karrer Höhen waren in der Nacht von den Franzosen verlassen worden; die Oestreicher rückten daher unaufgehalten über dieselben auf den mit unvollendeten Verschanzungen versehenen und noch besetzten Dreifaltigkeitsberg, wo erst die freie Aussicht bis jenseits Regensburg sie bemerken ließ, daß die französischen Lager verlassen waren, und nur noch eine starke Wagencolonne auf der Straße nach Abbach fortzog. Heftiges Feuern in der Richtung gegen Abensberg ließ sie nicht zweifeln, daß Davoust im ungleichen Kampfe mit ihrem Hauptheere begriffen sei. Der Vortrab ging daher schnell über den Dreifaltigkeitsberg vor, ein Jägerbataillon über den Regen, um die Vorstadt Steinweg anzugreifen. Die französische Infanterie warf sich nach Stadt am Hof; sie hatte nicht Zeit, das Stadtthor zu verrammeln, welches Kollowrath sogleich vom Dreifaltigkeitsberge aus beschießen ließ, während schon am 18. bei Weichs unterhalb der Stadt auf dem linken Regenufer errichtete Batterien Stadt am Hof ebenfalls beschossen. Ein östreichisches Bataillon rückte nun zum Sturme vor, und durch das Thor in die Stadt, während andere Abtheilungen zur Seite eindrangen. Die Franzosen hatten sich in die Häuser geworfen, deren Thüren gesperrt, und machten ein starkes Feuer auf das Bataillon Froon, welches trotz dem in der langen und breiten Straße, ohne einen Schuß zu thun, bis zur Donaubrucke vordrang. Die Zugbrücke aber war aufgezogen, und, von mörderischem Feuer aus dem Thurme über dem Brückenthore empfangen, mußte das Bataillon sich wieder in die Vorstadt Steinweg zurückziehen. Das Feuer dauerte nun bis in die Nacht, und die östreichische Colonne stellte sich auf die Höhe des Dreifaltigkeitsberges. — Am 20. April früh, wo Kollowrath Nachricht von der Annaherung der Hauptarmee erhielt, forderte er die Besatzung auf, sich zu ergeben. Doerst Coutard verlangte Frist bis 4 Uhr Nachmittags, wo man ihm Hilfe versprochen habe. Diese Forderung wurde bewilliget aus Schonung für die Stadt. Jetzt traf Fürst Liechtenstein mit dem 1. Reservecorps auf der Straße von Eckmühl am rechten Donauufer vor Regensburg ein (s. Rohr), schritt ebenfalls zur Aufforderung, und drohte, da er die Nachricht von der mit Kollowrath geschlossenen Uebereinkunft zur Antwort erhielt, mit Sturme. Obgleich nun die Stadt hinlänglich befestiget war, um sich gegen einen Feind zu vertheidigen, dem nur wenige Stunden zum Angriffe blieben, glaubte sich der Commandant dennoch zu schwach hierzu, besonders da Tages zuvor in Stadt am Hof fast alle Munition verschossen worden war, und übergab sie Abends 6 Uhr. Das 65. Linienregiment streckte das Gewehr, die Mannschaft wurde kriegsgefangen, die Officiere auf Ehrenwort entlassen. Diese schnelle Einnahme von Regensburg, welche dem 2. östreichischen Armeecorps den Weg auf das rechte Donauufer öffnete, war ein den Oestreichern höchst günstiges Ereigniß — denn Fürst Liechtenstein mußte in der folgenden Nacht schon ab-

ur war noch bei Abertraubling zurück. — Napoleon sendete an diesem
en den Marschall Massena nach Straubing, auch die Baiern und Wür-
ger unter Lefèbvre und Vandamme zurück, um den Marschall Bes-
in der Verfolgung Hiller's beizustehen (s. Neumarkt). Er behielt
benutzung seines gestrigen Sieges nur die Corps der Marschälle Da-
und Lannes. Zwischen 8 und 9 Uhr griff die überlegene französische
el die östreichische Nachhut bei Obertraubling an, und warf sie auf
ie vor Regensburg zurück, welche, ohne Unterstützung von Geschütz,
hnes den Uebergang bewerkstelligte, nur mit Aufopferung und durch
holte muthige Angriffe gegen die Uebermacht das Terrain so lange be-
rte, bis das 2. Armeecorps durch die Stadt, das 1. Reservecorps über
Schiffbrücke bei Weichs sich zurückgezogen hatten. Der Feind hatte
nicht sogleich bemerkt; erst nachdem der Uebergang fast beendiget war,
e er sein Geschütz auf sie und das linke Ufer, wobei die Oestreicher
viel verloren, obgleich auch der Erzherzog sein Geschütz daselbst auffuhr.
Reiterei ging, bis an die Thore verfolgt, durch Regensburg, das sogleich
on Franzosen beschossen wurde, und an mehren Stellen in Brand ge-
Marschall Lannes rückte unterdessen bis Burgweinting vor, und
sich rechts bis auf die Straße nach Straubing aus; Davoust folgte
— Erzherzog Karl ließ den General Fölseis mit sechs Bataillonen
gensburg. Die Thore wurden verrammelt, die Wälle besetzt. Eben
e Kaiser Napoleon die Infanterie des Marschalls Lannes zum Sturme
Regensburg heranführen ließ, erhielt er eine starke Contusion am rech-
ße. Es bedurfte des eigenen Beispieles des Marschalls, um die Trup-
n wiederholten Sturme anzufeuern. Endlich, vom Geschütze unterstützt,
m um die Stadtmauer angebautes Haus zusammenschoß, gelang er-
erst durch die Bresche eindringende Bataillon bemächtigte sich des
gelegenen Straubinger Thores, durch welches andere ihm folgten, und
Donaubrücke zu gewinnen suchten. Jetzt schlug man sich in den Straßen,
der größte Theil der Besatzung gefangen ward, während das Feuer
Regensburg immer mehr um sich griff. Inzwischen gelang es der Ar-

zu Anfange des 16. Jahrhunderts, von Kaiser Maximilian I. errichtet worden, und bilden einen sehr wichtigen Abschnitt in der deutschen Wehrverfassung. Die Unzulänglichkeit des Lehnwesens erkennend, hatte Maximilian in den Landsknechten (s. d.) sich ein Fußvolk errichtet, in dessen Reihen die treuen Vasallen gern eintraten, als sie sahen, daß selbst der Kaiser die Ritterrüstung mit der Tracht des neuen Fußvolkes vertauschte, und sich an dessen Spitze stellte. Anfangs wurden nur einzelne Compagnien gebildet, bald aber mehrere unter Befehl eines Feldobersten gestellt, oder diesem aufgetragen „ein Regiment aufzurichten," wobei ein eigenthümliches Verfahren Statt fand. Wie in anderen Künsten und Handwerken junge Gesellen aus eignem Antriebe, ohne Kastenzwang oder ererbte Verpflichtung, sich in Körperschaften vereinen, so war auch die Verfassung des deutschen Fußvolks von Ursprung an eine freie, gesetzliche, durch altes, aus verwandten Instituten entlehntes Herkommen geheiligt. Kein landesherrliches Zwangsgesetz, keine Conscription oder Cantonpflichtigkeit nöthigte die für ihre Person ungebundenen deutschen Bürgers- und Bauersleute, von der Werkstatt oder vom Pfluge zu den fürstlichen Fahnen zu eilen; sie stellten sich von selbst zum Waffendienste, so oft ein ehrlicher Kriegszug dem unruhigen Blute Beschäftigung und Lohn verhieß. Sie gedachten aber auch ihr Leben und den Frieden früherer Verhältnisse nicht ohne Gewährleistung ihres persönlichen Rechtsgefühls zu verkaufen, sondern wie Zunft und Genossenschaft sie daheim schützte vor Verunglimpfung und Gewalt, wie die mächtige Stimme ihrer Zunftmeister und Kastenherren im städtischen Rathe sie vertrat, so begehrten sie auch im Feldlager des Kaisers Sicherung ihrer Rechtsverhältnisse. Da nun der Kaiser und die Fürsten so tüchtiges Kriegsvolk nicht zwangsweise bei den Fahnen haben konnten, mußten sie ihm ähnliche Freiheit und Verfassung gewähren, wie das bürgerliche Herkommen bot, sonst würden sie schwerlich brauchbare Soldaten erhalten haben. — So oft also ernste Streitigkeiten entstanden, schickte der Fürst einem berühmten Kriegsmanne einen Bestallungsbrief als Feldobersten, nebst dem offenen Patente, ein Regiment zu errichten, zugleich den Artikelsbrief oder den Rechtsbrauch, nach welchem der Fürst sein Kriegsvolk behandelt wissen wollte. Ein Regiment aufrichten hieß also, wenn eine Kriegerzunft unter festgesetzten Bedingungen auf gewisse Zeit (gewöhnlich 6 Monate) freiwillig zusammentrat, um für Sold einem Fürsten, zunächst unter Verfügung des Obersten, dem große Gewalt eingeräumt wurde, gegen dessen Feinde zu streiten. Wenn nun einem vornehmen Krieger solche Briefschaften zugefertigt, der Sold, die Zahl der Fähnlein (Compagnien), ihre Stärke, der Platz, wo das neue Kriegsvolk sich vor dem Musterherrn zu stellen hatte, bestimmt waren, bedurfte der neubestallte Oberst zuvörderst hinlänglicher Geldsummen, wenn ihn nicht der Fürst damit versehen hatte. Da aber die Errichtung eines Regiments, der Kriegsbeute wegen, dem Obersten eine weite Aussicht auf Erwerb bot, so hatten die Fürsten nicht immer nöthig, den eigenen Säckel gleich zu öffnen, zumal wenn sie sich an einen Mann wendeten, der, wie Max Sittich von Ems, Georg von Frundsberg, Sebastian Schärtlin, Ernst von Mansfeld, oder Albrecht von Wallenstein, eines bedeutenden Kriegsruhmes genoß. Diese beschickten dann ihre Freunde, denen sie Hauptmannsstellen anboten, Patente zustellten, und trugen ihnen die Werbung der Mannschaft auf. — Nunmehr wurden an allen Orten die fürstlichen Werbepatente angeschlagen, das Handgeld und der Sold durch Trommelschlag bekannt gemacht, und die kriegslustigen Männer zum Dienste ausgerufen. Schwaben war lange Zeit ein Hauptwerbeplatz. Sobald die Fähnlein vollzählig und gemustert waren, verständigte sich der

eines Vergehens von einem ſo weiſe erwogenen, ſo jede Rückſicht der
chlichkeit ehrenden Gange der Juſtiz ab, daß das ſchöne Gefühl bür-
ger Berechtigung in jedem Acte des Kriegslebens vergegenwärtigt blieb.
Regimenter der Landsknechte hatten nämlich zur Zeit Karl's V. unter
in Recht in Brauch, welches als ſchöne Erinnerung der öffentlichen,
manischen Juſtizpflege aus den Zunftverbänden der Städte in die Krie-
ellſchaften überging: das Recht, ſich ſelbſt zu richten. Dieſer
ch des deutſchen Fußvolks, welcher im „Ehrenſpiegel" abgedruckt iſt,
einen Beitrag zu den deutſchen Rechtsalterthümern. — Wenn auf
Weiſe ein Regiment deutſchen Fußvolks aus 10 bis 16 Fähnlein,
zu 400 Mann, ſich als ein Ganzes gegliedert hatte, ſtand folgende
nleiter von ſelbſtſtändigen, abgemeſſenen Aemtern da. Der Oberſt
), gleichſam der Dictator der Soldatenrepublik; er ſtand nur bei der
ung des ganzen Heeres unter dem Generaloberſten, hatte zu Karl's V.
einen hundertfachen Monatsſold (400 Gülden), und außerdem für
ßknechte und gerüſtete Pferde, für ſeinen Schreiber, Dolmetſcher, Ca-
, und Herold 200 Gülden, und kehrte ſelten anders als mit Reichthü-
beladen aus dem kurzen Feldzuge zurück. Für den Fall ſeiner Ab-
heit unterließ der Oberſt nie, aus den Hauptleuten denjenigen die
e ſeines Lieutenants (Oberſtlieutenants) zu verleihen, welchem
meiſten traute; bei der Anweſenheit des Oberſten trat der Stellver-
in das Verhältniß der Andern zurück. Oberſtwachmeiſter
Majore gab es Anfangs nicht; ſie wurden erſt im 17. Jahrhun-
gebräuchlich. — Die Hauptleute genoſſen ebenfalls hohes Anſehen,
einen zehnfachen Sold, manchen andern Gewinn durch Solderſpar-
r getödteten und gefangenen Mannſchaft, die längere Zeit in den Li-
ls präſent geführt wurden, und hielten ſich gewöhnlich auch einen
at," d. h. ein Perſonal, wie der Oberſt. Der Schultheiß, Profoß und
ſoner gehörten mit zum Stabe. Die bei den Fähnlein eingetheilten Of-
, und Unterofficiere waren der Lieutenant, Fähnrich, der Feldwaibel —
ſo eine wichtige taktiſche Perſon — die Gemeinwaibel, der Fourier, Feld-

und Schwadronen gebildet wurden. Die Formation der ersteren haben die Franzosen, die der letzteren die Deutschen zuerst angenommen.

Die heutigen Regimenter haben als kriegerische Körperschaften viel von ihrer ehemaligen Wichtigkeit verloren, namentlich bei der Infanterie, und es ist sogar mehrseitig die Ansicht ausgesprochen worden, daß es besser sei, den Regimentsverband ganz aufzuheben, damit die einzelnen Bataillone einer Brigade taktisch verwendbarer würden. Es kommt aber dabei nicht bloß der taktische Gesichtspunct in Betracht. Wenn die Truppen zu guten taktischen Werkzeugen gebildet werden sollen, muß auf deren Administration, Disciplinirung und Unterricht große Sorgfalt verwendet werden. Fällt dieß nun auch vorzugsweise den Compagnie- und Bataillonscommandanten anheim, so ist doch deren Anzahl zu groß, als daß sich darin die nöthige Uebereinstimmung erwarten ließe, und der Brigadegeneral, der sich hauptsächlich mit dem Gebrauche der Truppen beschäftigen soll, würde mit einer Menge Detailgeschäfte überladen werden, die ihn von der Hauptsache nothwendig abziehen müßten. Es kann daher nur zweckmäßig erscheinen, wenn ihm, je nach der Stärke der Brigade, 2 oder 3 Obersten zur Seite stehen, deren Hauptsorge auf den bestmöglichsten Zustand der Truppen gerichtet ist, und die an Gefechtstagen als Commandanten der einzelnen Treffen fungiren. Gerade die größere taktische Selbstständigkeit der Bataillone macht das Vorhandensein von Mittelspersonen zwischen den Generalen und Bataillonscommandanten nothwendiger als je, und der Gang des Gefechtes kann nicht sorgfältig genug beobachtet werden. Zu Vermeidung unnöthigen Aufwandes, und um den Obersten einen angemessenen taktischen Wirkungskreis zu eröffnen, ist es aber nothwendig, daß die Infanterieregimenter nie unter 3 Bataillonen in's Feld rücken, und ein 4. Bataillon im Lande haben. — Die Cavalerieregimenter sind als größere taktische Einheiten zu betrachten; es kann also bei ihnen von Aufhebung des Regimentsverbandes gar nicht die Rede sein. Sie bestehen gewöhnlich aus 4 oder 6, bisweilen aus 8 Schwadronen. Den leichten Regimentern sind aus dem Grunde mehr als 4 Schwadronen zu wünschen, weil sie oft in den Fall kommen, ganze Schwadronen auf mehrere Tage entsenden zu müssen, und dann zu schwach im Gefechte sein würden. Da aber das Regiment wo möglich durch die Stimme des Obersten geleitet werden muß, so scheint die Stärke von 900 Reitern das Maximum zu sein, indem bei größerer Frontlänge das Commandowort nicht deutlich gehört werden kann. In den meisten Armeen bilden je zwei Schwadronen eine Division, wofür man lieber die alte Benennung „Geschwader" einführen sollte, weil größere Reiterabtheilungen ebenfalls Division genannt werden. In älteren Zeiten wurden die Regimenter nach ihren Obersten benannt, die deren wirkliche Eigenthümer waren. Später gab es Inhaber oder Chefs von Regimentern, welche davon bloß pecuniären Nutzen zogen, auch einen Theil der Officierstellen — gewöhnlich bis zum Hauptmanne oder Rittmeister — besetzten, aber die Regimenter nicht selbst commandirten. Zur Zeit der französischen Revolution erhielten die französischen Regimenter durchgehends Nummern (wie bei den Römern die Cohorten), und die anderweite Benennung kam außer Brauch. Die Verbündeten und Gegner der Franzosen haben ihre Regimenter auch bald mit Nummern bezeichnet, ihnen nebenbei aber auch die Benennung nach ihren Chefs — gewöhnlich fürstliche Personen oder ausgezeichnete Generale — gelassen. Eines oder das Andere ist überflüssig. Wie man aber auch die Regimenter benennen möge, so bleibt doch sehr zu wünschen, daß diese Benennung nicht ohne sehr triftige Gründe (das Ableben des Chefs, oder die Vermin-

:ung der Regimenterzahl kann nicht dafür gelten) geändert werde, weil) an die Nummern oder Namen manche historische Erinnerung knüpft, stets vortheilhaft auf den kriegerischen Geist wirkt. (Vergl. die Artikel mpagnie, Schwadron, Bataillon, Brigade, Organisation der Truppen.)

Pz.

Regimentsstücke, siehe Bataillonsgeschütz.

Reglement. Unter diesem Ausdrucke versteht man die von dem :iegsherrn gegebenen Verordnungen und Vorschriften, welchen gemäß die rschiedenen dienstlichen Verrichtungen bei den Truppen ausgeführt wern. Diese Vorschriften sind ein unerläßliches Bedürfniß für eine Armee, il sonst jeder Einzelne theils seine Obliegenheiten nicht kennen, theils nur nach eigenem Gutdünken verrichten, und also der Willkür, dieser indin der Ordnung und Uebereinstimmung, der gefährlichste Spielraum öffnet sein würde. Eben weil sie Beschränker der Willkür aller Grade n dem höchsten bis zu dem niedrigsten im Heere sein sollen, ist ein Hauptorderniß der Reglements, daß sie völlig bestimmt, deutlich abgefaßt und llständig seien, und mithin weder einen Zweifel über den behandelten Gegenand übrig lassen, noch Ausdrücke enthalten, die auf verschiedene Weise sgelegt werden können.

Nichts desto weniger aber dürfen die Reglements in den zu gebenden orschriften gewisse Grenzen nicht überschreiten, und diese Grenzen können iwerlich besser bezeichnet werden, als durch den Grundsatz: „Ein Reglement soll kein Lehrbuch sein." Es beschäftigt sich daher hauptsächh nur mit der Form, in welcher die dienstlichen Handlungen vorgenommen erden sollen; es gibt in taktischer Beziehung z. B. feste Vorschriften über e Ausbildung der Rekruten, und weiter hinauf über die Bildung der Coonnen und ihre Entwickelung, um für Beides die kürzeste Weise zu bemmen, über die Feuerarten ꝛc.; es gibt für den Felddienst die Grundrmen der Vorposten, der Avant-, Arrièregarden und Seitenpatrouillen an; lein für die Anwendung dieser Formen auf die verschiedenen Fälle kann keine Bestimmung geben, sondern es muß diese der Einsicht des Ausführenden überlassen werden. Vielleicht daß hier ein Zuwenig besser ist, als n Zuviel. Das Zuwenig gewöhnt den Ausführenden mindestens an das lenken, weil er die bemerkten Lücken ausfüllen muß; das Zuviel entwöhnt im eigenen Nachdenken, und macht, daß der Ausführende oft gerade da ine Rath ist, wo er dessen am nöthigsten bedürfte, weil die größte Ausührlichkeit doch nicht für alle Fälle hinreicht.

Um allen Zweigen der verschiedenen Dienstleistungen und Verhältnisse ner Truppe zu gnügen, muß es mehrere Arten von Reglements geben, nd zwar:

1) Ein Dienstreglement, siehe Dienst;
2) Ein Exercirreglement, siehe Exerciren;
3) Ein Strafreglement, siehe Militairstrafen;
4) Ein Wirthschafts- und Verpflegungsreglement.

1) Das Dienstreglement. Die Grundsätze für Betreibung des Dienstes müssen für alle Truppengattungen eines Heeres dieselben sein; aher kann es auch bei jeder Armee nur ein Dienstreglement geben, in welchem jedoch besondere Vorschriften für die eigenthümlichen Verhältnisse er verschiedenen Waffengattungen, Infanterie, Reiterei, Artillerie, Pionniere, enthalten sein müssen. Das Dienstreglement bestimmt zuvörderst die erschiedenen in einer Armee bestehenden Grade, ihre Rangordnung, ihr Verhältniß als Befehlende und Gehorchende zu einander, und den Wirkungs-

kreis, so wie die Strafgewalt eines Jeden, gibt sodann Vorschriften über die Ausführung der im Strafreglement angeordneten Strafen, über den inneren Dienst in den Compagnien, Bataillonen ꝛc., über Garnisondienst, Ehrenerweisungen, Commandos, Felddienst, und zwar Vorposten, Avant-, Arrièregarde, Seitendeckung, über Marsch-, Quartier- und Lagerordnung, über Ausrüstung, Stall- und Packordnung, über Beerdigung und Trauer, und endlich auch über persönliche, außerdienstliche Verhältnisse von Militairpersonen. — Ein jeder Officier muß in dem Besitze des ganzen Dienstreglements sein, weil ihm, als bereits Befehlenden und dereinstigen Höheren Befehlenden, die Verhältnisse keiner Waffengattung ganz fremd sein dürfen. Für den Unterofficier gnügt ein Auszug in Betreff seiner Obliegenheiten in der Waffengattung, welcher er angehört.

2) Das Exercirreglement. Bei der Verschiedenheit der Waffengattungen muß eine jede derselben ihr oder ihre besonderen Exercirreglements haben.

a) Infanterie. Sie bedarf 1) eines Reglements zum Exerciren in geschlossener Ordnung, und zwar von der Ausbildung des Rekruten an bis zu den Stellungen und Bewegungen einer Brigade und Division; 2) eines Reglements zu den Uebungen in ausgedehnter Ordnung, Tirailliren oder Blänkern, welches allgemeine Regeln zur Benutzung des Terrains und eine Anleitung zum Zielschießen enthalten muß, und 3) eines Reglements zum Bajonetiren oder Gewehrfechten.

b) Reiterei. Die Meinungen sind getheilt, ob jede Gattung derselben, leichte, schwere und Uhlanen, ein besonderes Reglement haben müsse oder nicht. — Geht man von der Ansicht aus, daß bei allen drei Gattungen die Ausbildung der Rekruten und die Abrichtung der Pferde, bis zu den Uebungen einer Brigade und Division, nach gleichen Grundsätzen erfolgen muß, so gelangt man zu dem Schlusse, daß die gesammte Reiterei zwar nur eines Exercirreglements bedarf, daß demselben aber besondere Vorschriften für jede Gattung, sowohl in Bezug auf die verschiedenartige Bewaffnung, als auf die verschiedene Dienstleistung einverleibt sein müssen.

c) Artillerie, und zwar muß die Fußartillerie und die reitende Artillerie, jede ihr besonderes Reglement haben.

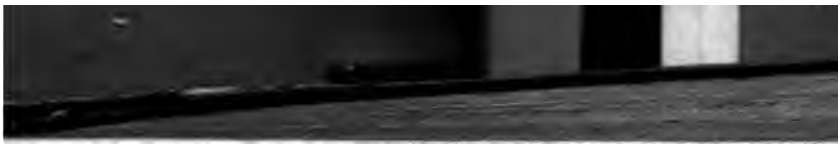
d) Pionniere.

Daß jeder Officier im Besitze der ganzen Reglements seiner Waffe, daß die Generale und höheren Stabsofficiere in dem der Reglements aller Waffen sein müssen, versteht sich von selbst. Die Unterofficiere dagegen bedürfen nur der Vorschriften zur Ausbildung der Rekruten bis zu der im Zuge.

3) Das Strafreglement. Es gnüge hier eine Hinweisung auf den Artikel „Kriegsgesetze," der Ausführlicheres über die Kriegsartikel enthält, und die Bemerkung, daß für alle Theile eines Heeres nur ein Strafreglement bestehen kann.

4) Das Wirthschafts- und Verpflegungsreglement. Obwohl ein solches nicht bei allen Heeren sich findet, dürfte es doch bei den grosen Fortschritten, welche die Administration gemacht hat, ein wesentliches Bedürfniß für ein jedes sein. Es muß Vorschriften enthalten nicht nur zur Wirthschaftsführung im Großen, bei den Truppenabtheilungen, d. h. auf welche Weise die Anschaffung der Verpflegungs-, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände erfolgen soll, und über die zu verlangende Tüchtigkeit dieser Gegenstände, sondern auch zur Bewirthschaftung des einzelnen Mannes,

genüberstanden. — Den 27. Juni in der Nacht gingen die Russen über den Worsklafluß, unweit des Lagers, welches R. befehligte, und verschanzten sich. Ob es in der Macht R's gestanden hat, dieß zu verhindern, läßt sich nicht behaupten; nur so viel ist gewiß, daß sein Benehmen bei dieser Gelegenheit Karl's große Unzufriedenheit erregte. Am nämlichen Tage erhielt Letzterer einen Schuß in den Fuß, und mußte, obschon er fortfuhr, Befehle zu ertheilen, R. die Leitung der Belagerung übergeben. Auch hatte derselbe die Veranstaltungen zu der Schlacht von Pultawa (s. d.) zu treffen, welche am 8. Juli 1709 geliefert wurde. In der Nacht stellte R. die 11,000 Mann, welche nach Abzug der zur Einschließung Pultawa's und zur Deckung des Fuhrwesens zu verwendenden Abtheilungen noch disponibel waren, in Schlachtordnung. Er hatte die Bestimmung, die Reiterei zu führen, während Karl in einer Sänfte das Fußvolk befehligte. In den schwedischen Angriffen fehlte Zusammenhang, und dadurch gingen die anfänglich durch den König erfochtenen Vortheile wieder verloren. R. hatte in der Nacht den Weg verfehlt, und es scheint, als habe er auch nach seinem Erscheinen auf dem Angriffspuncte nicht so kräftig gewirkt, als König Karl es erwartet hatte. Mehrere schwedische Schriftsteller behaupten, daß die Mißverständnisse, welche schon längere Zeit zwischen R. und dem Grafen Piper bestanden, von sehr nachtheiligem Einflusse gewesen wären. Die Angriffe der Schweden auf die russischen Verschanzungen wurden, mit großem Verluste für die ersteren, zurückgeschlagen; R. befand sich unter denen, die auf dem Schlachtfelde in Gefangenschaft geriethen. Bei der nach der Schlacht Statt findenden Vertheilung der Gefangenen wurde er dem Feldmarschalle Scheremeteff zugetheilt, der ihn gut behandelte. Auch Peter der Große zeichnete ihn aus, und ließ ihm seinen Degen zurückgeben. — Bei dem Triumpheinzuge des Czars in Moskau gingen R. und Graf Piper unmittelbar vor demselben. R. erhielt hierauf seinen Aufenthalt mit mehreren andern schwedischen Generalen und Officieren auf dem Schlosse Oranienburg, unweit Woronecz, angewiesen. Hier und in Kasan verlebte er 9 Jahre in Gefangenschaft bis zu seiner im August 1718 gegen die beiden russischen Generale, Fürst Trubetzkoi und Graf Gollowin, welche bei Narva gefangen worden waren, erfolgten Auswechselung. Bei seiner Rückkehr nach Stockholm, welches er seit 18 Jahren nicht gesehen hatte, wurde er von dem unterdeß nach Schweden zurückgekehrten Könige gnädig aufgenommen, und folgte demselben sogleich, jedoch ohne ein eigentliches Commando zu führen, bei dem Einfalle in Norwegen. Er hatte, nach Karl's Tode die traurige Ehre dessen Leichnam nach Schweden zurückzubringen. Endlich sah R. in den Jahren 1720 und 1721 den für Schweden so nöthigen Friedenszustand eintreten, und setzte 1720 als ältester Reichsrath dem neu erwählten Könige Friedrich I. die Krone auf's Haupt. Er erfreuete sich Seiten des neuen Königs großer Gunst, so wie ungeachtet seines hohen Alters, seiner vielen Wunden und bestandenen großen Beschwerden, einer guten Gesundheit. Unter diesen Umständen folgte er im Januar 1722 der Aufforderung des Königs, ihn auf einer Reise nach Gothland und Schonen zu begleiten. R. erkrankte auf derselben plötzlich so heftig, daß er zu Leustadt, 8 Meilen von Stockholm, liegen bleiben mußte, und wenige Tage später, am 19. Januar 1722, starb. Er hinterließ eine Gattin, aber keine Kinder. Klein, aber sehr wohl gebildet, einfach in seinem Aeußern, sprach sich in seinen Gesichtszügen der in ihm wohnende Heldenmuth und lebhafte Geist aus. Er konnte die größten Beschwerden ertragen, und hielt bei den Truppen auf strenge Kriegszucht. R. hatte 12 Schlachten und 30 Gefechten beigewohnt und



war sehr oft verwundet worden. — (Vergl. Lebensgeschichte der 4 schwedischen Feldmarschälle Rehnschild, Steenbock, Meyerfeld und Dücker ꝛc. Leipzig, 1753.) Z.

Reichenbach, Stadt in Schlesien mit 4500 Einw., an der Peilau am Fuße des Eulengebirges.

Gefecht am 16. August 1762 (auch das bei **Mittelpeile** genannt).

In Folge des Gefechtes bei Burkersdorf (s. d.) am 21. Juli war die Communication der Festung Schweidnitz mit der östreich. Armee abgeschnitten, und Friedrich der Große konnte Anfangs August zur Belagerung dieses Platzes schreiten. Er bestimmte dazu ein Corps von 22 Bat. und 20 Schwad. unter General Tauenzien, und bezog selbst eine Stellung, die 3 Meilen weit von Seitendorf bis Peterswalde reichte. — Die östreich. Hauptarmee, unter Daun, hatte sich nach dem Treffen von Burkersdorf in's Gebirge zurückgezogen und bei Tannhausen gelagert. Ueberzeugt indessen von der großen Wichtigkeit von Schweidnitz, gab dieser jedoch bald seine gewöhnliche Passivität auf, entschloß sich, diese Festung zu entsetzen, und zog, da er einsah, daß dieß, ohne zu schlagen, nicht möglich sei, das Corps des F.M.L. Beck, welches bis jetzt in Oberschlesien gestanden hatte, an sich. Der Herzog von Bevern, welcher diesem mit 8000 M. bei Troppau entgegengestanden hatte, folgte dieser Bewegung. Beck beabsichtigte, eine Stellung bei Mittelpeile zu nehmen; Bevern kam ihm jedoch zuvor, und bezog am 13. August ein Lager auf dem rechten Ufer des Peilebaches, die Dörfer Mittel- und Nieder-Peile vor der Front, Reichenbach ½ Stunde vom rechten Flügel entfernt. Ein Raum von einer Meile trennte diesen vom linken Flügel des Hauptheeres; Bevern's linker Flügel stand auf dem Fichtelberge, die Reiterei am Fuße der Berge, mit der Front gegen Gnadenfrei. Die ganze Stellung war sehr unsicher, da ein weiter Raum dieselbe vom Heere des Königs trennte, und ihr linker Flügel leicht umgangen werden konnte. Bevern erhielt am 14. 2 schwere Batterien zur Verstärkung, und ließ am Fuße der Berge, auf denen er stand, Verschanzungen anlegen. Am nämlichen Tage zeigte sich das Corps des F.M.L. Beck, ging jedoch, als es sich zuvorgekommen sah, ohne etwas zu unternehmen, in der Richtung von Silberberg zurück. — Daun gründete seine Disposition zum Angriffe auf die isolirte Stellung des Bevern'schen Corps, welches er, ehe dasselbe Hilfe von dem Könige erhalten konnte, umringen und überwältigen wollte. Er ließ den General Haddik mit 20 Bat. und etwas Reiterei im Lager bei Tannhausen zurück, während der Rest der Armee in der Nacht vom 15. zum 16. August aus den Engpässen von Wartha, Silberberg und Bielau gegen Bevern's Stellung aufbrach. — 15 Bat. und 5 Reiterregimenter, unter F.M.L. Beck, hatten die Bestimmung, die feindliche linke Flanke zu umgehen und im Rücken anzugreifen. Das Gleiche sollte F.M.L. Brentano mit 8 Bat. und 4 Reiterregimentern in der rechten Flanke bewerkstelligen, während General Graf O'Donnel, mit 5 Reiterregimentern, zur Deckung gegen den von der Armee des Königs etwa vorrückenden Beistand auf dem äußersten linken Flügel eine Stellung in der Ebene gegen Reichenbach zu nehmen angewiesen war. 10 Bat. unter F.Z.M. Graf Lacey sollten den Angriff in der Fronte ausführen. Endlich, nachdem das Bevern'sche Corps zum Rückzuge gezwungen wäre, sollte Lacey den Oberbefehl über die vereinigten Corps übernehmen, und durch Vorrückung mit denselben auf die Anhöhen von Kölitschen Schweidnitz entsetzen.

Hätte man diese Disposition zur rechten Zeit und kräftig zusammen-

wirkend ausgeführt, so würde der Erfolg jedenfalls dem von Maxen geglichen haben. Allein ein unbegreifliches Zaudern mit dem Angriffe und während desselben machte, daß nicht nur alle Vortheile eines leichten Sieges, sondern auch der Zweck des ganzen diesjährigen Feldzuges, der Ersatz von Schweidnitz, unerreicht blieben. Mit Tagesanbruch vertrieb Beck die preuß. Vorposten, und nahm Stellung auf den Höhen von Kleitsch. Die andern Colonnen rückten zu derselben Zeit längs den Höhen von Habendorf vor, warfen die preuß. Vorposten auf dem Butter- und Hutberge, und nahmen das von dem Freiregimente Hordt besetzte Dorf Langenbielau. Hierauf schlugen die Oestreicher, anstatt sogleich auf die Bevern'sche Stellung loszugehen, ihre Zelte auf, und kochten ab, vermuthlich um den Feind glauben zu machen, daß sie diesen Tag nichts unternehmen würden. Erst Nachmittags 3 Uhr setzten sich die Colonnen neuerdings in Marsch.

Auf dem linken Flügel gingen O'Donnel und Brentano durch Niederpeile, und marschirten vor diesem Dorfe, den linken Flügel an Habendorf, gestützt, auf. — Nur ein Theil der Lascy'schen Infanterie zog sich durch Nieder- und Mittel-Peile; der Rest nahm Stellung hinter diesen Dörfern. Auf einer Anhöhe vor dem Dorfe, dem rechten Flügel der preuß. Stellung gegenüber, wurde eine starke Batterie aufgefahren, welche, so wie 2 andere hinter dem Dorfe, ein lebhaftes Feuer begann. — Ein Theil des Beck'schen Corps, wobei sich dessen ganze Reiterei befand, ging, unter General St. Ignon, durch Oberpeile, und marschirte, einen Haken im rechten Winkel vorwärts bildend, der linken Flanke der preuß. Stellung gegenüber auf. Auch hier wurden 2 Batterien errichtet, welche lebhaft feuerten. Hinter dieser Stellung weg rückte F.M.L. Beck, durch den hier befindlichen Wald gedeckt, mit dem größten Theile seiner Infanterie zur Umgehung der preuß. Stellung so schnell als möglich vor, und marschirte im Rücken derselben auf.

Bevern traf, in seiner höchst gefährlichen Lage, die zweckmäßigsten Maßregeln. 13 Schwadr., unter General Lentulus, stellten sich auf dem rechten Flügel der Reiterei des General O'Donnel gegenüber auf, und verhinderten durch wiederholte Angriffe, daß dieselbe, ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit, Terrain gewinnen konnte. Der größten Gefahr, welche den Preußen durch das rasche Vorschreiten Beck's in ihrem Rücken drohte, konnte Bevern nur 1 Bat. entgegenstellen, welches den ganz im Rücken der Stellung liegenden Girbsberg besetzte, jedoch nach tapferm Widerstande zurückgeworfen wurde. Hierauf errichtete Beck auf diesem Berge eine Batterie, und drang unaufhaltsam hinter der preuß. Stellung bis deren rechtem Flügel gegenüber vor, so daß Bevern beinahe völlig von einer mindestens dreifach stärkern Macht eingeschlossen war. Unbegreiflicherweise beschränkte sich die Mitwirkung der andern östreich. Corps auf eine Kanonade, während auch der linke Flügel der Oestreicher durch wiederholte entschlossene Angriffe der preuß. Reiterei so lange zurückgehalten wurde, bis Unterstützung von der Armee des Königs ankommen konnte.

Unter diesen Umständen gelang es Bevern, mit einigen Bataillonen die Abends 7 Uhr in seinem Rücken aus dem Walde hervorbrechende Beck'sche Infanterie zurückzuschlagen. Zu derselben Zeit traf der Herzog von Würtemberg mit einem starken Reitercorps und einer reitenden Batterie von 10 Geschützen, von der Armee des Königs, ein. Nach einigen Angriffen wurde die östreich. Reiterei des linken Flügels mit großem Verluste durch Niederpeile zurückgejagt. Der König selbst führte kurz darauf 9 Bat.

Europa erwartete den Ausbruch eines allgemeinen Krieges. Aber die Interessen, um die es sich hier handelte, wurden durch die allen Staaten große Gefahr drohenden Ereignisse in Frankreich, völlig in den Hintergrund gedrängt, und jeder Theil mußte eine gütliche Beilegung der Zwistigkeiten wünschen. Man vereinigte sich deßhalb zu einem Congresse in Reichenbach. Die Bevollmächtigten waren: für Preußen, Graf Herzberg, für Oestreich, dessen Gesandter in Berlin, Fürst Reuß und der Freiherr von Spielmann. Außerdem nahmen an den Conferenzen Theil die Gesandten am Berliner Hofe, von England, Holland und Polen, so wie der preuß. Gesandte in Warschau, Marquis Lucchesini. Rußland verweigerte den Beitritt. Den 27. Juni begannen die Unterhandlungen. Preußen stimmte gleich Anfangs seine Forderungen sehr herab, und verlangte nur einen Theil Galiziens für Polen (480 □M., mit den Salzwerken von Wilizcka); aber auch dieß wurde östreich. Seits verweigert. Schon schienen die Verhandlungen auf dem Puncte, abgebrochen zu werden, als eine mächtige Partei in Polen, selbst für die gebotenen Entschädigungen, in die Abtretung Danzigs und Thorns nicht willigen wollte. Nur den Seemächten gelang es, Preußen zu bewegen, seinen Ansprüchen in dieser Hinsicht zu entsagen. So mißvergnügt auch Friedrich Wilhelm darüber war, so sah er sich doch, besonders wegen der immer weiter schreitenden französischen Revolution, gezwungen, für den Augenblick nachzugeben. Am 15. Juli erfolgte das preuß. Ultimatum, nach welchem Preußen erklärte, von seiner Forderung hinsichtlich Galiziens abzustehen, wenn Oestreich mit der Pforte Frieden auf die Grundlage des Status quo abschließe.

Am 25. Juli langte in Reichenbach die Antwort des Wiener Cabinets an, welche allen Streitigkeiten ein Ende machte. Am 27. Juli erfolgten die gegenseitigen Erklärungen. Der Kaiser willigte ein, Frieden mit der Pforte auf die Grundlage des Status quo vor dem Kriege zu schließen; würde aber nicht zu gleicher Zeit der Friede zwischen Rußland und der Pforte erfolgen, so sollte die Festung Chocsim, welche von Oestreich und Rußland gemeinschaftlich erobert worden war, von ersterem als neutrales Depot besetzt gehalten werden. Außerdem war die Hoffnung ausgesprochen, daß sich die Pforte, welche so viele eroberte Provinzen zurückerhalte, zu einigen Grenzveränderungen verstehen werde, welche die Sicherheit der östreich. Grenzen erheische. — Preußen genehmigte die östreich. Seits übernommenen Verbindlichkeiten, und behielt sich, für den Fall, daß die Pforte an Oestreich Gebiet abtreten würde, eine diesem entsprechende Vergrößerung (vermuthlich auf Kosten Polens) vor. Endlich sollte nach geschlossenem Waffenstillstande, auf einem Congresse, unter Vermittlung und Garantie Preußens und seiner Verbündeten, der Friede unterhandelt werden. Die Ratificationen dieses Vertrags wurden am 5. August zu Reichenbach ausgewechselt, und preuß. Seits zugleich mit der Anerkennung des Bündnisses vom 31. Januar der Pforte übersendet. Die englischen und holländischen Minister unterzeichneten am 27. Juni die Gewährleistungsacte.

Das preuß. Heer ging hierauf in seine Garnisonen zurück; von den Oestreichern marschirten 40,000 Mann in die Niederlande. Der Vortheil war allein für Oestreich, welches seine Macht gegen die rebellischen Niederländer richten, und sich mit der Kaiserwahl beschäftigen konnte, während Preußen für die großen Kosten der Kriegsrüstungen nicht den mindesten Ersatz erhielt. — Am 21. August wurde zu Giurgewo das Aufhören der Feindseligkeiten zwischen den Oestreichern und Türken bekannt gemacht, der Waffenstillstandstractat daselbst am 10. September geschlossen, und der ver-

tragsmäßig zu bildende Friedenscongreß am 2. Januar 1791 zu Sistowa eröffnet. Allein bereits standen Oestreichs Ansprüche nicht mehr im Einklange mit der Reichenbacher Convention; man konnte zu keiner Vereinigung gelangen, die östreichischen Bevollmächtigten erklärten die Verhandlungen für abgebrochen und verließen, am 8. Juni, Sistowa. Inzwischen zwang die von Frankreich drohende Gefahr die vermittelnden Mächte, die Interessen der Pforte aufzugeben; die östreich. Minister kehrten am 14. Juli zurück und der Friede wurde am 4. August unterzeichnet. Oestreich gewann durch denselben die Stadt und das Gebiet von Alt-Orsowa und einen Strich Landes an der Unna. Um jedoch den Schein zu retten, war in dem Friedenstractat davon nicht die Rede, und jene Abtretungen erfolgten in Gemäßheit einer denselben Tag abgeschlossenen besondern Convention zwischen Oestreich und der Pforte. Beide Tractate wurden am 13. August in Wien ratificirt. — So endigte ein Krieg, der Oestreich 100,000 Menschen und 300 Millionen Gulden gekostet hatte, und ohne die Mäßigung Leopold's II. zu einem allgemeinen Kriege geführt haben würde.

Unterdessen hatte Rußland die Feindseligkeiten mit Erfolg fortgesetzt und große Eroberungen gemacht. Katharina wies alle preuß. Seits gemachten Vermittlungsanträge zurück, und Friedrich Wilhelm sah sich, in Folge der stolzen Sprache Rußlands, veranlaßt, an dessen Grenze ein Heer von 80,000 M. zu versammeln. Mehr Gehör fanden die ernstlichen Drohungen der Seemächte, so daß sich endlich Katharina bewegen ließ, das Cabinet von Kopenhagen als Vermittler anzunehmen. Am 11. August 1791 wurden die Friedenspräliminarien zu Gallacz, am 9. Januar 1792 der Friede zu Jassy (s. d.) unterzeichnet. Obgleich auch bei letzterem der Status quo die Grundlage bildete, gewann durch denselben Rußland doch ein bedeutendes Gebiet zwischen dem Bug und Dniester, so wie die Festung Oczakow. (Vergl. Histoire des traités de paix, par Koch et Schoell. Tom. 14.)

Z.

Tractate vom 14. und 15. Juni 1813.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes zu Plaiswitz bei Jauer, den 4. Juni 1813, befanden sich die Hauptquartiere Kaiser Alexander's und König Friedrich Wilhelm's III. in der Nähe von Reichenbach. In dieser Stadt wurde, an den bereits genannten Tagen, ein zweifacher Subsidientractat abgeschlossen. In dem ersteren, unterzeichnet am 14. Juni von Hardenberg und Sir Charles Stuart, machte sich England verbindlich, für Unterhalt eines preuß. Heeres von 80,000 M. bis zu Ende 1813 eine Subsidie von 666,666 Pfund Sterling zu zahlen. Ein besonderer und geheimer Artikel garantirte Preußen, für den Fall, daß der Erfolg der verbündeten Waffen es gestatte, eine Gebietsvergrößerung, wodurch es wenigstens dieselbe Größe als vor dem Kriege 1806 erlangen würde. Dagegen machte sich Preußen verbindlich, an Hannover in Westphalen und Niedersachsen ein Gebiet von 300,000 Einwohnern abzutreten, bei welchem sich das Bisthum Hildesheim befinden sollte. Den zweiten Tractat unterzeichneten Lord Cathcart, Graf Nesselrode und Baron Anstett am 15. Juni. Rußland erhielt in Folge der drei ersten Artikel für 160,000 M. bis zum 1. Januar 1814 1,333,334 Pfund Sterling. Außerdem übernahm England die Unterhaltskosten für die russische Flotte in den englischen Häfen, eine Ausgabe, die man auf 500,000 Pfund berechnete. Im 4. Artikel kam man überein, für 5 Millionen Pfund Papiergeld, unter der Benennung: Bundesgeld, unter der Gewährleistung von England, Rußland und Preußen in Umlauf zu setzen. $\frac{3}{4}$ sollten zu *Rußlands*, $\frac{1}{4}$ zu Preußens Verfügung sein; die Ein-

ziehung dieſes Papiergeldes ſollte zur Hälfte von England, zu ¼ von Rußland und zu ¼ von Preußen erfolgen, jedoch nicht vor dem 1. Juli 1815, oder 6 Monate nach Abſchluß des definitiven Friedens. Der 5. Artikel gewährte England freie Dispoſition über die ruſſiſche Flotte in den europäiſchen Meeren, zu Bekämpfung des gemeinſchaftlichen Feindes. Laut Inhalt des 6. Artikels ſollte, wenn der Krieg ſich über das Jahr 1813 hinauserſtreckte, über neue Subſidien unterhandelt werden. Im 7. Artikel verſprachen ſich die contrahirenden Theile, nicht einzeln mit dem gemeinſchaftlichen Feinde unterhandeln zu wollen. Endlich wurde jedem Theile das Recht zugeſtanden, bei den Chefs der verſchiedenen Armeen Commiſſaire anzuſtellen, um durch dieſe von den Ereigniſſen unterrichtet zu werden.

Hierzu wurde am 6. Juli ein Ergänzungstractat zu Peterswalde zwiſchen Lord Cathcart und Herrn von Alopeus geſchloſſen, deſſen Hauptgegenſtand die von England für die ruſſiſch-deutſche Legion, 10,000 Mann an der Zahl, zu gewährenden Summen war.

Den Tractaten von Reichenbach folgte der Congreß zu Prag, eingeleitet durch den Grafen Metternich und den Herzog von Baſſano zu Dresden, am 29. Juni 1813, wobei Oeſtreich die Rolle eines Vermittlers zwiſchen Frankreich und den Verbündeten übernahm, um die Ruhe Europa's auf dem Wege der Unterhandlungen herzuſtellen. Im Laufe des Monats Juli trafen nach und nach die franz. Botſchafter, Diviſionsgeneral Graf Narbonne (9. Juli) und Diviſionsgen. Herzog von Vicenza (29. Juli), ruſſ. Seits Geheimerath von Anſtett (12. Juli), und für Preußen Staatsminiſter von Humboldt in Prag ein, um unter Vermittlung des öſtr. Staatsminiſters Grafen Metternich wegen des Friedens zwiſchen den kriegführenden Mächten zu verhandeln. Nachdem der Monat Juli durch Bedenklichkeiten über den Tag des Beginnens und durch Förmlichkeiten über die Art und Weiſe der Verhandlungen hingebracht worden war, ſchlug der Graf Metternich am 29. Juli vor, die Verhandlungsart des Congreſſes von Teſchen, alle Mittheilungen ſchriftlich zu machen, anzunehmen. Die preuß. und ruſſ. Bevollmächtigten gaben dieſem Vorſchlag unterm 30. ihre Zuſtimmung; die franz. Geſandten antworteten aber dem vermittelnden Miniſter am 6. Auguſt, daß, obwohl bereits die Verhandlungen zu Dresden zwiſchen dem Herzoge von Baſſano und dem Grafen Metternich ſich über die Art und Weiſe der Vermittlung Oeſtreichs, ſo wie über die Art der Conferenzen hinlänglich ausgeſprochen, ſie gleichzeitig die ſchriftliche und mündliche Verhandlungsart vorſchlügen, und bemerkten in ihrer Note, daß Rußland dieſe Unterhandlungen nicht wegen des Friedens begonnen habe, ſondern nur um Oeſtreich bloßzuſtellen, und die Leiden des Krieges zu vermehren. Die letztere Vorausſetzung entkräfteten die Noten der preuß. und ruſſ. Botſchafter vom 7. Auguſt, und Beide beharrten auf der ſchriftlichen Verhandlungsart, welchen Bemerkungen Graf Metternich ebenfalls beiſtimmte. Während dieſer ſchriftlichen miniſteriellen Streitigkeiten hatte ſich der Herzog von Vicenza auf Befehl Napoleon's direct an das öſtreich. Cabinet wegen der etwaigen Friedensbedingungen gewendet, und am 7. Auguſt durch den Miniſter Metternich folgenden Beſcheid erhalten: Theilung des Großherzogthums Warſchau unter Rußland, Preußen und Oeſtreich; Wiederherſtellung der Hanſeſtädte; die Elbgrenze für Preußen; die illyriſchen Provinzen und Trieſt für Oeſtreich ꝛc. Bereits am 10. ging die zu Dresden zwiſchen dem Herzoge Baſſano und dem Generale Grafen Bubna verhandelte Antwort Napoleon's nach Prag ab. Die Theilung des Großherzogthums Warſchau ward zugegeben; dagegen ſollte *Danzig* eine freie Stadt, und der König von Sachſen durch böhmiſche und

schlesische Enclaven entschädiget werden. Illyrien ward Oestreich versprochen, nebst Fiume, Triest dagegen abgeschlagen; der Rheinbund sollte nur bis an die Oder ausgedehnt, und dem Könige von Dänemark sein Gebiet gewährleistet werden.

Der Congreß zu Prag ging unterdessen seinen Gang fort; die franz. Botschafter beharrten in einer Note vom 9. August auf dem Vorschlage, die Vollmachten auszuwechseln, und die Verhandlungen schriftlich und mündlich zu beginnen, welches Letztere die Minister der Verbündeten am 10. abermals ablehnten, worauf sie am 11. die Verhandlungen für geschlossen erklärten, indem in der Mitternachtsstunde vom 10. zum 11. August der Waffenstillstand und mit ihm der Congreß aufgehört habe. Eine gleiche Antwort erhielt Hr. von Maussion, der mit den Friedensbedingungen Napoleon's am 11. August zu Brandeis im östr. Hoflager ankam. Signalfeuer von Prag bis Trachenberg, dem Hauptquartiere der Verbündeten, verkündeten den russ. und preuß. Truppen die Erlaubniß, in Böhmen einzurücken. — Am 12. August erschien die Kriegserklärung Oestreichs; Graf Narbonne überbrachte sie nach Dresden, und die Versuche Napoleon's, durch den nach Böhmen zurückkehrenden östreich. General Bubna, so wie durch den in Prag verweilenden Herzog von Vicenza anderweite Friedensvorschläge zu thun, scheiterten an der Antwort des Ministers Metternich, daß von nun an nur mit dem Kaiser Alexander wegen des Friedens unterhandelt werden könnte. (Vergl. Histoire des traités de paix par Koch et Schoell. T. 10. — Fain Manuscrit de 1813. Tome II. Paris, 1824.)

Z. und Y.

Reichenbach, Landstädtchen mit 800 Einwohnern im preuß. Theile der Oberlausitz.

Gefecht den 22. Mai 1813.

Die Verbündeten hatten die 2tägige Schlacht von Bautzen (s. d.) am 21. Mai Nachmittags 4 Uhr abgebrochen, und ihren Rückzug nach Schlesien in bester Ordnung und ohne Verlust angetreten. Sie setzten denselben den 22. Mai gegen Görlitz fort. Die Arrièregarde ihres rechten Flügels, unter General Yermolow, zog sich über Weißenberg zurück, vertheidigte hartnäckig jeden Terrainabschnitt, und wurde Nachmittags 3 Uhr jenseits Reichenbach von dem daselbst aufgestellten Corps des Generals Miloradowitsch, welches über Löbau marschirt war, aufgenommen. Die große Straße von Bautzen nach Görlitz führt durch Reichenbach. Dieses Städtchen liegt tief, und ist von beträchtlichen Höhen umgeben. Auf den westlichen, die jenseitigen dominirenden Höhen hatte sich Miloradowitsch sehr vortheilhaft aufgestellt. Sein rechter Flügel stand vom Windmühlenberge bis zum Töpferberge, zu beiden Seiten der nach Görlitz führenden Straße. Das Städtchen und der Wiesengrund, in welchem es liegt, waren stark mit Jägern, die Höhen, insbesondere der Windmühlen- und Töpferberg, mit zahlreicher Artillerie besetzt. Vom Fuße des Töpferberges an bis Nieder-Sohland gegenüber standen, in ebenem Terrain, beträchtliche Massen Reiterei. Das 7. Corps des franz. Heeres, unter General Reynier, aus der sächsischen Division Sahr und der französischen Durutte bestehend, war vom frühsten Morgen an mit der Arrièregarde unter General Yermolow im Gefecht gewesen, und traf, demselben auf dem Fuße folgend, vor Reichenbach ein. Napoleon hatte sich sehr unzufrieden darüber ausgesprochen, daß seine Heerführer die bei Bautzen erfochtenen Vortheile nicht besser zu benutzen gewußt hätten. Er leitete die Bewegungen der Avantgarde am 22. Mai selbst, und dieß war auch der Fall bei dem Gefechte von Reichenbach. Auf seinen Befehl

erfolgte, so wie die Truppen ankamen, der Angriff durch das 7. Corps, unterstützt durch das Reitercorps des Generals Latour-Maubourg. Zwei sächsische Batterien fuhren auf der Höhe bei dem an der Straße liegenden Vorwerke auf, und es entspann sich auf beiden Seiten ein sehr starkes Geschützfeuer. Die sächsische Brigade Mellentin nahm das Städtchen, und stellte sich seitwärts desselben am Fuße des Töpferberges auf. Der Rest des 7. Corps folgte dahin nach. Durch diese Bewegung sahen sich die im Wiesengrunde aufgestellten russischen Jäger umgangen und genöthigt, in großer Eile und unter dem wirksamen Kartätschenfeuer der bei dem Vorwerke aufgestellten Batterien zurückzugehen. Minder glücklich focht die franz. Reiterei bei Sohland. Die zuerst angreifende leichte Division Bruyères wurde von der weit überlegenen russ Reiterei mit großem Verluste zurückgeworfen. Besonders litten 2 bei jener Division stehende neugebildete sächs. Regimenter, eins Uhlanen, das andere Husaren, beträchtlich. Dem General Bruyères wurden beide Beine durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Die Kürassierdivisionen des Reitercorps unter Latour-Maubourg nahmen die zurückgeschlagenen leichten Reiter auf, und zwangen durch wiederholte Angriffe die russ. Reiterei, sich zurückzuziehen. Die Infanterie des 7. Corps hatte sich, während die Reiterei in ihrer Nähe kämpfte, in Vierecken aufgestellt. Das lebhafte Feuer der russ. Batterie auf dem Töpferberge ging größtentheils über sie hinweg. Gegen 5 Uhr Nachmittags ließ sich die Kanonade des gegen die rechte Flanke der Russen in der Richtung von Biesig und Mengelsdorf vorrückenden 5. Corps unter General Lauriston hören, als eben die russ. Reiterei sich zurückgezogen hatte. Hierauf erstieg das 7. Corps, in Colonnen brigadenweis, den Töpferberg, von Massen des 3. Corps, welche von Niedersohland aus vorrückten, unterstützt. Die Russen traten den Rückzug an, setzten sich aber in Kanonenschußweite auf den Anhöhen vor dem Walde abermals. — Napoleon erschien bei den Colonnen des 7. Corps, bezeugte seine Zufriedenheit, und ließ dasselbe, ungeachtet der Vorstellungen des Generals Reynier, der seinen seit Morgens 3 Uhr unaufhörlich marschirenden oder kämpfenden Truppen einige Ruhe verschaffen wollte, in der vorher angegebenen Ordnung den Berg hinab, unter dem sehr wirksamen Geschützfeuer des Feindes, gegen dessen neue Stellung vorrücken. Mehrere Kugeln schlugen ganz in der Nähe Napoleon's ein. Die Russen traten den Rückzug an, als das 7. Corps die jenseitigen Anhöhen hinaufzusteigen begann. Bei der lebhaften Verfolgung entspann sich ein hitziges Blänkergefecht im Walde. Gegen 7 Uhr wurden die Russen aus den 2 zusammenhängenden Dörfern Markersdorf und Holtendorf vertrieben. Napoleon leitete auch hier die Bewegungen, setzte sich mehr als gewöhnlich dem feindlichen Geschützfeuer aus, und zeigte dadurch, wie viel ihm daran gelegen war, Zeichen seines Sieges zu erlangen. Er gebot wiederholt, noch denselben Abend bis zu dem 1 Stunde entfernten Görlitz vorzudringen; aber der Feind vertheidigte durch starkes Geschütz- und Blänkerfeuer seine Stellung am östlichen Ende Holtendorfs und verließ dieselbe erst am andern Morgen. Dagegen mußten die Batterien des 7. Corps wegen Munitionsmangel ihr Feuer einstellen; die Truppen waren auf's Aeußerste erschöpft. — Hier war es, wo, als eben die Sonne unterging, in Napoleon's Gefolge durch eine und dieselbe Kanonenkugel der Ingenieurgeneral Kirgener getödtet, und der Marschall Duroc so schwer verwundet wurde, daß er einige Stunden darauf starb. Dieser Begebenheit wird in den meisten Berichten als bei dem Gefechte von Reichenbach erfolgt erwähnt; dieß ist jedoch unrichtig, da die Entfernung zwischen letzterem Orte und dem, wo Duroc fiel, über 1 Stunde beträgt. Die Rus-

sen hatten durch das Gefecht von Reichenbach ihren Zweck, den Feind in seiner Verfolgung aufzuhalten, erreicht, und nicht einen Gefangenen, nicht einen Wagen verloren. Der Verlust an Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten ziemlich ansehnlich; nur von der Reiterdivision Bruyères waren Mannschaften gefangen worden. (Vergl. Plotho, der Krieg 1813 und 1814. 1. Theil. — Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge 1813 und 1814, von C. v. W. — Feldzüge der Sachsen, 1813 und 1814. — Victoires, conquêtes etc. des Français. 22. Theil.)

Z.

Reichenberg, Hauptort der Herrschaft gl. Namens im Bunzlauer Kreise Böhmens, hat 12,000 Einw., wird von der Neiße durchströmt, und liegt am Fuße des Jeschkenberges.

Gefecht am 21. April 1757.

Im zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges hatte der König von Preußen beschlossen, in Böhmen einzudringen. Sein Heer war in 4 Corps eingetheilt. Das 3. unter dem Herzoge von Bevern hatte die Bestimmung, über Reichenberg vorzudringen, und sich an der Iser mit dem 4. Corps unter dem Feldmarschall Schwerin zu vereinigen. Bevern's Corps, das sich bei Zittau versammelte, bestand aus 20 Bat. und 25 Schwadr., zusammen gegen 20,000 M. Zur Bedeckung eines großen, mit Lebensmitteln beladenen Wagenzuges, der ihm folgen sollte, ließ er 3 Bat. zurück, brach am 19. April mit dem Reste von Zittau auf, und lagerte am 20. April bei dem eine Stunde von Reichenberg entfernten Parzdorf hinter einem kleinen Bache. — Die Streitkräfte, welche die Oestreicher auf dieser Seite aufgestellt hatten, betrugen 24 Bat., 29 Grenadiercomp., 33 Schwadr. und 5 Carabiniercomp., zusammen gegen 26,000 M., worunter 4500 Reiter. Hiervon standen 12 Bat. und 14 Grenadiercomp. unter dem General Maquire bei Gabel; 12 Bat., 15 Grenadiercomp., 20 Schwadr. und 2 Carabiniercomp. unter dem Generale Lacy bei Reichenberg; 13 Schwadr. und 3 Carabiniercomp. befanden sich noch mehrere Meilen rückwärts. — Durch die Bewegung des Herzogs von Bevern nach Parzdorf wurde dessen Absicht klar, und das bei Reichenberg stehende östreichische Corps schickte sich an, ihn zu empfangen. Es hatte nach östreich. Angaben einen ausrückenden Stand von 14,000 M. und 26 Kanonen, nach preußischen Angaben von 20,000 M., und ward von dem Feldzeugmeister Grafen Königsegg befehligt.

Die Stadt Reichenberg hat keine Ringmauer; General Lacy hatte sie jedoch während des Winters mit Pallisaden und einigen kleinen Werken umgeben. Ganz nahe vor dieser Stadt befinden sich Höhen, die eine sehr vortheilhafte Stellung gegen einen von Friedland vorrückenden Feind bilden. Rechts dehnen sie sich bis an den nahen, stark bewaldeten und unzugänglichen Iserkamm aus; links enden dieselben in einem starken Abhang, an dessen Fuß die Neiße zwischen sumpfigen Ufern fließt. Diese Stellung, auf dem rechten Neißeufer gelegen, war noch durch Verschanzungen verstärkt, mit 8 Bat. und einem großen Theil der Geschütze besetzt, und daher beinahe unangreifbar. Auf dem linken Ufer der Neiße bis an den ungefähr 3000 Schritt entfernten dicht bewaldeten Jeschkenberg ist das Terrain eben und ganz für Reiterei geeignet. Auf dieser Seite konnte die eben beschriebene Stellung um so mehr umgangen werden, als der von Parzdorf kommende Weg über diese Ebene führte. General Lacy hatte daher auch auf dem linken Ufer der Neiße in der Verlängerung jener Stellung Verschanzungen aufwerfen und mit 1 Bat., 11 Grenadiercomp. und einigen Kanonen besetzen lassen. Zwischen dem linken Flügel dieser Schanzen und einem vom

Reichenberg. (Gefecht am 21. April 1757.)

nberge etwa 1000 Schritte entfernten kleinen Gehölze war die östreich.
ei in mehreren Treffen aufgestellt, das Wäldchen selbst mit einem un-
beten Verhau versehen, und mit 1 Bat. und 2 Grenadiercomp. be-
Einige Hundert Schritte hinter dem kleinen Gehölze, in gleicher Höhe
em Dorfe Franzenthal, war an dem Waldrande ein zweiter größerer
u angelegt, und von 2 Bat. besetzt. — General Maquire hatte die
ng, im Fall der Herzog von Bevern sich gegen Reichenberg wenden
mit seinen 12 Bat. über Machendorf in den Rücken des Feindes zu
iren, um diesen zwischen zwei Feuer zu bringen. Diesem gemäß hatte
20. den General Würben mit 2 Bat. gegen Kratzau vorausgesendet,
: Absicht, mit den übrigen dahin zu folgen. Da Würben Kratzau be-
vom Feinde besetzt fand, so marschirte er auf Umwegen über das Ge-
nach Reichenberg, wo er noch vor Anfang des Gefechtes am 21. Mor-
anlangte, und auf den äußersten linken Flügel detaschirt wurde.
Erscheinen einer östreich. Abtheilung bei Kratzau machte den Herzog von
n für seinen Rücken besorgt. Er schickte daher am 21. April mit Ta-
bruch 2 Bat. und 5 Schwadr. Husaren wieder nach Kratzau zurück.
den übrigen 15 Bat. und 20 Schwad. beschloß er, die Oestreicher bei
nberg anzugreifen.

Am Morgen desselben Tages überschritten die Preußen das Defilée
Parzdorf in 2 Colonnen unter dem Schutze ihrer Kanonen, ohne von
Oestreichern beunruhigt zu werden, und entwickelten sich hierauf auf
nseitigen Ebene, 12 Bat. in erster, 3 Bat. und 15 Schwadr. Drago-
n 2. Linie; 5 Schwadronen Husaren zur Deckung der rechten Flanke
gedeckt in einem Grunde. Sofort rückte das preuß. Fußvolk auf Ka-
nschußweite vor, öffnete sich plötzlich, und durch seine Zwischenräume
en die 15 Dragonerschwadr. zum Angriffe der östreich. Reiterei vor.
im ersten Treffen derselben stehende Dragonerregiment Liechtenstein,
den raschen, überlegenen Anfall der Preußen zum Weichen gebracht,
uch das zweite Treffen mit fort, und wurde über das kleine Gehölz
s verfolgt. Der hier befehligende östreich. Bataillonscommandant, dem
cht entging, daß die preuß. Infanterie noch zu weit entfernt war, um
Reiterei zu unterstützen, benutzte den günstigen Augenblick, und stellte
Grenadiere an der Seite des Gehölzes im Rücken der verfolgenden
. Reiterei auf. Das lebhafte Feuer dieser Grenadiere und das Ge-
feuer aus den gegenüberliegenden Verschanzungen nöthigte die preuß.
rei, sich in größter Eile auf ihr Fußvolk zurückzuziehen. — Unterdessen
sich das Regiment Liechtenstein wieder geordnet, griff nun selbst die
. Dragoner an, und verfolgte sie bis an ihr Fußvolk. Allein das
: des letztern und ein gleichzeitiger Angriff der 5, aus dem Grunde her-
echenden Husarenschwadr. gegen die linke Flanke des in Unordnung ge-
nen Regiments Liechtenstein, das von seinem 2. Treffen gar nicht un-
ßt wurde, machten der geworfenen preuß. Reiterei Luft; sie ordnete
wieder, griff die östreich. Dragoner abermals an und schlug sie zum
en Male in die Flucht. General Porporati, der die östreich. Reiterei
ligte, fiel hier an der Spitze seiner Reiter. Die in dem kleinen Ge-
stehende östreich. Infanterie war zur Unterstützung des Angriffes ihrer
goner vorgerückt, mußte aber, nachdem diese zum Rückzuge genöthigt
n, sich wieder in ihre anfängliche Stellung zurückziehen. Der Herzog
Bevern, nunmehr einsehend, daß alle seine Angriffe gegen die feindliche
e fruchtlos sein würden, so lange die Oestreicher im Besitze der auf ih-
linken Flügel befindlichen Verhaue blieben, ließ, während seine Reiterei

Hauptmann in kurfürstlich sächsischen Diensten, und trat später in das Hochstift-Augsburgische schwäbische Kreiscontingent. — Der junge Reichlin kam schon in früher Jugend mit seinen Eltern nach Wien, wo er seine Studien privatim betrieb, auf der dortigen Akademie das Zeichnen erlernte, den mathematischen Unterricht aber durch den als Schriftsteller rühmlichst bekannten Professor Peter Scherpfer erhielt. Mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, kehrte der Jüngling in sein Vaterland zurück, und trat 1781 als Cadet in das damalige Hochstift-Augsburgische Contingent, in welchem er an den Feldzügen 1792 bis 1796 am Mittel- und Oberrheine Theil nahm, und durch alle Grade bis zum Hauptmanne aufrückte. — Bei Einverleibung des Hochstifts Augsburg mit Baiern (1802) trat Hauptmann v. R. mit demselben Grade in ein aus mehreren Kreiscontingenten gebildetes bairisches leichtes Infanteriebataillon, und wohnte allen darauf folgenden Feldzügen bis zum Jahre 1813 bei. Im Feldzuge 1807 zeichnete er sich bei dem Uebergange über die Narew bei Sierock (am 9. Mai), und bei einem feindlichen Angriffe am 13. Mai durch Einsicht und Entschlossenheit aus, was jedes Mal öffentliche Anerkennung zur Folge hatte. R. wurde 1808 zum Major befördert, versah im Feldzuge 1809 bei dem damaligen Generallieutenant und nunmehrigen Feldmarschall Fürsten Wrede die Dienste als Chef des Generalstabes, und erhielt nach den Schlachten bei Abensberg und Eckmühl den Orden der kaiserlich franz. Ehrenlegion. Im Feldzuge 1812 wurde Major v. R. bei Polozk verwundet, 1813 zum Oberstlieutenant befördert, und noch in demselben Jahre als Professor der Kriegswissenschaften bei dem Cadettencorps nach München berufen. — Hier öffnete sich für ihn ein ganz neues Feld der Thätigkeit, das er mit Eifer und Erfolg cultivirte, wie die später erschienenen Schriften beweisen. Nachdem R. 1815 zum Obersten befördert worden war, scheint ihm die Professur nicht mehr zugesagt zu haben; denn er wurde auf sein Ansuchen von der Dienstleistung im Cadettencorps entbunden (1817). Bis zum Jahre 1822 blieb Oberst v. R. in Disponiblität, wurde in diesem Zeitraume zu mehreren kriegsdienstlichen Berathungen gezogen, und trat im genannten Jahre als Referent in das Kriegsministerium. 1827 erhielt er den königl. Ludwigsorden, rückte 1830 zum Generalmajor auf, und wurde 1834 zum Commandanten der Stadt Augsburg ernannt, in welcher Eigenschaft er am 4. Februar 1838 starb.

Die literarische Thätigkeit des Hrn. v. R. hat folgende Schriften zu Tage gefördert: 1) Eine wissenschaftliche Behandlung der vier Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen. 2) Die Perpendicularmethode, oder die Art, mit rechten Winkeln zu messen. Leipzig, 1805. 3) Ueber die Anordnung und das Verhalten der Vorposten (München, 1817), ein Werk, welches großen Beifall fand, 1819 eine zweite Auflage erlebte, und insbesondere jungen Officieren sehr zu empfehlen ist. Als eine Art von Ergänzung dieser Schrift folgte 4) eine andere „Ueber die Anordnung und das Verhalten der Patrouillen" (München 1818), welche ebenfalls nach zwei Jahren neu aufgelegt wurde. 5) Ueber Kriegerbildung, Wien, 1822, ein Werk von hohem moralischen Werthe, welches studirt zu werden verdient. 6) Ueber Terraingestaltungen mit Beziehung auf die Hauptmomente der Taktik. Wien, 1826. Auch diese Schrift erhielt bei ihrem Erscheinen allgemeinen Beifall, da in ihr eine Verbindung der Taktik mit einem Theile der Terrainlehre versucht wurde, was früher kein Schriftsteller auf so umfassende und befriedigende Weise gethan hatte. 7) Ueber Lagerstellungen (Wien, 1831). 8) Ueber Quartierstellungen und einige damit in Verbindung stehende Bewegungen (Stuttgart, 1834). Diese beiden letztern

Schriften ſind in demſelben Geiſte abgefaßt. — In allen Schriften Reichlin's weht ein praktiſcher Geiſt; die Schreibart iſt zwar etwas umſtändlich, die Erklärungen ſind aber ſcharf und bezeichnend.

Pz.

Reille, Honoré Karl Michael Joſeph, Graf, Diviſionsgeneral und Pair von Frankreich, geb. am 1. September 1775 zu Antibes, trat 1794 als Unterlieutenant in das 94. Infanteriereg., wohnte den Feldzügen in den Niederlanden bei, und wurde Adjutant Maſſena's. In dieſer Eigenſchaft befand er ſich vor Toulon und in dem denkwürdigen italieniſchen Feldzuge 1796. Namentlich hier zeichnete er ſich rühmlichſt aus, wurde in dem Gefechte an der Brenta verwundet, zum Hauptmanne befördert, und oft in den Bulletins genannt. Nach dem Friedensſchluſſe von Campo-Formio begleitete R., welcher zum Generaladjutanten ernannt worden war, Maſſena nach der Schweiz, erhielt daſelbſt den Auftrag, die Rheinufer von Graubünden an bis zum Conſtanzer See zu recognoſciren, und der Plan zum Feldzuge 1799 wurde auf ſeinen Bericht über dieſe Recognoſcirung entworfen. Er focht bei Chur, Feldkirch und Luzienſteig, bei Zürich und Schwytz. Als in dem Gefechte bei Zürich, am 7. Juni, General Oudinot verwundet wurde, trat R. an ſeine Stelle. Er befand ſich hierauf mit Maſſena in Genua, zeichnete ſich bei der merkwürdigen Vertheidigung dieſes Platzes rühmlichſt aus, recognoſcirte die Stellungen der Armee von Nizza bis zum Berge Cenis, und überbrachte den ſehr intereſſanten Bericht über dieſen Gegenſtand dem erſten Conſul. Als er mit Depeſchen deſſelben wieder nach Genua zurückkehrte, war dieſer Platz bereits zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen. Es gelang R., unter großen Gefahren in einem kleinen Fahrzeuge ſich durch die engliſche Flotte zu ſchleichen, und Anfangs Mai 1800 in Genua anzukommen. Nach der Capitulation dieſes Platzes kehrte R. nach Frankreich zurück, ging aber bereits im Auguſt wieder nach Italien, wo er in Florenz befehligte, und anfänglich Souschef, dann Chef des Generalſtabes der Armee unter Murat wurde. 1803 zum Brigadegeneral ernannt, befand er ſich im Lager von Boulogne, und bereiſte, vor Ausbruch des Krieges 1805, Deutſchland und Italien. Er wohnte in dieſem Jahre am Bord der Flotte unter Admiral Villeneuve der Expedition nach Weſtindien und dem Seetreffen am 22. Juli am Cap Finisterre bei. R. verließ die Flotte, als dieſelbe im Hafen von Cadix angekommen war, und befehligte im Feldzuge 1806 eine Brigade des 5. Corps bei Saalfeld und Jena. Nach der Schlacht von Pultusk erfolgte ſeine Ernennung zum Diviſionsgeneral und Chef des Generalſtabes des 5. Armeecorps. Im Treffen von Oſtrolenka zeichnete er ſich in hohem Grade aus, übernahm das Commando der vom Eſſen'ſchen Corps hart bedrängten Brigaden Ruffin und Campana, und vereitelte alle Angriffe der weit überlegenen Ruſſen auf die Stadt. In Folge dieſes Gefechts ernannte ihn Napoleon zu ſeinem Adjutanten. Nach dem Tilſiter Frieden erhielt R. eine Sendung nach Toscana, von wo er nach Catalonien ging. Er befehligte eine Diviſion, und befand ſich mit derſelben bei der Belagerung von Roſas. 1809 bei der Armee in Oeſtreich angeſtellt, führte er in der Schlacht von Wagram eine Gardediviſion, mit welcher er die Batterie von 100 Kanonen deckte. Später ſtand er unter Bernadotte in Seeland gegen die Engländer, und kehrte nach Spanien zurück. Er hatte das Commando der Provinz Navarra, ſchlug im Jahre 1811 zu wiederholten Malen den Parteigänger Mina, und ſtieß Ende des Jahres zu der Armee von Arragonien unter Suchet vor Valencia. Nach Einnahme dieſes Platzes zog er, im Januar 1812, zum

Entsatze des von Lascy bedrohten Tarragona's, und befehligte in der Provinz Arragonien. Im Juni 1813 commandirte R. ein Corps von 2 Divisionen, mit welchem er den Rückzug der Armee hinter den Ebro deckte, und rühmliche Gefechte bestand. Umsonst bot er in der Schlacht von Vittoria, 21. Juni, Alles auf, um dem Vordringen des Feindes Schranken zu setzen. Nach Soult's Ankunft bei der Armee erhielt R. das Commando der 3. Division des rechten Flügels, welches er bis zum erfolgten Frieden mit großer Auszeichnung führte, und in den Gefechten und Schlachten an der Bidassoa, bei Orthez, Tarbes und Toulouse seinen Ruhm erhöhete. Er unterwarf sich der neuen Dynastie, erhielt den Befehl über die Infanterie in der 14. und 15. Militairdivision, und wurde zum Pair ernannt.

Nach Napoleon's Rückkehr übernahm R. den Befehl des 2. Armeecorps, mit welchem er sich bei Quatre-Bras und Waterloo tapfer schlug. In der letztern Schlacht wurden 2 Pferde unter ihm getödtet; er deckte einen Theil des Rückzuges, und übernahm vor Paris den Oberbefehl über die Trümmer des 1., 2. und 6. Corps, in eins formirt. Nach Auflösung der Armee, welcher R. hinter die Loire folgte, befand sein Name sich nicht unter den der Proscribirten; er blieb unangestellt und ist erst in Folge der Julirevolution durch die Ordonnanz vom 15. November 1830 wieder unter den activen Generalen als Mitglied des obern Kriegsrathes aufgeführt. (Vergl. Biogr. nouv. des contemporains. — Victoires et conquêtes etc.)

Z.

Reisner, Anton, Freiherr von, k. k. F.M.L. und Inhaber des 3. Feldartillerieregiments, geb. 1749 zu Neustritz in Böhmen, trat 1768 als Cadet in die östreich. Artillerie, avancirte 1776 zum Lieutenant, und zog durch sein vorzügliches Benehmen in dem kurzen Kriege 1778 gegen Preußen die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls Laudon auf sich, der ihm seine besondere Zufriedenheit zu erkennen gab. Im Jahre 1788 rückte R. zum Hauptmanne auf, focht, mit Liniengeschütz einem Infanterieregimente zugetheilt, in dem Kriege gegen die Türken bis 1790, und wurde zwei Mal verwundet. Zum Major ernannt, wohnte R. von 1793 bis 1797 den Feldzügen am Rheine bei, wo er als Commandant der Artillerie verschiedener Armeecorps, so wie bei den Belagerungen von Mannheim, Kehl und des Brückenkopfes von Hüningen, vorzügliche Brauchbarkeit und Tapferkeit an den Tag legte.

Im Jahre 1797 wurde R. zum Oberstlieutenant und Commandanten des Bombardiercorps befördert, und wirkte in dieser Anstellung während der durch den Frieden von Campo Formio herbeigeführten Waffenruhe für die höhere Ausbildung seines Corps, dieser Pflanzschule für Artillerieofficiere, mit großem Erfolge, bis ihm 1799 beim Wiederausbruche der Feindseligkeiten der Oberbefehl über die Artillerie bei der Belagerung Mantua's anvertraut wurde. Die schnelle und mit geringem Verluste herbeigeführte Eroberung dieses wichtigen Platzes war hauptsächlich der zweckmäßigen und kräftigen Wirkung der Artillerie zuzuschreiben, und R's Verdienste fanden gerechte Anerkennung. Derselbe wohnte hierauf der Schlacht von Novi am 15. August bei, und erhielt im Sept. den Auftrag, aus den in Turin eroberten Vorräthen einen Belagerungstrain gegen Coni zu organisiren, so wie später bei der Belagerung dieses Platzes die Artillerie zu commandiren. In wenigen Tagen bewirkte die eben so lebhafte als wirksame Beschießung des Platzes dessen Uebergabe, in Folge deren R., welcher kurz vorher zum Obersten und Commandanten des 2. Artillerieregs. ernannt worden war, das Ritterkreuz des Marien-Theresienordens zuerkannt wurde. 1800 erhielt er die wichtige

Stelle eines Feldartilleriedirectors der italienischen Armee, und bewährte unter den Unfällen des unglücklichen Feldzuges dieses Jahres seinen bereits erlangten Ruf. In der Schlacht von Marengo wurde er durch eine Flintenkugel gefährlich am Kopfe verwundet; obgleich er bald darauf sein Amt wieder antreten und allen Gefechten des auf's Neue beginnenden Kampfes beiwohnen konnte, blieben ihm von dieser Verwundung schmerzhafte Empfindungen, welche sich im höhern Alter fortwährend steigerten, und endlich die Haupturſache seines Todes wurden. 1805 betrat R., zum Generalmajor befördert, als Chef der Artillerie der italienischen Armee auf's Neue den Boden, auf welchem er schon so große Auszeichnung erworben hatte; denselben Posten erhielt er 1809. Konnte er auch im ersteren Feldzuge, bei dessen höchst unglücklichem Ausgange, nicht durch erlangte, glänzende Resultate seinen Ruhm erhöhen, so war doch sein Benehmen in jeder Hinsicht tadellos. 1809 aber wurde er in dem Treffen an der Piave, als er eben einen Platz zur Aufstellung mehrerer Batterien auswählen wollte, von feindlichen Reitern umringt und gefangen, nachdem er mehrere Säbelhiebe erhalten hatte. Noch im nämlichen Jahre wurde er zum F.M.L. befördert und als Divisionair in Wien angestellt. Nach Eröffnung des Feldzuges von 1813 erlitt die östreich. Artillerie bei der Expedition gegen Dresden große Verluste; ihr Chef war verwundet worden, und R. erhielt die Bestimmung, an dessen Platz zu treten. In kurzer Zeit wußte er seine Waffe zu den großen Operationen, die sich erwarten ließen, in völlige Bereitschaft zu setzen, so daß die östreich. Artillerie in der Schlacht von Leipzig sich ihres alten Rufes vollkommen würdig zeigen konnte. R's hohes Verdienst in diesen Tagen wurde mit dem Commandeurkreuz des Marien-Theresienordens, mit dem russ. St. Annenorden 1. und dem preuß. rothen Adlerorden 2. Classe belohnt. — Mit gleicher Auszeichnung wirkte R. während des Feldzuges in Frankreich, und erhielt, als im Jahre 1815 der Krieg von Neuem begann, auf ausdrückliches Verlangen des Feldmarschalls Schwarzenberg abermals die Ernennung zum Feldartilleriedirector. R. hatte schon im vorigen Jahre durch Einreichung eines sehr lehrreichen Aufsatzes eine vortheilhaftere Organisation der Batterien, Reserveabtheilungen und Depots vorbereitet, welche bei Mobilmachung der Artillerie im Jahre 1815 in's Leben trat, und sich vollkommen bewährte.

Nach dem abgeschlossenen Frieden kehrte er zurück nach Wien, wo er mit großem Erfolge unablässig bemüht war, die ihm untergebene Truppe zu unterrichten und zu üben.

An des Feldzeugmeisters von Unterberger Stelle übernahm er im J. 1818 das Artilleriehauptzeugamt, so wie, als in demselben Jahre Feldmarschall Colloredo starb, einstweilen die Geschäfte der Generalartilleriedirection, bis dieselbe in die Hände des Erzherzogs Ludwig gelegt wurde.

Von dieser Zeit an verschlimmerten sich R's Gesundheitsumstände immer mehr; das alte Uebel, welches von seiner bei Marengo erhaltenen Kopfwunde herrührte, stieg von Tage zu Tage. Nach langen Leiden starb er am 22. Dec. 1822, und hinterließ den Ruhm, sich um die östreich. Artillerie insbesondere, so wie durch die wichtigen Dienste, welche er im Felde geleistet hatte, um den ganzen Staat hochverdient gemacht zu haben. (Vergl. Oestreichische militairische Zeitschrift, 1823, 2. Heft, und Ritterberg, I. B.)

Z.

Reitbahn, ein zur Ausarbeitung von Reiter und Pferd bestimmter und dazu eingerichteter Platz, der, wenn diese vollendet ist, auch zur Uebung des Erlernten benutzt wird. Der Boden der Reitbahn wird immer als das

Entsatze des von Lascy bedrohten Tarragona's, und befehligte in der Provinz Arragonien. Im Juni 1813 commandirte R. ein Corps von 2 Divisionen, mit welchem er den Rückzug der Armee hinter den Ebro deckte, und rühmliche Gefechte bestand. Umsonst bot er in der Schlacht von Vittoria, 21. Juni, Alles auf, um dem Vordringen des Feindes Schranken zu setzen. Nach Soult's Ankunft bei der Armee erhielt R. das Commando der 3. Division des rechten Flügels, welches er bis zum erfolgten Frieden mit großer Auszeichnung führte, und in den Gefechten und Schlachten an der Bidassoa, bei Orthez, Tarbes und Toulouse seinen Ruhm erhöhete. Er unterwarf sich der neuen Dynastie, erhielt den Befehl über die Infanterie in der 14. und 15. Militairdivision, und wurde zum Pair ernannt.

Nach Napoleon's Rückkehr übernahm R. den Befehl des 2. Armeecorps, mit welchem er sich bei Quatre-Bras und Waterloo tapfer schlug. In der letztern Schlacht wurden 2 Pferde unter ihm getödtet; er deckte einen Theil des Rückzuges, und übernahm vor Paris den Oberbefehl über die Trümmer des 1., 2. und 6. Corps, in eins formirt. Nach Auflösung der Armee, welcher R. hinter die Loire folgte, befand sein Name sich nicht unter den der Proscribirten; er blieb unangestellt und ist erst in Folge der Julirevolution durch die Ordonnanz vom 15. November 1830 wieder unter den activen Generalen als Mitglied des obern Kriegsrathes aufgeführt. (Vergl. Biogr. nouv. des contemporains. — Victoires et conquêtes etc.)

Z.

Reisner, Anton, Freiherr von, k. k. F.M.L. und Inhaber des 3. Feldartillerieregiments, geb. 1749 zu Neusistritz in Böhmen, trat 1768 als Cadet in die östreich. Artillerie, avancirte 1776 zum Lieutenant, und zog durch sein vorzügliches Benehmen in dem kurzen Kriege 1778 gegen Preußen die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls Laudon auf sich, der ihm seine besondere Zufriedenheit zu erkennen gab. Im Jahre 1788 rückte R. zum Hauptmanne auf, focht, mit Liniengeschütz einem Infanterieregimente zugetheilt, in dem Kriege gegen die Türken bis 1790, und wurde zwei Mal verwundet. Zum Major ernannt, wohnte R. von 1793 bis 1797 den Feldzügen am Rheine bei, wo er als Commandant der Artillerie verschiedener Armeecorps, so wie bei den Belagerungen von Mannheim, Kehl und des Brückenkopfes von Hüningen, vorzügliche Brauchbarkeit und Tapferkeit an den Tag legte.

Im Jahre 1797 wurde R. zum Oberstlieutenant und Commandanten des Bombardiercorps befördert, und wirkte in dieser Anstellung während der durch den Frieden von Campo Formio herbeigeführten Waffenruhe für die höhere Ausbildung seines Corps, dieser Pflanzschule für Artillerieofficiere, mit großem Erfolge, bis ihm 1799 beim Wiederausbruche der Feindseligkeiten der Oberbefehl über die Artillerie bei der Belagerung Mantua's anvertraut wurde. Die schnelle und mit geringem Verluste herbeigeführte Eroberung dieses wichtigen Platzes war hauptsächlich der zweckmäßigen und kräftigen Wirkung der Artillerie zuzuschreiben, und R.'s Verdienste fanden gerechte Anerkennung. Derselbe wohnte hierauf der Schlacht von Novi am 15. August bei, und erhielt im Sept. den Auftrag, aus den in Turin eroberten Vorräthen einen Belagerungstrain gegen Coni zu organisiren, so wie später bei der Belagerung dieses Platzes die Artillerie zu commandiren. In wenigen Tagen bewirkte die eben so lebhafte als wirksame Beschießung des Platzes dessen Uebergabe, in Folge deren R., welcher kurz vorher zum Obersten und Commandanten des 2. Artillerieregt. ernannt worden war, das Ritterkreuz des Marien-Theresienordens zuerkannt wurde. 1800 erhielt er die wichtige

elben Posten erhielt er 1809. Konnte er auch im ersteren Feldzuge, dessen höchst unglücklichem Ausgange, nicht durch erlangte, glänzende Re- te seinen Ruhm erhöhen, so war doch sein Benehmen in jeder Hinsicht los. 1809 aber wurde er in dem Treffen an der Piave, als er eben Platz zur Aufstellung mehrerer Batterien auswählen wollte, von feind- Reitern umringt und gefangen, nachdem er mehrere Säbelhiebe er- hatte. Noch im nämlichen Jahre wurde er zum F.M.L. befördert als Divisionair in Wien angestellt. Nach Eröffnung des Feldzuges 1813 erlitt die östreich. Artillerie bei der Expedition gegen Dresden Verluste; ihr Chef war verwundet worden, und R. erhielt die Be- mung, an dessen Platz zu treten. In kurzer Zeit wußte er seine Waffe en großen Operationen, die sich erwarten ließen, in völlige Bereitschaft etzen, so daß die östreich. Artillerie in der Schlacht von Leipzig sich ihres Rufes vollkommen würdig zeigen konnte. R's hohes Verdienst in Tagen wurde mit dem Commandeurkreuz des Marien-Theresienordens, dem russ. St. Annenorden 1. und dem preuß. rothen Adlerorden 2. belohnt. — Mit gleicher Auszeichnung wirkte R. während des Feld- in Frankreich, und erhielt, als im Jahre 1815 der Krieg von Neuem , auf ausdrückliches Verlangen des Feldmarschalls Schwarzenberg aber- die Ernennung zum Feldartilleriedirector. R. hatte schon im vorigen durch Einreichung eines sehr lehrreichen Aufsatzes eine vortheilhaftere nisation der Batterien, Reserveabtheilungen und Depots vorbereitet, bei Mobilmachung der Artillerie im Jahre 1815 in's Leben trat, sich vollkommen bewährte.

Nach dem abgeschlossenen Frieden kehrte er zurück nach Wien, wo er großem Erfolge unablässig bemüht war, die ihm untergebene Truppe nterrichten und zu üben.

An des Feldzeugmeisters von Unterberger Stelle übernahm er im J. das Artilleriehauptzeugamt, so wie, als in demselben Jahre Feldmar- Gallaredo starb, einstweilen die Geschäfte der Generalartilleriedirection

Wesentlichste derselben betrachtet, nicht nur weil er sich für alle besondern Arten derselben so ziemlich gleich bleibt, sondern auch, weil die Zweckmäßigkeit jeder Reitbahn durch Beschaffenheit und Form des Bodens bedingt wird. Hinsichtlich der Beschaffenheit hat man einen horizontal gelegten, festen und ebenen Grund, mehrere Zoll hoch gleichmäßig mit nicht zu feinem, aber gleichkörnigem Sande bedeckt, für den zweckmäßigsten Boden erkannt, da das Pferd mit Sicherheit und ohne Nachtheile für seine Gliedmaßen darauf bewegt werden kann, und ihm erleichtert wird, im Gleichgewichte zu bleiben; hinsichtlich der Form hat man sich für ein regelmäßiges Viereck bestimmt, da dieses die Arbeit auf der geraden Linie sowohl, als im Zirkel gestattet, und das Pferd durch das Passiren der Ecken lenksam und gewandt gemacht wird. Erhält das Viereck eine längliche Anlage, was ziemlich allgemein geschieht, so wird es dem Zwecke einer gründlichen Ausarbeitung angemessener, weil man dadurch lange und kurze Seiten erhält. Die erstern befestigen das Pferd in geregelten Gängen, und gewöhnen es, die gerade Linie zu halten; die letzteren machen es durch die sich schneller folgenden Ecken gewandter. Man hat das gegenseitige Verhältniß der langen und kurzen Seiten wie zwei, höchstens drei, zu eins angenommen, wodurch man hinlänglich Raum zum Geradausreiten erhält, wenn die kurzen Seiten nicht unter 16 Schritt gemacht werden. Dieses Minimum ergibt sich nur aus dem Abrunden der Ecken im Anfange der Ausarbeitung, so wie aus dem Bedürfnisse eines gewissen Raumes für das noch nicht völlig ausgearbeitete Pferd, ehe es nach der ersten Ecke eine zweite passiren kann. Wäre indeß das Pferd auch schon im Stande, zwei sich schnell folgende Ecken mit Ordnung zu passiren, so könnte doch nicht fehlen, daß Nachtheile für dasselbe aus den dabei erforderlichen und sich oft wiederholenden Anstrengungen entsprängen. Außerdem ist schon die angegebene Breite kaum hinreichend, um gestrecktere Gänge zu üben. Um den Vortheil der kurzen Seiten nicht zu verlieren, wird deren Länge selten über 24 Schritt angenommen, wenn auch zuweilen besondere Gründe Reitbahnen von größerer Breite anlegen lassen. — Hat man sich bei Anlegung einer Reitbahn mit dem zweckmäßig eingerichteten Boden begnügt, so heißt sie eine ungeschlossene; wir dsie aber mit Barrièren umgeben, so erhält sie die Benennung einer geschlossenen. Die Barrièren bestehen gewöhnlich aus eingegrabenen Säulen von 5 bis 6 Fuß Höhe, welche durch Stirn- und Mittelriegel verbunden sind. Die geschlossenen Reitbahnen haben vor den ungeschlossenen den Vorzug, daß sich das Pferd auf ihnen dem Reiter mehr unterworfen fühlt, und in seinem Willen beschränkt wird; nächstdem geben sie dem Reiter mehr Anhalten in Beurtheilung der Haltung des Pferdes, und erleichtern in mancher Hinsicht deren Berichtigung. — Bedeckte Reitbahnen, auch Reithäuser, nennt man solche, welche mit Mauern umgeben, und durch ein Dach überbaut sind. Außer den schon bei den geschlossenen Reitbahnen angegebenen gewähren sie noch die Vortheile, daß ihr Boden zu jeder Jahreszeit brauchbar bleibt, die Witterung nicht berücksichtigt zu werden braucht, und die Aufmerksamkeit des Pferdes durch außen befindliche Dinge nicht vom Reiter abgezogen wird. Durch hinlängliche Höhe und zahlreiche Fenster muß die Luft einer bedeckten Reitbahn immer rein erhalten, und die möglichste Helligkeit erlangt werden. Da die Spannung des Daches die Breite der bedeckten Reitbahnen beschränkt, so findet man diese selten über 20 Schritte. Um sowohl in geschlossenen als bedeckten Reitbahnen den Reiter vor dem Andrücken durch das Pferd an die Barrière oder Wand möglichst zu schützen, gibt man jenen zuweilen eine Neigung nach außen, oder baut diese nach unten schräg nach dem In-

nern hinein. Von vielen Reitern wird diese Maßregel jedoch verworfen, da sie das Andrücken des Pferdes nie ganz verhindern kann, ja gewissermaßen demselben erst die Anleitung dazu gibt, und eintretenden Falls die Lage des Reiters nur um so gezwungener macht. — Bei geschlossenen Bahnen findet man hier und da die Barrièren mit Bretern bekleidet, um das Anstoßen an die Säulen zu verhindern, und das Pferd nach außen besser abzuschließen. — Eben so anerkannt wie der Nutzen der geschlossenen und der bedeckten Reitbahnen sind auch die Nachtheile, welche sie bei zu langer fortgesetztem Gebrauche auf die vollständige Dienstüchtigkeit der Pferde haben, wenn man überhaupt nicht nur Bahnenpferde bilden will. Da diese Nachtheile aber alle ihren Grund in der Erleichterung und Unterstützung haben, welche jede Reitbahn der Ausarbeitung darbietet, so sind sie aus dem Vorstehenden leicht zu entnehmen, und weitere Aufführung derselben deßhalb hier überflüssig. Der Einfluß der Reitbahnen auf die Ausarbeitung des Mannes ist mehr mittelbar, und begünstigt diesen hauptsächlich insofern, als das Pferd auf jener besser im Tempo bleibt, und den Hilfen gehorsamt. Es ist zu bekannt, welchen Vorschub ein gleichmäßiges Tempo und willige Annahme der Hilfen Seiten des Pferdes der schnellern Befestigung des Sitzes leisten, weßhalb eine weitere Auseinandersetzung des Nutzens der Reitbahnen in letzterer Beziehung als unnöthig erscheint.

Pl.

Reiten, militairisches. Das Eigenthümliche der Cavaleriebewegungen, zerstreut oder in geschlossener Ordnung, soll die Schnelligkeit und das Ueberraschende derselben sein. Durch die Pferde ist der Cavalerie die Möglichkeit dazu gegeben, durch das Reiten aber soll sie diese Möglichkeit verwirklichen. Die erste Bedingung dieser Verwirklichung ist, daß Mann und Pferd vollkommen einig sind und sich verstehen, d. h. der Mann muß fest auf dem Pferde sitzen, die Hilfen kennen und richtig anwenden, um dem Pferde seinen Willen klar zu erkennen zu geben; das Pferd muß die Hilfen verstehen und befolgen. Haben beide hierin Sicherheit und Fertigkeit, so werden sie im Einzelnen schon Dienste leisten können, so weit überhaupt das Reiten dazu befähigen kann. Keineswegs reicht dieses aber für die Bewegungen in und mit einem taktischen Ganzen aus, weil diese nicht nur von jedem einzelnen Theile — Mann und Pferd als Einheit — fordern, in diesem oder jenem Gange, da oder dorthin zu gelangen, sondern auch die möglichste Uebereinstimmung aller, und daß keiner dem andern dabei hinderlich sei, verlangen. Die geschlossenen Bewegungen erfordern daher eine ungleich größere und bis auf scheinbare Kleinigkeiten herabgehende Ausbildung von Mann und Pferd, und machen vor Allem nöthig, daß beide Tempo in allen Gängen und die gerade Linie, so wie bald größere, bald kleinere Kreislinien halten können. Aber auch das, was beide schon im Einzelnen brauchen, als: Anreiten, Pariren, Uebergänge aus einem in den anderen Gang, scharfe Wendungen im Gange, und langsamere sowohl, als kurze auf der Stelle, muß dermaßen vervollkommnet sein, daß es genau auf der Stelle und in dem Augenblicke geschieht, wo und wie das Commando es bestimmt. Erst wenn jeder einzelne Theil alles dieses sicher und fertig leisten kann, werden der Cavalerie geordnete Bewegungen möglich; sollen diese aber mit Präcision geschehen, so wird oft ein Regeln des Tempos und der Linien — welches um so schwerer fällt, je unmerklicher es häufig sein muß — nach Richtung und Fühlung, stets aber gerade Stellung der Pferde und Ruhe in den Gängen nothwendig. Das Schließen der Lücken auf der Stelle bringt endlich das Uebertreten, die *Richtung das* Zurücktreten mit sich. — Diese

Leiſtungen von Mann und Pferd ſind ſo vielfältig, das Weſen der einen iſt oft dem der andern ſo entgegengeſetzt, alle bedingen ſo viel Genauigkeit der Ausführung, daß nur eine gründliche und ſorgſame Ausarbeitung im Einzelnen zum Ziele führen kann. Für den Mann erſtreckt ſich dieſe zuerſt natürlich auf einen guten Sitz und richtige Hilfen. Wird auf beide während der Uebungen auf der Reitbahn, oder einem dieſer ähnlichen Platze, unausgeſetzt und mit Gleichmäßigkeit gehalten, ſind die Uebungen den Gängen in Reihe und Glied angemeſſen, ſo wird der Mann nach und nach Sicherheit darin erlangen, und alsdann ſeine Stelle in einem taktiſchen Körper einnehmen können, um das Erlernte unter ſchwierigern Verhältniſſen zu üben. Die Ausbildung des Pferdes aber würde immer ſehr mangelhaft bleiben, wollte man ſich bei ihr nur auf das beſchränken, was gerade die taktiſchen Bewegungen mit ſich bringen. Hier muß die Ausarbeitung dem Pferde erſt die Fähigkeit zu den geregelten Gängen und Bewegungen geben. Nächſt dem ſorgfältigen Ausreiten der Ecken, den halben Arrets und dem Zurücktreten, welche ſchon die Einſtellung in Reihe und Glied bedingt, und die ſchon viel zum Verſammlen, zur Haltung und Biegſamkeit des Pferdes beitragen, müſſen daher noch Stellung in den Ganaſchen und die gebogenen Gänge angewendet werden. Erſt durch dieſe wird das Pferd Fauſt und Schenkel vollkommen unterworfen, erhält einen freien und richtigen Gebrauch ſeiner Glieder, und dadurch die Möglichkeit, allen Forderungen des Reiters zu entſprechen, ſo wie den Vortheil einer längeren Dienſtdauer. Stellung und gebogene Gänge würden nach vollendeter Ausarbeitung wegfallen können, wenn ſie nicht auch zur Correction verrittener Pferde und zur Bildung derjenigen Reiter ſehr erſprießlich wären, welche bei Ausarbeitung der Remonte gebraucht werden ſollen. — Die Anſprüche, welche die Cavalerie an das Reiten nur in Beziehung auf die Bewegungen zu machen hat, ſind daher nicht gering, aber eben ſo wenig übertrieben, da alle nothwendig aus dieſen Bewegungen hervorgehen, und keiner derſelben vernachläſſigt werden darf, ſoll nicht die Ordnung der Schnelligkeit, oder umgekehrt dieſe jener nachſtehen. Eben ſo wenig hat die Cavalerie zu befürchten, durch eine derartige Ausbildung des Reitens zu fein gerittene Pferde zu erhalten. Die Uebung der taktiſchen Bewegungen, das Exerciren, werden bald genug und oft mehr als ihr lieb iſt, eine allzu große Feinheit abſtumpfen, die ſich aber überhaupt nicht gar zu häufig vorfinden dürfte. — Zweierlei Gründe müſſen jedoch die Cavalerie noch beſtimmen, das Reiten auf eine möglichſt hohe Stufe zu bringen, der eine, der beſonders bei Cavalerien mit kurzer Dienſtzeit oder dem Urlaubsſyſteme eintritt, iſt, daß ein weniger ausgebildeter Mann oft durch ein gut ausgearbeitetes Pferd, und ſo umgekehrt, übertragen werden muß; der andere liegt in der Berückſichtigung des Kampfes Mann an Mann, dem jeder Cavaleriſt gewachſen ſein ſoll. Dieſer ſtellt indeß keine neuen Forderungen an das Reiten, verlangt aber die unbedingteſte Herrſchaft des Reiters über das Pferd und die vollkommenſte Gewandtheit des letztern, alſo die höchſte Fertigkeit und Ausbildung in mehreren der bereits angegebenen Leiſtungen, damit jede einzelne ſowohl raſch ausgeführt, als auch mehrere in die engſte Verbindung gebracht werden können. Nicht jeder Mann und jedes Pferd iſt geſchickt, auch nur einen hohen Grad der Vollkommenheit hierin zu erlangen; dieſes gibt aber noch keinen haltbaren Grund ab, nicht dahin zu ſtreben, mit allen das Möglichſte zu leiſten. — Um nicht durch alle Hinderniſſe aufgehalten zu werden, bedarf die Cavalerie noch Fertigkeit in deren Ueberſchreitung; ſie muß ſich daher nicht nur auf ungünſtigem Boden ſchnell und mit Sicherheit bewegen, ſondern auch hoch

welche er für nöthig erachtet, um Mann und Pferd Sicherheit auf ungünſtigem Boden und in Ueberwindung von örtlichen Hinderniſſen zu geben, laſſen zwar die großen Verdienſte nicht verkennen, die er ſich um's Reiten erwarb, müſſen aber doch zum Theil ſchon in dieſer Zeit, nach Xenophon aber in voller Ausdehnung, als Gemeingut der griechiſchen Cavalerie angeſehen werden, da mehrere Stellen und die ganze Haltung der erwähnten Schrift beweiſen, daß ſie ihrer Zeit nicht vorausgeeilt war, und daß ſie mehr eine genaue Beſtimmung und größere Verfeinerung des Beſtehenden, als die Mittheilung neuer Erfindungen im Gebiete des Reitens bezweckte. Aber das, was bei Xenophon als eigenthümlich angeſehen werden kann, mußte bald Einfluß auf die Griechen haben, wie dieſes ſowohl ſeine allgemein anerkannte militairiſche Tüchtigkeit, als auch die bedeutende Stellung, welche er zu verſchiedenen Malen bei griechiſchen Heeren einnahm, nicht anders mit ſich bringen konnten. Eine ſeiner ſpätern Schriften, der Reiterbefehlshaber, liefert unter andern einen Beweis, wie geſucht ſein Rath war, verdient aber hier namentlich deßwegen Erwähnung, weil ſie die Reitkunſt, beſonders bezüglich der geſchloſſenen Bewegungen, ergänzt. — Dieſes Reiten der Griechen verbreitete ſich mit ihrer Taktik bei allen Cavalerien, die nach dem Muſter der griechiſchen eingerichtet wurden, wie z. B. die carthaginienſiſche unter Hannibal, oder das Reiten bildete ſich mit der Cavalerie aus, wie bei den Römern, die jedoch nie für beſondere Reiter gegolten haben. Später ſchwand mit der Urſache auch die Wirkung, und mit dem Verfall der Taktik und Kriegszucht unter den römiſchen und griechiſchen Kaiſern ſank auch das Reiten zu ſeiner urſprünglichen Rohheit herab. — Mit der Ausbildung des Ritterweſens erhob ſich das Reiten wieder, da der Gebrauch der Lanze, dieſer Lieblingswaffe der Ritter, ein ungleich verfeinertes Reiten verlangte. Nur unter zwei Bedingungen konnte der Ritter den Stoß da anbringen, wo er wollte: Das Pferd durfte im geſtreckteſten Laufe die gerade Linie nicht verlaſſen, und dabei nicht wechſeln — changiren. — War die Lanze gebrochen, ſo griff der Ritter zu Schwert, Axt oder Kolbe, welche Waffen die Gewandheit des Pferdes in Anſpruch nahmen. Die Turniere, wo im Stechen und im eigentlichen Turnier, der Joule der Franzoſen, die Geſchicklichkeit in Führung der Lanze, des Schwertes und der andern Waffen in Gegenwart der Damen gezeigt wurde, gaben bald Veranlaſſung, daß man ſich nicht auf das unumgänglich Nöthige beſchränkte, ſondern auch den möglichſten Anſtand und Zierlichkeit zu entfalten ſuchte, was ganz von ſelbſt eine größere Verfeinerung des Reitens herbeiführte. Die Erziehung des jungen Adels an den Höfen der Fürſten oder bei erfahrenen Rittern, wo eine Ueberwachung, ja Unterweiſung bei allen Uebungen deſſelben Statt fand, trug weſentlich zu einer kunſtgemäßern Behandlung des Reitens bei. Je mehr ſich die Hofhaltungen der größern und kleinern Fürſten geſtalteten, um ſo üblicher wurde es, die Abrichtung der Streithengſte beſonders erfahrenen Rittern und Knappen zu übertragen, und der erſte Schritt war gethan, das Reiten abgeſondert für ſich zu betreiben. Durch dieſe Abſonderung wurde das Reiten für Einzelne Zweck, und nach und nach eine beſondere Kunſt. — Im 16. Jahrhunderte ſprach ſich dieſes in Italien zuerſt aus und Neapel wurde durch Anlegung der erſten Reitſchule die Wiege der Reitkunſt. Von da verbreitete ſie ſich über andere Länder, blieb aber immer noch militairiſch; ſelbſt diejenigen Lectionen, welche die Eigenthümlichkeiten der Schulreiterei bilden, die den Namen Schulen par préférence führen, verdanken ihren Urſprung dem Beſtreben, den Gegner auf eine unerwartete und vortheilhafte Weiſe anzugreifen. Der Italiener Gri-

welche er für nöthig erachtet, um Mann und Pferd Sicherheit auf ungünſtigem Boden und in Ueberwindung von örtlichen Hinderniſſen zu geben, laſſen zwar die großen Verdienſte nicht verkennen, die er ſich um's Reiten erwarb, müſſen aber doch zum Theil ſchon in dieſer Zeit, nach Xenophon aber in voller Ausdehnung, als Gemeingut der griechiſchen Cavalerie angeſehen werden, da mehrere Stellen und die ganze Haltung der erwähnten Schrift beweiſen, daß ſie ihrer Zeit nicht vorausgeeilt war, und daß ſie mehr eine genaue Beſtimmung und größere Verfeinerung des Beſtehenden, als die Mittheilung neuer Erfindungen im Gebiete des Reitens bezweckte. Aber das, was bei Xenophon als eigenthümlich angeſehen werden kann, mußte bald Einfluß auf die Griechen haben, wie dieſes ſowohl ſeine allgemein anerkannte militairiſche Tüchtigkeit, als auch die bedeutende Stellung, welche er zu verſchiedenen Malen bei griechiſchen Heeren einnahm, nicht anders mit ſich bringen konnten. Eine ſeiner ſpätern Schriften, der Reiterbefehlshaber, liefert unter andern einen Beweis, wie geſucht ſein Rath war, verdient aber hier namentlich deßwegen Erwähnung, weil ſie die Reitkunſt, beſonders bezüglich der geſchloſſenen Bewegungen, ergänzt. — Dieſes Reiten der Griechen verbreitete ſich mit ihrer Taktik bei allen Cavalerien, die nach dem Muſter der griechiſchen eingerichtet wurden, wie z. B. die carthaginienſiſche unter Hannibal, oder das Reiten bildete ſich mit der Cavalerie aus, wie bei den Römern, die jedoch nie für beſondere Reiter gegolten haben. Später ſchwand mit der Urſache auch die Wirkung, und mit dem Verfall der Taktik und Kriegszucht unter den römiſchen und griechiſchen Kaiſern ſank auch das Reiten zu ſeiner urſprünglichen Rohheit herab. — Mit der Ausbildung des Ritterweſens erhob ſich das Reiten wieder, da der Gebrauch der Lanze, dieſer Lieblingswaffe der Ritter, ein ungleich verfeinertes Reiten verlangte. Nur unter zwei Bedingungen konnte der Ritter den Stoß da anbringen, wo er wollte: Das Pferd durfte im geſtreckteſten Laufe die gerade Linie nicht verlaſſen, und dabei nicht wechſeln — changiren. — War die Lanze gebrochen, ſo griff der Ritter zu Schwert, Axt oder Kolbe, welche Waffen die Gewandheit des Pferdes in Anſpruch nahmen. Die Turniere, wo im Stechen und im eigentlichen Turnier, der Foule der Franzoſen, die Geſchicklichkeit in Führung der Lanze, des Schwertes und der andern Waffen in Gegenwart der Damen gezeigt wurde, gaben bald Veranlaſſung, daß man ſich nicht auf das unumgänglich Nöthige beſchränkte, ſondern auch den möglichſten Anſtand und Zierlichkeit zu entfalten ſuchte, was ganz von ſelbſt eine größere Verfeinerung des Reitens herbeiführte. Die Erziehung des jungen Adels an den Höfen der Fürſten oder bei erfahrenen Rittern, wo eine Ueberwachung, ja Unterweiſung bei allen Uebungen deſſelben Statt fand, trug weſentlich zu einer kunſtgemäßern Behandlung des Reitens bei. Je mehr ſich die Hofhaltungen der größern und kleinern Fürſten geſtalteten, um ſo üblicher wurde es, die Abrichtung der Streithengſte beſonders erfahrenen Rittern und Knappen zu übertragen, und der erſte Schritt war gethan, das Reiten abgeſondert für ſich zu betreiben. Durch dieſe Abſonderung wurde das Reiten für Einzelne Zweck, und nach und nach eine beſondere Kunſt. — Im 16. Jahrhunderte ſprach ſich dieſes in Italien zuerſt aus und Neapel wurde durch Anlegung der erſten Reitſchule die Wiege der Reitkunſt. Von da verbreitete ſie ſich über andere Länder, blieb aber immer noch militairiſch; ſelbſt diejenigen Lectionen, welche die Eigenthümlichkeiten der Schulreiterei bilden, die den Namen Schulen par préférence führen, verdanken ihren Urſprung dem Beſtreben, den Gegner auf *eine unerwartete* und vortheilhafte Weiſe anzugreifen. Der Italiener Gri-

son war der Erste, welcher über die Kunst Pferde abzurichten schrieb, aber immer dabei den Kampf im Auge behielt. Er [illegible] die Mittel an, die Pferde mit den Gefechtsverhältnissen [illegible] zu machen; und ihm ganz eigenthümlich ist die Vorschrift, die Pferde zu lehren, den Mann zwischen die Vorderbeine zu stecken, um davon Vortheile im Gefecht zu erhalten. Daß die Reitkunst indeß damals noch ziemlich gewaltsam betrieben wurde, geht aus dieser Schrift hervor, da der Sporen fast auf jeder Seite gedacht wird. — So lange die Heere im Mittelalter noch keine geregelten Bewegungen kannten, erstreckte sich das auch nur auf den vortheilhaftesten Gebrauch der Pferde bei Führung der Waffen, höchstens fand beim Angriffe der Ritter in Gliedern ein gleiches Tempo Statt. Als aber Moritz von Oranien seiner Cavalerie eine geordnete Beweglichkeit gab, machte diese eine allgemeinere Uebereinstimmung der Gänge nöthig, und die Bewegungskunst stellte zuerst wieder Forderungen an das R. — Diese Forderungen traten aber zu einer Zeit ein, wo das Reiten der Cavalerie bei weitem nicht mehr auf der Stufe als früher stand, was wohl hauptsächlich in dem immer fühlbarer werdenden Mangel an starken und doch behenden Pferden und darin lag, daß die Werbungen nicht mehr die ausgebildeten Reiter wie früher lieferten. Je weniger das R. unter diesen Verhältnissen schnellern Bewegungen gewachsen war, je mehr man aber von dem Nutzen einer unerschütterlichen Ordnung immer mehr überzeugt wurde, um so näher lag es, die Schnelligkeit der Ordnung nachzustellen. Nachdem man sich aber einmal an eine größere Langsamkeit der Cavalerie gewöhnt hatte, und als die immer mehr bei der Cavalerie überhand nehmende Vorliebe für die Feuerwaffe den Kampf Mann an Mann seltener oder unter Umständen eintreten ließ, die eine größere Gewandheit nicht geradezu nöthig machten, fiel jeder Antrieb zur Vervollkommnung des Reitens weg. Es darf daher nicht befremden, das R. noch mehr sinken zu sehen, als es die eben angeführten ungünstigen Verhältnisse an und für sich mit sich brachten. Zu Anfange des 30jährigen Krieges kannten die geschlossenen Abtheilungen als höchsten Pferdegang fast nur noch den Trab; im Einzelnen mußten Kraft, lange Gewohnheit und barbarische Zäumung das Beste thun. — Gustav Adolph begann die Umgestaltung der Cavalerie, indem er die seinige auf den Choc mit der blanken Waffe anwies, und sie weniger tief stellte. Das Letztere erleichterte eine größere Schnelligkeit der Bewegungen, der erstere machte diese unbedingt nöthig; Beides aber konnte nicht ohne großen Einfluß auf das R. bleiben. — Mit der Errichtung der stehenden Heere traten günstigere Umstände für die Ausbildung der Cavalerie, und also auch für die des Reitens ein, ohne daß sie sobald benutzt worden wären, da in manchen Staaten das Heerwesen vernachlässigt, oder, wo dieses nicht geschah, das Wesen der Cavalerie selbst, oder doch das ihrer Ausbildung nicht erkannt wurde. Die wenigen Ausnahmen, wie z. B. die schwedische Cavalerie unter Karl XII., oder bei den Franzosen das königl. Haus, stehen sehr vereinzelt da.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint von Einzelnen, besonders bei den Franzosen, eine sorgfältigere und zweckmäßigere Ausbildung von Mann und Pferd bei der Cavalerie zuerst wieder ihrem Werthe nach erkannt worden zu sein, ohne deßhalb allgemeine Anerkennung zu finden. — Erst dann, als Friedrich der Große eine bis dahin unerhörte Beweglichkeit und Schnelligkeit von seiner Cavalerie verlangte, suchte und fand diese in einer erhöhten Ausbildung des Reitens das Mittel, diesen Forderungen zu genügen. Seydlitz gebühret der Ruhm, daß er dieses am klarsten erkannte, und diese Erkenntniß in seinem jedesmaligen Wirkungskreise unverrückt im Auge behielt.

— Schon nach dem 2. schlesischen Kriege versuchten die Oestreicher den Preußen nachzueifern, und nach dem Hubertsburger Frieden finden sich nach und nach in allen bedeutenderen Heeren bei den Cavalerieregimentern Reitbahnen und oft auch Stallmeister. — Mit Recht legt sich daher die preuß. Cavalerie das Verdienst bei, die Begründerin des neuern militairischen Reitens gewesen zu sein, so wie nicht verkannt werden darf, daß sie und die übrigen deutschen Cavalerien vorzugsweise rüstig und mit Liebe auf dem einmal gelegten Grunde fortgebaut haben. Trotz den in neuern Zeiten für mehrere dieser Cavalerien durch die kurze Dienstzeit eingetretenen ungünstigen Verhältnissen hat ihr Reiten den Vergleich mit keinem einer andern Cavalerie zu scheuen, im Wesentlichen selbst nicht mit dem der russischen.

Das Reiten der Nationen, deren ganze männliche Bevölkerung ihre Cavalerie bildet, wie dieses der Fall bei allen Nomadenvölkern ist, die Pferde zucht treiben, ist fast noch ganz dasselbe, welches es bald nach seinem Ursprunge war, weil ihre Fechtart sich so gut als gar nicht geändert hat. Ist bei ihnen das Pferd so weit unterworfen, daß es den Reiter dahin trägt, wohin er es haben will, laßt es sich wenden, um dem Gegner schnell zu entgehen, wenn er keine Blößen bietet, und dann eben so plötzlich zu erneuten Angriffen unter günstigern Umständen zurückzukehren; kann sich der Reiter fest im Sattel halten, und dabei sich nach allen Seiten biegen und wenden, um bei keiner Gelegenheit die Möglichkeit zum Gebrauch der Feuerwaffe zu verlieren: so leistete ihnen jetzt, und leistet ihnen früher das Reiten Alles, was sie brauchen und verlangen. Da bei ihren Angriffen in Haufen ihnen immer ein gewisser natürlicher Takt dafür bürgt, daß jeder an den günstigsten Punct gelangt, so überlassen sie diesem Takte die Zusammenwirkung, und kümmern sich nie, wie jeder an den Feind gelangt. Man findet daher bei allen diesen Nationen, weil ihrem Bedürfnisse eine gewisse Abrichtung genügt, sie den Trab aber überhaupt nicht lieben, außer einem zollernden Schritte nur den natürlichen Galopp und die Carriere. Durch frühe Gewöhnung und unausgesetzte Uebung erlangen sie jedoch in dem Wenigen, was ihnen nöthig erscheint, eine bedeutende Fertigkeit. — Die Abrichtung und Unterwerfung des Pferdes geschieht entweder schon frühzeitig und nach und nach, wie bei den Arabern, wo das mit dem Menschen unter gleichem Zelte aufwachsende Fohlen von den Kindern bestiegen wird, oder beginnt mit roher Gewalt, wie bei den Tataren, die das zum Dienst ausersehene Pferd aus der Heerde fangen, Trense und Sattel auflegen, den Reiter aufsetzen, und so Beide in die Steppe jagen; läuft und bockt das Pferd nicht mehr, so wird es durch den Kantschu bis zur Ermüdung dazu gezwungen, und nach und nach zu den Zelten zurückgelenkt. Hier angekommen, wird es so angebunden, daß es weder fressen noch sich legen kann. Diese Dressur wird 2 bis 3 Tage fortgesetzt, und dann wenigstens die Unterwerfung für vollendet gehalten. — Das Reiten solcher Völker, die zwar schon seit langerer Zeit ein geordnetes Heerwesen haben, deren Cavalerie aber noch bis jetzt keine regelmäßigen Bewegungen kennt, ist dem vorher berührten fast ganz gleich. In demselben Grade aber, als sich die Fechtart dieser Cavalerien durch einen entschlossenen und ernsthaft gemeinten Angriff auszeichnet, wird ihr Reiten durch größere Gewandheit charakterisirt. Unstreitig nehmen hierin die Türken — abgesehen von ihrer neu organisirten Cavalerie — die erste Stelle ein. Ihre Vorliebe für den Sabel, so wie eine ihrer Lieblingsübungen, das Werfen des Djerid, hat ihrem Reiten eine seltene Gewandheit gegeben. In dem lebhaftesten Anreiten, im kurzen Partren aus den höchsten Gängen und blitzschnellen Herumwerfen ist es kaum erreichbar, zu übertreffen gewiß nie. Wie roh

auf regelmäßigen Fuß geſetzt wurde, galten, ſeit ihre Namen in der
hichte genannt wurden, als geborene Reiter, eben ſo die Koſaken. Die
mmelucken, dieſe jetzt gänzlich vernichtete Kriegerkaſte, ſollen ſelbſt die Türken
leiten übertroffen haben. — Bei Kaliſch haben ganz neuerlich die muſel-
niſche Cavalerie und die Koſaken des Kaukaſus die ſeltenſten Proben
vorzüglichen Geſchicklichkeit zu Pferde abgelegt. — (Nächſt den ſchon im
: dieſes Aufſatzes angeführten Schriften und mehreren Aufſätzen in der
rbibliothek und der Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des
:s haben als hauptſächlichſte Unterlagen gedient: Hoyer's Geſchichte der
,skunſt. — Essai sur la cavalerie tant ancienne que moderne, par
thville. — Wallhauſen, Kriegskunſt zu Pferde. — Institutions pour la
lerie, par de la Porterie. — Richard Berenger's Geſchichte des Reitens.
Mémoires sur l'ancienne chevalerie, par d. l. Curne d. St-Palaye.)

Pl.

Reitende Artillerie, diejenige, wo die ganze Bedienungsmannſchaft
:en iſt. Obgleich es ſchon im 16. Jahrhunderte nicht an Beiſpielen
wo ſehr leichte Geſchütze doppelte Beſpannung erhielten, und die Büch-
ziſter beritten gemacht wurden, um ſchnellen Bewegungen der Reiterei
n zu können (Cériſoles, 1544, Sieversḥauſen, 1553), und der große
ürſt bei ſeiner Reiterei, mit welcher er 1675 den Schweden entgegen-
, ebenfalls 12pfünder führte, deren Bedienung beritten war, ſo läßt ſich
Alles nicht mit der reitenden Artillerie vergleichen; denn es waren Ein-
ungen, welche, durch die Bedürfniſſe des Augenblickes erzeugt, mit dem
ören jener Verhältniſſe ſofort wieder verſchwanden. Die ſpäter jedem
chen Dragonerregimente beigegebenen zwei Einhörner und die im An-
: des 18. Jahrhunderts in Sachſen eingeführten Dragonerſtücke mit
lbaumlaffeten, deren Bedienung beritten war, ſcheinen ſich wenigſtens
in ſofern mehr der reit. Art. zu nähern, als ſie bleibend für den Dienſt
Reiterei organiſirt waren. Friedrich der Große errichtete im Jahre 1759
: eine wirkliche reit. Art., welche mehrfach in den folgenden Feldzügen

Die größere Ausbildung der Infanterietaktik erschwerte es der Reiterei immer mehr, bedeutende Erfolge gegen diese Waffe zu erlangen, wenn sie nicht durch andere Umstände bereits erschüttert war. Dieß hat in neuerer Zeit eine innigere taktische Verbindung des größern Theils der reitenden Artillerie mit der Reiterei herbeigeführt, und durch die Vereinigung mit dieser mächtigen Feuerwaffe, welche, ihr an Schnelligkeit und Ausdauer gleich, auf jedes für sie gangbare Terrain folgen, und den Weg zum Siege bahnen kann, wird es bei zweckmäßiger Leitung der Reiterei wieder wie früher möglich werden, auf jedem für ihre Wirksamkeit geeigneten Boden die Entscheidung des Kampfes herbeizuführen. Reiterangriffe gestatten aber nicht das Vorhergehen langwieriger Feuergefechte, sondern erfordern unbedingt, daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit Erfolge herbeigeführt werden; deßhalb muß die reitende Artillerie in solchen Fällen in größern Massen auftreten, von Haus aus schnell näher an den Feind herangehen, und, unbeschadet der Wirkung, schneller schießen als die Fußartillerie, weßhalb sie auch das Terrain nicht so sorgsam als jene zu ihrer Deckung benutzen kann. — Denselben Charakter wird der Gebrauch der reitenden Artillerie auch beim Reitergefecht haben, wo sie, ohne den Bewegungen der Reiterei hinderlich zu sein, den Angriff vorbereiten, und wenn er mißglückt, jener Zeit zum Sammeln verschaffen soll. Bei der hier im Allgemeinen vorherrschenden Geschwindigkeit, bei den häufig schnell hinter einander wechselnden Erfolgen größerer Reitergefechte bedarf jeder selbstständige Führer einer reitenden Artillerieabtheilung die größte Umsicht, um seiner Bestimmung vollkommen zu genügen, ohne seine Geschütze einer zu augenscheinlichen Gefahr, vom Feinde genommen zu werden, auszusetzen. Einseitig würde es aber sein, wollte man dieß für den einzig richtigen Gebrauch der reitenden Artillerie halten, da sie selbst in ihrer Verbindung mit der Reiterei bestimmt ist, das an sich schwache defensive Element derselben zu erhöhen. Obgleich zwar die reit. Art. allerdings zu anhaltenden Kanonaden weniger geeignet ist als die Fußartillerie, weil sie dem feindlichen Feuer mehr Zielpuncte darbietet, und bedeutende Verluste auf ihre fernere Wirksamkeit nachtheiliger einwirken als bei jener: so geht doch aus ihren oben angedeuteten verschiedenartigen Bestimmungen hervor, daß sie auch ein anhaltendes Feuergefecht nicht als außer ihrem Berufe liegend betrachten darf, wenn gleich sie es ohne ausreichende Veranlassung vermeiden soll.

Die reitende Artillerie besitzt die doppelte, ja die dreifache Geschwindigkeit der Fußartillerie, und die Mannschaft kommt nicht, wie bei den verhältnißmäßig schnellen Bewegungen der letztern, ermattet auf dem Platz; auch wird sie nie ganz unbeweglich, da ihr im äußersten Nothfalle die Möglichkeit bleibt, Reitpferde einzuspannen. Sie kommt langsamer zum Feuern als die Fußartillerie, ist mehr von dem Zustande ihrer Pferde abhängig, verursacht einen bedeutend größeren Kostenaufwand, und die Mannschaft erfordert eine längere Ausbildung, da der reitende Artillerist nicht allein vollkommen in der Bedienung seiner Geschütze und allen dem, was im weitern Sinne zu deren Handhabung gehört, geübt werden, sondern auch ein guter Reiter sein muß, wobei noch überdieß besondere Schnelligkeit im Auf- und Absitzen zu berücksichtigen ist. Ferner verlangt man von ihm, daß er im Nothfalle entweder durch Blänkern, oder durch einen geschlossenen Angriff kleinere feindliche Abtheilungen so lange von seinen Geschützen abhalten kann, daß diese die nöthige Zeit zum Rückzuge gewinnen, und wird er auch mit der Bedienung der Festungs- und Belagerungsgeschütze und Anfertigung der Kunstfeuer verschont, so bleibt es doch wünschenswerth, daß er

die Munition anzufertigen versteht, deren er selbst bedarf. Die von der reit. Art. geforderte größere Manövrirfähigkeit macht ferner auch eine noch sorgfältigere Ausbildung der Fuhrsoldaten unbedingt nothwendig. — Die reit. Art. führt beinahe durchaus 6pfünder Kanonen und 7pfünder Haubitzen (in Frankreich 8pfünder und 24pfünder Haubitzen), welche wegen Vereinfachung der Ausrüstung eben so construirt sind, wie die der Fußartillerie, und wo man die größere Beweglichkeit durch Verminderung der Munition auf der Protze, oder durch vermehrte Bespannung erlangt. Man hat mehrfach verlangt, hier die Haubitzen ganz zu verbannen; doch ist dieß in keiner Artillerie ausgeführt worden, weil, seitdem man sich bemüht hat, die Wahrscheinlichkeit des Treffens der Haubitzen zu steigern, die Wirkung der Granaten gegen Reiterei größer ist, als die der Kanonenkugeln, und reit. Bat., besonders bei der Avantgarde, der Verfolgung ꝛc., häufig in die Lage kommen werden, gegen einen durch das Terrain begünstigten Feind wirken zu müssen, wo dann nicht die Zeit vorhanden ist, Haubitzen aus der Reserve herbeizuholen. 6 oder 8 Geschütze incl. 2 Haubitzen bilden, nach den örtlichen Verhältnissen, eine Batterie, deren Formation im Ganzen der bei der Fußartillerie gleich ist; nur sind die Geschützbedienungen in der Regel zwei Mann stärker, welche, wenn die Batterie abprotzt, als Pferdehalter dienen, und die gesammte Mannschaft ist mit Säbel und Pistolen bewaffnet, um im Nothfall ihre Geschütze decken zu können, eine Nothwendigkeit, welche aber stets von andern Seiten begangene Fehler voraussetzt. (Die reit. Art. beträgt in der Regel $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{7}$ sämmtlicher Feldgeschütze, deren Vertheilung s. Reservеartillerie.)

Große Verdienste um diese Waffe erwarben sich durch ihre Schriften der Oberst v. Decker und der verstorbene General v. Monhaupt, was jeder Unbefangene zugestehen muß, ohne deßhalb jeder einzelnen Ansicht des Letztern unbedingt beizutreten. H.

Reiter, eigentlich ein Mann zu Pferde, ohne Rücksicht, ob er Soldat sei oder nicht. Einige Neuerer bedienen sich daher der Schreibart Reuter, um damit einen Soldaten zu bezeichnen, der bestimmt ist, auf und mit dem Pferde zu kämpfen. (S. Cavalerist.)

Reitercorps, siehe Reservecavalerie.

Reiterei, siehe Cavalerie. Pz.

Reiterschützen. Zu allen Zeiten hat man die Nothwendigkeit gefühlt, auch berittene Schützen zu haben, welche die mit Lanze und Säbel bewaffneten Reiter bei manchen Gefechtsverhältnissen unterstützen könnten. Asien scheint das Vaterland solcher Reiterschützen gewesen zu sein, und die Parther haben sich schon in den ältesten Kriegen, deren die Geschichte gedenkt, als reitende Bogenschützen berühmt gemacht. Bei den Griechen und Römern standen jedoch die Phalangiten und Legionairs in so hohem Ansehen, daß nur das Unvermögen, sich die theuern Schutzwaffen zu kaufen, einen jungen Krieger bewegen konnte, in denjenigen Truppentheilen zu dienen, welche den Kampf mit Fernwaffen zu führen hatten. Man bildete daher die Schützenabtheilungen zu Pferde und zu Fuß gewöhnlich aus unterjochten Völkern, die sich im Gebrauche der Fernwaffen auszeichneten, und erst unter den Kaisern findet man geharnischte Bogenschützen griechischer oder römischer Abkunft. — Im Mittelalter gab es im Gefolge der Ritter immer einige Bogen- und Armbrustschützen; die mörderische Armbrust wurde jedoch oft von den Rittern selbst gehandhabt, nachdem sie lange gegen den Gebrauch dieser Fernwaffe geeifert, und sogar ein päpstliches Interdict zu erlangen gesucht hatten. — Nach Erfindung der Feuerwaffen traten bei den

ern romaniſcher Abkunft die Argoulets und Arkebuſirer, bei den Völ-
germaniſcher Abkunft die Hakenſchützen an die Stelle der Bogen- und
bruſtſchützen zu Pferde, und wurden zu Ende des 16. Jahrhunderts in
dere Schwadronen, oder wenigſtens in Fähnlein (Compagnien) formirt.
Trennung der leichten Reiter von den ſchweren gab den Reiterſchützen
taktiſche Selbſtſtändigkeit, und wirkte vortheilhaft auf ihre Ausbildung.
Liebe zu den Feuerwaffen nahm aber bald ſo ſehr überhand, daß auch
ſchwere Cavalerie lieber das — damals ſehr lange — Piſtol als den Sä-
brauchte, der höchſtens noch als Nothwaffe betrachtet wurde. Eine Folge
n war die Aufſtellung der Cavalerie in vielen geöffneten Gliedern hin-
inander, welche einzeln vorritten, ihre Gewehre nach einander abfeuerten,
hinten ſich wieder formirten und ladeten. Die Cavaleriegefechte ver-
dadurch viel von ihrer Wichtigkeit, und wurden weniger entſcheidend.

In dem Grade, als die Infanterie geregelter, zuverläſſiger und geüb-
wurde, trat die feuernde Cavalerie in den Hintergrund, und hatte nur
die größere Schnelligkeit voraus. Hatte ſie früher im engſten takti-
Vereine mit der Infanterie gekämpft, ſo trennte ſie ſich nunmehr von
lben, nahm Platz auf den Flügeln der Schlachtordnung, lieferte abge-
erte Gefechte, wobei man ſich wieder nach altem Gebrauch des Säbels
ente, und nur dann ſchoß, wenn der flüchtige Feind einen Vorſprung hatte.
traten aber auch Fälle ein, wo zahlreiche Reiterſcharen auf eigne Hand
e Streifzüge unternahmen, und zuweilen in ungünſtigem Terrain auf
fanterietrupps ſtießen, die ſie nicht zu überwältigen verſtanden. Dieß
te zu der Errichtung berittener Musketier- und Pikenierabtheilungen,
he den Reiterſcharen zur Unterſtützung beigegeben wurden. Dieſe Idee
ſehr praktiſch. Aber man ging weiter, und verlor dabei das Ziel aus
Augen; denn dieſe neue Truppe, Dragoner genannt (ſ. d.), wurde allmälig
Cavalerie verwandelt, und vergaß darüber ihre urſprüngliche Beſtimmung.

Das Bedürfniß geübter Reiterſchützen machte ſich aber in jedem Kriege
der bemerkbar, und es wurden daher in allen Armeen, unter den Namen
abiniers, Chaſſeurs und Jäger zu Pferde, Schützenabtheilungen gebildet,
bald in einzelnen Schwadronen, bald in ganzen Regimentern auftraten,
häufig mehr vom Säbel, als von den Schießwaffen Gebrauch machten,
das Laden und ſichere Schießen zu Pferde eine Geſchicklichkeit fordert,
in der Maſſe niemals angetroffen werden wird, wenn nicht die ganze Erzie-
ng von Mann und Pferd von Jugend auf darauf hinarbeitet, wie das
B. bei einigen aſiatiſchen Völkerſtämmen noch jetzt der Fall iſt. — Die
ahrung lehrte alſo, daß es unmöglich ſei, ganze Regimenter Reiterſchützen
bilden; man fing nunmehr die Sache in einem kleinern Maßſtabe an,
einzelne geſchickte Reiter im Schießen, gab ihnen ſorgfältiger gearbei-
Gewehre, hier und da Büchſen, und vertheilte ſie entweder in die Schwa-
nen, oder formirte aus ihnen beſondere Schützenzüge, die den Schwadro-
einverleibt wurden. Dieſer letztere Modus iſt zuerſt in der Würtem-
giſchen Reiterei von dem General Grafen Bismark eingeführt worden,
hat zugleich den organiſchen Zweck, in jeder Schwadron einen Stamm
ptiger Reiter, in der umfaſſenden Bedeutung des Wortes, zu bilden.
däniſche Reiterei folgte dieſem Beiſpiele; auch die ruſſiſche Reiterei hat
der neueſten Zeit eine Vorliebe dafür an den Tag gelegt, und es ſcheint
Reiterſchützenſyſtem dort nach einem größern Maßſtabe ausgeführt wer-
zu ſollen, wodurch aber der Zweck leichter verfehlt wird.

Da bei der Infanterie, in taktiſcher Beziehung das Princip der Sta-
ät, bei der Cavalerie das der Mobilität vorherrſchend iſt, beide aber ein-

chet werden, die Tscherkessen und uralischen Kosaken. Deutsche und aupt europäische Reiter werden es nie zu solcher Fertigkeit bringen, am jsten bei einer Dienstzeit von nur einigen Jahren; denn hierzu gehört terbrochene Uebung von Jugend auf!

Ausführlicher wird dieser Gegenstand in folgenden Schriften behandelt: tzensystem der Reiterei, vom Grafen Bismark. — Zeitschrift für Kriegs- ıschaft. Stuttgart, 1824. — Etwas über Jäger zu Pferde, Zeitschrift kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs, Jahrgang 1828. — nken über die Organisation und den Gebrauch eines Reitercorps. Eben- ɔst, Jahrgang 1834. Pz.

Reitres, siehe schwarze Reuter.

Reitschule. Die Griechen kannten schon vor Xenophon die Reitkunst, die Athenienser hatten Meister, die in dieser unterrichteten und Acade- , wo sie betrieben wurde, so daß bei ihnen das Bestehen unsern Reit- en ähnlicher Institute angenommen werden muß. Wie so vielen ande- Wissenschaften und Künsten dieser Zeit, erging es auch der Reitkunst allem zu ihrer künstlerischen Behandlung Gehörigen; sie versank mit r allgemeinen Barbarei. — Allein sie war eine der ersten Künste, die m Mittelalter wieder erhob, aber erst mit Errichtung der Reitschulen einen ı Grund erhielt, auf welchem sie immer vollkommner ausgebildet werden te. Es gab zwar schon vor diesem Zeitpuncte Männer, welche sich vorzugs- mit der Abrichtung und Ausarbeitung der Kriegs- und Turnierpferde befaß- und auch diesem Geschäfte gewachsen waren; allein sie standen vereinzelt, ihrem Wirken fehlten die Folgen für die Kunst. Den Schülern, welche sie ı, war das Reiten nur Mittel, wenn auch ein nothwendiges und eines auptsächlichsten zum Waffenhandwerke; die Pferde, so bald sie willige auchsthätigkeit erlangt hatten, gingen in den Dienst der Fürsten oder en über, und wurden von dem Stallmeister nur darum wieder bestiegen, sie in der Dressur nicht zurückgehen zu lassen. Durch die Errichtung Reitschulen wurde es nothwendig, besondere Pferde für sie zu halten.

bei der Schulreiterei ſind. Die auf dieſen Pferden gebildeten Reiter erhielten nothwendig ein feines Gefühl in Sitz und Fauſt, und einen richtigen Takt in Anwendung der Hilfen, welche auf keinen andern Pferden ſo zu erlangen waren, und die Grundſätze des Meiſters mußten ihnen zur andern Natur werden. Das Reiten eines Schulpferdes war keine geringe Probe für die Geſchicklichkeit eines Reiters; aber erſt dann, wenn die ſich dem Fache widmenden Schüler durch Ausarbeitung eines Schulpferdes auch in dieſer ihre Kunſt bewährt hatten, wurden ſie gefähigt gehalten, ſelbſt als Lehrer aufzutreten. — Die erſte Reitſchule wurde in Neapel im 16. Jahrhunderte errichtet, und mit der Verbreitung der Reitkunſt über andere Länder wurden auch in dieſen Reitſchulen angelegt. Sie wurden mit den fürſtlichen Marſtällen verbunden, oder ſelbſtſtändig als Ritteracademien, neben denen ſie ſpäter fortbeſtanden, oder bei Univerſitäten errichtet. Ihre Tendenz läßt ſich aus Obigem leicht entnehmen, und iſt, ſo wie ihre Einrichtungen, bis jetzt dieſelbe geblieben, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts die Reitkunſt nicht mehr auf der hohen Stufe als früher ſteht. Das Perſonale bildeten: der Meiſter — Oberbereiter oder Stallmeiſter — ein oder mehrere Bereiter, Scholaren, die für das Fach gezogen wurden, und die Stalleute. Die Anzahl der Pferde, welche einer Schule gehalten wurde, beſtimmte ſich nach der Ausdehnung des Inſtituts; je mehr Schulpferde ſich unter ihr befanden, um ſo höher wurde die Geſchicklichkeit des Meiſters angeſchlagen. Dieſer ſtand dem ganzen Inſtitute vor, und leitete den Unterricht und die Ausarbeitung; die zu Schulpferden beſtimmten Pferde ritt er allein, oder legte doch die letzte Hand an ihre Ausbildung, ſo wie an die der Schüler. Die Bereiter arbeiteten und unterrichteten unter ſeiner Aufſicht. An Räumen und Gebäuden gehörten Stallung und Reitbahnen (ſ. d.) zu einer Reitſchule. Da ſich das ganze Leben derſelben in und um die Reitbahn bewegte, ſo wurde häufig der Ausdruck Reitbahn für Reitſchule gebraucht. Die Ausſtattung der Reitſchulen war bald mehr, bald weniger prächtig; ihr Ruf beruhte aber hauptſächlich auf den Männern, welche ihnen vorſtanden, erloſch oft mit dieſen, oder erhielt ſich längere Zeit, wenn ſie ſich Schüler zu bilden verſtanden hatten, die in ihrem Geiſte fortarbeiten konnten. Nach den Vätern der Reitkunſt im 16. Jahrhunderte, den Italienern Flaſchi, Griſon, durch deſſen Schüler die Reitkunſt nach England kam, und Pignatelli, deſſen Schüler dieſe Kunſt in Frankreich verbreiteten, verdienen Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich Pluvinel und etwas ſpäter bei den Engländern der Herzog von Newcaſtle, der während ſeiner Verbannung in Antwerpen eine Reitſchule hielt, beſonders genannt zu werden. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhielten die Reitſchulen in Frankreich durch Guérinière neues Leben. In Deutſchland hatten zu dieſer Zeit die Reitſchulen zu Coburg und die zu Wien, wo die ſpaniſche Reitſchule nur für Schulpferde, und eine für die Campagnereiterei beſtand, vielen Ruf. Durch den älteren Ayrer, der ſeine Bildung in Coburg und Wien erhielt, wurde die Reitſchule zu Göttingen berühmt, und behauptete ihren Ruf durch den jüngern Ayrer bis in die neueſten Zeiten. Des ältern Ayrer berühmteſter Schüler war Prizelius, der eine Zeit lang dem Marſtalle und Geſtüte zu Detmold, ſpäter denen in Weimar vorſtand. — Seitdem man bei der Cavalerie ein auf Grundſätzen beruhendes Reiten gehörig gewürdigt hat, traf man in mehreren Staaten Einrichtungen, um einen Stamm kunſtmäßig gebildeter Reiter bei der Cavalerie zu ziehen, die das Herabſinken des militairiſchen Reitens zur reinen Empirie verhindern könnten. Preußen errichtete die Lehrescadron (ſ. d.), und Frankreich die Cava-

lerieschule zu Saumur (s. d.). Die hauptsächlichste Richtung beider geht auf Bildung tüchtiger Instructoren und die Erlangung einer Gleichförmigkeit im Reiten der Cavalerie, so daß sie recht eigentlich militairische Reitschulen sind. Ein Gleiches gilt von der Gardebereiterschule zu Petersburg, die bestimmt ist, Stallmeister für die Regimenter zu bilden, und von der Equitationsschule zu Salzburg in Oestreich. Letztere hat viel Aehnlichkeit mit der Lehrescadron, unterscheidet sich jedoch hauptsächlich dadurch von ihr, daß sie keine Stammpferde wie diese hat, weßhalb der Unterricht auf den Dienstpferden der commandirten Officiere und Unterofficiere geschieht, so wie die Ausarbeitung der Remonte bei ihr auf Pferden gelehrt wird, die nach vollendeter Dressur zur Abgabe an Stabsofficiere der Infanterie bestimmt sind. In all diesen Instituten werden Vorträge über Reitkunst, Kenntniß und Wartung der Pferde, Zäumung, Satteln und Packen und über das Beschläge gehalten. — Bei Cavalerien, welche besondere Stallmeister bei den Regimentern haben, wie z. B. bei der englischen und hannöverischen, bestehen gewissermaßen Reitschulen bei jedem Regimente, da den Stallmeistern dort vorzugsweise die Ausarbeitung der Remonte und jungen Mannschaft obliegt.

Pl.

Rekrut, ein neueingetretener Soldat, daher auch sprüchwörtlich ein Neuling. Dieses Noviziat dauerte sonst gewöhnlich drei Jahre, und jeder Rekrut mußte dem älteren Soldaten ungefähr dieselbe Achtung bezeigen, wie gegenwärtig dem Gefreiten, namentlich an öffentlichen Orten. Jetzt dauert in manchen Armeen die ganze Dienstzeit nicht länger; dafür werden aber auch den Rekruten in drei Monaten mehr Kenntnisse beigebracht, als sonst in drei Jahren. Der Act der Aushebung und Einstellung der Rekruten wird die Rekrutirung genannt.

Pz.

Rekrutirungssystem. Man versteht darunter die verschiedenen Arten, wie die Truppen ausgehoben und ergänzt werden; sie sind bereits in dem Artikel Conscriptionssystem angegeben. Das angewendete Rekrutirungssystem bildet die Grundlage der ganzen Militairverfassung eines Staates, greift aber so sehr in das Volksleben ein, daß die Wahl einer sorgfältigen Prüfung unterliegen muß. Auf den Militairstand selbst ist der Einfluß nicht so groß, als die Geschichtschreiber oft anzunehmen pflegen, und Armeen aus geworbenen Soldaten haben eben so rühmliche Thaten verrichtet, als Armeen aus Freiwilligen. (S. Militair, stehende Heere, Landwehr, Landsknechte, Cantonsystem, Lehnssystem, Conscriptionssystem, Werbung, Stellvertretung.)

Pz.

Relationen sind militairische Berichte von einzelnen Begebenheiten im Kriege, welche zur genauern Kenntniß des Vorgesetzten gebracht, in der Regel aber von diesem verlangt werden. Sie unterscheiden sich von den Beschreibungen und historischen Darstellungen der Operationen und Gefechte im Wesentlichen dadurch, daß sie vorzugsweise bei dem verweilen, was die eignen Truppen betrifft, und von den Bewegungen oder Handlungen des Gegners gerade nur so viel enthalten, als zum Verständniß des Ganzen nothwendig erscheint. Der Styl muß möglichst einfach, jede Angabe genau sein, namentlich in Bezug auf Zeit und Ort der Handlung. Uebertreibungen von der Stärke des Feindes, oder von der Bravour der eigenen Truppen sind ganz unschicklich und fehlerhaft. Die Relation eines Gefechts muß mit den Ursachen beginnen, die dasselbe herbeigeführt haben; dann wird die Stärke und die Aufstellung der sich gegenüber gestandenen Truppen angegeben,

wobei von der Terrainbeschaffenheit so viel gesagt wird, als nöthig ist, den Gang des Gefechts und die zu überwindenden Hindernisse daraus abnehmen zu können. Das Gefecht wird in Abschnitte und Momente eingetheilt, wobei zu bemerken ist, wie lange z. B. der Kampf um den Besitz eines wichtigen Punctes gedauert, und wodurch er endlich entschieden worden ist. Die Verluste oder eroberten Trophäen müssen ganz genau angegeben werden. — Solche Relationen sind schwierig, weil man nicht immer Alles selbst sehen kann, auch selten Zeit hat, während des Gefechts oder unmittelbar nachher Notizen zu machen. Gleichwohl ist die Fertigung solcher Relationen sehr wichtig, indem sie die beste Grundlage für die Geschichte bilden, und manche Truppe nur deßhalb weniger Ruhm erntet, weil es an Officieren fehlte, die ihre Thaten der Mit- und Nachwelt vor die Augen zu führen, und dabei die Glanzpuncte hervorzuheben verstanden. Die Kriegsgeschichte früherer Jahrhunderte würde ungleich belehrender und reichhaltiger für uns sein, wären die Officiere damals im Allgemeinen etwas gebildeter gewesen. An Kriegsgeschicklichkeit fehlte es ihnen im 16. und 17. Jahrhunderte nicht, aber die Mehrzahl verstand kaum ihren Namen zu schreiben. — Bei Belagerungen werden in der Regel besondere Tagebücher geführt, und die einzelnen Unternehmungen nebst deren Erfolg mit möglichster Genauigkeit angegeben. Das ist auch bei allen Operationen von mehrtägiger Dauer der Fall. — Auch über die Resultate einer Recognoscirung werden sorgfältige Berichte abgefaßt (s. Recognoscirungsrapporte). Aus dergleichen einzelnen Berichten werden durch die Generalstabsofficiere die Relationen über ganze Feldzüge gefertigt. Pz.

Remblai nennt man beim Baue von Befestigungen alles das, was von Erde über den Bauhorizont aufgeschüttet wird. Es muß allen Ausschachtungen unter dem Bauhorizonte, wie Gräben ꝛc., dem sogenannten Deblai gleich sein (s. Graben). P.

Remonte. Pferde, welche der Cavalerie, Artillerie und dem Fuhrwesen bei der Errichtung sowohl, als auch als Ersatz des Abgangs oder zur Vermehrung des Bestandes zugetheilt werden, heißen Remontepferde; die ganze Anzahl derselben für eine einzelne Abtheilung, oder auch für alle diese Truppen, heißt Remonte. Diese Pferde sind in der Regel noch jung, 4 und 5jährig, und roh, d. h. es ist noch nichts zu ihrer Ausbildung gethan, so daß gewöhnlich mit dem Ausdrucke „Remonte" der Begriff junger und roher Pferde verbunden wird. Die aus solchen Pferden bestehende Remonte ist für die Truppen die zweckmäßigste, wenn Zeit genug vorhanden ist, um sie vollkommen zu Kräften kommen zu lassen, ehe sie wirklich zum Dienste gebraucht werden, weil ihre Ausbildung bei den Truppen selbst dem am angemessensten, was von ihnen verlangt wird, betrieben und dadurch vollständig hergestellt werden kann. Sind die Pferde in diesem Alter auch häufig schon gebraucht worden, so kann Schonung viel wieder gut machen; durch zweckmäßige Bearbeitung werden ihre Kräfte gestärkt, ihre Dienstleistungen werden ihnen erleichtert, und durch Beides eine längere Dienstdauer bewirkt, so wie durch frühere fehlerhafte Behandlung angenommene Untugenden noch leichter als in einem späteren Alter auszurotten sind. — Früher remontirten sehr viele Staaten im Auslande, und es geschah durch Lieferanten, die die Pferde nach Contracten, in denen Anzahl, Alter, Maß und Preis der Pferde, so wie deren Eigenschaften, die Gegenden, aus denen sie sein mußten, die Gewährleistung für gewisse Fehler, und zuweilen auch die Farben bestimmt waren, an die Truppen übergaben. Gegenwärtig ist man jedoch fast allgemein zu der Ueberzeugung gekommen, daß die inländ-

re Truppengattung zu wünschen übrig lassen, wird die Remontirung
Lande nur vorübergehende Nachtheile haben, wenn diese Maßregel kräf-
nd zweckmäßig durch Gestüte unterstützt, und durch diese die Inzucht
eine entsprechende Stufe gebracht wird, da von auswärts nicht mehr
üchtige Remonte als früher bezogen werden kann. Die wilden Gestüte,
e früher eine vorzügliche Remonte für die leichte Cavalerie lieferten,
t sich bedeutend verschlechtert und in andern Gegenden werden nicht
die brauchbaren Soldatenpferde in so großer Anzahl als ehemals ge-
. Ohne Gestüte wird aber die Pferdezucht in einem Lande, wo sie
schon besteht, immer dem Zufalle überlassen bleiben, und höchstens Ar-
, nie Soldatenpferde hervorbringen. Oestreich, Rußland, Preußen und
nover remontiren daher in jeder Hinsicht vortheilhaft in den eignen
inzen; Baiern und Würtemberg ziehen ihre Remonten ebenfalls aus
eignen Lande, und suchen ihre Pferdezucht durch Gestüte auf einen Punct
ringen, der gute Remonte liefert. Mehrere kleinere Staaten Deutsch-
producirten schon früher genug Pferde für den eignen Bedarf, und
lenburg so viele, daß es eine bedeutende Anzahl nach Sachsen, welches
Remonte bis auf einen geringen Theil ganz von da bezieht, Frank-
und Italien ausführen kann. — Der Remontirung stehen jetzt
überall besondere Remontecommissionen oder Remontirungsdepartements
die die Aufbringung und Vertheilung der Remonte besorgen. Die
ringung geschieht am gewöhnlichsten auf angesetzten Remontemärkten
Kauf von Pferden, die einzeln oder in Gestüten von Privatleuten
en wurden; zuweilen werden wohl auch Pferde aus den landesherrli-
Gestüten abgegeben, oder auch in größerer Zahl durch besondere Mili-
stüte gezogen. In Preußen, Baiern und Frankreich sind mit den Re-
ecommissionen Militairfohlenhöfe und Remontedepots verbunden, in de-
junge Pferde bis zur Volljahrigkeit, dem 5. Jahre, aufgestellt werden,
rch man nächst einem wohlfeileren Einkaufspreise den Vortheil erhält,
Dressirung der Thiere ihrer Bestimmung gemäß einrichten zu können.

gleich gestellt. In Dänemark geschieht dieses auf eine ähnliche Art, nur daß hier in den Regimentern die Remonte für die Stammpferde durch die Remontecommission aufgekauft, die übrige zur Exercirzeit durch gewisse dazu verpflichtete Landeigenthümer gestellt wird. — England, Spanien und Portugal beziehen ihre Remonte aus den eignen Ländern, die italienischen Staaten theils aus Italien selbst, theils aus dem nördlichen Deutschland. — Als eigenthümliche Einrichtung bei der Remontirung muß hier noch des Handeinkaufs gedacht werden, der einigen östreichischen Regimentern zugestanden ist, die in Gegenden stationirt sind, welche einen brauchbaren und guten Pferdeschlag haben, und vermöge dessen ein Theil der Remonte vom Regimente selbst eingekauft wird. Mit größerer Einschränkung findet dieses auch zuweilen bei der preußischen Cavalerie Statt.

Bei Auswahl der Remontepferde muß natürlich die Truppengattung, für die sie bestimmt sind, berücksichtigt werden. Das Cavalleriepferd bedarf der wesentlichsten Eigenschaften jedes Reitpferdes: Leichtigkeit der Vorhand und ein kräftiges Hintertheil; eben so sind Ausdauer und Festigkeit des Baues unentbehrlich. Der Dienst der schweren Cavalerie verlangt große und starke Pferde; je mehr Leichtigkeit sie dabei besitzen, um so vorzüglicher sind dieselben. Dem Bedürfnisse der leichten Cavalerie sind kleinere und gewandtere Pferde mehr entsprechend, weil sie Fatiguen leichter ertragen, und bei geringem Futter länger aushalten als größere Pferde. Die Reitpferde der Artillerie, besonders der reitenden, müssen die Eigenschaften der der leichten Cavalerie haben; sie können aber noch kleiner sein, da auf ihnen die Führung der blanken Waffe nicht beabsichtigt wird, und eine geringere Höhe das Auf- und Absitzen begünstigt. Den Zugpferden ist die Leichtigkeit der Vorhand nicht nur entbehrlicher, sondern eine gewisse Schwere derselben sogar nöthig; doch muß die Bespannung der Batterien immer noch genug Leichtigkeit haben, um auch die raschesten Bewegungen ausführen zu können. Bei den übrigen Bespannungen kommt es hauptsächlich auf Kraft und Ausdauer in langsameren Bewegungen an, so daß bei ihnen Leichtigkeit nicht mehr in Anschlag zu bringen ist. Soll ein Remontepferd daher Diensttüchtigkeit versprechen, so muß es einen soliden und kräftigen Knochenbau haben, seine Verhältnisse im Ganzen und in allen einzelnen Theilen müssen dem Dienste, für welches es bestimmt wird, angemessen sein. Die kürzlich für jede Truppengattung berührten Eigenschaften müssen sich daher in Form und Wesen eines Remontepferdes aussprechen; mit ihnen wird aber immer die beste Garantie für seine Brauchbarkeit die Abstammung von einer Race, in denen diese erblich sind, und eine zweckmäßige Erziehung gewähren. — Das gewöhnlichste Alter, in welchem Remontepferde den Truppen zugetheilt werden, ist 4 und 5 Jahre; mit 4 Jahren kann ein Pferd, wenn es sonst gesund ist, mit Eintheilung angeritten werden, ohne ihm zu schaden; mit 5 Jahren ist es in der Regel nicht nur kräftig genug, die Ausarbeitung zu ertragen, sondern auch zu dieser am geeignetsten. — Mit der Einstellung bei einer Truppe beginnt die Ausbildung der Remontepferde, die zum Zwecke hat, sie vollständig in Gehorsam zu bringen, zu allen Dienstleistungen geschickt, und so fromm und dreist zu machen, daß sie unter allen Verhältnissen den Gehorsam willig leisten. Sie fängt damit an, dem Pferde Vertrauen zu den Menschen zu geben, und es zunächst an Alles zu gewöhnen, was es im Stalle und als Reit- oder Zugpferd um und auf sich zu leiden hat. Pferde, welche aus wilden oder halbwilden Gestüten entnommen wurden, haben bis dahin selten und nur wenige Menschen gesehen; ihre natürliche Scheu vor diesen ist vermehrt, und oft bis zur Tücke gestei-

eginnt bei der Cavalerie ſeine Ausbildung zum Reitpferde durch das
eiten (ſ. d.), wobei von jeher und mit Recht das Auf- und Abſitzen
:nſtand einer ſorgfältigen Unterweiſung war. Noch nicht kräftige Pferde
en vorher an der Longe bearbeitet, um ſie gehorſam zu machen, und
Kräfte zu ſtärken, ohne ihnen durch die Laſt des Reiters zu ſchaden.
das Pferd beſtiegen, ſo beſteht der erſte Unterricht, den es vom Reiter
t, in Bekanntmachung mit den Hilfen, indem er es natürlich anfangs
ohne Zwang in dem natürlichen Schritt und Trabe herumreitet, und
Wendungen ſehr abrundet. Werden hierbei Kräfte und Alter des Pfer-
gehörig berückſichtigt, und wird kein Fleiß geſpart, dem Pferde erſt Alles
begreiflich zu machen, ehe es mit Strenge von ihm gefordert wird,
ird es den Reiter bald verſtehen und gehorchen lernen, ſeine Kräfte wer-
geſtärkt, und die eigentliche Ausarbeitung, durch welche die Gänge ge-
t, die Schultern entbunden, das Pferd aufgerichtet, alle ſeine Theile
meidig und biegſam gemacht werden, die Laſt dem Hintertheile zu und
s untergeſchoben wird, kann allmälig beginnen. Die Bearbeitung des
des bis hieher geſchieht auf der Trenſe, und wird auf dieſer ſo lange
eſetzt, bis es Alles machen kann, was es als Reitpferd zu leiſten hat;
ird dabei gewöhnt, geſchloſſen zwiſchen andern Pferden, gegen dieſe,
hen ihnen durch und von ihnen abzugehen. Iſt die Abrichtung und
arbeitung bis dahin gediehen, ſo wird das Pferd gezäumt, es muß den
iner Hand geführten Zügeln gehorchen lernen, alles auf Trenſe mit ihm
bte wird wiederholt, um ihm vollkommene Sicherheit darin beizubringen;
ird endlich im Laufen und Springen unterwieſen. Im Laufe dieſes
richts wird der in der Stall- und Handfrömmigkeit, wohin auch die
Beſchlagen gehört, fortgeſetzt, das Pferd wird mit dem Schießen,
meln u. ſ. w. bekannt gemacht; bis es alle Scheu davor verliert,
ie Waffen und deren Handhabung auf und um ſich ruhig erträgt;
m Worte, das Reitpferd wird zum Soldatenpferde ausgebildet. —
bildung und Ausarbeitung der Reitpferde bei der Artillerie geſchieht

gleich gestellt. In Dänemark geschieht dieses auf eine ähnliche Art, nur daß hier in den Regimentern die Remonte für die Stammpferde durch die Remontecommission aufgekauft, die übrige zur Exercirzeit durch gewisse dazu verpflichtete Landeigenthümer gestellt wird. — England, Spanien und Portugal beziehen ihre Remonte aus den eignen Ländern, die italienischen Staaten theils aus Italien selbst, theils aus dem nördlichen Deutschland. — Als eigenthümliche Einrichtung bei der Remontirung muß hier noch des Handeinkaufs gedacht werden, der einigen östreichischen Regimentern zugestanden ist, die in Gegenden stationirt sind, welche einen brauchbaren und guten Pferdeschlag haben, und vermöge dessen ein Theil der Remonte vom Regimente selbst eingekauft wird. Mit größerer Einschränkung findet dieses auch zuweilen bei der preußischen Cavalerie Statt.

Bei Auswahl der Remontepferde muß natürlich die Truppengattung, für die sie bestimmt sind, berücksichtigt werden. Das Cavaleriepferd bedarf der wesentlichsten Eigenschaften jedes Reitpferdes: Leichtigkeit der Vorhand und ein kräftiges Hintertheil; eben so sind Ausdauer und Festigkeit des Baues unentbehrlich. Der Dienst der schweren Cavalerie verlangt große und starke Pferde; je mehr Leichtigkeit sie dabei besitzen, um so vorzüglicher sind dieselben. Dem Bedürfnisse der leichten Cavalerie sind kleinere und gewandtere Pferde mehr entsprechend, weil sie Fatiguen leichter ertragen, und bei geringem Futter länger aushalten als größere Pferde. Die Reitpferde der Artillerie, besonders der reitenden, müssen die Eigenschaften der der leichten Cavalerie haben; sie können aber noch kleiner sein, da auf ihnen die Führung der blanken Waffe nicht beabsichtigt wird, und eine geringere Höhe das Auf- und Absitzen begünstigt. Den Zugpferden ist die Leichtigkeit der Vorhand nicht nur entbehrlicher, sondern eine gewisse Schwere derselben sogar nöthig; doch muß die Bespannung der Batterien immer noch genug Leichtigkeit haben, um auch die raschesten Bewegungen ausführen zu können. Bei den übrigen Bespannungen kommt es hauptsächlich auf Kraft und Ausdauer in langsameren Bewegungen an, so daß bei ihnen Leichtigkeit nicht mehr in Anschlag zu bringen ist. Soll ein Remontepferd daher Diensttüchtigkeit versprechen, so muß es einen soliden und kräftigen Knochenbau haben, seine Verhältnisse im Ganzen und in allen einzelnen Theilen müssen dem Dienste, für welches es bestimmt wird, angemessen sein. Die kürzlich für jede Truppengattung berührten Eigenschaften müssen sich daher in Form und Wesen eines Remontepferdes aussprechen; mit ihnen wird aber immer die beste Garantie für seine Brauchbarkeit die Abstammung von einer Race, in denen diese erblich sind, und eine zweckmäßige Erziehung gewähren. — Das gewöhnlichste Alter, in welchem Remontepferde den Truppen zugetheilt werden, ist 4 und 5 Jahre; mit 4 Jahren kann ein Pferd, wenn es sonst gesund ist, mit Eintheilung angeritten werden, ohne ihm zu schaden; mit 5 Jahren ist es in der Regel nicht nur kräftig genug, die Ausarbeitung zu ertragen, sondern auch zu dieser am geeignetsten. — Mit der Einstellung bei einer Truppe beginnt die Ausbildung der Remontepferde, die zum Zwecke hat, sie vollständig in Gehorsam zu bringen, zu allen Dienstleistungen geschickt, und so fromm und dreist zu machen, daß sie unter allen Verhältnissen den Gehorsam willig leisten. Sie fängt damit an, dem Pferde Vertrauen zu den Menschen zu geben, und es zunächst an Alles zu gewöhnen, was es im Stalle und als Reit- oder Zugpferd um und auf sich zu leiden hat. Pferde, welche aus wilden oder halbwilden Gestüten entnommen wurden, haben bis dahin selten und nur wenige Menschen gesehen; ihre natürliche Scheu vor diesen ist vermehrt, und oft bis zur Tücke gestei-

gert worden, weil bei allen Gelegenheiten, wo ſie in nähere Berührung mit Menſchen kamen, wie z. B. beim Einfangen, ſie einen harten und ſchmerzenden Zwang zu dulden hatten. Wenn daher einzeln oder in gewöhnlichen Geſtüten gezogene Pferde alle ſchon mehr oder weniger an den Umgang mit Menſchen gewöhnt ſind, viele unter ihnen ſchon Trenſe, Sattel und Reiter kennen, ſo iſt den ſogenannten Wildfängen Alles fremd, und ſie haben ſchon große Fortſchritte in der Frömmigkeit gemacht, wenn ſie den Wärter ruhig um ſich leiden, Vertrauen zu ihm zeigen, und ſeine Behandlung und das Satteln geduldig ertragen. Ihre Behandlung bedarf daher einer beſondern Sorgfalt und eines ſyſtematiſchen Fleißes. — Iſt das Pferd ſo weit thätig, ſo beginnt bei der Cavalerie ſeine Ausbildung zum Reitpferde durch das Anreiten (ſ. d.), wobei von jeher und mit Recht das Auf- und Abſitzen Gegenſtand einer ſorgfältigen Unterweiſung war. Noch nicht kräftige Pferde werden vorher an der Longe bearbeitet, um ſie gehorſam zu machen, und ihre Kräfte zu ſtärken, ohne ihnen durch die Laſt des Reiters zu ſchaden. Iſt das Pferd beſtiegen, ſo beſteht der erſte Unterricht, den es vom Reiter erhält, in Bekanntmachung mit den Hilfen, indem er es natürlich antreten läßt, ohne Zwang in dem natürlichen Schritt und Trabe herumreitet, und die Wendungen ſehr abrundet. Werden hierbei Kräfte und Alter des Pferdes gehörig berückſichtigt, und wird kein Fleiß geſpart, dem Pferde erſt Alles recht begreiflich zu machen, ehe es mit Strenge von ihm gefordert wird, ſo wird es den Reiter bald verſtehen und gehorchen lernen, ſeine Kräfte werden geſtärkt, und die eigentliche Ausarbeitung, durch welche die Gänge geregelt, die Schultern entbunden, das Pferd aufgerichtet, alle ſeine Theile geſchmeidig und biegſam gemacht werden, die Laſt dem Hintertheile zu und dieſes untergeſchoben wird, kann allmälig beginnen. Die Bearbeitung des Pferdes bis hieher geſchieht auf der Trenſe, und wird auf dieſer ſo lange fortgeſetzt, bis es Alles machen kann, was es als Reitpferd zu leiſten hat; es wird dabei gewöhnt, geſchloſſen zwiſchen andern Pferden, gegen dieſe, zwiſchen ihnen durch und von ihnen abzugehen. Iſt die Abrichtung und Ausarbeitung bis dahin gediehen, ſo wird das Pferd gezäumt, es muß den in einer Hand geführten Zügeln gehorchen lernen, alles auf Trenſe mit ihm Geübte wird wiederholt, um ihm vollkommene Sicherheit darin beizubringen; es wird endlich im Laufen und Springen unterwieſen. Im Laufe dieſes Unterrichts wird der in der Stall- und Handfrömmigkeit, wohin auch die beim Beſchlagen gehört, fortgeſetzt, das Pferd wird mit dem Schießen, Trommeln u. ſ. w. bekannt gemacht; bis es alle Scheu davor verliert, und die Waffen und deren Handhabung auf und um ſich ruhig erträgt; mit einem Worte, das Reitpferd wird zum Soldatenpferde ausgebildet. — Die Abrichtung und Ausarbeitung der Reitpferde bei der Artillerie geſchieht ganz in der Art wie bei der Cavalerie, verlangt aber ganz beſonders die vollkommenſte Thätigkeit beim Kanonenfeuer und beim Auf- und Abſitzen. — In dem Grade wie den Beſpannungen die Eigenſchaften der Cavalerypferde nöthig ſind, muß auch die für dieſen Dienſt beſtimmte Remonte eine Ausbildung als Reitpferde erhalten, der alsdann die Abrichtung zum Zuge folgt, welche bei den für den ſchwereren Zug beſtimmten Pferden allein ausreicht.

So lange die Abrichtungs- und Ausarbeitungsperiode dauert, behält das Pferd gewöhnlich den Namen Remontepferd bei, und verliert dieſen erſt mit ſeinem Gebrauche zum Dienſte. Die Dauer dieſer Periode läßt ſich nicht genau beſtimmen, da ſie ſich zu ſehr nach den jeder Truppe eignen Verhältniſſen und einer frühern oder ſpäteren Kräftigkeit jedes einzelnen Pferdes richtet. Aber ſelbſt die

günſtigſten Verhältniſſe bei Kraft und Alter angenommen, die geſunde und volljährige Pferde bieten, wird die Dauer dieſer Periode, zum wenigſten für die Reitpferde, unter einem Jahre nicht angeſchlagen werden können, da, wie bei dieſen die Erfahrung vielfach gelehrt hat, eine auf kürzere Zeit berechnete Ausarbeitung nicht nur nicht das leiſtet, was ſie ſoll, weil ſie immer unvollſtändig bleibt, und ſehr oft wieder aufgenommen werden muß, ſondern auch höchſt nachtheilig auf die Geſundheit und den Bau des Pferdes wirkt. Der größte Theil der heutigen Remonten iſt ſchon eines gewiſſen Grades der Veredlung theilhaft, und daher ſelten vor dem 6. Jahre hinlänglich formirt, um zum Dienſte gebraucht zu werden. Nächſtdem trägt die ganz veränderte Lebensart, welcher ſich die Remonte bei den Regimentern unterwerfen muß, nicht wenig dazu bei, ſie anfänglich in Zuſtand und Kräften zurückzuſetzen; ein neues Hinderniß einer ſchnellen Ausarbeitung. Ein nach der frühern Lebensart der Pferde eingerichteter Uebergang iſt das Mittel, um dieſe Veränderung am wenigſten nachtheilig für die Pferde zu machen. Pferde aus wilden Geſtüten bedürfen hier einer beſonderen Berückſichtigung, da dieſen ſelbſt die Stallluft etwas ganz Ungewohntes iſt. — Die Stellung der Remonte durch den Staat oder den Kriegsherrn, trat erſt gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts regelmäßig ein; bis zu dieſem Zeitraume war ſowohl bei den nationalen, als bei den geworbenen Cavalerien das Pferd Eigenthum des Cavaleriſten. Es ſind jedoch auch aus frühern Zeiten einzelne Beiſpiele bekannt, wo der Cavalerie Remonte zugetheilt wurden. So bezog Salomo Pferde für die ſeinige aus Aegypten; Hannibal ſtellte in Italien 4000 Stück roher Apuliſcher Pferde bei ſeiner Cavalerie ein. Die Verhältniſſe machen es nicht unwahrſcheinlich, daß die Römer ſchon unter Julius Cäſar einen Theil ihrer geworbenen Cavalerie Remonte gaben. In der Regel war aber bei der Beſoldung jedes Cavaleriſten Anſchaffung und Unterhaltung des Pferdes mit berückſichtigt. Während des niederländiſchen Befreiungskrieges beſtanden in den ſpaniſchen Cavaleriecompagnien Kaſſen zu Erſatz von Pferden, die ohne Verſchulden des Cavaleriſten dienſtuntüchtig geworden waren; dieſe Kaſſen wurden durch Soldabzüge errichtet und unterhalten. Dieſe Einrichtung ſcheint auf die Niederländer übergegangen zu ſein; denn noch in den Recueil des ordonnances militaires de S. M. Britannique von 1687 für die Truppen der Generalſtaaten findet ſich eine ähnliche Beſtimmung, ſo wie auch aus ihnen hervorgeht, daß Soldabzüge für die Remonte gemacht wurden. — Bei den Schweden ſcheint ſchon vor Anfange des 30jährigen Krieges für die ſchwere Cavalerie remontirt worden zu ſein, da die finniſchen und ſchwediſchen Pferde für dieſe zu klein waren, weßhalb Pferde aus dem nördlichen Deutſchland bezogen wurden. — Mit Eintritte der regelmäßigern Remontirung geſchah dieſe jedoch immer noch regimenterweiſe und überall mit inländiſchen Pferden. Sachſen gab zuerſt ſeiner leichten Cavalerie polniſche Pferde; ihre vorzügliche Brauchbarkeit verſchaffte dieſem Beiſpiele bald Nachfolger; man beſchränkte ſich aber nicht mehr auf polniſche Pferde allein, ſondern bezog auch Remonte vom Don, aus den kalmückiſchen Steppen, Beſſarabien, der Moldau und der Wallachei. — In Oeſtreich machte man im Jahre 1770 einen Verſuch, die Remonte bei der Cavalerie ſelbſt zu ziehen, indem man jedem deutſch berittenen Cavalerieregimente einen Beſchäler gab, der 30 bis 40 ausgeſuchte Stuten zu decken hatte. Die Fohlen wurden nach Enyed in Ungarn gebracht. Einreißende Krankheiten, die Wollſtein einer fehlerhaften Anlage des Plans Schuld gibt, ließen jedoch das Inſtitut nicht lange beſtehen. — Die Remonte für die leichte Cavalerie wurde ganz oder auch nur zum

Theil von Oeſtreich, Preußen, Sachſen und Baiern noch bis nach dem letzten Frieden mit Frankreich aus den bereits genannten Gegenden, beſonders aber aus Beſſarabien und der Moldau bezogen. Die ſchon gedachte Verſchlechterung der dortigen Geſtüte bewirkte aber, daß man nach und nach gänzlich von dieſer Remonte zurückkam.

Pl.

Remüs, Dorf im Engadin, zwiſchen Martinsbrück und Zernetz, am linken Ufer des Inn gelegen.

Gefecht am 30. April 1799. F.M.L. Bellegarde war nach dem letzten Gefechte bei Taufers (ſ. d.) wieder einige Zeit unthätig geblieben, wurde aber nach Suwarow's Ankunft in Italien aufgefordert, die im Engadin und Veltlin ſtehenden franzöſiſchen Diviſionen nun endlich einmal zurückzutreiben, und die Verbindung der beiden ſiegreichen Hauptarmeen auf der kürzeſten Linie herzuſtellen. General Lecourbe ſtand noch mit ungefähr 6000 Mann in einer verſchanzten Stellung hinter Remüs, den Ramoſchbach, die Dörfer Manos und Remüs vor der Front, mit dem rechten Flügel an den Inn, mit dem linken an die ſteile Thalwand geſtützt. Die Front war kurz und ſtark; mehrere rückwärts aufgeſtellte Reſerven und verſchanzte Poſten ſicherten gegen Umgehung. Gegen dieſen General richtete Bellegarde ſeinen Angriff zuerſt, wozu 17 Bataillone (mindeſtens 12000 Mann) mit einigen Gebirgskanonen verwendet wurden. Davon rückten 9 Bat. über Martinsbrück im Innthale vor (6 Bat. auf der Straße, 2 Bat. auf dem rechten Ufer, 1 Bat. auf dem Abhange des linken Thalrandes); 7 Bat. unter General Haddik kamen von Taufers her aus dem Münſterthale, und ſtiegen in drei Colonnen über die rechte Thalwand in das Engadin; 1 Bat. marſchirte über den Fimpenberg in die linke Flanke der Franzoſen. Die Mannſchaft der im Gebirge agirenden Bataillone war zum Theil mit Steigeiſen verſehen, um ſicher über die Eisflachen zu gehen. — Bellegarde befehligte die im Innthale vorrückenden Truppen ſelbſt, bemächtigte ſich nach langem Kampfe der vorliegenden Ravins und des Dorfes Remus, konnte aber die Verſchanzungen nicht erſtürmen. Das über den Fimpenberg kletternde Bataillon war zu ſchwach, um die linke Flanke der franzöſiſchen Stellung ſehr zu gefährden. — General Haddik hatte mit großen Hinderniſſen zu kämpfen, und konnte bei dem Angriffe gegen die Hauptſtellung nicht mitwirken. Dagegen griff er mehrere rückwarts gelegene Poſten im Thale an, fand aber überall kräftigen Widerſtand; eine ſeiner Seitencolonnen, welche gegen Zernetz ging, wurde von einer franzöſiſchen Abtheilung ſelbſt angegriffen, geſchlagen, und verlor 500 Gefangene, unter denen ſich der als geiſtreicher Schriftſteller bekannte Oberſtlieutenant Prinz de Ligne befand. — Deſſenungeachtet trat Lecourbe um Mitternacht den Rückzug gegen Zernetz an, ohne beunruhigt zu werden. Bellegarde erneuerte den Angriff erſt am 2. Mai, und drängte ſeinen Gegner unter täglichen Gefechten über den Albula in das hintere Rheinthal zurück, blieb jedoch — da Lecourbe's Rückzug mehr ein freiwilliger war — mit der Hauptmacht bei Zernetz ſtehen. Lecourbe machte den 4. Mai bei Lenz Halt, und bedrohte alſo noch die Straßen nach Chur und Reichenau. — Die ſchwache Diviſion Deſſoles, jetzt vom General Loiſon befehligt, hatte ſich ſchon früher in das Thal der obern Adda zurückgezogen. (Literatur wie bei Luzienſteig.)

Pz.

Rench, kleiner Fluß im Großherzogthume Baden; er entſpringt auf dem Schwarzwaldgebirge unweit des Engpaſſes, der Kniebis, fließt durch das Renchthal bei Oppenau und Obernkirch vorbei, durchſchneidet bei dem

Dorfe Renchen die Bergstraße, bei Membrechtshofen die Rheinstraße, und fällt dann in den Rhein.

Gefechte am 28. Juni 1796. Der Obergeneral Moreau hatte am 24. Juni bei Kehl (s. d.) ohne große Schwierigkeiten den Rhein überschritten, durch eine Reihe von kleinen Gefechten die ihm gegenüberstehenden östreich. Corps zurückgedrängt, und stand nun im Begriffe entweder durch das Kinzigthal gegen den obern Neckar, oder im Rheinthale gegen Rastadt vorzurücken. Die Fortsetzung seiner Operation hing vorläufig von dem Umstande ab, ob der F.Z.M. Latour die Entfernung der bisher vor Mannheim gestandenen französischen Corps zu einem Einfalle in das Elsaß benutzen werde, der bei dem schwachen Vertheidigungszustande von Landau und Straßburg gefährlich werden konnte, oder ob er alle Truppen auf das rechte Rheinufer zurückziehen, und sich der französischen Armee direct entgegenstellen werde. Latour that das Letztere, was den Franzosen nur erwünscht sein konnte; doch begnügte er sich mit 6 Bat. 22 Schw. bis Rastadt zu marschiren, wo er den 26. ankam, und hier stehen blieb, unbekümmert um das Schicksal der unter den F.M.Lts Fürstenberg und Sztarray an der Rench stehenden 8800 Oestreicher, die entweder verstärkt oder zurückgezogen werden mußten. — Diese Truppen hatten folgende Stellung genommen: 4 Bat. 8 Schwadr. zwischen Membrechtshofen und Waghurst, 10 Schwadr. in der Ebene bei Renchen, 3 Bat. 2 Schwadr. von da bis Oberkirch; die ganze Ausdehnung betrug 3 Meilen. Die Idee, den anrückenden Franzosen hier Widerstand leisten zu wollen, war kühn, aber unklug, und mußte das Verderben der Truppen herbeiführen. — Am Morgen des 28. Juni setzte die französische Armee sich in Bewegung. Ein Theil derselben war noch bei Kehl. Die Division Ferino beschäftigte die schwäbischen Kreistruppen und Emigranten im Kinzigthale, die Division St. Suzanne, von der Reservecavalerie unterstützt (zusammen 10,000 M. Inf., 2800 Rtr.), marschirte gegen Renchen und Oberkirch. Der letztere Ort wurde den Oestreichern bald entrissen, und die dahin geschickte französische Halbbrigade versuchte nun in die Ebene vorzudringen, während die übrige Infanterie über Zimmern und Nußbach gegen Renchen vorrückte. Die hier aufgestellte östreichische Cavalerie scheint entweder die Stärke der Franzosen zu gering angeschlagen, oder geglaubt zu haben, daß ein offensives Verfahren besser sei, als die Vertheidigung des Flusses; genug sie ging den Franzosen mit großer Entschlossenheit entgegen, und sprengte einige Bataillone auseinander, versuchte auch die über Zimmern vorrückende Colonne in der linken Flanke anzugreifen. Bevor aber dieser Angriff zur Ausführung kommen konnte, warf sich ihr das 6. und 15. Dragonerregiment, vom 4. und 8. Chasseurregiment unterstützt, entgegen, und drängte die Oestreicher in das Defilé bei Renchen zurück. Die 10. und 84. Halbbrigade folgte ihnen so lebhaft nach, daß auch Renchen schnell verlassen werden mußte. Die Abtheilung unter Sztarray wurde bis zum Einbruch der Dunkelheit verfolgt, und verlor 7 Geschütze, 1200 M. und 600 Pferde, einschließlich der Gefangenen. Der französische Verlust belief sich auf 600 Mann. — Fürstenberg war bei Waghurst und Membrechtshofen nicht angegriffen worden, trat aber in der Nacht ebenfalls den Rückzug gegen Rastadt an, wo Latour sie aufnahm. (S. Kuppenheim.) Pz.

Rendsburg, Stadt und Festung im dänischen Herzogthume Holstein an der Eider mit 8000 Ew., aus drei Theilen bestehend. Die Altstadt und die sogenannte Schleußkuhle, deren Befestigung König Christian V. ansehnlich erweitern ließ, sind durch die Obereider, einen Arm des Flusses, von dem Neuewerk

(Neuſtadt) getrennt. Den Urſprung und den Namen hat die Stadt der alten Feſtung Reinholdsburg zu danken, die der Graf von Holſtein Adolph III. im Jahre 1200 erbaut und Gerhard der Große 1320 wieder hergeſtellt hat. Während des dreißigjährigen Krieges wurde R. 1627 von den Kaiſerlichen, 1643 von den Schweden genommen, nach deren Abzuge aber wieder von den Dänen beſetzt.

Belagerung 1645.

Obſchon Friedensunterhandlungen zwiſchen den Kronen Schweden und Dänemark bereits 1645 im Gange waren, ſo hatten dieſe doch keinen Einfluß auf die militairiſchen Begebenheiten, und der in die zu Deutſchland gezählten Beſitzungen Dänemarks eingefallene ſchwediſche Oberſt Wrangel *) drang von Holſtein vor, bis die Belagerung von R. im Bereiche ſeiner Operation lag. Die Stadt war, den gleichzeitigen Plänen derſelben nach, nicht beſonders befeſtigt; doch trugen der Fluß und die Moräſte in ihrer nächſten Umgebung viel zu der Haltbarkeit bei. Die Beſatzung, etwa 1000 M. ſtark, wurde von erfahrenen Officieren befehligt; Geſchütz war genug vorhanden, und Alles ließ eine lange Vertheidigung erwarten. Die Streitkräfte Wrangel's betrugen 3500 M.; an ſchwerem Geſchütze führte er eine Dreiviertelkarthaune, 4 halbe Karthaunen, 3 zwölf & Kanonen und 1 großen Mörſer bei ſich; im Mai ſtießen noch 2000 Musketiere zu ihm. Denſelben Monat vereitelte Wrangel einen vom däniſchen Oberſten Buchwald verſuchten Entſatz. — Die Schweden begannen Laufgräben zu bauen, ruinirten auch eine große Batterie der Belagerten, doch wurden drei am Oſtertage von ihnen unternommene Stürme abgeſchlagen, nach deren letztem die Garniſon ausfiel, 50 Gefangene machte, und ein Geſchütz eroberte. Jetzt begannen die Schweden 3 Minen zu bauen, was aber auch zu keinem Reſultate führte, und die Beſatzung eroberte bei einem Ausfalle 4 kleine Geſchütze, machte drei der größten unbrauchbar und ſchlug einen neuen Sturm ab. Selbſt eine Breſche, die das Geſchütz der Belagerer endlich gelegt hatte, beugte den Muth der Dänen nicht, die ſich hinter derſelben verbauten. Empfindlicher wurde ihnen der Mangel an Proviant; dagegen ſtieg die Eider zu einer ſolchen Höhe, daß die Stadt auf einige Zeit vor einer Erſtürmung gänzlich gedeckt war. Ende Juni hatten die Dänen von Glückſtadt aus mehrere Bewegungen gemacht, welche auch den Oberſten Wrangel nöthigten, einen Theil der vor R. ſtehenden Truppen einſtweilen wegzunehmen. Dieſen Umſtand benutzte die Beſatzung zu einem Ausfalle, und nahm den Schweden eine große Maſſe Lebensmittel ab. Ein neuer Sturm auf R. erzielte keine Reſultate und koſtete 400 M. Hierauf ließ Wrangel Holz und Erde zuſammenbringen, um damit die Gräben auszufüllen, und einen neuen Angriff zu verſuchen. Da inzwiſchen ſeine Streitkräfte bis auf 400 M. Infanterie und 2000 Reiter zuſammengeſchmolzen waren, ſo fand er für gerathen, die Belagerung gänzlich aufzuheben, und mit ſeinen Truppen nach der Grafſchaft Pinnaberg zurückzugehen. (Vergl. Theatrum europaeum, V. Theil.)

F. W.

Replipoſten, ſiehe Unterſtützungspoſten.

Repliſtellungen ſind ſolche vorübergehende Aufſtellungen, welche ein im Rückzuge begriffenes Corps, namentlich deſſen Arrièregarde, an geeigneten Bodenabſchnitten nimmt, um einige Stunden in ſchlagfertiger Ordnung zu ruhen, die entſendeten Abtheilungen zu erwarten, und zu verhindern, daß der

*) Nicht mit dem ſpäteren Feldmarſchalle gleiches Namens zu verwechſeln.

Feind zu lebhaft nachdringt. Sie haben fast alle Eigenschaften mit den Defensivstellungen gemein.

Pz.

Requisitionssystem. Man versteht darunter die unentgeltliche und meist gewaltsame Herbeischaffung aller zum Kriegführen erforderlichen Gegenstände, sowohl im eignen, als im feindlichen Lande. Das Requisitionssystem der Neuern ist französischen Ursprungs, und trat 1793 zuerst in's Leben; folgende Ereignisse gaben dazu die Veranlassung. Am Ende des Feldzugs 1792 waren die Franzosen fast auf allen Puncten Sieger geblieben; die zum großen Theil aus Nationalfreiwilligen bestehenden Armeen schwächten sich aber im Laufe des Winters durch eigenmächtige Rückkehr vieler dieser Freiwilligen in ihre Heimath, während die Armeen der Verbündeten ansehnliche Verstärkungen erhielten. Ungeachtet des daraus allmälig entstehenden Mißverhältnisses der beiderseitigen Streitkräfte, hatte Dumouriez (s. d.) die kühne Idee, Holland erobern zu wollen, welches sich damals in einem fast wehrlosen Zustande befand. Der Versuch schlug gänzlich fehl, und kaum vier Wochen nach Eröffnung des Feldzugs (1793) waren die französischen Armeen über ihre Grenzen im Norden und Osten zurückgedrängt. Dieser schnelle Wechsel des Kriegsglücks und Dumouriez's Abfall, entmuthigte die Franzosen dergestalt, daß eine kräftig fortgesetzte Offensive von Seiten der Verbündeten große Resultate herbeigeführt haben würde; allein in Folge der politischen und militärischen Meinungsverschiedenheit der Cabinette und Feldherren, blieb diese Krisis unbenutzt. Während die Armeen der Verbündeten nur kurze Bewegungen machten, und die Zeit mit Belagerungen verbrachten, kam die französische Regierung zur Besinnung. Zwar hatte der Nationalconvent schon im Februar die Aushebung von 300,000 Mann angeordnet, allein der Erfolg war wegen Geringschätzung der neuen, wenig Vertrauen einflößenden Staatsbehörden nicht befriedigend. Als aber den 31. Mai die Partei der Jacobiner den Sieg errang, und bald darauf Robespierre an die Spitze der Regierung trat, kam größere Einheit der Ansichten und eine blutige Energie zum Vorscheine. Den großen Streitmassen der Verbündeten glaubte man nur durch Aufstellung noch größerer Massen widerstehen zu können. Allein dazu gehörten reichhaltige Geldquellen, und die französischen Finanzen waren bekanntlich in einem miserablen Zustande. Da erließ Robespierre die Decrete vom 23. August und 7. Septbr. 1793, durch welche das Eigenthum der ganzen Nation gewissermaßen zur freien Disposition der Regierung gestellt wurde. Menschen, Pferde, Waffen, Munition, Bekleidungsstücke, Lebensmittel, kurz Alles, was zur Ausrüstung und zum Unterhalte eines großen Heeres erforderlich ist, wurden nunmehr „in Requisition gesetzt." Wo der Enthusiasmus für die neue Ordnung der Dinge oder der Patriotismus fehlte, da half die blutigste Strenge nach; und Tausende von wohlhabenden Bürgern mußten ihr Haupt unter das Henkerbeil legen, weil ihre freiwilligen Opfer an Geld oder Material den Agenten der Regierung nicht hinreichend geschienen hatten, und diese sie deßhalb des Hochverraths an der „souverainen Nation" beschuldigten.

Von diesen mit schonungsloser Härte herbeigeschafften Kampfmitteln wurde auch ein eben so schonungsloser Gebrauch gemacht. Die Generale mußten siegen, oder sie verloren den Kopf. Bei jeder französischen Armee befand sich ein sogenanntes Revolutionstribunal, aus sogenannten Patrioten gebildet, welche nach jeder vereitelten Unternehmung ein blutiges Strafgericht hielten, bei welchem der Angeklagte sich kaum vertheidigen durfte. Absetzung wurde noch als eine besondere Begünstigung angesehen. Zur Charakteristik

. Bei ihnen mußte jeder Verlust an Menschen oder Kriegsmateriale
) kostspielige Werbungen und baare Ankäufe ersetzt werden, während die
gosen Alles requirirten, dessen sie bedurften, und aus dem großen Na-
lbeutel wirthschafteten, während die Regierungen der Verbündeten den
wöhnlichen Aufwand von den gewöhnlichen Einkünften bestreiten mußten.
aus entstand ein Kampf, nicht bloß der Intelligenz und des kriegerischen
hes, sondern auch ein Kampf der pecuniären Kräfte, bei welchem die
zosen unter solchen Umständen im Vortheile waren. Fehlte es ihnen
ast an baarem Gelde, namentlich im vierten und fünften Kriegsjahre,
ußten sie doch auf andere Weise Rath zu schaffen, und es ist That-
, daß die disponiblen Hilfsquellen ihrer Gegner früher, wenn auch
momentan, versiegten, und manchen derselben zum Abtritte vom Kriegs-
platze nöthigten.

In besonderer Rücksicht auf die Verpflegung der Truppen hatte das
isitionssystem der Franzosen, ungeachtet seiner Mängel, entschiedene Vor-
vor der Magazinverpflegung ihrer Gegner. Bei diesen trug der Soldat
3 Tage Brod im Sacke, für 6 Tage wurde es auf Brodwagen den
pen nachgefahren; diese Wagen waren am sechsten Tage geleert, und
n dann in die rückwärts angelegten Bäckereien zurück. Da sie aber
9. Tage nach dem Abmarsche der Truppen vom Bäckereipuncte
wieder bei den Regimentern eintreffen mußten, so kamen ihnen
hnlich die mit frischem Brode beladenen Wagen entgegen. Dessen-
achtet durfte sich ein Corps nicht gut über neun Märsche vom
azine entfernen, wenn nicht die Brodverpflegung in's Stocken kom-
sollte; denn von den Landesbewohnern gegen Geldvergütung sich ver-
n zu lassen, war damals nicht gebräuchlich, es wurden höchstens Futter-
ufe gemacht. Der Aufwand an Transportmitteln war daher an sich
eine Verminderung der Streitkräfte, während diese großen Wagen-
nen das schnelle Vorrücken der Armeen erschwerten, den Verbindungs-
t eine noch viel größere Wichtigkeit gaben, und ihr oft verspätetes Ein-

Truppen zu unterstützen, und hierdurch den Ausschlag zu geben, oder auch dieselben gegen mögliche Angriffe im Rücken zu schützen, überhaupt aber für unvorhergesehene Fälle kampfbereit zu sein.

Bei der kunstlosen Gestaltung der Gefechte im grauesten Alterthume ist nicht anzunehmen, daß man sich der Reserven jederzeit bedient habe; denn die tiefe Kampfstellung der Griechen (s. Phalanx) war sowohl auf unmittelbare Unterstützung der Vorkämpfer, als auf Deckung des Rückens berechnet, und die Idee einer Wiederherstellung des Gefechts, durch plötzliches Einschreiten frischer, bis dahin verfügbar gehaltener, Truppenabtheilungen ist ganz unbezweifelt römischen Ursprungs, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Griechen schon früher bisweilen Truppen in Reserve stellten. Aber noch in den Schlachten bei Marathon und Platäa kämpften die Griechen ohne zweites Treffen, und bei Leuktra wie bei Mantinea erblickt man auf Seiten der Thebaner nur hinter dem zum Hauptangriffe bestimmten Flügel eine besondere Abtheilung zur Verstärkung dieses Flügels. Philipp von Macedonien scheint der erste europäische Feldherr gewesen zu sein, welchem die Nothwendigkeit eines zweiten Treffens einleuchtete, und sein Sohn Alexander hat in Asien fast nie ohne ein solches gekämpft, wozu ihn aber wohl hauptsächlich die bei der großen Ueberlegenheit seiner Gegner nur zu begründete Besorgniß für seinen Rücken bewogen haben mag. Die erste Bestimmung der Reserven war also wahrscheinlich nur die Deckung des Rückens. — Die Römer gingen bald einen Schritt weiter. Den großen Vortheil einsehend, welchen das unerwartete Vordringen ganz zuverlässiger, unermüdeter Kämpfer, deren Waffen noch scharf und spitzig waren, für die Entscheidung des Gefechts haben mußte, theilten sie ihre gesammten Streiter in vier Classen, und stellten die beste in Reserve (s. Legion). Diese Classe, Triarier genannt, wurde nicht in das Gefecht gezogen, bis man sich überzeugt hatte, daß die Hastarier und Principier, welche das erste und zweite Treffen bildeten, den Gegner nicht zu überwältigen vermöchten. Um das plötzliche Einschreiten der Reserve zu erleichtern, hatte man daher auch jedes Treffen aus halbvollen Linien gebildet, d. h. zwischen jedem Manipel befand sich ein Raum von der Größe seiner Front, und die Manipel der Triarier standen gerade hinter diesen Zwischenräumen. Dieser klug ausgedachte Mechanismus des Gefechts war ein wirksames Mittel zum Siege, so lange man sich fast nur Frontalgefechte lieferte, und die geringe Wirksamkeit der größern Fernwaffen eine weitere Zurückstellung des zweiten Treffens und der Reserve nicht nöthig machte. Er veränderte sich schon nach der Bildung der Cohorten, und verlor sich allmälig mit der Bildung langer und zusammenhängender Schlachtlinien.

Ungeachtet der mannichfachen Veränderungen, welche die Taktik im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts erlitten hat, ist das System der Reserve nie wieder auf so kunstvolle Weise in's Leben getreten. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man hinter das Vordertreffen ein zweites Treffen stellte, und dasselbe auf unmittelbare Unterstützung der nächstvorstehenden Regimenter anwies. Erblickt man auch bisweilen eine Aufstellung in drei Treffen, so hatte der Mangel an Raum in der Regel größern Antheil an dieser Kampfstellung, als eine kluge Berechnung des wahrscheinlichen Nutzens. Selbst Friedrich d. Gr. ist von dieser Einseitigkeit nicht ganz freizusprechen. — Den Franzosen gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit der Reserven zuerst wieder erkannt zu haben, und es steht dieselbe mit ihrem Tirailleursysteme (s. d.) in der engsten Beziehung. Ihre größern Gefechte und Schlachten zerfielen dadurch in drei verschiedene Momente, die

Einleitung, Entwickelung und Entſcheidung des Gefechtes, und dieſer ganz naturgemäße Gang eines mehrſtündigen Kampfes iſt auch der Beſtimmungsgrund für die neuere Ab- und Eintheilung der Kriegerſcharen und deren ſpecielle Verwendung im Gefechte geworden. (S. Gefecht, Schlacht und Schlachtordnung.) Das Charakteriſtiſche der neuern Gefechte iſt alſo die längere Dauer des Widerſtandes, und dieſen Geſichtspunkt muß man feſthalten, wenn man ſich eine klare Vorſtellung von der Wichtigkeit und dem Gebrauche der Reſerven machen will. Dieſe längere Dauer des Gefechts wird theils durch das Tirailleurſyſtem, theils durch die beſſere Terrainbenutzung verurſacht, und gibt den Hauptbeſtimmungsgrund für die Stärke, Zuſammenſetzung, Entfernung und Verwendung der Reſerven ab, obſchon dabei noch manches Andere berückſichtigt werden muß.

Die Stärke und Zuſammenſetzung einer Reſerve richtet ſich vor Allem nach ihrer beſonderen Beſtimmung. Soll ſie z. B. einer größern Truppenabtheilung zur Unterſtützung dienen, ſo dürfte in den meiſten Fällen $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ ihrer Stärke erforderlich ſein; die Reſerve braucht aber nur aus einer (gewöhnlich derſelben) Waffengattung zu beſtehen. Alle Abtheilungen des zweiten Treffens haben gewöhnlich dieſe Beſtimmung, und es iſt ſelten gut oder nothwendig, daſſelbe ſo ſtark wie das erſte Treffen zu machen*). Eine allgemeine Reſerve kann etwas ſchwächer ſein, etwa $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ des Ganzen, muß aber aus allen Waffengattungen beſtehen, und aus den erprobteſten Truppen zuſammengeſetzt ſein. So viel im Allgemeinen; denn um die Grundſätze mit etwas mehr Beſtimmtheit auszuſprechen, muß man ſich auch Abtheilungen von beſtimmter Stärke denken.

Die an ſich kleinſte Reſerve iſt der Reſervezug einer Tirailleurlinie; er hat gewöhnlich mit dieſer gleiche Stärke, und iſt alſo relativ die ſtärkſte Reſerve. Ihre Entfernung von der Tirailleurlinie wird durch die Schußweite beſtimmt, weil man triftige Gründe hat, jede Reſerve bis zum Momente des Vorrückens wo möglich gegen allen Feuerverluſt zu ſchützen. Bietet ſich ihr jedoch ein ſchützender Terraingegenſtand dar, ſo kann es nur vortheilhaft ſein, wenn ſie ganz nahe ſteht, doch wo möglich hinter der Mitte der Tirailleurlinie. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit der Reſerve einer auf Vertheidigung angewieſenen Feldwache (ſ. Unterſtützungspoſten.) Wenn eine Compagnie in's Gefecht geht, wird ſie beim Angriffe wahrſcheinlich nur $\frac{1}{4}$, bei der Vertheidigung aber wohl $\frac{1}{3}$ in Reſerve behalten; eben ſo ein Bataillon. Bei letzterem kommt jedoch in Betracht, ob das Bataillon 4 oder 6 Compagnien habe; im letzteren Falle würde $\frac{1}{3}$ für die meiſten Gefechtsverhältniſſe ausreichen. Wenn es die Umſtände geſtatten, muß die Reſerve ſtets aus ſelbſtſtändigen Truppentheilen beſtehen, und die Zerreißung einzelner Compagnien iſt daher, thunlichſt zu vermeiden. Eine Schwadron ſollte nie in's Gefecht gehen, ohne wenigſtens einen Zug, alſo $\frac{1}{4}$, in Reſerve zu behalten. Mit einem Reiterregimente verhält ſich's wie mit einem Infanteriebataillon. Doch kann ſich die Reiterei im Allgemeinen mit verhältnißmäßig ſchwächeren Reſerven behelfen, weil ihre Gefechte in wenig Minuten entſchieden ſind, und Sieger wie Beſiegter ſelten in geſchloſſener Ordnung bleiben, welchen ſelbſt durch bedeutend ſchwächere, aber geſchloſſene Abtheilungen leicht

*) Um Mißdeutungen zu verhindern, muß hier bemerkt werden, daß man das erſte Treffen nicht mit der Avantgarde, oder mit dem zur Einleitung des Gefechts beſtimmten Truppentheile verwechſeln darf. Es iſt hier der zweite Moment, wo die völlige Entwickelung des Gefechts angenommen.

auseinander geſprengt werden können. Aehnliches ſieht man zuweilen auch bei Bajonetangriffen; und es erklärt ſich dieſe Erſcheinung wohl nur aus dem größeren Selbſtvertrauen des Einzelnen in der dichten Maſſe, aus dem gleichzeitigen Zuſammenwirken Aller, und aus dem Vertrauen in die höhere Einſicht des Befehlshabers, deſſen Einfluß in der geſchloſſenen Ordnung bedeutender iſt. Könnte man vorausſetzen, daß in der aufgelöſten Ordnung jeder Einzelne im Sinne des Befehlshabers handele, ſo ließen ſich, in Folge des größeren Spielraums der Kräfte, auch größere Wirkungen erwarten; aber ſo iſt es nicht, vielmehr zeigt ſich oft eine verderbliche Unentſchloſſenheit, wodurch die Vortheile einer größeren Kraftentwickelung der Einzelnen verloren gehen. — Bei Brigaden und Diviſionen möchte ebenfalls $\frac{1}{3}$ der ganzen Stärke als Reſerve hinreichen; doch hat die Zahl der vorhandenen ſelbſtſtändigen Truppenkörper, wie ſchon geſagt, eine ſehr einflußreiche Stimme dabei, zuweilen aber auch die Ausdehnung des Raumes: findet man nämlich bei einiger Verlängerung der Front natürliche Deckung der Flanken, ſo kann die Reſerve ohne Nachtheile etwas ſchwächer ſein, doch iſt $\frac{1}{4}$ das Minimum.

Ueber die Entfernung der Reſerve von dem zu unterſtützenden Truppentheile iſt es ſchwer, Beſtimmungen zu geben. Bei einzelnen Bataillonen und Reiterregimentern wird ſie häufig durch das Terrain beſtimmt; bietet daſſelbe aber keine Deckung dar, oder wird die Freiheit der Bewegung dadurch nicht beeinträchtigt, ſo läßt ſich wohl annehmen, daß ein Bataillon nicht über 800, ein Reiterregiment nicht über 400 Schritte entfernt ſein darf, wenn es ſich als Reſerve im engern Sinne, d. h. als unmittelbare Unterſtützung, wirkſam zeigen ſoll. Stärkere Reſerven müſſen wenigſtens gegen das feindliche Geſchützfeuer geſichert ſein. Da es aber ſehr vortheilhaft iſt, ſie auch den Blicken des Gegners zu entziehen, ſo ſtellt man ſie — insbeſondere die allgemeinen Reſerven — gern noch etwas weiter zurück. Das rechte Maß läßt ſich aber nur an Ort und Stelle ausmitteln, weil ſich nur dort die muthmaßliche Dauer des Widerſtandes der kämpfenden Truppen mit einiger Sicherheit beurtheilen läßt. Die Reſerve muß jedenfalls nahe genug ſein, errungene Vortheile benutzen, oder erlittene Unfälle ausgleichen zu können. Mit der Stärke der Reſerven ändern ſich aber auch die räumlichen Verhältniſſe in Bezug auf die Waffengattungen. Wir haben geſehen, daß ſchwache Infanteriereſerven näher ſtehen müſſen, als ſchwache Reiterreſerven. Wenn aber z. B. eine Reiterbrigade einer Reiterdiviſion als Reſerve dienen ſoll, wird ſie ſich auch nicht viel über 600 Schritt von ihr entfernen dürfen. Dagegen kann eine Infanteriebrigade als Reſerve im gemiſchten Terrain einen doppelt ſo großen Abſtand haben, und würde ſogar, ſtände ſie nur 600 Schritt von der Maſſe, dieſer weniger nützen, und leicht in die allgemeine Unordnung verwickelt werden. Reſerven aus allen Waffengattungen dürfen noch größere Abſtände nehmen, und zwar kann eine Reſerve von 10,000 Mann Stärke ſchon $\frac{1}{4}$ Meile zurückgeſtellt werden, und ſo nach Verhältniß. Eine Entfernung von 2 Meilen dürfte aber ſelbſt für die allerſtärkſte Reſerve das Maximum ſein, wenn ſie an demſelben Tage noch Theil an der Schlacht nehmen ſoll. Im Allgemeinen wird der angreifende Theil ſeine Reſerve immer etwas näher heranziehen, als der Vertheidiger, und ſie bisweilen dicht hinter dem Haupttreffen haben müſſen, wenn es ihm darum zu thun iſt, einen entſcheidenden Schlag auszuführen.

Ueber die Verwendung der Reſerven läßt ſich faſt noch weniger Beſtimmtes ſagen; doch gibt es einige nicht genug zu beachtende Grundſätze für die Formation und Aufſtellung derſelben. Im vorigen Jahrhunderte ſtanden alle Bataillone und Regimenter, ſie mochten dem erſten, zweiten

stützung zu leisten, denn es kann leicht der Fall eintreten, daß beide Corps gleichzeitige Unterstützung begehren, und in der Voraussetzung, sie zu erhalten, weiter gehen als gut ist. Eine solche Maßregel läßt sich nur entschuldigen, wenn vorher bestimmt wurde, wie viel von dieser Reserve jedem der beiden Corps zu Hilfe kommen soll; dann muß man dieselbe aber als zwei provisorisch vereinte Reserven betrachten. Noch fehlerhafter ist es aber, wenn solche Reserven viele Tagemärsche von der Armee entfernt, oder wohl gar noch nicht marschfertig sind. So hatte z. B. Preußen 1806 eine Reserve von 20,000 Mann in der Mark; eine andere Reserve von 25,000 Mann war in Ostpreußen zurückgeblieben, und sollte erst später auf den Kriegsfuß gesetzt werden. Das Königreich war schon erobert, bevor beide zur Wirksamkeit gelangten. (Vergl. damit Oekonomie der Streitkräfte.) Pz.

Reserveartillerie. Geschützreserve, Dispositionsartillerie. Unter dieser Benennung werden im Gegensatze der Linienbatterien (Divisionsartillerie) alle diejenigen Batterien verstanden, welche nicht unmittelbar taktisch mit den beiden andern Waffengattungen verbunden sind, so daß sich eine Geschützmasse bildet, deren Bestimmung viel Aehnliches von der der Reservecavalerie hat. Die Reserveartillerie ist jedem Armeecorps unentbehrlich, und außerdem befindet sich gewöhnlich bei größern Heeren noch eine Hauptgeschützreserve, welche entweder ganz für sich besteht, oder aus einem Theile der Reservebatterien der vereinigten Armeecorps gebildet wird. — Die sehr verschiedenartige Bestimmung der Reserveartillerie (s. Geschütze, Gebrauch derselben) verursacht, daß sie auch aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist. Stets gehören die schweren Batterien dazu, welche nicht ausreichend beweglich sind, um anhaltend mit den übrigen Truppen auf ungebahntem Terrain zu manövriren, ferner leichte Fuß- und reitende Batterien, um schnell bedrohte Puncte zu unterstützen, oder beim Angriff Geschützmassen zu bilden, und bei einigen Artillerien auch wohl eine Haubitzbatterie für die Fälle, wo Terrain und Gefechtsverhältnisse die Anwendung dieser Geschützart in größerer Menge als nützlich erscheinen lassen. Dieses Letztere hat in der neuern Zeit zu der Frage geführt, ob es, bei den mancherlei Nachtheilen, welche aus der Verbinduug der Kanonen und Haubitzen in den Batterien hervorgehen, nicht von Nutzen sein würde, die Reserveartillerie nur aus ungemischten Kanonen- und Haubitzbatterien zusammenzusetzen, wo man es denn immer noch in der Hand hat, bei Entsendungen, im Falle des Bedarfes, jeder Kanonenbatterie einen Zug Haubitzen beizugeben. — Außerdem hängt die Stärke der Reserveartillerie auch sehr von der Organisation des Heeres im Allgemeinen, von dem Verhältnisse der ganzen Geschützmenge zur Truppenstärke, und der Zahl der hier nöthig erachteten Linienbatterien ab. Doch wird jetzt mehrentheils anerkannt, daß die letztern nicht zu zahlreich sein dürfen, weil deren isolirte Wirkung auf keinem Puncte entscheidende Resultate herbeizuführen vermag. Die hierüber herrschenden Ansichten lassen sich am besten aus den in einigen Armeen bestehenden Einrichtungen ersehen.

In England rechnete man 1815 bei einem Armeecorps auf jede der drei Infanteriedivisionen zwei 9pfünder Fußbatterien, für die Reiterdivision eine reitende Bat., und als Reserve zwei reitende und eine 9pfünder Fußbatterie. In Frankreich erhält ein Armeecorps eine 8pfünder Fußbatterie für die Avantgarde, jede Infanteridivision zwei 8pfündige Fußbatterien, jede Division Linienreiterei eine reitende Batterie, und die Reserve bilden eine 12pfündige und eine reitende Batterie. Außerdem befinden sich bei der Hauptgeschützreserve für jedes Armeecorps zwei 12pfündige, eine reitende und eine Haubitz-

batterie, welche demſelben folgen, ſobald es entſendet wird. — In Oeſtreich befindet ſich bei jeder Brigade eine Batterie, und zwar bei der leichten Infanterie 3pfünder, bei der Linieninfanterie 6pfünder, bei der Reiterei und den aus Reiterei und leichter Infanterie gemiſchten Brigaden Cavalerieartillerie. Die Stärke der Reſerveartillerie des Armeecorps beſtimmt ſich dadurch, daß man hierzu für jede Reiterdiviſion eine Cavaleriebatterie, für jede Infanteriediviſion zwei Fußbatterien rechnet, wovon die eine 12pfünder ſein kann. Außerdem beſteht für größere Heere noch eine beſondere Hauptgeſchützreſerve, welcher auch auf zwei Armeecorps eine 18pfünder Batterie zugetheilt wird. — In Preußen befanden ſich 1815 bei jedem völlig organiſirten Armeecorps 12 Batterien zu 8 Geſchützen, wovon vier 6pfünder Fußbatterien den Infanteriebrigaden, zwei reitende Batterien der Reſervereiterei beigegeben waren, ſo daß die Reſerveartillerie aus drei 12pfündgen, einer 6pfündigen Fußbatterie, einer reitenden und einer Haubitzbatterie beſtand.

H.

Reſervecavalerie. Napoleon hatte ſchon als Conſul den entſcheidenden Antheil erkannt, welchen eine brave und gut geführte Cavalerie am Gewinne der Schlachten hat, und der ſeinigen das Verſprechen gegeben, ſie in Zukunft öfterer zum Siege zu führen. Da es aber zu allen Zeiten an Generalen gefehlt hat, welche Entſchloſſenheit und Ueberblick genug beſaßen, die Cavalerie in Maſſe zu brauchen, ſo wollte er dieſe koſtbare Waffengattung nicht wie bisher bei allen Armeediviſionen vereinzelt wiſſen, ſondern befahl die Formation ſelbſtſtändiger Cavaleriecorps von zwei und mehr Diviſionen. Anfangs wurde jeder Armee nur ein ſolches Corps zugetheilt, ſpäter aber mehrere, und dieſe Cavaleriecorps erhielten die Benennung Reſervecavalerie. Sie wurden bald zu Anfang, bald in der Mitte, bald zu Ende der Schlacht, immer aber zu entſcheidenden Angriffen verwendet, und beſtanden meiſt aus Küraſſieren; doch befand ſich auch leichte Cavalerie dabei. — Im Uebrigen vergleiche man die Artikel Cavalerie und Reſerve.

Pz.

Reſervecorps. Die Benennung iſt ziemlich alt, der Begriff aber neu. Schon im 17. und 18. Jahrhundert findet man, daß die Armeen zuweilen in Avantgarde, Hauptcorps (corps de bataille) und Reſerve (corps de réserve) eingetheilt wurden, was auch ganz ſachgemäß war. Dieſe Eintheilung hatte aber nur Bezug auf den Marſch, denn ſobald man in die Nähe des Feindes kam, nahm die Avantgarde auf dem rechten, und das Reſervecorps auf dem linken Flügel Platz, und ſtellten ſich wie die Mitte in zwei oder drei Treffen auf. Eine eigentliche Reſerve im Sinne der Neuern gab es nicht. Ein Reſervecorps muß aus allen Waffengattungen zuſammengeſetzt ſein, und darf nicht eher in die Schlachtlinie rücken, bis der Moment zur Entſcheidung gekommen iſt. Pz.

Reſerveinfanterie. Das Wort iſt zwar nicht gebräuchlich, wohl aber die Sache. Napoleon's alte Garde war ſtets eine permanente Infanteriereſerve, und wurde dadurch factiſch zur Reſerveinfanterie. Die Oeſtreicher und Ruſſen haben ihre Grenadiere ebenfalls in beſondere Corps formirt, und werden ſie auch immer als Reſerve verwenden. (S. Infanterie.)

Pz.

Reſervepark, ſiehe Park.
Retirade, ſiehe Rückzug.
Retiraden (Befeſtk.), ſiehe Abſchnitte.
Retirirhaken, zwei Haken am Schwanze der Laffete, welche ehedem

dieſelbe Beſtimmung beim Retiriren hatten, wie die Avancirhaken (ſ. d.) beim Vorrücken. H.

Retranchement, ſiehe Abſchnitte.

Retrograde Bewegung. Man bezeichnet damit eine beſondere Art Rückzug (ſ. d.), welche mehr eine Maßregel der Klugheit, als eine nothwendige Folge der eingetretenen Verhältniſſe genannt werden kann. Die Abſicht dabei iſt, den Kampf nur zu verzögern, nicht zu vermeiden. Auch wird die rückgängige Bewegung gewöhnlich nur von einzelnen, etwas zu ſehr exponirten Colonnen angetreten, während beim wirklichen Rückzuge das Ganze zurückgeht. Dergleichen Bewegungen kommen in der Strategie ſowohl, als in der Taktik vor, ſind aber gewöhnlich eine Folge übereilten Vorrückens, oder unerwarteten Zuſammentreffens mit einem ſtärkern Gegner. Am häufigſten werden ſolche Colonnen zum Retrogradiren veranlaßt, welche auf Demonſtrationen (ſ. d.) oder Flankenmanöver angewieſen ſind. Der Grund iſt leicht einzuſehen. Der Eindruck, welchen eine retrograde Bewegung auf die Stimmung der eigenen Truppen macht, iſt in der Regel weit weniger nachtheilig, als der eines Rückzugs; doch müſſen die allgemeinen Verhältniſſe von der Art ſein, daß Officiere und Soldaten ſelbſt begreifen, man brauche nur bis zu einem gewiſſen Puncte oder Abſchnitte zurückzugehen, um dann vollkommen ſchlagfertig zu ſein. Kann man dieſe Gegend aber nicht in guter Ordnung erreichen, oder findet man dort nicht die erwartete Hilfe, ſo wird, wenn der Feind mit Macht oder Lebhaftigkeit nachdringt, aus dem freiwilligen Rückzuge auch bald ein gezwungener. Klugheit und Eitelkeit der Feldherren geben manchem förmlichen Rückzuge den Namen einer retrograden Bewegung, weil Niemand gern geſteht, daß er ſich für beſiegt hält. Es gab aber auch Feldherren, welche darin einen höhern Grad kriegeriſcher Weisheit zu erblicken glaubten, und faſt immer ſogenannte „gelehrte Rückzüge" antraten, ſobald ſie mit dem Gegner zuſammentrafen, und dieſer ſchlagluſtig zu ſein ſchien. Hieraus entſtand ein ſtrategiſches Hin- und Herziehen auf dem Kriegsſchauplatze, ein ſogenannter Manöverkrieg (ſ. d.), der niemals zu erheblichen Reſultaten führte, wenn nicht der Gegner dieſelben befangenen Anſichten vom Kriegführen hatte, in welchem Falle ein Schwert das andere in der Scheide hielt. Pz.

Reveille, von dem franzöſiſchen réveiller, erwecken, das bei Tagesanbruch gegebene Signal, nach welchem in der Regel die Wachen unter's Gewehr treten, und bei einigen Armeen, z. B. bei den Oeſtreichern, Ruſſen, Schweden ꝛc., ein kurzes Gebet verrichtet wird. In Feſtungen, geſchloſſenen Orten und Lagern iſt damit gewöhnlich die letzte Viſitirung der Wachpoſten, in erſteren auch das Oeffnen der Thore verbunden, und die Wachen und Poſten erfüllen darnach ihre Pflicht wie am Tage. Auf Märſchen, und wo die R. ihrer eigentlichen Bedeutung nach dem Wecken gilt, erfolgt ſie meiſt 1—2 Stunden vor dem Ausrücken der Truppen.

Hz.

Revue, Truppenſchau, Heerſchau, wird jede Verſammlung von Truppen genannt, welche zum Zwecke hat, ſich von ihrem kampftüchtigen Zuſtande zu überzeugen. Hierzu gehört die gute Beſchaffenheit der Mannſchaft, Pferde, Geſchütze, und was ſonſt zu deren Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüſtung erforderlich iſt, ferner ihre Manövrirfähigkeit und Kampfgeſchicklichkeit. Die Revuen beginnen alſo in der Regel mit einer Beſichtigung, indem der Befehlshaber, welcher die Revue angeordnet hat, die Front entlang reitet oder geht, auch oft die Glieder öffnen läßt; zuweilen werden die Waffen und das Gepäck einzelner Soldaten unterſucht. Bei der Cavalerie

Reynier, Johann Ludwig Ebenezer, Graf, Divisionsgeneral,
Sohn eines ausgezeichneten Arztes, geb. zu Lausanne am 14. Januar
, widmete sich bei seiner Bestimmung zum Architekten, vorzüglich den
matischen Wissenschaften, und ging, um sich in denselben zu vervollkomm-
1792 mit Empfehlungen des General la Harpe nach Paris. Hier
[illegible] Dienste der Republik ergriffen, machte er als Kanonier den Feld-
[illegible] Campagne mit, und wurde nach derselben im Generalstabe von
[illegible] angestellt. Die Auszeichnung, mit welcher er in Belgien und
[illegible] Eroberung von Holland als Generaladjutant bei Pichegru diente,
[illegible] ihm schon 1795 den Grad eines Brigadegenerals. Nach dem mit
[illegible] geschlossenen Frieden bestimmte R. die Demarcationslinie, ward
[illegible] zum Chef des Generalstabes der Rheinarmee unter Moreau ernannt,
[illegible] war die zwischen diesem und ihm Statt gefundene innige Ver-
[illegible] ein Hauptgrund von der Kälte, welche Napoleon stets gegen R.
[illegible] Dieser befand sich als Chef des Generalstabes einer zahlreichen
[illegible] ganz an seinem Platze. Beim Uebergange über den Rhein, in den
[illegible] Gefechten und vorzüglich bei dem denkwürdigen Rückzuge Moreau's,
[illegible] erwarb er sich allgemeine Anerkennung seiner Verdienste. Durch eine
[illegible] auf kurze Zeit in Unthätigkeit versetzt, erhielt er 1798 das Com-
[illegible] einer Division bei der nach Aegypten bestimmten Armee. Bei der
[illegible] von Malta führte er die Truppen, welche auf der Insel Gozzo
[illegible] und erhielt bei dieser Gelegenheit eine starke Contusion. Seine
[illegible] focht mit großer Auszeichnung bei Chebreiß und bei den Pyrami-
[illegible] und verfolgte von Cairo aus Ibrahim Bey nach Syrien. R. erhielt
[illegible] Commando der Provinz Charkieh, erwarb sich durch seine strenge Gerech-
[illegible] die Achtung und das Vertrauen der Einwohner, und bildete bei der
[illegible] nach Syrien mit seiner Division, welche 2160 M. unter den
[illegible] zählte, die Avantgarde. Er traf am 9. Febr. 1799 vor El-Arisch ein,
[illegible]

hierher abgegangen waren, nicht ankamen. Indeß verhinderte dieß nicht, daß die Spannung zwiſchen Bonaparte und R. dadurch noch vermehrt ward, und daß Erſterer den Truppen des Letztern die von ihrem Chef für ſie verlangten Auszeichnungen nur zum kleinern Theil gewährte.

Reynier's Diviſion blieb, als das Fort von El-Ariſch genommen worden war, und die Armee den Marſch nach Syrien antrat, zurück, um dieſen Platz zu befeſtigen, die Gefangenen fortzubringen, und die der Armee folgenden Transporte zu decken. R. ſtieß vor St. Jean d'Acre wieder zur Armee. Er nahm ehrenvollen Antheil an der merkwürdigen Belagerung dieſes Platzes, und ſeine Diviſion blieb bei deren Aufhebung die letzte in den Laufgräben, um in größter Stille das leichte Geſchütz aus denſelben zurückzubringen. Nach dem Rückzuge trat R. wieder das Commando der Provinz Charkieh an, welches er behielt, bis Bonaparte Aegypten verließ. Hierauf beorderte ihn Kleber, mit welchem er innig vertraut war, nach Cairo. Er befehligte in der Schlacht bei Heliopolis (ſ. d.) den linken Flügel, und entſchied durch die Erſtürmung des Dorfes Matarieh den Sieg, welchen 10,000 Franzoſen über 80,000 Türken erfochten. Seine Diviſion beſtand bei Verfolgung des Feindes ein lebhaftes Treffen bei Korain, nahm Theil an der Wiedereinnahme Cairo's, und escortirte, nachdem dieſer Platz capitulirt hatte, die türk. Beſatzung. Sein Betragen bei dieſer Gelegenheit ſowohl, als das frühere in der Eigenſchaft eines Befehlshabers der Provinz Charkieh hatten ihm von den Türken die ehrenvolle Benennung des Mannes, der nur ein Wort hat, erworben. Die Ermordung Kleber's am 14. Juni 1800 war für die Armee, beſonders aber für R. ein ſehr unglückliches Ereigniß. Der zur türkiſchen Religion übergetretene Menou war der älteſte, R. der nächſte nach ihm unter den vorhandenen Generälen. R. befand ſich in einer ſehr üblen Lage. Von Menou's Unfähigkeit überzeugt, wäre es ihm bei der Stimmung der Truppen ein Leichtes geweſen, jenen zu beſeitigen; allein er mußte beſorgen, dadurch den Verdacht des Neides auf ſich zu ziehen, und ſonach trug R. ſelbſt zur Ernennung Menou's als Oberbefehlshaber bei. Zwar hatte ſich die Armee mit der Hoffnung getröſtet, Bonaparte werde ſich durch perſönliche Rückſichten nicht abhalten laſſen, R. als den allein dazu Paſſenden zum Obergeneral zu ernennen, aber am 6. November ging Menou's Beſtätigung ein, und bald zeigten ſich die traurigſten Folgen dieſer Wahl, und R. wurde bitter getadelt, daß er es dahin habe kommen laſſen. Menou ſuchte ſich eine Partei zu bilden, und wurde immer argwöhniſcher gegen die talent- und verdienſtvollſten Officiere, insbeſondere gegen R. Da nun dieſer ſich oft genöthigt ſah, Menou die dringendſten Vorſtellungen über mehrere von ihm anbefohlene höchſt nachtheilige Maßregeln zu machen, ſo ſtieg die zwiſchen beiden Statt findende Spannung immer höher. Die Armee befand ſich unzweckmäßig zerſtreut, ohne Geld und Magazine, als in Cairo die Nachricht einging, daß eine engliſch-türkiſche Armee am 8. März 1801 bei Abukir gelandet ſei, ohne daß es dem General Friant, welcher mit der ſchwachen daſelbſt befindlichen Abtheilung tapfern Widerſtand leiſtete, möglich geweſen wäre, es zu verhindern. R. unterdrückte in dieſer gefährlichen Lage ſeine Abneigung gegen Menou, und ſuchte ſowohl mündlich als ſchriftlich ihn über die zu ergreifenden Maßregeln aufzuklären. Auch verſchmähete dieſer nicht, ſolche Rathſchläge bisweilen zu benutzen; da er aber mehreren Perſonen Gehör gab, ſo konnte es nicht fehlen, daß Alles verkehrt ging. Insbeſondere wurde die franzöſ. Armee am 21. März unweit Alexandrien, bei Canopeh, wo ſie die Engländer unter Abercrombie in ihrem verſchanzten Lager angriff, mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. R. machte in der

Folge mehrere Verſuche, den General Menou zu Ergreifung energiſcher Maßregeln zu bewegen; es gelang ihm jedoch nicht, und diente bloß dazu, den Haß und das Mißtrauen des Letztern gegen ihn zu erhöhen. Endlich ging es ſo weit, daß, nachdem Menou eine Abtheilung der Diviſion R. nach der andern dieſem Generale entzog, ſich derſelbe ohne Commando in Alexandrien befand. Das immer wachſende Mißvergnügen der Armee mit Menou, ſo wie die Beweiſe von Achtung und Vertrauen, welche R. fortwährend erhielt, bewogen den Erſtern, jenen mit mehreren andern Officieren in der Nacht vom 13. zum 14. Mai arretiren, einſchiffen, und nach Frankreich bringen zu laſſen. R. ſchrieb vor ſeiner Abreiſe noch einen Brief an Menou, in welchem er gegen dieſes Verfahren proteſtirte, ſeinen Entſchluß erklärte, in Frankreich auf Unterſuchung durch ein Kriegsgericht zu dringen, und am Schluſſe nochmals die zu ergreifenden wichtigſten Maßregeln angab. Die Brigg Lodi, auf welche man ihn brachte, entging allen Verfolgungen, und landete am 28. Juni im Hafen von Nizza. Er wurde von Bonaparte kalt aufgenommen, welchem er das Manuſcript ſeiner Memoiren, „über Aegypten nach der Schlacht von Heliopolis," welches die bitterſten und allem Anſchein nach auch die gerechteſten Anklagen gegen Menou enthielt, überreichte, und um die Genehmigung bat, es drucken laſſen zu dürfen. Dieſe wurde ertheilt, war aber auch die einzige Genugthuung, die er erhielt, während Menou, der nach Aegyptens Räumung gleichfalls nach Frankreich zurückkehrte, mit Reichthümern und Ehrenſtellen, der öffentlichen Meinung zum Trotze, überhäuft wurde.

R. verlebte nun, in ländlicher Einſamkeit mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, mehrere Jahre ohne militairiſche Anſtellung. Erſt am Ende des Jahres 1805 erhielt er das Commando einer Diviſion bei der unter Joſeph Napoleon nach Neapel beſtimmten Armee. Er ſchloß am 12. Februar 1806 die Feſtung Gaeta ein, und ließ die Redoute St. Andreas mit Sturm nehmen. Später erhielt er die Beſtimmung, das im Aufſtande begriffene Calabrien zu unterwerfen. Seine Diviſion beſtand aus 12 Bat. und 6 Escadr., mit denen er eine neapolitaniſche Armee von 18,000 M., ſo wie zahlreiche Inſurgentenbanden zu bekämpfen hatte. Anfang März begannen die Operationen. Nach einigen hitzigen Gefechten zerſtreute R. die feindliche Armee, deren geringe Ueberreſte ſich nach Sicilien einſchifften, ſo daß Mitte März ganz Calabrien unterworfen, und Joſeph, der im April als König von Neapel proclamirt wurde, als ſolcher anerkannt war. Dieſer Zuſtand war nicht von langer Dauer. Anfangs Juli landeten 9000 Engländer und Neapolitaner, unter dem engliſchen General Stuart, denen ſich ſogleich 4000 Inſurgenten anſchloſſen. R., welcher vergebens Verſtärkung gefordert hatte, glaubte, das Feuer der Empörung nicht um ſich greifen laſſen, ſondern mit einem entſcheidenden Schlage dämpfen zu müſſen. Er vereinigte in größter Eile, was er von ſeiner Diviſion zuſammenbringen konnte, und befand ſich ſchon am 3. Juli der feindlichen Stellung am Landungspuncte, St. Eufemio, gegenüber. Den 4. Juli griff R., indem er den Amatofluß paſſirte, an, wurde aber mit beträchtlichem Verluſte zurückgeſchlagen und die Franzoſen ſahen ſich in Folge dieſes Unfalls genöthigt, Calabrien zu räumen. R. vereinigte ſich nach einem höchſt ſchwierigen Rückzuge bei Morano mit dem zu ſeiner Unterſtützung vorrückenden Marſchall Maſſena. Der Krieg dauerte noch länger als ein Jahr fort, auch nachdem die Armee unter General Stuart, Anfangs September, nach Sicilien zurückgegangen war, und R. ſchlug am 27. Mai 1807 den General, Prinzen von Heſſen-Philippsthal, bekannt durch ſeine ſchöne Vertheidigung Gaeta's, der mit 6000 M. gelandet war, bei Mileto. Nicht eher als nach der Einnahme der befeſtigten

hierher abgegangen waren, nicht ankamen. Indeß verhinderte dieß nicht, daß die Spannung zwiſchen Bonaparte und R. dadurch noch vermehrt ward, und daß Erſterer den Truppen des Letztern die von ihrem Chef für ſie verlangten Auszeichnungen nur zum kleinern Theil gewährte.

Reynier's Diviſion blieb, als das Fort von El-Ariſch genommen worden war, und die Armee den Marſch nach Syrien antrat, zurück, um dieſen Platz zu befeſtigen, die Gefangenen fortzubringen, und die der Armee folgenden Transporte zu decken. R. ſtieß vor St. Jean d'Acre wieder zur Armee. Er nahm ehrenvollen Antheil an der merkwürdigen Belagerung dieſes Platzes, und ſeine Diviſion blieb bei deren Aufhebung die letzte in den Laufgräben, um in größter Stille das leichte Geſchütz aus denſelben zurückzubringen. Nach dem Rückzuge trat R. wieder das Commando der Provinz Charkieh an, welches er behielt, bis Bonaparte Aegypten verließ. Hierauf beorderte ihn Kleber, mit welchem er innig vertraut war, nach Cairo. Er befehligte in der Schlacht bei Heliopolis (ſ. d.) den linken Flügel, und entſchied durch die Erſtürmung des Dorfes Matarieh den Sieg, welchen 10,000 Franzoſen über 80,000 Türken erfochten. Seine Diviſion beſtand bei Verfolgung des Feindes ein lebhaftes Treffen bei Korain, nahm Theil an der Wiedereinnahme Cairo's, und escortirte, nachdem dieſer Platz capitulirt hatte, die türk. Beſatzung. Sein Betragen bei dieſer Gelegenheit ſowohl, als das frühere in der Eigenſchaft eines Befehlshabers der Provinz Charkieh hatten ihm von den Türken die ehrenvolle Benennung des Mannes, der nur ein Wort hat, erworben. Die Ermordung Kleber's am 14. Juni 1800 war für die Armee, beſonders aber für R. ein ſehr unglückliches Ereigniß. Der zur türkiſchen Religion übergetretene Menou war der älteſte, R. der nächſte nach ihm unter den vorhandenen Generälen. R. befand ſich in einer ſehr üblen Lage. Von Menou's Unfähigkeit überzeugt, wäre es ihm bei der Stimmung der Truppen ein Leichtes geweſen, jenen zu beſeitigen; allein er mußte beſorgen, dadurch den Verdacht des Neides auf ſich zu ziehen, und ſonach trug R. ſelbſt zur Ernennung Menou's als Oberbefehlshaber bei. Zwar hatte ſich die Armee mit der Hoffnung getröſtet, Bonaparte werde ſich durch perſönliche Rückſichten nicht abhalten laſſen, R. als den allein dazu Paſſenden zum Obergeneral zu ernennen, aber am 6. November ging Menou's Beſtätigung ein, und bald zeigten ſich die traurigſten Folgen dieſer Wahl, und R. wurde bitter getadelt, daß er es dahin habe kommen laſſen. Menou ſuchte ſich eine Partei zu bilden, und wurde immer argwöhniſcher gegen die talent- und verdienſtvollſten Officiere, insbeſondere gegen R. Da nun dieſer ſich oft genöthigt ſah, Menou die dringendſten Vorſtellungen über mehrere von ihm anbefohlene höchſt nachtheilige Maßregeln zu machen, ſo ſtieg die zwiſchen beiden Statt findende Spannung immer höher. Die Armee befand ſich unzweckmäßig zerſtreut, ohne Geld und Magazine, als in Cairo die Nachricht einging, daß eine engliſch-türkiſche Armee am 8. März 1801 bei Abukir gelandet ſei, ohne daß es dem General Friant, welcher mit der ſchwachen daſelbſt befindlichen Abtheilung tapfern Widerſtand leiſtete, möglich geweſen wäre, es zu verhindern. R. unterdrückte in dieſer gefährlichen Lage ſeine Abneigung gegen Menou, und ſuchte ſowohl mündlich als ſchriftlich ihn über die zu ergreifenden Maßregeln aufzuklären. Auch verſchmähete dieſer nicht, ſolche Rathſchläge bisweilen zu benutzen; da er aber mehreren Perſonen Gehör gab, ſo konnte es nicht fehlen, daß Alles verkehrt ging. Insbeſondere wurde die franzöſ. Armee am 21. März unweit Alexandrien, bei Canopeh, wo ſie die Engländer unter Abercrombie in ihrem verſchanzten Lager angriff, mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. R. machte in der

Plätze Crotona, Scilla und Reggio, deren letzterer im Februar 1808 capitulirte, war der Feldzug in Calabrien beendigt. R. übernahm, nachdem Jourdan vom Obercommando abgerufen wurde, daſſelbe, und blieb in Neapel, zuletzt als Kriegsminiſter des neuen Königs Murat, bis zum Monate Juli 1809. Er hatte hier ein weites Feld, ſeine Talente und Thätigkeit bei Organiſation der neapolitaniſchen Armee an den Tag zu legen, und die von Einigen geäußerte Meinung ſcheint nicht ungegründet zu ſein, daß Napoleon, deſſen Abneigung gegen R. bereits mehrere Male erwähnt wurde, ihn deßhalb zu einem untergeordneteren Poſten berufen habe, damit er nicht zu ſehr hervortrete. R. kam nach bereits geſchloſſenem Waffenſtillſtande in Wien an, und erhielt an Marſchall Bernadotte's Stelle das Commando des ſächſiſchen Corps, welches in Ungarn cantonirte. Hierauf nach Spanien beordert, commandirte er 1810 bei der Armee von Portugal unter Maſſena das 2. Armeecorps. In der Schlacht von Buſaco, 27. Sept., bildete dieſes den rechten Flügel, erſtürmte mit ausgezeichneter Tapferkeit die ſtarke Stellung des Feindes auf dem Alcobaberge, wurde aber nach hitzigem Kampfe mit großem Verluſte zurückgeworfen. Als Maſſena im März 1811 gezwungen war, Portugal zu verlaſſen, wurde Reynier's Corps auf dem merkwürdigen Rückzuge nach Spanien von der übrigen Armee getrennt. Er wußte ſich aus den gefährlichſten Lagen zu ziehen, beſtand mehrere Gefechte gegen ihm ſehr überlegene Corps, beſonders am 3. April bei Sabugal, und vollbrachte die Wiedervereinigung mit der Hauptarmee. In der Schlacht von Fuentes de Onoro, 5. Mai, kämpfte er, wie immer, mit größter Tapferkeit, aber auch hier ohne glücklichen Erfolg. Nach dieſer Schlacht ging er der abziehenden Garniſon von Almeida entgegen, und war ſo glücklich, dieſelbe an der Agueda aufnehmen, und aus der gefährlichſten Lage retten zu können. Als jetzt Maſſena's Abberufung vom Obercommando erfolgte, verließ R., um nicht einem andern Chef untergeordnet zu werden, ohne Erlaubniß Napoleon's die Armee, und ging nach Frankreich. Das eigenthümliche Verhältniß R's zu dem Kaiſer tritt bei dieſer Gelegenheit auf's Neue hervor, indem die Willkürlichkeit jenes Benehmens keine Folgen hatte, und R. bei Ausbruch des Krieges gegen Rußland das Commando des 7. Armeecorps, nur aus königlich ſächſiſchen Truppen, 20,000 M. ſtark, beſtehend, erhielt. Erſt im Monate Nov. 1812 ſtieß die aus Franzoſen und Würzburgern beſtehende Diviſion Durutte, ungefähr 9000 M. ſtark, noch zu demſelben. Auch in den Feldzügen dieſes und des darauf folgenden Jahres fiel dem General R. das ihm ſo oft gewordene Loos, unter ungünſtigen Verhältniſſen mit einem überlegenen Feinde kämpfen zu müſſen. Das 7. Armeecorps erhielt die Beſtimmung, auf dem äußerſten rechten Flügel in Lithauen und Volhynien das daſelbſt bei dem Rückzuge der ruſſiſchen Hauptarmee zurückgebliebene feindliche Corps unter General Tormaſow, 40,000 M. ſtark, vom weitern Vordringen abzuhalten. Gleich zu Anfange des Feldzuges, am 27. Juli, wurde die Brigade Klengel, 2400 M. ſtark, bei Kobryn (ſ. d.) nach tapferem Widerſtande gefangen. Jetzt erſt überzeugte man ſich im franz. Hauptquartiere, daß R. allein mit dem 7. Corps ſeinem Auftrage nicht gewachſen ſei. Er wurde unter den Befehl des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg geſtellt, welcher mit dem öſtreich. Hilfscorps von 30,000 M. die Beſtimmung erhielt, mit dem 7. Corps gemeinſchaftlich in den oben genannten Provinzen zurückzubleiben. Unter beiden Feldherren fand fortwährend das beſte Einverſtändniß Statt, und Schwarzenberg ſcheint R's Meinung ſehr berückſichtigt zu haben. Tormaſow wurde in der Schlacht von Podobna (ſ. d.), von den Oeſtreichern Gorodeczna genannt, ungeachtet ſei-

Plätze Crotona, Scilla und Reggio, deren letzterer im Februar 1808 capitulirte, war der Feldzug in Calabrien beendigt. R. übernahm, nachdem Jourdan vom Obercommando abgerufen wurde, daſſelbe, und blieb in Neapel, zuletzt als Kriegsminiſter des neuen Königs Murat, bis zum Monate Juli 1809. Er hatte hier ein weites Feld, ſeine Talente und Thätigkeit bei Organiſation der neapolitaniſchen Armee an den Tag zu legen, und die von Einigen geäußerte Meinung ſcheint nicht ungegründet zu ſein, daß Napoleon, deſſen Abneigung gegen R. bereits mehrere Male erwähnt wurde, ihn deßhalb zu einem untergeordneteren Poſten berufen habe, damit er nicht zu ſehr hervortrete. R. kam nach bereits geſchloſſenem Waffenſtillſtande in Wien an, und erhielt an Marſchall Bernadotte's Stelle das Commando des ſächſiſchen Corps, welches in Ungarn cantonirte. Hierauf nach Spanien beordert, commandirte er 1810 bei der Armee von Portugal unter Maſſena das 2. Armeecorps. In der Schlacht von Buſaco, 27. Sept., bildete dieſes den rechten Flügel, erſtürmte mit ausgezeichneter Tapferkeit die ſtarke Stellung des Feindes auf dem Alcobaberge, wurde aber nach hitzigem Kampfe mit großem Verluſte zurückgeworfen. Als Maſſena im März 1811 gezwungen war, Portugal zu verlaſſen, wurde Reynier's Corps auf dem merkwürdigen Rückzuge nach Spanien von der übrigen Armee getrennt. Er wußte ſich aus den gefährlichſten Lagen zu ziehen, beſtand mehrere Gefechte gegen ihm ſehr überlegene Corps, beſonders am 3. April bei Sabugal, und vollbrachte die Wiedervereinigung mit der Hauptarmee. In der Schlacht von Fuentes de Onoro, 5. Mai, kämpfte er, wie immer, mit größter Tapferkeit, aber auch hier ohne glücklichen Erfolg. Nach dieſer Schlacht ging er der abziehenden Garniſon von Almeida entgegen, und war ſo glücklich, dieſelbe an der Agueda aufnehmen, und aus der gefährlichſten Lage retten zu können. Als jetzt Maſſena's Abberufung vom Obercommando erfolgte, verließ R., um nicht einem andern Chef untergeordnet zu werden, ohne Erlaubniß Napoleon's die Armee, und ging nach Frankreich. Das eigenthümliche Verhältniß R's zu dem Kaiſer tritt bei dieſer Gelegenheit auf's Neue hervor, indem die Willkürlichkeit jenes Benehmens keine Folgen hatte, und R. bei Ausbruch des Krieges gegen Rußland das Commando des 7. Armeecorps, nur aus königlich ſächſiſchen Truppen, 20,000 M. ſtark, beſtehend, erhielt. Erſt im Monate Nov. 1812 ſtieß die aus Franzoſen und Würzburgern beſtehende Diviſion Durutte, ungefähr 9000 M. ſtark, noch zu demſelben. Auch in den Feldzügen dieſes und des darauf folgenden Jahres fiel dem General R. das ihm ſo oft gewordene Loos, unter ungünſtigen Verhältniſſen mit einem überlegenen Feinde kämpfen zu müſſen. Das 7. Armeecorps erhielt die Beſtimmung, auf dem äußerſten rechten Flügel in Lithauen und Volhynien das daſelbſt bei dem Rückzuge der ruſſiſchen Hauptarmee zurückgebliebene feindliche Corps unter General Tormaſow, 40,000 M. ſtark, vom weitern Vordringen abzuhalten. Gleich zu Anfange des Feldzuges, am 27. Juli, wurde die Brigade Klengel, 2400 M. ſtark, bei Kobryn (ſ. d.) nach tapferem Widerſtande gefangen. Jetzt erſt überzeugte man ſich im franz. Hauptquartiere, daß R. allein mit dem 7. Corps ſeinem Auftrage nicht gewachſen ſei. Er wurde unter den Befehl des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg geſtellt, welcher mit dem öſtreich. Hilfscorps von 30,000 M. die Beſtimmung erhielt, mit dem 7. Corps gemeinſchaftlich in den oben genannten Provinzen zurückzubleiben. Unter beiden Feldherren fand fortwährend das beſte Einverſtändniß Statt, und Schwarzenberg ſcheint R's Meinung ſehr berückſichtigt zu haben. Tormaſow wurde in der Schlacht von Podobna (ſ. d.), von den Oeſtreichern Gorodeczna genannt, ungeachtet ſei-

erfochten, sondern stets da, wo es entweder übel ausfiel oder der Sieg doch durch schwere Opfer erkauft werden mußte. Die französischen Officiere unterließen nie, wenn sie mit der größten Achtung von R. sprachen, hinzuzusetzen, daß er kein Glück habe. Bei mehreren Unfällen, die ihn trafen, mag er theils durch seine Geringschätzung des Feindes (1806 bei St. Euphemio, 1812 bei Kobrin und bei dem Ueberfalle von Wolzowicz), theils durch zu langes Ausharren in gefährlichen Stellungen (1813 bei Kalisch und Großbeeren) wohl einige Schuld gehabt haben. Er hinterließ außer dem bereits genannten Werke, de l'Égypte après la bataille d'Héliopolis, noch einige werthvolle Schriften über Geschichte, Topographie und Alterthümer dieses Landes. (Vergl. Reynier, de l'Égypte. — Berthier, campagnes de Bonaparte en Égypte et en Syrie. — Victoires et conquêtes des Français. — Feldzüge der Sachsen 1812 u. 1813. — Biographies des contemporains.) Z.

Rhede. Nur sehr wenige Hafen sind von einem solchen Umfange, daß sie zahlreiche Flotten aufnehmen können, ohne daß dadurch der nothwendige Verkehr innerhalb derselben gestört werde. Da es nun aber, theils zur Sicherheit des Platzes, dem der Hafen angehört, theils aber auch zur Sicherheit einer Flotte sehr oft nothwendig ist, daß größere Schiffsabtheilungen in der Nähe eines Seeplatzes längere Zeit stationiren, so war man bemüht, in der Nähe eines jeden Hafens Ankerplätze aufzusuchen, welche den Schiffen bei der möglichsten Sicherheit gegen Wind, Wetter und Meeresfluthen den doppelten Vortheil gewährten, im Nothfalle in dem nahen Hafen einlaufen, dagegen aber auch, wenn es die Umstände erheischen, schnell die Anker lichten zu können und in offne See zu stechen. Eine armirte und zum activen Dienste bestimmte Kriegsflotte wird deßhalb, um eben schneller in Bereitschaft zu sein, nie in dem Hafen, sondern stets auf der Rhede desselben vor Anker liegen, und nur solche Schiffe, welche einer Ausbesserung bedürfen oder Kriegsvorrath einnehmen sollen, werden von der Rhede in den Hafen gesendet; Hauptbedingnisse einer guten Rhede sind: Guter Ankergrund, möglichster Schutz von der Land- und Seeseite und eine bequeme Einfahrt in den Hafen. Eine R., welche von dem Lande so eingeschlossen ist, daß sie vollkommenen Schutz gegen die Seewinde gewährt, heißt eine geschlossene, eine solche aber, die nach der See ganz offen ist, eine offene Rhede.

Rheims, Stadt im Departement der Marne, an der Vesle, mit 4200 Häusern und 32,000 Einwohnern.

Gefecht am 13. März 1814.

General Corbineau hatte sich am Morgen des 5. März durch Ueberfall in den Besitz von Rheims gesetzt, und die schwache Besatzung gefangen genommen. Der russ. General Graf St. Priest vereinigte bei Vitry mit dem unter seinen Befehlen stehenden 8. Infanteriecorps (ungefähr 6000 M. mit etwas Reiterei und 26 Geschützen) die unter dem preuß. General von Jagow aus Deutschland kommenden Reservetruppen des 2. preuß. Armeecorps, 11 Landwehrbataillone, 2 Batterien, 150 Pferde, und rückte hierauf, im Ganzen ungefähr 11,000 M. stark, am 12. März in den frühen Morgenstunden, in 3 Colonnen gegen Rheims. Die Preußen stürmten die Stadt, nahmen 9 Geschütze und den größern Theil der Garnison, mit dem General Lacoste, gefangen. Nur einem geringen Theile und der Reiterei, unter dem General Corbineau, gelang es zu entkommen. St. Priest behielt die Russen in Rheims, und ließ sich durch keine Vorstellungen abhalten, die preußischen Truppen in Cantonements um die Stadt, zum Theil sehr ent-

sprengte gegen Chalons, andere gegen Neufchatel zurück. General St. Priest starb kurz darauf an der erhaltenen Wunde. Hätte derselbe, da ihm die Nähe des franz. Heeres bekannt war, seine Stellung auf dem rechten Ufer der Vesle gewählt, und die Stadt nur mit den zu ihrer Vertheidigung nöthigen Truppen besetzt, so würden große Verluste vermieden worden sein. Die Franzosen gaben ihren Verlust zu 700 Mann an; unter den schwer Verwundeten befand sich der als Schriftsteller bekannte General Segur. Napoleon blieb 3 Tage in Rheims und erhielt daselbst eine Verstärkung von ungefähr 3600 M., die ihm General Janssens zuführte. Am 17. März setzte er sich in Marsch gegen die Aube, worüber der Artikel „Arcis sur Aube" das Weitere enthält. In Folge dessen ging die schlesische Armee über die Aisne und Rheims wurde am 19. März durch das Corps des Generals Winzingerode besetzt. (Vergl. Der Krieg in Deutschland und Frankreich, von Plotho. 3. Theil. — Victoires etc. des Français.)

Z.

Rheinbergen, Gefecht am 16. October 1760, gleichbedeutend mit Campen (s. d).

Rheinbund. Das heilige römische Reich deutscher Nation war in seiner Zusammensetzung und Regierung von allen gleichzeitigen Staaten verschieden. Es bestand aus Kurfürsten-, Fürsten- und Herzogthümern, Pfalz-, Land-, Markgrafschaften, Graf- und Herrschaften, Erzbisthümern, Bisthümern, Abteien, Propsteien, Reichsstädten, reichsritterschaftlichen Gütern, Ganerbschaften und Reichsdörfern, und hatte seit dem westphälischen Frieden keine wesentliche Veränderung erfahren, bis die französische Revolution auch den Umsturz der deutschen Verfassung herbeiführte. Schon durch den Lüneviller Frieden (den 9. Februar 1801) ward sie in ihren Grundfesten erschüttert, denn mit der zu dem Thalwege des Rheins vorgerückten Grenze Frankreichs wurden über 1200 □M. von Deutschland an Frankreich abgetreten. Doch schien durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803, in welchem für die Entschädigung der auf dem linken Rheinufer verlierenden deutschen Erbfürsten, das Princip der Secularisation angenommen und durchgeführt worden war, die deutsche Verfassung von neuem consolidirt zu werden. Deutschland erhielt im Jahre 1803 zehn Kurfürsten, obgleich die beiden geistlichen Kurwürden von Trier und Köln ganz aufhörten, und die von Mainz in die Benennung des Kurfürsten Erzkanzlers überging. Aus dem Sturme der Mediatisirung retteten damals noch 6 Reichsstädte ihre politische Existenz, und durchgehends wurden die bestehenden Reichsgrundgesetze, in so weit sie nicht durch den Reichsdeputationshauptschluß ausdrücklich aufgehoben worden waren, erneuert und bestätigt. Der im Herbst 1805 zwischen Frankreich und Oestreich erneuerte Krieg führte jedoch bald zu noch wichtigeren Resultaten. Durch Abtretung aller seiner vorderöstreichischen Besitzungen, des Breisgau's und der Grafschaft Tyrol im Frieden zu Preßburg, ward Oestreich dem Interesse Deutschlands immer mehr entfremdet, und durch die Königswürde der beiden Kurfürsten von Baiern und Würtemberg, so wie durch die Souverainetät des Kurfürsten von Baden, erhielt die deutsche Verfassung Modificationen, die sie bis dahin nicht gekannt hatte. Mit der Stiftung des Rheinbundes aber, am 12. Juli 1806, erlosch die alte deutsche Verfassung, und Kaiser Franz II. resignirte schon am 6. Aug. 1806 auf die römisch-deutsche Kaiserwürde und erklärte sich zum erblichen Kaiser von Oestreich. — Die ersten Mitglieder des Rheinbundes, in deren Namen zu Paris am 12. Juli 1806 die Conföderationsacte unterzeichnet wurde, waren die Könige von Baiern und Würtemberg,

der Kurfürſt Erzkanzler, nunmehr der Fürſt Primas des Rheinbundes, die Großherzoge von Baden, von Berg und von Heſſen-Darmſtadt, der Herzog von Naſſau-Uſingen und der Fürſt von Naſſau-Weilburg, die Fürſten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, die Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürſt von Iſenburg-Birſtein, der Herzog von Arembergh, der Fürſt von Liechtenſtein und der Fürſt von der Leyen. Bald ſollte der Bund neuen Zuwachs erhalten. Am 25. Sepbr. 1806 war der Kurfürſt von Würzburg als Großherzog demſelben beigetreten, und nach dem für Preußen unglücklich geführten Kriege im Herbſt 1806 traten demſelben noch mehrere deutſche Fürſten bei. Als durch ein kaiſerliches Decret, vom 10. Dec. 1810, die Staaten mehrerer Theilnehmer des Bundes dem franzöſiſchen Reiche einverleibt worden waren, beſtand der Bund im Jahre 1811 noch aus nachſtehenden Mitgliedern.

Staaten.		Tag der Aufnahme in den Bund.	Bundescontingent.	
Königreich	Baiern	12. Juli 1806	30,000	Mann
—	Würtemberg	12. — 1806	12,000	—
—	Sachſen	11. Dec. 1806	20,000	—
—	Weſtphalen	15. Nov. 1807	25,000	—
Großherzogthum	Frankfurt	12. Juli 1806	2800	—
—	Baden	12. — 1806	8000	—
—	Berg	12. — 1806	5000	—
—	Heſſen	12. — 1806	4000	—
—	Würzburg	25. Sept. 1806	2000	—
Herzogthum	Naſſau-Uſingen	12. Juli 1806	1680	—
Fürſtenthum	Naſſau-Weilburg			
—	Hohenzollern-Hechingen	12. — 1806	93	—
—	Hohenzollern-Sigmaringen	12. — 1806	197	—
—	Iſenburg	12. — 1806	291	—
—	Liechtenſtein	12. — 1806	40	—
—	Leyen	12. — 1806	29	—
—	Sachſen-Weimar	15. Dec. 1806	800	—
—	Sachſen-Gotha	15. — 1806	1100	—
—	Sachſen-Meiningen	15. — 1806	300	—
—	Sachſen-Hildburghauſen	15. — 1806	200	—
—	Sachſen-Coburg	15. — 1806	400	—
—	Anhalt-Deſſau	18. April 1807	350	—
—	Anhalt-Bernburg	18. — 1807	240	—
—	Anhalt-Köthen	18. — 1807	210	—
Fürſtenthum	Schwarzburg-Sondershauſen	18. — 1807	650	—
—	Schwarzburg-Rudolſtadt			
—	Waldeck	18. — 1807	400	—
—	Lippe-Detmold	18. — 1807	500	—
—	Lippe-Schaumburg	18. — 1807	150	—
—	Reuß-Greiz	18. — 1807	450	—
—	Reuß-Schleiz			
—	Reuß-Lobenſtein			
—	Reuß-Ebersdorf			
Herzogthum	Mecklenburg-Schwerin	22. März 1808	1900	—
—	Mecklenburg-Strelitz	18. Febr. 1808	400	—
—	Oldenburg-Lübeck	14. Oct. 1808	800	—

Das Bundescontingent betrug sonach im Ganzen 119,982 Mann, welches der Protector befehligte und im Fall eines Krieges mit 200,000 M. zu verstärken versprach. Die Hauptmomente der in 40 Artikeln abgefaßten Conföderationsacte waren folgende: Die Staaten der verbündeten Fürsten waren durch den Rheinbund für immer vom deutschen Reichsgebiete getrennt, und alle deutsche Reichsgesetze für ungültig erklärt, so wie die Verbündeten auf alle Titel verzichteten, welche irgend eine Beziehung auf das deutsche Reich enthielten. Für den neu gestifteten Bund ward ein Bundestag in Frankfurt am Main bestimmt. Der allgemeine Präsident des Bundes war der Fürst Primas. Die Rechte der Souverainetät, welche jedem Mitgliede des Bundes zukamen, setzte die Conföderationsacte in das Recht der Gesetzgebung, der höchsten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizei, der militairischen Conscription und der Besteurung. Der Kaiser der Franzosen war Protector des Rheinbundes und ernannte in dieser Eigenschaft beim Absterben des Fürsten Primas dessen Nachfolger. Obgleich die Conföderationsacte die Rechte des Protectors nicht näher bestimmt, so erklärte sich doch der Kaiser Napoleon selbst darüber, daß er mit der Annahme des Titels: Protector des Rheinbundes, die doppelte Verbindlichkeit übernommen habe, das Gebiet des Bundes gegen fremde Truppen, und das Gebiet eines jeden Bundesgenossen gegen die Unternehmungen der übrigen zu sichern, daß er aber durchaus nicht gesonnen sei, sich den Theil der Souverainetät anzumaßen, welchen der deutsche Kaiser ehemals als Oberlehnsherr ausübte, weil die Fürsten des Rheinbundes Souveraine wären, ohne einen Oberlehnsherrn zu haben, und daß er sich nie in die innern Angelegenheiten der conföderirten Staaten mischen werde. Die frühere deutsche Reichsverfassung war gegründet auf die Obervollmacht des Kaisers über die einzelnen Glieder und auf deutsche Rechtlichkeit; ihr Zweck war Beschränkung der Willkür und Beschützung des Rechts. Sie wurde in ihren Grundfesten erschüttert, seit die kaiserliche Machtvollkommenheit beschränkt ward, und einzelne zu mächtige Glieder dem Kaiser die verfassungsmäßige Obedienz weigerten. Was der 30jährige Krieg begann, vollendete Friedrich II. von Preußen durch den deutschen Fürstenbund (den 23. Juli 1785) gestiftet, um den allerdings sehr willkürlichen Entschluß Kaiser Joseph's II., die östreichischen Niederlande gegen Baiern zu vertauschen, zu verhindern. Herrschsüchtige Nachbarn erkannten die daraus entstehende Eifersucht der einzelnen deutschen Fürsten gegen den Kaiser, der Schwächeren gegen die Mächtigeren, des Nachbarn gegen den Nachbar, und benutzten sie seit zwei Jahrhunderten zur Trennung Deutschlands und zur eigenen Vergrößerung. In ihrem Sinne handelte der Kaiser Napoleon, da er als Sieger den Rheinbund stiftete. (Die Fürsten am Rhein hatten es erfahren — besonders durch den dritten Raubkrieg Ludwigs XIV. von 1688 bis 1697 — daß sie ein jeder für sich zu schwach wären, den französischen Waffen Widerstand zu leisten.) Ein großer Entschluß hätte vielleicht schon damals — wie sieben Jahre später — das Vaterland retten können, allein diese Idee war fremd geworden, und jeder suchte nur so gut als möglich seine eigene kleine Existenz zu sichern. Indem die Rheinbundsfürsten also dem französischen Kaiser ihre Streitkräfte und dadurch ihr Geld hingaben, erkauften sie sich, losgesprochen von der Reichsverbindung, Souverainetät in ihren Landen. — Der Artikel 35. des Bundesvertrages lautete: „Zwischen dem französischen Kaiserreiche und den Staaten der Rheinbundesgenossen sowohl in ihrer Gesammtheit als einzeln, soll eine Allianz Statt haben, kraft deren jeder Continentalkrieg, welchen einer der paciscirenden Theile zu bestehen hat, unmittelbar für alle übrigen eine gemein-

o beforoern; dennoch erfolgte dieſelbe nur allmälig und die ſich vom
nbunde trennenden Glieder wichen meiſtens nur dem Drange der Umſtände.
Rußlands Heere über die Oder vordrangen, und Ende Februar 1813
zen Rußland und Preußen ein Bündniß abgeſchloſſen ward, verkündete
uſſ. Feldmarſchall Kutuſoff am 27. März von Kaliſch aus, im Na-
der beiden Monarchen, deren Heere er als gemeinſchaftlicher Oberfeld-
führen ſollte, die Auflöſung des R's und die Herſtellung eines von
er Macht unabhängigen Deutſchlands, und forderte alle Deutſche auf,
n großen Zwecke die Hand zu bieten. Der Herzog von Mecklenburg-
erin leiſtete dieſem Aufrufe zuerſt Folge, ihm folgte der Herzog von
m. (Beide büßten es jedoch hart, da in Folge des Waffenſtillſtandes,
uni 1813, dieſe Staaten wieder von den Franzoſen beſetzt wurden.)
Spätjahre 1813 folgten die Abfälle ſchneller; noch vor der Schlacht
ipzig ſchloß Baiern am 8. Oct. auf dem Schloſſe Ried, im Innviertel, durch
handlungen, welche der General Wrede mit dem Fürſten Heinrich XV.
uß-Plauen führte, eine Präliminarconvention mit Oeſtreich ab, wodurch
Staaten in Bündniß gegen Napoleon's Uebermacht traten, ferner dem
g von Baiern die volle Souverainetät und der ruhige Beſitz ſeiner
ten, wie er ſie zur Zeit beſaß, zugeſichert; die bairiſche Armee der öſtrei-
n als integrirender, von einem bairiſchen General befehligter Theil zu-
ot und feſtgeſetzt wurde, daß man nur in wechſelſeitigem Einverſtänd-
den zu erringenden Frieden abſchließen wolle. Der weſtphäliſche Thron
ſſel (bereits Ende September 1813 durch den Zug des ruſſ. Gene-
ſchermitſcheff erſchüttert) verſank gänzlich nach der Nachricht der verlor-
Schlacht bei Leipzig. König Hieronymus ergriff die Flucht, und Preußen,
over, Oldenburg, Heſſen und Braunſchweig nahmen nach dem Grund-
daß das Recht der Gewalt mit ihrer Uebermacht aufhöre, ihr altes
thum wieder. Der Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg,
ſein Land und begab ſich nach Conſtanz, ſpäterhin nach Regensburg,
r noch ſeinen biſchöflichen Pflichten zu leben. Würtemberg, Baden,

Rheinfelden, Stadt im Canton Aargau, am linken Ufer des Rheines, über welchen dort eine Brücke führt.

Gefecht am 28. Februar 1633.

Nach dem vereitelten Versuche, im Herbste des vorigen Jahres, von Wittenweiher aus (s. d.) einen Einfall in Schwaben zu machen, und dadurch die Unternehmungen des F.M. Baner (s. d.) im südlichen Deutschland zu erleichtern, hatte Herzog Bernhard von Weimar (s. d.) den Winter in den Delsberger Thälern zugebracht, und neue Kräfte zu Wiederholung jenes Versuchs gesammelt, wozu ihn jetzt das immer drückender werdende abhängige Verhältniß zu Frankreich antrieb. Das geheime Einverständniß mit den Baselern und dem schweizerischen Obersten Erlach bewogen den Herzog, dießmal sich in das Gebiet der vier Waldstädte zu wenden. Ungeachtet der strengen Kälte vereinigte er seine Truppen, deren Stärke nirgends genau nachgewiesen wird, zwischen Delsberg und Zwingen, brach am 27. Januar mit 1000 Reitern und 1000 Musketieren auf, marschirte über Mönchenstein, an Rheinfelden vorbei, in die Gegend von Säckingen, und ließ die übrigen Truppen nebst Geschütz in der Richtung auf Rheinfelden langsam nachfolgen. Nach 24stündiger Rast wurden am 30. Januar auf zwei herbeigeschafften Fischerkähnen nach und nach 120 Musketiere bei Stein auf das rechte Rheinufer übergesetzt, welche sich sogleich gegen Säckingen wendeten und das Städtchen ohne großen Widerstand in ihre Gewalt brachten. Auf den hier gefundenen Fähren gingen noch mehr Truppen über, mit denen Oberst Schönbeck am folgenden Morgen nach Laufenburg marschirte, während der Herzog mit dem Reste jener 2000 M. auf dem linken Rheinufer ebenfalls dahinzog. Laufenburg, durch die steinerne Rheinbrücke wichtig, wurde ebenfalls schnell genommen, denn die schwache kaiserliche Besatzung hatte einen Angriff auf beiden Ufern nicht erwartet. — Zur Sicherstellung des ganzen Unternehmens bedurfte der Herzog noch der Brücke bei Rheinfelden, wohin er sich nun, nach Zurücklassung einer schwachen Besatzung in Laufenburg, auf dem rechten Rheinufer wendete, unterwegs das Kloster Bücken nahm, und ein von Breisach herbeieilendes kaiserliches Infanterieregt. durch die unter dem Obersten Rosa vorauseilenden Reiter auseinander und in die Wälder jagen ließ. — Am 3. Febr. wurde Rheinfelden, damals stark befestigt und mit einer zwar nur 800 M. starken, aber tapferen Besatzung versehen, die von der wehrhaften Bürgerschaft kräftig unterstützt wurde, auf beiden Ufern eingeschlossen. Baldigen Entsatz vermuthend, ließ Bernhard kein Mittel unversucht, die Stadt schnell in seine Gewalt zu bringen, und seine Anstalten waren so klug, daß bei Zündung einer Mine fast 400 M. der Besatzung verschüttet oder verstümmelt wurden. Dennoch setzten die Rheinfelder die Vertheidigung fort.— Schon war am 28. Februar eine neue Bresche gelegt, und die baldige Erstürmung des Orts kaum zweifelhaft, als sich vom Schwarzwaldgebirge her starke Truppenmassen näherten. Die Kunde von des Herzogs Vorrücken an den Rhein war schnell bis Baiern geflogen, der unermüdliche General Werth (s. d.) sammelte die nächsten Regimenter in den Winterquartieren, und marschirte 4 Tage ohne Rast von Villingen mitten durch den Schwarzwald, ungeachtet des vielen Schnees, mit 9 Reiterregimentern und 4 Infanterieregt., was man jetzt kaum für möglich halten würde, obgleich die meisten schlechten Gebirgswege chaussirt worden sind. Auch der Herzog von Savelli eilte mit einigen Truppen aus dem Elsaß herbei und vereinigte sich mit Werth *).

Herzog Bernhard hatte sein Hauptquartier in Bücken (auf dem

*) Es ist zweifelhaft, ob nicht die Mehrzahl der Infanterie von Savelli herbeigeführt worden sei, denn in den Schlachtberichten wird nur von 4 Regimentern gesprochen.

Wörl'schen Specialatlas von Baden „Beugger" genannt) aufgeschlagen, das eine halbe Meile rheinaufwärts von Rheinfelden liegt, und auf dem rechten Ufer nur 6 Reiterregimenter. Da aber Werth seiner ermüdeten Reiterei einige Ruhe gönnen mußte, auch bis zur Ankunft der Infanterie keinen Angriff unternehmen mochte, gewann Bernhard Zeit, 8 Geschütze und noch 400 Musketiere mittelst Fähren auf das rechte Rheinufer übersetzen zu lassen, und stellte sich nachher dergestalt in Schlachtordnung, daß die Kanonen in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel in zwei Treffen zu stehen kam. Die Musketiere dienten zur Bedeckung der Geschütze. Die Front war gegen Norden gerichtet, der rechte Flügel, vom General Taupadel befehligt, stützte sich an das von Musketieren besetzte Schloß Bücken. Den linken Flügel befehligte Herzog Bernhard selbst. — Es verdient bemerkt zu werden, daß der Herzog von Rohan, ein alter und sehr erfahrner Feldherr (auch Schriftsteller), von Basel herbeigeeilt war, um als Freiwilliger unter Bernhard's Fahnen zu fechten; das Anerbieten, den Oberbefehl zu übernehmen, hatte der bescheidene Mann abgelehnt. — General Werth hatte Anfangs versucht, durch ein Vorrücken über Karsau den linken Flügel Bernhard's zu umgehen und die Ebene vor Rheinfelden zu gewinnen, was aber dadurch vereitelt wurde, daß Bernhard das Dorf Karsau durch Musketiere besetzen und die Front ein wenig verändern ließ. Nunmehr stellte sich Werth dem Herzoge in freier Ebene gegenüber auf, die Infanterie, vom General Lamboi befehligt in die Mitte, die Reiterei auf beide Flügel; Geschütz hatte er nicht mitgebracht. Werth übernahm die Führung des linken, Savelli die des rechten Flügels. — Die Aufstellung der Truppen war erst nach Mittag beendigt, und da die beiderseitige Hauptmacht aus Reiterei bestand, die Kaiserlichen wegen Mangel an Geschütz auch schnell zum Angriff schreiten mußten, wurden beide Theile bald handgemein. Der Kampf wurde mit großer Erbitterung und abwechselndem Erfolge geführt. Selbst die höheren Anführer ritten so hart zusammen, daß sie Kugeln und Säbelhiebe wechselten. General Werth erhielt einen Streifschuß am Backen, und durchschoß den Hut seines Gegners, des Grafen von Nassau. Zufällig schlugen sich aber gerade diejenigen Regimenter am schlechtesten, welche die berühmtesten Anführer hatten. Bernhard's und Werth's Flügel mußten weichen, wodurch die ursprüngliche Front der Schlachtordnung allmälig ganz umgekehrt wurde. — Während dieses Reitergefechts, bei welchem nach damaliger Sitte mehr geschossen als gehauen wurde, war es dem General Lamboi gelungen, sich aller Geschütze zu bemächtigen. Da aber die siegreichen Reiterflügel anfingen das Gepäck zu plündern, die Unordnung ziemlich allgemein wurde, die Truppen Bernhard's aber zuerst wieder formirt waren, so nahmen sie ihren Gegnern 4 Geschütze wieder ab. Herzog Bernhard konnte indeß nicht verhindern, daß Werth einen Theil seiner Infanterie über die Brücke nach Rheinfelden marschiren ließ, und sich mit ganzer Macht zwischen diesem Orte und Bücken aufstellte, seinen Zweck also erreichte. Der Kampf endigte jedoch erst mit einbrechender Dunkelheit. — Die Verluste waren auf beiden Seiten ziemlich gleich, doch hatte der Herzog Bernhard den Tod des Landgrafen Johann Philipp zu beklagen, der, vom Feinde umringt, sich nicht gefangen geben wollte; auch der tapfere Herzog Rohan fiel schwer verwundet in feindliche Gewalt, wurde zwar wieder befreit, starb aber einige Wochen später an den Folgen mehrer Schußwunden; überdieß fielen 5 Obersten in die Hände der Kaiserlichen. — Die Belagerung von Rheinfelden mußte nunmehr aufgehoben und der Rückzug nach Laufenburg angetreten werden, dessen Besitz jetzt von großer Wichtigkeit war. Ohne

t worden zu ſein, vereinigte Bernhard hier ſeine ganze Macht am
irz, und ſendete ſogleich Streifparteien in den Schwarzwald, um zu
en, ob noch mehr Truppen aus Schwaben im Anzuge wären. Da
ieſe Beſorgniß ungegründet blieb, und ſtatt deſſen ſichere Nachricht
, daß die Kaiſerlichen bei Rheinfelden ſorglos auf ihren Lorbeeren ruh-
ie Reiterei aber auf Requiſitionen im Schweizergebiete ausgeſendet
ſei, faßte Bernhard den kühnen Entſchluß, mit ſeiner ganzen Macht
m rechten Rheinufer abermals vorzugehen und ſeine Gegner anzugrei-
Dieſe Idee fand in den Heldenſeelen ſeiner Krieger freudigen Anklang,
)on am 2. März Nachmittags brachen die unermüdlichen Weimara-
n Laufenberg auf. — Der Marſch wurde mit eben ſo großer Vor-
s Schnelligkeit ausgeführt, Voran zog der Oberſte Taupadel, mit
rößten Theile der Reiterei, meiſt auf Waldwegen; Infanterie und Ar-
blieben dicht am Rheine, ruhten einige Stunden der Nacht bei Un-
bach, hinter dem Wehrflüßchen, und ſetzten dann den Marſch nach
fort, wo Taupadel's Reiter mit anbrechendem Tage ſich mit ihnen
zten.

Gefecht am 3. März.

General Werth, welcher nebſt den übrigen Generalen und Oberſten,
l ausgenommen, in Bücken geblieben war, entdeckte den Anmarſch
imaraner zuerſt, hielt ſie Anfangs für eine Streifpartei, wurde aber bald
nem Irrthume geriſſen. Das Infanterieregiment des Oberſten Wahl
meldete ſich am ſchnellſten, und erhielt Befehl, ſogleich das Dorf Nol-
und das dortige Gehölz zu beſetzen, als Stützpunct für den linken

Von dieſem Gehölz führte ein trockener, aber an vielen Stellen
fer Graben nach dem Rheine. In dieſem Graben und in die Ge-
am Rheinufer, bis an die Rheinfelder Brücke, ſtellte Werth einige
rt Musketiere auf, zum Schutze der ſich weiter rückwärts in großer
ormirenden Regimenter. Die Verwirrung bei den Kaiſerlichen war
Oberſten, Hauptleute und Fahnen gab es genug, aber die Mann-
hatte ſich in die benachbarten Dörfer zerſtreut, und die ohnedieß ſchwa-
Regimenter erſchienen nur als kleine Haufen auf dem Platze. Außer
eroberten Geſchützen gab es keine. — Herzog Bernhard hatte ſeine
m inzwiſchen in Schlachtordnung geſtellt, die Reiterei auf dem rech-
ügel, die Infanterie auf dem linken, das Geſchütz vor der Front der
t. Ohne ſich an das Musketenfeuer aus dem Graben zu kehren,
das Ganze entſchloſſen vorwärts. Sobald die Geſchütze ein Mal
feuert hatten, wurden ſie von Soldaten etwa 100 Schritte weiter
zogen, eine Maßregel, die den Kaiſerlichen neu und unerwartet kam.
waren die kaiſerlichen Musketiere aus den Gebüſchen am Rheine ver-
, wobei ſie 2 Kanonen verloren, und die im Graben ſtehenden Muske-
urden durch die über ſie wegſauſenden Kanonenkugeln ſo eingeſchüch-
aß ſie dem Nollinger Gehölze zueilten. Dadurch erhielt Taupadel's
i mehr Spielraum, ſie ſetzte über oder vielmehr durch den Graben,
ürzte ſich mit Ungeſtüm auf die kaiſerliche Reiterei, die noch in der
rung begriffen war. Ohne einen Schuß zu thun, jagte dieſe von
, der Herzog von Savelli an ihrer Spitze, und bald war Taupadel
r von der Ebene. — Noch kämpfte das Regiment Wahl mit großer
haftigkeit im Nollinger Gehölze, das nunmehr Bernhard's Infanterie
Front angriff. General Werth, deſſen ſchwer verwundetes Pferd
ad geworden, und ihn im wildeſten Kampfgetümmel abgeworfen hatte,
te mit Mühe zu Fuß jenen Zufluchtsort, und ermunterte die Seinen

r heldenmüthigſten Ausdauer. Als aber keine der flüchtig gewordenen eiterſcharen umkehrte, Taupadel's Reiterei vielmehr alle Auswege des Ge- lzes beſetzte, jede Ausſicht zur Rettung verſchwand, da glaubte Werth n Leben für andere Zeiten aufſparen zu müſſen, und gab ſich mit dem eſte der Tapferen, worunter viele höhere Officiere, gefangen. — Nur etwa ie Stunde hatte der ganze Kampf gedauert, und Herzog Bernhard ver- nkte dieſer kurzen, aber heroiſchen Anſtrengung den glänzendſten Sieg. An odten verloren die Kaiſerlichen 42 Officiere und 600 Gemeine. In Ge- ngenſchaft geriethen: F.M. Werth, F.Z.M, Herzog von Savelli, der ſchon i Rheinfelden eingeholt wurde, die Generale Enkefort und Speerreuter, Oberſten, 3 Oberſtlieutenants, 4 Oberſtwachmeiſter, 31 Hauptleute, 60 eutenants, 46 Unterofficiere, 1800 M. Infanterie und 1200 Reiter; fer- r eroberten die Weimaraner 56 Fahnen und 4 Kanonen. Nur wenig ſerliche Truppen entkamen, die Mehrzahl zerſtreute ſich in der Umgegend, d fiel ſpäter in die Hände der ſie raſtlos verfolgenden Reiter, oder trat iwillig in die Dienſte des Siegers. Der Verluſt Bernhard's war unbe- utend. Die Belagerung von Rheinfelden wurde nun auf's Neue be- nnen, die bis auf 1800 M. verſtärkte Beſatzung vertheidigte ſich aber noch bis zum 22. März. — Die weiteren Folgen dieſes entſcheiden- n Schlages wurden bald ſichtbar. Bernhard's Reiterſcharen durchſtreiften nz Schwaben, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß der Kaiſer vor der and unvermögend ſei, dieſe Scharte auszuwetzen, wurde zur Belagerung r ungleich wichtigeren Feſte Breiſach geſchritten (ſ. d.). (Vergl. theatrum rop. — Herzog Bernhard der Große, von Dr. Röhr. — Johann von lerth im Zuſammenhange mit der Zeitgeſchichte, von Dr. Barthold. — chiller's Geſchichte des 30jährigen Kriegs.)

Pz.

Rheinländiſcher Fuß, das gewöhnliche Längenmaß, welches faſt über- eingeführt iſt. Mit dem Pariſer Fuße verglichen ſind 28 rheinl. Fuß = 27 Pariſer, oder 1 rheinl. F. = 139,183 Pariſer Linien.

M. S.

Rhodus, eine der unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden kleinaſiatiſchen aſeln, 2 geographiſche Meilen von dem Feſtlande Kleinaſiens entfernt, hat ige 30 Meilen im Umfange. Ihre gleichnamige Hauptſtadt, welche an : Seite eines Berges auf der Ebene ſteht, hat zwei Häfen, einen für aleeren und einen Haupthafen, beide ſicher, bequem und gut befeſtigt, der ngang zu dem erſten iſt ſo eng, daß nur ein Schiff auf ein Mal ein- afen kann.

Einnahme 1309.

Die chriſtlichen Herrſcher in Aſien, ſo wie die dortigen Ritterorden der mpler und Hoſpitaliter, fanden ſich der ſtets vermehrten Macht der Tür- n nicht mehr gewachſen, ſie dachten an ein gänzliches Verlaſſen der von nen noch beſetzten Gegenden, und die Hoſpitaliter, oder wie ſie gewöhnlich nannt werden, Johanniter, richteten ihre Abſicht auf Rhodus, welches ſich den Händen der Osmanen befand. Der Papſt bewilligte die Beſitz- hme, die auch von dem Großmeiſter Fulko von Villaret unternommen rde. Mit 25 Galeeren- und andern Schiffen des Ordens ſegelte Vil- ret bei Rhodus vorbei, ſich ſtellend, als ob er keine Abſichten darauf habe, rte aber aus dem Hafen von Lymiſſon bald zurück und landete uner- rtet auf Rhodus. Die Stadt ſelbſt fiel 1309, am Tage der Himmel- hrt Mariä, in ſeine Hände. Die Geſchichte hat uns über dieſe Einnahme ſt gar nichts aufbehalten, die Schriftſteller geben als einzig richtige Quelle

verfolgt worden zu sein, vereinigte Bernhard hier seine ganze Macht am 1. März, und sendete sogleich Streifparteien in den Schwarzwald, um zu erforschen, ob noch mehr Truppen aus Schwaben im Anzuge wären. Da aber diese Besorgniß ungegründet blieb, und statt dessen sichere Nachricht einging, daß die Kaiserlichen bei Rheinfelden sorglos auf ihren Lorbeeren ruhten, die Reiterei aber auf Requisitionen im Schweizergebiete ausgesendet worden sei, faßte Bernhard den kühnen Entschluß, mit seiner ganzen Macht auf dem rechten Rheinufer abermals vorzugehen und seine Gegner anzugreifen. Diese Idee fand in den Heldenseelen seiner Krieger freudigen Anklang, und schon am 2. März Nachmittags brachen die unermüdlichen Weimaraner von Laufenberg auf. — Der Marsch wurde mit eben so großer Vorsicht als Schnelligkeit ausgeführt. Voran zog der Oberste Taupadel, mit dem größten Theile der Reiterei, meist auf Waldwegen; Infanterie und Artillerie blieben dicht am Rheine, ruhten einige Stunden der Nacht bei Unterwallbach, hinter dem Wehrflüßchen, und setzten dann den Marsch nach Bücken fort, wo Taupadel's Reiter mit anbrechendem Tage sich mit ihnen vereinigten.

Gefecht am 3. März.

General Werth, welcher nebst den übrigen Generalen und Obersten, Savelli ausgenommen, in Bücken geblieben war, entdeckte den Anmarsch der Weimaraner zuerst, hielt sie Anfangs für eine Streifpartei, wurde aber bald aus seinem Irrthume gerissen. Das Infanterieregiment des Obersten Wahl versammelte sich am schnellsten, und erhielt Befehl, sogleich das Dorf Nollingen und das dortige Gehölz zu besetzen, als Stützpunct für den linken Flügel. Von diesem Gehölz führte ein trockener, aber an vielen Stellen sehr tiefer Graben nach dem Rheine. In diesem Graben und in die Gebüsche am Rheinufer, bis an die Rheinfelder Brücke, stellte Werth einige Hundert Musketiere auf, zum Schutze der sich weiter rückwärts in großer Eile formirenden Regimenter. Die Verwirrung bei den Kaiserlichen war groß. Obersten, Hauptleute und Fahnen gab es genug, aber die Mannschaft hatte sich in die benachbarten Dörfer zerstreut, und die ohnedieß schwachen Regimenter erschienen nur als kleine Haufen auf dem Platze. Außer den 4 eroberten Geschützen gab es keine. — Herzog Bernhard hatte seine Truppen inzwischen in Schlachtordnung gestellt, die Reiterei auf dem rechten Flügel, die Infanterie auf dem linken, das Geschütz vor der Front der letzteren. Ohne sich an das Musketenfeuer aus dem Graben zu kehren, rückte das Ganze entschlossen vorwärts. Sobald die Geschütze ein Mal durchgefeuert hatten, wurden sie von Soldaten etwa 100 Schritte weiter vor gezogen, eine Maßregel, die den Kaiserlichen neu und unerwartet kam. Bald waren die kaiserlichen Musketiere aus den Gebüschen am Rheine vertrieben, wobei sie 2 Kanonen verloren, und die im Graben stehenden Musketiere wurden durch die über sie wegsausenden Kanonenkugeln so eingeschüchtert, daß sie dem Nollinger Gehölze zueilten. Dadurch erhielt Taupadel's Reiterei mehr Spielraum, sie setzte über oder vielmehr durch den Graben, und stürzte sich mit Ungestüm auf die kaiserliche Reiterei, die noch in der Formirung begriffen war. Ohne einen Schuß zu thun, jagte diese von dannen, der Herzog von Savelli an ihrer Spitze, und bald war Taupadel Meister von der Ebene. — Noch kämpfte das Regiment Wahl mit großer Standhaftigkeit im Nollinger Gehölze, das nunmehr Bernhard's Infanterie in der Front angriff. General Werth, dessen schwer verwundetes Pferd wüthend geworden, und ihn im wildesten Kampfgetümmel abgeworfen hatte, erreichte mit Mühe zu Fuß jenen Zufluchtsort, und ermunterte die Seinen

s heldenmüthigsten Ausdauer. Als aber keine der flüchtig geworbenen Rotten umkehrte, Taupadel's Reiterei vielmehr alle Ausswege des Gutes besetzte, jede Aussicht zur Rettung verschwand, da glaubte Werth s Leben für andere Zeiten aufsparen zu müssen, und gab sich mit dem ste der Tapferen, worunter viele höhere Officiere, gefangen. — Nur eine n Stunde hatte der ganze Kampf gedauert, und Herzog Bernhard verkte dieser kurzen, aber heroischen Anstrengung den glänzendsten Sieg. An odten verloren die Kaiserlichen 42 Officiere und 600 Gemeine. In Gefangenschaft geriethen: F.M. Werth, F.Z.M. Herzog von Savelli, der schon t Rheinfelden eingeholt wurde, die Generale Enkefort und Speerreuter, Obersten, 3 Oberstlieutenants, 4 Oberstwachmeister, 31 Hauptleute, 60 Lieutenants, 46 Unterofficiere, 1800 M. Infanterie und 1200 Reiter; ferer eroberten die Weimaraner 56 Fahnen und 4 Kanonen. Nur wenig serliche Truppen entkamen, die Mehrzahl zerstreute sich in der Umgegend, d fiel später in die Hände der sie rastlos verfolgenden Reiter, oder trat willig in die Dienste des Siegers. Der Verlust Bernhard's war unbedeutend. Die Belagerung von Rheinfelden wurde nun auf's Neue begonnen, die bis auf 1800 M. verstärkte Besatzung vertheidigte sich aber noch bis zum 22. März. — Die weitern Folgen dieses entscheidenden Schlages wurden bald sichtbar. Bernhard's Reiterscharen durchstreiften ganz Schwaben, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Kaiser vor der und unvermögend sei, diese Scharte auszuwetzen, wurde zur Belagerung ungleich wichtigerer Festen Breisach geschritten (s. d.). (Vergl. theatrum rop. — Herzog Bernhard der Große, von Dr. Röhr. — Johann von erth im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte, von Dr. Barthold. — hiller's Geschichte des 30jährigen Kriegs.)

Ps.

Rheinländischer Fuß, das gewöhnliche Längenmaß, welches fast überrheingeführet ist. Mit dem Pariser Fuße verglichen sind 28 rheinl. Fuß 27 Pariser, oder 1 rheinl. F. = 139,183 Pariser Linien.

M. S.

Rhodus, eine der unter türkischer Herrschaft stehenden kleinasiatischen seln, 2 geographische Meilen von dem Festlande Kleinasiens entfernt, hat ige 30 Meilen im Umfange. Ihre gleichnamige Hauptstadt, welche an r Seite eines Berges auf der Ebene steht, hat zwei Häfen, einen für deren und einen Haupthafen, beide sicher, bequem und gut befestigt, der ngang zu dem ersten ist so eng, daß nur ein Schiff auf ein Mal einfahren kann.

Einnahme 1309.

Die christlichen Herrscher in Asien, so wie die dortigen Ritterorden der mpler und Hospitaliter, fanden sich der stets vermehrten Macht der Türken nicht mehr gewachsen, sie dachten an ein gänzliches Verlassen der von nen noch besetzten Gegenden, und die Hospitaliter, oder wie sie gewöhnlich nannt werden, Johanniter, richteten ihre Absicht auf Rhodus, welches sich dem Händen der Osmanen befand. Der Papst bewilligte die Besitznahme, die auch von dem Großmeister Fulko von Villaret unternommen rde. Mit 25 Galeeren- und andern Schiffen des Ordens segelte Villaret bei Rhodus vorbei, sich stellend, als ob er keine Absichten darauf habe, ete aber aus dem Hafen von Lymisson bald zurück und landete unerwartet auf Rhodus. Die Stadt selbst fiel 1309, am Tage der Himmelfahrt Mariä, in seine Hände. Die Geschichte hat uns über diese Einnahme r gar nichts aufbehalten, die Schriftsteller geben als einzig richtige Quelle

der Begebenheiten, die dabei vorfielen, nur die dem Großmeister Aubusson gehörigen Tapeten an, die Schildereien der Stürme und Gefechte darstellten, welche bei Rhodus Statt gefunden haben. Kaum waren die Befestigungen in den gehörigen Stand gesetzt, so erschien Osman, ein Abkömmling der turkomannischen Kaiserlinie der Osmanen, um Rhodus wieder zu nehmen. Die Ritter vertheidigten sich tapfer, und als Amadeus IV., Graf von Savoyen, ihnen zu Hilfe kam, mußte Osman seine Pläne aufgeben. Eben so scheiterten mehrfache Versuche der spätern türkischen Herrscher; Rhodus blieb in der Gewalt der Ritter. Ein mächtiger Feind drohte ihnen erst spät, als die Türken schon in Europa festen Fuß gefaßt hatten.

Belagerung von 1480.

Mahomed II., türkischer Kaiser, betrachtete die Insel Rhodus als einen Ort, der ihm die Eroberung von Syrien und Aegypten sehr erleichtern konnte, und beschloß, sich zum Meister derselben zu machen. Die ottomanische Flotte, 160 Segel stark, auf der sich mindestens 100,000 M. Landtruppen befanden, beides unter dem Befehle des Pascha Paläologus, erschien am 23. Mai 1480 an der Küste von Rhodus. Die Befestigung von R. war damals folgendergestalt beschaffen: Die Stadt war mit doppelten Mauern umgeben, auf denen mehrere Thürme zur Flankenvertheidigung standen; gegen Süden und auf der Seite, wo die Juden in der untern Stadt wohnten, standen die Thürme weit auseinander, wodurch die Vertheidigung geschwächt ward. Das Stadtviertel, in welchem die Ritter wohnten, war das stärkste, auf 2 Seiten stieß es an das Meer, auf den beiden andern hatte es mehrere Bastionen und Thürme. Der Hafen war durch zwei gemauerte Dämme gebildet, die in Halbmondform sich einander näherten, und am Eingange nur für ein Schiff Raum zum Einlaufen ließen; zwei befestigte Thürme, auf Felsen stehend, deckten den Eingang. Zwei kleinere Golfs befanden sich nahe am Hafen; der nördliche ist durch einen Damm geschlossen, der 300 Schritte in das Meer hinausreicht, und an seinem Ende durch ein Fort geschützt wird, welches der Thurm von St. Nicolaus heißt. Kaum waren die Türken gelandet, als sie sich auf den Stephansberge und in den benachbarten Ebenen festsetzten. Eine verwegene Truppe kam bis nahe an die Thore der Stadt, doch der Vicomte Monteil, älterer Bruder des Großmeisters Aubusson, überfiel sie und hieb sie nieder. Auf den Rath des bei dem Pascha befindlichen deutschen Ingenieurs Georg Frapam, wurde die Beschießung des Thurmes von St. Nicolaus begonnen. Am Morgen des zweiten Tages erschien der gedachte Ingenieur, der von Baudouin Giorio genannt wird, am Graben der Stadtmauer, und verlangte eingelassen zu werden; er gab vor, seines Seelenheiles wegen nicht länger unter den Türken bleiben zu können, und bat um Dienste bei dem Orden. Der Großmeister bewilligte ihm zwar die Anstellung, da er ihm aber nicht traute, so ließ er ihn durch vertraute Leute beobachten, die ihn nicht aus den Augen verloren. Der Pascha Paläologus ließ nun schwereres Geschütz gegen St. Nicolaus aufführen, und bewirkte auch mehrere Oeffnungen. Allgemeine Bestürzung bemächtigte sich der Bewohner von R., doch die Ermahnungen des Franziskaners Antonius Fredin, vereint mit andern, stellte die Ruhe der Gemüther wieder her. Der Großmeister, ganz die Wichtigkeit des angegriffenen Postens erkennend, versäumte nicht, ihn in der Nacht wieder in den möglichsten Vertheidigungszustand zu setzen, und übernahm mit seinem Bruder, dem Vicomte Monteil, in Person die Vertheidigung. Am nächsten Morgen näherten sich von der Seite des Stephansberges her türkische Schiffe, sie legten unweit St. Nicolaus

an, und setzten dort Truppen an das Land, die mit Wuth zu stürmen begannen; das Artillerie- und Gewehrfeuer der Christen, die von ihnen abgeschossenen Pfeile und herausgeschleuderten Steine richteten eine große Niederlage unter den Türken an; mehrere ihrer Galeeren wurden durch Brander angesteckt, die auch von der Artillerie der Stadt unterstützt wurden. Endlich ließen die Türken ab und begaben sich in großer Eile auf ihre Schiffe. Der Pascha, über den schlechten Erfolg erbittert, versuchte sein Heil auf einem andern Puncte; er ließ eine Batterie von 8 schweren Geschützen gegen die Mauern des Judenquartiers aufführen, die nebst andern Batterien so viele Verwüstungen anrichteten, daß die mit der Vertheidigung jenes Districtes beauftragten Italiener und Spanier schon von Uebergabe sprachen.

Der Pascha, der inzwischen geglaubt hatte, durch das Feuer seines schweren Geschützes den Platz in kurzer Zeit zu besiegen, sah sich getäuscht, einen Sturm wollte er nicht wagen, daher nahm er seine Zuflucht zur Verrätherei. Er ließ zwei Männer zu sich kommen, die schon beim Anfange der Belagerung in sein Lager geflüchtet waren, dort die christliche Religion abgeschworen und sich unter die Anhänger Muhammed's begeben hatten. Diesen versprach er eine große Belohnung, wenn sie sich in die Stadt schleichen und den Großmeister entweder mit dem Dolche, oder durch Gift hinrichten würden. Sie gelobten die That, und schlichen sich in die Stadt, wo sie vorgaben, bei einem Ausfalle gefangen worden zu sein. So gut man sie auch empfing, so wurde doch ihre Verrätherei bald entdeckt, und sie öffentlich hingerichtet. Als auch dieser Plan mißglückt war, wollte der Pascha nun durch Gewalt sein Ziel erreichen. Er richtete seinen Angriff wieder gegen den Thurm St. Nicolaus und ließ zu diesem Ende ein großes Floß bauen. Ein heftiger Sturm ward mit Kraft von dem Großmeister ausgehalten, die Artillerie des Thurmes zerstörte das Floß und bohrte noch vier Galeeren in den Grund, doch dieß konnte die Wuth der Türken nicht dämpfen, die von Neuem stürmten. Nur erst, als ihre vornehmsten Anführer, unter ihnen Ibrahim, der Schwiegersohn des Sultans Mahomed II., gefallen waren, ließen sie ab, und obwohl der Pascha Paläologus alles anwandte, sie wieder zum Angriffe zu bewegen, um den Tod Ibrahim's zu rächen, so waren seine Bemühungen doch vergebens; der Rückzug wurde zur unordentlichen Flucht. Der Pascha gab nun den Angriff auf St. Nicolaus auf, und wendete seine Kräfte gegen die Stadt, die er auf mehreren Puncten bedrohte. Während dieser Zeit hatten die Christen auch die Verrätherei des oben erwähnten Ingenieurs entdeckt, und obschon Paläologus mit Versprechungen und Drohungen seine Freiheit zu erlangen suchte, wurde er doch, nachdem er sein Verbrechen eingestanden, auf dem Marktplatze aufgehängt. Dieß reizte den Pascha so, daß er alle Mittel in Bewegung setzte, den Untergang der Stadt zu beschleunigen. In sehr kurzer Zeit wurden 3500 Schüsse auf Rhodus gethan, eine Summe, die für den damaligen Zustand der Artillerie eine ungeheure ist. Am 27. Juli stürmten die Türken auf vielen Puncten, eroberten auch die Judenstadt, mußten aber nach einem zweistündigen Gefechte dieselbe wieder verlassen. Der Pascha ließ den Angriff wiederholen und gab den Befehl, den Großmeister auf jeden Fall entweder zu tödten, oder gefangen zu nehmen. Mit thierischer Wuth warfen sich die Türken auf ihre Gegner, der Großmeister erhielt fünf Wunden, doch die beharrliche Ausdauer der Christen siegte; die andern Angriffe wurden von selbst aufgegeben, als das Judenquartier verlassen ward. Aus den Thoren und durch die Breschen folgten die Ritter den fliehenden Türken, die der Pascha nicht zu ordnen vermochte, und in ihre Flucht verwickelt mit an die Küste

mußte. Die siegreichen Ritter kehrten heim, die eroberte feindliche Hauptfahne mit sich führend. — Die Türken schifften nun ihre Belagerungsmaschinen und das Geschütz, wie ihr Gepäck ein, als zwei große Kriegsfahrzeuge erschienen, welche der König Ferdinand von Neapel den Rhodiern zur Hilfe sandte. Der Pascha ließ sie durch die noch am Lande befindliche Artillerie beschießen und durch seine Schiffe angreifen. Das eine lief glücklich in den Hafen ein, das andere mußte des Windes wegen in den Meeresarm zurück, der gleich einem Kanale zwischen Rhodus und Kleinasien sich befindet, und war am andern Morgen der türkischen Flotte so nahe, daß seine Wegnahme gewiß schien. Der Pascha gab 20 Galeeren den Auftrag hierzu, die sich jedoch nach einem dreistündigen hartnäckigen Gefechte zurückziehen mußten. Am 19. August verließ die türkische Flotte die Rhede von Rhodus und ging nach Constantinopel, nachdem sie vorher die Landtruppen im Hafen von Fisco ausgeschifft hatte. Eine in den Archiven des Ordens aufgefundene Liste gibt die Namen von 189 Rittern, welche während der Belagerung Rhodus vertheidigen halfen; eine gleiche nennt 17 Namen der Gebliebenen; doch begreift diese geringe Zahl nur die Ritter in sich, die Würdenträger waren, und durch deren Tod Komthureien erledigt wurden. Für dieses Mal blieb Rhodus noch in den Händen der Christen, bis 1522 der Sultan Soliman II. in eigner Person mit einer Armee erschien und es belagerte. Die Ritter unter dem Großmeister Philipp Villiers de L'Edsle Adam vertheidigten sich herzhaft; schon verzweifelten die Türken an dem glücklichen Erfolge, als der Kanzler des Ordens Andreas von Amarat, ein Portugiese, zum Verräther wurde, indem er alle Pläne der Ritter dem Sultan mittheilte. Zwar ward sein Benehmen entdeckt und er am 30. October 1522 hingerichtet, aber die Stadt war nicht lange mehr zu halten, Soliman zog am Weihnachtsfeiertage daselbst ein (s. Johanniter.) (Vergl. histoire des chevaliers de Malte par Vertot. — Histoire des chevaliers de l' ordre de St. Jean de Hierusalem, par J. Baudouin. Paris, 1659. — Moreri, grand dictionnaire historique. — Zedler Universallexicon.)

F. W.

Rhomboides oder geschobenes Rechteck (s. d.).

Rhombus, ein geschobenes Quadrat, siehe Quadrat.

Ribadoquin, ein während des 16. Jahrhunderts gebräuchliches Geschütz, siehe Geschütz.

Richard, mit dem Beinamen Löwenherz, König von England, geboren 1157, succedirte seinem Vater Heinrich II. am 3. Juli 1189. — Kaum hatte dieser die Augen geschlossen, so sah man, daß alle Klagen, die Richard über ihn geführt, nur dazu gedient hatten, den Aufstand zu beschönigen, in dem er sich stets gegen seinen Vater befand. Er führte keine Beschwerde mehr gegen seinen Bruder Johann, er huldigte dem Könige Philipp von Frankreich, als seinem Lehnsherrn wegen der Besitzungen auf dem Festlande, befreite seine Mutter aus der Gefangenschaft, und behandelte die übel, die ihm gegen seinen Vater beigestanden hatten.

Richard's Thronbesteigung fiel in eine Zeit, wo ein großer Enthusiasmus für die Wiedereroberung des gelobten Landes stattfand. Auch er hatte schon als Prinz mit dem Könige von Frankreich, Philipp II., gemeinschaftlich ein Gelübde abgelegt, das Kreuz zu nehmen, und jetzt ließ dieser ihn daran mahnen. Richard suchte alle Mittel hervor, sich die nöthigen Gelder für die kostspielige Unternehmung zu verschaffen, setzte eine Regentschaft ein, schloß ein Bündniß mit dem Könige von Schottland, und ging dann zu Philipp nach Vezelai in Frankreich. Bis Lyon marschirten beide Könige zusammen,

dann trennten sie sich und Richard ging nach Marseille, wo er aber die englische Flotte nicht fand. Sein Hast ließ ihm keine Ruhe, er nahm eine geringe Zahl Fahrzeuge, schiffte sich mit einem Theile seiner Truppen ein, traf die Flotte unterweges und landete bei Messina in Sizilien. Mehrere Privatzwiste mit Tancred, dem Beherrscher dieser Insel, und mit dem Könige von Frankreich wurden beigelegt; man segelte weiter nach Cypern. Im J. 1191 kamen die Kreuzfahrer vor Acre an, welches sie belagerten; Philipp von Frankreich machte keine großen Fortschritte, Richard aber, der später eintraf, betrieb die Belagerung mit so viel Eifer und Kraft, daß die Stadt zur Uebergabe genöthigt ward, nachdem auch die Versuche des Sultans Saladin zu ihrem Entsatze gescheitert waren. Während eines der Angriffe auf Acre hatte der Herzog Leopold von Oestreich einen Thurm erobert und seine Fahne dort aufpflanzen lassen; Richard hielt das für eine Beleidigung, da zwei Könige bei dem Heere wären, sendete einige Leute hin und ließ die Fahne herabwerfen. Leopold nahm dies zwar sehr übel, verschob aber seine Rache auf eine passende Zeit. Nach der Belagerung trat auch eine sichtbare Kälte zwischen den beiden Königen ein, die ihren Grund in dem Uebergewichte hatte, welches Richard's glänzende Tapferkeit ihm verschaffte. Im September 1191 wurde die Schlacht von Arsur (s. d.) geschlagen, 1192 kehrte Philipp in seine Staaten zurück. Richard marschirte gegen Jerusalem, und hatte das Glück, auf dem Wege dahin die reiche Karavane von Babylon in seine Gewalt fallen zu sehen. Die Beute vertheilte er unter seine Truppen. Doch nun trat ein bedenklicher Umstand ein, die Italiener weigerten sich, länger zu dienen, und dieß war wohl eine der Ursachen, welche R. bewogen, einen dreijährigen Waffenstillstand mit Saladin zu schließen, worauf er sich nach Europa einschiffte, zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch litt, und den Weg nun nach Wien einschlug. Er beging die Unklugheit, durch die Staaten des Herzogs Leopold von Oestreich zu reisen, und obschon er als Pilger gekleidet war, so machte doch sein Aufwand und die Unvorsichtigkeit einiger seiner Leute, daß er erkannt und gefangen genommen, aber dem Kaiser Heinrich VI. auf Verlangen ausgeliefert wurde. Man brachte ihn vor die Reichsversammlung zu Hagenau, wo der Kaiser sechs verschiedene Klagepuncte gegen ihn vorbrachte, die er aber entkräftete und sich rechtfertigte. Die deutschen Fürsten sprachen alle zu seinen Gunsten bei dem Kaiser, der jedoch durch Richard's Bruder Johann und durch Philipp von Frankreich, vermöge großer Versprechungen, bewogen ward, ihn festzuhalten, und ihm nur unter sehr harten Bedingungen die Freiheit verhieß. In England wurden Anstalten gemacht, das Lösegeld für den König, 150,000 Mark Silber, wovon der Kaiser zwei, der Herzog Leopold ein Drittel erhalten sollte, zusammenzubringen; 100,000 Mark wurden gezahlt, aber nun geschahen dem Kaiser wieder große Anerbietungen, wenn er R. festhielte. Heinrich schwankte und wollte den geschlossenen Tractat vernichten, doch die Festigkeit der deutschen Fürsten zwang ihn, das gegebene Wort zu halten und R. wurde befreit, was auch Johann und Philipp boten. 1194 traf der König wieder in seinen Staaten ein, wo inzwischen sein Bruder Johann alles gethan hatte, den Thron für sich behalten. Vergebens verbreitete er das Gerücht, R. sei todt, vergebens suchte er den König von Schottland in sein Interesse zu ziehen, und wenn er sich auch eine große Partei erwarb, so konnte er doch nicht die Krone auf sein Haupt setzen. Mit Richard's Ankunft änderte sich die Scene, er ward mit lautem Jubel empfangen, bemächtigte sich leicht der Schlösser der Anhänger seines Bruders, unter denen nur Nottingham einige Tage widerstand, erneuerte die Verbindungen mit Schottland und bereitete sich zum

Kriege gegen Frankreich. Philipp kam ihm 1195 hierin zuvor, indem er Verneuil belagerte. Bei der Nachricht davon schiffte sich R. sogleich ein, und kam zur rechten Zeit, um den Ort zu entsetzen. Eine Beschreibung dieses Krieges müßte sehr weitläufig werden, und die Einzelnheiten desselben bieten wenig militairisches Interesse. Wir bemerken daher bloß, daß er fünf Jahre dauerte und oft von Waffenstillständen unterbrochen wurde, die man von beiden Seiten schlecht hielt, ohne daß es genau anzugeben ist, wem man die Schuld davon beimessen soll. Beide Könige fanden öftere Gelegenheit, ihre Talente und ihren Muth zu zeigen, beide gewannen nichts dadurch, Philipp hatte sogar das Unglück, in einem Gefechte unweit Blois seine Equipage und mit ihr die Reichsarchive zu verlieren, welche zu jener Zeit den Königen stets folgten, ein Verlust, den vorzüglich die Geschichtsschreiber sehr bedauern müssen. — Das Gefecht bei Gisors, am 30. September 1198, ist eins der bedeutendsten in diesem Kriege (s. Philipp II.). Ein fünfjähriger Waffenstillstand endete 1199 für jetzt die Feindseligkeiten der beiden rivalisirenden Monarchen; Richard's Anwesenheit in England war nöthig; er wollte dahin gehen, doch ein unvorhergesehenes Ereigniß hielt ihn ab. Ein Edelmann in Limoisin, zum Herzogthume Guienne gehörend, hatte auf seinen Besitzungen einen Schatz gefunden, den Richard als Landesherr in Anspruch nahm. Der Finder war erbötig, einen Theil abzutreten, da er aber sah, daß man ihm gar nichts lassen wollte, suchte er Schutz bei dem Vicomte von Limoges, der ihm ein Asyl im Schlosse Chaluz gab. Richard marschirte dahin, recognoscirte und wurde durch einen Pfeil an der Schulter und am Halse verwundet; zwar sollte die Wunde nicht tödtlich sein, doch die Ungeschicklichkeit des Wundarztes machte sie tödtlich; der Krebs kam dazu und am 11. Tage starb der König, nachdem er vorher ein Testament niedergelegt und seinen Bruder Johann zum Erben eingesetzt hatte. — R. war gut gewachsen, hatte blaue Augen voll Feuer, hellblonde, ins Röthliche spielende Haare; sein Muth ist anerkannt, er streifte oft an Wildheit. Freigebigkeit und Prachtliebe wurden an ihm gelobt; übrigens gab man ihm aber auch, und wohl nicht mit Unrecht, manche Laster schuld. (Vergl. Lemoine de Walsingham. — Matth. Paris. — R. de Hoverden. — Mezeray.)

F. W.

Richelieu, Ludwig Franz Armand de Vignerod du Plessis, Herzog von, Marschall und Pair von Frankreich, geb. am 5. März 1696, führte bis zu seines Vaters Tode den Namen Herzog von Fronsac und war in Folge einer viel zu frühen Geburt so schwächlich, daß man nicht glaubte, ihn erhalten zu können; am wenigsten aber ließ es sich erwarten, daß er bei einer bis ins höchste Alter fortgesetzten, sehr ausschweifenden Lebensweise, beinahe 93 Jahre alt werden würde. Es gehört nicht hierher, ausführlich darzustellen, wie R. bis an sein Ende mit Liebesabenteuern, Hofintriguen ꝛc. beschäftigt war; und dadurch im Geiste seiner frivolen Zeit eine hohe Berühmtheit erlangte. Zu seiner bessern Beurtheilung möge in dieser Hinsicht uns Folgendes genügen: R. war das Ideal eines französischen großen Herrn der damaligen Zeit. Er saß wegen Duellen, Liebeshändeln, politischen Umtrieben und Spottreden, mehrmals, das erstemal noch nicht 15 Jahre alt, in der Bastille; auch sah er sich einigemal aus Paris verbannt. Ungeachtet seiner Treulosigkeit von den Damen ungewöhnlich begünstigt, setzten Prinzessinnen ihre gegenseitige Eifersucht bei Seite, um vereinigt an seiner Befreiung aus der Bastille zu arbeiten. In Bordeaux, wo er als Gouverneur der Provinz zuweilen lebte, so wie als Gesandter, 1725

) in Wien, dann 1746 in Dresden, erregte er großes Aufſehen
prhaft königlichen Prunk. – Als Vertrauter Ludwig's XV. und Theil-
ſeiner Lüſte wählte er deſſen Maitreſſen, insbeſondere die 4 Schwe-
; dem ihm verwandten Hauſe Maillu und ſpäter die Marquiſe Pom-
Er war wegen ſeines beißenden Witzes gefürchtet, wegen ſeines
zu Willkür und Despotismus gehaßt. In ſeinem 84. Jahre
eirathete er ſich zum dritten Male. Erſcheint R. ſonach in einem
ünſtigen Lichte, ſo bietet ſeine militairiſche Laufbahn doch öftere Ge-
, auch ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften, insbeſondere einen an
nheit grenzenden Muth und großen Scharfblick rühmen zu können.
doch in dieſer Hinſicht zu bemerken, daß Voltaire, deſſen Beſchützer er
ch das an ihm wirklich Lobenswerthe unendlich vergrößert dargeſtellt
's Erziehung war ziemlich vernachläſſigt; er machte zwar raſche Fort-
n allen ritterlichen Uebungen, lernte aber nie richtig ſchreiben, was
ine ſpätere Aufnahme als Mitglied der franzöſiſchen Akademie nicht
14 Jahre alt, trat er bei Hofe auf, und gefiel allgemein. Um
ſeinen Ausſchweifungen und von einer Liebſchaft mit der Prinzeſ-
Burgund zurückzubringen, verheirathete man ihn ſchon in ſeinem
re. Nach einer 14monatlichen Gefangenſchaft in der Baſtille ging
zur Armee in den Niederlanden, befand ſich in der Schlacht von
(ſ. d.), ſo wie bei mehreren Belagerungen, und wurde Adjutant
arſchalls Villars. In dieſer Eigenſchaft 1713 vor Freiburg ver-
ſendete ihn Villars, um die von ihm gezeigte Tapferkeit zu beloh-
t dem Berichte über die Eroberung jenes Platzes an den König.
ſem, den er ſeit ſeiner Gefangenſetzung nicht geſehen hatte, erſchien er
wußte ſich jedoch durch die geiſtreiche Art ſeiner mündlichen Dar-
der Ereigniſſe des Feldzuges die Gunſt dieſes Monarchen zu er-
1715 erbte R. durch den Tod ſeines Vaters die Würde eines
nd Herzogs. — Seine Wünſche nach kriegeriſcher Thätigkeit fanden
Jahre 1733 ihre Erfüllung, wo er ſich als Oberſter eines Infanterie-
ts bei der Belagerung Kehls, im darauffolgenden Jahre bei der
philippsburg befand. Er zeichnete ſich bei letzterer durch ſeinen verwe-
Muth aus, tödtete im Duell einen Prinzen Lixen, wurde in den
den verwundet, und in demſelben Jahre zum Brigadier befördert.
Jahre 1735 erfolgende Friede rief R. an den Hof zurück, wo er
dwig XV. auf die bereits angegebene Art unentbehrlich zu machen
Im Jahre 1738 zum Maréchal de Camp und Gouverneur von Lan-
ernannt, wird von ihm gerühmt, er habe mit guter Art die religiö-
iſtigkeiten in jener Provinz zu ſchlichten und die Ausführung harter
ein gegen die Proteſtanten abzuwenden gewußt. 1743 focht er bei
en (ſ. d.), und ſoll dabei als Befehlshaber der Arrièregarde glän-
Beweiſe von Tapferkeit gegeben haben. Er begleitete 1744, nachdem
Generallieutenant und königlichen Generaladjutanten ernannt wor-
r, den Hof bei deſſen Theilnahme an dem Feldzuge in den Nieder-
und auf der Reiſe nach dem Elſaß. Die gefährliche Krankheit Lud-
XV. in Metz würde R's Fall zur Folge gehabt haben; nach der Ge-
dieſes Monarchen ſtand er jedoch feſter in ſeiner Gunſt als je. Der
arauf erfolgende Tod der Favoritin, Herzogin von Chateauroux, war
er Schlag für R.; er fand jedoch in der an ihre Stelle tretenden
dour eine eben ſo große Gönnerin. 1745 begleitete R. abermals den
's Feld, und ſein Benehmen in der Schlacht von Fontenay (ſ. d.) wird
ehrern Geſchichtsſchreibern ſogar auf Koſten des Marſchalls von Sach-

sen sehr gepriesen. Er soll die Idee gehabt haben, die unerschütterliche Colonne des Feindes mit einigen Geschützen in größter Nähe zu beschießen, so wie er auch dem Vorschlage, den König zurückgehen zu lassen, entgegen gewesen, und später an der Spitze der königlichen Haustruppen zuerst in jene Colonne eingedrungen sein soll. — Zu Ende dieses Jahres ging endlich R's Wunsch in Erfüllung, ein selbstständiges größeres Commando zu erhalten, indem ihn der König zum Befehlshaber der 15,000 M. ernannte, die sich in den Häfen des Canals sammelten und zu der Expedition nach Schottland bestimmt waren, welche jedoch nicht Statt fand, weil die Unternehmung des Prätendenten daselbst gescheitert war. R. wohnte hierauf den Feldzügen 1746 und 1747 in den Niederlanden bei, und wurde in der Schlacht von Lawfeld leicht verwundet. Im August 1747 erhielt er die Bestimmung, an des verstorbenen Marschall Boufflers Stelle den Oberbefehl über die franz. Hilfstruppen in Genua zu übernehmen. Nachdem er auf der Seereise dahin beinahe in die Hände der Engländer gefallen wäre, langte er im October daselbst an. Er ließ sogleich die Festungswerke dieses Platzes herstellen, und suchte, jedoch mit sehr abwechselnden Erfolgen, die Oestreicher, unter Marschall Browne, aus dem Gebiete der Republik zu vertreiben. Auch der Feldzug 1748 war ohne bedeutende Resultate. Im Juni d. J. erfolgte der Waffenstillstand, und einige Zeit darauf der Friedensschluß zu Aachen (s. d.).

Die Verdienste R's bei dieser Gelegenheit scheinen weit über die Gebühr gepriesen und belohnt worden zu sein. Er erhielt von seinem Monarchen die Würde eines Marschalls von Frankreich; der Senat von Genua nahm ihn unter den genuesischen Adel auf, ließ seinen Namen in das goldne Buch einschreiben, und seine Statue, in Marmor, im Saale des großen Rathes aufstellen; auch empfing er ansehnliche Geschenke. Bei Ausbruch des Krieges, 1756, erhielt R. den Oberbefehl über die Expedition nach Minorca. Die Einnahme von Port Mahon, welches er ohne die Mittel zu einer regelmäßigen Belagerung am 28. Juni erstürmte, ist die glänzendste seiner Thaten. Der von ihm bei dieser Gelegenheit gegebene Tagesbefehl, daß kein Soldat, der sich zuvor Trunkenheit zu Schulden kommen lassen, die Ehre haben solle, unter den Stürmenden zu sein, verdient Erwähnung, und beweist, daß er den Charakter seiner Nation wohl kannte. Diese Eroberung erregte in hohem Grade das Selbstgefühl der Franzosen; nur Ludwig XV. schien, gestimmt durch die Pompadour, welche zu dieser Zeit mit R. gespannt war, den allgemeinen Enthusiasmus nicht zu theilen, und fragte, als R. zum ersten Male vor ihm erschien, nur, ob es gute Feigen in Minorca gebe. Er erhielt 1757 an Estrées Stelle das Commando der Armee in Hannover, wo er die Früchte von seines Vorgängers Siege bei Hastenbeck (s. d.) erntete, und den Herzog von Cumberland zu der Convention von Kloster Seven zwang. — Das Benehmen R's in diesem Feldzuge war nicht geeignet, seinen Ruhm zu erhöhen, und gab, verbunden mit Hofcabalen, Veranlassung zu seiner Abberufung. Man klagte ihn an, die Verbündeten matt verfolgt, und bei Abschluß der gedachten Convention theils die ungünstige Lage des Gegners nicht genug benutzt, theils auch seine Vollmacht überschritten zu haben. Die Ratification der Convention aus Versailles blieb aus, und nachdem die Schlacht von Roßbach (s. d.) das Verhältniß geändert hatte, behaupteten die Gegner, nicht mehr zu Erfüllung ihrer gegebenen Versprechungen verbunden zu sein. Auf R. wälzte man die ganze Schuld, und es ist auch nicht zu leugnen, daß es in seiner Macht gestanden zu haben scheint, statt sich mit den in

jener Convention enthaltenen halben Maßregeln zu begnügen, die gänzliche Auflöſung von Cumberland's Heere zu erzwingen, und ſich hierauf mit der Armee unter Soubiſe zu vereinigen, wodurch die Schlacht bei Roßbach und ihre Folgen vermieden worden wären. — Nächſt dem wurde R. angeklagt, die furchtbarſten Exceſſe und Erpreſſungen geduldet, und ſich ſelbſt durch die ungeheuern Contributionen, die er ausſchrieb, bereichert zu haben. Die Kriegszucht der franzöſiſchen Heere ſank unter ſeinem Commando immer tiefer; die Soldaten ſollen ihm den Beinamen: le petit père maraude ertheilt haben; die ſpottſüchtigen Pariſer nannten den Palaſt, den er ſich zu Paris erbauen ließ, le pavillon d'Hannovre. — Friedrich der Große, der ihm bei Gelegenheit der mehrerwähnten Convention einen Brief mit den übertriebenſten Schmeicheleien geſchrieben hatte, ließ im Januar 1758 durch den Prinzen Heinrich an R. wegen der von den Franzoſen im Halberſtädter Gebiete verübten Frevel einen drohenden, dem frühern ſehr unähnlichen Brief ſchreiben. Zu Anfange des Jahres 1758 erfolgte ſeine Abberufung. Von dieſer Zeit an lebte er theils am Hofe, wo er die Stelle eines erſten Edelmannes der Kammer bekleidete, theils in ſeinem Gouvernement zu Bordeaux. — Auf den Monarchen fuhr er fort großen Einfluß auszuüben, ohne daß ihm dieſer jedoch einen Platz im Staatsrathe, den R. wünſchte, einräumte. Bei mehreren Gelegenheiten wirkte er mit Rath und That zu Aufrechthaltung der despotiſchen königlichen Gewalt, insbeſondere bei Aufhebung der Parlamente zu Paris und Bordeaux. Mit Recht hielt man ſeinen Einfluß für ſehr verderblich, und er war weder geliebt, noch geachtet. — Als Ludwig XVI. den Thron beſtieg, gab dieſer R. wiederholte Beweiſe ſeiner Abneigung, und nach mehrmonatlichen Bemühungen, dieſelbe zu überwinden, zog er ſich vom Hofe zurück. — So blieb er, obgleich nicht ohne große Eigenſchaften, ſeinem frivolen Charakter treu bis zu ſeinem Tode, welcher den 8. Auguſt 1788 erfolgte. Sein Enkel Armand, geboren am 25. Septbr. 1766, wanderte 1789 aus, trat in ruſſiſche Dienſte, wohnte den Feldzügen gegen die Türken, ſo wie hierauf im Emigrantencorps gegen Frankreich bei, und wurde 1803 zum Generalgouverneur von Odeſſa ernannt. Er erwarb ſich in dieſem Poſten große Verdienſte, und ging 1814 nach Frankreich, wo er Pair und erſter Edelmann der Kammer wurde. Nach der zweiten Reſtauration zum Miniſterpräſidenten ernannt, und mit Leitung der auswärtigen Verhältniſſe beauftragt, ſchloß er mit den Verbündeten den Vertrag vom 20. Novbr. 1815. Er trat zu Ende 1818 aus dem Miniſterium, im Februar 1820 auf kurze Zeit wieder an deſſen Spitze, und ſtarb den 17. Mai 1822. (Vergl. Biogr. univ. anc. et mod. — Leben und Thaten des Grafen Löwendahl, der Herzöge Noailles und Richelieu. Leipzig, 1749.) Z.

Richepanſe, Anton, Diviſionsgeneral, geb. 1770 im Moſeldepartement, der Sohn eines Officiers, trat ſehr jung in Kriegsdienſte, diente 1791 als Unterlieutenant im 1. Jägerregimente zu Pferde, und focht als Escadronchef bei Altenkirchen mit ſo großer Auszeichnung, daß ihn Kleber auf dem Schlachtfelde zum Brigadegenerale ernannte. Richepanſe und Ney commandirten Cavaleriebrigaden bei der Rhein- und Moſel-, ſpäter bei der Sambre- und Maasarmee; Beide wurden bei allen Gefechten in den Jahren 1796 und 97 mit großer Auszeichnung genannt. R. wurde am 6. Auguſt 1796 bei Ebrach ſchwer verwundet. Im darauffolgenden Jahre befehligte er die Jäger zu Pferde bei der Sambre- und Maasarmee unter Hoche, eroberte im Gefechte von Neuwied, 18. April, 7 Kanonen und 5 Fahnen, ward 1799 der italieniſchen Armee unter Championnet zugetheilt,

und unternahm bei Fossano am 4. Nov. mehrere Reiterangriffe auf die östreichische Artillerie. 1800 führte er eine Division der Rheinarmee unter Moreau, focht bei Engen und Stockach, Mösskirch, Biberach und bei Hochstedt. Bei dem Vorrücken der franz. Armee nach Baiern befehligte er 2 Divisionen, welche Ulm blokirten, und folgte, als während des Waffenstillstandes dieser Platz übergeben wurde, der Armee nach. Der Glanzpunct seiner militairischen Laufbahn ist die Schlacht von Hohenlinden am 3. Dec. 1800. Selten wird es einem Divisionsgeneral möglich sein, so entscheidend zum Gewinne einer großen Schlacht zu wirken, als es hier durch R. geschah. Seine Division und die des General Decaen, zusammen 17,000 M., befanden sich am Abende des 2. Dec. in der rechten Flanke der franz. Hauptarmee, 2 Stunden von derselben entfernt, bei Ebersberg und Zörnötting zur Deckung der von Wasserburg nach München führenden Straße. Nachdem die am 1. und 2. Dec. vorgefallenen Bewegungen und Gefechte dem General Moreau darüber keinen Zweifel ließen, daß die östreichische Hauptmacht auf die große Straße von Mühldorf gegen Hohenlinden vorrücken werde, ertheilte er dem General R. den Befehl, am 3. Dec. ganz früh über St. Christoph auf Mattenpöt zu marschiren, um den Oestreichern in den Rücken zu fallen. Decaen sollte zu seiner Unterstützung nachfolgen. Diese Bewegung konnte nur auf sehr schlechten Waldwegen ausgeführt werden, die durch anhaltend übles Wetter ganz verdorben waren. In der dunklen Nacht und bei starkem Schneegestöber verirrte sich die Division R. mehreremals, und traf früh 7 Uhr bei St. Christoph auf die linke Flügelcolonne der Oestreicher unter General Riesch. Durch diese unvermuthet in der Flanke angegriffen, wurde die 2. Brigade der Division R. unter General Drouet, von der ersten abgeschnitten, und genöthigt, sich in ein Gefecht einzulassen. R. gab letztgenanntem Generale den Befehl, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen, und den Feind bis zu Decaen's Ankunft zu beschäftigen. R. blieb fest entschlossen, selbst mit den wenigen Streitkräften, die ihm blieben (1 Brigade Infanterie, 6 Geschütze und 1 Jägerregiment zu Pferde, zusammen kaum 5000 M.), den ihm anvertrauten Auftrag auszuführen. Nachdem er sich noch ein Mal verirrt, kam er um 9 Uhr vor Mattenpöt an, als eben die östreich. Artilleriecolonne dieses Dorf passirt hatte, um auf der großen Straße gegen Hohenlinden, wo schon seit frühem Morgen hitzig gekämpft wurde, vorzurücken. Auf der Seite von Haag her erschien die Spitze der östreichischen Cavaleriecolonne, welche ihrer Artillerie folgte, von der Nähe des Feindes aber so wenig ahnete, daß ein Kürassierregiment absaß. Richepanse ließ die Infanterie auf der Waldblöße bei Mattenpöt aufmarschiren, und seine Jäger zu Pferde angreifen. Sie wurden geworfen, und ein bairisches Chevauxlegersregiment nahm bei dieser Gelegenheit 3 Kanonen. In diesem gefährlichen Augenblicke faßte R. den kühnen Entschluß, mit der Hälfte seiner Infanterie sich auf die Artilleriecolonne zu werfen, und im Rücken des Feindes Unordnung zu verbreiten. Dem Generale Walther, welcher das Jägerregiment zu Pferde commandirte, befahl er, mit diesem und der 8. Halbbrigade ihm so gut als möglich Flanke und Rücken zu decken, und die östreichische Cavalerie aufzuhalten. Das Geschützfeuer bei Mattenpöt hatte endlich, aber zu spät, die Aufmerksamkeit des östreichischen Generals auf sich gezogen, der mit einer Infanteriereserve der Artilleriecolonne folgte. Er kehrte um, und suchte den Eingang in den Wald mit 3 Bat. und 3 Kanonen zu vertheidigen. Richepanse stellte sich an die Spitze der 48. Halbbrigade; der Feind wurde durch einen Bajonetangriff über den Haufen geworfen. Dasselbe Schicksal hatten mehrere andere Infanterieab-

theilungen, welche die Oeſtreicher nach dem bedrohten Puncte zurückſendeten. Nichts war vermögend, R's Vorrücken aufzuhalten. Der ungeheure Geſchütz- und Wagenzug gerieth in die größte Verwirrung, und ſperrte die ganze Straße. 87 Kanonen blieben auf derſelben ſtehen; der dichte Wald zu beiden Seiten bot keinen Ausweg dar. Durch R's Angriffe im Rücken entſtand auch Unſicherheit in den Bewegungen der feindlichen Infanterie, welche bis jetzt noch immer Fortſchritte gegen Hohenlinden gemacht hatte. Sobald Moreau dieß bemerkte, ging er mit den Diviſionen Grouchy und Ney ſelbſt zum Angriffe über. Die Oeſtreicher wurden in der größten Unordnung in den Wald zurückgeworfen, und mitten in dieſer Verwirrung bewirkten die von beiden entgegengeſetzten Seiten vordringenden Franzoſen ihre Vereinigung. Sobald dieß erfolgt war, führte R. ſeine Truppen gegen Mattenpót zurück, um den General Walther zu unterſtützen. Dieſer hatte tapfer gefochten, war von dem im Gefechte bei St. Chriſtoph durch General Decaen abgelöſten Generale Drouet zur rechten Zeit unterſtützt worden, und hatte ſeine Stellung behauptet. Walther ſelbſt war ſchwer verwundet. R. griff ſofort die öſtreichiſche Cavalerie an, welche nach kurzem Gefechte den Rückzug antrat. Nachmittags 2 Uhr war der Gewinn der Schlacht, und zwar vorzüglich durch R's über alles Lob erhabenes Betragen entſchieden, indem er zwei Mal, bei St. Chriſtoph und bei Mattenpót, mit ſeltener Aufopferung die Exiſtenz ſeiner Abtheilung völlig Preis gab, und Entſchlüſſe faßte, deren ein gewöhnlicher General unfähig geweſen wäre. Moreau, wie immer, gerecht und beſcheiden, erkannte dieß auch vollkommen an. Bei dem Vorrücken nach der Schlacht zeigte ſich R. von Neuem als einer der unternehmendſten und geſchickteſten Generale. Raſtlos in der Verfolgung, ſchlug er in mehreren Treffen, namentlich den 17. und 18. Dec, bei Frankenmarkt, Vöklabruck und Schwanſtadt den ſtärkeren Feind, und fügte dieſem große Verluſte bei, bis der Waffenſtillſtand von Steyer den Kampf beendigte. Nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien mit England erhielt R. die Beſtimmung, die Inſel Guadeloupe, welche im Aufruhr begriffen war, zu unterwerfen. 3 Linienſchiffe und 4 Fregatten ſegelten mit 3500 M. und 8 Feldgeſchützen in den erſten Tagen des Aprils 1802 von Breſt zu dieſem Zwecke ab, und landeten am 7. Mai auf jener Inſel. Die Rebellen wurden nach kurzem Kampfe geſchlagen, und die Forts, in welche ſie ſich geflüchtet hatten, genommen. Nach dieſen Ereigniſſen beſchäftigte ſich R., die neue Regierung einzuſetzen, und die Ordnung auf der Inſel herzuſtellen, als er, vom gelben Fieber ergriffen, am 3. Sept. 1802 ſtarb. An ihm verlor das franzöſiſche Heer einen der vorzüglichſten Generale, welcher bei längerem Leben ſeinen Platz unter den berühmteſten Feldherren genommen haben würde. Er wurde allgemein bedauert. Napoleon ehrte ſein Andenken, indem er einer Straße in Paris ſeinen Namen und R's Witwe ſpäter den Grafentitel gab. (Vergl. Précis des événemens militaires, par Mathieu Dumas. — Biographie univ. et portat. des contemporains. — Victoires et conquêtes des Français.) Z.

Richten, einrichten (Taktik) heißt Truppenfronten, Glieder und Rotten auf eine gerade Linie ſo ſtellen, daß weder Mann, Pferd oder Geſchütz vor- noch zurückſteht. Es geſchieht entweder von einem Flügel aus, oder von der Mitte nach den Flügeln zu, durch die betreffenden Zugscommandanten, oder durch den Commandanten des Ganzen, nach gewiſſen Puncten (Alignements, Richtpuncte). Bedingung iſt, daß ſich die Mannſchaft vom Richtflügel aus raſch und möglichſt gleichzeitig einrichte, dergeſtalt, daß im Gliede bei gleicher Schulterrichtung die Bruſt jedes Mannes

mit der Brust seiner Nebenmänner in eine Linie fällt, und in der Rotte alle Männer derselben geradlinig sich decken, so daß deren Halslinie die eigentliche Richtlinie ist. Kleine Fronten werden gewöhnlich von den Flügelstützpuncten, oder von aufgestellten Richtpuncten aus, größere Fronten, Bataillone, Regimenter ꝛc. auf eine durch Adjutanten und Zwischenrichtpuncte [bei der Infanterie durch Jaloneure (s. d.)] bezeichnete Linie durch die eintretenden Zugscommandanten eingerichtet. — Die Linie, auf welche gerichtet wird, heißt die Richtlinie (Alignement); der Punct, von welchem dieselbe ausgeht, der Stützpunct, der entgegengesetzte der Richt- oder Gesichtspunct, welcher entweder ein beweglicher (Jaloneur), oder ein fester, point de vue, ein Baum, Thurm ꝛc. ist. — Bei Colonnen geht die Flankenrichtung (Colonnenlinie) rechtwinkelig von der Frontlinie aus, so daß die Flügelrotten der Colonnenzüge auf der Richtseite die Richtlinie bilden. — Mit dem Richten in engster Verbindung stehen Fühlung und Abstand oder Zwischenraum, da eine auf taktische Vorschriften gegründete genaue Erhaltung derselben wesentliche Bedingung einer guten Richtung ist. — Die Grundsätze des Richtens wichen früher mehr als jetzt von einander ab, und hauptsächlich war man über die Mittel, wie die Mannschaft die Richtung zu suchen habe, sehr verschiedener Meinung, indem man sie sonst mehr in der Schulter- und Fußrichtung, bei strenger Fühlung und vorgestrecktem Oberleibe, wodurch der Mann in eine sehr unnatürliche, mißfällige Stellung gezwungen wurde, suchen zu müssen glaubte, während man sie in neuerer Zeit, unstreitig sicherer und schneller, im richtigen Blicke und Augenmaße, bei lockerer Fühlung und gerader, zwangloser Körperhaltung, findet.

Das Richten der Truppen gehört zu den ältesten taktischen Grundsätzen, und machte deßhalb schon bei den Griechen und Römern die Basis der Stellungs- und Bewegungslehre aus. Es wurde um so sorgfältiger beachtet, je mehr die verschiedenen Formen tiefer Schlachtordnungen bei dem Gebrauche der Handwaffen, eine feste Richtung erheischen. — Alle Taktiker und erfahrnen Generale haben daher auch von jeher als Wahrheit erkannt und berücksichtigt, daß von der Richtung oft die Ordnung, Einheit und Kraft, mithin die Wirkung abhängig sei. Ein bemerkenswerthes Beispiel davon im 17. Jahrhunderte, gab Turenne in der Schlacht bei den Dünen (s. d.), indem er volle 3 Stunden damit zubrachte, seine Treffen zu aligniren und ¼ Lieue vorrücken zu lassen, um sie in strengster Ordnung und Linie an den Feind zu bringen. — Die gerade Linie hat zu allen Zeiten als die einfachste und zweckmäßigste für die Truppenrichtung gegolten, weil sie die geeignetste für alle Bewegungen ist. Ausnahmen galten nur bei besonderen Umständen und bei kurzen Fronten, wie bei den Griechen und Römern. Bei längeren Linien und der heutigen Feuertaktik muß es dagegen Grundsatz bleiben, in geschlossener Ordnung auch verschiedene Directionen nur rechtlinig ausführen zu lassen. Hauptsache ist, die Truppen zu einer schnellen Richtung zu gewöhnen, so daß dem Commandanten nur eine leichte Nachhilfe übrig bleibt, so wie den Nachtheilen zu begegnen, welche hauptsächlich durch Vorprallen, durch schiefe Schulterrichtung und zu viele Kopfwendung bei schwankendem Marsche und fehlerhafter Fühlung sich äußern. Die höchste Vervollkommnung erreichte das Richten bei den Truppen aller Waffen, mit Einführung der Feuergewehre bei engem Gliederschlusse und cadencirter Bewegung, vorzugsweise jetzt bei den Russen und Preußen, welche sich durch die strengste Richtung auszeichnen. Hz.

Richten, ein Geschütz, heißt dem Rohre desselben eine der Lage des Zieles angemessene Stellung geben. Man unterscheidet die Seitenrichtung

und die Höhenrichtung. Die erstere besteht darin, daß man durch das Wenden der Laffete die Axe des Geschützrohres in diejenige Verticalebene bringt, in welcher das Ziel liegt, in sofern nicht quer gegen die Schußlinie wehender Wind eine anderweite Richtung nöthig macht. Bei der Höhenrichtung dagegen gibt man mit Hilfe der Richtmaschine (s. d.) der Rohraxe eine gewisse Neigung gegen die von dem Geschütze nach dem Ziele denkbare gerade Linie (die Visirlinie), oder gegen die Horizontale. Der Winkel, welchen die Seelenaxe mit der Horizontale bildet, heißt im Allgemeinen der Richtungswinkel, wenn die Mündung des Rohres höher als der Boden desselben liegt, der Elevationswinkel, im entgegengesetzten Falle der Depressionswinkel, und endlich die Ergänzung des Elevationswinkels zu einem rechten Winkel, bei Mörsern auch der Directionswinkel. Der Winkel, unter welchem sich die Verlängerung der Seelenaxe über die Visirlinie erhebt, wird zuweilen auch Erhöhungs- oder Elevationswinkel, besser aber der Visirwinkel genannt. Der letztere muß offenbar um so größer sein, je weiter das Ziel entfernt, und je länger mithin das Geschoß der Wirkung der Schwere ausgesetzt ist, welche es aus seiner ursprünglichen, mit der Verlängerung der Seelenaxe zusammenfallenden Richtung herabzieht. Die kleinsten Visirwinkel, deren man sich in gewöhnlichen Fällen bedient, sind diejenigen, welche durch den sogenannten Visirschuß, d. h. durch das Zielen über die höchsten Puncte der Kopf- und Bodenfriesen, erhalten werden, und diese Winkel betragen gewöhnlich ¼° bis ½° höchstens 1°. Erfordert die große Nähe des Ziels oder ein anderer Umstand (vielleicht die Beschaffenheit des Bodens in einiger Entfernung vom Geschütze, bei Rollschüssen ꝛc.) die Anwendung eines noch kleineren Visirwinkels, so wird der Unterschied der Halbmesser der Kopf- und Bodenfriesen vermindert, indem man auf die erstern einen angemessenen Aufsatz (etwa ein prismatisches Stäbchen ꝛc.) aufsetzt; gleicht man jenen Unterschied gänzlich aus, dergestalt daß die Seelenaxe und die Visirlinie parallel werden, so entsteht der Kernschuß. Erfordert dagegen die Entfernung des Zieles einen noch größeren Visirwinkel, als denjenigen, welcher durch das Zielen über die Kopf- und Bodenfriesen erhalten wird, so erhebt man den hinteren Visirpunct über die Bodenfriese, indem man entweder einen Aufsatz unmittelbar auf dieselbe setzt, oder sich eines besondern Richtvisirs bedient (s. d.). Soll die Lage der Seelenaxe nicht durch den Visirwinkel, sondern, so wie es bei Haubitzen häufig geschieht, unmittelbar durch den Elevationswinkel bestimmt werden, so bedient man sich eines sogenannten Grundbretes. Letzteres ist ein Lineal zum Einsetzen in die Seele des Rohres, welches an dem vor der Mündung des Geschützes bleibenden Ende in einen mit Gradeintheilung versehenen Halbkreis endigt, an dem der Faden des in dem Mittelpuncte aufgehangenen Bleiloths den Elevationswinkel des Geschützes angibt. Zur Seitenrichtung der Mörser stellt man das Rohr derselben ungefähr senkrecht, und setzt auf der Mündungsfläche an einer zu diesem Behufe eingerissenen Linie (dem Mittel) zwei Richtkegel auf, deren Spitzen als Visirpuncte dienen. Steht man hinter einer Brustwehr, so muß auf der letzteren schon vorher die Richtung nach dem Ziele abgesteckt sein, indem man auf derselben ein Stäbchen nach dem Ziele und einem über der Mitte der Bettung aufgehangenen Bleilothe einvisirt. Ist die Linienrichtung des Mörsers beendigt, und die dadurch erhaltene Stellung der Laffete auf der Bettung mit Rothstift, Kreide ꝛc. dergestalt bemerkt, daß man nicht nach jedem Schusse diese ganze Operation zu wiederholen, sondern nur die Laffete immer wieder in die erste Stellung auf der Bettung zu bringen braucht, so läßt man das Mörserrohr wieder herunter

und gibt ihm vermittelſt der Richtmaſchine den erforderlichen Directionswinkel, welcher an einem auf der Mündungsfläche aufgeſtellten Quadranten oder Octanten beobachtet wird. Ry.

Richtkeil (Artill.), ſiehe Richtmaſchinen.

Richtmaſchinen der Kanonen und Haubitzen, ſind diejenigen Vorrichtungen, durch welche die hinteren Theile jener Geſchützröhre in den Laffeten nach Erfordern gehoben oder tiefer geſtellt werden. Die weſentlichſten Erforderniſſe derſelben ſind, daß ſie eine hinlänglich große Erhebung und Senkung der Geſchützröhre geſtatten, Dauerhaftigkeit beſitzen, leichte und ſchnelle Handhabung durch einen einzigen Mann möglich machen, und unverrückbar durch den Druck ſind, welchen die auf ihnen mit ihren Bodenſtücken ruhenden Geſchützröhre ſowohl vermöge ihres Hintergewichts, als bei dem Abfeuern äußern. Die älteſten und unvollkommenſten Vorrichtungen dieſer Art beſtanden aus einfachen hölzernen Keilen, welche zwiſchen dem Bodenſtücke des Geſchützrohres und einem ihm zur Auflage dienenden Ruhebrete um ſo weiter eingeſchoben wurden, je höher man den hintern Theil des Rohres heben wollte. Da aber bei dieſer Einrichtung zu jeder andern Stellung des Rohres das Bodenſtück des letztern mit Hebebäumen gelüftet werden mußte, ſo höhlte man ſpäter das Ruhebret und den Richtkeil aus, und brachte in der Aushöhlung des erſtern eine Schraubenmutter und in der Aushöhlung des Keils die dazu gehörige Schraubenſpindel an. Die Umdrehung dieſer Spindel, bei welcher ſich auch der Keil auf dem Ruhebrete verſchiebt, wird durch eine Kurbel bewirkt, und die feſte Stellung dieſer Maſchine nach dem Richten durch einen Schubriegel erlangt, welcher ſich an der hintern Fläche des Keils befindet, und in ein zwiſchen der Schraubenſpindel und ihrer Kurbel ſitzendes Sperrrad eingreift. Da endlich die Elevationsräume bei dieſer in der ruſſiſchen und in den Fußbatterien der öſtreichiſchen Artillerie eingeführten Maſchine gewöhnlich nur gering ſein können, ſo verbindet man mit derſelben noch eine Vorrichtung, um das Ruhebret ſelbſt durch das Verſtecken des ihm zur hintern Auflage dienenden eiſernen Ruhriegels in der Laffete höher und tiefer zu ſtellen. — Eine zweite Gattung von Richtmaſchinen beſteht in einer ſtehenden Richtſchraube, und iſt in der preußiſchen, franzöſiſchen, engliſchen, bairiſchen und mehreren andern Artillerien, ſo wie bei den Cavaleriegeſchützen der öſtreich. Artillerie, eingeführt. Bei der franz. und engl. Artillerie wird die Schraube, auf deren Kopfe das Geſchützrohr ruht, mittelſt eines vierarmigen Schlüſſels in der Schraubenmutter gedreht, indem die letztere in der Verticalebene des Geſchützrohres um die Axe zweier in beſondern Pfannen gehenden Zapfen dergeſtalt beweglich iſt, daß die Schraube ſtets eine der Lage des Rohres angemeſſene Stellung annehmen kann. Bei der preuß. Artillerie iſt der Kopf der Richtſchraube an dem hintern Ende einer hölzernen Richtſohle befeſtigt, welche ſich zwiſchen den Laffetenwänden um einen in der Nähe des Stirnriegels angebrachten Bolzen bewegt. Es wird daher nicht die Schraube, ſondern deren hierzu mit 4 Handgriffen verſehene und in einem beſonderen Futter eingelaſſene Mutter gedreht, wobei ſich dieſes Futter um 2 Arme (wie die Schraubenmuttern der franzöſiſchen Richtmaſchinen) in der Verticalebene des Rohres ſo bewegt, wie es die ſich verändernde Stellung der Schraube erfordert. — Eine dritte Gattung von Richtmaſchinen ſind die ſogenannten Parkmaſchinen der ſächſiſchen Artillerie. Sie beſtehen aus einer hölzernen Richtſohle, welche durch 2 eiſerne, an ihr angeſchraubte und die Schildzapfen ringförmig umfaſſende Maſchinenbacken mit dem Rohre verbunden iſt, und deren hinteres Ende an 2 über eine Walze gehenden Ketten hängt. Unter dieſer Walze befindet ſich ein eiſer-

ner Triebstock mit einer Kurbel an der äußeren Seite der rechten Laffetenwand. Dieser Triebstock greift vermittelst zweier an ihm angebrachten Getriebe in zwei auf der Kettenwalze steckende Sternräder ein, und bewirkt dadurch die Umdrehung jener Walze und die Auf- und Abwickelung der Ketten. Um das Zurückgehen der Maschine zu verhindern, ist an der Verlängerung des Triebstockes auf der äußeren Seite der linken Laffetenwand ein Sperrrad angebracht, in dessen Zähne eine Sperrklinke durch eine Feder so lange eingedrückt wird, bis man dieselbe aushebt. Weil endlich die Veränderung der Höhenrichtung mit dieser Maschine alle Mal nur um einen oder mehrere Zähne des Sperrrades geschehen kann, so ruht das Bodenstück des Geschützrohres nicht unmittelbar auf der Richtsohle, sondern auf dem Kopf einer kleinen in jener Richtsohle mit ihrer Mutter versenkten vierarmigen Richtschraube, durch welche kleine Elevationsänderungen bewirkt werden können.

Als eine vierte Gattung von Richtmaschinen kann man diejenigen ansehen, bei welchen eine Schraube ohne Ende in einen Kammbogen oder in eine Zahnstange eingreift. Die Umdrehung der Schraube geschieht durch eine Kurbel entweder unmittelbar, oder vermittelst eines Rades und Getriebes. Der Kammbogen oder die Zahnstange ist mit einer Richtsohle oder irgend einer andern dem Bodenstücke des Rohres als Unterlage dienenden Vorrichtung verbunden. Maschinen dieser Art waren z. B. bei den älteren königl. sächsischen Regimentsgeschützen und bei den Geschützen der östreichischen Cavalerieartillerie eingeführt, kamen jedoch in beiden Artillerien, wahrscheinlich wegen ihrer großen Wandelbarkeit, außer Gebrauch. Es fragte sich indessen, ob dieser Mangel, wenigstens in Beziehung auf leichte Geschütze, in der That von der Schraube ohne Ende unzertrennlich und nicht vielmehr in einer zu zusammengesetzten und überhaupt unzweckmäßigen Einrichtung jener Maschine zu suchen sein dürfte, da anderer Seits die Richtmaschinen mit der Schraube ohne Ende, so wie die Parkmaschinen der sächsischen Artillerie einen großen Elevationsraum und eine leichte und schnelle Handhabung gestatten, und dabei keiner besondern Sperrräder bedürfen, was ihren Gebrauch sehr vereinfacht. Ueber die Richtmaschinen der Mörser siehe Mörserlaffeten.

Ry.

Richtriegel oder Maschinenriegel, siehe Laffete.

Richtschraube, siehe Richtmaschine.

Richtungsveränderung. Sie wird entweder durch das Terrain oder durch die Gefechtsverhältnisse geboten, und in der Regel höchstens bis auf den rechten Winkel von der frühern Richtungslinie ausgeführt. In der Frontstellung und Frontbewegung ist sie daher mit der Schwenkung fast gleichbedeutend. In Linie und bei offenen Colonnen wird sie mittelst Schwenkung, Schultervornehmen oder Rottenaufmarsch bewerkstelligt, bei geschlossenen Colonnen und Carrés hingegen nur durch Schultervornehmen mit beweglichem innern Flügel oder Drehpunct.

Hz.

Richtungswinkel (Artillerie), siehe Richten.

Richtvisire sind Vorrichtungen, um bei dem Richten der Kanonen und Haubitzen den hinteren Visirpunct mehr oder weniger über die Bodenfriese des Rohres zu erheben. Dieser Visirpunct befindet sich nämlich an einem eingetheilten Stäbchen, welches sich in zwei Falzen des Visirs in der Verticalebene der Seelenaxe auf und nieder bewegen läßt, und gewöhnlich zur Erleichterung der Bewegung mit kleinen, in ein Sternrädchen eingreifenden Zähnen versehen ist. Die Eintheilung dieser gezahnten Stange ist entweder nach Zollen, oder nach Graden der entsprechenden Visirwinkel, oder

und gibt
winkel,
ten oder
R
R
gen, du
fordern
selben s
röhre
einen
welche
vermö
und
zerner
ihm
je hö
dieser
des
das
erster
gehö
sich
wirkt,
Schu
und
rad ei
und i
gewöh
eine
hintern
tiefer
stehend
schen,
geschü
tillerie
eines
tere in
dern
stets ei
der pr
einer
um ein
wird d
sehene
sich die
Richtm
veränd
Richtm
Sie bes
angeschr
mit den
Walze

[illegible] horizontalen Schuß-
[illegible] können entweder bloß
[illegible] wie es jetzt bei den
[illegible] Geschützröhren blei-
[illegible] ganz festen von denje-
[illegible] der Seelenaxe rechtwink-
[illegible] schiefen Stande des
[illegible] oder mittelst eines Per-
[illegible] eine schnelle Erlernung
[illegible] ist das z. B. bei der
[illegible] Visir, mit welchem auch
[illegible] Stellt man jedoch die
[illegible] auf, so kommen jene festen
[illegible] welcher die Seelenaxe und
[illegible] und da diese Verrückung des
[illegible] an der Mündung ist, so
[illegible] nach der tiefern Seite des
[illegible] Gegenständen nicht immer ganz
[illegible] bei der sächsischen Artillerie,
[illegible] Fläche des Rohres concen-
[illegible] tigt, so daß es sich nach der
[illegible] Zahnstange vertical stellen läßt.
[illegible] wie bei dem in der östreich.
[illegible] die Bodenfriesen eingerichteten
[illegible] verbunden, sondern es muß
[illegible] geschätzten höchsten Puncte jener
[illegible] Erleichterung des Richtens, welche
[illegible] mit einer vollständigen Ge-
[illegible] des Geschützes auf seitwärts hän-
[illegible] einem Theile der russischen Ar-
[illegible] nicht concentrisch mit der Seelenaxe,
[illegible] drehen, der von jener Axe eben so
[illegible] und daher auch bei schiefen
[illegible] weit aus der Verticalebene der
[illegible] Korn. Da sich nun das Visir ver-
[illegible] gebrachten Gegengewichts so wie ein
[illegible] aufwärts stellt, so ist bei dieser
[illegible] Visirpuncte mit der der Seelenaxe
[illegible] bei dem geringen Abstande beider
[illegible]

Ry.

[illegible] **Retimer**, ein berühmter römischer
[illegible] geborner Deutscher, und sollte aus
[illegible] seinen Vater für einen Fürsten, wo
[illegible] wohnenden Sueven hält; seine Mutter
[illegible] Königs Vallia. Durch R's im
[illegible] nach dem Tode des Aetius (s. d.)
[illegible] bei der abendländischen Armee,
[illegible] Kaiserreich verbreitetes Ansehen und große
[illegible] Der erste Beweis hiervon war,
[illegible] seinen eigenen Herrn, den Fla-
[illegible] zum occidentalischen Kaiser aufgeworfen

hatte, nöthigte, 456 die Regierung niederzulegen, und das Bisthum Piacenza anzunehmen. Der abendländiſche Thron blieb 11 Monate ledig; R., der die Würde eines römiſchen Patriciers erhalten hatte, leitete die Angelegenheiten des Reiches faſt ganz allein, weßhalb auch mehrere Schriftſteller verleitet wurden, ihm den königlichen Titel beizulegen. Im Jahre 457 wurde Julius Valerius Majorianus zum Kaiſer erwählt. Nur einige Jahre hatte er auf dem Throne geſeſſen, als die Alanen Rom mit einem Einfalle bedrohten. Der Kaiſer ſendete R. gegen ſie; doch dieſer, mit ſeinem Herrn unzufrieden, ließ ihn 461 zu Tortona verrätheriſcherweiſe gefangen nehmen, und nach 5 Tagen hinrichten. Er ſetzte den Severus als Kaiſer ein; dann zog er gegen den König der Alanen Beorgor, ſchlug dieſen, und machte, wahrſcheinlich 463, dem alaniſchen Reiche in Gallien ein Ende. Severus ſtarb 465 plötzlich. R. ſteht in dem Verdachte, durch Gift dieß Ereigniß herbeigeführt zu haben, wogegen ihn nur Sidonius Apollinaris vertheidigt. Faſt zwei Jahre war der Thron erledigt; R. war der That nach Kaiſer, den Titel führte er nicht. Nun aber ließ er ſich in Unterhandlungen mit dem morgenländiſchen Kaiſer Leo ein, und verſprach, von deſſen Hand einen Verweſer des abendländiſchen Reichs anzunehmen, der aber auch zugleich ſein Schwiegervater werden könne. Die Wahl fiel auf Anthemius, deſſen Tochter die Gattin R's wurde, der ſeinen großen Einfluß auf die Regierung des Reiches behielt. Sein Ehrgeiz fand jedoch in einer ſolchen Stellung noch nicht Befriedigung. Er begann allerlei Cabalen gegen ſeinen Schwiegervater; und als dieſe entdeckt wurden, wich er dem drohenden Unwetter aus, und flüchtete 471 nach Mailand. Der Biſchof von Pavia, Epiphanius, verſöhnte die Verwandten; R. war es aber kein rechter Ernſt damit. Schon im nächſten Jahre 472, kam er aus Ligurien mit einer zahlreichen Armee vor Rom an, eroberte die Stadt, ließ ſie plündern, und ſeinen kaiſerlichen Schwiegervater hinrichten. Flavius Anicius Olibrius wurde von ihm zum Kaiſer auserſehen, beſtieg den Thron, doch der, der ihn erhoben hatte, ſtarb kurz darauf, am 18. Auguſt 472. (Vergl. Sidonius, Carm. — Idat, Chron. — Marcellin, Chron. — Paulus Diac., histor. miscell. — Cassiodorus.)

F. W.

Ricoſchetbatterien, ſiehe **Belagerungsbatterien**.

Ricoſchetſcharten, ſiehe **Schießſcharten**.

Ricoſchetſchuß. Dieſe Erfindung des berühmten Vauban iſt ein Schuß mit ſchwacher Ladung und hoher Richtung (10° bis 15° Elevation), bei welchem das Geſchoß kurz hinter einander mehrere Aufſchläge auf der Baſtions- oder Ravelinface machen ſoll, in deren Verlängerung das Geſchütz aufgeſtellt wurde. Sind, wie es zu Vauban's Zeiten meiſtentheils der Fall war, dergleichen Feſtungslinien ſehr lang, dabei von nur mäßiger Höhe und nur mit wenigen, oder gar nicht mit Traverſen verſehen, und liegen endlich vor denſelben nicht allzubreite Gräben und nicht zu viele Außenwerke, ſo läßt ſich das vorgeſteckte Ziel in der That erreichen, indem man die Ladung und Richtung des Geſchützes ſo nimmt, daß der erſte Aufſchlag des Geſchoſſes auf den Glacis und ſein zweiter Aufſchlag am Anfange der zu beſtreichenden Linie, d. h. möglichſt nahe hinter der Bruſtwehr der anſtoßenden Face, erfolgt; denn auf dieſe Art findet der erſte, in der Regel ſehr weite und wenig raſirende Sprung des Geſchoſſes noch vor dem Ziele Statt. Hat dagegen das zu beſchießende Werk ein ſehr hohes Relief, oder liegen viele Außenwerke, breite Graben ꝛc. vor demſelben, ſo daß man nicht im Stande iſt, den zweiten Aufſchlag des Geſchoſſes auf die ſo eben beſchriebene Weiſe mit einiger Sicherheit am Anfange der zu ricoſchetirenden Linie zu bewirken, ſo muß die Ladung und

Richtung des Geschützes dergestalt eingerichtet werden, daß schon der erste Aufschlag an jenem Puncte erfolgt. Alsdann kann aber auch der vorliegende Zweck nur weit unvollständiger erreicht werden, und ist überdieß jene Linie nur kurz oder mit vielen Traversen versehen, so wird man sich mit dem aus der Stellung des Geschützes in der Verlängerung des Zieles hervorgehenden Vortheile begnügen müssen, daß wenigstens der erste Aufschlag des Geschosses fast allemal auf dem zu bestreichenden Wallgange, nämlich entweder zwischen der Brustwehr und der ersten Traverse, oder zwischen zwei Traversen, geschieht. Man wird mithin eigentlich nicht mehr Ricoschetschüsse, sondern nur noch Enfiladeschüsse thun.

Ry.

Rideau (Vorhang), ein bildlicher Ausdruck, den die französische Militairsprache in Cours gesetzt hat. Man versteht darunter alle diejenigen Terrainpuncte und Gegenstände, durch deren Besetzung und angemessene Vertheidigung der Feind gehindert werden soll, bei Beginn größerer Gefechte sogleich eine Einsicht in unsere taktischen Verhältnisse (Localität des Kampfplatzes und Vertheilung der größern Truppenmassen) zu erhalten. Werden die den Rideau bildenden Dörfer, Gehölze und bedeckten Anhöhen durch wenig Truppen mit Geschicklichkeit vertheidigt, so ist der Vortheil in die Augen springend. Der Feind muß, wenn er seine Absicht erreichen will, allmälig immer mehr Truppen in's Gefecht bringen, wenigstens in Bewegung setzen, und verräth dadurch leicht seine Stärke und die Richtung seiner Hauptcolonnen, während der Vertheidiger seine Anstalten gleichsam hinter einem Vorhange trifft, und dann um so mehr überrascht. — Dieß ist ebenfalls eine Eigenthümlichkeit der neuern Schlachtenkunst, in welcher die leichten Truppen eine viel bedeutendere Rolle spielen als ehedem, wo man sie höchstens zum Vorpostendienste und zu planlosen Neckereien benutzte.

Pz.

Riego, Don Rafael del, Brigadegeral und Generalcapitain von Aragonien, Mitglied der Cortes im Jahre 1822, war zu Juña in Asturien 1783 (nach manchen Nachrichten 1786) geboren. Er widmete sich den Wissenschaften, wurde aber in dieser Laufbahn durch den Enthusiasmus unterbrochen, der die Spanier 1808 für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu den Waffen rief. R. erhielt sehr bald die Anstellung als Officier im Regimente Asturien; doch das Glück begünstigte seinen Muth und Eifer nicht, er ward bald gefangen und nach Frankreich abgeführt, von wo er erst nach dem Pariser Frieden 1814 zurückkehrte. Während der langen Dauer seiner Gefangenschaft beschäftigte er sich mit dem Studium der Geschichte, der Kriegskunst und der Staatswissenschaften; dabei verlor er aber die Lage seines Vaterlandes nicht aus den Augen. Die Noth Spaniens erfüllte sein Inneres, und er fühlte lebhaft den Trieb in sich, seine Mitbürger von ihren drückenden Lasten zu befreien. Ehe R. aus Frankreich nach Spanien ging, bereiste er Deutschland, und besuchte auch London; seine Gemüthsstimmung ließ ihn überall nur Tyrannei und Despotismus erblicken. Als Oberstlieutenant trat R. wieder in die spanische Armee ein; das Regiment, in welchem er stand, war dem Corps zugetheilt, welches, zur Wiedereroberung der spanischen Colonien in Südamerika bestimmt, bei Cadix zusammengezogen wurde. Mehrfache Unzufriedenheit mit der Regierung war bei den Truppen bemerklich; unter ihnen wurden die ersten Gedanken einer liberalen Verfassung des Vaterlandes rege, und R. nahm großen Theil daran. Die Regierung erhielt Kunde von den Projecten; mehrere Obersten wurden arretirt; R. aber blieb frei, wußte die eingeschüchterten Ge-

müther mit neuer Hoffnung zu beleben, änderte seine Pläne nach den neu eingetretenen Verhältnissen, und scheute sich nicht, die Initiative zu ergreifen. Am 1. Januar 1820 ertönte bei einem seiner Bataillone der Ruf: „Es lebe die Constitution von 1812!" die nun sofort im dem Dorfe Las Cabezas de San Juan proclamirt ward. R. benutzte die erste Aufwallung, eilte nach Arcos zu einem andern Bataillone, arretirte den commandirenden General Grafen Calderon sammt dessen ganzem Stabe, begab sich nach Alcala de los Cazules, und befreite den gefangenen Obersten Quiroga (s. d.). Mehrere Regimenter folgten dem gegebenen Beispiele, die Expeditionstruppen legten sich den Namen Nationalarmee bei; den Befehl über sie übernahm dem Dienstalter gemäß Quiroga, und schlug sein Hauptquartier auf der Insel Leon auf. — Nur 3000 M. hatten sich für die Verfassung erhoben. Bald schloß der General Freyre diese mit fast 30,000 M. ein. R. unternahm es, entferntere Gegenden zur Annahme der Constitution zu bewegen, zog zu diesem Entzwecke am 27. Januar mit 500 M. über Algesiras nach Malaga, sah sich dort von den Königlichen sehr gedrängt, erreichte aber endlich mit 330 M. Cordova, und von da die Sierra morena. Von hier aus suchte jeder einzeln die Insel Leon wieder zu erreichen. R's abenteuerlicher Zug war für seine Partei nicht ohne Nutzen; man hatte gesehen, daß der Gedanke an die Constitution vielen Anklang fand und der König Ferdinand VII. erklärte sich endlich selbst für sie. R. erhielt hierauf den Befehl über die Armee von Leon, die sich im August 1820 dem königlichen Decrete widersetzte, welches ihre Auflösung anordnete. Im September erschien R. in Madrid, und brachte die Unterwerfung; ihm selbst mißtraute man, er ward nach der Auflösung der sogenannten Nationalarmee nach Asturien verwiesen, nach wenigen Monaten aber zum Generalcapitain dieser Provinz ernannt, ein Posten, den er jedoch bald wieder verlor. Zum Deputirten bei den Cortes erwählt, erschien R. am 12. Februar 1822 in Madrid, und ward am 1. März Präsident der Cortes, in welcher Stelle er große Mäßigung zeigte. Als die Franzosen 1823 in Spanien einrückten, um dem constitutionellen Unwesen ein Ende zu machen, erhielt R. die Stelle eines zweiten Befehlshabers im Heere von Ballesteros, dessen zu Malaga mit den Franzosen abgeschlossene Capitulation er nicht anerkannte, seine kleine Schar aber nach dem Gefechte bei Jodar gänzlich auflösen mußte. Für seine Person wollte er sich nach Catalonien zu Mina begeben, wurde aber am 15. Sept. von den monarchisch gesinnten Bauern erkannt, angehalten, und an die französischen Truppen abgeliefert, die ihn am 21. Sept. auf Befehl des Herzogs von Angoulême den spanischen Behörden übergaben. Die Untersuchung über seinen Hochverrath dauerte nicht lange, am 27. Nov. endete er am Galgen; seine junge Gattin starb ein halbes Jahr nach ihm in London. Die Königin Christine von Spanien hat 1835 das Andenken Riego's auf eine ehrende Weise hergestellt; die von ihm auf dem oben angeführten kühnen Zuge in Algesiras gedichtete Hymne ist noch jetzt der Lieblingsgesang der Constitutionellen. (Vergl. Memoirs of the life of Riego and his family, including a history of Spain, from the restoration of Ferdinand to the present time. London, 1824.)

F. W.

Riesenberg, Schlacht am 14. August 1431, gleichbedeutend mit Tauß (s. d.).

Riga, Hauptstadt der russ. Statthalterschaft Liefland, an der Düna, 1¼ M. von der Mündung derselben in die Ostsee, hat bedeutende Festungswerke, ein altes Schloß, Citadelle und 58,000 Einw. Der Ort wurde zu-

erst 1158 von Bremischen Kaufleuten angelegt, und erhielt von dem Bischofe Albert von Brandenburg Mauern, welche im Jahre 1206 durch den Grafen Gottschalk von Peremont so erhöht und verbessert wurden, daß von einem feindlichen Anfalle der noch nicht zum Christenthume bekehrten Kuren und Letten wenig zu besorgen war.

Angriff durch die Kuren 1209.

Die dem Heidenthume noch anhängenden Kuren, Liven und Letten hatten bald eingesehen, daß sie die Deutschen an der Erbauung einer Stadt am Ufer der Düna mit mehr Ernst hätten hindern sollen. Ungeachtet R. nur erst wenige Jahre stand, so waren doch die Mauern so fest, daß von einem gewaltsamen Angriffe nicht viel zu erwarten stand. Als daher Bischof Albert zu Anfange des J. 1209 nach Deutschland gegangen war, um sowohl Geistliche als Kriegsleute anzuwerben, suchten sie die Stadt von der Seeseite her zu überfallen, wozu ihnen auch einige Verräther und abtrünnige Christen, welche am Flusse Aa wohnten, die Hand boten. Allein einige Fischer bemerkten in Zeiten die große Anzahl der sich nähernden Kähne, und alsbald wurden die Einwohner durch die Sturmglocke von der drohenden Gefahr benachrichtigt. Nicht nur Ritter und Bürger, sondern auch Geistliche und Weiber rüsteten sich zu tapferer Gegenwehr. Man ging den Feinden nach ihrer Landung im freien Felde entgegen, und empfing sie mit einem Steinregen, gegen welchen sich jedoch die Kuren durch eine eigene Art von Schild — eine hölzerne Tafel von zwei Bretern — zu schützen suchten. Während des Gefechts ward die Vorstadt von den Bürgern angezündet. Ein anderer Versuch, die Feinde vom weitern Vordringen abzuhalten, brachte den Deutschen mehr Nachtheil als Nutzen; man hatte an einigen Stellen Fußangeln auf den Weg geworfen, und einige deutsche Truppen, welche den Feind verfolgen wollten, traten selbst hinein, und geriethen dadurch in feindliche Gefangenschaft. So hatte man bis gegen Mittag gestritten, als die Kuren sich zurückzogen. Sie begaben sich auf ihre Schiffe, um zu essen, erneuerten aber Nachmittags den Angriff, und es wurde lange heftig gestritten. Als eine Eigenthümlichkeit der rohen Sitten damaliger Zeit verdient hier bemerkt zu werden, daß die Kuren den Gebrauch hatten, ihren eigenen Verwundeten — anstatt ihnen Hilfe zu leisten — sofort den Kopf abzuschneiden. Endlich machten die Kuren einen Versuch, die Stadt in Brand zu stecken, und trugen deßhalb eine Menge Holz herbei. Die Gefahr für R. wurde um so dringender, als von einer andern Seite auch die heidnischen Liven im Anzuge waren. Jetzt aber kamen den Belagerten von Dünamünde her mehrere Ritter zu Hilfe, welche sich durch die Kuren durchschlugen. Letztere zogen sich nun zurück, und ruheten 3 Tage, während welcher Zeit sie ihre Todten verbrannten. Inzwischen kam der edle Live Kampo mit seinem Anhange und die folgende Nacht Herr Conrad Meyendorf von Uexkül nach R., weßhalb die Deutschen neuen Muth faßten, des andern Tages aus der Stadt rückten, und die Kuren zum Kampfe herausforderten. Trotz ihrer überlegenen Macht traten diese den Rückzug an, da Berthold, Anführer der Schwertbrüder, von Dorpat her der Stadt zu Hilfe kam. Zum Andenken dieses Entsatzes ward in R. der Margarethentag jährlich feierlich begangen.

Eroberung durch den Heermeister Eberhard von Monheim 1330.

Schon als Schwertbrüder fielen die Ordensritter dem bischöflichen Stuhle von R., dem sie ihr Dasein verdankten, sehr lästig. Seit ihrer Vereinigung mit dem deutschen Orden in Preußen wuchs ihr Uebermuth, und sie suchten den Erzbischöfen eine Besitzung nach der andern zu entreißen.

R. selbst blieb der Hauptgegenstand ihrer Habsucht. Zum Unglücke für die Stadt hielten sich die Bürger für mächtiger, als sie waren, und reizten den Ordensmeister auf mannichfache Weise. Die Abwesenheit des Heermeisters, der eben einen Feldzug gegen die Litthauer unternommen hatte, gab den Bürgern von R. den Muth, für einige zugefügte Beleidigungen am Orden Rache zu nehmen. Sie rückten in starker Anzahl aus, eroberten einige Schlösser, und belagerten dann die Festung Dünamünde, nachdem sie das Städtchen, das vor derselben lag, verbrannt, und einen großen Theil der Einwohner ohne Unterschied niedergehauen hatten. Die Eroberung von Dünamünde wäre für die Stadt R. von der äußersten Wichtigkeit gewesen; denn durch diese Festung war es den Rittern möglich, die Schifffahrt auf der Düna zu hemmen, und folglich den Handel von R. so oft zu stören, als ihr Vortheil es verlangte. Ehe indeß die Unternehmung ausgeführt werden konnte, eilte Eberhard von Monheim nach Liefland zurück, schlug das Belagerungscorps vor Dünamünde, und rückte dann vor R. selbst. Ein Versuch, die Stadt mit stürmender Hand einzunehmen, mißlang, worauf er die Belagerung in eine Blokade verwandelte, und den Strom sowohl, als alle Straßen, die nach R. führten, sperrte. In dieser Bedrängniß suchte R. überall vergebens Hilfe. Den Litthauern, auf welche die Stadt am meisten gerechnet hatte, war die Beschäftigung des Heermeisters, die ihn abhielt, sich in ihren Krieg gegen Preußen zu mischen, zu willkommen, als daß sie dieselbe auf ihre Kosten hätten unterbrechen sollen. Die deutsche Hanse wollte die großen Vortheile nicht auf's Spiel setzen, die sie selbst nach der Sperrung der Düna noch durch Pernau, Reval und Narva aus dem liefländischen und russischen Handel zog. Dänemark war durch innere Unruhen in Kraftlosigkeit versunken, und das Domcapitel zu R. freute sich über das Unglück der Stadt, mit der es so oft Händel gehabt, und deren Wohlstand es lange beneidet hatte. Nur der Papst Johann XXII. nahm sich auf das dringende Anliegen des Erzbischofs ihrer an. Er erließ einen strengen Befehl an den Orden, die Belagerung aufzuheben, und das Gebiet der Stadt zu räumen. Als dieser jedoch anlangte, war es bereits zu spät. Während der Blokade, welche ein Jahr gedauert hatte, waren alle Vorräthe in der Stadt aufgezehrt worden; viele Bürger hatten die Stadt verlassen, andere waren vor Hunger gestorben, und die Noth auf's Höchste gestiegen. Der Stadtvoigt berief die Bürgerschaft zusammen, und nachdem Alle erklärt hatten, daß sie kein Brod mehr besäßen, beschloß man, mit dem Heermeister wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Man kam überein, daß der Stadtrath knieend um Verzeihung bitten, die Stadt 30 Klafter von ihrer Mauer niederreißen, den Eid der Treue leisten, und versprechen solle, den Erzbischof künftig nur in geistlichen Sachen für ihren Oberherrn anzuerkennen. Man mußte ferner den Rittern zwei Thore und alle Privilegien überliefern, und es sich gefallen lassen, daß zu jeder beliebigen Zeit ein Abgeordneter des Heermeisters den Berathschlagungen des Magistrats beiwohnte. Zur Entschädigung erhielt die Stadt einen kleinen Theil ihres Gebiets und die unentbehrlichsten ihrer Rechte zurück. Ein Schloß, welches der Heermeister dicht an der Stadt im Jahre 1331 erbauen ließ, sollte ihm den Gehorsam der Bürger auf die Dauer sichern.

Belagerung durch den Heermeister Bernhard von der Borch 1480.

Nachdem dieser Heermeister — um sich wegen eines frühern feindlichen Einfalls zu rächen — im Jahre 1480 an der Spitze von 20, nach andern Ge-

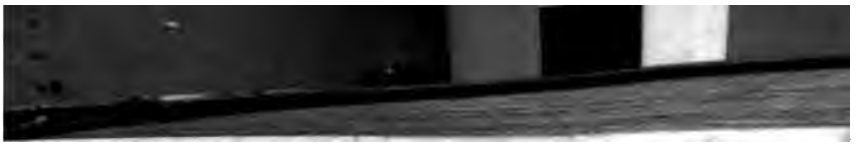
schichtsschreibern von 100,000 M. einen Zug nach Rußland unternommen, dessen einziges Resultat in Verbrennung der Vorstädte der Stadt Pleskow bestand, wurde er zum Rückzuge gezwungen, wollte aber doch die kostspieligen Rüstungen nicht umsonst unternommen haben, und gedachte bei dieser Gelegenheit, die Stadt R. zu zwingen, daß sie dem von ihm nicht anerkannten Erzbischofe Stephan von Gruben allen Gehorsam aufsagen sollte. Die Stadt schloß bei seinem Anrücken die Thore, und der Heermeister begann eine Belagerung, mußte aber nach einigen Monaten wieder abziehen. Dieß steigerte den Muth der Bürger so, daß sie im Jahre 1483 die neu ausgebrochenen Unruhen zwischen dem Erzstifte und dem Orden benutzten, und die vom Heermeister Monheim erbaute Burg verbrannten und schleiften.

Angriff der Russen 1559.

Eine Armee von 130,000 Russen überschwemmte in diesem Jahre das Erzstift Riga. Nach der Eroberung von Neuhausen, Narva und Dorpat im Jahre 1558 waren die Russen Meister des Landes. Sie durchzogen es in zwei Abtheilungen, und erschienen vor R. Die Bürger trafen die ernsthaftesten Anstalten zur Gegenwehr, verbrannten alle Gebäude außerhalb der Stadt, und arbeiteten mit allem Eifer an der Wiederherstellung der Festungswerke. In der Stadt befanden sich gegen 3000 bewaffnete Deutsche und 2000 Liefländer, 40 M. Reiterei des Erzbischofs Markgraf Wilhelm und 50 M. regulaires Fußvolk unter dem Commando des Komthurs Gotthard Kettler. Am 31. Januar 1559 rückte ein Theil der feindlichen Armee von Dünamünde, Neuermühlen und Bichern her gegen R. an, und lagerte sich längs dem Mühlgraben, der rothen Düna und Stintsee. 500 Mann wagten den Tag darauf einen Ausfall, der aber ohne Folgen blieb, da man zu schwach war. Des folgenden Tages ward in der Stadt Lärm geschlagen und mit allen Glocken geläutet, als ob ein großer Ausfall unternommen werden sollte. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht vom Anzuge des Herzogs Christian von Mecklenburg, was die Russen so einschüchterte, daß sie die Belagerung aufgaben, und sich nach Kurland zurückzogen.

Angriff der Schweden unter dem Herzoge Karl von Südermannland 1601.

Der König Sigismund von Polen, welcher von 1592 bis 1599 auch die schwedische Krone getragen hatte, wurde derselben wegen Begünstigung des Katholicismus von den Schweden im letztgenannten Jahre für verlustig erklärt. Sein Gegner war sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, nachheriger König Karl IX. Es kam zum Kriege, und das unglückliche Liefland war wie gewöhnlich der Schauplatz. Der Herzog wollte Esthland nicht bloß bei Schweden erhalten, sondern auch Liefland von Polen losreißen. Mit dem größten Theile des Landes gelang es ihm; doch R. blieb seinem Könige treu. Der Herzog forderte durch Abgeordnete die Stadt zwei Mal auf; den ersten Unterhändler begnügte man sich unverrichteter Sache abreisen zu lassen, den zweiten schickte man als Gefangenen nach Polen. Hierüber aufgebracht, beschloß Herzog Karl, die Stadt durch Gewalt zu unterwerfen. Die ersten Versuche wurde von der Seeseite gemacht. Im Monat Juni erschienen einige Schiffe und Scheerenbote, welche jedoch nur längs dem Ufer der Düna plünderten und raubten. Den 4. Juni langte Herzog Karl und Graf Johann von Nassau-Dillenburg, welcher dem Herzoge einige Fahnen deutsches Fußvolk zugeführt hatte, mit 17 Schiffen in der Düna an, denen den 1. August noch 13 andere mit schwedischen Truppen und Kriegsvorräthen folgten. Indessen war der Commandant von



Kriegsvorräthen folgten. Indessen war der Commandant von Wenden, Georg Farensbach, mit 1200 M. wohlausgerüsteter Deutschen und Schotten bei R. angekommen, ließ die Befestigungswerke der Stadt an mehreren Orten verbessern, und bezog vor derselben ein Lager, um die Armee des Herzogs zu beobachten. Am 14. August ging er mit seinen Truppen über die Düna, ließ in Eile eine Schanze aufwerfen, und begann mit zwölf schweren Geschützen, auf die vor Anker liegenden schwedischen Schiffe zu feuern, bohrte eins derselben in Grund, und zwang die übrigen, die Anker zu lichten und in See zu stechen. Hierauf kehrte er nach R. zurück, wo indeß Herzog Friedrich von Kurland mit einigen deutschen Truppen angekommen war. Inzwischen waren die polnischen Truppen unter dem Generale Chockiewicz, welche Ronneburg belagert hatten, durch die Schweden zu Aufhebung der Belagerung gezwungen worden, hatten sich unter die Kanonen von R. zurückgezogen, und flohen, von den Schweden verfolgt, in Unordnung über die Düna nach Polen. Als der Herzog Karl Kunde von der bei den Polen eingerissenen Desertion erhielt, ließ er am 30. August eine bedeutende Anzahl Truppen landen, welche die Rigaischen Vorposten theils niederhieben, theils gefangen nahmen, eine von Farensbach's Truppen auf dem Kobbesberge besetzte Schanze erstürmten, und mehrere Häuser in der Vorstadt in Brand steckten.

Da der Feind immer näher rückte, so fand man für gut, die Vorstadt anzuzünden, und die Bäume um die Stadt niederzuhauen. Den 7. September faßten die Schweden Posto auf Devels Holm, warfen daselbst eine Schanze auf, und fingen am 9. an, aus selbiger die Stadt zu beschießen. Das Feuer wurde aus einer Batterie von zehn Stücken kräftig erwidert, aber ohne sonderliche Wirkung, da sich die Schweden durch Brustwehren und Schanzkörbe hinlänglich gedeckt hatten. Bei Anlegung einer zweiten Schanze und Eröffnung der Laufgräben verloren jedoch letztere durch häufige Ausfälle aus der Stadt viele Leute. Am 15. Septbr. machten die Schweden einen Versuch, die Stadt mit glühenden Kugeln zu beschießen, aber ohne Erfolg. Plötzlich, am 16. früh, brachen die Schweden ihr Lager ab, ließen eine große Anzahl Kranker zurück, und schifften sich Tages darauf auf der vor Dünamünde liegenden Flotte ein. In R. konnte man sich diesen plötzlichen Aufbruch nicht erklären, bis man erfuhr, daß Herzog Karl die Nachricht vom Anmarsche einer polnischen Armee unter den persönlichen Befehlen des Königs Sigismund und des Großkanzlers Johannes Zamoiski erhalten hatte. Zur Belohnung für die Treue, welche die Stadt bei dieser Gelegenheit bewiesen, ward ihr 1603 auf dem Reichstage zu Krakau eine Erhöhung ihrer Einkünfte angewiesen.

Angriff der Schweden 1605.

Karl IX. von Schweden hatte die Unternehmungen nicht aufgegeben, die ihm als Herzoge von Südermannland mißglückt waren. Schon im Monate April 1605 erschien eine Flotte von 14 schwedischen Kriegsschiffen im Meerbusen von R., welche den 5. desselben Monats 25 holländische Kauffahrer wegnahmen, und nach Pernau brachten. Am 1. August langte König Karl selbst mit 40 Schiffen und 10,000 M. bei Dünamünde an, und übertrug dem Grafen Joachim Friedrich von Mannsfeldt die Berennung der Stadt, welcher am 3. August auf den Sandbergen vor der Stadt sein Lager aufschlug. Die Besatzung machte am folgenden Tage einen Ausfall, wurde aber mit ansehnlichem Verluste zurückgetrieben, worauf die Schweden die Vorstadt abbrannten.

Am 18. August langte Herzog Friedrich von Kurland mit 400 Reitern

und 600 M. Infanterie bei R. an und lagerte sich auf dem Heermeisterholme. Der Graf von Mannsfeldt sendete hierauf einen Trompeter an die Stadt, mit dem Verlangen, den Herzog nicht einzunehmen, sondern sich dem Könige von Schweden zu ergeben. Der Abgesandte erhielt die männliche Antwort: „Aepfel und Birnen gäbe man wohl weg, aber nicht eine Stadt wie R.“ Hierauf wurde Alles, was um die Stadt herum noch stand, weggebrannt. In der folgenden Nacht unternahm Mannsfeldt zu Wasser und zu Lande einen Angriff. Seine Fahrzeuge sollten sich der Galeeren- und Scheeeenböte der Festung bemächtigen, und ein Theil der Landarmee gleichzeitig das Sandthor forciren. Beides mißglückte. Ein neuer Versuch, den zweiten Tag darauf, ward durch einen starken Regen fruchtlos gemacht. Während dessen hatte der König in Pernau seine Armee verstärkt, langte in Begleitung eines Herzogs von Lüneburg und des Gouverneurs von Esthland vor R. an, lagerte sich gegen 15,000 M. stark bei der Vogelstange, und ließ des folgenden Tages (den 14. September) die Stadt nochmals zur Uebergabe auffordern. Nach erhaltener abschläglicher Antwort schloß er die Stadt ein, ließ die Laufgräben eröffnen, mehrere Schanzen aufwerfen, und auf den Ruinen der schon früher zerstörten Gertrudenkirche eine Batterie errichten. Die Besatzung unternahm jetzt zwei Ausfälle, fügte den Schweden beträchtlichen Verlust zu, und verbrannte alle noch stehenden Gebäude der Vorstadt, wo sich die Belagerer etwa festsetzen konnten. Seiten der Schweden wurden hierauf alle Anstalten zum Sturm getroffen, und die Belagerten ergriffen alle mögliche Vorsichtsmaßregeln, als König Karl plötzlich die Belagerung aufhob. Er hatte Nachricht erhalten, daß der polnische Feldherr Chockiewicz mit einer Armee am 25. Septbr. bei Yrkül drei Meilen von R. angekommen war, brach deßhalb am 26. früh, mit Zurücklassung weniger Mannschaft in den Laufgräben, aus dem Lager vor R. auf, und marschirte die ganze Nacht hindurch bis nach Kirchholm (s. d.), woselbst es den Tag darauf zur Schlacht kam, in welcher Karl gänzlich geschlagen wurde. Noch vor dem unglücklichen Ausgange des Treffens war das schwedische Lage vor R. von den Belagerten bereits geplündert, und die Laufgräben zugeworfen worden. Der König schiffte sich mit dem Ueberreste seiner Truppen in Pernau ein, und die Polen hielten in die nun entsetzte Stadt den 28. September ihren Einzug. (Vergl. Die Vorzeit Liefflands, von G. Merkel, 2. Bd., Berlin, 1799. — Russow, Chronik der Provinz Liefland ꝛc., Rostock, 1578. — Kelchen, Liefländische Historien ꝛc., Reval, 1695. — Thomas Hiärns Esth-, Lief- und Lettländische Geschichte, Mitau, 1794. — Olof's, von Dalin, Geschichte des Reiches Schweden, übersetzt von J. L. Dähnert, 3. Thl. Rostock, 1763.) Gtz.

Belagerung und Einnahme durch die Schweden im Jahre 1621.

Der zwischen Gustav Adolph und König Sigismund von Polen nach langem Wortstreite ausgebrochene Krieg, veranlaßte den jungen schwedischen König zu einer Landung an Polens Küste, welche die Einleitung zu ferneren Unternehmungen im Innern des Landes werden sollte. Riga, als Waffen- und Handelsplatz von doppelter Wichtigkeit, war das nächste Ziel der Operationen des Königs. Er landete mit einer beträchtlichen Flotte, welche 22,000 Mann Infanterie, 2000 Reiter und zahlreiches Feldgeschütz an Bord hatte, den 1. Juli 1621 bei Mühlgrab, ließ hierauf die Kriegsschiffe bei Fort Dünamünde vor Anker gehen, und dasselbe heftig beschießen. Nach der Eroberung des Forts bemächtigte sich der König auch des Hafens, und schnitt der Festung alle Verbindung mit der See ab. — Die Landtruppen

hatten ſich inzwiſchen auch genähert, und ſchloſſen die Feſtung von allen Seiten ein. Der König hatte zu dieſem Behufe ſeine Truppen in fünf beſondere Corps getheilt. Das erſte, von ihm ſelbſt befehligt, beſtand aus 6000 Mann Infanterie und 800 Reitern, das zweite, unter General de la Gardie, aus 4500 Mann Infant. und 300 Reitern, das dritte, unter Oberſt Wrangel, aus 3000 Mann Infant. und 700 Reitern, das vierte, unter Oberſt Seaton, aus 2500 Mann Infant. und 200 Reitern. Ein fünftes Corps von 6000 Mann lagerte in der Nähe der Flotte, und unterhielt die Verbindung mit derſelben. — Die Feſtungswerke von Riga waren damals in gutem Zuſtande, die Beſatzung beſtand aus alten verſuchten Soldaten, und die Bürgerſchaft war entſchloſſen, die Vertheidigung auf's Aeußerſte zu treiben, weil Sigismund, obgleich zu derſelben Zeit von einem mächtigen Einfalle der Türken bedroht, ſchleunige Hilfe verſprochen hatte. Unter ſolchen Umſtänden mußte Guſtav Adolph mit Vorſicht zu Werke gehen. Er ließ daher ſogleich Contra- und Circumvallationslinien aufwerfen, und ergriff ſelbſt Hacke und Schaufel, um durch ſein Beiſpiel die Soldaten zu ermuntern, und die Arbeiten zu beſchleunigen. Die Außenwerke waren bald in der Gewalt der Schweden; aber die Ueberſchreitung des Hauptgrabens bot ſehr große Schwierigkeiten dar. Der König ließ deßhalb eine fliegende und bedeckte Brücke bauen, während die Bollwerke tüchtig beſchoſſen wurden. Der erſte Verſuch, den Graben mittelſt dieſer Brücke zu überſchreiten, mißlang gänzlich, und koſtete viel Menſchen; die Brücke ward von den Belagerten zerſtört. Während die Schweden an Herſtellung einer neuen Brücke arbeiteten, mußten die Mineurs ihre Thätigkeit entwickeln. — Noch waren die Anſtalten zum zweiten Sturme nicht beendigt, als Fürſt Radzivil mit 14,000 Polen zum Entſatz anrückte; er fand jedoch die Schweden ſo gut verſchanzt, und die Verſchanzungen ſo gut vertheidigt, daß er bald unverrichteter Sache wieder abzog. — Nachdem der König die Feſtung mehrmals vergeblich zur Uebergabe hatte auffordern laſſen, befahl er, ſie ohne alle Schonung zu bombardiren. Die Zerſtörung war bedeutend, und da außerdem mehrere Hauptwerke bereits minirt waren, und die Hoffnung auf Entſatz immer mehr verſchwand, ergab ſich die Feſtung nach 6wöchentlicher Belagerung den 15. Septbr. mittelſt Capitulation. — Die nächſte Folge war die Einnahme von Mitau. Riga wurde nun zum Hauptwaffenplatze eingerichtet, und iſt bis 1710 in der Gewalt der Schweden geblieben. (Quellen wie bei Guſtav Adolph.) Pz.

Ereigniſſe während des Feldzugs von 1812 vor Riga und an der untern Düna beim 10. Corps, auf dem äußerſten linken Flügel der großen franzöſiſchen Armee.

Dieſes ungefähr 30,000 M. ſtarke Corps, befehligt vom Marſchall Macdonald, Herzog von Tarent, beſtand aus zwei Diviſionen, wovon die eine General Grandjean (3 polniſche, 1 bairiſches, 1 weſtphäliſches Infanterieregiment, 16 Bat., und außer den Regimentsgeſchützen zwei polniſche reitende Batterien) 10,000 M., die andere, das preußiſche Hilfscorps, General der Infanterie von Grawert, 20 Bat., 16 Schwadr. und 60 Geſchütze, 20,000 M. zählte. Zu derſelben Zeit, als Napoleon mit dem Hauptheere bei Kowno (ſ. d.) den Niemen überſchritt, ging es, und zwar am 23. und 24. Juni bei Tilſit über die Memel, und betrat den 28. das ruſſiſche Gebiet. Während der Marſchall ſelbſt mit der Diviſion Grandjean ſich nach Jakobſtadt aufwärts an die Düna wendete, um die Verbindung mit der großen Armee zu erhalten, und nach Umſtänden gegen die ruſſiſche Hauptmacht bei Driſſa mitzuwirken (ſ. Polozk), wurde Grawert's Marſch

auf Mitau und Bauske gerichtet, welchen Ort das preußiſche Corps am 18. Juli erreichte. Am 19. früh wurde eine Floßbrücke über die Aa geſchlagen, auf deren rechtes Ufer übergegangen, und gegen Eckau vorgerückt. Der ruſſ. General Eſſen, welchem mit ungefähr 12,000 M. die Vertheidigung von Riga und Dünamünde übertragen war, entſendete, um ſich noch vor erſtgenannter Feſtung zu behaupten, den General Löwis mit 8 Bat., 4 Schwadr., 10 Geſchützen und einigen Hundert Koſaken nach Eckau. Die von hier aus auf der Straße nach Bauske vorgehende ruſſ. Reiterei traf auf die preuß. Vorhut, mußte ihr weichen, und es entſpann ſich bei dem Dorfe und Schloſſe Eckau ein ſehr hartnäckiges Gefecht, in deſſen Folge die Ruſſen über die Eckau nach Dahlenkirchen zurückgehen mußten, und eine Fahne, ſo wie über 300 M. an Gefangenen verloren. Tages darauf, am 20. Juli, wo der preuß. linke Flügel, von Konſtantinowitz kommend, in Mitau eintraf, ging der rechte über die Miſſa vor, und am 23. bezogen die Preußen eine Stellung zur nähern Einſchließung und Beobachtung von Riga. Der rechte Flügel unter Oberſtlieutenant Horn ſtand bei Dahlenkirchen, die Mitte bei Peterhof und Hof Olai; ihre Vorpoſten in Staffeln hinter einander auf dem Damme, der von Alai aus durch einen ſumpfigen Bruch nach Riga führt. Der linke Flügel unter Oberſt Jeanneret beſetzte Schlock auf dem linken, St. Annen auf dem rechten Ufer der Aa. Dieſe Vorrückungen, deren Kunde ſehr vergrößert nach Riga gelangte, ließen den Gouverneur einen allgemeinen Angriff fürchten, und veranlaßten ihn, am 24. die Vorſtädte anzuzünden. — General Grawert forderte am 28. die Feſtung zur Uebergabe auf, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. — Marſchall Macdonald war am 21. Juli in Jakobſtadt eingetroffen, hatte daſelbſt eine Brücke über die Düna ſchlagen laſſen, und ſofort ein Regiment nach Dünaburg entſendet, das von den Ruſſen ſchnell geräumt wurde. Erſt am 1. Auguſt verlegte er ſein Hauptquartier nach Dünaburg, um ſich dem Marſchalle Oudinot bei Polozk zu nähern, ließ aber zuvor die Brücke bei Jakobſtadt abbrechen. General Eſſen glaubte, die Preußen würden ſich nicht gern mit den Ruſſen ſchlagen, und wollte ihnen daher einen Vorwand zum Rückzuge geben. Ihre Schwäche, die ihm bekannt war, und ihre durch Sümpfe getrennte Aufſtellung ließ übrigens den günſtigen Erfolg eines ernſten Angriffs hoffen. Er begann damit, daß er am 5. Auguſt den Poſten in Schlock vertreiben, den von St. Annen bis Kliwenhof zurückdrängen ließ, und unterſtützte ſein Vorgehen auf beiden Ufern der Aa durch Kanonenböte auf derſelben. Tages darauf, wo auch die Vorpoſten der preuß. Mitte bei Olai angegriffen wurden, befand ſich das preuß. Corps in folgender Aufſtellung. Der linke Flügel, 5 Bat., 5 Schwadr., 2 Batterien unter Generalmajor von Kleiſt, bei Zennhof, Mitau und an der Aa; die Mitte 6 Bat., 4 Schwadr., 2 Batterien unter G.Lt. von Maſſenbach bei Olai; der rechte Flügel, 3½ Bat., 2 Schwadr., 1 Batterie unter Oberſtlieutenant von Horn bei Dahlenkirchen. Die übrigen Truppen waren theils noch zurück in Memel unter G.Lt. von York, oder befanden ſich noch auf dem Marſche von da nach Mitau. Am 7. Auguſt unternahm General Kleiſt mit dem linken Flügel eine Angriffsbewegung auf beiden Ufern der Aa, wodurch die Ruſſen nach einigem Widerſtande bei Wollgund und Kliwenhof ſammt ihren Kanonenböten, die ein lebhaftes Feuer aushalten mußten, zum Rückzuge nach Riga genöthigt wurden. Sie verließen am 9. Auguſt auch Schlock, das von Neuem durch die Preußen beſetzt ward, während die Vorpoſten auf dem rechten Ufer der Aa nur bis Kanlzeem vorgeſchoben wurden. General Grawert erkrankte und ging nach Memel

zurück, und der von dort herbeieilende bisherige zweite Befehlshaber, G.Lt. von York, übernahm am 13. Auguſt das alleinige Commando des Corps. — Zu dieſer Zeit war die Garniſon von Riga verſtärkt worden, und konnte auf 14,000 Streitfähige angeſchlagen werden. Vor dem Hafen von Dünamünde kreuzte eine engliſche Flottille, welche die Küſte bei Schlock und Tuckum unſicher machte, während die Kanonenböte die Ufer der Aa beunruhigten. Zwar hatte Marſchall Macdonald verſprochen, mit der Diviſion Grandjean bald ſelbſt die Preußen zu unterſtützen, auch war der gegen Riga beſtimmte Belagerungspark von 130 Feuerſchlünden im Anzuge; und man glaubte ferner, das bei Tilſit geſammelte 9. Armeecorps ſei ebenfalls beſtimmt, vor Riga oder an der unteren Düna gebraucht zu werden; allein dieſes Corps blieb Anfangs ſtehen, wurde dann nach Smolensk berufen (ſ. Smoliany), und die Preußen, in drei Theile geſpalten, deren jeder einzeln von den Ruſſen angegriffen werden konnte, ohne von dem andern unterſtützt werden zu können, blieben ſich ſelbſt überlaſſen. — General Eſſen, von der Lage des Gegners und der Annäherung des Belagerungsparkes unterrichtet, beſchloß, das preuß. Corps wo möglich hinter die Aa zurückzutreiben; allein das Unternehmen verzögerte ſich bis zum 22. Auguſt. An dieſem Tage brach er in 4 Colonnen auf. Die erſte unter dem Oberſten Clemens war gegen St. Annen und Schlock, die zweite unter General Wiliaminow gegen Olai beſtimmt; beide, ungefähr 3000 M. ſtark, ſollten nur demonſtriren, und des Feindes Aufmerkſamkeit von ſeinem rechten Flügel ableiten. Die dritte und Hauptcolonne, über 3000 Mann, vom General Löwis geführt, verfolgte den Weg nach Dahlenkirchen; die vierte endlich, 1500 M. unter dem Oberſten Ekeln, ſollte, dem rechten Dünaufer folgend, bei der Inſel Dahlen auf das linke übergehen, und der Hauptangriff war ſomit gegen den preuß. rechten Flügel gerichtet, der von beiden Seiten umgangen und von der Mitte getrennt werden ſollte. Der preuß. Oberſt Horn hatte den Befehl, den Poſten bei Dahlenkirchen möglichſt lange zu behaupten. Er mußte daher den günſtigen Zeitpunct, mit ſeiner ſchwächeren Truppe den Rückzug anzutreten, vorbeigehen laſſen, und abwarten, bis die Abſicht des Feindes ihm klar wurde. Zwar hatte dieſer beim Uebergange von der Inſel Dahlen nach dem linken Dünaufer mit Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte ſelbſt die beiden Geſchütze, die er mit ſich führte, auf der Inſel zurücklaſſen; allein dennoch war ſein Andringen gegen beide Flügel des Oberſten Horn ſo ſtark, daß dieſer ſeinen Rückzug nach Plakan nicht ohne Verluſt ausführen konnte, ein Verluſt, der durch die Tapferkeit eines Theiles ſeiner Truppen, der dem Befehle zum Rückzuge nicht augenblicklich Folge leiſtete, noch vermehrt wurde, und an Todten, Verwundeten und Vermißten in 26 Offic. und 775 M. beſtand. Das energiſche Feuer der preußiſchen Artillerie hinderte die Ruſſen, den Oberſten Horn bis gegen Plakan zu verfolgen, wo er ſich wieder aufſtellte. Der Erfolg des Angriffs der zweiten Colonne gegen Olai war kein günſtiger; die Ruſſen mußten, ohne nur die preuß. Vorpoſten aus ihrer Stellung verdrängt zu haben, mit Verluſt von 250 Gefangenen und lebhaft verfolgt, gegen Riga zurückeilen. — Die Vorpoſten des preußiſchen linken Flügels hatten, da wiederum Kanonenböte auf der Aa die ruſſ. Truppen begleiteten, Schlock räumen, und gegen Tuckum, auf dem rechten Ufer aber bis Kliwenhof und Wollgund zurückgehen müſſen. Der Feind folgte dort nur bis Rappezeem, hier bis Kalnzeem, und die Preußen bezogen am 23. wieder ihre frühere Aufſtellung; nur Schlock wurde erſt am 24. von den Ruſſen verlaſſen, und von den Preußen beſetzt. Auch bei Dahlenkirchen hatten die Ruſſen einen Angriff, den Oberſt Horn am

26. Auguſt unternehmen ſollte, um ſich dieſes Poſtens wieder zu verſichern, nicht abgewartet, ſondern waren bei deſſen Annäherung abgezogen. Dennoch beunruhigten ſie die Feldwachen unaufhörlich, weßhalb der preuß. rechte Flügel nach Tomoſchna und Katharinenhof, und ſeine Feldwachen auf die Höhe von Dahlenkirchen zurückgezogen wurden. Auf dieſer Seite folgten nun faſt tägliche Vorpoſtengefechte, und ruſſiſche im Rücken von Dahlenkirchen über die Düna gehende Entſendungen, machten die Verbindung zwiſchen dem Oberſten Horn, Bauske und Friedrichſtadt, wohin eine Brigade der Diviſion Grandjean entſendet worden war, fortwährend unſicher. Die Preußen dagegen legten zur Deckung der Gegend von Mitau und Bauske und des dort nach und nach eintreffenden Belagerungsparkes mehrere Brückenköpfe an der Eckau und Aa, bei Paulsgnade, Zennhof und Sillgruß, und Verpfählungen in letztgenanntem Fluſſe an, um den Kanonenböten die Annäherung an Mitau zu wehren. Die Vertheilung der preuß. Truppen war Ende September folgende: der rechte Flügel bei Dahlenkirchen, Tomoſchna und Plakan (Oberſt Horn mit 5 Bat., 5 Schwadr., 1 Batterie); die Mitte bei Olai (G.Lt. Maſſenbach mit 6½ Bat., 2 Schwadr., 3 Batterien; der linke Flügel bei Zennhof und Kalnzeem (Generalmajor Kleiſt mit 6 Bat., 6 Schwadr., ½ Batterie). In Schlock ſtand 1 Bat., in Mitau 1 Bat., ½ Batterie; in Memel befanden ſich noch 2 Batterien. Der ausrückende, gegen den Feind verwendbare Stand des Corps betrug 14,000 M. mit 44 Geſchützen.

Während Marſchall Macdonald noch immer in Dünaburg unthätig blieb, obgleich Wittgenſtein ihn (ſ. Polozk) nur beobachten ließ, traf vom 20—22. September in Riga ein Theil des bis dahin in Finnland geſtandenen ruſſ. Corps, 10,000 M. unter General Steinheil, ein. Dieſe Truppen waren zwar nicht beſtimmt, in Riga zu bleiben; allein der General Eſſen erlangte doch momentan ein Uebergewicht, und die Offenſive verſprach, namentlich wegen der getrennten Aufſtellung der Preußen, einen glücklichen Erfolg. Sein Plan war zuvörderſt, den preuß. rechten Flügel durch General Steinheil bis hinter die Eckau und nach Schönberg zurückzudrängen, ſodann, wenn York mit der Mitte über die Brückenköpfe bei Zennhof ꝛc. ſich zurückgezogen, den General Löwis auf dem geraden Wege von Olai über Peterhof, Garoſſenkrug und Annaburg vorzuſenden, und den Belagerungspark bei Ruhenthal, den er völlig bloßgegeben wähnte, aufzuheben. Gleichzeitig ſollten einige Bataillone die Preußen in den Brückenköpfen beſchäftigen, und Kanonenböte auf der Aa vorgehen, um ihre Aufmerkſamkeit nach Mitau zu lenken. 18,000 M. wurden zu dieſen Unternehmungen, und zwar 12,000 unter den Generalen Steinheil und Löwis, 6000 unter General Eſſen gegen Mitau verwendet. — Als jedoch am 26. September Oberſt Horn mit Uebermacht vom General Steinheil angegriffen, und genöthigt wurde, ſeine Vorpoſten von Dahlenkirchen nach Tomoſchna zurückzuziehen, errieth General York die Abſicht der Ruſſen, befahl ſeinem rechten Flügel, hinter die Miſſa, und wenn er auch da angegriffen würde, nach Eckau zurückzugehen, und ließ die Truppen der Mitte von Olai rückwärts nach dem Garoſſenkruge aufbrechen. Er entſendete zugleich weit über die Vorpoſten hinaus eine ſtarke Recognoſcirung, die den Feind bis an den nach Riga führenden Damm zurückwarf, und ihm einige Kanonenſchüſſe nachſchickte. Der linke Flügel erhielt Befehl, ſich zum Rückzuge bereit zu halten, das in Schlock ſtehende Bat. an ſich zu ziehen, und zwei Schwadronen der Mitte beim Garoſſenkruge zuzuſenden. Oberſt Hünerbein endlich erhielt die Weiſung, mit ſeiner Brigade von Friedrichſtadt aus ſofort zum preuß. Corps

zu ſtoßen. Am Morgen des 27. Septembers ließ York ſeine Truppen vom Garoſſenkruge nach Eckau aufbrechen, und bei Neuſorgen, eine halbe Stunde davon, Stellung nehmen, um ſich dort mit dem Oberſten Horn zu verbinden, der eben bei Eckau, vom Feinde langſam verfolgt, den Fluß gleiches Namens überſchritten hatte, und den weitern Rückzug nach Bauske vorzubereiten. General Maſſenbach deckte dieſe Vereinigung mit 9 Schwadronen und 2 reitenden Batterien, und man ſah jetzt den General Steinheil, überraſcht, ein bedeutendes feindliches Corps vereinigt zu finden, das ſeinige von Eckau aus nach und nach entwickeln, ohne jedoch zu einem ernſten Angriffe zu ſchreiten. — Um nicht von dem Belagerungsparke abgeſchnitten zu werden, ſetzte York beim Sinken des Tages den Rückzug fort, und lagerte die Nacht bei Bauske hinter der kleinen Memel. — York, feſt entſchloſſen, den Belagerungspark bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, aber auch überzeugt, hierzu aller ſeiner Kräfte zu bedürfen, ließ am 28. Sept. die Brücke bei Bauske abbrechen, marſchirte nach Ruhenthal, und befahl dem Generale Kleiſt, Mitau und die Brückenköpfe an der Eckau zu räumen, und zu ihm zu ſtoßen. Maſſenbach's Nachhut deckte den Marſch bei Barnamünde gegen den bis über die Muſcha nachfolgenden Feind. Die Stellung, welche die Preußen am Abende bei Ruhenthal bezogen, war eine ſehr ſonderbare. Der ohne alle Ordnung auf einer Ebene aufgefahrene, ohne Beſpannung ſich befindende Park, wurde durch das ihm beigegebene Sappeurbataillon der Inſel Elba ſo aufgeſtellt, daß 45 Zwölfpfünder ein hinten offenes Quarré bildeten, und in jede vordere Ecke deſſelben eine 25pfündige Haubitze zu ſtehen kam; einige andere Haubitzen gleichen Kalibers wurden einzeln auf die Hauptzugänge der Stellung vertheilt. Die Sattelwagen mit den ſchweren Kanonen und Mörſern ſchloſſen als Barrikade das Viereck. Die in Haufen gelegenen Kugeln wurden vor der Front ausgebreitet. Zwei Magazine mit 5000 Ctr. Pulver, 1000 Schritt vom Parke entfernt, ſollten bei einem ernſten Angriffe durch Granatwürfe angezündet werden, was für Freund und Feind gleich verderblich geweſen wäre. Die Truppen mit den Feldgeſchützen wurden rückwärts zu beiden Seiten des Viereckes aufgeſtellt; die Nachhut rückte bei ihnen ein; als Deckungen blieben nur noch eine Schwadron in Bornamünde, eine andere gegen Gräfenthal, und an der ſchon früher bei Meſſothen über die Aa geſchlagene Floßbrücke, 4 Bat., 2 Schwadr., ½ Batterie, ſo wie vier franz. Zwölfpfünder aufgeſtellt.

Am 29. September früh 7 Uhr traf General Kleiſt in der Stellung des Corps ein. Er hatte Nachmittags zuvor Mitau verlaſſen, und war über Seſſau marſchirt. Um 10 Uhr kam die Meldung, daß Oberſt Hünerbein in Zerraxt eingerückt ſei. Vom Feinde hatte man jedoch keine weitern Nachrichten, als daß zwei ſtarke Corps, das eine in der Höhe von Gräfenthal auf dem rechten Ufer der Aa, das andere dieſſeits Bauske ſtehe. General York entwarf hierauf den Plan, bei Meſſothen über die Aa zu gehen, den General Steinheil, der von Eckau gegen Zoden zurück ſein ſollte, nur durch eine Vorhut und den Oberſten Hünerbein beſchäftigen zu laſſen, mit allen übrigen Truppen aber über den General Löwis bei Gräfenthal herzufallen. Dieſer General war, anſtatt am 27., wie der erſte Plan beſagte, erſt am 28. September von Riga abmarſchirt, und Abends bei Gräfenthal angelangt. Steinheil hatte, ihn erwartend, an dieſem Tage das preuß. Corps auch nur durch Abtheilungen bis jenſeits Bauske verfolgen laſſen, und beabſichtigte daſſelbe, bei Meſſothen feſtzuhalten, während Löwis am 29. Abends bei Gräfenthal über die Aa ſetzen, und durch die daſigen Wälder dem Parke in den Rücken gehen ſollte. York's am 29. um 2 Uhr Nach-

mittags beginnende Vorrückung vereitelte dieſen Plan. Die Truppen waren zu ſelbiger folgendermaßen vertheilt: Vorhut, Oberſt Jeanneret mit 5 Schwadr., 5 Bat., 1 reitende Batterie; rechte Colonne, G.Lt. Maſſenbach mit 4 Bat., 1 Schwadr., 2 Batterien; linke Colonne, General Kleiſt mit 5 Bat. 2 Schwadr., 1½ Batterie; Reſerve, Oberſt von Raumer mit 4 Bat., 2 Schwadr., 1 Batterie. Die Vorhut hatte, nachdem ſie bei Meſſothen über die Aa gegangen, die feindlichen Vorpoſten vor ſich hergetrieben. Gegen 5 Uhr aber kam von der gegen Gräfenthal aufgeſtellten Schwadron die Meldung, der Feind breche von da, alſo bereits auf dem linken Ufer der Aa, mit vieler Infanterie hervor. York, der dieß nur für eine Recognoſcirung hielt, befahl dem General Kleiſt ihm entgegenzugehen, und ihn wieder über den Fluß zurückzuwerfen. Die Vorhut ſetzte indeſſen die Verfolgung des Feindes fort, und trieb denſelben von Gehöft zu Gehöft bis in den Wald. Bei eintretender Dunkelheit nahm Oberſt Jeanneret beim Koſakenkruge Stellung, und ſetzte Vorpoſten aus. Die rechte Colonne war ihm gefolgt, wurde aber, zur Deckung der Brücke, in deren Nähe wieder zurückgezogen. Bei der linken Colonne wurde indeſſen das Feuer immer heftiger. Sie war bei dem Dorfe Kiopen auf den von Gräfenthal kommenden Feind geſtoßen, hatte ihn, obgleich es bereits dunkelte, lebhaft angegriffen, und aus dem Dorfe geworfen. Drei friſche ruſſ. Bataillone, die bisher hinter demſelben geſtanden, und nun es wieder einzunehmen ſuchten, wurden ebenfalls zurückgeſchlagen; ein neuer Angriff auf das Dorf aber dadurch vereitelt, daß Oberſt Raumer mit der Infanterie der Reſerve, die York, ſogleich nach dem Uebergange bei Meſſothen, zur Unterſtützung des linken Flügels an der Aa herabgeſendet, am jenſeitigen Ufer eintraf. Er watete trotz des ſteinigen Bodens und der Tiefe des Waſſers ſogleich durch den Fluß; aber nur ſeine Blänkerer kamen noch zum Schuſſe gegen die bereits abziehenden Ruſſen, die 300 Gefangene verloren. Eine Verfolgung war wegen der eingebrochenen Nacht nicht möglich. — Bauske war immittelſt vom Oberſten Hünerbein beſetzt, und von da bis Karlshof kein Feind gefunden worden. Dieß bewog den General York, für den 30. Sept. eine weitere Verfolgung der Ruſſen anzuordnen. Die Vorhut, von welcher die Hälfte der Infanterie mit einiger Reiterei zur Beobachtung des gegen Eckau zurückgezogenen Generals Steinheil ſtehen blieb, marſchirte, durch ein Infanterieregiment der Reſerve verſtärkt, mit Anbruch des Tages auf Annaburg, und traf eine Stunde vor Schlockhof auf den Feind. Nach kurzem Geſchützfeuer ließ Oberſt Jeanneret ſein Fußvolk angreifen. Die Ruſſen wichen Anfangs zurück, gingen dann aber mit 3 Bat. zum Angriffe über, wurden jedoch von einigen preuß. Schwadronen in die Flanke genommen, und zum großen Theil gefangen. Die zu ihrer Befreiung herbeieilende ruſſ. Cavalerie wurde zurückgewieſen. Gleichzeitig war General Kleiſt mit ſeinen Truppen und der Reſerve gegen Gräfenthal aufgebrochen (Maſſenbach ging über die Aa zurück, und folgte ihm), hatte dieſen Ort und das linke Ufer von den Ruſſen verlaſſen und ſie jenſeits bei Sallgallen aufgeſtellt gefunden. Er brachte das feindliche Geſchütz ſehr bald zum Schweigen, und ließ eine Abtheilung durch die Aa gehen, wo ſie ſich mit der unterdeſſen herangekommenen Vorhut vereinigte. Eben wollte man hier, die Erſchütterung des Feindes benutzend, gemeinſchaftlich deſſen Verfolgung fortſetzen, als York ſie einzuſtellen befahl, weil er die Nachricht erhielt, daß Mitau geſtern vom General Eſſen beſetzt worden ſei, während er Eckau noch in den Händen Steinheil's, aber nicht wußte, ob Meſſothen vom Oberſten Hünerbein, ſeiner Anordnung gemäß, erreicht worden ſei. Bei der Ermüdung ſeiner

Truppen konnte er daher nicht wagen, zwiſchen den beiden ruſſ. Corps in Eckau und Mitau weiter vorzugehen, und ſo den kaum geretteten Belagerungspark, deſſen Sicherſtellung ſeine Hauptaufgabe war, wiederum bloßzuſtellen. Erſt Nachmittags, als man der Beſetzung des Ueberganges von Meſſothen ſicher war, wurden 3 Schwadronen, 1 Bat. dem Feinde nachgeſendet, der inzwiſchen eine Stellung hinter der Garoſſe bezogen hatte. Ihn aus dieſer zu vertreiben, gelang ſelbſt am andern Tage, 1. October, der geſammten Vorhut mit der ihr nachrückenden Brigade Hünerbein nicht, und erſt am Abende traten die Ruſſen hier den Rückzug gegen Riga an, wahrſcheinlich weil ſie den Marſch des ganzen preuß. Corps nach Mitau bemerkten. Dieſer war um 1 Uhr Mittags vom linken Ufer der Aa aus angetreten worden. Man fand Mitau bereits wieder geräumt. Am Morgen des 2. Octobers ſendete York mehrere Abtheilungen zur Verfolgung der Ruſſen aus, ohne ſie indeſſen erreichen zu können. Die Preußen bezogen daher eine Stellung hinter der Aa, um nach den großen Anſtrengungen einige Ruhe zu genießen. Die Brigade Hünerbein wurde nach Eckau entſendet, Mitau mit 4 Bat., die Brückenköpfe an der Aa und Eckau jeder mit 1 Bat. und dem nöthigen Geſchütze beſetzt, und 3 Bat. mit 1 Batterie an der Straße nach Tuckum aufgeſtellt; die Vorpoſten vorwärts der Eckau bei Kalnzeem, Kliwenhof, Zennhof, Dalbing. — Der Verluſt der Ruſſen vom 26. September bis 2. October betrug zwiſchen 4 und 5000 M., worunter 2500 Gefangene; der preuß. beſtand im Allgemeinen aus 42 Officieren, 1200 Mann.

Das Unternehmen des Generals Eſſen hätte leicht einen dem preuß. Corps und dem Kaiſer Napoleon ſelbſt ſehr verderblichen Erfolg haben können; allein die ruſſ. Generale zerſplitterten ihre Kräfte zu ſehr. York zeigte richtige Beurtheilung, und erwarb ſich großes Verdienſt, indem er die ſeinigen zur rechten Zeit vereinigte. Für die Ruſſen war der einzige günſtige Augenblick vorüber; denn General Steinheil mußte Riga bereits am 5. October verlaſſen, um ſich, ſeiner Inſtruction gemäß, Wittgenſtein zu nähern (ſ. Polozk). Der einzige Vortheil, welchen das Unternehmen gewährte, war daher der, die Aufmerkſamkeit des Marſchalls Macdonald vom Generale Wittgenſtein ab-, und auf Riga zu ziehen. Dieſer Feldherr, deſſen eben ſo lange verzögerter als verſprochener Aufbruch von Dünaburg, wo er bisher nur beobachtend geſtanden, Veranlaſſung zu der großen, nun glücklich abgewendeten Gefahr für den Belagerungspark gab, erhielt am 29. September die Meldung York's von derſelben. Er ließ 1 Infanterieregiment und 1 Schwadron in Dünaburg, 1 Regiment in und bei Jakobſtadt, und marſchirte am 30. September mit den übrigen Truppen bis Illurt. Auf dem weitern Marſche empfing er die Nachricht von dem Siege der Preußen, verlegte am 6. Octbr. ſein Hauptquartier nach Stelgen, einem Dorfe zwiſchen Mitau und Bauske, und ließ den General Grandjean mit einer Brigade ſogleich wieder bis Illurt, unweit der Düna, zurückkehren, und Jakobſtadt beſetzen. Nachdem er ſelbſt den Befehl über die Truppen von Riga übernommen, dehnte ſich das preuß. Corps wiederum von der Oſtſee bis Eckau aus, wo Oberſt Hünerbein mit einer polniſchen Brigade, Oberſt Horn mit 8 Bat., 5 Schwadr., 1 Batterie Preußen aufgeſtellt wurden. Die Polen dehnten ſich bis Friedrichſtadt aus, und mobile Colonnen unterhielten die Verbindung mit Jakobſtadt. Zwar ließ der Marſchall am 15. Octbr. das preuß. Corps wieder die alten Stellungen bei Tomoſchna, Olai und Zennhof einnehmen, auch die Vorpoſten wiederum wie früher vorſchieben; doch wurde eine engere Einſchließung Riga's auch jetzt noch theils durch

ſehr erſchwerte Verpflegung der Truppen, theils durch die bereits er-
ihnten Sümpfe und Wälder bei Olai unmöglich gemacht, und der Mar-
all ließ die vorgeſchobenen Abtheilungen am 21. October wieder an die
kau zurückgehen. Der Gedanke an eine Belagerung mußte völlig auf-
geben werden, und Macdonald begann bereits im October, den Belagerungs-
t zurückzuſchaffen. Seine Stellung blieb während dieſes Monates und
erſten Hälfte des Novembers dieſelbe, und die Unthätigkeit wurde nur
rch einzelne Vorpoſtengefechte unterbrochen, bei welchen Friedrichsſtadt von
Ruſſen genommen, aber auch bald wieder geräumt wurde. — Die
ſatzung Riga's war nach Steinheil's Abmarſche nur noch auf 8000 M. zu
ätzen; gleichwohl wagte der Gouverneur, General Paulucci, der an Eſſen's
telle getreten war, und deſſen Vorpoſtenlinie, nachdem die des 10. franz.
meecorps, wie erwähnt, zurückgezogen worden, von der Oſtſee ab über
chlock, an der Aa und Miſſa hin, und über Neugut und Tomoſchna
ch der Düna lief, auf dem linken Flügel ſtarke Abtheilungen nach Wall-
f und Friedrichſtadt vorzuſchieben. Macdonald beſchloß, dieſe gewagte Un-
nehmung zu beſtrafen, und beauftragte damit den General Bachelu, dem
die preußiſchen Truppen des Oberſten Horn und die polniſche Brigade
Oberſten Hünerbein, 8000 Mann, untergeben hatte. Dieſer General
ch am 15. Novbr. früh von Eckau auf, und trieb die Ruſſen von Bal-
nen, wo er Hünerbein zurückließ, über Tomoſchna nach Dahlenkirchen.
ie ruſſiſchen, von Neugut bis Friedrichſtadt entſendeten Abtheilungen, wa-
dadurch von der geraden Straße nach Riga völlig abgeſchnitten, und
ndeten ſich, da ſie auf dem Rückzuge dahin Thomsdorf bereits vom
erſten Hünerbein beſetzt fanden, nach Friedrichſtadt. Aber auch hier
ſich ihr Führer, General Löwis, von der preuß. Abtheilung des Generals
laſſenbach, der ſich der Stadt am 18. Abends durch Ueberfall wie-
rum bemächtiget hatte, zuvorgekommen, und entkam nur mit Mühe über
s Eis der Düna, das er mit Stroh und Brettern belegen ließ, bei dem
orfe Linden. Die Ruſſen verloren in den Tagen vom 16. bis 20. Nov.
1200 Gefangene; die Truppen des Marſchalls kehrten am 21. in ihre
ihere Aufſtellung, die Ruſſen ſodann ebenfalls in die ihre zurück. In
ſen Aufſtellungen blieben beide Theile, und die eingetretene Ruhe wurde
ederum nur durch kleine Vorpoſtengefechte geſtört. Während dieſer Zeit
r für die Verpflegung der Truppen, namentlich für das Pferdefutter,
r ſchlecht geſorgt. General York, überzeugt, daß dieß von den ſchlechten
ordnungen der franzöſiſchen Verpflegungsbeamten herrühre, beklagte ſich
ihalb ſehr ernſt bei dem Marſchalle, der eine beleidigende Antwort gab.
s geſpannte Verhältniß, in welchem beide Führer ſchon länger ſtanden,
rde dadurch nur vermehrt. Beide beklagten ſich in Wilna, und York
ichtete nach Berlin. — Mitte December zog Macdonald den bei Jakob-
t ſtehenden Theil der Diviſion Grandjean nach Bauske heran, und berei-
ſomit den völligen Abmarſch des 10. Armeecorps vor. Er befand ſich
der peinigendſten Unruhe. Zwar waren ihm Nachrichten der Abreiſe des
iſers Napoleon vom Heere und von der Zerrüttung deſſelben ſelbſt zuge-
mmen; allein ſie mochten theils die Wahrheit noch nicht ganz enthüllt
en, theils auch kamen ſie von dem Generale York, von dem ſie anzunehmen
Marſchall bei der obwaltenden Spannung unter ſeiner Würde hielt.
ß er dieſem Generale nicht mehr vertraute, daß zwei Drittel ſeines Corps
preuß. Truppen beſtanden, mußte ſeine Beſorgniſſe nur noch vermehren.
Stärke der Preußen betrug damals noch immer 15,000 Mann; die
iſion Grandjean iſt nicht völlig halb ſo ſtark, das 10. Armeecorps mit-

hin im Ganzen zu 20—22,000 Mann anzunehmen. In der That war dieſes Corps im Hauptquartiere der großen Armee völlig vergeſſen worden, und erſt von Wilna aus ſendete der König von Neapel am 12. Decbr. den Befehl zum Abmarſche an daſſelbe. Der preuß. Officier, der ihn überbrachte, hatte ſich zu einem Umwege über Tilſit und Teltſch bewogen gefunden, und traf erſt den 18. Decbr. Abends beim Marſchalle ein, die Beſtätigung aller bisherigen üblen Nachrichten zugleich überbringend. Tages darauf brach Macdonald in vier Colonnen auf. Zwei beſtanden aus der Diviſion Grandjean und 6 Bat., 10 Schwadr, 2 reitenden Batterien Preußen unter G.Lt. Maſſenbach; die andern beiden aus den übrigen Preußen unter den Generalen York und Kleiſt. Die beiden erſten, bei welchen ſich der Marſchall ſelbſt befand, marſchirten den 19., die andern den 20. Dec. ab, jene blieben immer einen Marſch voraus. Der Weg ging über Janiſchki, Schaube, Kelm, Nimokſti und Koltiniani, von wo die eine Colonne über Tauroggen und Piktupöhnen, die andere über Pojour, Wainuti, Koadjuten und Rucken, nach Tilſit marſchirte. Der Marſchall blieb bei letzter, obgleich er mit dem Generale York in Tauroggen zuſammentreffen zu wollen befohlen hatte. Trotz vielen Schnees, großer Kälte und ſchlechter Wege legten die beiden erſten Colonnen den Marſch bis Piktupönen, 30 Meilen, in 8 Tagen zurück. York kam, ohne es zu wollen, durch das viele Fuhrwerk, das er bei ſich führte, und das ſich durch die immer wachſende Krankenzahl noch vermehrte, mit den beiden andern Colonnen, anſtatt nur um einen, um zwei Tagemärſche von dem Marſchalle ab, und erreichte erſt am 25. Abends die Gegend von Koltiniani, wo Macdonald ſchon nach Wainuti, 6 Meilen davon, gelangte. — Der ruſſ. General Wittgenſtein hatte am 17. Decbr. aus der Gegend von Niemenzin, rechts von Wilna, aufbrechend, und die Richtung über Wilkomir und Keidani auf Georgenburg am Niemen nehmend, außer ſeiner gewöhnlichen Vorhut unter General Schappelow, noch zwei andere vorausgeſendet. Die eine, 4000 M. unter General Kutuſof, gelangte bereits, ſechs Märſche vor Wittgenſtein voraus, am 20. Decbr. in die Gegend von Georgenburg; die andere, 1 Huſaren-, 3 Koſakenregimenter, 1300 Pferde mit 120 Jägern und 6 Geſchützen reitender Artillerie unter General Diebitſch, ſieben Märſche vom Hauptcorps entfernt, in der Richtung auf Memel, nach Koltiniani. Da dieſer General hier nichts von Macdonald erfuhr, glaubte er, derſelbe müßte auf Memel gegangen ſein, und ſetzte ſeinen Marſch ebendahin fort. Nur noch zwei Märſche davon entfernt, erfuhr er am 23. Decbr., daß Macdonald noch nicht zurück, ſondern im Anzuge über Schaule ſei, und kehrte ſogleich wieder um. Am 25. früh 10 Uhr traf er wieder in Koltiniani ein und ſtellte ſich auf, da die hier eingezogenen Nachrichten ihn glauben machten, das ganze 10. Armeecorps ſei bereits vorüber, und nur noch General Kleiſt mit einer Nachhut zurück. An dieſen wurde ein Officier abgeſendet, um ihn zu einer Unterredung aufzufordern; allein Kleiſt verſagte dieſe, erwiedernd, der Commandirende, General York, treffe erſt Abends ein. Jetzt erſt erfuhr Diebitſch, daß ihn das Glück ſo günſtig geführt habe, nicht bloß eine Nachhut, ſondern den Hauptheil des preuß. Corps vom Marſchalle Macdonald zu trennen. Sich zwiſchen zwei überlegenen feindlichen Corps aufzuſtellen, wäre allerdings in jedem anderen Falle ein Wagniß geweſen; hier war es keines, theils weil ein Umdrehen Macdonald's höchſt unwahrſcheinlich, ja faſt unausführbar, theils weil York ſehr ſchwach an Reiterei, ſeine Truppe ermüdet, und ihr daher leicht zu entgehen, beſonders aber weil eine Trennung der Preußen von dem franzöſiſchen Heere ſchon jetzt nicht unwahrſcheinlich war,

und die ruſſ. Generale bereits den Befehl hatten, ſich in Unterhandlungen mit den preuß. einzulaſſen.

Die Aufſtellung der verſchiedenen hier in Betracht kommenden Abtheilungen war am 25. Decbr. folgende: York mit 10,000 M. eine halbe Meile öſtlich von Koltiniani; ihm gegenüber Diebitſch mit 1400 M. Macdonald mit 4—5000 M. bei Wainuti auf dem weſtlichen Wege nach Tilſit, 6 Meilen von Koltiniani; Grandjean mit 6000 Mann bei Tauroggen auf dem öſtlichen Wege nach Tilſit, 4 Meilen von Wainuti und von Koltiniani; Kutuſof, letztem gegenüber, mit 4000 M. bei Piktupöhnen, Tilſit beſetzt haltend; Scheppelow mit 4000 M. bei Georgenburg; Wittgenſtein ſelbſt mit 15,000 M. bei Kaidani. — Abends den 25. fand die erſte Unterredung zwiſchen den Generalen Diebitſch und York ſtatt. Erſterer hatte zwar ſeine Truppen ſo verdeckt als möglich aufgeſtellt; allein er war edel genug, dem preuß. Generale den Stand der Sachen offen mitzutheilen, hinzufügend, daß er daran nicht denken könne, ihm den Weg wirklich zu verſperren, daß er aber Alles thun werde, ihm einen Theil ſeines Fuhrweſens und ſeines Geſchützes abzunehmen. Das Hauptgewicht, das er ſeinen Vorſtellungen geben konnte, war aber die gänzliche Vernichtung der franzöſiſchen Heere, und daß die ruſſiſchen Generale angewieſen ſeien, die preußiſchen nicht wie eigentliche Feinde zu behandeln, ſondern mit ihnen, in der Wahrſcheinlichkeit, daß die früheren freundſchaftlichen Verhältniſſe beider Mächte ſich bald wieder erneuern könnten, ein freundſchaftliches Abkommen zu treffen. Dem Generale York waren dieſe Eröffnungen nicht ganz neu. Schon im September war er vom Generale Eſſen zu einer Unterredung eingeladen worden, und hatte ſie angenommen; allein es war bei dieſer eigentlich nichts zur Sprache gekommen. Deutlicher hatte ſich Eſſen's Nachfolger, General Paulucci, erklärt, und den General York am 5. Decbr. förmlich zum Abfalle aufgefordert. Dieſer hatte den Antrag zwar abgewieſen, allein dennoch ſich zur Mittelsperſon erboten, wenn der ruſſ. Kaiſer ſeinem Könige Anerbietungen zu machen habe, und ſeinen Adjutanten, den Major von Seydlitz — nachherigen Verfaſſer des Tagebuches vom preuß. Armeecorps im Jahre 1812 — mit der Meldung hiervon nach Berlin geſendet. Dieſer Officier war noch nicht zurück. — York hatte im Laufe dieſes Tages ſowohl einzelne Officiere, als ziemlich bedeutende Reiterpatrouillen abgeſendet, um Nachrichten von dem Marſchalle Macdonald einzuziehen; allein alle hatten wegen der überall herumſchwärmenden Reiterei Diebitſch's unverrichteter Sache zurückkehren müſſen. Hierzu kam endlich noch, daß heute auch die Vortruppen des Generals Löwis die Nachhut des Generals Kleiſt erreicht hatten, und die lange Reihe ſeiner Fuhrwerke bedrohten. Dieſer General war von Riga aus dem preuß. Corps gefolgt, während Paulucci ſelbſt ſich gegen Memel gewendet hatte, wo er den 29. Decbr. eintraf. Unter andern Umſtänden würde ſich York, trotz der Ueberlegenheit der ruſſiſchen Reiterei, den Weg nach Tilſit wohl geöffnet, auch ſich dem Generale Löwis mit Verluſt eines Theiles ſeines Fuhrwerkes wohl entzogen haben; unter den obwaltenden mußte er das Anerbieten eines ſtillſchweigenden Waffenſtillſtandes ergreifen. Es wurde verabredet, daß die Nacht hindurch nichts unternommen werden, und daß am andern Tage York einen Seitenmarſch nach Lawkowo machen ſolle, um die linke Flanke des General Diebitſch zu umgehen, der ſich ihm bei Schelell wieder entgegenſtellen würde. Deſſen ungeachtet machte York am 26. December nicht den beſprochenen Seitenmarſch, ſondern ging nach Bartaſchiſcheck auf dem Wege nach Tilſit, und erregte dadurch das Mißtrauen Diebitſch's, der heute nach Schelell kam. So fand denn

während des 27., wo York nach Schelell, des 28., wo er nach Tauroggen marſchirte, und des 29., wo er ſeinen höchſt ermüdeten Truppen einen Ruhetag gab, ein immerwährendes Parlamentiren ſtatt. General Diebitſch, der den 27. nach Pagermont, den 28. über Tauroggen nach Wilkiſchken, nur zwei Meilen von Tilſit, marſchirt war, und der ſo viel als möglich den General York zur Entſcheidung zu bringen ſuchte, brauchte dazu den früher in preußiſchen Dienſten geweſenen Oberſt-Lt. von Clauſewitz, nachherigen preuß. General, in deſſen hinterlaſſenen Werken (7. Band, 1835) höchſt anziehende Schilderungen aus jenem wichtigen Zeitabſchnitte zu finden ſind. York, dem dagegen daran liegen mußte, Zeit zu ſeinem Entſchluſſe zu gewinnen, hatte noch immer die Abſicht, den 30. Decbr. nach Tilſit zu marſchiren, weil er in dem beſtimmten Vereinigungspuncte Tauroggen weder den Marſchall ſelbſt, noch eine Nachricht von ihm gefunden hatte. Als aber am 29. Decbr. der früher nach Berlin geſendete Major von Seydlitz unerwartet beim Corps eintraf, und ſowohl von Berlin aus die Kunde brachte, daß der König entſchloſſen ſei, das Bündniß mit Frankreich aufzuheben, ſobald ſich die politiſchen Verhältniſſe des Staates aufgeklärt haben würden, als auch die Beſtätigung der gänzlichen Auflöſung des franzöſiſchen Heeres; als ferner vom Oberſt-Lt. von Clauſewitz dem Generale York mit Beſtimmtheit verſichert wurde, daß den 31. Dec. bereits die Straßen von Tilſit nach Königsberg durch General Wittgenſtein verlegt ſein würden — entſchloß ſich General York, nicht nach Tilſit aufzubrechen, und hatte am 30. früh 8 Uhr in der Poſcharunſchen Mühle bei Tauroggen eine zweite Zuſammenkunft mit dem Generale Diebitſch, in welcher eine Uebereinkunft abgeſchloſſen wurde, deren Hauptinhalt folgender war. Dem preuß. Corps wird der Landſtrich zwiſchen Memel, Tilſit, Labiau und dem kuriſchen Haff eingeräumt, in welchem es neutral ſtehen bleibt. Wenn es auf Befehl des Königs zum franzöſiſchen Heere zurückkehren muß, wird es binnen zwei Monaten nicht gegen Rußland dienen; eben ſo wird ihm aber, wenn die Uebereinkunft vom Kaiſer von Rußland nicht genehmiget werden ſollte, ein freier Rückmarſch, wohin der König es befehlen wird, zugeſichert. Alles Material, das auf der Straße von Mitau zurückgeblieben, wird dem Corps zurückgegeben. Die Truppen unter G.Lt. Maſſenbach wurden übrigens, inſofern ſie die Befehle des Generals York erreichen konnten, in dieſe Uebereinkunft mit eingeſchloſſen. Das preuß. Corps nahm dieſe mit unbeſchreiblicher Freude auf, und ein Officier mit dem Berichte davon wurde ſofort an den König abgeſendet. Es galt jedoch jetzt, den G.Lt. von Maſſenbach von dieſer Convention insgeheim zu unterrichten. Dieſer hatte, wie alle Abtheilungen, am 26. Decbr. aus der oben angegebenen Aufſtellung vom 25. einen Marſch vorwärts gegen Tilſit gethan. Sechs Schwadronen ſeiner Reiterei, der Colonne des Generals Grandjean als Vorhut beigegeben, trafen an dieſem Tage auf den bei Piktupöhnen verweilenden General Wlaſtof, und warfen ihn mit Verluſt von zwei Bataillonen und einigen Geſchützen nach Tilſit zurück, wo General Kutuſof ihn aufnahm. Macdonald ſelbſt, ſehr unruhig über ſeine Lage, ging am 26. nur bis Koadjuten, am 27. nach Schillgallen, traf den 28. mit dem G.Lt. Maſſenbach in Tilſit ein, und blieb den 29. daſelbſt, ſeinen rechten Flügel bis Ragint ausdehnend, trotz der ſeinem Rückzuge drohenden Gefahr, in der Hoffnung, daß York oder wenigſtens eine Nachricht von ihm eintreffen müſſe. Er harrte umſonſt; wohl aber empfing Maſſenbach am 30. Nachmittags die Nachricht der abgeſchloſſenen Convention, welche York in einen ſehr beſtimmten Befehl eingekleidet hatte, um die ganze Verantwortung auf ſich zu nehmen. Maſſenbach antwortete ſogleich, daß

er derſelben beitrete. Da ihm bekannt wurde, daß der Marſchall die ganze Diviſion Grandjean für den 31. nach Tilſit berufen hatte, eine Maßregel, die eben ſowohl gegen die preuß. Truppen gerichtet, als eine Vorbereitung zum weitern Rückmarſche ſein konnte; da ferner die am Ufer der Memel ausgeſetzten preuß. Wachen überall durch polniſche ſtärkere vermehrt, auch bei den preuß. Batterien ſolche aufgeſtellt worden waren, ließ er am 31. früh ½9 Uhr die 6 Bataillone und 2 Schwadr., welche er in Tilſit hatte, ſich in der Stille verſammeln, in geſchloſſenen Colonnen über den Strom gehen, und ſich in dem Brückenkopfe vereinigen. Die 7 Schwadronen dagegen, welche außerhalb der Stadt unter dem Befehle des Generals Bachelu ſtanden, gingen nach Ragint und dort über die Memel, und zwei reitende Batterien mit 2 Schwadronen endlich auf der Straße nach Inſterburg vor bis Sommerau, wo ſie auf die erſten ruſſ. Poſten des Generales Wittgenſtein trafen. Dieſe Truppen ebenfalls durch Tilſit und dort über die Memel gehen zu laſſen, würde Aufſehen erregt, und das ganze Unternehmen vereitelt haben, und es muß ſchon als ein beſonderes Glück angeſehen werden, daß die Vereinigung der in Tilſit ſtehenden Truppen im Brückenkopfe nur unter dem Vorwande, dieſen zu beſetzen, gelang. Erſt als Maſſenbach von hier aus den Marſch zum General Diebitſch antrat, ſendete er den vom Generale York als Benachrichtigung für den Marſchall empfangenen Brief mit einem eigenen durch einen ihm begegnenden franzöſiſchen Officier an denſelben. Macdonald erhielt erſt durch dieſe Briefe und durch die Meldung vom Abmarſche Maſſenbach's Gewißheit von der Lage der Dinge, welche er wohl ſchon befürchtet haben mochte. Er benahm ſich jedoch dabei mit vielem Edelmuthe, und entließ die Preußen, welche ſich noch in ſeinem Hauptquartiere befanden, mit den Worten: „Wenn ſich die Umſtände ändern, ſehen wir uns bald wieder; iſt dieß nicht der Fall, ſo treffen wir uns auf dem Felde der Ehre.“ Er brach ſodann bald mit der Diviſion Grandjean auf, und marſchirte am 31. Decbr. noch bis Melauken, welches am Eingange des Baumwaldes liegt. General Scheppelow war aus Mißverſtändniß am 31., anſtatt nach Schillupiſchken, nach Schillen auf der Straße nach Inſterburg marſchirt, und war hier unnütz, da Macdonald dieſe Straße nicht einſchlug. Die Koſaken Kutuſof's, die dieſem entgegengeſtanden, machten ihm Platz, und er wurde nun von Diebitſch und Kutuſof verfolgt. Dem Generale Wittgenſtein iſt der Vorwurf zu machen, daß er ſelbſt, bei größerer Thätigkeit, den 31. Decbr. ſchon in Schillupiſchken hätte ſein können; allein auch ſeine Truppen waren ermüdet, und nach den großen, bereits erlangten Erfolgen glaubte er ihnen Schonung ſchuldig zu ſein. Dennoch hinderte er den Marſchall Macdonald, ihm auf dem Fuße nach Königsberg folgend, ſeine Kräfte dort zu ſammeln, und zerſtörte ſomit jede Möglichkeit einer Vertheidigung Oſtpreußens. Der König von Preußen wurde durch die Botſchaft von der abgeſchloſſenen Convention ſehr unangenehm überraſcht und ſah ſich durch die Eigenmächtigkeit ſeines Generals in große Verlegenheit geſetzt, da der Augenblick zur Aenderung der politiſchen Verhältniſſe noch nicht erſchienen war. Man beſchloß für jetzt, einer entſcheidenden Erklärung noch auszuweichen, wollte den Schritt des Generals York der Form nach mißbilligen, ihn daher des Commandos entſetzen, und daſſelbe an den General Kleiſt übertragen. Allein der dieſen Befehl Mitte Januar 1813 zum Generale York bringende Officier wurde von den Ruſſen nicht durchgelaſſen; es änderten ſich inmittelſt die Verhältniſſe völlig, der König ging nach Breslau, und am 17. März, wo das preuß. Corps, das hinter Wittgenſtein hermarſchirt war, in Berlin einrückte, erließ der König einen Armee-

befehl, der den General York von aller Schuld freisprach, und seinen Schritt vollkommen billigte. Wie sehr dieser auf die späteren Ereignisse eingewirkt hat, gehört nur so weit hierher, als unbezweifelt ohne denselben eine so frühe Erklärung Preußens nicht würde haben erfolgen können, und der Schauplatz des Krieges im Jahre 1813 ein ganz anderer gewesen sein würde als Sachsen. (Vergl. Napoleon's Feldzug in Rußland 1812, von Chambray, übers. von Blesson. — Buturlin, Geschichte des Feldzugs von 1812. — Tagebuch des königl. preuß. Armeecorps im Feldzuge von 1812, vom G.Maj. von Seydlitz. — Der Feldzug von 1812 in Rußland, von Clausewitz.) T.

Rigny, Graf von, französischer Admiral und Staatsminister, geboren 1783 in Lothringen, trat während der Revolution in den Seedienst seines Vaterlandes, und war im Jahre 1822 Fregattenkapitain. Im Jahre 1825, als der Aufstand der Griechen die Anwesenheit einer größeren Anzahl französischer Kriegsschiffe in den levantischen Gewässern nöthig machte, avancirte R. vom Kapitaine zum Contreadmirale, und erhielt 1827 den Oberbefehl über die französische Seemacht in dem mittelländischen Meere. An der am 20. Octbr. 1827 vorgefallenen Seeschlacht bei Navarin (s. d.) nahm er den lebhaftesten Antheil, und theilte mit dem engl. Admirale Codrington und dem russ. Admirale Heyden die Ehre des Tages. Im Jahre 1829 findet man ihn als Seepräfecten in Toulon; das ihm durch den Fürsten Polignac angebotene Ministerium der Marine schlug er aus, und übernahm dagegen den Oberbefehl in der Levante. Am 31. Juli 1830 wurde er von der damaligen provisorischen Regierung zum Marineminister ernannt; bis zu seiner Ankunft hatte Tupinier die Geschäfte zu führen, doch R. trat den Posten nicht an, da nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's ein anderer Minister für das Seewesen bestimmt wurde. 1831 aber trat R. in das Ministerium. Die Marine so wie die Colonien haben ihm manche gute Veränderung zu danken; am 4. April 1834 erhielt er auch noch das Departement der auswärtigen Verhältnisse, welches er am 10. Nov. abgab, am 18. aber wieder übernahm. Am 12. März 1835 verlor er das Departement abermals, versah aber bis zur Ankunft des Marschalls Maison bis zum 30. April die Geschäfte des Kriegsministers. Im nämlichen Jahre erhielt er eine Mission nach Neapel, deren Zweck aber nicht erreicht wurde. R. kehrte nach Frankreich zurück, und starb am 7. Nov. 1835. F. W.

Rimnik, Schlacht am 22. September 1789, gleichbedeutend mit Martinestie (s. d.).

Rimpler, Georg, ein deutscher Ingenieur, ward durch das Geschick in eine Laufbahn gewiesen, für die er anfänglich nicht bestimmt war, in welcher er aber Gelegenheit fand, sein fortificatorisches Talent zu entwickeln und auszubilden. In der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Leißnig in Sachsen geboren, erlernte er von seinem Vater das Weißgerberhandwerk, gerieth in Liefland unter die sächs. Soldaten, trat später in östreichische Dienste, wo er unter den Deutschen als Vertheidiger in der denkwürdigen Belagerung von Kandia von 1667—1669 (s. Kandia) mitwirkend auftrat. Die an der Befestigung jenes Platzes nach italienischen Grundsätzen angelegten Bollwerke, deren mangelhafte Construction die Tapferkeit ihrer Vertheidiger so schlecht unterstützte, ließen den intelligenten Rimpler die Mängel damaliger Befestigungskunst, so wie der Bastionairbefestigung überhaupt erkennen, und die Erfahrungen, die er außerdem noch in den Belagerungen von Philippsburg und Bonn, eben so wie bei den Vertheidigungen

von Riga, Bremen, Donsberg, Nimwegen, Crevior und Bomel zu sammeln Gelegenheit fand, führten ihn zu Ansichten in der Befestigungskunst, welche von den bis dahin allgemein angenommenen sehr verschieden waren. Er legte solche den Ingenieurs als bereits von ihm gelöste Aufgaben vor, die er noch durch die Veröffentlichung seiner Zeichnungen beleuchten wollte; allein da er dieses Versprechen noch nicht erfüllt hatte, als er 1683 in der Belagerung von Wien, die er als Oberingenieur leitete, blieb, so veranlaßten seine Schriften viele Streitigkeiten; indem einige Fortificatoren die Ausführbarkeit dessen, was Rimpler als Bedingniß einer guten Befestigung annahm, läugneten, gründeten andere neue Befestigungssysteme darauf, die aber unter sich sehr verschieden ausfielen. Am vollständigsten scheint noch Sturm die Ideen Rimpler's aufgefaßt, und in seinem freundschaftlichen Wettstreite durch die nöthigen Zeichnungen versinnlicht zu haben. — Wir wollen nun in gedrängter Kürze die Grundsätze R's über Festungsbaukunst folgen lassen, und dann die wesentlichsten Theile des Befestigungssystems beschreiben, welches Sturm nach diesen Ideen und Maximen entwarf. — Zunächst eifert R. gegen die unzweckmäßige Verwendung des Mauerwerkes, welches den Befestigungen seiner Zeit nur als Verkleidemittel der Erdwälle und als Schutzwehr gegen Ersteigung, keinesweges aber als Deckmittel für die Vertheidiger benutzt würde. Er empfiehlt daher vorzüglich den Gewölbebau, theils um in Kasematten den Angreifenden eine wohlgedeckte und überlegene Artillerie entgegenstellen zu können, theils um diese Räume als gesicherte Unterkunftsorte für Vertheidiger und Kriegsmaterial jeder Art zu benutzen, theils um dadurch dem Gegner in den eroberten Festungswerken das Material für seine Deckung zu entziehen, endlich aber auch, um durch denselben für den Angreifer den Minenkrieg schwieriger und erfolgloser zu machen. — Aber nicht allein in der Vernachlässigung des Hohlbaues, sondern auch in der Anordnung der Festungswerke selbst, besonders in der Form des Hauptwalls, findet R. die Schwäche damals bestehender Festungen. Er hält namentlich die Bollwerke für zu wenig unterstützt durch das Feuer ihrer nebenliegenden Flanken, weil diese zu kurz ausfielen, und die Mittel ihrer Verdoppelung und Zurückziehung andere Nachtheile zur Folge hätten. Er will seine Bollwerkfasen durch größere Flanken, von der Mitte der Polygonseite aus, vertheidiget wissen, und gibt dieser Methode den Namen der Befestigung mit Mittelbollwerken. Ferner räth er an, den Festungswerken eine größere Selbstständigkeit in der Vertheidigung zu verschaffen, vorzüglich dafür zu sorgen, daß der Hauptwall, durch angeordnete Demolitionen, gleichsam in einzelne selbstständige Theile getrennt, und dergestalt auch wie einzelne Festungswerke vertheidiget werden könne. — Eben so sucht er auch noch den Nutzen einer inneren und gegenseitigen Vertheidigung vom Hauptwalle aus dadurch zu erreichen, daß er denselben nach dem Innern der Festung ebenfalls mit einer Brustwehr versieht, und durch Kasemattenanlagen verstärkt. Endlich muß noch erwähnt werden, daß er die äußerste Grenze seiner Festungswerke durch einen trocknen Vorgraben, und die innere Befestigung seines Hauptwalls gleichfalls durch einen trocknen Graben umschlossen wissen will.

Die Sturm'sche Befestigung nach Rimpler ist eigentlich ein aus bastionirten Tenaillen bestehendes System, und gleichsam als ein Uebergang der Bastionairbefestigung in die mit einfachen Tenaillen zu betrachten. Er ertheilt dem Hauptwalle diese Form, indem er die Courtine nach einwärts bricht, und die dadurch entstehenden Tenaillenschenkel mit den Bollwerkfasen gleichlaufend legt. Den davor befindlichen Graben führt er in seiner Ver-

längerung unter den Bollwerken fort, und durch die Tenaillenschenkel hindurch, überdeckt ihn aber mit Bolen und Erde, und erhält dadurch das Mittel der Demolition und das Material zur Anlage der Abschnittbrustwehren. Die innere Enceinte, welche die Form der einfachen Tenaille hat, vertheidiget vom Walle aus das Innere der Festung von der nach dieser Seite hin angelegten Brustwehr, während der davor herumlaufende trockne Graben von den hinter der Escarpenmauer liegenden Kasematten bestrichen wird. — Eine durch einen Wassergraben getrennte und bonettirte Couvrefaſe deckt die Faſen der Bollwerke; wogegen vor den Schenkeln der gebrochenen Courtine in der Verlängerung der Bollwerksfaſen eine Tenaille liegt, welche von diesen durch einen trocknen Graben getrennt ist, und vor sich noch eine Fauſſebraye mit glacisförmiger Brustwehr hat. — Den nassen Hauptgraben umgibt ein doppeltes traversirtes Glacis. Unter der Crête des innern befinden sich wurfsichere Hohlräume, welche zugleich dazu beitragen, die Anlage der feindlichen Batterien daselbst zu erschweren. — In den ausspringenden Winkeln, also vor den Bollwerksspitzen, verwandelt sich das Doppelglacis in ein lunettenförmiges Erdwerk mit Glacisbrustwehr. Unter der Crête dieser Werke befinden sich ebenfalls Hohlbauten, und das Ganze wird von beiden Seiten vom Glacis durch Wassergräben getrennt, die mit dem Hauptgraben zusammenhängen. — Vor dieser tenaillenförmigen Enceinte läuft nun ein trockner Vorgraben herum, in dessen eingehenden Winkeln ein ravelinartiges Erdwerk, nach gleichen Principien mit Hohlräumen versehen, liegt, was vor sich einen hohen glacisförmigen, durch einen Graben gesonderter Aufwurf hat, der seiner Seits wieder mit einem gleichen Vorgraben, wie die Glacis, umschlossen ist.

Aus dieser kurzen Schilderung der Sturm'schen Befestigung nach Rimpler, so gut sich dieselbe ohne bildliche Darstellung erklären ließ, und nach seinen vorher angeführten Verbesserungsideen ergibt sich, daß die Ansichten Rimpler's über Festungsbaukunst, so wie die Grundfigur seiner Befestigung, als durchaus neu und originell erscheinen. Das dieses System vorzüglich Charakterisirende ist, außer der combinirten Bastionairtenaillenform und außer der mannichfachen Anwendung des Hohlbaues, die für den ganzen Hauptwall angeordnete innere Vertheidigung und das bei demselben in Anwendung gebrachte Demolitionssystem (s. d.), Vertheidigungsanordnungen, die weder die Italiener, noch die Holländer und Franzosen in ihren Befestigungen damaliger Zeit in Anwendung gebracht hatten. Als Haupttendenz tritt aber in allen Theilen der Befestigung die Befolgung einer strengen Defensive deutlich hervor, ein Charakter, der überhaupt der deutschen Befestigung eigen ist, und sich auch in ihren Vertheidigungsleistungen bei der obenerwähnten Vertheidigung von Kandia deutlich ausspricht. Wenn nun auch R. nicht das Glück hatte, seine genialen Ideen zu verwirklichen, wo er, im Verlauf der Praxis gewiß noch Manches zu vervollkommnen Gelegenheit gefunden haben würde, so sind sie doch nicht ganz in der neuern Befestigungskunst ohne Anwendung geblieben; denn wir finden diese Grundideen in mehreren Befestigungsentwürfen neuerer Fortificatoren, als z. B. bei Landsberg, Virgin und Montalembert, vollständiger entwickelt, und selbst bei einigen neuern Festungsbauten mit Modificationen in Ausführung gebracht. (Vergl. Georg Rimpler's sämmtliche Schriften von der Fortification, herausgegeben von Ludw. Andr. Herlin. Dresden und Leipzig, 1724. — L. C. Sturm's freundlicher Wettstreit der französischen, holländischen und deutschen Kriegsbaukunst ꝛc. Augsburg, 1718.)

P.

Ringerpferde. Der leichter bewaffnete und berittene Theil des Ge-

folges der Ritter wurde bei den Deutſchen wegen der kleinern und leichtern Pferde ringe Pferde genannt; nach damaligem Sprachgebrauche ſo viel als geringere Pferde dem Werthe und der Größe nach, im Vergleich zu den Pferden der Ritter und Reiſigen oder Spießer (ſ. d.). Die ſpätere Zeit machte Ringerpferde daraus. — Als die Ritter anfingen um Sold zu dienen, führten ſie die Ringerpferde mit den Spießern den werbenden Rittmeiſtern und Oberſten zu, wo ſie die leichte Cavalerie der geworbenen Heere bildeten, aber noch zu den Compagnien der Speerreiter (Ritter und Reiſigen) gehörten. Sie hießen auch Schützen, Schützenpferde. Ihre Hauptwaffe war zuerſt der Bogen, dann die Armbruſt, ſpäter das Feuerrohr und Piſtol mit Radſchloſſe. Außerdem führten ſie ein nicht zu langes Seitengewehr zum Hauen, und als Schutzwaffen Pickelhaube, Bruſt- und Rückenſtück, Stahlkragen, Panzerärmel und Blechhandſchuhe, die ſich jedoch mit der Zeit bis auf Pickelhaube und doppelten oder einfachen Küraß, ja zuweilen bis auf erſtern allein, verminderten. Ihre Pferde waren unbedeckt, d. h. ohne alle Schutzwaffen. — Deckung bei Formirung von Schlachthaufen, die die Schlachten einleitenden Scharmützel und der Vorpoſtendienſt waren das eigentliche Element der Ringerpferde. In Schlachten wurden ſie aus den Compagnien der Speerreiter herausgezogen, hinter dieſen aufgeſtellt, und zum Umſchwärmen oder Verfolgen des Feindes gebraucht. Als die ritterliche Fechtart in einem Gliede durch die der tiefen Haufen verdrängt wurde, ſtanden ſie in dieſen bald hinter den Speerreitern, bald in mehreren Gliedern vor ihnen, je nachdem man den Feind angreifen oder erwarten wollte, oder man formirte ſie in eigene Schwadronen. Gab man ihnen die beidenletztern Stellungen, ſo feuerten ſie gliederweiſe, und rückten eben ſo hinter ihren Haufen; in beſondere Schwadr. geſtellt, gingen dieſe gewöhnlich erſt mit geöffneten Reihen im Galopp bis nahe an den Feind, ehe ſie ihr Feuer abgaben. Die Stellung dieſer Schwadronen war ſehr tief, damit das urſprüngliche erſte Glied wieder geladen haben konnte, wenn das letzte zum Feuern kam. — Karl V. trennte ſpäter die Ringerpferde gänzlich von den Speerreitern, und gab ihnen eigne Fahnen und Hauptleute. — D. L. de Avila, in ſeinem während des ſchmalkaldiſchen Krieges geführten Tagebuche, gibt den Deutſchen beſonderes Lob in Anordnung der Scharmützel, und ſagt, daß ſie dieſe durch ihre leichten Reiter, auch ſchwarze Reiter, nach ihren ſchwarzen Schutzwaffen alſo genannt, eröffnen ließen, die ſich ihrer Waffen, Piſtolen und Wurfſpieße „allzumal gar mannichfach zu bedienen verſtänden.“ — Mit Anfange des 17. Jahrhunderts verlor ſich die Benennung Ringerpferde allmälig, und die Namen Karabiniere, Arquebuſiere, nach dem Feuerrohr, oder Bandelierreiter, nach dem Karabinerriemen, traten an deren Stelle. (Vergl. Kriegsdiscours von Laz. v. Schwendi. — Kriegsbuch von Fronsperger. — Hoyer's Geſchichte der Kriegskunſt. — Den 30. Band der Zeitſchrift für Kunſt, Geſchichte und Wiſſenſchaft des Krieges.) Pl.

Ringkragen (hausse-col), das Diminutiv des alten Bruſtharniſches, der, ſeiner eigentlichen Beſtimmung entgegen, immer mehr verkleinert, endlich nur noch als Dienſtzeichen der Officiere diente. Der Ringkragen wird, wo er üblich, wie in Frankreich, Italien und mehreren deutſchen Bundesſtaaten, über der Bruſt am Kragen anſchließend getragen, und beſteht in der Regel aus einem ſchmalen, halbmondförmigen, verſilberten oder vergoldeten Schilde mit dem Landeswappen oder dem Namenszuge des Landesherrn. Er wird bei einigen Armeen gleich der Feldbinde getragen, als Zeichen, daß ſich der Officier im Dienſt oder unter den Waffen befindet. Früher wurde derſelbe hie und da noch bedeutend größer als jetzt, ſonderbarerweiſe unter

der oben etwas offenſtehenden Uniform getragen, wahrſcheinlich, um dem Feinde nicht als Zielpunct zu dienen. Als Dienſtzeichen iſt er jedenfalls zweckmäßiger, als die ſehr unbequeme und koſtſpielige Feldbinde.

Hz.

Rinteln, Stadt in der Provinz Niederheſſen, mit einem feſten Schloſſe, 420 Häuſern und 3400 Einw., am linken Ufer der Weſer.

Gefecht am 2. März 1633.

Ungeachtet der Niederlage der Kaiſerlichen bei Lützen, behauptete ſich der General Gronsfeld immer noch in Niederſachſen, hielt daſelbſt mehrere feſte Plätze beſetzt, und ſchrieb Contributionen aus. Herzog Georg von Lüneburg (ſ. d.), von Oxenſtierna zum Oberbefehlshaber aller niederſachſ. Kreistruppen ernannt, beſchloß dieſem Weſen ein Ende zu machen, und brach noch mitten im Winter aus dem Osnabrückſchen gegen die Weſer auf, um den Kaiſerlichen die wichtigſten Uebergangspuncte zu entreißen. Die Städte Herford, Vlotho und Bielefeld waren bald in ſeiner Gewalt. General Knyphauſen nahm Rinteln ohne Widerſtand, und ſollte dann zur Einſchließung von Hameln abgehen, konnte aber die Weſer nicht überſchreiten, weil der Fluß ſehr angeſchwollen war, und die Kaiſerlichen nicht nur alle Flußfahrzeuge auf das rechte Ufer geſchafft, ſondern auch Rinteln gegenüber Stellung genommen hatten. Gronsfeld hielt jedoch einen gewaltſamen Uebergang jetzt für unmöglich, marſchirte mit der Mehrzahl ſeiner Truppen theils nach Hameln, theils nach Minden zurück, und übertrug die Vertheidigung der Weſer zwiſchen Rinteln und Oldendorf dem Generale Harrich. Dieſer hatte 4 Regimenter Cavalerie und, wie es ſcheint, nur wenig Infanterie; Rinteln gegenüber war zur Vertheidigung des Ueberganges eine Batterie mit Bruſtwehr errichtet worden. Die Stärke der Truppen des Herzogs iſt nicht genau bekannt. Seine Ankunft bei Rinteln erfolgte am 28. Februar. Er ließ unverzüglich einige Schiffe herbeiſchaffen, Kanonen auffahren, und die feindliche Batterie mehrere Tage hindurch beſchießen, was jedoch ohne große Wirkung blieb. — Als nach Verlauf einiger Tage die Weſer zu fallen begann, die Kaiſerlichen aber immer ſorgloſer wurden, und meiſt in den rückwärtigen Dörfern lagen, beſchloß der Herzog, den Uebergang zu verſuchen. Durch Hilfe eines Bauers entdeckte man eine etwas ſeichte Stelle, welche ſogleich ſorgfältig abgeſteckt wurde. Am Morgen des 2. März brach Georg mit 5 Regimentern Cavalerie und einigen Compagnien Infanterie auf, und befahl, daß die im Lager bei Rinteln zurückbleibenden Regimenter wie gewöhnlich zum Frühgottesdienſte ausrücken ſollten, um den Kaiſerlichen, deren Vedetten dieſes Lager überſehen konnten, die durch den Abmarſch der zum Uebergange beſtimmten Truppen entſtandene allgemeine Bewegung zu verbergen. Der Herzog ſelbſt war noch vor Tagesanbruche abmarſchirt, und hatte ſich dem Uebergangspuncte auf Umwegen genähert. Hier angekommen, ließ er die Regimenter Colonnen von 10 Mann in Front formiren, und ſo durch den Fluß gehen; er ſelbſt ritt voran, den Bauer als Führer an ſeiner Seite habend. Die Infanterie wurde von den am beſten berittenen Reitern en croupe genommen. Zu beiden Seiten der Furt wurden Geſchütze aufgefahren, um im Nothfalle den Rückzug zu decken. Als der Herzog mit dem erſten Regimente das rechte Ufer erreicht hatte, mußte die Infanterie abſitzen, und ſchnell hinter einer bedeckten Anhöhe Stellung nehmen. Indeß war bei den Kaiſerlichen Lärm gemacht worden. General Harrich hatte ſchnell einige Regimenter geſammelt, und eilte dem Ufer zu, ſcheint aber die Gefahr überſchätzt zu haben, und zog ſich, ohne das Glück der Waffen zu verſuchen, gegen Hameln zurück. — Noch ſtand Oberſt Aſſeburg mit 3 Comp.

Infanterie und einigen Schwadr. bei der Batterie vor Rinteln, und beobachtete das Lager seiner Gegner; kein Schuß war gefallen, der ihm die Nähe der Gefahr hätte verkünden können. Plötzlich kam aber der Herzog angetrabt, verjagte ohne Mühe die kaiserl. Cavalerie, griff die Infanterie im Rücken an, und machte den größten Theil zu Gefangenen; Geschütz und Gepäck fiel ebenfalls in seine Gewalt. Dem Uebergange der Infanterie stand nun kein Hinderniß mehr im Wege.

Pz.

Rio Seco, Schlacht am 14. Juli 1808, gleichbedeutend mit Medina del Rio Seco (s. d.).

Rippach, Dorf im Herzogthume Sachsen, an der Straße von Weißenfels nach Lützen und am rechten Ufer des Rippachflüßchens.

Gefecht am 15. November 1632.

Als König Gustav Adolph (s. d.) den Entschluß gefaßt hatte, sich mit den Sachsen zu vereinigen, und dann Wallenstein in den Ebenen von Leipzig eine Schlacht zu liefern, brach er von Naumburg auf, und marschirte in der Richtung auf Pegau. Die schwedische Avantgarde stieß unterwegs auf kaiserliche Streifparteien, machte einige Gefangene, und erfuhr durch dieselben, daß Pappenheim's Corps gegen Halle aufgebrochen sei. Der König änderte sofort seinen Plan, und marschirte nun gegen Lützen, um Wallenstein vor Pappenheim's Rückkehr anzugreifen. — In Weißenfels stand Oberst Colloredo mit einem vorgeschobenen Beobachtungscorps, welches sich bei Annäherung der Schweden zurückzog, und auf den Höhen hinter dem Rippach Stellung nahm. Die Stärke der dort vereinigten kaiserlichen Truppen belief sich auf ungefähr 6000 Mann, meistens Kroaten. — Am 15. Novbr. Nachmittags 2 Uhr kam die schwedische Avantgarde, 8000 M. stark, auf der Höhe bei Posern an; die Armee folgte ihr auf dem Fuße. Der König war vorausgeritten, besichtigte die wenigen vorhandenen Uebergangspuncte, fand aber die Dörfer Pörsten, Rippach, Hilperitz und Göhren und die dortigen Brücken stark mit Musketieren besetzt; auf den rückwärtigen sanften Höhen waren mehrere Geschütze aufgestellt, welche die Brücken enfilirten oder flankirten. Der Rippach fließt zwischen sumpfigen Wiesen, und kann ohne Brücken dort nicht überschritten werden. — Obgleich die Stunden kostbar waren, glaubte der König doch nicht, den Uebergang forciren zu dürfen, da man nicht wissen konnte, ob starke Reserven hinter den Höhen hielten, und der Verlust jedenfalls beträchtlich gewesen sein würde. Er ließ daher 24 Geschütze auffahren, und ein lebhaftes Feuer eröffnen, während dessen die Armee sich in Schlachtordnung stellte. Die Kaiserlichen ließen sich aber hierdurch nicht irre machen, sondern hielten standhaft aus. — Inzwischen hatte der König einen Schäfer herbeiholen lassen, den er durch ein ansehnliches Geldgeschenk leicht bewog, ihm eine Furt zu zeigen, unfern der Mühle bei Großpörsten. Sofort setzten sich einige Compagnien Dragoner und Musketiere dahin in Bewegung, gingen durch die Furt, welche unbesetzt geblieben war, und wendete sich dann rechts. Größere Abtheilungen folgten; die Musketiere blieben dicht am Flusse, und griffen die nächsten Dörfer in der Flanke an; die Dragoner trabten hinter den Höhen weg nach der Lützner Straße. — Die Kaiserlichen, durch das lebhafte Geschützfeuer und die drohende Stellung der Schweden in ihrer Front beschäftigt, wurden jene Flankenbewegung erst gewahr, als die Dragoner bereits in ihrem Rücken standen. Diese Entdeckung wirkte so entmuthigend auf die Gemüther, daß Niemand mehr an Widerstand dachte, und Alles eiligst die Flucht ergriff, worauf der Uebergang der schwedischen Armee ohne Verzug und Hinderniß

b. Zwar zeigten ſich in der Dämmerung einige von Lützen kom-
ſerliche Regimenter, welche Wallenſtein zur Verſtärkung ſeiner Vor-
ſendet hatte, ſie kehrten aber bald wieder um. Die Schweden la-
Nacht auf den beſetzten Höhen, und marſchirten am andern Mor-
Lützen, wo ſie einen glänzenden Sieg erfochten, der König aber das
Heldenlaufbahn fand. — Die Schlacht bei Lützen (ſ. d.) ward
rer Zeitrechnung den 16. Novbr., und nicht den 6. Novbr. ge-
e dort und in den meiſten Büchern angegeben iſt. (Quellen wie
av Adolph.) Pz.

bank iſt ein Eigenname, den man bisweilen ſolchen Forts beilegt,
ertheidigung eines Hafeneinganges vor demſelben im Meere er-
; eigentlich aber iſt es der Name eines gemauerten Werkes am
des Dünkirchener Hafens, welches der franzöſ. Regierung bedeu-
nmen gekoſtet hatte. P.

berme, nennt man den ſehr flach abfallenden Fuß von Stein-
öſchungen der am Meeresſtrande liegenden Befeſtigungen, um die
ern gegen den zerſtörenden Wellenſchlag beſſer zu verwahren.
P.

er hießen im Mittelalter diejenigen Freigebornen, welche die ihren
n ſchuldigen Kriegsdienſte in Perſon und auf eigene Koſten zu
bunden waren; die Anzahl und Beſchaffenheit ihres Gefolges, wel-
Knappen, Reiſigen, Edelknaben und Troßbuben beſtand, ward ver-
g beſtimmt. Die Ritterwürde mußte jedoch durch Tapferkeit
ſcholtenen Lebenswandel verdient werden, und iſt niemals erblich
Vom 11. bis zum 14. Jahrhunderte konnte jeder Freigeborne
würde erlangen; ſpäter aber, als der Ritterſtand durch das Lehns-
d.) immer mehr zu einem abgeſchloſſenen Ganzen ſich ausbildete,
Ritterwürde zu den Vorrechten des Adels, obgleich derſelbe aus
rſtande entſprungen war. — Um Ritter zu werden, mußte man
Prüfung beſtehen. Zuerſt begab ſich der Knabe, vielleicht ſchon
Jahre an, in das Gefolge eines angeſehenen Ritters, um den Dienſt
n; hatte er durch Dienſtfertigkeit, Unerſchrockenheit und Muth die
machung als Knappe erlangt, dann wurden ihm des Ritters Waf-
Pferd anvertraut. Der Edelknecht oder Knappe führte nunmehr
s Schlachtroß, trug ihm Schild und Lanze nach, band und hütete
genen. Treue Pflichterfüllung und geſchickte Handhabung der Waf-
ten ihm, ſich nach einigen Jahren, doch nicht vor dem 21. Jahre,
Ritterwürde zu bewerben, die ihm mittelſt des Ritterſchlages
n anerkannt tapfern Ritter unter vielen Feierlichkeiten ertheilt
ine ſolche Handlung ward gewöhnlich in Gegenwart eines königlichen
lichen Hofes vollzogen. In einfacher, dunkler und langer Kleidung,
alle Verzierung ſtellten ſich die Bewerber, nachdem ſie ſich vorher
chten und Faſten vorbereitet hatten, am Orte der Feierlichkeit ein.
re Pferde waren von jedem Prunke entblößt. Nachdem ſie ein
mmen, erſchienen ſie in einer Art weißer Tunica, aber noch ohne
Sporen, vor dem Fürſten oder Oberlehnsherrn, der die Handlung mit
genwart beehren wollte, worauf es in feierlicher Proceſſion in die
g. Der Andacht folgte dann ein Mahl, bei welchem dem neuen
einem kleinen Tiſche, an dem er (als Beweis ſeiner Enthaltſam-
er reden, lachen, noch eſſen durfte, ſein Platz angewieſen wurde.
endigung deſſelben wurden die jungen Ritter feierlich in die Kirche
eitet, wo ſie die erſte Nachtwache thaten. Am andern Morgen

wurden sie hier abgelöst, und nachdem sie sich etwas erholt hatten, ging es wieder in Procession nach der Kirche. Ein Paar Schildträger (écuyers) trugen die entblößten Schwerter für die zu schlagenden Ritter, die Gefäße nach oben und daran die goldnen Sporen befestigt. Von einigen alten Rittern begleitet, erschienen sie, die Degen am Halse tragend, vor dem Altare, wo das Hochamt gehalten wurde. Sobald dieses beendigt war, fielen die Candidaten auf die Knie, und baten um die Ertheilung des Ritterschlages. Derjenige, welcher die Handlung vollzog, berührte sie dreimal im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mit dem bloßen Schwerte auf dem Rücken, und gab ihnen den Bruderkuß. Darauf legten sie den Rittereid ab: stets zur Vertheidigung des Königs und Vaterlandes gewaffnet zu sein, die Frauen zu schützen, alle irdischen Güter zur Vertheidigung der Kirche zu opfern, und allen sonstigen, besonders religiösen Tugenden, zu huldigen. Jetzt ward ihnen das Schwert umgegürtet; alte Ritter legten ihnen die Sporen und die übrigen Stücke der Ritterrüstung an, überreichten ihnen die Handschuhe und dergl. Der Bischof sprach den Segen. In geordnetem Zuge verließ man die Kirche, und nun ging es zu den andern Feierlichkeiten, Schmausereien und Turnieren, bei denen die neuen Ritter schon Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen mußten. — Im Felde faßte man sich natürlich kürzer, und gewöhnlich hatten die neuen Ritter am andern Tage die Ehre, auf den gefährlichsten Posten zu kämpfen. (Vergl. Handbibliothek für Officiere, 1. Bd. 2. Abthl.)

Die Ritterschaft oder das Ritterthum ist eine politisch-militairische Verbrüderung ganz eigenthümlicher Art, die ihren Ursprung der altgermanischen Sitte verdankt, unter irgend einem Vorwande auf Streifzüge auszugehen, um den Schwächern sich zu unterwerfen und zinsbar zu machen, oder das drückende Joch eines Stärkern abzuschütteln. Dem Rufe des Anführers folgte bald eine Schar kampflustiger Freien, und die deutsche Biederkeit und Treue mochte es nicht über sich gewinnen, von dem, welchem einmal das Wort gegeben war, sich sobald loszusagen. Jene Freien, die dergleichen Ritterzüge unternahmen, sahen sich aber auch bei aller Machtverschiedenheit unter einander gegenseitig als ebenbürtig an. Durch die uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald zu dem Glauben an die Erblichkeit der Tugenden, und dieser Glaube rechtfertigte sich wieder in dem edlen Feuer der Nacheiferung, mit welchem der Sohn den Tugenden eines berühmten Vaters nachstrebte, so daß sich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Abstufungen, vom Herzoge bis zum freien Manne herab, theilte. Wie dieser eigenthümliche Geist germanischen Volksthumes sich nach allen Seiten ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung sich ergoß, so wiederholte sich auch in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien das Nämliche, und mit dem Lehnswesen und dem Vasallenverhältnisse fand auch das Ritterwesen überall Eingang. In Deutschland wurde man erst in den Kriegen mit den Hunnen und Avaren besser mit den Pferden bekannt, und nannte nun die, welche ebenfalls zu Pferde kämpften, Cavaliers, Chevaliers, Ritter. — Der Ritterstand wurde bald zum herrschenden. Ihm fiel demnach auch das Beste zu, was die Länder trugen, und in seinen festen Schlössern oder Burgen mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß, Kunst und Liebe zu finden sein. Der Ritter war unumschränkter Herr auf seiner Burg; er führte, ein König im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden; von dem Bewußtsein seiner Unbeschränktheit zu weit geführt, artete mancher Ritter zum Raubritter aus, der dem reisenden Kaufmanne am Wege auflauerte, und

manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich löste. Dieß war besonders in Deutschland der Fall, wo, in Folge der Reichsverfassung, die Freiheit des Einzelnen noch unbeschränkter war, als in andern Ländern, und unter schwachen Kaisern oft zu wahrer Zügellosigkeit wurde, die sogar in Widersetzlichkeit gegen das Reichsoberhaupt ausartete, wodurch aber die Ritterschaft ihren eigenen Untergang beschleunigte, nachdem die Kaiser Mittel gefunden hatten, den übermüthigen Rittern durch Soldtruppen die Spitze zu bieten. Das Verbot der Fehden hatte die Vernachlässigung der Turniere (s. d.), und diese wiederum den Verfall des ritterlichen Geistes zur Folge. Nachdem aber der alte Geist aus dieser Körperschaft gewichen war, löste sich auch diese auf.

Obgleich die Tendenz des Ritterwesens keineswegs heilbringend für die Völker war, indem der Uebermuth der Ritter und der Gebrauch, welchen sie von ihrer materiellen Ueberlegenheit machten, nur zur Unterdrückung aller Menschenrechte führte; so ist doch nicht zu verkennen, daß durch sie auch manche Tugend kräftiger in's Leben trat. Vor den Kreuzzügen war der Geist des Ritterwesens höchst einseitig gewesen; die französischen Ritter zeichneten sich durch große Gewandheit aus, sowohl im geselligen Leben, als auf dem Kampfplatze, die spanischen Ritter durch seltne Beharrlichkeit, gepaart mit Ungestüm, die deutschen Ritter durch Rohheit und Uebermuth, aber auch durch feste und unerschütterliche Treue. Die Kreuzzüge, die Blüthenzeit des Ritterwesens, schmelzten diese einzelnen Elemente in ein schönes Ganze, das allmälig von den Schlacken gereinigt wurde. In den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einen kleinen geweihten Raum zusammengedrängt; hier nahmen Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, durch Mißgeschick verfolgt, in jahrelanger Gefangenschaft der Ungläubigen. Hier geschahen Thaten, wie sie ein Tasso nur aufzuzeichnen brauchte, um das Höchste zu schildern; hier wurden im Kampfe und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, treue Freundschaft und Liebe in ihrem höchsten Glanze geübt. Die Verschmelzung mit den feinern Saracenen war den christlichen Rittern ebenfalls von Nutzen; sie glättete manche rauhe Seite an ihnen, und gesellte zum Guten auch die gefällige Form, so daß die feine Sitte und Lebensart, das ausgebildetste Ritterthum, erst von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Hier wurde aber auch der Grund zu mancher innern Einrichtung gelegt, und mancher Gebrauch der damals gestifteten Ritterorden lebt noch heute im Kriegerstande fort.

Die Hauptwaffe des Ritters war die Lanze, damals unbedingt die Königin der Waffen. Ein großes Schlachtschwert, das mit beiden Händen geführt wurde, hing an der linken, eine Streitaxt an der rechten Seite des Sattels; der Schild, auf welchem die Devise, oder auch das Wappen des Ritters angebracht war, wurde am linken Arme, ein großer Dolch am Gürtel befestigt. Den Kopf schützte und zierte ein Helm, gewöhnlich mit Federn geschmückt. Der ganze Körper stak in einem Harnische, oft mit Silber und Gold verziert; die Grundfarbe des Harnisches war schwarz oder blau, doch wurde das Eisen öfterer blank polirt. Ueber die Schultern hing eine Schärpe, von Gold oder Silber durchwirkt, gewöhnlich ein Geschenk der Geliebten, und von deren eignen Händen gefertigt. Man hatte alle mechanischen Künste aufgeboten, den Ritter gegen Stoß und Hieb unverwundbar zu machen. Auch sein edles Streitroß, ein sorgfältig gepflegter Hengst vom stärksten Knochenbaue und schnellkräftigen Muskeln, war durch künstlich zusammengefügte Blechstücken an Kopf, Brust und Weichen gegen Verwun-

dung geschützt. Also gerüstet, konnte der Ritter furchtlos sich in das Kampfgetümmel stürzen, und nur ein Gegner gleicher Art war vermögend, ihm zu widerstehen. Aber es gehörte auch eine fast herkulische Kraft dazu, sich in dieser eisernen Hülle mit einiger Leichtigkeit zu bewegen, und über der Sorge für die Sicherheit schien man die Vortheile dauernder Schnelligkeit der Bewegungen ganz übersehen zu haben. — „Die eingeschränkte Absicht ging dahin, sagt der sarkastische Berenhorst, daß ein Mensch, wie ein Krebs mit Schale bedeckt, auf einem Pferde unverletzt seine Figur spielen, oder auf dem allerebensten Boden von der Welt mit eingelegtem Speer ein Paar Hundert Schritte vorwärts rennen könnte. Was Ritter und Knappen in besagter Verstählung auszurichten vermochten, ist leicht zu ermessen. Wer zu Boden fiel, mußte warten, bis Jemand kam, der ihn aufhob." — So bildete der Ritter ein eignes Wesen, welches zum Angriffe, wie zur Vertheidigung sich selbst gnügte, dem jedoch einige Knappen in den Streit folgten, seiner Waffen und seiner Nothdurft zu pflegen, und wenn er etwa im Kampfe unterliegen sollte, ihm Hilfe und Beistand zu leisten. Das stolze Gefühl, welches den Ritter überdieß noch als Reiter beseelte, bewirkte sehr bald, daß der Dienst zu Pferde für eine Auszeichnung angesehen wurde, und keiner vom Adel mehr im großen Haufen zu Fuße dienen wollte. Die Ritterschaft bildete daher auch damals den Kern der Heere, und lange Zeit nachher lebte dieser ritterliche Geist noch in den geharnischten Reitern fort.

Die Kampfordnung, welche sich die Ritter wählten, war ihrem nach persönlicher That dürstenden Geiste völlig entsprechend. Sie bildeten nur eine geöffnete Reihe, so jedoch, daß die Knappen, als zweites dichter geschlossenes Glied, ihnen in einiger Entfernung folgten. Diese waren nicht gerade zum Mitkämpfen bestimmt, sondern hatten für den Nothfall frische Waffen und Pferde bereit zu halten. Doch gewährten sie ihren Herren in sofern Schutz, daß sie von denselben die feindlichen Hiebe und Stöße abzuwehren suchten. War der Ritter von der gewaltigen Anstrengung ermüdet, so zog er sich in den Kreis seiner Knappen zurück, um neue Kräfte zu sammeln. — In den frühesten Zeiten waren die Gefechte der Ritter eigentlich nur Zweikämpfe, wobei es hauptsächlich auf geschickte Führung und Wendung des Pferdes ankam, um mit der fest unter den Arm gedrückten Lanze den Gegner zu fassen, und durch die Gewalt des Anlaufs aus dem Sattel zu werfen, oder, wenn man sich nicht ganz sattelfest fühlte, einem solchen Stoße auszuweichen. Ein fester Sitz, der durch die damals üblichen sogenannten Stuhlsättel sehr begünstigt wurde, und eine gut verstählte Lanzenspitze, die nicht so leicht am polirten Harnische des Gegners abglitt, waren daher wesentliche Bedingungen des Sieges im einzelnen Gefechte. Nächstdem fielen sich die Ritter, wenn die Lanzen zersplittert, oder die Pferde gestürzt waren, auch mit dem Schwerte oder der Streitaxt an, wobei jeder darauf bedacht war, die Rüstungen locker zu machen um später, mit dem Dolche einen Stoß zwischen die Fugen des Harnisches führen zu können. Die gewaltigen Schläge mit der Streitaxt waren gegen den Kopf und die Schultern gerichtet, und konnten mit dem Schilde nicht aufgefangen werden. — Unter Heinrich dem Finkler sollen die Ritter zuerst in geschlossenen Reihen gekämpft, und hierdurch den Sieg über die Ungarn bei Merseburg errungen haben. Später scheinen sich die Ritter immer in gedrängten Scharen geordnet, auch mehrere Geschwader hinter einander gestellt zu haben. Doch band man sich an keine Regel. Die Geschwader waren von verschiedener Stärke, und bestanden gewöhnlich aus dem ritterlichen Gefolge der Bannerherren. — Wurden feste Schlösser angegriffen oder vertheidigt, so zo-

gerte der Ritter keinen Augenblick, zu Fuße zu kämpfen; im freien Felde aber würde er ſich hierzu nicht leicht haben bewegen laſſen. Dieſe Abneigung, an der Seite des Fußvolks zu kämpfen, mußte jedoch in den Kreuzzügen verſchwinden, weil mancher Ritter außer Stande war, die verlornen Pferde zu ergänzen, überhaupt auch die Saracenen ſich den Rittern gefährlich machten, indem ſie dieſelben mit einem Hagel von Pfeilen überſchütteten, die bisweilen durch die Oeffnungen des Viſirs drangen, und dem Lanzenſtoße geſchickt auszuweichen wußten. Die Armbruſtſchützen und Kreuzritter leiſteten daher gute Dienſte, mußten aber ihrerſeits wieder von den Rittern geſchützt werden, die bald zu Pferde, bald zu Fuße ihnen zur Seite ſtanden. So führte die Noth allmälig wieder die gegenſeitige Unterſtützung des Fußvolks und der Reiterei herbei, nachdem ſie Jahrhunderte lang als Kampfgenoſſen gar keine Notiz von einander genommen hatten. — Auch der Sicherheitsdienſt im Lager und auf Märſchen wurde während der Kreuzzüge mehr ausgebildet, und zu dieſem Zwecke eine Art leichter Reiterei errichtet, die weder aus Rittern, noch aus Knappen beſtand, ſondern größtentheils aus Menſchen, die von Rittern und Knappen mit orientaliſchen Frauen gezeugt worden waren, und den Namen „Turkopolen" führten.

Aber ungeachtet der mancherlei Erfahrungen und Verbeſſerungen, welche die Ritterſchaft aus dem Morgenlande in die Heimath verpflanzte, blieb der alte Hang zu möglichſter Freiheit des Willens und der That ſtets vorherrſchend, weßhalb ein aus Rittern beſtehendes Heer niemals ein willfähriges Werkzeug in der Hand des Oberlehnsherrn werden konnte. Dieſe Eigenthümlichkeit, verbunden mit manchen innern politiſchen Verhältniſſen der Vaſallen und Lehnsmänner, hat nach Vermehrung der Soldtruppen und Verbeſſerung der Feuerwaffen ſehr viel zum Untergange der Ritterſchaft beigetragen, und wenn in unſern Zeiten noch von den Vorzügen des „ritterlichen Geiſtes" geſprochen wird, ſo ſind darunter nur die guten Eigenſchaften der Ritter zu verſtehen, die man allerdings jeder Truppe wünſchen mag, insbeſondere das hohe Ehrgefühl. (Vergl. das Ritterweſen und die Templer ꝛc. Stuttgart, 1822. — Menzel's Geſchichte der deutſchen Wehrverfaſſung im Mittelalter. — Carrion Nisas, histoire militaire générale. — Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges. 1833. — Der Artikel „Ritterweſen" im Brockhaus'ſchen Converſationslexicon liefert ebenfalls ſchätzbare Beiträge.) Pz.

Rittmeiſter heißt der Befehlshaber einer Compagnie zu Pferde, und hat im Allgemeinen ganz denſelben Wirkungskreis wie der Hauptmann (ſ. d.). Da er aber auch für den guten Zuſtand der Pferde und des Sattelzeugs verantwortlich iſt, muß er ein ſehr thätiger und ordnungsliebender Mann ſein, und die erforderlichen Kenntniſſe von der Ausarbeitung der Remonten beſitzen, überhaupt ein gewandter und entſchloſſener Reiter ſein. Wenn der Rittmeiſter zugleich Schwadronscommandant iſt, ſind ihm dieſe Kenntniſſe in einem noch höhern Grade nöthig. — Die Rittmeiſter waren ſonſt ebenfalls Eigenthümer ihrer Compagnien oder Schwadronen, und hatten an der Fütterung der Pferde, wofür ſie jährlich eine beſtimmte Summe erhielten, oft großen Gewinn. Die Mehrzahl wurde nach und nach zu wohlhabenden Landwirthen, und eine geſegnete Heuernte war für ſie ein wichtigeres Ereigniß, als die großartigſte Kriegsübung. Zur Schonung des Pferdezeugs, das ſie ebenfalls gegen contractmäßige Vergütung anſchaffen und im Stande erhalten mußten, wurde bei naſſer Witterung weder exercirt noch Reitbahn gehalten, ſondern bloß auf der Trenſe und Decke geritten. Bei dieſem pecuniairen Intereſſe an der Erhaltung des Materials muß man ſich in der

That wundern, daß die Cavalerie damals so viel geleistet hat; denn im Frieden geschah sehr wenig für ihre kriegerische Ausbildung.

Pz.

Rivoli, Dorf in Oberitalien, zwischen dem rechten Ufer der Etsch und dem Gardasee. Die Belagerung Mantua's (s. d.) durch die Franzosen und die wiederholten Anstrengungen der Oestreicher, diesen wichtigen Platz zu retten, waren die Veranlassungen, daß Rivoli eine große Berühmtheit in der Kriegsgeschichte erlangte. Dieses Dorf liegt 600 Schritte von der Etsch, in einer halbkreisförmigen Fläche, welche gegen eine deutsche Meile im Durchmesser hat. Sie wird begrenzt: nördlich durch die schroffen Höhen des Montebaldo, eines Zweiges der tyroler Alpen, welcher den ganzen Raum zwischen der Etsch und dem Gardasee einnimmt; östlich und südlich durch eine Bergkette, die sich am Ufer des Gardasees herum bis an die Etsch zieht; westlich durch die steilen Abfälle nach dem Etschthale. In dieser Fläche erheben sich einzelne Kuppen und Rücken, welche nach allen Seiten gute Stellungen darbieten, die von den Franzosen durch Verschanzungen verstärkt wurden. Die Uebersteigung des Montebaldo sowohl, als die Ersteigung der Höhen aus dem Etschthale bieten große Schwierigkeiten dar.

Gefecht am 6. August 1796.

Bei Wurmser's erstem fehlgeschlagenen Versuche zum Entsatze Mantua's waren die Oestreicher am Tage der Schlacht von Castiglione (s. d.), den 5. August, hinter den Mincio zurückgegangen. Eine Abtheilung von 3 Bat., 7 Comp. und 2 Schwadr., mit 7 Geschützen, unter General Bayalich, war bestimmt gewesen, Peschiera zu blokiren, und hatte begonnen, ihr Lager vor diesem Platze zu verschanzen. Massena ging am 6. August durch Peschiera, und zwang die Oestreicher, sich mit bedeutendem Verluste zurückzuziehen. Bayalich versuchte, die Stellung von Rivoli zu vertheidigen. Nach kurzem Gefechte wurde aber auch diese erstürmt, und das Geschütz, so wie einige Hundert Gefangene blieben in den Händen der Sieger. Bayalich zog sich über den Montebaldo bis Ala zurück, und Massena besetzte wieder den Kamm dieses Gebirges, wie es Ende Juli vor dem Angriffe der Oestreicher Statt gefunden hatte.

Gefechte am 17. und 20. November 1796.

Nach dem zweiten verunglückten Versuche, Mantua zu entsetzen, vom 1. bis 13. September, hatte dieser Platz eine noch höhere Wichtigkeit für Oestreich erhalten, indem es galt, die Trümmer des Wurmser'schen Heeres, welche in Mantua ihre Rettung gefunden hatten, zu befreien. Obgleich durch Mangel und Krankheiten sehr vermindert, zählte die Garnison gegen Ende Octobers immer noch 16,000 M., incluſ. 3000 M. Cavalerie, unter den Waffen. Der um diese Zeit erfolgte Rückzug Moreau's und Jourdan's über den Rhein gewährte Oestreich einige Erleichterung und die Mittel, sein Heer in Italien und Tyrol bis Ende Octobers wieder auf 46,000 M. zu verstärken. Diese Truppen bestanden jedoch größtentheils aus Rekruten; auch fehlte es an zuverlässigen Officieren. Das Heer zerfiel in 2 selbstständige, durch einen Raum von 25 deutschen Meilen, getrennte Corps. Der neue General en chef, Feldzeugmeister Alvinczy (s. d.) stand mit 24,000 M. in Friaul, bei Görz; Major Weyrother war Chef des Generalstabes. — F.M.L. Davidovich befehligte das tyroler Corps, im Ganzen 22,000 M., welche jedoch zum Theile auf einem ausgedehnten Cordon zerstreut waren. Amtlichen östreich. Angaben zu Folge blieben nur die Divisionen Oeskay und Fürst Reuß, 15 Bat., 25 Compagnien und 3 Schwadr., 14,600 M., unter den Waffen, in der Hauptstellung hinter dem Lavisbache, welche spä-

ter zur Vorrückung im Etschthale verwendet wurden. Bonaparte's Lage war im höchsten Grade gefährlich. Die von ihm dringend verlangten Verstärkungen erfolgten sehr unvollständig. Sein durch blutige Kämpfe und noch mehr durch Krankheiten geschwächtes Heer zählte höchstens 40,000 M., mit denen er die überlegene östreich. Armee bekämpfen und die starke Garnison Mantua's eingeschlossen halten sollte. Dabei war es unzweifelhaft, daß Venedig, Rom und Neapel nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um sich als Feinde Frankreichs zu erklären. Er fand in seinem Genie und der unbegrenzten Ergebenheit seiner Soldaten, vorzüglich aber in den Fehlern seiner Gegner, die Mittel, auch dießmal als Sieger aus dem Kampfe zu treten. Mitte Octobers hatte die franz. Armee folgende Stellungen inne. Kilmaine mit 8340 M. vor Mantua, die Division Augereau, 8000 M., bei Verona, die Division Massena, 9000 M., gegen Alvinczy, bei Bassano und Treviso, die Division Vaubois, etwas über 10,000 M., gegen Davidovich, bei Trient und eine Reserve von 4000 M., einschließlich 1800 Reiter, stand bei Brescia.

Alvinczy's Plane zu Folge sollte sein Corps von Görz aus über Bassano vorrücken, sich bei Verona mit dem im Etschthale vorrückenden tyroler Corps vereinigen, und dann mit diesem gegen Mantua marschiren. Es würde jedenfalls zweckmäßiger gewesen sein, das tyroler Corps durch das Brentathal vorrücken zu lassen, und so die Vereinigung des Heeres viel eher herbeizuführen. Man mußte aber freilich in diesem Falle den Eingang nach Tyrol offen lassen, was indessen nichts geschadet hätte, da eine Diversion in dieser Richtung nicht zu fürchten war, weil die Gegner ihre Truppen anderwärts weit nöthiger brauchten. — Trotz der gemachten traurigen Erfahrungen beharrten die Oestreicher bei ihrem alten Systeme, einer zu großen Ausdehnung und Zersplitterung ihrer Kräfte, wodurch es den Franzosen möglich wurde, wo es galt, mit Ueberlegenheit aufzutreten. — Ueber Alvinczy's Operationen enthalten die Artikel Caldiero und Arcole das Nähere. Der französische Obergeneral beschloß, zuvörderst diesen Gegner zu bekämpfen; und es war daher für ihn von der höchsten Wichtigkeit, den General Davidovich in Tyrol festzuhalten. Vaubois erhielt demnach Befehl, selbst zum Angriffe überzugehen. Es gelang ihm am 2. Nov., die Oestreicher aus ihrer Stellung hinter dem Lavisbache zu vertreiben; doch als Davidovich mit den Reserven erschien, mußte Vaubois nach mehreren für ihn sehr nachtheiligen Gefechten den 5. bis Calliano, den 7. bis Roveredo und den 8. bis Rivoli zurückgehen. Er hatte über 3000 M. und einiges Geschütz verloren, und ein Theil der Truppen nicht die ihnen sonst eigene Tapferkeit gezeigt. — Diese Unfälle sowohl, als der für die Franzosen ungünstige Ausgang des Gefechts bei Caldiero am 12. Nov. zwangen Bonaparte zu einer Abänderung seines frühern Planes. Diesem zu Folge hatte er nach Besiegung Alvinczy's durch das Brentathal marschiren, und das tyroler Corps im Etschthale einschließen wollen. — Wußte Davidovich die erlangten Vortheile zu benutzen, so konnte er die Division Vaubois schlagen, und nach Mantua, oder, was noch entscheidender gewesen wäre, gegen Verona marschiren. Bonaparte zog sich nach Verona zurück, um vor diesem Mittelpuncte aus, wie die Umstände es erfordern würden, nach allen Seiten operiren zu können. Er sah sich genöthigt, das Blokadecorps von Mantua um 3000 M. zu schwächen, welche er, unter General Kilmaine, nach Verona beorderte. Nur das Zaudern seiner Gegner rettete ihn. Unthätig standen Davidovich mehrere Tage bei Roveredo, Alvinczy, ungeachtet mehrerer glücklicher Gefechte, vor Verona, und Wurmser benutzte die große Verminderung des Blokadecorps nicht, um einen Ausfall zu machen. Jeder

wollte die Erfolge des Andern abwarten, ehe er etwas unternähme. — Erst am 17. November, dem 3. Tage der Schlacht von Arcole, entschloß sich Davidovich in Folge des dringend wiederholten Befehles Alvinczy's, die Stellung von Rivoli anzugreifen. Das östreich. Corps war, am Morgen dieses Tages, folgendermaßen aufgestellt: die Division Oeskay, aus den Brigaden Oeskay, Weidenfeld und Spork bestehend, 8000 M., auf dem Montebaldo; die Division Fürst Reuß, die Brigaden Reuß, Vucassowich und Lusignan, 6600 M., auf dem linken Ufer der Etsch, bei Dolce. — Der Disposition zu Folge war die Division Oeskay zum Angriffe in der Front bestimmt; General Vucassowich sollte mit 5 Bat. und 2 Jägercomp. auf der in der Nacht oberhalb Dolce geschlagenen Schiffbrücke die Etsch passiren, über Canale vorrücken, und die rechte Flanke der feindlichen Stellung angreifen. — General Fürst Reuß hatte Befehl, mit dem Reste seiner Division auf der Veroneser Straße vorzugehen, die Besatzung des Forts la Chiusa zu beobachten, und mit seinem Geschütze, vom linken Ufer aus den Angriff auf Rivoli zu unterstützen. Ein großer Theil dieser Division befand sich in weiter Entfernung, ohne Zweck vereinzelt, im Gebirge, und konnte keinen Theil am Gefechte nehmen. — Den 17. Nov. mit Tagesanbruche drangen die östreich. Colonnen vom Montebaldo durch das Caprinathal vorwärts. Man wollte hier, langsam vorrückend, den Feind nur beschäftigen, bis die Colonne unter Vucassowich aus dem Etschthale heraufgestiegen sein würde. Dieser fand große Schwierigkeiten, da Vaubois den einzigen von Canale nach Rivoli führenden Weg mit Quergraben durchschnitten und auf der Höhe 3 Reihen Verschanzungen angelegt hatte. Vucassowich begann den Angriff Morgens 7 Uhr. Obgleich die Franzosen sich tapfer vertheidigten, waren doch bald die beiden ersten Verschanzungsreihen überstiegen. Bei der dritten wurden die Stürmenden durch größere Schwierigkeiten des Bodens und sehr wirksames Geschützfeuer aufgehalten. Oberlieutenant Kastel kletterte mit einer Abtheilung des Regiments Alvinczy über die Felsen, welche die Flanke der Verschanzung deckten. Er brach unerwartet im Rücken einer Batterie vor, und eroberte 2 Geschütze. — Die am jenseitigen Ufer aufgefahrne Batterie des Fürsten Reuß feuerte mit großer Wirkung. Bei alle dem behaupteten sich die Franzosen in der dritten Reihe ihrer Verschanzungen. Um dieselbe Zeit drückten sie auch die Oeskay'sche Colonne zurück, und machten Gefangene. Die Weichenden wurden von der in Reserve stehenden Brigade Spork aufgenommen, sammelten sich schnell und rückten von Neuem gegen den feindlichen linken Flügel vor, ohne jedoch in die Schanzen eindringen zu können. — In diesem Augenblicke kam der Generalquartiermeister, Oberst Dedovich, mit einigen Reitern an; ein nochmaliger Angriff glückte, und der Feind wurde von Hügel zu Hügel bis Affi geworfen. Hierauf wendete sich die Brigade Spork gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung, und erstieg die Schanzen. Drei Schwadronen Husaren fanden dort einige Strecken günstigen Boden, und vollendeten die Niederlage Vaubois, dessen Division in der größten Gefahr, eingeschlossen und aufgerieben zu werden, war. Er trat Nachmittags 2 Uhr den eiligen Rückzug gegen Campora an, seine Truppen geriethen in die größte Unordnung; ihr Verlust betrug gegen 800 M. an Todten und Verwundeten; 1000 M., darunter 2 Generäle und 74 Officiere, wurden gefangen; 7 Geschütze fielen den Siegern in die Hände. — Davidovich ließ den Feind bis Campora verfolgen, und lagerte auf dem Schlachtfelde. Die Oestreicher hatten im Ganzen nur 470 M. verloren. — Noch an demselben Tage ergab sich die Besatzung des Forts la Chiusa, 160 M. mit 2 Kanonen. — Vaubois suchte

seine Truppen auf den Höhen von Piovezzano zu sammeln; er verzweifelte an der Möglichkeit, dem Feinde Widerstand zu leisten, und zog sich noch denselben Abend nach Castelnuovo, am nächsten Morgen durch Peschiera hinter den Mincio zurück. — Der Weg nach Verona und zur Vereinigung mit Alvinczy stand dem tyroler Corps jetzt offen. Wie groß wäre der Erfolg dieser Operation einige Tage früher gewesen! — Jetzt aber, wo der Sieg von Rivoli in dem Augenblicke erfochten wurde, als Alvinczy sich nach dreitägigem Kampfe gegen Montebello zurückzog, diente er nur dazu, das siegreiche Corps in eine höchst gefährliche Lage zu verwickeln. Seinen Gegner richtig beurtheilend, ließ Bonaparte den General Alvinczy nur durch einige Reiterei gegen Vicenza verfolgen, und wendete sich mit seiner ganzen Macht gegen Davidovich, welcher 2 Tage fast ganz unthätig in der Stellung bei Pastrengo, wohin er am 18. früh vorgerückt war, zubrachte. Den 18. vor Anbruch des Tages setzte sich die Division Augereau vom Schlachtfelde von Arcole gegen Verona in Marsch, um durch das Gebirge, im Rücken des tyroler Corps in das Etschthal gegen Peri und Dolce vorzudringen, sich der bei letzterem Orte geschlagenen Schiffbrücken zu bemächtigen, und auf diese Art jenem Corps den Rückzug nach Trient abzuschneiden. Bonaparte selbst marschirte mit der Division Massena über die Brücke von Ronco und auf dem rechten Etschufer gegen Villafranca. Dort wollte er sich mit den Resten der Division Vaubois vereinigen, welche Befehl erhielt, bei Valleggio den Mincio zu passiren, und nach Villafranca vorzurücken. — General Kilmaine hatte unterdessen mit der 3000 M. starken Besatzung Verona's den Rücken Bonaparte's gegen Alvinczy zu decken. Davidovich erhielt durch einen Vertrauten aus Verona am 19. Mittags die erste Nachricht von Alvinczy's Rückzuge und den Bewegungen der Franzosen gegen das tyroler Corps. Er berief am Abend einen Kriegsrath, in Folge dessen der Beschluß gefaßt wurde, am andern Morgen in die Stellung von Rivoli zurückzugehen. Am 20. November Morgens rückte ein Theil der Reiterei zu einer Recognoscirung vor, und meldete das starke Vordringen des Feindes von Verona und Villafranca her. — Indessen hatte das Corps den Rückzug angetreten, und eine Stellung bezogen, den rechten Flügel an Cavajon, den linken an der Etsch, Volargne gegenüber. — In der Nacht ging die Meldung von dem Obersten Lusignan aus Lugo ein, daß durch die Bewegungen Augereau's bereits der Rückzug gegen Ala sehr bedroht sei. — Davidovich befahl am Morgen des 20. Nov., als bereits die feindlichen Colonnen im Vorrücken begriffen waren, den Rückzug gegen Ala. Auf dem Marsche dahin erhielt er früh 9 Uhr einen Boten, den Alvinczy am 19. Abends abgefertigt hatte, und durch welchen derselbe seine nochmalige Vorrückung gegen die Etsch ankündigte. Davidovich fand sich dadurch bewogen, seinen Plan abzuändern; er schickte an alle Colonnen den Befehl, umzukehren, und so schnell als möglich die vorige Stellung wieder zu besetzen. Dieser Befehl brachte bedeutende Unordnung und Stocken hervor. Es wurde dem F.M.L. Davidovich vorgestellt, wie gefährlich es sei, nur noch einige Stunden in der Stellung von Rivoli zu bleiben. Er kehrte demnach zu seinem ersten Entschlusse zurück, und gab Befehl, den Rückzug fortzusetzen. Der dazu günstige Moment war aber indessen verloren gegangen. Oberstlieutenant Leczeny, mit der Arrièregarde, war bereits mit dem Feinde engagirt, und mußte unterstützt werden. So geschah es denn, daß die Oestreicher in ein plan- und zweckloses allgemeines Gefecht verwickelt wurden. General Oskay hielt einige Zeit bei Cavajon den linken Flügel des Feindes zurück, mußte aber bald der Uebermacht weichen. Noch waren die Truppen des

Östreich. Centrums und linken Flügels nicht vollkommen geordnet, als sie lebhaft angegriffen wurden, während die Franzosen hinter ihrer rechten Flanke auf dem Gardasee mit zahlreichen Fahrzeugen erschienen, und Truppen ausschifften. — Unter diesen Umständen gab Davidovich Befehl, daß das Corps sich zurückziehen und am Fuße des Montebaldo aufstellen solle. Der Rückzug wurde unter stetem Gefechte ausgeführt; die Oestreicher erreichten in guter Ordnung die ihnen angewiesene Stellung, welche auf's Aeußerste vertheidigt werden sollte. Da jedoch die Meldung einging, daß Augereau die jenseits der Etsch zu Deckung der Schiffbrücken bei Dolce aufgestellten Abtheilungen lebhaft dränge, so gab Davidovich abermals Befehl zum Rückzuge. Nur die Brigade Ocskay sollte über den Montebaldo in die Stellung bei Madonna della Corona, alle übrigen Truppen dagegen durch das Etschthal über Dolce nach Ala ziehen. Die letztern wurden durch eine Abtheilung unter General Joubert lebhaft verfolgt, und passirten nur mit Mühe und großen Verlusten die Schiffbrücke bei Dolce. Bonaparte ließ die Divisionen Vaubois und Massena auf dem Plateau von Rivoli Stellung nehmen. — Unterdessen hatte die Division Augereau den einzigen Rückzugsweg bei Peri bereits abgeschnitten; doch gelang es den Oestreichern, den genannten Ort und die denselben beherrschenden Anhöhen wieder zu nehmen. Dessen ungeachtet litten die sich zurückziehenden Truppen sehr durch das Gewehrfeuer, welches der Feind von den in seinem Besitze bleibenden Höhen auf die Straße zu unterhielt. Man mußte es unerwidert dulden; die Truppen geriethen in Unordnung, viele zerstreuten sich in's Gebirge. Am frühen Morgen des 22. Nov. hatte sich nur ein Theil der Truppen in den Verschanzungen bei Ala gesammelt. F.M.L. Davidovich erhielt um Mitternacht einen Befehl von Alvinczy, dem zu Folge er gegen Verona vorrücken sollte. Er antwortete mit dem Berichte über die Ereignisse des gestrigen Tages. Vucassowich hatte mit der Nachhut die Angriffe des Generals Joubert auf Dolce zurückgewiesen, und sich vergebens bemüht, den Pontonstrain durch den Engpaß bei Peri zu bringen. Die Pontons mußten daselbst zurückbleiben, nachdem die Bespannung gerettet war. Um Mitternacht räumte Vucassowich Peri, und zog sich bis Borghetto zurück. General Ocskay war nicht verfolgt worden, sah sich aber durch die große Kälte und den Mangel an Holz und Lebensmitteln genöthigt, die Stellung bei Madonna della Corona zu verlassen, und sich am 22. Nov. nach Mori zurückzuziehen. General Vucassowich blieb unangefochten bei Borghetto stehen. Der Verlust des tyroler Corps am 21. Nov. betrug gegen 1900 M., darunter 1600 Gefangene; außerdem gingen 3 Geschütze und 14 Pontons verloren. Die Franzosen zählten gegen 200 M. todt oder verwundet. Alvinczy war unterdessen, ohne etwas von Bedeutung zu unternehmen, bald vor-, bald zurückmarschirt. Er befand sich am 21. bei Villanuova, 2 Meilen von Verona, und ging, nach Eingang der Meldung über die Ereignisse bei Rivoli am 21., in 3 Märschen zurück nach Bassano. Sowohl die Truppen dieses Heertheiles, als das tyroler Corps bezogen Erholungsquartiere zwischen Padua, im Brentathale, ois Trient. — Bonaparte ließ die Division Vaubois *), deren Commando General Joubert erhielt, bei Rivoli und Corona; das Blocadecorps vor Mantua wurde verstärkt, und der Rest des Heeres bezog Cantonnements an der Etsch, von Porto Legnago bis Dezenzano.

*) Bonaparte vergab es dem Generale Vaubois nicht, daß derselbe, statt sich gegen Verona zurückzuziehen, seinen Rückzug hinter den Mincio genommen, und dadurch seinen Gegner zum Vorrücken gegen Verona förmlich eingeladen hatte. Er erhielt ein Commando in Livorno.

So endete der dritte Versuch zum Entsatze Mantua's. Die Oestreicher waren nahe daran, ihren Zweck zu erreichen, verfehlten jedoch denselben durch Zaudern und Mangel an Einklang in ihren Operationen. Am Unbegreiflichsten bleibt es, daß Wurmser während der Tage, wo in Mantua's Nähe hitzig gefochten wurde, und das Blocadecorps bis auf 3000 M. geschwächt war, nichts unternahm, sich Luft zu machen, und mit den zu seiner Rettung anrückenden Colonnen in Verbindung zu treten. Oestreichischerseits entschuldigt man dieß mit Mangel an Nachrichten; da man aber in Mantua 3 Tage hindurch die Kanonade bei Arcole sah und hörte, hätte es keiner weitern Nachricht bedurft. — Erst am 23. Nov., als Alvinzy in vollem Rückzuge und die Verstärkung vor Mantua wieder angelangt war, erfolgte ein Ausfall, der zurückgeschlagen wurde, und den Oestreichern einige Hundert Gefangene kostete. (Vergl. Decker, der Feldzug in Italien, 1796 und 1797. — Oestreichische milit. Zeitschrift. 2. Bd. 1829. — Militair. Wochenblatt, Nr. 663 u. f. — Victoires et conquêtes etc. 7. Band.)

Z.

Schlacht am 14. und 15. Januar 1797.

Nach der Schlacht bei Arcole (s. d.) trat bei den kriegführenden Heeren eine Art von Waffenruhe ein, während welcher jedes sich möglichst zu verstärken suchte. Dadurch erreichte die franz. Armee unter dem Obergeneral Bonaparte wieder einen Stand von 53,000 M. Die Vertheilung dieses Heeres, zu Anfange des Jahres 1797, war folgende: Serrurier mit 10,000 M. blokirte Mantua, wo Bonaparte befehligte, 6600 Franzosen waren zu Besatzungen in der Lombardei verwendet, 2000 M. dienten als mobile Colonne in der Gegend von Bologna. Die 10,250 M. starke Division Joubert hielt die Stellungen von La Corona und Rivoli besetzt. Massena mit 8850 M. stand bei Verona; Augereau mit 8660 M. zwischen Verona und Legnago; seine Vortruppen bei Becilogna. Die Division Rey, 4150 M. stark, bewachte von Salo bis Brescia die Ausgänge des westlichen Tyrols. Ein Corps von 2450 M., zwischen den Observations- und dem Blocadecorps aufgestellt, diente als Reserve für beide.

Das östreichische Heer zählte um diese Zeit unter Alvinczy's Oberbefehl gegen 45,000 M. Sein Plan ging dahin, mit der Mitte und dem rechten Flügel zwischen der Etsch und dem Gardasee vorzurücken, um das franz. Heer bei Rivoli zu beschäftigen, während General Provera mit einem Corps von 8—9000 M. sich Mantua über Padua und Legnago nähern sollte. Dieser Plan hatte den Vortheil, den Feind auf allen Puncten zu gleicher Zeit zu beunruhigen; allein zu gleicher Zeit litt er an denjenigen Nachtheilen, welche allen combinirten Angriffen eigen sind. Das östreich. Heer setzte sich am 7. Januar in Bewegung. Die Mitte brach von Bassano auf, und durchzog die Schluchten der Brenta, um sich bei Roveredo mit dem rechten Flügel zu vereinigen, und hierauf das Etschthal herabzurücken. Der linke Flügel unter Provera brach von Padua auf, und marschirte am 8. Januar bis La Fratta. Bei Bevilacqua stieß seine Vorhut auf diejenige Augereau's, die mit einigem Verluste nach Legnago zurückgedrängt wurde. Ein 4tägiger Aufenthalt Provera's in dieser Gegend verschaffte Augereau Zeit, einen großen Theil seiner Truppen bei Ronco zusammenzuziehen, und sich zu einer hartnäckigen Gegenwehr vorzubereiten. — Bonaparte befand sich am 10. Januar noch zu Bologna. Auf die Meldung von diesem Angriffe sendete er den General Lannes mit den 2000 M. der mobilen Colonne über Ferrara nach Rovigo zur Verstärkung der Division Augereau. Er selbst eilte nach Verona, dem Mittelpuncte seiner Operationen, wo er am 12. eintraf, und

woselbst seine Gegenwart dringend nöthig war; denn während Provera an die untere Etsch vordrang, hatte Alvinczy seine Vereinigung mit Davidovich's Corps bei Roveredo bewerkstelligt, und war sofort am 16. Januar gegen den linken Flügel der Franzosen vorgerückt. Eine andere Colonne von 6 Bat. und 2 Schwadr. unter dem Generale Bajolitsch war von Bassano aufgebrochen, und bedrohte Verona; es kam hier zum Gefechte mit Massena's Vortruppen. Bajolitsch wurde zwar zurückgedrängt, scheint aber seinen Zweck erreicht zu haben, den Gegner über den wahren Angriffspunct irre zu führen. Diese Demonstrationen auf dem rechten Flügel und der Mitte der Franzosen waren nur das Vorspiel zu einem ernstern Angriffe gegen ihren linken Flügel, der in seiner Stellung zwischen dem Gardasee und der Etsch überfallen werden sollte.

Um aus Tyrol durch das Etschthal nach Italien zu gelangen, gibt es nur 3 Wege. Erstens entlang dem linken Ufer auf der großen Straße von Trient, mittelst Ueberwältigung der Puncte La Chiusa und Verona. Zweitens mittelst Besetzung des Postens La Chiusa und mittelst Schlagung von Brücken zwischen Polo und Pescantina zur Vermeidung von Verona. Drittens endlich entlang dem rechten Etschufer über Incarale mittelst Wegnahme des Montebaldo und Besetzung des Plateaus von Rivoli. — Alvinczy wählte diesen letztern Weg, weil er hier nur die Division Joubert gegen sich zu haben hoffte. In dieser Absicht hatte er 26,000 M. zum Hauptangriffe vereinigt, welche, in 5 Colonnen getheilt, am 10. Januar auf den ihnen bezeichneten Sammelplätzen bereit standen, nämlich die 3 ersten, jede zu 5 Bat., unter Oberst Lusignan und den Generalen Liptai und Köblös bei Brentonico, Arco und Belluno; General Oeskay mit der 4. von 4 Bataillonen, und General Quosdanovich mit der 5. Colonne von 9 Bat. und 12 Schwadr. zwischen Ala und Roverdo. — Die erste Colonne (Lusignan) hatte die Bestimmung, rechts über den Montebaldo hinziehend, in Rücken der Stellung von La Corona zu erscheinen, und dem Feinde den Rücken abzuschneiden. Die zweite Colonne (Liptai) sollte den Col von Caprino ersteigen, und sich mit der ersten Colonne in Verbindung zu setzen suchen. Die dritte Colonne sollte über La Ferrara gemeinschaftlich mit der zweiten die Franzosen in der Front angreifen. Die vierte und fünfte Colonne hatten Befehl, gleichzeitig nach Belluno zu rücken, um im Nothfalle diesen Angriff zu unterstützen, oder über Brentino und Croara gegen Rivoli vorzudringen.

Am Morgen des 12. Jan. traf die zweite und dritte Colonne nach einem beschwerlichen Marsche auf dem Berge Albaro, unweit von La Ferrara, gegenüber von Joubert's Vortruppen, ein. Häufig gefallener Schnee und ungleich schwierigere Wege hatten Lusignan's Bewegung um Vieles verzögert, so daß er den ihm angewiesenen Punct um diese Zeit noch lange nicht erreicht hatte. Gleichwohl hätten die zweite und dritte Colonne, welche zusammen 9000 M. stark waren, die nur 3000 M. starken Franzosen aus der Stellung von La Corona verdrängen können, wenn sie sich gehörig unterstützt hätten. General Köblös griff das Dorf La Ferrara an; da aber Liptai, dem Buchstaben der Disposition gemäß, erst Lusignan's Ankunft abwarten wollte, und daher an dem Gefechte keinen Antheil nahm, so gelang es den Franzosen, sich den ganzen Tag über in ihrer Stellung zu behaupten. Joubert traf Anstalten zum kräftigen Empfange des Feindes, als er am 13. Morgens 4 Uhr die Meldung erhielt, daß Lusignan bereits den westlichen Anfang des Montebaldo erreicht habe, worauf er es für angemessen hielt, die Brücke über die Etsch abzubrechen, und sich in größter Stille in die Hauptstellung nach Rivoli zurückzuziehen, wo der größte Theil

der Division Augereau vereinigt stand, und von dem Vorgefallenen den Obergeneral schleunigst in Kenntniß zu setzen. — Die Oestreicher folgten dieser Bewegung. Joubert machte Anfangs auf den Höhen von Trombalora, hinter dem Caprino-Thale, Halt, in der Absicht, hier die weitern Befehle des Obergenerals abzuwarten, dessen Ankunft zu Verona ihm noch nicht bekannt war. Da er jedoch in dieser Stellung forcirt zu werden befürchtete, so trat er Morgens um 10 Uhr den weitern Rückzug über Campara an. Unterwegs traf ihn die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Obergenerals und der Befehl, vorwärts von dem Plateau von Rivoli festen Fuß zu fassen. Unverzüglich nahm Joubert mit 4 Linien-Regimentern vor Rivoli Stellung, den rechten Flügel in der Richtung der Schanze von Castello, den linken an den Fuß der Höhen von Marogna gelehnt; seine Vorhut besetzte die Höhen von Zoana. Zwei Regimenter waren in die Verschanzungen von Osteria vertheilt; ein Regiment dehnte sich links bis Zoana, Montalto und Reticelli aus; ein anderes hatte in 2. Linie die Höhen von Zoana und Montagna besetzt. Die 2. und 3. Colonne folgten den Franzosen langsam. Das Plänkler-Feuer auf den Vorposten dauerte die ganze Nacht hindurch fort. — Alvinczy, entschlossen, mit dem nächsten Morgen den entscheidenden Schlag auszuführen, gab hierzu folgende Disposition: Die erste Colonne geht über Affi und Cavagione in den Rücken des Feindes; die zweite greift seinen linken Flügel in der Gegend von Caprino an; die dritte, zu deren Verstärkung die vierte herangezogen wird, erstürmt die St. Marcus-Capelle und die übrigen Höhen gegen Rivoli; sobald dieß geschehen ist, rückt die fünfte Colonne im Thale vor, um an dem allgemeinen Angriffe Theil zu nehmen, der durch Geschütz-Feuer vom linken Ufer der Etsch aus unterstützt wird. Nur bei der 2. und 3. Colonne befanden sich einige Gebirgs-Kanonen; das übrige Geschütz war in den schlechten Wegen nicht fortzubringen und folgte der fünften Colonne auf der Hauptstraße. — Bonaparte erhielt zu Verona am 13. Nachmittags die Meldung, daß sein linker Flügel zum Rückzuge genöthigt sei. Aus den Demonstrationen gegen Legnago und St. Michael ward ihm klar, daß die Oestreicher ihre Streitkräfte getheilt und den Hauptheil derselben gegen Rivoli dirigirt haben mußten, weil es ihnen gelungen war, die Division Joubert aus der starken Stellung von Corona zu vertreiben. Er beschloß daher, sich mit dem größern Theile seines Heeres auf Alvinczy's rechten Flügel zu werfen, ohne sich um den augenblicklichen Erfolg Provera's oder Bayalitsch's zu kümmern. — In Folge dieses Entschlusses ward ein Theil der Division Massena unverzüglich nach Rivoli abgesendet. Ein Regiment blieb zu Verona zur Beobachtung des Corps unter Bayalitsch. Die Reserve unter dem General Rey begab sich von Desenzano in einem Gewaltmarsch über Peschiera in das Lager von Castelnuovo. Augereau erhielt Befehl, sich in kein ernsthaftes Gefecht einzulassen, wofern er von überlegenen Streitkräften angegriffen würde. Sofort begab sich Bonaparte in der Nacht vom $\frac{13}{14}$ Januar nach Rivoli, wo er sogleich eine Bewegung vorwärts anordnete. Ohne die Colonnen Massena's und Rey's abzuwarten, befahl er dem General Joubert eine concentrirte Stellung zu nehmen und den wichtigen Punct San Marco wieder zu erobern. General Pial griff mit seiner Brigade die Vortruppen der Oestreicher an und zwang sie zum Rückzuge auf San Giovani und Gambarone. Die 14. Halbbrigade dirigirte sich in der Mitte auf Rovina; Joubert's linker Flügel unter dem General Lebley nahm die Höhen von Trombalora; die 39. Halbbrigade blieb in den Schanzen von Osteria zur Bewachung dieses wichtigen Punctes. Kleinere Trup-

penabtheilungen besetzten die Verschanzungen von Mont-Castello, das Fort von Chiusa und den Monte Rocca. — Unterdessen nährte sich Massena dem Plateau von Rivoli mit seinen 2 Halbbrigaden und 3 Cavalerie-Regimentern. Die 18. Halbbrigade dirigirte sich auf Garda, um den Feind am Vordringen gegen Peschiera zu verhindern. General Rey erhielt Befehl, sich nicht im Lager von Castelnuovo aufzuhalten, sondern ohne Aufenthalt gegen Campara zu marschiren. — Während auf solche Weise das franz. Heer sich in voller Bewegung befand, hatte auch Alvinczy seine Einleitung zur Schlacht getroffen. Quasdanowich hatte im Etschthale hinter Jeccanale Stellung genommen, und eine Brigade vor Dolce aufgestellt, wo sich das Hauptquartier befand. Vukassowich rückte auf dem linken Ufer der Etsch vor; die erste Colonne unter Lusignan debouchirte gegen Pezzena.

Bonaparte hielt die 39. Halbbrigade für hinreichend, um den Posten von Osteria gegen Quasdanowich zu vertheidigen; eben so erachtete er, die 18. Halbbrigade werde Lusignan in der rechten Flanke beunruhigen, und ihn vom Vordringen in den Rücken des franz. Heeres so lange abhalten, bis Rey herangekommen sein würde. Er beschloß daher, die östr. Mitte anzufallen und zu schlagen, ehe die Flügelcolonnen herangekommen wären, und sich erst später auf diese zu werfen. Bei Ausführung dieses Planes war jedoch kein Augenblick zu verlieren. Joubert befand sich bereits im Kampfe mit den Truppen der 2. und 3. östr. Colonne, sein rechter Flügel fand beim Angriff der Höhen von San Marco den hartnäckigsten Widerstand. Zwei Halbbrigaden hatten sich links von Zoro aufgestellt, die 14. Halbbrigade stand in der Mitte auf der Höhe von Rovina. Ein Bataillon dieser letztern rückte auf San Giovani vor, als die 2. Colonne unter Liptay den linken Flügel der Franzosen mit Nachdruck angriff und über den Haufen warf. Nur die 14. Halbbrigade hielt Stand, und vertheidigte sich, obgleich gänzlich verlassen, in den Häusern und Hecken vorwärts San Giovani mit größter Tapferkeit. — Dieser Angriff der Oestreicher drohte für die Franzosen gefährliche Folgen zu haben. Bonaparte eilte daher auf den linken Flügel, und warf die 32. Halbbrigade, welche nach einem die ganze Nacht hindurch fortgesetzten Marsche, eben auf dem Schlachtfelde anlangte, auf den Feind. General Lebley, der seine Truppen wieder gesammelt hatte, unterstützte diesen Angriff, und verschaffte dadurch der 14. Halbbrigade wieder Luft.

Es mochte jetzt etwa 10 Uhr sein. Lusignan näherte sich Pezzena und nahm, dem Tasso entlang, seine Richtung auf Affi; ein Seitentrupp desselben marschirte auf Costerman, wurde jedoch durch 2 Bataillone der 18. Halbbrigade gegen Calcina gedrängt. Während die 32. Halbbrigade das Gefecht auf den Höhen von Trombalora herstellte, General Vial bei San Marco dem Angriffe des Generals Köblös weichen mußte und Lusignan gegen Affi heranrückte, waren auch die 4. und 5. östr. Colonne im Etschthale nicht unthätig geblieben, Vukassowich rückte auf dem linken Etschufer gegen Somana heran. Quasdanowich schritt, unter dem Schutze seiner Artillerie, zum Angriff der Werke von Osteria, und zwang nach einem hartnäckigen Gefechte die 39. Halbbrigade dieselben zu räumen, während Köblös den General Vial auf dem Höhenzuge von San Marco zurückdrängte. —

In diesem kritischen Augenblicke zeigte Bonaparte seine volle Geistesgegenwart. Während er die leichte Infanterie der Division Joubert zur Unterstützung der 39. Halbbrigade rechts sendete, ward die Reiterei des Generals Leclerc eben dahin beordert, und die 75. Halbbrigade nach den Höhen von Tiffaro gesendet, um Lusignan's Vorrücken von dieser Seite zu ver-

hindern. — Dieſe Anordnungen gewährten einen vollſtändigen Erfolg. Kaum hatte die vorderſte Spitze von Quasdanowich's Colonne das Plateau von Oſteria erreicht, als ſie ſich von allen Seiten angefallen und in das Defilé zurückgeworfen ſah, wodurch Schrecken und Flucht ſich unter derſelben verbreitete. Unterdeſſen behauptete ſich Maſſena mit der 32. Halbbrigade und den Truppen unter Lebley auf den Höhen von Trombalora. Dadurch ſah ſich Köblös, der ſich bereits auf Mutale dirigirte, in ſeiner rechten Flanke bedroht. Joubert hatte kaum den Kampf gegen Quosdanowich entſchieden, als er ſeine Truppen ſammelte, um ſie gegen Oeſkay zu führen. 200 Reiter unter Laſalle eilten ihm voraus. Ihrem vereinten Angriffe gelang es, den rechten Flügel der Oeſtreicher zu werfen und Unordnung unter denſelben zu verbreiten. Bis S. Giovani ſetzten ſie ihre Flucht fort, und erſt hier, hinter dem Taſſo, gelang es den Bemühungen Alvinczy's, ſie wieder zu ſammeln. Liptay wich bis hinter Caprino zurück.

Nicht ſo günſtig hatten ſich die Verhältniſſe für die Franzoſen auf dem äußerſten linken Flügel geſtaltet. Die 75. Halbbrigade ward von der Colonne unter Luſignan gedrängt, der, nachdem er aus Affi debouchirt war, gegen die linke Flanke der Stellung von Tiffaro manövrirte. Nach einigem Widerſtande zog ſich die 75. Halbbrigade gegen Pozzolo zurück. Luſignan bemächtigte ſich der Höhen von Bruniſi und drang von hier auf dem Kamm des Monte Pipolo vor, woſelbſt er unmittelbar im Rücken der Franzoſen Stellung nahm. Bonaparte, jeden Augenblick die Ankunft von Rey's Colonne, von der Seite von Orza entgegenſehend, warf die 18. Halbbrigade und 1 Bataillon der 75. nebſt einer 12pfünder Batterie den Truppen Luſignan's entgegen; das lebhafte Feuer der auf den Höhen von Campana aufgefahrnen franz. Batterie nöthigte ihn, ſich nach dem Monte Bruniſi zurückzuziehen. Kaum hier angelangt, ſah er ſich in der Fronte von der 18. und 75., und im Rücken von der eben eintreffenden 58. Halbbrigade unter Rey angefallen und nach kurzem Widerſtande vollſtändig geſchlagen und größtentheils gefangen. — Quasdanowich, von Oſteria in das Thal der Etſch hinabgedrängt, hatte um dieſe Zeit, ohne einen zweiten Angriff zu unternehmen, bereits den Rückzug über Rivalto und Peri angetreten. Die Mitte der Oeſtreicher ſah ſich ſonach hinter dem Taſſo, wo ſie Stellung genommen hatte, ihren eigenen Streitkräften überlaſſen. Bonaparte traf bereits Anſtalten, ſie hier anzugreifen, als er gegen Abend die Meldung erhielt, Rovera habe die Etſch bei Anchiari überſchritten und nähere ſich Mantua. Unverzüglich faßte er ſeinen Entſchluß. General Joubert erhielt Befehl, mit ſeiner Diviſion und der Reſerve unter Rey den Kampf gegen die Mitte der Oeſtreicher fortzuſetzen. Mit den Truppen Maſſena's brach Bonaparte unverweilt nach Villa Franca auf. Obgleich dieſe Tapfern in der vorangegangenen Nacht einen Marſch von 3 Meilen ausgeführt und ſich den Tag über geſchlagen hatten, zögerten ſie doch keinen Augenblick, einen zweiten Nachtmarſch von 6 Meilen anzutreten. — Nach einer kurzen Raſt traf Joubert, dem erhaltenen Befehle gemäß, Anſtalten zum Angriffe des Feindes, der auf den Höhen von Pazzone Stellung genommen hatte. General Vial ward mit ſeiner Brigade entlang dem Hauptrücken des Monte-Magnone zur Umgehung der linken feindlichen Flanke geſchickt. Baraguay-d'Hilliers ſollte mit 2 Halbbrigaden die feindliche Mitte bei San Martino angreifen, General Baux endlich mit 2 Halbbrigaden vom Montebaldo herab den rechten Flügel der Oeſtreicher anfallen und ihm bei Corona zuvorzukommen ſuchen. Drei Bataillone wurden über den Montebaldo nach Ferrara entſendet, um dem Feinde den Rückzug auf dieſem Wege abzu-

schneiden. — Aus der Stellung von Pazzone war der einzige Rückzugsweg ein schwieriger Fußpfad über die steilen, beinahe unzugänglichen Höhen von La Corona. Gelang es den Franzosen, diesen wichtigen Punct zu besetzen, so war eine gänzliche Niederlage der Oestreicher unvermeidlich. In dieser Absicht war der doppelte Marsch der Franzosen über den Monte Magnone und über den Montebaldo angeordnet worden. Allein Bonaparte, die Schwierigkeiten desselben voraussehend, hatte noch am 14. Januar dem General Murat Befehl ertheilt, sich zu Salo mit der 12. Halbbrigade einzuschiffen, bei Torri zu landen, und über Montagna und dem Montebaldo zu marschiren. Murat war am 14. Abends angelangt, hatte seinen Marsch in der Nacht bis Posella fortgesetzt, hierauf seinen Truppen einige Ruhe gegönnt, und setzte am 15. in aller Frühe seinen Marsch über Pozzo Lagune und Collonelli nach La Corona fort.

Am Morgen des 15. Januar begann indessen das Gefecht entlang der Linien des Tasso mit Heftigkeit. Obgleich die Oestreicher ihre rückgängige Bewegung bei guter Zeit angetreten hatten, wurden sie dennoch im Tassothale angefallen, von der mittlern Colonne unter Baraguay-d'Hilliers mit Verlust aus San Martino vertrieben und auf ihrem Rückzuge unaufhörlich beunruhigt. Der von ihnen geleistete Widerstand verschaffte dem General Vaux die Zeit, seine Bewegung über Provassar auszuführen, und sich mit Murat in Verbindung zu setzen, während die Brigade Vial, welche 2 Stunden vor Tag aufgebrochen war, sich von der andern Seite gegen La Corona dirigirte. Das Zusammentreffen dieser Colonnen verursachte die größte Verwirrung unter Alvinczy's Truppen; ein Theil derselben suchte über die steilen Felsen des rechten Etschufers herab die Straße nach Rivalta zu gewinnen. Der Rest, etwa 5000 M., wurde hier gefangen. Von den 26,000 M., welche 3 Tage früher hier standen, waren nur noch etwa 10,000 unter den Waffen, und suchten im eiligsten Rückzuge Roveredo zu erreichen.

Es liegt uns nach dieser Darstellung der Schlacht bei Rivoli noch ob, Provera's Schicksal zu erzählen. Nach der Ueberschreitung der Etsch war derselbe am 14. Januar über Cerea und Sanguinetto bis Nogara marschirt, und traf am Nachmittage des 15. bei der von den Franzosen verschanzten Vorstadt S. Giorgio ein, welche General Miollis mit 1500 M. besetzt hielt. Es gelang zwar den Oestreichern, dem Grafen Wurmser in Mantua von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, der Angriff ward aber auf den nächsten Morgen verschoben. Eine längere Frist bedurfte der französische Obergeneral nicht, die Niederlage seiner Gegner zu vollenden. In der Nacht auf den 15. Januar hatte er von Castelnuovo aus dem General Augereau den Befehl gesendet, den Oestreichern unter Provera mit dem größten Theile seiner Division zu folgen, die Reserve des Blocadecorps aber nach Roverbello zu senden; mit dieser und den von Rivoli kommenden Truppen brach er nach kurzer Rast wieder auf und stand in der Nacht auf den 16. Januar vor Mantua. In der Voraussetzung, daß ein Ausfall, und zwar von der Citadelle gegen La Favorita statt finden werde, übertrug er die Sorge, diesen abzuweisen, dem Blocadecorps; die übrigen Truppen stellte er zwischen La Favorita und S. Giorgio auf, um die Colonne Provera's zu empfangen. Vergebens waren daher am nächsten Morgen alle Versuche desselben, sich mit Wurmser zu vereinigen, welcher zur bestimmten Zeit hervorgebrochen war, S. Antonio genommen hatte, und um den Besitz von La Favorita kämpfte. Als die Franzosen auf diesem Puncte einige Bataillone Verstärkung erhielten, und somit alle Hoffnung schwand, ihn zu erobern, gab Wurmser das ganze Unternehmen auf und kehrte in die Festung zurück.

Dadurch ward das Schicksal Provera's entschieden; von allen Seiten durch überlegene Streitkräfte angefallen, vertheidigte er sich zwar, ward aber bald genöthigt, die Waffen niederzulegen. — Die nächste Folge der Schlacht bei Rivoli war der Fall von Mantua, wo abermals gegen 20,000 M. das Gewehr streckten. (Vergl. Jomini, histoire des guerres de la révolution. IX. Bd. nebst einem guten Plan des Schlachtfeldes und einer Uebersichtskarte. — Geschichte der Kriege in Europa, 4ter Theil. — v. Kausler's Schlachtenatlas, 5te Lieferung.) — s —

Rollschuß. Hierunter versteht man einen Schuß mit gewöhnlicher Feldladung, bei welchem das Ziel erst nach mehreren flachen Sprüngen erreicht wird. Dieser Schuß läßt sich nur dann mit Nutzen anwenden, wenn das Terrain ziemlich eben, oder doch nur mit flachen Wellen bedeckt, das Ziel nicht zu klein und so weit entfernt ist, daß es die Geschosse in der Regel erst mit dem dritten Aufschlage erreichen; denn nur unter diesen Umständen wird der Zweck einer rasirenderen Bestreichung und einer größern Wahrscheinlichkeit des Treffens als bei dem einfachen Schuß erlangt. Zieht man nämlich in Erwägung, daß die Aufschlagswinkel der Geschosse bei den ersten Aufschlägen in der Regel allemal weit größer als die Elevationswinkel der Geschütze sind, so ergibt sich von selbst, daß die nach jenen Aufschlägen folgenden Sprünge gewöhnlich sehr groß und wenig rasirend sein werden, und erst bei den folgenden Sprüngen durch die immer mehr und mehr verringerte Geschwindigkeit der Kugeln, mit welcher die allmälige Zunahme der Aufschlagswinkel keineswegs in Verhältniß steht, eine rasirendere Bestreichung erlangt werden kann.

Die schicklichsten Entfernungen für die Anwendung des Rollschusses bei Feldkanonen, bei denen man sich ungefähr $\frac{1}{3}$kugelschwerer Pulverladungen bedient, sind der Erfahrung zu Folge für den 6pfünder 1100 bis 2000 Schritt und für den 12pfünder 1300 bis 2500 Schritt; die Visirwinkel fallen hierbei zwischen 0° und 1°, höchstens $1\frac{1}{2}$°. Bei den Haubitzen, bei denen man verhältnißmäßig weit geringere Pulverladungen mitführt, kann auch der Rollschuß schon auf geringere Entfernungen, und mit Benutzung höherer Richtungswinkel bis gegen 10° Elevation angewendet werden. Im Ganzen sind die Rollschußweiten dieser Geschütze für verschiedene Pulverladungen ungefähr eben so groß, wie die größten Wurfweiten, welche sich aus jenen Geschützen mit denselben Pulverladungen durch Anwendung hoher Elevationswinkel erlangen lassen. Ry.

Rollwerk, siehe Pulver.

Rom, die Hauptstadt des Kirchenstaats, mit 160,000 Einw., liegt in einer öden, unfruchtbaren Gegend, sieben Stunden vom mittelländischen Meere an der Tiber, welche die Stadt von Norden nach Süden durchströmt und in zwei ungleiche Theile theilt. —

Militairische Geschichte derselben von ihrer ersten Gründung bis auf die neuesten Zeiten.

Man nimmt an, daß Rom 754 v. Chr. gegründet ward. Die Grundlegung geschah nach etruscischem Gebrauch dergestalt, daß Romulus ein Paar weiße Pferde vor einen Pflug spannte und auf diese Art um den Palatinusberg im Vierecke eine Furche zog, und nach dieser Furche einen Erdwall rings herum aufwerfen ließ. Wo ein Thor stehen sollte, wurde der Pflug aufgehoben und getragen, daher porta von portare. Von seiner Gestalt hieß dieses alte R., welches blos den Palatinusberg in sich faßte: Roma quadrata. Es war, wie sich aus der Einfalt der Zeiten und der Armuth der Erbauer schon von selbst schließen läßt, dürftig und armselig. — Schon

in der ersten Periode von seiner Erbauung bis zum Jahre der Stadt 365 erhielt R. verschiedene Erweiterungen. Nach Vereinigung der Sabiner mit den Römern wurde diesen der capitolinische Berg zum Wohnsitze eingeräumt; unter dem dritten Könige Tullus Hostilius ward der cölische Berg mit zur Stadt gezogen und Ancus Martius schloß den aventinischen Berg mit in die Mauer, eben so wie das Janiculum, weil diese Anhöhen die Stadt beherrschten. Dieser König legte auch, gegen einen Angriff von den Ebenen her, den Quiritengraben an. Tarquinius Priscus ließ R. theilweise mit einer steinernen Mauer umgeben und die tiefsten Gegenden am Markte und in den Zwischenthälern durch Canäle trocken legen; Servius Tullius zog den quirinalischen, viminalischen und esquilinischen Berg zur Stadt, vollendete die von seinem Vorgänger angefangene Mauer und ließ einen Wall und Graben anlegen. Bei dieser von Servius Tullius gebauten Mauer blieb es bis zum 3. Jahrhundert nach Chr. Geburt, wo der Kaiser Aurelian eine neue aufführte und den Vaticanus, Janiculus und Pincius-Berg mit einschloß. R. bestand in dieser Periode und auch in den folgenden aus zwei Theilen, aus der Festung und der Stadt. Die Festung lag auf dem palatinischen Berge, und war wahrscheinlich auch mit Häusern angefüllt; die Stadt aber, oder die Wohnungen der übrigen Bewohner, befanden sich zerstreut um sie her. Wahrscheinlich war selbst die Stadt mit einer Art Wall umgeben und diesen verwandelte Servius in eine Mauer, und mußte also die hin und her zerstreuten Wohnungen — also die sieben Berge — mit einschließen. Bis zu Aurelian's Zeiten war nun der Raum innerhalb dieser Ringmauern nicht nur völlig ausgebaut worden, sondern R. hatte auch ansehnliche Vorstädte erhalten, welche gedachter Kaiser, besonders auf dem pincischen und vaticanischen Berge durch Erweiterung der Mauer mit der Stadt vereinigte. In der ganzen ersten Periode sah R. immer noch mehr einem Dorfe als einer Stadt ähnlich. In der blühendsten Periode der Stadt (unter dem Kaiser Aurelian, regiert von 270—275 nach Chr. Geb.) wurde der Umfang der Stadt zu 24 geographischen Meilen angenommen; sie hatte 37 Thore und 7 Brücken, und die Bevölkerung betrug 2½ bis 3 Millionen Menschen.

Ohne die Angriffskriege der Römer zu berühren, was die Grenzen dieses Werkes überschreiten würde, geben wir nachstehend eine gedrängte Uebersicht der militairischen Ereignisse, welche die Stadt R. selbst betroffen haben, wobei wir jedoch nur über die wichtigsten etwas ausführlicher berichten werden.

Angriff der Sabiner, 747 vor Chr. Geburt.

In der ersten Periode Roms unter der Regierung von Königen (vom J. 754—509 v. Chr. Geb.) geschah die erste Bedrohung der nur wenige Jahre angelegten Stadt durch die Sabiner wegen des bekannten Frauenraubes. Unter der Anführung des Titus Tatius, Königs von Cures, rückten diese vor R. Romulus befestigte die Stadt aufs Sorgfältigste, verstärkte sich durch Hilfe aus Hetrurien und Alba longa, allein die Verrätherei der Tarpeja, einer Tochter des Befehlshabers der Verschanzung auf dem capitolinischen Berge, lieferte diese in die Hände der Sabiner. Tags darauf, auf der Ebene zwischen dem palatinischen und capitolinischen Hügel kam es zum Kampfe. Der Anführer der Römer Hostus Hostilius fiel und seine Schaaren wichen bis zum alten Thore des Palatiums zurück. Hier aber hielt Romulus die Fliehenden auf, der Kampf begann aufs Neue und endete erst durch Vermittelung der Sabinerinnen. Beide Feldherren schlossen einen Vertrag, nach welchem sich die Staaten vereinigten, Tatius und Romulus

als Könige die Regierung gemeinſchaftlich führten und R. als gebietende Hauptſtadt anerkannt wurde.

Belagerung durch Porſenna, Fürſten von Cluſium, 568 v. Chr. Geb.

Kaum hatte R. die Königswürde abgeſchafft, und ſich zu einem Freiſtaate erklärt, — welche Verfaſſung von 568—27 v. Chr. Geburt beſtand — als der zuletzt vertriebene König Tarquinius Superbus alle Mittel anwandte, wieder in den Beſitz des verlornen Thrones zu gelangen. Eine mächtige Stütze fand er in dem Fürſten Porſenna von Cluſium, Oberhaupt der geſammten etruskiſchen Städte, welcher Geſandte nach R. ſchickte und auf Wiedereinſetzung des Königs drang. Da dieß abgeſchlagen ward, kündigte er den Römern den Krieg an, rückte mit einem zahlreichen Heere Etrusker und Lateiner vor die Stadt, beſetzte den militairiſch wichtigen Berg Janiculus, ſchlug ein an dem Ufer der Tiber aufgeſtelltes römiſches Heer und würde an dieſem Tage ſelbſt in die Stadt gedrungen ſein, wenn nicht die Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart des Horatius Cocles, welcher den Rückzug deckte, Rom gerettet hätte. Mit nur einigen Kriegern und zuletzt ganz allein, vertheidigte dieſer die Brücke, welche zur Stadt führte, ſo lange, bis dieſelbe abgebrochen war und erreichte dann ſchwimmend das jenſeitige Ufer. Der Staat belohnte dieſe ſchöne That durch Errichtung eines Standbildes auf dem Waffenplatze und ſchenkte dem Helden ſo viel Land, als er in einem Tage mit dem Pfluge umziehen konnte. Als Porſenna ſeinen Verſuch, die Stadt durch einen Handſtreich zu nehmen, geſcheitert ſah, ſchritt er zur Belagerung, legte eine Beſatzung auf das Janiculum, ſtellte ſein Heer in der Ebene und an den Ufern der Tiber auf, ſchnitt der Stadt alle Zufuhren ab und verwüſtete die umliegende Gegend. Ungeachtet die Conſuln Valerius und Lucretius mehrere Ausfälle machten und auch öfters kleine feindliche Abtheilungen ſchlugen, ſo ward der Mangel an Lebensmitteln im Platze doch bald ſehr empfindlich. Da beſchloß ein junger Römer, Namens Mutius, ſeine Vaterſtadt zu retten. Er ſtellte dem Senat die Ermordung des Porſenna als das einzige Rettungsmittel dar und bot ſich ſelbſt zur Ausführung an. Die Noth hob die Bedenklichkeit über eine That auf, welche doch nur ein Meuchelmord war, und die Begeiſterung ließ den Mutius die Gefahr eines ſolchen Unternehmens verachten. In etruskiſcher Kleidung betrat er das feindliche Lager, hielt aber den Schreiber des Königs wegen ſeiner prachtvollen Kleidung für den König ſelbſt und ſtieß dieſen nieder. Auf der That ergriffen und vor den Fürſten geführt, geſtand er unverhohlen ſeine Abſicht, bemerkte, daß noch dreihundert andere römiſche Jünglinge dieſen Entſchluß gefaßt hätten, und um zugleich einen Beweis zu geben, wie wenig er ſich vor der ihm angedrohten Marter des Feuers fürchte, hielt er ſeine rechte Hand während deſſen über das auf einem Opferbecher lodernde Feuer und ließ ſie langſam verbrennen. Durch dieſen Heldenmuth ſowohl, als auch vielleicht durch die Furcht, noch mehreren ähnlichen Nachſtellungen ausgeſetzt zu ſein, bewogen, ſendete Porſenna Abgeſandte nach R., welche Friedensvorſchläge machten. Er brachte, obgleich vergeblich, in den Verhandlungen die Wiedereinſetzung der Tarquinier zur Sprache. Dagegen mußten die Römer das den Vejentern abgenommene Land zurückgeben und Geiſeln ſtellen, worauf Porſenna das römiſche Gebiet räumte.

Ueber die abermalige Bedrohung der Stadt R. durch einen ſeiner verwieſenen Bürger, welcher 490 v. Chr. an der Spitze der Volsker vor derſelben erſchien, ſiehe Coriolanus, und über die gänzliche Eroberung und Zerſtörung derſelben durch die Gallier, 390 v. Chr., ſiehe Brennus.

Bedrohung durch Hannibal, 211 v. Chr. Geburt.

Gegen das Ende des zweiten punischen Krieges wurde der Krieg in Unteritalien von beiden Seiten ziemlich lau geführt. Die Ereignisse beschränkten sich meist nur auf folgenlose Gefechte, in denen jedoch die Römer öfterer siegten, und ihre beiden Feldherren Appius Claudius und Quintus Fulvius schlossen selbst Capua, das Hauptquartier Hannibal's, ein und warfen einen Angriff desselben kräftig zurück. Um diesem schwankenden Zustande ein Ende zu machen, beschloß der carthaginiensische Feldherr den Hauptsitz des Krieges selbst zu bedrohen und gegen Rom zu marschiren. Zu diesem Endzwecke mußten die dazu bestimmten Truppen sich auf 10 Tage mit Lebensmitteln versehen, worauf Hannibal Nachts den Vulturnus überschritt. Fulvius, welcher durch Ueberläufer die Absicht Hannibal's erfahren hatte, berichtete die drohende Gefahr sogleich nach Rom, von wo der Proconsul Fulvius Befehl erhielt, mit 15,000 M. Fußvolk und 1000 Reitern der Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Hannibal zog indeß auf der latinischen Straße weiter, hielt sich einige Tage bei Casinum auf, fand aber, bei Fregellä angelangt, die Brücke über den Liris von den Einwohnern abgebrochen. In Rom herrschte während dessen die größte Bestürzung, doch traf der Senat kräftige Anstalten. Truppen wurden auf der Burg, auf dem Capitol, auf den Mauern, um die Stadt her, auch auf dem albanischen Berge und der äsulanischen Burg aufgestellt, und da man gleichzeitig Nachricht erhielt, daß sich der Proconsul mit seinem Heere der Stadt nähere, so war der erste Schrecken bald vorüber. Hannibal war von Fregellä aus durch das Gebiet von Frusino, Ferentinum und Anagnia in die Gegend von Lavici gezogen, hatte Tusculum links lassend, Gabii erreicht und schlug endlich, durch das pupinische Gebiet marschirend, 8000 Schritte vor Rom sein Lager auf. Fulvius hatte unterdessen ebenfalls die Hauptstadt erreicht und zwischen dem esquilinischen und collinischen Thore sich aufgestellt. Hannibal näherte sich hierauf der Stadt bis auf 3000 Schritte und unternahm mit 2000 Reitern eine Recognoscirung der Befestigungswerke, wobei es zu einem Reitergefechte kam, in Folge dessen die Carthaginienser sich in ihre Stellung zurückzogen. Den Tag darauf rückten beide Heere zur Schlacht aus, allein ehe man noch zum Kampfe schritt, erhob sich ein solches Unwetter, daß beide Parteien genöthigt waren in ihre Lager zurückzukehren. Ein gleicher Gewittersturm verhinderte auch am folgenden Tage die Unternehmungen, und Hannibal, der zu jener Zeit bereits die Energie verloren zu haben scheint, durch welche er sich namentlich in den ersten Feldzügen auszeichnete, der vielleicht auch nicht die Mittel besaß, eine langwierige Belagerung zu führen, gab das Unternehmen auf und führte sein Heer nach Brutium in Unteritalien. Bald darauf ergab sich Capua an die Römer.

Ueber die Besetzung Roms während der Bürgerkriege, namentlich im J. 87 vor Chr. Geb., verweisen wir auf die Art. Cinna und Marius.

Nach vier bürgerlichen Kriegen war endlich R. wieder eine Monarchie geworden und Octavianus, seit der Seeschlacht bei Actium (s. d.) Alleinherrscher, nahm den Titel Imperator an. Er war zu jener Zeit (27 J. vor Chr. Geburt) ziemlich Herrscher der damals bekannten Erde. Die Grenzen des Reiches waren im Osten der Euphrat, im Süden der Strich von den Nilfällen bis zum Atlasgebirge, im Westen das atlantische Meer, im Norden das Meer, der Rhein und der Ister. Dieses mächtige Reich bestand von 27 vor Ch. Geb. bis 395 nach Chr. Geb., wo es Kaiser Theodosius unter seine Söhne Arcadius und Honorius theilte. Ersterer erhielt den Orient, welcher Aegypten, Lydien bis zur großen Syrte, Asien und Epirus bis zum

Drilos in Illyrien umfaßte, Letzterer den Occident oder alle Beſitzungen in Europa und das übrige Afrika, und dieſes — das abendländiſche Reich genannt — eilte ſchnell ſeinem Untergange entgegen.

Während der kurzen Dauer dieſes Reiches von 395 bis 476 bietet R. nur ein trauriges Gemälde von Verwirrung dar. Die Stadt gerieth in dieſer Periode viermal in feindliche Hände, aber keine dieſer Eroberungen iſt von militairiſcher Wichtigkeit, alle nur Züge, von Mord, Raub und Verwüſtung bezeichnet.

Der König der Weſtgothen Alarich (ſ. d.) bemächtigte ſich der Stadt im J. 410 durch Verrath; Sklaven öffneten um Mitternacht das ſalariſche Thor, und nun begann eine ſechstägige Plünderung, von welcher nur die Kirchen verſchont blieben. — Nicht ſo ſchonend gegen die Reichthümer der Kirche verfuhr der Vandale Genſerich (ſ. d.), welcher im J. 455 R. ohne allen Widerſtand beſetzte und 14 Tage plündern ließ. — 472 drang der Sueve Ricimer, der zur Vertheidigung Italiens unter der vorigen Regierung mit einem Schwarm deutſcher Völker ins Land gerufen worden war, und daſſelbe, ohne den kaiſerlichen Titel zu führen, zwei Jahre lang regiert hatte, bis R. vor, um den Patricier Olybrius gegen den Anthemius, welcher ſeit 467 eine Schattenregierung in R. geführt hatte, zu unterſtützen. Olybrius war von Conſtantinopel aus bei Oſtia ans Land geſtiegen, hatte ſich in das Lager des Ricimer an der Milviusbrücke begeben, und wurde dort mit kaiſerlichen Ehren empfangen. Die Stadt war in zwei Parteien getheilt, die eine, dem Kaiſer Anthemius getreu, war entſchloſſen, es auf eine Belagerung ankommen zu laſſen, die andere, welche dem Ricimer anhing, wollte, daß man dieſem die Thore der Stadt öffne. Die Anhänger des Olybrius hatten bereits den Vatican und das Janiculum, welche durch die Tiber von dem übrigen Theile der Stadt abgeſondert ſind, beſetzt, aber ſowohl der Senat als das Volk überhaupt, blieben dem Anthemius getreu und die Unterſtützung einer gothiſchen Armee unter Gilimer ſetzte dieſen in den Stand, ſeine Regierung und mit ihr das öffentliche Elend, durch eine dreimonatliche Vertheidigung zu verlängern. Endlich unternahm Ricimer einen wüthenden Angriff auf die Brücke des Hadrian, drang nach einem blutigen Kampfe in die Stadt, und Rom ward ſeit 62 Jahren zum drittenmale von raubluſtigen Horden geplündert. — Vier Jahre darauf (476) unterwarf ſich Italien dem Heruler-Fürſten Odoaker (ſ. d.) und das abendländiſche Reich erloſch. — Die nächſte Periode R.'s unter der Regierung der Heruler und Gothen bis zur Stiftung des byzantiniſchen Exarchats brachte der Stadt noch wenig Ruhe, und obgleich namentlich der oſtgothiſche König Theodorich (reg. v. 493—526) ſehr bemüht war, den frühern Glanz der Stadt wieder herzuſtellen, ſo konnten ſich doch die Römer mit den Gothen wenig befreunden, und erklärten ſich laut für die Byzantiner, als das Gothenreich durch innern Zwieſpalt zerrüttet wurde. Dieſe Umſtände benutzte der griechiſche Kaiſer Juſtinian, um Italien wieder zu erobern. Sein Feldherr Beliſar (ſ. d.) rückte den 9. Dec. 536 ohne Schwertſtreich in R. ein und die ſchwache gothiſche Beſatzung erhielt Erlaubniß nach Ravenna abzuziehen. Die erſte Sorge Beliſar's war, die Befeſtigungswerke auszubeſſern und die Stadt mit einem tiefen und breiten Graben zu umgeben, auch mehrere Außenwerke anzulegen.

Belagerung durch die Gothen 537.

Vitiges, König der Gothen, verließ im Jahre 537 an der Spitze von 150,000 M. ſeine Hauptſtadt Ravenna, um R. zu erobern. Er zog längs dem flaminiſchen Wege hin, umging Perugia und Spoleto, ſo wie die

Felſenfeſte von Narni, und langte im März dieſes Jahrs 2 M. von R. am Fuß der milviſchen Brücke an. Dieſe vertheidigte ein Thurm, welcher eine ſtarke Beſatzung hatte. In der Nacht gingen 22 Reiter derſelben zum Feinde über. Vitiges rüſtete ſich, den Uebergang am andern Morgen mit Gewalt zu erzwingen, fand aber die Befeſtigungswerke verlaſſen und erreichte ohne Hinderniß das jenſeitige Ufer. Beliſar, hiervon nichts ahnend, war an demſelben Morgen mit 1000 Reitern von R. aufgebrochen, um eine Recognoſcirung zu unternehmen. Er ſtieß demnach ganz unerwartet auf das Hauptcorps ſeines Gegners und ward in ein Gefecht verwickelt, in Folge deſſen er ſich mit großem Verluſte und nicht ohne Gefahr, ſelbſt gefangen zu werden, nach R. zurückzog. Nun traf Beliſar ernſtliche Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt, und da er nur 5000 M. alte Truppen hatte, ſo nahm er den freiwilligen Dienſt der tapferſten und dürftigſten römiſchen Jünglinge an, aus welchen Stadtcompagnien gebildet wurden, die den Dienſt für die zu wichtigeren Zwecken beorderten Truppen vertraten. Die ganze Befeſtigung der Stadt wurde vollendet, eine kleine Kluft zwiſchen dem pincianiſchen und flaminiſchen Thore ausgenommen, welche das abergläubiſche Vorurtheil der Gothen und Römer unter der wirkſamen Obhut des heiligen Apoſtels Petrus ließ. Die Bollwerke und Baſteien waren in ſcharfen Winkeln angelegt, ein breiter und tiefer Graben ſchützte den Fuß des Walles, welcher mit Baliſten und Onager beſetzt war. Quer über die Tiber wurde eine Kette geſpannt; die Schwibbogen der Waſſerleitungen zum Durchgang unfähig gemacht und die herrlichſten Bauwerke, unter andern Hadrian's Grabmal, zu Befeſtigungen benutzt. Jedes der 14 Thore erhielt einen beſondern Befehlshaber, mit der unbedingten Weiſung, ſeinen Poſten nicht zu verlaſſen. Den Tag nach dem erwähnten Treffen überſchritt die ganze gothiſche Armee die Tiber, rückte in die Nähe von R. und bezog ſechs Lager, deren jedes mit Wall und Graben verſehen wurde. Am tuskiſchen Ufer ſtand ein ſiebentes Lager, um die milviſche Brücke und den Lauf der Tiber zu beherrſchen. Die Belagerer verwandten achtzehn Tage, um alle in jenen Zeiten erſonnenen Angriffswerke herbeizuſchaffen. Man bereitete Faſchinen zur Ausfüllung der Gräben, Sturmleitern, um die Mauern zu erſteigen. Die größten Bäume des Waldes gaben das Zimmerholz zu vier Mauerbrechern her, ihre Köpfe wurden mit Eiſen beſchlagen, ſie ſchwebten in Seilen und jeder wurde von funfzig Menſchen nur mühſam regiert. Die hohen hölzernen Thürme drehten ſich auf Rädern oder Rollen, bildeten eine der Horizontalfläche der Mauern gleiches Gerüſte, und wurden von Ochſen gezogen. Am Morgen des 18. Tages ward ein Hauptangriff vom präneſtiniſchen bis zum vaticaniſchen Thore in 7 Colonnen unternommen. Sobald ſich der Feind dem Graben näherte, ſchoß Beliſar den erſten Pfeil mit ſolcher Geſchicklichkeit ab, daß er den vorderſten der feindlichen Anführer durchbohrte; befahl hierauf nach den Ochſen zu zielen, welche die Maſchinen zogen, und bald ſtanden dieſe, ihrer Geſpanne beraubt, regungslos. Vitiges, die Hoffnung aufgebend, von dieſer Seite etwas auszurichten, ließ einen Theil ſeiner Truppen daſelbſt, mit dem Befehl, den Angriff zum Schein fortzuſetzen, wendete ſich ſelbſt nach dem Thore Salaria und dirigirte eine andere Colonne nach dem Grabmale des Hadrian. Dieſen Poſten hatte ein Officier, Namens Conſtantin, zu vertheidigen, welchem zugleich die Aufſicht über die benachbarte Mauer anvertraut war, welche theils wegen Mangels an Mannſchaft, theils weil die Tiber an dieſer Seite dicht hinfloß, nur ſchwach beſetzt war. Als Conſtantin bemerkte, daß die Feinde über den Fluß gehen und auf dieſer Seite die Mauer überſteigen wollten, eilte er dahin, hatte ſich

ber kaum entfernt, als das Grabmal von einem Haufen Gothen angeriffen wurde. Sie näherten sich demselben mittelst eines bedeckten Ganges, er sich bis an die Peterskirche erstreckte, und wurden nicht eher entdeckt, ls bis sie sich bereits am Fuße des Gebäudes befanden. In dieser Stellung or den Pfeilen der Römer gedeckt, begannen sie bereits die Sturmleitern nzulegen, als diese das einzige Mittel zu ihrer Rettung ergriffen, indem e die Bildsäulen des Grabmals auf die Stürmenden stürzten. Constantin, elcher mittlerweile mit Erfolg die Colonne zurückgeschlagen hatte, welche über ie Tiber setzen wollte, langte in dem Augenblicke auf diesem Puncte an, als ie Gothen hier den Rückzug antraten. Nicht glücklicher waren die Gothen im Thore Pancratius, welches das Quartier des Janiculus verschloß, und o die Erhöhung des Bodens den Zugang allerdings erschwerte. Das flaninische Thor war vermauert worden und der schon erwähnte Mauerbruch wischen diesem und dem pincianischen Thore, wurde — als unter dem esondern Schutz des heil. Petrus stehend, auch von den abergläubischen Gohen in Ehren gehalten. Hartnäckiger dagegen war der Kampf beim Thierarten, einem geschlossenen Viereck, dessen eine Seite die Stadtmauer bildete, ie aber sehr beschädigt war, die übrigen drei Seiten, die eine niedrige und nbefestigte Mauer hatten, gingen über die Stadt hinaus. Vitiges bot lles auf, hier einzudringen, weil er dann leicht über die Stadtmauer zu elangen hoffte, deren Baufälligkeit ihm bekannt war, und Belisar eilte jetzt iesem Puncte zu Hülfe. Ein kurzer, aber blutiger Kampf entschied auch ier zu Gunsten der Römer, eben so wie am Thore Salaria, wo die Beatzung einen Ausfall machte, die Belagerungsmaschinen verbrannte und den Feind bis in sein Lager verfolgte. Die Gothen sollen an diesem Tage gegen 0,000 Todte und eben so viel Verwundete gehabt haben. Dieser große Verlust mochte wohl größtentheils in ihrer Art zu fechten liegen. Als sie um Sturme anrückten, boten ihre gedrängten regellosen Haufen den römichen Wurfspießen ein nur zu sicheres Ziel. Von diesem Tage an wurde ie Belagerung in eine Blokade verwandelt, während welcher es zu häufigen Gefechten kam, in welchen die römische Disciplin und Kriegskunst fast stets den Sieg davontrug. Da inzwischen die Gothen immer neue Verstärkungen erhielten und Belisar wohl erkannte, daß er von der Uebermacht endlich erdrückt werden würde, so verlangte er von dem Kaiser Justinian schleunige Hilfe. Dieser ließ auch sofort Truppen werben, eine Transportflotte ausrüsten und befahl dem Valerian und Martinus eiligst nach Italien aufzubrechen. Beide Feldherren lichteten im December die Anker, blieben aber den Winter über in Acarnanien, auf der Westküste des heutigen Griechenlands. — Die Antwort des Kaisers Justinian, welche der bedrängten Stadt Hilfe zusicherte, unterstützte den Muth der Truppen und verdoppelte ihren Eifer. Von dem Augenblicke an, wo Belisar beschlossen hatte, eine Belagerung auszuhalten, war er eifrig bedacht gewesen, die Stadt vor Hungersnoth zu schützen. Ein außerordentlicher Kornvorrath ward aus Sicilien zugeführt, die Ernten Campaniens wurden mit Gewalt zum Gebrauch der Hauptstadt weggemäht und die öffentliche Wohlfahrt mußte nothgedrungen zum Vorwande dienen, die Rechte des Privateigenthums zu verletzen. Da der Feind die Wasserleitungen abgrub, so standen bald alle Wassermühlen still; diesem Uebelstande wurde durch Schiffmühlen abgeholfen, welche im Flusse vor Anker lagen. Alle Weiber, Kinder und diejenigen Sklaven, deren man sich zur Vertheidigung nicht bedienen konnte, mußten sich nach Neapolis einschiffen. Da die schwache Besatzung regelmäßiger Truppen nicht mehr hinreichte, alle Posten zu besetzen, so wurden die Künstler, welche während der Belagerung

ohnedies keine Beſchäftigung hatten, angeworben und in Compagnien formirt. Um ſich vor jeder Verrätherei zu ſichern, wurden jeden Monat zweimal die Poſten der Befehlshaber an den Thoren gewechſelt, ſo wie die Schlüſſel und Schlöſſer an denſelben verändert. Die mannigfaltigſten Vorſichtsmaßregeln: Patrouillen, häufiges Wechſeln der Loſungsworte, Erleuchtung der Häuſer, nächtliche Muſik wurden wiederholt angewandt, um zu entdecken, was auf den Wällen vorging. Jenſeits der Graben wurden Außenwachen aufgeſtellt und dieſen ſogar Hunde mitgegeben. Vitiges war indeß bedacht geweſen, den Belagerten die Communication mit dem Meere, die ihnen durch die Tiber offen ſtand, abzuſchneiden. Er bemächtigte ſich zu dieſem Endzwecke der Stadt Porto, damals ein feſter Ort an der Mündung des weſtlichen Armes der Tiber in das tyrrheniſche Meer, von welchem gegenwärtig nur noch der Name übrig iſt, und verſah ſie mit einer Beſatzung von 1000 M. Zwanzig Tage nach dieſer Expedition erhielten die Gothen eine Verſtärkung von 1600 Slaven und Hunnen, dagegen langte Mitte Juni ein Geldtransport in Rom an. Gleichzeitig ſendete Beliſar den Geſchichtsſchreiber Procopius mit dem Auftrage nach Campanien, dort Truppen und Vorräthe zu ſammeln, und ſeine eigene Gemahlin Antonina, ſchlich ſich durch die feindlichen Poſten und führte Hilfstruppen, die aus dem Orient angekommen waren, in die Stadt zurück. Eine Flotte von 3000 Iſauriern warf in der Bai von Neapel und nachher zu Oſtia Anker; über 2000 Mann thraciſcher Reiterei landeten zu Tarent und rückten, nachdem ſie ſich mit 500 Mann Fußvolk aus Campanien vereinigt und eine Zufuhr von Mehl und Wein eingenommen hatten, über Capua gleichfalls auf dem appiſchen Wege in die Nähe von R. Die ſämmtliche zur See und zu Lande ankommende Kriegsmacht vereinigte ſich bei der Tibermündung. Um ſeinen Gegner zu täuſchen, hatte Beliſar unterdeſſen Verhandlungen angeknüpft, und dieſe in die Länge gezogen, um neue Kräfte zu ſammeln. Das Reſultat derſelben war ein dreimonatlicher Waffenſtillſtand, der den Gothen von wenig Nutzen war und auch bald gebrochen wurde. Aus Mangel an Lebensmitteln mußten ſie die Städte Alba, Porta und Centumcellä (das heutige Civita Vecchia) räumen, welche ſofort von den Römern beſetzt, ſo wie die Beſatzungen von Narni, Spoleto und Perugia verſtärkt wurden, wodurch die gothiſchen Lager gleichſam ſich ſelbſt eingeſchloſſen ſahen. Trotz des Waffenſtillſtandes ward der kleine Krieg raſtlos fortgeſetzt und Vitiges machte ſelbſt einen Verſuch, ſich Roms durch Ueberfall zu bemächtigen. Er entdeckte einen geheimen Durchgang zu einer Waſſerleitung und ließ eine Abtheilung daſelbſt eindringen, die aber durch eine ſtarke Mauer aufgehalten wurde und unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Hierauf verſuchte man einen Ueberfall zur Zeit, als die Römer zu eſſen pflegten, auf das pincianiſche Thor, der aber entdeckt und zurückgeſchlagen wurde. Ein Verſuch, ſich der Stadt durch Verrath zu bemächtigen, mißglückte gleichfalls. Die Mauer längs der Tiber war niedrig, und weil man ſie durch den Fluß genugſam gedeckt glaubte, nur ſchwach beſetzt. Vitiges beſtach zwei Einwohner, welche in dieſem Quartiere unweit der St. Peterskirche wohnten, dieſe ſollten in der folgenden Nacht den Soldaten einen Schlaftrunk beibringen, und die Gothen hatten ſchon Fahrzeuge in Bereitſchaft, um ein Corps Truppen über den Fluß zu ſetzen, welches, ſobald die Wache eingeſchlafen, die Mauer überſteigen ſollte, während die übrige Armee ſich bereit hielt, zu gleicher Zeit einen allgemeinen Sturm zu wagen. Alles war verabredet, als einer der beiden Einwohner das Complott entdeckte und ſeinen Kameraden anklagte, welcher ſofort mit abgeſchnittener Naſe und Ohren auf einem Eſel in das

hrt doch jedenfalls Beliſar der Ruhm, mit ſehr geringen Mitteln den nackigen Angriffen eines weit überlegenen Feindes widerſtanden und Rom :et zu haben.

Belagerung durch Totila 546.

Nur neun Jahre ſollte R. von Feinden verſchont bleiben, denn der h der Oſtgothen war durch Beliſar's Entfernung wieder gewachſen. Ihr : König Totila hatte theils durch Gewalt, theils durch Vergleich die rn Städte in Mittelitalien bezwungen und wandte ſich nun gegen R., r auszuhungern beſchloß, und wo ſich nur eine Beſatzung von 3—4000 unter einem Veteranen, Namens Beſſas, befand. Die Einſchließung :te den Winter durch ohne wichtige Ereigniſſe, allein bereits im Früh= machte ſich der Mangel an Lebensmitteln ſehr fühlbar, weshalb Papſt · lius um dieſe Zeit eine Transportflotte zum Einkauf von Korn nach lien ſendete. Der größte Theil derſelben fiel jedoch in Feindes Hand oder e zerſtreuet. Von da an ſtieg der Mangel in der Stadt zu einer n Höhe, daß die Einwohner das Fleiſch von todten Pferden, Hunden, n und Mäuſen verzehrten. Viele wanderten aus, ſtarben aber unter= · vor Hunger oder wurden von den Gothen gefangen. Indeß belebte Statthalter die Hoffnungen der Römer durch Berichte über baldigen Ent= und dieſe ſteigerten ſich bei der Nachricht, daß Beliſar ſelbſt im Hafen Porto gelandet ſei, um auf der Tiber Lebensmittel in die Stadt zu ren. Totila hatte aber bereits Anſtalten getroffen, den Fluß zu ſperren. erband unterhalb R. die Ufer mittelſt ſtarken und feſten Gebälkes in ilt einer Brücke; auf dieſer errichtete er zwei hohe Thürme, welche mit zuverläſſigſten Truppen bemannt wurden. Der Zugang zu dieſer Brücke den Thürmen war mit einer ſtarken Kette von Eiſen geſperrt und beide n der Kette an den Ufern des Fluſſes von auserleſenen Abtheilungen ten vertheidigt. Beliſar traf kräftige Anſtalten dieſe Vermauer zu gen. Seine Reiterei rückte vom Hafen längs der Heerſtraße vor, um Bewegungen des Feindes dahin zu lenken. Sein Fußvolk und die mit=

als sein wohldurchdachter Anschlag durch das schlechte Verhalten seiner Unterbefehlshaber vereitelt wurde. Bei seiner Abfahrt von Porto, wo er seine ganze Bagage zurückgelassen, hatte er seinem Unterfeldherrn Isaak den gemessensten Befehl gegeben, mit den dortigen Truppen die Stadt nicht zu verlassen; selbst dann nicht, wenn er hören sollte, daß er sich in der größten Gefahr befinde. Gleichzeitig hatte er Tags zuvor dem in R. befehligenden Bessas die Ordre zugeschickt, des folgenden Tages einen Ausfall zu machen, um seine Unternehmung zu erleichtern. Allein dieser machte nicht die geringste Bewegung, und Isaak hatte kaum in Porto die Nachricht erhalten, daß Belisar die Brücke abgebrochen, als ihn sein Eifer verleitete, mit 100 Reitern aufzubrechen und das benachbarte Lager der Gothen anzugreifen. Der unvermuthete Angriff brachte die Gothen in Unordnung und selbst ihr Anführer Roderich wurde verwundet; als aber Isaak das gothische Lager zu plündern begann und man dort die geringe Anzahl der Feinde bemerkte, kehrten die Gothen eiligst zurück und die meist zerstreuten römischen Truppen wurden größtentheils erschlagen und ihr Anführer Isaak gefangen genommen. Unglücklicher Weise ward dieser Unfall so vergrößert, daß Belisar glaubte, Porto sei in Feindes Händen und ihm hierdurch der einzige Weg zur Rückkehr abgeschnitten. Er trat deßhalb sogleich den Rückzug an und eilte nach Porto zurück, um dieses wieder zu erobern. Als er aber sah, daß er ohne Ursache sein Unternehmen aufgegeben hatte, wurde er davon so lebhaft ergriffen, daß er in eine schwere Krankheit verfiel und R. dadurch seines Schutzes beraubt wurde. Hungersnoth hatte indessen hier die Kriegszucht ganz erschlafft. Die Officiere vernachlässigten die Ronden, die Schildwachen entfernten sich von ihren Posten oder schliefen, und die Einwohner, theils nicht mehr zahlreich, theils vom Hunger ermattet, konnten die Nachlässigkeit der Truppen nicht ersetzen. Vier Isaurer, welche an dem asinarischen Thore die Wache hatten, ließen sich, während ihre Kameraden schliefen und ihre Befehlshaber abwesend waren, an einem Seile von dem Walle herab und machten dem Könige der Gothen den Vorschlag, seine Truppen in die Stadt einzuführen. Bessas wurde zwar dieser Anschlag verrathen, aber er achtete nicht darauf. In der Nacht vom 16. auf den 17. December ließ Totila seine Truppen in der größten Stille nach dem asinarischen Thore aufbrechen. Vier der stärksten und verwegensten Gothen stiegen mit den Verräthern auf die Mauer und von da in die Stadt hinab, worauf sie das Thor mit Aexten einhieben. Totila zog mit seinem ganzen Heere in die Stadt, unternahm aber aus Besorgniß eines Verraths oder Hinterhalts, bis Tagesanbruch nichts, und ließ sogar die ganze Nacht die Trompeten blasen, um den Römern Zeit zu lassen, sich zu retten. Bessas, feig genug, benutzte diese Gelegenheit, und marschirte mit der Besatzung durch ein anderes Thore ab. Hierauf ward R. geplündert, und da Totila entschlossen war, seine Eroberungen nach Unteritalien auszudehnen, auch vermuthete, daß Belisar, welcher noch in Porto stand, nach seinem Abzuge R. sogleich wieder besetzen würde, so beschloß er, dasselbe zu zerstören. Er ließ den dritten Theil der Stadtmauern an verschiedenen Orten niederreißen und traf bereits Anstalten die prächtigsten Paläste niederzubrennen, als die dringendsten Vorstellungen Belisar's ihn davon abhielten. Doch mußten alle Einwohner ihm folgen und R. stand sonach eine geraume Zeit ganz leer. — Vierzig Tage nach dem Abzuge der Gothen rückte Belisar in das ganz entvölkerte R. ein, ließ die Stadtmauer nothdürftig wieder ausbessern, die Stadt mit Pallisaden umgeben und die Einwohner zur Rückkehr auffordern. Kaum hatte Totila hiervon Nachricht bekommen, als er in Eilmärschen zu-

rückkehrte und vor R. erſchien, bevor noch die neuen Thore hergeſtellt waren, ſchlug ſein Lager an dem Ufer der Tiber auf und griff des andern Tages mit Sonnenaufgang die Stadt an. Der Kampf war hartnäckig und dauerte bis zu Ende des Tages, wo endlich die Nacht die ſtreitenden Parteien trennte. Zwei andere Angriffe wurden gleichfalls abgewieſen, von denen namentlich der letzte den Gothen ſo verderblich war, daß Totila ſich nach Titar zurückzog und Beliſar indeſſen die Befeſtigung Roms vollendete.

Belagerung und Eroberung 549.

Nach Abberufung Beliſars aus Italien, nahmen die Angelegenheiten der Gothen wieder eine günſtigere Wendung. Totila hatte, die Entfernung des geſchickten Feldherrn benutzend, einen abermaligen Angriff auf die Hauptſtadt beſchloſſen und erſchien 549 mit einer anſehnlichen Macht vor deren Mauern, welche nur von 3000 Veteranen unter Diogenes vertheidigt wurden. Nichts deſtoweniger war der Widerſtand muthvoll, und ſelbſt als Porto verloren und dadurch der Stadt die Zufuhr auf der Tiber abgeſchnitten war, wollte Diogenes von keiner Uebergabe wiſſen und vielleicht hätten die Feinde abziehen müſſen, hätten ſich nicht abermals unter den Iſauriern, die lange Zeit keinen Sold erhalten hatten, Verräther gefunden. An dem verabredeten Tage beſetzte Totila bei einbrechender Nacht zwei Fahrzeuge mit Soldaten, befahl ihnen an die Mauer zu fahren, welche von der Tiber beſpült wurde, und daſelbſt angekommen fortwährend in die Trompete zu ſtoßen, während er ſelbſt mit ſeiner Armee in größter Ruhe und von den Römern unentdeckt, auf der entgegengeſetzten Seite an das Thor des heiligen Paulus marſchirte, welches ihm die Verräther ſofort öffneten. Der größte Theil der Beſatzung war auf den erſten Trompetenſtoß ſogleich nach der Tiber geeilt, da ſie aber dort keinen Feind fand, und die Gothen bereits eingedrungen, wurden viele in der Stadt getödtet und nur wenigen gelang es, mit dem Anführer Diogenes nach Centumcellae zu entkommen. Paulus von Cilicien, ein in Beliſar's Schule auferzogener Soldat, zog ſich, als er die Stadt verloren ſah, mit 400 Reitern in das Grabmahl Hadrian's zurück, und bemächtigte ſich der Brücke, die nach der Peterskirche führte. Mit Anbruch des Tages wurde er von den Gothen angegriffen, ſchlug ſie aber zurück, und Totila, in der Hoffnung die Belagerten durch Hunger zu zwingen, unternahm keinen weitern Angriff. Dieſe muthvolle Schaar faßte endlich den Entſchluß ſich durchzuſchlagen und war eben mit den Vorbereitungen dazu beſchäftigt, als ihnen Totila eine ehrenvolle Capitulation anbot, nach welcher der größere Theil Dienſte bei den Gothen nahm. Da dieſe diesmal beabſichtigten, R. zu behaupten, ſo traf man Anſtalten, die Stadt wieder zu bevölkern, berief den Senat und viele verbannte Familien zurück, ließ Lebensmittel austheilen und ſorgte für Herſtellung der bürgerlichen Ordnung.

Beſetzung durch Narſes 552.

Obſchon Totila ganz Unteritalien eroberte, auch Sicilien, Sardinien und Corſika zum Gehorſam zurückbrachte, ſogar über das ioniſche Meer ſetzte und die griechiſchen Küſten heimſuchte, trug er dennoch dem Kaiſer Juſtinian fortwährend den Frieden an und verſprach mit ſeinen Gothen in deſſen Dienſte zu treten, wenn ihm nur ein Theil Italiens überlaſſen würde. Allein der Kaiſer ging auf dieſe Vorſchläge nicht ein, und nachdem der Krieg, wegen Mangels an Kräften eine Zeitlang nur lau geführt worden war, gewann er 552 neues Leben, als Narſes (ſ. d.) mit einem auserleſenen Heere nach Italien geſchickt wurde, den Totila inzwiſchen ſchlug und bald darauf R. ohne Schwertſtreich beſetzte. Dieſe fünfte Eroberung Roms in dem ſogenannten gothiſchen Kriege, war für lange Zeit die letzte. R. kehrte unter

die Botmäßigkeit des byzantiniſchen Kaiſerthums zurück und wurde fortan von kaiſerlichen Exarchen (Statthaltern) regiert. — Unter den kaiſerlichen Statthaltern ſtanden die bald mehr, bald weniger abhängigen Herzöge als Unterſtatthalter, deren Gebiete gewiſſermaßen abgeſchloſſene Staaten bildeten. Ein ſolcher Staat war das Herzogthum R., welches nach Narſes der erſte Exarch Longinus beherrſchte. Obgleich die Herzöge die vornehmſten Staatsbeamten in der Provinz waren, ſo blieb doch die Verwaltung der Stadt unabhängig von ihnen unter den Stadtpräfecten und dem Senat; auch fingen ſchon damals die Päpſte an, ihren Einfluß auf die Regierung auszuüben, über welche die Kaiſer der wachſenden Macht der Langobarden wegen nie mit Strenge zu herrſchen wagten. Verdient machte ſich der Papſt Gregor II. (v. 715—731), welcher gleich nach dem Antritt ſeiner Würde die Stadtmauern ausbeſſern ließ. Seit 752 bedrängte der Langobardenkönig Aiſtulf unaufhörlich das Gebiet des Exarchats, eroberte Ravenna und andere Orte und bedrohte R., weßhalb Papſt Stephan II. im Nov. 753 ſelbſt nach Frankreich reiſte und den König Pipin um Hilfe anrief, welcher auch ein Heer Franken zu ſeiner Hilfe ſendete, und ſelbſt vor Pavia erſchien, worauf Aiſtulf einen Vergleich einging, auch bis zu Erfüllung deſſelben Geiſeln zu ſtellen verſprach. Kaum war aber die fränkiſche Armee über die Alpen zurückgekehrt, als Aiſtulf, anſtatt die im Friedensvergleiche feſtgeſetzten Städte zurückzugeben, die Feindſeligkeiten von Neuem begann und am 1. Januar 755 mit einem Heere vor R. erſchien. Ein Theil ſeiner Armee lagerte auf der Weſtſeite vom Thore des heil. Petrus bis an das Portothor, der andere, bei welchem ſich der König ſelbſt befand, griff die Stadt von der Seite des Thores Salaria an. Nach einer dreimonatlichen Belagerung ſah ſich Aiſtulf genöthiget die Belagerung aufzuheben, da der König der Franken ſich Pavia näherte. Nach geſchloſſenem Frieden überließ Pipin dem Papſte das Exarchat ſchenkungsweiſe, wodurch die Herrſchaft der Statthalter des griechiſchen Kaiſers über R. gänzlich aufhörte. Dieſe Schenkung, zu welcher die ſchönſten Ländereien — Ravenna, Rimini, Peſaro, Fano, Ceſena, Sinegaglia, Forlimpopoli, Forli, Montefeltro, San Marino, Bobbio, Commacchio, Narni u. a. m. gehörten, reizten bald den Langobardenkönig Deſiderius, einen Angriff auf dieſelben zu verſuchen, allein Karl der Große eilte ſchnell zum Schutze des Papſtes herbei (774), unterwarf ſich das ganze Reich der Longobarden, beſtätigte die Schenkung Pipins an den Papſt und ſtellte ſpäterhin das abendländiſche Kaiſerthum wieder her, indem er ſich den 25. Dec. des J. 800 in der Peterskirche zu R. durch den Papſt Leo III. zum römiſchen Kaiſer krönen ließ. Die Periode der kaiſerlichen Herrſchaft über R. bis zu Begründung der weltlichen Macht der Päpſte vom J. 800 bis 1198, war ein ununterbrochener Kampf der Päpſte um die landesherrliche Macht, theils mit den Römern, theils mit den Kaiſern. Die Schwäche der Nachkommen Karl's des Großen begünſtigte den Einfluß der Päpſte, da ſie genöthigt waren zur Vertheidigung der Stadt und ihres Gebietes gegen auswärtige Feinde thätig zu ſein. So ſtellte Gregor IV. 832 den Hafen zu Oſtia wieder her. Leo IV. erbaute 848 die Vorſtadt Leopolis, bevölkerte ſie mit Corſen, umgab ſie mit Mauern und Thoren, und ließ überhaupt die Stadtmauern befeſtigen. Bei dem ſinkenden Anſehen der Kaiſer wollten die Römer ſeit dem Tode Karl's des Dicken (888) nur geborne Italiener als Kaiſer anerkennen, und Otto I. (ſ. d.) ſah ſich mehrere Male genöthigt, ſein Anſehen durch Waffengewalt herzuſtellen. Der unruhige republikaniſche Sinn der Römer erhob ſich, ſo oft die Kaiſer in Deutſchland abweſend waren, insbeſondere während der

Minderjährigkeit Kaisers Otto III. Nach erlangter Volljährigkeit zog dieser nach Italien und drang nach Rom vor, wo sich der Consul Crescentius der Regierung bemächtigt hatte. Bei der Annäherung des kaiserlichen Heeres hatte sich derselbe in die Engelsburg geworfen, wurde vom Markgrafen Eckard von Meißen belagert und mußte sich nach einem hartnäckigen Widerstande ergeben. Nach Otto's III. Tode (1002) begann die Verbindung zwischen Deutschland und Italien immer lockerer zu werden, außerdem waren die deutschen Truppen wegen ihrer Ausschweifungen in Rom verhaßt, fast bei jeder Wahl eines Papstes oder einer Kaiserkrönung floß Blut, und selten ging es ohne Brand und Plünderung ab. Während der streitigen Papstwahl zwischen Alexander II. und Honorius (1061—1063) war R. allen Drangsalen des Kriegs Preiß gegeben. Der Gegenpapst Honorius rückte mit einer ansehnlichen Macht am 14. Apr. 1062 vor die Stadt und lagerte sich auf dem circus Neronis. Unterstützt vom Fürsten Richard von Capua griff ihn Alexander II. an, zog aber nach einem blutigen Kampfe den Kürzern und mußte fliehen. Bald darauf kam ihm der Herzog Gottfried v. Toscana mit einer zahlreichen Armee zu Hilfe und belagerte den Papst Honorius in der Engelsburg. Dieser vertheidigte sich über ein Jahr lang hartnäckig und schloß endlich mit der Gegenpartei einen Vergleich. Nicht minder verderblich für die Stadt, aber wichtig für den römischen Staat, durch Begründung der weltlichen Macht des Papstes, waren die Kriege Papst Gregor's VII. mit Kaiser Heinrich IV. Zweimal (1081 und 1082) belagerte der Kaiser R. mehrere Monate vergeblich, erst nach einer dritten Belagerung (1083) gelang es ihm, den diesseit der Tiber gelegenen Theil zu erobern und am 21. März 1084 sich in Besitz der ganzen Stadt zu setzen. Bei dieser Gelegenheit wurde die von den Corsen bewohnte Leovorstadt völlig zerstört, und eben wollte Heinrich die Engelsburg belagern, wohin sich der Papst Gregor geflüchtet hatte, als ihn wichtige Geschäfte nach Deutschland riefen. Kaum hatte er sich entfernt, als Robert Guiscard, Herzog von Apulien und Calabrien, mit 6000 Reitern und 30,000 M. Fußvolk in Rom einzog, den Papst aus der Engelsburg befreite und in den lateranischen Pallast zurückführte. Schwer mußte die Stadt den Beistand büßen, welche sie dem Kaiser geleistet hatte. Der ganze Theil, vom Lateran bis zum Coliseo, so wie ein Theil der Vorstädte, wurde niedergebrannt, geplündert und eine Menge Einwohner als Sclaven fortgeführt. — Auch bei der Krönung des kräftigen Kaisers Friedrich I. (Barbarossa) sollte Blut fließen. Als er in Begleitung des Papstes Hadrian IV. sich R. näherte, kam ihm eine Gesandtschaft entgegen, welche Bedingungen vorschreiben wollte, unter denen er die Kaiserkrone erhalten sollte. Er wies die Abgeordneten zurück und sendete dagegen ein Corps auserlesener Reiter nach R. voraus, um sich der Peterskirche zu versichern und die Römer jenseit der Tiber außer Stand zu setzen, die Krönung zu hindern. Am 18. Juni 1155 rückte der Kaiser mit der Hauptarmee in R. ein und wurde vom Papste gekrönt. Während dessen setzten die Römer über die Tiber, griffen die Peterskirche an, und es kam zu einem Gefechte, in welchem über 2000 Mann auf dem Platze blieben. — Als Otto IV. im October 1209 zur Kaiserkrönung nach R. kam, entspannen sich abermals Streitigkeiten zwischen den Römern und seinen Truppen, wobei die Kaiserlichen den Kürzern zogen.

Von 1305—1377 verlegten die Päpste den Sitz ihrer Regierung nach Avignon und während dieser Zeit erreichte die Verwirrung und Gesetzlosigkeit in Rom den höchsten Gipfel. Noch nie erlitt die Stadt so unersetzliche Beschädigungen, als während der blutigen Fehden der Häuser Orsini und

niſches waren dazu beſtimmt. Jeder Colonne war ein beſonderer
iff angewieſen und der übrige Theil der Armee als Reſerve aufgeſtellt.
dichter Nebel verbarg die Bewegungen und ungehindert erreichten die Co-
n die Ufer des Grabens, der die Vorſtädte umfloß. Sofort wurden die
mleitern angelegt und alle Brigaden ſchritten gleichzeitig zum Angriff. Trotz
Ueberraſchung fand man einen hartnäckigen Widerſtand und die alten
ern der Beſatzung fochten mit ausgezeichnetem Muthe. Die Truppen
hons begannen bereits zu wanken. Der Herzog erkannte, daß an die-
kritiſchen Augenblicke das Schickſal des Tages hing. Er warf ſich vom
de, drang bis zu den erſten Gliedern vor, riß einem Soldaten die Sturm-
: aus den Händen, pflanzte ſie ſelbſt an die Mauer und erſtieg dieſelbe.
: in dieſem Augenblicke traf ihn eine Musketenkugel in den Unterleib.
fühlte, daß die Wunde tödtlich ſei, hatte jedoch noch ſo viel Geiſtesgegenwart,
er die Umſtehenden bat ſeinen Körper mit einem Mantel zu bedecken,
ſeine Truppen nicht muthlos zu machen. Kurz darauf verſchied er mit
m Muthe, der einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Sein Tod,
ie Truppen nicht lange verborgen blieb, weit entfernt, dieſelben klein-
ig zu machen, belebte ihren Muth vielmehr von Neuem. Der Angriff
e mit Ungeſtüm erneuert, und ein deutſcher Hauptmann, Namens Klaus
enſticker, mit ſeinem großen Schlachtſchwert war der Erſte auf der
emauer. Eine Stunde lang hatte der Kampf auf Wall und Mauer
ert und einige Stunden ſpäter war die ganze leoniniſche Vorſtadt in
Händen der Feinde, aber erſt, als dieſe in die Peterskirche drangen, floh
Papſt mit 13 Cardinälen und den anwärtigen Geſandten nach der
ſtburg. Die römiſchen Truppen, welche Spaniern und Deutſchen in die
de fielen, wurden meiſtentheils niedergehauen; 200 M. Schweizergarden
Papſtes ſtarben mit den Waffen in der Hand, zum Theil in der Kirche
St. Peter ſelbſt. Im Ganzen wird der Verluſt auf römiſcher Seite
000 M., auf kaiſerlicher zu 300 angegeben. — Durch Deſertionen
den päpſtlichen Truppen, ſo wie durch das Zuſtrömen vieler Abenteurer

die Kaiserlichen eine Stunde vor Nachts in die eigentliche Stadt, die sofort geplündert wurde. Was für Ausschweifungen die Rohheit der Deutschen, der Geiz der Spanier und die Ruchlosigkeit der Italiäner nur begehen konnte, mußten die unglücklichen Einwohner erdulden. Die päpstliche Sacristei ward zum Pferdestall umgeschaffen und statt der Streu holte man die Acten aus der päpstlichen Canzlei und riß sie in Stücke. Die Cardinäle in ihrem Purpur wurden auf Esel gesetzt und zum Gelächter in der Stadt herumgeführt, wobei die Deutschen den Doctor Luther zum Papst ausriefen. Das siegende Heer hatte nach einigen Tagen durch die Wahl seiner Anführer den Prinzen Philibert von Oranien an seine Spitze gestellt; doch vermochte dieser den Unordnungen in R., dessen Plünderung und Bedrückung sich wochenlang hinzog, nicht zu steuern. Die Beute an baarem Gelde belief sich über eine Million Ducaten, die Rancionsgelder, welche erpreßt wurden, betrugen noch weit mehr. Bald empfand der Papst den Fehler, sich in der unhaltbaren und mit Lebensmitteln schlecht versehenen Engelsburg eingeschlossen zu haben. Da inzwischen die kaiserlichen Truppen fortwährend mit Raub und Plünderung beschäftigt waren und die Belagerung mit wenig Nachdruck betrieben, so hatte er noch einige Hoffnung, sich so lange zu halten, bis der Herzog von Urbino zu seinem Entsatze ankommen würde. Dieser General war auch wirklich mit einer Armee, die aus Venetianern, Florentinern und Schweizern in französischem Solde bestand, den 15. Mai bis Orvieto herangerückt. Hier musterte er sein Heer, allein dem vorsichtigen Heerführer schienen 17,000 Streiter nicht hinlänglich, die Feinde aus R. zu vertreiben. Auf dringendes Ersuchen der französischen Officiere und der Venetianer rückte er endlich bis drei Stunden vor R., erklärte aber hier, daß er durch Spione erfahren, die Feinde hätten so starke Außenwerke angelegt, daß es nicht möglich sei, mit so geringer Macht etwas auszurichten. Am 1. Juni zog er sich von Tre Campanne nach Monterosi zurück, und der Papst, welcher nun kein Mittel zur Rettung sah, und sich mit seinen Umgebungen bereits von Eselsfleisch nährte, schloß am 6. Juni mit den Führern des Heeres einen Vertrag, mittelst dessen er sich verbindlich machte, 400,000 Ducaten zu zahlen, nach Gaeta oder Neapel zu gehen und dort die Befehle des Kaisers zu erwarten. Parma, Piacenza und Modena sollten an die kaiserlichen Truppen übergeben und Besatzungen in der Engelsburg im Castell von Ostia, von Citta Castellana und von Civita vecchia aufgenommen werden. Bis zu Erfüllung der vornehmsten Artikel blieb er Gefangener. Der General Alarcon, dessen Aufsicht er übergeben wurde, besetzte mit drei spanischen und drei deutschen Fahnlein, nach Unterzeichnung des Vertrags, das Castell. Diese Bedingungen ließen sich zum Theil beim besten Willen nicht erfüllen. Citta Castellana war von den liguistischen Truppen und Civita Vecchia vom Admiral Doria unterpfändlich besetzt, weil ihm der Papst eine bedeutende Summe schuldete; Parma und Piacenza verweigerten dem kaiserlichen Commissair die Eröffnung der Thore und Modena war am 6. Juni vom Herzog von Ferrara besetzt worden; R. blieb also fortwährend von den Truppen besetzt, welche durchaus auf Zahlung drangen. Die deutschen Landsknechte namentlich zeigten sich so widerspenstig, daß Konrad von Bemmelberg eine Zeit lang das Commando über dieselben niederlegte. Das Elend der Stadt zu vermehren, brach noch die Pest aus und richtete große Verheerungen an. Dieser precaire Zustand würde wohl noch längere Zeit gedauert haben, wenn nicht abermals der Krieg zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. ausgebrochen wäre. Eine französische Armee unter dem Marschall Lautrec zog Anfang des Jahres 1528 von Bo-

logna aus durch die Romagna mit dem Befehle auf R. und Neapel zu marschiren. Prinz Philibert von Oranien, der seine verwilderten Haufen gern aus R. und der Umgegend gegen den Feind führen wollte, erhielt dazu vom Papste 40,000 Ducaten. Nach einem neunmonatlichen Aufenthalte verließen endlich die Trümmer der kaiserlichen Armee die verödete Hauptstadt. Durch Desertion, Pest, Gefechte ꝛc. waren diese Truppen bis auf 1500 Reiter, 4000 Spanier, 3000 Italiäner und 5000 M. deutsches Fußvolk zusammengeschmolzen. Dieß war das letzte, große militairisch wichtige Ereigniß der Stadt R. Die ferneren Begebenheiten, sowohl im Kirchenstaate als in der Stadt selbst, gehören mehr der politischen Geschichte an, wir geben sie deßhalb hier nur in gedrängter Kürze. Clemens VII. schloß endlich mit Kaiser Karl V. Frieden und war noch so glücklich, die Mark Ancona durch seinen General Ludwig Gonzaga zu erwerben (1532.). — Pius IV. ließ 1561 wegen der Seeräuberzüge des Türken Dragut den Borgo in R. befestigen; unter Sixtus V. (regiert von 1585—1590) sah R. wieder eine goldene Zeit; er herrschte streng, aber gerecht, vertilgte die Räuberbanden und schaffte viele Mißbräuche ab. 1598 erwarb Clemens VIII. Ferrara, und 1626 unter Urban VIII. vermachte der letzte Herzog von Urbino sein Herzogthum dem päpstlichen Stuhle. Dieß waren die letzten Ländererwerbungen R.s, dessen weltliche Macht von da an immer mehr an Bedeutsamkeit verlor. Seit dem westphälischen Frieden 1648 (s. d.) schwand ihm alle Hoffnung, in der Staatengeschichte je wieder eine wichtige Rolle zu übernehmen. Seiner gebrochenen Macht fehlte es fortan an Mitteln, mit den Waffen in der Hand auf die Zeitereignisse einzuwirken und auch sein moralischer Einfluß auf das Geschick der Staaten hatte sich im Laufe der Jahrhunderte an der immer wachsenden Selbstständigkeit der übrigen europäischen Staaten gebrochen; der siechte Staatskörper kämpfte nur noch in diplomatischen Verhandlungen um die Erhaltung eines passiven Daseins. In den Zwistigkeiten mit auswärtigen Mächten mußten die nachtheiligsten Vergleiche geschlossen werden. So nahm bei einer Streitigkeit Clemens XIII. mit dem Herzoge von Parma, letzterer Avignon und Venaissin, der König von Neapel Ferdinand IV. besetzte Benevent und Ponte Corvo, und nur durch weises Nachgeben und durch Aufhebung des Jesuitenordens konnte Clemens XIV. (1774) diese Besitzungen wieder erlangen. Sein Nachfolger Pius VI. suchte die gegen das päpstliche Ansehen, besonders von Wien aus sich erhebenden Stürme mit seiner Politik abzuwenden und unternahm deßhalb selbst im Februar 1782 eine Reise nach Wien zum Kaiser Joseph II., deren Erfolg jedoch seinen Wünschen nicht entsprach. Bei Ausbruch der französischen Revolution wurde 1791 Avignon und Venaissin von den Franzosen für immer in Besitz genommen. 1796 nahte sich der siegreiche General Bonaparte auch den Grenzen des Kirchenstaats. In Bologna wurde er mit Jubel empfangen und besonders aus den Festungen des Kirchenstaates zog er das zur Belagerung von Mantua nöthige Geschütz. Erschrocken über dieses Vordringen schloß der Papst durch Vermittelung des spanischen Gesandten Azara am 23. Juni einen Waffenstillstand, überließ den Franzosen einstweilen die beiden Legationen, so wie die Festung Ancona, und mußte 21 Millionen Francs zahlen. Nichts desto weniger wurde er noch in demselben Jahre durch Errichtung der cispadanischen Republik (d. 10. Dec. 1796), wozu die beiden Legationen, Bologna und Ferrara geschlagen waren, in neue Bedrängnisse verwickelt. Pius VI., immer noch auf das Kriegsglück der Oestreicher rechnend, hatte allerdings ein zweideutiges Benehmen gezeigt, was den französischen General zu Ergreifung der Of-

en vermoge. Im Juni 1806 besetzten franz. Truppen Benevent und
e Corvo, am 1. Nov. 1807 rückte General Lemarrois in die Mar-
in, erklärte sich zum Generalgouverneur der Gebiete von Ancona,
rata, Fermo und Urbino, und als sich der Papst weigerte, den
er des Kaisers, Joseph, als König von Neapel anzuerkennen, be-
der General Miollis am 2. Februar 1808 mit 6000 Mann die
R. und die Engelsburg. Am 2. April nahm Napoleon, als
olger Karl's des Großen, dessen Schenkung zurück und vereinigte un-
ruflich die Gebiete von Ancona, Macerata, Urbino und Fermo mit
Königreich Italien. Die römischen Soldaten wurden gezwungen, in
sische Dienste zu treten, mehrere Cardinäle verwiesen und der Papst
befangener behandelt. Dieser Zustand blieb, bis am 10. Juni 1809
ein Decret Napoleon's vom 17. Mai der Kirchenstaat für aufgelöst
t wurde. Der Papst erhielt eine jährliche Rente von 2 Millionen
s, wurde in der Nacht vom 6. Juli durch den General Radet aus
geführt und nach Savona gebracht. Der nicht mit dem Königreiche
n vereinigte Theil des Kirchenstaats ward in zwei französische Depar-
ts: der Tiber (Hauptort R.) und des Trasimen (Hauptort Spolete)
t, und französisch administrirt. Im Juni 1812 hatte Napoleon den
s kranken Papst von Savona nach Fontainebleau bringen lassen, um,
s hieß, zu verhindern, daß er nicht von Frankreichs Feinden entführt
. Nach der Rückkehr aus dem unglücklichen Feldzuge in Rußland suchte
andern Grundlagen als bisher, mit Pius zu unterhandeln und fand die-
geneigt, daß schon am 25. Januar 1813 eine vorläufige Convention abge-
en wurde, der jedoch bald unübersteigliche Hindernisse entgegen traten.
Bereits nach der Schlacht bei Leipzig (October 1813) war Napoleon's
ager, der König (Joachim) von Neapel, in Unterhandlungen mit den
ichern getreten, um sich im Besitz seines Reiches zu erhalten. Am
Januar 1814 schloß er eine Convention, worin er sich von seinem
ager lossagte und mit Oestreich verbündete, so daß seine Armee ge-

kehr Napoleon's von der Inſel Elba verlangte König Joachim freien Durchzug durch die römiſchen Staaten, ließ durch ſeinen Geſandten erklären, die Sache ſeines Schwagers ſei die ſeinige und ihm niemals fremd geweſen; und gab Befehl, den Papſt gefangen nach Gaeta zu führen. Dieſer aber verweigerte den Durchzug, erklärte ſeine Neutralität verletzt, und reiſte, als die Neapolitaner die Grenze überſchritten, über Florenz nach Modena ab. Die Neapolitaner mußten ſich indeſſen bald wieder vor den überlegenen öſtreich. Streitkräften zurückziehen, und der öſtreichiſche General Nugent beſetzte am 30. April 1815 R. Als der Papſt am 7. Juni nach R. zurückkam, fand er den Kirchenſtaat geräumt, und am 9. beſtimmte die Schlußacte des Wiener Congreſſes, daß der Kirchenſtaat in ſeinen alten Grenzen hergeſtellt werden ſolle. Von den politiſchen Stürmen, welche in den Jahren 1820 und 1821 das Königreich Neapel erſchütterten, blieb auch der Kirchenſtaat nicht unberührt, da die Carbonari ſelbſt in R. Verbindungen hatten und man die Durchmärſche der öſtreich. Truppen geſtatten mußte. Weit verzweigte Verſchwörungen, welche in Bologna entdeckt wurden, konnten nur durch die größte Strenge der Geſetze, und ein wüthender Volkstumult in Immola nur durch Waffengewalt unterdrückt werden. In allen Ständen zeigten ſich Spuren von Unzufriedenheit, und ermuntert durch das Beiſpiel von Frankreich und Belgien brachen ſchon im Febr. 1831 in Bologna Unruhen aus, die ſich bald weiter verbreiteten. In Bologna, wo der päpſtliche Prolegat die Stadt verließ, und in Ferrara wurden proviſoriſche Regierungen eingeſetzt; Ancona empörte ſich ebenfalls und die proviſoriſche Regierung von Bologna erklärte am 8. Febr., die weltliche Herrſchaft des Papſtes nicht weiter anerkennen zu wollen. Nur durch das ſchnelle Einrücken öſtreich. Truppen konnten dieſe Aufſtände gedämpft werden, welche ſich nach Räumung des päpſtlichen Gebietes — im Juli 1831 — wieder erneuerten, ſo daß im Januar 1832 neuerdings öſtreich. Truppen in Bologna einrückten und die Bürgergarden entwaffneten, und eiferſüchtig gegen das Einſchreiten Oeſtreichs beſetzten bald darauf die Franzoſen Ancona (ſ. d.).

Unter allen Zweigen der Verwaltung im Kirchenſtaate iſt der Militairſtaat am ſchlechteſten organiſirt. Die ehemaligen ſo furchtbaren römiſchen Legionen beſtehen jetzt aus gemietheten Schweizern — welche haufenweiſe deſertiren — und zuſammengerafftem Geſindel aus dem niedrigſten Pöbel, welche dem Staate mehr Beſorgniß einflößen, als Sicherheit gewähren. Aus Furcht vor Aufruhr hat der Papſt 1834 die Außenwerke der Engelsburg mit bedeutendem Koſtenaufwande herſtellen laſſen. Obgleich nur noch ein Schatten von dem, was es im Alterthume war, heißt R. immer noch die ewige Stadt. Bei ſeiner gegenwärtigen Verwaltung dringt ſich aber dem denkenden Militair und Geſchichtsforſcher unwillkürlich die Frage auf, wie ſich die Zukunft R's geſtaltet haben würde, wenn ſich die Dynaſtie des Kaiſers Napoleon befeſtiget und der kurze Traum eines Königs von R. verwirklicht worden wäre. — (Vergl. Titus Livius römiſche Geſchichte, überſ. v. Heuſinger. 1—3. Band. — Appianus, vom puniſchen Kriege. Cap. 8. — Procopius de bello gothico — Gibbon, Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reichs. 7—12. Theil. — Le Beau, Geſchichte des morgenländiſchen Kaiſerthums. 7—10. Theil. — L. A. Muratori, Geſchichte von Italien 7—10. Theil. — Guiccardini: Histoire des guerres d'Italie. Tom. 7. — Dr. Robertſon, Geſchichte Kaiſer Karl's V. 2. Band. — C. G. Heinrich, deutſche Reichsgeſchichte. 1.—3. Band. Dr. H. Leo, Geſchichte der italiäniſchen Staaten, 5. Band.

Gtz.

Romana, Marquis de la, spanischer General, geboren um das Jahr 1770 auf der Insel Majorca, erhielt eine sorgfältige Erziehung, und zeichnete sich bereits in den Feldzügen gegen die Franzosen, von 1793 bis 1795 vortheilhaft aus. Der Basler Friede gewährte ihm Muße, auf einer mehrjährigen Reise im Auslande ungewöhnliche Kenntnisse und seine Bildung zu erlangen. In dieser Hinsicht wird von ihm behauptet, daß seine Vorliebe für die Studien, namentlich die alten Sprachen, ihn zerstreut gemacht und oft von Erfüllung seiner Obliegenheiten abgehalten hätte. Im Jahr 1807 erhielt R. den Oberbefehl über das spanische Corps, welches, gegen 12,000 M. stark, unter Marschall Bernadotte in Dänemark stand. Als im Monat Juni 1808 die ersten Nachrichten von der in Spanien ausgebrochenen Revolution zu jenem Corps gelangten, war dasselbe in weitläuftigen Cantonnirungen, in Jütland, Fünen, Langeland und Seeland zerstreut. Die Depots befanden sich in und um Altona und Hamburg. Romana's Hauptquartier war zu Nyborg auf der Insel Fünen, das Bernadotte's zu Hamburg. Französische und dänische Truppen umlagerten die Cantonnements der Spanier, und man suchte ihnen jede Kunde von dem, was in ihrem Vaterlande vorging, zu entziehen. Allein bald waren die Truppen davon unterrichtet und so aufgeregt, daß es R. nur mit Mühe gelang, sie in Ordnung zu erhalten. Als König Joseph den Thron bestieg, schrieb er an denselben, und sicherte ihm für sich und seine Truppen die treueste Ergebenheit zu. Ende Juli ertheilte Bernadotte den Befehl, die Truppen dem neuen Könige eidlich zu verpflichten. R., seine Spanier kennend, schlug vor, die aufregende Formalität des Schwures bei Seite zu setzen, und die Truppen zu behandeln, als sei schon Alles abgethan, in welchem Falle er für Ruhe und Ordnung stehen zu können erklärte. Aber Bernadotte drang auf den Schwur, und R. ertheilte nun den Befehl dazu, bereiste die Cantonnirungen, und that Alles, um die Truppen zur Eidesleistung zu bewegen; allein vergebens. Der Aufruhr brach in seiner Gegenwart aus, die von Bernadotte als Zeugen abgesendeten französischen Officiere wurden gemißhandelt, und 2 Regimenter, denen der franz. General Foirion auf Seeland den Eid abnehmen wollte, feuerten auf ihn und sein Gefolge, wobei ein franz. Adjutant getödtet wurde. Dänische Truppen umringten und entwaffneten diese 2 Regimenter, welche in die Citadelle von Kopenhagen eingesperrt wurden. Einzelne spanische Abtheilungen leisteten nun den Eid, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es nur insofern geschehe, als man voraussetze, die Nation habe freiwillig durch ihre gesetzmäßigen Repräsentanten dasselbe gethan. Inzwischen war es R. dennoch gelungen, die Ruhe einigermaßen herzustellen, als, während er noch mit Bernadotte unterhandelte, ein Lieutenant die Sache zur Entscheidung brachte. Dieser, Namens Fabregues, überwand alle Schwierigkeiten und gelangte an Bord der einige Meilen von Seelands Küsten liegenden englischen Schiffe, wo er Zeitungen und Proclamationen der Junta von Sevilla erhielt. Mit diesen traf er in der Nacht vom 7. zum 8. August bei R. in Nyborg ein, welcher, ohne früher Anstalten getroffen, oder an einen solchen Schritt nur entfernt gedacht zu haben, schnell das Nöthige veranstaltete, um dem Vaterlande so viele Truppen als möglich zu retten. Fabregues übernahm es, dem englischen Admiral den entworfenen Plan mitzutheilen, und dessen Mitwirkung zu erlangen. Die Truppen auf Fünen wurden eiligst zusammengezogen, die dänische Besatzung Nyborg's und Fahrzeuge in dessen Häfen, welche letzteren Widerstand leisteten, entwaffnet, und den Regimentern in Jütland Befehl gegeben, nach Fünen überzuschiffen. Die auf Seeland konnten die

Weisung, sich eines Küstenplatzes zu bemeistern, nicht ausführen, indem sie bereits entwaffnet waren. Die an den König von Dänemark Seiten R's ergangene Aufforderung, jene Regimenter zu entlassen, blieb ohne Erfolg. Inzwischen fehlte es an Lebensmitteln, und die Anstalten zum Einschiffen mußten im höchsten Grade beschleunigt werden. Mehrere Corps marschirten 15 deutsche Meilen in 24 Stunden; und die in Jütland stehende Reiterei war genöthigt, ihre Pferde daselbst zurückzulassen. Am 11. August marschirte, was von dem Corps vereinigt war, von Nyborg nach der Spitze von Slipshaven, wo Alles noch denselben Tag eingeschifft wurde. Widrige Winde hielten die Flotte auf der Ueberfahrt nach Langeland auf, so daß sie erst den 13. daselbst landen konnte. Bernadotte hatte zuerst von dem General Kindelan den Entschluß der Spanier erfahren; die schnell dagegen getroffenen Anstalten blieben ohne großen Erfolg; doch wurden gegen 5000 Spanier als Gefangene nach Frankreich abgeführt. Bernadotte versuchte noch durch Proclamationen auf die in Langeland versammelten Spanier zu wirken; und R. befahl, diese den Truppen vorzulesen, welches die von ihm erwartete Wirkung hervorbrachte, dieselben noch mehr zu entflammen. Am 21. August verließen die Spanier Langeland und segelten nach Gothenburg ab, von wo sie durch englische Transportschiffe am 5. September abgeholt wurden und in Corunna landeten. Die Hoffnungen der spanischen Nation und ihr Enthusiasmus stiegen in Folge dieses glücklichen Ereignisses unglaublich, welches daher als ein Hauptmoment in der Geschichte des spanischen Krieges zu betrachten ist. — Ueber Romana's Wirksamkeit als Heerführer und später als eines der einflußreichsten Mitglieder der Junta von Sevilla ist es schwierig, ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Während eine Partei ihn als einen der größten Heerführer und eifrigsten Patrioten schildert, wird dieß von der andern Seite geläugnet, namentlich aber ihm Schuld gegeben, daß er durch fortwährende Intriguen die Dictatur für sich zu erlangen gesucht, und dadurch die zu jener Zeit herrschende Anarchie befördert, dem allgemeinen Besten aber sehr geschadet habe. Von seiner Ankunft in Corunna an zeigte er sich unermüdet thätig, den Aufstand zu verbreiten und zu organisiren. Die Idee der Guerillahaufen und deren Fechtart soll vorzüglich durch R. angegeben worden sein. Er ließ sich durch mehrere erlittene Niederlagen, von denen die in der Schlacht von Espinosa (s. d.) 11. Nov. 1808 die bedeutendste war, nicht beugen, und sammelte immer auf's Neue die zerstreueten Schaaren, welche unter seinem Befehl, im Königreiche Leon die Armee des linken Flügels bildeten, und bei dem Rückzuge der Engländer unter Moore Anfangs 1809 wiederum große Verluste erlitten. Als die Engländer sich in Corunna einschifften, wendete sich R., der kaum noch 4000 M. beisammen hatte, nach Orense, von wo aus er, bald wieder verstärkt, den kleinen Krieg aufs lebhafteste fortsetzte. Im März zog er aus Gallicien nach Asturien und nahm am 18. Villa Franca, dessen 900 M. starke Garnison sich ergeben mußte. Mit der Provinzial-Junta Asturiens gerieth R. in Uneinigkeit und bewirkte am 22. April deren Auflösung. Er verließ hierauf das Heer, um zu Folge der auf ihn gefallenen Wahl in die Central-Junta zu Sevilla zu treten. Er wirkte in derselben bis zu ihrer Auflösung zu Anfang des Jahres 1810; man schreibt ihm die Absicht zu, die Regierung, wenn der Kampf, wie er damals befürchtet zu haben scheint, unglücklich endigte, nach Amerika zu versetzen. Am 15. November bewirkte R. die Arretirung seiner Nebenbuhler Don Francesco Palafox und Montijo. Im Februar 1810, als Sevilla in die Hände der Franzosen gefallen war und die Junta sich auflöste, übernahm R. den Oberbefehl in Estre-

madura, wo er, an der Guadeana gegen Reynier mit abwechſelndem Erfolge kämpfte. Er folgte zu Ende des Jahres Wellington's Rückzug nach Portugal, und ſetzte gemeinſchaftlich mit Lord Hill auf dem linken Ufer des Tajo dem Vordringen Maſſena's Schranken. Seine Geſundheit hatte durch die ertragenen Beſchwerden ſo gelitten, daß er zu Cartaxo in Portugal, am 28. Januar 1811 ſeinen Geiſt aufgab. Vergl. Biographies nouv. des contemporains. Schepeler's Geſchichte der Revolution Spaniens und Portugals, ſo wie des daraus entſtandenen Krieges. Z.

Romanzoff, Peter Alexandrowitſch, kaiſerl. ruß. Generalfeldmarſchal, Generalgouverneur der Kleinruſſiſchen Statthalterſchaften, Chef der geſammten ſchweren Cavalerie ꝛc., war um das Jahr 1730 geb., und der Sohn des Grafen Alexander Iwanowitſch R., welcher unter Peter I. gedient, bedeutende Aemter bekleidet hatte und 1742 als Generallieutenant ſtarb. R. trat frühzeitig in Kriegsdienſte, und war unter der Regierung der Kaiſerin Eliſabeth Oberſter des Woronziſchen Infanterieregiments. Bereits 1757 marſchirte er als Generallieutenant mit der Armee nach Preußen, wo er mehrere Male ein abgeſondertes Corps befehligte. 1761 belagerte er Colberg (ſ. d.), und als Peter III. 1762 einen Zug gegen Dänemark beſchloß, ernannte er R. zum General en Chef der 40,000 M. ſtarken Expedition, welche jedoch durch den Tod des Kaiſers unterblieb. Im Feldzuge 1769 gegen die Türken befehligte R. das zweite Armeecorps, 40,900 M. ſtark, welches beſtimmt war, die Ukraine zu decken, gegen die Tartaren zu agiren und gleichzeitig gegen Oczakow vorzudringen. Fürſt Alexander Gallizin, welcher das ruſſiſche 107,000 M. ſtarke Hauptcorps commandirte, war am 1. Mai und 12. Auguſt bei Chotym geſchlagen und gezwungen worden, wieder über die Donau zurückzugehen. Seine Abberufung war in Petersburg beſchloſſen, ehe man daſelbſt noch erfahren hatte, daß er den 7. und 9. September den Großvezir am Dniſter zu wiederholten Malen geſchlagen, Chotym wieder eingenommen, ſich eines großen Theils der Moldau bemächtiget und bis Jaſſy vorgedrungen war, welche Hauptſtadt der Generallieutenant Helm mit 10,000 Mann, ohne Widerſtand zu finden, beſetzt hatte. R. erhielt alſo den Oberbefehl; erfocht im Feldzuge von 1770 zwei entſcheidende Siege, den erſten, den 17. Juli am linken Ufer des Pruth in der Ebene von Kartak gegen 80,000 Türken und Tartaren, wo er das ganze Lager und 30 metallene Kanonen erbeutete, und den zweiten am 7. Auguſt beim Fluſſe Kaguk, wo ihm der größte Theil des Gepäcks und der Munition, 143 Kanonen von Metall und 7000 Proviantwagen der Türken in die Hände fielen. Dieſem entſcheidenden Siege folgte der Fall von Ismailoff, Kilia, Bender, Akiermann und Brailow, ſo wie die Beſetzung des ganzen linken Ufers der Donau. Zum Andenken an dieſe Erfolge ließ die Kaiſerin in den Gärten von Zarskoiſelo einen marmornen Obelisk aufrichten. Den 5. Nov. 1771 beſetzte R. die Feſtung Giurgewo. Der Wiener Hof, beſorgt über die Vergrößerungsplane der Ruſſen in der Moldau und Wallachei, trat vermittelnd auf und bald folgten Unterhandlungen mit den Türken. Die Congreſſe zu Fockſchanny (1772) und Bucareſt (1773) führten jedoch zu keinem Erfolge, und R. erhielt Befehl, wieder über die Donau zu gehen, was d. 29. Juni geſchah. Bei einem Angriffe auf Siliſtria aber fand R. bedeutenden Widerſtand, und erlitt Anfangs Juli eine Niederlage. Eben ſo wenig glückte ein Verſuch auf die Feſtung Varna, durch deren Eroberung R. ſeine Operationen bis an das ſchwarze Meer auszudehnen gedachte. Der General von Ungern, welcher dieſe Expedition befehligte, ſchlug zwar am 27. Octbr. ein

ſtarkes türkiſches Corps in der Gegend von Karaſſon, und bemächtigte ſich der Stadt Bazardſchik, fand aber bei Varna ſo kräftigen Widerſtand, daß er ſich mit bedeutendem Verluſt und Hinterlaſſung von 20 Kanonen zurückziehen mußte. Hierdurch wurde R. genöthigt die zum zweiten Male unternommene Belagerung von Siliſtria wieder aufzuheben. Er bezog auf dem linken Donauufer Winterquartiere, zufrieden, die Türken wenigſtens in die Unvermögenheit verſetzt zu haben, während des Winters etwas zu unternehmen, da ihre meiſten Magazine vernichtet waren.

Die Unfälle dieſes Feldzuges — in welchem beſonders die ruſſiſche Reiterei ſehr gelitten hatte — und der Aufſtand des Rebellen Pugatſcheſ (ſ. d.) brachten die Kaiſerin zu friedfertigeren Geſinnungen. Unter preußiſcher Vermittelung wurden der ottomaniſchen Pforte neue Vorſchläge gemacht, und bald entſpann ſich eine directe Unterhandlung zwiſchen dem Feldmarſchall und dem Großvezir. Als ſich dieſe aber — ohne zu einem Reſultat zu führen — bis in das Frühjahr 1774 verzog, und R. indeß Verſtärkung erhalten hatte, überſchritt er am 2. Juli abermals die Donau, und manövrirte ſo meiſterhaft, daß es ihm gelang, den Großvezir in ſeinem Lager bei Schumla einzuſchließen und ihm alle Lebensmittel abzuſchneiden. Jetzt machte man türkiſcher Seits neue Vorſchläge, die endlich am 21. Juli 1774 den Frieden von Kainardſche (ſ. d.) herbeiführten. Katharine belohnte ihren Feldherrn wahrhaft kaiſerlich, er erhielt ein Landgut mit 5000 Bauern, 100,000 Rubel baar, ein ſchönes Silberſervice, einen Hut, an welchem ein mit Juwelen geſchmückter Lorbeerzweig befeſtigt war, den mit Brillanten beſetzten Stern des St. Georgenordens, ein mit dergleichen beſetztes Paar Epauletten und einen prachtvollen Feldmarſchalsſtab. Endlich befahl die Kaiſerin, er ſolle fortan den Beinamen Zadonaiskoy (Transdanubiensis, Ueberſchreiter der Donau) führen; auch wurde eine Medaille mit ſeinem Bruſtbilde geſchlagen. R. begab ſich hierauf nach ſeinem Gouvernement Ukraine, wurde aber ſchon nach Verlauf von zwei Jahren nach Petersburg berufen, um den Großfürſten Paul wegen ſeiner zweiten Vermählung mit der Prinzeſſin Sophia Dorothea von Würtemberg nach Berlin zu begleiten. Beim Wiederausbruch des Krieges mit der Pforte im J. 1787 erhielt Potemkin den Befehl über die gegen 80,000 M. ſtarke Hauptarmee, eine andere 37,000 M. ſtarke Armee unter R., welche ſich in der Ukraine ſammelte, ſollte ſich zwiſchen dem Dnieſter und Bug behaupten, um die Aufmerkſamkeit des Feindes auf Bender zu lenken, und nöthigenfalls den Uebergang türkiſcher Truppen über den Dnieſter zur Unterſtützung von Oczakow zu hindern; hiernächſt hatte R. auch den Auftrag, die Operationen der öſtreich. Armee zu unterſtützen. Er entſendete im Juli 1788 eine Diviſion unter dem General Elmpt zur Unterſtützung des Herzogs von Coburg, welcher Chotym (ſ. d.) belagerte, das am 19. Sept. durch Capitulation übergeben wurde. Potemkin hatte ſich im Laufe des Jahres 1788 auf die Belagerung von Oczakow beſchränkt und ein Syſtem von Unthätigkeit angenommen, wodurch die Armee der Ukraine in ihren Bewegungen gehemmt und die Türken in den Stand geſetzt wurden, mehrere Vortheile über die öſtreich. Armee zu erringen. Ueber dieſes Verhältniß entrüſtet und ſchon längſt tief gekränkt durch den Stolz und Neid des Fürſten Potemkin, gab R. zu Anfang des Jahres 1789 ſein Geſuch um Entlaſſung ein, und zog ſich auf ſeine Güter in der Ukraine zurück, wo er das Schloß Tachane unweit Bathurin bewohnte. Hier verlebte er die letzten Jahre ſeines Lebens, und ſtarb den 17. Decbr. 1796, wenige Wochen nach dem Tode der Kaiſerin Katharina. Kaiſer Paul I. ordnete bei der Armee eine Trauer auf

drei Tage an, welche er selbst trug, auch ließ er zu Ehren von R's Siegen eine Pyramide auf dem Platze beim Marmorpalast errichten. Auch der im Dec. 1825 verstorbene Kaiser Alexander glaubte das Andenken eines der größten Generale seines Reiches ehren zu müssen und ließ ihm eine Bildsäule errichten, mit der einfachen Inschrift: „den Siegen Romanzoff's. (Vgl. Historisches Tagebuch des Krieges zwischen Rußland und der Pforte von 1768—1774. Wien 1783. — Resmi Achmed Efendi Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768—1774, Halle und Berlin 1813. — Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft u. Geschichte des Krieges. Jahrg. 1826, 4s Hft. — Historisches Portefeuille 1785 10s Stck. — Biographie universelle.) Gtz.

Römerzug, nannte man die Reisen, welche neu erwählte deutsche Könige und Kaiser nach Italien unternahmen, um sich durch den Papst in Rom zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Obgleich sich schon Karl der Gr. im J. 800 durch Papst Leo III. hatte als römischer Kaiser krönen lassen, so war doch diese Würde unter seinen schwachen Nachfolgern im deutschen Reiche gänzlich in Vergessenheit gerathen. Ernst Otto I. (s. d.) aus dem Hause Sachsen zog im J. 962 wieder über die Alpen, ließ sich durch den Papst Johann XII. krönen, und erneuerte das römische Kaiserthum. Seit dieser Zeit ward es üblich, dergleichen Römerzüge zu unternehmen, und die Anstalten dazu wurden stets auf einem Reichstage besonders angeordnet. Alle deutsche Fürsten, Grafen und andere Reichsvasallen waren verbunden den König auf diesem Zuge mit ihren Untervasallen zu begleiten. Seit Kaiser Otto I. gab es noch keine speciellen Gesetze über die Art der Einholung der Kaiserkrone und die mitziehenden Ritter bildeten gleichsam nur eine Ehrenwache. Bald jedoch erheischten die öftern Widersetzlichkeiten der Italiäner ein förmliches Kriegsheer als Begleitung. Die Lustreise verwandelte sich in einen Feldzug; die Untervasallen verweigerten oft ihren Beistand, und Kaiser Conrad II. errichtete deshalb 1025 auf einer Reichsversammlung zu Worms eine eigene Constitution, nach welcher ein jeder Reichsvasall den König und jeder andere Vasall seinen Lehnsherrn mit einer gewissen Anzahl gerüsteter Leute nach Italien begleiten sollte. Zur Ausrüstung wurde ein Jahr sechs Wochen und drei Tage bestimmt. Wer ohne Erlaubniß des Lehnsherrn wegblieb und bei der Musterung auf dem roncalischen Felde, unweit Piacenza, vermißt wurde, hatte sein Lehn auf immer verloren. Es wurde zugleich festgesetzt, was die Lehnsherren ihren Vasallen, außer dem Unterhalte an Geld, Pferden ꝛc. geben sollten, ferner bestimmt, daß von 10 Mannsmad nach dem Lehnrechte 1 Ritter mit 2 Schildträgern, nach Hofrecht aber von 5 Mannsmad 1 Ritter und 1 Schildknappe gestellt werden sollten. Es blieb den Dienstherren überlassen, wen von ihren Dienstleuten sie persönlich stellen, von wem sie statt des wirklichen Dienstes einen Ersatz nehmen, und wem sie außer der gewöhnlichen Ausrüstung auch einen Harnisch geben wollten. In der Regel sollte der Reichsdienst sechs Wochen auf eigne Kosten dauern, für weitere Zeit war der Dienstherr die Unterhaltung zu geben schuldig. Hatte der deutsche König die Alpen überstiegen, und sich mit dem Heereszuge auf den roncalischen Feldern gelagert, so hielt er daselbst einen großen Reichshof, auf welchem sich alle geistliche und weltliche Große Italiens einfinden mußten. Der König berathschlagte sich mit ihnen über den allgemeinen Zustand des Reichs, gab mit ihrer Beihülfe neue Gesetze, saß selbst öffentlich zu Gericht, und suchte den angebrachten Beschwerden sowohl der höheren als geringern Stände nach Kräften abzuhelfen. Nachdem diese Geschäfte abgethan waren, wurde der Zug nach Rom fortgesetzt. Unter den Nachfolgern Conrad's II. kamen die Römerzüge all-

mälig in Vergeſſenheit, theils wegen der Unruhen im Reiche ſelbſt, theils wegen der häufigen Zwiſte mit den Päpſten, größtentheils aber wegen Mangels an Gelde. Schon Kaiſer Maximilian I. ſuchte die Verbindlichkeit zum R. in eine Geldabgabe zu verwandeln, da die Reichshilfe ſich immer ſehr ſaumſelig einfand, und bediente ſich ſtatt derſelben mehr der Soldtruppen (Landsknechte ſ. d.) Auf Kaiſer Karl's V. erſtem Reichstage 1521, wurde ihm zu einem R. eine Hülfe von 4000 M. Reiterei und 20,000 M. Fußvolk bewilligt, und zu dem Ende eine Matrikel entworfen, worin genau beſtimmt war, wie viel jeder Reichsſtand an Reitern und Fußgängern ſtellen ſollte. Dieſer Zug nach Italien wurde zwar damals ausgeſetzt, als aber im J. 1535 auf dem Reichstage zu Worms, eine Reichshilfe zur Belagerung der von den Wiedertäufern beſetzten Stadt Münſter beantragt wurde, ſo beſchloß man, daß jeder Reichsſtand ſeinen ganzen Anſchlag, wie er 1521 zum R. bewilligt ward, auf einen Monat und ein Viertel an Gelde erlegen ſollte. Auf gleiche Art wurde ſpäter auf einem Reichstage zu Regensburg 1541, zu einer dringenden Hilfe gegen die in Ungarn vordringenden Türken die Hälfte des Anſchlages von 1521 auf drei und im Nothfalle auf vier Monate an Geld bewilligt, den Reiter zu 12, den Fußgänger zu 4 Gulden monatlich gerechnet. Hieraus erwuchs in der Folge eine Art von Reichsbeſteuerung, die ſich bis zur Auflöſung des römiſch-deutſchen Reiches erhalten hat. So oft nämlich der Kaiſer darauf antrug und die Stände es für gut fanden, wurde eine gewiſſe Anzahl ſogenannter Römermonate — ſo nannte man den früher erwähnten auf ſechs Wochen feſtgeſetzten Reichsdienſt — bewilligt, wobei noch immer die Reichsmatrikel von 1521 zum Maßſtabe diente, ſo daß jeder Reichsſtand zu einem Römermonate ſo vielmal 12 oder 4 Gulden erlegen mußte, als er in der Matrikel an Mannſchaft zu Pferde oder zu Fuß angeſetzt war. Zu den bedeutendſten Römerzügen ſind zu zählen der Kaiſer Friedrich's I. 1154 gegen Mailand, welcher zu den (wohl erſten) förmlichen Kriegsgeſetzen Anlaß gab, und der letzte und wohl auch glänzendſte, Kaiſer Heinrich's VII. 1311. Dieſen begleiteten zwei Brüder, der Erzbiſchof Balduin und der Graf Walram von Luxemburg, der Pfalzgraf Rudolf, der Herzog Leopold von Oeſtreich, der Graf Amadeus von Savoyen, Graf Guido von Flandern, die Biſchöfe von Lüttich und Baſel und viele andere angeſehene Reichsherren. (Vergl. J. G. Pfiſter Geſchichte der Deutſchen. 2. u. 3. Bd. Hmbrg., 1831. — C. G. Heinrich deutſche Reichsgeſchichte 2., 3. u. 6. Bd. Leipzig 1787—1795. — K. F. Eichhorn deutſche Staats- u. Rechtsgeſchichte, 2. Bd. Göttingen 1821). Gtz.

Roncesvalles, franzöſiſch Roncevaux, Hauptort im Thale gleiches Namens, durch welches einer der Hauptpäſſe über die Pyrenäen der Weg von St. Jean Pied de Port nach Pampelona führt. Der Sage nach wurde 778 in dieſem Thale die Nachhut Karl's des Großen von den Arabern geſchlagen, wobei der tapfere Roland geblieben ſein ſoll. Daher führt ein Theil des Weges den Namen Rolandspforte.

Gefechte am 16. und 17. October 1794.

General Moncey war den 17. Auguſt 1794 an General Müllers Stelle zum General en Chef der Weſt-Pyrenäenarmee ernannt worden. Letztere ſtand ſehr zerſtreut in den Provinzen Guipuzcoa und Biscaya, ſo wie längs der franz. Grenze gegen Navarra. Die Armee wurde durch die Verſtärkungen, welche ſie zu Anfange Octobers erhielt, auf 66 Bataill. und 8 Schwadr. gebracht, und war mit verhältnißmäßiger Artillerie verſehen. Die ſpaniſche Armee, unter General Graf Colomera, ſtand in einem 40 Lieues langen Cordon, von der Deva bis zum Thal von Roncal, an der Grenze

Arragoniens. 4000 Mann waren bei Lecumbery, an der Nive, aufgestellt; 12,000 Mann, im Thale von Roncesvalles vertheilt, und 2000 Mann beobachteten bei dem Städtchen Lanz, den Ausgang des Thales von Bastan. Diese Theile der spanischen Armee waren es, gegen welche Moncey zuerst seine Angriffe zu richten beschloß, als die Conventsdeputirten den von ihm entworfenen weit zweckmäßigeren Plan, sich bei St. Sebastian in Masse aufzustellen und von hier aus vorzurücken, ihre Zustimmung verweigerten. Moncey hoffte, dem im Roncesvallesthale aufgestellten Corps völlig den Rückzug abzuschneiden. Zu dem Ende marschirten in der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 7 Bat. und 2 Schwad., größtentheils aus Truppen der ehemaligen Vendeearmee bestehend, die früher zur Mainzer Garnison gehört hatten, und den Namen, „Colonne infernale" führten, unter General Delaborde, von Elisondo, im Bastanthale, gegen Lanz. Das hier stehende spanische Corps wurde nach kurzem Gefecht vertrieben. Sieben andere französische Bataillone und 400 Reiter, welche von St. Estean über Orquin marschirt waren, vereinigten sich bei Lanz mit der Division Laborde, welche bei diesem Orte die Nacht zubrachte. — Am andern Tage setzte das Corps seinen Marsch gegen Eguy fort. Ein spanisches Corps von 4000 Mann, unter General Filanghieri, wollte die Stellung bei dem genannten Orte vertheidigen, wurde aber mit Verlust von 2 Geschützen und vielen Gefangenen zurückgeworfen. Bei einem zweiten Gefecht auf den Höhen von Mesquiritz löste sich das spanische Corps völlig auf. Die Flüchtigen sammelten sich bei der Division des Herzogs von Ossuna, in der Stellung von Burguette. — General Delaborde blieb, anstatt seinen Sieg zu verfolgen, und wie es die ihm ertheilte Instruction mit sich brachte, noch am 17. bis Burguette vorzurücken, bei Viscaret stehen. Diesem Umstande verdankte das im Thale von Roncesvalles stehende spanische Corps seine Rettung. Der Fehler war um so größer, als bereits von Eguy aus, der General Castelvert mit 6 Bat. und einigen Reitern nach den Höhen von Cubiry entsendet worden war, um dem Feind den Rückzug nach Pampelona abzuschneiden. — Auf der andern Seite war eine zweite französische Colonne, welche eben so wie die erste, die spanischen Stellungen im Thal von Roncesvalles zu umgehen bestimmt war, 6000 M. stark, unter Divisionsgeneral Marbot, am 15. Oct. von Tardets bis Larrau vorgerückt; von hier aus wurde der Marsch am 16. in 3 Colonnen fortgesetzt. Die 2 Colonnen des linken Flügels vereinigten sich bei Ochazavia; die Colonne des rechten Flügels übernachtete auf dem Gebirge von Abody. — Erstgenanntes Dorf liegt ziemlich im Mittelpuncte des Thales von Roncesvalles und war durch ein zahlreiches spanisches Corps, unter General Cagizal, besetzt. Es entspann sich hier ein hitziges Gefecht, in Folge dessen die Angriffe der Franzosen abgewiesen wurden. Nach großen Anstrengungen eroberten Letztere das Dorf dennoch, und die Spanier zogen sich mit großem Verluste zurück. General Marbot brach am 17. früh von Ochagavia nach Villanova auf, vertrieb dort eine feindliche Abtheilung von 300 M., nahm Stellung und schob seine Vorposten bis in die Nähe von Burguette vor, wo, der Disposition zu Folge, die Vereinigung mit dem Corps von Delaborde noch den nämlichen Tag erfolgen sollte. — Marbot's rechte Flügelcolonne, unter General Roucher, rückte am 17. bis Orbaicet, im Ahescoathale, vor. Dieses Dorf wurde besetzt, und das zur Deckung der hier befindlichen Gießerei angelegte und mit 2400 Spaniern besetzte Fort beobachtet. General Moncey begann am 17. Morgens von St. Jean Pied de Port aus, die Angriffe in der Fronte. Seine

Avantgarde, 3 Bat. unter General Caſtelpers, fand bei Cruchespil hartnäckigen Widerſtand und wurde mit Verluſt zurückgeworfen. Gegen Abend traf ein Theil dieſer Colonne auf dem Plateau von Jeropil, Orbaicet gegenüber, ein. General Roucher hatte Befehl, das bei dieſem Orte liegende Fort aufzufordern, und daſſelbe, wenn die Uebergabe verweigert würde, lebhaft anzugreifen, wobei die bei Jeropil aufgeſtellten Truppen mitwirken ſollten. Roucher verlor die Zeit durch Unterhandlungen, und in der Nacht zog ſich die ſpaniſche Beſatzung ohne Verluſt durch den Paß von Navala, über Burguette, gegen Aoyz zurück. Alle übrigen im Thal von Roncesvalles aufgeſtellten ſpaniſchen Truppen hatten ſich unter Befehl des Herzogs von Oſſuna bereits am 17. Abends bei Burguette vereinigt, über die Arce zurückgezogen, und am andern Morgen bei Aoyz aufgeſtellt. — Das Reſultat dieſer Operation, welche dem General Moncey großen Ruf erwarb, war der Beſitz des Thales von Roncesvalles, und große Beute an Waffen, Munition und Lebensmitteln. Die Spanier verloren gegen 2500 M., 50 Geſchütze und 2 Fahnen; die Gießereien von Orbaicet und Eguy, die königliche Maſtbaumniederlage zu Irati, deren Werth man zuſammen auf 32 Millionen Fr. ſchätzte, wurden von den Franzoſen zerſtört. Ohne die bereits angegebenen Fehler der franzöſiſchen Generale würde das Corps des Herzogs von Oſſuna zu capituliren gezwungen worden ſein. Eine Pyramide, welche zum Andenken des Eingangs dieſer gedachten Niederlage der Nachhut Karl's des Großen im Thale von Roncesvalles ſtand, ließen die Conventsdeputirten, um das Andenken einer von ihren Vorfahren vor mehr als 1000 Jahren erlittenen Niederlage zu vernichten, niederreißen. Während der eben beſchriebenen Operationen hatten auf dem rechten Flügel 9 Bataill. unter General Freyeville von Andoayn und Toloza aus, durch Demonſtrationen die ihnen gegenüberſtehenden ſpan. Corps beſchäftigt.

Schlacht am 27. Juli 1813. (Von den Franzoſen Schlacht bei Cubiry genannt.)

Als Napoleon in Dresden die Nachricht der verlornen Schlacht von Vittoria (ſ. d.) und des Rückzugs ſeines Heeres auf das franzöſiſche Gebiet erhielt, ſendete er ſogleich den Marſchall Soult, als ſeinen Generallieutenant mit unumſchränkter Vollmacht ab, um den Befehl des geſchlagenen Heeres aus den Händen des Königs Joſeph, oder vielmehr des Marſchalls Jourdan zu übernehmen. Soult traf am 12. Juli zu Bayonne ein, und war zuvörderſt bemüht, die Ordnung im Heere herzuſtellen, ſeine Stellungen zu befeſtigen und die Verpflegung zu ſichern. Schon nach wenigen Tagen konnte er, Napoleon's dringenden Befehlen zu Folge, mit 60,000 M. Infanterie, 3 Diviſionen Cavalerie und 100 Geſchützen die Offenſive ergreifen. Die Zwecke derſelben waren: der Entſatz der Feſtungen St. Sebaſtian und Pamplona; die Vertreibung des Feindes von den Grenzen Frankreichs und die Wiedereröffnung der Verbindung mit dem noch immer ſich in Catalonien behauptenden Marſchal Suchet. Die Operation durfte nicht länger aufgeſchoben werden, indem das ſchon ſeit 30 Tagen blokirte Pampelona nur noch auf zehn Tage mit Lebensmitteln verſehen war. Soult vereinigte ſeine Hauptmacht, 2 Infanteriecorps, eines unter General Reille, die Diviſionen Foy, Lamartiniere und Maucune, das andere unter General Clauſel, die Diviſionen Van der Maeſen, Taupin und Abbé, ſo wie den größten Theil der Reiterei und Artillerie, vom 20. bis zum 24. Juli, bei St. Jean Pied de Port. Dieſer Theil des Heeres ſollte durch das Thal von Roncesvalles gegen Pampelona vorrücken. General Drouet, mit den 3 Diviſionen Darricau, Maranſin und d'Armagnac, hatte Befehl, den Paß von Maya zu

nehmen und von hier aus, rechts der Hauptcolonne, ohne Aufenthalt vorzudringen. — General Villette sollte mit der 10,000 M. starken Reservedivision, die untere Bidassoa vertheidigen. — Die verschiedenen Corps waren in einer 11 Stunden langen Linie aufgestellt. — Die Armee der Verbündeten, aus Engländern, Spaniern und Portugiesen bestehend, unter Herzog Wellington, war der französischen nicht allein hinsichtlich ihrer Stärke, sondern auch, namentlich seit dem Siege von Vittoria, an innerem Gehalt überlegen. Sie belagerte St. Sebastian und blokirte Pamplona. Vorgeschobene Corps hielten die Cols von Berra und Maya, so wie die Ausgange der Thaler von Roncesvalles, Bastan und Baizorry besetzt. — Am 25. Juli, mit Anbruch des Tages, marschirte das Corps unter Reille auf der nach dem Passe von Lindus führenden Straße ab. — Das Corps unter Clausel ging auf der geraden Straße gegen Pamplona vor, vertrieb den Feind aus der Stellung vor dem Engpasse von Altobiscar und gelangte bis zu dem Col von Ibagnetta. In der Nacht räumten die feindlichen Avantgarden die Stellungen von Lindus und Ibagnetta und zogen sich auf das Hauptcorps zurück. Dieses stand bei Cubiry, dem Verbindungspuncte der 2 von St. Jean Pied de Port nach Pamplona führenden Straßen. Die Divisionen d'Armagnac und Marensin, vom Drouotschen Corps, nahmen am 25. den Paß von Maya. Das daselbst stehende feindliche Corps wurde in 2 Theile getrennt, und verlor 1800 M. und 4 Geschütze. Aber anstatt den bereits erlangten Vortheil zu benutzen, blieb Drouot bei dem Col von Maya stehen. Am 26. Nachmittags traf Soult mit den 2 Corps, Reille und Clausel vor Cubiry ein; hier erhielt er die Meldung, daß Drouot sich des Passes von Lindus bemächtigt habe, jedoch nicht weiter vorgerückt sei. Er ertheilte ihm den Befehl, sofort vorzurücken. Es scheint, als habe Soult, um das Drouotsche Corps bei dem Angriffe auf die Stellung von Cubiry mitwirken zu lassen, den Angriff bis zum andern Tage verschoben. Diese Verzögerung gewahrte den Verbündeten Zeit, während der Nacht zu den am Abend des 26. höchstens 18,000 M. zählenden Corps in der genannten Stellung noch 10,000 M. stoßen zu lassen. Wellington selbst verfügte sich aus seinem Hauptquartier Huerta dahin, und befahl, daß alle vor Pamplona einigermaßen entbehrliche Truppen nach dem bedrohten Puncte aufbrechen sollten. Noch während der Schlacht, Tags darauf, erhielten die Verbündeten ansehnliche Verstärkungen. Ihre Stellung war in der Front durch steile Abhänge gedeckt; auf dem linken Flügel lehnte sie sich an einen nicht leicht zu passirenden Bach, auf dem rechten an unwegsame Gebirge, so daß eine Umgehung nicht statt finden konnte. So vortheilhaft sonach das Terrain für die Verbündeten war, so unvortheilhaft war es für ihre Gegner, welche nur in sehr schmaler Front zum Angriffe vorrücken, und höchstens 1 Division auf einmal dazu verwenden konnten; auch vermochte ihre Artillerie gegen die viel höher und gedeckt stehenden Verbündeten wenig zu wirken. Dessen ungeachtet befahl Soult am 27. Morgens den Angriff. Die 6 Divisionen erstiegen, eine nach der andern, die Höhen, und jedes Mal zwang sie das in größter Nähe abgegebene mörderische Feuer der Verbündeten zum Rückzuge. Soult sah sich endlich gezwungen, das zwecklose Gefecht abzubrechen. Als dieß eben erfolgt war, erschienen in der rechten Flanke die Colonnenspitzen Drouot's. Dieser General war bis 1½ Stunde von Pamplona vorgerückt, jedoch als er links hinter sich die anhaltende Kanonade hörte, in dieser Richtung zurückgegangen. Er erschien zu spät, um noch wirken zu können und war sonach zwecklos hin und her marschirt. Den 28. früh trat die franz. Armee den Rückzug an, jedes Corps auf demselben Wege, auf dem es vorgerückt war.

General Mina beunruhigte denſelben durch ſeine Guerillas, bemächtigte ſich einer Anzahl Wagen und machte Gefangene.

Die franzöſiſchen Corps bezogen am 29. ihre früheren Stellungen von St. Jean Pied de Port, Ascain und Ainhoué. Ihr Verluſt wird ſelbſt in franzöſiſchen Berichten auf 8000 Mann angegeben; der der Verbündeten war weit geringer.

Durch dieſe Schlacht wurde das Selbſtvertrauen im Heere der Verbündeten in demſelben Grade erhöhet, als es bei den Franzoſen ſank. Der einzige nicht unbedeutende Vortheil, den dieſe Operation für ſie hatte, war, daß die Garniſon von Pamplona, die Schwächung des Blocadecorps benutzend, am 27. einen glücklichen Ausfall unternahm, der ihr hinlängliche Lebensmittel verſchaffte, um ihre Vertheidigung bis zum 13. October zu verlängern. Ein Ausfall, den am nämlichen Tage die Beſatzung von St. Sebaſtian unternahm, war erfolglos. Einen Monat ſpäter verſuchte Soult noch einmal, die 2 genannten Feſtungen zu entſetzen, aber auch dieß Mal vergebens. St. Sebaſtian capitulirte den 9. October, und in Kurzem ſah ſich der franzöſiſche Feldherr im eigenen Lande angegriffen. Ihm, ſo wie ſeinen Corpsführern, gibt man, wohl nicht mit Unrecht, Schuld, in den Tagen des 26. und 27. Juli, durch Zaudern und Mangel an Zuſammenwirken, den Zweck verfehlt zu haben. — Napoleon's Glücksſtern war bereits getrübt. — (Vergl. Victoires et conquêtes etc. des Français. Tome 3 u. 22.)

Z.

Ronde, eine Art Patrouille, welche von höheren oder niederen Officieren, in Begleitung von nur wenigen Soldaten, in der Abſicht gemacht wird, ſich von der Aufmerkſamkeit der Wachpoſten zu überzeugen. Sie werden ſowohl auf Vorpoſten, als in Feſtungen und Garniſonorten angewendet, geſchehen ein oder mehrere Male des Nachts zu unbeſtimmten Stunden, und ſollen überhaupt den ganzen Sicherheitsdienſt controliren. Ueber das Verhalten dabei gibt es in jeder Armee, Feſtung oder Garniſon beſondere Vorſchriften, weßhalb hier nichts weiter davon zu ſagen iſt. — Der Gebrauch dieſer Ronden iſt ſehr alt, man findet ihn ſchon bei den Griechen. Man erzählt, daß jeder Feldwachcommandant des Nachts mit einer Blendlaterne verſehen geweſen ſei, und daß der Vorpoſtencommandant bisweilen ein beſtimmtes Zeichen gegeben habe, auf welches die Feldwachcommandanten ihre Laternen gegen die Mitte des Lagers gekehrt hätten, wodurch man ſich auf ſehr einfache und bequeme Weiſe von der Aufmerkſamkeit der Schildwachen überzeugt habe. — Nach Einigen ſoll jedoch nur der Vorſchlag dazu gemacht, das Mittel ſelbſt aber niemals angewendet worden ſein, weil der Feind daraus leicht Nutzen ziehen konnte, und die ganze Maßregel einer Friedensſpielerei ſehr ähnlich ſieht. Pz.

Rondele, Rundele, nennt man die in der Feſtungsbaukunſt, nach der Erfindung des Schießpulvers und vor der Anwendung der Bollwerke vorgeſchlagenen, zum Theil auch angewendeten kreisförmigen Vorſprünge der Wallmauer, um dieſe und den Graben mit Geſchütz zu flankiren. Sie traten nämlich an die Stelle der für den Geſchützgebrauch zu engen Thürme der alten Stadtbefeſtigungen, und wurden ſelbſt mit mehreren Gewölbetagen zur Vertheidigung verſehen. Gewiſſermaßen kann man ſie daher als den Anfang der Kreisbefeſtigung betrachten, (ſ. Circularbefeſtigung) und nach den auf uns gekommenen ſchriftlichen Uel erlieferungen findet man, daß Albrecht Dürer (1527) die Grundidee dazu geliefert hat. Europa hat von dieſer Befeſtigungsweiſe nur wenig Ueberreſte aufzuweiſen, — allenfalls kann dahin die alte Moritzburg bei Halle, welche 1480 erbaut wurde, gerechnet wer-

den — dagegen soll man an mehreren morgenländischen Festungen dergleichen Rondele noch vorfinden. P.

Rooke, Georg, englischer Admiral, wurde im Jahre 1650 in der Grafschaft Kent in England geboren, und trat sehr jung, noch unter der Regierung Jakob's II. in den Seedienst, wo er sich bald einen Namen erwarb. Als das Volk, unzufrieden mit dem Könige, den Prinzen Wilhelm von Oranien nach England berief, ward Rooke ein eifriger Anhänger desselben, erhielt auch deßhalb 1689 das Commando einer Escadre an der Küste von Irland, die jede Verbindung mit dem nach Frankreich geflüchteten Jakob verhindern sollte. Später nahm R. als Viceadmiral Theil an der berühmten Seeschlacht bei La Hogue, (d. 29. Mai 1692) und wurde 1693 Ritter. Nach dem Ryswicker Frieden trat er als Parlamentsglied in das Unterhaus, gehörte zur Opposition und aus dieser Ursache bildete sich am Hofe eine Partei gegen ihn, die durch vielerlei Intriguen ihm zu schaden suchte, der König Wilhelm aber, der Treue und der guten Dienste des Admirals eingedenk, wies alle Verläumdung zurück. Bei dem 1701 erfolgten neuen Kriege gegen Frankreich, befehligte R. die zu einer Expedition gegen Cadix bestimmte englisch-holländische Flotte, erreichte aber den Zweck nicht. 1702 nahm er im Hafen von Vigo, in der spanischen Provinz Galicien, eine aus der Havannah gekommene Flotte von 22 reichbeladenen Gallionen; seine schönste Waffenthat aber war die am 4. August 1704 erfolgte Wegnahme von Gibraltar (s. d.). Wenige Tage nachher, am 24. August, lieferte er auf der Höhe von Malaga der französischen Flotte unter dem Grafen von Toulouse ein Gefecht, welches unentschieden blieb. Mit diesem schließt sich Rooke's militairische Laufbahn, er kehrte nach England zurück, woselbst er 1708 starb. Er war dreimal verheirathet, hinterließ aber nur ein Kind, einen Sohn, der sich auch im Seedienste auszeichnete. R. war ohne Vermögen, er benutzte die mannigfachen Gelegenheiten, Reichthümer zu erwerben, nicht; auch gebührt ihm das Lob, den Ruhm der englischen Flagge zu einer Zeit befördert zu haben, in welcher das Uebergewicht der britischen Seemacht noch keineswegs so entschieden war, als jetzt.

F. W.

Rorarii, eine Art leichter Truppen bei den Römern, welche zu den Velliten gehörten, gleich diesen zu Eröffnung eines Gefechts verwendet wurden, in zerstreuter Ordnung fochten, mit Wurfspießen bewaffnet waren und meist aus junger, noch nicht kriegserfahrner Mannschaft bestanden.

Rosas, Stadt und Festung in Catalonien, am mittelländischen Meere, mit 2000 Einwohnern. Rosas liegt in einer Ebene, am Ende eines Meerbusens, 4 Stunden östlich von der Festung Figueras. Die Stadt erstreckt sich bogenförmig am Meerufer, und ist auf der Nordseite durch eine verschanzte Linie gedeckt, findet jedoch ihre Hauptvertheidigung in der am westlichen Ende gelegenen Citadelle, so wie in dem Fort La Trinidad, welches die Franzosen Bouton de rose nennen. Das letztere liegt in südöstlicher Richtung. ¼ Stunde von der Stadt, auf dem Rücken eines jähen Felsenberges, welcher auf 3 Seiten senkrecht ins Meer abfällt. Der Zugang zu diesem Bergrücken ist schmal und durch 3fach übereinanderliegende Batterien vertheidigt. Das auf dem höchsten Puncte liegende Fort ist klein und kann höchstens 300 M. Besatzung aufnehmen; es hat die Gestalt eines Sternes mit 4 Spitzen, und vertheidigt den Eingang zur Stadt und in den Meerbusen. Das Fort dominirt alle in der Nähe liegende Höhen, mit Ausnahme des Plateaus des Puigbonberges, welches man früher für ganz unzugäng-

Stadt zu verhindern. In der Nacht zum 6. scheiterte das Linien-
iumphant, an der Küste; mehrere andere wurden beschädigt. Aller
gungsmittel und Aussicht auf Unterstützung beraubt, räumte die
g des Forts in der Nacht vom 6. zum 7. Januar dasselbe. In-
war das Meer etwas ruhiger geworden, so daß die Schaluppen sich
: nahen konnten. Die Soldaten stiegen auf Strickleitern an das
ıab, schifften sich ein und erreichten Rosas. Sie hatten die Geschütze
und die Munition verdorben. Die Franzosen bemerkten den Abzug
ßung nicht eher, als am 8. früh, wo sie Besitz von dem Fort
Allein immer noch blieben den Franzosen große Schwierigkeiten
inden übrig. Die Kälte stieg bedeutend; den 15. Januar fiel der
3 Fuß hoch. Die Schildwachen mußten halbstündig abgelöst werden
:och fand man eine derselben erfroren. Bei alle dem wurden die
und die Beschießung unausgesetzt betrieben. Am 24. waren 2
all.en vollendet; 11 Batterien, darunter eine von 18 Geschützen,
sich Tag und Nacht in Thätigkeit. Am 1. Febr. früh 5 Uhr,
rignon, an der Spitze sämmtlicher Grenadiere, die Außenwerke vor
t, ungeachtet des tapfersten Widerstandes und heftigsten Feuers.
wurde die Wirkung der französischen Batterien immer stärker und
gs darauf war in dem die Stadt umschließenden Wall eine hin-
große Bresche gelegt. Perignon ließ 3000 Leitern von Figueras
und war entschlossen, den Platz mit Sturm zu nehmen, als die
B.satzung denselben in der Nacht vom 2. zum 3. Februar verließ
einschiffte. Nur 300 M. blieben zurück, um die Nacht hindurch
r zu unterhalten. Diese sollten später nachfolgen, allein der zu ihrer
bestimmten Fahrzeuge bemächtigte sich in Folge eines falschen
in panischer Schrecken; die 300 Mann mußten zurückbleiben und
nöthigt, am Morgen zu capituliren. So fiel, nach einer der merk-
n Belagerung von 20 Tagen, Rosas in die Hände der Franzosen.
Theile hatten in Ausdauer, Muth und Hingebung gewetteifert. Der
decretirte, daß die Ostpyrenäen-Armee sich von Neuem um das
d verdient gemacht habe.

lagerung 1808.

Herrschaft der Franzosen in Catalonien war auf die von ihnen
festen Plätze beschränkt; die Insurgenten blieben, ungeachtet sie wie-
Niederlagen erlitten, mächtig. General Duhesme befand sich in
a blokirt und litt großen Mangel. Um Catalonien zu unterwerfen,
h, vom Monat September 1808 an, das 7. Armeecorps bei Per-
unter den Befehlen des Generals Gouvion St. Cyr. Es bestand
3 Divisionen Souham, Pino und Chabot, deren zweite aus
n, die dritte aus Neapolitanern zusammengesetzt war. Ende Octo-
:schritt das 7. Corps die Pyrenäen, und schloß am 6. November
n. Hierzu wurde jedoch vom 7. Corps nur die Division Pino ver-
zu welcher von dem Corps des General Duhesme die Division
eß. Die Divisionen Souham und Chabot wurden zu Deckung der
ng aufgestellt. Am 8. November nahm die Division Pino die
on San Pedro und warf den Feind in die Stadt zurück. —
Fontana vertrieb die Miquelets und einige englische Truppen aus
10 24pfünder Kanonen, welche die Engländer so eben ausgeschifft
wurden bei dieser Gelegenheit genommen. — Die Brigade Maz-
:erstürmte die Vorstädte von Rosas und behauptete dieselben gegen
fall der Spanier am 12. — Am 18. Abends 8 Uhr wurden die

Vandamme gegenüber stand, zu verstärken. Der Graf Ostermann übernahm darauf den Oberbefehl über diese hier concentrirten russischen Truppen, welche am 30. August bei Kulm (s. d.) die Vernichtung des feindlichen Corps unter Vandamme herbeiführten. In der Schlacht von Leipzig gehörte R., der nach der Schlacht von Kulm zum Generallieutenant befördert war, am 16. zu der Reserve unter dem Prinzen Constantin, am 18. aber stand er unter dem Befehl des Generals Kleist v. Nollendorf, welcher bei Probstheida ein so heißes Gefecht bestand. Im Feldzuge 1814 befehligte R. ebenfalls die 1. Garde-Division, welche aber jetzt aus 12 Bat. bestand; sie gehörte zum 5. oder Garde-Infanteriecorps unter dem Generallieutenant Yermoloff, und machte einen Theil des Reservecorps unter dem Großfürsten Constantin aus. Jedoch nur bei Arcis sur Aube 20. März und bei Montmartre 30. März kam die russische Garde zum Gefecht. An den Thaten des Feldzuges 1815 nahm R. nicht Theil, da das russ. Gardecorps Befehl zum Rückmarsche erhielt, ehe es die franz. Grenze erreicht hatte. Während des Friedens erhielt R. das Commando des 1. Infanteriecorps, wurde Generaladjutant und avancirte zum General der Infanterie. Im Jahre 1827 übertrug ihm der Kaiser den Befehl über das abgesonderte lithauische Corps und verlieh ihm den Alexander-Newskyorden. — Weder an dem Kriege mit den Persern noch an dem kurz darauf folgenden Krieg gegen die Türkei nahm das lithauische Corps Theil, und erst der Ausbruch der polnischen Revolution rief den General Rosen von Neuem zu kriegerischer Thätigkeit. Als der Feldmarschall Diebitsch Anfangs Februar 1831 an der Spitze der russischen Armee in Polen eindrang, führte R. das 6. Infanteriecorps, welches aus 26 Bat. 29 Eskad. 3 Kosaken-Regimentern und 120 Geschützen zusammen aus 27,600 M. bestand, am 5. und 6. Februar bei Wyseki, Mazowieckie und Andrzeiewo über die polnische Grenze. Am 11. Febr. ging er bei Brock über den Bug, in der Nacht zum 14. Februar bei Wengrow über den Liwiec und drang von da nach 3tägiger Ruhe weiter gegen Warschau vor. Er bildete mit seinem Corps den rechten Flügel des russ. Centrums, denn die Corps von Witt, Pahlen und Constantin marschirten südlich von ihm auf der Straße von Kaluszyn nach Warschau. Am 17. stieß R. bei Dobre (s. d.) 6 Meilen östlich Warschau's, auf die 3. polnische Division unter Skrzynecki, (8000 M. und 12 Geschütze) und drängte dieselbe nach einem lebhaften Gefechte bis Stanislawo zurück. Zwei Tage nachher erschien er noch zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde von Wawre (s. d.), um das polnische Heer, dessen linke Flanke er bedrohte, zum Rückzuge nach Grochow zu zwingen. Am 21. versuchte R. mit einem Theil seines Corps, das von den Polen besetzte Erlenwäldchen unweit Grochow zu nehmen; allein erst in der Schlacht von Grochow (s. d.) (am 25. Febr.) gelang dieses nach einem wahrhaft mörderischen Gefecht. Die Russen hatten sonach zwei Schlachten gewonnen, ohne aber dadurch die erwarteten Erfolge in Bezug auf Warschau zu erlangen. Der Feldmarschall Diebitsch, der darauf sein Hauptquartier nach Siennicka verlegte, überließ die Beobachtung von Praga dem General Geismar mit 8000 M., zu dessen Unterstützung der General R. weiter zurück bei Dembe-Wielki (3¼ Meilen von Warschau) auf der Straße von Warschau nach Minsk stand. Als aber am 30. März der poln. Generalissimus Skrzynecki den General Geismar bei Wawre überfallen hatte und darauf mit überlegener Macht auf das Corps des General R. fiel, vermochte sich derselbe nur mit großem Verlust, den die Polen auf 2000 Todte und 11,000 Gefangene angeben, über Minsk gegen Siedlce zurück-

zuziehen, wo er durch eine Infanterie und eine Cavalerie-Divisíon verstärkt wurde. Trotz dessen hatte er bei Iganie (10 Meilen westlich Praga) am 10. April abermals ein nachtheiliges Gefecht gegen die Polen zu bestehen, in Folge dessen er sich nach Siedlce zurückzog, wo er von Diebitsch aufgenommen wurde. Das Corps des General Rosen war nach diesen Gefechten als völlig aufgelöst zu betrachten, und der Feldmarschall Diebitsch sah sich genöthigt, es zu seiner Reorganisation über die russische Grenze zurückzuschicken, wo es bei Brzesc-Litewski und Wlademir die Verbindung zwischen Lithauen und Volhynien erhielt. Erst nachdem Paskiewitsch auf dem linken Weichselufer gegen Warschau vorrückte, erschien der General R. wieder auf dem Kriegsschauplatz, indem er Anfangs August mit seinem Corps den General Golowin in Podlachien verstärkte, und mit demselben Praga einschloß. Als aber der General Romarino am 22. August mit 18,000 M. und 32 Kanonen auf dem rechten Weichselufer gegen die Russen vorging, zog sich R. von Lukow (14 Meilen südöstl. Praga) nach Miendzyrzec (4 Meilen nordöstl. Lukow) zurück. Hier verstärkte er sich durch neue Truppen, und beschloß den General Romarino zu erwarten. Am 29. August wurde er auch wirklich von dem genannten General angegriffen, sah sich aber nach einem nachtheiligen Gefecht genöthigt, sich über Lomaß nach Brzesc eilig zurückzuziehen. So glücklich auch scheinbar die Operationen Romarino's gegen Rosen waren, so hatte Letzterer doch durch seinen Rückzug ein bedeutendes Corps der polnischen Armee bis auf 24 Meilen von Warschau abgezogen und Paskiewitsch benutzte diese Abwesenheit, um am 6. und 7. Warschau zu stürmen. Rosen seinerseits verstärkte sich durch die Corps von Roth und Krassowski, so daß die unter seinem Befehl stehenden Truppen über 35,600 M. betrugen. Mit denselben folgte er dem General Romarino, welcher zu spät den Rückzug nach Warschau antrat und am 9. Sept., nachdem er die Nachricht von der zu Warschau geschlossenen Capitulation erhalten, von Siedlce aufbrach, um über den Wieprz zu gehen und das linke Weichselufer zu gewinnen, wo er sich mit dem polnischen General Rozycki zu vereinigen hoffte. — Von dem Rosenschen Corps aber auf dem Fuße gefolgt, mußte er dieß aufgeben, da ihm auch die Brücke zum Uebergang mangelte; er überschritt deßhalb am 16. September die galizische Grenze und streckte dort die Waffen. Nach Beendigung des Feldzuges wurde R. zum Commandeur des abgesonderten kaukasischen Corps ernannt und erhielt den St. Georgenorden 2. Klasse. — (Vergl. Biographie des contemporains. — Marie Brzozowski, la guerre en Pologne 1831. — La Pologne en 1831 de Comte Roman de Soltyk. — Allgemeine Darmstädter Militairzeitung.) W.

Roßbach, Dorf im preußischen Regierungsbezirke Merseburg mit 280 Einwohnern.

Schlacht am 5. Nov. 1757.

Der Feldzug des Jahres 1757, der 2. des 7jähr. Krieges, hatte nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin (s. d.), eine ungünstige Wendung für Preußen genommen. Ein zahlreiches russ. Heer unter Apraxin und Fermor, war in Preußen eingefallen, und hatte den General Lehwald bei Großjägerndorf (s. d.) am 30. August entscheidend geschlagen. Andererseits drangen die Schweden mit ansehnlicher Heeresmacht von Stralsund aus durch Preußisch-Pommern bis in die Uckermark. Das Reichsexecutionsheer aber unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigte sich mit dem französischen Hilfsheere unter dem Prinzen von Soubise, und rückte in Sachsen ein. Unter diesen drohenden Umständen schien Friedrich II. von Preußen verloren, al-

lein sein überlegenes Genie rettete ihn aus dieser Lage, und stellte noch im Laufe dieses Feldzuges seine Angelegenheiten durch die Siege bei Roßbach und Leuthen auf glänzende Weise wieder her. Nachdem er nur ein kleines Corps zum Widerstande gegen Oestreich zurückgelassen hatte, wendete er sich gegen die vereinte franz. und Reichsarmee, welche bei Weißenfels und Merseburg Stellung genommen hatte, fest entschlossen, denselben trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit eine Schlacht zu liefern. Am 3. Nov. vereinigte er sein kleines Heer, nachdem er auf 3 Brücken die Saale überschritten hatte, zwischen Braunsdorf und Wendorf, am rechten Ufer des Eichstätter Baches. Die Stärke dieses Heeres betrug 27 Bat. und 45 Schwadr., 16,200 M. Infanterie und 5400 Pferde, zusammen 21,600 M. — Die vereinte Armee der Reichstruppen und der Franzosen stand auf den Höhen von Mücheln, Front gegen Merseburg; ihr Stand war folgender: — Reichsarmee 38 Bat., 42 Schwadr., 27,840 M. franz. Armee 52 Bat., 42 Schwadr., 36,240 M., zusammen 90 Bat., 84 Schwadr., 64,080 M.

Als die Generale der vereinigten Armeen den König in ihrer rechten Flanke erkannten, veränderten sie noch in der Nacht ihre Stellung, so daß nunmehr der linke Flügel sich an Mücheln lehnte, und der rechte sich bis jenseits Branderode erstreckte. — Am 4. Nov. vor Tagesanbruch brach der König mit seinem Heere auf, um die neue Stellung des Feindes zu recognoscieren. Am Fuße der Schortauer Hügel marschirte die Infanterie in zwei Treffen auf. Die Reiterei formirte sich gleichfalls in zwei Linien vorwärts auf den Höhen. Nach vorgenommener Recognoscirung fand der König die Stellung des Feindes so sehr vom Terrain begünstigt, und durch vortheilhaft aufgefahrenes Geschütz verstärkt, daß er einen Angriff nicht für ausführbar hielt. Er zog sich daher durch das Dorf Schortau zurück, ohne vom Feinde gedrängt zu werden, und bezog ein Lager zwischen Roßbach und Bedra, die Dörfer Schortau und Leiba vor der Front. Am 5. Nov. mit Tagesanbruch rückte ein feindliches Corps von 9 Bat. und 15 Schwadr. nebst einigen Geschützen unter dem Grafen St. Germain auf die Höhen von Schortau, und beschoß das Dorf und die vor demselben stehenden Husarenabtheilungen. Gegen 9 Uhr bemerkte man, daß die feindliche Armee treffenweise rechts abmarschirte. Der König vermuthete, daß dieselbe die Absicht habe, sich bei Freiburg über die Unstrut zurückzuziehen, wobei das Corps unter St. Germain den Rückzug decken solle. Er beschloß daher, die Nachhut des Feindes anzugreifen, und befahl, daß sich hierzu 8 Bat. des rechten Flügels nebst sämmtlichen Dragonern und Husaren bereit halten sollten. Den Hauptmann Gaudi sendete er gleichzeitig auf das hohe Schloß zu Roßbach, um von dort die weiteren Bewegungen des Feindes zu beobachten. Gaudi bemerkte, daß die Colonnen desselben bei Zeuchfeld Halt machten, daß sie jedoch, nachdem die feindlichen Generale das preuß. Lager von einer vor diesem Dorfe liegenden Höhe recognoscirt hatten, ihren Marsch wieder fortsetzten. Während dieses Haltes trabte die französische Reiterei, welche bisher am Ende der Colonne marschirt war, neben dem Fußvolke vorbei und vereinigte sich an der Spitze des Heeres mit der Reiterei der Oestreicher und der Reichsarmee. Ueber die hier vereinigten 64 Schwadr. erhielt der Herzog von Broglio den Oberbefehl. Die feindlichen Colonnen marschirten links vor Zeuchfeld vorbei auf Pettstädt zu; einige Bataill. nebst 5 Schwadronen blieben zur Beobachtung auf der Höhe hinter Almsdorf stehen. — Das Corps des Grafen von St. Germain hielt noch immer die Höhen von Schortau besetzt, so daß es schien, als wolle der Feind den linken Flügel der Preußen umgehen, um sie dann von zwei verschiedenen Sei-

ten anzugreifen, oder vielleicht denſelben den Rückzug nach der Saale abzuſchneiden. — Der König wollte der ihm hierüber erſtatteten Meldung keinen Glauben beimeſſen, indem es ihm unwahrſcheinlich ſchien, daß die vereinigte Armee, welche bis jetzt ſo ſorgfältig jedes Gefecht zu vermeiden geſucht hatte, plötzlich zum Angriffe übergehen ſollte, und ſetzte ſich deshalb ruhig zur Tafel, zu welcher verſchiedene Generale geladen waren. Im Lager wurde gleichfalls zu Mittag gegeſſen, und es war befohlen, vom Feinde gar keine Notiz zu nehmen. Das feſte Vertrauen auf die Disciplin und Taktik der Truppen erlaubte dem Könige eine ſolche Sorgloſigkeit, welche überdieß auf die Stimmung der Soldaten nur vortheilhaft wirkte. — Um ſich jedoch ſelbſt zu überzeugen, beſtieg der König nach aufgehobener Tafel das Schloß, und ſah, daß die Spitzen der feindlichen Colonnen ſich bereits bei dem Luftſchiff zeigten, und ihren Marſch gegen Reichertswerben fortſetzten. — Die preußiſche Armee war bis dahin ruhig im Lager ſtehen geblieben. Jetzt gab der König Befehl, die Zelte abzubrechen; es geſchah dieß Nachmittags um 2½ Uhr mit ſolcher Ordnung und Schnelligkeit, daß franz. Augenzeugen darüber in Staunen geriethen. — Während das Lager abgebrochen wurde, verſammelte der König die Generale, und gab ſeine Dispoſitionen mündlich. Den Befehl über die Infanterie behielt er ſelbſt, den über die Reiterei vertraute er Seydlitz, und zwar mit voller Freiheit in Ergreifung und Benutzung der Momente. Die Infanterie marſchirte treffenweiſe links rückwärts ab. Die feindlichen Generale, welche dieſe Bewegung überſehen konnten, glaubten, der König ziehe ſich gegen Merſeburg zurück. — Die preußiſche Reiterei, welche hinter dem Fußvolke in 2 Treffen gelagert war, ſetzte ſich, mit Schwadronen links rückwärts abmarſchirt, vor das Fußvolk. 5 Schwadronen Szekely-Huſaren deckten dieſen Flankenmarſch, indem ſie ſich in eine Plänklerlinie auflöſten. Ein Bataillon und 7 Schwadronen Huſaren blieben bei Schortau ſtehen, um das Corps von St. Germain zu beobachten.

Nördlich von den Dörfern Lundſtädt und Reichertswerben zieht ſich ein ſchmaler Rücken hin, welcher von beiden Seiten ſanft abfällt; der höchſte Punct dieſes Rückens heißt der Janushügel. Seydlitz benutzte dieſen Rücken, indem er, vom Feinde unbemerkt, hinter demſelben in 2 Colonnen forttrabte, während er die 5 Schwadronen Szekely-Huſaren in eine Plänklerkette aufgelöſt, dem Feinde entgegenſchickte, um dieſen zu verhindern, den Marſch der Armee zu entdecken. — Die feindliche Reiterei, welche ihrem Fußvolke um einige tauſend Schritte vorausgeeilt war, und die Armee des Königs bereits umgangen zu haben glaubte, zog, als die Spitzen der Colonnen bei Reichertswerben angelangt waren, ſchnell an dieſem Orte vorbei, und ſetzte links, die Direction ändernd, ihren Marſch ohne alle Vorſichtsmaßregeln, und nur von der Sorge getrieben fort, die Preußen möchten ihr entwiſchen. — Der König marſchirte unterdeſſen mit dem Fußvolke, gleichfalls durch jenen Rücken gedeckt, in der linken Flanke fort, und ließ auf dem Janushügel eine Batterie von 24Pfündern, zwölf 12Pfdrn. und zwei Haubitzen auffahren. Dieſe Batterie, von dem Obriſten Moller befehligt, und gedeckt durch die Plänklerkette der Huſaren, eröffnete plötzlich gegen die Spitzen der feindlichen Reiterei ein heftiges Feuer. Die Stellung dieſer Geſchütze war meiſterhaft ausgeſucht, indem ſie die Bewegung der Reiterei begünſtigte, ohne ſie zu hindern. Denn als Seydlitz in Linie vorrückte, befand ſie ſich auf ſeinem rechten Flügel, und wirkte fort, bis er einhieb. Der Feind ſtellte ihr zwar eine andere Batterie von 8 Geſchützen entgegen, allein deren Feuer hatte um ſo weniger Einfluß auf den Gang

der Schlacht, als sie blos die Artillerie zum Ziele nahm, und die Truppen nicht beunruhigte. Es war jetzt 3¼ Uhr, als das Ende der preußischen Reiterei hinter dem Janushügel vorbei getrabt war. Seydlitz, welcher sich für seine Person auf dieser Höhe befand, sah, daß er nicht nur bereits den Feind überflügelt hatte, sondern, daß er senkrecht auf dessen rechter Flanke stand. Der entscheidende Moment war gekommen, er ließ halten und einschwenken; 15 Schwadronen befanden sich im ersten, 18 im 2ten Treffen; die 5 Husaren Schwadronen sammelten sich auf dem linken Flügel, um durch eine Bewegung in die rechte Flanke des Feindes den Angriff zu unterstützen. — Die feindliche Reiterei, in drei Treffen aus der rechten Flanke neben einander marschirend, hatte den Janushügel zum Objecte ihres Marsches gemacht, allein ohne Seitenpatrouillen, ohne Vortrab blieb sie in gänzlicher Unwissenheit über dasjenige, was jenseits dieses Höhenrückens vorging. Diesen Fehler büßte sie schwer. Der Herzog von Broglio, in der Meinung, seinen Gegner zu überraschen, war nicht wenig erstaunt, als ihm ganz unerwartet die erste preußische Linie auf der Höhe sichtbar wurde. Sobald Seydlitz diese Höhe erreicht hatte, rückte er mit dem ersten Treffen zum Angriff vor; das 2te Treffen folgte auf 250 Schritte Abstand zur Unterstützung des ersten nach. Der Herzog von Broglio, der sich durch das plötzliche Hervorbrechen der preußischen Reiterei rechts überflügelt und in der Flanke genommen sah, suchte seine Colonnenspitzen rechts zu ziehen und zugleich aufzumarschiren. Allein Seydlitz ließ ihm hiezu keine Zeit: er hieb ein, ehe die feindliche Reiterei noch zum Aufmarsch gelangte; sie ward im ersten Anrennen geworfen und ergriff in der größten Verwirrung die Flucht. Nur den östreich. Kürassierregimentern Brettlach und Trautmannsdorf, und den französischen Regimentern La Reine und Fitz James, welche sich an den Enden der Colonnen befanden, gelang es, sich rechter Hand in 2 Treffen zu formiren. Während sie sich zum Angriff in Bewegung setzten, stürmte das 2. Treffen der preußischen Reiterei heran, die 5 Schwad. von Szekely-Husaren fielen den feindlichen Regimentern in die linke Flanke, und nach einem kurzen Handgemenge wurden dieselben zur Flucht genöthigt. Der zwischen Reichertswerben und Tagwerben befindliche tiefe Hohlweg, welchen der Feind zum Theil auf seiner Flucht passiren mußte, oder nur mit einem großen Umwege vermeiden konnte, vermehrte die entstandene Verwirrung und kostete ihn viele Gefangene. Was von der feindlichen Reiterei einmal diesen Hohlweg zurückgelegt hatte, erschien nicht wieder auf dem Schlachtfelde, sondern floh unaufhaltsam bis hinter die Unstrut. — Seydlitz war im Verfolgen des Feindes bis gegen Reichertswerben gekommen, und hatte, obgleich leicht verwundet, hier seine Linien wieder formirt. Hierauf umging er das Dorf und stellte sich vorwärts Tagwerben dergestalt in 2 Treffen auf, daß er nun dem feindlichen Fußvolk in Flanke und Rücken stand. — Der König, mit aufmerksamem Auge die Erfolge seiner Reiterei beobachtend, hatte unterdessen die Infanterie gleichfalls einschwenken lassen; 19 Bat. standen im ersten, 6 Bat. im 2. Treffen; ein Bat. marschirte in der linken Flanke im Haken. Hierauf erhielt die preuß. Infanterie Befehl zum Vorrücken, dabei aber die Weisung, den rechten Flügel fortwährend zu versagen; denn hier schützte der sumpfige Leibabach, gegen etwaige Reiterangriffe von Seiten der Verbündeten. Die feindliche Infanterie bewegte sich immer noch in mehreren Colonnen gegen Reichertswerben. Während die preuß. Infanterie vorrückte, suchte der Feind seine Linien zum Aufmarsche zu bringen, was ihm jedoch nicht gelang. Die preußische Batterie vom Janushügel war unterdessen mit der Infanterie vorgegangen, und unterhielt ein so lebhaftes

Feuer auf die feindlichen Colonnen, daß sie bald in die größte Verwirrung geriethen. — Mit dem rechten Flügel bei Lundstädt angelangt, hatte der König die Infanterie, an jenen Punct gelehnt, rechts schwenken lassen. Der Feind zog nun seine Reserve aus dem 3. Treffen rechts, um nicht überflügelt zu werden; allein der König zog das Grenadierbataillon, welches auf dem linken Flügel im Haken marschirte und ein Batail. vom 2. Treffen nach dem linken Flügel der ersteren, wodurch die feindliche Infanterie fortwährend überflügelt blieb. Im Vorrücken schwenkten diese linken Flügelbataillone immer rechts, wodurch die feindlichen Colonnen ganz in der Flanke umfaßt wurden. — Diese befanden sich in einer höchst bedrängten Lage. Durch das heftige enfilirende Feuer der großen Batterie in Unordnung gebracht, ohne Raum und Zeit zur Entwickelung, von ihrer Reiterei verlassen und in der rechten Flanke überflügelt, sahen sie sich überdieß von der ganzen preuß. Reiterei im Rücken bedroht. Zwar ließen die feindlichen Generale einige Batail. aus dem 3. Treffen gegen die Reiterei unter Seydlitz aufmarschiren, und, da ihre Versuche, sich in Linie zu formiren, noch immer vergeblich waren, die Spitzen ihrer Colonnen in großer Tiefe mit 50 M. Front gegen die Infanterie des Königs vorrücken; allein diese Colonnen wurden die Zielscheibe der unterdessen auf dem preuß. linken Flügel aufgefahrenen Geschütze, welche sie mit Kartätschen beschossen, und ihnen sehr großen Verlust zufügten.

Es war etwa Nachmittags 4 Uhr, als die Bataillone des preußischen linken Flügels bis auf Gewehrschußweite an den Feind herangekommen waren, worauf der König mit Bataillonen chargiren ließ, nach Maaßgabe, als jedes Bataillon in die neue Linie einrückte. Dieses Feuer war äußerst wirksam; es dauerte keine Viertelstunde, als zuerst die vordersten Colonnen, und bald darauf beinahe das ganze feindliche Fußvolk in Verwirrung gerieth und zu wanken begann. Diesen Augenblick hatte Seydlitz abgewartet, ein lebhafter Angriff des ersten Treffens der Reiterei auf das erschütterte Fußvolk brachte allgemeine Unordnung unter demselben hervor, und endete mit einer völligen Auflösung. Die Reiterei machte, was von ihr erreicht werden konnte, gefangen. Nur einige französ. Brigaden versuchten sich noch einmal zu setzen, allein von einigen Schwadronen aus dem 2 Treffen angegriffen, wurden sie größtentheils gefangen. — Der König hatte noch ein 3tes Bataillon aus dem zweiten auf den linken Flügel des ersten Treffens rücken lassen.

Graf Saint Germain war während der Schlacht mit seinem Corps müßig auf den Höhen von Schortau stehen geblieben, nach derselben zog er sich, so wie das kleine Corps auf der Höhe von Almsdorf, mit der geschlagenen Armee gegen Freiburg zurück. — Preußischer Seits waren nur die 7 Bataillone des linken Flügels zum Feuern gekommen, und selbst von diesen hatte der Mann höchstens 15 Patronen verschossen. Als das feindliche Heer sich zur Flucht wendete, stand der rechte Flügel des Königs an Lundstädt gelehnt, der linke unweit Tagwerben. Die ganze Linie rückte sofort zur Verfolgung des Feindes vor und machte bei einbrechender Nacht auf den Höhen zwischen Obschütz und Roßbach Halt, wo die Armee die Nacht unter dem Gewehre zubrachte. — Die feindliche Reiterei war schon Abends um 6 Uhr bei Freiburg über die Unstrut zurückgegangen; das Fußvolk brachte in größter Verwirrung die ganze Nacht damit zu. Die vereinigte Armee löste sich, nach allen Richtungen hin fliehend, auf, und erschien nicht mehr im Felde. Der König, der am 6. Nov. mit Tagesanbruch zur Verfolgung nachrückte, stieß nur noch auf Nachzügler. —

durch eine englische Armee, und erst am 26. Januar 1384 ward es mit in dem Waffenstillstand begriffen, den die Franzosen und die Engländer schlossen. — (Vergl. Histoire des ducs de Bourgogne par Barante. — Sismondi histoire des Français. F. W.

Rossignol, Johann Anton, republikanischer Divisionsgeneral, geboren zu Paris 1759, war der Sohn eines Goldschmieds und arbeitete selbst in diesem Fach. Bei Beginn der Revolution wußte er sich durch seine Leidenschaftlichkeit, besonders aber durch die Behauptung, er sei einer der Sieger der Bastille, einigen Anhang zu verschaffen. Die Jacobiner benutzten ihn als Führer bei den Aufständen, die sie erregten. Er wurde zum Oberstlieutenant ernannt und bei der Gendarmerie angestellt, im Jahre 1793 aber als General in die Vendee gesendet, wo sich seine gänzliche Unfähigkeit erwies. Der daselbst befehligende Obergeneral Biron ließ ihn wegen seiner Erpressungen und Freveltaten arretiren; aber die ihn begünstigende Partei der Cordeliers wußte bald seine Befreiung zu bewirken. Nach Biron's Hinrichtung theilte R. den Oberbefehl der Westarmee mit Santerre. Ungeachtet die Republikaner unter deren Leitung wiederholt geschlagen wurden, namentlich bei Coron und Antraim, am 18. Sept. und 19. Nov. 1793, so wußte sich doch R., der weder Muth noch Einsicht besaß, und obschon mehrmals angeklagt und abgesetzt, in seinem Posten zu behaupten. Er glaubte, durch die schrecklichsten Verwüstungen und Grausamkeiten das Ziel zu erreichen, und rühmte sich u. a., mit eigner Hand 63 Priester umgebracht zu haben. Endlich klagte ihn einer der Conventscommissaire, Philippeaux, als den Urheber der Unglücksfälle an, welche die republicanischen Heere in der Vendee betroffen hatten. Auch dießmal gelang es seinen Gönnern, insbesondere Collet d'Herbois und Carrier, ihn zu retten. Erst nach deren Falle erfolgte 1794 R's Absetzung, und an seine Stelle trat Hoche. Im April 1795 wurde R. verhaftet, und sollte wegen der von ihm in der Vendee verübten Verbrechen gerichtet werden. Abermals retteten ihn seine Freunde und ließen ihn nach dem Schlosse zu Ham bringen, wo man seiner vergaß. Durch das im folgenden Jahre erschienene Amnestiedecret befreit, trat er bei den gegen den Convent gerichteten Angriffen als dessen Vertheidiger auf. Nach Eintritt des Directoriums nahm R., zu Anfange 1796, Theil an der gegen dasselbe gerichtete Verschwörung von Drouet und Baboeuf, und wurde in der Nacht vom 11. zum 12. Mai mit den andern Verschwornen an ihrem Versammlungsorte verhaftet. Auch jetzt entging er dem Schaffot, und spielte bei den Ereignissen im September 1797 eine Rolle unter den Anhängern des Directoriums, welches er kurz zuvor stürzen wollte. Nach der Revolution des 18. Brumaire (9. November 1799) stand sein Name an der Spitze der Proscribirtenliste; er verbarg sich und wußte sich allen Verfolgungen zu entziehen. Endlich erreichte ihn das Schicksal, als Bonaparte, die Explosion der Höllenmaschine, 23. December 1800, benutzend, sich seiner Feinde, der Republikaner, entledigte. — R. wurde nach Cayenne transportirt, wo er 1802 gestorben sein soll. Nach einer Sage, die jedoch sehr unwahrscheinlich ist, sollte er jedoch später noch als Oberhaupt eines indischen Stammes gelebt haben. Diese Sage hat sogar zu einem Roman Veranlassung gegeben. — (Vergl. Biogr. nouv. des contemporains. Victoires et conquêtes.)

Z.

Rostwerke sind Unterlagen von Holz für aufzuführendes Mauerwerk. Sie werden überall da angewendet, wo die Beschaffenheit des Bodens ein Einsinken der aufzuführenden Mauern befürchten läßt, welches sogar bis-

weilen den Einsturz derselben zur Folge hat. Man unterscheidet Pfahlroste (pilotis) und Schwellroste (grillage). Bei ersteren wird die Mauerung auf in die Erde eingerammten Pfählen aufgeführt; letztere dagegen bestehen bloß aus verbundenen Balken, welche mit starken Dielen überdeckt werden. Sie finden ihre Anwendung beim Festungsbau, um den Futtermauern, dem Mauerwerk der Kasematten oder anderen Gebäuden, einen hinlänglich festen Grund zu verschaffen. P.

Rotationen der Geschosse. Wenn die Richtung der Kraft, welche einen Körper in Bewegung setzt, nicht dessen Schwerpunct trifft, so entsteht außer der fortgehenden auch eine drehende Bewegung. Dieser Umstand tritt wahrscheinlich fast immer bei der Wirkung der Geschützladungen auf die Geschosse ein, weil die Entzündung der ersteren nicht in der Seelenaxe geschieht und die Ausströmung des Gases neben der Kugel nicht auf allen Seiten in gleicher Menge erfolgen kann. Aus diesen Gründen, und theils auch vielleicht durch die Reibung an den Wänden der Seele, erhalten wahrscheinlich alle kugelförmige Geschosse (insofern nicht zuweilen die Verbindung mit einem Spiegel hindernd eintritt,) schon im Rohre eine drehende Bewegung, welche außerhalb des Geschützrohres durch den Widerstand der Luft gegen die Geschosse periodisch beschleunigt und verzögert wird, und endlich auch wohl zuweilen in eine bloße pendelartige Bewegung um den alsdann immer vorausgehenden Schwerpunct verwandelt werden kann.

Ry.

Rothensohl, siehe Malsch und Rothensohl.

Rothkirch und Panthen, Leonhard Graf, k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, F.M.L., Inhaber des Infanterieregiments No. 12. und beauftragt mit der Leitung der Geschäfte des General-Quartiermeister-Stabes, stammt aus einem altadeligen schlesischen Geschlecht, dessen sämmtliche Glieder in der Mongolenschlacht bei Wahlstadt umkamen, und dessen zahlreiche Zweige sich nur durch ein Kind fortpflanzten. Als Schlesien an Preußen kam, blieb sein Großvater mit nicht unbeträchtlichen Opfern dem Hause Oestreich treu, in dessen Militairdienst auch sein Vater und sein Oheim traten, von denen zwei im Laufe des siebenjährigen Krieges blieben. Rothkirch wurde gleich seinem ältern Bruder Leopold, k. k. F.M.L. und Oberlieutenant der deutschen Noble-Garde, in der Neustädter Militair-Akademie erzogen, aus der er im October 1791 als Fahnencadet zum Regiment Strapoldo kam, und mit diesem im Jahre 1792 an den Oberrhein marschirte. Sein vormaliger Hauptmann von Rupp, damals Major und Flügeladjutant des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, brachte ihn in das Hauptquartier dieses letzteren, wo er sich die besondere Gunst seines Vorgesetzten erwarb, was im Jahre 1794 seine Beförderung zum Unterlieutenant bei dem Inf.-Reg. Jordis veranlaßte. Durch den im Jahre 1805 bei Dürrenstein als F.M.L. gefallenen Obersten Schmitt und Grafen Plunkett wurde er dem F.M. Clairfait empfohlen, und von diesem im Jahre 1795 zum Oberlieutenant im Generalstab ernannt, in welcher Eigenschaft er bei den Avantgarden des F.M.L. Boros und Fürsten Hohenlohe mehreren Gefechten beiwohnte. In dem thatenreichen Feldzuge von 1796 war er der Avantgarde des F.M.L. Baron Kray zugegeben, focht bei Sulzbach, Neuwied, Amberg und Würzburg, und wurde mehrmals seines Verhaltens wegen in den Armeebefehlen genannt. Im Feldzug von 1797 stand er bei Werneck's Corps. Als einziger Generalstabs-Officier zu dem General de Brye beordert, den Werneck, um seinen Rückzug über die Lahn zu decken, mit einer Division Royal-Allemand bei Greifenstein aufge-

stellt hatte, fand R. Gelegenheit, in einer sehr schwierigen Lage seine Einsicht und Entschlossenheit zu zeigen. Die allein noch am rechten Ufer der Lahn befindlichen Truppen de Brye's wurden von einem weit überlegenen Feind angegriffen, der bereits auch die Leuner Brücke, über die man sich zurückziehen mußte, besetzt hatte. General de Brye, ein tapferer Wallone, aber der deutschen Sprache nicht mächtig, vertraute seinem jungen Officier vom Generalstab. Nach einem glänzenden Gefecht, in dem der Feind aus dem Dorf Leunen vertrieben und über die Leuner Brücke geworfen wurde, langte de Brye's Corps, das Werneck bereits verloren gab, in der ihm angewiesenen Stellung bei Braunfels, mit verhältnißmäßig geringem Verlust, und einigen hundert Gefangenen an. Auf de Brye's besondere Anempfehlung wurde R., nachdem das Avancement in der ganzen Armee bereits eingestellt war, von dem Erzherzoge Karl zum Hauptmann im Pionnier-Corps befördert. In dieser Eigenschaft leistete er während der Feldzüge von 1799 und 1800 in Tirol, Graubündten und der Schweiz sehr große Dienste. Nach dem Frieden von Lüneville wurden die Pionniers aufgelöst, R. als überzählig bei Deutschmeister Inf. eingetheilt, und im Jahr 1804 bei Stein Inf. versetzt. R. benutzte den Frieden zu seiner weiteren militairischen Ausbildung und beschäftigte sich nebenbei mit literarischen, besonders poetischen Arbeiten. Den Feldzug von 1805 machte er als Grenadier-Hauptmann im Regimente Stein, beim Corps des F.M.L. Jellachich mit, dessen Schicksal er theilte. Als nach dem Presburger Frieden der Erzherzog Karl wieder an die Spitze des Heeres gestellt wurde, war seine erste Sorge, die Unzulänglichkeit der militairischen Bildung in der Armee zu verbessern. Er berief R. nach Wien, und beauftragte ihn ein Werk zur Belehrung der Stabs- und Oberofficiere zu verfassen, während er selbst für die Generale das Werk schrieb, das unter dem Titel: Grundsätze der höheren Kriegskunst, sich einen europäischen Ruf erwarb, und ganz seinen Zweck erfüllte. R. entwarf den Plan zu den Beiträgen zum praktischen Unterricht, und nachdem dieser die Genehmigung des durchlauchtigsten Heerführers erhalten, begann er die Bearbeitung. Die ersten sechs Hefte wurden unter Leitung des Erzherzogs vor Ausbruch des Krieges von 1809 beendet. Die Beendigung der zwei letzten Hefte erfolgte in den Jahren 1810 und 11. Von den Beiträgen zum praktischen Unterricht, die auch ins Französische übersetzt wurden, sind bereits mehrere Auflagen erschienen. Sie dienen zur Grundlage des Unterrichts bei den Regimentern, und R. hat durch diese Arbeit sich gewiß ein großes Verdienst um das östreichische Heer erworben. Schon im Jahre 1805 sollte R. zum Major avanciren, wurde jedoch durch fremden Einschub zurückgesetzt. Die besondere Verwendung des Erzh. Karl erwirkte ihm im Jahr 1807, obgleich noch sehr viele überzählige Stabsofficiere in der Armee waren, die Ernennung zum Major. Im Jahr 1809 wurde er bei Ausbruch des Krieges in den General-Quartiermeister-Stab übersetzt. In der Schlacht von Aspern, wo er bei dem Sturm auf Eßlingen schwer im Arm verwundet wurde, fand er Gelegenheit, sich so auszuzeichnen, daß Se. kais. Hoheit sich bewogen fand, ihn außer Tour zum Oberstlieutenant zu befördern. Sein späteres Gesuch um den Theresien-Orden, von den besten Zeugnissen unterstützt, hatte jedoch damals nicht den erwünschten Erfolg. Im Jahr 1811 gründete er in Vereinigung mit dem dermaligen preußischen Obersten Wagner und dem Major von Schels, die östreichische militairische Zeitschrift, deren Oberleitung er noch führt. Die gehaltvollen von ihm verfaßten Aufsätze sind meist mit R. unterzeichnet. Unter diesen verdienen die Geschichte des ersten und zweiten schlesischen Krieges, so wie mehrere Feldzüge

des östreich. Erbfolgekrieges eine besondere Beachtung. Im Jahre 1813 wurde R. zum Obersten und Chef des Generalstabs beim Klenauischen Armeecorps ernannt. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit die wichtigsten Dienste zu leisten, und in der Schlacht von Leipzig, bei Erstürmung der Dörfer Holzhausen und Zuckelhausen, sich so auszuzeichnen, daß der Kaiser sich bewogen fand, ihm, auf Anempfehlung des Grafen Klenau, und auf den Vorschlag des Fürsten von Schwarzenberg, den Theresien-Orden zu verleihen; zugleich erhielt er den russischen Wladimir-Orden 3. Klasse. Durch gute Vorkehrungen, an denen R. den wesentlichsten Theil hatte, wurden die Bemühungen des Marschalls St. Cyr, sich mit den Besatzungen von Torgau und Wittenberg zu vereinen, und dann zu Davoust nach Hamburg zu marschiren, vereitelt, und dieser Marschall genöthigt, sich mit einer Besatzung, die eben so stark wie das Einschließungscorps war, dem übrigens jedes Belagerungsmittel fehlte, unter dem Bedingniß zu ergeben, gegen keine der verbündeten Mächte während der ganzen Dauer des Krieges zu dienen. Besorgniß, daß Napoleon diese Bedingnisse nicht halten, St. Cyr's Truppen zum Dienen nöthigen dürfte, scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß man im Hauptquartier die Capitulation für nichtig erklärte, und der Besatzung die Rückkehr nach Frankreich verweigerte. R. folgte hierauf dem G. d. C. Grafen Klenau, der ihn bis an das Ende seines ruhmvollen Lebens als seinen innigen Freund behandelte, nach Wien. Die Untersuchung, die Klenau wünschte, fand nicht statt, nur über unwesentliche Puncte mußte er sich äußern; das Ganze endete mit dem Befehl, zum Heere nach Italien, wohin der größte Theil seines Armeecorps bereits marschirt war, abzugehen. R., der ihm gefolgt war, wurde von dem F.M. Grafen Bellegarde zu den Verhandlungen wegen Uebergabe Mantua's verwendet, ging dann mit Klenau nach Mailand, und blieb daselbst bis zu Napoleon's Rückkehr, wo er nach Wien berufen, und im Feldzug des Jahres 1815 als Chef des G.Q.M. Stabs bei dem Armeecorps angestellt wurde, das unter Befehl des Erzherzogs Johann Hüningen belagerte, wo er so glücklich war, sich die volle Zufriedenheit eines Prinzen zu erwerben, dem an Talenten und Fähigkeiten wohl wenige gleichstehen. Als im Jahre 1817 der große Plan gefaßt wurde, die Monarchie zu katastriren, erhielt R. als Referent der Grundsteuer-Regulirungs-Commission die Leitung der Vermessung, Oberst Fallon jene der trigonometrischen Triangulirung. R. brachte dieses wichtige Geschäft in erwünschten Gang und konnte, da er von seinen übrigen Geschäften nicht entbunden war, nur mit größter Anstrengung den vielseitigen Anforderungen genügen. Zu Ende des Jahres 1821 wurde R. zum General befördert, und als Brigadier nach Klagenfurt übersetzt, wo er geliebt und geachtet von der Truppe und den Bewohnern bis zum Frühjahr 1829 verblieb, dann nach Presburg, und kurze Zeit darauf nach Prag kam. Im November 1830 wurde er von da nach Wien berufen, und ihm die Leitung der Geschäfte des Generalstabes, eine Stelle, die er noch bekleidet, übertragen. Schon im Jahre 1826 wurde R. nebst seinem Bruder Leopold in den östreichischen Grafenstand erhoben. Im Jahre 1832 wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant, im Jahre 1834 zum Inhaber des 12. Infanterie-Regiments ernannt, im Jahre 1835 erhielt er die Geheimeraths-Würde. Diese Beweise der allerhöchsten Gnade zeigen genugsam, daß man seinen Verdiensten die verdiente Anerkennung nicht versagte. R. hat nebst seinen vielen militairischen Schriften, in früheren Jahren auch mehrere Trauerspiele verfaßt; von einigen derselben sind Stellen derselben in Schlegel's Museum und Hormayer's Archiv eingerückt. Von seinen lyrischen Gedichten be-

finden sich einige in der Aglaja, worunter besonders das an die deutsche Sprache ihm einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Dichtern sichert.

— r —

Rotte, ursprünglich eine Anzahl Soldaten, welche im Gefecht hintereinander standen, und also das Gegentheil von Glied, in welchem die Soldaten nebeneinander stehen. Bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges hatten die Rotten oft eine Stärke von 20 bis 12 Mann, d. h. die Compagnien stellten sich gewöhnlich in eben so vielen Gliedern auf. Der älteste oder zuverlässigste Mann einer Rotte hieß der Rottmeister, und hatte auf genaue Vollziehung der Befehlswörter zu sehen. Auch nach der allmälig eintretenden Verminderung der Gliederzahl wurde die Benennung Rotte für die Hintereinanderstehenden beibehalten, und die Stärke einer Rotte ist sonach gegenwärtig bei der Infanterie 3, bei der Cavalerie 2 M. Bei der Formirung der Compagnien, Bataillone, Schwadronen, wird die Stärke dieser Abtheilungen gewöhnlich in Rotten angegeben; da aber bei der Infanterie die Unterofficiere und Gefreiten in der Regel nicht mit rottiren, muß ihre Zahl besonders angegeben werden. Wenn im zweiten Gliede ein Mann weniger steht, als im ersten, so wird der leer bleibende Raum eine blinde Rotte genannt. Rottenvoll heißt eine Abtheilung, welche keine blinde Rotten hat; rottengleich, wenn jede gleichnamige Unterabtheilung eine gleiche Anzahl Rotten zählt. Durch die Eintheilung der ganzen Mannschaft in Nro. 1 und 2 (bei der Infanterie) entstehen gerade und ungerade Rotten. Diese Eintheilung ist sowohl beim Rottenfeuer (s. d.), als beim Dupliren der Rotten nöthig (s. Dupliren). Die Flügelrotten, oder auch die neben ihnen stehenden Unterofficiere und Gefreiten werden fast überall die Einfassungsrotten genannt. Von ihrer Zuverlässigkeit und Aufmerksamkeit hängt größtentheils die Präcision der Bewegungen ab, sie bilden gleichsam den Rahmen (s. Cadres). Pz.

Rottenaufmarsch. Er erfolgt sowohl aus dem Flanken- oder Reihenmarsche, als aus der Linienstellung, vorwärts durch die Achtelwendung, oder rückwärts durch die Dreiachtelwendung; das Letztere geschieht nur bei der Infanterie. Wenn dieselbe aus der Linienstellung den Rottenaufmarsch macht, sollte man ihn eigentlich Rottenschwenkung nennen, denn er vertritt dann die Stelle der Frontschwenkung, ist dieser auch vorzuziehen, weil er viel schneller ausgeführt werden kann. Bei der Cavalerie, die überhaupt nur aus dem Flankenmarsche rottenweise aufmarschirt, ist das gerade umgekehrt, und die Frontschwenkung einzelner Schwadronen das schnellste Mittel zur Frontveränderung (s. Schwenkung.) Pz.

Rottenfeuer. Es findet verschiedenartig Statt, gewöhnlich feuern aber die geraden und ungeraden Rotten abwechselnd. Diese Feuerart wird fast jedes Mal angewendet, wenn Infanterie gegen Infanterie kämpft. Gegen Cavalerie ist das Gliederfeuer vorzuziehen. Das Rottenfeuer hat jedoch den Nachtheil, daß es nicht so leicht zum Schweigen gebracht werden kann, wenn der Commandant eine andere Thätigkeitsweise angemessen findet. Von einem guten Gliederfeuer verlangt man Präcision, das Rottenfeuer hingegen muß mit einer gewissen Lebhaftigkeit, doch ohne Uebereilung, unterhalten werden. Man darf sich jedoch keine zu große Wirkung davon versprechen, es verliert sogar an Wirksamkeit, je länger es dauert, weil man schon nach einigen Minuten in Pulverdampf gehüllt ist, und den Gegner nicht mehr sehen kann. Wenn aber das Rottenfeuer dennoch fast ausschließlich gegen Infanterie angewendet wird, so möchte sich dafür kaum ein anderer Grund anführen lassen, als daß die heutige Infanterie nicht genug taktische

Disciplin hat, um sich, ohne selbst zu schießen, dem Gegner so weit zu nähern, daß man ihm eine volle Salve mit Erfolg beibringen kann, die zugleich auch eine viel größere moralische Wirkung hervorbringen würde. Oft ist jedoch auch der Gemüthszustand der Truppe von solcher Beschaffenheit, daß die Befehlshaber sich genöthigt sehen, ein Feuer zu eröffnen, um Schlimmeres zu verhüten; dann hat es also keinen andern Zweck, als die Mannschaft zu beschäftigen, damit sie nicht an die Gefahr denkt. — So lange man sich nicht entschließen kann, das Schießen den Tirailleuren zu überlassen, und das Feuer in geschlossener Ordnung für einzelne entscheidende Momente zu versparen, werden 99 Hundertheile der Munition, vielleicht noch mehr, nutzlos verschossen. (S. Infanteriefeuer.)

Pz.

Rottmeister, siehe Rotte.

Rouen, früher die Hauptstadt der Normandie, jetzt die des Departements der untern Seine, hat 80,000 Einw., liegt an der Seine, über welche hier eine Schiffbrücke führt und ist das Hauptquartier der 15. Militairdivision.

Belagerung vom 11. November 1591 bis 20. April 1592.

Heinrich IV. von Frankreich hatte die ihm feindlich gesinnten Liguisten bei Arques und Ivri geschlagen, und hoffte dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. In der ganzen Normandie waren Rouen und Havre die einzigen Städte, welche sich weigerten, ihn anzuerkennen. Der König, von deren Wichtigkeit durchdrungen, beschloß, nachdem die deutschen Soldtruppen bei seinem Heere angelangt waren, mit der Unterwerfung von Rouen den Anfang zu machen, und noch während seiner Abwesenheit in Lothringen hatte der Marschall von Biron in den umliegenden Städten Evreux, Pont-au-de Mer und Pont de l'Arche zu dieser Unternehmung beträchtliche Magazine zusammen gebracht. Der Herzog von Mayenne, das Haupt der Liguisten, durch diese Rüstungen auf die Gefahr, welche Rouen bedrohte, aufmerksam gemacht, traf eiligst die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung dieser Stadt. Dem Ritter Villars, einem eifrigen Anhänger der Ligue, übertrug er den Oberbefehl. Mit 32 Geschützen und dem dazu gehörigen Parke, ferner mit 600 Reitern und 12,000 Mann provençal'schem Fußvolke, das ihm sehr ergeben war, hatte derselbe seinen Einzug in Rouen gehalten. Seine erste Sorge ging dahin, strenge Mannszucht einzuführen und jedem der höhern Officiere seine bestimmte Stelle für die ganze Dauer der Belagerung anzuweisen. Dem mit den Verhältnissen der Stadt genau bekannten Hauptmann La Loude übertrug er die Sorge für die Verpflegung und für die Beischaffung der Munition. Die Vertheidigung des auf der Südost-Seite von Rouen gelegenen verschanzten Berges Ste. Catherine vertraute er dem Ritter Piecard mit seinem Regimente und 200 Musketieren an. Beim alten Pallaste, zwischen dem Thore Cauchoise und der Seine, befehligte der erste Präsident des Parlaments 100 Schweizer und 300 Franzosen. Im nordwestlichen Stadtviertel und im alten Schlosse ward der Ritter d'Oise mit 2 Infanterieregimentern aufgestellt. Im Westen, der Vorstadt St. Sever gegenüber, erhielt der Hauptmann Jacob Argenti mit einem Regimente seine Aufstellung. Der Neapolitaner Carlo Siginolfi befehligte die Artillerie; dem Hauptmann Bazin war die Verfertigung der Feuerwerksgegenstände übertragen. Die Bürger wurden in 10 Compagnien getheilt, deren jeder ein aus ihrer Mitte gewählter Oberst vorstand. Acht dieser Compagnien bewachten die 8 Bastionen der Stadt, die beiden andern versahen den

Wachdienst im Innern derselben. Im Justizpallast war eine Reserve von 200 Schweizern und 200 Franzosen aufgestellt. — Villars hatte einige leichte Fahrzeuge, jedes mit 2 leichten Geschützen und 20 Mann ausrüsten lassen, welche ober- und unterhalb der Stadt auf der Seine kreuzten und die Beischaffung von Lebensmitteln erleichterten. Zwei Parlamentsräthe leiteten die Vertheilung des Brodes. Diese wohl getroffenen Anstalten hatten zur Folge, daß während der ganzen Dauer der Belagerung die Lebensmittel den gewöhnlichen Preis nie überstiegen.

Sobald andererseits der Marschall von Biron durch 3000 M. englischen Fußvolks unter dem Grafen von Essex verstärkt worden war, bezog er am 11. November mit etwa 10,000 M. Infanterie und 1800 Reitern ein Lager bei Darneton auf der Westseite von Rouen. Da er gleich am ersten Tage durch mehrere Ausfälle beunruhigt ward, so ließ er dieses Lager befestigen. Die Abgrabung des Flüßchens Robec, das 11 Mühlen in der Stadt trieb, war das Erste, was er unternahm. Villars hatte jedoch auch für diesen Fall zum Voraus gesorgt: auf seinen Befehl waren eine große Zahl Handmühlen verfertigt worden, welche durch Bauern getrieben wurden, die sich in großer Menge vom Lande herein geflüchtet hatten. — Am 13. Dec. traf der König vor Rouen ein, und forderte die Stadt durch einen Herold zur Uebergabe auf; da die Antwort abschläglich ausfiel, so wurden am folgenden Tage die Laufgräben eröffnet. Die Aufstellung des königl. Heeres war folgende: das Hauptquartier befand sich zu Darneton; der Adel, die Schweizer und das Garderegiment lagerten vor demselben. Das deutsche Fußvolk und die deutsche Reiterei unter dem Vicomte von Turenne rechts von dem Könige bis zu der Straße Dieppe; noch weiter rechts das franz. Fußvolk, dem Thore Cauchoise gegenüber, so daß sich dessen rechter Flügel an die Seine lehnte. Das engl. Fußvolk links von Darneton, dem Thore St. Hilaire und dem verschanzten Berge Ste. Catherine gegenüber; links von den Engländern stand die leichte Reiterei unter dem Baron von Givri, den linken Flügel an die Straßen nach Paris und Pont de l'Arche gelehnt. Auf dem linken Seineufer, der Vorstadt St. Sever gegenüber, stand der Graf von Soissons mit einer Truppenabtheilung; eine Schiffbrücke stellte die Verbindung zwischen beiden Ufern her. — Auf solche Weise war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Villars hatte, sobald der Feind sich näherte, die Vorstädte in Asche gelegt; nur die Kirche des heiligen Andreas war von den Flammen verschont geblieben. Der König sendete den Obersten St. Denis ab, dieselbe zu besetzen, allein das Geschützfeuer der Belagerten auf diesen Punct war so heftig, daß sich St. Denis nicht darin zu behaupten vermochte. Sofort ließ der König auf 2 Puncten die Laufgräben eröffnen und zwar gegen die Werke auf dem Berg Ste. Catherine und gegen das Thor St. Hilaire. Villars setzte diesen Arbeiten die größte Thätigkeit entgegen. Vor den Forts des Berges Ste. Catherine zog er eine 20 Fuß hohe Brustwehr, mit 2 flankirenden Halbmonden, die er mit Musketieren besetzte; ein 30 Fuß breiter und 10 Fuß tiefer Graben erschwerte die Annäherung zu diesem Werke. Die Stärke der Besatzung, welche außer den bewaffneten Bürgern und den Provençalen aus 5000 M. Fußvolk und 1200 Reitern bestand, verstattete ihm, häufige Ausfälle zu machen, wodurch er die Belagerung nicht wenig verzögerte. So kam es gleich in den ersten Tagen vor dem Thore Cauchois und in der Nähe des Berges Ste. Catherine zu einem heftigen Kampfe, welcher den Belagerern über 200 M. kostete. Die Pioniere wurden durch die häufigen Anfälle sehr eingeschüchtert und ihre Arbeit ging in der Folge nur langsam von statten, wozu die schlechte

Witterung, häufige Regengüsse, dann Schnee und Eis das Ihrige beitrugen, während die Belagerten bedeckt standen und ihre Arbeiten ungestört fortsetzten. Die täglichen Ausfälle nöthigten die königl. Truppen beinahe fortwährend, unter den Waffen zu bleiben. — Endlich ward die Transchee auf der Seite des Berges Ste. Catherine beendigt; obwohl enge, und nur durch 3 Redouten flankirt, ward sie doch auf einer Seite durch eine Batterie von 14 Geschützen, auf der andern durch eine Batterie von 7 Geschützen gedeckt. Unter dem Schutze dieser Batterien ward die Transchee bis an die Contrescarpe des vorgeschobenen neuen Werkes geführt; durch einen Fehler des englischen Ingenieurs hatte man sie jedoch in zu gerader Richtung angelegt, so daß die Belagerer großen Verlust durch das feindliche Kleingewehrfeuer erlitten. Der König beschloß daher, den Feind durch offenen Angriff aus dem vorgeschobenen Werke zu vertreiben. In der nächsten Nacht ward von 300 Edelleuten und 400 Arkebusirern der Sturm unternommen, welchem der König in Person beiwohnte. Die Belagerten wurden von der Brustwehr vertrieben und der englische Oberst Roger Williams setzte sich mit 800 M. hinter derselben fest. Allein schon in der folgenden Nacht unternahm Villars mit 1400 M., denen 60 Edelleute vorauszogen, einen wüthenden Angriff auf die Engländer und vertrieb diese wieder von der Brustwehr. In der 5. Nacht eroberten die Engländer den kaum verlorenen Posten wieder, und schnitten sich hier mit großer Schnelligkeit ein. Im letzten Tage des Jahres 1591 ward die Transchee bis an den Graben vorgetrieben und am 1. Januar 1592 wurden 2 Batterien gegen das alte und neue Werk errichtet. Obgleich das Feuer derselben 24 Stunden unausgesetzt fortdauerte, richtete es doch verhältnißmäßig nur wenig Schaden an, weil die Forts mit Rasen verkleidet und durch Erdaufwürfe geschützt waren, auch die Batterien etwas zu tief standen. — Am 2. Januar ward zwischen beiden Batterien eine erhöhte Bettung errichtet, um von hier aus die Forts mit größerem Nachdrucke zu beschießen. In der Nacht machten die Belagerten einen Ausfall zwischen der Stadt und dem Berge Ste. Catherine, der jedoch nach einem hartnäckigen Kampfe durch die Tapferkeit der Engländer und der übrigen herbeigeeilten Truppen zurückgewiesen ward; gleichwohl gelang es den Belagerten, die Vollendung jener Batterie durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu verzögern. — Mit der 2., gegen das Thor St. Hilaire gerichteten Transchee waren die Belagerer am 3. Januar so weit vorgerückt, daß sie eine Batterie von 6 Geschützen gegen das Thor aufführen konnten. Weil jedoch hinter dem Thore eine Erdschicht aufgeworfen war, so richtete das Feuer dieser Batterie nicht viel aus. Man beschloß daher, diesen Angriff aufzugeben, und einen andern gegen das Thor von Beauvais zu dirigiren. Während man sich über diesen Gegenstand in einem Kriegsrathe berieth, machte der Ritter d'Oise einen Ausfall aus dem Thore Cauchois, griff die 2. Transchee an, und fügte dem Regimente St. Denis beträchtlichen Schaden zu. — Am 5. Januar ward die projectirte Transchee eröffnet und mit großer Thätigkeit vorwärts getrieben. In wenigen Tagen war dieselbe beendigt und eine Batterie von 7 Geschützen schoß Breſche gegen das Thor von Beauvais. Der Oberst St. Denis wartete den Erfolg nicht ab, und rückte am 14. Januar mit seinem Regimente zum Sturme vor; gleichzeitig führte der Oberst Piles das seinige aus dem Lager und legte Sturmleitern an die Courtine, welche an das Thor von Beauvais stieß. Der Kampf entbrannte hier in größter Heftigkeit; allein die Breſche war zu enge und lag zu hoch, überdieß rollten die Belagerer Steine auf die Angreifenden und gossen siedendes Wasser auf sie herab,

so daß letztere, nachdem sie etwa 60 M. verloren hatten, sich zum Rückzuge genöthigt sahen. — Während man mit solcher Erbitterung auf dem rechten Seineufer kämpfte, beschränkten sich die königl. Truppen auf dem linken Ufer, der Vorstadt St. Sever gegenüber, dem erhaltenen Befehle gemäß, darauf, der Stadt jede Zufuhr von dieser Seite abzuschneiden, so daß es zu keinem ernstlichen Gefechte kam. Bei einem der hier vorgefallenen Scharmützel ward der liguistische Lieutenant Landou vom Regimente Crillon gefangen. Der Graf von Soissons wußte ihm das Versprechen abzulocken, er wolle, wenn er freigelassen werde, das Fort der Brücke den königl. Truppen in die Hand spielen. Nach Rouen zurückgekehrt, entdeckte Landou den Anschlag dem Gouverneur; als daher die königl. Truppen in der festgesetzten Nacht mit etwa 50 M. sich dem Fort näherten, wurden sie mit Schüssen empfangen und zum schleunigen Rückzuge gezwungen. Um dieselbe Zeit ward zu Rouen ein wichtiges Complott entdeckt, in das sich der Ritter von Fontaine eingelassen hatte. Sowohl er, als alle Mitschuldigen wurden auf Befehl des Gouverneurs aufgehängt.

Von Seiten der Königlichen dauerten indessen die Arbeiten mit großer Thätigkeit fort. Zwischen dem Forts von Ste. Catherine und dem Thore Martinville ward ein neuer Angriff begonnen und 3000 Deutsche hierzu verwendet. Die Belagerten vertheidigten sich durch häufige Ausfälle. Am 21. Januar machten sie deren zwei, wurden jedoch nach einem lebhaften Gefechte wieder zurückgeschlagen. Am 26. kam es zu einem ernstern Treffen. 300 Reiter und 1000 M. Fußvolk rückten aus dem Thore Cauchois. Die Reiterei wendete sich rechts gegen Darneton und das königl. Hauptquartier. Das Fußvolk gewann das ausgetrocknete Bett des Robecflüßchens und griff die Engländer in ihrem Lager an. Villars selbst leitete diesen Angriff. Von beiden Seiten nahmen immer mehr Truppen Theil an dem Gefechte. Der König eilte endlich selbst von der gegen das Thor Martinville errichteten Batterie herbei und nur mit Hilfe der deutschen Reiterei gelang es, den Feind wieder zurückzuwerfen. Nach diesem Treffen wurden die Ausfälle seltener. Um so rascher rückten die Arbeiten der Belagererer vorwärts. Bei dem alten Fort von Ste. Catherine und auf der Courtine von Martinville hatten sie sich bereits auf der Contrescarpe festgesetzt; beim Thore von Beauvais hatten sie sogar den Graben überschritten und arbeiteten an einer Mine, deren Sprengung jedoch kein besonderes Resultat gewährte. Eine zweite Mine unter dem alten Fort sprang durch einen Zufall zu früh und richtete unter den Belagerern großen Schaden an. Der hierdurch veranlaßte Schaden verschaffte den Belagerten Zeit, die Bresche mit Faschinen und Erdsäcken auszufüllen. — Der Herzog von Mayenne war unterdessen dem Gange der Belagerer von Rouen mit höchstem Interesse gefolgt, und glaubte jetzt nicht länger mit einem entscheidenden Schritte zögern zu dürfen. Er sandte daher einen Eilboten an den vor Landrecy stehenden, ihm verbündeten spanischen General, Herzog von Parma, ab, und forderte diesen dringend auf, sich ihm zu nähern. La Fère ward ihm eingeräumt, um sein überflüssiges Kriegsgeräthe unter dem Schutze von 500 Wallonen daselbst zurückzulassen. Hierauf setzte er sich mit seinen Truppen in Marsch und vereinigte sich am 4. Jan. bei Nesle mit dem Herzoge von Mayenne. Am 16. Jan. brachen beide auf und marschirten über Amiens gegen Rouen. — Das vereinigte spanisch-liguistische Heer zählte jetzt gegen 6000 Reiter und 24,000 M. Fußvolk. Der Herzog von Parma theilte es, sobald er die Somme überschritten hatte, in 3 Corps; der Herzog von Guise führte die Vorhut, er selbst nebst dem Herzoge von Mayenne befehligte die Mitte; der Herzog von Aumale führte

die Nachhut. Die Schweizer geleiteten das Geschütz, das von den Rittern Lamotte und Bassompierre befehligt ward. Ein Reitercorps, geführt von Georg Basta, zog dem Heere voraus. Der Baron von Rône versah den Dienst des Major-Generals. — Heinrich IV. hatte nicht sobald Kunde erhalten von der Annäherung des feindlichen Heeres, als er den Entschluß faßte, den Marschall von Biron mit dem größten Theile der Truppen vor Rouen zurückzulassen, mit dem Kerne seiner Reiterei dagegen dem Feinde entgegen zu gehen, und ihn auf seinem Marsche allenthalben, wo sich Gelegenheit finden würde, zu beunruhigen. Am 29. Jan. setzte er sich mit 200 Küraſſieren, 500 leichten franz., 1000 deutschen Reitern und 200 Arkebusirern zu Pferde in Marsch. Am 4. Febr. traf er in Aumale ein; hier ließ er den größern Theil seines Corps zurück und zog am folgenden Tage mit seiner Leibwache, 200 Reitern und 300 Edelleuten zur Recognoscirung des Feindes aus. Jenseits der Epte stieß er plötzlich auf die Vorhut des verbündeten Heeres, und bereitete sich schon zum Angriff derselben, als er das seither durch einen Hügel verdeckt gewesene feindliche Heer selbst erblickte, das in ein Viereck formirt, vorrückte, die Reiterei in 2. Linie, jeden Augenblick bereit, aus den offenen Zwischenräumen hervorzubrechen. Der König hatte kaum Zeit, seine Schlachtordnung zu formiren, als er sich schon durch die Reiterei des Georg Basta angegriffen und umringt sah. Nur der Aufopferung der Seinigen dankte er seine Rettung. Durch einen Streifschuß leicht verwundet, entkam er der Gefangenschaft in eiliger Flucht. Die meisten seiner Truppen wurden theils niedergehauen, theils gefangen. Der Herzog von Nevers, dem der König den Befehl über die zu Aumale zurückgelassenen Truppen übergeben hatte, vertheidigte den Uebergang über die Epte und trug dadurch nicht wenig zur Rettung des Königs bei. Der Herzog von Parma verfolgte seinen Vortheil nicht, weil er glaubte, der König suche ihn in einen Hinterhalt zu locken. Noch in der Nacht trat Heinrich IV. den Rückzug nach Neufchatel an der Bethune an, wobei der Herzog von Nevers denselben deckte. Hier ward der Ritter von Givry mit 700 Reitern und dem Auftrage zurückgelassen, sich so lange als möglich zu halten, worauf der König sich bis zur Heilung seiner Wunde nach Dieppe begab, den Rest seines Reitercorps aber nach Rouen zurücksendete. — Givry hielt das verbündete Heer einige Tage auf; als jedoch das feindliche Geschütz weite Breschen in die alten Mauern gelegt hatte, capitulirte er, und erhielt ehrenvolle Bedingungen.

Der Aufenthalt der Verbündeten vor Neufchatel war der Sache des Königs von großem Nutzen, indem das feindliche Heer während dieser Zeit die Lebensmittel aufzehrte, die es mit sich führte. Um neue Vorräthe herbei zu schaffen, war wenigstens eine Zeit von 10 Tagen nöthig, die von den königl. Truppen mit großer Thätigkeit benutzt wurde. Es kam zwischen den Vorposten der Verbündeten und zwischen den Streifpartieen der Königlichen zu mehrern hitzigen Gefechten; der König, wieder hergestellt von seiner Wunde, bedrohte und beunruhigte die rechte Flanke des langsam gegen Rouen vorrückenden Feindes unaufhörlich; er hatte sich dieser Stadt mit einem Reitercorps bis auf 5 Stunden genähert, während der Baron von Biron, von Dieppe und Arques aus, die feindlichen Zufuhren überfiel und aufhob. — Am 26. Febr. wendete sich der Herzog von Parma rechts gegen Pont de l'Arche, und umging den Wald von Bellaucomble, in der Absicht, mittelst eines Nachtmarsches plötzlich vor Rouen zu erscheinen, und das königl. Fußvolk zu überfallen. Allein Villar's Thätigkeit war ihm bereits zuvorgekommen. Am 25. Febr. hatte dieser einen allgemeinen Angriff angeordnet.

Den Bürgern ward die Bewachung der Wälle anvertraut. Oberst Boniface erhielt Befehl, mit seinem Regimente und 200 Edelleuten aus dem Fort Ste. Catherine auszufallen, und sich gegen die Engländer zu dirigiren; ihm folgten 2 Schwadronen aus dem Thore Martinville. Oberst Pericard sollte sich mit seinem Regimente gegen die vor dem alten Fort erbauten Batterien wenden. Eine 3. Colonne unter Jakob Argenti ward aus dem Thore Cauchois gegen die Karthause dirigirt, um die Truppen des Hauptquartieres im Schache zu halten. Villars selbst, an der Spitze eines auserlesenen Haufens, wollte aus dem Thore von Beauvais debouchiren, und die dort neu erbaute Batterie nehmen. Mit Tagesanbruch begann diese Bewegung. Die königl. Truppen wurden in den Transcheen überfallen, die Geschütze theils vernagelt, theils in den Graben geworfen, die Minen verschüttet und die Munitionsvorräthe in die Luft gesprengt. Das französische Fußvolk flüchtete sich unaufhaltsam bis nach Darneton. Unterdessen sammelte der Marschall von Biron 4000 Schweizer und Deutsche; allein bis diese auf dem Kampfplatze anlangten, war das größte Uebel bereits geschehen, und die vier jetzt vereinten Colonnen rückten dem Marschall entgegen und lieferten ihm ein hitziges Gefecht, in welchem er selbst gefährlich verwundet wurde. Erst nachdem die königl. Truppen sich vom ersten Schrecken erholt hatten und von allen Seiten wieder angriffsweise zu Werke gingen, trat Villars endlich den Rückzug an. Der Verlust der Königlichen betrug an diesem Tage allein über 800 M. nur in den Transcheen, während die Belagerten kaum 50 Todte zählten. Villars sendete unverzüglich einen Eilboten an den Herzog von Parma mit der Nachricht des Vorgefallenen, und dem Gesuche, sich in seiner Bewegung nicht zu übereilen, da der Feind jetzt wenigstens auf einige Tage paralysirt sei. — Nichts desto weniger wollte der Herzog von Parma den Marsch zum Angriffe des königlichen Heeres fortsetzen, allein der Herzog von Mayenne bestand darauf, den Angriff aufzugeben und wieder in das am vorigen Tage verlassene Lager zurückzukehren. Hier ward gegen die Ansicht des Herzogs von Parma beschlossen, nur 800 Wallonen in die belagerte Stadt zu werfen, sofort über die Seine zurückzugehen und den festen Platz St. Esprit de Rue an der äußersten Grenze der Piccardie zu belagern. Dieser tadelnswerthe Beschluß wird nur dadurch erklärlich, daß die spanischen und französischen Unterfeldherren dem Herzog von Parma nicht den Triumph gönnen mochten, Rouen befreit zu haben. — Das vereinigte Heer war kaum abgezogen, als Heinrich IV. die Belagerung dieser Stadt mit größtem Eifer fortsetzte. Durch die holländischen Staaten mit Geschutz und Kriegsbedürfnissen, die ihm der Graf von Nassau zuführte, unterstützt, benutzte er die hollandischen Schiffe zur Sperrung der Seine und zur Beschießung der dem Flusse am nächsten gelegenen Theile der Stadt. Mit ungemeiner Thätigkeit wurden die Transcheen wieder eröffnet, wobei der König und die ersten Generale zur Anfeuerung der Truppen selbst Hand anlegten. Zwar kam es noch zu manchem hitzigen Gefechte, allein die Besatzung schmolz allmälig so herab, daß Villars, als am 24. März ein 70 Fuß langes Mauerstück zwischen dem Thore Cauchois und dem Dominicaner-Kloster von selbst einstürzte, und der König die Truppen zum Sturme heranführte, kaum hier den nöthigen Widerstand zu leisten vermochte und sich daher genöthigt sah, den Herzog von Mayenne zu Hilfe zu rufen, indem er sich höchstens noch bis zum 20. April zu halten vermöge. — Seiten des königlichen Heeres, das zum großen Theile aus Freiwilligen bestand, zog sich der Adel, den seine eigenen Angelegenheiten nach Hause riefen, in seine Heimath zurück, wodurch die Reiterei bis auf die

Hälfte herabſchmolz, und ſelbſt dieſe mußte der Erhaltung wegen in ausgedehnte Cantonirungen verlegt werden, ſo daß der König ſich beinahe ganz auf ſein Fußvolk beſchränkt ſah, deſſen Reihen anſteckende Krankheiten nicht wenig lichteten. — Die Herzoge von Parma und von Mayenne, von dieſen Verhältniſſen benachrichtigt, und überdieß durch Villars Aufforderung noch mehr hiezu beſtimmt, überſchritten plötzlich die Somme bei Blanquetaque und erſchienen nach 6 Gewaltmärſchen in der Nähe von Rouen. — Der König, von dem Anmarſche der Feinde benachrichtigt, zog ſogleich die auf dem linken Ufer ſtehenden Truppen an ſich, verſammelte ſeine Reiterei bei Darneton, und beſchloß, da eine Heerſchau ihm die Schwäche ſeines Heeres zeigte, die Aufhebung der Belagerung. Zur Deckung des Rückzuges ſendete er den Vicomte von Turenne mit der deutſchen Reiterei dem Feinde gegen Neufchatel entgegen. Turenne löſte ſeine ſchwierige Aufgabe mit Glück, während der König zuerſt das Geſchütz nebſt dem Gepäcke bei Pont de l'Arche über die Seine ſchickte, und hierauf am 20. April mit dem Hauptcorps eben dahin den Rückzug antrat, wobei der Baron von Biron die Nachhut befehligte. An demſelben Tage traf das Heer des Herzogs von Parma vor Rouen ein, das ſich auf ſolche Weiſe nach einer mehr als 5monatlichen Belagerung befreit ſah. — (Vergl. Davila, histoire des guerres civiles de France. — Histoire de France sous Henri IV. par Mathieu.)

— s —

Rouſſin, Albin René, Baron, franzöſiſcher Admiral. Ueber ſeine frühere Thätigkeit iſt wenig bekannt, der almanach impérial vom Jahre 1811 führt ihn als einen der jüngſten Fregattenkapitaine und als Ritter der Ehrenlegion auf. Unter der Regierung Ludwig's XVIII. machte er ſich durch ſeine geographiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe bekannt, und wurde zu mehreren für das Seeweſen ſehr nützlichen und wichtigen Arbeiten gebraucht. Man hat von ihm eine in den Jahren 1817 und 1818 gemachte Aufnahme der Weſtküſte Afrika's; 1819 befand er ſich an den Küſten von Braſilien, und hat über ſeine dort angeſtellten Beobachtungen ein eigenes Werk herausgegeben. Im Jahre 1828 erſchien Rouſſin am 5. Jul. mit einer franz. Flottenabtheilung vor Rio Janeiro, um die Herausgabe der von der braſiliſchen Blokadeflotte vor Buenos-Ayres weggenommenen franzöſ. Handelsſchiffe zu fordern; eine deßfallſige Convention wurde am 21. Auguſt geſchloſſen. Die politiſche Umwälzung von 1830 war auch für R. nicht ohne Folgen; Louis Philipp ernannte ihn zum Admiral und ſendete ihn mit einer Flotte nach Liſſabon. Der damalige Gewalthaber Portugals, der Infant Don Miguel, hatte mehrere Gewaltthätigkeiten gegen Franzoſen und Engländer verübt, und ſich dadurch den Zorn beider Regierungen zugezogen, die eine Flotte nach dem Tajo ſendeten, um Genugthuung zu verlangen. R. nahm mehrere portugieſiſche Schiffe und erzwang eine Convention, nach welcher Portugal ſich anheiſchig machte, eine gewiſſe Summe als Entſchädigung an Frankreich zu zahlen. Schon in den Verhandlungen von 1828, ſo wie in denen von 1831 hatte der Admiral Gewandtheit, Thätigkeit und Kraft in einem ſolchen Grade entwickelt, daß die Regierung ihn gern zu diplomatiſchen Sendungen verwenden mochte, und auch bald eine dergleichen ſehr wichtige nach Conſtantinopel erhielt. — Im Jahre 1832 war nämlich ein Krieg zwiſchen dem Sultan und dem Vicekönig von Aegypten ausgebrochen, bei welchem Rußland zu Gunſten des Erſteren, ſelbſt mit den Waffen einſchreiten zu wollen ſchien; der General Graf Orlof kam in Conſtantinopel an und verſprach Hilfstruppen; der Einfluß Rußlands auf die Pforte war überwiegend, dem mußte von Frankreich entgegen gearbeitet wer-

den. Der Admiral R. traf im Februar 1833 als Gesandter bei dem Sultan ein; schon am 18. verlangte er die Bestätigung des dem französischen Geschäftsträger gegebenen Versprechens, auf russische Hilfe zu verzichten, doch diese war zu lockend, und R. konnte ihr nur das Anerbieten der Vermittlung entgegen stellen; so war es natürlich, daß er unterliegen mußte. Die Türken wurden in Kleinasien geschlagen, die Aegypter drangen in der Richtung auf Constantinopel vor, da erschienen die russischen Hilfstruppen und nun wendete R. seine ganze Thätigkeit an, den Frieden herbeizuführen, was ihm auch trotz aller Hindernisse von Seiten der russischen Diplomaten gelang. Am 4. April 1834 erhielt R. das Marineministerium, das er am 10. November wieder verlor, ohne es persönlich angetreten zu haben, und blieb auf seinem Gesandtschaftsposten. F. W.

Routiers. Außer den Lehnstruppen der Edelleute und den Contingenten der Communen gab es früher in Frankreich noch eine andere Art Soldaten, die nur um Sold dienten. Man nimmt gewöhnlich, aber fälschlich, an, daß Philipp August von Frankreich der Erste war, der sich ihrer bediente, um weniger abhängig von seinen Vasallen zu sein; allein schon Stephan und Heinrich II. von England hatten dergleichen errichtet, die Freicompagnien genannt wurden und zu denen fast nur Abenteurer und Gesindel genommen wurden. Sie waren von allen Nationen zusammengesetzt und kommen unter verschiedenen Namen in der Kriegsgeschichte vor. Bald hießen sie Cotteraux, Coterelli, weil sie sich großer Messer, couteaux, bedienten; bald erschienen sie als Routiers oder Ruptarii, weil sie alles verwüsteten, bald nennt man sie Brabançons, weil die Berühmtesten aus Brabant gekommen waren. Eine der ersten Sorgen Philipp August's war, sich ihrer, die unter seinem Vorfahren schon durch ihre Ausschweifungen dem Lande so schädlich waren, zu entledigen. Er führte Krieg mit ihnen, schlug sie und tödtete mehr denn 7000. Doch waren dieselben nicht vernichtet und nach wenigen Jahren bediente sich Philipp selbst ihrer, so wie der König von England. Dieser, Johann, hatte deren eine Menge in seinen Diensten, die von einem Edelmann aus Poitou, Philipp Marc, Seneschal von Nottingham, befehligt wurden. Frankreich und das deutsche Reich lieferte dazu die meisten; Hugo von Boves, der in der Schlacht von Bouvines das Fußvolk commandirte, brachte allein 40,000 zusammen, die er nach England führte. Johann konnte sie nicht bezahlen und wies sie daher auf die Güter derjenigen Großen an, welche Anhänger und Verfechter der magna charta waren. Die Routiers erhielten sich lange und wurden selbst den Königen gefährlich. Nur erst Karl V. von Frankreich fand ein Mittel, sich ihrer zu entledigen, indem er sie alle mit Bertrand du Guesclin nach Spanien gegen den König Peter den Grausamen von Castilien sendete. Bei dieser Expedition wurde nicht allein der politische Zweck erreicht, indem Peter des Thrones verlustig ging, sondern auch die Compagnien der Routiers erreichten ihr Ende, denn fast alle Individuen kamen entweder um oder zerstreuten sich. — (Vergl. Daniel histoire de la milice Française. — Sismondi histoire des Français.) F. W.

Routinier. „Routine haben," oder „routinirt sein," heißt: in irgend einem Dienst- oder Geschäftszweige sehr bewandert sein, durch häufige Wiederholung einer und derselben Thatigkeit eine gewisse mechanische Fertigkeit darin erlangt haben. Der tägliche Dienst und besonders das Exerciren erfordern durchaus Routine, und diese führt in dem Grade zur Präcision, als sie auf die Truppe selbst übergeht. So ist z. B. die Manövrirfähigkeit eines Bataillons nichts weiter als eine Routine der Masse. Aber indem

r Routinier ſich immer nur in einem engen Kreiſe von mechaniſchen Thä-
keiten herumdreht, gewöhnlich nur nach den beſtehenden Vorſchriften han-
lt, ohne dabei die durch Umſtände oder Individualitäten nothwendig wer-
aden Modificationen eintreten zu laſſen, wird er allmälig zu einem ſehr
ſeitigen Praktiker (ſ. d.), der ſich bei ungewöhnlichen Ereigniſſen weder
rathen noch zu helfen weiß. Die Routiniers ſind die lebendigen Regle-
nts, aber unfähig, nach eigenen Anſichten zu handeln. Sie verhalten ſich
den echten Praktikern wie die Copiſten zu den Concipienten. Wer von
ſchränkten Geiſtesfähigkeiten iſt, kann jedoch nichts Beſſeres thun, als ſich
m tüchtigen Routinier auszubilden, wird aber natürlich auf den unterſten
efehlshaberſtufen ſtehen bleiben müſſen, da ihm die geiſtige, und mithin
ch die praktiſche Selbſtſtändigkeit abgeht. Pz.

Roveredo, Stadt in Tyrol, am Einfluſſe des Leno in die Etſch,
it 8000 Einwohnern.

Gefechte am 3. und 4. September 1796.

Oeſtreich bot Alles auf, um die ſeit Anfangs Juni durch ein franzöſ.
er unter Bonaparte belagerte Feſtung Mantua (ſ. d.) zu entſetzen.
nen erſten Verſuch dazu hatte, in den Tagen vom 29. Juli bis 12. Au-
ſt, das unter Feldmarſchall Graf Wurmſer in der Gegend von Trient und
overedo aufgeſtellte Heer unternommen. In Folge deſſen hob zwar der franz.
bergeneral die Belagerung auf; als jedoch, nach mehreren blutigen Gefechten
(Lonato und Caſtiglione) die Oeſtreicher mit großen Verluſten zum
ückzuge in ihre früheren Stellungen genöthigt worden waren, begann am 24.
uguſt die Einſchließung Mantua's auf's Neue. — Ungeachtet der großen
erluſte, welche Wurmſer ſo eben erlitten hatte und des gleichzeitigen Vor-
ingens Moreau's und Jourdan's in Deutſchland, gab Oeſtreich keines-
ges die Hoffnung auf, ſeine Angelegenheiten in Italien wieder herzu-
llen. Mit ungewöhnlicher Thätigkeit wurde die Armee ergänzt und
rſtärkt, und nicht vergebens rechnete man auf die treuen Tyroler, von de-
n ſich mehrere Tauſende als Freiwillige ſtellten. Schon zu Ende Auguſt
reichte Wurmſer's Heer wieder eine Stärke von beinahe 50,000 Mann;
m Wien traf General Laun als Chef des Generalſtabes, mit einem neuen
perationsplane und dem Befehle zu deſſen ſofortiger Ausführung, in
Wurmſer's Hauptquartier, Trient, ein. Dieſem Plane zu Folge ſollte die
auptmacht unter Wurmſer, beſtehend aus den Diviſionen Quasdanovich, Mes-
ros, Sebottendorf und der Reſervecavalerie, durch das Brentathal (Val
ggana) auf Baſſano gehen, ſich zunächſt Verona's und der Etſchübergänge
s Porto Legnago bemeiſtern und dann auf dem rechten Ufer der Etſch gegen
antua vordringen. F. M. L. Davidovich hatte die Aufgabe, immittelſt mit
nem Corps von 20,000 M., denen ſich einige Tauſend tyroler Landes-
hützen anſchloſſen, Tyrol zu decken, und den Feind an der obern Etſch zu
ſchäftigen. — Das zum Vorrücken gegen die untere Etſch beſtimmte
orps wird gewöhnlich zu 27,000, nach öſtreich. Angaben jedoch nur zu
9,400 M. unter den Waffen, angegeben. — Bei dem neuen Operations-
lane war zwar der Nachtheil vermieden, daß die Heertheile nicht wie bei
m erſten Entſatzverſuche, auf beiden Seiten des Gardaſees vorrückten,
att deſſen trennten jetzt aber die unwegſamen Gebirge der Sette Communi
nd des Monte Malara, ſo wie eine allzugroße Entfernung den offenſiv
erirenden Theil von dem zur Defenſive beſtimmten. Gegenſeitige Unter-
ützung war unmöglich, und ſo fand Bonaparte abermals Gelegenheit, die
ſtreich. Abtheilungen einzeln zu ſchlagen.

Die franzöſ. Armee in Italien war zwar ſowohl durch Abtheilungen,

welche aus dem Innern kamen, als durch die erfolgte Auswechſelung von 3000 Gefangenen, anſehnlich verſtärkt worden; allein der Zuſtand, in welchem ſie ſich befand, war nicht der beſte. Die Soldaten litten drückenden Mangel an Bekleidung und Verpflegung, waren aber vom beſten Geiſte beſeelt. Das Heer befand ſich Ende Auguſt in folgenden Stellungen: Diviſion Vaubois, 11,000 M., auf dem weſtl. Ufer des Gardaſees, bei Rocca d'Anfo und Lodrone. — Diviſion Maſſena 13,000 M., im Centrum auf dem rechten Ufer der Etſch, bei Campara. — Diviſion Augereau 9000 M., auf dem rechten Ufer der Etſch, von Verona bis Porto Legnago. — Diviſion Serrurier 9000 M., unter General Sahuguet, vor Mantua. Selbſt wenn man als erwieſen vorausſetzen könnte, daß Bonaparte ſich von dem Plane des öſtreich. Feldherrn die genaueſte Kenntniß zu verſchaffen gewußt habe, müßte man ſich, bei Prüfung der von ihm angeordneten kühnen Operationen zur größten Bewunderung hingeriſſen fühlen. Er beſchloß, ſich zuvörderſt mit ſeiner Hauptmacht, den Diviſionen Vaubois, Maſſena und Augereau, auf Davidovich zu werfen. Ob er gleich Anfangs, Wurmſer's Vorrücken im Brentathale ahnend, den Plan gehabt hat, nach einem Siege über Davidovich, in Wurmſer's Rücken zu operiren oder aber erſt in Trient dieſen Entſchluß faßte, iſt unentſchieden. — So gefährlich Bonaparte's Operationen für ſeine Gegner waren, ſo gewagt waren ſie auch für das franzöſiſche Heer. — Hielt Davidovich Stand, ſo wurde durch Wurmſer Mantua entſetzt, und Bonaparte lief Gefahr, zwiſchen der Etſch und den Gebirgen förmlich eingeſchloſſen zu werden. — Am 1. September ſtand der größte Theil der Wurmſerſchen Colonne bereits bei Baſſano; der Reſt war im Marſche von Trient dahin begriffen; Feldmarſchall Wurmſer blieb noch in Trient. — Die Streitkräfte unter Davidovich waren ſehr vertheilt; ſtarke Detachements ſtanden im Vorarlbergiſchen, ſo wie gegen Graubünden und Veltelin; die 5500 M. ſtarke Brigade Fürſt Reuß, am nordweſtlichen Ufer des Gardaſees; 8600 M. Linientruppen, ſo wie eine Anzahl tyroler Landesſchützen, unter den Generalen Vucaſſevich und Spork auf dem linken Ufer der Etſch bei Roveredo, die Vorpoſten bei Ala. — Die Bewegungen der Franzoſen begannen am 2. September. General Guyeux ſchiffte ſich mit 6 Bat. bei Salo ein, landete bei Riva und ſtieß bei Torbole zu Vaubois. Dieſer hatte Befehl, über Storo und Condino gegen Riva und Torbole zu marſchiken, den 4. an der Etſch, Serravalle gegenüber, einzutreffen, den Fluß daſelbſt zu paſſiren, und ſich mit dem auf dem linken Etſchufer vorrückenden General Maſſena zu vereinigen. Deſſen Diviſion, die Reſervecavalerie und das Hauptquartier Bonaparte's, paſſirten die Etſch auf der Brücke bei Polo und rückten auf der großen trienter Straße vor. — Augereau ließ in Verona einen Theil ſeiner Diviſion, unter General Kilmaine, mit dem Reſt rückte er durch das Gebirge gegen den Monte Malara vor, theils um das Brentathal zu beobachten, theils um nöthigenfalls Maſſena zu unterſtützen. — Am 2. September fielen nur unbedeutende Gefechte zwiſchen Vaubois Avantgarde, welche General St. Hilaire führte, und den Vortruppen des Generals Fürſten Reuß, an der Sarca vor. — Am 3. September wurden die öſtreich. Vorpoſten auf dem rechten Etſchufer bis Mori durch die Diviſion Vaubois, auf dem linken von Ala bis Serravalle durch Maſſena's Avantgarde zurückgeworfen. Vucaſſevich ſah ſich nach hitzigem Gefecht genöthigt, Serravalle zu räumen. Er nahm Stellung bei San Marco und wies in derſelben die bis in die Nacht fortgeſetzten Angriffe des Feindes zurück. — Davidovich befand ſich in Trient, um von Wurmſer die letzten Inſtructionen zu empfangen. Spät Abends gingen

daſelbſt die Meldungen über das Vordringen der Franzoſen ein. Wurmſer befahl den Generalen Davidovich und Fürſt Reuß am 4. Morgens auf beiden Ufern der Etſch anzugreifen, während die Bewegung des linken Flügels gegen Baſſano fortgeſetzt wurde. Davidovich traf mit einer Unterſtützung von 2 Bat., bei Tagesanbruch in San Marco ein, und wollte den Angriff beginnen, als ihm die Franzoſen damit zuvorkamen. Nach Bonaparte's Anordnung ſollte Maſſena, in dem Augenblicke, als Vaubois jenſeits der Etſch erſcheinen würde, die Höhen von San Marco angreifen, Augereau aber ſeine Bewegung im Daſathale, im Rücken der Oeſtreicher, fortſetzen. — Am 4. September Morgens 6 Uhr rückten die Truppen Maſſena's und Vaubois zum Angriffe vor. General Vucaſſevich widerſtand 2 Stunden lang allen Angriffen, und zog ſich erſt, als er ſeinen Rückzug in hohem Grade bedroht ſah, gegen Roveredo zurück. Das zum Rückhalte aufgeſtellt geweſene Regiment Nadasdy, von der Brigade Spork, eilte dahin voraus und ſtellte ſich vor der Stadt auf, aber noch zu rechter Zeit, um das 1. franz. Huſarenregiment, welches auf einem Seitenwege vorgedrungen war, durch ein lebhaftes Feuer zurückzuhalten. General Dubois, der die feindliche Reiterei führte, blieb bei dieſer Gelegenheit. — Vucaſſevich wurde auf dem Rückzuge von allen Seiten gedrängt, ſeine Brigade größtentheils gefangen oder ins Gebirge verſprengt, und nur 500 Mann derſelben kamen nach Roveredo, wo das Gefecht ſich erneute. Hinter dieſer Stadt hatte Davidovich das 2. Regiment der Brigade Spork, 1700 Mann ſtark, aufgeſtellt, um die Reſte der Brigade Vucaſſevich und das Inf.-Regiment Nadasdy aufzunehmen, und dann die Nachhut zu bilden. Gegen Mittag zogen ſich die Oeſtreicher durch Roveredo, als General Rampon mit der 32. Halbbrigade zwiſchen der Etſch und der Stadt, und General Victor in derſelben vordrang. Vucaſſevich mußte ſeinen Rückzug beſchleunigen und erlitt von Neuem großen Verluſt. — Vaubois war in ſeinem Angriffe gegen die Stellung von Mori nicht minder glücklich geweſen und verfolgte ſeinen Gegner auf dem rechten Ufer der Etſch. Bonaparte bewilligte der Diviſion Maſſena eine kurze Ruhe und recognoſcirte die Stellung der Oeſtreicher bei Calliano. Zu derſelben führte ein Engpaß von 50 Klaftern Breite, rechts durch die Etſch, links durch ſteile, faſt unzugängliche Felſen begrenzt, am Eingange durch das mit einer Mauer umgebene Dorf la Pietra verſchloſſen. Die Oeſtreicher hielten es für unmöglich, hier durchzudringen. Das die Nachhut bildende Regiment Preis, unter Oberſt Weidenfeld, ſollte den Eingang zum Engpaſſe verſammeln und la Pietra vertheidigen. Es wurde auf dem Rückzuge lebhaft gedrängt, verlor beträchtlich und hatte kaum die Anſtalten zur Vertheidigung begonnen, als es angegriffen wurde. Bonaparte ließ ſeinem Gegner keine Zeit, ſich feſtzuſetzen; er mußte um jeden Preis ſiegen. General Dammartin beſchoß mit 8 Geſchützen la Pietra und die Straße. General Pigeon drang mit einigen Bat. rechts über die Felſen vor; 300 Bländer begannen am Flußufer ein lebhaftes Feuer. 3 Halbbrigaden, in geſchloſſenen Colonnen, ſtürzten ſich in den Engpaß. Das an Zahl ſchon ſehr geſchwächte und erſchöpfte Regiment Preis vermochte nicht, bedeutenden Widerſtand zu leiſten, die Franzoſen forcirten den Eingang zu dem Engpaß. Die Vertheidiger wurden von der nach Calliano führenden Straße abgeſchnitten und mußten durch's Gebirge gegen Trient flüchten.

Im Lager von Calliano ſtanden die Reſte der Brigaden Spork und Vucaſſevich, noch ungefähr 4800 M. ſtark. Die Befehlshaber hatten in der Ueberzeugung, es ſei unmöglich, daß der Feind den Engpaß von la Pie-

tra nehmen könne, die ermüdeten Soldaten aus dem Gewehr gehen und ſich zerſtreuen laſſen, um die Lagerbedürfniſſe herbeizuſchaffen. Der Kanonendonner wurde nicht beachtet, da drang plötzlich, ohne daß zuvor eine Kunde des Verluſtes jenes Paſſes angelangt wäre, um 4 Uhr Nachmittags Maſſena mit Infanterie und Cavalerie in das Lager. Die Oeſtreicher hatten größtentheils nicht Zeit, die Waffen zu ergreifen; die Bemühungen der Officiere, die Abtheilungen zu ordnen und Widerſtand zu leiſten, blieben erfolglos. In wilder Flucht ſuchte ſich Alles nach Trient hin zu retten, ein großer Theil wurde durch die auf Seitenwegen vordringende franz. Reiterei abgeſchnitten; kaum die Hälfte ſammelte ſich gegen Abend bei Trient. — Wurmſer hatte dieſe Stadt noch nicht verlaſſen, als er Meldung über die Ereigniſſe bei Calliano erhielt. Es wäre nicht mehr möglich geweſen, die bereits zum Theil bis Baſſano vorgerückten Colonnen des linken Flügels zurückzurufen, man beſchloß daher, ſich durch die erlittenen harten Schläge nicht in Ausführung des früheren Planes ſtören zu laſſen. Wurmſer ertheilte dem General Fürſten Reuß, welcher, auf dem rechten Etſchufer, bis jetzt faſt gar keinen Theil an den Gefechten genommen hatte, den Befehl, ſich in der Nacht auf Trient zurückzuziehen. Der Oberſt Zach ſollte mit Davidovich die Vertheidigung der Stellung bei letztgenannter Stadt berathen. Spät Abends reiſte F. M. Wurmſer nach Baſſano ab. Davidovich erklärte bei ſeiner Ankunft, es ſei unmöglich an eine Aufſtellung bei Trient zu denken. Er räumte dieſe Stadt den 5. September ganz früh, und bezog, nachdem ein Theil der Brigade Reuß zu ihm geſtoßen war, noch 5000 M. ſtark, eine Stellung hinter dem Lavisbache. — Das tyroler Corps hatte in den beiden Tagen des 3. und 4. Sept. etwas über 4000 M., von denen der größte Theil gefangen war, 19 Kanonen und 5 Fahnen verloren. Aber auch der Ueberreſt war nicht beiſammen. Von der Brigade Reuß hatte ein großer Theil, der zu weit entfernt ſtand, ſich nicht nach Trient zurückziehen können, und mehr nach Weſten gewendet; 1200 M. von der Brigade Vucaſſevich war in das Brentathal geflüchtet. In der Nacht vom 4. zum 5. Sept. paſſirte Vaubois bei Serravalle die Etſch und traf gegen Mittag in Trient ein, welches ſchon früh 8 Uhr durch die Diviſion Maſſena beſetzt worden war. Augereau hatte an den Kämpfen keinen Theil nehmen können, da der Monte Malare ihm unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegenſetzte. Er mußte in's Etſchthal herabſteigen und erhielt Befehl, über Trient in das Brentathal zu marſchiren. So viel auch Bonaparte bereits gewonnen hatte, ſo war ihm doch die Nähe des tyroler Corps für Ausführung des zweiten Theiles ſeines Planes, der Bewegung im Rücken Wurmſer's, noch immer gefährlich. Die Diviſion Vaubois erſtürmte deßhalb noch am Abend des 5. Sept. die über den Lavisbach führende Brücke und Davidovich zog ſich mit neuem Verluſte gegen Salurn und Neumarkt zurück. — Beiſpiellos waren die Reſultate der fernern Operationen Bonaparte's (ſ. Baſſano und Mantua.) Die Anfangs Sept. gegen 50,000 M. ſtarke öſtreich. Armee war nach wenig Tagen gänzlich zerſtreut oder gefangen. Wurmſer fand mit ungefähr 12,500 M., einſchließlich 3300 Reiter, ſeine Rettung in der Feſtung Mantua. Nur eine ſchwache Abtheilung unter General Quasdanovich rettete ſich nach Friaul. — (Vergl. den Feldzug in Italien 1796 und 1797 von Decker. Oeſtr. milit. Zeitſchrift 1832. 1. Heft. — Victoires et conquêtes etc. 7. Bd.)

Z.

Rovigo, Herzog von, ſiehe Savary.

Rüchel, Ernſt Wilhelm Friedrich von, General der Infanterie

und Ritter des ſchwarzen Adlerordens, geb. am 21. Juli 1754 in Hinterpommern zu Zizenow, der letzte Zweig ſeiner Familie, ward anfänglich zum Civildienſt beſtimmt, trat aber aus Vorliebe für den Militairſtand im Jahre 1771 als Fahnenjunker in das Stoyentinſche Regiment, avancirte bald zum Regimentsadjutanten und ſpäter zum Generaladjutanten bei dem nachmaligen Feldmarſchall v. Knobelsdorff, an deſſen Seite er den bairiſchen Erbfolgekrieg mitmachte. Im Jahr 1782 verſetzte ihn Friedrich II. als Kapitain zum Generalſtabe, und von da an begleitete er den König auf allen ſeinen militairiſchen Reiſen. Friedrich Wilhelm II. verlieh ihm 1788 als Major die Inſpection über die Militairerziehungsanſtalten, und 1790, wegen der ihm übertragenen und ſchnell ausgeführten Armirung der ſchleſiſchen Armee, den Verdienſtorden, 1791 ward er Flügeladjutant des Königs, und in dieſer Zeit ſchuf er den Plan zur Gründung der Militair-Wittwencaſſe; auch trat auf ſeinen Vorſchlag die Formation der Invalidencompagnien ins Leben. Im Jahre 1792 wurde R. in das Hauptquartier des heſſiſchen Corps geſandt, und zeichnete ſich namentlich bei dem Entſatze von Ehrenbreitenſtein und bei der Einnahme von Frankfurt a. M. (2. Decbr. 1792) glänzend aus. In den Feldzügen der darauf folgenden Jahre wurde R. ſchnell zum Oberſtlieutenant, zum Commandeur des Regiments des Prinzen Ferdinand, zum Oberſten, Generalmajor u. Regimentschef befördert, und erhielt für das Gefecht von Oggersheim den rothen Adlerorden. In der darauf folgenden Schlacht von Kaiſerslautern (29. und 30. Nov. 1793) befehligte er das Centrum der Aufſtellung. Seine Regimenter machten 2000 Gefangene und eroberten 4 Fahnen, und die Berichte der damaligen Zeit zählen viele einzelne Züge ſeiner perſönlichen Tapferkeit auf. Ein eben ſo gewandter Diplomat als tapferer Soldat, wohnte R. 1792 der Zuſammenkunft bei, welche der König von Preußen mit dem deutſchen Kaiſer hatte, wurde 1797 in das Hoflager des ruſſiſchen Kaiſers geſchickt, und ward bei ſeiner Rückkehr aus St. Petersburg zum Commandeur en chef des Regiments Garde, zum Commandanten von Potsdam und zum Inſpecteur ſämmtlicher Cadettenanſtalten ernannt. Im Jahre 1799 erfolgte ſeine Ernennung zum Generallieutenant, 1802 erhielt er den ſchwarzen Adlerorden, 1805 das Gouvernement von Königsberg und die Inſpection der oſtpreußiſchen Infanterie. — Unſtreitig gehörte der General von Rüchel zu den gebildetſten und fähigſten Generalen der preußiſchen Armee, als der Feldzug von 1806 begann, und ein einziger Tag ſeinen erworbenen Ruf verdunkelte. Dieſer Tag war der 14. October, der Schlachttag von Jena. — Rüchel, der den größten Theil der in Hannover und Weſtphalen ſtehenden Truppen bei Göttingen geſammelt, und mit denſelben zur Armee in Thüringen geſtoßen war, erhielt daſelbſt den Befehl über 24¼ Bat. und 40 Esc. Mit dieſem Corps (4¼ Bat. 10 Esc. waren davon detachirt) ſtand er am Morgen des verhängnißvollen 14. Octobers zwiſchen 8 und 9 Uhr bei Umpferſtädt, 1½ Meile weſtlich von Vierzehnheiligen, dem Schlachtfelde von Jena. Schon gegen 9 Uhr war am letztgenannten Ort das Corps von Tauenzien, durch Lannes verfolgt, angekommen, General Grawert hingegen, war gegen 8 Uhr aus ſeinem Lager von Capellendorf, ½ Meile weſtlich von Vierzehnheiligen, eben dahin aufgebrochen, um Tauenzien zu unterſtützen, und gleichzeitig war dem General Rüchel der Befehl zugeſchickt, aufzubrechen, und ſo raſch wie möglich herbeizueilen. Gegen 10½ Uhr Vormittags, als Gen. Grawert zum Angriff überging, ward der Befehl wiederholt. Trotz deſſen brach R. erſt gegen 1 Uhr von Umpferſtädt auf, und traf nach 2 Uhr, als die übrige Armee des Fürſten Hohenlohe in vollem Rückzuge Capellendorf

erreichte, bei diesem Orte ein. 15,000 M. frischer Truppen, welche am Vormittag auf dem Schlachtfelde eintreffend, den Sieg entscheiden konnten, vermochten jetzt schwerlich das Gefecht herzustellen, unmöglich aber war dieß nach der Disposition des Gen. Rüchel, wonach die eine Hälfte seines Corps zur Besetzung des Defilees von Capellendorf verwendet wurde, während die andere dem Feinde entgegenging. Gleich nach den ersten Schüssen wurde R. verwundet, doch verließ er nicht eher das Schlachtfeld, als bis das Corps jenseits Capellendorf wieder geordnet, und dessen Rückzug gesichert war, der unter dem Befehl des General Tauenzien nach Oßmannstädt erfolgte. In einem unzeitigen Ehrgeiz und dem übermäßigen Vertrauen in die eigenen Leistungsfähigkeiten und die seiner Truppen, darf man nur allein Aufschluß über dieses räthselhafte Benehmen des sonst so ritterlichen Generals suchen, der seine persönliche Tapferkeit auch an diesem Tage so glänzend bewährte. Seinem eigenmächtigen Handeln oder vielmehr seinem Ungehorsam, kann mit vollkommenem Rechte ein großer Theil der verderblichen Folgen der Schlacht zugerechnet werden. — Trotz dieses Vergehens ernannte ihn der König seiner übrigen Brauchbarkeit wegen zum Gouverneur von Preußen, und gab ihm erst nach dem Frieden von Tilsit seinen nachgesuchten Abschied mit der Würde eines Generals der Infanterie. Als aber im Jahr 1813 Preußen aufstand, das fremde Joch abzuschütteln, ward ihm keine Anstellung und R. verlebte auf seinen Gütern in Pommern die letzten Jahre seines Lebens, zurückgezogen von der Welt, im Kreise seiner Familie, und starb am 14. Januar 1823. — (Vergl. De la Motte Fouqué. Biographie des Generals v. Rüchel. 2 Bde. — Pantheon des preußischen Heeres vom Freiherrn von Zedlitz. 1 Band. Berlin 1831. — Geschichte der Kriege in Europa seit 1792. 7r Theil, namentlich Seite 55. Berlin 1835.)

W.

Rückenvertheidigung (feu de revers) kommt in der Befestigungskunst auf verschiedene Weise vor. Theils versteht man darunter die Vertheidigung, welche einer Befestigung durch hinter ihr liegende Werke oder Befestigungstheile, von diesen aus im Rücken oder in der Kehle geleistet wird. Ferner gehören dazu die von der Contrescarpe ausgehenden niederen Grabenvertheidigungen durch sogenannte Rücken-Caponieren oder Contrescarpen-Galerien (s. Caponieren und Kasematten). Endlich rechnet man aber auch noch hierher, die von weit vorspringenden Befestigungstheilen gegen rückliegende zu leistende Vertheidigung, sobald es der Feind versuchen wollte, diese früher anzugreifen, als die ersteren (s. Ravelin).

P.

Rückenwehren (parados) sind Schirme oder Schutzwehren, durch welche man bei Befestigungen die Vertheidiger der Brustwehren gegen die von hinten oder vom Rücken herkommenden feindlichen Kugeln zu sichern sucht. Sie bestehen zum Theil aus traversenartigen Erdwerken (s. Querwall), häufig werden sie aber auch aus zwischen Säulen eingelegtem Stammholze, ziemlich so wie die Blockhauswände (s. Blockhaus), bisweilen auch aus 6 F. hohen, 4 F. starken, mit Erde gefüllten Schanzkörben gebildet. Sie werden hinter den Linien errichtet, welche sie gegen diese oft sehr nachtheiligen Schüsse sichern sollen; ihre Lage und Höhe muß man übrigens nach den Regeln des vertikalen Defilements (s. Defilement) bestimmen. Anwendung finden diese Rückenwehren in Festungswerken und provisorischen Befestigungen, als auch bei Feldschanzen. Ihre Anlage wird theils durch die gegenseitige Lage der Befestigungslinien, theils durch die Beschaffenheit des Angriffterrains bestimmt. In Festungen sind es bei bastionirten Sy-

ſtemen gewöhnlich die Flanken des Hauptwalls, welche auf der angegriffenen Befeſtigungsfront dieſer Sicherung bedürfen, und unter gleichen Umſtänden werden ſie auch bei proviſ. Befeſtigungen nothwendig; in Feldſchanzen werden ſie aber allemal dann erforderlich, wenn dergleichen Werke zwiſchen Höhen zu liegen kommen, von wo aus der Feind das Innere derſelben beſchießen könnte. Ihre Anordnung erfolgt dann im Ganzen nach den Regeln des zuſammengeſetzten vertikalen Defilements, worüber das Nothwendigſte der Artikel Defilement II. Band, p. 418 enthält.

P.

Rücklauf des Geſchützes nennt man diejenige Bewegung deſſelben, welche durch die Wirkung des Schuſſes gegen das Rohr in der entgegengeſetzten Richtung des Geſchoſſes erzeugt wird. Man muß dieſelbe ganz auf die nämliche Weiſe erklären, wie das Steigen der Raketen (ſ. Raketen) und ſie iſt um ſo größer: je leichter und beweglicher das Geſchütz, je ſchwerer das Geſchoß, je ſtärker die Pulverladung und je weiter das Zündloch von dem hinteren Ende der letzteren entfernt iſt. — Bei Geſchützen auf Bettungen läßt ſich der Rücklauf dadurch vermindern, daß man dieſen Bettungen eine kleine Neigung nach vorn gibt, und hierdurch wird auch zugleich das Vorbringen der Geſchütze zu einem neuen Schuß erleichtert; dieſe Verminderung des Rücklaufs darf jedoch nicht ſo weit getrieben werden, daß das Laden des durch Schießſcharten ſchießenden Geſchützes dadurch erſchwert wird.

Ry.

Rückmarſch heißt jede Bewegung der Truppen, welche in einer der Front entgegengeſetzten Richtung ausgeführt wird. Die dabei obwaltenden Verhältniſſe und Abſichten entſcheiden, ob der Rückmarſch nur eine retrograde Bewegung, oder ein förmlicher Rückzug ſei. (ſ. d.)

Pz.

Rückſtoß. Die Kraft des entwickelten Pulvergaſes übt ſtets nach allen Seiten einen gleich großen, rechtwinkligen Druck aus, und ſteht dieſem kein ſeine elaſtiſche Ausdehnung hemmendes Hinderniß entgegen, ſo kann auch kein Streben ſtattfinden, dieſe gewaltſam zu ſuchen, und derſelbe wird gewiſſermaßen durch die gleichſeitige Verbreitung aufgehoben. Iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo wirkt der Druck mit aller Heftigkeit gegen eine ſolche Stelle und ſucht ſich durch Zurückſtoßen Raum zu verſchaffen. Gelingt ihm dieß jedoch nicht, ſo wendet er dann jederzeit ſeine höchſte Kraft wider die den hindernden Gegenſtand entgegengeſetzte leere oder weniger beſchränkte Seite. Da nun die vordere Oeffnung eines Gewehrlaufs (Mündung) den Druck, welchen der Boden deſſelben (Schwanzſchraube) von der entzündeten Pulverladung erleidet, nicht völlig durch den, welcher auf die Kugel wirkt, ausgeglichen wird, ſo muß ſich auch bei allen Feuergewehren unbedingt eine bald größere, bald geringere rückwirkende Kraft (Rückſtoß) äußern, zu der ſich noch durch eine ungleichmäßige Vertheilung, geringe Stärke und ſchlechte Beſchaffenheit des Eiſens, ſo wie durch das unvermeidliche Anbringen des Zündlochs auf einer Seite des Rohrs, eine fühlbare Bewegung nach verſchiedenen Richtungen geſellt. Alle dieſe Bewegungen heben ſich im Durchkreuzen entweder auf, oder ſie bringen ein Zittern des Laufs hervor und geben außer dem Rückſtoß zugleich Veranlaſſung zu einem Seiten- oder Backenſchlag. Die Urſache des letztern liegt vorzugsweiſe in dem Anbringen des Zündlochs auf einer Seite des Rohrs, indem das entbundene Pulvergas, im Augenblicke der Entzündung, durch die daſſelbe bildende Oeffnung, Gelegenheit zum Ausſtrömen erhält, aller Druck gegen dieſe Stelle ſich aufhebt und nun deſto entſchiedener wider die der Bohrungsachſe des Zünd-

lochs entgegengesetzte innere Fläche des Laufs wirkt, dadurch das Gewehr zu einer Drehung um seinen Schwerpunct nach der linken Seite nöthigt, und da das Zündloch noch hinter diesem eingebohrt, dem Backen des Schießenden durch den Kolben einen Schlag gibt. Je größer die Entfernung des Zündlochs vom Schwerpuncte ist, desto heftiger muß auch allemal durch die Verlängerung des Hebelarms die Wirkung des Seitenschlags sein, der zwar durch das Ansetzen des Gewehrs an die Schulter, festes Halten und besonders durch Zurücklegung des Schwerpunctes, was zugleich den Vortheil des bequemen und sichern Anschlags erhöht, bedeutend geschwächt, aber nie vollkommen aufgehoben werden kann. Die Seitenbewegung des Gewehrs würde gänzlich aufhören und der Rückstoß auffallend gemindert sich zeigen, wenn es der übrige Bau des Gewehrs gestattete, das Zündloch im Boden des Rohrs anzubringen. Man sucht übrigens die Gewalt des Seitenschlags einigermaßen noch dadurch zu brechen, daß man entweder die vordere Fläche der Schwanzschraube schräg gegen die Achse der Seele richtet, oder durch eine in solcher von der dem Zündloche entgegengesetzten Seite ausgehenden und nach diesem zu sich erweiternden Ausböhlung ein gleiches Resultat herbeiführt. — Die Heftigkeit des Rückstoßes verstärkt oder vermindert sich, je nachdem die Menge des Pulvers mit der Schwere des Bleis oder des vordern Widerstandes sich mehr oder weniger im Gleichgewichte befindet, wobei jedoch auch nebenbei in gewisser Beziehung die Länge des Laufs noch seinen Einfluß geltend macht. Da nun nach den unabänderlichen Gesetzen der Mechanik, Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sind, so folgt daraus, daß der Rückstoß um so bedeutender sich äußert, je mehr Pulver und Blei zur Ladung verwendet wird. Aus diesem einfachen Grunde muß, um den Rückstoß zu schwächen, ein Gewehr von großem Kaliber jederzeit eine ansehnlichere Eisenstärke besitzen, als ein solches, was nur eine enge Mündung hat und zur Ladung nur wenig Pulver und eine geringere Bleimasse braucht. Nicht immer kann jedoch blos vermittelst einer richtigen Eintheilung der Eisenstärke, eines kleinen Kalibers, einer richtigen Bohrung des Zündlochs, vortheilhaften Gestalt der vordern Schwanzschraubenfläche und angemessener Ladung, der Zweck eines gelinden Rückstoßes erreicht werden, sondern es ist dabei noch hauptsächlich der Grundsatz in Betracht zu ziehen, daß, sobald die Kraft des Pulvers rechtwinklig auf eine Unterstützung wirkt, sie auch größere Gewalt dagegen entwickelt. Dem zur Folge liegt auch die Verminderung des Rückstoßes in einer hierzu günstigen Construction des Kolbens und seiner Dünnung (Kolbenhals), welche letztere unbedingt etwas gesenkt werden muß, um erstern in so weit aus der geraden Linie des Mittelpuncts der Schwanzschraube zu bringen, daß bei der Explosion des Pulvers nur ein Theil der vollen rückstoßenden Gewalt die Schulter des Schießenden trifft. Vielgekrümmte Dünnungen machen daher den Stoß weniger empfindlich, vermehren indeß zugleich das Bestreben des Gewehrs sich nach oben zu drehen, welche Bewegung aber durch ein festes Halten mit der linken Hand, gehöriges Anstemmen an die Schulter, wo nicht ganz unterdrückt, doch wenigstens unmerklich gemacht werden kann. Da aber die Textur des zu Schäften benutzten Holzes eine allzugroße Krümmung, ohne Verletzung der Dauer derselben, nicht gut bei Militairgewehren erlaubt, und man auch vorzüglich Rücksicht auf ein bequemes, schnelles und sicheres Zielen, so wie auf die Handhabung und Tragart nehmen muß, so hat sich herausgestellt, daß die Neigung des Kolbens nicht unter einem Winkel von 10° sein und den von 15° nicht übersteigen darf. Könnte man die Schäfte der Soldatenflinten jederzeit nach dem Bau der Schultern und der Halslänge

des Schützen fertigen lassen, so würde dieß unübersehbare Vortheile darbieten; denn dann dürfte z. B. der von der Natur mit einem langen Halse begabte Mann beim Anschlagen sich nicht genöthigt sehen, widersinnig seinen Kopf tief herab zu neigen, bis sein Gesicht gerade auf den Kolben zu liegen kommt, und nicht nur so einen tüchtigen Backenschlag entgegen zu sehen, sondern auch eines schmerzhaften Rückstoßes theilhaftig zu werden, weil er vorzüglich bei einer zu geraden Construction des Kolbenhalses nicht im Stande ist, das ganze Kolbenblech gegen die Schulter zu stemmen. — Außer diesen bereits angeführten, den Rückstoß vermehrenden Haupturſachen, gibt es indeß noch einige andere, die einen gleichen Einfluß ausüben, und entweder in der lockern Lage des Laufs, in dem Schafte, in dem nicht gehörig festen Schlusse der Bünde (Ringe), im Laufe selbst, insofern sich in demselben vielleicht tiefe Bohrringe oder Gruben befinden, besonders aber in dem Halten und Anlegen des Gewehrs zum Schießen, und in der Stellung des Schützen dazu, liegen. Je mehr der Schütze die zu einem guten Schießen unerläßlichen Vortheile benutzt, und zuvörderst auf die möglichst natürliche und ungezwungene Stellung des Körpers, zweckmäßiges Halten und Anschlagen des Gewehrs, seine ganze Aufmerksamkeit richtet, desto weniger wird er mit den unangenehmen Folgen des Rück- und Backenschlags zu kämpfen haben. Im erstern Falle muß jedes zu weite Vorbiegen des Körpers wegfallen oder nur unmerklich erscheinen, indem durch jede Abweichung von der senkrechten Stellung die Muskeln zu sehr angestrengt werden, das Gleichgewicht durch die Vorderwichtigkeit verloren geht und der linke Fuß die Schwere des Körpers allein tragen muß. Der Kopf wird nur insoweit vorgeneigt, als es erforderlich ist, mit dem Auge in die Visirlinie zu kommen. Der zweite Fall bedingt die Lage der Arme, das feste Anstemmen an die Schulter und das lose Anlegen des Backens an den Kolben. Wird der rechte Arm an den Leib angezwängt und nicht bis ziemlich der Achsel gleich erhoben, so entsteht ebenfalls dadurch eine gezwungene Stellung, die Armmuskeln schieben sich nicht vor, der Schulterknochen entbehrt dadurch seiner Deckung und der Rückstoß wirkt um so schmerzhafter auf diesen. Je elastischer oder nachgebender im Allgemeinen ein Gegenstand ist, an den man den Kolben ansetzt, desto weniger wird auch der Rückstoß zu spüren sein. Eine zu bedeutende Drehung des Schützen nach der rechten Seite, erhöht gleichfalls den Schmerz des Rückstoßes und Backenschlags, da das Gewehr im Moment des Abfeuerns leicht von der Schulter abgleitet. Die Methode, das Gewehr statt an die Schulter an den obern Armknochen zu setzen, bleibt eben so fehlerhaft, denn der Rückstoß erstreckt sich hierbei nicht allein auf diesen, sondern durch das zu tiefe Herab- und Seitwärtsneigen des Kopfes, kommt die Nase mit dem Kolben und der Backen mit der ziemlich scharfen Kolbenkante zu sehr in Berührung. Gewehre mit besonderen erhabenen Backen sind jedes Mal den Ein- und Ausschnitten vorzuziehen, da letztere durch ihre scharfen Kanten empfindlicher auf den Backenknochen drücken als erstere, die nebenbei noch ein schnelleres Zielen gestatten. Schwere und breite Kolben werden außerdem, daß sie das richtigere und bessere Zielen und das Vordergewicht erleichtern, auch noch viel zur Verminderung des Rückstoßes beitragen. S.

Rückzug. Er ist eine so schwierige, gefahrvolle und folgenreiche Unternehmung, daß sich Niemand ohne Noth dazu entschließt. Der Rückzug wird in folgenden Fällen nothwendig: 1) wenn Anzeichen vorhanden sind, daß durch längere Fortsetzung des Kampfes das Ganze Gefahr läuft, geschlagen zu werden; 2) wenn der Gegner die Rückzugslinie, oder auch nur

eine Flanke, wirksam bedroht, und der Kampf in der Front keinen glücklichen Ausgang verspricht; 3) wenn der Kampf unentschieden geblieben ist, und am folgenden Tage nicht erneuert werden soll. In allen diesen Fällen wird man durch Umstände zum Rückzuge genöthigt. Bisweilen tritt man ihn aber auch freiwillig an und zwar, wenn durch das Gefecht irgend eine Handlung geschützt werden sollte, z. B. der Bau einer Verschanzung, einer rückwärtigen Brücke, eine Fouragirung u. s. w., und dieser Zweck erreicht worden ist, oder wenn man sich seinen Hilfsquellen nähern und den Feind in das Innere des Landes ziehen will, weil man ihn dort sicherer zu überwältigen hofft. Der Rückzug ist ferner entweder taktisch, wenn nämlich die beiderseitigen Truppen vorher im Gefecht begriffen waren, und die weichende Partei einige Meilen rückwärts eine förmliche Defensivstellung nimmt, oder er ist strategisch, wenn er auch die folgenden Tage fortgesetzt wird. — Jeder taktische Rückzug beginnt mit einem allmäligen Abbrechen des Gefechts, wobei ein Theil der Truppen den Rückmarsch antritt, während der andere den Kampf ausschließlich mit den Feuerwaffen fortsetzt. Nur in seltnen Fällen werden in diesem Momente Cavallerieangriffe angeordnet, weil man jedes Handgemenge gern vermeidet. Oft ist aber das Vorrücken der Reserven nöthig, oder wenigstens frischer Truppen, um den Feind an augenblicklicher Verfolgung der zurückgehenden Regimenter oder Bataillone zu hindern. War der Kampf auf einem Flügel heftiger als auf dem andern, so kann der Rückzug en échelon von demjenigen Flügel angetreten werden, welcher sich gerade im Nachtheil befindet, wobei aber allerdings das Einschreiten der Reserve nothwendig wird. Fand hingegen der Kampf auf der ganzen Frontlinie mit gleicher Erbitterung statt, so muß der Rückzug en échiquier geschehen. Das gleichzeitige Zurückgehen des ganzen ersten Treffens hinter das zweite ist nur in dem Falle ausführbar, wenn man sich auf große Entfernung beschoß, oder das Feuer der stehen bleibenden Batterien das augenblickliche Nachrücken des feindlichen Vordertreffens zu hindern vermag, denn vom Tirailleurfeuer allein darf man sich nur bei kleinen Truppenabtheilungen eine genügende Wirkung versprechen. — In jedem Falle muß das erste Stadium des Rückzugs möglichst methodisch geschehen, d. h. die stehen bleibenden Batterien, Bataillone und Reiterregimenter müssen möglichst gedeckt, und zu gegenseitiger Unterstützung bereit sein, die zurückgehenden Abtheilungen aber müssen ebenfalls bald eine zu fernerem Widerstande geeignete Stellung finden, sonst geschieht der Rückzug mit Uebereilung, und die Unordnung nimmt überhand. Die Beschaffenheit des rückwärtigen Terrains hat also großen Einfluß auf den methodischen Gang des Rückzugs, und er ist überhaupt nur möglich, wenn die Truppen gut disciplinirt, und in gegenseitiger Unterstützung so geübt sind, daß sie den Feind fortwährend in einzelne Postengefechte zu verwickeln verstehen, wodurch das schnelle Nachrücken seiner Massen verzögert wird. — In Bezug auf die Form der gewählten Rückzugslinien kann der Rückzug außerdem noch excentrisch (divergirend), oder concentrisch (convergirend) sein. Der bekannte Schriftsteller Heinrich von Bülow hat den excentrischen Rückzügen großen Werth beigelegt, und es ist auch nicht ganz zu bestreiten, daß man sich auf diese Weise schneller vom Gegner entfernt — was nur wünschenswerth sein kann, weil der Verfolger dann einige Zeit unschlüssig bleibt, auf welche der verschiedenen Abtheilungen er zuerst und hauptsächlich Jagd machen soll. Aber die Wiedervereinigung der einzelnen Abtheilungen wird für den Weichenden um so schwieriger, je länger er weichen muß, und da der Verfolger unter solchen Umständen nirgends auf bedeutenden Widerstand stößt, kann eine auf

excentrischen Linien zurückgehende Armee leicht ganz auseinander gesprengt werden, wenn nicht besondere Verhältnisse dem Verfolger Stillstand gebieten. — Wer auf concentrischen Linien zurückgeht, muß vorher in einer ausgedehnten Stellung gestanden haben, und bestrebt sich nun, seine Macht mehr zu vereinigen. Gelingt ihm dieß, bevor der Gegner einen neuen Angriff unternehmen kann, so ist das allerdings ein großer Vortheil; er läuft aber auch Gefahr, gänzlich geschlagen zu werden, sobald der Gegner mit schon vereinter Macht auf dem kürzesten Wege schnell und mit Entschlossenheit nachrückt, und auf dem Vereinigungspunct, der gewöhnlich durch die Richtung der vorhandenen Wege bedingt wird, also leicht zu errathen ist, sofort zum Angriffe schreitet. — Ein anderes und für den Weichenden viel günstigeres Verhältniß tritt ein, wenn er seinen Rückzug auf zwei oder drei *Parallellinien*, deren Entfernung nicht zu groß ist, antreten kann. Wird auch die auf der einen Straße zurückgehende Colonne mit Nachdruck verfolgt, so ist der Gegner doch bald zu größerer Behutsamkeit genöthigt, wenn die anderen Colonnen nahe genug sind, um auf seine Flanke oder gegen seine eigene Rückzugslinie wirken zu können; auch hat der Rückzug auf mehrern Straßen den Vortheil, daß die Wagen und Geschützcolonnen kleiner sein können, und folglich minder störend auf den Marsch der übrigen Truppen einwirken, die außerdem oft genöthigt sind, Stellung zu nehmen um den Marsch der Parks zu decken. Aus demselben Grunde ist auch der Rückzug auf *einer* Straße immer mit großen Gefahren verknüpft, wenn mehrere Defiléen und Brücken zu überschreiten sind, und das Terrain von solcher Beschaffenheit ist, daß die Truppen außerhalb der Straße nicht mit Ordnung marschiren können. Zwar ist die Einheit des Oberbefehls, die stets beeinträchtigt wird, wenn man in getrennten Colonnen zurückgeht, ein großer Vortheil; sie vermag aber nicht immer zu hindern, daß Verzögerungen des Marsches und Unordnungen entstehen, die oft nachtheilige Gefechte herbeiführen. — Wurde die Schlacht oder das Gefecht schon in den ersten Nachmittagsstunden abgebrochen, und trat man den Rückzug blos in der Absicht an, um sich nicht ferneren Angriffen unter ungünstigen Verhältnissen ausgesetzt zu sehen, nicht aber aus gänzlichem Unvermögen zur ferneren Offensive so muß eine gute Vertheidigungsstellung in der Nähe sein, in welcher man einem erneuten Angriff des Gegners Trotz bieten kann, und es ist deßhalb eine sehr zu beachtende Vorsichtsmaßregel, dergleichen rückwärtige Stellungen den höheren Befehlshabern schon vorher zu bezeichnen. Solche Stellungen muß man daher auch mit Aufbietung aller Kräfte möglichst schnell zu erreichen suchen, um noch vor einbrechender Dunkelheit die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung treffen zu können. Ein Aufenthalt unterwegs, um der bedrängten Arrièregarde Unterstützung zu leisten, läßt sich nur in dem Falle rechtfertigen, wenn diese in Gefahr ist, völlig vernichtet zu werden. Ohne Verluste geht es bei Rückzügen selten ab, und es ist immer besser, einen kleinen Theil seiner Macht, als das Ganze in gefährliche Lagen zu verwickeln. Doch hängt das Verhalten zu sehr von Umständen ab, als daß sich darüber feste Regeln aufstellen ließen.

Die Anordnungen zu einem taktischen Rückzuge sind zwar zum Theil schon aus Vorstehendem zu entlehnen, doch ist darüber noch Folgendes zu sagen. Sobald der Entschluß zum Rückzuge fest steht, die Straßen und Vereinigungspuncte für die einzelnen Corps oder Colonnen bestimmt sind, werden auf denselben von der Reserve kleine Avantgarden vorausgesendet, um die örtlichen Hindernisse für den Abmarsch der Artillerieparks möglichst schnell zu beseitigen, und der möglichen Beunruhigung derselben durch kleine

feindliche Reitertrupps nach Kräften vorzubeugen. Alles Fuhrwerk und entbehrliche Geschütz wird zuerst fortgeschafft, der Generalstab hat aber dafür Sorge zu tragen, daß den Wagenzügen genau vorgeschrieben werde, auf welchen Straßen und wie weit sie zurückgehen sollen; für die Befolgung dieser Vorschriften müssen Reitercommandos sorgen. Hat man für die Verwundeten nicht hinreichende Transportmittel, so ist es am Besten, sie in den seitwärts gelegenen Dörfern unterzubringen, und der Gnade des Siegers zu empfehlen, doch aber einige Aerzte bei ihnen zu lassen. — Der Abmarsch der Truppen erfolgt nicht eher, bis die Wagen und Geschützzüge den nöthigen Vorsprung haben, sonst entsteht bald die heilloseste Verwirrung. Dieser Rückmarsch muß mit größter Ordnung geschehen, auch haben die einzelnen Colonnen durch Patrouillen Verbindung unter sich zu halten. In dunkler Nacht wird man nicht ganz unterlassen dürfen, Feuer am Wege anzuzünden, wenigstens da, wo Seitenwege abgehen, um Verirrungen zu vermeiden; im Walde hat das keine erheblichen Nachtheile, im offnen Terrain würde man aber dem Feinde dadurch die Rückzugslinien verrathen. Man kann ihn jedoch auch eben so gut durch ein solches Mittel irre führen. Den schlimmsten Stand hat natürlich die Arrièregarde (s. d.), von deren Geschicklichkeit und Standhaftigkeit das Meiste abhängt. Gewöhnlich werden ihr auch Pionierabtheilungen überwiesen, um die Verfolgung durch Zerstörung von Brücken, Verderbung von Furten und Wegen zu erschweren. Geht der Rückzug durch Wälder, so kann man auch — bei großer Trockenheit und abwärts wehendem Winde — den Versuch machen, sie in Brand zu stecken, was das beste Mittel ist, der Verfolgung bald ein Ziel zu setzen, ob es gleich in Europa noch nirgends angewendet wurde. Statt dessen hat man oft Dörfer angezündet, die leicht umgangen werden konnten. — Endete der Kampf erst spät am Tage, so kann natürlich manche dieser Anordnungen nicht zur Ausführung kommen, doch muß man, wo möglich, die Parks zurücksenden, um während der Nacht freieren Spielraum zu haben, wenn ein Nachtmarsch nothwendig werden sollte.

Der strategische Rückzug unterscheidet sich vom taktischen nur durch die längere Dauer. Der taktische Rückzug hört eigentlich spätestens um Mitternacht auf, denn wenn auch von Seiten der Avant- und Arrièregarde die ganze Nacht hindurch Schüsse gewechselt werden sollten, so kann doch in der Nacht keine wirksame Verfolgung statt finden. Mit dem nächsten Morgen wird der Rückzug strategisch, und er behält diesen Charakter so lange, bis ein neues taktisches Ereigniß, also ein neues Gefecht eintritt, an welchem die ganze Arrièregarde Theil nimmt, und die Armee sich in Schlachtordnung stellt, um das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen. Man braucht sich jedoch nicht zu ängstlich an solche Begriffe zu binden, denn folgt der Sieger mit ganzer Macht auf dem Fuße nach, so finden auch fast täglich Arrièregardengefechte statt, so wie sich überhaupt die strategischen und taktischen Handlungen mannichfach berühren.

Was von den Vortheilen und Nachtheilen der taktischen Rückzüge en échelon, en échiquier, auf einer oder mehrern Straßen gesagt wurde, bleibt auch für die strategischen Rückzüge gültig, nur mit dem Unterschiede, daß der Rückzug auf einer einzigen Straße minder nachtheilig, dagegen ein excentrischer Rückzug doppelt gefährlich wird, weil man auf diese Weise leicht ganz vom Kriegsschauplatze vertrieben werden kann. Ein strategischer Rückzug wird muthmaßlich so lange fortgesetzt werden müssen, bis man sich einer strategischen Reserve (s. d.), oder einer guten Festung nähert, oder hinter einem großen Flusse eine starke Vertheidigungsstellung findet. Außerdem kann

aber auch der Fall eintreten, daß der Verfolger aus irgend einem Grunde Halt macht, oder durch seine Schwächung nur zu einem sogenannten Retour offensiv einladet.

Eine besondere Erwähnung verdient der freiwillige Rückzug in das Innere des eigenen Landes, welchen der General von Clausewitz als eine eigene mittelbare Widerstandsart betrachtet, wobei der Feind nicht sowohl durch das Schwert, als vielmehr durch die eigene Anstrengung zu Grunde gerichtet werden soll. Wer freiwillig auf längere Zeit den Rückzug antritt, befindet sich in einer ganz anderen Lage, als wer durch Waffengewalt dazu gezwungen wird. In einem wenig bevölkerten und mithin auch wenig bebauten Lande sind die meisten Vortheile auf Seiten des Weichenden. Natürlich ist der Entschluß zu einem solchen Rückzuge nicht das Product taktischer Verhältnisse, er wurde vielmehr schon früher gefaßt, und die Ausführung nur bis auf den Zeitpunct verschoben, in welchem sich die wahrscheinlichen Resultate einer solchen strategischen Operation mit einiger Sicherheit überblicken lassen. Der Weichende hat also die nöthigen Anstalten schon früher in aller Muße getroffen, er hat gewissermaßen die Initiative der Bewegung, und der Gegner muß sich nach ihm richten. Hieraus entspringen ganz eigenthümliche Verhältnisse. Die Unordnungen, welche bei einem unfreiwilligen Rückzuge durch Uebereilung, Mißverständnisse und Mangel an Voraussicht entstehen und niemals ganz vermieden werden können, sind nur in einem sehr geringen Grade vorhanden, und fast nur ausnahmweise. Die Verpflegung ist gesichert, an Transportmitteln ist kein empfindlicher Mangel, es bleiben daher auch nur wenig Kranke und Verwundete zurück. Die Truppen marschiren meist auf gebahnten Wegen, sogar mit einiger Bequemlichkeit, denn der Oberbefehlshaber wird gleich Anfangs mit der Hauptmacht einen tüchtigen Vorsprung genommen haben, und der Arrièregarde einen ganzen Tagemarsch voraus sein. Die Gefahr der letztern ist ebenfalls minder groß, da sie selten genöthigt sein wird, ein Gefecht in ungünstigem Terrain annehmen zu müssen, und nicht geschlagene Truppen zu decken, sondern von der Armee die wirksamste Unterstützung zu erwarten hat, wenn sie den Befehl erhält, einen Terrainabschnitt längere Zeit zu behaupten. — In ganz anderer Lage befindet sich der Verfolger, den man sich in solchen Fällen nicht blos relativ stärker, sondern auch absolut bedeutend stark denken muß, je größer aber die Streitmassen sind, desto größer werden auch die Schwierigkeiten des Unterhalts und der geordneten Bewegung. Der freiwillige Rückzug des Gegners läßt Arges befürchten, der Verfolger muß also auf seiner Hut sein, seine Streitkräfte zusammenhalten, die Avantgarde namentlich stets schlagfertig marschiren lassen. Die Thätigkeit derselben muß sich bedeutend steigern, um nicht von der Spur abzukommen, dieß macht häufige Entsendungen seitwärts nöthig, und die dazu verwendeten Truppen werden so angestrengt, daß sie am Ende fast unterliegen. Während die verfolgende Avantgarde einer siegreichen Armee des Nachts ziemlich sorglos ruhen kann, und gewöhnlich Lebensmittel im Ueberflusse findet, muß sie hier, dem unbesiegten Feinde gegenüber, stündlich auf einen Ueberfall gefaßt sein, und wird kaum Zeit finden, ihre Kräfte durch Ruhe und solide Nahrungsmittel zu stärken. Die Armee selbst ist rücksichtlich der Verpflegung noch übler daran, denn sie findet Nichts und muß alle Bedürfnisse nachfahren lassen, was ungemein schwierig ist, und gleich Anfangs großen Mangel erzeugt. Die Kranken und Verwundeten bleiben zurück, die Zahl solcher, welche sich entfernen, um nicht wieder zu kommen, ist gewöhnlich sehr groß. Das Resultat dieser Verhältnisse ist, daß der Verfolger, der sich ohnedieß durch zu-

rückzulaſſende Beſatzungen ſchwächen muß, größere Verluſte an Streitkräften erleidet, als der Verfolgte, welcher ſich außerdem noch durch Truppen aus dem Innern verſtärken kann, daß das Machtverhältniß Beider im Laufe der Zeit ſich ändert, und die Uebermacht am Ende auf Seiten des Weichenden ſein wird. Iſt nun dieſer Zeitpunct gekommen, ſo hat die feindliche Offenſive eigentlich ihren Culminationspunct erreicht, eine Hauptſchlacht iſt unvermeidlich, und wird die vorgedrungene Armee geſchlagen, ſo kann ſie in einem Lande von der angedeuteten Beſchaffenheit und bei anhaltend ſchlechter Witterung der Vernichtung kaum entgehen.

Die Geſchichte ſtellt nur wenige Beiſpiele gelungener Rückzüge auf. Der bekannte Rückzug Xenophon's mit dem griechiſchen Hilfscorps vom Euphrat durch ganz Kleinaſien nach Griechenland, wobei viele feindliche Länder durchzogen werden mußten, iſt unſtreitig die glänzendſte Operation dieſer Art. Der Rückzug Herzog Bernhard's von Weimar, im Auguſt 1635 von Mainz über Obernkirch, St. Wendel und Vaudrange nach Metz, gehört ungeachtet ſeiner kurzen Dauer, zu deſſen ſchönſten Unternehmungen, denn der General Gallas ſtand gleich Anfangs mit beträchtlicher Macht auf der Rückzugslinie (bei Meiſenheim), mußte mithin angegriffen und geſchlagen werden; überdieß hatte man noch die Angriffe des Herzogs von Lothringen zu fürchten. Des Feldmarſchall Baner's Rückzug im Jahre 1637 von Torgau über Landsberg an der Warthe, wo er von allen Seiten eingeſchloſſen wurde und ſein Untergang kaum zweifelhaft blieb, aber ſeine Gegner zu täuſchen wußte und glücklich nach Mecklenburg kam, iſt ein wahres Meiſterſtück. Nicht minder geſchickt war ſein Rückzug, nach dem mißlungenen Ueberfalle der Reichsverſammlung zu Regensburg (im Febr. 1641), über Waldneuburg durch Böhmen nach Niederſachſen. Friedrich d. Gr. Rückzug aus Böhmen nach Schleſien (1744) verdient gleichfalls rühmliche Erwähnung. — Obgleich in den Kriegen des 18. Jahrhunderts die allzugeregelte Verpflegung der Truppen langwierige Rückzüge überaus erſchwerte, ſo wurde doch auch eine lebhafte Verfolgung dadurch unmöglich gemacht. Wir ſehen daher, daß im Revolutionskriege die Armeen der Verbündeten mehrmals aus den öſtreichiſchen Niederlanden bis an oder hinter den Rhein zurückgehen, ohne dabei große Verluſte zu erleiden. Beſondere Erwähnung verdient der freiwillige Rückzug des Erzherzogs Karl 1796 aus der Gegend von Pforzheim durch die rauhe Alp bis in die Gegend von Nördlingen; ferner Jourdan's langer Rückzug von der Naab über Amberg, Forchheim, Bamberg, Schweinfurt hinter die Lahn, und von da bis hinter den Rhein, die letztere Strecke iſt beſonders durch die ungewöhnlich ſtarken Märſche merkwürdig (7 bis 8 Meilen täglich), wodurch die Franzoſen größeren Gefahren entgingen. Moreau's Rückzug aus Baiern nach dem Oberrhein, iſt nur durch die ſiegreichen Gefechte berühmt geworden, und daß er den Weg durch das Höllenthal nahm. Seine Gegner, durch Gebirge und große Räume getrennt, überdieß ohne gemeinſames Oberhaupt, hatten von Glück zu ſagen, daß es nicht Jedem ſo übel erging, wie Latour bei Biberach. — Im Feldzug 1799 verdient der Rückzug Macdonald's aus Neapel an den Po beſondere Aufmerkſamkeit. Rühmlicher noch iſt der Rückzug des Erzherzogs Karl nach der Schlacht bei Wagram bis Znaim (1809), wobei ſich die doppelten Rückzugslinien höchſt vortheilhaft bewährten, und die wirkſame Verfolgung unmöglich machten. Am meiſten verdient aber der Rückzug der Ruſſen 1812 unſere Bewunderung, wenn man berückſichtigt, daß Napoleon alle Kräfte aufbot, ſeine Gegner zu erreichen und zu ſchlagen, und daß ein ganzes Armeecorps, unter dem unermüd-

lichen Marschall Ney, die Avantgarde bildete, die später noch durch die gesammte Reservecavalerie, unter dem ungestümen Könige von Neapel, verstärkt wurde. Niemals war vielleicht eine Verfolgung energischer, und doch kamen die Russen ohne erhebliche Verluste bis in die Nähe von Moskau, was aber weniger dem Verdienste ihrer Feldherren (Barclay und Bagrathion, später Kutusoff), als der guten Disciplin ihrer Truppen und den Localverhältnissen zuzuschreiben ist. — An Beispielen schlecht ausgeführter Rückzüge hat die Geschichte Ueberfluß; es ist aber nicht minder nützlich, sie zu studiren, um sich in ähnlichen Fällen vor ähnlichen Fehlern zu bewahren. Auch sollten bei den größern Kriegsübungen im Frieden Rückzüge im schwierigen Terrain vorzugsweise geübt werden, weil hierbei unendlich viel auf die geschickte Benutzung der Lokalitäten und auf die gegenseitige Unterstützung ankommt, worin man sich durchaus praktisch versuchen muß. (s. Verfolgung.)

Pz.

Rückzugslinie, heißt derjenige Theil der Operationslinie (s. d.), welchen eine Armee oder selbstständige Truppenabtheilung hinter sich hat. In besonderen Fällen kann aber auch eine andere Straße dazu bestimmt werden, wenn nämlich die Umstände von der Art sind, daß es gefahrvoll oder auch vortheilhafter ist, sich nöthigen Falls in eine andere Gegend zurückzuziehen, als die, aus welcher man kam. — Die Rückzugslinien können einfach, doppelt und mehrfach, parallel, convergirend oder divergirend sein (s. vorstehenden Artikel); eine jede Art derselben hat ihre Vorzüge und Mängel. In Bezug auf einfache Linien ist aber noch Folgendes zu erwähnen. Es bringt jederzeit Gefahr, wenn die Rückzugslinie nicht hinter der Mitte der Aufstellungslinie sich befindet, und mit dieser einen ziemlich rechten Winkel bildet, überhaupt auch die Entfernung von 1 bis 2 Meilen nicht geradlinig ist. Denn bei jedem unfreiwilligen Rückzuge ist auf der Rückzugslinie stets ein großer Zusammendrang von Wagen, Geschützen und Truppen, und die Verwirrung steigert sich bis ins Unendliche, wenn die Rückzugslinie den Angriffen feindlicher Parteien ausgesetzt ist. Dieß wird am wenigsten der Fall sein, wenn sie rechtwinklig mit der Mitte zusammentrifft, am meisten aber, wenn sie von einem Flügel ausgeht, oder eine starke Krümmung gegen einen Flügel macht. Diese Beschaffenheit hat außerdem noch den Nachtheil, daß bei dem Streben der entfernteren Truppentheile, die Rückzugslinie zu erreichen, leicht große Unordnung entsteht, und die Niederlage des Ganzen kaum zu vermeiden ist, sobald der ursprünglich der Rückzugslinie zunächst stehende Flügel auf dieselbe zurückgeworfen wird, bevor sie wieder frei von Truppen geworden ist. — Zu den anderweiten Bedingungen einer guten Rückzugslinie gehört noch, daß sich auf derselben in verhältnißmäßigen Zwischenräumen gute Rückzugsstellungen für das Ganze, oder wenigstens für die Arrièregarde, und wo möglich keine beschwerlichen Defiléen befinden. — Eine strategische Rückzugslinie bedarf nothwendig einiger festen Puncte, und geht sie über Flüsse, so dürfen geräumige Brückenköpfe mit starken Reduits nicht fehlen.

Pz.

Rückzugsstellung. Sie hat alle Eigenschaften einer Defensivstellung (s. d.), muß aber insbesondere den schnellen und methodischen Abzug begünstigen. Pz.

Rudau, Dorf im Landkreise Königsberg, in Ostpreußen.

Schlacht am 6. Februar 1370.

Der deutsche Orden in Preußen lebte im fast ununterbrochenen Kampfe mit den Lithauern, die in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, in dem Großfürsten Kaystutt einen wahren Krieger an ihrer Spitze sahen; aber der

Hochmeister des Ordens, Winrich von Kniprode, war ihm ein würdiger Gegner. Im Jahre 1370 hatte Kaystutt, vereinigt mit dem Großfürsten Olgierd, alle Kräfte aufgeboten, um eine große Heeresmacht zusammen zu bringen, und mehrere kleine Fürsten des östlichen Lithauens und Rußlands hatten sich mit ihm verbündet. Durch die Wildniß drangen sie im Jan. 1370 über Schalauen gegen Barthen, Nathangen und Samland vor. Ortelsburg wurde erobert, das ganze Pregelgebiet bis an die Deime verwüstet und den einzelnen Heerhaufen die Bestimmung gegeben, sich in der Richtung auf Königsberg zu sammeln. Schon standen 70,000 Litthauer, Russen und Tartaren auf den Feldern zwischen Rudau, Transau, Mulsen und Lapiau, nördlich von Königsberg, als Winrich von Kniprode am 6. Febr. mit 40,000 M. ihnen hier entgegenrückte. Der Hochmeister hörte mit dem Heere die Messe, genoß mit ihm, nach der Gewohnheit jener Zeit, den geweihten St. Johannistrank, und begeisterte es durch eine kräftige Anrede. — Kaystutt befehligte den rechten, Olgierd den linken Flügel der Lithauer; bei Letzterem befand sich der 18jährige Witold, Sohn Kaystutt's, und Olgierd's Sohn, Jagello, der später Polen und Lithauer unter einem Scepter vereinte. Die Lithauer hatten die größere Zahl, die Preußen die größere Gewandtheit in Handhabung der Waffen für sich, doch mußten sie dem ersten Angriffe der Gegner weichen, Winrich sammelte die Seinen, trieb die Feinde zurück, wurde aber dabei am rechten Arme so schwer verwundet, daß er vom Schlachtfelde weggebracht werden mußte. Die Ruhe und Besonnenheit des Ordensmarschalls Henning von Schindekopf wußte jedoch den nachtheiligen Eindruck zu verlöschen, den des geliebten Meisters Entfernung verursachte. Bis zum Mittage blieb die Schlacht unentschieden, da wankte der linke Flügel der Heiden, Olgierd sendete sofort Sohn und Neffen aus der Schlacht zurück, entmuthigte aber dadurch seine Truppen noch mehr, seine Hauptfahne ging verloren, er vermochte dem heftigen Andrange des Marschalls nicht mehr zu widerstehen; das Weichen des linken Flügels zog auch das des rechten nach sich. Das Ordensheer benutzte die errungenen Vortheile mit der ganzen Erbitterung, die des wilden Feindes verübte Grausamkeit aufgeregt hatte, und ließ seiner Rache freien Lauf. Gegen 11,000 Todte ließen die Lithauer auf dem Schlachtfelde; beinahe eben so viel büßten sie bei ihrem Uebergange über die Deime und in ihrer aufgelösten Flucht bis an die Grenze ein, wohin sie unausgesetzt verfolgt wurden. Aber auch der Orden bezahlte den glänzendsten Sieg, den er je erfochten hat, mit sehr theuren Opfern. Der Großkomthur, der Obermarschall Schindekopf (beim Verfolgen des Feindes tödtlich verwundet), 26 Komthure, 200 Ordensritter und 6000 Knechte waren gefallen. — Die Wichtigkeit des Sieges zu verewigen, ließ der Hochmeister eine Denksäule auf dem Schlachtfelde errichten, die noch steht; sie ist die einzige, die in dieser Absicht je von dem Orden gesetzt worden ist. Der gewaltige Kampf hatte beide Parteien für die Fortsetzung des Feldzuges gelähmt, erst 1371 fanden die unter Herzog Leopold von Oestreich angekommenen Heerfahrer wieder Veranlassung, in Begleitung eines Ordensheeres einen Feldzug nach Lithauen und Szamaiten auszuführen, der sich aber bloß auf Verwüstung einiger Landstriche beschränkte, und durch einen auf vier Jahre von Kaystutt geforderten und ihm bewilligten Waffenstillstand beendet wurde. — (Vergl. Historisch-statistisches Gemälde von Ost- und Westpreußen von Schubert. — Rauschnick, Darstellungen aus der älteren Geschichte Preußens.) F. W.

Rüdiger L, russischer General der Cavalerie, Generaladjutant und Commandeur des 3. russischen Infanteriecorps, nahm sehr jung Dienste

und war bereits 1812 Oberſt und Commandeur des Grodnoſchen Huſarenregiments, welches zu der Armee des Grafen Wittgenſtein gehörte, die den rechten Flügel der ruſſ. Armee bildete. Beim Uebergang über die Memel, am 1. Januar 1813, gehörte R. mit ſeinem Regiment zu dem Detachement des Baron Diebitſch und wurde bald darauf zum Generalmajor ernannt. Als ſolcher commandirte er unter dem Fürſten Repnin, welcher im Februar und März die Avantgarde des Wittgenſteinſchen Corps führte, eine leichte Cavaleriebrigade, und traf mit derſelben Anfangs März in Berlin ein. Später wurde er zu dem Kleiſtſchen Corps detachirt, welches nach dem Gefechte von Halle (28. April) nach Leipzig rückte, und dort am Schlachttage von Gr.-Görſchen (2. Mai) bei Lindenau gegen Lauriſton ein Gefecht zu beſtehen hatte. Ebenfalls unter dem General Kleiſt focht R. in der Schlacht von Bautzen am 20. und 21. Mai und namentlich zeichnete er ſich am erſten Schlachttage in der Vertheidigung von Nieder-Gurkau aus, welches von der franzöſiſchen Brigade Siccard angegriffen wurde. Während des Waffenſtillſtandes kehrte R. zu dem Wittgenſteinſchen Corps zurück und commandirte unter dem Grafen Pahlen III. eine Cavaleriebrigade von 13 Schwadronen, an deren Spitze er in den Schlachten von Dresden und Leipzig focht. In dem Feldzuge 1814 erhielt er das interimiſtiſche Commando der 1. Huſarendiviſion, welche ebenfalls unter Pahlen III. zum Corps des Grafen Wittgenſtein gehörte, und der großen Armee des Fürſten Schwarzenberg zugetheilt wurde. Bei Nogent, Anfangs Februar, und bei Bar sur Aube am 27. Febr. war R. ſtets mit dem Feinde handgemein. Am 3. März in dem Gefechte von la Guilloterie und Laubreſſel bemächtigte er ſich des Artillerietrains des General Gerard, wurde aber durch die feindliche Dragonerdiviſion Ruſſel gezwungen, denſelben wieder in Stich zu laſſen, erbeutete jedoch mehrere Pferde, und machte über 100 Gefangene. An allen darauf folgenden Gefechten und Schlachten dieſes Jahres nahm R. thätigen Antheil, wohnte dagegen, wie ein großer Theil der ruſſiſchen Armee, dem Feldzuge von 1815 nicht bei, und fand erſt in den ſpätern Türkenkriegen, ſo wie während der letzten polniſchen Revolution von Neuem Gelegenheit, ſich durch ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit hervorzuthun. — In dem erſten genannten Feldzuge gegen die Türken (1828) ging R., der während des Friedens zum Generallieutenant avancirt war, unter dem General Rudzewicz, welcher das 3. Corps befehligte, am 11. und 12. Juni bei Iſaktſcha über die Donau, führte die Avantgarde dieſes Corps gegen Babadſay, und nahm nach kurzem Bombardement am 23. Juni Koſtendſche am ſchwarzen Meere durch Capitulation ein. Erſt als das Belagerungscorps von Brailow ſich in Karaſu mit dem 3. Corps vereinigt hatte, wurde am 6. Juli der Marſch gegen Schumla fortgeſetzt. General R. befehligte die Vorhut (8 Bat. 16 Esc.) und zwang am 7. bei Baſardſchik eine Abtheilung türkiſcher Reiterei, ſich nach einem lebhaften Gefecht nach Schumla und Paravadi zurückzuziehen. Am 11. erreichte R. Kosliza und erwartete hier das Gros der Armee, mit welcher er am 20. Juli zur Einſchließung von Schumla (ſ. d.) vorging. Während der Belagerung dieſes Platzes war R. ſehr thätig. Er nahm den äußerſten linken Flügel der ruſſ. Aufſtellung in Eskiſtambul ein, bis ihn die häufigen Ausfälle der Türken zwangen, ſich näher an das ruſſiſche Lager heranzuziehen. Am 16. October wurde die Blokade von Schumla aufgehoben und die Truppen marſchirten in die Winterquartiere. General R. erhielt das Commando des 7. Infanteriecorps, (24 Bat., 16 Esc., 6 Bat. und 2 Koſakenregimenter ſtark) welches im vorigen Feldzuge der General Woinoff befehlig

hatte. Es bestand ursprünglich aus der 18. und 19. Division, wurde aber im Laufe des folgenden Feldzuges durch die Bugsche Ulanenbrigade verstärkt. — Während der General Roth, der alle in Bulgarien stehenden Truppen befehligte, mit seinem Corps in Varna stand, war das Corps des Generals R. in Basardschik, Dewno, Gebetschi und Koslitza vertheilt; ihn trafen daher auch die Angriffe, welche der Großvezier Reschid Pascha von Schumla aus im Januar 1829 gegen die russischen Vortruppen unternehmen ließ. Das erste ernsthafte Gefecht jedoch, welches seine Truppen in diesem Feldzuge zu bestehen hatten, fand am 17. Mai bei Eski-Arnautlar statt, doch wurde auch hier der Angriff des Großveziers abgeschlagen. In der darauf folgenden Schlacht von Kulewtscha, 11. Juni (s. d.) die den Feldzug entschied, bildete sein und das 6. Corps unter dem General Roth die Reserve und wurde darauf zur Berennung von Schumla verwendet. Am 14. und 15. Juli übernahm das Belagerungscorps von Silistria die fernere Blokade von Schumla, und löste die bisher davor gestandenen Truppen ab, da der Graf Diebitsch mit so viel Kräften wie möglich über den Balkan gegen Adrianopel vorgehen wollte. Der General Roth schlug hierauf die Straße von Varna nach Burgas ein, General R. aber führte die rechte Flügelcolonne, 14 Bat., 2 Kosakenregimenter auf der Straße von Paravadi nach Aidos, während der General Pahlen mit den übrigen beiden Colonnen des russischen Heeres als Reserve folgte. Am 17. Juli erzwang R. bei Kiepri-kioi den Uebergang über den Kamtschik, welchen die Türken zu vertheidigen suchten; am 21. traf er in Ai-Wadschin ein, stieg den Balkan herab, und nahm nach kurzem Gefecht am 25. Aidos ein. Hier concentrirte der Graf Diebitsch das russ. Heer, um Sliwno Sliwo (10 Meilen westlich Aidos) anzugreifen, da sich hier ein Corps von 12,000 Türken gesammelt hatte. Auch bei diesem Angriffe, welcher am 12. Aug. ausgeführt wurde, führte R. seine Truppen siegreich in's Gefecht und rückte 8 Tage darauf in Adrianopel ein, wo am 11. Sept. der Friede geschlossen wurde. — Kurz nach Beendigung des Türkenkrieges wurde R. zum Commandeur des 4. Reservecavaleriecorps ernannt, und mit dem Alexander-Newskyorden decorirt. — Die polnische Revolution, welche im Spätjahr 1830 ausbrach, rief ihn wieder auf den Kampfplatz. Sein Corps zählte 13,000 M. und wurde bestimmt, die südlich russisch-polnischen Provinzen zu bewachen. Trotz dessen brach die Revolution in Volhynien aus, als im April 1831 der polnische General Dwernicki mit einem Corps von 1300 M. Infanterie, 2700 M. Cavalerie und 12 Geschützen daselbst erschien. Bei Boromel am Styrfluß stieß R. auf diese Truppen, welche hier am 19. April trotz ihrer Minderzahl glücklich fochten. Nachdem aber R. sein Corps vollkommen concentrirt und außerdem sich noch mit 12,000 M. unter dem General Rott vereinigt hatte drängte er den General Dwernicki nach der galizischen Grenze, und zwang ihn, am 26. April auf die östreichische Grenze überzugehen und dort die Waffen niederzulegen. Ende Mai wurde er bestimmt, den General Kreutz, welcher nach Lithauen abmarschirte, in der Woiwodschaft Lublin abzulösen. Hier wurde er am 19. Juni von 10,000 M. unter Jankowski angegriffen. R., der nur wenig stärker war, der General Rott war in den südlichen Provinzen geblieben, hatte das Glück, einen Theil des feindlichen Corps zu schlagen, und zum Theil den Artilleriepark desselben zu erobern. Am 20. wurde Jankowski durch 6000 Mann, welche Romarino von dem linken Ufer der Weichsel zuführte, und durch eine Cavaleriedivision verstärkt; trotz dessen trat er den Rückzug an, und R., der in der größten Gefahr gewesen war, gänzlich eingeschlossen zu werden, denn in seinem Rücken rückte der

General Chrzanowski mit 5000 Mann von Zamosc gegen ihn an, ging eilig über den Wieprz zurück und hoffte nun seinerseits den General Chrzanowski, welcher am 25. Juni in Lublin eingerückt war, zu vernichten. Um denselben von Zamosc abzuschneiden, begab sich R. nach Leuczna am Wieprz, (3 Meilen östlich Lublin), Chrzanowski aber beeilte sich Golomb (7 Meilen westlich Lublin) zu erreichen und auf's linke Weichselufer zu gehen, woran ihn R. von Leuczna aus nicht hindern konnte. — Als darauf Paskewitsch in der 2. Hälfte des Juli, nachdem er bei Osiek auf das linke Weichselufer gegangen, gegen Warschau vordrang, und R. bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, ging er den 7. August bei Josefow, 6 Meilen nördlich Sandomir, über die Weichsel, schlug die wenigen ihm gegenüberstehenden Polen unter dem General Rozycki am 9. August bei Ilza, 6 Meilen westlich Josefow, marschirte auf Radom, setzte sich von hier aus mit der Hauptarmee, welche bereits bei Warschau stand, in Verbindung, und unterbrach so die Verbindung der polnischen Hauptstadt mit dem übrigen Europa. An der Schlacht von Warschau am 6. und 7. Sept. nahm R. nicht Theil; auf Befehl des Grafen Paskewitsch aber detachirte er den General Geismar mit 2 Brigaden zur Hauptarmee, welche am 5. Sept., also den Tag vor der Schlacht von Warschau, anlangten. Während sich nach der in Warschau geschlossenen Capitulation die polnische Hauptarmee nach Modlin, und von da nach der preußischen Grenze zurückzog, der General Romarino auf dem rechten Weichselufer durch Posen verfolgt wurde, hatte R. noch den General Rozycki zu bekämpfen, welcher auf dem linken Weichselufer ein nicht unbeträchtliches Streifcorps gesammelt hatte. Er drängte ihn nach mehreren Gefechten nach Krakau zurück und zwang ihn in Galizien die Waffen niederzulegen. Am 18. Oct. 1831 ernannte ihn der Kaiser zum General der Cavalerie, später zum Generaladjutanten und 1834 zum Commandeur des 3. Infanteriecorps, mit welchem er 1835 dem Lager bei Kalisch beiwohnte. — (Vergl. Valentini der Türkenkrieg, Berlin 1830; v. Witzleben, Darstellung des russ. türkischen Feldzugs; la Pologne en 1831, par le Comte Roman Soltyk.) W.

Rudolph, Graf von Habsburg, 1273 zum römisch-deutschen Kaiser erwählt. Der Ursprung dieses alten Geschlechts, von welchem das jetzt noch regierende östreichische Kaiserhaus abstammt, kann nur bis zum 10. Jahrh. aufwärts mit einiger Gewißheit ermittelt werden. Zu jener Zeit besaß Radbodt, Graf zu Windisch und Altenburg, beträchtliche Güter im Elsaß und der Schweiz. Mit Hilfe seines Bruders, des Bischofs Werner von Straßburg, soll dieser um 1019 die Feste Habsburg im Argau erbaut, und, wie einige Urkunden sagen, sein Sohn Werner zuerst den Titel: Graf von Habsburg angenommen haben. Ein Urenkel Werner's war 1231 kaiserlicher Voigt in Schwyz, Ury und Unterwalden, hinterließ zwei Söhne, wovon der ältere Adalbert sich mit einer Gräfin von Kyburg vermählte und der Vater des nachmaligen Kaisers Rudolph I. ist. Rudolph ward am 1. Mai 1218 geboren; wurde von Kaiser Friedrich II. selbst aus der Taufe gehoben und von diesem, da sein Vater auf einem Kreuzzuge in Syrien gestorben war, erzogen. Von hoher kräftiger Gestalt, einnehmender Gesichtsbildung und edlem Anstand gewann R. durch die Güte seines Herzens, durch Tapferkeit und Klugheit, besonders aber durch die Ehrfurcht, die er gegen die Religion und ihre Diener bewies, sich schon als Jüngling die Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen. Frühzeitig in den Fehden der Guelfen und Ghibellinen und im Kampf gegen die heidnischen Preußen unter Ottokar II. von Böhmen, legte R. Proben der Tapferkeit ab. Dabei war

er mäßig in jeder Art von Genuß, ſparſam in ſeinem Haushalt, ohne geizig zu ſein, und wußte die Verdienſte ſeiner Anhänger oder Vaſallen mit edler Freigebigkeit zu belohnen. Er liebte den Krieg, ohne ihn zu ſuchen, und die Verfaſſung ſeines Vaterlandes bot ihm hierzu häufig Gelegenheit. Oefters war er mit ſeinen Nachbarn in blutigen Fehden begriffen, die jedoch ſtets zu ſeinem Vortheil ſich endigten. Im Jahr 1260 ſtand er Ottokar gegen den König Bela in Ungarn bei, und kaum in ſein Vaterland zurückgekehrt, wo während des Interregnums Unruhen ausgebrochen waren, ſah er ſich in die Zwiſtigkeiten des Biſchofs von Straßburg mit ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen verwickelt. Am häufigſten gerieth er in Streit mit dem Abt von St. Gallen und dem Biſchof von Baſel, welcher Letztere Rudolph wegen ſeiner Anhänglichkeit an das Haus der Hohenſtaufen beſonders haßte. In einer dieſer Fehden überfiel er die Vorſtädte von Baſel, plünderte ſie und ſteckte das dortige Frauenkloſter in Brand, wofür ihn Papſt Innocenz IV. in den Kirchenbann that, was aber von keinem großen Nachtheil für ihn geweſen zu ſein ſcheint. Ueberhaupt wußte R., trotz ſeiner vielen Händel mit der Geiſtlichkeit, ſich durch allerlei Dienſte und Gefälligkeiten bei derſelben in Achtung und Anſehen zu erhalten, wie denn auch dieſe es war, die zu ſeiner ſpäteren Erhebung am Meiſten beitrug. Unterdeß war Deutſchland nach Friedrich's II. Tode der Schauplatz grenzenloſer Anarchie geworden. Raub und Mord waren an der Tagesordnung, Kirchen und Klöſter wurden zerſtört und geplündert, und der niedere Adel, der Macht der Fürſten in ſeinen feſten Schlöſſern trotzend, verwüſtete das flache Land und wegelagerte an den Heerſtraßen, wodurch der deutſchen Verfaſſung und Reichsfreiheit von Außen der Untergang drohte. Einem ſolchen Zuſtande ein Ende zu machen, beſchloſſen die nach König Richard's Tode zu Frankfurt verſammelten Kurfürſten, von Papſt Gregor X. ſelbſt dazu aufgefordert, einen deutſchen Mann voll Muth, Klugheit und guten Willens zu ihrem Oberhaupt zu wählen, und ihre Wahl fiel auf Rudolph von Habsburg. Zwar machte Ottokar II. von Böhmen Anſprüche auf die deutſche Krone, allein nicht nur die bedeutende Macht dieſes Königs, ſondern auch ſein Stolz und ſeine Eroberungsſucht ſchienen der Ruhe Deutſchlands gefährlich; daher wurden die Geſandten Ottokar's, auf deſſen Kurſtimme der Herzog von Baiern Anſpruch machte, von der Wahl ausgeſchloſſen, und Rudolph, unterſtützt vom Erzbiſchof von Mainz, dem Burggrafen von Nürnberg, ſeinem Schwager, dem Pfalzgrafen Ludwig von Baiern, ſo wie dem Herzog von Sachſen einſtimmig zum Kaiſer ausgerufen (d. 30. Sept. 1273.). — R. belagerte eben Baſel, als er die erſte Nachricht hiervon erhielt. Anfangs wollte er derſelben keinen Glauben beimeſſen, als aber kurz darauf der Reichsmarſchall von Pappenheim mit dem kurfürſtlichen Diplom anlangte, durfte er nicht länger zweifeln. Sogleich hob er die Belagerung auf, ſchloß mit dem Biſchof einen Vergleich und eilte nach Frankfurt, von wo aus ihn die Kurfürſten und Stände nach Aachen begleiteten. Hier bei der Krönung gab er eine Probe ſeiner Geiſtesgegenwart. Der Scepter Karl's des Großen, auf welchen der Lehnseid geleiſtet werden mußte, war nicht aufzufinden, und einige Fürſten wollten dieß zum Vorwand nehmen, dieſen zu verweigern; da ergriff R. ein naheſtehendes Crucifix, erklärte dieß für ſeinen Scepter, und die überraſchten Fürſten fügten ſich. — R. widmete ſich von jetzt an nur den Pflichten der Regierung, die er nach Grundſätzen einzurichten wußte, welche ſowohl ſeiner Staatsklugheit als ſeinem Herzen Ehre machten. Sein Hauptaugenmerk war vorerſt die Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens. Zu dieſem Zweck brachte er auf dem Reichs-

tage zu Nürnberg, 1274, einen Landfrieden zu Stande, nach welchem Niemand den Andern angreifen oder sich selbst Recht verschaffen durfte. In den folgenden Jahren ließ er denselben auf unbestimmte Zeit erneuern und von allen Ständen und Bewohnern ganzer Provinzen feierlich beschwören. Die Absichten des neuen Kaisers gingen noch weiter; er wollte die in den letzten Jahren verloren gegangenen Rechte und Güter des Reichs in Deutschland, Italien und Burgund wieder einziehen, nebenbei aber auch, so weit es ohne Ungerechtigkeit geschehen konnte, sein eigenes Geschlecht vergrößern. Daher suchte R. sich mit den mächtigsten Fürsten Deutschlands zu befreunden und zu verschwägern, wie denn auch bald nach der Krönung zwei seiner Töchter, die eine an den Pfalzgrafen Ludwig in Baiern, die andere an den Herzog von Sachsen vermählt wurden. Am eifrigsten war er bemüht, die päpstliche Bestätigung zu erlangen, da seine Wahl sowohl von Ottokar von Böhmen, als von Alphons von Castilien angefochten wurde. Die anerkannte Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit Gregor's X., so wie dessen persönliche Zuneigung zu Rudolph ließ ihn indeß dieselbe nicht lange erwarten, wie denn überhaupt die Freundschaft des Papstes für Kaiser und Reich von großem Nutzen war. Es gelang Gregor, den König Alphons zur Verzichtleistung auf die röm. Krone, so wie Karl von Anjou zur Niederlegung seiner den Rechten des Reichs nachtheiligen Statthalterschaft in Toscana zu überreden. Auch dem König von Böhmen versagte er seinen Beistand, und rieth ihm aufrichtig, sich mit R. auszusöhnen. Dagegen bewilligte Letzterer dem Papste die Rechte und Güter des päpstlichen Stuhls, und ließ sich sogar zu einem Kreuzzug bereitwillig finden, wozu es jedoch nie kam. Ottokar konnte indeß nicht verschmerzen, daß die deutsche Krone ihm entgangen und einem Mann zu Theil geworden war, den er stes als seinen Vasallen angesehen. Er erschien deßhalb nicht auf dem Reichstag zu Augsburg, verweigerte die Lehn für Oestreich, Steiermark, Kärnten und Krain, welche Länder er erst vor kurzer Zeit mit zweifelhaftem Recht an sich gebracht, und rüstete sich zum Krieg. Die Folge war, daß er aller seiner Reichslehn für verlustig und in die Acht erklärt wurde. R. dagegen verbündete sich mit Ladislaus von Ungarn, befahl dem Grafen Meinhard von Tyrol, Krain anzugreifen, während er selbst schnell aus Schwaben und Oestreich eindrang und sich vor Wien lagerte. Das böhmische Heer stand am linken Donauufer, dem kaiserlichen gegenüber. Ottokar, überrascht und eine entscheidende Schlacht fürchtend, bat um Frieden, der ihm nur unter harten Bedingungen gewährt wurde. Er mußte auf obengenannte Länder Verzicht leisten, Böhmen und Mähren vom Reich als Lehn empfangen, und eine seiner Töchter sollte mit einem Sohn des Kaisers, sein ältester Prinz dagegen mit einer von Rudolph's Töchtern vermählt werden, für deren Letztere als Aussteuer dem König von Böhmen der diesseits der Donau, gegen Böhmen zu, gelegene Theil von Oestreich verpfändet werden sollte. Ottokar ging diese Bedingungen ein, und der sonst so übermüthige Fürst leistete knieend den Eid für seine Länder. R. hatte indeß gegründete Ursache, an der Aufrichtigkeit seines Gegners zu zweifeln, verweilte deßhalb mit dem größten Theil seines Heeres noch einige Zeit in Oestreich. Ottokar, den tiefsten Groll im Herzen, und durch seine herrschsüchtige Gemahlin noch mehr gereizt, verweigerte sehr bald die Erfüllung der Friedensverträge, R., darauf vorbereitet, verstärkte sein Heer mit Hilfe der Stände und des ihm sehr ergebenen schwäbischen Adel; doch waren ihm die Böhmen an Zahl nach überlegen. Den 26. August 1278 kam es auf dem Marchfelde (s. d.) zur entscheidenden Schlacht. Beide Monarchen fochten mit großer Tapferkeit, und

lange war der Sieg zweifelhaft, doch entschied er sich endlich für Rudolph. Ottokar verlor die Schlacht und sein Leben, und ein großer Theil seiner Völker wurde erschlagen oder ertrank in der Donau. Der Kaiser nahm hierauf beinahe ganz Mähren in Besitz, und würde mit leichter Mühe auch Böhmen erobert haben, hätte er nicht Menschenblut und Ottokar's Kinder schonen wollen. Durch der Letzteren Vormund, den Markgrafen von Brandenburg, kam der Friede bald zu Stande, wodurch die Bedingungen des früheren bestätigt wurden. R. söhnte sich auch von neuem mit Herzog Heinrich aus, welcher, durch große Geschenke bewogen, abermals auf Ottokar's Seite getreten war; jedoch mußte er den früher als Brautschatz für seine Schwiegertochter verpfändeten Theil von Oestreich wieder herausgeben. Seine beiden Prinzen, Albrecht und Rudolph, wurden hierauf (1282) unter Zustimmung der Stände mit Oestreich, Steier, Krain und Kärnten belehnt. Sein älterer Sohn Hartmann war das Jahr zuvor im Rhein ertrunken. Nach Ottokar's Tode verwendete R. seine ganze Sorgfalt auf den innern Zustand des Reichs, wo trotz des gegebenen Landfriedens der räuberische Adel noch immer sein Unwesen trieb. In den unruhigsten Theilen Deutschlands bestellte er zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ruhe besondere Friedensrichter, wie er denn auch selbst gegen die Räuber zu Felde zog, und in einem Jahre mehr als 70 ihrer festen Schlösser und Burgen zerstörte. Oft saß er in Person zu Gericht und schlichtete die Streitsachen Hoher und Niederer, woher man ihn auch das lebende Gesetz nannte. Den Kur- und Reichsfürsten sicherte er ihre Rechte, und unternahm nichts ohne ihre Zustimmung. Im Jahr 1283 zog R. gegen den Grafen von Savoyen zu Felde, der mehrere deutsche Reichslehn in der Schweiz an sich gerissen, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Mit gleich glücklichem Erfolg bekämpfte er den mächtigen Grafen von Burgund, der sich dem deutschen Reich entziehen wollte. Mittelst der Unruhen glaubte Markgraf Otto von Brandenburg sich leicht der Herrschaft bemächtigen zu können, und hielt sogar den jungen König, seinen Mündel, gefangen. R. eilte mit einem Kriegsheer dahin, befreite Wenzel und vermählte ihn mit einer seiner Töchter. Nicht so glücklich war er in Ansehung der italienischen Angelegenheiten. Die Nachfolger des für den allgemeinen Weltfrieden zu früh verstorbenen Gregor's X. neigten sich mehr auf die Seite Karls von Anjou, und der Kaiser, außer Stand, selbst nach Italien zu gehen, sah sich genöthiget, dem klugen und unternehmenden Papst Nicolaus III. manches Opfer zu bringen. Die unaufhörlichen Kriege, Reisen und andere Beschäftigungen, so wie Rudolph's herannahendes Alter, erschöpften endlich seine Kräfte. Er fühlte dieß, und hätte gern noch bei seinem Lebzeiten den Thronfolger, und zwar aus seinem eigenen Geschlecht, ernannt gesehen. Er schrieb deßhalb einen Reichstag nach Frankfurt aus, und schlug den dort versammelten Ständen seinen Sohn Albrecht vor. Allein die auf ihre Wahlfreiheit eifersüchtigen Kurfürsten, und besonders der Erzbischof Gerhard von Mainz, den R. früher beleidigt hatte, wollten sich zu dieser Wahl nicht entschließen. Mißvergnügt und krank verließ er Frankfurt, um zu Straßburg im Schoos seiner Familie sich einige Erholung zu gönnen. R. erreichte aber das Ziel seiner Reise nicht, sondern starb zu Germersheim am 15. Jul. 1291. Gewiß ist, daß wenige Fürsten an Charakterfestigkeit, bürgerlichen und kriegerischen Tugenden ihn erreicht haben. Er war im hohen Grad tapfer, unermüdet thätig, einfach in seinen Sitten und seiner Lebensweise.

Deutschland verdankt R. besonders die Wiederherstellung der Ruhe

und Sicherheit im Innern und des Ansehens nach Außen, so wie manche vortreffliche Einrichtung. Aus politischen Gründen hatte sich R. nach dem Tode seiner ersten Gemahlin noch in seinem 64. Jahr zum zweiten Mal mit Elisabeth, Tochter des Herzogs von Burgund, vermählt. Aus der ersten Ehe hinterließ er drei Söhne, deren ältester Albrecht nachher Kaiser wurde, und sechs Töchter. — (Vergl. Gündecrode's sämmtliche Werke des Kaisers Rudolph von Habsburg, von Leonhardt Meister.)

M. G.

Ruhepunct, oder Centrum motus, derjenige Punct, um welchen die Bewegung eines Körpers erfolgt, mithin bei der Erde die Erdaxe. S. Hebel und Hypomochlium.

Rühle von Lilienstern, Jacob Otto August, königl. preuß. Generallieutenant, Chef des großen Generalstabes und Director der Studien-Commission und der allgemeinen Kriegsschule, geboren am 16. April 1780 in Berlin, begann im Jahre 1798 seine militairische Laufbahn im damaligen Garderegiment, wurde 1804 Adjoint im Generalstabe, und machte den Feldzug von 1806 im Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe mit. 1807 nahm er als Secondelieutenant seine Entlassung, trat als Major in Weimarsche Dienste und wurde Gouverneur des Prinzen Bernhard von Weimar, mit welchem er seit 1808 größtentheils in Dresden lebte. Hier führten ihn die Muße und die vielfachen geistigen Anregungen, die er dort fand, zu einem eifrigen Streben für die Wissenschaft und zu einer umfassenden literarischen Thätigkeit. Das erste bedeutende Werk, was er schrieb, erschien unter der Chiffer „R. v. L.", welche auch für alle übrigen Schriften beibehalten wurde, und war: „der Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen im Sept. und Oct. 1806, 2 Bände mit 4 Plänen, Tübingen 1807 und 1809. Da, wie schon erwähnt, Rühle von Lilienstern im Hauptquartier des Fürsten war und außerdem zwischen ihm und dem General-Quartiermeister von Massenbach ein näheres Verhältniß statt fand, so gehört dieses Werk zu den vorzüglichsten Quellen des für Preußen so unglücklichen Feldzuges. Seit 1808 erschien unter seiner Redaction die für Staats- und Kriegskunst bestimmte Zeitschrift „Pallas", Tübingen 1808—9, Weimar 1810, welche mit dem 3. Jahrgange endigte. Als der Prinz Bernhard 1809 mit dem sächsischen Armeecorps den Feldzug gegen Oestreich mitmachte, begleitete ihn R. und gab darauf in seiner „Reise eines Malers mit der Armee im Jahre 1809", 3 Bde. Rudolstadt 1809—11 einen geistreichen Bericht seiner Beobachtungen. Einige Früchte seiner wissenschaftlichen Forschungen lieferten die „Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages, mit einer Weltkarte, Dresden 1808—9. 2. Auflage Dresden 1811 und im Zusammenhang hiermit: „der Wechsel der politischen Kriege und Verhältnisse von Europa während der beiden letzten Jahrzehnte." 1811. 4. In demselben Jahre erschien noch Carnot, von der Vertheidigung fester Plätze, von R. v. L. aus dem Französischen übersetzt, mit einem Anhang vermehrt. — Im Jahre 1811 hörte sein Verhältniß zu dem Prinzen Bernhard von Weimar auf, R. nahm seinen Abschied als Oberst, trat 1813 als Major wieder in preußische Dienste und wurde im Generalstab des Fürsten Blücher angestellt, wo er mit Gneisenau und Scharnhorst in nähere Beziehung kam. 1814 ward er Generalcommissair der deutschen Bewaffnung, 1815 aber that er wiederum Dienste als Generalstabsofficier. Bald nach dem Frieden wurde R. als Oberst nach Berlin berufen, arbeitete dort im 2. Departement des Kriegsministeriums und wurde Mitglied der Militair-Studien-Direction und Com-

miſſion. Im Jahre 1820 erfolgte ſeine Ernennung zum Generalmajor, 1821 im Kriegsminiſterium zum Director des 2. Departements und Chef des großen Generalſtabes, 1824 zum Präſes der Militair-Studien-Commiſſion und ward 1826 Director derſelben; 1827 aber ſtellte man ihn auch an die Spitze der Studiendirection der allgemeinen Kriegsſchule. Als 2 Jahre früher (1825) das Kriegsminiſterium eine andere Organiſation erhielt, wurde Rühle als Generalſtabsofficier dem allgemeinen Kriegsdepartement zugetheilt; 1835 ward er Generallieutenant und 1837 Director der allgemeinen Kriegsſchule. Während dieſer Jahre war R. v. Lilienſtern in literariſcher Hinſicht ſehr thätig; die von ihm 1815 herausgegebene „deutſche Volksbewaffnung" iſt eine wichtige Sammlung aller zur Bildung des Landſturms in Deutſchland erlaſſenen Verordnungen. Vom Jahre 1816 an übernahm er die oberſte Leitung des vom Generalſtab dirigirten Militairwochenblatts, 1817 erſchien in Berlin ſein „Handbuch für den Officier zur Belehrung im Frieden und zum Gebrauch im Felde", 2 Theile, welches ſehr brauchbar und eins der ausgezeichnetſten Werke dieſer Art iſt. Der erſte Theil handelt „vom Gefecht", den verſchiedenen Waffenarten, Infanterie, Cavalerie, Artillerie und Pionire, von der Telegraphie und den Elementen der Gefechtslehre. Der 2. Theil enthält die Lehre vom kleinen Krieg. — Auch um die Erdkunde, beſonders um die Militairgeographie, hat er ſich durch die Bearbeitung mehrerer Karten (ſchon 1809 erſchien von ihm die Oro-Hydrographiſche Karte von Sachſen) Verdienſte erworben, und ſeine Berufsarbeiten entfremdeten ihn nicht den Bewegungen, die auf dem Gebiet der Wiſſenſchaften in verſchiedener Richtung hervortraten. So ſchrieb er 1820 „Studien zur Orientirung über die Angelegenheiten der Preſſe" Hamburg, und ſuchte in dem Werke „zur Geſchichte der Pelasger und Etrurier" Berlin 1831, die neuen Unterſuchungen über die Geſchichte der altgriechiſchen und altitalieniſchen Völkerſtämme auch graphiſch zu erläutern. 1825 gab er den „allgemeinen Schulatlas" heraus, der ſich durch die Darſtellung des Terrains auszeichnet. Von ſeinem Werke „geographiſche Darſtellungen zur älteſten Geſchichte und Geographie von Aethiopien und Aegypten" Berlin 1824, welches auch unter dem Titel „Univerſalhiſtoriſcher Atlas, oder anſchauliche Darſtellung der geſammten Weltgeſchichte nach wiſſenſchaftlicher Entwickelung" bekannt iſt, erſchien bis jetzt nur ein Heft. Dagegen erſchien 1830 „Synchronismus der griech. Coloniſationen" und 1834 das „Hiſtoriogramm des preuß. Staats," welches mit eben ſo viel Fleiß als Talent bearbeitet, dem Auge eine ſehr genaue Ueberſicht des Geſchichte der preuß. Staates gibt. Außerdem hat er eine Menge ſchätzbarer Karten herausgegeben und mehrere werthvolle Brochüren geſchrieben. W.

Ruhriegel, bei Laffeten mit einfachen oder Schrauben-Richtkeilen ein Riegel, auf welchem jener Keil oder deſſen Ruhebret liegt; bei anderen Laffeten ein hölzerner Riegel oder ein eiſerner Bolzen, auf welchem beim Transport das Geſchützrohr ſelbſt oder deſſen Richtſohle ruht, um die Richtmaſchine mehr zu ſchonen. Ry.

Rumford, Benjamin Thomſon, Graf von, geboren 1753, in einem kleinen Orte der Grafſchaft New-Hampſhire in Nordamerika, verlor frühzeitig ſeinen Vater, und da ſeine Mutter eine zweite Ehe einging, ſo fand er ſich genöthigt, das älterliche Haus zu verlaſſen und allein für ſeine Exiſtenz zu ſorgen. Er erhielt mathematiſchen Unterricht durch einen kenntnißreichen Geiſtlichen, wollte ſich Anfangs der Handlung widmen, lebte aber, da er ſich, 19 Jahre alt, mit einer ſehr reichen Witwe aus einer anſehnlichen Familie der Kolonien verband, nur den Wiſſenſchaften. Von dem

nglischen Gouvernement ausgezeichnet, ward R. deſſen eifriger Anhänger, ls der Krieg mit den Kolonien ausbrach. Er folgte den königlichen Trup-en, als dieſe nach Boſton zurückgingen, und als am 24. März 1776 die ngländer auch dieſe Stadt verließen, wurde R. beauftragt, dieſe Nachricht ach London zu bringen, wo er ſich die Gunſt des alten Lord Sakville in em Grade erwarb, daß dieſer ihn in ſeinem Departement anſtellte; 1782 ehrte er mit dem Grade eines Escadrons-Chefs nach Amerika zurück, or-anisirte dort die Reiterei und zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten, be-onders bei der Vertheidigung von Jamaika, aus. Nach dem Frieden ſah er nunmehrige Oberſt Rumford ſich in ſeiner ehrenvollen Laufbahn geſtört, nd machte den Plan, dem Kaiſer ſeine Dienſte im Kriege gegen die Tür-n anzubieten. Er reiſete durch Frankreich und machte in Straßburg die ekanntſchaft des Prinzen Maximilian von Zweibrücken (ſpäter Max. Joſeph, önig von Baiern), der ihm Empfehlungen an den regierenden Kurfürſten ach München gab. Der Kurfürſt Karl Theodor fand Gefallen an R. und t ihm eine Stelle an. Als die Erlaubniß dazu vom Könige von England theilt ward, der übrigens R. noch zum Ritter ernannte, und ihm den lben Gehalt ſeines Grades als Penſion bewilligte, trat er als General-utenant und Staatsrath in bair. Dienſte. — Mit der größten Sorgfalt idmete er ſich hier der Organiſation der Armee, verbeſſerte das Loos des oldaten, machte zweckmäßige Veränderungen in der Bekleidung und Be-affnung, regelte die Beförderung in den höhern Graden und ſtiftete Schu-n für die Soldaten-Kinder. Er legte Fabriken an, in welcher Tuch für e Armee verfertigt ward, und verbeſſerte das Syſtem der Artillerie. — ber nicht blos den Truppen widmete er ſeine Thätigkeit, auch der Armen ahm er ſich an, ſorgte für deren Nahrung, wozu er die unter dem Namen r Rumfordſchen bekannten Suppen erfand und dergleichen mehr. Sein urfürſt gab ihm mehrfache Beweiſe der Zufriedenheit, und ernannte ihn m Grafen von Rumford, wodurch ſein früherer Name Thomſon faſt ganz Vergeſſenheit gerieth. 1796 führte er die ſchwierigen Unterhandlungen egen der Neutralität Baierns, 1798 ward er Geſandter in London, doch chwierigkeiten, welche die engliſchen Miniſter ihm machten, hinderten ihn, eſen Poſten anzutreten. Nach dem Tode ſeines kurfürſtlichen Gönners m er nach München zurück, dort ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu ingen, und entwarf in dieſer Zeit den Plan zu einer zweckmäßigen Wie-herſtellung der baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Nachdem er enf und die Schweiz bereiſet hatte, entſchloß er ſich, ſeinen b'ei-nden Aufenthalt in Frankreich zu nehmen, zog nach Auteuil, wo er die Witwe des bekannten Lavoiſier heirathete und ſtarb dort am 21. Auguſt 814. Die verſchiedenen, ſowohl philoſophiſchen als anderen Werke, die er ſchrieben, ſind in engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache vorhanden.

F. W.

Runde-Feſtungen, gleichbedeutend mit Circularbefeſtigung (ſ. d.).

Runde-Forts, ſiehe Donjons.

Rundenweg. (chemin des rondes,) nennt man den bei mehreren äl-n Befeſtigungs-Syſtemen — unter andern bei Speckel — vorkommenden —6 F. breiten, bermenartigen Weg, welcher auf der Futtermauer vor dem m ſo viel zurückgerückten Hauptwall herumlief. Gewöhnlich war er noch it einer ſchwachen Mauer umgeben, die nicht ſelten nach den Graben hin-Schießlöcher hatte. Er zeigt ſich ſonach noch als ein Ueberbleibſel der ten Zwingermauern (ſ. d.) und bildete gewiſſermaßen den Uebergang zu n Fauſſebrayen (ſ. d.) und zu den in neuerer Zeit vorgeſchlagenen und

angewendeten abgerückten Futtermauern (ſ. d.). Er hatte den Nachtheil, daß er das Hinabwerfen von Kunſtfeuern, Steinen, Balken und dergleichen zur Vertheidigung des Grabens, vom hohen Walle aus, hinderte, die Erſteigung des Walles begünſtigte und dem Feind Gelegenheit gab, ſich auf dieſem Wege zu verbreiten und die günſtigſten Stellen zur Erſteigung des Walles aufzuſuchen. Bei ſpäteren Befeſtigungen trifft man daher einen dergleichen Rundenweg nicht mehr an. P.

Rundtartſche, ein cirkelrundes Schild, deſſen ſich die Ritter zu Pferde bedienten und welches ſpäter auch noch bei den Spaniern vorkommt.

Runjeet Singh, auch Runſchit-Singh genannt, iſt gegenwärtig Beherrſcher der Seiks oder Sikhs (eine Benennung, die zu gleicher Zeit ein Volk und eine Sekte bezeichnet,) welche das Land im nördlichen und weſtlichen Hindoſtan vom Mittel-Indus bis zum Dſchamna-Fluſſe bewohnen. Die Sikhs, als Volk, erlangten erſt Wichtigkeit im vorigen Jahrhundert, als die Macht der großen Moguls in Delhi 1739 durch Nadir Schah vernichtet wurde. R. S. wurde am 2. Novbr. 1780 geboren, zu einer Zeit, wo der Einfluß ſeines Vaters, der bereits an der Spitze des Volks ſtand, täglich zunahm. Dieſer ſtarb jedoch, als der Knabe erſt 12 Jahre alt war, und ſeine Mutter, welche die Regentſchaft führte, vernachläſſigte ſeine Erziehung ſo, daß er weder leſen noch ſchreiben lernte. Seine Jugendjahre vergingen in Ausſchweifungen und unter den Freuden der Jagd. Im 17. Jahre übernahm er die Regierung ſelbſt, und eine ſeiner erſten Handlungen war, daß er die Ermordung ſeiner Mutter genehmigte, deren zügelloſes Leben allerdings ſo allgemeinen Unwillen erregte, daß ihr Tod zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft nothwendig ſchien. Während der Jahre 1795 und 1798 fiel Schah Zeman, König der Afghanen, in das Reich, und zog, da die Häuptlinge der Sikhs flohen, ohne Widerſtand in die Hauptſtadt Lahor ein. Da aber die Koſten der Behauptung des Landes den des Ertrages weit überſtiegen, überdieß die Perſer mit einem Einfalle in Afghaniſtan drohten, ſo kehrte er zurück und R. S. nahm wieder Beſitz von Lahore. Bald darnach benutzte R. S. die Bürgerkriege, welche das Reich der Afghanen zerriſſen und entwarf den Plan, ſich aller afghaniſchen Provinzen öſtlich von dem Indus zu bemächtigen, wurde aber zu Ende des Jahres 1805 von ſeinem Eroberungszuge zurückgerufen, da der Maratten-Anführer Holkar, verfolgt von einem britiſchen Heere, unter dem Lord Lake, ſich ſeiner Hauptſtadt näherte. R. S. trat bei dieſer Gelegenheit als Vermittler auf und bewirkte, nicht ohne ſelbſt Vortheile zu erlangen, den Frieden. Die beiden folgenden Jahre dehnte R. S. ſeine Macht bedeutend aus, bemächtigte ſich mehrerer wichtigen Plätze im Oſten und Süden des Setledſche, und erregte durch ſeine Eroberungen ſelbſt die Beſorgniß der Engländer. Gleichzeitig befürchteten Letztere, Napoleon hege Abſichten auf Indien, und Lord Minto, der damalige Generalgouverneur der engliſchen Beſitzungen, hielt es für nöthig, Maßregeln zur Sicherſtellung der Grenzen zu ergreifen. — Herr Metcalf wurde deßhalb als Geſandter zu R. S. geſchickt. Dieſer fuhr aber trotz der Vorſtellungen fort, ſeine Eroberungen nach der Dſchamna hin auszubreiten, welchen Fluß er als die natürliche Grenze ſeines Gebiets verlangte. Ein britiſches Truppencorps unter dem Oberſten Ochterlong ging nun 1809 über die Dſchamna, nahm die Plätze wieder, deren R. S. öſtlich vom Setledſche ſich bemächtigt hatte und ſtellte ſich zu Ludeana an dem Ufer dieſes Fluſſes auf. R. S., welcher einen Aufruhr in dem Pundſchab fürchtete, wo viele mit ſeiner Regierung unzufrieden waren, ſchloß eiligſt Frieden, und mußte ſein Heer von dem linken Ufer des Setledſche zurückziehen. Die vortreffliche

Disciplin der Seapoys, welche den englischen Gesandten begleiteten, erregte die Aufmerksamkeit des Monarchen der Sikhs, und von dieser Zeit an war es sein eifrigster Wunsch, eine auf europäische Weise organisirte Armee zu besitzen. Zu diesem Endzwecke bot er den Ausreißern, welche in seine Dienste treten wollten, große Belohnungen an, und so gelang es ihm, in wenigen Monaten mehrere regulaire Bataillone zu bilden. Im J. 1810 erprobte er seine neuen Truppen durch einen Einfall in die Provinz Multan, mußte sich aber mit Verlust zurückziehen. Glücklicher war er bei seinem Unternehmen gegen die Häuptlinge nördlich von Pundschab; auch benutzte R. S. die noch immer fortdauernden Bürgerkriege unter den Afghanen, um seine Besitzungen im Süden und Westen auszubreiten. Futteh Khan, der berühmte Vezier des glücklichen Candidaten zu dem Throne von Afghanistan — Mahmood, Schah Schuja's Bruder — forderte R. S. auf, ihn bei der Unterwerfung von Kaschmir zu unterstützen, dessen Regenten die Sache des vertriebenen Schuja zu der ihrigen gemacht hatten. Der schlaue R. S. unterhandelte mit beiden Parteien und täuschte beide. Während Futteh Khan in Kaschmir war, bewog er den Statthalter von Attock, ihm diese wichtigen Feste abzutreten, wodurch er seine eigene westliche Grenze sicherte und sich einen Eingang in die afghanischen Provinzen westlich vom Indus verschaffte. Futteh Khan machte einen Versuch, die Festung wieder zu erobern, welche seit Alexander's Zeiten für den Schlüssel zu dem westlichen Indien gehalten worden war, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Ein Versuch R. S's., im J. 1814 in Kaschmir einzudringen, mißglückte, aber 1818 unterwarf er sich die Provinz Multan, welche seine südliche Grenze abrundete. Der Schluß des Jahres 1818 brachte ein für den Ehrgeiz R. S's. noch günstigeres Ereigniß. Futteh Khan, dessen Eifer und Geschicklichkeit Schah Mahmood sein Leben und seine Krone verdankte, wurde von dem Sohne dieses Monarchen ermordet. Der Vezier hatte eine große Anzahl Brüder, welche alle mächtig und reich waren; diese erhoben die Fahne des Aufruhrs und beraubten in wenigen Monaten Mahmood aller seiner Besitzungen außer der Stadt und Ebene Herat; der Rest der afghanischen Provinzen wurde in unabhängige Fürstenthümer umgewandelt, welche die Glieder der mächtigen Familie regierten. R. S. säumte nicht, die Schwäche des durch Bürgerkriege erschöpften Staates zur Vergrößerung seines Gebietes zu benutzen. Die Provinzen von Cabool fielen eine nach der andern in seine Gewalt und Multan, Kaschmir, Leja und Dera Ghazee-Khan mit dem ganzen Landstriche an den Ufern des Indus und dessen östlichen Nebenflüssen huldigten ihm als Eroberer. Im J. 1823 überschritt er den Indus und schlug die Schlacht von Nouschero auf der Nordseite des Caboolflusses, wo sich ihm ein zahlreiches Heer entgegenstellte. Der Kampf war hartnäckig und wurde endlich durch die persönliche Tapferkeit R. S's. entschieden, indem er an der Spitze seiner Garden eine Anhöhe erstürmte, von welcher seine Truppen drei Mal vertrieben worden waren. Die Frucht dieses Sieges machte ihn zum Herrn von Peschawor. Im März 1822 waren zwei ausgezeichnete französische Officiere, die Herren Ventura und Allard, nach Lahore gekommen, um dort Kriegsdienste zu suchen. Ungeachtet sie R. S. Anfangs mit Mißtrauen beobachtete, überzeugte er sich doch bald, welche Vortheile er aus ihrer Kriegserfahrung ziehen konnte, ernannte sie zu Generalen und hatte nicht Ursache, das ihnen geschenkte Vertrauen zu bereuen. Ein Fanatiker, mit Namen Seid Achmet Aly, ein Nachkomme des Propheten Mahomed, hatte bereits im J. 1821 vorgegeben, von Gott den Auftrag erhalten zu haben, die Oberherrschaft des Islams wieder herzustellen. Im Frühjahr

1827 war er aus Mecca zurückgekehrt, hatte großen Anhang in Afghanistan gefunden und erschien mit einem großen Heere unter Jar Muhamed Khan, um gegen die Shiks zu kämpfen; aber der blinde Religionseifer seiner Anhänger konnte dem disciplinirten Heere des R. S. unter der Anführung der Franzosen Allard und Ventura nicht widerstehen; er wurde beim Dorfe Seydno am Indus vollständig geschlagen. Im J. 1831 wurde der engl. Lieutenant Burnes als öffentlich beglaubigter Agent an den Hof nach Lahore gesandt. Dieser aufmerksame Beobachter gibt über die dortigen militairischen Verhältnisse nachstehende Notizen: „R. S's. Heer ist etwa 75,000 Mann stark, worunter 25,000 M. regulaire Infanterie, die nach europäischer Weise einexercirt und den Truppen der britisch-indischen Armee vollkommen an die Seite zu stellen ist. Die regulaire Reiterei und Artillerie kann man zu 5000 M. mit 150 Kanonen anschlagen, und die irregelairen, nur aus Reiterei bestehenden Truppen zählen gegen 50,000 M. Diese Truppen werden Ghorchuras (Reiter) genannt, und erhalten als Vergütung für den Militairdienst ein Stück Land angewiesen. Diese sämmtlichen Streitkräfte werden regelmäßig gemustert und bilden ein wirksames, wohlberittenes und zum Dienst taugliches Corps, dessen Ueberlegenheit besonders darin besteht, daß es leicht wieder gesammelt und geordnet werden kann, während bei den nächsten Nachbarn — den Afghanen — bei der ersten entstehenden Verwirrung alle Disciplin aufhört. Die regelmäßigen Truppen erhalten einen höhern Sold, als die Truppen der ostindischen Compagnie, werden auf Kosten des Staates bekleidet und der aus Sikhs bestehende Theil speist in Kameradschaften, für welche die Regierung gegen einen monatlichen Abzug von zwei Rupien auf den Mann sorgt. Bei einer Truppenmusterung, welcher Lieut. Burnes beiwohnte, manövrirte eine Brigade von 5 Regimentern regulairer Infanterie unter der Leitung eines eingebornen Generals, und führte alle Bewegungen mit derselben Genauigkeit aus, wie die Truppen der ostindischen Compagnie; es wurde in französischer Sprache commandirt; die Truppen waren weiß gekleidet, hatten schwarzes Lederwerk, führten Musketen, welche in Lahore selbst verfertigt waren und bei jedem Regiment waren Hindostaner und Sikhs unter einander gemischt. — Bei vielen Mängeln ist R. S's. Regierung höchst kräftig und für einen morgenländischen Staat wohl consolidirt. Ihre Mängel theilt sie mit dem Lande und dessen Sitten und Gebräuchen, dagegen gehören ihre guten Eigenschaften einem höhern Maßstabe der Civilisation an. Das Tadelnswertheste in dem Charakter des Fürsten selbst möchte sein allgemeines Mißtrauen gegen seine Umgebungen sein; sein Argwohn erstreckt sich so weit, daß keinem der französischen Officiere in seinen Diensten je eine Kanone anvertraut, und der Befehl über die verschiedenen Thore von Attok und anderer wichtigen Festungen ganz verschiedenen, von einander unabhängigen Personen, anvertraut wird. Verschlagenheit ist die Hauptwaffe in der Politik dieses Fürsten, von welcher er bei jeder Gelegenheit Gebrauch macht. Nach den neuesten Nachrichten (Nov. 1836) hat R. S. seine alten Plane auf die Unterwerfung des ganzen Flußthales des Indus nicht aufgegeben. Er hatte im J. 1834 die Reise des Generals Allard nach Calcutta benutzt, um den britischen Generalgouverneur fragen zu lassen: ob die Compagnie sich seiner Besetzung des Indus delta widersetzen würde, und erhielt von diesem zur Antwort: „daß er sich darüber auf keine Art zum Voraus binden wolle; die Compagnie würde nach Befinden der Umstände verfahren, und wenn sie sehe, daß er weiter gehe, als es ihre Interessen erlauben, werde sie Mittel finden, ihn in Schranken zu halten." R. S. fuhr darauf fort, sich auf dem linken Ufer des obern

Indus festzusetzen, bemächtigte sich der Regentschaft von Peschawor und befestigte sich gegen die Afghanen, denen ihre inneren Streitigkeiten und die finanzielle Unfähigkeit von Dost Muhamed, Regenten von Cabool, keinen ernsthaften Krieg erlaubten. Sobald er sich von dieser Seite völlig sicher glaubte, fing er Vorbereitungen zu einer Expedition gegen den untern Indus an; aber die Compagnie, welche nicht wünschte, ihn im Süden von Multan ausbreiten zu lassen, hat sogleich eine neue Gesandtschaft unter Kapitain Burnes an R. S. abgeschickt, um diesem die Grenzen vorzuschreiben, welche ihm die Compagnie nicht erlaubt zu überschreiten. Der Erfolg dieser Gesandtschaft ist jedoch zur Zeit noch unbekannt. R. S. hat einen einzigen Sohn, Kurruk-Singh, welcher wenig Hoffnung gibt, in des Vaters Geiste zu handeln, dagegen berechtigt ein Adoptivsohn, Namens Schir-Sing, zu den glänzendsten Erwartungen. — (Vergl. The political life of Maha Rajah Runjeet-Singh. By H. T. Prinsep (of the Bengal Civil Service) Calcutta 1835. — Der Krieg in Indien, in den Jahren 1803 bis 1806, geführt vom General Lake und dem Generalmajor Arthur Wellesley, Herzog v. Wellington, vom Major William Thorn. Gotha 1819. — Alexander Burnes Reise nach und in Bokhara und Fahrt auf dem Indus, von dessen Mündung bis Lahore. Weimar 1835. — Allgemeine Zeitung. April 1836.)

Gtz.

Rupprecht von der Pfalz, Herzog von Cumberland, Ritter des Ordens vom Hosenbande, der Sohn des Kurfürsten Friedrich's von der Pfalz und Elisabeth's von England, jenes Paares, das durch seine Schicksale im 30jährigen Kriege eine traurige Berühmtheit erhielt, war am 17. Dec. 1619 geboren, widmete sich frühzeitig dem Kriegerstande und zeigte bereits 1632 bei der Belagerung von Rheinbergen, der er mit dem Prinzen von Oranien beiwohnte, was er bei reiferem Alter leisten würde. 1637 befehligte er ein deutsches Reiterregiment, wurde aber schon im nächsten Jahre gefangen und drei Jahre von den Kaiserlichen festgehalten. Nachdem er seine Freiheit wiedererlangte, begab er sich 1642 zu seinem Oheim, dem König Karl I. von England, der schon zu jener Zeit mit den eigenen Unterthanen im offnen Kampfe lebte. Der König ernannte ihn sogleich zum Ritter des Hosenbandes und zum Commandanten eines Heertheiles, welcher gegen Worcester marschirte, den Feind nöthigte, die Belagerung aufzuheben, und einige Regimenter vernichtete, die zur Unterstützung herbeieilten. Dieses Gefecht lieferte der Prinz in einem Defilée, wo kaum 4 Mann in Front marschiren konnten. Rupprecht erhielt gleich darauf die Nachricht, daß der Graf Esser gegen ihn zöge, und ging deßhalb bis Ludlow zurück. In der Schlacht bei Edgehill (s. d.) befehligte R. den rechten Flügel der königlichen Reiterei, und erfocht Vortheile, die aber freilich zur günstigen Entscheidung nichts beitragen konnten, da auf allen andern Puncten die Parlamentsarmee siegte. 1643 bemächtigte sich der Prinz der Stadt Cirencester, forderte dagegen Gloucester vergeblich zur Uebergabe auf, unternahm einen Zug nach Wallis, und griff bei seiner Rückkehr Lichfield so kräftig an, daß der Gouverneur keinen langen Widerstand wagte. Nachdem er auch noch Birmingham weggenommen hatte, begab er sich zum Könige nach Oxford. Später lieferte R. mehere glückliche Gefechte, schlug die Parlamentstruppen bei Postcomb, Chumer, Chalgrovefield ꝛc. und nahm Bristol in drei Tagen. Hierauf begleitete er den König zur Belagerung von Glocester, wurde aber bald entsendet, um sich dem Anmarsche des Grafen Esser zu widersetzen, was er auch mit vieler Geschicklichkeit that, obschon er ihn nicht aufhalten

konnte. Als Eſſex die Aufhebung der Belagerung erzwungen hatte, und gegen London marſchirte, folgte ihm Prinz Rupprecht mit einem großen Theile der königl. Reiterei, that ihm manchen Abbruch, und focht mit gewöhnlichem Muthe bei Newbury (ſ. d.). Im Januar 1644 war der Prinz in Oxford, wo er zum Herzoge von Cumberland und Grafen von Holderneß ernannt wurde. Im März entſetzte er Newark, brach dann zum Entſatz von York auf, nahm mehrere Orte oder befreite ſie von der Belagerung, verlor aber am 2. Juli die Schlacht bei Marſtonmore (ſ. d.). Im Mai 1645 befand ſich R. bei dem Könige Karl, focht im folgenden Monate bei Naſeby, und begab ſich hierauf nach Briſtol, um dieſen damals ſehr wichtigen Punct in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung war er zur Uebergabe gezwungen, ging dann nach Oxford und von da nach Frankreich. Im J. 1648 nach England zurückgekehrt, konnte er zwar zu Lande keine Erfolge erkämpfen, that jedoch als Befehlshaber der königl. Flotille der Parlementsregierung vielen Abbruch, obſchon ſeine geringen Streitkräfte ihm nicht erlaubten, ſich in größere Gefechte einzulaſſen. Bald darauf ging er wieder nach Frankreich, blieb am Hofe Karl's II., widmete ſich den Studien, kehrte mit Karl nach England zurück, wurde 1662 Mitglied des geheimen Rathes, trat dann ganz zum Flottendienſte über, und focht 1664 bis 1667 mit Glück gegen die Holländer. Während des Krieges von 1672 bis 1679 war er wieder thätig. — Am 29. Nov. 1682 traf ihn der Tod, der ihn ſo oft auf dem Schlachtfelde nahe geweſen war; ſeine irdiſchen Reſte wurden bei denen von der königlichen Familie von England, in der Kapelle Heinrich's VII. in der Weſtminſterkirche beigeſetzt. (Vergl. Vie du prince Robert. — Dict. Angl.) F. W.

Rüremonde, Gefecht am 1. März 1793, gleichbedeutend mit **Aldenhoven** (ſ. d.).

Ruſſel, Eduard, Graf von Oxford, engliſcher Oberadmiral, geboren im J. 1652, der 4. Sohn Franz R's. Grafen von Bedford, diente im Hofſtaate des Herzogs von York, als ſein Vetter William R. im J. 1683, angeblich wegen Hochverraths, hingerichtet wurde, und zog ſich vom Hofe zurück, da der Herzog einer der Hauptfeinde ſeines Vetters geweſen war. Als der Herzog von York 1685 ſeinem Bruder Karl II. in der Regierung folgte, trug deſſen Benehmen nach ſeiner Thronbeſteigung noch mehr zur Unzufriedenheit R's bei, der vorzugsweiſe mit zu denen gehörte, die 1688 des Prinzen von Oranien Erhebung auf den engliſchen Thron beförderten. Sein Eifer blieb nicht unbelohnt; 1689 wurde R. Mitglied des königlichen geheimen Raths, 1690 Admiral der blauen Flagge und 1691 Großadmiral, auch Schatzmeiſter von der ganzen engliſchen Flotte. Das in ihn geſetzte Vertrauen rechtfertigte R. vollkommen, als man ihm im J. 1692 den Oberbefehl über eine große Flotte anvertraute. Er richtete am 29. Mai die franzöſiſche Flotte unter dem Admiral Tourville, bei Barfleur und Cap la Hogue (ſ. d.) zu Grunde, und trug durch dieſen Sieg das zeither von den Franzoſen behauptete Uebergewicht zur See auf die vereinigten Holländer und Engländer über. Trotz dem wurde R. vom Oberhauſe angeklagt, die erfochtenen Vortheile nicht gehörig benutzt zu haben und deßhalb zur Verantwortung gezogen. Dagegen ließ die Königin Maria zur Erinnerung an dieſe Schlacht 30,000 Medaillen prägen und unter die Seeleute der Expedition vertheilen. Die Unterſuchung fiel zu ſeinen Gunſten aus, und im Jahre 1693 erhielt er auf's Neue die Würde eines Großadmirals. Im darauf folgenden Jahre ſegelte R. mit einer

Flotte von 88 Linienschiffen, welche 12,000 Mann Truppen, Engländer, Oestreicher und Spanier, am Bord hatte, nach der Küste von Catalonien. Die Franzosen hatten bereits Hostalrich und Palamos besetzt, als die Ankunft der engl. Flotte die Unternehmungen des franz. Admirals Tourville auf Barcellona verhinderten und diesen zum Rückzuge nach Toulon nöthigten, wo er eine Zeit lang im Hafen blokirt wurde. Im J. 1695 wurde durch den in Frankreich sich aufhaltenden, vertriebenen König Jacob II. von England ein neuer Plan entworfen, dem zu Folge dieser mit einer französischen Armee in England landen wollte. Auf die erste Nachricht, welche die englische Regierung erhielt, wurde R. mit einer Flotte von 50 Linienschiffen nach den franz. Küsten gesandt, und hierdurch der ganze Anschlag vereitelt. König Wilhelm III. ernannte R. 1697 zum Pair von England und ertheilte ihm den Titel: Baron von Shingey, Viscount Barfleur und Graf von Oxford. Als im Jahr 1701 der zwischen England, Frankreich und den Generalstaaten geschlossene Theilungstractat der spanischen Monarchie in England bekannt wurde, bezeigte das Unterhaus, welches in diesem Projecte eine Beeinträchtigung des engl. Handels und Wohlstandes sah, seine lebhafte Unzufriedenheit, und klagte R. nebst andern Herren (die Grafen Portland, die Lords Sommers und Halifax) vor dem Oberhause an. R. wurde noch besonders beschuldigt, bedeutende Geschenke von der Krone erhalten und sich verschiedener Mißbräuche bei Verproviantirung der ihm untergebenen Flotte schuldig gemacht zu haben. Er vertheidigte sich kräftig gegen alle Anklagepuncte, und der König, begünstigt durch Zwistigkeiten, welche zwischen dem Ober- und Unterhause eingetreten waren, fand Mittel die Sache ohne R's Nachtheil beizulegen. Als dieselbe Angelegenheit 1704 von dem Unterhause auf's Neue rege gemacht wurde, nahm das Oberhaus die Klage gar nicht an. Unter der Regierung der Königin Anna (von 1702—1714) war R. geheimer Rath, einer von den Commissarien bei den Verhandlungen über das wichtige Werk einer vollständigen Vereinigung Schottlands mit England (1707). Ihm gebührt, nächst den Admiralen Delaval, Rooke, Shovel, Leake und andern britischen Seehelden der Ruhm, die Beweise geliefert zu haben, was die englische Nation auf dem Meere, dem eigenthümlichen Schauplatze ihrer Tapferkeit, zu leisten vermochte. Nach dem Tode der Königin Anna war er einer von den Lords-Oberrichtern bis zu Königs Georg I. Ankunft, von welchem er mehrmals zum Geheimenrathe und Oberadministrationscommissarius ernannt wurde. 1717 von letzterm Posten entlassen, zog er sich von allen Geschäften zurück und starb den 26. Nov. 1727, ohne Nachkommen zu hinterlassen. (Vergl. Zedler Universallexicon, 32. Bd. — Heinrich, Geschichte von England. 3. Bd. — Biographie universelle ancienne et moderne, T. 39.)

Gtz.

Rustschuk, Stadt und Festung in Bulgarien auf dem rechten Donauufer mit 6000 Häusern und 30,000 Einw. Die Stadt besteht, wie die meisten türkischen Städte, größtentheils aus lauter abgesonderten Häusern mit einem Hofraum von hohen, starken Mauern oder Erdwällen umgeben, und bietet dadurch zur innern Vertheidigung sehr viele Vortheile dar. Sie ist nur mit einer einfachen Umwallung umgeben, gegen Westen aber außerdem durch den Lommfluß gedeckt, welcher sich oberhalb derselben in die Donau ergießt. R. schräg gegenüber liegt Giurgewo auf dem linken Donauufer, welches ebenfalls mit einem Wall umgeben ist und außerdem auf der südlichen Seite eine Citadelle hat.

Belagerung durch die Russen im Jahre 1810.

Während in den ersten Tagen des Juni 1810 die russische Hauptarmee unter dem Generallieutenant Kaminski II. von Hirsowa aus gegen Schumla (s. d.) und Rasgrad (s. d.) vorging, überschritt der Generallieutenant Saß am 1. Juni die Donau bei Obstinitza und langte, am rechten Ufer der Donau heraufmarschirend, am 26. Juni vor R. an, um diese Festung zu erobern, welche der tapfere Bosniak Aga mit 10,000 Mann besetzt hielt. Das russ. Corps war 16 Bat., 20 Escad. und 2 Kosakenregimenter stark, und wurde von der Donauflotille bei der Einschließung unterstützt. Trotz dessen hatte aber der General Saß nicht genug Mittel, die Blokade vollkommen auszuführen, und um so weniger konnten die Belagerungsarbeiten von Erfolg sein, da der Angriff gegen die östliche und stärkste Seite von Rustschuk gerichtet wurde. Außerdem eröffnete man die erste Parallele in einer viel zu großen Entfernung, und nach 6 wöchentlicher Belagerung war man noch 200 Toisen von den feindlichen Werken entfernt, ohne daß die 40 in sieben Batterien aufgestellten Geschütze der Stadt oder Festung namhaften Schaden zugefügt hätten. Mehr Thätigkeit wurde bei der Belagerung sichtbar, als der General Saß benachrichtigt wurde, daß der russ. Oberfeldherr Kaminski II. mit einem Theil seines Heeres von Schumla aufbrechen würde, um den Befehl vor dem Platze selbst zu übernehmen. Die Früchte seiner bisherigen Anstrengungen selbst zu ernten, unternahm deßhalb der General Saß am 21. Juli in vier Colonnen einen Angriff. Bosniak Aga schlug aber denselben zurück, und die Russen verloren gegen 900 M. Noch an demselben Tage traf Kaminski II. mit 20 Bat., 20 Escad. und 4 Kosakenreg. vor R. ein. Die Belagerungsarmee erreichte dadurch eine Stärke von 20 bis 25,000 M. Nach langem Zögern entschloß man sich am 3. August zu einem neuen Sturme. An diesem Tage brach das Belagerungsheer am frühen Morgen abermals gegen die östliche Seite der Stadt auf, während gleichzeitig aus allen Batterien das Feuer eröffnet ward. Die Türken beantworteten letzteres sehr energisch, und unbegreiflicher Weise machten die russ. Colonnen, am Grabenrande angelangt, Halt, und begannen hier ein nutzloses Gewehrfeuer. Während dessen ließ der Pascha von Giurgewo einige Inseln am rechten Donauufer mit Geschütz und Mannschaft besetzen, von wo er die ganze Tranchéearbeit der Russen enfilirte und diese auf ihrem Rückzuge sehr belästigte. Kaminski befahl endlich, da jede Aussicht zu einem glücklichen Resultate schwand, und sein Heer schon 3000 Todte und 5000 Verwundete zählte, um 7 Uhr des Morgens den Rückzug. Trotz dieses bedeutenden Verlustes verlor der russ. General die Hoffnung nicht, die Festung einzunehmen, und machte sie vielmehr zur Hauptoperation dieses Feldzuges, als das Beobachtungscorps vor Schumla sich gegen Silistria zurückgezogen hatte und an eine Einnahme jenes Platzes in diesem Jahre nicht mehr zu denken war. Vor allen Dingen suchte Kaminski seinen Verlust zu ersetzen, indem er die Truppen aus Rasgrad unter Langeron 16 Bat., 20 Escad. und 2 Kosakenreg., welche freilich sehr geschwächt waren, an sich zog. Hierauf theilte er die Belagerungsarmee in 3 Corps. Langeron wurde mit 32 Bat., 15 Escad. und 2 Kosakenreg. zur Einschließung von R. verwendet, während General Saß mit 22 Bat., 10 Escad. und 2 Kosakenreg. Giurgewo auf dem linken Donauufer einschloß und der General Uwaroff mit 6 Bat., 25 Escad. und 6 Kosakenreg. zur Deckung der Belagerungsarmee gegen Kuschent Ali bestimmt war, der zum Entsatz von R. bedeutende Truppenmassen an der Jantra sammelte. — Dieser Pascha mußte geschlagen werden, ehe man die Uebergabe der

Festung erwarten konnte. Zu diesem Ende zog der russ. Oberfeldherr seinen Bruder, den Grafen Kaminski I., mit 16 Bat., 30 Escad. und 4 Kosakenreg., im Ganzen 12,000 Mann, von Aflotar, (2 M. südlich von Silistria) und den General Woynow mit 8 Bat., 15 Escad. und 3 Kosakenreg. von Kusgun (6 M. östlich von Aflotar) an sich, und zog hierauf am 6. Sept. mit 35 Bat., 55 Escad. und 13 Kosakenregmt., etwa 22,000 M. mit 100 Geschützen (15,000 M. blieben unter Langeron vor Rustschuk und Gurgewo) dem türkischen Entsatzheer entgegen, welches bei Battin (3 Ml. westl. Rustschuk) auf dem rechten Ufer der Jantra verschanzt stand. Dieser Marsch ward in 5 Colonnen bewerkstelligt. 16 Bat., 15 Escad. und 4 Kosakenreg. bildeten die beiden Colonnen des rechten Flügels, welches unter dem älteren Kaminski auf der Straße von Sista vorrückte, und während der Nacht zum 7. Sept. im Angesicht des Feindes lagerte. Der Oberfeldherr selbst erreichte mit den 3 Colonnen des linken Flügels 19 Bat., 40 Escad. und 9 Kosakenreg. Czoskoi an der Jantra, um von hier aus den rechten Flügel des Feindes zu umgehen. Gleichzeitig näherte sich die russ. Flotille auf der Donau den türkischen Schiffen, welche des Feindes linke Flanke deckten, und zum Theil reich mit Lebensmitteln beladen für R. bestimmt waren. Am 7. September griffen die Russen das türkische Lager an. Der Seraskier Kuschent Ali hatte durch neue Verstärkungen sein Heer bis auf 40,000 M. vermehrt, und seine Position durch Verschanzungen aufs stärkste befestigt. Dennoch eroberten die rechten Colonnen der Russen in kurzer Zeit alle feindliche Schanzen des linken Flügels, während gleichzeitig Kaminski II. den rechten Flügel der Türken umging und in dessen Rücken erschien. Diese Bewegung entschied hier den Sieg. Der größte Theil der Feinde suchte seine Rettung in der Flucht, und nur der tapfere Achment Pascha vertheidigte mit 5000 Mann die Schanzen des Centrums, und ergab sich erst in der Nacht zum 8., nachdem ihm jede Hoffnung zum Entkommen geschwunden war. Die Türken büßten in diesem Gefecht, welches gewöhnlich die Schlacht von Battin genannt wird, ihre ganze Artillerie ein, und verloren außer 5000 Gefangenen gegen 5000 Todte, von denen viele, auch Kuschent Ali, in der Donau ertrunken waren. Der Ueberrest des Heeres zerstreute sich, und nur 6000 Mann entkamen nach Loftza. Ueberdieß verloren die Türken 200 Fahnen, auch fielen sämmtliche für R. bestimmte Transportschiffe den Russen in die Hände, welche nach ihrer Angabe nur 900 Mann einbüßten. Kaminski II. entsandte nach diesem Siege 4 Bat., 10 Escad. und 3 Kosakenregmt. nach Belaja, welche die dortigen Schanzen zerstörten, und eine andere eben so starke Colonne nach Sistow, welche diese Stadt am 11. Sept. durch Capitulation einnahm. 10 Bat., 15 Escad. und 3 Kosakenregmt. blieben unter Kaminski I. in Terfenev, 1¼ Meil. südöstl. von Battin, während General Uwaroff mit 6 Batt., 15 Escad. und 3 Kosakenregmt. die Straße von Rasgrad beobachtete, so daß nur 11 Bat., 5 Escad. und 1 Kosakenregmt. mit dem Oberbefehlshaber zur eigentlichen Belagerungsarmee zurückkehrten. Der Sieg bei Battin hatte zwar die fernere Belagerung der Stadt gesichert, das Schicksal derselben aber keineswegs entschieden. Die Besatzung hatte nur wenig Verluste erlitten, und noch blieb ihr die Hoffnung, daß der Großvezier von Schumla aus zum Entsatz herbeieilen konnte. Um daher auf alle Fälle gefaßt zu sein, zog der russ. Feldherr 8 Bat., 5 Escad. und 2 Kosakenregmt. von den bei Silistria lagernden Truppen an sich, gab den von Battin aus detachirten Colonnen die Weisung, gleichfalls nach R. zurückzukehren, und befahl den aus Rußland herankommenden Verstärkungen,

welche aus einer Infanteriedivision bestanden, ihren Marsch nach der Donau zu beschleunigen. Doch mehr als diese Concentration sämmtlicher Streitmittel beschleunigte der Mangel an Lebensmitteln die Uebergabe der Stadt, welche am 27. September erfolgte, ehe noch das türkische Heer von Schumla aus sich in Bewegung gesetzt hatte. In der den Türken zugestandenen Capitulation wurden ihnen 14 Tage Zeit gegeben, während welcher die Russen nur ein Thor der Festung besetzt hielten, um die Stadt mit ihren Habseligkeiten zu verlassen, wozu ihnen 2—3000 Wagen gegeben wurden. Die Artillerie und Fahnen mußten jedoch zurückgelassen werden, und nur den Roßschweif des Bosniak Aga überließ man demselben aus persönlicher Achtung. Die vorgerückte Jahreszeit erlaubte den Russen jetzt nicht mehr, den beabsichtigten Uebergang über den Balkan zu bewerkstelligen. Kaminski begnügte sich gegen Turna und Nikopolis Abtheilungen zu entsenden, welche diese Städte am 22. und 26. October ohne Widerstand einnahmen, und bezog sodann mit seinem Heere die Winterquartiere.

Kriegsbegebenheiten bei Rustschuk im Jahr 1811.

Die Türken versammelten im Jahr 1811 unter dem Großvezier Achmet, dem tapferen Vertheidiger von Brailow, bei Schumla ein Heer von 60,000 M., mit 78 Geschützen und ein kleineres Corps unter Ismael Bey, bei Sophia. Die Verringerung der russischen Streitkräfte bis auf 50,000 M. inclusive 5000 M. Cavalerie, in Folge der feindseligen Verhältnisse mit Frankreich, gab den Türken Hoffnung, die verlorenen Besitzungen zurückzuerobern. Ihre Langsamkeit war jedoch so groß, daß der Großvezier erst im Juni über Rasgrad gegen R. vordringen konnte, wo 12 Bat., 5 Esc. und 3 Kosakenregimt. unter dem General Essen standen. Golenitscheff Kutusow, der an die Stelle des Grafen Kaminski den Oberbefehl übernommen hatte, eilte auf diese Nachricht mit dem Hauptcorps seines Heeres, 14 Bat., 25 Esc. und 1 Kosakenregimt. von Sinteschti am Samborasluß der bedrohten Stadt zu Hilfe, nahm am 22. Juni sein Hauptquartier in Giurgewo und ging am 1. Juli auf das rechte Donauufer über. Hier verstärkte er sich durch nahe liegende Besatzungen, so daß er bald 36. Bat. 45 Esc. und 3 Kosakenregimt. versammelt hatte. Hiervon verwendete Kutusow 9 Bat. zur Besatzung von R. und Giurgewo, mit den übrigen 27 Bat. und der gesammten Cavalerie aber, nahm er auf der Straße von Rasgrad ¼ Meile von der Stadt, eine Aufstellung, welche durch die Gärten und Hecken, womit diese umgeben ist, gedeckt war. Die Infanterie stand in 9 Carrés schachbretförmig in 2 Treffen, die Cavalerie als Reserve dahinter. Der Großvezier, der unterdeß in einem befestigten Lager bei Turlak gestanden, rückte nun am frühen Morgen des 4. Juli, seiner numerischen Uebermacht vertrauend — die Türken waren 60,000 M., die Russen 20,000 M. stark — gegen diese Stellung vor. Das Fußvolk und die Artillerie sollten die Russen in der Front, die Reiterei aber in den Flanken angreifen. Der Angriff des linken Flügels der türkischen Reiterei wurde abgeschlagen, der des rechten aber anfänglich vom Glück begünstigt. Die russ. Carrés des linken Flügels wurden gesprengt, die Cavalerie über den Haufen geworfen, selbst eine Kanone erobert, und die türkische Reiterei breitete sich siegestrunken im Rücken der russ. Armee aus. Aber kaum sah der russ. Obergeneral die Niederlage seines linken Flügels, als er sogleich den größten Theil der Cavalerie des rechten Flügels und 1 Jägerregiment dahin entsandte. Der Angriff dieser frischen Truppen auf die türkische Reiterei, welche nicht mehr geschlossen war, gelang so vollkommen, daß dieselbe auf das eigene Fußvolk zurückgeworfen wurde. Dennoch setzten die Türken den Kampf bis gegen Mittag fort,

traten aber dann den Rückzug an, da der Großvezier alle Anstrengungen, die Russen aus ihrer Position zu werfen, ohne Erfolg sah. Kutusow verfolgte die Türken bis in ihr Lager, welches etwa 1 Meile vom Schlachtfeld entfernt war, ohne aber dem Feinde großen Verlust zuzufügen, da dessen zahlreiche Cavalerie den Rückzug deckte. Die Türken hatten 1500 M., die Russen 500 M. an diesem Tage verloren, allein trotz dieses Sieges glaubte Kutusow die Stellung vor R. nicht länger halten zu dürfen, indem seine Armee zu schwach war, um einem ähnlichen Angriffe widerstehen zu können. Er zog sich deßhalb am 8. Juli nach R. zurück, und ging, nachdem er die Festungswerke hatte sprengen lassen, am 9. auf das linke Donauufer über. Am 10. besetzte der Großvezier die verlassene Stadt, und ließ sein übriges Heer auf den Höhen dicht unterhalb Rustschuk ein Lager beziehen. — Kutusow nahm Stellung bei Giurgewo, R. gegenüber, und hatte 26 Bat., 35 Escad. und die Kosaken unter seinem unmittelbaren Befehl. 2 Bat. waren nach Turna, Nikopolis gegenüber, 3 Bat. 10 Escad. nach Petrika, und 3 Bat. zum Generallieutenant Saß detachirt, welcher die kleine Wallachei gegen die von Sophia heranrückenden Türken vertheidigen sollte. Kutusow vermochte bei diesen geringen Streitkräften nicht, den Türken den Uebergang über die Donau zu verwehren, sobald dieselben ihn erzwingen wollten. Schleunigst rief er daher die 9. und 15. Division zurück, welche nach dem Dniester zurückmarschirt waren. Der Großvezier beschloß, wie Kutusow es erwartet hatte, bei R. über die Donau zu gehen, und dann die Russen auch von dem linken Ufer zu vertreiben. Hierbei hoffte er auf thätige Unterstützung von Ismael Bey, welcher bei Widdin mit 15—20,000 M. über die Donau gehen und dann einen Einfall in die kleine Wallachei versuchen sollte, um den General Kutusow zu größeren Detachirungen zu verleiten. Der Uebergang bei Widdin gelang, allein General Saß leistete so hartnäckigen Widerstand, daß seine Operationen ohne große Wirkung blieben. Unterdeß hatte der Großvezier ½ Meile oberhalb Rustschuk Alles zum bevorstehenden Donauübergang vorbereitet. In der Nacht vom 8. zum 9. Sept. setzten hier 6000 M. mit 16 Geschützen auf das linke Ufer über, während ein dicht bei R. unternommener Scheinübergang die Aufmerksamkeit der Russen ganz in Anspruch genommen hatte. Sobald Kutusow hiervon Meldung erhielt, befahl er am 10. dem General Butaloff, mit 13 Bat., 20 Escad. und 5 Kosakenregimt. die Türken wieder über die Donau zurückzuwerfen, verlor aber 1000 M. und 1 Kanone, ohne seinen Endzweck erreicht zu haben, und die Türken vollendeten ihre bereits am andern Ufer begonnenen Verschanzungen. Kutusow zog am 11. den General Butaloff zurück, und beschloß nun das übergesetzte türkische Corps förmlich einzuschließen. Zu diesem Ende befahl er, daß sich die 9. und ein Theil der 15. Division, so wie 3 Bat. und 5 Escad. von den Truppen des Generals Saß in Eilmärschen nach Giurgewo verfügen sollten. Während aber diese Verstärkungen sich näherten, hatte der Großvezier selbst mit dem größten Theil seiner Truppen die Donau überschritten, so daß am 18. Sept. gegen 50,000 M. mit 50 Geschützen auf dem linken Ufer versammelt waren. Der Ueberrest der türkischen Armee lagerte auf der Halbinsel, die durch den Lommfluß und die Donau gebildet wird. Statt aber sogleich zum Angriff gegen die Russen überzugehen, verbrachte der Großvezier die kostbare Zeit mit der Verschanzung seines neuen Lagers, und erst am 22. Sept., als die erwarteten Verstärkungen bei dem russischen Heere angelangt waren, unternahm er mit 5000 Reitern einen Angriff auf den rechten Flügel der russ. Armee, der jedoch abgeschlagen wurde. Kutusow verwandte gleich dem Großvezier seine Zeit zu

Verschanzungen, welche bald das türkische Lager umfaßten. Die 4 Redouten des linken Flügels, welcher sich an die Donau lehnte, wurden durch 5 Bat. vertheidigt. Zur Besetzung und Unterstützung der 5 Redouten des rechten Flügels wurden 14 Bat. in 4 Carrés und zwischen diesen 15 Escad. aufgestellt. Der äußerste rechte Flügel bis zur Donau wurde den Kosaken zur Beobachtung gegeben. Der Zwischenraum zwischen den Redouten des rechten und linken Flügels betrug fast ¼ Meile, und wurde durch 12 Bat. in 3 Carrés besetzt. Außerdem waren 10 Bat. und 15 Escad. als Reserve rückwärts auf den Anhöhen von Slobodsa, westlich von Giurgewo, aufgestellt. — 6 Bat., 5 Escad. befanden sich in der kleinen Wallachei, beim General Saß, welcher zur Zeit von Ismael Bey sehr gedrängt wurde. — Trotz der Nähe der feindlichen Heere fielen doch nur Gefechte von geringer Bedeutung vor. Das wichtigste derselben war am 5. October, an welchem Tage die Türken eine Schanze des russ. rechten Flügels angriffen, aber mit einem Verlust von 1000 M. zurückgetrieben wurden. — Der Großvezier erkannte jetzt zu spät, wie nachtheilig sich seine Lage verändert hatte, nachdem sein Lager rings von feindlichen Schanzen eingeschlossen war, namentlich da die Türken weder glücklich noch geschickt im Angriff derselben waren. Die russ. Armee ihrerseits war aber auch nicht stark genug, um mit Erfolg einen Angriff auf das türkische Lager unternehmen zu können, und es war vorauszusehen, daß die Blokade desselben doch endlich aufgegeben werden mußte, da die Türken vom jenseitigen Ufer mit Allem reichlich versehen wurden. Endlich führte Kutusow's Talent die Entscheidung herbei. Er beschloß einen Theil seiner Armee unbemerkt auf das rechte Donauufer überzusetzen und dann einen überraschenden Angriff auf das dortige Lager der Türken zu unternehmen. Gelang es, dieses Lager zu erobern, so war der Großvezier von allen seinen Verbindungen abgeschnitten und aus Mangel an Lebensmitteln früh oder spät genöthigt, zu capituliren. Zur Ausführung dieses kühnen Planes bestimmte Kutusow den General Markoff mit etwa 9000 M. In der Nacht vom 10. zum 11. August brach dieses Corps aus dem Lager von Slobodsa auf und bewerkstelligte am 13. mit Hülfe der bei Turna stationirten Flotille 2½ Meilen oberhalb Rustschuk den Uebergang über die Donau. Es marschirte darauf an demselben und folgendem Tage das rechte Ufer der Donau entlang und stand am 14. im Angesicht des türkischen Lagers, wo man auf nichts weniger als auf einen Angriff gefaßt war. Alles gerieth daselbst beim Anblick der russ. Colonnen in Verwirrung, die wenigen türkischen Truppen, welche gegen die Türken vorrückten, leisteten beinahe gar keinen Widerstand, und das mit Reichthümern angefüllte Lager nebst der am Ufer aufgestellten schweren Artillerie fiel in die Hände der Russen. In größter Unordnung stürzten sich die Türken nach Rustschuk und flohen von hier größtentheils weiter nach Rasgrad und Schumla. General Markoff ließ Rustschuk, das er vielleicht im ersten Augenblick der Bestürzung ohne Schwertstreich hätte nehmen können, außer Acht, und begnügte sich, das jenseitige Lager aus russischem und türkischem Geschütz beschießen zu lassen, welches gleichzeitig auch auf dem linken Ufer geschah. So sehr auch diese kühne Unternehmung der Russen allen Beifall verdient, so konnte sie doch nur in dieser Maße bei der Sorglosigkeit der Türken gelingen. Das Lager war in der rechten Flanke durch den Lommfluß, im Rücken durch steile Abhänge und in der Front durch die Donau gedeckt, und wären nur einige starke Redouten auf der linken Flanke erbaut worden, so hätte leicht das Unternehmen scheitern können. Mehr noch als hierüber muß man sich über das schlechte Spionsystem der Türken wundern. Acht Tage vorher wußte man

ngen ruſſiſchen Lager von der bevorſtehenden Expedition, und in einem forte ſo treu ergebenen Lande erhielt der Großvezier hiervon keine Nach- — Die Nacht darauf floh der Großvezier nach Ruſtſchuk und der Tſchapann Oglu übernahm den Oberbefehl der Truppen auf dem Ufer. Vor allen türkiſchen Befehlshabern erwarb er ſich durch ſeinen Muth und ſeine Standhaftigkeit den größten militairiſchen Ruhm. Waſſer wie zu Lande eingeſchloſſen, litt er den drückendſten Mangel. Geſchütze beſchoſſen Tag und Nacht ſein Lager, in welchem rohes Fleiſch bald die einzige Nahrung wurde, da ſelbſt das Holz zum Ko- fehlte. Die vortheilhafteſten Anerbietungen, mit ſeinem perſönlichen hum in ſeine Heimath zurückkehren zu dürfen, ſchlug er ab, und ſchon er den Plan gefaßt, ſich auf dem linken Flügel der Ruſſen durchzu- n, um R. gegenüber ein neues Lager zu beziehen, und dann nach Stadt überzuſetzen, als die vom Großvezier am 28. October geſchloſſene ation ſeine Lage änderte. — Die Türken erhielten während der Un- dlungen Lebensmittel von den Ruſſen geliefert, blieben aber ſo lange em Lager, bis endlich am 8. Decbr. die Capitulation vom Großvezier eichnet wurde. Nur noch 6000 Türken befanden ſich im Lager waf- ig, 2000 lagen krank darnieder, die Uebrigen waren umgekommen. lebereinkunft gemäß blieben dieſe ſchwachen Ueberreſte bis zum Frie- hluß Gefangene der Ruſſen, auch mußten alle Waffen abgeliefert wer- Am 28. Mai 1812 erfolgte der Friede zu Bucareſt (ſ. d.). — ſ. Butturlin, Précis des événements militaires de la première guerre lusses contre les Turcs, sous le règne de l'impératrice Catherine. sbourg 1822. — Oeſtreichiſche Militair-Zeitſchrift. Der Jahrgang enthält die Belagerung im Jahr 1810, der Jahrgang 1835 2. Theil, t die Kriegsbegebenheiten bei R. des Jahres 1811, mit einem Plane ürkiſchen Lagers. v. Valentini der Türkenkrieg, Berlin 1830, mit Plan der Belagerung 1800 und des Gefechts vor Ruſtſchuk 1811, e der Einſchließung des türkiſchen Lagers. — Spectateur militaire. V.) W.

Rüſtzeug, gleichbedeutend mit Maſchine (ſ. d.)

Rutowski, Friedrich Auguſt, Graf, kurf. ſächſ. Generalfeldmar- Oberſthaus- und Landzeugmeiſter ꝛc., ein natürlicher Sohn des Kö- Auguſt II. von Polen und einer Türkin Fatime, ward am 19. Juni geb. Zu Paris erzogen, erhielt er ſeine weitere militäriſche Bildung ofe des Königs Victor Amadäus von Sardinien, und ward im Jahr von ſeinem königl. Vater nach Dresden berufen, zum Oberſten und nentsinhaber, und 1727 zum Generalmajor ernannt. Im J. 1728 r mit gleichem Range in preuß. Dienſte, kehrte jedoch ſchon im Jahr f nach Sachſen zurück, da er auch dort ſeinen Wunſch, einem Feldzug wohnen, bei den damaligen friedlichen Verhältniſſen, nicht ausführen e. Erſt nach dem Tode ſeines Vaters (1733) ward ihm dieß ver- t, als Kurfürſt Friedrich Auguſt II. dem wieder erſcheinenden Stanis- Lesczinski den Königsthron von Polen ſtreitig machte. Die Belage- von Danzig 1734 (ſ. d.) gab ihm die erſte Gelegenheit, ſich auszu- en, nur war ſie zu kurz, um ſeinem Drange nach Thaten zu genü- weßhalb er als Volontär an den Rhein ging, um unter Eugen von yen das Kriegführen im Großen zu erlernen. 1735 erhielt er bei dem hſiſchen Contingent der Reichsarmee das Commando einer Brigade; das Glück, am 12. Juli den franz. Parteigänger la Croix gefangen zu en, und im Gefecht bei Salm (20. Oct.) unter Feldzeugmeiſter Graf

Seckendorf, mit Auszeichnung zu fechten. Noch während dieſes Feldzuges zum Generallieutenant und Chef der Garde du Corps ernannt, ward ihm nach ſeiner Rückkehr nach Sachſen die Anerkennung, unter die erſten Ritter des am 7. Oct. 1736 geſtifteten Heinrichsordens gewählt zu werden. Um dieſe damals ſeltene Auszeichnung noch mehr zu verdienen, ließ er ſich bei dem 1737 nach Ungarn gegen die Türken abgeſendeten ſächſiſch. Contingent anſtellen. Unter FM. Khevenhüller befehligte er daſſelbe in dem Gefecht bei Radojawacz am 27. September, und erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Arrièregarde des ſich von den Türken zurückziehenden Corps zu übernehmen. Eine weit ſchwierigere Aufgabe war es aber nachmals, den Befehl ſeines Königs auszuführen und, gegen den Willen der Oeſtreicher, mit dem ſächſ. Contingent Winterquartiere zu beziehen, indem er hier nicht nur den Türken, ſondern ſelbſt den Oeſtreichern einen freien Durchmarſch abkämpfen mußte. Nachdem auch dieß gelungen, kehrte er für ſeine Perſon nach Dresden zurück, ward 1738 zum General der Cavalerie und 1740 zum Gouverneur von Dresden, Oberſthaus- und Landzeugmeiſter und Chef des Feldartilleriecorps ernannt. Als ſolcher übernahm er 1741 den Oberbefehl über die ſächſ. Armee, welche im Nov. in Böhmen einrückte, um den Kurfürſten Albrecht von Baiern in ſeinen Anſprüchen auf die Krone Böhmens zu unterſtützen. Bei der Beſtürmung von Prag, den 26. Nov., hatte R. mit den Sachſen die ſchwierigſte Aufgabe, während ſpäterhin die Franzoſen ſich allein den Ruhm des Tages zurechnen wollten. Im weitern Verfolg des Feldzugs übergab er das Commando dem General Chevalier von Sachſen, welcher daſſelbe in Cantonirungen bei Deutſchbrod führte. Erſt 1744 übernahm R. wieder ein Commando, als der Kurfürſt von Sachſen ſich an Oeſtreich angeſchloſſen hatte, aber den Durchmarſch der Preußen durch ſein Land nach Böhmen nicht verhindern, und ihnen nur Proteſtationen entgegenſetzen konnte. Die Armee ward während dieſes preuß. Durchmarſches in verſchiedene Lager vertheilt, in welchem einem, bei Pirna, Graf Rutowski commandirte. Während des Feldzugs 1745 blieb er in Dresden, um von dort aus alle militäriſchen Angelegenheiten des Landes zu leiten, indem die mobile Armee unter Herzog von Weißenfels in Böhmen focht. Als aber der Fürſt von Deſſau, im Aug., vom Lager bei Halle aus, Sachſen bedrohte, mußte R. ſchnell die noch im Lande befindlichen Truppen (13 Bat. und 18 Schwad.) in einem Lager bei Gundorf unweit Leipzig zuſammenziehen, und mit dieſem Corps dann eine Stellung vor Leipzig, gegen Halle zu, einnehmen. Hier ſtieß der größere Theil der Armee des Herzogs von Weißenfels zur Armee des Generals R., welcher ſie jedoch, dem Beiſpiel des Fürſten von Deſſau folgend, Ende October in Cantonirungsquartiere verlegte, bis der Einfall der Preußen in Sachſen (den 29. Novbr.) ihm bewies, daß die Hoffnungen auf den Frieden zu voreilig geweſen waren. Er zog deßhalb ſeine Truppen wieder zuſammen und ging bis Wilsdruf bei Dresden zurück, um ſich mit dem Prinzen Karl von Lothringen (ſ. d.) zu vereinigen. Der Verluſt der Schlacht von Keſſelsdorf, am 15. Decbr., iſt R. nicht beizumeſſen. Hätte der Herzog von Lothringen die Sachſen unterſtützt, ſo wäre der Erfolg gewiß ein anderer geweſen. — Kurfürſt Fr. Auguſt rechnete dieſes Mißgeſchick auch ſeinem Halbbruder nicht an, ſondern beſtätigte ihn nach dem Frieden in allen ſeinen Würden und übertrug ihm, nach dem am 16. Mai 1746 erfolgten Tode des Herzogs von Weißenfels, den Oberbefehl über ſämmtliche ſächſ. Truppen, wozu er im J. 1749 den Generalfeldmarſchallstitel fügte. Trotz dieſen hohen Würden konnte R. nichts gegen die vielen, nach und nach erfolgen-

den Reductionen der sächs. Armee, welche der Premierminister Graf Brühl, anordnete, thun, so daß, als 1756 der Krieg mit Preußen unvermuthet begann, sich die nur 17,000 M. starke Armee, in einem ganz unschlagfertigen Stande befand. Mit diesen Truppen mußte R. gegen seine Ueberzeugung das Lager bei Pirna beziehen. Von den Preußen eingeschlossen, ohne Proviant und Munition, versuchte er von dort aus, nachdem durch den Verlust der Schlacht von Lobositz (1. Oct.) ihm die Hoffnung eines Entsatzes durch die Oestreicher verloren gegangen war, sich durch die Gebirge des rechten Elbufers nach Böhmen durchzuschlagen. Am Lilienstein ward aber die Armee, welche durch Entbehrungen aller Art bis auf 14,000 M. zusammengeschmolzen war, abermals von den Preußen eingeschlossen und R. genöthigt, um wenigstens dieser geringen Zahl das Leben zu erhalten und um für König August vom Königstein aus freien Abzug nach Polen zu erlangen, am 15. Oct. eine Capitulation abzuschließen. Diese unglückliche Capitulation, zu Folge welcher sämmtliche Officiere entlassen, Unterofficiere und Gemeine aber gezwungen wurden, dem König von Preußen den Eid der Treue zu leisten, war ein Resultat der mangelhaften Politik des damaligen Premierministers und kann weder auf die sächs. Armee, noch auf den Grafen Rutowski ein nachtheiliges Licht werfen. Wäre man dessen Rath gefolgt, so würde die Armee allerdings gerettet worden sein, aber die Oestreicher hätten die Zeit, welche den König von Preußen die Einschließung des sächs. Lagers kostete, nicht zur Zusammenziehung ihrer Heere benutzen können; ein Gewinn für sie, der den Abgang der 14,000 Sachsen in ihren Augen aufwiegen mußte. F.M. Rutowski begab sich, indem er das Ehrenwort gegeben, nicht wieder gegen Preußen zu dienen, nach Dresden, woselbst er bis zum Hubertusburger Frieden ohne Anstellung lebte. Nach Friedrich August's Rückkehr in seine Erbstaaten (1763, April) legte R. alle seine Stellen nieder, welche sein Halbbruder, der Chevalier von Sachsen übernahm, und starb am 16. März 1764 zu Pillnitz. — (Vergl. Neue geneal. Nachrichten u. s. w. 43. Theil, Leipzig 1765. — Feldzüge der kursächs. Armee, von Beust. 3r Theil. Camburg 1803.) E.

Ruyter, Michael Hadrian, holländischer Admiral, der Sohn eines Matrosen und im Jahre 1607 zu Vließingen geboren, wurde, 11 Jahr alt, Schiffsjunge, und entwickelte schnell jene außerordentlichen Eigenschaften, durch die er sich zum ersten Admiral emporschwang, und noch jetzt im Andenken der Holländer lebt. Schon 1635 war R. Schiffskapitain, und wohnte als solcher mehreren Feldzügen in Westindien bei. 1641 befehligte er, als Contreadmiral die Flotte, welche von Holland zur Unterstützung Portugals gegen Spanien abgesendet wurde; und die von ihm bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste bewirkten vorzüglich, daß letzteres seinen Plan auf ersteres aufgeben mußte. Hierauf befehligte R. in mehreren Zügen gegen die Raubstaaten. Er griff vor Salé 5 große algierische Corsaren an und bohrte sie in Grund. In dem 1652 beginnenden Kriege gegen England focht er am 16. Aug. bei Plymouth gegen den Admiral George Ayscue, und rettete durch seinen tapfern Widerstande das ihm anvertraute Convoi von 50 Schiffen. 1653 commandirte er unter Tromp in den für die Holländer höchst ehrenvollen Gefechten, gegen die englische Uebermacht; besonders zeichnete sich R. den 29. Novbr. bei Goodwins aus. 1655 kreuzte er abermals mit 3 Schiffen im Mittelmeere, zerstörte viele Raubschiffe, ward 1659 beauftragt, den Dänen gegen die Schweden beizustehen, schlug die letztern 2 Mal, und wurde von dem Könige von Dänemark zur Belohnung in den Adelstand erhoben und ihm eine Pension ertheilt. 1664 avancirte

R. zum Viceadmiral, bekämpfte in Gemeinschaft mit einer englischen Flotte nochmals die Barbaresken, und als hierauf die Engländer, mitten im Frieden, die holländischen Besitzungen an der afrikanischen Küste wegnahmen, erhielt er Befehl, sich derselben wieder zu bemächtigen. Nachdem er in Cadix sich mit dem Nöthigen versorgt hatte, gelang es ihm, die Engländer in jenen Besitzungen zu überfallen, und ihnen, außer diesen, noch von ihren eigenen Etablissements einige abzunehmen. Später wendete er sich nach Amerika, und fügte den Engländern, obgleich ein von ihm unternommener Angriff auf Barbados scheiterte, sehr großen Schaden zu. Im Februar 1665 übernahm R. das Obercommando der Flotte, die gegen die englische unter Prinz Ruprecht gesendet wurde. Zwei Treffen gegen diese blieben zwar unentschieden, doch wußte R. alle Pläne des Feindes zu hintertreiben. 1666 setzte er den Kampf muthig fort und schlug die feindliche Flotte drei Mal im Canale. Der unter ihm dienende Tromp, Sohn des berühmten Admirals, war Ursache, daß R. im August d. J. eine Niederlage erlitt, die mit großem Verluste verbunden war. Tromp wurde abgesetzt und R. war bald wieder im Stande, dem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten. Am glorreichsten war für ihn das Jahr 1667. Während bereits zu Breda Friedensunterhandlungen statt fanden, erschien R. am 16. Juni an den Mündungen der Themse und des Medway, sprengte die Kette, die letztern Fluß schließt, bemächtigte sich des Hafens von Sherneß und zerstörte die Schiffe in demselben. Hierauf segelte er in die Themse, vernichtete eine Menge Schiffe und verbreitete Schrecken bis London. Vorzugsweise durch diese glänzende That wurden die Engländer zum Schlusse eines für die Holländer höchst ehrenvollen Friedens genöthigt. Schon im April 1671 begann der Krieg aufs Neue, und dieß Mal gegen die verbündeten Engländer und Franzosen. R., zum Admiral ernannt, befehligte 70 Schiffe; unter ihm commandirte Tromp, mit dem er sich ausgesöhnt hatte. Die feindliche Flotte, unter dem Herzoge von York und d'Estrees, bestand aus 83 Segeln. R. überraschte sie in einer sehr nachtheiligen Stellung an der englischen Küste, den 6. Juni. Beide Theile schlugen sich tapfer, aber der Vortheil blieb den Holländern, welche durch dieses Gefecht ihre Küsten auf lange Zeit gesichert sahen. 1673 lieferte R. dem d'Estrees, um dessen Vereinigung mit den Engländern zu verhindern, eine Reihe von Gefechten, in denen er sich mit Ruhm bedeckte. 1674 unternahm er eine Expedition gegen Martinique, welche aber keinen glücklichen Erfolg hatte. R. hielt im Laufe des ganzen Krieges die Ehre der holländischen Flagge gegen die weit stärkern Gegner aufrecht und bewirkte dadurch, so unglücklich auch der Krieg zu Lande geführt worden war, daß Holland im Nymweger Frieden nichts verlor. 1676 sendete ihn die Republik, zum Beistande der Spanier ins Mittelmeer. Hier fand er einen seiner würdigen Gegner in dem berühmten franz. Admiral Duquesne (s. d.), welcher vor Messina eine der holländisch-spanischen überlegene Flotte befehligte. Dennoch griff R. dieselbe am 29. April 1676, im Meerbusen von Catanea, 3 Stunden von Agosta, an. Die Schlacht war eine der heftigsten, und auf beiden Seiten wurden sehr viele Schiffe außer Gefecht gesetzt. R. wurde gleich Anfangs im linken Fuß verwundet und ihm bald darauf der rechte durch eine Kanonenkugel zerschmettert. Dennoch commandirte er fort, bis sein Schiff nicht mehr fähig war, das Gefecht fortzusetzen. Von der Nacht begünstigt, zog sich R. nach Syrakus zurück, wo er bald darauf an seinen Wunden starb. Vom Könige von Spanien war er, jedoch erst nach seinem Tode, zum Herzoge erhoben worden; seine Kinder waren stolz genug, diese Ehre abzulehnen. Die Ge-

aten ehrten sein Andenken durch Errichtung eines prächtigen Grab-
selbst Ludwig XIV. beklagte den Tod seines tapfern Feindes. R. ver-
nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, mit den Eigenschaften eines
die größte Anspruchslosigkeit und Uneigennützigkeit. Z.

Rybinski, Matthias, polnischer Divisionsgeneral, ist am 24. Fe-
1784 zu Slawuta in Volhynien geboren, und erhielt seine Bildung
r Schule zu Miendzyrzce, später auf der Hochschule zu Lemberg, wo
hauptsächlich mit dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich
ug auf die Kriegskunst, beschäftigte. 1806 riefen ihn die siegreichen
Frankreichs, durch welche Polen die Wiederherstellung seiner Natio-
zu erlangen hoffte, in französische Dienste. Er trat in den Gene-
des Generals Suchet, blieb aber bei dessen Abreise nach Spanien,
en zurück, und diente unter dem Fürsten Poniatowski in der Armee
gebildeten Herzogthums Warschau, mit welcher er den Feldzügen 1809,
und 1813 zuletzt als Regimentscommandant beiwohnte. Die Schlacht
nolensk (17. Aug. 1812) hatte ihm den Ehrenlegionorden eingetragen,
Mozaisk (5. u. 7. Sept.), bei Winkowo (18. Oct.), bei Medwina und
Bereszina, zeichnete er sich rühmlich aus. In der Schlacht von Leipzig
. gefangen und nach Ungarn transportirt, von wo er erst nach der
g des neuen Königreichs Polen in seine Heimath zurückkehrte, um
berst das Commando des 1. Infanterieregiments zu übernehmen.
cher diente er bis 1830, sich in seinen Mußestunden mit ernsten
chaften beschäftigend, und schloß sich nach dem Aufstand vom 29.
der gegen die Herrschaft der Russen sich auflehnenden Partei an.
n Treffen bei Grochow (20. Febr. 1831) und in der bald darauf
en gleichnamigen Schlacht (25. Febr.) stand er bei der Division
iecki und trug wesentlich, durch einen Angriff auf das russ. Corps
nerals Schachoffskoi, zu dem Erfolg des für die Polen nicht ungün-
sten Theiles dieses Kampfes bei, während er gegen das Ende desselben
mando der Division des gebliebenen Generals Zymirzki übernahm. Bald
übertrug ihm der Obergeneral Skrzynecki die Division Krukowiecki's, deren
er Commandant Gouverneur von Warschau geworden war, und an ihrer
führte er den Ueberfall von Wawr (31. März) erfolgreich aus und
mit derselben noch am nämlichen Tage die Reserve Skrzynecki's, wäh-
s Treffens bei Dombe Wielke (s. d.). Nach der für die Polen un-
en Schlacht bei Ostrolenka (s. d.) 26. Mai, machte die Division
ki die Arrièregarde der geschlagenen Armee bis Praga, ward dann in
gend von Lublin dem Corps des Generals Jankowski zur Unter-
nachgeschickt, jedoch bald nach Warschau zurückgerufen, indem der
neral Toll die Narew überschritten hatte und Skrzynecki die Haupt-
edroht glaubte. Ein bei Minsk (14. Juli) von den Generälen
erski und Rybinski gegen den russ. General Golowin gewonnenes
war für die schon damals ihrem Ende nahe polnische Angelegen-
on keinem großen Einfluß. Mangel an Einigkeit im Obercom-
und Mangel an Einigkeit bei den Volksvertretern, mußten einer Sache
und dieselbe verderben, die nur durch ein muthiges Handeln und eine
ßige Kraftentwickelung sich einigen Erfolg versprechen konnte. Wäh-
r Erstürmung von Warschau durch die Russen (6. und 7. Sept.)
ie Division R's. unter dem Befehl des Generals Uminski (s. d.) und
dem allgemeinen Rückzug der Armee in die Gegend von Modlin
Dort legte General Malachowski den nur kurze Zeit geführten
der Ueberreste des Heeres nieder und am 9. Sept. ward R. durch

Stimmenmehrheit der Generale und Corpscommandanten zum Oberbefehlshaber erwählt, eine Wahl, welche trotz der persönlichen Tapferkeit und dem guten Willen des Generals Rybinski, dem es an Entschlossenheit und Charakterstärke gebrach, unheilbringende Folgen für die Polen hatte. R. setzte die vom General Malachowski angeknüpften Unterhandlungen mit dem Feldmarschall Paskewitsch, um die Vereinigung des Romarinoschen Corps mit der Hauptarmee während derselben zu bezwecken, fort, mußte aber, da er erfuhr, daß General Romarino gezwungen worden sei, dieß auf östreichisches Gebiet zu führen, mit seiner ganz demoralisirten und in der Auflösung begriffenen Armee, um nicht bei Modlin eingeschlossen zu werden, den weitern Rückzug nach Plock fortsetzen. Während dieses Marsches vom Reichstag abgesetzt, von dem Heere aber wieder zum Oberfeldherrn erwählt, stets mit den Russen unterhandelnd, um Verlängerung des Waffenstillstandes und später um billigere Bedingungen zu erlangen, sah R. endlich ein, daß nur ein glücklicher Handstreich letztere verschaffen konnte. Er wollte deßhalb am 29. Sept. die Armee auf das linke Weichselufer überführen und im südlichen Polen den Kampf fortsetzen; aber dieß war bereits vom russ. General Graf Pahlen besetzt, und es blieb der polnischen Armee, welche auch von der Wojewodschaft Augustowo abgeschnitten war, nichts übrig, als, vertrauend auf die Gnade des Königs von Preußen, am 5. October die preußische Grenze zu überschreiten und bei Szczulowo die Waffen zu strecken. R., welcher durch einen Tagesbefehl an die Armee und durch eine vom Senator Ostrowski gefertigte und an die Völker Europa's gerichtete Proclamation sein Benehmen zu rechtfertigen und die Theilnahme Gleichgesinnter für die verlorne Sache seines Vaterlandes zu erwecken suchte, erhielt seinen Aufenthalt in Elbing angewiesen. Hier blieb er bis zum Febr. 1832, wo er von der preuß. Regierung die erbetene Erlaubniß erhielt, nach Frankreich zu reisen. — g —

Ryswik, Dorf in der Provinz Holland, des gleichnamigen Königreichs, zwischen dem Haag und Delft gelegen.

Friede am 20. Sept. und 30. Oct. 1697.

Ludwig XIV. bekriegte 1688 das deutsche Reich, indem seine Armeen verwüstend in die Pfalz einfielen, unter dem Vorwande, Frankreich müsse der zu Augsburg zwischen dem Kaiser, Holland, Schweden, Savoyen und mehreren Reichsfürsten gegen Ludwig's Vergrößerungspläne geschlossenen Ligue zuvorkommen, so wie die Ansprüche der Prinzessin von Orleans auf die pfalz-simmersche Erbschaft durchführen. Eigentlich wollte er aber durch diese Diversion den Plan des Erbstatthalters von Holland, Wilhelm, den Thron Großbritanniens zu besteigen, hintertreiben. Aus dem deutschen Kriege wurde aber bald ein europäischer. Ludwig konnte den Erbstatthalter nicht von seiner Landung in England abhalten und erklärte nun auch an Holland den Krieg, wogegen der nunmehrige König von England, durch eine Kriegserklärung an Frankreich, den Ausgang des Kampfes im Voraus entschied. Auch Spanien trat im Wiener Bündniß (12. Mai 1689) gegen Frankreich in die Schranken. Der nun begonnene See- und Handelskrieg, auf dessen Ausdehnung Ludwig nicht gefaßt gewesen war, vernichtete, trotz der zu Lande durch seine Feldherren Luxemburg und Catinat gewonnenen Siege, die Hilfsquellen Frankreichs, welche schon durch die Rüstungen auf dem Festlande ziemlich erschöpft worden waren. Wilhelm III. behauptete sich durch den Sieg am Bognefluſſe (11. Juli 1690) und durch den Seesieg bei la Hogue (s. d.) 19. Mai 1692, welcher die Ueberlegenheit Großbritanniens zur See begründete, auf dem Throne der Stuarts, und Ludwig mußte, da es ihm nicht geglückt war, den Bund gegen Frankreich aufzulösen, er aber,

wegen der von ihm in Anspruch zu nehmenden spanischen Erbfolge, den Frieden bedurfte, endlich selbst dazu die Hand bieten. Es gelang ihm, den Herzog von Savoyen durch den Turiner Frieden (29. Aug. 1696), indem er diesem alles Eroberte zurückgab und königliche Vorrechte zugestand, von dem europäischen Bund zu trennen und Schweden als Friedensvermittler für sich zu gewinnen. Im Schloß Nieuwburg bei Ryswik traten am 9. Mai 1697 die Abgeordneten der verhandelnden Mächte zu einem Congreß zusammen. Hier wurden, nachdem man fast fünf Monate unterhandelt hatte, mit Holland, England und Spanien (20. Sept.) drei besondere Friedensverträge geschlossen, worauf auch Kaiser und Reich (30. Oct.) den Frieden unterzeichnen mußten. Ludwig, der bei diesen Verhandlungen mit Wilhelm von England, den er als König anerkannte, an die Spitze der europäischen Mächte trat, ordnete mit ihm die Verhältnisse der Staaten. Er gab an Spanien alle Eroberungen, bis auf 82 Orte der Niederlande, zurück; Deutschland verlor an Frankreich das linke Ufer des Oberrheines, Straßburg mit dem Elsaß, so wie Hanau-Lichtenberg, wogegen Lothringen seinem Herzog und Zweibrücken dem König von Schweden zurückgegeben wurden. In allen übrigen Ländern trat der frühere Stand wieder ein. Den meisten Widerspruch von Seiten der evang. Reichsfürsten fand die in dem 4. Artikel des Ryswiker Vertrags eingerückte Klausel, „daß die katholische Religion in allen zurückgegebenen Orten in ihrem damaligen Zustande bleiben solle, weil nahe an 2000 pfälzische Ortschaften, die früher reformirt gewesen und während der französischen Besetzung der Pfalz gewaltsam zum katholischen Glauben genöthigt worden waren, von nun an beständig katholisch bleiben sollten. Dieß war gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der aufs Neue bestätigten westfälischen und Nymweger Friedensschlüsse und gab bald Veranlassung zu neuen Spaltungen unter den verschiedenen Religionsparteien des deutschen Reiches. Durch den Ryswiker Frieden traten die Verhältnisse der Seemächte an die Spitze der europäischen Begebenheiten; die wechselseitige Unabhängigkeit der Staaten ward in ihm festgestellt und Wilhelm III. leitete von da an die britische und bald auch die europäische Staatskunst, gestützt auf die Erhaltung des politischen Gleichgewichts. — (Vergl. Actes et mémoires des négociations de la paix de Ryswik.) E.

S.

Saalfeld, Stadt mit 4500 Einw. im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen an der Saale.

Gefecht am 10. October 1806.

Bei Beginn des Feldzugs von 1806 erhielt der Prinz Louis von Preußen den Oberbefehl der 8000 M. starken Avantgarde des Hohenlohe'schen Corps, welche in den Pässen des thüringer Waldes, zwischen Ilmenau und Saalfeld, cantonirte. Am 9. October ward dem Prinzen der Auftrag, seine Truppen bei Rudolstadt möglichst schnell zu concentriren, die Uebergänge der Saale zwischen Rudolstadt und Blankenburg bis zur Ankunft der Avantgarde der Hauptarmee unter Blücher zu vertheidigen und dann über den Fluß nach Rahnis und Pösnek zu marschiren, um die Avantgarde der bei Mittel-Pölnitz versammelten linken Flügelarmee zu bilden. Gleichzeitig ward ihm aber auch angedeutet, sich in kein entschiedenes, nachtheiliges Gefecht einzulassen und im Fall er mit Uebermacht angegriffen würde, sich

nach Orlamünde auf den General Grawert zurückzuziehen. Noch in der Nacht vom 9. auf den 10. October bewerkstelligte der Prinz die anbefohlne Vereinigung seines Corps zwischen Schwarza und Rudolstadt und ließ Abtheilungen bei Blankenburg und Pösneck stehen. Er selbst war den Truppen nach Rudolstadt vorangeeilt und erhielt bereits auf dem Wege dahin die Meldung, daß der Feind die Vorposten aus Gräfenthal und Hoheneiche zurückgedrängt habe, auf der Straße von Gräfenthal vorrücke und muthmaßlich einen Angriff auf Saalfeld beabsichtige. Der Prinz hielt die feindlichen Truppen für eine Avantgarde, ihre Bewegungen nur für eine Demonstration und brannte übrigens vor Begierde, sich mit ihnen zu messen. Zwar kannte er das Terrain von Saalfeld nur aus einem mündlichen Berichte, der ihm sagte, daß man sich dort mit allen Waffengattungen schlagen könne, glaubte aber General Tauenzien stehe noch bei Schleitz (s. d.), so daß er sich diesem anschließen könne, und hielt es endlich um so mehr für seine Pflicht, dem Feinde die Stirne zu bieten, weil sich in Saalfeld ein sehr beträchtliches Magazin befand. Gelang es, den Feind bei Saalfeld zurückzuschlagen, wollte er sich dann auf die bei Schleitz vordringenden Colonnen werfen. Um sich aber in seinem Vorhaben nicht gestört zu sehen, unterließ er, dem Fürsten von Hohenlohe, so wie dem General Grawert, von dem, was hier vorging, Meldung zu machen. — Am 10. früh 7 Uhr standen die Truppen zum Rechtsabmarsch formirt, zwischen Rudolstadt und Volkstädt zum Aufbruch bereit. Ein Detachement blieb an der Saalbrücke von Rudolstadt stehen, die übrigen erreichten um 9 Uhr Wöhlsdorf, das Regiment Müffling war noch zurück. Der Prinz war seinen Truppen vorangeeilt, erhielt bei Saalfeld die Meldung, daß der sich zeigende Feind ein Corps von 30,000 M. unter General Lefebre sei und machte erst jetzt seinen Bericht an den König und den Fürsten von Hohenlohe. Hierauf traf er folgende Anordnungen. General Pelet erhielt Befehl, alle Wege nach Gräfenthal und dem Sattelgaß durch Patrouillen zu beobachten; eine eben bei Wöhlsdorf angekommene Infanteriecolonne mußte rechts aufmarschiren und sich in Linie formiren. Zwei Bat. von Müffling bildeten das 2. Treffen. Dieser Aufmarsch geschah nicht in Ordnung. Vor der Stadt auf dem Lerchenhügel und längs des Siegenbaches placirte Oberst Rabenau 2 Füsiliercompag.; zwischen der Stadt und dem Rabenstein stand der Rest dieses Bataillons mit einer 6pfündigen Fuß- und einer halben reitenden Batterie. Drei Escadrons Husaren waren auf dem rechten Flügel gegen die Ausgänge des Gebirges vorgeschoben. Zwischen dem obern und untern Stadtthor stand ein Füsilierbat. und 2 Escad. Husaren mit 2 reit. Geschützen. Zu Deckung der Geschütze wurde außerdem noch das sächs. Regiment Kurfürst vorgezogen. In der Schlucht bei dem Rabenstein wurden Schützen aufgestellt. Die sächs. Husaren wurden theils vor der Stadt, theils zur Deckung der Batterie beim Rabenstein aufgestellt. — Gleichzeitig hatte der Prinz Anstalt getroffen, das in Saalfeld befindliche Magazin zu räumen. Dieß mußte durch Ochsenwagen geschehen und störte die Communication in der Stadt sehr. — Früh 10 Uhr fielen die ersten Schüsse. Der Feind drang mit Uebermacht in das Defilée von Garnsdorf, seine Tirailleurschwärme besetzten die Höhen und Infanteriecolonnen dirigirten sich auf dem Kamme des waldigen Gebirges gegen das Schwarzathal in die rechte Flanke der preuß. Aufstellung. Die hier stehende Artillerie suchte diese Bewegung durch ein sehr energisches Feuer aufzuhalten, allein ohne große Wirkung. Während dessen hatte sich vor der Stadt das Gefecht mit Heftigkeit entwickelt. Feindliche Tirailleurs in großen Massen drängten überall die vorgeschobenen

n und Schützen zurück; eine franz. Batterie etablirte sich auf dem nhügel und beschoß die ganze preuß. Stellung mit großem Effect. Der fühlte die Nothwendigkeit, hier Hilfe zu leisten, sah aber auch die öglichkeit ein, seinen ohnehin gefährdeten rechten Flügel noch mehr zu ßen. Er mochte wohl erkennen, daß die Behauptung Saalfelds auf- en werden müsse, allein ein Rückzug war ihm eben so verhaßt als erig, da er auf allen Puncten von einem weit überlegenen Feinde ge- gt wurde. Es war Nachmittags 3 Uhr, man mußte die Hoffnung ben, den Kampf bis Nachts fortzusetzen und dann, von der Dunkelheit stigt, den Rückzug anzutreten. In diesem kritischen Augenblicke ent- sich der Prinz, selbst die Offensive zu ergreifen, um sich wenigstens geordneten Rückzug zu erkämpfen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, das ht zu paralysiren. Er ging sofort mit 4 sächs. Bataillonen en echélon die Anhöhe, von der die hohe Straße kommt, vor. Die sächsischen ein Theil der preuß. Husaren folgten mit 2 Geschützen in zweiter . Der linke Flügel dieser Angriffslinie wurde refusirt, um dem von dorf vorrückenden Feind nicht die linke Flanke zu bieten, und um sich in rechter Flanke gegen Beulewitz auszudehnen, mußten sich die Ba- ne rechts ziehen. Diese Bewegung hemmte indeß den Marsch der lichen Colonnen nicht und ward von den franz. Tirailleuren, die sich in den Rücken der Bataillone schlichen, so erschwert, daß die sächs. menter Xavier und Kurfürst Halt machten und endlich wichen. Der Prinz die Ordnung wieder her, setzte sich selbst an die Spitze eines Bat. von r und führte es dem Feinde entgegen. Auch wurde aus Freiwilligen Tirailleurlinie gebildet, aber bald wieder eingezogen, da den Truppen Fechtart noch fremd war. Das Regiment Kurfürst war bis Graba gegangen, erhielt dort Befehl, den Feind aus Crösen zu vertreiben, kte sofort mit Sectionen, vollzog diesen Auftrag mit vielem Muthe setzte sich in den Gärten dieses Dorfes fest. — Jetzt erst entschloß sich Prinz den Rückzug anzuordnen. Er ertheilte hierzu folgende Befehle: er General Bevilaqua vertheidigt seine Stellung auf dem Sandberge; Regiment Müffling dient hier als Soutien. Das Dorf Aue unterhalb Berges wird durch ein Bat. besetzt; die übrigen sächs. Bataillone ziehen nach dem Abhange des Berges zurück und stellen sich mit dem rechten el gegen das genannte Dorf, mit dem linken gegen die Saale auf; 10 d. Cavalerie decken diese Stellung in der Ebene. Der Prinz selbst eilte der Stadt, wo er alles in der größten Verwirrung fand. Die Truppen n bis an die Thore zurückgedrängt, die man eben zu verrammeln be- . Mit großer Geistesgegenwart stellte er hier die Ordnung einigerma- wieder her, allein während er daselbst beschäftigt war, brachen zwei Cavaleriecolonnen, unterstützt von einem Schwarm Tirailleurs, aus Walde hervor und dirigirten sich auf Crösen. Das hier stehende sächs. ment Kurfürst zog sich nach einem sehr hartnäckigen Widerstande gegen Saale bis Wöhlsdorf zurück, das Regiment Xavier folgte und warf sich e dasigen Gärten. Während dessen hatte General von Trützschler die lerie formirt und hinter einem Graben von Wöhlsdorf nach Graba stellt. Eine feindliche Cavaleriecolonne, die hier zum Angriff vorrückte, e hier durch das Feuer einer in dem Graben liegenden sächsischen In- eabtheilung zurückgewiesen. Prinz Louis, diesen günstigen Moment send, setzte sich sofort an die Spitze von 5 sächs. Husarenschwadronen stürzte sich auf die franz. Cavalerie. Diese aber entwickelte plötzlich ein es Treffen und fiel den Angreifenden in beide Flanken. Dieser unver-

muthete Angriff bewirkte die größte Verwirrung. Alles wendete sich zur Flucht. Vergebens focht der Prinz selbst mit der unerschrockensten Tapferkeit, seine Stimme ward nicht mehr gehört, er fand hier im Handgemenge seinen Tod (s. Ludwig, Prinz von Preußen). Das Gefecht war mit dem Falle des Führers entschieden. General Trützschler, welcher die Cavalerie befehligte, ward schwer verwundet. Alles suchte sich durch die Saale zu retten, was auch einem Theile der Cavalerie gelang, die sich bei Rudolstadt wieder sammelte. Die von allen Seiten gedrängte und theilweise zersprengte Infanterie des linken Flügels, suchte ebenfalls das jenseitige Ufer der Saale oder Schwarza zu erreichen. Gleiches Schicksal hatte unterdessen der rechte Flügel der preuß. Aufstellung gehabt. Den wiederholten Angriffen endlich unterliegend, ging auch hier aller Zusammenhang verloren und die zersprengten Abtheilungen flüchteten sich größtentheils auf der Chaussée nach Rudolstadt. Fast sämmtliche Bagage und 30 Geschütze fielen den Franzosen in die Hände, 1500 M. waren theils geblieben oder gefangen. Der Verlust dieses Gefechts machte einen sehr verderblichen moralischen Eindruck auf die ganze Armee, und selbst das gute Einverständniß mit den sächsischen Truppen ward dadurch fühlbar gestört. — Da man im preuß. Hauptquartier jetzt die Absicht des Feindes erkannte, den linken Flügel der preuß. Armee zu umgehen und von der Elbe abzuschneiden, so bestimmte der König noch in der Nacht zum 11. Oct. eine Concentrirung seiner Armee bei Weimar und für den Fürsten von Hohenlohe bei Jena, wo es einige Tage später zur Schlacht kam. — (Vergl. Massenbach, Denkwürdigkeiten II. — Minerva, Jahrg. 1807. 1. Bd. — Bericht eines Augenzeugen.) 27.

Saarlouis, preußische Festung im Regierungsbezirk Trier, mit 4500 Einw., liegt auf einer von der Saar gebildeten Halbinsel, und ist der Geburtsort des Marschall Ney. Die Festungswerke wurden 1681 von Vauban, auf Befehl Ludwig's XIV. erbaut. Der Platz kam 1815 an Preußen.

Blokade 1814.

Die Heere der Verbündeten hatten am 1. Januar 1814 den Rhein überschritten; Napoleon, ein so schnelles Vordringen der Alliirten nicht erwartend, war mit seinen Rüstungen noch nicht so weit vorgerückt, um auf dem linken Rheinufer eine kräftige Defensive entgegensetzen zu können, und die Verbündeten säumten nicht, hieraus Nutzen zu ziehen, und ohne Zeitverlust gegen Frankreichs Hauptstadt vorzudringen, die mächtige Vertheidigungslinie der Festungen, welche sie gegen Deutschland schützen sollte, aber zu umstellen und zwischen durch zu gehen. Das schlesische Heer, welches zwischen Coblenz und Mainz den Rhein passirt hatte, erhielt die Bestimmung, auf Metz zu rücken, und so in den Mittelpunct des französischen Reichs einzudringen. Unter unbedeutenden Gefechten drang es schnell gegen die Saar vor und das Yorksche Corps sollte das Festsetzen des Feindes an diesem Flusse verhindern, gleichzeitig aber auch Saarlouis und Saarbrück durch Ueberfall nehmen, wenn diese Plätze nicht hinreichende Garnison haben sollten. Am 4. Januar rückte dieses Corps nach Kreuznach, am 6. auf Cosel und Lautereck, während Marschall Marmont das 6. franz. Armeecorps bei Kaiserslautern sammelte, und andere feindliche Abtheilungen auf Saarlouis zogen, gegen welches am 7. über Saarguimine, St. Arold, Patrouillen vorgeschickt wurden, worauf das Corps in 2 Colonnen über Birkenfels und St. Wendel sich der Saar näherte und der Generalmajor von Kaehler mit einem Detaschement den Befehl erhielt, eine Unternehmung gegen Saarlouis zu versuchen. Dieser ging bis Saarwillingen vor, suchte aber vergeblich hier eine Abtheilung Cavalerie über die Saar, deren Brücke bei

Saarbrück schon am 4. von den Franzosen gesprengt worden war, zu setzen, da das Wasser sehr angeschwollen, und kein Fahrzeug zu finden war. Doch wurde durch den Oberstlieutenant von Stössel eine Vorpostenkette über Dellingen, Rothe, Lautern, Enzdorf und Völklingen gegen die Festung gezogen, der Rest des Detachements blieb in Saarwillingen und in der Nacht beschoß man die Festung mit 2 Haubitzen. Während dessen ging das Gros der Avantgarde vom Yorkschen Corps, unter Befehl des Prinzen Wilhelm von Preußen über Tholaij gegen Saarlouis bis nach Löbach, Lamsweiler, Babach und Edenborn, und am 8. rückte das Armeecorps in 2 Colonnen über Birkenfeld und St. Wendel, den 9. bis an die Saar in Cantonirungen zwischen Merzig und Saarbrück, und die Avantgarde blieb vor Saarlouis in Saarwillingen, Schwarzenholz und Edenborn. Marmont hatte sich zwischen Saargemünd und Saarlouis aufgestellt, um die Festung, welche nur eine Besatzung von 1500 Mann, incl. 100 Cavalleristen, hatte, schnell zu verproviantiren, doch verließ er am 9. das linke Ufer, und zog sich von allen Puncten gegen Metz zurück. Patrouillen folgten dem Feinde, und am 10. Januar ging die Cavalerie und reitende Artillerie unter Mitwirkung der Avantgarde bei Böking über die Saar, gegen Forbach, während das 1. Neumärksche Landwehrcavalerieregiment Saarlouis auf dem linken Ufer unter Befehl des Major von Bieberstein einschloß. Zur völligen Blokirung des Platzes erhielt derselbe noch 4 Bat. Infanterie, — 1 Grenadier- und 1 Landwehrbat. der 1. Brigade, und 2 Landwehrbat. der 8. Brigade — und die beiden erstgenannten Bataillone lösten die Einschließungsposten der Avantgarde auf dem rechten Saarufer ab, schlossen den dortigen Brückenkopf enger ein, so wie die beiden letzten Bataillone die Einschließung auf dem linken Ufer übernahmen. Während das Yorksche Corps gegen Metz und Thionville vorging, und der Feind sich bei einem nur schwachen Widerstande auf allen Puncten zurückzog, blieb es vor Saarlouis ruhig, bis unter Mitwirkung von 8 Haubitzen, befehligt von dem Obersten Schmidt, der Platz den 18. Januar heftig beschossen wurde, um die Besatzung zu erproben. Dieses Feuer blieb indeß ohne Erfolg, worauf die Reserveartillerie sich wieder nach Metz zog. Am 26. Januar erhielt das Yorksche Corps den Befehl nach Vitry zu rücken, da der Feind sich bei Chalons concentrirte. In Folge dessen mußten auch die 4. Bat. des Blokadecorps abmarschiren, so daß nur 4 Escadrons unter dem Major von Biberstein vor der Festung verbleiben, wo indessen während der weitern Operationen der Heere alles ruhig blieb, bis der Waffenstillstand vom 23. April 1814 die Feindseligkeiten beendete, und die Festung innerhalb 10 Tagen nach der Bekanntmachung übergeben wurde. Die Garnison zog mit Waffen und Bagage, und dem Privateigenthum aller Grade, mit Kranken und Verwundeten ab, doch die Dotationen der Festung mit Vorräthen und Inventarien jeder Art mußten zurückbleiben, und wurden durch eine Commission übernommen. (Vergl. Geschichte des Feldzugs der schlesischen Armee, von C. v. W. — Histoire des campagnes de 1814 et 1815 par Guillaume de Vaudoncourt.) 27.

Saarsfield, Graf, spanischer General, stammte aus einer der vielen irländischen Familien, welche durch ihre Anhänglichkeit an das Haus Stuart und an die katholische Religion gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen, in Spanien sich niederließen und meistens dort im Heere dienten. Frühzeitig, die militärische Laufbahn ergreifend, zeichnete sich S. durch den feurigen Muth seiner Nation, außerdem aber auch durch Einsicht und wissenschaftliche Bildung aus. Während des Krieges auf der Halbinsel gegen Napoleon fand er vielfache Gelegenheiten, sich als einen der bravsten und ta-

lentvollſten Officiere zu bewähren, und ſelbſt der Feind gab ihm dieſes Zeugniß; wie z. B. der Marſchall Suchet ſeiner in den Memoiren über die Feldzüge in Aragonien und Catalonien öfters erwähnt. Auch von dem Oberbefehlshaber des engliſchen Hilfsheeres war S., der zuletzt ſich bis zum General emporgeſchwungen hatte, ſehr geſchätzt und empfohlen, ſo daß ihm Ferdinand VII. in den Jahren 1827 und 1832 den Oberbefehl über das Obſervationscorps an der portugieſiſchen Grenze übertrug. Von dieſem Poſten wurde er jedoch nach dem Tode des Königs abberufen und zu Unterdrückung des zu Gunſten des Don Carlos in Biscaya ausgebrochenen Aufſtandes abgeſendet. Man hat behauptet, daß die Regierung der Königin den General abſichtlich von der portugieſiſchen Grenze entfernt habe, um zu verhindern, daß er ſich mit Don Carlos in Verbindung ſetze, welcher ſich zu jener Zeit in Portugal aufhielt; doch ſind keine Beweiſe vorhanden, daß der General an eine Vereinigung mit dem Infanten gedacht habe; auch übernahm S. ſofort den ihm gewordenen Auftrag, vertrieb die Banden des Pfarrers Merino und mehrerer andern Guerillaführer und rückte am 27. October 1833 in Miranda, ſo wie am 21. Nov., nach dem Gefechte von Pennacerda, in Vitoria ein. Am 26. Nov. beſetzte er Bilbao, trat jedoch bald darauf das Commando des Heeres an den General Caſtanon ab, da immer noch Zweifel an ſeiner Treue vorzuwalten ſchienen. Erſt im Jahre 1835 (29. Juni) wurde er nach den Unfällen, die den General Valdes betroffen, wieder zur Thätigkeit berufen und zum Oberbefehlshaber der Nordarmee ernannt; da auch er aber nicht im Stande war, dem Kriege ein Ende zu machen, ſo ging der eigentliche Oberbefehl der Armee wieder in andere Hände über und S. blieb in Pampelona als Vicekönig von Navarra zurück, ohne ſehr thätigen Antheil an den Kriegsoperationen zu nehmen, woran ihn ohnehin ſein hohes Alter und ſeine geſchwächte Geſundheit verhinderten. Als im Auguſt 1837 die ſpaniſchen Truppen durch Mangel und Einflüſterungen der exaltirten Partei aufgeregt, ſich an verſchiedenen Orten gegen ihre Generale empörten, ſo ſteckten auch in Pampelona zwei Bataillone der Tiradores die Fahne des Aufruhrs auf und ermordeten ihren alten verdienten Führer am 25. Auguſt nebſt ſeinem Adjutanten Mendivil, und mehreren anderen Officieren. So fiel S., nachdem ihn der Tod in ſo vielen Gefechten verſchont hatte, durch die Hand ſeiner eigenen Untergebenen, ein trauriges Beiſpiel der Inſubordination, in welche das ſpaniſche Heer verſunken iſt. Die nähern Umſtände ſeiner Ermordung ſind nicht bekannt geworden. B.

Saaz, Kreisſtadt in Böhmen, am rechten Ufer der Eger auf einer Anhöhe, mit einer Mauer umgeben, hat 5000 Einw.

Belagerung 1421.

Kaiſer Sigismund war nach dem Tode Wenzeslaus von Böhmen, am 16. Auguſt 1419, Erbe dieſes Königreichs und der darin herrſchenden Unruhen geworden, und da ihn die empörten Böhmen nicht als König anerkennen wollten, brach er im December 1419 mit einem Heere von 80,000 Mann aus Ungarn, wo er gegen die Türken focht, auf, um die Huſſiten zu unterwerfen, während der Papſt Martin V. gegen ſie das Kreuz predigen ließ. Der Kaiſer rückte über Königsgrätz vor Prag. Ziska näherte ſich ebenfalls dieſem Platze, um ihn zu entſetzen, und ſchlug bei demſelben ein verſchanztes Lager auf. Nach großen Verluſten ward der Kaiſer am 30. Juli 1420 zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge nach Mähren gezwungen. Die Huſſiten belagerten hierauf Wiſchegrad, welchem Orte der Kaiſer zwar zu Hilfe eilte, aber ohne Erfolg, wornach auch dieſes ſich den

Huſſiten ergab. Ein Heer von Kreuzrittern, welches unter dem Erzbiſchofe Otto von Trier durch Sachſen nach Meißen rückte, wurde von den Huſſiten unter Ziska ebenfalls geſchlagen, und als der Kaiſer hierauf abermals mit einem ſtarken Heere in Böhmen eindrang, erlitt er bei Deutſchbrodt eine ſo vollkommene Niederlage, daß er endlich nach Ungarn zurückging. Inzwiſchen entſtanden unter den Böhmen über die Wahl eines Königs Zwiſtigkeiten. Es bildeten ſich drei Parteien, und der Herzog von Lithauen ſtrebte für ſeinen Vetter, Sigmund Coribut, die böhmiſche Krone zu gewinnen. Dieſer langte bald nach dem Treffen bei Deutſchbrodt mit 5000 Reitern in Prag an, allein die katholiſche Partei, für den Kaiſer geſinnt, zeigte ſich ihm feindlich, und brachte die Kroninſignien nach der alten Feſte Carlſtein, daher Coribut dieſen Platz belagerte, welcher jedoch den hartnäckigſten Widerſtand leiſtete. Während dieſer langwierigen Belagerung drang wiederholt ein deutſches Heer, aus Völkern von Mainz, Cöln, Trier, der Pfalz, Sachſen und Brandenburgern beſtehend, unter Anführung des Herzogs Heinrich von Plauen, in Böhmen ein, und rückte vor Saaz, wo ſich viele Flüchtlinge vom Lande mit ihren Habſeligkeiten eingeſchloſſen hatten. Der Herzog verlangte freien Durchzug, und als dieſer verweigert wurde, gab er Befehl, daß die Abtheilungen ſeines Heeres ohne weitern Befehl die Stadt ſtürmen ſollten. Von allen Seiten griffen nun die Deutſchen den Platz an, und ſuchten unter einem Hagel von Steinen und Pfeilen die Mauern zu erſteigen. Allein ihr Muth brach an dem kräftigen Widerſtande der Belagerten, und mit Einbruch der Nacht mußte der Angriff aufgegeben werden. Herzog Heinrich, welchem der Beſitz dieſes Ortes zum weitern Vordringen in Böhmen unentbehrlich war, nahm jetzt ſeine Zuflucht zur Liſt. Er ließ viele Tauben und andere Vögel zuſammenbringen, ihnen brennendes Pech und Schwefel an die Schwänze binden, und ſie ſo gegen die Stadt fliegen, um dieſe hierdurch in Brand zu ſtecken. Allein die Beſatzung verſcheuchte dieſe flüchtigen Feinde ſehr leicht durch das Abfeuern einiger Geſchütze, worauf die geängſtigten Thiere meiſt nach dem Lager zurückkehrten und dieſes ſelbſt anzündeten. — Während die Deutſchen nun mit Löſchung des Feuers beſchäftigt waren, machte die Beſatzung einen kräftigen Ausfall, und erfocht einen ſo vollkommenen Sieg, daß jene in gänzlicher Auflöſung den Rückzug antraten und die Belagerung aufgeben mußten. Die Belagerung von Carlſtein ward noch bis zum Winter fortgeſetzt, da indeſſen Coribut keine Ausſicht eines glücklichen Erfolgs hatte, hob er dieſelbe auf und zog ſich nach Prag zurück, während Ziska mit den Taboriten den Grafen von Wartenberg ſchlug, und Grätz einnahm. (Vergl. Theobald's Huſſitenkriege. Allgemeine Geſchichte von Deutſchland von P. J. Barre. 27.

Säbel, nennt man alle diejenigen Seitengewehre oder blanken Waffen, welche mit einer theils mehr, theils weniger gekrümmten Klinge verſehen ſind. Sie werden in der Regel blos zum Hiebe verwendet, und ſollen dann ſtets ſchneidend ihre Wirkung äußern; doch gehört viel Uebung und vorzugsweiſe eine gewandte Hand dazu, um dieß gewünſchte Reſultat möglichſt oft zu erlangen. Die Hiebe eines ungeſchickten Reiters fallen größtentheils flach, welchen Nachtheil allzugekrümmte Klingen noch vermehren. Alle ſlaviſchen und aſiatiſchen Völker betrachten den Säbel als Ur- und Lieblingswaffe, trennen ſich nur höchſt ungern von ihm, und in der Hand der Türken, Perſer, Araber ꝛc. wird er jederzeit furchtbar bleiben. Bis jetzt iſt es ziemlich in allen Heeren üblich, die leichtere Cavalerie mit Säbeln auszurüſten; indeß hat man ſich trotz vielen Streitigkeiten und angeſtellten

Verſuchen noch immer nicht in der Meinung vereinigen können, ob es beſſer ſei, der Cavalerie Seitengewehre zum Stoß oder zum Hieb zu geben. Obſchon die Wunden der zum Stoß eingerichteten blanken Waffen gefährlicher als die zum Hiebe ſind, ſo bleibt es doch gewiß unbeſtritten, daß eine gute Führung der Stoßwaffe eine bedeutendere Ausbildung und Feinheit in ihrem ganzen Weſen fordert. Die Gelegenheit zum Hiebe wird ſich nebenbei dem Cavaleriſten vorzüglich im hitzigen und einzelnen Gefechte öfterer anbieten, als die zum Stoß; derſelbe wird überdieß wohl auch im Ganzen mehr Vertrauen auf einen tüchtigen Hieb legen, und ſich davon beſonders gegen Infanterie einen größern Vortheil verſprechen, auch es in dem Hiebfechten ſchneller zu einer gewiſſen Fertigkeit bringen. Aus angeführten Gründen hat man ſich nun in den meiſten Heeren entſchloſſen, die Reiterei mit Seitengewehren zu bewaffnen, die nur inſoweit gekrümmt ſind, daß ſie nicht nur einen kräftigen Hieb, ſondern vorkommenden Falls auch einen dergleichen Stoß geſtatten. Um nun aber beide Anforderungen gnügend zu erfüllen, bleibt es nothwendig, beſondere Rückſicht auf die angemeſſenſte und paſſendſte Länge der Cavalerieſeitengewehre zu nehmen; denn iſt ſolche zu anſehnlich, ſo wird durch die unvermeidlich erfolgende Schwere und daraus hervorgehende Langſamkeit der Bewegung, die ſichere Führung beeinträchtigt, während eine zu geringe Kürze der Klinge, den Reiter gegen das Bajonnet des Infanteriſten und gegen Cavalerie, die eine längere Hieb- oder Stoßwaffe führt, ſtets in Nachtheil ſetzen muß. Allen Erfahrungen nach ſcheint daher in jeder Hinſicht eine Länge von 36 Zoll die angemeſſenſte zu ſein. Von der Schwere und gehörigen Proportionirung des ganzen Säbels hängt zugleich auch die größere oder mindere Wirkung des Hiebes ab. Zu ſchwere Säbel erſchöpfen bald die Kräfte des Reiters, und bringen dadurch eine Langſamkeit und Unſicherheit im Hauen zuwege; je ſchneller der Nachhieb geſchieht, deſto überwiegendern Einfluß wird er auch auf den Gegner ausüben, ihn in der Führung ſeiner Waffe unſicher machen und leichter außer Gefecht ſetzen. Zu leichte Säbel erlauben zwar eine raſchere Handhabung, vermindern aber durch das häufige Flachfallen der Hiebe ihre Wirkung. — In früheren Zeiten waren die Seitengewehre der Cavalerie größtentheils mit ſogenannten Körben zur Deckung der Hand verſehen, welche in einigen Armeen, doch nur in ſeltenen Fällen, auch bei Säbeln angebracht wurden. Dieſe Körbe wurden von Vielen gänzlich verworfen, weil ſie nicht nur das Gefäß (ſ. Seitengewehr) unnöthig erſchweren, das ſchnelle Ergreifen der Waffe hindern, Unbequemlichkeit im Hauen nach verſchiedenen Richtungen hervorbringen, wenn ſie zu eng ſind, dem Reiter die Hand aufreiben, und bei zu großer Weite wieder zu ſehr beläſtigen. Schon im Laufe des 7jährigen Kriegs herrſchten getheilte Meinungen über die zweckmäßige Form der Cavalerieſeitengewehre. Ein Theil wünſchte gerade blos zum Stoß eingerichtete Degen, der andere verlangte krumme ungariſche Säbel, während eine dritte Partei beides vereinigt wiſſen wollte. Je nachdem nun dieſe Anſichten Eingang fanden, wurden auch die Armeen damit bewaffnet; doch nahm man allgemein an, die Huſaren mit krummen Säbeln auszurüſten. In den Reihen der europäiſchen Reiterei erſchien der nur etwas gekrümmte, zu Hieb und Stoß eingerichtete Säbel zuerſt bei dem Heere Guſtav Adolph's, während der gänzlich gekrümmte nur bei den frühern Stratioten, polniſchen und ungariſchen Reitern, Kroaten ꝛc. heimiſch geweſen war. Karl XII. von Schweden gab ſeinen Dragonern gerade Degen, und lehrte ſie dieſe vorhaltend ihre Attaquen vollziehen, während ſpäter Friedrich II. bei Hohenfriedberg ſeiner Cavalerie den Hieb nach dem Geſichte anempfahl. Seidlitz

machte sich zu derselben Zeit als damaliger Major des Natzmerischen Regiments besonders dadurch mit verdient, daß er unermüdlich seine Husaren in dem richtigen Gebrauch des Säbels unterwies.

S.

Sabis, die heutige Sambre (s. d.), ein Fluß in Gallia Belgica, welcher ganz im Gebiet der Nervier floß.

Schlacht um das Jahr 56 v. Chr. Geb.

Während der ersten fünf Jahre von Cäsar's Statthalterschaft in Gallien, von 59—55 vor Chr. Geb., traf er nach Besiegung der Bellowaker (Belgier) und Ambianer auf eine Nation, die ihm einen so kräftigen Widerstand leistete, wie er bisher noch nicht erfahren hatte. Ein allgemeiner Ruf schilderte die Nervier als das tapferste, aber auch als das rauheste unter allen belgischen Völkern. Von Jugend auf mit den Waffen beschäftigt, hatten sie selbst ihrem Lande eine dem Kriege passende Gestaltung gegeben. Da sie nur zu Fuß fochten, so hatten sie an vielen Stellen Hecken und dichte Zäune angelegt, welche auf dem sonst ebenen Boden dennoch jeder feindlichen Reiterei eine Annäherung erschwerten. Drei Tage lang hatte Cäsar bereits ihr Gebiet durchzogen, als er erfuhr, daß die ganze Macht der Nervier am Flusse Sabis, vereinigt mit den Atrebaten und Veromanduren lagere und dort eine Verstärkung der Adualiker erwarte. Der römische Feldherr beschleunigte jetzt seinen Marsch, um jenem Hilfscorps zuvorzukommen. Der Lagerplatz in der Nähe des Feindes, welchen die Centurionen ausgesucht hatten, bestand aus einem mäßigen, sich sanft erhebenden, von allen Seiten gleich abfallenden Hügel am Ufer der S. Der Fluß hatte hier 3 Fuß Tiefe. Auf dem jenseitigen Ufer erhob sich ein zweiter Berg, dessen unterer Theil ungefähr 200 Schritt hoch und ganz kahl, der Gipfel hingegen mit Wald bewachsen war. Hier verbarg sich das ganze feindliche Heer und nur wenige Reiterabtheilungen ließen sich auf der offenen Ebene sehen. Unbesorgt erreichte das römische Heer dieses Terrain. Cäsar, wohl unterrichtet von des Feindes Nähe, hatte sechs Legionen hintereinander marschiren lassen, diesen folgte das Gepäck des ganzen Heeres und zwei neu errichtete Legionen deckten dasselbe und schlossen den Zug. Die Reiterei ging wie gewöhnlich voran, und am Flusse angekommen — der hier ziemlich breit war — setzte sie mit den Bogenschützen und Schleuderern hindurch und begann ein Gefecht mit den feindlichen Reitern, welche sich schnell zurückzogen, aber eben so schnell wiederkehrten. Während dessen begannen die zuerst angekommenen sechs Legionen an Befestigung des Lagers zu arbeiten und konnten diese Arbeit so lange ungestört verrichten, bis das Gepäck langsam den Hügel hinauf kam und dem im jenseitigen Walde versteckten Feinde sichtbar wurde. Dieß war das Zeichen, welches die Verbündeten unter sich selbst zum Angriff festgesetzt hatten. Von allen Seiten brachen sie jetzt aus dem Gehölze hervor und stürmten zuerst auf die Reiterei, welche bald in Unordnung floh. Sofort setzten die Nervier mit unglaublicher Schnelligkeit über den Fluß und griffen das Lager und die Schanzarbeiter selbst an. Cäsar und sein Heer schwebten in einer bedenklichen Lage, der zu entgehen, es Cäsar's Entschlossenheit und der vortrefflichen Disciplin seiner Truppen bedurfte. Die zum Theil zerstreuten und gänzlich unvorbereiteten Truppen eilten sofort unter die Waffen. Die neunte und zehnte Legion bildete den linken, die siebente und zwölfte den rechten Flügel; in der Mitte standen die achte und eilfte. Cäsar eilte zu der begünstigten 10. Legion und ermahnte sie mit wenigen Worten, ihrer schon so oft bewährten Tapferkeit eingedenk zu sein, und gab, da der Feind nur

noch einen Pfeilschuß entfernt war, selbst das Zeichen zum Kampfe. Hierauf begab er sich zu dem rechten Flügel, der bereits engagirt war. Der feindliche Angriff geschah mit solchem Ungestüm, daß die Römer kaum Zeit hatten, ihre Abzeichen, woran sich die einzelnen Abtheilungen erkannten, gehörig zu ordnen, noch die Sturmhauben aufzusetzen und die Decken von den Schilden zu ziehen. Die von den Schanzarbeiten zurückkehrenden Truppen konnten sich nicht nach ihrer gewöhnlichen Ordnung aufstellen, Muth und Zufall wies jedem seinen Posten an. Die 9. und 10. Legion (linker Flügel) schlug den Angriff der Atrebaten leicht ab. Der Feind, durch einen langen und beschwerlichen Marsch bergauf ermattet, auch durch das Wurfgeschoß der Römer merklich geschwächt, zog sich vom Hügel hinab und setzte wieder über den Strom. Die Römer folgten und erlegten einen großen Theil mitten im Wasser. Jenseit des Flusses nahmen zwar die Atrebaten eine neue Stellung, wurden aber nochmals zur Flucht gezwungen. — Fast mit gleichem Glück focht die 8. und 11. Legion im Centrum. Hier hatten die Veromanduren den Angriff unternommen, waren aber ebenfalls von der fast erstiegenen Anhöhe bis an das Ufer des Flusses wieder hinabgedrängt worden. In einer desto ungünstigeren Lage befand sich um diese Zeit der rechte Flügel der Römer (die 7. und 12. Legion), dem der Kern des feindlichen Heeres, die tapfern Nervier, gegenüberstanden. Durch das zu schnelle Vordringen der 9. 10. 8. und 11. Legion ward das römische Lager in der Front und linken Flanke ganz Preis gegeben, eben so die linke Seite der 12. Legion gänzlich entblößt. Der Anführer der Nervier — Boduognatus — gewahrte diese Schwäche und überflügelte mit einem Theil seiner Schaaren die Legionen, während er einen andern Theil zur Bestürmung des obern Lagers abschickte. Die geschlagene römische Reiterei und das leichte Fußvolk zog sich eben in das Lager zurück und stieß hier unerwartet auf die Nervier, weßhalb sie nach einer andern Richtung flohen. Außerdem hatte jener glückliche Kampf und das Vorrücken der vier Legionen einen großen Theil der Troßbuben (calones) außerhalb des Lagers gelockt, um gleich bei der Hand zu sein, wenn sich die Gelegenheit zum Plündern darböte. Als sie aber hinter sich Feinde erblickten, flohen sie in das Lager zurück und vermehrten nur die Verwirrung. Die Treviriſchen Reiter endlich, Bundesgenossen Cäsar's und wegen ihrer Tapferkeit berühmt, kehrten, als sie den Feind im Lager und die Legionen fast umringt sahen, nach ihrer Stadt zurück und verkündeten, die Römer seien geschlagen, ihr Gepäck weggenommen und ihr Lager erstürmt worden. — Cäsar eilte von der 10. Legion zum rechten Flügel, den er in der größten Bedrängniß fand. Die Feldzeichen der 12. Legion waren zusammengerückt; die um solche herum sich häufenden Truppen, verengten sich selbst den Raum zum Fechten; alle Centurionen der 4. Cohorte waren nebst den Fahnenträgern getödtet, die Fahne selbst schon verloren. Auch die Centurionen der übrigen Cohorten waren entweder todt oder verwundet. Der größte Theil der Soldaten hatte den Muth verloren und viele wendeten sich zur Flucht. Dagegen drängten die Nervier in dicht geschlossenen Gliedern vorwärts. Cäsar entriß sofort einem Soldaten aus den hintersten Reihen einen Schild, begab sich zum ersten Treffen, rief die Centurionen bei ihren Namen, ließ die Banner vortragen und die Manipeln sich erweitern, damit sie ihre Schwerter brauchen konnten. Mit seinem Erscheinen faßten die Truppen neuen Muth, jeder bestrebte sich unter seinen Augen sich hervorzuthun und die bisher unwiderstehliche Kraft des feindlichen Angriffs ward gehemmt. Als Cäsar vernahm, daß die nebenstehende 7. Legion sich in gleicher Gefahr befinde, gebot er den

Tribunen, sich allmälig dichter an diese anzuschließen, und bildete aus beiden ein Viereck. Der Legat T. Labienus, welcher während dessen an der Spitze des linken Flügels sich bereits des feindlichen Lagers bemächtigt hatte, erkannte jetzt vom jenseitigen Hügel, in welcher Bedrängniß der Imperator selbst schwebte. Er sendete sofort die 10. Legion, um Beistand zu leisten, und diese tapfere Truppe eilte, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches der Feldherr bei jeder Gelegenheit in sie setzte. Mit ihrer Ankunft änderte sich die Gestalt des Treffens. Selbst die schwer Verwundeten richteten sich wieder empor, stützten sich auf ihre Schilde und kämpften; die flüchtige Reiterei kehrte zurück, sogar die Troßknechte griffen zu den Waffen und vermehrten — wenigstens dem Anscheine nach — die Zahl der Krieger. Doch die tapfern Nervier wichen nicht gleich und vertheidigten sich mit beispiellosem Muthe. Als die ersten Glieder niedergemetzelt waren, sprangen die Nächststehenden auf die Erschlagenen und wehrten sich von den Leichnamen herab. Als auch diese sanken, als gleichsam eine Brustwehr von todten Körpern sich aufhäufte, kämpften hinter dieser noch die Uebriggebliebenen. Allein selbst dieser Heldenmuth konnte ihre gänzliche Niederlage nicht hindern. Das Volk der Nervier ward an diesem Tage nicht nur besiegt, sondern fast ganz vertilgt. Die an einen sichern Ort gebrachten Greise und Frauen schickten bald nach dem Treffen Abgeordnete, baten um Gnade und gestanden: von 600 Senatoren wären nur 3 und von 60,000 streitbaren Männern kaum 5000 übrig geblieben. Cäsar bezeigte sich gegen die Besiegten großmüthig, sie erhielten ihre Besitzungen wieder und er untersagte ausdrücklich den angrenzenden Völkern, sich Feindseligkeiten gegen die Nervier zu erlauben. Unter allen Schlachten, welche Cäsar bis dahin geliefert hatte, war unbezweifelt diese die gefahrvollste und unter allen Siegen, die er erfocht, war es vielleicht derjenige, wo das Glück für ihn am sichtlichsten stritt und wo nur ein günstiger Zufall verbesserte, was er vernachlässigt hatte. — (Vergl. Julius Cäsar's Jahrbücher, von Adolph Wagner. 1. Theil. Baireuth 1808. — Les commentaires de César. Amsterdam et Leipsic 1763. — Leben des Julius Cäsar, von A. G. Meißner. Berlin 1801.)

Gtz.

Sacile, östreichische Stadt im lombardisch-venetianischen Königreiche, mit 3500 Einw.

Schlacht am 16. April 1809, auch bei Fontana fredda genannt.

Die Oestreicher eröffneten den Feldzug des Jahres 1809 zugleich mit dem Vordringen des Hauptheeres in Baiern, durch Einfälle in Polen, Tirol und Italien. An der Grenze letzteren Königreichs waren Anfang Aprils bei Tarvis, Wurzen und Kronau unter dem Oberbefehle des Erzherzogs Johann versammelt das 8. Armeecorps, F.M.L. A. Giulay, und 9. Armeecorps F.M.L. J. Giulay, zusammen 41 Bat. 40 Schwadr., oder gegen 43,000 M. mit 148 Geschützen. Die franz. Armee in Italien unter dem Vicekönige Prinzen Eugen war dagegen zu dieser Zeit noch sehr zersplittert. Im Friaul standen nur 24 Bat. 5 Schwadr. mit 20 Geschützen, die Division Serras bei Udine, Broussier bei Ospidaletto, S. Daniele und Codroipo, seine Posten bis Ponteba, und zunächst rückwärts die Division Grenier bei Sacile. Die Armee bildete mithin eine lange Kette, vom Isonzo bis hinter den Mincio, zwischen dem adriatischen Meere und den tiroler Gebirgen, um vorwärts, gegen Tirol oder nach den Küsten Front machen zu können, je nachdem der Angriff des Feindes erfolgte. Die Feindseligkeiten begannen am 10. April. Sehr widriges Wetter und tiefer Schnee

erſchwerten den Marſch der Oeſtreicher durch die Gebirge. Um die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf einen Punct zu lenken, wo er nicht hervorbrechen wollte, entſendete Erzherzog Johann den Oberſten Volkmann mit 3 Bat. 2 Schwadr. auf ſeinem rechten Flügel in das Fellathal. Der Oberſt drängte die franz. Poſten in dieſem Thale zurück und rückte am 11. April bis Venzone vor, wo er auf einen hierher geſendeten Theil der Diviſion Brouſſier ſtieß. — Ein entſchloſſener Angriff vertrieb den überlegenen Feind aus der vortheilhaften Aufſtellung bei Portis und aus Venzone. Oberſt Volkmann bemächtigte ſich ſelbſt des Monte Comelico, an den die Franzoſen ihren rechten Flügel ſtützten, und zwang ſie nach 9ſtündigem Gefechte zum Rückzuge nach S. Daniele. Das Fort Oſopo hinderte die Oeſtreicher am weiteren Verfolgen. In dieſem Gefechte, das dem Oberſten Volkmann zur größten Ehre gereicht, verloren die Franzoſen 380 Todte und Verwundete, 150 Gefangene, die Oeſtreicher 130 M. und 61 Gefangene. Dieſe Bewegung, die die Franzoſen nach ihrem linken Flügel zog, begünſtigte das Vorrücken des Erzherzogs Johann über den Predil. Er brach am 11. April von Capoceto und Ternava mit dem 8. Acps — 15 Bat. 16 Schwadr. — auf und das 9., 18 Bat. 22 Schwadr., folgte Tages darauf. Der Vortrab unter F.M.L. Frimont überfiel die feindlichen Poſten bei Staraſella und Vulvero, und zwang dieſelben, auch Cividale zu räumen. Der Erzherzog blieb hier mit dem 8. Acps. Auf ſeinem linken Flügel ging am 11. April General Gavaſſini mit 6 Bat. 2 Schwadr. zu Görz über den Iſonzo; er vereinigte ſich am 13. mit der Armee zu Udine, wohin auch der Erzherzog kam, nachdem die Franzoſen es am 12. verlaſſen hatten und bei Dignano und Codroipo über den Tagliamento zurückgegangen waren, da ſie, auch mit der vorgerückten Diviſion Grenier, den Oeſtreichern nicht gewachſen waren. Der Vortrab dieſer letzten beſetzte am 12. April Campoformio, Oberſt Volkmann kam nach Oſpidaletto und Gemona. Am 13. ging der franz. Nachtrab, nach einem leichten Gefechte bei Codroipo, auf das rechte Ufer des Tagliamento zurück, und es gelang dem öſtreich. Vortrabe die noch unzerſtörte Brücke zu beſetzen. — Nicht ohne Grund wird dem Erzherzoge Johann der Vorwurf gemacht, daß ein ſchnelleres Vordringen der Hauptcolonne die Diviſion Serras beim Rückzuge über den Tagliamento in große Verlegenheit gebracht haben würde. — Der Vicekönig hatte am 12. April Valvaſone erreicht und verlegte am 14. ſein Hauptquartier nach Sacile, wo die Diviſion Grenier Halt machte. Rechts bei Brugnera ſtand Serras, links bei Polcenigo Brouſſier, Barbon zu Fretta hinter Serras, Sevendi zu Bibano, Seruc mit dem Nachtrabe von 3 Bat. 2 Reiterregimt. zu Pordenone. — Erzherzog Johann verließ am 14. Udine und lagerte bei Paſſeriano und Codroipo, der Vortrab ging früh über den Tagliamento und beſetzte Valvaſone; Oberſt Volkmann überſchritt dieſen Fluß bei Dignano und deckte die rechte Flanke, während Oberſt Gyurkowicz, zur Deckung der linken entſendet, am 15. den Tagliamento bei Lattiſana überſetzte und Abends zu Porto Gruaro eintraf.

Gefecht bei Pordenone am 15. April. — Erzherzog Johann ſetzte ſich, zur fernern Verfolgung des Feindes am 14. April, Abends 8 Uhr, mit der geſammten Reiterei — 6 Regimentern und 2 Batterien — unter F.M.L. Frimont von Codroipo in Marſch; die Vorhut (4 Bat.) ſollte bei Tagesanbruch folgen. Die Reiterei kam auf dem Marſche in einer dunkeln regnerigen Nacht früh 3 Uhr vor Cordenone an; die vorausgeſchickte Schwadron ſendete noch keine Meldung. Es ward Halt gemacht und um 6 Uhr erreichte der Vortrab die Reiterei, während auch die ausgeſendeten Kundſchafter berichteten, Pordenone ſei nur ſchwach beſetzt. Jetzt ward

wieder aufgebrochen. Der Vortrab rückte in drei Abtheilungen vor, zwei rechts zur Umgehung von Pordenone gegen Rorai grande, eine grade auf der Hauptstraße, während 4 Reiterregmt. über Rovoredo noch weiter rechts entsendet wurden. Auf der Straße bei Torre di Pordenone fielen die ersten Schüsse. Der Feind, der in tiefer Ruhe war, und dessen Reiter nicht aufgezäumt hatten, ward überfallen; aber auch die Oestreicher gewahrten, daß er weit stärker sei, als sie vermutheten. Bei dem ersten Angriff gerieth selbst der Erzherzog in Gefahr, gefangen zu werden; als aber die entsendeten Abtheilungen der östreich. Vorhut eintrafen, wurde Pordenone und Rorai grande genommen, und der Feind bis Rorai piccolo zurückgedrängt, wo er sich wieder setzte. Während man sich hier noch schlug, traf eines der rechts entsendeten Regimenter, Joseph-Husaren, im Rücken der Franzosen ein, und schnitt denselben den Rückzug ab. Das 6. franz. Husarenregiment ward größtentheils zusammengehauen, die Vierecke des Fußvolkes von der Reiterei durchbrochen, von der herbeieilenden Infanterie umzingelt, und mußten das Gewehr strecken. Die Franzosen verloren viele Todte, 1800 M. an Gefangenen, 4 Geschütze, 1 Adler; die Oestreicher 300 M. an Todten und Verwundeten. Um 2 Uhr endete das Gefecht. General Sahuc zog sich mit einigen Trümmern der Reiterei zurück. Der östreich. Vortrab stellte sich in Palse, Porzia und Talponedo auf, Oberst Volkmann in Rovoredo und Castel aviano, in Verbindung mit ihm. Das 8. Acps stand bei Pordenone, das 9. ebendaselbst an der Straße nach Cordenone, im Ganzen 34 Bat. 36 Schwadr. Die Franzosen behielten Ronche, Fontana fredda und Vignovo besetzt. Ihre Stärke belief sich auf 34 Bat. 4 Reiterreg.

Schlacht bei Sacile, am 16. April. — Der Vicekönig von Italien, um sich für den erlittenen Verlust zu rächen und in der Meinung vielleicht, nur noch die Vorhut der Oestreicher vor sich zu haben, beschloß, wieder über die Livenza vorzurücken und sie anzugreifen, obgleich ein Theil seiner Truppen, besonders die Reiterei, noch zurück war. Der rechte Flügel, die Divisionen Serras und Severoli, rückte unter Serras Anführung, von Brugnera nach Tomai, die Division Grenier, im Centrum, besetzte den Höhenzug von Fontana fredda gegen Vigonovo und hatte die Division Barbon hinter sich, die Division Broussier bildete, in drei Treffen, den linken Flügel bis jenseits Vigonovo. Der Angriff sollte in Staffeln vom rechten Flügel erfolgen, und erst, wenn dieser Meister von Porzia sei und in die Ebene vorrücke, sollten Grenier und Broussier am Gefechte Theil nehmen. Der Angriff auf die östreichischen Vorposten begann nach 8 Uhr. Erzherzog Johann hatte ihn nicht erwartet; er hörte eben in Pordenone die Messe. Als er auf dem Schlachtfelde erschien und vom Obersten Volkmann die Meldung einging, daß die Franzosen sich in bedeutender Stärke bei Fontana fredda und Vigonovo zeigten, glaubte er, sie würden seinen rechten Flügel angreifen, um ihn in die Moräste des Noncello zu werfen, die jetzt dem linken zum Stützpuncte dienten. Dieses dürfte auch die zweckmäßigere Maßregel für die Franzosen gewesen sein, da sie auf diese Weise das schwierige Terrain vor dem östreich. linken Flügel vermieden, ihre Rückzugslinie nach Sacile hinter sich behalten haben und nicht in Gefahr gekommen sein würden, bei einem ungünstigen Ausgange selbst in die Moräste zwischen dem Noncello und der Livenza geworfen zu werden. Gleichwohl zeigte sich bald, daß der sehr lebhafte Angriff auf Porzia nicht eine bloße Demonstration war. Frimont's Vorhut hatte Palse und Talponedo schon räumen müssen, auch Porzia ging ihm verloren. General Colloredo rückte mit 6 Bat. zu seiner Unterstützung vor und nahm die Dörfer Porzia und Spinacet wieder.

Dreimal drang der Feind nach Porzia ein, dreimal wurde er geworfen und von zwei rechts von Porzia aufgefahrenen östreichischen Batterien und von der auf derselben Seite angreifenden Reiterei übel zugerichtet. — Mittlerweile war Grenier auf der Hauptstraße von Sacile vorgerückt, um den Angriff auf Porzia zu unterstützen, und hatte seine beiden Divisionen bei Ronche, Villadolt und Fontana fredda aufgestellt; auch Broussier zog sich von Vigonovo nach der Mitte heran, so daß die Straße über Vigonovo nach Sacile den Oestreichern frei blieb, wodurch der Rückzug der Franzosen dahin also sehr gefährdet war. Erzherzog Johann, dieß benutzend, ließ den General Gajoli mit 7 Bat. des 8. Acps gegen Vigonovo marschiren, um dieses Dorf zu besetzen, bis das 9. Acps, das über Rovoredo und die Campagna di Vigonovo sich dahin bewegte, eingetroffen sein würde. Frimont und Colloredo auf dem linken Flügel sollten sich unterdessen nur in ihrer Stellung halten. — Auf dem Marsche nach Vigonovo stieß General Gajoli bei Ceolin di Campagna zu Oberst Volkmann, und blieb hier halten, weil er gewahrte, daß vor Ronche und Villadolt viel französische Reiterei, bei Fontana fredda aber der größte Theil der feindlichen Armee in Schlachtordnung stand, und er für die eigene linke Flanke und den Rücken besorgt sein mußte. Er entschloß sich endlich, um dem linken Flügel Luft zu machen, der bei Porzia noch hart bedrängt war, zum Angriffe, welchen er selbst gegen Ronche, Oberst Volkmann mit 3 Bat. auf Villadolt ausführte, und dem die Reiterei des 9. Acps, die unterdessen eingetroffen, auf dem rechten Flügel folgte. Die franz. Reiterei wich hinter ihr Fußvolk, welches das östreich. dagegen mit einem mörderischen Feuer empfing und es für einen Augenblick zum Weichen brachte, dieses rückte aber schnell wieder vor, unterstützt von einigen Reiterabtheilungen, welche sich der feindlichen Reiterei entgegenwarfen, und nahm die beiden Dörfer. Jetzt zog sich auch der franz. rechte Flügel vor Porzia zurück; die Oestreicher folgten und drangen mit ihm zugleich in Fontana fredda ein. Keine Anstrengung vermochte, die drei so wichtigen Dörfer den Oestreichern wieder zu entreißen. Die letzte machte der Vicekönig auf seinem linken Flügel. 4 Bat. mit einer zahlreichen Reiterei warf er auf den äußersten rechten der Oestreicher zwischen Vigonovo und Villadolt. Diese hatten dort auf einer kleinen Anhöhe ein Bataillon in Reserve aufgestellt; zwei Batterien waren neben diesem auf einer anderen aufgefahren, 2 Dragonerregimenter standen hinter diesen Hügeln, vom Feinde ungesehen. Kaum hatte die franz. Cavalerie den beiden Hügeln sich genahet, als F.M.L. Wolfskehl mit den beiden Regimentern hervorbrach und sich auf sie warf. Das Regiment Hohenlohe ward zwar Anfangs zum Weichen gebracht, das Regiment Savoyen aber fiel in die feindliche Flanke; die Franzosen wurden geworfen, flohen nach Sacile und die beiden Batterien hinderten durch ihr Kartätschenfeuer auch das Vordringen der franz. Infanterie, welche endlich ihrer Cavalerie folgte. Es war zwischen 5 und 6 Uhr und die Schlacht bereits entschieden, als das 9. Acps vor Vigonovo eintraf. Der Sieg mußte durch die Wegnahme von Sacile vollständig gemacht werden. General Marziani ward mit 7 Bat. und einer Batterie dahin entsendet. Er rückte durch Vigonovo, traf den Feind in S. Giovanni del tempio und fand nur noch schwachen Widerstand, eben so wie in Sacile, wo er Abends gegen 9 Uhr einrückte *). — Der östreich. linke Flügel be-

*) Ein Aufsatz in der östreich. Militairzeitschrift — Jahrg. 1837. 5. Heft. — Die Operationen des ꝛc. 9. Armeecorps im Feldzuge 1809, sagt: die Schlacht sei noch nicht entschieden gewesen, als die Bewegung des Generals Marziani gegen Sacile begann; vielmehr habe diese viel dazu beigetragen, den Feind zum Rückzuge

mügte ſich, die geſchloſſen zurückgehende franz. Infanterie, welche von Sacile abgeſchnitten, nach der Brücke über die Livenza bei Brugnera eilte, durch einige Reiterabtheilungen beunruhigen zu laſſen. Wäre er ſchneller und mit ganzer Macht gefolgt, ſo würde der Verluſt des Feindes beim Uebergange über die Livenza, wo die größte Unordnung herrſchte, weit bedeutender, der Sieg der Oeſtreicher weit vollſtändiger geweſen ſein. Auch von Sacile aus war die Verfolgung nur ſchwach durch Patrouillen. Die Franzoſen verloren 25 Geſchütze, gegen 5000 Gefangene und 8000 Todte und Verwundete; die Oeſtreicher 3600 Mann. — Wenn der franzöſiſche Feldherr Tadel verdient, überhaupt eine Schlacht geliefert zu haben, ehe ſeine Verſtärkungen ihn erreicht hatten, denn die Generale Lamarque und Pully trafen am 16. April erſt in Conegliano ein; wenn er ferner ihn verdient, wegen der Aufſtellung, in der er ſie lieferte, was aus der Beſchreibung der Schlacht ſich hinlänglich ergiebt — ſo iſt der Vorwurf gegen den öſtreichiſchen Feldherrn noch größer, daß er ſeinen ſchönen Sieg nicht zu benutzen verſtand. Eine thatkräftere Verfolgung mit dem linken Flügel am Abende der Schlacht, ein ſchnelles Vorgehen von Sacile aus am Morgen des 17., wo die Vorhut nur in Fratta, eine Stunde von Sacile, ſtehen blieb, bis Conegliano, wo der Weg von Brugnera in die Straße von Sacile fällt, hätte die Wiedervereinigung des getrennten franz. Heeres vereitelt und um ſo größere Erfolge haben müſſen, da der Schrecken die Flüchtigen weit zurücktrieb und bis Mailand ſich verbreitete. Am 18. April wollten die Oeſtreicher die Verfolgung verſetzen; allein der heftige Regen hatte die Bergſtröme ſo angeſchwellt, daß man ſie nicht ohne Brücken überſchreiten konnte, und erſt am 19. Abends gelangte ihr Vortrab nach Conegliano. Die Franzoſen, auf ihrem Rückzuge durch die Ueberſchwemmungen weniger gehindert, gingen hinter die Piave, brannten deren Brücken in der Nacht zum 18. ab, ſtellten die Ordnung wieder her, und alle Früchte des Sieges waren für die Oeſtreicher verloren. — Ueber die weitern Erfolge ſ. Villanuova. — (Vergl. Stutterheim's Krieg von 1809. — Pelet, Feldzug im Jahre 1809. — Das Heer von Inneröſtreich im Kriege von 1809.)

T.

Sacken, Fabian, Fürſt von der Oſten, ruſſiſcher Feldmarſchall, ſtammte aus einer kurländiſchen adeligen Familie, und war im Jahre 1752 geboren. Seine Eltern beſtimmten ihn zum Kriegsdienſte, und er erhielt eine militäriſche Ausbildung im 1. Landcadettencorps, aus welchem er 1766 als Unterlieutenant in die Armee trat. Seine erſten Feldzüge machte S. unter Suwarow's Befehlen gegen die Türken, wo er beſonders beim Sturme auf Ismail durch glänzende Tapferkeit die Aufmerkſamkeit des berühmten Feldherrn auf ſich lenkte. Im Jahre 1797 wurde S. zum Generalmajor ernannt, und focht in der Schweiz mit Auszeichnung unter Korſakoff. Nach dieſer Zeit lebte er ohne beſtimmte Anſtellung in Petersburg, bis ihn im Jahre 1812 der Kaiſer Alexander durch ein ſehr ſchmeichelhaftes Handſchreiben zu neuer Thätigkeit rief und an die Spitze des Armeecorps ſtellte, welches, nachdem der Admiral Tſchitſchagow ſich gegen die Beresina gewendet hatte, gegen die Oeſtreicher und Sachſen in Wolhynien kämpfte. Hier überfiel er am 16. November die Sachſen bei Wolkowyſk, wurde aber, als dieſe Stand hielten, bis ihnen die Oeſtreicher zu Hilfe ka-

nöthigen; auch ſei die Wegnahme von Sacile nicht von dem commandirenden Herzoge befohlen, ſondern von dem F.M.L. Giulay, Befehlshaber des 9. Arcps, aus eigenem Antriebe unternommen worden.

men, geschlagen. Im Feldzuge von 1813 befand sich Sacken mit seinem Corps beim schlesischen Heere unter Blücher. In der Schlacht an der Katzbach befehligte er den rechten Flügel und entschied die Schlacht zu Gunsten der Verbündeten. Auch in der Schlacht von Leipzig nahm S. sehr thätigen Antheil am Siege und führte sein Corps dann nach Frankreich, wo er bei Brienne neue Lorbeeren sammelte. — Mit gleicher Tapferkeit, wenn auch mit weniger Glück, führte er die Russen in den Gefechten von Montmirail-Chateau, Thierry und Craonne, während des denkwürdigen Feldzuges der Monate Februar und März 1814, wo Napoleon's Feldherrngeist der Uebermacht der Verbündeten so glücklich die Spitze bot. In der Schlacht von Laon befehligte S. den rechten Flügel des Blücherschen Heeres, und wies die Angriffe der Franzosen tapfer zurück; eben so befand er sich mit seinem Corps bei der Erstürmung des Montmartre bei Paris. Nach der Uebergabe dieser Hauptstadt übertrug ihm der Kaiser die Stelle des Kriegsgouverneurs von Paris, in welcher Anstellung er sich nicht nur die Zufriedenheit seines Monarchen, sondern auch die Zuneigung der Pariser erwarb. Er erhielt bei seiner Abreise von der Stadt Paris einen reich mit Brillanten verzierten Degen, welcher jetzt in der Rüstkammer zu Moskau aufbewahrt wird. Ludwig XVIII. schenkte ihm sein Portrait, und die Pariser Nationalgarde einen goldnen Degen zur Anerkennung der von ihm so väterlich geleiteten Verwaltung der Hauptstadt. Nach abgeschlossenem Frieden übertrug der Kaiser dem General S. den Oberbefehl über die erste Armee, die ihr Hauptquartier abwechselnd in Wilna und Kiew hatte. Im Jahre 1826 wurde er zum Feldmarschall ernannt, nahm indessen, seines hohen Alters wegen, keinen Antheil an den spätern Feldzügen gegen die Türken, Perser und Polen, widmete sich aber fortwährend mit der ihm eignen Energie der Leitung des ihm anvertrauten Truppencorps. Im Jahre 1832 erhob ihn der Kaiser in den Fürstenstand. 1835 erfolgte eine neue Organisation der Armee, wodurch das Commando der 1. Armee aufgelöst wurde, und wobei auch der hochbejahrte Feldmarschall, unter der vom Kaiser in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ausgesprochenen Anerkennung seiner Verdienste in den Ruhestand versetzt wurde. Am 19. April 1837 starb der greise Held, unvermählt, der Letzte seines Stammes, zu Kiew, und wurde am 22. mit allen seinem Range gebührenden Feierlichkeiten zur Erde bestattet. Der Kaiser ordnete eine dreitägige allgemeine Trauer bei der Armee an, um das Andenken des Mannes zu ehren, der 70 Jahre lang Rußland mit allen Kräften seines Geistes und Körpers gedient hatte. B.

Sacrement-Häuschen, war ein in der früheren Belagerungskunst gebräuchliches Schutzmittel für den Mineur, um diesem einen gegen das Feuer der Wälle gesicherten Weg über den Graben nach der Futtermauer, wo er, zur Zerstörung derselben, seine Breschminen anlegte, zu bilden. Es wurde von starken Bohlen ausgeführt, und mit Eisenblech oder nassen Häuten, gegen das Kunstfeuer der Belagerten, bedeckt. Gegenwärtig sucht man diesen Zweck meist durch die Breschbatterien zu erreichen, und will man den Mineur zu diesem Behufe ja ansetzen, so sucht er sich die nöthige Deckung durch eine Schulterwehr von Schanzkörben gegen die Festungslinie welche den Graben bestreicht, oder auch durch eine einfache Balkenblendung (s. Blendung) an der Futtermauer zu verschaffen.

P.

Sagunt, das heutige Murviedro (s. d.)

Eroberung und Zerstörung durch Hannibal 219 v. Chr.

Das mächtige Rom hatte im ersten punischen Kriege die Kräfte seiner

üchtigen republikanischen Nebenbuhlerin, Carthago, sehr erschöpft, und
i einem nachtheiligen Frieden gezwungen. Doch strebte dasselbe bald
r nach der verlornen Größe, und suchte seine Herrschaft in dem reichen
ien durch seinen Feldherrn Hamilcar auszubreiten, um von hier aus
zu bekämpfen. Hamilcar fand in diesem Feldzuge seinen Tod, sein
oiegersohn Hasdrubal setzte dessen Eroberungen fort; unter ihm bildete
Hamilcar's Sohn, Hannibal, zum Feldherrn, und folgte ihm, 26
alt, als dieser durch Meuchelmord gefallen war, in Anführung des
es, mit welchem er in kurzer Zeit ganz Spanien bis an den Iberus
warf. Bald erregten diese Fortschritte in Rom Besorgnisse, und man
te einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Carthager den Iberus
überschreiten und die Stadt Sagunt (eine Bundesgenossin der Rö-
) mit ihrem Gebiete nicht angreifen sollten. Hannibal, von glühendem
gegen den Staat beseelt, der sein Vaterland gedemüthigt hatte, entwarf
sen den Plan, das mächtige Rom in Italien selbst zu bekämpfen,
e aber vorher das reiche Sagunt erobern, eines Theils, um sich die ge-
ten Eroberungen in Spanien zu sichern, andern Theils aber auch, um
die großen dort angehäuften Reichthümer, die Habsucht seiner Mitbür-
u befriedigen und die Kriegskosten zum Kriege zu gewinnen. Ein
and in Sagunt, so wie einige Beleidigungen, die den Carthagern
den stolzen Sagunteru wiederfahren waren, gaben den Vorwand,
das Gebiet einzufallen, und die Stadt zu belagern, welche unfern
Meere, auf einer Anhöhe lag, eine starke Bevölkerung und einen blü-
m Seehandel hatte. Nachdem Hannibal Vollmacht erhalten hatte, nach
m Ermessen zu handeln, schloß er die Stadt mit 150,000 M. von
Seiten ein, griff sie von drei Seiten zugleich an, und verwüstete das
et. Der Hauptangriff mit den Belagerungsmaschinen ward gegen den-
en Theil der Stadt gerichtet, der tiefer und in einer offenen flachen
nd lag. Da inzwischen die Befestigungen hier stärker waren, so ent-
gen die Wirkungen der Maschine seinen Erwartungen nicht, und meh-
Ausfälle fielen selbst zu Gunsten der Belagerten aus, und als Hanni-
bei einem derselben stark verwundet wurde, mußte die Belagerung auf
e Zeit in eine Blokade verwandelt werden. Kaum wieder hergestellt,
en jedoch die Arbeiten mit neuem Eifer betrieben, auf mehreren Punc-
Sturmböcke placirt, Sturmdächer zum Schutz der Arbeiter errichtet, und
der Anstrengungen der Sagunter ein Theil der Mauer nebst 3 Thür-
zerstört. Gleich darauf schritt man zum Sturm, allein die Besatzung
eidigte die Bresche mit unerschütterlichem Muthe, und bediente sich na-
lich einer Art Wurfspieße, Falariken genannt, die mit brennendem Pech
Werch versehen waren, mit großem Erfolge. Nach einem mehrstündi-
blutigen Kampfe, und nachdem die Carthager bereits bis zu den ersten
sern der Stadt vorgedrungen waren, mußten sie den Angriff aufgeben
wurden selbst bis in ihr Lager verfolgt. Hannibal gönnte seinen Trup-
einige Tage zur Erholung, begann aber dann die Arbeiten mit neuer
t, und versprach ihnen die Plünderung der Stadt, wenn sie mit Sturm
mmen würde. Die Sagunter dagegen hatten die zerstörten Mauern
ebessert und schlugen alle Stürme glücklich ab. Bald darnach brachten
Belagerer einen beweglichen Thurm, der die Festungswerke überragte,
lst Walzen bis nahe an die Mauer, vertrieben, durch die auf demsel-
aufgestellten Katapulten und Ballisten die Besatzung aus den gegenü-
genden Werken, untergruben diese und bewirkten den Einsturz eines
m Stückes Mauer. Sofort schritten die Carthager zum Sturm, dran-

gen in die Breſche und bis zu einer Anhöhe vor, wo ſie jedoch von einem neuen Abſchnitte aufgehalten wurden. Um ſich hier zu behaupten, ließ Hannibal dieſen Punct mit einer Mauer umgeben, Wurfmaſchinen aufſtellen, und beſchoß damit die Stadt, die dadurch weſentlich litt. Nichts deſto weniger ſetzten die Sagunter die Vertheidigung mit ungeſchwächter Energie fort, und waren unermüdet, hinter jedem eingeſtürzten Feſtungswerke neue Abſchnitte aufzuwerfen. Dadurch ward aber freilich der Raum in der Stadt immer enger, man hoffte übrigens vergeblich auf den von den Römern verſprochenen Entſatz, und die bereits ſehr geſchwächte Beſatzung litt durch Hunger und Krankheiten. Da nöthigte ein Aufſtand der Oretaner und Kapetaner in dem heutigen Caſtilien, Hannibal ſeine Aufmerkſamkeit dorthin zu wenden. Während ſeiner Abweſenheit ſetzte der Unterbefehlshaber Maharbal die Belagerung fort, bereitete einen Mauerbruch vor, und als Hannibal zurückkehrte, befahl er einen allgemeinen Sturm auf die Burg, welche nach einem ſehr blutigen Kampfe auch genommen wurde. Dennoch wollten die Bürger nichts von Uebergabe wiſſen, wieſen alle Anträge beharrlich ab, und als ein Bürger ſich heimlich in Hannibal's Lager begab, um für die bedrängte Stadt vortheilhafte Bedingungen zu erflehen, waren die Bedingungen, welche der carthaginenſiſche Feldherr ſtellte, ſo hart, daß er ſich gar nicht wieder zurückzukehren getraute. Als man endlich in Sagunt keinen Ausweg zur Rettung ſah, beſchloſſen die vornehmſten Bürger lieber unterzugehen, als ſich den Feinden auszuliefern. Sie brachten den öffentlichen Schatz und alle Koſtbarkeiten auf einen Scheiterhaufen, und opferten ſich mit dieſen dem Flammentode. Gleichzeitig ſtürzte ein ſchon längſt erſchütterter großer Thurm, den die Belagerten nicht beſetzt hatten, ein, die Carthager drangen durch dieſe Breſche in die Stadt, erſtiegen auch von andern Seiten die Mauern, und Mord und Verwüſtung verbreiteten ſich jetzt über die ganze Stadt. Die Einwohner ſchloſſen ſich in ihre Häuſer ein, ſteckten dieſe in Brand, Weiber und Kinder kamen in den Flammen um, und die ganze Stadt brannte nieder. Die Zerſtörung dieſes einſt ſo blühenden und mächtigen Ortes, nach einer 8monatlichen Belagerung, ſetzte alle benachbarten Völker in Schrecken; ſie wagten nicht, ſich ferner Hannibal zu widerſetzen und fielen von Rom ab, das ſie während der Gefahr im Stiche gelaſſen hatte. In Rom machte die Zerſtörung Sagunts einen tiefen Eindruck, man fühlte, die Stadt durch Saumſeligkeit geopfert zu haben, begann den ſiegreichen, jungen carthaginienſiſchen Feldherrn zu fürchten, und entſchloß ſich zu dem zweiten puniſchen Kriege. Quintus Fabius ward nach Carthago geſendet, um dort im Senate den Krieg zu erklären, der auch mit Stolz und Begeiſterung aufgenommen wurde.

Nach der Eroberung Sagunt's ging Hannibal mit dem größten Theile ſeines Heeres nach Neucarthago zurück, und brachte hier den Winter zu, um ſich zum Kampfe gegen die Römer zu rüſten, und Vorbereitungen zu ſeinem Zuge durch Gallien nach Italien zu treffen. (Vergl. Polybius 3. Buch. Livius 21. Buch. Appian.)

27.

Saint-Denis, Bezirksſtadt im franz. Departement Seine.

Gefecht am 10. November 1567.

Die Hugenotten, unter der Regierung Karl's IX. und ſeiner herrſchſüchtigen Mutter, fortwährend an der freien Ausübung ihrer Religion verhindert, und ſelbſt von Spanien aus durch den Anmarſch des Herzogs von Alba bedroht, beſchloſſen in einem zu Chatillon und Valari gehaltenen Kriegsrathe, ihren Gegnern mit Eröffnung der Feindſeligkeiten zuvorzukom-

men. An der Spitze ihrer Partei ſtanden der kriegserfahrene Admiral von Coligni und der Prinz von Condé. Des Erſtern Plan, die königliche Familie auf der Reiſe von dem Schloſſe Monceau nach Paris am 28. Sept. aufzuheben, ſcheiterte an dem unerſchütterlichen Widerſtand der Schweizertruppen, welche unter ihrem General Pfyffer die königliche Familie in ihre Mitte nahmen, und ſie, aller Angriffe der Hugenotten ungeachtet, ſicher nach Paris geleiteten. Jetzt ward von den Hugenotten beſchloſſen, der Hauptſtadt die Lebensmittel abzuſchneiden, und dadurch den König und ſeine Mutter zur Uebergabe oder doch wenigſtens zu billigen Vergleichsbedingungen zu zwingen. Bereits hatten ſie ſich in dieſer Abſicht des Mainethales bemächtigt, eine Beſatzung nach Montereau gelegt, wodurch ſie Herren der obern Seine und der Yonne wurden, und die Mühlen in der Umgegend von Paris und Vincennes in Brand geſteckt. Am 2. Oct. bemächtigten ſie ſich des Städtchens St. Denis, wodurch ſie der Hauptſtadt auch die Zufuhr auf der untern Seine und der Oiſe abſchnitten. Die Königin ſuchte vor allen Dingen durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Dadurch gelang es ihr, im Laufe des Oct. und Novmbrs., das königliche Heer bis auf 16,000 M. Infanterie und 3000 Reiter zu verſtärken, über welche der Connetable Montmorency den Oberbefehl führte. Die Streitkräfte der Hugenotten waren bei weitem nicht ſo beträchtlich und überdieß getheilt. La Noue hielt mit einer Abtheilung Orleans beſetzt; La Rochefoucault ſtand mit einer 2. in Poitou, um die Verſtärkungen aus Guyenne aufzunehmen; der Oberſt Dandelot endlich hielt Verſailles beſetzt, um der Hauptſtadt von dieſer Seite die Zufuhr abzuſchneiden. Alle Streitkräfte, welche die Hugenotten bei St. Denis zuſammen zu bringen vermochten, beliefen ſich daher kaum auf 1800 M. zu Fuße und 1500 Reiter; ſie hatten nicht ein Geſchütz, während der Connetable deren 18 mit ſich führte. Um dem täglich drückender werdenden Mangel in Paris abzuhelfen, beſchloß der Connetable endlich, dem Feinde entgegen zu rücken. Am 9. Nov. bezog er ein Lager bei dem Dorfe La Chapelle, auf der Straße nach St. Denis. Am folgenden Tage ſtellte ſich der Prinz von Condé mit dem Hauptheile ſeiner Truppen vor St. Denis auf; Coligni beſetzte mit der Vorhut das Dorf St. Duen, wo er zugleich mittelſt Anlehnung an die Seine den rechten Flügel bildete. Auf dem linken Flügel ward das Dorf Aubervillers durch die Nachhut unter Genlis und Mony beſetzt. Einige in der Eile aufgeworfene Verſchanzungen deckten den Zugang zu der Stellung der Hugenotten. In einem Kriegsrathe der letztern waren mehrere Führer der Meinung, ſich in kein Gefecht mit den überlegenen Gegnern einzulaſſen, vielmehr ungeſäumt den Rückzug anzutreten. Allein ſowohl der Prinz von Condé als Coligni hielten dafür, der Rückzug könne bei der Nähe des Feindes nicht ohne große Gefahr ausgeführt werden, man müſſe daher den Angriff abwarten; bei der bekannten Langſamkeit des Connetable und den kurzen Tagen ſei es leicht, das Gefecht abzubrechen und ſich dem Verfolgen des Feindes durch einen Nachtmarſch zu entziehen; auch dürfe man hoffen, daß Dandelot, der mit 2000 M. zu Fuße und mit 800 Reitern auf der entgegengeſetzten Seite Paris blokirt hielt, noch während des Treffens herbeikommen und demſelben eine andere Wendung geben könne. — Am Morgen des 10. Novembers ſtellte der Connetable ſein Heer in Schlachtordnung. Der Herzog von Aumale und der Marſchall Damville bildeten die Vorhut und zugleich den linken Flügel. Der Connetable führte die Mitte, welche größtentheils aus Schweizern und franzöſiſchem Fußvolke beſtand. Der Herzog von Nemours befehligte die Reiterei, welche den rechten Flügel

bildete. Der ganze Vormittag verstrich mit Aufstellung der Truppen und erst Nachmittags um 3 Uhr eröffnete der Connetable, wie Condé und Coligni richtig vorausgesehen hatten, an der Spitze einiger Schwadronen den Angriff auf die feindliche Mitte. Dieser Angriff ward mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß das Fußvolk des Connetable weit zurückblieb. Die Reiterei der Hugenotten, meist aus Deutschen bestehend, und der französischen an taktischer Ausbildung weit überlegen, rückte derselben entgegen, durchbrach ihre Glieder und warf sie über den Haufen. Der Herzog von Nemours, welcher dem Connetable zu Hilfe eilte, und die Reiterei der Hugenotten in der Flanke zu nehmen drohte, ward durch die Verschanzungen derselben aufgehalten, während Coligni den Herzog von Aumale und den Marschall Damville dergestalt festhielt, daß sie von ihren Truppen nichts entsenden konnten. Mitten im Handgemenge ward der Connetable durch Robert Stuart im Gesichte verwundet und durch einen andern Schotten mit einer Pistolenkugel tödtlich verwundet. — Unterdessen gelang es dem Herzoge von Aumale und dem Marschall Damville, Coligni's schwache Vorhut nach wiederholten Angriffen auseinander zu sprengen, worauf sie nach der Mitte eilten, hier die Ordnung herstellten und den Hugenotten den gefallenen Connetable wieder entrissen. — Auf dem rechten Flügel hatte der Herzog von Nemours gleichfalls die Verschanzungen der Hugenotten durchbrochen, und die Truppen unter Genlis und Mony geworfen. Als er bemerkte, daß die feindliche Reiterei in der Mitte noch immer Stand hielt, eilte er mit seiner Reiterei dahin, und fiel den Prinzen von Condé in der Flanke an, wodurch auch dieser zum Rückzuge genöthigt wurde. Die einbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Ein Drittheil der Hugenotten deckte das Schlachtfeld. Hinter St. Denis sammelten sie sich wieder; die Stadt blieb von ihrem Fußvolke besetzt. In den nächsten Tagen zogen sie sich nach Montereau zurück, wo sie ihre detachirten Streitkräfte zusammenzogen. Der Connetable Montmorency, welcher 6 Wunden erhalten hatte, starb am folgenden Tage zu Paris im 74. Lebensjahre. Dandelot hatte bei der Ueberschreitung der Seine Schwierigkeiten gefunden, und traf erst um Mitternacht bei St. Denis ein. Der Verlust der Königlichen ward zu 42 Edelleuten und 300 Streitern angegeben. Der des Fußvolks und der Schweizer ist nicht angegeben. — (Vergl. Sismondi histoires des Français. 18. Band. — De Thou, im 50. Buche. — Brantôme, im 2. Bande.)

— s —

Sainte-Croix, Städtchen im Elsaß, eine Meile südlich von Colmar, an der Straße von da nach Basel.

Merkwürdiges Reitergefecht am 24. Dec. 1813.

Bei dem aus bairischen und östreichischen Truppen formirten 5. Armeecorps, vom General Grafen Wrede befehligt, befand sich auch das Streifcorps des k. k. Obersten S..... (der Name ist nicht zu erforschen gewesen), welches nach dem Ueberschreiten des Rheines bei Hüningen bis Ensisheim vorgeschoben wurde. Dieses Streifcorps war zusammengesetzt aus 150 ungarischen Husaren, 90 bairischen Chevauxlegers und 400 Kosaken, erhielt Befehl, über Colmar vorzudringen und die Festung Schlettstadt zu beobachten. Bei Sainte-Croix angekommen, bekam der Oberst Nachricht, daß der französische Generallieutenant Graf Milhaud, mit einem aus drei Brigaden Kürassieren und Dragonern bestehenden Cavaleriecorps auf dem Marsche gegen Colmar begriffen sei, weßhalb der Rittmeister Baron S...l mit 50 Husaren und 50 Kosaken auf Recognoscirung entsendet, zugleich aber bedeutet wurde, jedes Gefecht mit dem Feinde zu vermeiden. Das

Streifcorps blieb inzwiſchen bei Sainte-Croix ſtehen. — Am 24. Dembr. Vormittags vernahm der Oberſt in der Gegend von Colmar ein anhaltendes, immer näher kommendes Schießen; bald wurden einzelne Koſaken und Huſaren ſichtbar, bis man endlich die ganze Recognoſcirungspartei von den Franzoſen lebhaft verfolgt, aus dem Walde gegen Sainte-Croix jagen ſah. Der Oberſt ging mit 200 Koſaken und 100 Huſaren dem Feinde ſofort entgegen, warf ihn mit Ungeſtüm in den Wald zurück, befreite die Seinigen, und machte ſogar einige Gefangene. Er wurde jedoch nach Beendigung dieſes Gefechts zwei franzöſiſche Cavaleriecolonnen gewahr, welche zu beiden Seiten der Chauſſee aus dem Walde trabten und ſeine beiden Flanken ſtark bedrohten. Der augenblickliche Rückzug war unter ſolchen Umſtänden ein dringendes Gebot, und es ſchien demſelben ein Hinderniß um ſo weniger entgegenzuſtehen, da der ruſſiſche Oberſt Korin mit 150 Koſaken und 90 Chevaurlegers bei Sainte-Croix als Reſerve zurückgelaſſen worden war. Dieſer hatte jedoch nicht müßig bleiben wollen, war dem Oberſten S..... nachgerückt, und ſperrte durch ſeine ganz unerwartete Ankunft den Rückweg. Die beiden franzöſiſchen Colonnen trabten inzwiſchen rüſtig fort, erhielten dadurch bald einen Vorſprung und vereinigten ſich ungehindert im Rücken des Streifcorps. Jetzt blieb nichts übrig, als ſich durchzuſchlagen. Die Mehrzahl der Koſaken that dieß auf eigene Hand, ohne auf den Zuruf des Oberſten S.... zu achten; ſie bildeten eine dichte Maſſe, ſo breit wie die Chauſſee, und brachen ſich mit eingelegter Lanze die Bahn durch Freund und Feind. Nur etwa 60 Koſaken von ausgezeichneter Bravour, mit ihnen der Koſakenoberſt Elmorſin, hielten ſich zu den Huſaren und Chevaurlegers, und ſetzten ſich unter Anführung der beiden Oberſten an die Spitze des Zuges. — Die Franzoſen hatten inzwiſchen mehrere zweigliedrige Treffen formirt, und erwarteten ſo den Angriff. Aber die Koſaken ſprengten mit der ihnen eigenen Kühnheit und Gewandtheit eine Linie nach der andern, und ſo kam auch dieſer Theil des Streifcorps glücklich durch. Um ſich jedoch fernerer Verfolgung zu entziehen, benutzte Oberſt S.... den kleinen Vorſprung, verließ die Chauſſee, und näherte ſich einem ihm bekannten Durchgange des damals noch trocknen und nicht völlig ausgegrabenen Kanals. Die erſten Reiter, welche auf das andere Ufer gelangten, nahmen ſogleich die Karabiner zur Hand, und unterhielten ein ſo lebhaftes Feuer auf die Franzoſen, daß dieſe den ſchmalen Durchgang, der ohnedieß durch todt niedergeſtürzte Pferde ſtellenweiſe geſperrt war, nicht zu forciren wagten. — Der Geſammtverluſt des Streifcorps belief ſich auf 67 Reiter; die Franzoſen gaben den ihrigen zu 73 Reitern an. Oberſt S.... hatte 2 Hieb- und 1 Stichwunde erhalten. Der an ſeiner Seite kämpfende heldenmüthige Oberſt Elmorſin kam unter ſein ſchwer verwundetes Pferd zu liegen, wurde gefangen und ſtarb noch denſelben Tag an den Folgen unzähliger Wunden, die er in ſeiner hilfloſen Lage erhielt. Zwei andere Officiere blieben ebenfalls todt auf dem Kampfplatze. — In Folge eines pomphaften Berichts an den Kaiſer Napoleon erhielt das Cavaleriecorps des Generals Milhaud 30 Kreuze der Ehrenlegion! — (Vergl. öſtreichiſche Militärzeitſchrift, 7s Heft 1837).

Pz.

Salade, Caſſet, Morion, wurde in Frankreich und Italien eine Pickel- oder Sturmhaube genannt, welche aus einem eiſernen Hute oder Kappe beſtand, der vorn entweder nur mit einem einfachen, die Augen deckenden Schirm, oder mit einem ganzen Gitterwerke zum Schutze des Geſichts verſehen war, wo er im letztern Falle dann zuweilen auch den Namen eines offnen

Helms erhielt. Beide Arten von Kopfbedeckungen, die tief in den Nacken und auf den Seiten heruntergingen, und oft oben eine kleine eiserne Erhöhung (Kamm) hatten, um die Gewalt der Hiebe und Schläge zu brechen, wurde in der Regel nur von den gemeinen Reitern und dem Fußvolke, doch zur Erleichterung anstatt des schweren Helms, ausnahmsweise auch von den Rittern und zur Zeit der Landsknechte von deren Anführern getragen. Bei den Spaniern führten sie den besondern Namen Capellinas.

S.

Saladin, mit seinem ganzen Namen Almanich Alnasir Sela-eddin Abu Mudaffer Joseph, der Sohn Nodschem-eddin Ejub's, Beherrscher von Aegypten und Syrien, war im Jahre 1137 zu Takrit geboren. Ein zarter Gliederbau, der bei einer angenehmen Gesichtsbildung, doch weder den kräftigen Wuchs noch die körperliche Stärke eines Kriegers erwarten ließ, und mehr noch eine weiche Empfindlichkeit des Gemüthes, die sich durch schnelles Erröthen verrieth und leicht bis zu Thränen gereizt werden konnte, schienen dem Knaben und auch noch dem Jünglinge eher in dem ruhigen Leben der Einsamkeit, als in der tiefbewegten Thätigkeit des Feldlagers seinen künftigen Beruf angewiesen zu haben. Mit einer schnellen Fassungsgabe ausgerüstet, war er ohne Unterricht aufgewachsen; den Schicksalen seiner Verwandten folgend, hatte er in der Schule des rohen Treibens nach Reichthum und Gewalt, auch nur die Sittenlehre einer kein Mittel scheuenden Selbstsucht kennen gelernt, und die gefährliche Muße einer ungezügelten Jugend riß ihn früh zu den Ausschweifungen des Trunkes und der Schwelgerei hin, denen andere Söhne der Reichen und selbst sein Verwandter Schirkuh, der berühmte Feldherr Nureddins (s. d.), sich ohne Scheu überließen. An dem Hofe seines Oheims, des Atabegs Nureddin, fühlte er zuerst die Nothwendigkeit, seine wilden Begierden zu zügeln. Der strenge Beobachter des Gesetzes würde dem Neffen nicht nachgesehen haben, was er der Schwachheit des verwandten Feldherrn zu Gute hielt; nur die Einfalt frommer Sitten und die harten Entbehrungen des Kriegers konnten auf Nureddin's Gunst Anspruch geben, und Saladin besaß Ehrgeiz genug, um den Vergnügungen weichlicher Ueppigkeit zu entsagen. Aber der feurige Jüngling konnte sich nicht mit bloßen Sprüchen und Vorschriften begnügen; einmal zum Nachdenken geweckt, wollte er auch die Erkenntniß aus der Quelle schöpfen. Er las mit Eifer das Buch der Bücher, und von der siegreichen Macht des Wortes und der Erhabenheit der Gedanken hingerissen, widmete sich er mit ganzer Seele der Betrachtung jener hohen Wahrheiten, welche der Koran den Gläubigen aufschließt. Seltsam mußten jedoch die neuen, nur halb verstandenen Begriffe sich in einem Kopfe gestalten, der noch so wenig zu ihrer Aufnahme vorbereitet war. Ganz dem Forschen nach der einzigen Weisheit, die alles Wissen entbehrlich macht, hingegeben, lebte S. von nun an das Leben eines Derwisches. Seinen Trank schöpfte er aus der Quelle, sein Kleid war ein grobes Gewand, die Austheilung von Almosen seine Erholung; alle Güter und alle Freuden der Erde ließen ihn gleichgültig. Aus diesen verschiedenen Tendenzen der Jugendjahre Saladin's erklärt sich manches in seinem späteren Leben und Wirken, deßhalb ist hier weitläuftig desselben gedacht. — Die Beharrlichkeit, mit welcher S. einer so ganz veränderten Lebensweise treu blieb, hätte zuletzt seine edleren Kräfte in müßiger Beschaulichkeit abstumpfen, oder bis zur Verrücktheit überspannen müssen; nur aufgeregte Thätigkeit konnte ihn retten. Zu seinem Glücke wußte Nureddin die hervorstechenden Gaben auch in ihrer Verirrung zu unterscheiden; er hatte den Jüngling, dessen Selbstbeherrschung eine nicht

geringe Stärke der Seele verrieth, lieb gewonnen, aber bei allem Eifer für den Glauben konnte er doch eine unthätige Frömmigkeit nicht billigen, die sich dem Dienste der Menschheit, oder, was ihm gleich galt, dem seinigen entzog. Er gab den vergebens widerstrebenden Schwärmer der Welt zurück, in der er einst so mächtig wirken sollte, und indem er ihn zwang, unter Schirkuh's Fahnen zur Eroberung Aegyptens auszuziehen, lehrte er ihn die rechte Andacht eines Muselmannes, die mit dem Schwerte in der Hand, wie im Gebete, einen gleich heiligen Eifer bewährt.

Der Beherrscher Aegyptens Adhad, von dem Stamme der Fatimiten, hatte gegen die ihn bedrohenden Christen, von Nureddin Hilfe verlangt, dieser sendete ein Heer unter Schirkuh, bei welchem sich auch Saladin befand; doch kaum war es auf dem Marsche, als der Kalif seine Bitte bereute, da er eine Macht, die stärker als die seinige war, in sein Land zog; er wollte lieber mit den Christen sich vertragen, als seine ganze Autorität verlieren, aber der gethane Schritt war nicht mehr rückgängig zu machen. Bei dieser Expedition befehligte S. eine Abtheilung des Heeres und zeigte in der Schlacht bei Babein — in der Gegend des jetzigen Sediman — Muth und Klugheit in gleich hohem Grade. Aegypten wurde befreit, der Kalif sah sich genöthigt, S. zum Vezier und zum Befehlshaber der Truppen, mit dem Titel Malek Al Nasser (der siegreiche Fürst) zu ernennen. Bald hatte S. die ganze Regierungsgewalt an sich gerissen, im Jahre 1170 setzte er alle Gouverneure und richterliche Beamte ab, die der Religionssekte des Ali anhingen, deren Oberhaupt Adhad war; im nächsten Jahre ordnete er auf Nureddin's Befehl an, daß der Name Adhad bei dem Gebete in den Moscheen weggelassen, und dafür Mostadhi, Kalif aus dem Stamme der Abassiden, der in Bagdad residirte, genannt werde. Diese Hauptveränderung geschah ohne alles Aufsehen; Adhad erfuhr nichts davon, er war schon bedeutend krank und starb auch noch im nämlichen Jahre. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so bemächtigte sich S. des Pallastes und der Schätze, und konnte sich nun als der wahre Herrscher Aegyptens, unabhängig von Nureddin, betrachten; er mußte nun aber auch die Herzen der Bewohner zu gewinnen suchen, welchen Zweck er schlüßlich auch erreichte, nachdem er vorher die Parteien mit großer Gewandtheit unter sich zu entzweien wußte. — Nureddin, starb, Saladin's Herrschaft in Aegypten war befestigt, er richtete seine Augen nun auf Syrien, woselbst die dortige kraftlose Regierung ihm nur wenig Widerstand leistete, so daß er fast ohne Schwertschlag den größten Theil der Provinz eroberte. Der Nachfolger und Sohn Nureddin's, Ismael, der beinahe noch als Kind zur Regierung gelangt war, und sich gleich seinem Vater, als den Oberherrn Saladin's betrachtete, brachte mit Hilfe seiner Verbündeten, zu denen auch die christlichen Fürsten des Orients gehörten, ein Heer gegen die usurpatorischen Vasallen auf, der durch kluge Unterhandlungen den Ausbruch der Feindseligkeiten verzögerte, endlich aber doch angegriffen wurde, und am 15. April 1175, auf den Höhen vor Hamat einen vollständigen Sieg erfocht. Die Folge desselben war der Friede, der schon im nächsten Monat zu Stande kam; S. behielt Aegypten und einen Theil Syriens als unabhängiger Herrscher. Nur kurz war die Dauer der Ruhe, 1176 schon brach der Krieg aufs Neue aus, doch die Schlacht bei Tell Assultan entschied zu Gunsten Saladin's, der im Sommer vor die Hauptstadt Halep rückte, aber noch vor Bezwingung derselben den ihm gebotenen Frieden annahm und nach Aegypten zurückkehrte. Mehrere Kriege noch mußte S. gegen die Christen, oder Franken, wie man sie damals allgemein nannte, führen, aber auch gegen seine eigenen Glaubensgenossen

theils der Religion wegen, da es unter ihnen verschiedene Sekten gab, theils aber um sich gegen ehrgeizige Pläne zu sichern, oder auch um selbst zu erobern. So belagerte er im Jahre 1184 (nach mohamedanischer Zeitrechnung 579 nach der Flucht des Propheten) Halep, welches er auch eroberte, drang weiter nach Mesopotamien vor, lag 1185 vor Mosul, schloß daselbst einen günstigen Vertrag mit dem dortigen Atabeg Azzedin, und kehrte nun nach Damaskus zurück, um die Vorbereitungen zu der längst beschlossenen Belagerung von Jerusalem zu treffen, und mit dessen Eroberung den morgenländischen Christen den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Während der Rüstungen war aber eine griechische Flotte angelangt und hatte den Grafen Philipp von Flandern und ein neues Heer Kreuzfahrer gebracht, welches Antiochien bedrohte. Dieser Feind mußte erst unschädlich gemacht werden. S. benutzte die Zeit, welche ihm die Zögerungen Philipp's vergönnten, um die waffenfähige Mannschaft aus Syrien an sich zu ziehen und Maßregeln zu nehmen, dem drohenden Ungewitter kräftig zu begegnen. Da erhielt er plötzlich die kaum glaubliche Nachricht, das christliche Heer sei nach den nördlichen Gegenden aufgebrochen. Er begann nun 1187 seine Bewegungen, rückte mit einer zahlreichen Armee vor Tiberias, welcher Stadt die christlichen Fürsten des Morgenlandes, als Guy von Lusignan, König von Jerusalem, die Großmeister der Templer und Johanniter (damals Hospitaliter genannt) zu Hilfe kamen, jedoch eine totale Niederlage erlitten, und nebst vielen anderen vornehmen Rittern auch den König und den Großmeister der Templer als Gefangene verloren. Die Geschichte beschuldigt den Sultan S. hier der Grausamkeit, indem er viele der Gefangenen soll haben hinrichten lassen, den König behandelte er aber mit Achtung. Die Früchte des Sieges bestanden nicht allein in der Einnahme der belagerten Stadt, sondern auch in der mehrerer anderen Städte in Samaria; S. gelangte bis an die Küsten des Meeres, drang in Palästina vor, und wurde, theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch Verträge Meister von Ptolemais, Ascalon, Gazah, Ramla u. a. m. Im letzten Orte, der nur einen kleinen Tagemarsch von Jerusalem entfernt ist, wurden die letzten Anstalten zur Belagerung jener Hauptstadt getroffen, und selbige noch 1187 begonnen. Mehrere Stürme der Mohamedaner wurden zwar durch die christliche Besatzung und Bevölkerung abgeschlagen, aber die Christen, wohl einsehend, daß sie auf die Dauer erliegen müßten, suchten unter billigen Bedingungen zu capituliren. Der Sultan wollte nur von unbedingter Ergebung hören und reizte dadurch seine Gegner zu einem so verzweifelten Widerstande, daß er es doch am Ende für besser hielt, seine früheren Ansichten zurückzunehmen und die Franken gegen ein nicht zu hohes Lösegeld frei abziehen zu lassen. Er nahm hierauf die Stadt in Besitz und hielt dort eine so treffliche Mannszucht, daß selbst seine erbittertsten Gegner diese nur rühmlichst anerkannten. Kaum hatte S. mit der Eroberung Jerusalems ein längst ersehntes Ziel erreicht, als er auch schon zu neuem Kampfe sich rüsten mußte, denn im Jahre 1189 war abermals ein Heer Kreuzfahrer aus Europa angekommen, das sich mit den Christen in Palästina vereinigte und gegen S. zog. An der Spitze desselben standen die Monarchen von Frankreich und England, nach ihnen war der Erzherzog Leopold von Oestreich einer der mächtigsten unter den Fürsten, die das heilige Grab des Erlösers wieder erobern wollten. Zwei Jahre lang waren die Felder um Acre (dem heutigen St. Jean d'Acre) der Schauplatz blutiger, doch in der Hauptsache nichts entscheidender Ereignisse, da kehrte König Philipp August von Frankreich in seine Staaten zurück, aber Richard der Löwenherzige von England (s. d.) blieb beim Heere, und von dem Einflusse des franzö-

sischen Monarchen befreit, widmete er seine ganze Thätigkeit dem vorgesteckten Ziele. Er schlug im Jahre 1191 den Sultan in der Schlacht bei Arsur, oder Assur (s. d.), nahm Cäsarea und Jaffa und bedrohte Jerusalem. Saladin's Stern schien vor dem Kriegesglücke des nordischen Löwen zu erbleichen, doch dieser hatte nicht nur mit dem Feinde, sondern auch mit Krankheiten und Intriguen aller Art zu kämpfen. Unter solchen Umständen war es Klugheit, wenn Richard, die Lust an Schlachten und persönlichen Kämpfen bezähmend, seinem würdigen Gegner die Hand zu Unterhandlungen bot. Man kam überein, daß Malek al Adel, der Bruder Saladin's, eine Verwandte des englischen Monarchen, die im Gefolge der Königin beim Heere sich befand, heirathen und von dem Sultan das Königreich Jerusalem erhalten solle, wogegen die Gemahlin Ptolemais oder Acre als Heirathsgut zubringen solle; Letzteres war 1191 von den Christen erobert worden. Die Geistlichkeit des Kreuzheeres, die natürlich einen großen Einfluß ausübte, konnte im Sinne damaliger Zeit diese Verbindung nicht zugeben, wenn nicht erst der ungläubige Malekal Ad el durch die Taufe in den Bund der Christen aufgenommen wäre. Den muselmännischen Stolz aber beleidigte der bloße Gedanke eines Glaubenswechsels, und so zerschlug sich diese Unterhandlung. Die einzige Folge derselben war ein auf drei Jahre und drei Monate abgeschlossener Waffenstillstand, in welchem festgesetzt wurde, daß Acre, Jaffa, Cäsarea, Arsof und Arka mit denen von ihnen abhängenden Gebieten im provisorischen Besitz der Christen, Jerusalem aber mit seinem Gebiete in dem des Sultans bleiben solle. Richard Löwenherz hatte die persönliche Bekanntschaft Saladin's gemacht, er schied mit Zuneigung von ihm, als die Verhältnisse in England seine Rückkehr erforderten; beide überlebten die Trennung nicht lange. S. starb bereits im Jahre 1193 zu Damask; sein Tod brachte eine aufrichtige Trauer in allen seinem Scepter unterworfenen Provinzen hervor, denen er in einem Alter von 56 Jahren viel zu früh entrissen wurde. Er hatte ungefähr 24 Jahre in Aegypten und 19 in Syrien regiert, und hinterließ eilf Söhne und eine Tochter. Seine Besitzungen wurden unter seine Verwandten, aber sehr ungleich, vertheilt; seinen Platz füllte keiner aus, mit ihm war ein in vieler Hinsicht großer Mann heimgegangen. — (Vergl. Dr. Herbelot, Bibliothèque orientale. — Wilhelm von Tyrus. — Gewälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, vom Generallieutenant von Funck. 2r und 3r Band. — Boha-eddin's arabische Chronik. F. W.

Salado, Fluß in Andalusien, welcher bei Cadix ins Meer mündet.

Schlacht am 30. October 1340.

König Abul Hassan von Marocco, seit einer Reihe von Jahren mit dem christlichen Spanien in einen blutigen Krieg verwickelt, beschloß, nachdem er seinen Sohn Abdel-Melek in der Niederlage bei Vega Pagana verloren hatte, diesen Krieg durch einen gewaltigen Schlag zu beendigen, und zugleich den Tod seines Sohnes zu rächen. Eine maroccanische Flotte setzte ein neues Heer nach Algeziras über, und forderte auch den König von Granada zur thätigen Fortsetzung des Krieges gegen die Christen auf. Der castilische Admiral Alfons Tenorio, welcher seiner Flotte die Landung bei Algeziras verwehren wollte, ward von ihr bis zur Vernichtung geschlagen, er selbst getödtet. Nach diesem Siege stand den Africanern der Weg nach Spanien offen, und mehrere Monate lang zogen diese in großen Schaaren zu neuen Ansiedlungen herüber. Abul-Hassan folgte denselben mit dem Kerne seines Heeres und rückte belagernd vor Tarifa. König Alfons XI. von Castilien, dessen Seemacht vernichtet war, entbot gemeinschaftlich mit

dem Könige Alphons IV. von Portugal sämmtliche streitfähige Mannschaft beider Reiche nach Sevilla, von wo der Marsch nach Tarifa angetreten wurde. Bei Pena del Ciervo angelangt, gewahrten die Christen das unabsehbare feindliche Lager. — Nach vorgenommener Recognoscirung desselben traf König Alfons XI. seine Angriffsanordnungen mit großer Umsicht. Er selbst stellte sich dem Könige von Marocco, der König von Portugal dem Könige von Granada gegenüber. Vergebens suchten die Afrikaner den Christen den Uebergang über den Salado streitig zu machen. Während sie von beiden christlichen Königen mit Ungestüm in der Front angegriffen wurden, machte die Besatzung von Tarifa einen Ausfall, eroberte das feindliche Lager, und verbreitete Schrecken unter den Feinden. Die Könige von Marocco und von Granada erlitten eine vollständige Niederlage, entkamen jedoch beide nach Algeziras. Von dem 460,000 M. starken Heere der Africaner sollen nach den Angaben der spanischen Quellenschriftsteller an diesem Tage 200,000 unter dem Schwerte der Christen gefallen sein. Wie sehr diese Angabe auch übertrieben sein mag, so lähmte der Sieg am Salado die Macht der africanischen Sarazenen doch auf lange Zeit. — s —

Salamanca, Schlacht am 21. Juli 1812, gleichbedeutend mit Cabeza-Velloza (s. d.).

Salamis, das heutige Koluri, eine Insel im Busen von Aegina, vom Festlande nur durch einen Kanal getrennt.

Seeschlacht 480 v. Christo, am 23. September.

Xerxes, König von Persien, hatte die Unterwerfung Griechenlands beschlossen und rüstete zu diesem Endzwecke, nach Herodot's Angabe, ein Heer von 2½ Million Menschen aus, das er auf einer Brücke über den Hellespont führte, während seine aus 1200 Schiffen bestehende Flotte, nach dem Vorgebirge Sepias, Artemisium gegenüber, segelte. Griechenland, dazumal von innern Zwistigkeiten zerrissen, zitterte vor der nahenden Gefahr, und nur Themistokles behielt Muth und Entschlossenheit genug, um seine Mitbürger zu dem Kampfe für die Freiheit zu entflammen. Er, der Schöpfer der athenienſischen Flotte, wußte durch seinen Einfluß dem befragten Orakel einen günstigeren Ausspruch zu entlocken, vermittelte zwischen Aegina und Athen den Frieden und stand bald an der Spitze eines 10,000 M. starken Heeres. Während dessen hatte sich Thessalien dem Herrscher Persiens unterworfen und dieser drang nach den Thermopylen vor. Hier fand er den ersten Widerstand durch Leonidas (s. Thermopylä). Zwar ging dieser wichtige Paß verloren, allein die bedeutenden Opfer, mit welchen dieser Sieg erkauft ward, hatte den Muth der Griechen nur aufgerichtet. Der bald darauf folgende Kampf zur See bei Artemisium (s. d.), obgleich unentschieden, stählte auch das moralische Bewußtsein der Flotte, so daß man dem Willen des Themistokles folgend, Athen dem Feinde Preis gab und in einer günstigen Stellung zur See, das Schicksal des Landes zu entscheiden beschloß. Salamis schien hierzu am vortheilhaftesten, um einer überlegenen feindlichen Seemacht zu widerstehen. Die Meerenge, eine halbe Stunde breit, gleicht einem ruhigen Strom, in welchem das Eiland Psitalia, schroff aufsteigend, liegt und die Enge beherrscht. Die Mehrzahl der Verbündeten, von Furcht geleitet, wollten inzwischen nach dem Isthmus ziehen, um sich im Fall einer Niederlage nach dem Peloponnes retten zu können. Da drohte Themistokles mit den Athenienſern nach Italien zu gehen und sich dort eine neue Heimath zu suchen, wodurch man endlich zu dem einmüthigen Beschlusse kam, dem Feinde die Stirn zu bieten. Als indessen die persische Flotte bei Phalerum erschien, sank den Griechen abermals der Muth, noch

einmal entschloß sich ein großer Theil nach dem Peloponnes zu segeln und nur durch eine List gelang es dem kühnen Themistokles, die Schlacht herbeizuführen. Er sandte einen treuen Diener im Geheimen an Xerxes mit der Weisung, die Griechen seien unter sich uneinig, wollten die Flucht ergreifen und würde er sie jetzt angreifen, wäre ihr Untergang fast nicht zu bezweifeln. Xerxes ließ sich wirklich täuschen, lichtete sofort die Anker und besetzte mit 200 Schiffen den Kanal, um kein griechisches Schiff entfliehen zu lassen. Diese Bewegung wurde auf der griechischen Flotte zuerst durch Aristides, der durch Themistokles Einfluß nach Aegina verbannt gewesen, und sich jetzt wieder mit diesem versöhnt hatte, bemerkt, und man traf jetzt die kräftigsten Anstalten zur Gegenwehr. Mit Anbruch des Tages nahm Xerxes, um die Schlachtordnung seiner Flotte, die nach Herodot 1207 Galeeren zählte, zu übersehen, seinen Sitz auf einem goldenen Throne, umgeben von einer Menge Schreiber, auf einem hohen Berge am Strande des Kanals. Den einen Flügel bildeten die Phönicier, als die Tapfersten, den Athenienfern gegenüber, den andern die Jonier, die nicht mit ihrem Stammvolke zusammentreffen wollten. Die griechische Flotte bestand nur aus 380 Schiffen, worunter 200 athenienfische. Ein jedes hatte 18 Mann Besatzung, die vom Verdeck stritten, und von denen 4 Bogenschützen, die andern Schwerbewaffnete waren. Themistokles, jeden Vortheil wahrnehmend, stellte seine Galeeren dem Feinde nicht eher zum Angriffe entgegen, bis der frische Wind die Wellen der See stark nach der Meerenge trieb. Den flachen und niedrigen Schiffen war dieß nicht nachtheilig, während die feindlichen mit ihren hohen Verdecken und Hintertheilen schwer zu regieren waren, von diesen Windstößen umgedreht wurden, und so die Flanken Preis gaben. Der Kampf ward bald allgemein und die Perser fochten Anfangs mit Muth und Ausdauer. Die von ihnen besetzte Insel Psitalia diente als Stützpunct ihrer Schlachtlinie. Gegen Themistokles focht Ariabignes auf einem großen Schiffe, das nach einem hartnäckigen Kampfe geentert und er selbst ins Meer gestürzt wurde. Der Athener Lykomedes, Hauptmann einer Galeere, war der erste, der ein feindliches Schiff eroberte, und bald entschied sich der Sieg für die Griechen, da die Perser bei der Menge ihrer Schiffe sich in der eingeengten Stellung nicht frei bewegen konnten, in Verwirrung geriethen, viele Schiffe fast ohne Gegenwehr in den Grund gebohrt wurden und andere gar nicht zum Gefecht kamen. Die Athener und Aegeer wetteiferten gegenseitig in Muth und Tapferkeit, und während die Ersteren die feindlichen Schiffe an die Küste von Attika trieben und vernichteten, lauerten die Letztern denjenigen auf, die sich nach dem Hafen Phalerum unter den Schutz des Landheeres flüchten wollten. Der Kampf dauerte bis gegen Abend, und endete mit einer vollständigen Niederlage der Perser. Xerxes ließ die Trümmer seiner Flotte noch in der Nacht nach dem Hellespont unter Segel gehen, während die Griechen eine Erneuerung des Kampfes für den andern Tag erwarteten, und mit Verwunderung den Abzug des Feindes wahrnehmend, ihn bis nach Andros lebhaft verfolgten, wo Themistokles den Rath gab, eiligst nach dem Hellespont zu segeln und dort die Brücken des Feindes zu zerstören, um ihm die Verbindung mit Asien abzuschneiden. Doch war Eurybiades diesem entgegen, indem man den Feind abziehen lassen müsse. Dieß erfolgte auch bald darauf und nur in Thessalien blieben unter Mardonius 300,000 Perser zurück, um den Kampf gegen Griechenland zu erneuern. Aber auch dieß Heer ward zum großen Theil von Hunger und Krankheit aufgerieben und Griechenland sah sich von seinem mächtigen Feinde befreit. Die griechische Flotte kehrte hierauf nach Salamis zurück, wo den

Göttern für den errungenen Sieg Opfer gebracht und den Anführern Preiße zuerkannt wurden. Themiſtokles erhielt von den Lacedämoniern das Anerkenntniß der Weisheit und Klugheit, ward in Sparta gleich Eurybiades mit einem Oelzweige gekrönt, empfing einen prachtvollen Wagen als Geſchenk, und wurde auf der Rückreiſe nach Athen, von 300 ſpartaniſchen Rittern bis an die Grenze geleitet, eine Auszeichnung, welche bisher noch keinem Feldherrn zu Theil geworden war.

27.

Salankemen, Stadt in Niederungarn auf dem rechten Ufer der Donau, ſüdlich von Peterwardein. —

Schlacht am 19. Auguſt 1691.

Der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden konnte 1690 bei ſeinen geringen Streitmitteln die in den früheren Feldzügen erworbenen Eroberungen nicht behaupten, und erſt die drohende Gefahr vermochte den Kaiſer Leopold I. und ſeinen Kriegsrath, zum Feldzuge von 1691 außerordentliche Anſtrengungen zu machen. Die kaiſerliche Armee wurde durch die Contingente der deutſchen Fürſten und durch neue Aushebungen verſtärkt, und ihr Ofen als Sammelplatz angewieſen. Während der Abweſenheit des Markgrafen Ludwig, der ſich in dieſem Frühjahr ſeiner Geſundheit wegen in Böhmen befand, führte der G.F.Z.M. Graf de Souches den Oberbefehl. — Am 15. Juli aber traf der Markgraf in Mohacs bei der Armee ein, eben als ſie auf dem Marſch von Ofen nach Eſſec begriffen war. Das kaiſerliche Heer zählte 45,000 M. und 5—6000 M. ſtießen noch im Laufe des genannten Monats zu demſelben. Am 27. langte die Armee in Eſſec und am 5. Auguſt über Peterwardein in Salankemen an, wo ſich feindliche Abtheilungen zeigten, aber zurückwichen, ohne ſich in ein Gefecht einzulaſſen. Das türkiſche Heer war einen Monat nach dem Tode des Sultan Suleiman II. (23. Juni), dem Achmed II. folgte, unter dem Großvezier Köprili Muſtapha in Belgrad eingetroffen, hier über die Sau gegangen, und bezog bei Semlin ein Lager, deſſen rechter Flügel ſich an die Donau, der linke an die Sau lehnte. — Am 6. Auguſt brach der Markgraf Ludwig von Salankemen auf und recognoſcirte in den Tagen vom 7. bis zum 13. Auguſt das türkiſche Lager. Ein Angriff auf daſſelbe ſchien ihm aber zu gewagt, er trat daher am 14. ſeinen Rückweg an und traf unter mehreren Gefechten am 17. wieder im Lager bei Salankemen ein. Der Rücken der kaiſerlichen Armee war der Donau zugekehrt, der linke Flügel lehnte ſich an die Schanze von Salankemen, der rechte an Thäler und ſteile Abhänge. In dieſer Stellung erwartete der Markgraf am 18. Auguſt den Angriff der türkiſchen Armee, welche von Semlin ihm nachgefolgt war, aber außerhalb Kanonenſchußweite an dem kaiſerlichen Lager vorbeizog, ein Dragonerregiment vernichtete, welches ſich zu weit von demſelben entfernt hatte, und auf einer Anhöhe zwiſchen Peterwardein und Salankemen ihr Lager aufſchlug, um ſo dem chriſtlichen Heere den Rückzug abzuſchneiden. Dieſer unerwartete Marſch nöthigte den Markgraf Ludwig auch mit ſeiner Armee eine andere Stellung einzunehmen. Den größten Theil der Infanterie (20 Bat.) ſtellte er unter dem Befehl des F.Z.M. Souches auf den rechten Flügel, der rechts vor ſich die Donau und gegenüber den befeſtigten Theil des türkiſchen Lagers hatte. Die ſchwere Artillerie und 4 Cavalerieregimenter unter den beiden Fürſten von Holſtein und Arnberg wurden dieſer Infanterie beigegeben. Im Centrum ſtanden die brandenburgiſchen Hilfstruppen unter dem General Barfus und die übrigen Reichstruppen. Auf dem linken Flügel die Reiterei, der türkiſchen gegenüber. Da der linke Flügel des türki-

schen Lagers der festeste Theil der feindlichen Stellung war, der rechte Flügel mit seinen unvollendeten Verschanzungen hingegen dem Angreifer günstigere Chancen darbot, so beschloß der östreichische Feldherr mit dem linken Flügel und dem Centrum den Angriff zu beginnen, und so den späteren Angriff des rechten Flügels zu erleichtern. Um 3 Uhr Nachmittags gab er das Zeichen zum Angriff, die Armee rückte gegen das feindliche Lager an, und beschoß dasselbe mit dem schweren Geschütz. Der beabsichtigte Angriff des Centrums und des linken Flügels aber verzögerte sich, da hier das Terrain fast ungangbar war, und beide Heere sich hier am entferntesten standen. Die Infanterie des rechten Flügels kam deßhalb gegen die Disposition zuerst zum Angriff; sie ging trotz des feindlichen Feuers bis an den Graben der türkischen Schanzen vor, erlitt aber hier so große Verluste, daß sie, als die Janitscharen im rechten Augenblick einen Ausfall unternahmen, sich zum Rückzug gezwungen sah, und sich erst wieder unter dem Schutz ihrer Cavalerie sammeln und ordnen konnte. Bereits war der Graf Souches nebst vielen andern hohen Officieren verwundet, und mußte dem Grafen Guido von Stahremberg das Commando übergeben. Von Neuem führte dieser die Infanterie zum Angriff vor, die Türken schlugen sich aber ausgezeichnet, und so oft auch der Sturm auf ihr Lager unternommen wurde, so vermochte man doch keine Vortheile zu erkämpfen. Unter diesen Umständen brach die Dunkelheit ein, Stahremberg, der Oberst Prinz Carl von Baudemont und fast alle höheren Officiere waren verwundet, und nur ihrer Tapferkeit und ihren rastlosen Bemühungen war es zuzuschreiben, daß der rechte Flügel noch Stand hielt, denn auch die Bataillons hatten bedeutende Verluste erlitten. — Während der rechte Flügel dieses blutige Gefecht bestand, war aber auch die übrige Armee nicht unthätig gewesen. Die Cavaleriebrigaden des linken Flügels Kastell und Hochkirch warfen bei ihrem ersten Angriff die ihr gegenüberstehende Reiterei, allein ein mit großer Uebermacht unternommener Angriff der Türken auf den rechten Flügel, rechts vor den ersteren gegen die dort aufgestellte Brigade, Graf Serau, welche bereits sehr durch das feindliche Feuer aus den Verschanzungen gelitten hatte, warf diese über den Haufen, und sprengte selbst mehrere Infanteriebat., die zum Schutz dieser Cavalerie aufgestellt waren. Die Truppen des Centrums unter dem General Barfus, und die Brigade des Generalwachtmeisters Zandt, nahmen inzwischen die geschlagene Reiterei auf, und leisteten dem siegestrunkenen Feind kräftigen Widerstand. Schon begann es dunkel zu werden, nirgends hatten die Kaiserlichen Vortheile erkämpft und der Rückzug schien unvermeidlich, als der Sieg, den der linke Flügel erkämpfte, die Verhältnisse vollkommen umgestaltete. — Die Brigaden Kastell und Hochkirch hatten nach dem ersten bereits erwähnten Angriff nur wenig Widerstand gefunden, und waren glücklich in den Rücken des feindlichen Lagers gekommen. Kaum sahen sich die Türken so umgangen, als Unruhe und Verwirrung bei ihnen eintrat, während die Kaiserlichen neuen Muth faßten und alle Kräfte zu einem letzten Angriffe aufboten. Diesem vermochten die Türken nicht mehr zu widerstehen, die Schanzen wurden erstiegen, und trotz der verzweifelten Gegenwehr, welche die Janitscharen, der Großvezier an ihrer Spitze, leisteten, erobert. Der größte Theil des feindlichen Heeres wurde niedergemacht oder gefangen genommen, nur die Reiterei schlug sich zum Theil glücklich durch. Der Großvezier fiel, den Säbel in der Hand, und nur mit Mühe wurde die heilige Fahne gerettet. Mit dem Großvezier blieben viele Veziere und Paschen, und „in keiner Schlacht," sagt Hammer, „wurden so viele Lehen

auf einmal erledigt." Auch das christliche Heer hatte große Verluste erlitten. Der Herzog Christian von Holstein, die Obersten Grafen Kaunitz und Bucquoi, die Oberstlieutenants Grafen Pöttingen und Stahremberg waren gefallen, der Graf Souches, der Prinz von Arnberg und viele andere verwundet. Im Ganzen zählte das Heer 3202 Todte und 4129 Verwundete. Das ganze Lager wurde eine Beute des Siegers, die diesmal jedoch nicht überreich war, denn die 54 eroberten Geldkasten waren nur mit Kupfergeld gefüllt, jedoch fielen 150 Kanonen, 10,000 Zelte, 4 Roßschweife und viele Fahnen in die Hände der Christen. Die grüne Fahne des Großveziers schenkte der Kaiser dem Papst, der sie in der Hauptkirche des Vatikans aufstellen ließ. Die Trümmer des türkischen Heeres zogen sich nach Belgrad zurück, Markgraf Ludwig ließ sein Heer bei Salankemen einige Tage ruhen, und marschirte dann nach Peterwardein, wo er am 28. August anlangte. — Die Schlacht von Salankemen gehört zu den wichtigsten und interessantesten, welche während des östreichisch-türkischen Krieges geschlagen worden sind, dennoch hat sie noch keinen tüchtigen Bearbeiter gefunden, und die bis jetzt bekannten Quellen sind so unklar und so unbestimmt, daß es kaum möglich ist, die Hauptmomente deutlich zu erkennen. Neuerdings, im Frühjahr 1837, ist jedoch von einem Officier des badenschen Generalstabes die Biographie des Markgrafen Ludwig angekündigt worden, worin versprochen wird, Aufklärung über diese Schlacht mit einem genauen Plan zu geben. — (Vergl. Theatrum europaeum XIV. Thl., Seite 3—11 mit einem schlechten Plan. — J. v. Hammer Geschichte des osmanischen Reiches. 2. Ausgabe. Pesth 1835. 3r Bd. S. 847—49.) W.

Saldanha Oliveira, Joao Carlos, Marquis von, portugiesischer Marschall, ward 1780 zu Arinhaga geboren, studirte auf der Universität zu Coimbra und diente seinem Vaterlande zuerst als Mitglied des Verwaltungsrathes für die Kolonien. Als Portugal in die Hände der Franzosen fiel, und die königliche Familie am 29. Nov. 1807, sich nach Brasilien einschiffte, blieb er in Portugal zurück, folgte aber einige Jahre darnach dem Regentenhause nach, und diente später mit Auszeichnung im kaiserl. Heere und bei diplomatischen Sendungen. Während des Kampfes Brasiliens gegen das Mutterland war S. eines der energischsten Häupter an der Spitze der liberalen Partei, ward 1825 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und strebte in Gemeinschaft mit Palmella und dem Kriegsminister Barbacena eifrigst nach einer Verbesserung aller Verwaltungszweige, vorzüglich des Kriegswesens. Als der König im März 1826 seinen herannahenden Tod fühlte, ernannte er auf Anrathen der Minister eine Regentschaft unter seiner Tochter, Isabella Maria, und schloß die alte Königin ganz von derselben aus, worauf er am 10. März starb. Don Pedro, der legitime Thronerbe, entsagte, theils durch die Verfassung Brasiliens gezwungen, theils dem englischen Einfluß folgend, am 2. Mai der Krone Portugals zu Gunsten seiner Tochter, Donna Maria da Gloria, bestimmte seinen Bruder Don Miguel zu ihrem künftigen Gemahl, gab dem Reiche eine Constitution, und bestätigte die eingesetzte Regentschaft unter der Infantin Isabella, welche den Eid auf die Constitution ablegte. Don Pedro's Verfügungen benutzte indessen die alte Königin und ihre Partei, die Truppen aufzureizen und eine weit verbreitete Verschwörung gegen die Regentin anzustiften, welche, wenn sie auch in Lissabon noch frühzeitig entdeckt wurde, doch in der Provinz Tras os Montes, unter Leitung des Brigadiers Madeireira und des Obersten Silva eine große Ausdehnung erhielt. S. stand zur Zeit in Chaves, in dessen Umgegend sich die insurgirten Bauern versammelten

und ging denſelben mit einem Corps getreuer Truppen entgegen und trieb ſie aus einander, wodurch die Ruhe wieder hergeſtellt wurde. Dieſe war jedoch nur von kurzer Dauer, denn bei dem fortdauernden Mangel an Energie von Seiten der Regierung wußte die aufrühreriſche Partei am 21. und 22. Auguſt in Liſſabon ein neues Complott zu Gunſten Don Miguel's zu erregen, welches S. indeſſen auch unterdrückte. Während hierauf im Norden des Reichs ein anderer Aufſtand unter dem berüchtigten Marquis von Chaves und dem Grafen Amarante in Villareal glücklich geſtillt ward, erhob ſich in Algarbien der Marquis von Abrantes, proclamirte Don Miguel und ſetzte eine Regentſchaft ein. In dieſem kritiſchen Momente war S. der Einzige, welcher zu energiſchen Maßregeln rieth, ein Truppencorps zuſammenzog, ſich am 14. Oct. in Liſſabon nach Legos einſchiffte, und durch dieſe ſchnelle Bewegung, in Verbindung mit dem General Alava, die Inſurgenten aus einander trieb, welche ſich mit Chaves über den Guadiana nach Spanien flüchteten, während Amarante nach England ging. Noch ſtand S. in Algarbien, als der Marquis Chaves mit ſeinem Oheim Silveira abermals ein nicht unbeträchtliches Inſurgentencorps zu Tora ſammelte, in Portugal einfiel, mehrere feſte Städte nahm, über den Duero ging und 4000 M. ſtark gegen Liſſabon vorrückte, während ſich der Aufſtand durch die Provinzen Tras os Montes, Beira, Duero und Alemtego verbreitete, ohne daß die conſtitutionelle Regierung es verhindern konnte. Die Regentin ſtellte ſich unter engliſchen Schutz, die conſtitutionelle Partei glaubte ſich durch die Miniſter verrathen, reizte das Volk gegen dieſelben auf und nöthigte ſie, am 7. Decbr. ihre Entlaſſung zu verlangen, wobei ſich S. nur mit Mühe der Wuth des Pöbels entzog. Als indeſſen die Regentin ein neues Miniſterium bildete, ward S. abermals in ſeinem Poſten als Kriegsminiſter beſtätigt, fiel im Juli 1827 in Ungnade und erhielt ſeine Entlaſſung. Während die Partei der alten Königin das Volk raſtlos durch allerlei Umtriebe für Don Miguel zu gewinnen ſuchte, und die Cabinette von Oeſtreich, England und Frankreich ſich geneigt zeigten, dem Infanten Don Miguel die Regentſchaft, welche Iſabella niederzulegen wünſchte, zu übertragen, gab S. im Juni 1827 dem Kaiſer Don Pedro hiervon Nachricht, und bat ihn, nach Portugal zu kommen. Allein durch die Verhältniſſe Braſiliens gezwungen, gab der Kaiſer den Umſtänden nach, und ernannte durch Decret vom 5. Juli 1827 Don Miguel zum Regenten von Portugal, worauf ſich S. nach England begab, aber am 26. Juli 1828 nach Oporto zurückkehrte, um im Verein mit Palmella und Villaflor, der dort ſich gebildeten proviſoriſchen Regierung ſeine Dienſte anzubieten. Bei einem ſchon 2 Tage darauf erfolgenden Gefechte wurden indeſſen die Conſtitutionellen ſo aufs Haupt geſchlagen, daß ſich S. nur mit Mühe auf ein engl. Schiff rettete und abermals nach England ging. Dort bildete er ein Depot von 3000 Mann geworbener Truppen, welche das Tori-Miniſterium jedoch zu trennen und in das Innere des Landes zu verlegen ſuchte, wogegen S. proteſtirte und ſich nach Braſilien überzuſchiffen drohete, wozu man bereits alle Anſtalten traf, als Donna Maria am 12. Decbr. in Windſor als Königin von Portugal anerkannt ward. Währenddeſſen hatte auf der Inſel Terceira die Sache der Conſtitution feſten Fuß gefaßt und war der Mittelpunkt der Zurüſtungen gegen Don Miguel geworden. Am 6. Januar 1829 ſchiffte ſich S. mit 630 M. in Plymouth ein, die Beſatzung Terceiras, aus 1200 M. regulairer Truppen, und 2000 M. Milizen beſtehend, zu verſtärken, wurde aber, als er dort landen wollte, von einem engl. Schiffe daran gehindert und ging in Folge deſſen nach

Frankreich. Während Portugal unter der Tyrannei Don Miguel's seufzte, gewann die constitutionelle Regierung auf Terceira immer mehr an innerer Kraft, und hatte unter Villaflor 5000 M. versammelt. Im März 1830 sendete Don Pedro den Marquis von Palmella nach Terceira, die Regentschaft für die junge Königin Donna Maria zu übernehmen. S. begleitete ihn, jedoch ohne Theil an der Regierung zu nehmen. Indessen hatte diese Vereinigung der Häupter der Constitution bald Uneinigkeiten zur Folge und im Juni 1831 ward eine Verschwörung zu Gunsten S's. entdeckt, indem dieser Villaflor's Oberbefehl nicht anerkennen wollte. Dennoch vermehrten sich die Streitkräfte der Constitutionellen, so daß sie im Juli 1831 die benachbarten Inseln unterwerfen konnten, und als in dieser Zeit Don Pedro, welcher die Krone Brasiliens niedergelegt hatte, nach Frankreich und England kam, die Rechte seiner Tochter geltend zu machen, ging auch S. dorthin, um Theil an den Zurüstungen zu nehmen. Am 29. Januar 1832 begleitete er den Exkaiser nach der Insel Belle Isle, dem Sammelplatz der Expedition, übernahm dort den Oberbefehl über dieselbe, segelte am 10. Febr. mit 10 Kriegsschiffen unter Befehl des Admiral Sartorius nach Terceira und landete dort am 3. März. Im Juni waren dort die Vorbereitungen beendet und am 26. desselben Monats gingen 25 Kriegsfahrzeuge und 60 Transportschiffe mit 11,500 M. an Bord, unter Saldanha und Villaflor nach den Küsten von Portugal unter Segel. Diese Flotte erschien am 7. Juli in den Gewässern von Oporto und landete am 8. bei Motozinhos. Der in Oporto commandirende miguelistische General Santa Martha, welcher mit der 4. Division die Provinzen Tras os Montes und Entre Minhor Duero decken sollte, räumte indessen Oporto unter Hinwegführung alles Kriegsmaterials und zog sich nach Coimbra zurück, worauf Don Pedro von der Stadt Besitz nahm. Während der zunächst hierauf folgenden denkwürdigen Vertheidigung Oporto's erhielt S. kein Commando, focht jedoch mit Auszeichnung im Gefolge Don Pedro's. Als indeß im Juni 1833 der französische General Solignac, welcher seit Anfang Januar 1833 den Oberbefehl über das constitutionelle Heer führte, seine Entlassung nahm, da Don Pedro sich zu einer Expedition nach Algarbien entschloß, wurde S. zum Oberbefehlshaber der Landarmee und der Stadt Oporto ernannt (s. Porto). Nach Aufhebung der Belagerung begab sich S. nach Lissabon, wo seine Ernennung zum Feldmarschall erfolgte (s. Lissabon). Während der Herzog von Terceira Santarem (s. d.) beobachtete, und der General Bernardo da Sa nach Algarbien aufbrach, um das flache Land vom Feinde zu säubern, eröffnete S. am 12. Jan. 1834 den Feldzug mit einem beträchtlichen Corps, durch eine Bewegung gegen Leyria, das er überfiel, die Besatzung gefangen nahm, und von da gegen Coimbra marschiren wollte, als er durch den 5000 M. Infanterie und 800 Pferde starken General Povoas nach Torras Vedras zurückgedrängt wurde. Die nun folgenden Ereignisse, bei welchen S. die größte Thätigkeit und Energie entwickelte, beschränkten sich auf die Einnahme der festen Stellung von Santarem (s. d.), wo Don Miguel seine ganzen Kräfte concentrirt hatte. Nach Beendigung dieses Kriegs ward S. zur Belohnung der geleisteten Dienste zum Marquis erhoben und erhielt eine Gratification von 360,000 Gulden. Bei der jetzt erfolgenden Organisation des Reichs, und der von Don Pedro erlassenen Amnestie zu Gunsten der verhaßten Miguelisten, bildete sich bald eine Opposition, zu der auch S. aus Haß gegen den Kriegsminister Freyre gehörte, und als Don Pedro am 15. Aug. 1834 in förmlicher Sitzung die Cortes eröffnete, stand er an der Spitze derselben. Nach Don Pedro's gleich darauf er-

folgtem Ableben trat Palmella an die Spitze der Regierung der jungen Königin Donna Maria, und fand in S., der zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt worden war, einen mächtigen Gegner. Als am 17. October das durch die Gegner des Ministeriums aufgeregte Volk die Absetzung Palmella's mit Ungestüm forderte, und die Königin Lissabon verlassen mußte, beschwichtigte S. im Einverständniß mit Terceira den Aufruhr. Im Mai 1835 trat S. an die Spitze des Ministeriums, konnte aber weder die Majorität der Kammer, noch die Gunst der jungen Königin sich erwerben, und nahm deßhalb bereits am 11. Nov. seine Entlassung. Da indessen die Bildung eines neuen Ministeriums nicht zu Stande kam, mußte man ihm das Portefeuille wieder übergeben, was er inzwischen, durch Intriguen veranlaßt, schon am 18. November abermals niederlegte und in der am 2. Januar 1836 eröffneten Sitzung der Cortes zur Opposition gehörte. — Im Herbst 1837 drohte dem Lande ein neuer Bürgerkrieg. Das Repräsentativsystem hatte das Reich der völligen Anarchie nahe gebracht, und die von Don Pedro gegebene Charte in ihren Grundfesten erschüttert. Die junge Königin mit ihrem Hofe, so wie ein großer Theil der Armee, war derjenigen Partei zugewendet, welche unter Saldanha und Terceira entschlossen war, die Charte Don Pedro's mit Waffengewalt wieder einzusetzen, und die Königin aus den Händen der exaltirten Partei zu befreien. Mit den nöthigen Geldmitteln hinreichend versehen, hatten die beiden Marschälle in der Umgegend von Chaves Truppen gesammelt. Mehrere Regimenter traten zu ihnen über, und außerdem verstärkt durch bedeutenden Zulauf, näherten sie sich der Hauptstadt, von wo der ihnen feindliche General Visconte das Antas mit der aus Spanien zurückgerufenen Division entgegen rückte. Obschon S. jedes Treffen zu vermeiden suchte, um sich erst zu verstärken und das Antas, der nicht abgeneigt war, Unterhandlungen anzuknüpfen, zu gewinnen, so wurde er doch durch die Unbesonnenheit der Generale Leiria, Pimentel und Cirez, welche mit einer Brigade am 18. September nach Alturas marschirten, in ein Gefecht bei Feira verwickelt, welches in Folge der Uneinigkeit und der fehlerhaften Anordnungen sehr nachtheilig für diese Colonne ausfiel. S. war zu dieser Zeit mit seinem Corps noch mehrere Stunden entfernt, und als er dem Schlachtfelde nahe kam, wurden seine Truppen durch die Flüchtlinge mit fortgerissen, so daß alle Bemühungen fruchtlos blieben, sie wieder zur Ordnung zurückzubringen. Nur mit 600 Mann Infanterie und 400 Reitern erreichte S. Tras os Montes, und überzeugte sich, wie unter diesen Umständen die Fortsetzung des Kampfes nutzlos sei. Er schloß daher mit dem General das Antas eine Convention ab, durch welche die Feindseligkeiten aufgehoben und das Leben und die Freiheit seiner Untergebenen gesichert wurden. S. ging hierauf nach Vigo in Galicien, und schiffte sich nach England ein. — (Vgl. Don Pedro oder Geschichte der neuesten Revolution von Brasilien u. Portugal, von E. Große. — Don Miguel, Usurpator des portugiesischen Thrones, Hamburg 1832. — Chronik des 19. Jahrhunderts von Venturini. 27.

Saldern, Friedrich Christoph von, königl. preuß. Generallieutenant, geboren am 2. Juni 1719, gestorben den 14. März 1785, trat 1735 als Fähnrich beim Anhalt-Zerbstschen Infanterieregiment ein, von welchem ihn aber Friedrich Wilhelm I. wegen seiner Größe zum Leibregiment nach Potsdam versetzte. In den beiden schlesischen Kriegen wohnte er den meisten Schlachten und Gefechten bei und zeichnete sich später im 7jährigen Kriege, namentlich bei Prag, Roßbach und Leuthen, aus. In der letztern Schlacht eroberte er an der Spitze des Regiments Garde das Dorf Leuthen

und erhielt dafür den Orden pour le mérite. Hierauf nahm S. Theil an der Belagerung von Breslau, und ward während der Capitulation am 19. Dec. als Geißel zu dem feindlichen Commandanten geschickt. Im folgenden Jahre wohnte er der Belagerung von Ollmütz bei, focht am 14. Oct. 1758 mit bei Hochkirch, avancirte 1759 vom Oberstlieut. zum Generalmajor, und focht als solcher 1760 in der Schlacht vor Liegnitz. Bei Torgau befehligte er eine Infanteriebrigade, mit welcher er sich der siptitzer Höhen bemächtigte und dadurch den für die Preußen zweifelhaften Sieg entschied. Nach dem Frieden übertrug ihm Friedrich der Große die Inspection über die im Magdeburgischen, Halberstädtischen und der Altmark garnisonirenden Infanterieregimenter, beförderte ihn 1766 zum Generallieutenant und verlieh ihm das frühere Regiment Herzog von Braunschweig und den schwarzen Adlerorden. Außerdem suchte sich der König gegen den verdienstvollen General dankbar zu erzeigen, indem er ihm eine Pension von 1000 Thlrn. und die Amtshauptmannschaft zur Burgstall und Neuendorf, und 1770 die Drostei von Cranaburg gab. Saldern war dreimal verheirathet gewesen, ohne Kinder zu hinterlassen. Ein jüngerer Bruder von ihm war der Generalmajor von Saldern, welcher sich in der Schlacht von Prag auszeichnete, im Jahr 1758 während der Winterquartiere in Troppau angegriffen wurde, und später in dem Gefecht bei Königsgrätz sein Leben verlor.

Der berlinische militairisch genealogische Kalender für das Jahr 1784 enthält sein Biloniß und seine Lebensbeschreibung. Siehe ferner das militairische Pantheon III. Thl., Berlin 1797 und die Militairschriftsteller des 7jähr. Kriegs. In Pauli's Leben großer Helden, Theil 3 Seite 43 ist auch die Biographie seines jüngern Bruders zu finden.

W.

Salisbury, Thomas Montagu, Graf von, einer der berühmtesten englischen Heerführer seiner Zeit, der sich namentlich in den Kriegen gegen Karl VII. von Frankreich auszeichnete. Nachdem er schon in mehreren Schlachten und Gefechten rühmlich genannt worden war, brachte er im Juli 1428 eine Verstärkung von 5000 Mann nach Frankreich, und wie er stets zu den wichtigsten Unternehmungen gebraucht war, so ward ihm auch zu Anfange des Augusts im genannten Jahre ein Zug nach der Loire aufgetragen. Die englischen Truppen, anfänglich nur 10,000 Mann stark, wurden bis auf 16,000 M. vermehrt, worauf Salisbury die längst beabsichtigte Belagerung von Orleans am 12. October begann. Mit großem Eifer schritten die Engländer zu Werke, aber mit eben so großer Tapferkeit und Einsicht vertheidigte sich der französische Befehlshaber Gaucourt, der besonders durch häufige Ausfälle den Belagerern jeden Schritt streitig machte. Die Ausdehnung der Stadt stand in keinem Verhältnisse zu der Zahl der Engländer, die das Einbringen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nicht gut verhindern konnten; ihr Anführer fand aber ein Mittel dem vorzubeugen, indem er rund um die Stadt herum befestigte Thürme, in der Kriegssprache jener Zeit Bastillen genannt, aufführen ließ. Das Feuer der Belagerer hatte die Bastion des tournelles so beschädigt, daß die Franzosen sie verlassen mußten, vorher aber anzündeten; die Engländer löschten jedoch den Brand und setzten sich dort fest, so wie sie ebenfalls den Brückenthurm — tour du pont — wegnahmen. Von einem Fenster desselben besichtigte der Graf Salisbury die Stadt, als eine franz. Kanonenkugel ihm die rechte Seite des Gesichtes sammt dem Auge wegnahm; wenige Tage darauf, am 3. November, starb er an dieser Wunde.

F. W.

Salm-Neuburg, Niclas Graf v., kaiserlicher oberster Feldhauptmann, der tapfere Vertheidiger Wiens gegen die Türken 1529, geb. 1459 zu Nieder-Salm in den Ardennen, stammt aus der Linie Reifferscheidt. Von frühester Jugend an in kaiserlichen Kriegsdiensten, focht er schon 1476 bei Murten gegen Karl den Kühnen, 1488 unter Maximilian I. gegen die aufrührerischen Niederländer, und begleitete Philipp den Schönen 1506 nach Castilien. In Italien kämpfte er von 1509 an siegreich unter Frundsberg; focht 1513 bei Creazzo, half Verona erstürmen, und hierauf vertheidigen. Als Statthalter von Ober- und Unteröstreich wußte er, nach Maximilian's Tode, den Umtrieben der Stände auf's Kräftigste zu begegnen, und erhielt, von Ferdinand I., bei dessen Ankunft als Belohnung das neuerrichtete wallonische Kürassierregiment; auch wurde er zum obersten Feldhauptmann in Oestreich ernannt. In der Schlacht bei Pavia, am 25. Februar 1522, gerieth S. in ein persönliches Gefecht mit König Franz I.; verwundete denselben an der Hand, durchstach sein Schlachtroß und wurde selbst von dem Könige am Schenkel verwundet. Er erhielt von des gefangenen Königs Waffen den Panzerstecher als Ehrenpreis. In demselben Jahre besiegte und unterwarf er die aufrührerischen Bauern in Oberöstreich und beruhigte Steiermark. Während der hierauf folgenden Kämpfe um die ungarische Krone gegen Johannes Zapolya zeichnete sich S. bei Tokay aus, eroberte diesen Ort und entsetzte Erlau. Zum obersten Feldhauptmann ernannt, schlug er 1528 den Gegenkönig bei Szinye, in der Nähe Kaschau's, so entscheidend, daß dieser nach Polen fliehen mußte. Als Soliman II. 1529 bis Wien vordrang, wurde S. mit seinen Truppen dahin gerufen und zum obersten Befehlshaber ernannt. Nachdem später sich Pfalzgraf Philipp mit Reichstruppen hineinwarf, ging zwar dem Namen nach die oberste Stelle auf diesen über; doch auf S. blieben vertrauensvoll die Hoffnungen der Besatzung und Bürgerschaft gerichtet. Obgleich schon 70 Jahre alt, entwickelte er eben so viel Einsicht als Thätigkeit und Tapferkeit, indem er dem vernachlässigten Zustande der Festungswerke abhalf und den wiederholten verzweifelten Stürmen der Türken zu begegnen wußte. Bei dem letzten Hauptsturm, am 14. October, ward ihm, kurz zuvor, ehe der Feind sich zur Flucht wenden mußte, der Schenkel durch einen Stein zerschmettert. Er sah sich dadurch genöthigt, den Oberbefehl an Roggendorf abzutreten, und starb, im Frühjahr 1530, auf seinem Gute Salmhof bei Marcheck. Ferdinand I. und dessen Bruder Karl V. errichteten dem Helden ein Denkmal in der Dorotheenkirche zu Wien, welches die Familie Salm, als unter Kaiser Joseph jene Kirche aufgehoben wurde, nach dem Familiengute Raitz in Mähren bringen ließ. — (Vergl. Oestreichische National-Encyklopädie. 4. Band.) Z.

Salpeter oder salpetersaures Kali, ein aus 0,466 Kali und 0,534 Salpetersäure zusammengesetztes bekanntes Salz, welches gewöhnlich lange sechseckige, schräg abgestumpfte Crystalle bildet, und in ungefähr 0,4 seines Gewichts siedenden Wassers, oder nach Maßgabe der Temperatur in seinem 6—7fachen Gewicht kalten Wassers löslich ist. Das Kali und die Salpetersäure, welche durch ihre chemische Vereinigung Salpeter bilden, sind ebenfalls keine einfachen Stoffe, sondern jene 0,466 Kali setzen sich aus 0,387 Kaliummetall und 0,079 Sauerstoff (Oxygen) und die in 1 Theil Salpeter enthaltenen 0,534 Salpetersäure aus 0,14 Stickstoff und 0,394 Sauerstoff zusammen. Das Kali macht, mit Kohlensäure verbunden, den Hauptbestandtheil der Holzasche aus, und man erhält daher eine Auflösung von *kohlensauerem Kali*, wenn diese Asche mit Wasser ausgelaugt wird, und

durch Verdampfung der Flüſſigkeit und Calcination des Rückſtandes ein allerdings ſehr unreines kohlenſaures Kali, welches den Namen Potaſche führt. Die Salpeterſäure erzeugt ſich, wenn aus langſam, nämlich bei nur mäßiger Wärme und Feuchtigkeit, verweſenden organiſchen Theilen, Stickſtoff allmälig entwickelt wird, und dabei nur ein beſchränkter Luftzutritt ſtatt findet, ſo daß dieſelben Theile der atmoſphäriſchen Luft einige Zeit lang mit dem freigewordenen Stickſtoff in Berührung bleiben; denn nur unter dieſen Umſtänden vereinigt ſich der letztere mit dem Sauerſtoff der Atmoſphäre. Auch wird dazu noch erfordert, daß eine ſogenannte Baſe, nämlich ein ſolcher Körper in der Nähe iſt, welcher eine ſtarke chemiſche Verwandtſchaft zu Säuren hat, und daher die entſtehende Salpeterſäure ſogleich an ſich zieht, und dadurch vor der Wiederzerſetzung ſchützt. Iſt dieſe Baſe Kali ſelbſt, ſo erhält man ſogleich Salpeter, beſteht ſie hingegen, wie es ſowohl bei der zufälligen Erzeugung von Salpeterſäure in der Natur, als auch in den Salpeterplantagen, der Wohlfeilheit wegen, öfters der Fall iſt, aus Kalkerde, ſo bekommt man nur ſalpeterſaure Kalkerde (Kalkſalpeter). Um dieſelbe in ſalpeterſaures Kali zu verwandeln, darf man ſie nur in Waſſer auflöſen und eine Auflöſung von kohlenſaurem Kali (Potaſchen- oder Aſchenlauge) zuſetzen. Alsdann verbindet ſich die Kalkerde mit der Kohlenſäure des Kali's zu unauflöslichem kohlenſaurem Kalk, welcher zu Boden fällt, während Kali und Salpeterſäure ſich zu Salpeter vereinigen, welcher ſo lange aufgelöſt bleibt, bis man die Flüſſigkeit ſtark einkocht und erkalten läßt. Dieſe Operation wird das Salpeterſieden genannt, und gibt einen noch ſehr unreinen Salpeter, welcher theils durch wiederholte Auflöſungen in heißem Waſſer, aus denen man denſelben, nach dem Abſchäumen und Filtriren der Flüſſigkeit vermittelſt der Abkühlung der letzteren immer wieder in feſter Form erhält, theils durch öftere Abwaſchung mit kaltem Waſſer, (welches jedesmal einige Stunden auf dem Salpeter ſtehen bleibt) gereinigt (geläutert) wird. Die oben auseinandergeſetzten Bedingungen zur Salpetererzeugung werden in warmen Ländern, wie China, Indien ꝛc., von der Natur ſelbſt erfüllt; indem während der Regenzeit die Pflanzen, mit denen der Erdboden bedeckt iſt, verweſen, und in der darauf folgenden warmen und trocknen Jahreszeit der erzeugte Salpeter in Cryſtalle anſchießt. Unter kälteren Himmelsſtrichen erzeugen ſich die ſalpeterſauren Verbindungen an den zu dieſem Behuf erbauten Wänden von ſchwarzer Gartenerde, welche man mit thieriſchen und Pflanzenſtoffen, mit Kalk u. ſ. w. vermengt, und ſo anlegt, daß ſie gegen heftigen Luftzug, große Hitze und Regen geſchützt ſind. Die Untermengung gewiſſer Pflanzen, in deren Stengeln von Natur Salpeter enthalten iſt, z. B. von Tabacksſtengeln, Sonnenblumen ꝛc., vermehrt natürlich den Ertrag. Zuweilen erzeugt ſich auch zufällig Salpeter an den Wänden der Viehſtälle ꝛc. Die wichtigſte Eigenſchaft des Salpeters beſteht darin, daß er ſich bei der Erhitzung mit leicht oxydirbaren Körpern, insbeſondere mit Kohle, plötzlich zerlegt; indem der Sauerſtoff der Salpeterſäure und unter günſtigen Umſtänden auch derjenige des Kali's an den beigemengten oxydirbaren Körper tritt, und der Stickſtoff der Salpeterſäure als Gas mit großer Gewalt entwickelt wird. Wendet man zu dieſer Zerſetzung des Salpeters Kohle an, ſo iſt die Verbindung dieſes Körpers mit dem Sauerſtoff des Salpeters luftförmig, und daher die Exploſion um ſo heftiger (ſ. Schießpulver). Der im Handel vorkommende Salpeter iſt meiſtentheils noch ziemlich unrein, namentlich enthält er noch einiges Kochſalz, welches ihn zerfließlich macht und ſeiner Anwendung zum Schießpulver nachtheilig iſt. Um dieſe Verunreinigung zu entdecken, darf man nur in eine Auflöſung des zu prüfen-

den Salpeters einige Tropfen von der Auflösung des salpetersauren Silberoxyds gießen. Entsteht hierbei eine Trübung oder gar ein Niederschlag, so ist eine beträchtliche Menge Kochsalz oder andere schädliche Stoffe in dem Salpeter enthalten, während eine nur geringe bräunliche Färbung der Salpeterauflösung anzeigt, daß der Salpeter wenig Unreinigkeit enthält. Bleibt er so aufgelöst klar, so ist er völlig rein.

Ry.

Sambre. Die Sambre entspringt auf den nördlichen Abhängen der Ardennen, unweit Guise, fließt bei Landrecies, Maubeuge, Thuin und Charleroi vorbei und vereinigte sich bei Namur mit der Maas. Durch Schleußen wird sie schon unterhalb Landrecies schiffbar, hat jedoch fast überall nur 100—120 Fuß Breite und 10 Fuß Normaltiefe, im Sommer viele Furten. Bei Landrecies tritt die Sambre in ein enges Thal, welches sich zwischen Maubeuge und Charleroi erweitert, dann aber bis zur Mündung wieder verengt. Die Brücken sind sehr zahlreich. Das Terrain auf beiden Ufern ist mit Waldungen bedeckt, zwischen denen sich, besonders auf dem linken Ufer, wenig durchschnittenes, aber wellenförmiges Land befindet. Der Boden daselbst ist meist lehmig.

Uebergangsgefechte der Franzosen vom 10. Mai bis 4. Juni 1794.

Die Sambre bildete die natürliche Vertheidigungslinie des linken Flügels der Verbündeten in den Niederlanden. Namur und Charleroi waren von ihnen nur schwach, Maubeuge von den Franzosen stark besetzt; Landrecies wurde den 30. April von den Verbündeten erobert. Als der Herzog von Sachsen Coburg Anfang Mai mit dem größten Theile seiner Streitkräfte gegen Tournai aufbrach, ließ er den F.Z.M. Fürsten Kaunitz mit 27,000 M. am linken Ufer der Sambre zurück, theils um Maubeuge zu beobachten, theils um das Vordringen der franz. Ardennenarmee zu hindern und die Verbindung mit Namur zu unterhalten. Kaunitz vermied den damals gewöhnlichen Fehler der östreich. Generale, sich auf dem zu vertheidigenden Terrainabschnitte in einer langen Postenkette aufzulösen, hielt die Uebergangspuncte zwischen Maubeuge und Charleroi nur schwach besetzt, und vereinigte seine Hauptmacht in dem verschanzten Lager bei Rouvroi; ein kleineres Lager befand sich bei Bettignies. — Starke Cavalerieparteien durchstreiften das Terrain auf beiden Ufern der Sambre. — General Charbonier lagerte mit der Ardennenarmee und einer Division der Nordarmee, zusammen 30,000 Mann, zu beiden Seiten von Beaumont, und drängte nach mehrern kleinen Gefechten die östreich. Streifparteien in den ersten Tagen des Mai auf das linke Sambreufer zurück. Nach dem allgemeinen von Carnot entworfenen Operationsplane der Franzosen, sollten die beiden Flügelcorps der an der Nordgrenze stehenden Streitkräfte die Offensive ergreifen, wodurch man den gewaltigen Stoß, welchen die Verbündeten von Valenciennes aus gegen das Herz von Frankreich beabsichtigten, am leichtesten zu pariren hoffte. Die Ardennenarmee wurde deßhalb noch durch zwei Divisionen verstärkt, und es standen nun 50,000 Mann unter den beiden von einander unabhängigen Generalen Charbonier und Desjardins hier zum Angriffe bereit. Im Vertrauen auf die Ueberlegenheit der Zahl, verlangten die anwesenden Conventscommissarien St. Just und Lebas, daß der Angriff sofort beginnen solle. — Am Morgen des 10. Mai rückte Desjardins mit zwei Divisionen gegen Thuin, woraus seine Avantgarde die Oestreicher vertrieb, Charbonier mit der Ardennenarmee rechts gegen Landelies. Eine Division marschirte auf Pont-s. F.Z.M. Kaunitz verzichtete auf jede unmittelbare Flußvertheidigung

ſtellte ein Detachement von 3 Bat., 3 Schwad. zur Verbindung mit Charleroi bei Fontaine l'Evecque auf, ein anderes bei Sart la Buiſſière zur Beobachtung des Feindes, und erwartete das Weitere. Als die Franzoſen am andern Tage die Sambre auf mehreren Puncten überſchritten, kam es zu hartnäckigen Vorpoſtengefechten, in deren Folge Merbes le Chateau von den Oeſtreichern geräumt werden mußte. Das Detachement bei Fontaine l'Evecque warf ſich nach Charleroi. F.Z.M. Kaunitz zog ſich in die Stellung zwiſchen Rouvroi und Hautchin zurück, wo 22,353 Mann vereinigt waren, und erwartete hier den Angriff.

Gefecht bei Rouvroi.

Die Franzoſen rückten den 13. Mittags in drei Colonnen — aber, wie es ſcheint, nicht mit allen Truppen — vor; zwei marſchirten gegen Rouvroi, die dritte gegen Binch. Der Letztern wurden 4 Bat. 6 Schwad. entgegengeſchickt, um ſie zu beſchäftigen. — Die Angriffe der Franzoſen auf die beiden Flügelpuncte Grandrony und Hautchin, wurden wiederholt abgeſchlagen, denn die franzöſ. Infanterie kämpfte damals faſt ausſchließlich in aufgelöſter Ordnung, und manche Diviſion hatte nach zweiſtündigem Gefecht kaum noch ein geſchloſſenes Bataillon in Reſerve, weil Niemand zurückbleiben wollte, aus Furcht, für feig gehalten zu werden. Die Generale hatten wenig Gewalt über ihre Untergebenen. — Gegen Abend verſuchte man die Truppen wieder zu ſammeln und in einer tiefen Colonne auf der Chauſſee gegen die Mitte der öſtreich. Stellung vorzurücken. An der Barriere bei Aubreu angekommen, rückte Oberſt Kienmaier den Franzoſen mit 8 Schwad. entgegen, attakirte die Spitze der Colonne mit Entſchloſſenheit, ſprengte ſie aus einander, und veranlaßte dadurch den allgemeinen Rückzug über die Sambre. — Die Verluſte ſind unbekannt.

Gefechte bei Merbes le chateau.

Am 20. überſchritten die Franzoſen die Sambre aufs Neue. Charbonnier ließ eine Diviſion gegen Fontaine l'Evecque, eine zweite nach Walhain rücken, die dritte nebſt der Reſervecavalerie ſtellte ſich dahinter bei Bienne le Hapart auf. Desjardins rückte mit 2 Diviſionen über Merbes le chateau hinaus, den linken Flügel an die Sambre geſtützt, wo ſeine ganze Cavalerie vereinigt war. Das waldige Terrain gab der nur 1½ Meilen langen Fronte hinreichende Feſtigkeit, doch zögerte man das freie Terrain zu betreten. — Fürſt Kaunitz wollte diesmal ſeinem Gegner zuvorkommen und rückte den 21. in drei Colonnen gegen deſſen linken Flügel; es kam jedoch nur zu einigen Cavalerieangriffen bei Erquelinne, in welchen die Franzoſen das Feld behaupteten. Das Nähere iſt zur Zeit noch nicht bekannt. Beide Parteien blieben die folgenden Tage in ihren Stellungen. Mangel an Fourage nöthigte die Franzoſen den 24. zu einer großen Fouragirung in der Gegend von Fraſne, welche General Kleber mit 9 Bat. und 4 Cavalleriereg. durch eine Aufſtellung bei Anderlues decken ſollte. Fürſt Kaunitz hatte davon Kunde erhalten und wollte die Schwächung der Franzoſen zu einem Angriffe benutzen. — Die Oeſtreicher rückten mit 20 Bat., 31 Schwad. in vier Colonnen gegen den linken Flügel der Franzoſen bei Merbes le chateau; General Schröder wurde mit 5 Bat., 5 Schwad. zur Beobachtung der Mitte gegen Walhain entſendet, 4 Bat., 4 Schwad. Holländer blieben zu ſeiner Unterſtützung bei Biay zurück. Der Angriff geſchah mit vieler Uebereinſtimmung, und wurde vom beſten Erfolge gekrönt; die drei Colonnen zur Rechten, von den Generalen Hoditz, Fürſt Kaunitz und Davidovich geführt, vertrieben die überraſchten Franzoſen von den vorliegenden Höhen, wobei der Oberſt, Fürſt Johann Lichtenſtein, an der Spitze des

...riegersregiments Kinsky eine starke Infanteriemasse sprengte und ihr ...onen abnahm. Die vierte Colonne war bereits bei St. Geneviève ...ungen, wurde aber hier von dem mit einem Theile seiner Truppen ...ilenden General Kleber in der linken Flanke angegriffen und bis ...e le Hapart zurückgedrängt. Schröder drängte die Division Mayer ...h her. — Desjardins fühlte die Unmöglichkeit, sich auf dem linken ...u behaupten, und ging gegen Abend über die Sambre zurück. Er ...2 Geschütze und 2400 Gefangene in den Händen der Sieger, welche ...über 600 Mann verloren. Verfolgt wurden die Franzosen nicht, ...die Ardennenarmee stand noch intact bei Fontaine l'Evecque, ging aber ...5. in der Nacht bei der Abtei d'Alnes ebenfalls über die Sambre, ihnen General Schröder nachfolgte und sich zur Beobachtung bei ...lennes aufstellte. — Das Corps des General Desjardins hätte mit ...Mühe auseinandergesprengt werden können, allein Fürst Kaunitz trug ...nach dem Rückzuge der Ardennenarmee Bedenken, die Sambre zu ...reiten, und zog es vor, seine Truppen in die Hauptstellung bei ...öl zurückzuführen. Alle Wege über den waldigen Höhenzug zwischen ...s le chateau und Fontaine l'Evecque wurden durch Verhaue gesperrt, ...r Ort durch 4 Bat., 5 Schwad. besetzt. General Beaulieu, welcher ...0 Bat., 14 Schwad. von Arlon gegen Namur marschirte, und un...s (bei Cursoy) eine franz. Abtheilung von 6000 M. auseinander...te, erhielt Befehl, gegen die rechte Flanke der Ardennenarmee zu de...iren, was ohne Wirkung blieb.

Der Obergeneral Pichegru hatte sich kurz vorher an die Sambre gege...überzeugte sich hier von der Unzulänglichkeit der Angriffsmittel, und ...hl die Ankunft des General Jourdan zu erwarten, welcher (auf Car...Befehl) mit 49,000 M. der Moselarmee im Anmarsche war, und den ...Platz Arlon erreichte. Aber der Conventscommissär Saint Juste war ...dieser Meinung. In dem abgehaltenen Kriegsrathe, worin er den ...führte, erklärte er mit Stolz: „die Republik bedarf morgen eines ...; wählt zwischen einer Schlacht oder einer Belagerung." Pichegru ...unverzüglich wieder ab, weil er nicht zu widersprechen wagte. Des...s und Charbonier zogen eine Belagerung vor, um dadurch wenigstens ...s gewinnen.

Den 28. und 29. Mai überschritten die Franzosen zum dritten Male ...ambre bei Landelies, vertrieben die östreichische Abtheilung aus Fon...Evecque, ließen Charleroi durch eine Division einschließen, und nah...Stellung zwischen Gosselies und Fontaine l'Evecque. Auf dem ...Sambreufer blieben jedoch 2 Divisionen zwischen Maubeuge und ...Jourdan ging bei Dinant über die Maas, und näherte sich Char...(Beaulieu war bereits bei Namur angekommen.) — Auf die schon ...erhaltene Nachricht von Jourdan's Anmarsche hatte der Herzog von ...Verstärkungen an die Sambre abrücken lassen, und es waren jetzt ...0 M. hier vereinigt, über welche der Erbprinz von Oranien den Ober...erhielt. (An Kaunitzens Stelle trat der F.Z.M. Alvinczi.) Obgleich ...Erhaltung Charleroi's in Rücksicht auf Befestigung bisher wenig ge...worden war, glaubte man doch zu dessen Entsatz eine Schlacht liefern ...ssen, wozu folgende denkwürdige Einleitung getroffen wurde.

Schlacht bei Gösselies.

In der Nacht zum 1. Juni marschirte der Erbprinz, nach Zurücklas...zweier kleinen Detachements bei Bettignies und Merbes le chateau, ...Colonnen *ab, wovon die erste* (Latour mit 8 Bat., 10 Schwad.)

bei Chapelle-Herlaimont stehen blieb, die drei anderen zwischen Frasne und Sombref lagerten. Der Angriff auf die französ. Stellung sollte den 3. in fünf Colonnen geschehen.

Zur Deckung der Belagerung von Charleroi, welches seit dem 31. Mai lebhaft bombardirt wurde, hatten die Franzosen folgende Stellung genommen; 2 Divisionen und die Reservecavalerie zwischen les Basses Hayes (am Pietonbache), Gosselies und Ransart, eine Brigade bei Chatelet an der Sambre; zur Verbindung mit der Mitte stand eine Abtheilung bei Lambusart. Fontaine l'Evecque war durch eine Division besetzt, welche durch Abtheilungen in Forchies und Courcelle die linke Flanke des Beobachtungscorps deckte *). Bei dieser ausgedehnten Stellung in einem für alle Waffengattungen geeigneten Terrain würde ein Vorrücken mit concentrirten Streitkräften den entscheidendsten Erfolg gehabt haben; man glaubte aber damals den Feind zu verschiedenen Zeiten auf verschiedenen Puncten angreifen zu müssen, obgleich die jüngste Erfahrung bei Tourcoing (s. d.) gezeigt hatte, wie gefährlich es sei, das Schlachtfeld für ein Schachbret anzusehen.

Nach der Angriffsdisposition sollte die erste Colonne erst später gegen den linken Flügel der Franzosen wirken. Die zweite Colonne (General Geusau mit 2 Bat., 2 Schwad.) rückte früh 3 Uhr gegen Thumeon, und begann den Angriff mit einer Kanonade. Bald darauf rückte die dritte Colonne (Gen. Wernek mit 6 Bat. 14 Schwad.) gegen Pont à Migneloup, vertrieb die Franzosen von der vordersten Höhe, ward dann durch ein starkes Geschützfeuer aufgehalten, und marschirte zwischen der Chaussée und Thumeon auf. Die vierte Colonne (Gen. Wartensleben mit 10 Bat. 21 Schwad.) eroberte inzwischen Wagné und Hoppignies, und schritt hierauf zum Angriff gegen Ransart. Die fünfte Colonne (Gen. Quasdanovich mit 13 Bat. 13 Schwad.) rückte später über Fleurus auf der Straße nach Charleroi und sollte die Franzosen umgehen. Die erste Colonne (Gen. Latour 8 Bat. 10 Schwad.) hatte Befehl zwischen Forchies und Courielle durchzubrechen, sobald die Franzosen von den drei mittleren Colonnen beschäftigt sein würden. — Nachdem der Kampf in der Mitte eine Zeit lang gedauert hatte, wurden Gosselies und Ransart erstürmt, worauf die Franzosen sich auf den Höhen von Jumet zu concentriren suchten, was aber die Oestreicher durch wiederholte Angriffe vereitelten. Das Erscheinen der fünften Colonne in ihrer rechten Flanke bewog die Franzosen zum eiligen Rückzuge über die Sambre, wo die Artillerie der Verfolgung Schranken setzte. — Latour, von den übrigen Colonnen durch den Pietonbach getrennt, vertrieb die französ. Abtheilungen aus Forchies und bewog seinen Gegner ebenfalls zum Rückzuge; zwar sammelte sich die französ. Cavalerie hinter Fontaine l'Evecque und machte einige Angriffe, wurde aber nebst den übrigen Truppen über die Sambre gedrängt. — Der französische Verlust soll 2000, der östreichische nur 424 M. betragen haben. — Beaulieu's Abtheilung nahm keinen andern Antheil an diesen Ereignissen, als daß General Riese mit einigen Truppen nach Sombref, und 2 Bat., 3 Schwad. nach Templour geschickt wurden. — Die Früchte dieses Sieges, der ausschließlich der Tapferkeit der östreich. Truppen zugeschrieben werden muß, beschränkten sich auf den Entsatz von Charleroi; denn waren auch die Verluste der Franzosen unbezweifelt bedeutend, so erhielten sie doch schon am nächsten Tage durch Jourdan's Ankunft ein entscheidendes Uebergewicht, weshalb der Erbprinz von

*) *Man sehe die Uebersichtscharte im 3. Theile der Geschichte der Kriege in Europa, oder die Section Brüssel in dem großen Atlas von Weiß und Wörl.*

Oranien sich wieder in das Lager bei Rouvroi einschloß, ohne zuvor Charleroi in einen bessern Vertheidigungsstand gesetzt zu haben. Beaulieu blieb bei Namur. — Kaiser Franz hatte der Schlacht als Augenzeuge beigewohnt, und kehrte gleich darauf in seine Erbstaaten zurück, mit ihm Oberst Mack. Quellen wie bei Fleurus (s. d.).

Pz.

Sammelplatz, siehe Allarmplatz.

Sanct-Jacob, Schlacht am 26. August 1444, gleichbedeutend mit Birs (s. d.)

Sanction (pragmatische). Hierunter versteht man im engsten Sinne ein vom Landesherrn gegebenes Gesetz, welches für den Staat — sei es nun in Angelegenheit der Erbfolge, in religiöser oder polizeilicher Hinsicht — von großer Wichtigkeit ist und für alle folgende Zeiten gelten soll. Eins der wichtigsten ersterer Art war die p. S. Kaiser Karl's VI. Um allen künftigen Successionsunruhen vorzubeugen und die ganze Macht des Oestreichisch-Habsburgischen Hauses, von der er der einzige männliche Nachkomme war, beisammen zu erhalten, errichtete er am 19. April 1713 eine den östreichischen Hausverträgen gemäße Erbfolgeordnung, in Form einer p. S. Dieser zu Folge sollten die gesammten östreichischen Staaten beständig ungetheilt bleiben und in denselben zuvörderst des Kaisers männliche und in deren Ermangelung seine weiblichen Nachkommen, nach deren Abgang aber seines Bruders Joseph I. hinterlassene Töchter und deren männliche und weibliche Nachkommen, sodann seine Schwestern und ihre Descendenten beiderlei Geschlechts, und endlich alle abstammende Erben und Erbinnen des Hauses Oestreich, jedesmal nach dem Rechte der Erstgeburt und nach der Ordnung der Linealsuccession folgen. Diese Angelegenheit ward dem Kaiser mit jedem Jahre wichtiger, da er nach dem Tode seines einzigen Sohnes nur noch drei Töchter zeugte. Von seinem ältern Bruder, dem Kaiser Joseph I., aber, waren auch zwei Töchter vorhanden, und es schien also zweifelhaft, ob in dem Falle, wenn mit Karl VI. der östreichische Mannsstamm ausstürbe, in der Ordnung der Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt, eine Tochter des letztern Besitzers Karl VI., oder eine Tochter des vorher verstorbenen erstgebornen Bruders Joseph den Vorzug behaupten könne. Um diesem vorzubeugen und die Untheilbarkeit der östreichischen Erbländer zu sichern, ließ der Kaiser seine pragmatische Sanction vorerst von einer jeden Landschaft seiner verschiedenen Erbstaaten anerkennen, und sodann nicht nur vom gesammten deutschen Reiche, sondern auch von den vornehmsten europäischen Mächten eine förmliche Garantie derselben bewirken. Da ihm für diese Angelegenheit fast kein Opfer zu groß war, so erkannte er in dem Wiener Frieden den 30. April 1725 Philipp V. als rechtmäßigen König von Spanien an, und erhielt dagegen von ihm die Garantie seiner p. S. Im Jahre 1731 brachte der Kaiser die Sache an das Reich und am 11. Jan. 1732 erfolgte ein Reichsgutachten, wodurch die Gewährleistung der pragmatischen Sanction von allen drei Reichscollegien übernommen wurde. Baiern und Sachsen aber beharrten auf ihrem Widerspruch, und schlossen unter sich zu Dresden (4. Juli 1732) einen Freundschaftstractat auf drei Jahre, wodurch sie einander alle ihre deutschen Länder garantirten und sich, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, zu gegenseitiger Hilfe verbanden. Dagegen gelang es dem Kaiser, durch die geschickten Unterhandlungen des Grafen von Seckendorf, daß auch der König von Dänemark die Garantie der p. S. übernahm. Dieß geschah in einem Defensivbunde, der zwischen dem *Kaiser, Rußland und* Dänemark (am 26. Mai 1732) zu Kopenhagen

geſchloſſen wurde, und worin ſich dieſe drei Mächte zugleich den Beſitz aller ihrer Länder verſicherten. Endlich garantirte auch Frankreich im Wiener Präliminarvertrag den 3. Oct 1735 die p. S., erwarb aber dadurch das Herzogthum Lothringen mit aller Oberhoheit. — So große Opfer der Kaiſer ſeiner Lieblingsidee gebracht hatte, ſo waren ſie doch ſämmtlich fruchtlos geweſen. Bei ſeinem am 20. Oct. 1740 zu Wien erfolgten Tode war die öſtreichiſche Monarchie durch zwei höchſt unglücklich geführte Kriege (in Italien und gegen die Türken) äußerſt geſchwächt worden und die Finanzen in die ſchlechteſten Umſtände gerathen. Der Kaiſer hatte geglaubt, alles durch Unterhandlungen und Verträge ſichern zu können, was nur durch ſtarke und tüchtige Armeen und eine volle Schatzkammer geſichert werden konnte. Anſtatt Geld und Truppen hinterließ er ſeiner Erbtochter Urkunden. Er hatte nicht auf den letzten Rath des Prinzen Eugen gehört, welcher zu ſagen pflegte: „100,000 Soldaten ſind eine beſſere Gewährleiſtung als 100,000 Tractaten.“ Kaum hatte Maria Thereſia von den hinterlaſſenen Staaten ihres Vaters Beſitz genommen, und es den europäiſchen Höfen bekannt machen laſſen, als ſich das Ungewitter über ihrem Haupte zuſammenzog. Ihre Beſitznehmung gründete ſich auf ein dreifaches Recht: auf das Naturrecht, welches ſie zur Erbin beſtimmte; auf die p. S., welche dieſes Erbrecht beſtätigte, und auf die Bürgſchaft, die faſt alle Monarchen darüber geleiſtet hatten. Doch alle dieſe Umſtände blieben unbeachtet. Der Kurfürſt Karl Albrecht von Baiern verlangte, Kraft eines Teſtaments Kaiſer Ferdinands I. vom Jahr 1543, die Erbfolge. Auguſt III., König von Polen, Kurfürſt zu Sachſen, berief ſich auf viel neuere Rechte, die deſſen Gemahlin, Maria Joſepha, als erſtgeborne Tochter des Kaiſers Joſeph, älteſten Bruder Karl's VI. an dieſe Erbfolge hätte. Der König von Spanien Philipp V. erſtreckte ſeine Anſprüche auf alle Staaten des Hauſes Oeſtreich, und ging bis auf die Rechte der Gemahlin Philipp's II. zurück, welche eine Tochter Kaiſer Maximilian's II. war, von welcher Prinzeſſin Philipp V. nach der weiblichen Linie abſtammte. Der König von Sardinien, Karl Emanuel, wollte ſeine Anſprüche auf das Herzogthum Mailand geltend machen. Ludwig XV., König von Frankreich, nahm ſich des Kurfürſten von Baiern und des Königs von Spanien an, und ſuchte die Theilung der öſtreichiſchen Staaten unter dem Namen eines Schiedsrichters und Beſchützers der Mitbewerber zu begünſtigen. Als charakteriſtiſch verdient bemerkt zu werden, daß ein nicht chriſtlicher Monarch, Sultan Mahmud I., den chriſtlichen Monarchen ein höchſt rühmliches Beiſpiel von Standhaftigkeit in Beobachtung des Friedensſchluſſes (von Belgrad 1739) gab und ſich nicht für berechtigt hielt, dieſen zu brechen, ungeachtet der wahrſcheinlichen Hoffnung großer Vortheile und der dringenden Aufforderungen Frankreichs. — Der öſtreichiſche Erbfolgekrieg war die nächſte Folge des Todes Kaiſer Karl's VI., und es waren nicht die zahlloſen, wegen Anerkennung der p. S. abgeſchloſſenen Tractaten, ſondern die Treue der Völker, welcher Maria Thereſia die Erhaltung ihrer Monarchie verdankte. — (Vergl. C. G. Heinrich deutſche Reichsgeſchichte 7. und 8. Band. — K. F. Eichhorn deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte 4r. Thl. — J. C. v. Pfiſter, Geſchichte der Deutſchen, 5. Band. Rautenſtrauch, Biographie Marien Thereſiens. Wien und Presburg 1780.) Gtz.

Sandershauſen, Dorf in der kurheſſiſchen Provinz Niederheſſen, mit 400 Einwohnern.

Gefecht am 23. Juli 1758.

Der Herzog von Braunſchweig hatte am 23. Juni 1758 bei Crefeld

(ſ. d.) die überlegene franz. Armee unter dem Grafen Clermont geſchlagen, drang nunmehr auf dem linken Rheinufer vor, und ließ, während die Trümmer der Soubiſiſchen Armee und des Broglioſchen Corps ſich nach dem Main, Hanau und Frankfurt zurückzogen, ein kleines Corps unter dem Generallieutenant Prinz Caſimir von Iſenburg bei Marburg in Oberheſſen an der Lahn zurück, um die Streifereien des Feindes nach dem Heſſiſchen zu verhüten. Soubiſe detachirte daher den Herzog von Broglio mit einem ſtarken Corps die Alliirten aus Heſſen zu vertreiben, und wo möglich aufzureiben, um bei ſeinen Offenſivbewegungen ein freieres Spiel zu haben. Die Aufgabe des Prinzen Iſenburg war um ſo ſchwieriger, da er nicht nur gegen einen ſehr überlegenen Feind zu kämpfen hatte, ſondern ſein Corps auch aus größtentheils neugeworbenen Truppen beſtand, deren moraliſche Kraft nur durch die Bravour und Kriegserfahrenheit der Officiere gehoben wurde. Die geſammte Stärke des Corps betrug 2440 M. Infanterie und 480 Pferde mit 10 Geſchützen, während der Herzog von Broglio 5750 M. Infanterie, 1200 Pferde und 18 Geſchütze zu ſeiner Dispoſition hatte. Als im Juli die franz. Armee unter dem Prinzen von Soubiſe von Hanau aus nach Heſſen vordrang, konnte der Prinz Iſenburg dieß nicht verhindern, räumte daher Marburg und Caſſel, und bezog bei Sandershauſen oder Sondershauſen, eine halbe Meile von Caſſel, an der Straße nach Minden eine vortheilhafte Stellung. Der Herzog von Broglio hatte Befehl, die Alliirten unabläſſig zu verfolgen, während die Hauptarmee auf einem Tagemarſch Entfernung nachfolgte. Am 23. Juli Vormittags rückte die franzöſiſche Avantgarde in Caſſel ein, debouchirte um 11 Uhr aus dieſer Stadt, und ging über Siechenhof gegen Bettenhauſen vor, während die Cavalerie um 12 Uhr bei der neuen Mühle durch die Fulda und über Waldau in die Niederung vorrückte. Bettenhauſen war von der heſſiſchen Arrièregarde, 200 Jägern und 60 Huſaren beſetzt worden, welche Mittags, als die Franzoſen von mehreren Seiten angriffen, hinter den Bach im Dorfe zurückwichen, und die Brücke nebſt den anliegenden Häuſern und Gärten ſo lange behaupteten, bis das feindliche Geſchützfeuer ſie nöthigte, dieſen Punct aufzugeben, und ſich auf das Hauptcorps zurückzuziehen, welches auf den Höhen 3500 Schritt hinter Sandershauſen, an dem ſüdlichen Bergabfalle der Mindener Straße ſtand, worauf die Franzoſen ſich in den Beſitz des Defilés von Bettenhauſen ſetzten. --- Der rechte Flügel der Alliirten lehnte ſich an einen ſteilen, bewaldeten und ſehr ſteinigen Abhang gegen die Fulda, beſetzt von den heſſiſchen Jägern, 5 Grenadiercompagn., 1 Bat. Iſenburg und 3 Milizbataillonen. Den linken Flügel, der ſich an den minder ſteilen und für leichte Truppen gangbar bewaldeten Ellerbachgrund ſtützte, bildete ein Bat. Canitz. Die ganze Länge dieſer in einer Linie aufgeſtellten Infanterie betrug 11 bis 12,000 Schritt. In dem Ellerbacher Grunde und dem daran liegenden gleichnamigen Hofe, 1000 Schritt vorwärts, etablirten ſich die hannöverſchen Jäger, und ein halbes Infanteriebat.; ein Repliepoſten mit einer Kanone ſicherte die Verbindung mit dem Hauptcorps. Zur Beobachtung der linken Flanke wurden die heſſiſchen Huſaren auf der Höhe jenſeit des Ellerbachhofes aufgeſtellt. Von dem linken Flügel des Bat. Canitz bis zum Ellerbachgrunde befand ſich noch ein freier ebener Raum von 4—500 Schritt, auf welchen der Prinz die Dragoner von Prüſchink und Prinz Friedrich, in gleicher Front mit der Infanterie placirte. Die Artillerie wurde nach den damals herrſchenden Grundſätzen zu 2 und 2 Kanonen vor die Intervallen der 5 Bataillone, die 9. Kanone auf dem linken Flügel aufgeſtellt. Dieſe Poſition, welche nur eine Front von 1600 Schritt hatte, ſicherte al-

lerdings gegen Umgehungen und geſtattete einen freien Gebrauch der verſchiedenen Waffen, indeſſen fehlte ein 2. Treffen und eine Reſerve, weßhalb der Prinz, um das Erſte in etwas zu erſetzen, zwei Invalidencompagnien in ein Glied formirt aufſtellte, auf eine Reſerve jedoch nicht weiter Rückſicht nahm. — Die Franzoſen rückten in 3 Colonnen, jede eine Brigade ſtark, hinter Sandershauſen zum Angriffe vor. Einer jeden Colonne folgten 4 Escad. Cavalerie; die Regimentskanonen blieben bei den Bataillonen, und die Reſerveartillerie folgte der mittleren Colonne auf der Mindener Straße. Dieſe wurde aber bald vorgezogen, und begann um 2 Uhr ein lebhaftes Feuer, jedoch in zu großer Entfernung, und daher, ohne irgend eine Wirkung. Um die zweite Fläche etwas auszufüllen, ließ der Herzog von Broglio die Infanterie in ein Treffen aufmarſchiren, placirte in den Ellerbachgrund die Grenadiere, auf dem bewaldeten Thalrand der Fulde die Freiwilligen und die Cavalerie als 2. Treffen hinter der Infanterielinie. Dieſer erſte Aufmarſch war um ½ 2 Uhr vollendet, und obſchon die Grenadiere im Ellerbachgrund ſeit 2 Uhr engagirt waren, ſo verſtrichen mit Recognoſciren und andern Anordnungen immer noch mehrere Stunden, ſo daß erſt um 4 Uhr die ganze Linie zum Angriff ſchreiten konnte. — Der Herzog von Broglio, die Wichtigkeit des Ellerbachhofes erkennend, ließ denſelben durch ſeine Reſerveartillerie beſchießen und die Schweizerbrigade mit 3 Compagn. Grenadieren zum Sturm vorgehen. Als der Prinz von Iſenburg dieſen Punct durch ſo beträchtliche Streitkräfte bedroht ſah, faßte er den Entſchluß, ſeine Poſition zu verlaſſen und ſelbſt zur Offenſive überzugehen. Dieſe Bewegung entſchied ſeine Niederlage, denn der Herzog von Broglio, der dieſen Augenblick nur abgewartet zu haben ſchien, ließ ſeine Cavalerie ſofort durch die Intervallen der Infanterie brechen und einhauen. Zwar gelang es dem Prinzen von Iſenburg, eine Abtheilung Dragoner aus ſeinem zweiten Treffen hervorzuziehen und dem feindlichen Choc entgegen zu ſtellen, allein ſie wurden überflügelt und geworfen. Unter dem Schutze eines Infanteriebat. und einer herbeieilenden Schwadron ſammelten ſie ſich zwar wieder und trieben ſelbſt die franzöſ. Cavalerie zurück, geriethen aber auf 30 Schritte in das Feuer der Brigade Bavière, und wurden abermals genöthigt hinter ihre Infanterie zurückzuweichen und ſich dort zu ſammeln, ohne daß jedoch hierdurch den Franzoſen ein großer Vortheil auf dieſem Puncte entſprungen wäre. Eben ſo wenig hatten letztere bis jetzt auf ihrem linken Flügel ein Reſultat erzielen können, allein dennoch hatten durch das Vorrücken der Alliirten die Gefechtsverhältniſſe eine für ſie günſtige Wendung genommen. Es hatten ſich nämlich unerklärlicher Weiſe, ohne Befehl des Prinzen, die ſämmtlich bis dahin unthätig geweſene Infanterie der Alliirten näher an den Thalrand der Fulda gezogen, um mit den vorgegangenen Grenadieren wieder in Verbindung zu kommen, und hatte Stellung mit dem Rücken gegen den Grund, faſt rechtwinklig auf die frühere Poſition, genommen. Dagegn blieben die hannöverſchen Jäger und die Cavalerie in ihrer erſten Aufſtellung, und entbehrten dadurch aller Unterſtützung. Es ſcheint, als habe der Prinz Iſenburg dieſe Bewegungen ſeiner Infanterie zum größten Unglück für ſich nicht verhindern können. Während deſſen hatte der Herzog von Broglio ſeine ganze Infanterielinie eine Linksſchwenkung machen laſſen. Seine zahlreiche Cavalerie aber hielt die der Alliirten förmlich in Schach. So ſtand das Gefecht Nachmittags zwiſchen 6 u. 7 Uhr, als der Herzog von Broglio einen allgemeinen Angriff mit dem Bajonette anordnete. Nach kurzem Widerſtande wurden die Alliirten in den tiefen Grund der Fulda zurückgeworfen, und ihre Grenadiere und Jäger, in Front und Flanke lebhaft gedrängt, umringt

und zum größten Theil gefangen. Das Gefecht war völlig entſchieden. In der höchſten Unordnung zogen ſich die Alliirten auf dem einzig ſchmalen Wege im Thale zurück, während ihre Reiterei auf der Straße nach Minden die Arrièregarde bildete, und auf dem linken Flügel im Ellerbachgrunde der Kampf noch fortdauerte. Die Franzoſen, theils aus Ermattung, theils aus Vorſicht, ſendeten deßhalb den Fliehenden zwiſchen beiden Thalrändern nur kleine Detachements nach. In dem Ellerbachhofe wieſen inzwiſchen die hannöverſchen Jäger, im Verein mit einem halben Bat. Infanterie alle Angriffe noch immer kräftig zurück, als der geſchlagene rechte Flügel ſchon längſt auf dem Wege nach Minden floh. Erſt um 7 Uhr erhielten ſie den Befehl zum Rückzuge, den ſie, da der Ellerbachgrund unter dem feindlichen Artilleriefeuer lag, über Uſchlag ausführten und Abends 10 Uhr nach Minden gelangten. Die Alliirten hatten zwar einen bedeutenden Verluſt erlitten, denn 40 Officiere und 1000 Mann waren todt oder verwundet, 7 Kanonen verloren, indeſſen betrug des Feindes Verluſt noch weit mehr, vorzüglich durch den Kampf im Ellerbachgrunde und Hofe. Die Naſſauiſchen Huſaren trafen am andern Morgen in Minden ein und machten noch 150 Gefangene, eroberten 8 Kanonen, viel Bagage und in Ziegenhain abermals 14 Kanonen, viele Gewehre und bedeutende Munition. — (Vergl. Vorleſungen des preuß. Generalſtabes über den 7jährigen Krieg. Schlachten und Hauptgefechte des 7jähr. Kriegs, mit Bezugnahme auf den Gebrauch der Artillerie, von E. v. Decker.) 27.

Sandſäcke, Erdſäcke, ſind Säcke von grauer Sackleinwand, welche zu fortificatoriſchen Zwecken mit Erde, Kies oder Sand gefüllt und feſt zugebunden werden. Man hat ſie gewöhnlich von zweierlei Größe. Die größeren ſind 2½ Fuß lang und 1½ Fuß breit, ſo daß der gefüllte Sack 2 Fuß hoch und 1 Fuß im Durchmeſſer ausfällt, wobei er ungefähr 1 Kubikfuß Erde faßt und dann 100 bis 120 Pfund wiegt. Die kleineren ſind 2 F. lang und 1 F. breit, wo dann der gefüllte Sack 1½ F. hoch und 8 Zoll im Durchmeſſer wird, ungefähr ½ Kubikfuß Erde faßt und gegen 50—60 Pfund wiegt. Die kleinen Sandſäcke beſitzen den weſentlichen Vortheil, daß ſie von einem Mann leicht gehandhabt werden können. Zum Zubinden dient eine angenähte Doppelſtrippe von Sackband. Drei Mann, von denen der eine aufhält, der andere einſchaufelt, der dritte zubindet, können in einer Stunde von den größeren 30 von den kleineren 60 Stück füllen. — Dieſe Sandſäcke ſind ein für die Befeſtigungskunſt ſo nützliches Requiſit, daß ſie faſt bei allen Befeſtigungsanlagen, namentlich bei ſolchen, wo ſchnell eine nothdürftige Deckung erlangt werden ſoll, Anwendung finden können, leider aber ſind ſie nicht immer in erforderlicher Menge vorhanden, oder fehlen wohl ganz. Dieſem Mangel könnte aber dadurch leicht abgeholfen werden, wenn jeder Mann 2 bis 3 leere Sandſäcke bei ſeinem übrigen Gepäck mitführte. Die Belaſtung würde dadurch unbedeutend vermehrt, und die Mannſchaft könnte ſich dieſer Säcke gewiß oft auch bei manchen andern Gelegenheiten mit Nutzen bedienen. Einige Beiſpiele ihrer Anwendung werden genügend beweiſen, welches vortheilhafte Material ſie für die Befeſtigungskunſt abgeben. So gewähren ſie für die auf den Bankets ſtehenden Vertheidiger ein vortreffliches Deckmittel gegen das immer gefährlicher werdende Schützenfeuer. Drei gefüllte Sandſäcke ſind erforderlich, um für einen Banketvertheidiger eine ſogenannte Sandſackſcharte zu bilden. Zwei derſelben werden auf die Bruſtwehrkrone ſo aufgelegt, daß ſie inwendig 3 Zoll, äußerlich aber 18 Zoll von einander entfernt ſind, mit dem 3. Sack aber wird die innere enge Oeffnung noch überdeckt, wodurch dann der dahinter

ſtehende Vertheidiger bis auf 5½ F. gegen Flintenfeuer gedeckt ſteht. Eben ſo können ſie auch dazu verwendet werden, um Bankgeſchützen, wenn Erdbonnets oder andere Deckungen nicht vorhanden ſind, in kurzer Zeit eine Bonnetſcharte (ſ. Bank) zu verſchaffen. Sie werden dann wie Mauerſteine über einander auf die Bruſtwehrkrone aufgelegt. Bei hinlänglichem Vorrathe kann man von ihnen ganze Bruſtwehren erbauen, wenn der Bauplatz das geeignete Material nicht darbietet. So wurde bei der bekannten Belagerung von Gibraltar eine 950 Schritt lange und 12 F. hohe Bruſtwehr mit 160,000 Sandſäcken in einer Nacht aufgeführt. Außerdem verwendet man ſie als Verkleidemittel, zum Auflegen auf Blockdecken, zu Ausfüllung von Schanzkörben und Schießſcharten, zum Verdämmen der Minen, bei Befeſtigungen von Gebäuden und dergleichen mehr.

P.

Sandwich, Eduard Montague, Graf von, gleich ausgezeichnet als Admiral, General und Staatsmann, war im J. 1625 in der Grafſchaft Nort-Hampton in England geboren und trat ſehr jung in Kriegsdienſte, da er bereits im Auguſt 1643 ein Regiment für das Parlament gegen König Karl I. errichtete. An der Spitze deſſelben zeichnete er ſich beim Sturm auf Lincoln aus und, focht, kaum 20 Jahr alt, in den Schlachten von Marſtonmoor und Naſeby. Von der Grafſchaft Huntingdon zum Mitgliede des Unterhauſes erwählt, trat er in das Parlament, bevor er das dazu erforderliche Alter erreicht hatte und erhielt unter der Regierung des Protectors Cromwell eine Anſtellung beim Schatzamte. Nach dem Frieden mit Holland (1634) vertauſchte er den Land- mit dem Seedienſt und wurde dem Admiral Blake (ſ. d.) im mittelländiſchen Meere beigegeben. Im Jahre 1657 erhielt er als Admiral den Oberbefehl über eine Flotte, deren Beſtimmung hauptſächlich dahin ging, die Bewegungen der Holländer zu beobachten und den Franzoſen bei der Eroberung von Dünkirchen behilflich zu ſein. Er entledigte ſich dieſes Auftrages mit ſo viel Muth als Vorſicht und trug weſentlich zur Eroberung von Dünkirchen bei. Nach der Schlacht bei den Dünen (ſ. d.) begab er ſich zum Marſchall Turenne, um mit dieſem wegen der Mittel zur Fortſetzung des Krieges Rückſprache zu nehmen, nahm aber bald darnach ſeine Entlaſſung und zog ſich auf ſeine Güter zurück. Nach dem Tode Cromwell's erhielt er von deſſen Sohn 1659 den Oberbefehl über eine Flotte, welche vereint mit einer holländiſchen nach dem baltiſchen Meere ſegelte, um den Fortſchritten des Königs von Schweden (Karl X. Guſtav) gegen Dänemark Einhalt zu thun und nöthigenfalls durch Gewalt den Frieden unter den nordiſchen Mächten zu vermitteln. Die Folge dieſer Expedition war die Aufhebung der Belagerung von Kopenhagen und der Friede mit Dänemark. Während Montague noch mit der Flotte im baltiſchen Meere ſtationirte, erhielt er vom Kronprätendenten die Aufforderung, den Dienſt des Parlaments zu verlaſſen und die Flotte nach England zurückzuführen, um zur Wiederherſtellung der Königswürde mitzuwirken. Unter dem Vorwande, daß es ihm an Lebensmitteln fehle, kehrte er mit der Flotte nach England zurück, erfuhr aber bei ſeiner Ankunft, daß das Parlament noch in voller Kraft herrſche und er ſelbſt der Verrätherei angeklagt ſei. Ohne ſich durch dieſe Ereigniſſe ſchrecken zu laſſen, erſchien er in London und führte ſeine Vertheidigung vor dem Parlamente auf eine ſo geſchickte Art, daß dieſes ſich begnügte, ihm ſein Commando zu nehmen. Er ſollte jedoch nicht lange in Zurückgezogenheit leben, denn bald darauf trug ihm der Staatsrath in Verbindung mit dem General Monk das Commando über die Flotte auf. Er ſegelte ſofort nach der holländiſchen Küſte und vor

Scheveningen angekommen, bewog er seine Officiere sich Karl II. zu unterwerfen, welcher sich mit seinem Bruder, dem Herzog von York, an Bord der englischen Flotte begab. Hierdurch trug er wesentlich zur Thronbesteigung Karl's II. bei, den er nach England geleitete. Zwei Tage nach seiner Landung (Mai 1660) ertheilte ihm der König den Orden des Hosenbandes und ernannte ihn zum Baron Montague von Saint Neoth, Viscount Hinchinbroke und Grafen von Sandwich, welchen letztern Titel er fortan führte. Kurze Zeit darauf ward er zum Mitgliede des Geheimeraths, Admiral der Flotte im Canal und zum Lieutenant des Herzogs von York ernannt. Beim Ausbruche des Krieges in Holland im J. 1664 trug der Graf von S. an der Spitze der Flotte von der blauen Flagge wesentlich zur Wegnahme vieler feindlichen Schiffe bei. In der Seeschlacht vom 3. Juni 1665, wo die Holländer ihren Admiral Opdam und neunzehn Kriegsschiffe verloren, schrieb man die Ehre des Sieges größtentheils ihm zu. Den 4. Sept. desselben Jahres eroberte S. noch acht holländische Kriegsschiffe, zwei Ostindienfahrer und 20 Kauffartheischiffe. Nach seiner Rückkehr ward er nach Madrid gesandt, vermittelte dort den Frieden zwischen Spanien und Portugal und schloß 1668 mit dem Hofe zu Madrid einen für England sehr vortheilhaften Handelsvertrag ab. Beim Wiederausbruche des Krieges mit Holland 1672 erhielt S. abermals den Befehl über die blaue Escadre. Der holländische Admiral de Ruyter ging mit einer Flotte von 91 Linienschiffen und 44 Brandern in See und näherte sich am 28. Mai gegen Abend der englischen Flotte, welche vereinigt mit einer franz. unter dem Marschall d'Estrées bei Solebai vor Anker lag und wenig Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. S. befehligte die Avantgarde, und nur seiner Entschlossenheit und Vorsicht verdankte man an diesem Tag die Rettung der Flotte. Er ging mit seiner Abtheilung den Holländern entgegen, griff sie an und verschaffte dadurch dem Haupttreffen Zeit, sich zu ordnen. S. schlug sich an diesem Tage mit beispiellosem Muthe. Schon war sein Schiff ganz durchlöchert, von 1000 M. Besatzung nur noch 400 übrig, als dasselbe durch einen feindlichen Brander in Flammen gerieth. Vor der Gefahr gewarnt, konnte er sich doch nicht entschließen, das Schiff zu verlassen und fand seinen Tod mit dem größten Theil seiner Officiere in den Flammen. Vierzehn Tage nach der Schlacht fanden die Einwohner von Harwich den am Ufer angeschwommenen Körper, welcher an dem Orden des Hosenbandes, den er in der Schlacht getragen, erkannt wurde. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, auf Befehl des Königs nach London gebracht und mit großen Feierlichkeiten in der Westminsterabtei beigesetzt. Ueber die militairischen Talente und die persönliche Tapferkeit des Grafen von S. gab es nur eine Stimme, dagegen warf man ihm nicht mit Unrecht als Staatsmann ein höchst inconsequentes Benehmen vor, denn er hatte allerdings zum Sturz Königs Karl I. mitgewirkt und dann dem Protector Cromwell die Krone angetragen. Nichts desto weniger überschüttete ihn Karl II. mit Gunstbezeugungen. — (Vergl. Dr. Hume, Geschichte von Großbritannien, 2. Band. — Biographie universelle. Tom. 29.)

Gtz.

Sanitium, das heutige Sentina in der Delegation Urbino, im Kirchenstaate.

Schlacht 295 vor Chr. Geburt.

Während der Kriege zwischen den Römern und Samnitern, welche schon 342 v. Chr. Geb. begannen, und mit der gänzlichen Unterwerfung der Samniter *und Etrurier* endigten, schwankte das Kriegsglück häufig.

Im J. 297 wurde bei Tifernum (Stadt in Umbrien) gefochten; das Jahr darauf brach ein samnitisches Heer in Campanien ein und schleppte unermeßliche Beute zusammen, welche ihm jedoch größtentheils im Gefecht bei Vulturnum durch den Consul Appius Claudius wieder abgenommen wurde. Indessen vereinigten sich die Samniter mit den Etruskern, Umbriern und Galliern bei Clusium in Etrurien, bezogen zwei getrennte Lager, und überfielen, während der Consul Fabius nach Rom gereist war, die in der Nähe unter dem Proprätor L. Scipio lagernden römischen Truppen, welche beinahe gänzlich vernichtet wurden. Auf diese Nachricht zogen die Consuln Q. Fabius, Maximus und Publius Decius Mus mit vier Legionen Fußvolk, einer zahlreichen römischen Cavalerie und noch 1000 campanischer Reiterei aus Rom, überschritten die Appenninen, erreichten unangefochten die Nähe von S. u. schlugen hier in einer Entfernung von 4000 Schritt vom Feinde zwei Lager auf, die sich gegenseitig unterstützen konnten. Ihre Gegner waren ihnen an Zahl bedeutend überlegen. Die Gallier und Samniter allein sollen 140,330 M. Fußvolk und 46,000 Reiter unter den Waffen gehabt haben. Diese lagerten vereint, getrennt von ihnen die Umbrier und Etrusker. Erstere sollten am Schlachttage die römischen Legionen beschäftigen, Letztere deren Lager bestürmen. Dieser Plan ward aber verrathen und die Consuln sandten sofort Eilboten an die Prokatoren Fulvius und Posthumius, welche zur Deckung Roms zurückgeblieben waren, mit dem Befehle, sogleich nach Etrurien aufzubrechen und dort alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Bei dieser Nachricht verließen die Etrusker und Umbrier ihre Bundesgenossen, um ihr Land zu beschützen, und die Römer trafen nun sofort Anstalten, ihren dadurch geschwächten Gegner anzugreifen. Zwei Tage vergingen mit unbedeutenden Gefechten, am dritten rückten beide Heere in die Ebene zur Schlacht und standen einander bereits gegenüber, als ein zufälliger Umstand das Vertrauen der Römer zum Siege erhöhte. Eine von einem Wolfe verfolgte Hündin kam von dem Gebirge herab auf die Ebene zwischen beide Heere, wo der Wolf die Hündin verließ, und nach den Römern, diese aber nach den Galliern zu lief. Die Gallier standen auf dem rechten Flügel, auf dem linken die Samniter, letztern gegenüber befehligte Fabius die erste und dritte Legion, gegen die Gallier aber Decius die 5. und 6. Legion. Der erste Angriff wurde von beiden Theilen mit gleichem Ungestüm ausgeführt, dagegen gestaltete sich der Kampf auf beiden Flügeln sehr verschieden. Auf dem rechten Flügel der Römer, wo Fabius befehligte, verfuhr man mehr vertheidigungsweise, da der alte erfahrene Feldherr wohl wußte, daß die Körperkraft der Gallier sehr bald den heftigen Anstrengungen und besonders der starken Hitze unterliegen würde, weßhalb er bis zu jenem Zeitpunct seine Kräfte aufsparte. Auf dem andern Flügel hingegen, wo der jugendliche Decius befehligte, wurden alle Mittel auf den ersten Stoß verwendet. Da der Angriff seines Fußvolks aber seinen Erwartungen nicht entsprach, setzte er sich selbst an die Spitze der Reiterei, drang zweimal ohne Erfolg in den Feind ein und ward endlich das drittemal, als ihm die Gallier mit Streitwagen und Karren entgegenrückten, zurückgeschlagen. Nachdem alle Versuche, seine Truppen wieder vorwärts zu führen, gescheitert waren, weihte er sich, wie er es früher gelobt, dem Tode, stürzte sich in das heißeste Getümmel und erlag bald den feindlichen Geschossen. Dieses Opfer, statt die Truppen zu entmuthigen, feuerte sie vielmehr zu neuer Thatkraft an. Als daher in diesem kritischen Augenblicke die Legaten Cornelius Scipio und Cajus Martius, welche Fabius aus dem Hintertreffen abgesandt hatte, mit Verstärkungen anlangten, wurde das Gefecht auf die-

sem Puncte wieder hergestellt. Fabius, welcher unterdessen auf dem rechten Flügel den Feind nur hingehalten hatte, gab jetzt, als er sah, daß der feindliche Angriff schwächer wurde, den Anführern der Reiterei den Befehl, mit ihren Schwadronen die Samniter zu überflügeln und ihnen auf ein gegebenes Zeichen mit Ungestüm in den Rücken zu fallen. Er selbst rückte mit dem Fußvolke langsam vor, und als er bei dem Feinde nur geringen Widerstand fand, zog er sämmtliche Reserven an sich, drang rasch mit den Legionen vor und gab der Reiterei das Zeichen zum Angriff, welchen jedoch die Samniter nicht aushielten, sondern eiligst an der Schlachtordnung der Gallier vorbei nach ihrem Lager flohen, während diese in dicht geschlossenen Reihen noch Stand hielten. Fabius, welcher jetzt den Tod seines Amtsgenossen erfuhr, befahl hierauf dem 500 M. starken Reiterflügel der Campaner das Treffen zu verlassen und durch eine Wendung den Galliern in den Rücken zu fallen. Ihnen mußten die Principes der dritten Legion mit dem Befehl folgen, den durch den Angriff der Reiterei in Unordnung gerathenen Feind zu verfolgen und niederzuhauen. Fabius selbst, nachdem er vorher dem Jupiter Victor einen Tempel gelobt hatte, brach nun nach dem Lager der Samniter auf. Dicht vor dem Lagerwalle, dessen enge Eingänge die Menge der Flüchtigen nicht zu fassen vermochten, kam es zu einem neuen Gefechte, bei welchem der Feldherr der Samniter Gellius Egnatius sein Leben verlor. Die Samniter wurden in ihre Verschanzungen getrieben, welche die Römer nach kurzem Gefechte eroberten, die Gallier hingegen von hinten umzingelt und größtentheils gefangen. Dieß war der Ausgang einer der wichtigsten Schlachten, welche die Römer bisher gewonnen hatten. Wenn eines Theils die Aufopferung des Decius viel dazu beitrug, das Unglück, welches seine frühere ungestüme Hitze herbeigeführt hatte, abzuwenden, so gebührt der größere Ruhm dem Fabius, welcher durch Tapferkeit und ruhige Besonnenheit den endlichen Sieg herbeiführte. An diesem Tage fielen 25,000 Feinde und 8000 geriethen in Gefangenschaft; aber auch für die Römer war es ein blutiger Sieg, denn von den Legionen des Decius waren 7000 und von denen des Fabius 1200 geblieben. Der Körper des erschlagenen Consuls Decius ward erst am Tage nach der Schlacht unter einem Haufen todter Gallier gefunden. Die Schlacht bei S. war für die Samniter so unheilvoll, daß von den 5000 M., welche der allgemeinen Niederlage entgangen waren und sich durch das Land der Pelignaner zurückzuziehen suchten, noch 1000 Mann auf der Flucht erschlagen wurden. (Vergl. Titus Livius Römische Geschichte. Buch 10. Cap. 27—29. Catrou et Rouillé Histoire Romaine Tom. 5. Rollin, Römische Historie. 3r Band.) Gtz.

Santa Anna, Antonio Lopez de, ehemaliger Präsident des Freistaates Mexico, war beim Ausbruch der Insurrection daselbst Oberster eines Regiments, und schloß sich seinem Waffenbruder, dem Obersten Agostino Iturbide, an, als dieser im Jahre 1821 den Plan zu einer veränderten Regierungsform in Mexico entwarf. Iturbide, früher ein treuer Anhänger der königlichen Partei, besaß das Vertrauen des spanischen Vicekönigs Apodaca. Letzterer empfing im Jahre 1820 von Spanien aus den Auftrag, die Constitution zu proclamiren, welche Ferdinand VII. im Mutterlande beschworen hatte, zugleich aber auch die Weisung, die Einführung derselben nach Möglichkeit zu hintertreiben. Da nun der zeitherige Befehlshaber der Armee der neuen Ordnung der Dinge ergeben war, so wurde er abberufen und Iturbide erhielt diesen Posten, um die Pläne der Regierung zu unterstützen. Anstatt aber die erhaltenen Instructionen auszuführen,

bewirkte dieſer am 21. Februar 1821 die Inſurrection, nach welcher Mexico einen von Spanien unabhängigen Staat bilden, als ſolcher aber von Ferdinand VII. oder einem ſpaniſchen Prinzen regiert werden ſollte. Zwei Monate darnach ſah ſich Iturbide im Beſitz der meiſten Provinzen des Innern, und als es S. A. gelang, die Provinz Vera Cruz zum Aufſtande zu bewegen, gerieth die Hauptſtadt, welcher nun faſt jede Verbindung abgeſchnitten war, in die größte Bedrängniß, und der Vicekönig legte ſeinen Poſten nieder. Der bald darauf von Spanien geſandte neue Vicekönig O'Donoju unterzeichnete die neue Verfaſſung, ſtarb aber noch vor Ende des Jahres, und als man im Mai 1822 in Mexico erfuhr, daß man im Mutterlande den geſchloſſenen Vertrag nicht genehmigt, wurde Iturbide zum Kaiſer ausgerufen. Deſſen etwas ſtrenge Herrſchaft erregte jedoch bald Mißfallen und als endlich ein kaiſerlicher Befehl den General S. A. vom Commando der Truppen in Veracruz, angeblich wegen läſſiger Betreibung der Belagerung des Caſtelles von San Juan de Ulloa abrief, ſo weigerte ſich dieſer zu gehorchen, rief zu Vera Cruz die Republik aus und wußte ſogar die gegen ihn abgeſandten Generale Echavari und Cartazar am 1. Febr. 1823 zu einer Uebereinkunft zu bewegen. Als Iturbide vergeblich mehrere Verſuche zu einem gütlichen Vergleich gemacht hatte, legte er am 20. März die Kaiſerkrone nieder. S. A. ſpielte von da an eine wichtige Rolle in dem politiſchen Leben Mexico's. Er machte dem zuſammengetretenen Congreſſe ſeine Anſprüche auf die geſetzgebende Gewalt ſtreitig, und nur durch Klugheit, Nachgiebigkeit und mit britiſcher Hilfe wurde er bewogen, die ſeinem Befehle untergebenen Truppen zur Dispoſition des Congreſſes zu ſtellen. Er zog ſich ſcheinbar beruhigt auf ſein Landhaus bei Jalapa zurück und lebte dort mehrere Jahre entfernt von allen politiſchen Geſchäften. Im J. 1828 mußte dem Geſetze zu Folge der zeitherige Präſident Guadaloupe Vittoria die Präſidentſchaft niederlegen, und am 1. Sept. wurde der zeitherige Kriegsminiſter Don Gomez Pedraza zum Präſidenten erwählt. Plötzlich trat S. A. zu Gunſten des Generals Guerrero auf, ſammelte ſchnell 800 M., bemächtigte ſich des Forts Perote, auf der großen Straße von Mexico nach Vera Cruz, zog dort Verſtärkungen an ſich, und ſuchte ſo ſeine Forderungen mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Die Regierung dagegen erklärte ihn für einen Verräther und ſendete den General Rincon mit 5000 Mann gegen ihn. Nicht ſtark genug, um dieſem die Spitze bieten zu können, verließ S. A. ſeine Stellung ohne Schwertſtreich, zog nach Tehuacan und von da nach Oaxaca, wo es ihm in kurzer Zeit gelang, den ganzen Süden der Föderativſtaaten aufzuregen. Indeß war in der Hauptſtadt unter Leitung des Generals Lobato ein Aufſtand zu Gunſten Guerrero's entſtanden, welcher damit endete, daß dieſer am 1. Januar 1829 zum Präſidenten ernannt wurde. S. A. beeilte ſich die neue Verwaltung anzuerkennen und wurde zum Befehlshaber deſſelben Heeres ernannt, welches zu ſeiner Unterwerfung beſtimmt geweſen war, gleichzeitig erfolgte ſeine Ernennung zum Gouverneur von Vera Cruz. Als 1829 Spanien einen Verſuch zur Wiedereroberung von Mexico machte, ward S. A. von dem Congreſſe mit den ausgedehnteſten Vollmachten zur Vertheidigung der Republik verſehen. Er war ſchon Anfangs Juli zu Vera Cruz mit Zuſammenziehung eines Truppencorps zur Vertheidigung der Küſte beſchäftigt geweſen, hatte auf alle Schiffe in dem dortigen Hafen ein proviſoriſches Embargo gelegt und die Kaufleute gezwungen, ihm 40,000 Piaſter zu den nöthigen Rüſtungen zu zahlen. Ein ſpaniſches Corps von 3300 Mann, darunter 600 Reiter, unter dem General Iſidoro Barradas landete den

7. Juli bei Tampico nördlich von Vera Cruz. S. A. brach sofort mit nigen tausend Mann dorthin auf, schlug dasselbe in mehreren kleinen Ge chten, schnitt ihm alle Zufuhr ab, und nöthigte es endlich im September i einer Capitulation, mittelst welcher sämmtliche spanische Truppen den Eid isteten, nie wieder gegen Mexico zu fechten und nach der Havannah ein= eschifft wurden. Abermals zog sich S. A. ins Privatleben zurück, bis im Jahre 1832, wo er an der Spitze der Garnison von Vera Cruz der Regierung den Gehorsam aufkündigte. In einem Gefechte gegen die Re ierungstruppen unter General Calderon am 3. März zog er den Kürzern, behauptete dagegen Vera Cruz, besetzte Puente Nacional, brach hierauf mit 9,000 Mann gegen Orizaba auf, erfocht am 1. Oct. bei Puebla einen Sieg über den General Facio, und erschien am 17. vor der Hauptstadt. Während der nun folgenden Belagerung derselben kam es zu mehreren Gefechten, in welchen beide Parteien mit abwechselndem Glücke fochten und deren endliches Resultat ein am 11. December geschlossener Waffenstillstand war. S. A. hatte indessen seine Zwecke erreicht, denn er wurde bei der im Mai 1833 erfolgenden Wahl zum Präsidenten erwählt. In einer von ihm erlassenen Proclamation versprach er nach den freisinnigsten Grundsätzen zu regieren und die ihm anvertraute Gewalt nie zu mißbrauchen. Doch die spanische Partei blieb nicht unthätig; die Geistlichkeit, welche von Aufhe= bung des Zehnten und von Freiheit des Cultus hörte, die Armee, welche man mit Verminderung bedrohte und die überwundene Partei, welche auf Rache sann, verfolgten sämmtlich geheime Plane zu Umstürzung der beste= henden Ordnung. Im Staate Valladolid brach die Empörung zuerst aus. Ein Oberster, Namens Escalada, rief an der Spitze einiger Soldaten Santa Anna zum Dictator aus, ihm schlossen sich noch ein gewisser Perez Palacius zu Cuernavaca und Canaliza zu Queretaro an, endlich auch der General Duran. Nach langem Zögern traf S. A. Anstalten, die Em= pörung zu unterdrücken. Er rückte Anfang Juni mit der ganzen Reiterei aus Mexico, wurde aber unterwegs von den Truppen zum Dictator aus= gerufen, und als er sich weigerte die Dictatur anzunehmen, vom General Arista verhaftet. Indeß gelang es ihm bald zu entfliehen, 1500 M. in Puebla zu sammeln und mit diesen nach Mexico zu marschiren, wo er mit großem Enthusiasmus empfangen wurde. Die Truppen, welche sich früher seiner Person bemächtigt hatten, beharrten nichts desto weniger auf der Dic= tatur, und es mußte deßhalb gegen diese ein neuer Feldzug unternommen wer= den. Trotz der Hindernisse, welche denselben namentlich durch die Cholera, welche binnen 5 Tagen 2000 M. hinraffte, in den Weg gelegt wurden, brachte er doch ein Heer von 10,000 M. zusammen, schlug die Generale Duran und Arista den 5. und 9. October bei Guanaxuato, welche Stadt er besetzte, und kehrte am 27. Oct. nach Mexico zurück. Alles schien am Ende des Jahres 1833 auf eine dauerhafte Ruhe hinzudeuten. General Duran, der sich auf seiner Flucht nach Oaxaca mit Canalero vereinigt hatte, war vom General Gomez geschlagen und genöthigt worden, seinen Zufluchtsort zu ver= lassen, worauf beide mit ihren Anhängern capitulirten und nach Central= amerika auswanderten. Selbst der gefürchtete General Bravo, der aufs neue eine Erklärung erlassen, worin er die Nation aufforderte, S. A's Re= gierung zu stürzen und zur legalen Begründung der künftigen Regierungs= form einen Nationalconvent zu berufen, sah sich in seinen Verschanzungen bei Chilapa von 4000 M. eingeschlossen und zur Unterwerfung genöthigt. Indessen erregten die Einziehung der Kirchengüter, deren Werth sich auf 100 Millionen Dollars *belief, so wie* die Reformen beim stehenden Heere, um

eine jährliche Ersparniß von 4 Millionen Dollars zu bewirken, bei der Geistlichkeit, so wie beim Militair große Unzufriedenheit. Letzteres empörte sich gleichzeitig in Mexico, Puebla, Orizaba und Cordoba. Auf Empfehlung des Bischofs wurde der Gouverneur von Puebla im Monat Mai 1834 zum Chef der Verbündeten ausgerufen. Der Congreß sah sich genöthigt seine Sitzungen aufzuheben, während S. A. sich nach Tacubaya begab, allein zugleich die zweckmäßigsten Mittel ergriff, um der Bewegung Herr zu werden. Queretaro, wo die Truppen Widerstand leisteten, wurde belagert und erobert, Puebla nach einem hartnäckigen Kampfe ebenfalls, und bald hatte er die Zügel der Regierung wieder in seinen Händen vereinigt und eröffnete den 4. Januar 1835 den mexicanischen Congreß. Aber bereits im März dieses Jahres brachen neue Unruhen aus, an deren Spitze der General Alvarez stand. S. A. zog mit 3500 M. den Insurgenten entgegen, welche 5000 M. stark mit einem beträchtlichen Artillerietrain in der Ebene von Guadalupe bei Zacatecas standen, brachte ihnen am 6. Mai eine bedeutende Niederlage bei, griff sie zwei Tage darauf abermals an und erfocht einen vollständigen Sieg. Hierauf fand eine gänzliche Veränderung in der Regierungsform von Mexico statt. Die föderativ-republikanische Verfassung wurde in eine Centralregierung verwandelt und S. A. zu deren oberstem Cheff ernannt. In jeder Stadt der Union wurde der letzte Sieg des Präsidenten mit Freudenfesten gefeiert, ihm der Titel: „Retter der Nation" zuerkannt, und auf dem Siegesfelde sollte ihm ein Denkmal errichtet werden. Während dessen sich der Congreß zu Einführung der neuen Regierungsform in außerordentlichen Sitzungen versammelte (Monat Juli) zog sich S. A. zur Widerherstellung seiner Gesundheit auf sein Landgut zurück. Neue Unruhen erregte die Ende 1835 von der Provinz Texas gegebene Unabhängigkeitserklärung. In Mexico selbst herrschte nicht die beste Stimmung, und während S. A. am 3. Dec. in San Louis Potosi über 6000 Mann Truppen Heerschau hielt, und bereits 2000 M. nach der insurgirten Provinz abgesendet hatte, welche am 8. Dec. in Salinas angelangt waren, wurde in der Hauptstadt am 6. Dec. eine Verschwörung entdeckt, welche die Ermordung S. A's und seiner Minister bezweckte, aber ohne Folgen blieb. S. A. setzte seinen Marsch nach Texas fort, rückte den 23. Februar 1836 in die Hauptstadt Bejar ohne Widerstand ein, unternahm am 6. März früh 5 Uhr mit 1500 M. einen Sturm auf das Fort und drang in vier Colonnen fast zu gleicher Zeit in dasselbe ein. Gegen 500 Mann nebst ihren Hauptanführern wurden nach verzweifelter Gegenwehr niedergehauen, der Rest gefangen. Nach Einnahme dieses Schlosses überschritt S. A. den Rio Colorado und die Stromarme des Brazos, wobei er Matagorda, San Felipe de Austin, Brasorio, Harrisburg oder Neuwashington, ganz Tavico und mit Ausnahme von Galveston und Valasco, alle Niederlassungen der Texaner bis auf wenige Leguas vom Sabinefluſſe besetzte. Hier wurde S. A. und sein Vortrab (den 21. April) von den nur noch 700 M. starken Texanern in einem Gehölze überfallen, als die Truppen eben mit Kochen und Reinigung der Armatur und Kleidungsstücke beschäftigt waren. Im Berichte des Anführers der Texaner, General Honston, hieß es: „Es war größtentheils ein Kampf Mann gegen Mann, unsere Schützen schlugen die Feinde mit dem Kolben nieder; um halb 5 Uhr war der Feind völlig geschlagen, und wir verfolgten sein Hauptcorps bis in die Nacht; wir zählten 2 (?) Todte und 23 Verwundete; der Feind hingegen an Todten 630 M. Verwundet wurden ihm 208 M. 730 Gefangene sind in unsere Hände *gefallen*, unter diesen der Präsident und Obergeneral S. A. Gegen 600

usketen, 300 Säbel und 200 Piſtolen wurden auf dem Schlachtfelde genommelt." Der in Gefangenſchaft gerathene General S. A. willigte am ge nach dem Gefecht, um ſein und ſeiner Mitgefangenen Leben zu ret-, ein, das Gebiet von Texas bis an den Rio Colorado zu räumen und rieb deßhalb an den rückwärts ſtehenden General Fileſola, demgemäß ſeine aßregeln zu treffen. Als die Kunde von dieſem unerwarteten Schlage Mexico eintraf, trat am 26. Mai der Congreß zuſammen und wies ch ein Decret den interimiſtiſchen Präſidenten Don Joſe Corro an: „ſo ich Maßregeln zu ergreifen, um die Ehre der mexicaniſchen Waffen zu ten;" hiernächſt ward er ermächtigt, die Armee zu verſtärken. Der dritte tikel dieſes Dekrets beſagte: „die Regierung betrachtet jede Verpflichg und Bedingung, welche General S. A., ſo lange er Kriegsgefangener , mit den Inſurgenten eingehen dürfte, als null und nichtig." Ein zweiDecret ſchrieb vor, bis zur Befreiung des Präſidenten alle Fahnen der mee mit Trauerflor zu umhüllen und bot jedem, der zu ſeiner Befreiung tragen würde, eine Nationalbelohnung; an S. A's Stelle wurde der meral Urrea zum Generaliſſimus der gegen Texas operirenden mexikaniEen Armee ernannt. S. A. wurde nach ſeiner Gefangennehmung erſt an Küſte nach Velasco gebracht, ſpäter aber nach Labordie transportirt, und 26. Nov. ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen. Er begab ſich von da nach aſhington und langte endlich im Februar 1837 in Veracruz an, wo man nur als General empfing. Der Congreß in Mexico hatte bereits unter m 11. Februar neuerdings die Nullitätserklärung aller von S. A. während ner Gefangenſchaft ausgegangenen Beſchlüſſe beſtätigt. Dieſer zog ſich her auf ſein Landgut zurück, ſcheinbar aller Politik entſagend, doch wie an glaubte mit Aufmerkſamkeit den Gang der Ereigniſſe verfolgend. An ner Stelle wurde General Puſtamento zum Präſidenten erwählt. — (Vgl. rnturini Chronik des 19. Jahrhunderts. — Allgemeine Zeitung ꝛc.)

Gtz.

Santarem, befeſtigte Stadt am Tajo, zwiſchen Liſſabon und imbra.

Gefecht am 30. Januar 1834.

Das Mißgeſchick, welches die Migueliſten 1833, trotz überlegener treitkräfte, bei ihren Operationen faſt überall erlitten, hatte ſeinen Grund uptſächlich auch in dem Starrſinne und dem Mißtrauen Don Miguel's, mit derſelbe die Defenſivplane Bourmont's und Macdonald's verwarf, d wodurch er veranlaßte, daß dieſe umſichtigen Befehlshaber ihn verließen d ſein Heer immer mehr in Zuchtloſigkeit und Verwirrung gerieth. Don edro auf der andern Seite ſchmälerte, von Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen, n Anſehen durch die gröbſten militairiſchen und politiſchen Fehler, insbeondere auch durch Angriffe auf die von der Charte ſelbſt geſicherten Adelsechte, und verrieth mehr einen tollkühnen Soldaten als den umſichtigen eldherrn. Zu Anfang 1834 zählte das Migueliſtiſche, bereits ſehr desormiſirte Heer noch über 20,000 M. Infanterie und 2000 Reiter mit 78 eſchützen; das Pedriſtiſche, mit Inbegriff der Freiwilligen dagegen, vielleicht erſchätzt, gegen 30,000 M. Infanterie, 1400 Reiter bei faſt gleicher Geützzahl. — Während bei dieſem Stande der Dinge, Don Miguel ein mneſtiedekret für alle Ueberläufer der Conſtitutionellen zu ſeinen Fahnen ließ, decretirte Don Pedro als Regent, den Infanten aller Ehren und itel, wie alles Eigenthums für verluſtig, ſo daß dadurch alle weiteren Verhnungsverſuche Englands ſcheiterten und der Krieg mit der heftigſten Erbitterung *fortgeſetzt wurde*. Vor Ende 1833 hatten die Migueliſten eine

bedeutende Niederlage beim Sturme auf Oporto erlitten und die dortige Gegend räumen müſſen, während ihre Hauptmacht gut verſchanzt und mit 70 Batteriegeſchützen wohl verſehen, in und bei Santarem ſtand, wo vierzehn Klöſter in eben ſo viele Forts verwandelt worden waren. Da Don Miguel dort unangreifbar, und die damalige Unterbrechung der Verbindung zwiſchen Liſſabon und Oporto ein Hauptübelſtand war, ſo überfiel Saldanha, Mitte Januar, mit 5000 M. Leyria und machte ziemlich die ganze Miguelitiſche Beſatzung von 1500 Mann gefangen, indeß gleichzeitig die ſtarke Feſtung Marvao in der Provinz Alemtejo in die Hände der Pedriſten fiel. Saldanha wendete ſich hierauf, durch den Gegner von der beabſichtigten und ihm befohlenen Bedrohung Coimbra's abgehalten, plötzlich rückwärts dem Centrum der conſtitutionellen Hauptmacht zu, warf am 26. Januar bei Torres Vedras, nördlich von Liſſabon, die ganze Miguelitiſche Reiterei, und brachte ſo, nach einem weitern glücklichen Gefechte bei Pernes, am 30 Jan. ſeine Vereinigung mit dem Blokadecorps vor Santarem zu Stande, während am nämlichen Tage ein 6000 Mann ſtarkes Miguelitiſches Corps die Diviſion Villaflor's bei Ponte d'Aſſeca, 1 Stunde von Santarem, angriff und nach hartnäckiger Gegenwehr zum Rückzuge nöthigte.

Gefecht am 18. Febr. 1834.

Durch dieſen augenblicklichen Erfolg und durch die Ueberlegenheit der Streitkräfte in Santarem ermuthiget, die mittelſt raſcher Beiziehung der Diviſion Lemos aus der Provinz Alemtejo und die unter Rebolho von Oporto kommenden Truppen verſtärkt worden waren, beſchloſſen die Miguelitiſchen Anführer nun einen allgemeinen Ausfall, um durch ein entſcheidendes Treffen das Gebiet zwiſchen Santarem und Liſſabon vom Feinde zu reinigen. Sie bewerkſtelligten dieſen am 18. Febr. mit ungefähr 8000 M., Saldanha jedoch fiel, als dieſe kaum die Brücke von Santa Maria paſſirt hatten, bei Almoſter mit drei geſchloſſenen Regimentscolonnen über ſie her, indeß zwei Bataillone Cacadores den noch nicht völlig geordneten Gegner in den Seiten angriffen, und ſchlug dieſen Ausfall, nach einem für beide Theile ſehr mörderiſchen Kampfe mit Gewinn von 2 Fahnen und 162 Gefangenen zurück. Die Sieger verloren 17 ihrer beſten Officiere und 200 M. an Todten.

Letztes Gefecht am 16. Mai 1834 und Räumung Santarems.

Das Kriegsglück hatte ſich vom Uſurpator gänzlich abgewendet; ein Verluſt folgte dem andern. Ein ſpaniſches Corps unter Rodil brach noch überdieß, zur Verfolgung des ſpaniſchen Prätendenten Don Carlos, der, aus England gekommen, ſich und einige hundert ſeiner Anhänger mit den Miguelisten vereinigt hatte, in Portugal ein, jagte dieſen, einem flüchtigen Wilde gleich, auch nach Santarem und nahm Almeida. Villaflor unterwarf die Provinz Tras os Montes der rechtmäßigen Königin; die Miguelisten deſertirten haufenweiſe und die Mehrzahl, u. a. auch die ſo mächtige Familie Silveira, fiel vom Uſurpator ab. Das große Drama des Bürger- und Bruderkrieges nahte ſich ſolchergeſtalt unaufhaltſam ſeinem Ende. Napier, der Engländer, marſchirte, nachdem er am 8. Mai das wichtige Figueira genommen, gegen Coimbra, wohin Terceira ebenfalls eilte, unterdeß Rodil mit ſeinen 5000 Spaniern deſſen Bewegung ſicherte. Gen. Torres operirte von Oporto aus dahin, ſo daß die überall vertriebenen Miguelisten theils nach Santarem flüchteten, theils unter dem jüngern Bourmont im *Süden von* Algarve nach Evora ſich zurückziehen mußten. — So vorberei-

tet, geſchah endlich am 16. Mai der letzte Schlag unweit Thomar bei Seiſeira (Aſſeiſeira), wohin Terceira von Coimbra aus und Napier in paralleler Richtung mit dieſem über die befeſtigte Stadt Ourem marſchirte, die Letzterer durch einen Handſtreich nahm. Die Trümmer des Migueliſtiſchen Heeres von Santarem aus verſtärkt, ſtanden, unter Obercommando des Franzoſen Gudez, noch mächtig genug ſehr vortheilhaft auf den Höhen oberhalb Seiſeira poſtirt, vermochten jedoch nicht, obſchon ſie ſich wie Verzweifelte wehrten, dem kräftigen Andrange der drei Angriffscolonnen Terceira's auf ihr Centrum und ihren linken Flügel, unter Anführung des Oberſten Gueiroz, des Brigadiers Joao Nepomuceno und Oberſtlieutenants Vasconcellos, — die Reiterei unter Oberſt Fonſeca, — lange zu widerſtehen, wurden über den Haufen geworfen und erlitten in der Flucht eine totale Niederlage. Mehr als 1000 Gefangene, worunter 30 Officiere, nebſt 8 Kanonen und 4 Fahnen fielen in die Hände des Siegers. Dieſer Todesſtreich verbreitete die größte Beſtürzung in Santarem, wohin Terceira ſofort ſeinen Marſch richtete. Um die Flüchtigen aufzunehmen, ſendete man zwar den General Urbano mit mehreren Escadrons aus, dieſer aber, bereits im heimlichen Einverſtändniſſe mit dem Gegner, ging ſtatt deſſen zu dem mit 8 Escadrons gelagerten Villaflor über. Der Infant, rathlos und verzweifelt, von der einen Seite von Napier und Villaflor, von der andern durch Saldanha, der bereits im Beſitze der Aſſecabrücke ſich befand, bedroht, beſchloß Santarem, den einzigen ihm noch übriggebliebenen Stützpunct, deſſen muthvolle Vertheidigung vielleicht zu einem beſſern Ende geführt haben würde, aufzugeben. Er räumte daher in größter Eile dieſen Platz, verſuchte auch die geſammelten Reſte der Seinigen, etwa 7000 M., nochmals zum Kampfe zu ermuthigen, was jedoch ein vergebliches Bemühen war, und bewerkſtelligte am 17. Mai den Uebergang über den Tajo, den Saldanha zu wehren Miene machte, wobei indeß nur die Nachhut einige Anfechtung erlitt, indem die Sieger, von denen Santarem ſogleich beſetzt wurde, in 2 Colonnen 20,000 M. ſtark, unter Terceira und Saldanha hauptſächlich darnach trachteten, die Migueliſten einerſeits vom Meere und entgegengeſetzt von Elvas abzuſchneiden. Bei dieſem Uebergange ſoll der Infant ſelbſt eine ſehr beſonnene Thätigkeit bewieſen, nach Andern aber ſich begnügt haben, den Anſtrengungen der Seinigen durch ein Fernrohr nur zuzuſehen. So geſchlagen, verfolgt und umzingelt, an allem Noth leidend, durch innere Uneinigkeit und die Quadrupelallianz zur Verzweiflung gebracht, blieb dem Uſurpator, der mit ſeinen 7000 Flüchtigen und 17 Geſchützen am 23. Mai Evora erreicht hatte und von dieſen ſelbſt ſich feſtgehalten ſah, nichts als Ergebung übrig, in die er ſich, gleich ſeinen Truppen, fügte, welche, nachdem ſie vergeblich um einen Waffenſtillſtand gebeten, die Waffen ſtreckten, wie auch mit ihnen der gedrängte Don Carlos eben daſelbſt. Sie gingen Beide von Wenigen begleitet nach England, D. Miguel, nachdem er vorher aus dem Palaſt von Evora noch eine ſehr merkwürdige Proclamation an ſein Heer erlaſſen hatte.

Hz.

Sapor II., mit dem Beinamen der Große, geb. im J. 309. n. Chr. Geb., aus der Dynaſtie der Saſſaniden, gelangte ſchon als Kind auf den Thron und gehört zu den mächtigſten und kriegeriſchſten Fürſten Perſiens. Von dem Wunſche beſeelt, ſeiner Herrſchaft im Oriente die größtmöglichſte Ausdehnung zu geben, widmete er ſeine vornehmſte Sorge einer neuen Organiſation und Verbeſſerung ſeiner Kriegsmacht, und ſtellte, als er ſich ſtark genug fühlte, an den damaligen römiſchen Kaiſer, Conſtantin den Großen, die Forderung, *ihm alle* diejenigen Länder zurückzugeben, welche

früher zu Perſien gehört hatten. Eine Kriegserklärung war die Folge davon. Da indeſſen Conſtantin ſehr bald darnach ſtarb, ſo benutzte Sapor ſehr klug die durch den Tod des Kaiſers im römiſchen Reiche entſtandenen Verwirrungen, fiel ſofort in die römiſchen Provinzen ein und vereinigte einen großen Theil derſelben wieder mit ſeinem Reiche. Dagegen belagerte er im Jahre 337 Niſibis vergebens und mußte überhaupt im Laufe der langwierigen Kriege mit den Römern die Erfahrung machen, daß ſeine meiſt leichten undisciplinirten Truppen, bei größeren Schlachten und Städtevertheidigungen der höhern Taktik jener nicht gewachſen waren. Nach der Schlacht bei Singara, im Jahre 348, deren Ausgang unentſchieden blieb, trat eine Art Waffenruhe ein, da beide Parteien des Krieges müde waren. S. aber wendete ſeine Waffen nun gegen ſeine morgenländiſchen Nachbarn, unterwarf eine Menge Völkerſchaften ſeinem Scepter, und ſchloß mit ſeinen mächtigſten und älteſten Feinden, den Maſſageten, einen dauerhaften Frieden. Im Jahre 354 eröffnete S. den Krieg gegen das römiſche Reich mit großem Nachdruck, ſetzte über den Tigris und rückte in Eilmärſchen gegen den Euphrat vor, in der Abſicht, wo möglich in Syrien einzudringen. Allein der römiſche Feldherr Urſicinus kam ihm hierin zuvor, indem er auf dieſer Seite des Stromes Feſtungswerke anlegte und ſie ſtark mit Truppen beſetzte. S. wandte ſich hierauf nach Amida am Tigris, nahm daſſelbe nach einer Belagerung von 73 Tagen mit ſtürmender Hand (359), eroberte im darauffolgenden Jahre Singara im ſüdlichen Meſopotamien, deſſen Feſtungswerke er ſchleifen ließ, und unterwarf ſich Bezabde nach einer kurzen Belagerung. Indeſſen war der Kaiſer Conſtans über den Euphrat gegangen, bedrohte jedoch die letztgenannte Feſtung vergebens und bezog endlich in Syrien Winterquartiere. Nach dem Tode dieſes Kaiſers, 361, begann ſein Nachfolger Julian den Krieg mit mehr Energie und überſchritt im J. 362 an der Spitze von 65,000 Mann die perſiſche Grenze, eroberte eine Menge feſte Plätze und machte ſich zum Herrn einer großen Länderſtrecke auf dem linken Ufer des Tigris. Je weiter er inzwiſchen vordrang, deſto ſchwieriger wurde das Unternehmen, da die Perſer das Land ringsum verheert hatten und die ermatteten, an allen Bedürfniſſen Mangel leidenden Legionen durch ununterbrochene Neckereien und nächtliche Ueberfälle noch mehr ermüdeten und ſchwächten. Bei einem der täglich vorfallenden kleinen Gefechte ward der Kaiſer tödtlich verwundet und ſtarb den darauf folgenden Tag. Sein von den Truppen erwählter Nachfolger Jovian knüpfte ſofort Unterhandlungen an, welche mit dem Frieden von Durah endeten. Fünf Provinzen öſtlich vom Tigris, die früher zu Perſien gehört hatten, erhielt Sapor zurück, eben ſo erwarb er die Stadt Niſibis und den größten Theil von Meſopotamien. Wegen eines Grenzſtreites mit den den Römern verbündeten Laziern und Iberiern drohte der Krieg im Jahre 372 von Neuem auszubrechen, endete aber mit einem auf 50 Jahre abgeſchloſſenen Waffenſtilleſtande. Sapor ſtarb 8 Jahre darnach in einem Alter von 75 Jahren, und hinterließ das Reich in einem blühenden, durch ein ſtarkes Heer geſchützten Zuſtande. (Vergl. John Malcolm Geſchichte von Perſien, überſetzt von Dr. Becker. Bd. I., Leipzig 1830. — J. C. Royou histoire du Bas-Empire. Paris 1803. Tom. I.)

Gtz.

Sapoys, gleichbedeutend mit **Seapoys** (ſ. d.)

Sappe, oder **Sappenarbeit** bezeichnet die verſchiedene und eigenthümliche Ausführung der bei der förmlichen Belagerung einer Feſtung vorkommenden Laufgräben oder Tranſcheearbeiten. In dieſem Sinne iſt die

Sappe der Collectivname für dieſe verſchiedenartigen Baue. Im engeren Sinne des Wortes verſteht man aber darunter nur die Fuß für Fuß vorrückende Spitze eines ſchmalen Grabens, an welchem bei Tag und Nacht, beſonders dazu eingeübte Soldaten, die ſogenannten Sappeurs, arbeiten. — Nach Verſchiedenheit der Anlage und Ausführung des Baues unterſcheidet man folgende Hauptarten der Sappe: — 1) Die unbedeckte (einfache) Sappe. Bei ihrer Ausführung werden die Arbeiter, ohne irgend eine Deckung vor ſich zu haben, auf einmal längs der Trace des zu bildenden Laufgrabens angeſtellt. Sie graben ſich zunächſt 3 Fuß tief ein und werfen die ausgehobene Erde nach der Seite der Feſtung hin, am Grabenrande glacisförmig auf, um dadurch, in dieſem Graben ſtehend, baldmöglichſt eine 6 Fuß hohe Deckung zu erhalten. Nachher erweitert man den Graben bis auf ungefähr 15 Fuß unterer Breite und verſtärkt durch die erhaltene Erde die 3—4 Fuß hohe glacisförmige Bruſtwehr. Terrainverhältniſſe können aber auch bisweilen eine noch größere Deckhöhe nothwendig machen, in welchen Fällen dann der Graben eine Tiefe von 4—5 Fuß erhält. Soll die Tranſchee zur Infanterievertheidigung dienen, ſo wird hinter dem glacisförmigen Aufwurfe ein Banket angelegt. Der vollendete Laufgraben hat dann das Profil einer eingeſchnittenen Bruſtwehr (ſ. Bruſtwehr). Um bequem in den Laufgraben gelangen zu können, werden in angemeſſenen Entfernungen an der der Bruſtwehr gegenüberſtehenden Grabenſeite appareillenförmige Eingangswege angebracht. In den Laufgräben, von wo man beabſichtiget gegen die Ausfalltruppen auch offenſiv zu agiren, werden überdieß noch an den ſchicklichſten Stellen treppenartige ſogenannte Ausfälle angelegt. — Man bedient ſich dieſer Sappenart bei allen Belagerungsarbeiten, welche außerhalb des feindlichen Gewehr- und Kartätſchfeuers liegen. Es werden daher auf dieſe Weiſe die Communicationen aus den Depots nach der erſten Parallele, die erſte Parallele ſelbſt, und größtentheils auch noch die Communicationen von der erſten zur zweiten Parallele ausgeführt (ſ. Belagerung einer Feſtung). 2) Die flüchtige Sappe. Bei ihr traciren die Arbeiter die auszuhebende Tranſchee durch mitgebrachte kleine Schanzkörbe — von 3 F. Höhe und 2 F. Weite. — Die Körbe werden in der angezeigten Richtung dicht an einander geſetzt und hinter denſelben, in 1 Fuß Abſtand, der Laufgraben angefangen, indem man mit der damals gewonnenen Erde zunächſt die Schanzkörbe füllt und dann erſt die übrige Erde zur Bildung der Bruſtwehr hinauswirft. Um die Lücken, wo je zwei Schanzkörbe an einander ſtoßen, gegen das Durchſchlagen von Flinten- und Kartätſchkugeln zu verwahren, wird vor jede ein Sappenbündel (ſ. d.) geſteckt oder es werden zwei Sandſäcke über einander geſtellt. Dieſe Deckung bleibt ſo lange ſtehen, bis die Lücke von außen durch die über die Körbe geworfene Erde völlig zugeſchüttet iſt. Sobald man auf dieſe Weiſe bis auf 3 Fuß Tiefe in die Erde iſt, gewähren die 3 Fuß hohen gefüllten Schanzkörbe mit der über ſie hinausgeworfenen Erde 6 Fuß Deckhöhe. Die Arbeiter ſind nun ſo viel gedeckt, daß ſie den Graben bis zu der erforderlichen Breite, wie bei der offnen Sappe, ausheben und die Erde zur Verſtärkung der Bruſtwehr über die Körbe hinauswerfen können. Um der glacisförmigen Bruſtwehr die 4 Fuß hohe Anſchlaghöhe zu verſchaffen, werden auf die nur 3 Fuß hohen Sappenkörbe zwiſchen ihre Pfähle, 4 Fuß lange Faſchinenſtücke oder Erdſäcke aufgelegt. Bankets und Ausfälle werden übrigens ſo wie bei der offnen Sappe ausgeführt. — Wegen der ſchnellen Deckung — im lockern Boden geſchieht die Füllung der Körbe in 4—5 Minuten und dann iſt der knieende Arbeiter ſchon gegen

Flintenkugel- und ziemlich auch gegen Kartätschfeuer gesichert — bedient man sich dieser Sappe bei allen Belagerungsarbeiten von da an, wo das feindliche Musketenfeuer anfängt wirksam zu werden, welches meist von der Anlage der 2. Parallele, bisweilen auch schon früher nothwendig wird (s. Belagerung einer Festung). — 3) Die völlige oder ganze Sappe, ist die Transcheearbeit, wo bei deren Beginn gewöhnlich nur 4 Sappeurs angestellt werden. Der erste Sappeur legt und rollt, um von vorn gedeckt zu sein, einen großen — 6 Fuß hohen und 4 Fuß breiten — mit Faschinen, besser mit Moos oder ähnlichen leichten elastischen Stoffen ausgefüllten Schanzkorb, den sogenannten Rollkorb (gabion farci) — — Statt dessen kann man sich auch noch vortheilhafter eines eben so großen Wollsacks oder eines von Faschinen oder Matratzen gebildeten Schirmes bedienen, welcher auf einem hölzernen mit 2 kleinen niederen Rädern versehenen Gestell, leicht beweglich ist — vor sich hin, unter dessen Schutze er allmälig auf die Seite nach dem Feinde hin und in der Richtung, welche die Transchee bekommen soll, eine Reihe von Sappenkörben auf folgende Weise dicht neben einander aufstellt. So wie der erste Sappenkorb steht, hebt dieser Sappeur, hinter dem Rollkorb kniend, in einem Abstande von 1—2 Fuß von dem kleinen Schanzkorbe, einen 1½ Fuß breiten und eben so tiefen Graben aus und füllt mit der daraus erhaltenen Erde den vor sich stehenden Korb. Ist dieser gefüllt, so wird der Rollkorb ein Stück fortbewegt, auf gleiche Weise der zweite Sappenkorb dicht an den ersten gesetzt, die Lücke zwischen beiden sofort durch ein Sappenbündel oder mit Erdsäcken gedeckt und nachher eben so die Füllung dieses zweiten Korbes vorgenommen. In dieser Maaße setzt der 1. Sappeur, der sogenannte Chef de sape, seine Arbeit fort. So wie diese Arbeit um einige Fuß fortgeführt ist, kniet der 2. Sappeur am Anfang derselben nieder, erweitert und vertieft den angefangenen Graben um ½ Fuß, indem er die daraus gewonnene Erde über die Schanzkörbe hinauswirft. Jeder der noch übrigen beiden Sappeurs folgt auf dieselbe Art seinem Vorgänger, so wie er Platz gewinnt, wodurch von der gewonnenen Erde nach und nach der Erdanschutt vor den Sappenkörben verstärkt, und wenn der 4. Sappeur sein Pensum vollendet hat, der Graben 3 Fuß obere Breite und 3 Fuß Tiefe haben wird. Nachdem auf diese Weise in dem Graben eine Deckhöhe von 6 Fuß erlangt ist, werden gewöhnliche Arbeiter darin angestellt, um ihn bis zur erforderlichen Breite zu erweitern und die Transcheebrustwehr zu verstärken. Zweckmäßig ist es, die Sappeurbrigaden aus 8 Mann zusammen zu setzen, wovon 4 M. arbeiten, während die übrigen 4 M. den arbeitenden die benöthigten Baumittel zureichen. Nach Verlauf einer Stunde lösen sie sich gegenseitig ab, und auf diese Weise wird alle Stunden fortgefahren. — Man bedient sich dieser Sappenarbeit bei der Ausführung der Laufgräben von da an, wo man auch bei der Anwendung der flüchtigen Sappe noch zu bedeutenden Verlust erleiden würde; jedenfalls setzt sie aber voraus, daß die Festungsgeschütze meist ihr Feuer schon haben einstellen müssen. — Die flüchtige ganze Sappe wird diese Transcheearbeit dann genannt, wenn der erste arbeitende Sappeur bei sehr schrägem feindlichem Feuer zu seiner Deckung keines Rollkorbes bedarf, sondern diese schon hinter den bereits aufgestellten und gefüllten Sappenkörben findet. Die Sappenarbeit schreitet in einem solchen Falle um vieles schneller vorwärts. — 4) Die halbe Sappe. Bei ihr werden, wie bei der flüchtigen Sappe, durch besonders commandirte Arbeiter, die Sappenkörbe alle auf einmal in der Richtung der zu transchirenden Linie aufgestellt, und dann nach und nach von den Sap-

peurs gefüllt, wobei, wie bei den andern Sappen, die Lücken mit Sappenbündeln oder Sandsäcken versetzt werden; oder sie werden auch alle auf einmal durch eine zweite Abtheilung Arbeiter schnell mit Sandsäcken ausgestopft, und dann blos der Graben dahinter durch die Sappeurs ausgehoben. — Diese Art Sappe befördert das Fortrücken der Arbeit ungemein, kann aber nur dann angewendet werden, wenn der Feind, eingetretener Umstände wegen, sein Feuer vermindern oder auf kurze Zeit ganz einstellen muß. — 5) Die sogenannte alte Sappe ist ein 4 Fuß tiefer und 6 Fuß breiter Graben, der ganz auf ähnliche Weise von 4 Sappeuren wie die völlige Sappe ausgehoben wird. Sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß die Schanzkorbdeckung wegfällt, daß sich der 1. Sappeur 4 Fuß tief und 3 Fuß breit, eingräbt, und der 2., 3. und 4. Sappeur den angefangenen Graben um 1 Fuß breiter machen. Die nach der feindlichen Seite zu aufgeworfene Brustwehr besteht dann bloß aus Erde, und wird nur 2—2½ F. hoch angelegt. Da diese Sappenarbeit immer auch ganz in der Nähe des Feindes und unter dem feindlichen Feuer ausgeführt wird, so ist es stets rathsam den ersten Sappeur noch durch einen Schirm oder Rollkorb, wie bei der völligen Sappe, zu decken. — Diese Art des Transcheebaues kann nur sehr langsam von statten gehen, in 24 Stunden rückt sie etwa um 24 Fuß vorwärts, weshalb man sie in neueren Zeiten nur noch in besonderen Fällen anwendet. Braucht man sie als Logement auf einem eroberten Festungswerke, so erhält sie nur 3 F. Breite, und bekommt alsdann ein Banket von Sandsäcken. — Aus der völligen Sappe entspringen noch einige Arten, wobei zwar das Eingraben in die Erde gerade so wie bei der völligen Sappe erfolgt, dagegen aber entweder in der Führung der Linie oder in der Bauart Abweichungen eintreten. Dahin gehören 6) die bedeckte Sappe. Sie besteht aus einem gewöhnlich 4 Fuß, selten bis 8 Fuß, breiten Laufgraben, der mittelst zwei parallel nebeneinander fortgeführten völligen Sappen gebildet wird, dergestalt, daß zu beiden Seiten der Grabenränder die gewöhnliche Schanzkorbbrustwehr fortläuft. Quer über die Sappenkörbe wird eine Decke von schwachen Balken, Hurten, Faschinen und Sandsäcken gelegt, welcher man innerlich zu beiden Seiten, dicht an der Grabenböschungsfläche, durch eine Reihe untergesetzter sogenannter Blindrahmen, die nothwendige Unterstützung verschafft. — Man bedient sich dieser Sappe da, wo der Laufgraben der Länge nach bestrichen werden kann, und vorzüglich dann, wenn sich der Feind durch ein wohlunterhaltenes Wurffeuer vertheidiget. Da diese Decken nur die sogenannten Mörsetkartätschen, die Steinwürfe, Handgranaten- und Haubitzgranaten abhalten sollen, so brauchen sie an sich nur schwach zu sein. Gegen Kartätschen und Steine reicht daher oft schon eine bloße Hurten- oder Faschinenbedeckung aus, so wie man in neuerer Zeit selbst vorgeschlagen hat, sich zu diesem Behuf nur hinlänglich starker und dichter ausgespannter Netze zu bedienen. — 7) Die einfache Zwergwallsappe ist eine einfache völlige Sappe, deren Hauptrichtung zwar in gerader Linie nach dem vorgesetzten Puncte vorgetrieben wird, dabei aber in sich mehre rechtwinklige, bisweilen auch nur schlangenförmige Windungen macht. — Diese Sappenarbeit findet hauptsächlich bei dem Laufgraben ihre Anwendung, welcher parallel mit der Kretenlinie des Glacis auf diesem, der sogenannten Krönung des gedeckten Weges, ausgeführt wird (s. Belagerung einer Festung). — 8) Die doppelte Zwergwallsappe entsteht, wenn zwei einfache Zwergwallsappen parallel und so weit von einander entfernt fortgeführt werden, daß zwischen ihren Gräben noch ein 4 Fuß breiter Erdkeil stehen bleibt.

nach deſſen Aushebung die Sohle des Laufgrabens 10 Fuß Breite erhält. Auch ſie bekommt häufig, wie die einfache Zwergwallſappe, eine ſchlangenförmige Richtung. — Angewendet wird dieſe Sappenarbeit dann, wenn man von vorſpringenden Feſtungstheilen von zwei Seiten her, oder zum Theil ſchon im Rücken beſchoſſen werden kann, daher werden in der Regel die Communicationen aus der 3. Parallele auf die Capitalen des Glacis (ſ. Belagerung einer Feſtung) oder auch auf Dämmen vorzutreibende Laufgräben, auf dieſe Weiſe ausgeführt. — 9) Die doppelt gewandte oder doppelt wendende Sappe iſt ebenfalls eine in gerader Hauptrichtung vorſchreitende Tranſcheearbeit, deren Graben aber, in den gehörigen Entfernungen, durch darin angelegte Traverſen, um welche zu beiden Seiten der Laufgraben herumgeht, gegen Enfiladefeuer gedeckt wird. Sie entſteht durch 2 parallel, in einer Entfernung von 12 Fuß, neben einander fortgeführte einfache Zwergwallſappen, deren jede ihre Bruſtwehr nach außen kehrt. Iſt die doppelte Sappe auf dieſe Weiſe in gerader Linie ein Stück vorgeſchritten, ſo wendet ſich nun, um die Traverſe oder den Zwergwall zu bilden, die linker Hand arbeitende Sappeurbrigade links, die andere rechts, nach außen, bis die durch dieſen nach beiden Seiten ſich wendenden Sappengang entſtehende Traverſe eine Länge von ungefähr 24 Fuß erhalten hat, wo ſich dann vor derſelben die beiden Sappeurbrigaden wieder vereinigen, um auf gleiche Weiſe ihre Arbeit fortzuſetzen. — Dieſe Sappenarbeit wird, wie die vorige, vorzüglich bei den auf den Capitalen der Glacis vorzuführenden Communicationen, und in den eroberten Werken angewendet; da jedoch ihre Ausführung langſam vorſchreitet, ſo bedient man ſich ihrer nur, wenn man durch keine der vorigen Sappenarten ſeinen Zweck erreichen kann.

P.

Sappenbündel, ſind 3 Fuß lange und 1 Fuß ſtarke Faſchinen. In ihrer Mitte wird ein 3½ — 4 Fuß langer, einige Zoll ſtarker unten zugeſpitzter Pfahl der Länge nach eingebunden, deſſen Spitze auf der einen Seite ½—1 Fuß vorragt. Dieſe Sappenbündel braucht man, um die Lücken dicht aneinandergerückter Schanzkörbe damit gegen das Durchſchlagen der Kleingewehrkugeln beſſer zu verſchließen, zugleich aber auch um Schanzkörbe zu ähnlichem Behuf bloß damit auszuſtopfen.

P.

Sappirer, nennt man diejenigen Truppen, welchen bei Belagerungen vorzüglich die unmittelbare Ausführung oder Beaufſichtigung über die verſchiedenen Sappenarbeiten übertragen wird; ihre anderweitige Verwendung im Kriege findet man in dem Art. Ingenieurs. Was ihre Anſtellung bei der eigentlichen Sappenarbeit (ſ. Art. Sappe) betrifft, ſo würde ungefähr Folgendes das Wiſſenswürdigſte ſein. Man theilt ſie zum Behuf der völligen Sappenarbeit in Brigaden, deren jede aus 8 Mann und 1 Sappeurunterofficier, zur ſpeciellen Aufſicht beſteht. Die Sappeure löſen ſich dergeſtalt ab, daß von jeder Brigade 4 Mann 4 Stunden an der Sappe wirklich arbeiten, während die 4 übrigen den arbeitenden die benöthigten Baumittel zureichen. Wird die Sappenarbeit ohne Unterbrechung fortgeſetzt, ſo können die Sappeure in 24 Stunden eine völlige Sappe in gutem Boden 300—360 F. weit vortreiben. Der nothwendigen Ablöſungen wegen, rechnet man gewöhnlich auf jede zu führende Sappe 24 Mann oder Brigaden, wovon jede 8 Stunden in Arbeit iſt. Noch iſt zu erwähnen, daß wegen der großen mit dieſen Arbeiten verbundenen Gefahr die Sappeure dafür beſonders und zwar um ſo beſſer bezahlt werden, je gefahrvoller und mühſamer dieſelbe wird; es geſchieht dieß vorzüglich, um das Vor-

ſchreiten der Arbeit mehr zu fördern, und am zweckmäßigſten ſcheint es, die Bezahlung nach der Anzahl der geſetzten Körbe zu beſtimmen.

P.

Sappirgeräthe, hierunter verſteht man die zur Sappenarbeit nöthigen Werkzeuge und übrigen Vorrichtungen. Die vorzüglichſten derſelben ſind folgende: Der Schirm, hinter welchem bei der völligen Sappe (ſ. Sappe) der erſte Sappeur die Arbeit beginnt und das Setzen der Sappenkörbe ausführt. Gewöhnlich beſteht dieſer Schirm aus einem großen 6 Fuß hohen und 4 F. weiten Schanzkorbe, dem ſogenannten Rollkorbe, den man, um das Durchdringen der Flintenkugeln zu verhindern, am beſten mit Moos oder auch mit Sappenbündeln (ſ. d.) ausfüllt. Statt des Rollkorbes kann man ſich auch eines eben ſo großen Wollſackes bedienen, oder man benutzt dazu eine Blendung von Faſchinen oder Matratzen (le mantelet), welche auf 2 kleinen niedern Rädern beweglich iſt. — Die Sappirgabeln ſind zweizinkige mittelſt einer Dille an einem ungefähr 6½ F. langen Stiele befeſtigte eiſerne Gabeln, und die Sappirhaken ſind den gewöhnlichen Holz- oder Feuerhaken ähnliche Werkzeuge, aus einer eiſernen Spitze mit darunter befindlichem Haken beſtehend, welche an einer 8—9 F. langen Stange befeſtiget werden. Beide Werkzeuge dienen dazu, die Schanzkörbe und vorzüglich den Rollkorb damit faſſen und nach Erfordern bewegen zu können. Ein Hilfsapparat hierzu iſt noch ein dreieckiger ungefähr 2 Fuß langer, unten 1 Fuß breiter, gegen 8 Zoll hoher hölzerner Keil, auf welchen die Gabel beim Aufſtellen der Körbe gelegt wird, um völlig als Hebel gebraucht werden zu können. Ferner gehören noch dazu einige hinlänglich lange und ſtarke Hebebäume; dann 8 Maaßſtäbe, welche ſo lang ſind als die Grabenarbeit jedes Sappeurs Breite und Tiefe erhalten ſoll, und ein Klotz zum Unterlegen unter den Rollkorb oder das Rollwerk bei aufſteigendem Terrain, ſo wie einige ſchwache Ketten oder ſtarke Leinen mit Pfählen zum Feſthalten deſſelben auf abhängigem Boden. Zur perſönlichen Sicherheit gegen das nahe Musketenfeuer, erhalten auch noch oft die beiden vorderſten arbeitenden Sappeurs entweder eine eiſerne Sturmhaube und einen Bruſtharniſch, oder eine ähnliche leichte Deckung von gebranntem Leder.

P.

Saragoſſa, Hauptſtadt des Königreichs Aragonien, in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ebroufer, hatte vor 1808 beinahe 60,000 Einwohner.

Schlacht am 20. Auguſt 1710.

Im 9. Jahre des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, überließ Ludwig XIV. ſeinen Enkel, Philipp von Anjou, ganz ſeinen eigenen Streitkräften, indem er ſämmtliche franzöſiſche Truppen aus Spanien herauszog. Kräftig unterſtützt durch einen mächtigen Anhang in Caſtilien, gelang es Philipp's Anſtrengungen, ein Heer von 130 Bat. und 150 Schwad. zuſammenzubringen, welche, in mehrere Corps abgetheilt, in Catalonien, Eſtremadura, Andaluſien und Valencia zu operiren beſtimmt waren. Andererſeits hatten die Verbündeten (Kaiſerliche, Engländer und Holländer) ihre Streitkräfte in zwei Heere abgetheilt. Das eine, meiſt aus Portugieſen beſtehend, ſtand unter dem Marquis v. Villaverde an der Grenze von Portugal; das andere, bei welchem der Erzherzog Karl ſich befand, hatte Catalonien beſetzt. Es ward von dem ausgezeichneten kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen Guido v. Starhemberg befehligt; unter ihm commandirte der Generallieutenant Stanhope die Briten und Generallieutenant Belcaſtel die Holländer. Mitte Mai zog Philipp v. Anjou in der Umgegend von Saragoſſa einen Theil ſeiner Streitkräfte zu-

ſammen, und übertrug den Oberbefehl derſelben dem Marquis von Villadarias. Beide Kronprätendenten ſtanden jetzt an der Spitze ihrer Heere einander gegenüber. Wenn ſie auch die Leitung der Streitkräfte den von ihnen ausgewählten Feldherren vollkommen überließen, ſo wollten ſie doch perſönlich an Ereigniſſen Theil nehmen, welche über die Krone, um welche ſie kämpften, entſcheiden ſollten. — Villadarias, welcher am 10. Juni über den Segra, und am 22. Juni bis Calaf vorgedrungen war, ſah ſich durch Mangel an Lebensmitteln und die Schwierigkeit des Transportes zu einem Rückmarſche nach Lerida genöthigt, wo ſich ſeine Magazine befanden. Auf dieſem Marſche kam ihnen Starhemberg zuvor, und am 15. Auguſt kam es beim Uebergang über die Hoquere, unweit Alfaraz, zum Gefechte, in welchem Villadarias Truppen den Kürzern zogen und von Lerida abgedrängt wurden. Zwar hatten die Spanier kaum 1500 Mann verloren, allein es ergriff ſie ein ſolcher Schrecken, daß ſie unaufhaltſam über Fraga und Oſſera nach Saragoſſa eilten, um wo möglich noch vor den Verbündeten den Ebro zu erreichen. Hier traf der von Philipp von Anjou von der weſtlichen Grenze herbeigerufene Marquis von Bay mit einigen Verſtärkungen bei dem ſpaniſchen Heere ein, und übernahm den Oberbefehl deſſelben. Am 18. Auguſt ging das ſpaniſche Heer auf das rechte Ebroufer, und lagerte eine halbe Stunde von Saragoſſa, ſo daß es dieſe Stadt im Rücken hatte. Starhemberg überſchritt am 19. Auguſt den Ebro einige Stunden weiter unten bei Pina, und näherte ſich der feindlichen Stellung bis auf eine halbe Stunde. — Das ſpaniſche Heer war 17,000 M. ſtark, das der Verbündeten 24,000 M. Beide Armeen ſtanden ſich ſo nahe, daß eine Schlacht unvermeidlich war. Der Marquis von Bay benutzte den 19. Auguſt zu den nöthigen Voranſtalten. Seinen linken Flügel lehnte er an den Ebro, den rechten an die Berge, welche Saragoſſa von dieſer Seite einſchließen. Der größte Theil des Gepäckes ward auf der Straße nach Tudela zurückgeſchickt. Beide Heere blieben die Nacht vom $\frac{19}{20}$ Auguſt unter den Waffen. Philipp von Anjou, der ſeit einigen Tagen am Fieber erkrankt war, nahm keinen Theil am Gefechte, ſondern blieb in Saragoſſa. Den rechten Flügel der Spanier befehligten die Generallieutenants Amezaga und Mahoni; die Mitte der Herzog von Avré, den linken Flügel die Generale von Armandaritz und Ronquillo; das 2. Treffen ſtand unter den Befehlen der Generale Merode und Lançarote. — Von Seiten der Verbündeten hatte Starhemberg den Erzherzog Karl bewogen, ſich bis nach erfolgter Entſcheidung nach Pina zurückzuziehen. Den rechten Flügel ſtellte er unter die Befehle des Generals Stanhope, den linken übertrug er dem General Belcaſtel. Das verbündete Heer bildete zwei Treffen, ein Reſervecorps ſtand in 3. Linie. — Die Schlacht begann am Morgen des 20. Auguſt mit einem gegenſeitigen Geſchützfeuer. Mittags um 11 Uhr warf ſich die ſpaniſche Reiterei des rechten Flügels auf den linken der Verbündeten, der bis zu ſeinem 2. Treffen zurückgedrängt wurde, unter deſſen Schutze er ſich wieder ſammelte. Starhemberg zog einen Theil der engliſchen Reiterei unter dem General Hamilton vom rechten Flügel nach dem linken. Dieſem Beiſpiele folgte der Marquis von Bay, indem er den Generalen Armandaritz und Ronquillo den Befehl ſchickte, mit ihrer ſämmtlichen Reiterei, 8 Schwadronen ausgenommen, vom linken nach dem rechten Flügel zu eilen, während die Generale Merode und Lançarote an deren Stelle in das erſte Treffen des linken Flügels vorzurücken befehligt wurden. Durch dieſe Anordnung ward der linke Flügel der Spanier, welcher im ebenen Felde ſtand, *von Reiterei entblößt.* Da das ſpaniſche Fußvolk des linken Flügels über-

dieß meiſt aus neu ausgehobener Mannſchaft beſtand, ſo vermochte es den wiederholten Angriffen Stanhope's nicht zu widerſtehen; es ward über den Haufen geworfen und riß in ſeiner wilden Flucht auch den Reſt des ſpaniſchen Heeres mit ſich fort. Nur die ſpaniſchen Garden leiſteten noch einigen Widerſtand, bis der Marquis von Bay von allen Seiten den Rückzug gegen Tudela antrat. Nicht mehr als 9000 M. entkamen nach dieſem Puncte. Der Reſt ward theils getödtet, theils nach allen Richtungen auseinandergeſprengt. Philipp entfloh nach Madrid und von da nach Valladolid. Sämmtliche Artillerie, mit Ausnahme von 5 Geſchützen, nebſt 1500 Gefangenen, fiel in die Hände des Siegers. — Erzherzog Karl zog nach der Schlacht im Triumphe in Saragoſſa ein, ergriff feierlich Beſitz von Aragonien und ſtellte unter großem Jubel des Volkes die alte ſtändiſche Verfaſſung dieſer Provinz wieder her. Zu Saragoſſa theilten ſich die Anſichten Starhemberg's und Stanhope's. Der Erſtere ſchlug vor, dem ſich zurückziehenden Feinde dem Ebro aufwärts nachzurücken und das beinahe vertheidigungsloſe Königreich Navarra ungeſäumt zu erobern, um dadurch alle Verbindung mit Frankreich abzuſchneiden. Stanhope dagegen drang darauf, ſobald als möglich in Madrid einzurücken. Er ſchützte den Befehl ſeiner Königin vor, und da die engliſchen und holländiſchen Soldtruppen unter ſeinem unmittelbaren Befehle ſtanden, ſo ſetzte er gegen die weiſen Rathſchläge Starhemberg's ſeine Neigung durch. Somit ward nur ein kleines Corps zur Verfolgung des Marquis von Bay gegen Tudela abgeſendet, mit dem Reſte des Heeres aber gegen Madrid aufgebrochen, wo der Erzherzog Karl am 28. Septbr. ſeinen zweiten Einzug hielt. Die nächſte Folge rechtfertigte Starhemberg's Anſichten; denn in kurzer Zeit ſtrömten aus dem nahen Frankreich Truppen in Menge herüber, und mit ihnen der Herzog von Vendôme, der die Folgen des Sieges bei Saragoſſa nur allzubald paralyſirte. — (Vergl. Quinzy, histoire militaire du règne de Louis le Grand. VI. Bd. — Coxe, Leben Marlboroughs. V. Bd. — Mémoires de Duc du St. Simon. 9. Bd.)

— 8 —

Belagerung vom 15. Juni bis 14. Auguſt 1808.

Seit dem Aufſtande in Madrid, am 2. Mai 1808, herrſchte in ganz Spanien die größte Erbitterung und Aufregung, welche zu unterdrücken in Saragoſſa der Generalkapitain Don Guillelmio, vergebens bemühet war. Der Brigadier Don Joſe Rebolledo Palafox y Melzi ward von Bayonne aus von Ferdinand nach Aragonien geſendet, um den Aufſtand in dieſer Provinz zu organiſiren und zu leiten. Er ſah ſich jedoch durch Guillelmio gezwungen, S. zu verlaſſen, und ſich auf ein Landgut zurückzuziehen. Am 25. Mai erhielt man in S. Nachricht von der Abdankung Karl's und Ferdinand's, worauf das Volk nicht mehr zu zügeln war. Guillelmio und die übrigen Behörden wurden abgeſetzt; ein Volkshaufe zog nach dem Wohnorte des Palafox, und führte ihn, halb mit Gewalt, am 26. im Triumph nach S. Ueber dieſen ſo hochgefeierten Helden dürfte hier, ohne entſcheiden zu wollen, welches die Wahrheit ſei, anzuführen ſein, daß in dem Werke des engliſchen Oberſtlieutenant Napier, Geſchichte des Krieges auf der Halbinſel, erſter Band, Palafox als ein Mann von ſehr mittelmäßigen Fähigkeiten, aber unbegrenzter Eitelkeit geſchildert wird. Nicht ihm, ſondern ganz allein dem Geiſte des Volkes ſoll, nach Napier, die Ehre der heldenmüthigen Vertheidigung S's. gebühren. Er wird als ein willenloſes Werkzeug eines fanatiſchen Pöbelhaufens dargeſtellt, deſſen Treue man ſogar bezweifelt und ihn aus dieſem Grunde fortwährend ſcharf beobachtet haben

ſoll. Der 27. Mai war kirchlichen Feierlichkeiten gewidmet, welche überhaupt als ein Mittel zur Exaltation des Volkes ſpäterhin mit gutem Erfolge angewendet wurden. Palafox zog mit großem Gepränge nach der Kirche der Maria del Pilar, von den Aragoniern und insbeſondere von den Bewohnern S's. als ihre Patronin verehrt, küßte ihrem Bilde die Hand und ſchwur ihr Treue. Das Volk leiſtete hierauf den Eid, für König, Religion und Vaterland Alles zu opfern. Tags darauf wurde dieſes Ereigniß bekannt gemacht und alle waffenfähige Aragonier zuſammenberufen. Am 31. erließ Palafox das berühmte Decret, in welchem Napoleon, ſeine Familie und alle Franzoſen mit ihrem Leben für die Sicherheit Ferdinand's und der ſpaniſchen Prinzen verantwortlich gemacht, ſo wie alle Provinzen Spaniens zur Erhebung und zur Wahl eines Statthalters des Königs aufgefordert wurden. Kein Mittel blieb unbenutzt, um das Volk immer mehr zu entflammen. Beſonders thätig wirkten Prieſter und Frauen. Zugleich ſah ſich aber auch jeder des Verraths oder nur der Lauheit Angeklagte ohne alle Unterſuchung mit augenblicklicher Hinrichtung bedroht. In der Folge, unter den Schrecken der 2 Belagerungen, bildete ſich ein wirklicher Terrorismus, und viele Unſchuldige wurden deſſen Opfer. Bei Ausbruch der Revolution waren kaum 500 Soldaten in S.; ihre Zahl vermehrte ſich ſpäterhin, ſtieg jedoch nie über 3000, welche ſich unter den übrigen Vertheidigern, aus der Maſſe des Volkes, faſt verloren. Aus Aragonien und auch aus andern Provinzen ſtellten ſich ſo viele Männer, daß weder Unterhalt noch Waffen für ſie vorhanden waren und Palafox alle Familienväter wieder entlaſſen mußte. Anfangs Juni zogen mehrere Corps aus der Stadt, unter andern eines von etwa 4000 M. nach Tudela, zur Vertheidigung des dortigen Ebro-Ueberganges. Am 9. Juni wählten die von Palafox einberufenen aragoniſchen Cortes erſteren zum Generalkapitain. Am 13. erhielt man eine Proclamation aus Bayonne, durch welche die daſelbſt verſammelten, dem König Joſeph ergebenen ſpaniſchen Miniſter und Granden, die Aragonier zu ruhiger Unterwerfung aufforderten. Palafox ließ dieſe Proclamation drucken und anſchlagen, in der ſichern Erwartung, daß ſie einen ganz entgegengeſetzten Eindruck machen werde. Leider wurde aber bei alle dem die Hauptſache, ſich in Vertheidigungſtand zu ſetzen, faſt ganz vergeſſen. General Lefebvre Desnouettes ſchlug, mit ungefähr 5000 Mann von Pampelona kommend, am 13. Juni bei Tudela das daſelbſt aufgeſtellte Corps, erzwang den Ebro-Uebergang und rückte gegen die Stadt. In der Nacht vom 13. zum 14. entſtand auf die hiervon erhaltene Nachricht in S. der fürchterlichſte Tumult. Unklugerweiſe zog Palafox am andern Morgen, mit einem ungeregelten Haufen von einigen tauſend Mann, dem Feinde 2 Meilen weit, bis Alagon entgegen. Nach kurzem Gefecht geriethen die Spanier in die größte Unordnung; ihr Verluſt war bedeutend und was ſich retten konnte, floh zur Stadt zurück. Lefebvre glaubte, ſeine Vortheile benutzen und eine Aufforderung zur Uebergabe der Stadt ergehen laſſen zu müſſen. Auch mehrere, der neuen Dynaſtie ergebene Spanier, die ſich bei dem feindlichen Corps befanden, unter andern der Prinz von Caſtel-Franco, ſchrieben in gleichem Sinne. Es erfolgte gar keine Antwort; der Feind erſchien am 15. an den Ufern der Huerba, unweit der heldenmüthigen Stadt. Ueber deren Oertlichkeit und Beſchaffenheit Folgendes: Saragoſſa liegt in einer großen Ebene, welche auf dem rechten Ufer des Ebro durch den ¼ Stunde ſüdlich entfernt liegenden Monte Torrero beherrſcht wird. Auf derſelben Seite fließt das Huerbaflüßchen, in einem tiefen Bette, nahe an den ſüdweſtlichen Mauern der Stadt vorüber, in den Ebro. Auf dem linken Ebro-

ufer befindet ſich die Vorſtadt Arabal, zu welcher eine 600 Fuß lange, ſteinerne Brücke führt. Das nächſt der Vorſtadt auf jener Seite liegende Terrain iſt ſumpfig. Die Stadt war als eine völlig offne anzuſehen und man hatte ſo viel als Nichts zu deren Befeſtigung gethan. Sie war von einer alten, niedrigen Ziegelmauer umgeben. Die Häuſer ſind alt, meiſt 2 Stockwerke hoch, haben ſtarke Mauern und im Erdgeſchoß größtentheils Gewölbe. Die heldenmüthigen Vertheidiger wußten ſpäter jedes Haus als eine Feſtung zu benutzen. Die Gaſſen ſind, mit alleiniger Ausnahme des Coſſo *), eng und krumm. Die Hauptſtärke des Platzes lag in 18 Kirchen und 40 Klöſtern, welche, an der Stadtmauer ſowohl als durch die Stadtviertel vertheilt, ſich wie eben ſo viele Citadellen erhoben. Der Platz bot auf dem rechten Ufer 4 Fronten dar. — Die Nordweſtſeite vom Ebro, wo dieſer in die Stadt fließt, bis zu einem nahe vor dem Portillothore liegenden Barfüßerkloſter, 150 Klaftern. Einige hundert Schritt von dieſer Fronte unmittelbar von dem genannten Thore liegt das Schloß Algaferia, gewöhnlich Inquiſitionsſchloß genannt, ein großes Viereck von ſtarker Bauart, von einem tiefen gemauerten Graben umgeben, an jeder Ecke mit einem Thurm verſehen. Die Weſtſeite, vom Barfüßerkloſter bis zu der Brücke über die Huerba, an der madrider Straße, 600 Klaftern. Ziemlich in der Mitte dieſer Fronte, außerhalb der Mauer, liegt etwas rechts des Thores del Carmen, das Dreieinigkeitskloſter, welches mit dem erſtgenannten dieſe Fronte flankirte. Die Südſeite, von der Huerbabrücke bis zu einer Oelmühle, außerhalb der Mauern, neben dem Thore Quemada, 600 Klaftern. Dieſe Fronte iſt durch die, längs derſelben, zum Theil an der Mauer fließende Huerba gedeckt. Ein wenig links rückwärts der Brücke bildet das Kloſter St. Ingracia einen Vorſprung der Stadtmauer. Auf dem rechten Huerbaufer befindet ſich bei einer zweiten Brücke, etwa 150 Klaftern von der Oelmühle, das St. Joſephkloſter, und 900 Klaftern vor demſelben der bereits erwähnte Monte Torrero. Einige auf demſelben liegende Speicher waren zur Vertheidigung eingerichtet und mit 1200 Mann beſetzt. Die Oſtſeite, von der Oelmühle bis zum Ebro, 200 Klaftern, durch die Huerba und einige maſſive Gebäude gedeckt. Rings um die Stadt befanden ſich Gärten, Alleen, Land- und Gartenhäuſer, weiter hinaus Olivenwälder, alles Gegenſtände, welche die Annäherung des Feindes begünſtigten. — In S. war die Verwirrung grenzenlos; es fehlte an brauchbarem Geſchütz; Artillerieofficiere waren nur 2 vorhanden, wovon einer mit ausgezogen war, und erſt ſpäter zurückkehrte. Den einzigen anweſenden Ingenieurofficier hatten Bauern, als er in der Umgegend recognoſcirte, ihn für einen Spion haltend, gefangen geſetzt und erſt nach mehreren Tagen wurde er befreit. So waren die wenigen Vertheidigungsanſtalten, die man traf, das Werk des Zufalles. Sie beſchränkten ſich darauf, daß man die Thore der Süd- und Oſtſeite verſchüttete; die weſtlichen, welche der Feind angriff, blieben offen und man fuhr in jedem derſelben 2 Geſchütze auf. Am 16. wurden die Spanier, nach geringem Widerſtande, aus den Olivenwäldern vertrieben und der Feind nahte um die Mittagszeit ſich in der Hoffnung, durch einen Handſtreich in den Beſitz der Stadt zu kommen, dem Thore del Carmen. Er wurde mit Kartätſchen empfangen, doch gelang es mehreren Abtheilungen, theils durch das Thor, theils über die Stadtmauern einzudringen. Alles ſchien verloren. Na-

*) Oeffentlicher Spaziergang, nach Art der Boulevards in Paris, auf der Stelle der alten mauriſchen Wälle, jetzt aber ein Oval faſt inmitten der Stadt bildend.

pier berichtet, Palafox habe, unter dem Vorgeben, Verſtärkungen zu holen, ſich aufs linke Ebroufer flüchten wollen, ſei aber von ſeiner Umgebung daran verhindert worden. Aber die heldenmüthigen Aragonier wankten nicht. Die Beſatzungen der Thore und der Stadtmauer, obgleich in den Rücken genommen, fuhren fort, ſich zu vertheidigen, ja ſogar die Angriffe der ſpäter nachrückenden feindlichen Colonnen zurückzuſchlagen. Die Eingedrungenen konnten nicht unterſtützt werden; ſie unterlagen in dem wüthenden Kampfe, der ſich in den Gaſſen und Häuſern entſpann. Ohne alle Leitung dauerte das Gefecht bis Abends 7 Uhr; die Franzoſen mußten nach großem Verluſte den Angriff aufgeben. — Alle Vertheidiger hatten die kühnſte Todesverachtung gezeigt. Weiber und Kinder brachten, im ſtärkſten Feuer, Lebensmittel und Munition. So endete dieſer merkwürdige Tag und die Bewohner Saragoſſa's wurden durch dieſen Sieg ſo begeiſtert, daß ſie ihre Wohnungen, ihr Vermögen, ihr Leben auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern bereit waren. Sie begannen Tags darauf die zur Vertheidigung nöthigen Arbeiten mit größtem Eifer. Die Häuſer in der nächſten Umgebung wurden niedergeriſſen, die Bäume gefällt; die Fenſter in den Häuſern vermauert und Schießſcharten angebracht; in den Gaſſen Traverſen, vor den Thoren Batterien und Schanzen erbaut. Lefebvre hatte großen Verluſt erlitten und ſich überzeugt, daß er gegen ſo geſinnte Vertheidiger etwas Ernſtliches zu unternehmen viel zu ſchwach ſei. Er beſchränkte ſich, bis zu Ankunft der ihm verheißenen Verſtärkung, darauf, S. zu beobachten und ſtellte ſich eine Stunde von dem Platze auf. Eine erneuerte Aufforderung, die er am 17. erließ, wurde abgeſchlagen, der ſie überbringende ſpaniſche Dragoner, bei dem man Proclamationen des Feindes fand, hingerichtet. Das linke Ebroufer und die Verbindung mit Lerida, Barcellona und andern Orten war für S. noch völlig frei, ſo daß es fortwährend Unterſtützung an Mannſchaft, Geſchütz und Vorräthen aller Art erhalten konnte. Palafox glaubte, das franzöſiſche Corps durch eine Aufſtellung in deſſen Rücken zum Abzuge nöthigen zu können. Er zog mit einigen tauſend Mann den Ebro abwärts, ging bei Pina aufs rechte Ufer, und ſtellte ſich am Xalon auf. Es war nicht zu erwarten, daß ihn der Feind auf ſeiner Verbindungslinie lange ruhig ſtehen laſſen werde. Dennoch nahm Palafox ſo üble Maßregeln, daß ihn die Franzoſen am 23. Abends überfallen konnten. Die Spanier verloren 3000 Mann, und Palafox traf, nach vielem Hin- und Herziehen, erſt am 2. Juli wieder in S. ein. Während ſeiner Abweſenheit befehligte der Intendant Calvo, der auch ſonſt, als Mann des Volkes, großen Einfluß gehabt zu haben ſcheint. In S. war man unterdeſſen beſchäftigt geweſen, aus den auf dem Monte Torrero gelegenen Pulvermagazinen das Pulver in die Stadt zu ſchaffen. Bei dieſer Gelegenheit entzündete ſich am 27. ein Pulvermagazin in der Stadt, und richtete eine fürchterliche Verwüſtung an. Eine Bekanntmachung, daß noch Pulver genug vorhanden ſei, beruhigte ſogleich die aufgeregten Gemüther. Am 28. Juni ſtürmte das Weichſelregiment den Monte Torrero. Der Commandant, Oberſtlieutenant Falco, hatte ſich bei der Vertheidigung nichts zu Schulden kommen laſſen; dennoch wurde er vor ein Kriegsgericht geſtellt und öffentlich hingerichtet. Am 29. langte General Verdier mit ſeiner Diviſion und einem Belagerungstrain an. Das franzöſiſche Corps, nun unter Verdier, zählte jetzt 12,000 Mann. Auch S. erhielt um dieſe Zeit noch bedeutende Verſtärkungen, unter andern einige Artillerie-Officiere, deren man beſonders bedurfte. Calvo ordnete an, die Fußböden in den Häuſern zu durchbrechen, ſo wie, ſchwere Sachen zum Herabſchleudern auf den Feind in die obern Stock-

werke zu bringen. Am 30. eröffneten die Belagerer das Feuer aus den Batterien auf dem Monte Torrero und von einer Anhöhe, Beonardona genannt. Sie hofften immer noch, ohne regelmäßige Belagerung, durch Bombardement, Einſchießen der Mauer und Beſtürmung den Platz zu bezwingen. Die erſten Bomben verbreiteten in S. großen Schrecken; da man aber ſah, daß ſie verhältnißmäßig nur wenig Schaden anrichteten, glaubte man, auch hierin den beſondern Schutz der Maria del Pilar zu bemerken und alle Furcht verſchwand. Die erſten Angriffe des Feindes waren beſonders gegen die Weſtſeite der Stadt, zwiſchen dem Portillo- und Carmenthore gerichtet, auf welche er, am 1. und 2. Juli, ein ſehr ſtarkes Feuer unterhielt. In der Batterie vor dem Portillothore war das Gemetzel fürchterlich; die zerſtörte Bruſtwehr wurde jedesmal im heftigſten Feuer wieder hergeſtellt, die Beſatzung mehrere Male erneuert. Ein 22jähriges Mädchen, Auguſtine Aragon, das in einem ſehr gefährlichen Augenblicke Lebensmittel dahin brachte, zeichnete ſich hier beſonders aus, indem ſie ſelbſt das Geſchütz bedienen half, und weſentlich beitrug, den geſunkenen Muth der Vertheidiger wieder zu beleben. Hier, ſo wie von der Batterie del Carmen, wurden alle Angriffe zurückgeſchlagen. Mehr Erfolg hatten die Angriffe des Feindes auf die 3. Fronte gehabt. Das St. Joſephskloſter fiel mit der in deſſen Nähe befindlichen Brücke über die Huerba beim zweiten Sturme, und das Feuer des Feindes aus dem Kloſter wirkte mörderiſch. Als aber die Angriffe auf die 1. und 2. Fronte abgeſchlagen waren, gelang es den Spaniern auch hier, die verlornen Puncte wieder zu nehmen. Aus der Nähe der Oelmühle, wo ſich der Feind feſtgeſetzt hatte, wurde er ebenfalls wieder verjagt. Das Gefecht endigte Abends auf allen Puncten zum Vortheil der Spanier. In der darauf folgenden Nacht begannen ſie das Joſephskloſter abzutragen, welches, ſchwer zu vertheidigen, dem Feinde einen bequemen Angriffspunct darbot. Auch viele Häuſer und Bäume in der Umgegend wurden noch zerſtört und das Pflaſter in den Straßen der Stadt aufgeriſſen. Bei einigen am 2. gefangenen oder getödteten Franzoſen hatte man geraubte Kirchengefäße, unter andern auch den Mantel eines Madonnabildes, gefunden. Die Geiſtlichkeit wußte dieſe Entdeckung zu benutzen und den Fanatismus des Volkes noch zu vermehren. Verdier's Lage war ſehr bedenklich. Napoleon gebot, S. nun auch auf dem linken Ebroufer anzugreifen. Sein Corps, das ſchon dazu nicht ſtark genug war, ſollte noch überdieß durch ſtete Streifzüge die Unternehmungen der Guerillas bekämpfen, Unterhalt und Verbindung ſichern. Auch war vor allen Dingen nöthig, eine Brücke über den Ebro zu ſchlagen. Es trat unter dieſen Umſtänden bis Mitte Juli, in den Angriffen auf die Stadt, eine Pauſe ein. Dagegen unternahmen die Belagerten mehrere Ausfälle, zum Theil mit gutem Erfolge. Den 11. Juli gelang es einer franzöſiſchen Abtheilung, ſich oberhalb der Stadt auf dem linken Ebroufer feſtzuſetzen; am 12. Mittags war, 200 Klaftern von der Stadt, eine Floßbrücke über den Ebro geſchlagen, und es erfolgte ſogleich ein lebhafter Angriff auf die Vorſtadt. Die am Gallego *) aufgeſtellten Spanier waren mit den Vorſtädtern nicht im Stande, den Feind aufzuhalten. Indeß gewann man noch ſo viel Zeit, die offenen Eingänge der Vorſtadt etwas zu verſchanzen, woran noch niemand gedacht hatte. S. war nun völlig eingeſchloſſen; die Franzoſen verbrannten die Mühlen am Gallego, aus denen der Platz, in welchem es an Mehl fehlte, bisher verſorgt worden war. Man legte nun in S. Roßmühlen an, und war auch, da von außen

*) Ein kleiner Fluß, der ſich unterhalb der Stadt in den Ebro ergießt.

nichts mehr zu erlangen war, auf Pulvererzeugung bedacht. Aller Schwefel wurde weggenommen, Salpeter fabricirt und Kohlen aus Hanfſtengeln gebrannt. Gegen Ende der Belagerung gewann man täglich 3 Centner Pulver. Aber dennoch, und obſchon noch zuweilen Transporte hereinkamen, litt man oft Mangel. Geiſtliche und Weiber arbeiteten in den Laboratorien, und verfertigten alle Arten Munition. Mitte Juli nahm der Feind das Dreieinigkeitskloſter, welches die Spanier von Zelle zu Zelle, zuletzt noch in der Kirche, vom Chore vertheidigten. Die Franzoſen ſetzten ſich gleichzeitig in den Trümmern des Joſephskloſter feſt, trieben eine Parallele vom Kloſter St. Joſeph, längs der Huerba, bis zum Dreieinigkeitskloſter und weiterhin die 1. und 2. Fronte entlang, einen halben Flintenſchuß von der Stadtmauer. Durch eine ankommende Verſtärkung von 2 Linienregimentern wuchs die Zahl der Franzoſen wieder auf 15,000 Mann, und Verdier zögerte nicht länger mit dem erneuerten Angriffe. Am 27. Juli erfolgten deren mehrere, ſelbſt in der Nacht, die aber ſämmtlich zurückgewieſen wurden. Die nächtlichen Angriffe wiederholten ſich in den nächſten Tagen oft, aber immer ohne Erfolg. In der Stadt fing man an, nachdem alle Communication mit außen abgeſchnitten war, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Die Kranken und Verwundeten, deren es eine ſehr große Anzahl gab, lagen zahlreich in den Gaſſen. Es bildete ſich, unter der Gräfin Burita, eine Compagnie von Frauen, welche in dieſer, ſo wie in der zweiten Belagerung, außer mehreren andern Dienſten, die Pflege der Verwundeten übernahmen und ſie ſogar aus dem Gefecht trugen. Um dieſe Zeit verſuchte Palafox noch einmal, ſich mit dem Feinde im freien Felde zu meſſen. Er unternahm mit 2000 Mann einen Ausfall, um die feindlichen Linien zu durchbrechen und ſich des Torrero wieder zu bemächtigen. Im Anfange ging Alles gut; allein nach Ueberwältigung einiger Poſten wurde das weitere Vorrücken der Spanier in der Ebene durch die franzöſiſche Reiterei verhindert. Der Oberſt Viana, der den Ausfall leitete, blieb, und man mußte ſich mit großem Verluſte in die Stadt zurückziehen. Palafox beſchränkte ſich von nun an bloß auf die Vertheidigung. — Ende Juli hatten die Arbeiten der Belagerer den Grund, in welchem die Huerba fließt, überſchritten, und das jenſeitige Ufer deſſelben erreicht. Am 3. Aug. Morgens 3 Uhr eröffneten ſie aus allen Batterien ein bis zum 4. Vormittags fortgeſetztes lebhaftes Feuer. Ein großes Hospital in der Stadt, in welchem ſich auch viele Irre befanden, gerieth in Brand. Keine Gefahr ſcheuend, eilte Alles zur Rettung der Unglücklichen herbei. Das Feuer einer neuen Batterie von 14 24pfündern, welches am 4. Morgens gegen das Thor Engracia gerichtet wurde, zerſtörte bald die ihm ausgeſetzten Gebäude und Mauern. Die Spanier in den Batterien der am meiſten angegriffenen 2. und 3. Fronte vertheidigten ſich heldenmüthig; allein das feindliche Feuer warf Alles nieder, und nach 10 Uhr des Morgens waren überall Breſchen gangbar und der Sturm begann. Die Angriffe auf das Inquiſitionsſchloß und die Oelmühle wurden abgeſchlagen; dagegen drangen gegen 12 Uhr 2 Colonnen durch die Breſche des Thors und Kloſters St. Ingracia, und durch das Thor del Carmen ein, und warfen die Spanier, ungeachtet der heftigſten Gegenwehr, nach und nach bis zum Coſſo zurück. Von hier aus verſuchten die Franzoſen bis zur Brücke vorzudringen, verfehlten aber den geraden Weg, geriethen in enge Gäßchen und wurden nach dem Coſſo zurückgeworfen. Nach engliſchen Berichten ſollen ſich viele franzöſiſche Soldaten mit Plündern beſchaftigt und dieß weſentlich beigetragen haben, ihre Angriffe minder erfolgreich zu machen. Auch an dieſem Tage

fochten die Spanier mit übermenſchlicher Tapferkeit; beſonders zeichneten ſich die Geiſtlichen aus. Einen derſelben, Don Santiago Sas, welcher bereits, in Folge mehrerer ausgezeichneter Thaten, von Palafox zum Hauptmann und zu ſeinem Beichtvater ernannt worden war, verrichtete Wunder der Tapferkeit und ſoll mit eigner Hand an dieſem Tage ſiebzehn Feinde getödtet haben. Um 7 Uhr Abends waren die Franzoſen im Beſitz der halben Stadt, bis zur Südſeite des Coſſo; die nördliche Seite hielten die Spanier beſetzt. Verdier fertigte einen Parlamentair an Palafox ab, mit der lakoniſchen Aufforderung: „Eine Capitulation.“ Hierauf erfolgte ſogleich die Antwort: „Krieg bis in den Tod,“ eigentlich: guerra a cuchillo (Krieg aufs Meſſer). Die Franzoſen hätten ſich genöthigt geſehen, das linke Ebreufer nur ſchwach zu beſetzen, ſo daß es Einzelnen noch immer möglich war, ſich durchzuſchleichen. Es gelang auch Palafox am 4. Abends aus der Stadt zu entkommen; er beſchleunigte den Marſch mehrer Abtheilungen, von denen er wußte, daß ſie in der Nähe waren, und ſchon am 5. Morgens trafen gegen 3000 Mann mit einem Transport Munition und Lebensmitteln, am 9. aber Palafox ſelbſt mit einem ſchnell geſammelten Corps von 6000 Mann in S. ein. In ſeiner Abweſenheit befehligte abermals Calvo. Bis zum 14. Auguſt wüthete ohne Aufhören der heftigſte Kampf in den Häuſern und Gaſſen; haufenweiſe lagen die Todten in denſelben, beſonders auf dem Coſſo, und verpeſteten die Luft. Das Bombardement der Stadt dauerte fort; Verdier's erneuerte Aufforderungen zur Uebergabe fanden kein Gehör. Die Franzoſen wurden immer weiter zurückgedrängt, und befanden ſich am 13. Auguſt nur noch im Beſitz eines Achtheils der Stadt. Bald ſollte der Heldenmuth der Vertheidiger den wohlverdienten Lohn erhalten. Bereits am 12. hatte man von den Thürmen der Stadt eine Colonne mit Geſchütz nach Alagon ziehen ſehen. Das ſtarke Bombardement am 13. und in der darauf folgenden Nacht erfolgte nur, um den in dieſer Nacht bewerkſtelligten Abzug der Franzoſen zu verbergen. Palafox ließ ſie ruhig über Tudela abziehen, und begnügte ſich, die von ihnen in den Canal geworfenen 52 Geſchütze, ſo wie eine Menge zurückgelaſſener Munition und Vorräthe aller Art, zu ſammeln. Nächſt ihrer eignen Tapferkeit verdankten die Vertheidiger Saragoſſa's ihre Befreiung der Capitulation von Baylen (ſ. d.), in Folge deren König Joſeph ſich genöthigt ſah, Madrid zu verlaſſen und alle franzöſiſchen Corps in Navarra zuſammenzuziehen. Beſchleunigt ferner wurde der Abzug durch das Anrücken einer Diviſion des Heeres von Valencia, unter General St. Marc, welcher, nachdem er ſich mit einem Corps von 5000 Aragoniern vereinigt hatte, zum Entſatz nahte. Wenn man aber auch dieſe günſtigen Ereigniſſe und auf der andern Seite die großen Schwierigkeiten erwägt, welche die Franzoſen vor S. zu bekämpfen hatten, ſo kann dennoch der Ruhm der heldenmüthigen Vertheidiger des Platzes keineswegs verringert werden. Letzterer war, wie bereits erwähnt, als der Feind angriff, durchaus nicht zur Vertheidigung vorbereitet. Höchſtens ein Achtel der Beſatzung beſtand aus disciplinirten Soldaten, die Maſſe aus Bürgern und Bauern, welche den Kampf mit den kriegsgeübteſten und ſieggewohnteſten Truppen der Welt erfolgreich beſtanden. Sie gaben ein unerhörtes Beiſpiel, was feſter Wille vermag. Der Verluſt der Franzoſen war ſehr beträchtlich geweſen, und ſoll nach ſpaniſchen Angaben in den 2 Monaten, welche der Angriff dauerte, und während welcher ſie oft Verſtärkungen erhielten, an Todten und Verwundeten 15,000 Mann betragen haben. Die Zahl der Vertheidiger war ſehr abwechſelnd; Anfangs höchſtens 10,000, ſtieg ihre Zahl gegen das

Graben und Minengalerien verſehen. In der 3. Fronte war das Kloſter Santa Engracia gut befeſtigt worden; es ſtand mit dem Brückenkopfe durch eine doppelte Verſchanzung in Verbindung. Auch das Joſephskloſter war wiederum in Stand geſetzt, und auf beiden Seiten deſſelben Courtinen mit Graben, Palliſaden und gedecktem Weg verſehen, errichtet worden. Die offne Kehle des Kloſters konnte von mehreren rückwärts liegenden Batterien beſtrichen werden. Auf dem Monte Torrero hatte man eine ſchwache Verſchanzung und an den Schleußen des ihn deckenden aragoniſchen Canals, an der madrider Straße, einen Brückenkopf angelegt. In der 4. Fronte waren ebenfalls neue Batterien und Schanzen entſtanden. Die Arabal-Vorſtadt auf dem linken Ufer vertheidigten einige mit getrockneten Backſteinen bekleidete Redouten und Fleſchen. Was ſich noch an Häuſern und Bäumen in der Umgebung befand, war vernichtet, die Trümmer in die Stadt geſchafft worden. Bei der Stärke der Garniſon hätte man nothwendig verſchanzte Lager auf dem linken Ufer, am Einfluſſe des Gallego in den Ebro, rechterſeits auf dem Monte Torrero erbauen ſollen. Erſteres würde gedient haben, die Verbindung mit Nord-Aragonien zu erhalten, letzteres, die Vertheidigung beträchtlich zu verlängern. — Für die innere Vertheidigung war mehr geſchehen. Alle Straßen nahe an der Ringmauer waren mit Querwällen durchſchnitten, in den breitern, ſo wie auf den Plätzen Blendungen angebracht; die Thüren und untern Fenſter der Häuſer vermauert, die innern Mauern durchbrochen, die äußern mit Schießſcharten verſehen. Jedes Viertel oder jede Gruppe Häuſer bildete eine Feſtung für ſich. Auf dem Ebro lagen einige Kanonenböte. Das vorhandene Geſchütz, zum großen Theil das von Verdier zurückgelaſſene, war im Ganzen von zu kleinem Kaliber; es gab nur 60 Stück über 12 Pfund und 8 große Mörſer. Alle andern Waffen hatte England reichlich geliefert. — Nachdem der erſte Schrecken vorüber war, belebte die Erinnerung an die frühere glorreiche Vertheidigung alle Gemüther. Proceſſionen, Wunder, Terrorismus wirkten mächtig auf die Menge. Die Magazine enthielten Lebensmittel auf 6 Monate; nur geſalznes Fleiſch war nicht vorhanden und das friſche hörte ſogleich nach der Einſchließung auf. An Gelde fehlte es nicht, da Caſtanno's Kriegscaſſe nach der Schlacht von Tudela in Saragoſſa geblieben war. Der Commandant der Artillerie, General Villaba, zeigte ſich thätig. Er vermehrte die Artillerie und richtete die Pulvermühlen ein, ſo daß ſie gegen das Ende der Belagerung 10 bis 12 Centner täglich lieferten. Das Ingenieurcorps beſtand aus 13 Officieren, 800 Sappeurs und Mineurs, meiſt am aragoniſchen Canal angeſtellte Handwerker, unter dem verdienſtvollen Oberſten San-Genis. Die Artillerie zählte gegen 2000 Soldaten. Zur Abwartung der Verwundeten und Kranken, ſo wie zur Ueberbringung von Munition und Lebensmitteln an die Streitenden, bildeten ſich Weibercompagnien, welche, unter Leitung der bereits bei der erſten Belagerung genannten Gräfin Burita, die wichtigſten Dienſte leiſteten. Eine Junta der öffentlichen Sicherheit und die ſchärfſten Verordnungen vermochten bei der allgemeinen Aufregung nicht, einzelne eben ſo ungerechte als grauſame Handlungen zu verhüten. Eine Verleumdung oder der leiſeſte Verdacht waren hinreichend, den Gegenſtand derſelben zum Opfer der Volkswuth zu machen. — Zur Ordnung fehlte die feſte Hand eines erfahrnen Mannes, ſo wie zu den militairiſchen Operationen der Blick eines Feldherrn. Beides war Palafox nicht. Es wird ihm, und wie es ſcheint, mit Recht, Schuld gegeben, daß er in den wichtigſten Angelegenheiten den Rath einſichtsvoller Generale *verſchmäht habe*, und dem des Männer des Volkes gefolgt ſei,

welche ſeine nähere Umgebung bildeten. Die wichtigſte Anklage gegen Palafox iſt die, daß er den Marſchall Moncey, dem bei den ſtarken Entſendungen, zu denen er fortwährend genöthigt war, zur Deckung ſeiner Magazine, Depots und Spitäler in Alagon, oft kaum 5 bis 6000 Mann blieben, ruhig alle Vorbereitungen zur Belagerung treffen ließ. An Nachrichten über die Bewegungen ſeiner Gegner fehlte es ihm nicht; Villaba und St. Marc legten ihm Pläne vor, mit 20,000 Mann durch einen Nachtmarſch Alagon zu überfallen; er verſprach es, wußte aber ſtets die Ausführung zu hintertreiben. Er verſtand nichts vom Kriege und alle ſeine Operationen außerhalb der Stadt waren geſcheitert. Daher ſeine Abneigung gegen die ihm vorgeſchlagenen Unternehmungen. Palafoxens einziges, aber großes Verdienſt beſteht in der Ausdauer, welche er bei Vertheidigung der innern Stadt bewies und in der Art und Weiſe, wie er Garniſon und Einwohner zur höchſten Aufopferung zu vermögen wußte. — Den 20. December konnte Moncey, nachdem Tags zuvor das 5. Armeecorps, unter Marſchall Mortier, aus den Diviſionen Suchet und Gazan beſtehend, 16,000 M. ſtark, zu ihm geſtoßen war, die Operationen beginnen. 6 Artillerie-, 8 Sappeur-, 3 Mineur-Compagnien, 40 Ingenieurofficiere unter dem Ingénieurgeneral und Adjutant des Kaiſers Lacoſte, ein mit 60 Geſchützen des ſchwerſten Kalibers und allem Bedarf verſehener Park gewährten hinreichende Mittel zum ernſtlichſten Angriff. General Dedon befehligte die Artillerie. Am 20. brach das franzöſiſche Heer gegen S. auf. Die Diviſion Gazan ging bei Tauſte aufs linke Ebroufer, um den Angriff auf die Vorſtadt zu beginnen. Das übrige Heer rückte auf dem rechten Ufer gegen die Stadt und den Monte Torrero vor, den General St. Marc, ein Niederländer, und der tüchtigſte unter den ſpaniſchen Generalen in dem Platze, vertheidigte. Am Morgen des 21. eröffneten die Franzoſen aus einer in der Nacht erbauten Batterie, welche die elenden Verſchanzungen des Monte-Torrero beherrſchte, ein lebhaftes Feuer. Während deſſelben erzwang die Diviſion Grandjean den Uebergang über den Canal, ſtellte ſich zwiſchen dem Torrero und der Stadt auf und griff des erſteren Werke in der Kehle an. St. Marc zog ſich mit Verluſt von 3 Geſchützen und einigen Gefangenen in guter Ordnung nach der Stadt zurück. Um 11 Uhr Mittags war der Torrero in feindlichen Händen. Gleichzeitig hatte Gazan, dem Plane gemäß, die Vorſtadt beſtürmen ſollen. Sein Angriff erfolgte jedoch zu ſpät, und wurde, trotz des anfänglich guten Erfolges, mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen. Während die letztere Begebenheit das Vertrauen der Spanier mächtig erhöhete, wurde das Feuer der Franzoſen und ihre Hoffnungen eines ſchnellen Erfolges dadurch ſehr geſchwächt, ſo daß für die Vertheidiger der Verluſt des Torrero durch den auf dem linken Ebroufer errungenen Vortheil mehr als aufgewogen war. Noch war keine Brücke über den Ebro geſchlagen und es würde daher leicht geweſen ſein, die ſich ſelbſt überlaſſene Diviſion Gazan zu vernichten und ſo mit einem Male die Unternehmungen des Feindes zu hintertreiben. Palafox war jedoch zu einem derartigen Unternehmen nicht zu bewegen. Am 24. hatte der Feind die Einſchließung des Platzes vollſtändig bewirkt. Gazan's linker Flügel lehnte ſich an den Gallego; ſeine Fronte war gegen Ausfälle durch Abſchnitte und Ueberſchwemmungen gedeckt, die Brücke über den Ebro oberhalb der Stadt vollendet. Die Diviſion Suchet beſetzte den Raum der 1. und 2. Fronte gegenüber; Morlot den der 3.; Grandjean der 4.; Meusnier den Monte Torrero. Nachdem General Lacoſte die Werke des Platzes genau recognoſcirt hatte, entwarf er folgenden, von Moncey genehmigten Angriffsplan. Der erſte falſche An-

griff war gegen das Inquiſitionsſchloß gerichtet und hatte nur den Zweck, den Feind auf dieſer ſeiner ſtärkſten Seite zu beſchäftigen und zu beengen; der zweite auf den Brückenkopf der Huerba; der dritte auf das St. Joſephskloſter. Auf dieſer Seite befand ſich, nach Lacoſte's Meinung, der ſchwächſte Punct, indem die Ringmauer hinter den genannten Außenwerken nicht terraſſirt waren. Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 29. zum 30. December eröffnet, die Parallelen, in einer Entfernung von 140 Klaftern vom Brückenkopf, 160 Klaftern vom Joſephskloſter, ſo wie in der Nähe des Inquiſitionsſchloſſes begonnen. Am 30. wurde S. unter günſtigen Bedingungen aufgefordert, und Madrids Unterwerfung als Beiſpiel aufgeſtellt. Palafox antwortete: „Hat ſich Madrid ergeben, ſo iſt es verkauft worden; Saragoſſa wird ſich weder verkaufen, noch ergeben. Ich verſtehe nicht zu capitulliren; nach dem Tode wollen wir davon ſprechen.“ Am Morgen des 31. fand ein Ausfall ſtatt, der jedoch auf allen Puncten zurückgeworfen wurde. Nur einer Reiterabtheilung gelang es, ungefähr 30 Voltigeurs abzuſchneiden und niederzuhauen. Palafox benutzte dieſen kleinen Vortheil, und gab mit großer Feierlichkeit an jene Reiter Ordenszeichen. Eine Proclamation wurde abgefaßt, als habe man eine Schlacht gewonnen. — Vergebens ſuchte man Palafox zu beweiſen, daß die Stadt nur durch große Ausfälle zu retten und verloren ſei, wenn man die zweite Parallele vollenden ließe, deren Feuer das der Werke bald dämpfen würde. Er war nicht zu überzeugen; und die fortwährend ſtatt findenden ſchwachen Ausfälle blieben ohne großen Erfolg. Den 2. Jan. 1809 eröffneten die Franzoſen die 2. Parallele der wirklichen Angriffe. Am nehmlichen Tage erſetzte General Junot Moncey, der Napoleon's Erwartungen nicht befriedigt hatte, im Oberbefehl des 3. Corps und der Belagerung, zugleich erhielt Mortier den Befehl, mit der Diviſion Suchet zu Deckung der Belagerung gegen die Inſurgenten, ſo wie zur Erhaltung der Verbindung mit Madrid, nach Calatayud zu marſchiren. 9000 M. entgingen dadurch den Angreifenden und ihr Abmarſch wirkte ſehr nachtheilig. Durch die ausgedehnte Aufſtellung der Diviſion Morlot konnte die entſtandene Lücke nur ſchwach ausgefüllt werden, und man mußte durch eine Contrevallationslinie dieſem Mangel abzuhelfen ſuchen. Die Belagerten hofften, daß die in dieſer Jahreszeit gewöhnlichen ſtarken Regen den Feind nöthigen würden, ſeine Arbeiten aufzugeben; aber das Wetter blieb trocken, ſehr finſtere Nächte und neblige Tage begünſtigten den Angriff. Vom 3. bis 6. wurde die 2. Parallele, 40 Klaftern vom Joſephskloſter, beendigt, ohne daß das heftige Feuer, Gegenapprochen und Ausfälle der Belagerten es zu hindern vermochten. Vom 7. bis 9. beendigten die Franzoſen, gegen das genannte Kloſter, 2 Batterien, zu 8 Geſchützen (Nro. 1 und 2), eine Breſchbatterie (Nro. 4) von 4 24pfündern, in der erſten, und eine Batterie von 4 Mörſern (Nro. 3.) in der 2. Parallele. Vor dem Brückenkopfe errichtete man die Batterien Nro. 5 bis 8, aus 4 24pfündern, 4 Mörſern, 5 12pfündern und 3 Haubitzen beſtehend. Das fortwährend heftige Geſchütz- und Flintenfeuer der Spanier hatte zwar viel Schaden gethan, ohne jedoch den Fortgang der Arbeiten hemmen zu können. Die Batterien wurden am 10. Morgens demaskirt; Abends waren die Batterien von St. Joſeph und des Brückenkopfes zum Schweigen gebracht und die Werke zerſtört. Der Feind brachte in der Nacht den größten Theil des Geſchützes nach der Stadt, und reinigte den Fuß der Breſche im Joſephskloſter, entſchloſſen, den Poſten hartnäckig zu vertheidigen. Hier focht eine zweite weibliche Heldin, Manuela Sancho, 24 Jahr alt, indem ſie das Geſchütz bediente und die Kämpfer aufmunterte. Die Vertheidiger unter-

nahmen um Mitternacht einen kühnen Ausfall gegen die Batterie No. 1 der jedoch erfolglos blieb. Den 11. dauerte das Feuer der Angriffsbatterie fort; die Breſche im Joſephskloſter erſchien zum Sturme tauglich. Palafox hatte gegen 4000 M., theils in den Rainen des Kloſters, theils in der Courtine, zu beiden Seiten deſſelben aufgeſtellt. Um 4 Uhr Abends erfolgte der Angriff. Der Bataillonschef Haro, der die Ingenieurarbeiten auf dieſem Puncte leitete, rückte mit 2 Geſchützen und 4 Infanteriecompagnien vor, und zwang durch ſein Flankenfeuer auf die nicht mit Traverſen verſehene Courtine, die Beſatzung, hinter die Huerba zurückzugehen. Hierauf ſtürzte der Bataillonscommandant Stahl, mit einigen Voltigeurcompagnien aus der 2. Parallele gegen die Breſche des St. Joſephskloſters, durch welche die Stürmenden, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, eindrangen. Gleichzeitig war es jedoch dem Ingenieurhauptmann Daguenet gelungen, in der Kehle einzudringen. Ein Theil der Beſatzung rettete ſich, der andere wurde niedergemacht oder gefangen. Die Franzoſen geben ihren Verluſt bei dieſer kühnen Unternehmung nur auf 30 bis 40 Mann an. Die Tage des 13. 14. und 15. wurden angewendet, ſich in der Kehle des Joſephskloſters zu logiren, und längs der Huerba die 3. Parallele zu beginnen. In dieſelbe kamen zur rechten des Kloſters, die Batterien Nro. 9 und 11, um eine gradeüber in der Stadtmauer befindliche Batterie, deren Feuer vielen Schaden that, zu vernichten, und ſodann Breſche in der Stadtmauer zu ſchießen. Eine Mörſerbatterie, Nro. 10, wurde in der linken Flanke der erſten Parallele angelegt, um die Courtine vom Brückenkopfe bis zum Dreieinigkeitskloſter zu bewerfen, und die Communication zwiſchen dem Brückenkopfe und dem Platze zu erſchweren. Der Brückenkopf wurde tapfer vertheidigt; und langſam rückten die Arbeiten der Angreifenden, unter dem heftigſten feindlichen Feuer, vorwärts. Nachdem aber die Batterie Nro. 10 am 15. Morgens demaskirt worden war, und mit großem Erfolge gewirkt hatte, ſtürmten Abends 8 Uhr, 40 polniſche Voltigeurs, mit einigen Mineurs und Sappeurs, welche Leitern trugen, den Brückenkopf. Der Feind floh, als die Polen die Bruſtwehr erſtiegen hatten, und ſprengte die Huerbabrücke. Die Angreifenden verloren nicht mehr als 3 Mann. Die Nacht wurde benutzt, die Bruſtwehr gegen die Stadt einzurichten, und das Werk in Verbindung mit der 3. Parallele zu ſetzen. Palafox beharrte in ſeinem verderblichen Syſtem, ſich auf die Defenſive zu beſchränken, und verſäumte die günſtigſten Gelegenheiten, ſeinen Gegnern empfindlichen Schaden zuzufügen. Dagegen ſuchte er durch die unglaublichſten Gerüchte den Muth der Streiter zu beleben. So verbreitete er am 16. die Nachricht, Moore und Blake hätten einen entſcheidenden Sieg über Napoleon davon getragen. Trotz des feindlichen Feuers eilte Alles in die Tempel, die Glocken ertönten, Salven donnerten und die Franzoſen hielten, über den ungewöhnlichen, ihr Feuern übertönenden Lärm verwundert, einen Augenblick mit demſelben ein. Am 17. eröffneten die Batterien No. 9 und 11 ihr Feuer gegen die Stadtmauern, demontirten 3 Stücke und ſtopften das Feuer der übrigen. Bis zum 21. wurden die Batterien No. 1 bis 5 bewaffnet, und 50 Geſchütze in die 3. Parallele eingeführt. Den 21. Nachts unternahmen 80 Aragonier unter Don Mariano Galindo einen kühnen Ausfall gegen die Mörſerbatterie No. 6, deren Bomben große Wirkung thaten. Es gelang den Belagerten die 3. u. 2. Parallele zu durchbrechen, in die Batterie zu gelangen und die Beſatzung zu überfallen. Schnell herbeieilende Reſerven vereitelten das Unternehmen. Eben ſo wenig glückte ein Verſuch der Kanonierböte, die franz. Werke vor dem Inquiſitionsſchloß zu flankiren. Die feindl. Baterien zwangen

jene Böte bald, wieder ſtromabwärts zu ſegeln. In den Nächten des 21. und 22. überſchritten die Arbeiten der Belagerer das Huerbathal; einige Häuſer auf dem jenſeitigen Ufer dieſes Flüßchens wurden genommen und in die Angriffswerke eingeſchloſſen. Die 2. Parallele des falſchen Angriffs gegen das Inquiſitionsſchloß wurde 75 Klaftern von demſelben begonnen. Ungeachtet aller erlangten Vortheile war die Lage der Franzoſen dennoch nichts weniger als glänzend. Ganz Aragonien befand ſich im Aufſtande, die Verpflegung wurde immer ſchwieriger, und die Soldaten litten Mangel. Dadurch ſowohl, als durch den langſamen, der franzöſiſchen Lebhaftigkeit nicht angemeſſenen Gang der Belagerung wurden ſie mißvergnügt, ihr Eifer und ihre Disciplin erſchlafften. Beſonders bedenklich aber war die Stellung der Diviſion Gazan auf dem linken Ufer. 2 Brüder von Palafox, der Marquis von Lazan und Don Franz Palafox hatten gegen 20,000 Mann verſammelt, durch welche die genannte Diviſion ſelbſt wie belagert wurde. Die Beſatzung von S. ſah die Bivouacsfeuer ihrer Landleute, ſie hoffte auf baldigen Entſatz und ihr Eifer wurde dadurch aufs Neue belebt, ohne daß jedoch Palafox zu einem großen Ausfall zu bewegen war. Am 22. übernahm Marſchall Lannes den Oberbefehl über das 3. und 5. Armeecorps, ſo wie über die Belagerung, welche von nun an mit vermehrtem Nachdruck betrieben wurde. Marſchall Mortier wurde mit der Diviſion Suchet von Calatayud zurückberufen, und beauftragt, mit dem größten Theile ſeines Corps die äußern Feinde zu bekämpfen. In der Nacht vom 22. zum 23. unternahm Palafox den letzten einigermaßen bedeutenden Ausfall, dem jedoch, wie allen früheren, Nachdruck und Planmäßigkeit fehlte. Einige Häuſer auf dem linken Huerbaufer, die Tags zuvor in feindliche Hände gefallen waren, wurden wieder genommen, mehrere Geſchütze vernagelt; aber ſonſt kein Reſultat erzielt. In den nächſten 3 Tagen ſchlugen die Franzoſen 3 Bockbrücken, mit Bruſtwehren von Faſchinen, über die Huerba, auf deren linkem Ufer ein ziemlich vor dem feindlichen Feuer geſicherter Waffenplatz erbaut wurde. Am 26. Morgens begann das Feuer der Breſchebatterien auf die Stadtmauer, und dauerte bis zum 27. Mittags. Um dieſe Zeit zeigten ſich 3 große Breſchen, 2 dem St. Joſephskloſter, eine dritte der Oelmühle am Quemadathore gegenüber, welche in der Nacht zuvor genommen worden war. Auch das Kloſter St. Engracia war nur ein Schutthaufen und den Stürmenden zugänglich. Die ganze Belagerungsarmee trat gegen Mittag ins Gewehr; der Sturm begann. Aus der Oelmühle drang eine Colonne nach der ihr ganz nahen Breſche, ohne durch das Auffliegen zweier Flatterminen am Fuß derſelben aufgehalten zu werden, und erſtieg die Trümmer. Aber dahinter war ein Abſchnitt, welcher ſo hartnäckig vertheidigt wurde, daß die Angreifenden ſich begnügen mußten, die Minentrichter am Fuß der Breſche zu beſetzen. Eine zweite Colonne drang aus dem Waffenplatze an der Huerba und bemächtigte ſich, beim zweiten Angriffe, einiger innerhalb der Stadtmauer gelegenen Häuſer. Ihr weiteres Vordringen verhinderten 2, einen vorliegenden Hof beſtreichende, Geſchütze. Ein dritter Angriff auf ein einzeln ſtehendes Haus, vor der 4. Fronte gelegen, mißglückte. Zweimal im Beſitz des Poſtens mußten ihn die Franzoſen wegen des heftigen feindlichen Feuers wieder verlaſſen und verloren beträchtlich. Glücklicher war der Angriff des erſten Weichſelregiments auf das Kloſter St. Engracia. Dieſes ſowohl als ein naheliegendes Kloſter erſtürmten die tapfern Polen. Hierauf griff die Tranſcheewacht, ohne Befehl dazu zu haben, die vom Brückenkopfe nach dem Dreieinigkeitskloſter führende lange Courtine und dieſes Kloſter ſelbſt an. Es glückte ihnen, nicht allein dieſe Poſten, ſondern

auch das Thor del Carmen zu nehmen. Aber dem feindlichen Feuer völlig bloßgeſtellt, wurden ſie mit großem Verluſte zurückgeworfen und konnten nur mit Hilfe einer vom General Morlot herbeigeführten Unterſtützung zweier Bataillons das Dreieinigkeitskloſter behaupten, deſſen innere Seite ſogleich gegen das heftige Feuer aus den nächſten Häuſern möglichſt gedeckt wurde. Ein nächtlicher Angriff der Spanier, um dieſen Poſten wieder zu nehmen, blieb erfolglos. Der franzöſiſche Verluſt am 27. Januar ſoll, nach den eigenen Angaben, 600 Mann betragen haben, war aber jedenfalls weit ſtärker. 2 Ingenieurhauptleute befanden ſich unter den Todten. Das Reſultat des Tages war der Beſitz mehrerer Puncte innerhalb der Stadt, und 15 eroberte Geſchütze. General Lacoſte gab von jetzt an den falſchen Angriff gegen das Inquiſitionsſchloß, welcher durch die Fortſchritte der andern Angriffe unnöthig geworden war, auf. Das Elend in S. war um dieſe Zeit bereits ſehr hoch geſtiegen. Seit Anfang Januar wüthete der Typhus peſtartig, zu Ende des Monats ſtarben täglich 400 bis 500 Menſchen. Ueberall lagen die Leichname unbeerdigt und verpeſteten die Luft noch mehr. Faſt alle Kirchen, ſogar die der Madonna del Pilar, dienten zu Hoſpitälern, in denen es an allem mangelte. Die Einwohner lebten in Kellern, dicht zuſammengedrängt; alle friſchen Lebensmittel fehlten; ein Huhn wurde mit mehreren Thalern bezahlt; Reißwaſſer war die einzige Labung der Verwundeten und Kranken. Jedermann ſah, ohne Klage, dem faſt ſichern Tode entgegen. Die immer wachſende Gefahr verlor ihre gewöhnliche Wirkung; ſtatt zu ſchrecken, verſetzte ſie das Volk in wilde Raſerei. Augenblickliche Hinrichtung war das Loos der Unglücklichen, gegen die der geringſte Verdacht der Lauheit oder der Untreue ſich erhob. Palafox litt, wie die meiſten Chefs, am Fieber und verließ ſeinen Keller nicht mehr; die Mauern der Stadt hatte der Feind erkämpft, und dennoch wagte Niemand, das Wort Uebergabe auszuſprechen. Ein noch fürchterlicher Kampf als der bisherige begann im Innern der Stadt. Daß die Spanier zu demſelben gut vorbereitet waren, iſt bereits geſagt worden. Merkwürdig iſt es, daß faſt gleichzeitig die beiderſeitigen Chefs des Genieweſens getödtet wurden; der brave und geſchickte Oberſt San-Genis am 28. Januar, der ausgezeichnete General Lacoſte den 1. Februar, als er einen Angriff auf einige Häuſer in der Nähe St. Engrazia's leitete. An die Stelle des erſtern trat Oberſtlieutenant Caballero, der ein Werk über die Belagerung geſchrieben hat; an die des Letztern Oberſt Rogniat. Die großen Verluſte, welche die Franzoſen bisher erlitten hatten, beſtimmten den Marſchall Lannes, von nun an den langſamern, aber ſichern Weg der Sappen und Minen anzuwenden, womit ſelbſt Napoleon einverſtanden war. In der 4. Fronte erſtürmten die Franzoſen am 31. Januar und 1. Februar die tapfer vertheidigten Klöſter St. Auguſtin und St. Monica, innerhalb der Ringmauern; von hier und von St. Engracia aus, wurde von nun an concentriſch gegen einen Punct des Coſſo von Haus zu Haus vorgeſchritten, wo beide Angriffe endlich den 7. Februar zuſammentrafen. Der Kampf beſtand in abwechſelnden Springen von Minen u. Stürmen der durch erſtere zerſtörten Häuſer; das Bombardement dauerte dabei fort. Rogniat fand, daß es dem Zwecke förderlicher ſei, die Minen ſchwächer als bisher zu laden, damit durch ihre Wirkung nicht die ganzen Gebäude, ſondern nur die Zwiſchenmauern derſelben zerſtört würden. Die Spanier wußten dieſer Erfindung ein ſehr zweckmäßiges Verfahren entgegen zu ſtellen, indem ſie alles Holzwerk mit Pech und Harz beſtrichen, und jedes Haus, das ſie nicht länger halten konnten, in Brand ſteckten. So hielten ſie ihre Gegner durch Rauch und Flammen oft Tage lang auf. Von der

eigenthümlichen Beſchaffenheit dieſes Kampfes kann man ſich einen ſchwachen Begriff machen, wenn man lieſt, was Caballero berichtet, wie ein Franzoſe, der durch das Loch einer Wand dicht neben ſich 2 Spanier mit ſolchem Anſtreichen beſchäftigt ſah, zu ſeinen Cameraden ſagte: „Seht nur die Narren, wie ſie noch ihre Häuſer ausmalen.“ Das Gefecht dauerte ununterbrochen fort. Kanonendonner, Springen der Bomben und Minen, fortwährendes Flintenfeuer, Einſtürzen der Gebäude und wüthendes Geſchrei der Kämpfenden, mitten unter Rauch, Staub und Flammen, bildeten ein furchtbares Ganze, wie es bis dahin wohl Niemand geſehen hatte. Auf dem linken Ebroufer war bis jetzt ſo viel als nichts geſchehen; General Gazan, deſſen Diviſion zum 5. Armeecorps gehörte, hatte nicht unmittelbar unter den Befehlen des Marſchalls Junot geſtanden, und dieſer Umſtand dem Fortſchreiten der Belagerung weſentlich geſchadet. Nach Lannes Ankunft wurde dieß anders. Unter dem Ingenieuroberſten, Dede de la Brunerie, erfolgte in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar die Eröffnung der Laufgräben auf der öſtlichen Seite gegen das außerhalb der Vorſtadt liegende Jeſuskloſter. 20 Geſchütze ſchoſſen Breſche in demſelben, den 7. wurde es erſtürmt, die weitern Angriffe auf die Vorſtadt ſelbſt aber, mit Verluſt zurückgeſchlagen. Von nun an konnten die Franzoſen ein heftiges Feuer von jenſeits, auf Stadt und Vorſtadt richten und die Brücke über den Ebro beſtreichen. — In der Stadt gelang es vom 8. bis 10. Februar, nur nach großer Mühe, über den Coſſo hinaus, einige Gebäude und Häuſergruppen zu nehmen. Hierauf erfolgte der Angriff gegen das ungeheure Univerſitätsgebäude. Mehrere Minen blieben ohne Erfolg; erſt den 18. bemächtigte ſich der Feind, nach mehreren abgeſchlagenen Angriffen, eines Theiles dieſes Gebäudes, nachdem eine mit dreitauſend Pfund Pulver geladene Mine eine fürchterliche Zerſtörung hervorgebracht hatte. In dieſem Zeitraume hatte Lannes außer dem Feinde noch die immer ungünſtiger werdende Stimmung ſeiner Soldaten zu bekämpfen und mußte ſeine ganze Feſtigkeit anwenden, den übelſten Folgen vorzubeugen. Von den 2 Armeecorps, welche zu ſeiner Verfügung ſtanden, ging die Diviſion Suchet ab, welche die Belagerung deckte; die Diviſion Gazan war zum Angriffe der Vorſtadt, die Diviſion Morlot zur Einſchließung der 1. und 2. Fronte beſtimmt, ſo daß zu dem Häuſerkriege im Innern der Stadt nur die 2 Diviſionen Meusnier und Grandjean, kaum noch 9000 Mann ſtark, verwendet werden konnten. Von dieſen war ſtets die Hälfte im Dienſte, oder vielmehr in einem immerwährenden Gefechte. Jedes Haus erforderte einen Sturm und koſtete einige Soldaten. So konnte es nicht fehlen, daß die Franzoſen, und insbeſondere die 2 letztgenannten Diviſionen, endlich im Kampfe mit endloſen Hinderniſſen gegen wüthende Fanatiker ermüdeten. Die Officiere und Soldaten ſprachen es unverhohlen aus, daß ſie ohne Nutzen geopfert würden und daß es billig ſei, auch andere Armeecorps an dieſem Kampfe Theil nehmen zu laſſen. Tagsbefehle und Anreden fruchteten nur wenig; deſto mehr aber die Erſtürmung der Vorſtadt, welche am 18. Februar erfolgte. Die Arbeiten auf dem linken Ufer waren bis dicht an die Häuſer und Mauern der Vorſtadt vorgerückt. Am 18. früh eröffneten 50 Geſchütze, rechts und links des Jeſusklofters aufgeſtellt, ein zerſtörendes Feuer gegen die Vorſtadt ſowohl, als die Brücke und die Quais am rechten Ufer, insbeſondere aber gegen die den Bewohnern heilige Kirche der Mutter Gottes del Pilar, jetzt als Hospital benutzt. Gegen Mittag wurde eine Breſche im St. Lazaruskloſter, dicht am Ebro und nahe an der Brücke liegend, für angriffsfähig erachtet und jenes Kloſter erſtürmt. Von hier aus beherrſchte das feindliche

Feuer die Brücke, und die ganze Vorſtadt wurde in den Rücken genommen. Nur wenige Einwohner und Vertheidiger konnten ſich retten; gegen 3000 wurden gefangen. Der Verluſt der Vorſtadt entſchied Saragoſſa's Fall; die Partei, welche auch jetzt noch den Kampf bis zur Vernichtung fortſetzen wollte, wurde nach und nach überſtimmt. Bereits am 19. Abends erſchien ein ſpaniſcher Parlementair mit Vorſchlägen zur Uebergabe, die jedoch nicht angenommen wurden. Den 20. wurden 50 Geſchütze, welche zum Angriff auf die Vorſtadt gedient hatten, am linken Ebroufer aufgeſtellt und ein heftiges Feuer auf die Stadt eröffnet, welches in den am Ufer liegenden Gebäuden, u. a. auch in der Kirche Maria del Pilar, große Verwüſtung anrichtete. 6 Minen, vom Coſſo aus geführt, und jede mit 3000 Pfund Pulver geladen, wurden beendigt und ſollten am andern Morgen gleichzeitig ſpringen. Aber der Widerſtand war ferner unmöglich. Die von Palafox gebildete Junta ſendete den 20. Februar Nachmittags 4 Uhr eine Deputation an Marſchall Lannes, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. — Nach franzöſiſchen Berichten erfolgte dieſelbe ohne alle Zuſagen, auf Discretion; die Spanier behaupten, daß der Marſchall nachſtehende Puncte bewilligt habe:

„Die Garniſon zieht mit allen Kriegsehren aus, ſtreckt die Waffen und wird mit Ausnahme derer, welche den König Joſeph dienen wollen, nach Frankreich abgeführt. Die Officiers behalten Degen, Gepäck und Pferde; die Soldaten ihre Torniſter. Die Landesbewohner kehren in ihre Heimath zurück; Perſonen, Eigenthum und Religion werden geſchützt; alle Beamten ſchwören dem König Joſeph.“ Als in der Nacht die Capitulation bekannt wurde, entſtand die lebhafteſte Aufregung, und wenig fehlte, daß es unter den Spaniern ſelbſt zu den blutigſten Auftritten gekommen wäre. Die exaltirte Partei bewachte das Ebroufer, um die Flucht des Palafox und ſeiner Anhänger zu verhindern. Die Deputation, welche die Capitulation verhandelt hatte, wagte ſich nicht in die Stadt zurück, ſondern blieb im Inquiſitionsſchloſſe, deſſen Commandant, auf Befehl der Junta, in der Nacht vom 20. zum 21., ſeinen Poſten dem Feinde einräumte. Am 21. Morgens beſetzten die Franzoſen alle Poſten; gegen 15,000 Spanier, größtentheils Geſpenſtern ähnlich, ſtreckten vor dem Portillothore das Gewehr. So endigte eine der merkwürdigſten Belagerungen aller Zeiten, nach 52 Tagen ſeit Eröffnung der Laufgräben, von denen 29 den Feind bis in die Stadt gebracht, 23 aber im Kampfe von Haus zu Haus zugebracht worden waren. Die Franzoſen fanden 113 Geſchütze, und hatten deren 60 während der Belagerung erobert. Munition war faſt gar nicht, dagegen noch große Vorräthe an Oel und Wein, ſo wie an Getreide vorhanden. Die ganze Stadt bot einen fürchterlichen Anblick der Zerſtörung dar; überall Ruinen und Leichname. Von den 100,000 Menſchen, welche bei Beginn der Belagerung in S. zuſammengedrängt waren, hatten 40,000 das Leben verloren; viele wurden noch in der Folge Opfer der peſtartigen Seuche. Der Verluſt der Franzoſen wird von Rogniat nicht höher als 3000 Mann angegeben, jedoch iſt nicht geſagt, ob allein die Todten, oder ob auch die Verwundeten gerechnet ſind. Im letztern Falle kann man den Verluſt weit höher, und wenigſtens auf 10,000 Mann annehmen. 45,000 Centner Pulver und 16,000 Bomben waren während der Belagerung von Seiten der Angreifenden, die erſteren insbeſondere in den Minen, verbraucht worden. Die franzöſ. Ingenieurofficiers verdienen beſondere Erwähnung wegen ihrer bewieſenen Einſicht eben ſo wohl, als wegen ihrer Tapferkeit. Von 40 derſelben blieben nur 13 unverwundet, 11 waren todt; auch Oberſt Rogniat

war verwundet worden, ohne jedoch die Leitung der Arbeiten aufzugeben. Den 24. Februar hielten die Marschälle Lannes und Mortier ihren feierlichen Einzug, dessen Pracht einen fürchterlichen Contrast mit dem Zustand, des Platzes bildete. Am Portal der halbzerstörten Kirche Maria del Pilar empfing die Geistlichkeit die Sieger; die Junta und Behörden leisteten den Eid der Treue und das Te Deum wurde angestimmt. General Junot hatte es verweigert, bei dieser Ceremonie zu erscheinen. Gleich nach derselben meldete sich ein Parlementair des Marquis von Lazan, der die Armee von Aragonien befehligte, und für seinen Bruder, Don Joseph Palafox, eine milde Behandlung in Anspruch nahm. Nur mit Mühe erhielt dieser Erlaubniß, noch einige Tage, um sich etwas zu erholen, in S. bleiben zu dürfen; dann wurde er nach Frankreich transportirt und in Vincennes eingekerkert. Einige Tage nach der Einnahme Saragossa's verließ das 5. Armeecorps Aragonien, wo nur das 3. Corps, dessen Oberbefehl bald darauf Suchet übernahm, zurückblieb. Der Fall des Platzes war für die ganze Provinz so entmuthigend, daß sie längere Zeit den Anschein vollkommener Unterwerfung annahm. Als Belohnung der heldenmüthigen Vertheidigung decretirte die Centraljunta Folgendes: „Den General Palafox wird das Vaterland belohnen; alle Bürger und Soldaten, welche sich besonders ausgezeichnet haben, sind in den Adelstand erhoben. Officiere und Soldaten erhalten höhern Grad und Sold, mit andern Vorrechten, Wittwen und Waisen der Gefallenen Pensionen. Die Stadt ist, vom Tage des Friedens an gerechnet, 10 Jahre von allen Abgaben frei. — Die öffentlichen Gebäude wird der Staat aufbauen lassen, und ein Denkmal zur Verewigung der Vertheidigung errichten. — Gleiche Ehren und Vortheile wurden den Städten zugesichert, welche Saragossa's Beispiel nachahmen würden." Nichts von alle dem glaubte man nach erfolgtem Frieden halten zu müssen! — Doch der Ruhm S's. wird länger als die Stadt selbst bestehen. — (Vergl. Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals, von Schepeler. — Histoire de la guerre dans la Peninsule, par Napier, traduit par Mathieu Dumas. 1. u. 3. Bd. — Victoires, Conquêtes etc. 18. Bd. — Geschichte des Kriegs in Spanien und Portugal, von Jones.) Z.

Saratoga, Stadt der Grafschaft gl. Namens im Staate Newyork der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, am Hudson mit 3100 Einwohn.

Capitulation vom 16. Oct. 1777.

Im zweiten Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung (d. 4. Juli 1776) Nordamerika's, hatte das englische Ministerium beschlossen, den Krieg von Canada aus mit großer Thätigkeit zu führen. Den Oberbefehl über die dazu bestimmten Truppen (gegen 8000 Mann) erhielt General Bourgogne. Er sollte längs den Seen bis zur Stadt Albany am Hudsonflusse vordringen, um sich mit der in Newyork stehenden Armee des Generals Howe zu vereinigen. Nachdem er den Obersten St. Loger mit einer Abtheilung leichter Truppen und Indianer, 7—800 M. stark, nach der Gegend des Ontariosees und des Mohawkflusses vorausgesendet hatte, trat er mit dem Hauptcorps am 16. Juni 1777 seinen Marsch vom Fort St. Johns an. Die Flotte unter dem Comodore Lutwich bahnte der Armee den Weg. Abtheilungen von Indianern waren schon früher von dem Flusse Bouquet abgegangen, um dem Feinde die Verbindung mit der Seite von dem Ottercreek abzuschneiden und die Südbai zu decken, weil man voraussetzte, daß der Feind durch dieses Land gehen würde, wenn Ticonderoga von den englischen Truppen besetzt sein würde. Die Flotte traf auf gar keinen Widerstand, die Truppen gingen Mitte Juni ans Land, lagerten sich nahe

de: Nordseite des Crownpoint, und die amerikanischen Vorposten zogen sich zurück. Nachdem die englische Armee hier einige Tage gerastet und Magazine angelegt hatte, ging sie mit aller Vorsicht nach Ticonderoga vor. Die Amerikaner hatten sowohl dieses, als einen dem Orte gegenüberliegenden Hügel stark befestigt, konnten aber zu dessen Vertheidigung nur 3000 M. verwenden, und zogen es deßhalb vor, den Platz zu räumen und sich am 6. Juli über Skenesborough nach Fort Edward zurückzuziehen. General Bourgogne folgte ihnen dahin, allein Mangel an Zugvieh und noch mehr an Lebensmitteln, zwangen ihn Halt zu machen. Um ein in Bennington befindliches amerikanisches Magazin wegzunehmen, so wie Wagen und Zugvieh zusammenzubringen, sandte er eine Abtheilung von 600 M. dorthin. Mit dieser Unternehmung begann das Unglück des Generals Bourgogne. Das detachirte Corps war nicht stark genug, um gleichzeitig dem Feinde die Spitze zu bieten und die gemachte Beute zu decken. Schon am 16. August wurde es von dem amerikanischen General Starke und Obersten Warner, bevor es noch Bennington erreichte, bei Cojecks-Mill angegriffen u. gänzlich geschlagen. Ein anderes Corps unter dem braunschweigischen Oberstlieutenant Breymann hatte dasselbe Schicksal, nach tapferer Gegenwehr und nachdem es seine sämmtliche Munition verschossen hatte, wurde es gleichfalls zum Rückzuge gezwungen; der Verlust an Leuten in diesen beiden Gefechten betrug gegen 600 Mann. Ob nun gleich die englische Armee durch diesen Verlust geschwächt wurde und die Amerikaner täglich neue Verstärkungen erhielten, so wollte der englische Befehlshaber in seiner täglich kritischer werdenden Lage, dennoch lieber vorwärts nach Albany gehen als sich zurückziehen. Er ließ mit großer Anstrengung vom Georgensee Lebensmittel auf dreißig Tage zusammenbringen, zog dann der amerikanischen Armee entgegen, überschritt am 13. und 14. Sept. auf einer Pontonbrücke den Hudson und lagerte sich in der Umgegend von Saratoga. Ein Gefecht am 19. Sept. bei Stillwater führte zu keinem Resultate; beide Parteien befestigten ihre Stellungen, die Amerikaner aber benutzten die jetzt eintretende Ruhe eines Theils, um aus den südlichen Provinzen Lebensmittel und Verstärkungen an sich zu ziehen, andern Theils aber auch, um durch Detachirungen nach dem nördlichen Ende des Georgensees, den Engländern den Rückzug abzuschneiden. Inzwischen wurde die Lage Bourgogne's täglich bedenklicher. Die Amerikaner hatten ihre Streitkräfte so vermehrt, daß er zu zweifeln begann, ob sein Rückzug noch möglich sei. Seine Armee, nur noch 5000 M. stark, erhielt täglich nur halbe Portionen, hiernächst mangelte es gänzlich an Fourage und täglich fielen eine große Anzahl Pferde. Um sich einen Rückzug nach den Seen zu verschaffen, beschloß er endlich einen Angriff auf den linken Flügel des Feindes, verließ am 7. Oct. mit 1500 Mann sein Lager, wurde aber eine halbe Stunde von der Stellung der Amerikaner, selbst so unvermuthet angegriffen, daß er 9 Geschütze, fast sämmtliche Munition und den größten Theil der Bagage verlor. Nach diesen fehlgeschlagenen Versuchen blieb dem General Bourgogne nichts übrig, als wieder über den Hudsonfluß zu gehen, womöglich Fort Edward und von dort aus Ticonderoga zu erreichen. Allein der Fluß war überall von den Amerikanern stark besetzt, während ein Corps Provinzialen ihm den Rückzug nach Canada abschnitt, die Hauptarmee aber einer Bewegung auf dem Fuße folgte. So endlich von allen Seiten eingeschlossen, nicht nur mit einem überlegenen Feinde, sondern auch mit Mangel an Lebensmitteln und der rauhen Jahreszeit kämpfend, entschloß sich der General endlich am 16. Oct. mit seinem bis auf 3500 Mann zusammengeschmolzenen Corps bei Saratoga zu capituliren. Man kam überein,

daß die Truppen mit allen Ehrenzeichen aus dem Lager marſchiren und auf das Commando ihrer eigenen Officiere die Waffen zuſammenſetzen ſollten. Gegen das Verſprechen, nicht mehr gegen Amerika zu dienen, ſollten dieſelben in Boſton nach England eingeſchifft werden. Der Verluſt der Engländer bis zu dieſem Tage, an Todten, Gefangenen und Deſerteurs, mochte ſich auf 3000 M. belaufen; überdieß wurden den Amerikanern 35 Geſchütze überlaſſen. Dieſer Vertrag wurde indeſſen von dem Congreſſe nicht genehmigt und das ganze Corps blieb bis nach Beendigung des Krieges in Gefangenſchaft. Dieſer Unfall hatte auf die Fortſetzung des Krieges einen außerordentlichen Einfluß. England mußte nun die Hoffnung aufgeben, Amerika in einem Feldzuge und mit der dort ſtehenden Armee zu bezwingen. Die nächſte und wichtigſte Folge war die am 6. Februar 1778 mit Frankreich abgeſchloſſene Defenſivallianz, zur Bewirkung der unumſchränkten Independenz der dreizehn vereinigten Staaten. — (Vergl. Sprengel Geſchichte der nordamerikaniſchen Independenz. Leipzig und Berlin 1784. — E. Stedman's Geſchichte des Urſprungs, des Fortgangs und der Beendigung des amerikaniſchen Krieges. Aus dem Engliſchen überſetzt vom Profeſſor Remer. Berlin 1795. 2 Bände.)

Gtz.

Sardanapal, der letzte König von Aſſyrien, der ſich gleich mehreren ſeiner Vorgänger, durch Ueppigkeit, Weichlichkeit und gänzliche Untüchtigkeit auszeichnete und in der Geſchichte die traurige Berühmtheit erlangte, durch ſeine Schuld weſentlich zum Untergang des mächtigen aſſyriſchen Reichs beigetragen zu haben. Von ſeinen Unterthanen verachtet, fiel es einem mediſchen Satrapen, Arbaces, nicht ſchwer, ſich einen Anhang zu verſchaffen und gegen den unwürdigen Fürſten ein Heer zuſammenzubringen, dem ſich Beleſis, Anführer der Babylonier, ſo wie mehrere andere Statthalter anſchloſſen und welches gegen 400,000 Mann ſtark geweſen ſein ſoll. Als der König von der drohenden Gefahr Kunde erhielt, ſchien er ſich zu ermannen, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der ihm treugebliebenen Truppen und ſchlug die Empörer bei Ninive ſo entſcheidend, daß ſie ſich bis in die auf 70 Stadien entfernten Gebirge zurückziehen mußten. Bald erſchienen ſie jedoch abermals im Felde und in noch zwei darauf folgenden Schlachten errang S. den Sieg, ſo daß ſich ſeine Herrſchaft von Neuem zu befeſtigen ſchien. Durch dieſe Erfolge indeſſen ſicher gemacht, überließ er ſich ſeiner gewohnten Sorgloſigkeit, ward überfallen, ſein Lager erobert und er ſelbſt genöthigt, ſich in ſeiner Hauptſtadt einzuſchließen. Zwei Jahre vertheidigte er ſich hier mit ziemlichem Muthe, als aber im dritten, durch eine Ueberſchwemmung des Tigris ein großer Theil der Stadtmauer einſtürzte, verlor er jede Hoffnung und verbrannte ſich mit allen ſeinen Weibern und Schätzen in dem eignen Palaſte. Bald darnach drangen die Feinde in die Stadt, welche ganz zerſtört wurde. Mit dem Untergange Ninive's 888 v. Chr. Geb., erloſch das große aſſyriſche Reich, welches 1400 Jahre beſtanden haben ſoll, und aus deſſen Trümmern bildeten ſich die Staaten Neu-Aſſyrien, Babylonien und Medien. — (Vergl. Diodor's von Sicilien hiſtoriſche Bibliothek, nach der neuen Ueberſetzung von J. F. Wurm. Stuttgart 1827.)

Gtz.

Sardes, die ehemalige Hauptſtadt von Lydien, in einer Ebene am Fuße des Tmolos, auf welchem Berge eine feſte Citadelle ſtand, ſo wie auch die ganze Stadt mit Feſtungswerken umgeben war.

Schlacht 544 vor Chriſti Geb.

Das lydiſche Reich umfaßte im Jahr 550 vor Chr. die größte weſt-

lichſte Hälfte von Kleinaſien, und Cröſus, der letzte König deſſelben, erobert die griechiſchen Pflanzſtädte, breitete ſein Reich vom mittelländiſchen Meer bis an den Fluß Halys und nach Pamphylien und Lycien aus, fand aber ſeinen Untergang, als er ſich dem mächtigen, perſiſchen Eroberer Cyrus entgegen ſtellte. Cyrus hatte die Medier unterworfen, Kapadocien erobert und näherte ſich dem lydiſchen Reiche. Sofort trat Cröſus mit Babylonien, Aegypten und Sparta in ein Bündniß, zwang die kleinen benachbarten Staaten, Soldtruppen zu ſtellen, ſammelte ein mächtiges Heer beim Fluſſe Pactolus, ſetzte über den Halys und rückte verheerend in Kapadocien ein. Cyrus, durch Kundſchafter von allen Bewegungen unterrichtet, zog ihm entgegen. Seine Reiterei bildete den Vortrab, dieſer folgte das geſammte Gepäck, und dann die Phalanx. Bei Thymbrara, nicht weit von Sardes, erreichte er ſeinen Feind. Das Heer des Cyrus war an Reiterei und Fußvolk 196,000 M. ſtark, hatte 300 Sichelwagen, jeden von 4 gewappneten Pferden gezogen, und eine große Anzahl anderer Wagen, auf denen ſich Thürme von 18 — 20 Fuß Höhe befanden, beſetzt von 20 Bogenſchützen, und gezogen von 16 nebeneinander geſpannten Ochſen bei ſich. Außerdem führte er eine große Anzahl Kameele, wo auf jedem zwei arabiſche Bogenſchützen ſaßen, mit; Cröſus ſoll 420,000 Mann an dieſem Tage verſammelt gehabt haben. Das lydiſche Heer ſtand mit Ausnahme der Aegypter, deren Anzahl auf 100,000 M. angegeben wird, dreißig Mann hoch, in einer Ausdehnung von 40 Stadien, (ein Stadium gleich 125 Schritt) und die Aegypter bildeten Vierecke von 10,000 Mann, deren Seiten 100 Mann zählten, und ſtanden im Centrum der Schlachtordnung. Beim Heere des Cyrus bildete die Phalanx 12 Mann in der Front, und 24 M. in der Tiefe. Hinter den Schwergepanzerten ſtanden die Spießwerfer, Peltaſten genannt, dann die Bogenſchützen und zuletzt der Nachtrab. Die Wagen mit den Thürmen folgten ſo nahe als möglich der Phalanx; der Troß blieb hinter dieſen Thürmen, welche auch die Kutſchen mit den Frauen decken ſollten, hinter denen ſich die Kameele anreiheten, und die Sichelwagen, deren 100 einen Oberanführer hatten. Als beide Heere ſich einander näherten, ließ Cröſus ſeine beiden Flügel, welche aus Reiterei beſtanden, vorrücken, das Centrum aber anhalten, in der Abſicht, das feindliche Heer zu überflügeln, wodurch ſeine Schlachtlinie die Geſtalt eines Gamma (griechiſches G.) erhielt. Indeſſen hatte Cröſus durch dieſes Manöver ſein Centrum bloßgeſtellt und in ſeiner Linie waren ſelbſt mehrere Lücken entſtanden. Hierdurch ging der Zuſammenhang verloren, und als ſeine Reiterei, bereits im Rücken der feindlichen Aufſtellung angekommen, dort mit Nachdruck plötzlich angegriffen wurde, entbehrte ſie aller Unterſtützung des Fußvolks und mußte nach einem kurzen Kampfe die Flucht ergreifen. Während dieß auf den Flügeln vorging, ließ Cyrus ſeine Sichelwagen gegen das feindliche Centrum vorrücken. Die erſten Reihen der Lydier vermochten dieſem Anfalle nicht zu widerſtehen, und wichen zurück, allein die Aegypter, mit großen Schildern bedeckt und eng aneinander gereiht, ſo daß die Wagen nicht eindringen konnten, leiſteten hartnäckigen Widerſtand. Hier entſpann ſich der blutigſte Kampf. Ein großer Theil der Wagen wurde umgeworfen, und ihre Beſatzung getödtet. Die Aegypter drangen nun in geſchloſſenen Gliedern vorwärts, und trieben das leicht bewaffnete perſiſche Fußvolk bis zu ihren Thürmen in das Hintertreffen zurück. Hier aber geriethen ſie in den Bereich der Pfeile und Wurfſpieße von den Thürmen, und als auch der perſiſche Hinterhalt zur Hilfe eilte, wurde ihr Angriff ſchwächer. In dieſem Augenblicke traf Cyrus, der auf ſeinem rechten Flü-

gel gekämpft hatte, mit Verſtärkung auf dieſem Puncte ein und fiel den Aegyptern in die Flanke. Von allen Seiten umringt, fochten dieſe tapfern Truppen wie Verzweifelte. Cyrus, gerührt von ſo viel Tapferkeit, wollte ſie der gänzlichen Vernichtung entreißen und ließ ihnen ehrenvolle Anträge machen, die ſie endlich auch annahmen und den Kampf einſtellten. Die partiellen Gefechte endeten aber erſt mit Anbruch der Nacht und weit und breit war das Feld mit Leichen und Trümmern aller Art bedeckt. Bei den Lydiern hatten die Aegypter, bei den Perſern die Sichelwagen und Reiterei am tapferſten gefochten. Cröſus zog ſich mit dem Reſt ſeines Heeres nach Sardes zurück, entließ die Bundesgenoſſen nach ihrer Heimath, und Cyrus lagerte in der Nacht bei Thymbrara. Am andern Morgen rückte er jedoch vor Sardes, und ungeachtet Cröſus nur noch die lydiſchen Truppen, meiſt aus Reiterei beſtehend, bei ſich hatte, ging er doch den Perſern entgegen. Cyrus eröffnete den Angriff gegen die feindliche Reiterei mit ſeinen Kameelen, wodurch die Pferde ſcheu gemacht wurden und Unordnung herbeiführten. Indeſſen ſprangen die Lydier herab, fochten zu Fuß mit großer Tapferkeit, mußten aber endlich der Uebermacht weichen, und zogen ſich nach Sardes zurück, wo Cröſus nun belagert wurde, nachdem er den größten Theil ſeines Heeres verloren hatte. Er hoffte, die Belagerung werde ſich in die Länge ziehen, ſandte Eilboten an ſämmtliche Bundesgenoſſen, und vertheidigte ſich während deſſen mit vieler Hartnäckigkeit. Inzwiſchen entdeckte ein perſiſcher Soldat in der Stadtmauer eine unbewachte Stelle, an welcher die Nacht darauf der Feind die Mauer erſtieg, in die Stadt eindrang und dieſe ohne Widerſtand nach 40tägiger Belagerung eroberte. Cröſus hatte ſich in die Citadelle zurückgezogen, und wurde hier gefangen. Mit dem Verluſt der Freiheit des Königs ging auch das mächtige Reich unter, und Lydien wurde eine perſiſche Provinz. — (Vergl. Xenophon's Cyropädie, überſetzt von Meyer. Herodot.) 27.

Sariſſa wurde die lange, einfache macedoniſche Lanze genannt, welche den Phalanx bei der Vertheidigung ſo undurchdringlich und beim Angriffe ſo furchtbar machte; ſie ſoll 24 Fuß lang geweſen ſein, und die Truppen, welche damit bewaffnet waren, hießen Sariſſophoren.

S.

Sasbach, Städtchen im Großherzogthum Baden, an der Straße von Offenburg nach Raſtadt.

Schlacht am 27. und 28. Juli 1675.

Nachdem Marſchall Türenne ſeinen Gegner, den kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen Montecuculi, durch eine Reihe kühner Manöver von Straßburg (ſ. d.) abgedrängt hatte, wodurch deſſen Operationszweck gänzlich vereitelt wurde, ſuchte er nunmehr durch fortwährende Bedrohung ſeiner linken Flanke, auch deſſen weiteren Rückzug zu bewirken. Beide Armeen hatten ſich einige Zeit an der Rench gegenüber geſtanden; die Franzoſen brachten aber durch eine Reihe kleiner Gefechte die Orte Renchen, Wagshurſt und Gamshurſt in ihre Gewalt, wodurch Montecuculi veranlaßt wurde, den 26. Juli in die Gegend von Sasbach zu marſchiren. Nach der Vereinigung mit General Caprara, welcher von Offenburg herangezogen wurde, belief ſich die Stärke der kaiſerlichen Armee auf 30,000 Mann, zur Hälfte Reiterei. Die Stellung wurde hinter einem Bache genommen, welcher von dem Städtchen (Ober-) Sasbach nach Niederſasbach in einem ſchwer zu überſchreitenden Ravin fließt, und durch anhaltenden Regen ſehr angeſchwollen war. — Türenne hatte ſich ſchon früher des Städtchens Achern (Sasbach gegenüber) bemächtigt, und hauptſächlich dadurch die oben ange-

deutete Stellungsveränderung seines Gegners herbeigeführt. Jetzt zog der französische Feldherr seine Hauptmacht von Gamshurst heran, und stellte sich der feindlichen gegenüber. Die Gesammtstärke betrug etwa 25,000 Mann, zur Hälfte Reiterei. Die Ausdehnung der Stellung erstreckte sich auf eine halbe Meile. Eine Schlacht schien unvermeidlich, weil die Truppen durch anhaltendes Campiren bei nasser Witterung viel gelitten hatten, und jede Partei aus diesem Zustande herauszutreten wünschte. Die Artillerie wurde deßhalb bis an den Rand des Ravins vorgezogen, die Infanterie ins erste, die Cavalerie ins zweite Treffen gestellt. — Während von beiden Seiten eine lebhafte Kanonade eröffnet wurde, recognoscirte Türenne die feindliche Stellung mit großer Sorgfalt, und fand sie in der Front überall sehr stark. Ein Angriffsversuch auf Nieder-Sasbach schlug fehl, weil der Eingang durch einen ummauerten Kirchhof gesperrt wurde, den ein morastiger Graben umschloß. — In den Vormittagsstunden entdeckte Türenne einen langen Wagenzug, welcher nach dem Gebirge abfuhr, und vermuthete nun, daß Montecuculi in der folgenden Nacht seine Stellung verlassen werde. Er schickte deßhalb einen Officier nach Ober-Sasbach, und ließ dem dort befehligenden General sagen: die Bewegungen des Feindes sorgfältig im Auge zu behalten und ihm von einer jeden Meldung zu machen. Nachmittags 2 Uhr ritt Türenne selbst dahin, traf unterwegs den General St. Hilaire auf einem Hügel, besprach sich mit ihm, und wurde in den nächsten Augenblicken von einer Kanonenkugel getödtet; St. Hilaire verlor durch dieselbe Kugel den linken Arm. Dieser Unfall wurde dem FM. Montecuculi noch denselben Tag (d. 27.) durch einen Deserteur berichtet, und die Rückzugsbewegung sofort eingestellt. Indessen scheint er Bedenken getragen zu haben, sofort zum Angriffe überzugehen, er blieb vielmehr den 28. ruhig in seiner Stellung, verschanzte sie und begnügte sich mit einer Kanonade. Der Tod des Marschalls Türenne hatte jedoch so nachtheilige Folgen, daß der Stand der Parteien sehr bald eine wesentliche Aenderung erlitt. Die beiden ältesten französischen Generallieutenants, Marquis Vaubrün und Graf Lorges, stritten sich nämlich um den Oberbefehl, und waren über das, was jetzt zu thun sei, sehr verschiedener Meinung. Nach langem Zaudern wurde endlich der Rückzug gegen Straßburg beschlossen. Montecuculi folgte ihnen und erreichte in wenig Tagen seinen Operationszweck (s. Straßburg.).

Pz.

Sattel. Wenn und wo der Sattel erfunden wurde, ja sogar die Nationen, bei denen er zuerst im Gebrauch war, lassen sich nicht angeben. Als erster, sicherer Beweis seiner Existenz wird allgemein eine Verordnung des Kaisers Theodosius vom Jahre 385 n. Chr. angenommen. Diese bestimmt jedoch nur das Gewicht der Sättel, welche Postpferden aufgelegt wurden, läßt aber großes Dunkel über seine Bauart. Die ältesten auf unsere Zeiten gekommenen Sättel, dürften die des Mittelalters sein, welche noch hie und da in Zeughäusern und Rüstkammern aufbewahrt werden. Diese Sättel, welche Gesäß und Schenkel des Reiters bis fast zum Kniegelenke fest einschließen, zeigen unverkennbar, daß die höchst erreichbare Befestigung des Sitzes der Zweck war, den man durch ihre Bauart zu erreichen trachtete. Man darf mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß dieser Zweck früher die Veranlassung zur Erfindung des Sattels gab, da erst dadurch die Anwendung des den Sattel wesentlich unterscheidenden und ihm eigenthümlichen Bestandtheils, des Sattelbaumes oder Sattelgestelles, hinlänglich begründet erscheint. Denn, wenn dieses durch seine Festigkeit dem Formenden erlaubte, dem Sattel jede ihm zweckmäßig dünkende Gestalt und dieser Dauer zu geben, so widerstrebte auf der andern Seite eben diese Festigkeit

der Natur des Pferderückens. Je mehr man ſich in der Folge überzeugte, daß die Befeſtigung des Sitzes durch allgemein angenommene Formen und Verhältniſſe, mit geringen Abweichungen nach Stärke und Größe des Reiters, erreichbar blieb, um ſo mehr mußte die Beſeitigung aller aus der Feſtigkeit des Geſtelles für den Pferderücken entſtehender Nachtheile als Hauptſache bei ſeiner Conſtruction erſcheinen. Man mußte bald erkennen, daß das Unterlegen von Decken oder das Füttern des Geſtelles mit weichen Stoffen, den Rücken auf die Dauer nicht hinlänglich vor Beſchädigungen ſchützte, und daß dieſes einzig und allein zu erreichen war, wenn das Geſtelle den Formen und Eigenthümlichkeiten des Pferderückens angepaßt wurde; eine Erfahrung, die ſich bis heute tagtäglich beſtätigte. Ehe jedoch anzugeben iſt, wie der Sattel, und mithin zuerſt das Geſtelle, beſchaffen ſein muß, um für den Reiter ſeinem Zwecke zu genügen und dabei den Rücken des Pferdes nicht zu verletzen, iſt es nöthig, etwas näher auf ſeine Zuſammenſetzung und die des Geſtelles einzugehen, zuerſt aber das unumgänglich Nothwendige über die dabei zu berückſichtigenden Eigenthümlichkeiten des Pferderückens und über die gebräuchlichſten Gattungen des Sattels zu ſagen. Die Theile des Rückens, über welche der Sattel zu liegen kommt, die Sattelſtelle, ſind: der Uebergang des Widerriſtes in das Rückgrath, das Rückgrath ſelbſt, und die Rippen. Die beiden erſtern können durchaus keinen dauernden Druck ertragen und müſſen deßhalb vor jeder Berührung mit dem Sattel bewahrt bleiben, die Rippen hingegen beſitzen, ſowohl durch ihre Wölbung, als durch ihre Muskelbedeckung, viel Tragfähigkeit, ihre Bedeckung iſt jedoch nur dünn und empfindlich gegen jeden ſchärfern, auf einer Stelle mehr als auf der andern wirkenden Druck. Auf den Rippen kann und ſoll der Sattel daher ruhen, aber vorn und hinten und auf beiden Seiten gleichmäßig. — Die Hauptgattungen der Sättel, deren man ſich in Europa, mit Ausnahme der Türkei, bedient, ſind: der deutſche Sattel, auf Reitbahnen Schulſattel genannt; der franzöſiſche S.; der engliſche S. oder die Bridge; und der ungariſche oder polniſche S., auch Bock genannt. Die 3 zuerſt aufgeführten Gattungen zeigen viel Aehnlichkeit im Geſtelle, beſonders in der untern Fläche mit einander, und ſtammen alle von dem Sattel des Mittelalters ab. Der deutſche S. gleicht dieſem noch am meiſten; die Bridge läßt ihren Urſprung nur noch in der Zuſammenſetzung des Geſtelles und in deſſen Tragfläche erkennen. — Der S. überhaupt beſteht aus dem Geſtelle, auch Gerüſte oder Baum, und der Einkleidung. Das erſtere, aus Holz, nur als ſeltene Ausnahme aus Fiſchbein oder Stahl beſtehend, gibt dem Ganzen Haltung und Dauer, und dient den verſchiedenen Theilen der Einkleidung zur Anlage und Befeſtigung. Man unterſcheidet am Geſtelle eine obere oder Sitzfläche und eine untere oder Tragfläche — Tracht — und die beide begrenzenden äußern und innern Ränder. Das Geſtelle iſt aus mehreren Theilen zuſammengeſetzt; das deutſche und alle ihm verwandten Geſtelle aus den vordern Bäumen oder Orten, — der Kopf — dem hintern Baume oder Orte, — der After — und aus den beiden Stegen, einem auf jeder Seite zwiſchen Kopf und After. Zunächſt der Verbindung der beiden vordern Bäume bilden dieſe den Kammerbogen, und deſſen höchſten Punct, den Sattelknopf. Die Stege werden nach dem After hin breiter und ſind mit den vordern Bäumen ungefähr in deren halben Höhe, mit dem After aber in der Art verbunden, daß dieſer mit ihnen eine dem Hufeiſen ähnliche Geſtalt bildet; die untere Fläche des Afters erhebt ſich von beiden Seiten nach der Mitte, um hier das Rückgrath frei zu laſſen. Durch dieſe Zuſammenſetzung ſowohl, als

durch die Form der einzelnen Theile, kann das Geſtelle, ſind ſeine Verhältniſſe denen des Pferderückens angemeſſen, auf den Rippen überall gleichförmig tragen, es läßt unter dem Kammerbogen und der Mitte des Afters, ſo wie durch den zwiſchen den innern Rändern der Stege befindlichen Raum den Ausgang des Widerriſtes und das Rückgrath frei, und bildet dadurch die ſogenannte Kammer. Die Tragflächen des franzöſiſchen und des engliſchen Geſtelles ſind der des deutſchen faſt ganz gleich, in der Sitzfläche ſind ſie aber verſchieden; bei letzteren befinden ſich auf den obern Flächen von Kopf und After die Anlagen für die ſogenannten Pauſchen, die bei dem franzöſiſchen Geſtelle auf den vordern Bäumen auch vorhanden ſind, dagegen auf dem ſehr platten After fehlen. Das engliſche Geſtelle hat gar keine Anlagen für die Pauſchen, ſein After erhebt ſich jedoch ſtark nach der obern Kante des äußern oder hintern Randes. Alle dieſe Geſtelle erhalten zu größerer Feſtigkeit eiſerne Schienen, die über die Verbindungen weggehen, und werden, um dem Holze mehr Widerſtandsfähigkeit zu geben, gehäutet, d. h. zuweilen mit gezupften Pferdeſehnen, ſtets aber mit ſtarker und dichter Leinewand überleimt. Das ungariſche Geſtelle, der Bock, von welchem der ganze Sattel den Namen annimmt, hat anſtatt der vordern und hintern Bäume zwei ganz ähnliche Zwieſel, der vordere nur etwas niedriger und enger als der hintere, die in die beiden breiten und langen Stege ſo eingezapft ſind, daß der erſtere einige Neigung nach vorn, der andere nach hinten hat. Die Stege gehen vorn und hinten über die Zapfenſtellen der Zwieſel hinaus, deren Zapfen durch hölzerne Nägel in jenen feſtgehalten werden. Zu den Zwieſeln wird gewöhnlich derartig gewachſenes Holz genommen, woher auch ihr Name. Da, wo ihre beiden Arme auseinander gehen, erhalten ſie ein eiſernes Beſchläge. Ueber dieſer Stelle wird gewöhnlich an beiden Zwieſeln, oft auch nur an dem hintern, zu beſſerer Befeſtigung des Gepäcks ein Anſatz gelaſſen, Froſch oder Löffel genannt. Beim Bock tragen die Stege allein, die Zwieſel halten ſie auseinander, beſtimmen ihre Stellung und bilden die Kammer. — Jedes Geſtelle muß der Größe und Stärke des Pferdes, für welches es beſtimmt iſt, hinſichtlich ſeiner Länge, Weite und der Stellung der einzelnen Theile gegen einander angemeſſen ſein. Sind Widerriſt und Rückgrath ſcharf und hoch, ſo fordern ſie eine höhere, ſind ſie breit und fleiſchig, eine weitere Kammer; breitgewölbte Rippen verlangen flach, weniger gewölbte mehr ſchräg geſtellte Stege, deren Stellung zugleich die größere oder geringere Weite von Kopf und After beſtimmt; geſenkte Rücken machen bedeutend, gerade nur wenig geſchweifte Stege nöthig. Je mehr ſich der Bau des Geſtelles den eigenthümlichen Formen des Rückens anſchmiegt, eine um ſo beſſere Lage wird es haben, die allein dem Drücken vorbeugen kann; iſt es dabei in der Tragfläche ſorgfältig geebnet und an den untern Kanten abgerundet, ſo wird es auch nicht an einzelnen Stellen den Rücken angreifen. Ein ſolches Geſtelle wird alsdann mit allen Theilen, die tragen ſollen, gleichmäßig aufliegen, weder vorn noch hinten ſteigen, d. h. vorn oder hinten gar nicht tragen; es wird nicht ſtechen oder ſtoßen, d. h. mit den Rändern, beſonders denen von Kopf und After, zu ſcharf aufliegen, und dadurch angreifen. — Für die Sitzfläche iſt noch zu bemerken, daß je mehr ſich Kopf und After erheben und deßhalb viel Senkung der Sitzfläche nach der Mitte geſtatten, der Sitz des Reiters verſicherter und feſter wird, ſo wie ein langes Geſtelle einen freiern und weniger gezwungenen Sitz geſtattet, eben deßhalb aber auch den Reiter weniger unterſtützt. Bevor ein Geſtelle durch die Einkleidung zum Sattel umgeſtaltet wird, wird es gegurtet, d. h. der Länge nach

kreuzweis mit zwei, und quer über dieſe mit mehreren Gurten überſpannt. Dieſe Gurtung, auch Grundſitz genannt, füllt den leeren Raum zwiſchen Kopf, After und Stegen aus, ſoll die Kammer zwiſchen ihnen erhalten und einen Theil der Laſt des Reiters tragen. Ihre Spannung, beſonders die der Längengurte, muß deßhalb ſehr feſt und ohne alle Nachgiebigkeit ſein. Der Grundſitz des Bocks iſt ein breiter lederner Riemen, der oben an beiden Zwieſeln befeſtigt, ſeine Spannung durch Schnürriemen erhält, die von den Stegen nach ſeinen Rändern abwechſelnd auf- und ablaufen. Je nachdem die vordern, mittlern oder hintern Quergurte — beim Bock dieſelben Partien der Schnürriemen — mehr als die andern angeſpannt werden, wird die Senkung der Sitzfläche, und durch dieſe der Sitz des Reiters, anders beſtimmt; ſo z. B. bringt die ſchärfere Spannung der vordern und mittlern Quergurte den Reiter mehr auf den Spalt. Die Haupttheile der Einkleidung ſind: das Sattelkiſſen, das Sitzkiſſen mit ſeinem Ueberzuge und die Sattelblätter oder Taſchen. — Das Sattelkiſſen, eine dünne Matratze, kleidet die ganze Tragfläche aus, und dient dem Geſtelle und den Schnallen der Sattelgurte zur elaſtiſchen Unterlage. Dieſes Kiſſen darf nicht ſtark ſein, damit ſich die Ausfüllung nicht verſchieben kann, weßhalb auch nur geſponnene Roßhaare zu dieſer verwendet werden ſollten. Es wird am beſten mit einem feinen Flanell überzogen. Angegriffene Stellen des Rückens können geſchont werden, wenn an den correſpondirenden Stellen des Sattelkiſſens die Füllung herausgenommen wird, wodurch hier der Sattel weniger oder gar nicht aufliegt. Beim Bock fehlt das Sattelkiſſen entweder ganz oder bedeckt nur die Stege. Im erſtern Falle muß eine ſtarke mehrfach zuſammengelegte Friesdecke — Kotze oder Woiloch — die Stelle deſſelben vertreten. — Das Sitzkiſſen — die Matratze — gibt der Sitzfläche die vollſtändige Geſtalt und wirkt ähnlich der Gurtung durch mehr oder weniger Ausfüllung an einer oder der andern Stelle auf den Sitz des Reiters. Der Ueberzug des Sitzes beſteht gewöhnlich aus geſchmeidigem, glattem oder rauhem Leder, zuweilen aus Sammt oder Manchester. — Die Sattelblätter geben den Schenkeln des Reiters mehr Halt, bedecken die Gurtſchnallen und ſchützen dadurch die Schenkel vor Verletzungen. Sie werden aus ſtarkem Leder gefertigt, manchmal noch außerdem mit gleichem Material wie das Sitzkiſſen überzogen und geſtoppt, was den Schluß erleichtert und das Verrutſchen der Schenkel etwas hindert. — Die Einkleidung wird theils angezweckt, theils angenäht, und iſt beim ungariſchen Sattel meiſtens durch Schlaufen und Binderiemen befeſtigt. — Die Steigriemen — Steigleder — laufen bei dem deutſchen und jedem ihm verwandten Sattel, durch vorn an den Stegen angebrachte eiſerne Krampen oder Oeſen, beim Bock durch, in die Dicke der Stege gearbeitete Oeffnungen, und verbinden dadurch die Steigbügel mit dem Sattel; ſie müſſen aus ſtarkem, aber geſchmeidigem Leder beſtehen. Die Steigbügel, als Zubehör des Sattels hierher gehörig, haben die verſchiedenartigſten Formen und jede Sattelgattung hat eine eigne Art von Steigbügel, die nach ihr benannt wird; ſo gibt es deutſche, engliſche ꝛc. Bügel. Die Hauptſache bei ihnen iſt, daß ſie die gehörige Weite und Höhe haben, damit ſie weder hinter den Abſatz zurückrutſchen, noch ſich an den Fuß feſtklemmen können, und daß ſie ſich gut unter demſelben halten laſſen. Dem Letztern entſpricht der aus 2 vierkantigen Stäben beſtehende Tritt, mehr als der voll und aus dem Ganzen gearbeitete; es wird nächſtdem befördert, wenn die Oberfläche deſſelben durch Feilſtriche oder das ſogenannte Einhauen rauh gemacht wird. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß ſich die erſten Spuren vom Gebrauch der Bügel erſt im 6. Jahrh. vorfin-

der Nordseite des Crownpoint, und die amerikanischen Vorposten zogen sich zurück. Nachdem die englische Armee hier einige Tage gerastet und Magazine angelegt hatte, ging sie mit aller Vorsicht nach Ticonderoga vor. Die Amerikaner hatten sowohl dieses, als einen dem Orte gegenüberliegenden Hügel stark befestigt, konnten aber zu dessen Vertheidigung nur 3000 M. verwenden, und zogen es deßhalb vor, den Platz zu räumen und sich am 6. Juli über Skenesborough nach Fort Edward zurückzuziehen. General Bourgogne folgte ihnen dahin, allein Mangel an Zugvieh und noch mehr an Lebensmitteln, zwangen ihn Halt zu machen. Um ein in Bennington befindliches amerikanisches Magazin wegzunehmen, so wie Wagen und Zugvieh zusammenzubringen, sandte er eine Abtheilung von 600 M. dorthin. Mit dieser Unternehmung begann das Unglück des Generals Bourgogne. Das detachirte Corps war nicht stark genug, um gleichzeitig dem Feinde die Spitze zu bieten und die gemachte Beute zu decken. Schon am 16. August wurde es von dem amerikanischen General Starke und Obersten Warner, bevor es noch Bennington erreichte, bei Cojecks-Mill angegriffen u. gänzlich geschlagen. Ein anderes Corps unter dem braunschweigischen Oberstlieutenant Breymann hatte dasselbe Schicksal, nach tapferer Gegenwehr und nachdem es seine sämmtliche Munition verschossen hatte, wurde es gleichfalls zum Rückzuge gezwungen; der Verlust an Leuten in diesen beiden Gefechten betrug gegen 600 Mann. Ob nun gleich die englische Armee durch diesen Verlust geschwächt wurde und die Amerikaner täglich neue Verstärkungen erhielten, so wollte der englische Befehlshaber in seiner täglich kritischer werdenden Lage, dennoch lieber vorwärts nach Albany gehen als sich zurückziehen. Er ließ mit großer Anstrengung vom Georgensee Lebensmittel auf dreißig Tage zusammenbringen, zog dann der amerikanischen Armee entgegen, überschritt am 13. und 14. Sept. auf einer Pontonbrücke den Hudson und lagerte sich in der Umgegend von Saratoga. Ein Gefecht am 19. Sept. bei Stillwater führte zu keinem Resultate; beide Parteien befestigten ihre Stellungen, die Amerikaner aber benutzten die jetzt eintretende Ruhe eines Theils, um aus den südlichen Provinzen Lebensmittel und Verstärkungen an sich zu ziehen, andern Theils aber auch, um durch Detachirungen nach dem nördlichen Ende des Georgensees, den Engländern den Rückzug abzuschneiden. Inzwischen wurde die Lage Bourgogne's täglich bedenklicher. Die Amerikaner hatten ihre Streitkräfte so vermehrt, daß er zu zweifeln begann, ob sein Rückzug noch möglich sei. Seine Armee, nur noch 5000 M. stark, erhielt täglich nur halbe Portionen, hiernächst mangelte es gänzlich an Fourage und täglich fielen eine große Anzahl Pferde. Um sich einen Rückzug nach den Seen zu verschaffen, beschloß er endlich einen Angriff auf den linken Flügel des Feindes, verließ am 7. Oct. mit 1500 Mann sein Lager, wurde aber eine halbe Stunde von der Stellung der Amerikaner, selbst so unvermuthet angegriffen, daß er 9 Geschütze, fast sämmtliche Munition und den größten Theil der Bagage verlor. Nach diesen fehlgeschlagenen Versuchen blieb dem General Bourgogne nichts übrig, als wieder über den Hudsonfluß zu gehen, womöglich Fort Edward und von dort aus Ticonderoga zu erreichen. Allein der Fluß war überall von den Amerikanern stark besetzt, während ein Corps Provinzialen ihm den Rückzug nach Canada abschnitt, die Hauptarmee aber einer Bewegung auf dem Fuße folgte. So endlich von allen Seiten eingeschlossen, nicht nur mit einem überlegenen Feinde, sondern auch mit Mangel an Lebensmitteln und der rauhen Jahreszeit kämpfend, entschloß sich der General endlich am 16. Oct. mit seinem bis auf 3500 Mann zusammengeschmolzenen Corps bei Saratoga zu capituliren. Man kam überein,

daß die Truppen mit allen Ehrenzeichen aus dem Lager marschiren und auf das Commando ihrer eigenen Officiere die Waffen zusammensetzen sollten. Gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Amerika zu dienen, sollten dieselben in Boston nach England eingeschifft werden. Der Verlust der Engländer bis zu diesem Tage, an Todten, Gefangenen und Deserteurs, mochte sich auf 3000 M. belaufen; überdieß wurden den Amerikanern 35 Geschütze überlassen. Dieser Vertrag wurde indessen von dem Congresse nicht genehmigt und das ganze Corps blieb bis nach Beendigung des Krieges in Gefangenschaft. Dieser Unfall hatte auf die Fortsetzung des Krieges einen außerordentlichen Einfluß. England mußte nun die Hoffnung aufgeben, Amerika in einem Feldzuge und mit der dort stehenden Armee zu bezwingen. Die nächste und wichtigste Folge war die am 6. Februar 1778 mit Frankreich abgeschlossene Defensivallianz, zur Bewirkung der unumschränkten Independenz der dreizehn vereinigten Staaten. — (Vergl. Sprengel Geschichte der nordamerikanischen Independenz. Leipzig und Berlin 1784. — C. Stedman's Geschichte des Ursprungs, des Fortgangs und der Beendigung des amerikanischen Krieges. Aus dem Englischen übersetzt vom Professor Remer. Berlin 1795. 2 Bände.)

Gtz.

Sardanapal, der letzte König von Assyrien, der sich gleich mehreren seiner Vorgänger, durch Ueppigkeit, Weichlichkeit und gänzliche Untüchtigkeit auszeichnete und in der Geschichte die traurige Berühmtheit erlangte, durch seine Schuld wesentlich zum Untergang des mächtigen assyrischen Reichs beigetragen zu haben. Von seinen Unterthanen verachtet, fiel es einem medischen Satrapen, Arbaces, nicht schwer, sich einen Anhang zu verschaffen und gegen den unwürdigen Fürsten ein Heer zusammenzubringen, dem sich Belesis, Anführer der Babylonier, so wie mehrere andere Statthalter anschlossen und welches gegen 400,000 Mann stark gewesen sein soll. Als der König von der drohenden Gefahr Kunde erhielt, schien er sich zu ermannen, stellte sich selbst an die Spitze der ihm treugebliebenen Truppen und schlug die Empörer bei Ninive so entscheidend, daß sie sich bis in die auf 70 Stadien entfernten Gebirge zurückziehen mußten. Bald erschienen sie jedoch abermals im Felde und in noch zwei darauf folgenden Schlachten errang S. den Sieg, so daß sich seine Herrschaft von Neuem zu befestigen schien. Durch diese Erfolge indessen sicher gemacht, überließ er sich seiner gewohnten Sorglosigkeit, ward überfallen, sein Lager erobert und er selbst genöthigt, sich in seiner Hauptstadt einzuschließen. Zwei Jahre vertheidigte er sich hier mit ziemlichem Muthe, als aber im dritten, durch eine Ueberschwemmung des Tigris ein großer Theil der Stadtmauer einstürzte, verlor er jede Hoffnung und verbrannte sich mit allen seinen Weibern und Schätzen in dem eignen Palaste. Bald darnach drangen die Feinde in die Stadt, welche ganz zerstört wurde. Mit dem Untergange Ninive's 888 v. Chr. Geb., erlosch das große assyrische Reich, welches 1400 Jahre bestanden haben soll, und aus dessen Trümmern bildeten sich die Staaten Neu-Assyrien, Babylonien und Medien. — (Vergl. Diodor's von Sicilien historische Bibliothek, nach der neuen Uebersetzung von J. F. Wurm. Stuttgart 1827.)

Gtz.

Sardes, die ehemalige Hauptstadt von Lydien, in einer Ebene am Fuße des Tmolos, auf welchem Berge eine feste Citadelle stand, so wie auch die ganze Stadt mit Festungswerken umgeben war.

Schlacht 544 vor Christi Geb.

Das lydische Reich umfaßte im Jahr 550 vor Chr. die größte west-

lichſte Hälfte von Kleinaſien, und Cröſus, der letzte König deſſelben, erobert die griechiſchen Pflanzſtädte, breitete ſein Reich vom mittelländiſchen Meer bis an den Fluß Halys und nach Pamphylien und Lycien aus, fand aber ſeinen Untergang, als er ſich dem mächtigen, perſiſchen Eroberer Cyrus entgegen ſtellte. Cyrus hatte die Medier unterworfen, Kapadocien erobert und näherte ſich dem lydiſchen Reiche. Sofort trat Cröſus mit Babylonien, Aegypten und Sparta in ein Bündniß, zwang die kleinen benachbarten Staaten, Soldtruppen zu ſtellen, ſammelte ein mächtiges Heer beim Fluſſe Pactolus, ſetzte über den Halys und rückte verheerend in Kapadocien ein. Cyrus, durch Kundſchafter von allen Bewegungen unterrichtet, zog ihm entgegen. Seine Reiterei bildete den Vortrab, dieſer folgte das geſammte Gepäck, und dann die Phalanx. Bei Thymbrara, nicht weit von Sardes, erreichte er ſeinen Feind. Das Heer des Cyrus war an Reiterei und Fußvolk 196,000 M. ſtark, hatte 300 Sichelwagen, jeden von 4 gewappneten Pferden gezogen, und eine große Anzahl anderer Wagen, auf denen ſich Thürme von 18 — 20 Fuß Höhe befanden, beſetzt von 20 Bogenſchützen, und gezogen von 16 nebeneinander geſpannten Ochſen bei ſich. Außerdem führte er eine große Anzahl Kameele, wo auf jedem zwei arabiſche Bogenſchützen ſaßen, mit; Cröſus ſoll 420,000 Mann an dieſem Tage verſammelt gehabt haben. Das lydiſche Heer ſtand mit Ausnahme der Aegypter, deren Anzahl auf 100,000 M. angegeben wird, dreißig Mann hoch, in einer Ausdehnung von 40 Stadien, (ein Stadium gleich 125 Schritt) und die Aegypter bildeten Vierecke von 10,000 Mann, deren Seiten 100 Mann zählten, und ſtanden im Centrum der Schlachtordnung. Beim Heere des Cyrus bildete die Phalanx 12 Mann in der Front, und 24 M. in der Tiefe. Hinter den Schwergepanzerten ſtanden die Spießwerfer, Peltaſten genannt, dann die Bogenſchützen und zuletzt der Nachtrab. Die Wagen mit den Thürmen folgten ſo nahe als möglich der Phalanx; der Troß blieb hinter dieſen Thürmen, welche auch die Kutſchen mit den Frauen decken ſollten, hinter denen ſich die Kameele anreiheten, und die Sichelwagen, deren 100 einen Oberanführer hatten. Als beide Heere ſich einander näherten, ließ Cröſus ſeine beiden Flügel, welche aus Reiterei beſtanden, vorrücken, das Centrum aber anhalten, in der Abſicht, das feindliche Heer zu überflügeln, wodurch ſeine Schlachtlinie die Geſtalt eines Gamma (griechiſches G.) erhielt. Indeſſen hatte Cröſus durch dieſes Manöver ſein Centrum bloßgeſtellt und in ſeiner Linie waren ſelbſt mehrere Lücken entſtanden. Hierdurch ging der Zuſammenhang verloren, und als ſeine Reiterei, bereits im Rücken der feindlichen Aufſtellung angekommen, dort mit Nachdruck plötzlich angegriffen wurde, entbehrte ſie aller Unterſtützung des Fußvolks und mußte nach einem kurzen Kampfe die Flucht ergreifen. Während dieß auf den Flügeln vorging, ließ Cyrus ſeine Sichelwagen gegen das feindliche Centrum vorrücken. Die erſten Reihen der Lydier vermochten dieſem Anfalle nicht zu widerſtehen, und wichen zurück, allein die Aegypter, mit großen Schildern bedeckt und eng aneinander gereiht, ſo daß die Wagen nicht eindringen konnten, leiſteten hartnäckigen Widerſtand. Hier entſpann ſich der blutigſte Kampf. Ein großer Theil der Wagen wurde umgeworfen, und ihre Beſatzung getödtet. Die Aegypter drangen nun in geſchloſſenen Gliedern vorwärts, und trieben das leicht bewaffnete perſiſche Fußvolk bis zu ihren Thürmen in das Hintertreffen zurück. Hier aber geriethen ſie in den Bereich der Pfeile und Wurfſpieße von den Thürmen, und als auch der perſiſche Hinterhalt zur Hilfe eilte, wurde ihr Angriff *ſchwächer*. In dieſem Augenblicke traf Cyrus, der auf ſeinem rechten Flü-

t gekämpft hatte, mit Verſtärkung auf dieſem Puncte ein und fiel den egyptern in die Flanke. Von allen Seiten umringt, fochten dieſe tapfern ruppen wie Verzweifelte. Cyrus, gerührt von ſo viel Tapferkeit, wollte der gänzlichen Vernichtung entreißen und ließ ihnen ehrenvolle Anträge achen, die ſie endlich auch annahmen und den Kampf einſtellten. Die rtiellen Gefechte endeten aber erſt mit Anbruch der Nacht und weit und eit war das Feld mit Leichen und Trümmern aller Art bedeckt. Bei den blern hatten die Aegypter, bei den Perſern die Sichelwagen und Reiterei n tapferſten gefochten. Cröſus zog ſich mit dem Reſt ſeines Heeres nach ardes zurück, entließ die Bundesgenoſſen nach ihrer Heimath, und Cyrus gerte in der Nacht bei Thymbrara. Am andern Morgen rückte er jedoch r Sardes, und ungeachtet Cröſus nur noch die lydiſchen Truppen, meiſt s Reiterei beſtehend, bei ſich hatte, ging er doch den Perſern entgegen. yrus eröffnete den Angriff gegen die feindliche Reiterei mit ſeinen Kamee- n, wodurch die Pferde ſcheu gemacht wurden und Unordnung herbeiführten. ndeſſen ſprangen die Lydier herab, fochten zu Fuß mit großer Tapferkeit, ußten aber endlich der Uebermacht weichen, und zogen ſich nach Sardes rück, wo Cröſus nun belagert wurde, nachdem er den größten Theil nes Heeres verloren hatte. Er hoffte, die Belagerung werde ſich in e Länge ziehen, ſandte Eilboten an ſämmtliche Bundesgenoſſen, und rtheidigte ſich während deſſen mit vieler Hartnäckigkeit. Inzwiſchen tdeckte ein perſiſcher Soldat in der Stadtmauer eine unbewachte Stelle, welcher die Nacht darauf der Feind die Mauer erſtieg, in die Stadt drang und dieſe ohne Widerſtand nach 40tägiger Belagerung eroberte. röſus hatte ſich in die Citadelle zurückgezogen, und wurde hier gefangen. it dem Verluſt der Freiheit des Königs ging auch das mächtige Reich ter, und Lydien wurde eine perſiſche Provinz. — (Vergl. Xenophon's ropädie, überſetzt von Meyer. Herodot.) 27.

Sariſſa wurde die lange, einfache macedoniſche Lanze genannt, welche n Phalanx bei der Vertheidigung ſo undurchdringlich und beim Angriffe furchtbar machte; ſie ſoll 24 Fuß lang geweſen ſein, und die Truppen, elche damit bewaffnet waren, hießen Sariſſophoren.

S.

Sasbach, Städtchen im Großherzogthum Baden, an der Straße von ffenburg nach Raſtadt.

Schlacht am 27. und 28. Juli 1675.

Nachdem Marſchall Türenne ſeinen Gegner, den kaiſerlichen Feldmar- all Grafen Montecuculi, durch eine Reihe kühner Manöver von Straß- rg (ſ. d.) abgedrängt hatte, wodurch deſſen Operationszweck gänzlich reitelt wurde, ſuchte er nunmehr durch fortwährende Bedrohung ſeiner lin- n Flanke, auch deſſen weiteren Rückzug zu bewirken. Beide Armeen hat- n ſich einige Zeit an der Rench gegenüber geſtanden; die Franzoſen brach- n aber durch eine Reihe kleiner Gefechte die Orte Renchen, Wagshurſt nd Gamshurſt in ihre Gewalt, wodurch Montecuculi veranlaßt wurde, den 5. Juli in die Gegend von Sasbach zu marſchiren. Nach der Vereini- ung mit General Caprara, welcher von Offenburg herangezogen wurde, be- ef ſich die Stärke der kaiſerlichen Armee auf 30,000 Mann, zur Hälfte eiterei. Die Stellung wurde hinter einem Bache genommen, welcher von m Städtchen (Ober-) Sasbach nach Niederſasbach in einem ſchwer zu erſchreitenden Ravin fließt, und durch anhaltende Regen ſehr ange- wollen war. — Türenne hatte ſich ſchon früher des Städtchens Achern Sasbach gegenüber) bemächtigt, und hauptſächlich dadurch die oben ange-

deutete Stellungsveränderung seines Gegners herbeigeführt. Jetzt zog der französische Feldherr seine Hauptmacht von Gamshurst heran, und stellte sich der feindlichen gegenüber. Die Gesammtstärke betrug etwa 25,000 Mann, zur Hälfte Reiterei. Die Ausdehnung der Stellung erstreckte sich auf eine halbe Meile. Eine Schlacht schien unvermeidlich, weil die Truppen durch anhaltendes Campiren bei nasser Witterung viel gelitten hatten, und jede Partei aus diesem Zustande herauszutreten wünschte. Die Artillerie wurde deßhalb bis an den Rand des Ravins vorgezogen, die Infanterie ins erste, die Cavalerie ins zweite Treffen gestellt. — Während von beiden Seiten eine lebhafte Kanonade eröffnet wurde, recognoscirte Türenne die feindliche Stellung mit großer Sorgfalt, und fand sie in der Front überall sehr stark. Ein Angriffsversuch auf Nieder-Sasbach schlug fehl, weil der Eingang durch einen ummauerten Kirchhof gesperrt wurde, den ein morastiger Graben umschloß. — In den Vormittagsstunden entdeckte Türenne einen langen Wagenzug, welcher nach dem Gebirge abfuhr, und vermuthete nun, daß Montecuculi in der folgenden Nacht seine Stellung verlassen werde. Er schickte deßhalb einen Officier nach Ober-Sasbach, und ließ dem dort befehligenden General sagen: die Bewegungen des Feindes sorgfältig im Auge zu behalten und ihm von einer jeden Meldung zu machen. Nachmittags 2 Uhr ritt Türenne selbst dahin, traf unterwegs den General St. Hilaire auf einem Hügel, besprach sich mit ihm, und wurde in den nächsten Augenblicken von einer Kanonenkugel getödtet; St. Hilaire verlor durch dieselbe Kugel den linken Arm. Dieser Unfall wurde dem FM. Montecuculi noch denselben Tag (d. 27.) durch einen Deserteur berichtet, und die Rückzugsbewegung sofort eingestellt. Indessen scheint er Bedenken getragen zu haben, sofort zum Angriffe überzugehen, er blieb vielmehr den 28. ruhig in seiner Stellung, verschanzte sie und begnügte sich mit einer Kanonade. Der Tod des Marschalls Türenne hatte jedoch so nachtheilige Folgen, daß der Stand der Parteien sehr bald eine wesentliche Aenderung erlitt. Die beiden ältesten französischen Generallieutenants, Marquis Vaubrün und Graf Lorges, stritten sich nämlich um den Oberbefehl, und waren über das, was jetzt zu thun sei, sehr verschiedener Meinung. Nach langem Zaudern wurde endlich der Rückzug gegen Straßburg beschlossen. Montecuculi folgte ihnen und erreichte in wenig Tagen seinen Operationszweck (s. Straßburg.).

Pz.

Sattel. Wenn und wo der Sattel erfunden wurde, ja sogar die Nationen, bei denen er zuerst im Gebrauch war, lassen sich nicht angeben. Als erster, sicherer Beweis seiner Existenz wird allgemein eine Verordnung des Kaisers Theodosius vom Jahre 385 n. Chr. angenommen. Diese bestimmt jedoch nur das Gewicht der Sättel, welche Postpferden aufgelegt wurden, läßt aber großes Dunkel über seine Bauart. Die ältesten auf unsere Zeiten gekommenen Sättel, dürften die des Mittelalters seln, welche noch hie und da in Zeughäusern und Rüstkammern aufbewahrt werden. Diese Sättel, welche Gesäß und Schenkel des Reiters bis fast zum Kniegelenke fest einschließen, zeigen unverkennbar, daß die höchst erreichbare Befestigung des Sitzes der Zweck war, den man durch ihre Bauart zu erreichen trachtete. Man darf mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß dieser Zweck früher die Veranlassung zur Erfindung des Sattels gab, da erst dadurch die Anwendung des den Sattel wesentlich unterscheidenden und ihm eigenthümlichen Bestandtheils, des Sattelbaumes oder Sattelgestelles, hinlänglich begründet erscheint. Denn, wenn dieses durch seine Festigkeit dem Formenden erlaubte, dem Sattel jede ihm zweckmäßig dünkende Gestalt und dieser *Dauer zu geben*, so widerstrebte auf der andern Seite eben diese Festigkeit

der Natur des Pferderückens. Je mehr man ſich in der Folge überzeugte, daß die Befeſtigung des Sitzes durch allgemein angenommene Formen und Verhältniſſe, mit geringen Abweichungen nach Stärke und Größe des Reiters, erreichbar blieb, um ſo mehr mußte die Beſeitigung aller aus der Feſtigkeit des Geſtelles für den Pferderücken entſtehender Nachtheile als Hauptſache bei ſeiner Conſtruction erſcheinen. Man mußte bald erkennen, daß das Unterlegen von Decken oder das Füttern des Geſtelles mit weichen Stoffen, den Rücken auf die Dauer nicht hinlänglich vor Beſchädigungen ſchützte, und daß dieſes einzig und allein zu erreichen war, wenn das Geſtelle den Formen und Eigenthümlichkeiten des Pferderückens angepaßt wurde; eine Erfahrung, die ſich bis heute tagtäglich beſtätigte. Ehe jedoch anzugeben iſt, wie der Sattel, und mithin zuerſt das Geſtelle, beſchaffen ſein muß, um für den Reiter ſeinem Zwecke zu genügen und dabei dem Rücken des Pferdes nicht zu verletzen, iſt es nöthig, etwas näher auf ſeine Zuſammenſetzung und die des Geſtelles einzugehen, zuerſt aber das unumgänglich Nothwendige über die dabei zu berückſichtigenden Eigenthümlichkeiten des Pferderückens und über die gebräuchlichſten Gattungen des Sattels zu ſagen. Die Theile des Rückens, über welche der Sattel zu liegen kommt, die Sattelſtelle, ſind: der Uebergang des Widerriſtes in das Rückgrath, das Rückgrath ſelbſt, und die Rippen. Die beiden erſtern können durchaus keinen dauernden Druck ertragen und müſſen deßhalb vor jeder Berührung mit dem Sattel bewahrt bleiben, die Rippen hingegen beſitzen, ſowohl durch ihre Wölbung, als durch ihre Muskelbedeckung, viel Tragfähigkeit, ihre Bedeckung iſt jedoch nur dünn und empfindlich gegen jeden ſchärfern, auf einer Stelle mehr als auf der andern wirkenden Druck. Auf den Rippen kann und ſoll der Sattel daher ruhen, aber vorn und hinten und auf beiden Seiten gleichmäßig. — Die Hauptgattungen der Sättel, deren man ſich in Europa, mit Ausnahme der Türkei, bedient, ſind: der deutſche Sattel, auf Reitbahnen Schulſattel genannt; der franzöſiſche S.; der engliſche S. oder die Bridge; und der ungariſche oder polniſche S., auch Bock genannt. Die 3 zuerſt aufgeführten Gattungen zeigen viel Aehnlichkeit im Geſtelle, beſonders in der untern Fläche mit einander, und ſtammen alle von dem Sattel des Mittelalters ab. Der deutſche S. gleicht dieſem noch am meiſten; die Bridge läßt ihren Urſprung nur noch in der Zuſammenſetzung des Geſtelles und in deſſen Tragfläche erkennen. — Der S. überhaupt beſteht aus dem Geſtelle, auch Gerüſte oder Baum, und der Einkleidung. Das erſtere, aus Holz, nur als ſeltene Ausnahme aus Fiſchbein oder Stahl beſtehend, gibt dem Ganzen Haltung und Dauer, und dient den verſchiedenen Theilen der Einkleidung zur Anlage und Befeſtigung. Man unterſcheidet am Geſtelle eine obere oder Sitzfläche und eine untere oder Tragfläche — Tracht — und die beide begrenzenden äußern und innern Ränder. Das Geſtelle iſt aus mehreren Theilen zuſammengeſetzt; das deutſche und alle ihm verwandten Geſtelle aus den vordern Bäumen oder Orten, — der Kopf — dem hintern Baume oder Orte, — der After — und aus den beiden Stegen, einem auf jeder Seite zwiſchen Kopf und After. Zunächſt der Verbindung der beiden vordern Bäume bilden dieſe den Kammerbogen, und deſſen höchſten Punct, den Sattelknopf. Die Stege werden nach dem After hin breiter und ſind mit den vordern Bäumen ungefähr in deren halben Höhe, mit dem After aber in der Art verbunden, daß dieſer mit ihnen eine dem Hufeiſen ähnliche Geſtalt bildet; die untere Fläche des Afters erhebt ſich von beiden Seiten nach der Mitte, um hier das Rückgrath frei zu laſſen. Durch dieſe Zuſammenſetzung ſowohl, als

durch die Form der einzelnen Theile, kann das Geſtelle, ſind ſeine Verhältniſſe denen des Pferderückens angemeſſen, auf den Rippen überall gleichförmig tragen, es läßt unter dem Kammerbogen und der Mitte des Afters, ſo wie durch den zwiſchen den innern Rändern der Stege befindlichen Raum den Ausgang des Widerriſtes und das Rückgrath frei, und bildet dadurch die ſogenannte Kammer. Die Tragflächen des franzöſiſchen und des engliſchen Geſtelles ſind der des deutſchen faſt ganz gleich, in der Sitzfläche ſind ſie aber verſchieden; bei letzteren befinden ſich auf den obern Flächen von Kopf und After die Anlagen für die ſogenannten Pauſchen, die bei dem franzöſiſchen Geſtelle auf den vordern Bäumen auch vorhanden ſind, dagegen auf dem ſehr platten After fehlen. Das engliſche Geſtelle hat gar keine Anlagen für die Pauſchen, ſein After erhebt ſich jedoch ſtark nach der obern Kante des äußern oder hintern Randes. Alle dieſe Geſtelle erhalten zu größerer Feſtigkeit eiſerne Schienen, die über die Verbindungen weggehen, und werden, um dem Holze mehr Widerſtandsfähigkeit zu geben, gehäutet, d. h. zuweilen mit gezupften Pferdeſehnen, ſtets aber mit ſtarker und dichter Leinewand überleimt. Das ungariſche Geſtelle, der Bock, von welchem der ganze Sattel den Namen annimmt, hat anſtatt der vordern und hintern Bäume zwei ganz ähnliche Zwieſel, der vordere nur etwas niedriger und enger als der hintere, die in die beiden breiten und langen Stege ſo eingezapft ſind, daß der erſtere einige Neigung nach vorn, der andere nach hinten hat. Die Stege gehen vorn und hinten über die Zapfenſtellen der Zwieſel hinaus, deren Zapfen durch hölzerne Nägel in jenen feſtgehalten werden. Zu den Zwieſeln wird gewöhnlich derartig gewachſenes Holz genommen, woher auch ihr Name. Da, wo ihre beiden Arme auseinander gehen, erhalten ſie ein eiſernes Beſchläge. Ueber dieſer Stelle wird gewöhnlich an beiden Zwieſeln, oft auch nur an dem hintern, zu beſſerer Befeſtigung des Gepäcks ein Anſatz gelaſſen, Froſch oder Löffel genannt. Beim Bock tragen die Stege allein, die Zwieſel halten ſie auseinander, beſtimmen ihre Stellung und bilden die Kammer. — Jedes Geſtelle muß der Größe und Stärke des Pferdes, für welches es beſtimmt iſt, hinſichtlich ſeiner Länge, Weite und der Stellung der einzelnen Theile gegen einander angemeſſen ſein. Sind Widerriſt und Rückgrath ſcharf und hoch, ſo fordern ſie eine höhere, ſind ſie breit und fleiſchig, eine weitere Kammer; breitgewölbte Rippen verlangen flach, weniger gewölbte mehr ſchräg geſtellte Stege, deren Stellung zugleich die größere oder geringere Weite von Kopf und After beſtimmt; geſenkte Rücken machen bedeutend, gerade nur wenig geſchweifte Stege nöthig. Je mehr ſich der Bau des Geſtelles den eigenthümlichen Formen des Rückens anſchmiegt, eine um ſo beſſere Lage wird es haben, die allein dem Drücken vorbeugen kann; iſt es dabei in der Tragfläche ſorgfältig geebnet und an den untern Kanten abgerundet, ſo wird es auch nicht an einzelnen Stellen den Rücken angreifen. Ein ſolches Geſtelle wird alsdann mit allen Theilen, die tragen ſollen, gleichmäßig aufliegen, weder vorn noch hinten ſteigen, d. h. vorn oder hinten gar nicht tragen; es wird nicht ſtechen oder ſtoßen, d. h. mit den Rändern, beſonders denen von Kopf und After, zu ſcharf aufliegen, und dadurch angreifen. — Für die Sitzfläche iſt noch zu bemerken, daß je mehr ſich Kopf und After erheben und deßhalb viel Senkung der Sitzfläche nach der Mitte geſtatten, der Sitz des Reiters verſicherter und feſter wird, ſo wie ein langes Geſtelle einen freiern und weniger gezwungenen Sitz geſtattet, eben deßhalb aber auch den Reiter weniger unterſtützt. Bevor ein Geſtelle durch die Einkleidung *zum* Sattel umgeſtaltet wird, wird es gegurtet, d. h. der Länge nach

kreuzweis mit zwei, und quer über dieſe mit mehreren Gurten überſpannt. Dieſe Gurtung, auch Grundſitz genannt, füllt den leeren Raum zwiſchen Kopf, After und Stegen aus, ſoll die Kammer zwiſchen ihnen erhalten und einen Theil der Laſt des Reiters tragen. Ihre Spannung, beſonders die der Längengurte, muß deßhalb ſehr feſt und ohne alle Nachgiebigkeit ſein. Der Grundſitz des Bocks iſt ein breiter lederner Riemen, der oben an beiden Zwieſeln befeſtigt, ſeine Spannung durch Schnürriemen erhält, die von den Stegen nach ſeinen Rändern abwechſelnd auf- und ablaufen. Je nachdem die vordern, mittlern oder hintern Quergurte — beim Bock dieſelben Partien der Schnürriemen — mehr als die andern angeſpannt werden, wird die Senkung der Sitzfläche, und durch dieſe der Sitz des Reiters, anders beſtimmt; ſo z. B. bringt die ſchärfere Spannung der vordern und mittlern Quergurte den Reiter mehr auf den Spalt. Die Hauptheile der Einkleidung ſind: das Sattelkiſſen, das Sitzkiſſen mit ſeinem Ueberzuge und die Sattelblätter oder Taſchen. — Das Sattelkiſſen, eine dünne Matratze, kleidet die ganze Tragfläche aus, und dient dem Geſtelle und den Schnallen der Sattelgurte zur elaſtiſchen Unterlage. Dieſes Kiſſen darf nicht ſtark ſein, damit ſich die Ausfüllung nicht verſchieben kann, weßhalb auch nur geſponnene Roßhaare zu dieſer verwendet werden ſollten. Es wird am beſten mit einem feinen Flanell überzogen. Angegriffene Stellen des Rückens können geſchont werden, wenn an den correſpondirenden Stellen des Sattelkiſſens die Füllung herausgenommen wird, wodurch hier der Sattel weniger oder gar nicht aufliegt. Beim Bock fehlt das Sattelkiſſen entweder ganz oder bedeckt nur die Stege. Im erſtern Falle muß eine ſtarke mehrfach zuſammengelegte Friesdecke — Kotze oder Woiloch — die Stelle deſſelben vertreten. — Das Sitzkiſſen — die Matratze — gibt der Sitzfläche die vollſtändige Geſtalt und wirkt ähnlich der Gurtung durch mehr oder weniger Ausfüllung an einer oder der andern Stelle auf den Sitz des Reiters. Der Ueberzug des Sitzes beſteht gewöhnlich aus geſchmeidigem, glattem oder rauhem Leder, zuweilen aus Sammt oder Manchester. — Die Sattelblätter geben den Schenkeln des Reiters mehr Halt, bedecken die Gurtſchnallen und ſchützen dadurch die Schenkel vor Verletzungen. Sie werden aus ſtarkem Leder gefertigt, manchmal noch außerdem mit gleichem Material wie das Sitzkiſſen überzogen und geſtoppt, was den Schluß erleichtert und das Verrutſchen der Schenkel etwas hindert. — Die Einkleidung wird theils angezweckt, theils angenäht, und iſt beim ungariſchen Sattel meiſtens durch Schlaufen und Binderiemen befeſtigt. — Die Steigriemen — Steigleder — laufen bei dem deutſchen und jedem ihm verwandten Sattel, durch vorn an den Stegen angebrachte eiſerne Krampen oder Oeſen, beim Bock durch, in die Dicke der Stege gearbeitete Oeffnungen, und verbinden dadurch die Steigbügel mit dem Sattel; ſie müſſen aus ſtarkem, aber geſchmeidigem Leder beſtehen. Die Steigbügel, als Zubehör des Sattels hierher gehörig, haben die verſchiedenartigſten Formen und jede Sattelgattung hat eine eigne Art von Steigbügel, die nach ihr benannt wird; ſo gibt es deutſche, engliſche ꝛc. Bügel. Die Hauptſache bei ihnen iſt, daß ſie die gehörige Weite und Höhe haben, damit ſie weder hinter den Abſatz zurückrutſchen, noch ſich an den Fuß feſtklemmen können, und daß ſie ſich gut unter demſelben halten laſſen. Dem Letztern entſpricht der aus 2 vierkantigen Stäben beſtehende Tritt, mehr als der voll und aus dem Ganzen gearbeitete; es wird nächſtdem befördert, wenn die Oberfläche deſſelben durch Feilſtriche oder das ſogenannte Einhauen rauh gemacht wird. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß ſich die erſten Spuren vom Gebrauch der Bügel erſt im 6. Jahrh. vorfin-

den. Durch die Sattelgurte, die durch die Gurtſtrippen und Schnallen mit dem Sattel zuſammenhängen, wird dieſer auf dem Rücken des Pferdes feſtgehalten. Man bedient ſich beim deutſchen Sattel gewöhnlich des Kreuzgurtes, an den Enden in 2 Theile geſpalten, an jedem Theile mit einer Schnalle; bei der Bridge, 2 oder 3 einzelner Gurte, jeder mit 2 Schnallen; und beim ungariſchen S. eines einzigen Ledergurtes mit einer einzigen Schnalle, da dieſer Gurt mit dem andern Ende am Bock feſtgemacht iſt. Vorausgeſetzt daß die Gurte feſt, geſchmeidig und ohne Knoten oder ſonſtige Erhabenheiten ſind, iſt die eine Art ſo brauchbar wie die andere; weſentlich bei ihnen iſt es, die Gurtſchnallen mit Rollen zu verſehen, indem dieſe das Gurten erleichtern und die Gurtſtrippen ſchonen. Die letztern ſind, je nach den Gurten, die ein Sattel führt, an beiden Stegen, beim Bock nur an dem linken befeſtigt; ſie müſſen aus ganz vorzüglich dauerhaftem Leder geſchnitten werden. — Zur vollſtändigen Ausrüſtung eines Cavalerieſattels gehören noch: Vorder- und Hinterzeug, Satteltaſche, Packgürtel und Riemen, und je nach der Bewaffnung des Reiters 1 oder 2 Piſtolenhalftern, Karabinerſchuh mit Riemen, Ruheriemen und Lanzenſchuh, für welche, mit Ausnahme des Letztern, der ſeine Befeſtigung an den Steigbügeln findet, die nöthigen Klammern und Schlaufen an Kopf und After des Geſtelles angebracht werden; endlich der Obergurt, der zur Unterſtützung der Sattelgurte dient und die Oberdecke — Schabracke — oder die Sattelhaut über dem Sattel feſthält. Er iſt zu letzterm Zwecke noch mit dem Umgange oder Umlaufe verſehen, der zugleich das ganze Gepäck mehr zuſammenhält. — Ein Geſtelle, welches ſich in der angegebenen Art nach den Formen des Pferderückens bequemt, wird bei dauerhafter Gurtung und einem recht gleichmäßig gearbeiteten und gut befeſtigten Sattelkiſſen, einen Sattel mit vollkommen brauchbarer Tragfläche geben; es wird dieſes auch für die Sitzfläche der Fall ſein, wenn Länge und Breite des Geſtelles, Spannung des Grundſitzes und Geſtaltung der Matratze, der Figur und dem ganzen Baue des Reiters angemeſſen ſind, und wenn Erhebung von Kopf und After je nach der Abſicht geordnet wurden, ob man mehr einen feſten oder einen bequemen Sitz erlangen wollte, und ob der Sattel den Reiter mehr oder weniger auf den Spalt richten ſoll. Die verſchiedenen Gattungen der Sättel üben indeß ſchon an und für ſich einen verſchiedenen Einfluß auf den Sitz des Reiters. Der deutſche Sattel und der ungariſche Bock geben, der erſtere durch die vordern und hintern Pauſchen, der andere durch die Zwieſel, den feſteſten und regelmäßigſten Sitz, wobei der Bock noch mehr auf den Spalt ſchiebt als der deutſche Sattel. Der franzöſiſche Sattel ſetzt den Reiter faſt wie der deutſche, gewährt jedoch nach hinten wegen ſeines platten Afters nur äußerſt wenig Halt. Die Bridge, weniger geſenkt im Sitz als der Bock, durch den erhabenen After mehr geſchloſſen als der franzöſiſche S., erlaubt dem Reiter am meiſten jeden beliebigen Sitz anzunehmen, erfordert deßhalb aber auch die meiſte Anſtrengung und Geſchicklichkeit, um regelmäßig und feſt zu ſitzen.

Unterabtheilungen bei den Sattelgattungen entſtehen größtentheils durch verſchiedene Ausſtattung der Sitzfläche; ſo iſt z. B. beim deutſchen S. die vordere Pauſche manchmal in der Mitte unterbrochen und bildet dadurch 2 einzelne Pauſchen — Fröſche —; an der Bridge findet man zuweilen eine vordere Pauſche, wie beim deutſchen Sattel, oder am After, ja ſogar bisweilen am Kopf einen Löffel, wie beim Bock. Man hat ſich auch beſtrebt, die eigenthümlichen Vorzüge verſchiedener Sattelgattungen, oder die Sitzfläche der einen mit der Tragfläche der andern zu vereinigen, aber nur

Zwitterdinge erhalten, deren Unzweckmäßigkeit sich sehr bald beim Gebrauch bemerkbar machte. — Es ist Regel, das Gestelle dem Pferde vor der Einkleidung, oder wenigstens ohne Sattelkissen aufzupassen. Um ganz sicher dabei zu gehen, wird die Tragfläche mit Kreide bestrichen; wo diese stark oder ganz verwischt wird, liegt das Gestelle zu scharf auf. Aus dem früher Gesagten ist leicht zu entnehmen, daß alle vier Sattelgattungen hinsichtlich der Tragfläche von gleichem Werthe sind, da dieser durch Eigenschaften bestimmt wird, die bei jedem Sattel zu erreichen sind, und der dem ungarischen Sattel zuweilen gemachte Vorwurf, er drücke leichter als andere Sättel, sich nur dann gegründet zeigt, wenn die Verfertigung des Bocks gewöhnlichen Holzarbeitern ohne die nöthige Ueberwachung überlassen bleibt, während alle andere Gestelle entweder vom Sattler ganz allein verfertigt oder doch vor der Einkleidung überarbeitet werden. Die Cavalerie würde sich daher in dieser Beziehung mit gleichem Vortheile der einen wie der andern Sattelgattung bedienen können. Die Vortheile aber, welche der deutsche und der ungarische Sattel dem Sitze gewähren, machen beide ganz vorzüglich für die Cavalerie geeignet; sie sind deßhalb auch, dieser bei der leichten, jener bei der schweren fast durchgängig im Gebrauch. Da Sitz und Lage bei beiden Sätteln füglich gleichgestellt werden können, so dürfte es um so mehr scheinen, daß eine Sattelgattung für beide Cavalerien recht gut ausreichen könnte, als noch außerdem an der einen so gut als an der andern das Gepäck zweckmäßige Befestigung findet, und die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, daß der Bock auch auf dem weniger geraden Rücken anderer, als der sogenannten polnischen Pferde ohne allen Nachtheil gebraucht werden kann. Die leichte Cavalerie würde indeß den ungarischen Sattel nur mit Nachtheil gegen den Deutschen vertauschen, da jener leichter und wohlfeiler als dieser, auch noch den Reiter höher setzt — bei Führung der Waffen, besonders der blanken, von Wichtigkeit — so wie er die Möglichkeit bietet, Filz, Leder oder Strohleisten unter die Stege zu befestigen und dadurch der Tragfläche nöthigen Falls einige Nachhülfe zu geben, die der erfahrene Cavalerist immer selbst besorgen kann, während sie beim deutschen S. stets einen Sattler verlangt. Bei den kleinern Pferden und dem fatiguirendern Dienste der leichten Cavalerie, der nur zu bald die Sattelstelle verändert, erhalten diese Vortheile Gewicht. Sie sind jedoch von geringerm Werthe für die schwere Cavalerie, ebensowohl wegen ihrer größern Pferde, als weil ein vereinzelnder und ununterbrochener Dienst seltener bei ihr vorkommt. Sie würde mit dem ungarischen Sattel auch dessen größere Zerbrechlichkeit und eine höhere Führung der Zügelfaust annehmen müssen, und deßhalb bei einem Tausche mehr verlieren als gewinnen. — Die Bridge ist der in den meisten Cavalerien gebräuchliche Officiersattel. — Der noch nicht erwähnte orientalische Sattel unterscheidet sich durch seinen steilen und hohen Sattelknopf und den hohen, lehnenartigen After von allen übrigen Sätteln. Eben so eigenthümlich als sein ganzer Bau sind seine Bügel, die so groß und breit sind, daß sie den ganzen Fuß aufnehmen; ihre scharfen Ecken dienen den Orientalen anstatt der Sporen. Diese Bügel, die sehr kurz am Sattel hängen, begünstigen die Führung der blanken Waffen ungemein, schneiden aber die Möglichkeit zu Schenkelhilfen ganz ab. — Außer den bisher genannten Sätteln gibt es deren, die nicht zum Reiten, sondern nur zur Aufnahme von Gepäck bestimmt sind, die Packsättel. Sie bedürfen eines sehr starken Gerüstes und sind in ihrer obern Fläche mit verschiedenen Einrichtungen versehen, je nachdem sie Mantelsäcke, Munitionskisten, Kessel,

Zelte ꝛc. tragen ſollen. — Die engliſchen Querſättel dürften nicht hierher gehören. Pl.

Satteln und Packen. Selbſt bei gut gebauten und paſſenden Sätteln kann die Dienſttüchtigkeit der Pferde durch fehlerhaftes S. und P. beeinträchtigt werden, da es nicht nur vorzeitige Ermüdung, ſondern auch Druckſchäden aller Art herbeiführt; es wird dadurch bei der Cavalerie zu einem wichtigen Zweige der dienſtlichen Vorſchriften und der Inſtruction des einzelnen Mannes. Der Sattel erhält die zweckmäßigſte Lage auf der Mitte des Pferderückens, weil er hier die Schulterblätter vollkommen frei läßt, die Schwere des Reiters gleichmäßig auf alle 4 Beine vertheilt und die Gurte alsdann noch über die Rippen zu liegen kommen, welche ihnen einen hinreichenden Widerſtand entgegenſetzen. Das Pferd wird auf dieſe Weiſe weder in ſeinen Bewegungen noch im Athemholen geſtört und der gehörige Gebrauch des Hintertheils wird ihm erleichtert. Beim Satteln handelt es ſich daher vorzüglich darum, den Sattel auf dieſe Stelle zu legen und durch die Gurte auf derſelben zu erhalten. Das Letztere wird ungemein begünſtigt, wenn die Pferde eine natürlich gute Sattel- und Gurtlage haben, ſo daß Sattel und Gurte auf der ihnen einmal angewieſenen Stelle, die letztern ſelbſt nur gewöhnlich angezogen, — ſo daß man ohne Anſtrengung noch 2 bis 3 Finger unterſchieben kann — liegen bleiben, es hat aber mehr oder weniger Schwierigkeiten bei ſolchen Pferden, wo Sattel und Gurte entweder wegen natürlich ungünſtigen Baues oder frühern fehlerhaften Satteln ihre Lage während des Reitens vor- oder rückwärts verändern. Der Sattel liegt alsdann nicht mehr feſt und ruhig, Decke und Gurte gerathen in Unordnung, wodurch der Reiter im Schluß geſtört wird und Reiben und Scheuren, bei Mangel an Aufmerkſamkeit ſogar Druckſchäden entſtehen; das Vordertheil wird zu ſehr belaſtet oder der Hinterleib durch die Gurte eingezwängt und auf eine oder die andere Art dem Pferde das Gehen erſchwert. Wenn Sattel und Gurte immer auf eine und dieſelbe Stelle gelegt werden und während des Reitens ſo oft, als nur immer thunlich, ihre Lage berichtigt und längere Zeit damit fortgefahren wird, kann bei jedem, überhaupt noch zum Reitdienſte gebauten Pferde, eine gute Sattellage erzeugt, oder dieſe doch wenigſtens ſehr verbeſſert werden, da ſich Haut und Muskeln des Rückens und Bauches bis zu einem gewiſſen Grade nach Sattel und Gurten formen. Man wird nie zu viel Fleiß und Sorgfalt auf eine gute Sattellage verwenden können, da ſie von großem Einfluß auf längere Dienſttüchtigkeit der Pferde und Annehmlichkeit beim Reiten iſt, und die ſogenannten Vorgurte und ähnliche Hilfsmittel nur bei Spazierritten unſchädlich zu gebrauchen, der ſchlechten Sattellage nicht gründlich abhelfen, ſondern ſie noch verſchlimmern; ſehr ſcharfes Gurten nachtheilig, auch ſelten ausreichend iſt; Vorder- und Hinterzeug aber nicht beſtimmt ſind, den Sattel am Vor- oder Zurückgleiten zu hindern, ſondern nur ſeinem Drehen etwas vorbeugen ſollen. Entſteht die ſchlechte Sattellage aus zu ſchlechtem oder zu gutem Futterzuſtande, ſo verliert ſie ſich öfters, wenn die abgetriebenen Pferde in beſſeren Zuſtand kommen und die zu dicken tüchtig bewegt und mit weniger Heu gefüttert werden. — Uebrigens iſt es beim Satteln unerläßlich, die Decke, — deren man ſich bei längern Ritten oder mit aufgelegtem Gepäcke zu mehrerer Schonung der Pferderücken immer bedienen ſollte, wie es ohnedieß bei der Cavalerie ſtets der Fall iſt — ohne Falten und ſo zuſammenzulegen, daß ſie überall gleich ſtark und etwas länger und breiter als das Sattelgeſtelle iſt, damit ſie weder durch Falten noch Ungleichheiten Veranlaſſung zum Drücken geben und der Sattel noch voll-

kommen Raum auf ihr finden kann; die Decke in die Kammer des Sattels gehörig herauf zu ziehen; weder die untern Theile — die Blätter — des Sattelkissens, noch sonst Gegenstände, welche nicht zwischen Rücken, Decke und Sattel gehören, einzugurten; die Gurte nicht kreuzweis anzulegen oder ungleich anzuziehen; die Gurte so zu richten, daß die Schnallen auf beiden Seiten noch auf die Decke zu liegen kommen, und beim Gurten Acht zu geben, daß die Decke glatt und unter der Kammer gelüftet bleibt. Das Gepäck wird an und auf dem Sattel befestigt. Es darf das Pferd nicht zu sehr beschweren, den Sattel weder zu einseitigem Aufliegen bringen, noch selbst drücken oder reiben; es soll dem Reiter vollständige Freiheit im Auf- und Absitzen, so wie in den Bewegungen des Oberleibes und der Unterschenkel lassen, und endlich in der möglichst kürzesten Zeit aufgelegt werden können. Das Gepäck muß daher auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt und vereinfacht, seine Schwere vorn, hinten und zu beiden Seiten des Sattels im Gleichgewichte vertheilt und die Sitzfläche möglichst frei erhalten werden; es muß da, wo es nicht auf, sondern an dem Sattel seine Befestigung findet, wie Mantel und Mantelsack, die Tragfläche des Sattels nicht am Aufliegen hindern, in der Mitte Kammer bilden, möglichst wenig selbst auf Schultern und Rücken des Pferdes aufliegen, und da, wo dieses nicht zu vermeiden ist, nachgiebig und ohne harte Erhöhungen sein. Um diese Grundsätze folgerecht durchzuführen, ist es nicht genug, die Packordnung, welche bestimmt, wo und wie sämmtliche Ausrüstungsstücke geführt und befestigt werden sollen, auf sie zu basiren, sondern es muß schon bei der Ausrüstung der Cavalerie und beim Bau der Sättel darauf Rücksicht genommen werden. Die meisten Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden sind, bestehen darin, die Leichtigkeit des Gepäcks mit der Zulänglichkeit der Ausrüstung in das gehörige Verhältniß zu setzen. Mögen die reglementarischen Bestimmungen indeß noch so zweckmäßig sein, so werden sie doch nie allein, sondern erst dann ein befriedigendes Resultat geben, wenn das Gepäck mit Einsicht und Geschicklichkeit zum Auflegen vorbereitet und aufgelegt wird. Das gute Rollen des Mantels, das sorgfältige Packen des Mantelsacks, die gleichmäßige Vertheilung des Futters im Futterpacksacke; das feste u. gleichmäßige Anziehen der Gürtel und Binderiemen, welche das Gepäck festhalten, und der Sitz ihrer Schnallen und Knoten, an Orten, wo sie das Pferd nicht verletzen, so wie das Unterstecken aller Strippenenden, damit sie sich nicht zwischen Rücken und Sattel oder Gepäck schieben können, hängen wesentlich von der Beurtheilung und Uebung des Packenden ab, und sind zu einem guten, dauerhaften und schönen Packen unumgänglich nöthig. — Die Packordnung ist bei allen regulairen Cavalerien in der Hauptsache übereinstimmend; dabei vorkommende Verschiedenheiten haben ihren Grund gewöhnlich in der verschiedenen Ansicht über Unentbehrlichkeit oder Ueberflüssigkeit dieses oder jenes Ausrüstungsstückes. — Die Packordnung macht gewöhnlich einen Unterschied zwischen feldmäßigem, marschmäßigem und parademäßigem S. und P.; bei letzterm werden meistens nur Mantel und Mantelsack, und beim zweiten alle für Mann und Pferd auf gewöhnlichen Märschen nöthige Ausrüstungsstücke aufgelegt, wozu bei ersterm noch Campirpfahl, Feldbeil, Feldkessel und Sichel hinzukommen. Vor einiger Zeit sind bei der preußischen Cavalerie Versuche angestellt worden, durch einfache Vorrichtungen die zum Auflegen des Gepäcks nöthige Zeit sehr zu verkürzen, welche so befriedigend ausgefallen sein sollen, daß man diese sogenannte Hakenpackerei weiterer und umfassenderer Prüfung werth gefunden hat. In Frankreich wurden Vorschläge zu gleichem Zwecke gethan, die indeß, so viel

darüber bekannt geworden ist, eine sehr von der bisher üblichen abweichende Bekleidung des Mannes und eine andere Pferdeequipage nöthig machen.— (Vergl. Reitkunst von F. X. J. Schreiner. München 1821. — Elementartaktik von K. v. Müller. Hanover 1803.

Pl.

Sattelprotzen, sind Protzwagen ohne Munitionskasten, bei welchen sich der dem Laffetenschwanze zur Auflage dienende Protzschemmel unmittelbar über der Vorderachse befindet und der Protznagel mit durch letztere hindurch geht. Ry.

Sattelwagen, bedient man sich zum Transport schwerer Geschützröhre, welche zu diesem Endzwecke aus ihren Laffeten genommen werden. Der Sattelwagen hat zwei lange, mit den Enden auf seinen Achsschemmeln ruhende Tragbäume, auf welchen die hölzernen Träger oder Sättel für das Geschützrohr liegen. Ry.

Saumur, Hauptstadt eines eigenen Bezirks in der ehemaligen Provinz Anjou, jetzt zum Departement Mayenne und Loire gehörig, hat über 12,000 Einwohner und liegt am linken Ufer der Loire in der durch den Zusammenfluß derselben mit dem Thoué gebildeten Spitze.

Eroberung durch die Vendéer am 9. Juni 1793.

Nach dem in der Nacht vom 8. zum 9. Juni glücklich bestandenen Gefechte bei Montreuil-Belley (s. d.) brach das Heer der Vendéer zur Wegnahme des von 8000 M. unter dem General Menou besetzten Saumur nach folgendem Plane auf: Lescure, Marigny und Domaigné sollten, hart am linken Ufer des Thoué bleibend, zwei auf den Windmühlhöhen von Bournan erbaute Redouten umgehen und die einige tausend Schritte hinter denselben sich befindende Brücke bei Pont Fouchart angreifen. — Larouche Jacquelin sollte, als Centrum, auf dem rechten Ufer des Thoué gegen die in den Wiesen von Varrins neu angelegten Verschanzungen vorrücken. — Cathelineau, Fleuriot und Stofflet endlich, den rechten Flügel bildend, hatten ihre Bestimmung gegen einige, nächst der Loire bei Villebernier aufgeworfene Schanzen und gegen die meist verfallenen Werke des Schlosses von Saumur, welches den von Süden bis an die Stadt hinlaufenden Höhenzug schließt. — Die Anordnungen zur Ausführung dieser für das undisciplinirte Heer etwas schwierigen Disposition hielten so lange auf, daß der Angriff erst nach 4 Uhr Nachmittags beginnen konnte. — Unbemerkt nahte sich Lescure der Brücke Fouchart, nahm dieselbe im ersten Anlaufe und war im Begriff, weiter vorzudringen, als er eine bedeutende Verwundung am Arme erhielt und die Reihen der hierdurch erschreckten Bauern verlassen mußte. In diesem Augenblicke hieben feindliche Kürassiere auf den bereits in Unordnung gekommenen Haufen ein, und als den gegen dieselben mit der Reiterei vorrückenden Domaigné eine Kartätschenkugel niederstreckte, stürzte, trotz den Bemühungen des nach leichtem Verbande sogleich in's Gefecht zurückgekehrten Lescure, Alles über die Brücke zurück und floh, von Furcht verblendet, anstatt gegen Montreuil, der Abtei St. Florent zu. Unter Anführung eines tapfern Bauers, Namens Loizon, sammelten sich Mehrere zwischen zwei durch einen glücklichen Zufall an der Brücke umgeworfene Munitionswagen und nöthigten durch ihr Feuer die Kürassiere zum Rückzuge. Lescure gewann hierdurch Zeit, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen und sie wieder gegen die Brücke vorzuführen, während einige, von Marigny vortheilhaft aufgestellte Geschütze die Republikaner sehr wirksam beschossen, und so wurde hier das Gefecht einigermaßen wieder hergestellt. Laroche Jacquelin hatte, nachdem er bei St. Just über die Dive

gegangen war, 700 Mann unter Beaugé gegen die Front der Verschanzung von Varrins entsendet, während er selbst mit seiner Colonne deren linke Seite zwischen Mauern und Hecken umging und plötzlich im Rücken jenes geschlossenen Werkes erschien, worauf die Besatzung dasselbe ohne Widerstand verließ und nach Saumur floh. Laroche Jacquelin folgte so rasch, daß er bereits auf dem Markte mitten in der Stadt stand, während man sich noch auf beiden Flügeln schlug. Der rechte Flügel der Vendéer hatte, so wenig wie der linke, bis jetzt die Republikaner aus ihren Stellungen vertreiben können; als diese aber ihre Mitte geschlagen und den verfolgenden Feind schon nahe an der Loirebrücke jenseit der Stadt erblickten, eilten sie diesem einzigen Rückzugswege zu. Ein Angriff der republikanischen Reiterei des rechten Flügels gegen die voreilende Mitte der Vendéer, wies das Feuer zweier an der Landstraße aufgestellten Geschütze zurück, und als nun die Bauern von allen Seiten wüthend vordrangen, ward der Rückzug zur wilden Flucht. Nur wenige konnten sich über die Brücke retten, da sich Laroche Jacquelin derselben bald bemächtigt und so jeden Ausweg abgeschnitten hatte. Der größte Theil des republikanischen rechten Flügels streckte im freien Felde die Waffen; was vom linken Flügel nicht entkommen war, warf sich in das Schloß und ergab sich hier, gleich der Besatzung der Redouten auf den Windmühlhöhen vor Bournan am folgenden Morgen. Menou konnte die Ueberreste seiner Truppen erst in Tours sammeln und ließ das nur schwach befestigte Angers am 13. räumen. Mehrere tausend Gefangene, eine große Anzahl Geschütz, bedeutende Vorräthe aller Art und namentlich viel rohes Material zur Pulverbereitung fielen den Siegern in die Hände. Die Gefangenen wurden mit geschorenem Haupte entlassen. Saumur wollte man, als festen und wichtigen Uebergangspunct über die Loire, behaupten; Angers, Chinon und Loudun wurden besetzt und die daselbst gefundenen großen Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegsbedarf in das Innere der Vendée geschafft. So sahen, wenig Tage nach diesem Siege, die Royalisten das große Dreieck zwischen Tours, Niort und bis gegen Nantes von allen Feinden geräumt. — (Vergl. der Kampf im westlichen Frankreich 1793 — 1796.)

G. H.

Sauvegarde: — **Salvegarde** — gewöhnlich **Schutzwache**, zur Sicherstellung von Personen, Orten, Schlössern, Magazinen, Mühlen, Scheuern oder sonstigem Besitzthume in Feindes Lande, gegen Plünderung, Requisition, Einquartierung und militairische Gewalt oder Belästigung. Sie geht gewöhnlich von dem Heerführer selbst oder von commandirenden Generalen aus, und besteht aus Detachements oder einzelnen Commandirten, die als unverletzbar in ihrer Function respectirt werden. Ferner auch ein **Schutzbrief**, zu gleichem Zwecke, von der obersten Commandobehörde einer kriegführenden Macht ausgestellt und autorisirt, oder endlich ein **Schutzanschlag**, gewöhnlich mit dem kriegsherrlichen Wappen versehen, zu Bezeichnung dessen, was die Truppen in jeder Art als unverletzbar ansehen sollen. Die Sauvegarden können demnach *persönliche* — Sicherheitsposten — *schriftliche* oder *bildliche*, *allgemeine* für ganze Orte, *besondere*, *dauernde*, *unumschränkte* oder eingeschränkte sein. Nichtachtung der Sauvegarden und Verletzung ihres Schutzrechtes gelten als höchst strafbar und bewirkten ehedem oft die Todesstrafe. In frühester Zeit bezeichnete Sauvegarde auch das Symbol für eine Kriegserklärung oder Friedensunterhandlung, wie z. B. im letztern Betrachte der geweihte Stab — baguette bénite — der Franzosen, in der Zeit ihres Uebergangs zum

Christenthume, wodurch das geheiligte Recht des Trägers sich ankündigte. Der Ursprung der Sauvegarden dürfte geschichtlich kaum nachzuweisen sein; indeß ist anzunehmen, daß ihre Anwendung und Giltigkeit für ähnliche Zwecke, wenn auch in verschiedener Form, schon bei den ältesten, kriegführenden Nationen zu suchen sei. Hz.

Savary, René, Herzog von Rovigo, dessen Vater, ein braver Militair, Ludwigsritter und Commandant des festen Schlosses zu Sedan war, wurde am 17. April 1774 zu Marc, einem Dorfe in der Champagne, geboren. In seinem 16. Jahre trat er als Souslieutenant in das Cavalerieregiment Royal-Normandie, und wurde schon 1796 als Hauptmann in den Generalstab der Rheinarmee unter Moreau versetzt. Nach einander Adjutant der Generale Férino und Desaix machte er unter letzterem den Feldzug in Aegypten mit. Als dieser General in der Schlacht bei Marengo tödtlich verwundet in den Armen des nunmehrigen Obersten Savary verschieden war, nahm ihn Napoleon sogleich unter die Zahl seiner eigenen Adjutanten auf, avancirte ihn in kurzer Zeit zum General und Commandeur der Gendarmerie d'Elite. Gewandt, klug und thätig, dabei dem Kaiser blind ergeben, gewann S. bald dessen ganzes Vertrauen, wie er denn auch mit mehreren wichtigen Sendungen und Unterhandlungen, z. B. 1805 vor und nach der Schlacht bei Austerlitz, an die Kaiser von Rußland und Oestreich beauftragt wurde. In dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland, 1806 und 1807, diente er mit Auszeichnung, zwang die festen Plätze Hameln und Nienburg an der Weser zur Uebergabe, und erhielt hierauf, an die Stelle des erkrankten Marschalls Lannes, das Commando des 5. Armeecorps, welches bestimmt war, die Communication zwischen der großen Armee und Warschau zu erhalten. Hier schlug er am 16. Febr. 1807 die auf die Hauptstadt Polens anrückenden Russen bei Ostrolenca, wofür ihm Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion ertheilte. Durch Messena im Commando abgelöst, erhielt S. das einer Infanteriebrigade der kaiserlichen Garde, an deren Spitze er bei Heilsberg und Friedland mit solcher Tapferkeit focht, daß ihn der Kaiser zum Herzog und Militairgouverneur von Ostpreußen ernannte. Nach dem Tilsiter Frieden ward S. Gesandter in Petersburg, wo er 7 Monate blieb, während welcher Zeit er die Wiederherstellung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Frankreich und Rußland bewirkt und besonders letztere Macht zur Kriegserklärung gegen Schweden und England vermocht haben soll. Von diesem Posten abberufen, begab er sich auf Befehl Napoleon's nach Spanien, wo es ihm gelang, im Interesse seines Herrn, Ferdinand VII. nach Bayonne zu locken. Nach der Thronentsagung dieses Fürsten erhielt der Herzog von Rovigo den Befehl über sämmtliche französische Truppen in Spanien und den Vorsitz der obersten Junta zu Madrid. Nach der Ankunft des neuen Königs Joseph in dieser Hauptstadt kehrte er zum Kaiser zurück, der sich damals beim Congreß zu Erfurt befand, und begleitete diesen wiederum auf seinem Zuge durch die pyrenäische Halbinsel. — Der Krieg mit Oestreich 1809, wohin er Napoleon folgte, gab S. von neuem Gelegenheit, seinen militairischen Ruhm zu erhöhen, indem er, unter anderen bei Abensberg, nur von 100 Reitern begleitet, mitten durch ein feindliches Corps wichtige Befehle glücklich dem Marschall Davoust überbrachte, von denen das Gelingen des Operationsplans abhängig war. Nach dem Frieden erhielt er an die Stelle des in Ungnade gefallenen Herzogs von Otranto das Polizeiministerium, doch hätte ihm auf diesem Posten die bekannte Malet'sche Verschwörung, 1814, *beinahe* das Leben gekostet. Er kam mit einigen Stunden Haft und einer

Menge auf ihn gefertigter Spottgedichte und Carricaturen davon; auch verlor er durch diese tragi-comische Catastrophe das Vertrauen seines Kaisers keineswegs. Nach der ersten Abdication desselben lebte Savary von allen Geschäften zurückgezogen bis zu Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba, wo er zwar nicht wieder Polizeiminister aber zum Pair und Generalinspecteur der Gendarmerie ernannt wurde. Entschlossen, das fernere Schicksal seines Protectors zu theilen, folgte er diesem bis an den Bord des Bellerophon, wurde aber hier auf Befehl der englischen Regierung als Gefangener nach Malta gebracht, wo er nach 7 Monaten, wie man sagt, die ihm dargebotene Gelegenheit fand, nach Smyrna zu entfliehen. Hier erfuhr S., daß er durch das Gouvernement der Restauration in contumaciam zum Tode verurtheilt sei. Unter fremdem Namen schiffte er sich nach Triest ein, wurde aber erkannt, nach Grätz abgeführt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt, bis er 1818 sich wieder nach Smyrna begeben durfte. Durch einen Ferman des Großsultans auch dort weggewiesen, ging er 1819 nach London und von dort, ohne Jemandes Vorwissen, nach Paris, wo er sich vor das oberste Kriegsgericht stellte, und von diesem einstimmig freigesprochen wurde. Seit dieser Zeit lebte S. als Privatmann in Paris, erlangte durch seine Verbindungen in den dortigen Salons die Erlaubniß des Königs von Preußen, eine Reclamationsklage auf Entschädigung für seine in den preußischen Staaten belegenen Dotationsgüter, die der König dem Feldmarschall Gneisenau geschenkt hatte, gegen den königl. Fiscus einzureichen, und reiste 1823 zu diesem Zweck selbst nach Berlin, kehrte jedoch unverrichteter Sache das Jahr darauf nach Paris zurück. Hier gab er einige Auszüge seiner noch ungedruckten Memoiren heraus, worin er sich über die Verhaftung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien und den Tod Pichegru's ꝛc., an welchen man ihn der Theilnahme beschuldigte, zu rechtfertigen suchte. Dieß veranlaßte mehrere Gegenschriften, die den Schleier über jene Ereignisse nur noch dichter webten, und für S. den Nachtheil hatte, daß ihm, da hohe und einflußreiche Personen dadurch compromittirt schienen, der Hof verboten wurde. Von nun an lebte er in größter Zurückgezogenheit, bis ihn die Julirevolution wieder in Thätigkeit brachte. Gegen das Ende des Jahres 1831 ernannte ihn Louis Philipp zum General en Chef der Armee in Afrika und Gouverneur von Algier. Von einer schweren Krankheit befallen, ließ er sich nach dem Rath seiner Aerzte im März 1833 nach Frankreich zurückbringen, wo er am 2. Juni desselben Jahres zu Paris, trotz aller angewandten Mittel, starb, und mit großem militairischen Pomp begraben wurde. Auch die Stadt Sédan, in welcher er einen Theil seiner früheren Jugend verlebt und ihm mehrere milde Stiftungen verdankt, ehrte sein Andenken durch ein feierliches Todtenamt. — (Vergl. Moniteur universel. — Biographie des contemporains. — Mémoires de Mad. la Duchesse d'Abrantes.)

M. G.

Savenay, kleine Stadt in der ehemaligen Bretagne, jetzt zum Departement der niedern Loire gehörig, auf dem halben Wege zwischen Nantes und la Rochelle, eine Meile von der Loire gelegen.

Gefecht am 23. December 1793.

Die traurigen Ueberreste des bei le Mans (s. d.) geschlagenen Vendéeheeres flüchteten bei der Annäherung Westermann's am 14. December aus Laval und kamen am 17. früh nach Ancennis. In Ermangelung von Uebergangsmitteln setzten La roche Jacquelin, Stofflet und Beaugé mit 18 Soldaten in zwei kleinen Kähnen über die Loire, um vier große, mit Heu

beladene Barken vom jenseitigen Ufer herüberzubringen; sie wurden jedoch bei der Landung angegriffen und versprengt. Ein bald darauf von Nantes angekommenes Kanonenboot steuerte auf einige in der Schnelligkeit zusammengezimmerte Flöße; Westermann erschien vor der Stadt, und so sah man sich abermals zur Flucht genöthigt. Als am 17. und 18., von Westermann verfolgt, welcher mehrere Detachements und einzelne Versprengte niederhieb, die Vendéer Nort erreichten, zählten sie kaum noch 10,000 Mann. Bei einem falschen Allarme zerstreuten sich noch Viele, darunter Forestier, in die umliegende Gegend, und 150 Reiter, auf die Versicherungen früherer Proclamationen bauend, gingen zu den Republikanern über, wurden aber in Nantes auf Carrier's Befehl sofort niedergeschossen. Nachdem noch zu Nort Elend, Verzweiflung und die Entfernung des Oberfeldherrn die Bande des Gehorsams und der Ehre dergestalt gelöst hatten, daß selbst Officiere, ungeachtet der ernstlichsten Vorstellungen der Anführer, die Kriegskasse unter sich theilten, zog sich der Haufe am 19. bis Blain zurück. Der lebhaft verfolgende Westermann, dessem Schwerte viele Nachzügler verfielen, konnte endlich nur durch eine vortheilhaft aufgestellte Arrièregarde aufgehalten werden. Seine am 20. zweimal wiederholten Angriffe auf Blain wurden indessen glücklich zurückgewiesen, und erst, nachdem auch Marceau am 21. mit der Hauptmacht der Republikaner, von Derval her, eingetroffen war, führte der an Laroche Jacquelin's Stelle zum Feldherrn erwählte Fleuriot die Insurgenten aus Blain und kam mit ihnen am 22. in Savenay an. Sie zählten hier kaum noch 7000 Mann mit 7 Geschützen und waren beinahe ohne Munition. Westermann traf eine Stunde nach ihnen vor dem Orte ein, griff sogleich an, wurde aber muthig zurückgeschlagen. Durch grundlose Wege aufgehalten, langte Marceau erst in der Nacht an, und verschob deßhalb den allgemeinen Angriff bis zum folgenden Morgen. — Die Loire und Nantes, mit seinen Guillotinen, im Rücken und zur Rechten; einige Meilen zur Linken das Meer und die durch Abtheilungen der Brester Küstenarmee bei Rédon und an allen Uebergangspuncten stark besetzte Villaine; in der Fronte endlich das Heer Marceau's; — war die Lage der Vendéer verzweifelt, und man sah ein, daß hier nichts übrig blieb, als das Leben theuer zu verkaufen. Alles, was noch fechten konnte, folgte den patriotischen Ermahnungen der Führer und schickte sich zur hartnäckigsten Gegenwehr an; Weiber, Kinder und Kraftlose wurden in der Nacht so viel als möglich entfernt, um sich bei royalistisch gesinnten Einwohnern der Umgegend zu verbergen und auf diese Art ward auch Lescure's Wittwe gerettet, welche sich später mit Laroche Jacquelin verband und durch ihre Memoiren über den Vendéekrieg um dessen Geschichte verdient gemacht hat. Die am Morgen des 23. Decembers den Angriff beginnende Division Kleber wurde noch vor Savenay zurückgeschlagen; Tilly stellte zwar mit seiner Division das Gefecht sogleich wieder her und warf die Vendéer bis in die Stadt zurück, diese vertheidigten sich jedoch hier von Haus zu Haus mit solcher Hartnäckigkeit, daß selbst die Tapferkeit jener versuchten, alten Soldaten den Kampf nicht entscheiden konnte. Erst als Westermann, welcher mit einer dritten Abtheilung den Ort links umgangen hatte, von dessen Rückseite unvermuthet eindrang, endete der Widerstand. Mit derselben Grausamkeit, wie in le Mans, wurden die Fliehenden niedergemetzelt und die auf Gnade sich ergeben hatten, als Siegeszeichen nach Nantes zum Richtplatz geschleppt. Ueber 6000 Vendéer, darunter die Anführer Lyrot de la Patouillière und Piron, fanden den Tod auf dem Schlachtfelde, oder bald darauf als Gefangene. — Domissan, Desessarts und der Ritter Beauvollier

hatten mit 200 im Walde von Gavres gesammelten Flüchtlingen auf Umwegen zwar glücklich Ancennis erreicht und die dortige schwache Besatzung vertrieben, wurden aber, im Begriff über den Fluß zu setzen, von dem verstärkt zurückkehrenden Feinde angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr übermannt. Die drei gefangen genommenen Führer starben, nebst dem Bischofe von Agra, in Angers unter der Guillotine. — Prinz Talmont, welcher, gekränkt durch die auf Fleuriot gefallene Wahl zum Oberanführer, sich schon von Blain aus entfernt hatte und einige Zeit in der Bretagne verkleidet umhergeirrt war, wurde auf ausdrücklichen Befehl des Convents zu Laval im Hofe seines eigenen Schlosses hingerichtet. — Von den 80,000 Vendéern, welche nach der Schlacht von Chollet sich im Monat October über die Loire gerettet hatten, kehrten jetzt nur einige hundert, zufällig entkommene Flüchtlinge in die Heimath zurück. — (Literatur wie bei Saumur.)

G. H.

Savigliano, Schlacht am 4. November 1799, siehe Fossano.

Scanderbeg, gleichbedeutend mit Castriota (s. d.).

Scenographisch, eine Zeichnung, welche einen Körper perspektivisch darstellt.

Schabacz. Stadt und Festung in Servien auf dem rechten Ufer der Sau, 7 Meil. von Belgrad in einer durch die häufigen Ueberschwemmungen des genannten Flusses und mehrerer Bäche gebildeten nassen Niederung, besteht aus der eigentlichen Stadt — Palanka — mit einem Erdwall und nassen Graben, und dem gemauerten Schloß Kamentigrad, welches ebenfalls mit einem nassen Graben und einem Erdwall umgeben ist. Mit den 3 Vorstädten, unter denen die Ziganka östlich, die Paira südlich und die dritte oder obere Vorstadt westlich liegt, hat S. 200 Häuser.

Eroberung am 23. April 1788.

Die Kriegserklärung der Pforte an Rußland vom 1. August 1787 veranlaßte den Kaiser Leopold II., vermöge seiner mit letztgenanntem Staate eingegangenen Verträge, den Türken am 9. Februar 1788 ebenfalls den Krieg zu erklären, zu welchem er sich schon im vergangenen Jahre gerüstet hatte. Während 5 Armeecorps in Galizien, Siebenbürgen, Slavonien, Kroatien und im Banat bereit standen, die türkische Grenze zu überschreiten, war die Hauptarmee unter der persönlichen Anführung des Kaisers bestimmt, den Türken Schabacz, Belgrad und Widdin zu entreißen und mit der Wegnahme von Nissa die Eroberung von Servien zu beenden. Sie bestand anfänglich aus 97,640 M., wurde aber im Laufe des Feldzugs bis auf 125,000 M., worunter 22,000 M. Cavalerie, verstärkt, und war Mitte April bei Semlin concentrirt. Von hier aus wurden 14 Bat. und 8 Escadr. unter dem F.M.L. Grafen Mitrowski am 18. April nach Klenak auf dem linken Ufer der Sau, Schabacz gegenüber, detachirt, um den Fall dieser Festung herbeizuführen. Der Kaiser begab sich mit dem Erzherzog Franz und dem Feldmarschall Lascy selbst nach diesem Ort, um von hier aus die Unternehmung zu leiten. Schon am 4. April hatte er S. durch 3 Bat., 2½ Escadr. recognoscir.n lassen, und in Erfahrung gebracht, daß die Festung wegen des gegenwärtigen Wasserstandes nur auf der östlichen Seite anzugreifen sei. In der Nacht vom $\frac{1}{12}$ April wurden auf dem linken Sauufer der Festung gegenüber 3 Batterien errichtet, um von hier aus die Stadt zu beschießen, und am 20. und 21. bewerkstelligten 13½ Bat., 8 Escadr. mit der Reserveartillerie und 2 Comp. Pioniere auf Schiffen den Uebergang unterhalb S. auf das rechte Donauufer, während 10 Comp. des Regiments Caprara, welches noch zu der Belag[illegible]

beladene Barken vom jenseitigen Ufer herüberzubringen; sie wurden jedoch bei der Landung angegriffen und versprengt. Ein bald darauf von Nantes angekommenes Kanonenboot steuerte auf einige in der Schnelligkeit zusammengezimmerte Flöße; Westermann erschien vor der Stadt, und so sah man sich abermals zur Flucht genöthigt. Als am 17. und 18., von Westermann verfolgt, welcher mehrere Detachements und einzelne Versprengte niederhieb, die Vendéer Nort erreichten, zählten sie kaum noch 10,000 Mann. Bei einem falschen Allarme zerstreuten sich noch Viele, darunter Forestier, in die umliegende Gegend, und 150 Reiter, auf die Versicherungen früherer Proclamationen bauend, gingen zu den Republikanern über, wurden aber in Nantes auf Carrier's Befehl sofort niedergeschossen. Nachdem noch zu Nort Elend, Verzweiflung und die Entfernung des Oberfeldherrn die Bande des Gehorsams und der Ehre dergestalt gelöst hatten, daß selbst Officiere, ungeachtet der ernstlichsten Vorstellungen der Anführer, die Kriegskasse unter sich theilten, zog sich der Haufe am 19. bis Blain zurück. Der lebhaft verfolgende Westermann, dessem Schwerte viele Nachzügler verfielen, konnte endlich nur durch eine vortheilhaft aufgestellte Arrièregarde aufgehalten werden. Seine am 20. zweimal wiederholten Angriffe auf Blain wurden indessen glücklich zurückgewiesen, und erst, nachdem auch Marceau am 21. mit der Hauptmacht der Republikaner, von Derval her, eingetroffen war, führte der an Laroche Jacquelin's Stelle zum Feldherrn erwählte Fleuriot die Insurgenten aus Blain und kam mit ihnen am 22. in Savenay an. Sie zählten hier kaum noch 7000 Mann mit 7 Geschützen und waren beinahe ohne Munition. Westermann traf eine Stunde nach ihnen vor dem Orte ein, griff sogleich an, wurde aber muthig zurückgeschlagen. Durch grundlose Wege aufgehalten, langte Marceau erst in der Nacht an, und verschob deßhalb den allgemeinen Angriff bis zum folgenden Morgen. — Die Loire und Nantes, mit seinen Guillotinen, im Rücken und zur Rechten; einige Meilen zur Linken das Meer und die durch Abtheilungen der Brester Küstenarmee bei Rédon und an allen Uebergangspuncten stark besetzte Villaine; in der Fronte endlich das Heer Marceau's; — war die Lage der Vendéer verzweifelt, und man sah ein, daß hier nichts übrig blieb, als das Leben theuer zu verkaufen. Alles, was noch fechten konnte, folgte den patriotischen Ermahnungen der Führer und schickte sich zur hartnäckigsten Gegenwehr an; Weiber, Kinder und Kraftlose wurden in der Nacht so viel als möglich entfernt, um sich bei royalistisch gesinnten Einwohnern der Umgegend zu verbergen und auf diese Art ward auch Lescure's Wittwe gerettet, welche sich später mit Laroche Jacquelin verband und durch ihre Memoiren über den Vendéekrieg um dessen Geschichte verdient gemacht hat. Die am Morgen des 23. Decembers den Angriff beginnende Division Kleber wurde noch vor Savenay zurückgeschlagen; Tilly stellte zwar mit seiner Division das Gefecht sogleich wieder her und warf die Vendéer bis in die Stadt zurück, diese vertheidigten sich jedoch hier von Haus zu Haus mit solcher Hartnäckigkeit, daß selbst die Tapferkeit jener versuchten, alten Soldaten den Kampf nicht entscheiden konnte. Erst als Westermann, welcher mit einer dritten Abtheilung den Ort links umgangen hatte, von dessen Rückseite unvermuthet eindrang, endete der Widerstand. Mit derselben Grausamkeit, wie in le Mans, wurden die Fliehenden niedergemetzelt und die auf Gnade sich ergeben hatten, als Siegeszeichen nach Nantes zum Richtplatz geschleppt. Ueber 6000 Vendéer, darunter die Anführer Lyrot de la Patouillière und Piron, fanden den Tod auf dem Schlachtfelde, oder bald darauf als Gefangene. — Domissan, Desessarts und der Ritter Beauvollier

hatten mit 200 im Walde von Gavres gesammelten Flüchtlingen auf Umwegen zwar glücklich Ancennis erreicht und die dortige schwache Besatzung vertrieben, wurden aber, im Begriff über den Fluß zu setzen, von dem verstärkt zurückkehrenden Feinde angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr übermannt. Die drei gefangen genommenen Führer starben, nebst dem Bischofe von Agra, in Angers unter der Guillotine. — Prinz Talmont, welcher, gekränkt durch die auf Fleuriot gefallene Wahl zum Oberanführer, sich schon von Blain aus entfernt hatte und einige Zeit in der Bretagne verkleidet umhergeirrt war, wurde auf ausdrücklichen Befehl des Convents zu Laval im Hofe seines eigenen Schlosses hingerichtet. — Von den 80,000 Vendéern, welche nach der Schlacht von Chollet sich im Monat October über die Loire gerettet hatten, kehrten jetzt nur einige hundert, zufällig entkommene Flüchtlinge in die Heimath zurück. — (Literatur wie bei Saumur.)

G. H.

Savigliano, Schlacht am 4. November 1799, siehe Fossano.

Scanderbeg, gleichbedeutend mit Castriota (s. d.).

Scenographisch, eine Zeichnung, welche einen Körper perspektivisch darstellt.

Schabacz. Stadt und Festung in Servien auf dem rechten Ufer der Sau, 7 Meil. von Belgrad in einer durch die häufigen Ueberschwemmungen des genannten Flusses und mehrerer Bäche gebildeten nassen Niederung, besteht aus der eigentlichen Stadt — Palanka — mit einem Erdwall und nassen Graben, und dem gemauerten Schloß Kamentigrad, welches ebenfalls mit einem nassen Graben und einem Erdwall umgeben ist. Mit den 3 Vorstädten, unter denen die Ziganka östlich, die Paira südlich und die dritte oder obere Vorstadt westlich liegt, hat S. 200 Häuser.

Eroberung am 23. April 1788.

Die Kriegserklärung der Pforte an Rußland vom 1. August 1787 veranlaßte den Kaiser Leopold II., vermöge seiner mit letztgenanntem Staate eingegangenen Verträge, den Türken am 9. Februar 1788 ebenfalls den Krieg zu erklären, zu welchem er sich schon im vergangenen Jahre gerüstet hatte. Während 5 Armeecorps in Galizien, Siebenbürgen, Slavonien, Kroatien und im Banat bereit standen, die türkische Grenze zu überschreiten, war die Hauptarmee unter der persönlichen Anführung des Kaisers bestimmt, den Türken Schabacz, Belgrad und Widdin zu entreißen und mit der Wegnahme von Nissa die Eroberung von Servien zu beenden. Sie bestand anfänglich aus 97,640 M., wurde aber im Laufe des Feldzugs bis auf 125,000 M., worunter 22,000 M. Cavalerie, verstärkt, und war Mitte April bei Semlin concentrirt. Von hier aus wurden 14 Bat. und 8 Escadr. unter dem F.M.L. Grafen Mitrowski am 18. April nach Klenak auf dem linken Ufer der Sau, Schabacz gegenüber, detachirt, um den Fall dieser Festung herbeizuführen. Der Kaiser begab sich mit dem Erzherzog Franz und dem Feldmarschall Lascy selbst nach diesem Ort, um von hier aus die Unternehmung zu leiten. Schon am 4. April hatte er S. durch 3 Bat., 2½ Escadr. recognoscirn lassen, und in Erfahrung gebracht, daß die Festung wegen des gegenwärtigen Wasserstandes nur auf der östlichen Seite anzugreifen sei. In der Nacht vom $\frac{1}{12}$ April wurden auf dem linken Sauufer der Festung gegenüber 3 Batterien errichtet, um von hier aus die Stadt zu beschießen, und am 20. und 21. bewerkstelligten 13½ Bat., 8 Escadr. mit der Reservartillerie und 2 Comp. Pioniere auf Schiffen den Uebergang unterhalb S. auf das rechte Donauufer, während 10 Comp. des Regiments Caprara, welches noch zu der Belagerung herange-

zogen worden, oberhalb S. übergingen, um dort die Straßen, auf [illegible] der Festung Unterstützung zukommen könnte, zu beobachten und mit [illegible] hauen zu sperren. In Klenak selbst blieben zur Besatzung des Hau[illegible] tiers 2 Comp. des erwähnten Regiments und 4 Escad. zurück, 2 [illegible] Escad. aber waren auf dem linken Ufer der Sau zur Deckung der [illegible] brücke bestimmt, welche auf dem Uebergangspuncte am 21. begonnen am 22. beendet wurde. Am 21. rückten die auf das rechte Ufer [illegible] gangenen Truppen in 3 Colonnen gegen S. vor. Die erste, 3 Bat. Escad. stark, unter dem F.M.L. Mitrowsky, bei welcher sich der [illegible] persönlich befand, nahm die südlich gelegene Vorstadt Paira ein, welche Feind verlassen hatte, worauf, da der Abend herannahete, alle 3 Colo[illegible] concentrirt in Carrés formirt, hinter der Begluk Barra zwischen [illegible] Procopgraben und der Sau lagerten. — Bereits am Nachmittage dessel[illegible] Tages hatten die Türken die westliche obere Vorstadt in Brand g[illegible] und in der Nacht zum 22. thaten die Oestreicher mit der Vorstadt Pai[illegible] dasselbe. An demselben Tage begannen die 3 Batterien vom linken Ufe[illegible] das Feuer gegen die Festung aufs Neue. Auf dem rechten Ufer hinge[illegible] war man an diesem Tage mit der Erbauung von 3 andern Batterien b[illegible] schäftigt und eröffnete in der folgenden Nacht die Laufgräben von der Pai[illegible] vorstadt aus gegen die Stadt. Am 23. hatte man erst den Bau einer Batterie vollendet, dessenungeachtet begann das Feuer an diesem Tage g[illegible] gen die Festung, indem man noch eine andere Batterie von 8 Geschützen im freien Felde unweit der Pairavorstadt aufstellte. Die Stadt wurde durch das Wurfgeschütz in Brand gesteckt, und die Türken zogen sich hierauf nach dem Schloß zurück. Ohne großen Widerstand zu finden, erstiegen nun die Oestreicher den Wall und rückten auf demselben, da das Feuer den Durchmarsch durch die Stadt verhinderte, gegen das Schloß vor. Nach kurzer Gegenwehr verlangte die Besatzung zu capituliren, und schon um 2 Uhr Nachmittags räumte sie noch 700 M. stark das Schloß, und wurde als kriegsgefangen nach Peterwardein geführt. Man fand in dem Platze 17 Kanonen und eine bedeutende Menge Munition. Nur 5 Todte und 9 Verwundete, unter denen auch der Fürst Poniatowski, hatte das nach eigenen Angaben kaiserliche Heer zu beklagen, der Verlust der Türken hingegen ist nicht zu ermitteln. — Der Kaiser gab, ehe er nach Semlin zurückkehrte, den Befehl, die beschädigten Festungswerke wieder herzustellen. 2 Bat. nebst der nöthigen Artillerie blieben zur Besatzung unter dem Obersten Grafen Harrach in S. zurück, die übrigen bei der Expedition verwandten Truppen vereinigten sich aber mit der Hauptarmee, um zur Belagerung von Belgrad (s. d.) mitzuwirken. — (Vergl. östreichische Militairzeitschrift, Jahrg. 1831. 2. Bd.)

Schicksale der Stadt während des serviſchen Befreiungskrieges.

In dem Aufstand der Servier (1804), an dessen Spitze sich Czerni Georg (s. d.) stellte, wurde S. am 25. März nach dreistündigem Sturm von den Serviern erobert und 3 Tage darauf auch das Schloß durch Capitulation eingenommen. Nur kurze Zeit blieb jedoch die Festung in den Händen der Servier, Muß-Aga bemächtigte sich derselben am 10. August durch List, mit Hilfe der türkischen Einwohner. Bei der Annäherung von Czerni Georg jedoch verließ der türkische Aga die Stadt ohne Gegenwehr, und S. ward abermals von den Serviern besetzt. Im December des folgenden Jahres aber, wurde die 250 M. starke serviſche Besatzung, als sie eben das Fest des heiligen Nicolas feierte, von den Türken überrumpelt

niedergemacht. 3000 Servier umſchloſſen hierauf den Platz, um ihn [illegible]r in ihre Gewalt zu bringen. Am 6. Jan. 1806 eröffnete man das [illegible], allein die Türken hielten ſich trotz des Bombardements und trotz Mangels an Lebensmitteln, da ſie von den Bosniern auf Entſatz hofften durften, und die Hauptmacht der Servier mit der Belagerung von [illegible]rad beſchäftigt war. Die Nachricht von dem durch die Bosnier angeſetzten Entſatze bewog aber die Servier von der Belagerung Belgrads einweilen abzuſtehen, und vor der Ankunft des bosniſchen Heeres Schabatz zu erobern. Am 27. Februar 1806 brach daher Czerni Georg aus dem Lager von Belgrad auf und befahl am 3. und 5. März den Sturm auf S., der jedoch abgeſchlagen wurde. Dagegen gelang es den Bosniern, die bedrängte Beſatzung am 30. März durch 250 M. zu verſtärken. Die Avantgarde des Entſatzheeres (1500 M.) wurde indeſſen mit einem Verluſt von 5—600 M. zurückgeſchlagen, und ihre Niederlage bewog die Hauptcolonne, wieder über die Drina, den Grenzfluß zwiſchen Bosnien und Serbien, zurückzugehen. Die Beobachtungstruppen, welche die Servier Ende April an dieſem Fluß aufſtellten, betrugen gegen 8000 Mann und 12 Geſchütze, während das Belagerungscorps unter Czerni Georg aus 3000 M. Fußvolk und 400 Reitern, 8 Kanonen und 2 Mörſern beſtand. S. war dagegen von türkiſcher Seite mit 1200 M. und 10 Kanonen vertheidigt. Am 2. Mai machten 500 M. der Beſatzung einen Ausfall, wurden jedoch mit einem Verluſt von 100 M. zurückgeworfen. Mehr als ſolche kleine Siege brachte das eintretende Mißverhältniß Rußlands zu der Pforte und die Schwierigkeit der bosniſchen Chriſten der Sache der Servier Vortheile, indem ſie die Thatkraft ihrer Gegner lähmten. Zwar unternahmen 3000 Türken von Bosnien aus, am 13. Juni einen Entſatzverſuch, wurden aber in der Nacht vom 16. zum 17. Juni ſelbſt überfallen und gänzlich zerſtreut. Um ſich nun endlich der Feſtung zu bemeiſtern, befahl Georg am 26. Juni den Sturm. In 4 Colonnen ſollte der Angriff ausgeführt werden. Die 1. unter Bim-Paſcha Sojan Cſupics 1200 Mann ſollte von dem Moraſte Durmina Bara (500 Schritt ſüdlich der Feſtung) den Angriff auf die ſüdliche Spitze der äußeren Feſtung unternehmen. Die 2., 1000 M. ſtark, war beſtimmt von dem Dumaczbach gegen den Moraſt Ziganka vorzugehen und den öſtlichen Theil der Feſtung anzugreifen. Zu gleicher Zeit ſollte die 3., 1500 M., gegen das Schloß Kamentigrad vorrücken, während die 4. Abtheilung, 2500 Mann unter Czerni Georg's eigner Anführung, als Reſerve hinter der 1. Colonne aufgeſtellt war. Um 5 Uhr früh griff die 1. Colonne an, da aber die beiden andern mit dem Angriff zögerten, ſo konnten ſich die Türken mit ihrer ganzen Macht auf dieſe werfen, ſo daß zu deren Unterſtützung Czerni Georg ſelbſt mit der Reſerve herbeieilen mußte. Allein auch einen 2. Angriff ſchlug hier die türkiſche Beſatzung kräftig zurück. Jetzt erſt griff die 2. u. 3. Colonne an, richtete aber eben ſo wenig aus. Dieſer Tag koſtete den Serviern 1200 M., und nöthigte ſie, ſich vor der Hand auf eine bloße Einſchließung zu beſchränken, namentlich da Czerni Georg Anfang Juli mit einem Theil der Belagerungstruppen an die Morava eilt, um dort die ſerviſchen Streitkräfte zu verſtärken. Mit der Beſatzung von S. ſchloß er unter der Gewährleiſtung des Paſcha von Zwornik einen 18tägigen Waffenſtillſtand, vermöge deſſen die Belagerer weder von der Feſtung noch von Bosnien aus angegriffen werden ſollten. Nichts deſto weniger ſetzten am 20. Juli 5000 Türken über die Drina, verjagten die an keine Gefahr denkenden Servier, und entſetzten ſo die 7 Monate lang eingeſchloſſene Stadt. Auf dieſe Nachricht eilte Czerni Georg

zogen worden, oberhalb S. übergingen, um dort die Straßen, auf denen der Festung Unterstützung zukommen könnte, zu beobachten und mit Verhauen zu sperren. In Klenak selbst blieben zur Besatzung des Hauptquartiers 2 Comp. des erwähnten Regiments und 4 Escad. zurück, 2 andere Escad. aber waren auf dem linken Ufer der Sau zur Deckung der Schiffbrücke bestimmt, welche auf dem Uebergangspuncte am 21. begonnen und am 22. beendet wurde. Am 21. rückten die auf das rechte Ufer übergegangenen Truppen in 3 Colonnen gegen S. vor. Die erste, 3 Bat., 3 Escad. stark, unter dem F.M.L. Mitrowsky, bei welcher sich der Kaiser persönlich befand, nahm die südlich gelegene Vorstadt Paira ein, welche der Feind verlassen hatte, worauf, da der Abend herannahete, alle 3 Colonnen concentrirt in Carrés formirt, hinter der Begluk Barra zwischen dem Procopgraben und der Sau lagerten. — Bereits am Nachmittage desselben Tages hatten die Türken die westliche obere Vorstadt in Brand gesteckt, und in der Nacht zum 22. thaten die Oestreicher mit der Vorstadt Paira dasselbe. An demselben Tage begannen die 3 Batterien vom linken Ufer das Feuer gegen die Festung aufs Neue. Auf dem rechten Ufer hingegen war man an diesem Tage mit der Erbauung von 3 andern Batterien beschäftigt und eröffnete in der folgenden Nacht die Laufgräben von der Pairavorstadt aus gegen die Stadt. Am 23. hatte man erst den Bau einer Batterie vollendet, dessenungeachtet begann das Feuer an diesem Tage gegen die Festung, indem man noch eine andere Batterie von 8 Geschützen im freien Felde unweit der Pairavorstadt aufstellte. Die Stadt wurde durch das Wurfgeschütz in Brand gesteckt, und die Türken zogen sich hierauf nach dem Schloß zurück. Ohne großen Widerstand zu finden, erstiegen nun die Oestreicher den Wall und rückten auf demselben, da das Feuer den Durchmarsch durch die Stadt verhinderte, gegen das Schloß vor. Nach kurzer Gegenwehr verlangte die Besatzung zu capituliren, und schon um 2 Uhr Nachmittags räumte sie noch 700 M. stark das Schloß, und wurde als Kriegsgefangen nach Peterwardein geführt. Man fand in dem Platze 17 Kanonen und eine bedeutende Menge Munition. Nur 5 Todte und 9 Verwundete, unter denen auch der Fürst Poniatowski, hatte das nach eigenen Angaben kaiserliche Heer zu beklagen, der Verlust der Türken hingegen ist nicht zu ermitteln. — Der Kaiser gab, ehe er nach Semlin zurückkehrte, den Befehl, die beschädigten Festungswerke wieder herzustellen. 2 Bat. nebst der nöthigen Artillerie blieben zur Besatzung unter dem Obersten Grafen Harrach in S. zurück, die übrigen bei der Expedition verwandten Truppen vereinigten sich aber mit der Hauptarmee, um zur Belagerung von Belgrad (s. d.) mitzuwirken. — (Vergl. östreichische Militairzeitschrift, Jahrg. 1831. 2. Bd.)

Schicksale der Stadt während des serviſchen Befreiungskrieges.

In dem Aufstand der Servier (1804), an dessen Spitze sich Czerni Georg (s. d.) stellte, wurde S. am 25. März nach dreistündigem Sturm von den Serviern erobert und 3 Tage darauf auch das Schloß durch Capitulation eingenommen. Nur kurze Zeit blieb jedoch die Festung in den Händen der Servier, Muß-Aga bemächtigte sich derselben am 10. August durch List, mit Hilfe der türkischen Einwohner. Bei der Annäherung von Czerni Georg jedoch verließ der türkische Aga die Stadt ohne Gegenwehr, und S. ward abermals von den Serviern besetzt. Im December des folgenden Jahres aber, wurde die 250 M. starke serviſche Besatzung, als sie eben das Fest des heiligen Nicolas feierte, von den Türken überrumpelt

und niedergemacht. 3000 Servier umschlossen hierauf den Platz, um ihn wieder in ihre Gewalt zu bringen. Am 6. Jan. 1806 eröffnete man das Feuer, allein die Türken hielten sich trotz des Bombardements und trotz des Mangels an Lebensmitteln, da sie von den Bosniern auf Entsatz hofften durften, und die Hauptmacht der Servier mit der Belagerung von Belgrad beschäftigt war. Die Nachricht von dem durch die Bosnier angedroheten Entsatze bewog aber die Servier von der Belagerung Belgrads einstweilen abzustehen, und vor der Ankunft des bosnischen Heeres Schabacz zu erobern. Am 27. Februar 1806 brach daher Czerni Georg aus dem Lager von Belgrad auf und befahl am 3. und 5. März den Sturm auf S., der jedoch abgeschlagen wurde. Dagegen gelang es den Bosniern, die bedrängte Besatzung am 30. März durch 250 M. zu verstärken. Die Avantgarde des Entsatzheeres (1500 M.) wurde indessen mit einem Verlust von 5—600 M. zurückgeschlagen, und ihre Niederlage bewog die Hauptcolonne, wieder über die Drina, den Grenzfluß zwischen Bosnien und Servien, zurückzugehen. Die Beobachtungstruppen, welche die Servier Ende April an diesem Fluß aufstellten, betrugen gegen 8000 Mann und 12 Geschütze, während das Belagerungscorps unter Czerni Georg aus 3000 M. Fußvolk und 400 Reitern, 8 Kanonen und 2 Mörsern bestand. S. war dagegen von türkischer Seite mit 1200 M. und 10 Kanonen vertheidigt. Am 2. Mai machten 500 M. der Besatzung einen Ausfall, wurden jedoch mit einem Verlust von 100 M. zurückgeworfen. Mehr als solche kleine Siege brachte das eintretende Mißverhältniß Rußlands zu der Pforte und die Schwierigkeit der bosnischen Christen der Sache der Servier Vortheile, indem sie die Thatkraft ihrer Gegner lähmten. Zwar unternahmen 3000 Türken von Bosnien aus, am 13. Juni einen Entsatzversuch, wurden aber in der Nacht vom 16. zum 17. Juni selbst überfallen und gänzlich zerstreut. Um sich nun endlich der Festung zu bemeistern, befahl Georg am 26. Juni den Sturm. In 4 Colonnen sollte der Angriff ausgeführt werden. Die 1. unter Bim-Pascha Sojan Cupics 1200 Mann sollte von dem Moraste Durmina Bara (500 Schritt südlich der Festung) den Angriff auf die südliche Spitze der äußeren Festung unternehmen. Die 2., 1000 M. stark, war bestimmt von dem Dumaczbach gegen den Morast Ziganka vorzugehen und den östlichen Theil der Festung anzugreifen. Zu gleicher Zeit sollte die 3., 1500 M., gegen das Schloß Kamentigrad vorrücken, während die 4. Abtheilung, 2500 Mann unter Czerni Georg's eigener Anführung, als Reserve hinter der 1. Colonne aufgestellt war. Um 5 Uhr früh griff die 1. Colonne an, da aber die beiden andern mit dem Angriff zögerten, so konnten sich die Türken mit ihrer ganzen Macht auf diese werfen, so daß zu deren Unterstützung Czerni Georg selbst mit der Reserve herbeieilen mußte. Allein auch einen 2. Angriff schlug hier die türkische Besatzung kräftig zurück. Jetzt erst griff die 2. u. 3. Colonne an, richtete aber eben so wenig aus. Dieser Tag kostete den Serviern 1200 M., und nöthigte sie, sich vor der Hand auf eine bloße Einschließung zu beschränken, namentlich da Czerni Georg Anfang Juli mit einem Theil der Belagerungstruppen an die Morava eilt, um dort die serviſchen Streitkräfte zu verstärken. Mit der Besatzung von S. schloß er unter der Gewährleistung des Pascha von Zwornik einen 18tägigen Waffenstillstand, vermöge dessen die Belagerer weder von der Festung noch von Bosnien aus angegriffen werden sollten. Nichts desto weniger setzten am 20. Juli 5000 Türken über die Drina, verjagten die an keine Gefahr denkenden Servier, und entsetzten so die 7 Monate lang eingeschlossene Stadt. Auf diese Nachricht eilte Czerni Georg

von Belgrad aus mit 8000 M. in 2 Colonnen über Grozka herbei, schloß die Türken zwischen Badanja und Krupani ein, so daß nur 1200 M. von ihnen entkamen. 3000 M. ließ Czerni vor S., mit den übrigen Truppen kehrte er ins Lager vor Belgrad zurück. Die Türken hatten indessen die Besatzung von S. um 1500 M. verstärkt. 2 Paschen und 7 Bays befanden sich in derselben, aber Czerni betrieb die Einschließung so energisch, daß die in der Festung befindlichen Paschen die Stadt gegen freien Abzug übergeben wollten. Als ihnen dieß abgeschlagen wurde, versuchten sie, sich am 12. August mit 1800 Berittenen durchzuschlagen. Der Kampf war hartnäckig, die Servier verloren 600, die Türken 500 M., wurden aber genöthigt, ihr Vorhaben aufzugeben und nach S. zurückzukehren. Erst im folgenden Jahre, am 3. Febr. 1807, nachdem auch Belgrad gefallen war, capitulirte die Festung, und die 500 M. starke Besatzung streckte die Waffen. — (Vergl. östreichische Militairzeitschrift. Jahrgang 1821. 1. u. 2. Thl., im 1. Theil ist der Plan enthalten. — Ranke, Leop., die servische Revolution. Hamburg 1829.)

W.

Schacht-Minen, siehe Minen.

Schaft, siehe Flintenschaft.

Schanzbau. Bei jedem Schanzbau ist zunächst auf die Localverhältnisse Rücksicht zu nehmen, denn jedes Terrain, welches man für die Vertheidigung durch Befestigungen zu verstärken beabsichtiget, übt selbst, durch seine ferne und nahe Beschaffenheit, einen entscheidenden Einfluß auf die mehr oder minder vollkommen zu erreichende Befestigung aus. Das Terrain ist es daher auch hauptsächlich, welches zuweilen auf der einen Seite dem Baumeister die bedeutendsten Hindernisse und Schikanen in den Weg legt, oft bei der kunstreichsten Anordnung und bei der genialsten Benutzung der vorhandenen Mittel der Kunst spottet und trotzt; auf der andern Seite aber auch wieder die ausgezeichnetsten Vortheile und entschiedensten Hilfen gewähren kann, und dadurch die Anlagen, selbst bei unbedeutenden Mitteln und minderer Stärke, nicht selten einen hohen Werth und Bedeutsamkeit verschafft. Es ist deßhalb für die Praxis des Schanzbaues auch höchst wichtig und nothwendig, das zu befestigende Terrain erst nach seiner individuellen Beschaffenheit genau zu prüfen, die Vortheile, die es gewähren kann, aufzufinden und zu benutzen, gleichzeitig aber auch seine Nachtheile richtig zu erkennen, um diese so viel als möglich zu vermeiden und unschädlich zu machen. — Günstig ist das Terrain für die Anlage von Befestigungen. — 1) Wenn es durch seine Beschaffenheit die Annäherung des Feindes an die Stellen, wo die Befestigungen ausgeführt werden sollen, erschwert. — Dieß ist der Fall, wenn es den Bewegungen seiner verschiedenen Waffengattungen ungünstig oder überhaupt, wenn es unwegsam ist; wie z. B. tiefes, undurchgangbares Gewässer, Sumpf, dichtes Gestrüpp, Felsen, Gräben ꝛc. Solche Terrainbelegenheiten nennt man, da sie ohne weitere Nachhilfe den Zweck der künstlichen Annäherungshindernisse (s. Hindernisse) erfüllen, natürliche Hindernisse. Ein solches Terrain vor einer Befestigung zu haben ist stets vortheilhaft, sobald es die eigene Waffenwirkung nicht behindert und schwächt, oder dem Feinde wohl gar Deckung gegen dieselbe gewährt. Der Vortheil wächst in dem Maße, als die Localbeschaffenheit den feindlichen Bewegungen hinderlich wird und in einem desto kräftigeren Feuer der Feind dasselbe überschreiten muß. — 2) Wenn es die Wirkungen der Feuerwaffen, vorzüglich des Geschützes unmittelbar erhöht. — Ein Terrain gewährt diesen wichtigen Vortheil, wenn es das Angriffsterrain überhöht, dominirt,

dieſes aber möglichſt eben und feſt iſt. Das Ueberhöhen iſt jedoch nicht unbedingt vortheilhaft; es hat ſeine Grenzen, und dieſe liegen in der Möglichkeit des Waffengebrauchs. Hierbei iſt als Erfahrungsſatz zu berückſichtigen, daß kein Feldgeſchütz mehr als 15° geſenkt werden kann; wo alſo ein ſtärkerer Abfall ſtatt findet, kann man auf raſirende Geſchützvertheidigung nicht mehr rechnen, und der Feind wird ſich am Fuß des Abhanges außer der Wirkſamkeit des Geſchützes im todten Winkel befinden. Je ſteiler der Abhang und je bedeutender die Höhe wird, deſto mehr vermindert ſich die Geſchützwirkung, weil die Schüſſe immer bohrender werden. Bei Kleingewehrvertheidigung findet zwar keine ſo beſchränkte Grenze hinſichtlich des Neigungswinkels ſtatt, allein die Wirkſamkeit mindert ſich ebenfalls mit Zunahme der Steilheit, da die Schüſſe in gleichem Maße bohrend, und durch das gewöhnliche Höherſchießen unſicher werden. — 3) Wenn es die Offenſive mit verhältnißmäßig ſchwachen Streitkräften begünſtiget. — Ein ſolcher Fall tritt unter anderen dann ein, wenn das vor dem zu befeſtigenden Puncte liegende Terrain einen Abſchnitt bildet, wo der Feind von ſeiner Ueberlegenheit keinen nachdrücklichen Gebrauch machen kann, wo des Feindes Kräfte eine Zeit lang getheilt bleiben, z. B. während derſelbe eine lange Brücke, einen Hohlweg, einen Damm oder ein ähnliches Defilé paſſirt. Ungünſtig für die Anlage von Befeſtigungen und für ihre Vertheidigung nachtheilig iſt das Terrain: 1) Wenn es die eigene Waffenwirkung, vorzüglich die des Geſchützes ſchwächt. — Dieſer Nachtheil findet dann ſtatt, wenn das Angriffsterrain eine ſolche Beſchaffenheit hat, daß es den größeren Theil der aufſchlagenden Kugeln auffängt; z. B. wenn der Boden weich iſt, oder wenn er nach des Feindes Seite anſteigt; wenn er mit hohem Getreide, Gras und dergleichen bewachſen, oder wenn er moraſtig iſt. Ferner werden auch Gräben, Hecken, Strauchwerk ꝛc. der Feuerwirkung nachtheilig, ſobald ſie nicht gehörig enfilirt werden können. Dieſer Mangel läßt ſich dann beſeitigen oder zum großen Theil mindern, wenn man die das Feuer hindernden Gegenſtände, z. B. Hecken, Strauchwerk, Getreide ꝛc., umhauen oder die Gräben ausfüllen kann. — 2) Wenn das Terrain die feindliche Annäherung begünſtiget. — Dieß iſt ſchon der Fall, wenn das vor der Befeſtigung befindliche Gelände den feindlichen Angriffsbewegungen nicht hinderlich wird, noch mehr aber, wenn es dem Feind gar von einer oder mehreren Seiten eine gedeckte Annäherung geſtattet. Im erſtern Falle muß man durch künſtliche Annäherungshinderniſſe und durch eine zweckmäßige Feuervertheilung dem Angreifenden die Vortheile, die ihm die Localverhältniſſe gewähren, zu ſchmälern ſuchen; im letztern Falle aber ihm die gedeckten Annäherungswege, z. B. Thäler, Schluchten, Hohlwege ꝛc., entweder verderben und zerſtören, oder dieſen Wegen durch beſondere Befeſtigungen oder Truppenaufſtellungen eine hinreichend kräftige Vertheidigung zu verſchaffen ſuchen. Wo Umſtände das Eine oder Andere nicht möglich machen, bleibt die Befeſtigung eines ſolchen Terrains immer gefahrvoll. — 3) Wenn das Angriffsterrain dem Feind unmittelbar mehr oder weniger Deckung gegen das Feuer der Vertheidiger gewährt. — Dieſer Fall tritt ein, wenn ſich im Bereich der Waffenwirkung auf das Angriffsterrain Gegenſtände befinden, hinter welchen der ſich aufſtellende Feind theilweiſe oder völlige Deckung findet, und dabei noch ſeine Waffen gegen die Vertheidiger gebrauchen kann. Die Beachtung ſolcher Gegenſtände iſt ſeit der immer häufiger gewordenen Anwendung der Tirailleurs zum Angriff von Befeſtigungen um ſo wichtiger geworden. Der Schütze ſucht jede kleine

Deckung auf, benutzt sie zu seinem Vortheile und wird auf diese Weise den Vertheidigern höchst gefährlich. Es sind deßhalb, im Bereich der zur Vertheidigung dienenden Feuerwaffen, alle Gegenstände, welche dem Feind die Wirkung dieser Geschosse entziehen könnten, z. B. Mauern, Häuser, Hecken, Bäume, Gräben ꝛc., so weit es die Zeit und Umstände nur immer möglich machen, zu beseitigen. Für flüchtige Befestigungen, wo selten nur die nöthige Zeit und das erforderliche Material vorhanden ist, um solche Zerstörungen ins Werk zu setzen, sind Mauern und massive Häuser die gefährlichsten Gegenstände, das feindl. Unternehmen zu fördern und zu begünstigen. — 4) Wenn der Ort, welcher befestiget werden soll, von dem umliegenden Gelände im Waffenbereich überhöht oder dominirt wird. — Die Mittel, diese Nachtheile des Terrains zu vermindern oder zu beseitigen, bestehen hauptsächlich in einer geschickten Anwendung des vertikalen Defilements (s. Defilement) und wo dieses nicht ausreicht, in der Erbauung von Blockhäusern. Nach erfolgter Wahl des zu befestigenden Punctes, und nach Bestimmung der Größe und Form der auszuführenden Verschanzung, beginnt der eigentliche Schanzbau zunächst mit dem Ausstecken der Feuerlinie. Hierbei muß man, so viel als möglich, den Linien oder Verschanzungsseiten eine solche Lage zu geben suchen, daß sich der Feind, um diese Linie enfiliren zu können, nicht mit Vortheil in ihrer Verlängerung aufstellen kann. Man muß deßhalb die Verschanzungsseiten so auszustecken suchen, daß ihre Verlängerungen, vorzüglich in der Entfernung des wirksamen Kartätsch- und Kugelschusses, keine Höhe treffe, worauf der Feind seine Artillerie auffahren könnte. Am vortheilhaftesten ist es, wenn die Verlängerungen über solche Terraintheile weggehen, die durch daselbst befindliche Hindernisse oder überhaupt durch ihre Unwegsamkeit es dem Feinde unmöglich machen, sich innerhalb des wirksamen Waffenbereichs aufstellen zu können. In größerer Form, als die des Kanonenbereichs, ist dieß sogenannte horizontale Defilement nicht wesentlich zu berücksichtigen. Dann muß man aber auch die Lage der Verschanzungsseiten so anzuordnen wissen, daß sich das wirksamste Feuer auf den günstigsten Angriffswegen des Feindes vereinigt. Deßhalb dürfen nie unbestrichene Räume nach solchen Seiten hin fallen, da der Vortheil, der für den Feind aus der Nichtbestreichung solcher Stellen erwächst, sehr bedeutend ist. So viel als möglich vermeide man es daher, solchen Orten ausspringende Winkel entgegen zu stellen, und wo dieß nicht zu umgehen ist, so stumpfe man den Winkel wenigstens hinlänglich ab, um entweder durch Bankgeschütze oder Infanterie den vor dem Winkel befindlichen unbestrichenen Raum zu vertheidigen, oder suche, was jedenfalls das Beste ist, diesen Räumen eine flankirende Bestreichung zu verschaffen (s. Schanzen u. unbestrichener Raum). Deßhalb ist es auch stets besser, wenn man solchen Annäherungswegen eine Seite, oder noch vortheilhafter, einen eingehenden Winkel gegenüber zu stellen sucht, weil dann der Feind den Vortheil, den ihm hier das Terrain bietet, nur unter einem wirksamen Frontal- oder Kreuzfeuer gewinnen kann. — Wo es darauf ankommt, eine bestimmte vorgeschriebene Figur, oder einen Winkel von bestimmter Größe auf das Terrain auszustecken, wie dieß bei regelmäßigen Verschanzungen immer der Fall ist, bedient man sich dazu einfacher Vorschriften, die auf Lehren der Geometrie beruhen, oder auch verschiedener einfacher Winkelmesser. Die in der Praxis am häufigsten vorkommenden Winkelgrößen sind die von 60°, 90° und 120°, welche sämmtlich durch allgemein bekannte, einfache geometrische Constructionen zu erhalten sind. Eben so wird es auch oft nothwendig, einen ausspringenden Winkel zu halbiren

welche Aufgabe gleichfalls durch die bekannte geometrische Construction gelöst wird. — Ist die Feuerlinie ausgesteckt, so schreitet man zuvörderst zur Höhenbestimmung der Brustwehr. Die entsprechende und zweckmäßige Ermittelung dieses Hauptmaaßes jeder Brustwehr ist für die Befestigung von größter Wichtigkeit. Von dieser Höhe hängt es nicht allein ab, daß jeder unmittelbar hinter der Brustwehr befindliche Gegenstand, sondern auch bis auf welchen Abstand von derselben der dahinter befindliche Raum überhaupt gegen das Einsehen und das directe Feuer des Feindes gesichert ist. Auf einem wagerechten Bauplatze, und wenn der Feind nicht höher steht, als dieser, macht die Bestimmung der Brustwehrhöhe keine Schwierigkeit. Fußvolk wird in diesem Falle durch 6—7½ F. hohe Brustwehren vollkommen gegen die geraden feindlichen Schüsse gedeckt stehen (s. Brustwehr).

Diese vertikale Erhebung der Brustwehr über den Bauhorizont nennt man ihr Commandement, und zwar ihr absolutes, oder ihre wahre Ueberhöhung der Baustelle; den vertikalen Höhenunterschied aber, den die Brustwehr über irgend einen andern Punct des vorliegenden Terrains oder eines andern Befestigungstheils, z. B. über das Glacis, zeigt, ist ihr relatives Commandement. — Legt man daher Brustwehren auf einer Terrainstelle, mit der der Feind gleich hoch steht, niedriger als 6—7½ Fuß an, so wird es in diesem Falle, bei einem so geringen Commandement, nothwendig, daß man sich hinter der Brustwehr noch so tief einschneidet, bis ihre Feuerlinie wenigstens 6 F. höher als die Sohlenfläche des Einschnitts liegt (s. Brustwehr I. 166), um nur unmittelbar hinter die Brustwehr, auf geringe Entfernung von dieser, gedeckt zu stehen. Bei Werken von bedeutender Wichtigkeit vermehrt man das absolute Commandement auch bisweilen bis auf 9 F., und wenn sich vor der Brustwehr noch andere Befestigungen befinden, so muß dann stets das relative Commandement des Hauptwerks nach Maßgabe der vor demselben befindlichen Anlagen ermittelt werden. Hohe Brustwehren besitzen den Vortheil, daß sie theils wegen ihrer beträchtlichen absoluten Höhe, theils durch den dadurch breiter und tiefer werdenden Graben, dem Feinde beim Sturme große Schwierigkeiten in den Weg legen; dagegen haben hohe Brustwehren vorzüglich das Nachtheilige, daß die von ihnen ausgehenden Schüsse weniger rasirend ausfallen, und daß ihre Erbauung auch um so mehr Kosten und Zeitaufwand verursacht. — Schwieriger wird aber die richtige Höhenbestimmung im unebenen Terrain. Jeder den Bauplatz überhöhende — commandirende Punct, ist für die Anlage einer Befestigung mehr oder weniger nachtheilig; denn ist die dominirende Terrainstelle von einer solchen Beschaffenheit, daß sie von Fußvolk oder Artillerie besetzt werden kann, so werden die hinter Brustwehren von gewöhnlicher Höhe aufgestellten Truppen, gegen das directe Feuer von jenen nicht mehr gedeckt sein. In einem solchen Falle muß daher die Brustwehr stets höher, und zwar so hoch erbaut werden, daß die von den commandirenden Höhen kommenden geraden feindlichen Schüsse, in den ganzen Raum, wo man dagegen gesichert sein will, nicht hineintreffen können. Das praktische Verfahren, die Höhe der Brustwehr so zu bestimmen, daß sie diese nothwendige Deckung zu bewirken im Stande ist, nennt man das vertikale Defilement und der Art. Defilement enthält das hierüber nöthigste Detail.

Ist nun durch Hilfe des vertikalen Defilements die richtige Höhe der Brustwehr ermittelt worden, so ist zunächst der Entwurf des Verschanzungprofils auszuführen, wobei man hauptsächlich den Zweck der

Verſchanzung und die Bodenbeſchaffenheit berückſichtigen muß (ſ. Bruſtwehr I., 762.). Nach dieſem Profile werden nun auf dem Bauplatze die übrigen nothwendigen Grenzlinien der Verſchanzung ausgeſteckt, und durch Aufreißen oder Aufhacken des Bodens, welches man das Tracíren nennt, bemerkt. Dieſe Hauptgrenzlinien werden von den Eckpuncten der Feuerlinie ſtets rechtwinklig ausgetragen, und zwar von dieſer auswärts, die Anlage der Bruſtwehr, wenn die Bruſtwehr eine Berme hat, die Breite derſelben, und dann die obere Grabenbreite, hereinwärts aber trägt man die Banketanlage auf. Dieſe auf dem Bauplatze durch eingeſchlagene Pfähle bemerkten Puncte dienen dann dazu, die ſogenannte Tracirleine — eine gewöhnliche Leine oder ein Strohſeil — dort zu befeſtigen und durch ihre Verlängerung die ausſpringenden und eingehenden Winkelpuncte aufzufinden. An dieſen Tracirleinen werden dann mittelſt Haken die ſogenannten Tracen oder Furchen ausgeführt. — Nachdem durch die Trace der Grenzumriß der Verſchanzung, oder ihre Horizontalausdehnungen, auf dem Bauhorizont bezeichnet worden ſind, ſchreitet man zu dem ſogenannten Profiliren, d. h. man gibt nun auch, nach dem entworfenen Profile, die Vertikalabmeſſungen oder körperlichen Höhendimenſionen an. Zu dieſem Zwecke errichtet man, in Entfernungen von 15—20 Schritt, lothrecht auf den tracirten Anlagen der Bruſtwehr, Profile von Stangen oder Latten, ſogenannte Lattenprofile, welche genau die Dimenſionen des Bruſtwehrprofils angeben, und wonach ſich dann die Anſchüttung und Ausführung der Bruſtwehr regelt. Wo ſich eine Bruſtwehr endigt, ohne an eine andere anzuſtoßen, wird ein ſogenanntes Endprofil nöthig, welches zugleich die nöthige Böſchung dieſes Durchſchnitts der Bruſtwehr vorzeichnet. Ferner trägt es viel zur Erleichterung und zur Erlangung einer größeren Genauigkeit bei, wenn man in jedem Winkel, nach den dort zuſammenlaufenden Tracirlinien, ein ſogenanntes Winkelprofil errichtet, das, wie ſich von ſelbſt ergibt, andere Dimenſionen, als die die Bruſtwehr rechtwinklig durchſchneidenden erhalten muß. — Das Profil des Grabens kann, wie leicht begreiflich iſt, nicht ſo wie das der Bruſtwehr durch Latten vorgezeichnet werden. Da es aber doch nothwendig wird, den Grabenarbeitern es einigermaßen vorzuzeichnen, welche Neigung die Grabenböſchungen erhalten ſollen, ſo pflegt man dieſe Richtung durch ihre obere Verlängerung ebenfalls mittelſt Latten, anzudeuten. — Sobald die bis hierher beſchriebenen Vorbereitungen zum eigentlichen Baue beendigt ſind, werden die zur Ausführung deſſelben beſtimmten oder vorhandenen Arbeiter angeſtellt. Hierbei muß man die auf Erfahrung begründeten Regeln befolgen, daß die Arbeiter nicht näher als 4 Fuß von einander angeſtellt werden können, ſobald ſie ſich nicht gegenſeitig beim Gebrauche des Schanzzeuges behindern ſollen, und daß man für die Grabenarbeiter, deren Kräfte mehr als die der Bruſtwehrarbeiter in Anſpruch genommen werden, wo möglich aller 3—4 Stunden, für letztere aber aller 6—8 Stunden, eine Ablöſung eintreten läßt, ſobald die Arbeit möglichſt raſch und gut ausgeführt werden ſoll. Hiernach wird man bei der einfachen Anzahl der Bruſtwehrarbeiter immer die doppelte für den Graben, außerdem aber auch noch die nöthige Mannſchaft zur Anfertigung der erforderlichen Verkleidematerialien und zum Verkleiden ſelbſt zu veranſchlagen haben. Eben ſo iſt es auch gut, ſobald es nicht an Arbeitern gebricht, nach 6—8 Stunden, ganz friſche Arbeiter antreten zu laſſen; nur da, wo die größte Eile gefordert wird, muß alles angeſtrengt fortarbeiten, wo dann aber allerdings die letzten Arbeiten, ſowohl in der Quantität als Qualität, gegen die des Anfangs zurückſtehen werden.

In Bezug auf die tägliche Arbeitzeit kann man, in den kurzen Wintagen nur auf 8 bis 9, in Frühjahr- und Herbsttagen auf 12, und im ommer selbst auf 16—18 Arbeitstunden rechnen und danach seine Hauptöfungen eintheilen. Eben so hat auch die Entfernung, bis auf welche die de mit der Schaufel geworfen werden kann, ihre Grenzen. Die Erfahg lehrt in dieser Hinsicht, daß diese mit 18 F. horizontaler und 10—12 vertikaler Entfernung erreicht sind. Um die Erde weiter zu fördern, muß abermals auf die Schaufel genommen werden. Was die Quantität der öschachtung betrifft, so weichen die Angaben darüber mehr oder weniger

Vauban nimmt an, daß 1 Mann in 4 Stunden 1 Kub.-Toise r 216 Kubf. ausheben kann. Müller setzt die Tagearbeit auf 2 Schachthen oder 288 Kubf. fest. Von Scharnhorst sagt, daß man in 3 Stun 216 Kubf. ausgraben könne, verlangt aber auch als 8stündige Arbeitzeit ht mehr, weil das Schanzzeug in der Regel schlecht und die Arbeiter unbt wären. Von Reiche verlangt von 1 Arbeiter pro Stunde 25—30 bf. Ausschachtung, nimmt aber in der Praxis nur 25 F. an, was mit in 8 Arbeitstunden 200 Kubf. gibt. Neuere französische Schriftsteller nen auf 8—10 Arbeitstunden 2 Kub.-Toisen oder 432 Kubf. Die eichische Ingenieurschule berücksichtiget dabei, was auch ganz richtig ist, Beschaffenheit des Bodens. Sie nimmt an, daß in mittelmäßig festem den täglich von 1 Mann 1 Kub.-Klafter oder 216 Kubf. auszuwerfen im harten Boden aber ½ Kub.-Klafter oder 72 Kubf. weniger, also 144 bf. im lockern Boden aber um so viel mehr, also 288 Kubf. In jedem lle hängt die Menge der Erde, welche ein Arbeiter in einer bestimmten t auszugraben und weiter zu werfen im Stande ist, von folgenden dar' Einfluß habenden Nebenumständen ab: 1) Von der Beschaffent der Erdart, ob sie z. B. mit Wurzeln durchwachsen ist, ob es steinige r mit Trümmern alten Mauerwerks vermischte Erde ist. In solchen llen braucht man mehr Zeit, als bei gewöhnlichem Boden ohne einen hen Zusatz. — 2) Wie weit oder wie hoch die Erde zu werfen ist. Es d nämlich das letzte aus dem Graben zu schaffende Erdquantum verhältmäßig mehr Zeit fordern, als ein gleiches beim Anfang des Eingrabens. 3) Von der Beschaffenheit des Schanzzeuges, ob dieses nämlich gut r schlecht ist, und von dem Vorrath desselben. Dieß ist ein Gegenstand, oft sehr entscheidend auf die Arbeit influirt, denn ist das Schanzzeug echt, ist nicht jede Art desselben in der erforderlichen Menge vorhanden, dieß oft der Fall sein wird, wenn die Truppen dasselbe nicht mit sich ren, sondern es erst aus den Ortschaften requiriren müssen, so wird die eit langsam vorschreiten und gewöhnlich auch schlechter ausfallen. — Von den Kräften, dem guten oder bösen Willen und der Geübtheit der eiter; wobei es hauptsächlich mit darauf ankommt, ob man zu Ablösungenug Arbeiter hat, um die erschöpften durch Ausruhen wieder Kräfte meln zu lassen; und 5) von dem Einflusse der Witterung, indem sse, große Hitze und Kälte die Arbeit ebenfalls bedeutend verzögern kann. Bei der anwendbaren Tiefe der Gräben von Feldbefestigungen, bis höchs 12 F., und sobald die zuletzt erwähnten nachtheiligen Conjuncturen t statt finden, wird man der Wahrheit immer sehr nahe kommen, n eine mathematisch scharfe Zeitberechnung wäre, wie leicht begreifs, auch hier nicht anwendbar, wenn man durchschnittlich: für einen nn in einer Arbeitstunde bei leichtem Boden, der sich mit Schau oder Spaten bearbeiten läßt, 30 Kubikfuß ohne und 36 Kubikfuß Ablösungen; bei mittlem Boden, wo man Schaufel und Hacke

anwenden muß, 25 Kubikfuß ohne und 30 Kubikfuß mit Ablösungen; und bei festem Lehm- und Steinboden, der mit Spitzhauen und Hacken erst aufgelockert werden muß, 20 Kubf. ohne und 24 Kubf. mit Ablösungen als Ausschachtung rechnet. — Das hierzu erforderliche Schanzzeug besteht aus Schaufeln, Spaten, Hacken, Spitzhauen und Beilen. Die verhältnißmäßige Vertheilung desselben richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens. In dem leichtesten Boden, der sich mit dem Spaten und der Schaufel bearbeiten läßt, ist es aber immer gut, für den Fall, daß man auf einzelne harte Stellen oder auf Wurzeln von Bäumen oder Strauchwerk stoßen könnte, $\frac{1}{10}$ Hacken und $\frac{1}{20}$ Beile oder Aexte noch zuzutheilen, die in gleichen Abständen vor der Arbeitsfront auf die Contrescarpe niedergelegt, und im Fall des Bedarfs, von den bei der Arbeit befindlichen Aufsehern an die benöthigten Puncte vertheilt werden. In schon etwas festem mittlem Boden kann man $\frac{2}{3}$ des ganzen Bedarfs Schaufeln und Spaten, $\frac{1}{4}$ Hacken und Spitzhauen, und noch $\frac{1}{10}$ Beile rechnen. Bei festem, steinigem und mit Wurzeln durchwachsenem Boden versieht man $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{4}$ der Arbeiterzahl mit Hacken und Spitzhauen, theilt aber außerdem auch jeder Arbeiterabtheilung noch $\frac{1}{5}$ Beile oder Aexte zu. Als Ersatz für zu Grunde gehendes Schanzzeug kann man immer auf den 10. Theil rechnen. — Die meisten Feldschanzen müssen von Soldaten und zwar häufig von dem zur Besatzung der Werke bestimmten Mannschaften ausgeführt werden. Eine zweckmäßige Vertheilung und Anstellung dieser Mannschaften zur Arbeit ist stets nothwendig, wenn diese ordnungsvoll und ohne Stocken von Statten gehen soll. Hauptsächlich ist dafür zu sorgen, daß alle Arbeiter eine möglichst gleiche Arbeit haben, so daß das aus dem Graben zur Errichtung der Brustwehr geförderte Material, so wie das zu den etwa zu verkleidenden Böschungen herbeigeschaffte, von den Brustwehrarbeitern auch gleichzeitig verwendet werden kann, dergestalt, daß alle Arbeiter, mit dem ihnen übertragenen Arbeitspensum zu gleicher Zeit fertig werden. Man wird eine solche diesen Forderungen entsprechende Vertheilung der Mannschaft erhalten, wenn man diese auf folgende Weise vornimmt: Die Hälfte der Mannschaft bestimme man zur Aushebung des Grabens, $\frac{1}{4}$ zum Bau der Brustwehr und das letzte Viertel zur Anfertigung der Bekleidematerialien und zum Bekleiden selbst. Bei dieser Eintheilung werden die Grabenarbeiter mit Ablösungen arbeiten können, dergestalt, daß nur die Hälfte derselben in Thätigkeit ist, während die andere Hälfte rastet oder zu leichten Handleistungen benutzt wird. — Hat man für jeden Fuß Länge der Feuerlinie 1 Arbeiter, was bei der dreigliedrigen Eintheilung der Besatzungsmannschaft der Fall ist (s. Schanze), so kommt im Graben aller 4 F. 1 Mann zu stehen, sobald jener mit der Feuerlinie eine gleiche Länge hat, und es wird dabei das Maximum der Arbeit zu leisten sein. Da aber die Feldwerke nur selten gerade, gewöhnlich aber gebrochene Linien bilden, so ergibt sich in jedem ausspringenden Winkel ein Mangel, in jedem eingehenden aber ein Ueberschuß an Arbeitern, wozu noch der Uebelstand kommt, daß im ausspringenden Winkel allemal ein Ueberschuß und am eingehenden ein Mangel an Erde eintreten muß. Ist die Zahl der aus- und eingehenden Winkel gleich, so kommt es gewöhnlich nur darauf an, die Arbeiter zu verlegen; wo dieser Umstand aber nicht eintritt, muß der Winkel nach seiner Beschaffenheit als Zuwachs oder Abgang berechnet werden. Hierbei ist dann nöthig, um für jede 4 F., der Graben- oder Brustwehranlage, auch vor den ausspringenden Winkeln 1 Arbeiter zu erhalten, auf jede 10° des unbestrichenen Raumes, oder auf jede 10°, die der ausspringende Winkel kleiner als 180° ist, wenn

igen gebildet wird, 3 Arbeiter zu rechnen, wovon 2 den Gra-
der F. oder den Brustwehrarbeitern zuzutheilen ist. Auf gleiche
mit sich der Ueberschuß, der bei jedem eingehenden Winkel
In den Fällen, wo die Besetzung der Feuerlinie schwächer
), wo nur auf 1½ bis 2 Fuß der Feuerlinienlänge 1 Mann
halten die Arbeiter einen größeren Abstand, als 4 Fuß von ein-
welcher Entfernung sie dann anzustellen sind, erfährt man am
wenn man in die mittle Graben- und Brustwehrlänge mit der
dort in einer Ablösung anzustellenden Mannschaft dividirt. Von
abtheilung, die zur Anfertigung der Verkleidematerialien und zum
der Böschungen selbst, nach obiger Anleitung, vorhanden ist,
ach der Beschaffenheit des Verkleidematerials (s. Fäschinenbe-
Flechtwerk, Plackarbeit, Rasen), immer eine verhältniß-
ahl Arbeiter übrig bleiben, die man dann noch den Graben- und
rbeiten zutheilen könnte, wenn sie nicht zu andern nothwendigen
verwenden wären. — Sobald nun die Eintheilung der Arbeiter
beginnt der Bau selbst auf folgende Weise: — Zunächst wird die
ilung der Grabenarbeiter auf die Mittellinie des Grabens in
ntfernungen aufgestellt, und das nöthige Schanzzeug, nach der
eit des Bodens, ihnen zugetheilt. Beträgt die obere Grabenbreite
s 12 F., so kann man die Arbeiter in einer Reihe angestellt
Diese aber 12—20 F., so läßt man sie dann schachbretförmig in
ordnen, damit das Werfen der ausgegrabenen Erde nach der
richtet wird. Fehlt es nicht an Arbeitern, so kann man sie
mit 4 Fuß Entfernung aufstellen, wodurch im Anfange
Beschleunigung des Baues möglich wird. Beim Eingraben
die Arbeiter, durch die dabei angestellten Aufseher (Pionniers,
Unterofficiers) angewiesen, von der Escarpen- und Contrescarpe
weit entfernt zu bleiben, als die halbe Böschungsanlage derselben be-
in die Böschungen selbst nicht eingegraben wird. Haben sich die Ar-
auf diese Weise bis zur halben Grabentiefe eingegraben, wobei sie die ge-
immer so weit als möglich in den Brustwehrraum zu werfen su-
so wird dann jeder Arbeiter auf der Sohlenfläche seines Grabens
seine Grabenböschungen bis auf einige Zolle genähert haben. Um
noch stehen gebliebenen Erdkeile nach der im Profile bestimmten
abstechen zu können, dienen theils die in der Verlängerung der
geschlagenen Profillatten, theils Leerrinnen, die zu diesem Zwecke
Pionniere von Entfernung zu Entfernung vorgestochen werden.
das Werk keine Berme, so kann man den Erdkeil an der Es-
stehen lassen, wodurch der Erdtransport aus der Tiefe späterhin
wird. Ist die erste Hälfte des Grabens so weit beendigt, so läßt
die Arbeiter, wenn sie vielleicht vorher in 2 Reihen angestellt
sie in einer Reihe auf der Mittellinie antreten. Sie dürfen sich
wenigstens sobald sie der Grabensohle schon nahe kommen, nicht brei-
tiefe werden soll, eingraben. Des nun immer beschränkter werdenden
wegen, ist es auch meist der Arbeit förderlicher, wenn immer der
auf den an der Escarpe stehengebliebenen Erdkeil tritt, und die
zugeworfene Erde zum Escarpenrande fördert. Sobald der Gra-
die Brustwehr nöthige Erde geliefert hat, so wird die übrige auf
Seite an den Contrescarpenrand, zur Anschüttung des Glacis, wozu
die zuletzt abgestochenen Erdkeile benutzt werden, verwendet. —

anwenden muß, 25 Kubikfuß ohne und 30 Kubikfuß mit Ablösungen; und bei festem Lehm- und Steinboden, der mit Spitzhauen und Hacken erst aufgelockert werden muß, 20 Kubf. ohne und 24 Kubf. mit Ablösungen, als Ausschachtung rechnet. — Das hierzu erforderliche Schanzzeug besteht aus Schaufeln, Spaten, Hacken, Spitzhauen und Beilen. Die verhältnißmäßige Vertheilung desselben richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens. In dem leichtesten Boden, der sich mit dem Spaten und der Schaufel bearbeiten läßt, ist es aber immer gut, für den Fall, daß man auf einzelne harte Stellen oder auf Wurzeln von Bäumen oder Strauchwerk stoßen könnte, $\frac{1}{10}$ Hacken und $\frac{1}{10}$ Beile oder Aexte noch zuzutheilen, die in gleichen Abständen vor der Arbeitsfront auf die Contrescarpe niedergelegt, und im Fall des Bedarfs, von den bei der Arbeit befindlichen Aufsehern an die benöthigten Puncte vertheilt werden. In schon etwas festem mittlem Boden kann man $\frac{4}{5}$ des ganzen Bedarfs Schaufeln und Spaten, $\frac{1}{5}$ Hacken und Spitzhauen, und noch $\frac{1}{10}$ Beile rechnen. Bei festem, steinigem und mit Wurzeln durchwachsenem Boden versieht man $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{2}$ der Arbeiterzahl mit Hacken und Spitzhauen, theilt aber außerdem auch jeder Arbeiterabtheilung noch $\frac{1}{5}$ Beile oder Aexte zu. Als Ersatz für zu Grunde gehendes Schanzzeug kann man immer auf den 10. Theil rechnen. — Die meisten Feldschanzen müssen von Soldaten und zwar häufig von dem zur Besatzung der Werke bestimmten Mannschaften ausgeführt werden. Eine zweckmäßige Vertheilung und Anstellung dieser Mannschaften zur Arbeit ist stets nothwendig, wenn diese ordnungsvoll und ohne Stocken von Statten gehen soll. Hauptsächlich ist dafür zu sorgen, daß alle Arbeiter eine möglichst gleiche Arbeit haben, so daß das aus dem Graben zur Errichtung der Brustwehr geförderte Material, so wie das zu den etwa zu verkleidenden Böschungen herbeigeschaffte, von den Brustwehrarbeitern auch gleichzeitig verwendet werden kann, dergestalt, daß alle Arbeiter, mit dem ihnen übertragenen Arbeitspensum zu gleicher Zeit fertig werden. Man wird eine solche diesen Forderungen entsprechende Vertheilung der Mannschaft erhalten, wenn man diese auf folgende Weise vornimmt: Die Hälfte der Mannschaft bestimme man zur Aushebung des Grabens, $\frac{1}{4}$ zum Bau der Brustwehr und das letzte Viertel zur Anfertigung der Bekleidematerialien und zum Bekleiden selbst. Bei dieser Eintheilung werden die Grabenarbeiter mit Ablösungen arbeiten können, dergestalt, daß nur die Hälfte derselben in Thätigkeit ist, während die andere Hälfte rastet oder zu leichten Handleistungen benutzt wird. — Hat man für jeden Fuß Länge der Feuerlinie 1 Arbeiter, was bei der dreigliedrigen Eintheilung der Besatzungsmannschaft der Fall ist (s. Schanze), so kommt im Graben aller 4 F. 1 Mann zu stehen, sobald jener mit der Feuerlinie eine gleiche Länge hat, und es wird dabei das Maximum der Arbeit zu leisten sein. Da aber die Feldwerke nur selten gerade, gewöhnlich aber gebrochene Linien bilden, so ergibt sich in jedem ausspringenden Winkel ein Mangel, in jedem eingehenden aber ein Ueberschuß an Arbeitern, wozu noch der Uebelstand kommt, daß im ausspringenden Winkel allemal ein Ueberschuß und am eingehenden ein Mangel an Erde eintreten muß. Ist die Zahl der aus- und einzehenden Winkel gleich, so kommt es gewöhnlich nur darauf an, die Arbeiter zu verlegen; wo dieser Umstand aber nicht eintritt, muß der Winkel nach seiner Beschaffenheit als Zuwachs oder Abgang berechnet werden. Hierbei ist dann nöthig, um für jede 4 F., der Graben- oder Brustwehranlage, auch vor den ausspringenden Winkeln 1 Arbeiter zu erhalten, auf jede 10° des unbestrichenen Raumes, oder auf jede 10°, die der ausspringende Winkel kleiner als 180° ist, wenn

mit Ablösungen gearbeitet wird, 3 Arbeiter zu rechnen, wovon 2 den Grabenarbeitern, der 3. aber den Brustwehrarbeitern zuzutheilen ist. Auf gleiche Weise bestimmt sich der Ueberschuß, der bei jedem eingehenden Winkel eintritt. — In den Fällen, wo die Besetzung der Feuerlinie schwächer ist (s. oben), wo nur auf 1½ bis 2 Fuß der Feuerlinienlänge 1 Mann kommt, erhalten die Arbeiter einen größeren Abstand, als 4 Fuß von einander. In welcher Entfernung sie dann anzustellen sind, erfährt man am einfachsten, wenn man in die mittle Graben- und Brustwehrlänge mit der Anzahl der dort in einer Ablösung anzustellenden Mannschaft dividirt. Von der Arbeiterabtheilung, die zur Anfertigung der Verkleidematerialien und zum Verkleiden der Böschungen selbst, nach obiger Anleitung, vorhanden ist, wird, je nach der Beschaffenheit des Verkleidematerials (s. Faschinenbekleidung, Flechtwerk, Plackarbeit, Rasen), immer eine verhältnißmäßige Anzahl Arbeiter übrig bleiben, die man dann noch den Graben- und Brustwehrarbeiten zutheilen könnte, wenn sie nicht zu andern nothwendigen Arbeiten zu verwenden wären. — Sobald nun die Eintheilung der Arbeiter erfolgt ist, beginnt der Bau selbst auf folgende Weise: — Zunächst wird die erste Abtheilung der Grabenarbeiter auf die Mittellinie des Grabens in gleichen Entfernungen aufgestellt, und das nöthige Schanzzeug, nach der Beschaffenheit des Bodens, ihnen zugetheilt. Beträgt die obere Grabenbreite weniger als 12 F., so kann man die Arbeiter in einer Reihe angestellt lassen, ist diese aber 12—20 F., so läßt man sie dann schachbretförmig in 2 Reihen antreten, damit das Werfen der ausgegrabenen Erde nach der Brustwehr erleichtert wird. Fehlt es nicht an Arbeitern, so kann man sie in beiden Reihen mit 4 Fuß Entfernung anstellen, wodurch im Anfange eine größere Beschleunigung des Baues möglich wird. Beim Eingraben werden nun die Arbeiter, durch die dabei angestellten Aufseher (Pionniers, Sappeurs oder Unterofficiers) angewiesen, von der Escarpen- und Contrescarpentrace so weit entfernt zu bleiben, als die halbe Böschungsanlage derselben beträgt, damit in die Böschungen selbst nicht eingegraben wird. Haben sich die Arbeiter auf diese Weise bis zur halben Grabentiefe eingegraben, wobei sie die gewonnene Erde immer so weit als möglich in den Brustwehrraum zu werfen suchen müssen, so wird dann jeder Arbeiter auf der Sohlenfläche seines Grabens sich der äußern Grabenböschungen bis auf einige Zolle genähert haben. Um nun die noch stehen gebliebenen Erdkeile nach der im Profile bestimmten Böschung abstechen zu können, dienen theils die in der Verlängerung der Böschungen geschlagenen Profillatten, theils Leerrinnen, die zu diesem Zwecke durch die Pionniere von Entfernung zu Entfernung vorgestochen werden. Bekommt das Werk keine Berme, so kann man den Erdkeil an der Escarpe noch stehen lassen, wodurch der Erdtransport aus der Tiefe späterhin erleichtert wird. Ist die erste Hälfte des Grabens so weit beendigt, so läßt man jetzt die Arbeiter, wenn sie vielleicht vorher in 2 Reihen angestellt waren, nur in einer Reihe auf der Mittellinie antreten. Sie dürfen sich hier, wenigstens sobald sie der Grabensohle schon nahe kommen, nicht breiter als diese werden soll, eingraben. Des nun immer beschränkter werdenden Raumes wegen, ist es auch meist der Arbeit förderlicher, wenn immer der 3. Mann auf den an der Escarpe stehengebliebenen Erdkeil tritt, und die ihm dahin zugeworfene Erde zum Escarpenrande fördert. Sobald der Graben die zur Brustwehr nöthige Erde geliefert hat, so wird die übrige auf gleiche Weise an den Contrescarpenrand, zur Anschüttung des Glacis, wozu vorzüglich die zuletzt abgestochenen Erdkeile benutzt werden, verwendet. —

Während auf die vorbeſchriebene Weiſe die Grabenarbeiter das Material zur Bruſtwehr herbeiförderm, erfolgt die Erbauung derſelben auf folgende Art. Sobald die Bruſtwehr auf allen nöthigen Puncten, wie oben angegeben wurde, profilirt iſt, ſpannt man, etwa 1 Fuß vom Bauhorizont, eine Schnur von einem Lattenprofile zum andern, um die Richtung und Abdachung der Erdanſchüttung in ihrer ganzen Ausdehnung anzugeben. Iſt die Erde bis zur Schnur überall gleichmäßig angeſchüttet, ſo wird dieſe allmälig höher gerückt, und zwar ſo, daß die Erdſchichten, die man anhäuft, möglichſt horizontal bleiben. Die Arbeiter, die die Bruſtwehrbau ausführen, werden in 2 Reihen angeſtellt, die eine in der Richtung der äußern Kretenlinie, die andere im Banketraume. Ihr Schanzzeug beſteht in Schaufeln, um die aus den Graben ihnen zugeworfene Erde gleichmäßig zu verbreiten, und aus Handrammen oder Stampfen (la hie, dame, ou demoiselle) — Stücken Baumſtämme von ungefähr 8 Z. Durchmeſſer und 1 Fuß Höhe, mit einem etwa 2 F. langen Stiele — um die verbreitete Erde von Zeit zu Zeit feſt zu ſtampfen. Bei der Vertheilung der Erde in den Bruſtwehrraum hat man vorzüglich darauf zu ſehen, daß ſie immer nach den eingehenden Winkeln, wenn das Werk ſolche hat, verbreitet wird, weil an dieſen Stellen der Graben nicht die ausreichende Menge liefert. Iſt die Anſchüttung bis zum 1. Schnurzuge, alſo etwa 1 Fuß hoch, erfolgt, ſo läßt man ſie ſo viel als möglich feſtſtampfen und fährt auf gleiche Weiſe, bei jedem folgenden Fuße der Anſchüttung, bis zur Bruſtwehrkrone fort. Fehlt es an Stampfen, oder hat der Bau große Eile, ſo läßt man wenigſtens die Erde feſttreten, und zu dieſem Zwecke auch wohl die ganze arbeitende Mannſchaft auf der angeſchütteten Bruſtwehr umhergehen. — Mit der Anſchüttung der Bruſtwehr erfolgt ſo viel als möglich gleichzeitig auch die Bekleidung der Böſchungen. Wie dabei die dazu beſtimmten Mannſchaften anzuſtellen ſind, enthalten die Art. Faſchinenbekleidung, Flechtwerk, Plackarbeit, Raſen.

Wenn nun im Vorgehenden die Art und Weiſe beſchrieben wurde, wie ein regelmäßiger Schanzbau gewöhnlich betrieben wird, ſo darf dieſe Methodik doch keineswegs als unabänderlich betrachtet werden. Oft veranlaſſen Localumſtände, Mangel an Arbeitern, an Schanzzeug und dergl. Veränderungen in den üblichen Dispoſitionen, die niemals vorzuſchreiben ſind, und deren Anwendung der Einſicht desjenigen überlaſſen bleiben muß, der mit dem Baue beauftragt iſt. Zu beſchränkte Formen und beſtimmte Vorſchriften können daher den Anfänger in der Baupraktik leicht einſeitig machen, und wenn er nicht hinreichende Umſicht hat, wird er dann oft in Verlegenheit gerathen, ſobald er ſeine Werke und Arbeiten immer maſchinenmäßig nach ſolchen Vorſchriften ausführen will. Deßhalb ſind auch alle ängſtliche und kleinliche Berechnungen für die Feldbefeſtigungen unpaſſend, denn ſie frommen zu nichts, und gehen, wie die Erfahrung lehrt, in der Praxis unter. — Die Hauptaufgabe für die Bauprarts, die man immer ſo viel als möglich genügend zu löſen ſuchen muß, und die auch ſchon oben angedeutet wurde, beſteht darin, daß die Production des Baumaterials mit deſſen Verarbeitung immer möglichſt gleichen Schritt halten muß; oder daß ſämmtliche Arbeiten gleichzeitig beendigt werden. Bei einer in dieſer Beziehung zweckmäßig getroffenen Vertheilung und Anſtellung der Arbeiter läßt ſich dann auch auf eine ſehr einfache Weiſe die Zeit finden, in welcher eine Verſchanzung vollendet ſein kann. Daß eine ſolche Berechnung nicht immer auf die Viertelſtunde oder Stunde mit der Wirklichkeit zuſammentreffen wird, kann ſich Jeder, der nur einigermaßen die

möglichen Einflüsse veranschlagt, die für die Arbeit hemmend oder fördernd eintreten können, selbst sagen; auch wird bei einer solchen Berechnung wahrlich nicht eine mathematische Schärfe des Resultates mit der Wahrheit verlangt, sondern es liegt gewöhnlich nur daran, ungefähr zu ermitteln, ob in der wahrscheinlich vorhandenen Zeit zum Baue, dieser auch beendigt werden kann oder nicht. Der einfachste Weg dieses ungefähre Zeitmaß der Beendigung des Baues zu finden, besteht darin, daß man die Zeit sucht, in welcher 1 Grabenarbeiter sein Pensum, d. h. das Stück Graben, welches auf ihn, so wie auf jeden seiner Mitarbeiter, kommt, ausgehoben haben kann; in derselben Zeit wird dann auch die Brustwehr und die ganze Verschanzung beendigt sein. — Das Stück Graben aber, welches jeder Arbeiter auszuheben hat, besteht in einem Prisma, von welchem man den Flächeninhalt des Grabenprofils als Grundfläche, und der Entfernung eines Arbeiters vom andern als Höhe zu betrachten hat, wonach man also den Körperinhalt eines jeden solchen Grabenstücks finden wird, wenn man den Flächeninhalt des Grabenprofils mit den Fußen multiplicirt, um welche ein Arbeiter von dem andern aufgestellt ist. Kennt man hiernach die Anzahl der auszugrabenden Kubikfuße Erde, so findet man dann die Arbeitstunden, binnen welchen diese ausgeschachtet werden können, wenn man, nach den oben angeführten Erfahrungssätzen, mit der Anzahl der Kubikfuße, die ein Arbeiter, nach der Beschaffenheit des Bodens und je nachdem mit oder ohne Ablösungen gearbeitet wird, in 1 Stunde ausheben kann, in die gefundene Zahl der Kubikfuße dividirt. Wäre z. B. der Flächeninhalt des Grabenprofils 90 Quad.-Fuß, der Abstand eines Arbeiters vom andern 4 F., so hätte jeder Grabenarbeiter $90 \times 4 = 360$ Kubikfuß auszuschachten. Hätte man mittlen Boden und würde mit Ablösungen gearbeitet, so würde nach obigen Annahmen 1 Arbeiter stündlich 30 Kubikfuß ausheben, mithin sein ganzes Pensum in $360 : 30 = 12$ Arbeitstunden vollenden können, in welcher Zeit dann auch ungefähr der ganze Erdbau beendigt sein würde.

Wer das Praktische des Schanzbaues mit noch mehr Detail kennen lernen will, als dieß hier auszuführen zulässig war, kann dazu nachfolgende Schriften benutzen; besser und lehrreicher, als alle Wortbeschreibung, ist aber die Praxis selbst. — (Vergl. Militair. Wochenblatt, Jahrgang 1823. Ueber die Anstellung der Arbeiter bei Feldwerken ꝛc. — Versuch einer vollständigen Baupraktik ꝛc. von L. E. v. Reiche, Berlin 1820. — Die Feldbefestigungskunst für alle Waffen, von L. v. Blesson, Berlin 1825. — Abhandlung über die Befestigungskunst, zum Gebrauch der K. K. Ingenieursacademie, von G. v. Hauser. 2. Thl., Wien 1826. — Die Kriegsbaukunst im Felde, von C. F. Peschel, Dresden 1832. — Handb. des Pionierdienstes. Technischer Theil, Glogau 1835.)

P.

Schanze, Verschanzung, ist der Collectivname für die verschiedenen im Feldkriege anwendbaren Erdbefestigungen. Gewöhnlich theilt man sie ein in geschlossene u. offene Schanzen und in verschanzte Linien. Die erste Art umschließen den Terraintheil, auf welchem sie liegen, völlig mit einer Brustwehr, die zweite Art hat dagegen nach einer Seite hin keine Brustwehr und die 3. Art besteht entweder aus Brustwehren, die auf lange Strecken ununterbrochen fortlaufen, oder es sind einzelne offene oder geschlossene Schanzen, deren Anordnung auf eine gemeinschaftliche sich wechselseitig unterstützende Vertheidigung berechnet ist. (Das Nähere über diese letzte Art der Feldbefestigungen findet man in dem Art.: Linien, befestigte.)

Die Formen, welche die einzelnen Werke erhalten, ſind ſehr verſchieden, jedoch werden ſie meiſt aus geraden Linien gebildet, welche entweder nur unter ausſpringenden Winkeln (ſ. d.) zuſammenſtoßen, oder ſie bilden auch abwechſelnd aus- u. eingehende Winkel (ſ. d.), und nur bisweilen ſind einzelne Theile abgerundet. Sind bei einer ſolchen Anordnung gleichliegende Seiten und Winkel von gleicher Maßgröße, ſo heißen die Verſchanzungen regelmäßig, im Gegentheil unregelmäßig. — Die gewöhnlichen offenen Schanzen ſind: die geradlinige Bruſtwehr, oder Schulterwehr, die Fleſche oder das Redan, die Lünette, Brille oder Fleſche mit Flanken, und die verſchiedenen Zangen- oder Tenaillenwerke. Die Schulterwehr beſteht aus einer geradlinigen Bruſtwehr, deren Flügel gewöhnlich etwas rückwärts gebogen ſind. Man wendet dieſe Form meiſt nur bei den Deckungen für Reiterei (ſ. Schulterwehr), oder für Batterien an. Die Fleſche beſteht aus zwei unter einem ausſpringenden Winkel zuſammenſtoßenden geraden Linien, welche die Geſichtlinien oder Faſen heißen. Die Lünette wird aus vier geradlinigen Bruſtwehren zuſammengeſetzt, welche 3 ausſpringende Winkel bilden. Die beiden Bruſtwehren, welche die Schenkel des ausſpringendſten Winkel ſind, heißen die Faſen, die daranſtoßenden die Flanken, und die Winkel, die ſie mit jenen machen, die Schulterwinkel, ſo wie die Scheitel dieſer Winkel die Schulterpuncte genannt werden. Ein feſtes Verhältniß findet zwiſchen der Größe der Faſen und Flanken nicht ſtatt, jedoch ſind erſtere immer größer als letztere, ſo daß dieſe gewöhnlich nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{2}{3}$ der Länge von jenen erhalten. Große Werke dieſer Art, wie ſie beſonders bei proviſoriſchen Befeſtigungen vorkommen, werden auch bisweilen vorgelegte oder detaſchirte Bollwerke genannt, weil ſie mit den Bollwerken der Feſtungen gleiche Geſtalt haben. Bei den Zangenwerken unterſcheidet man gewöhnlich die einfache und die doppelte Zange. Die einfache Zange beſteht aus 4 geradlinigen Bruſtwehren, wovon zwei einen eingehenden Winkel, die beiden anderen an dieſe anſtoßenden aber mit jenen zwei ausſpringende Winkel bilden. Die doppelte Zange beſteht aus 6 geradlinigen Bruſtwehren, die unter 3 aus- und 2 einſpringenden Winkeln zuſammenſtoßen. Die Bruſtwehren, welche die Schenkel des eingehenden Winkels bilden, heißen die Zangen- oder Tenaillen-Schenkel oder Faſen, die beiden äußerſten Bruſtwehren aber, welche an dieſe unter einem ausſpringenden ſtoßen, die Flügelſeiten oder Flügellinien. Sind bei der einfachen Zange die Flügelſeiten nach rückwärts zuſammenlaufend, ſo nennt man es insbeſondere ein ſchwalbenſchwanzförmiges Werk, und wenn bei der doppelten Zange die Flügelſeiten auseinandergehend ſind, ſo wird ein ſolches Werk eine Pfaffenmütze genannt. — Bei allen dieſen Werken heißt endlich auch noch die offene Seite die Kehle des Werkes. Die gewöhnlichen geſchloſſenen Schanzen ſind die Redouten und die Sternſchanzen. Die Redouten — im beſchränkteren Sinne, denn zuweilen verſteht man darunter auch alle Arten geſchloſſener Schanzen — ſind meiſt reguläre Vielecke von vier und mehr Seitenlinien oder Ecken, daher Werke, welche bloß ausſpringende Winkel haben, und werden nach dieſen vier-, fünf-, ſechs- u. ſ. w. ſeitige oder eckige Redouten genannt. Von ihnen ſind die viereckige, fünfeckige und ſechseckige die gebräuchlichſten, weil ſie in ihrer Conſtruction die wenigſte Schwierigkeit verurſachen; am häufigſten wird aber doch die viereckige angewendet. — Die Sternſchanzen, oder wie man ſie auch nennen könnte, die Tenaillenſchanzen, beſtehen aus aneinander gehängten *Tenaillen*, d. h. ſie bilden eine Figur, wo immer ein ausſpringender und

n eingehender Winkel mit einander abwechseln. Sie werden eben so, wie e Redouten, nach der Zahl ihrer Ecken benannt, nämlich vier-, fünf-, chseckige Sternschanzen ꝛc. Am einfachsten construirt man sie s einem Polygon, was eben so viel Seiten hat, als die Sternschanze cken bekommen soll, indem man mit jeder Vieleckseite nach außen ein eichseitiges Dreieck beschreibt. Die sechseckige Sternschanze kann man auch s dem Dreieck bilden, indem man jede Dreieckseite in 3 gleiche Theile eilt, und mit dem mittlen Drittheil nach außen ein gleichseitiges Dreieck ibet, und auf ganz gleiche Weise erhält man auch aus dem Vierecke die heckige Sternschanze. Für den Feldgebrauch eignen sich vorzugsweise nur e 6 und 8eckigen Sternschanzen, theils ihrer einfacheren Construction we- n, theils aber auch deßhalb, weil sie, in Bezug auf Größe und Vertheis gungsleistung, den andern vorzuziehen sind. Außer diesen jetzt kurzbeschrie- nen gebräuchlichsten Feldschanzen gibt es noch einige geschlossene Werke, e in der Zusammenstellung ihrer Seiten von den vorgenannten abweichen. s sind dieß: die Sternschanzen mit Waffenplätzen, bei welchen r dem eingehenden Winkel noch ein kleiner vorspringender Raum, meist r Aufstellung einiger Geschütze bestimmt, angelegt wird. Die Schanzen it halben und ganzen Bollwerken. Erstere sind Sternschanzen, o jede Ecke, durch Einwärtsbrechung einer ihrer Schenkel die Form eines lben Bollwerks (s. d.) und letztere Sternschanzen, wo beide Schenkel zu- ckgebrochen sind, und wodurch jede Ecke die Form eines ganzen Bollwerks halten hat. Endlich gehören noch hierher die sogenannten Kreuzre- nten, Werke, welche die Form eines gewöhnlichen Kreuzes haben, und o die Seiten meist von gleicher Länge sind. Bisweilen bildet man aber ch noch mit den äußersten Seiten des Kreuzes ein gleichseitiges Dreieck, daß sich diese dann in einen ausspringenden Winkel von 60° verwandeln. Was die Größe der Winkel betrifft, so gilt als Regel, daß die ausspringen- n nie kleiner als 60°, und die eingehenden nie kleiner als 90°, jedoch aber ch wo möglich nicht größer als 120° ausfallen dürfen, wenn ihre Schenkel ne vortheilhafte Vertheidigung gewähren sollen. Endlich ist noch zu erwäh- n, daß auch bei Schanzen jede gerade Linie, die einen ausspringenden Win- l halbirt, die Capitale (s. d.) des Winkels genannt wird. Ueber die bei schlossenen Schanzen, der Verbindung mit dem Außenterrain wegen, nöthigen ngänge enthält der Artikel: Ausgänge die nöthigen Angaben. Um nun ch gemeinsam Charakteristische der Vertheidigungsleistung dieser verschiedenartigen ldwerke nach ihrer Umfangform kennen zu lernen und zusammenzustellen, lassen r sich am besten unter zwei Hauptklassen bringen, nämlich Schanzen, elche blos ausspringende Winkel haben, und solche, wo aus- nd eingehende Winkel combinirt sind. Mit Berücksichtigung dessen, as die Artikel: ausspringender und eingehender Winkel, ferner r: Feuer der Befestigungslinien enthält, ergibt sich, daß die schanzen mit blos ausspringenden Winkeln, nämlich Fleschen, Lünetten nd die verschiedenen Redouten, sobald sie in ihrer Vertheidigung isolirt sind, ne bloße Frontalvertheidigung besitzen. Ihre gemeinsamen Mängel nd deßhalb die vor jedem ausspringenden Winkel verbleibenden unbestrich- en Räume (s. d.) und der im ganzen Graben vorhandene todte Winkel eb.). Die absolute Stärke der Frontalvertheidigung jeder einzelnen Ver- anzungsseite dieser Werke hängt, unter Annahme einer gleichförmigen Be- tzung, von ihrer Länge ab. Bei gleicher Umfangslänge der ganzen Feuer- nie werden demnach diejenigen Verschanzungen vor ihren einzelnen Seiten e stärkste Frontalfeuer besitzen, welche die wenigsten Seiten haben. —

Das Mittel, deſſen man ſich am häufigſten bedient, um den unbeſtrichenen Räumen dieſer Werke eine Vertheidigung zu verſchaffen, iſt die Anlage einer Geſchützbank in dem ausſpringenden Winkel. In wie weit dadurch der Zweck erreicht werden kann, und welche Einrichtung dazu insbeſondere die Bänke erhalten müſſen, erwähnen die Art.: unbeſtrichener Raum und Bank. Iſt man bloß auf Kleingewehrvertheidigung beſchränkt, ſo läßt man den ausſpringenden Winkel auf 18—24 F. abſtumpfen oder beſſer abrunden. — Dem Graben dieſer Werke aber kann man, wenn ſie auf ihre eigene Vertheidigung beſchränkt ſind, und wenn derſelbe von der gebräuchlichen Grundform nicht abweicht, von der Bruſtwehr aus auf keine Weiſe eine directe Vertheidigung verſchaffen. Nur durch beſondere Befeſtigungsanlagen oder Verſtärkemittel, welche aber dann meiſt einen großartigeren und zeitraubenderen Bau erfordern, als man bei den gewöhnlichen Feldwerken vorausſetzen kann, wie z. B. durch die verſchiedenen Graben-Caponieren und Galerien (ſ. d.), iſt dieß zu erlangen. Gewöhnlich aber ſucht man mittelbar den Nachtheil des todten Winkels dadurch zu vermindern, daß man die Grabenſohlen möglichſt ſchmal anlegt, oder daß man in den Gräben Hinderniſſe anbringt, welche das Hineinſpringen und Ueberſchreiten des Grabens, ſo wie die Erſteigung der Bruſtwehr erſchweren. Die hierzu geeignetſten ſind: Wolfsgruben, Aſtverhaue, Palliſaden, Sturmpfähle, Sturmbalken, Spickpfählchen, und wenn es die Localverhältniſſe geſtatten, eine hinlänglich hohe Anfüllung mit Waſſer — bis zu 6 F. — Alle Schanzen mit aus- und eingehenden Winkeln, die verſchiedenen Zangenwerke, die Sternſchanzen, die baſtionirten Werke und Kreuzredouten, gewähren Frontal- und Kreuzfeuer. Die Stärke und der Vortheil ihrer Vertheidigungsleiſtung beſteht aber vorzüglich in der flankirenden Vertheidigung, ſobald nämlich ihre eingehenden Winkel die Größe zwiſchen 90° und 120° haben (ſ. Feuer der Befeſtigungslinie I. 88). In dieſem Falle verſchaffen ſie ihren unbeſtrichenen Räumen Frontal- und ſelbſt Kreuzfeuer, ſo wie ſie auch noch zum Theil den Graben beſtreichen. Die Wirkſamkeit der Vertheidigung bei Sternſchanzen hängt alſo auch hauptſächlich von der Größe ihrer eingehenden Winkel ab. Sobald dieſe nämlich die Größe von 120° und darüber haben, ſo kann ſich das ſenkrecht von ihren Schenkeln ausgehende Feuer vor den ausſpringenden Winkeln nicht kreuzen, es bleiben dann vor dieſen unbeſtrichene Räume, die noch größer, als bei den Redouten von gleicher Seitenzahl ſind — wie dieß bei den vier- und fünfeckigen Sternſchanzen der Fall iſt — und die Vertheidigung des zunächſt vor den Verſchanzungſeiten liegenden Terrains bleibt immer ſchwach, weil bei dieſer Winkelgröße eine gehörige flankirende Vertheidigung nicht zu erlangen iſt. Die Vertheidigungsſtärke und Flankirung wächſt aber von 120° an, in dem Grade, in welchem ſich der einſpringende Winkel dem rechten nähert. Da aber auch die ausſpringenden Winkel, wie ſchon erwähnt, nicht kleiner als 60° werden dürfen, ſo folgt, daß nicht jede Grundfigur ſich zu einer tüchtigen Sternſchanze eignet. Erſt am Zwölfeck würden, bei ausſpringenden Winkeln von 60°, die eingehenden rechte werden, alſo die vollkommenſte wechſelſeitige Beſtreichung ihrer Schenkel gewähren; allein ein ſolches Werk wird, ſeiner nothwendigen Größe und beträchtlichen Beſatzung halber, als Feldſchanze ſelten oder gar nicht angewendet werden, denn es iſt bei dieſen Werken zugleich auf die Länge ihrer einzelnen Seiten Rückſicht zu nehmen, da, wenn dieſe zu kurz werden, der Vortheil, den dann ihre flankirende Vertheidigung gewähren würde, mehr in der *Einbildung, als in* der Wirklichkeit beſtände. Aus dieſen Gründen dürften

daher wohl die sechs- und achteckigen Sternschanzen, wenn man zugleich die Einfachheit ihrer Construction berücksichtiget — siehe oben — die für den Feldgebrauch geeignetsten Werke dieser Art sein. Zwar sind bei den sechseckigen Sternschanzen die eingehenden Winkel noch 120° und bei der rechtwinkligen Vertheidigung verbleibt vor jedem ausspringenden Winkel noch ein unbestrichener Raum, der eben so breit ist, als eine Seite der Sternschanze, allein es wird bei einer nur einigermaßen geübten Besatzung leicht möglich, durch etwas schief Anschlagen, schon Kreuzfeuer vor die angegriffenen ausspringenden Winkel zu bringen und selbst dem Graben einige Vertheidigung zu verschaffen. Bei den völlig regelmäßig 8eckigen Sternschanzen, wo alle ausspringende Winkel 60° betragen, sind die eingehenden Winkel 105°, wodurch sich dann das rechtwinklige Feuer ihrer Tenaillenschenkel nahe vor den ausspringenden Winkeln kreuzt, und der Graben bei nur wenig schief Anschlagen vollkommen gut flankiren läßt. Die aus dem Quadrat gebildete 8eckige Sternschanze gewährt vor den 4 ausspringenden Winkeln von 60° die Vertheidigung der 6eckigen und vor den 4 ausspringenden Winkeln von 90° die der vollkommen regelmäßigen Sternschanzen, und ist sonach in ihrer Vertheidigungleistung eine Combination der regelmäßig 6 und 8eckigen Sternschanze. Gegen die völlig regulaire 8eckige Sternschanze besitzt diese den Vorzug einer leichteren Construction und eines etwas größeren inneren Raumes. — Was nun endlich die Vertheidigungleistung der oben erwähnten geschlossenen Schanzen betrifft, die von der einfachen Sternschanzenform mehr oder weniger abweichen, so ergibt sich diese, unter der Voraussetzung der rechtwinklichen Vertheidigung, leicht aus der Lage der zusammenstoßenden Linien. Unter ihnen besitzen die Schanzen mit ganzen Bollwerken, oder die sogenannten bastionirten Forts, allerdings eine Linienanordnung, wodurch alle Seiten und Gräben gut flankirt werden können, und wo sich vor dem ganzen Umfange kein völlig unbestrichener Raum vorfindet, aber die Vortheile dieser Linienanordnung treten nur dann reell hervor, wenn die die Bollwerksfront constituirenden Linien, und namentlich die Flanken, nicht zu kurz ausfallen. Es können deßhalb beim Vier- und Fünfeck, als denjenigen Polygonen, die im Felde allenfalls noch anwendbar sind, die Polygonseiten nicht kleiner als 50 Ruthen oder 250 Schritt angenommen werden, wobei dann immer noch die Bollwerke, durch ihre innern engen Räume, dem feindlichen Wurf- und kreuzenden Geschützfeuer sehr ausgesetzt bleiben. Diese, so wie auch die andern oben erwähnten Werke, werden deßhalb im Felde äußerst selten und mehr nur bei provisorischen Befestigungen ihre Anwendung finden. — In den meisten Fällen werden auch Geschütze, und zwar vorzugsweise Kanons, mit entschiedenem Nutzen zur Vertheidigung der Feldschanzen verwendet werden können. Die Artillerie kann nämlich in den ersten und späteren Augenblicken der Vertheidigung, wenn z. B. der Feind seine Batterien aufführt, wenn die feindlichen Linien oder Sturmcolonnen in unsere wirksamste Kartätschschußweite kommen, auch noch in den Zeitpuncten, wenn der Feind schon die nahen vorliegenden Hindernisse aufzuräumen und zu durchbrechen drohet, mit sehr wirksamem Erfolg zur kräftigen Vertheidigung beitragen; jedoch ist dieß nicht während der ganzen Periode derselben der Fall, und eine weise Schonung der Geschütze, so wie ihrer Bedienung und Munition, muß sogleich eintreten, sobald die feindliche Ueberlegenheit und vorzüglich Kreuzfeuer das Demontiren befürchten läßt, sobald die Schützen des Angreifenden den Artilleristen zu gefährlich werden, und das Flintenfeuer in der Nähe einen bessern Erfolg als das Artilleriefeuer verspricht. Deßhalb ist bei allen solchen Geschützaufstel-

lungen zunächſt für die möglichſte Deckung der Geſchütze und ihrer [illegible] bei nung, dann aber auch dafür zu ſorgen, daß dieſe Räume, während [illegible]ieten Geſchütz nicht gebraucht wird, auch durch Fußvolk vertheidigt werden [illegible]B- nen, jedoch ſo, daß wenn wieder wichtige Momente für die nahe und [illegible] Wirkſamkeit des Geſchützfeuers eintreten ſollten, wie z. B. die ſind, [illegible] Gegner ſeine Geſchütze ſchweigen laſſen muß, um ſeine eignen Truppen [illegible] zu beſchädigen, die Artillerie ohne großen Aufenthalt ihr Feuer wieder [illegible] ginnen kann. Welche Einrichtungen hierzu die verſchiedenartigen Geſchütz- aufſtellungen erhalten können, erwähnen die Art.: **Bank** und **Schieß- ſcharten**. Bei Werken mit bloß ausſpringenden Winkeln placirt man die Kanons auf Bänken in den ausſpringenden Winkeln, zur Vertheidigung der vor denſelben befindlichen unbeſtrichenen Räume, wie auch ſchon oben erwähnt wurde. Bei Schanzen mit eingehenden Winkeln, oder überhaupt bei flankirender Vertheidigung, können ſie auch zu dieſer mit Vortheil, und zwar am beſten hinter Scharten gebraucht werden. In den Fällen aber, wo ein Engpaß, ein Damm, oder irgend ein anderes Defilé, das vom Feinde paſſirt werden muß, einer Verſchanzungsſeite gegenüber liegt, kann man auch Geſchütz dem Defilé gegenüber, an einer ſolchen Seite zur Beſtreichung deſſelben aufſtellen. Die Schartenvertheidigung wird hierbei meiſt den Vorzug vor der Bankvertheidigung verdienen, ſo wie ſich zu dieſem Behuf auch Haubitzen hinter Ricochetſcharten oder Raketengeſchütze eignen. Was nun insbeſondere die Anwendung der verſchiedenen gebräuchlichen Feldſchanzen betrifft, ſo bedingt ſich dieß meiſt durch die Localverhältniſſe und durch die Wichtigkeit des zu verſchanzenden Punctes. Da alle **offene Schanzen** an ihrer Kehlſeite die ſchwächſte Stelle haben, die der Feind durch Umgehungen wo möglich zum Angriff benutzen wird, ſo ſind auch dieſe Werke im Allgemeinen nur da mit Vortheil anzuwenden, wo ſie der Feind entweder gar nicht umgehen kann, weil ſich ihre Kehle an ſichere Terrainhinderniſſe anlehnt, ferner wenn ſie z. B. vor dem Eingange eines Dorfes, Gehöftes, Stadtthores, vor einer Brücke, oder vor einem Damme liegen, der durch einen Moraſt oder eine Ueberſchwemmung führt, oder wenn ſie durch rückwärts erbaute Werke, oder dahinter aufgeſtellte Truppen und Batterien, gegen Flügel- und Rückenangriffe ſichergeſtellt ſind. In dem letzteren Falle bleibt es aber immer noch rathſam, ſobald die Terrainbeſchaffenheit einen Kehlangriff der Werke möglich macht, die Kehlen durch leichte Deckungen oder Hinderniſſe, vorzüglich gegen Reiterüberfälle, ſicherzuſtellen. Am geeignetſten hierzu ſind die Tambourpalliſadirungen (ſ. **Palliſaden**). Die Form, welche man dabei der Kehlſchließung gibt, iſt entweder eine gerade, beſſer aber eine gebrochene Linie, um der Kehlſeite eine Flankenvertheidigung zu verſchaffen. Kann man aber zu dieſem Zwecke keine Palliſaden anwenden, ſo wähle man dazu andere paſſende Hinderniſſe, wie ſie gerade die Localverhältniſſe und Umſtände darbieten, als z. B. Wolfsgruben, Spickpfählchen, Ackereggen und Aſtverhaue. — Die geſchloſſenen Schanzen eignen ſich vorzüglich, zufolge ihrer nach allen Seiten gleichmäßigen Vertheidigungsfähigkeit, zur Behauptung einzelner, wichtiger Terrainpuncte, wo ſich die Beſatzungen ſelbſtſtändig und hartnäckig, bis zum Entſatz oder der gänzlichen eigenen Zurückſchlagung des Feindes, wehren ſollen. Hierzu werden meiſt die **Redouten** als die bewährteſten vorgeſchlagen, vorzüglich weil ihre Conſtruction einfach und ihr Bau wenig zeitraubend iſt. Da mit ihrer Form aber die oben erwähnten Mängel unvermeidlich verknüpft ſind, und ihre Vertheidigung für ſich bloß auf Frontalfeuer beſchränkt, ſo werden ſie nur dann einen dauernden Widerſtand zu leiſten vermögen,

[redacted] bei ihrer Ausführung die Form und Lage derſelben ſtets mit den ſich darbietenden Vortheilen des Terrains in Einklang gebracht wird, daß man z. B. ihre ſchwächſten Stellen — vorzüglich die ausſpringenden Winkel — immer den unzugänglichſten Terraintheilen entgegenzuſtellen, oder dieſe durch zweckmäßige Annäherungshinderniſſe zu verſtärken ſucht, oder endlich am vollſtändigſten dadurch, daß man ſie mit andern Vertheidigungsanſtalten ſo in Verbindung bringt, daß dann ihre Seiten eine kräftige Flankirung erhalten können. Von ſämmtlichen Redouten findet man aber immer die viereckige am häufigſten in Anwendung gebracht, weil ihre Conſtruction am einfachſten iſt, und weil ihr auch am leichteſten durch andere Befeſtigungen die Flankenvertheidigung verſchafft werden kann. Die Anwendung der fünf-, ſechs- und mehreckigen Redouten wird hauptſächlich durch das Terrain bedingt, welche dieſe Formen zuweilen ſelbſt nothwendig macht. Die **Sternſchanzen**, und zwar aus den ſchon vorher angeführten Gründen vorzüglich die ſechs- und achteckigen, ſind unſtreitig die geeignetſten Werke für iſolirte Haltpuncte des Terrains, als Reduits ausgedehnter Befeſtigungen u. dergl., ſobald die Stärke ihrer Beſatzung, die gewöhnliche Grenze für Feldwerke — 500—600 Mann — nicht überſchreiten kann. Nächſt der Wahl der Art und Form der Feldſchanzen iſt aber auch die Ermittelung ihrer zweckmäßigſten und nothwendigſten Größe einer der wichtigſten Gegenſtände. Als Grundſatz iſt hierbei anzunehmen: 1) Die Länge der Feuerlinie muß ſo groß werden, daß die an derſelben anzuſtellenden Vertheidiger, Fußvolk und Artillerie, den hinlänglichen Raum haben, um ihre Waffen gegen die zu vertheidigenden Räume frei und ungehindert gebrauchen zu können. — 2) In geſchloſſenen Schanzen oder überhaupt in allen Werken, die ihre Vertheidiger in dem von der Befeſtigung umſchloſſenen Raume gegen den Feind ſicher ſtellen ſollen, muß auch das Innere des Werkes ſo groß ſein, daß die Truppen darin den nöthigen Lagerraum finden, und daß das Geſchütz, die Kriegsbedürfniſſe und etwa außerdem im Innern nothwendige Befeſtigungen — als Traverſen, Pulvermagazine, Reduits ꝛc. — untergebracht und angelegt werden können. — Was nun zunächſt die Länge der Feuerlinie betrifft, ſo wird dieſe entweder durch das Terrain vorgeſchrieben, oder ſie richtet ſich nach der Anzahl der Mannſchaft oder des Geſchützes, welche ſie beſetzen ſollen. Im erſtern Falle iſt die Beſatzung aus der Länge der Feuerlinie, im letztern dagegen aus der Beſatzung die Länge der Feuerlinie zu ermitteln. Hierzu muß man wiſſen, wie viel Fuß 1 Infanteriſt hinter einer Bruſtwehr Raum bedarf, um ſeine Flinte gehörig brauchen zu können, und welcher Raum für 1 Geſchütz erforderlich iſt. In früherer Zeit war es üblich, das Fußvolk auf einem Banket in 2 Gliedern hinter einander mit 2 F. Abſtand zur Vertheidigung anzuſtellen. Bei einer ſo gedrängten Aufſtellung an einer Bruſtwehr wird aber der Waffengebrauch ſehr beſchränkt, ein ruhiges und wohlgezieltes Feuer iſt hierbei ſchon von dem erſten Gliede kaum zu erwarten, noch weniger von dem zweiten dahinter ſtehenden. Ferner bleibt bei dieſer Aufſtellung, wo das 2. Glied mit dem erſten immer auf demſelben Banket ſteht, jenes ſo wie dieſes nur auf 4 F. Höhe gedeckt. Bei der jetzigen Kriegführung und der veränderten Angriffsweiſe der Feldſchanzen, wo man oft dem Feuer bedeutender Geſchützmaſſen ausgeſetzt iſt und wo das ſo vervollkommnete Schützenfeuer ſo gefährlich für die Vertheidiger iſt, wird auch die Nothwendigkeit dringender, die früher gebräuchliche Aufſtellweiſe des Fußvolks zu verlaſſen, ſie ſo anzuordnen, daß die Vertheidigung auch der jetzigen Angriffsweiſe entſprechend geführt werden kann, und daß daſſelbe eine noch beſſere Deckung gegen das Tirailleurfeuer

lungen zunächſt für die möglichſte Deckung der Geſchütze und ihrer Bedienung, dann aber auch dafür zu ſorgen, daß dieſe Räume, während das Geſchütz nicht gebraucht wird, auch durch Fußvolk vertheidigt werden können, jedoch ſo, daß wenn wieder wichtige Momente für die nahe und kräftige Wirkſamkeit des Geſchützfeuers eintreten ſollten, wie z. B. die ſind, wo der Gegner ſeine Geſchütze ſchweigen laſſen muß, um ſeine eignen Truppen nicht zu beſchädigen, die Artillerie ohne großen Aufenthalt ihr Feuer wieder beginnen kann. Welche Einrichtungen hierzu die verſchiedenartigen Geſchützaufſtellungen erhalten können, erwähnen die Art.: Bank und Schießſcharten. Bei Werken mit bloß ausſpringenden Winkeln placirt man meiſt die Kanons auf Bänken in den ausſpringenden Winkeln, zur Vertheidigung der vor denſelben befindlichen unbeſtrichenen Räume, wie auch ſchon oben erwähnt wurde. Bei Schanzen mit eingehenden Winkeln, oder überhaupt bei flankirender Vertheidigung, können ſie auch zu dieſer mit Vortheil, und zwar am beſten hinter Scharten gebraucht werden. In den Fällen aber, wo ein Engpaß, ein Damm, oder irgend ein anderes Defilé, das vom Feinde paſſirt werden muß, einer Verſchanzungsſeite gegenüber liegt, kann man auch Geſchütz dem Defilé gegenüber, an einer ſolchen Seite zur Beſtreichung deſſelben aufſtellen. Die Schartenvertheidigung wird hierbei meiſt den Vorzug vor der Bankvertheidigung verdienen, ſo wie ſich zu dieſem Behuf auch Haubitzen hinter Ricochetſcharten oder Raketengeſchütze eignen. Was nun insbeſondere die Anwendung der verſchiedenen gebräuchlichen Feldſchanzen betrifft, ſo bedingt ſich dieß meiſt durch die Localverhältniſſe und durch die Wichtigkeit des zu verſchanzenden Punctes. Da alle offene Schanzen an ihrer Kehlſeite die ſchwächſte Stelle haben, die der Feind durch Umgehungen wo möglich zum Angriff benutzen wird, ſo ſind auch dieſe Werke im Allgemeinen nur da mit Vortheil anzuwenden, wo ſie der Feind entweder gar nicht umgehen kann, weil ſich ihre Kehle an ſichere Terrainhinderniſſe anlehnt, ferner wenn ſie z. B. vor dem Eingange eines Dorfes, Gehöftes, Stadtthores, vor einer Brücke, oder vor einem Damme liegen, der durch einen Moraſt oder eine Ueberſchwemmung führt, oder wenn ſie durch rückwärts erbaute Werke, oder dahinter aufgeſtellte Truppen und Batterien, gegen Flügel- und Rückenangriffe ſichergeſtellt ſind. In dem letzteren Falle bleibt es aber immer noch rathſam, ſobald die Terrainbeſchaffenheit einen Kehlangriff der Werke möglich macht, die Kehlen durch leichte Deckungen oder Hinderniſſe, vorzüglich gegen Reiterüberfälle, ſicherzuſtellen. Am geeignetſten hierzu ſind die Tambourpalliſadirungen (ſ. Palliſaden). Die Form, welche man dabei der Kehlſchließung gibt, iſt entweder eine gerade, beſſer aber eine gebrochene Linie, um der Kehlſeite eine Flankenvertheidigung zu verſchaffen. Kann man aber zu dieſem Zwecke keine Palliſaden anwenden, ſo wähle man dazu andere paſſende Hinderniſſe, wie ſie gerade die Localverhältniſſe und Umſtände darbieten, als z. B. Wolfsgruben, Spickpfählchen, Ackereggen und Aſtverhaue. — Die geſchloſſenen Schanzen eignen ſich vorzüglich, zufolge ihrer nach allen Seiten gleichmäßigen Vertheidigungsfähigkeit, zur Behauptung einzelner, wichtiger Terrainpuncte, wo ſich die Beſatzungen ſelbſtſtändig und hartnäckig, bis zum Entſatz oder der gänzlichen eigenen Zurückſchlagung des Feindes, wehren ſollen. Hierzu werden meiſt die Redouten als die bewährteſten vorgeſchlagen, vorzüglich weil ihre Conſtruction einfach und ihr Bau wenig zeitraubend iſt. Da mit ihrer Form aber die oben erwähnten Mängel unvermeidlich verknüpft ſind, und ihre Vertheidigung für ſich bloß auf Frontalfeuer beſchränkt, ſo werden ſie nur dann einen dauernden Widerſtand zu leiſten vermögen,

wenn bei ihrer Ausführung die Form und Lage derſelben ſtets mit den ſich darbietenden Vortheilen des Terrains in Einklang gebracht wird, daß man z. B. ihre ſchwächſten Stellen — vorzüglich die ausſpringenden Winkel — immer den unzugänglichſten Terraintheilen entgegenzuſtellen, oder dieſe durch zweckmäßige Annäherungshinderniſſe zu verſtärken ſucht, oder endlich am vollſtändigſten dadurch, daß man ſie mit andern Vertheidigungsanſtalten ſo in Verbindung bringt, daß dann ihre Seiten eine kräftige Flankirung erhalten können. Von ſämmtlichen Redouten findet man aber immer die viereckige am häufigſten in Anwendung gebracht, weil ihre Conſtruction am einfachſten iſt, und weil ihr auch am leichteſten durch andere Befeſtigungen eine Flankenvertheidigung verſchafft werden kann. Die Anwendung der fünf-, ſechs- und mehreckigen Redouten wird hauptſächlich durch das Terrain bedingt, welche dieſe Formen zuweilen ſelbſt nothwendig macht. Die Sternſchanzen, und zwar aus den ſchon vorher angeführten Gründen vorzüglich die ſechs- und achteckigen, ſind unſtreitig die geeignetſten Werke für iſolirte Haltpuncte des Terrains, als Reduits ausgedehnter Befeſtigungen u. dergl., ſobald die Stärke ihrer Beſatzung, die gewöhnliche Grenze für Feldwerke — 500—600 Mann — nicht überſchreiten kann. Nächſt der Wahl der Art und Form der Feldſchanzen iſt aber auch die Ermittelung ihrer zweckmäßigſten und nothwendigſten Größe einer der wichtigſten Gegenſtände. Als Grundſatz iſt hierbei anzunehmen: 1) Die Länge der Feuerlinie muß ſo groß werden, daß die an derſelben anzuſtellenden Vertheidiger, Fußvolk und Artillerie, den hinlänglichen Raum haben, um ihre Waffen gegen die zu vertheidigenden Räume frei und ungehindert gebrauchen zu können. — 2) In geſchloſſenen Schanzen oder überhaupt in allen Werken, die ihre Vertheidiger in dem von der Befeſtigung umſchloſſenen Raume gegen den Feind ſicher ſtellen ſollen, muß auch das Innere des Werkes ſo groß ſein, daß die Truppen darin den nöthigen Lagerraum finden, und daß das Geſchütz, die Kriegsbedürfniſſe und etwa außerdem im Innern nothwendige Befeſtigungen — als Traverſen, Pulvermagazine, Reduits ꝛc. — untergebracht und angelegt werden können. — Was nun zunächſt die Länge der Feuerlinie betrifft, ſo wird dieſe entweder durch das Terrain vorgeſchrieben, oder ſie richtet ſich nach der Anzahl der Mannſchaft oder des Geſchützes, welche ſie beſetzen ſollen. Im erſtern Falle iſt die Beſatzung aus der Länge der Feuerlinie, im letztern dagegen aus der Beſatzung die Länge der Feuerlinie zu ermitteln. Hierzu muß man wiſſen, wie viel Fuß 1 Infanteriſt hinter einer Bruſtwehr Raum bedarf, um ſeine Flinte gehörig brauchen zu können, und welcher Raum für 1 Geſchütz erforderlich iſt. In früherer Zeit war es üblich, das Fußvolk auf einem Banket in 2 Gliedern hinter einander mit 2 F. Abſtand zur Vertheidigung anzuſtellen. Bei einer ſo gedrängten Aufſtellung an einer Bruſtwehr wird aber der Waffengebrauch ſehr beſchränkt, ein ruhiges und wohlgezieltes Feuer iſt hierbei ſchon von dem erſten Gliede kaum zu erwarten, noch weniger von dem zweiten dahinter ſtehenden. Ferner bleibt bei dieſer Aufſtellung, wo das 2. Glied mit dem erſten immer auf demſelben Banket ſteht, jenes ſo wie dieſes nur auf 4 F. Höhe gedeckt. Bei der jetzigen Kriegführung und der veränderten Angriffweiſe der Feldſchanzen, wo man oft dem Feuer bedeutender Geſchützmaſſen ausgeſetzt iſt und wo das ſo vervollkommnete Schützenfeuer ſo gefährlich für die Vertheidiger iſt, wird auch die Nothwendigkeit dringender, die früher gebräuchliche Aufſtellweiſe des Fußvolks zu verlaſſen, ſie ſo anzuordnen, daß die Vertheidigung auch der jetzigen Angriffweiſe entſprechend geführt werden kann, und daß daſſelbe eine noch beſſere Deckung gegen das Tirailleurfeuer

erhält. Da es nun für alle Befestigungsanlagen ein Hauptgrundsatz bleibt, sie so einzurichten, daß man dem Feinde immer ein möglichst wirksames Feuer entgegensenden kann, so ist es auch noch gut, wenn diesem Zwecke genügt werden soll, die Brustwehr mit 2 zur unmittelbaren Vertheidigung bestimmten Gliedern zu besetzen, ein drittes Glied aber zur Reserve zu verwenden, welche man so vertheilt, daß die eine Hälfte in kleinen Abtheilungen hinter jeder Linie, die andere Hälfte aber als Hauptreserve im Innern oder in der Kehle aufgestellt bleibt, um daraus den während der Vertheidigung erlittenen Verlust in jedem Augenblicke ersetzen und kraftvoll den mit Sturm bedrohten Puncten zu Hilfe eilen zu können. Bei dieser Eintheilung der Besatzungstruppen bleibt es aber rathsam, sie im Anfange des Gefechts nicht zu sehr dem Feuer des Geschützes und später dem überlegenen und umfassenden Tirailleurfeuer bloßzustellen, das obere Banket zwar für zwei Glieder — 4—5 F. breit — einzurichten, es aber erst dann, wenn die Entscheidung naht, auf diese Weise vollständig zu besetzen. Im Anfange nämlich, wo der Feind gewöhnlich nur einzelne Schützentrupps vorschickt, ist es gerathener, auf das oberste Banket nur einzelne Schützen zu stellen, und um diese, so wie später die volle Besatzung, besser gegen das feindliche Feuer zu schützen, auf der Brustwehrkrone noch Schießscharten von Sandsäcken (s. d.) zu bilden, wodurch dann die auf dem Banket stehenden Vertheidiger auf 6 F., wenigstens gegen Flintenkugelfeuer, ziemlich gut gedeckt stehen. Erst dann, wenn die feindlichen Schützenschwärme naherücken, wird das oberste Banket mit einem Gliede voll besetzt, wozu man am vortheilhaftesten die besten Schützen nehmen kann, und das zweite Glied, welches bis dahin am Fuße des untern Bankets aufgestellt war, tritt nun auf das zweite Banket, und ladet jetzt, bei dem lebhaften Feuer des ersten Gliedes, diesem stets die zurückgegebenen Gewehre, bis es endlich selbst nach Commando auf das obere Banket mit in die Feuerlinie tritt, um durch die ihnen zu öffnende zweite Sandsackschartenreihe zu feuern, wobei jeder Verlust schnell, aus der unmittelbar hinter jeder Verschanzungsseite stehenden Hilfsreserve, ersetzt werden kann. Soll aber bei einer solchen Banketbesetzung ein freies und wohlgezieltes Feuer unterhalten werden können, so muß man auch die Mannschaft mit 3 F. Abstand hinter der Feuerlinie aufstellen, wo man dann auch von dem zweiten Gliede eine wirksamere Vertheidigung zu erwarten hat. Bei einer solchen Verwendung der Mannschaft zur Vertheidigung, wird es auch möglich werden, den bei der jetzt üblichen Angriffsweise der Schanzen meist nicht unbeträchtlichen Verlust der Vertheidiger, im Anfange des Gefechtes zu vermindern, dann aber, wenn es gilt durch die Quantität des Feuers eine entscheidende Wirkung herbeizuführen, auch dieser Forderung genügend zu entsprechen. — Nur bei Mangel an Vertheidigern, oder auch bei solchen Werken, wo der innere Raum zu sehr beschränkt ist, wie dieß meist bei Sternschanzen der Fall ist, wird es rathsam sein die Besatzung schwächer anzunehmen. In einem solchen Falle kann man entweder die Hälfte der ganzen Mannschaft als erstes Glied hinter der Feuerlinie, $\frac{1}{4}$ als zweites Glied an den bedrohtesten Puncten, und das letzte Viertel als Reserve aufstellen; oder man kann auch $\frac{3}{4}$ der Gesammtzahl der Vertheidiger als erstes Glied, $\frac{1}{8}$ derselben zur Unterstützung dieses auf dem 2. Banket stehend, und das noch übrigbleibende Sechstheil als Reserve verwenden. — Hiernach ergeben sich drei verschiedene Besetzungsweisen der Brustwehr. Bei der ersten sind auf 1 M. der Besatzung 1 F., bei der zweiten $1\frac{1}{2}$ Fuß und bei der dritten 2 F. zu rechnen, wonach sich dann leicht die erforderliche Besatzung für jedes Werk ermitteln läßt, dessen

Größe durch das Terrain vorgeschrieben ist, so wie auch umgekehrt sehr leicht die Länge der Feuerlinie für eine bestimmte Besatzungsstärke zu finden ist.

Was die mit Geschütz, sowohl hinter Scharten als auf Bänken, zu verrechnenden Räume der Feuerlinie in Verschanzungen betrifft, so scheint es der jetzigen vervollkommneten Gefechtlehre, nach welcher sich alle Waffengattungen jederzeit zweckmäßig unterstützen sollen, entsprechend zu sein, deßhalb die Feuerlinie nicht länger anzunehmen, als sie sich für die Besatzung mit Fußvolk allein ergibt, die an diesen Räumen erübrigte Mannschaft aber als besondere Reserve in der Nähe der Geschütze aufzustellen, um sie dann in den Momenten der Vertheidigung, wo man sich des Geschützes mit Vortheil nicht bedienen kann, oder wenn dieses durch das feindliche Feuer unbrauchbar geworden ist, zur Besetzung dieser Räume, welche dazu, wie schon oben angeführt wurde, einzurichten sind, sogleich verwenden zu können. — Was nun den innern Schanzraum betrifft, insofern dieser den Besetzungstruppen den erforderlichen Lagerraum gewähren soll, so sind folgende auf Erfahrungen gegründete Angaben als Norm für die Berechnung des Lagerbedarfs anzuwenden. — 1) Für jeden Mann ist beim freien Lagern, wo er Gepäck und Waffen neben sich liegen haben muß, ein Flächenraum von mindestens 15 Quad.-F. — 6 F. Länge und 2½ F. Breite — zu rechnen. Bei überflüssigem Raume, in großen Schanzen, kann man der größern Bequemlichkeit wegen, jedem M. 18 Q.F. — 6 F. Länge und 3 F. Breite — zutheilen. In Blockhäusern oder Lagerhütten mit senkrechten Seitenwänden, wo die Mannschaft ihre Sachen auf unter der Decke angebrachten Bretern oder an den Seitenwänden unterbringen kann, sind für den Mann 12 Q.F. ausreichend, in zeltförmigen Hütten aber sind wegen der unten beschränkten Räume ebenfalls 15 Q.F. anzunehmen. Da aber, vorzüglich bei selbstständigen Werken, immer ein Theil der Besatzung, gewöhnlich $\frac{1}{5}$ der ganzen Mannschaft, theils zum innern Wachdienst, theils zu Patrouillen und dergl. abgerechnet werden kann, so hat man auch nur den nöthigen Lagerbedarf für $\frac{4}{5}$ der gesammten Besatzung zu veranschlagen. — 2) Es ist vortheilhaft, ja sogar nothwendig, den Banketraum und die Räume für Geschützaufstellungen nicht mit zum Lagerraum der Schanze zu rechnen, weil, wenn diese Räume mit zur Lagerstätte benutzt würden, dieselben jedenfalls viel leiden, und durch die dort liegen bleibenden Sachen, durch das Lagerstroh und dergleichen Hindernisse eintreten können, die bei schnell nothwendig werdenden Vertheidigungen sehr leicht zu Unordnungen Veranlassung geben. Allenfalls dürfte man noch, bei Mangel an Raum, die flachen Böschungen der untern Bankets mit zum Lagerraum nehmen, wo man dann immer noch die Banketflächen frei erhielte. Am vortheilhaftesten ist es aber, wenn man zwischen dem Banketfuß und der Lagerfläche noch einen 4 — 6 Fuß breiten Gang als Aufstellraum für die Truppen frei lassen kann. In diesem Raume werden auch größtentheils die Geschützaufstellungen mit darin liegen, und man hat dann für diese nicht erst eine besondere Berechnung nothwendig; außerdem rechnet man aber für jedes Geschütz 216 — 300 Q.F. Flächenraum. Es sind deßhalb die Größen dieser Räume zu berechnen, und ihr Betrag von dem Flächenraume, den die Feuerlinie begrenzt, abzuziehen, um dadurch den effectiv verbleibenden Lagerraum zu finden. Ergibt dann diese Berechnung, daß der Lagerraum der Schanze eben so groß oder größer ist als der Lagerbedarf für die Besatzung, so ist auch das Werk unter den angenommenen Bedingungen ausführbar, ergibt es sich aber, daß der Lagerraum kleiner, als der Lagerbedarf ausfällt, dann muß man die Länge der Feuerlinie durch *Vermehrung* der Besatzung oder durch Veränderung der

Eintheilung der Mannschaft, so wie oben angegeben wurde, zu vergrößern suchen, um auf diese Weise eine größere Lagerfläche zu gewinnen; wenn aber dieses nicht anwendbar oder ausführbar wäre, so ist es nie rathsam ein sich selbst überlassenes Werk zu erbauen, welches seiner Besatzung den nöthigen Lagerraum nicht gewähren kann. — Schließlich kann hier noch über die Größenbestimmung der Feldwerke angeführt werden, daß die einfachsten Fleschen und Lünetten, für kleinere Besatzungen als 50 M. selten erbaut werden; daß für die leichten Feldredouten 300—450 M. genügen, und daß die Besatzungen von Sternschanzen, bei allen schnellen Feldanlagen, selten mehr als 400 bis 600 Mann erhalten können.

(Detaillirter abgehandelt findet man diese Gegenstände in Peschel's Kriegsbaukunst im Felde, Dresden 1832.) P.

Schänzel, kahle Bergkuppe auf dem Kamme der Vogesen, eine Meile westlich von Edenkoben, Städtchen in Rheinbaiern, an der Straße von Landau nach Neustadt a. d. Hart, am östlichen Abhange des Gebirges.

Gefechte an beiden Orten, den 13. Juli 1794.

Der mißlungene Offensivversuch am 2. Juli (s. **Schweigenheim**) hatte die Franzosen nicht entmuthigt, und die Unthätigkeit ihrer Gegner ließ vermuthen, daß ein zweiter und besser eingeleiteter Angriff zum erwünschten Ziele führen werde. Die bei der Rhein- und Moselarmee anwesenden Conventscommissarien drangen aber mit solcher Heftigkeit in die beiden Obergenerale Michaud und Moreaux, daß der zweite allgemeine Angriff schon auf den 13. Juli festgesetzt wurde, obgleich eine von der Alpenarmee erwartete Verstärkung von 10,000 M. Infanterie vor dem 14. Juli nicht eintreffen konnte, und ohne dieselbe das Machtverhältniß der Franzosen auf diesem Kriegsschauplatze keineswegs überwiegend betrachtet werden konnte. Nur durch zweckmäßige Verwendung der Streitkräfte zwischen dem Rheine und der Saar wurde es möglich, die durch eine weitläufige Postirung zu kräftigem Widerstande unvermögenden Verbündeten auf einzelnen Puncten zu überwältigen, ihre innere Verbindung zu unterbrechen u. sie dadurch zum Rückzuge zu bewegen. Die in der Ebene bei Schweigenheim gemachten Erfahrungen lehrten aber deutlich, daß man den Sieg dießmal im Gebirge suchen müsse, wo die französ. Infanterie bei gleicher Stärke fast immer mit Vortheil gekämpft hatte. Gen. Gouvion St. Cyr war gleich Anfangs dieser Meinung gewesen, und wurde nun beauftragt den Angriffsplan zu zu entwerfen, welcher in Folgendem bestand.

Die am Waldsaume bei Germersheim stehende Division Desaix, sollte durch Demonstrationen gegen Schweigenheim den Fürsten Hohenlohe-Kirchberg beschäftigen, die Division Gouvion St. Cyr, von den Brigaden Desgranges und Sisco unterstützt (zusammen 24 Bat., 18 Schwad.) sollte den Erbprinzen Hohenlohe angreifen, welcher die Stellung auf dem Schänzel, bei Roth und Edenkoben mit 16 Bat., 35 Schwad. besetzt hielt; gegen die Stellungen bei Trippstadt und Johanneskreuz wurde die Divisen Taponier geschickt, die Divisionen Ambert und Renecauld rückten über Zweibrücken und Homburg vor, und hatten Befehl gegen Kaiserslautern zu marschiren. Die Hauptabsicht ging dahin, den Erbprinzen von Kaiserslautern abzuschneiden. Die gesammten Streitkräfte der Franzosen beliefen sich auf 75,000 Mann, welche 80,000 M. aus einer Stellung vertreiben sollten, die eine Ausdehnung von 10 deutschen Meilen hatte. — Da der Obergeneral Michaud, aus übergroßer Nachgiebigkeit gegen Desaix, die Division Vachot seit dem Gefecht bei Schweigenheim in der dortigen Gegend gelassen hatte, konnte Gouvion St. Cyr den Erbprinzen bei Edenkoben nicht eher angreifen, als

bis das Schänzel erobert war, woran sich dessen rechte Flanke stützte. Die Generale Desgranges und Siscé erhielten also Befehl, den Angriff auf jenen Posten sobald als möglich zu beginnen. Der Erfolg schien kaum zweifelhaft, indem man auf diesem Puncte doppelt so stark war. Die beiden Brigaden, jede zu 4 Bat., setzten sich den 13. am frühen Morgen in Marsch, gleichzeitig brach auch die Division St. Cyr. aus ihrem Lager bei Waldheim auf, und marschirte gegen Edenkoben. Die preuß. Vorposten wurden aus Edesheim geworfen, und dann hinter dem Bache bei diesem Dorfe Stellung genommen. St. Cyr ließ hier Laufbrücken über den Bach bauen, um schnell zum Angriff übergehen zu können, sobald das Schänzel erobert sei. Damit ging es jedoch nicht so schnell. — Die Stellung auf dem Schänzel hatte seit dem 30jährigen Kriege eine militärische Berühmtheit erhalten, vertheidigte die wenigen Fahrwege, welche von Trippstadt nach Edenkoben führen, war verschanzt und mit 4½ Bat. und 9 Kanonen besetzt worden. Gen. Pfau führte hier den Oberbefehl, seine Truppen mußten jedoch auf mehrere Puncte vertheilt werden, um die Zugänge zu sperren. Gegen Mittag erschien die Brigade Desgranges und schritt zum Angriff, der aber abgeschlagen wurde. Da Desgranges jeden Augenblick die Ankunft der Brigade Siscé erwartete, wollte er bis dahin seine Truppen nicht nutzlos dem Geschützfeuer aussetzen, und begnügte sich, ein lebhaftes Tirailleurfeuer zu unterhalten. Darüber vergingen jedoch mehrere Stunden, denn von Siscé war immer noch nichts zu sehen. Dieser hatte sich, ungeachtet einer Tags zuvor unternommenen Recognoscirung — in dem waldigen Gebirge verirrt, wurde außerdem durch ein preuß. Bataillon aufgehalten, und kam erst gegen 5 Uhr Nachmittags auf den Platz. — Sowohl der Erbprinz als St. Cyr waren über den Ausgang des Gefechts auf dem Schänzel in banger Sorge gewesen; Ersterer hatte den General Schladen mit 2 Bat. und 2 Kanonen zur Verstärkung dahin abgehen lassen; Letzterer ließ die Brigade Girard gegen das auf dem Abhange liegende Dorf Rhodt rücken, die preuß. Infanterie von da vertreiben, und hierauf den Obersten Gazan mit 2 Bat. den Blödersberg hinansteigen, von wo aus die Stellung auf dem Schänzel in der linken Flanke umgangen werden konnte. Schladen kam zuerst an, denn seine Truppen waren schon am Vormittage aufgebrochen, mußten aber einen großen Umweg machen und waren ganz erschöpft. Gleich darauf rückte auch die Brigade Siscé an, welche sich aber in keinem besseren Zustande befand. Vielleicht würde es den Preußen gelungen sein, sich bis zum Abend zu behaupten, wenn nicht das unerwartete Erscheinen des Obersten Gazan im Rücken der Preußen einen höchst nachtheiligen Eindruck auf die Vertheidiger der hinten offnen Schanzen gemacht hätte. Die Franzosen griffen nunmehr mit großem Ungestüm von drei Seiten an, und waren bei ihrer doppelten Ueberlegenheit bald Meister der ganzen Stellung. Vergeblich bemühten sich die Generale Pfau, Schladen und Voß ihre fliehenden Truppen zu sammeln und wenigstens die Geschütze zu retten, Pfau starb den Heldentod, die übrigen höheren Befehlshaber waren meist verwundet und wurden mit fortgerissen. Alles floh gegen St. Martin und Lambrecht, nur das Grenadierbataillon Bork blieb in Masse, schlug sich durch die beiden Bat. Gazan's, und kam auf dem kürzesten Wege nach Edenkoben.

Hier war inzwischen wenig von Bedeutung vorgefallen, außer daß der General Laboissiere durch die Unvorsichtigkeit des Obersten Ferveur in die Hände der Preußen fiel. Letzterer befehligte die Artillerie, hatte am Morgen die Cavalerie Blücher's einige Male sehr wirksam beschossen, und

glaubte auch später große Dinge ausführen zu können. Er ging deßhalb ohne Befehl mit einigen Geschützen durch Edesheim, um die jenseits in einer flachen Vertiefung stehende preuß. Cavalerie aufs Neue zu beschießen, wurde aber von Blücher's Husaren angegriffen, und mit dem Gen. Labaissière, welcher vor ihm mit einer Schwadron hierher geritten war, das Terrain zu besichtigen, gefangen. Die Preußen eroberten einige Geschütze, suchten durch Edesheim zu dringen, wurden aber durch ein am Eingange des Dorfes hinter einer Gartenmauer stehendes Bataillon zum Umkehren gezwungen. St. Cyr's Ankunft stellte die Ordnung bald wieder her. Ein später erfolgender Angriff des Erbprinzen auf die Brigade Girard hatte die Räumung von Rhodt zur Folge. Die Franzosen begnügten sich ihre erste Stellung zu behaupten, da der Verlust des Schänzel die Preußen bald zum völligen Rückzug veranlassen mußte, der auch am andern Morgen angetreten wurde. Auf dem Schänzel verloren die Preußen 30 Officiere, 500 Mann und alle Geschütze; dagegen hatten sie bei Edesheim 3 Geschütze erobert und den Platz behauptet. Der französische Verlust wird zu 300 M. angegeben. Dessenungeachtet mußte die ganze Armee Möllendorf's den Rückzug antreten, weil auch bei Trippstadt (s. d.) die Franzosen Sieger geblieben waren. Fürst Hohenlohe-Kirchberg ging nach Mannheim zurück. (Quellen wie bei Kaiserslautern; in St. Cyr's Memoiren befindet sich ein großer Plan des ganzen Kampfplatzes.) Pz.

Schanzkörbe, sind hohle von Reißig wie Körbe geflochtene Cylinder. Ihre Größe ist verschieden, ihre Höhe jedoch stets größer, als ihr Durchmesser. Die üblichsten Arten sind: die kleinen Schanzkörbe oder Sappenkörbe, 3 F. hoch und 2 F. weit, die mittlen Schanzkörbe, 4 F. hoch und 3 F. weit, und die großen Schanzkörbe oder Rollkörbe, von 6—7 F. Höhe und 3—4 F. Weite. Sie sind in der Befestigungskunst ein sehr vielfach brauchbares Material, theils als Verkleidemittel, theils aber auch als Deckmittel. Sie müssen, wenn sie sich zu diesen Zwecken gehörig eignen sollen, recht gerade, mit parallelen Wänden und so dicht geflochten sein, daß sie keine Erde durchfallen lassen. Ihre Anfertigung geschieht auf folgende Weise: Zu den kleinen Schanzkörben werden 7—9 Stück, etwa 1½—2 Z. starke gegen 3¾ F. lange, zu den mittlen 9 oder 11, 2 Z. starke, gegen 4¼ F. lange, und zu den großen auch 9 oder 11, 2½—3 Z. starke und 7—8 F. lange, an einem Ende zugespitzte Pfähle, auf der Peripherie des Kreises, die der Schanzkorb erhalten soll, in gleichem Abstande, fest und gleich tief eingeschlagen. Um dieses regelmäßige Schlagen des Pfahlgerippes zu erleichtern, dient ein sogenanntes Leerbret, gewöhnlich eine aus Bretern verfertigte kreisrunde Scheibe vom Durchmesser des Schanzkorbes, auf deren Peripherie so viel kleine, gleich weit von einander entfernte halbrunde Ausschnitte angebracht sind, als der Korb Pfähle bekommen soll, wodurch jedem Pfahle sein Platz in der Peripherie angewiesen wird. Ein solches Leerbret wird nun auf eine ebene Terrainstelle gelegt und nachher die Pfähle nach den Einschnitten so eingeschlagen, daß sie sich sämmtlich mit ihren Köpfen etwas gegen den Mittelpunct des Kreises neigen. Hierauf wird die Leere vom Boden bis an die obern Enden der Pfähle heraufgezogen, wo es von selbst durch das Klemmen derselben festgehalten wird und wobei sie sämmtlich vertikal und parallel zu stehen kommen. Jetzt wird sogleich unter dem Leerbrete ein ungefähr 4 Z. breiter Kranz von dünnem Reißig geflochten und mit Wieden gebunden (s. Wieden und Flechtwerk), wodurch die Pfähle in ihrer parallelen Lage erhalten werden, und wo alsdann das Leerbret zum Schlagen neuer Schanzkorbgerippe an-

derweit gebraucht werden kann. Ein ganz gleicher Kranz wird nun auch wie oben auf dem Boden ausgeführt und nachher das eigentliche Ausflechten des Korbes begonnen. Dabei hat man Rücksicht zu nehmen, daß immer mit den starken Enden der Ruthen das Flechten angefangen wird, indem man sie inwendig an einem Pfahl anlegt, und damit die Rippen abwechselnd auswendig und inwendig überflicht, bis die Spitze der Ruthe wieder nach innen eingelegt werden kann. Bei jeder neuen Ruthe rückt man mit dem Anfangende um einen Pfahl weiter und verfährt dann übrigens wie eben beschrieben. Hat man auf diese Weise ungefähr die halbe, und bei den großen Schanzkörben den 3. Theil derselben ausgeflochten, so tritt ein Mann das Geflechte behutsam mit einem Fuße zwischen den Rippen zusammen, und der obere Kranz wird nun mittelst der Handschlägel allmälig auf dem Geflechte heruntergetrieben, wodurch dieses jetzt fest zusammengehalten wird. Die obere Hälfte, oder bei großen Körben das nächste Drittheil, wird nun nach der entgegengesetzten Richtung ausgeflochten, um zu verhindern, daß sich die Pfähle nach einer Seite drehen. Wenn man auf diese Weise mit dem Geflechte die erforderliche Höhe erreicht hat, bildet man aus den obern Ruthenschichten, damit diese nicht über die Pfahlenden abgleiten können, noch den obern Kranz. — In Ermangelung eines Leerbretes kann man sich auch eines Reifs vom Durchmesser des Schanzkorbes bedienen, auf dessen Umfange man die Stellen zum Einschlagen der Pfähle bezeichnet hat. Hierbei wird aber der erste Kranz auf dem Boden geflochten, und dieser alsdann, anstatt des Leerbretes, bis an die Pfahlköpfe langsam und von allen Seiten gleichförmig heraufgeschoben. Das übrige Verfahren ist dann wieder dasselbe. Ist der Schanzkorb fertig geflochten, so gräbt man die eingeschlagenen Pfahlspitzen mit einem Grabscheite ringsum aus, und putzt die vorstehenden Aeſtchen, inwendig und äußerlich mit einem scharfen Faschinenmesser ab. Sollen die großen Schanzkörbe zum Behuf der Sappenarbeit (s. d.) als Rollkörbe dienen, wo sie mit Wolle, Viehhaaren, Moos ꝛc. ausgestopft werden, so erhalten sie auf beiden Seiten einen Boden von Flechtwerk, der nach der Füllung des Korbes mit Wieden daran festgebunden wird. Die vorstehenden Pfahlspitzen werden in diesem Falle abgesägt. — Die zur Fertigung der Schanzkörbe dienenden Arbeiterabtheilungen bestehen aus 4 Mann, wovon 1 Mann zum Zutragen des Reißigs und Wiedenaussuchen, 1 Mann zum Wiedendrehen und die übrigen 2 Mann zum Flechten dienen. An Handwerkzeug ist für eine solche Schanzkorbbrigade erforderlich: 1 Leerbret, oder in Ermangelung desselben, ein Reif — wie oben angeführt. — 1 Maßstab, 2 Faschinenmesser, 1 Handbeil und 1 Handschlägel. Ueberdieß auf 2—3 Brigaden 1 Grabscheit, 1 Stieglitz und einige Bleischlägel, die beiden letztern Werkzeuge vorzüglich nur dann, wenn große Körbe geflochten werden. Das Reißig zu Schanzkörben muß recht biegsam und darf deßhalb auch nicht zu stark sein. Am besten lassen sich Weiden- und Birkenruthen, und in Ermangelung ihrer schlanke Fichten- und Tannenzweige dazu verwenden. Diese Ruthen müssen wenigstens in den ersten 20 Tagen, nachdem sie gehauen sind, verarbeitet werden, außerdem verlieren sie zu viel an Biegsamkeit. Zum Theil kann man ihnen diese wieder verschaffen, wenn man sie 24 Stunden ins Wasser legt, aber dann darf man sie nicht wieder trocken werden lassen, weil sie sonst noch mehr als vorher brechen. Um den ungefähren Ueberschlag über das zu einer gewissen Anzahl Körbe nöthige Reißig machen zu können, nimmt man an, daß ein vierspänniges mittelmäßig geladenes Fuder Fichtenreißig für 8 Stück kleine, ungefähr 5 Stück mittle oder 2 bis 3 *Stück große Schanzkörbe*, und ein zweispänniges Fuder Weiden-

reißig, für 16 Stück kleine Körbe hinreicht. Ein kleiner Korb von Fichtenholz, noch nicht ausgetrocknet, wiegt ungefähr 85 Pf., ausgetrocknet 50—60 Pf.; ein kleiner Schanzkorb von Weidenholz hat grün 80 Pf. und ausgetrocknet 50 bis 55 Pf. Gewicht. Ist die Mannschaft im Flechten der Körbe geübt, so kann 1 kleiner Korb von Fichtenholz in ½ Stunde, 1 mittler in ¾ Stunden und 1 großer in 3—4 Stunden vollendet werden. Größtentheils muß man aber noch etwas mehr Zeit darauf rechnen, wenn die Körbe gut und dauerhaft ausfallen sollen. Die kleinen Schanzkörbe, oder sogenannten Sappenkörbe werden bei Belagerungen vorzüglich zu den Sappenarbeiten (s. d.) zunächst als Deckmittel gegen Flintenfeuer, dann als Verkleidung der Transcheebrustwehr gebraucht. Eben so werden sie auch dort zum Theil zur Verkleidung von Batteriebrustwehren, zur Verkleidung von Traversen ꝛc. angewendet. Bei Feldbefestigungen benutzt man sie häufig, um Bankgeschütze und dessen Bedienung noch mehr zu decken, indem man sie auf die Brustwehrkrone stellt und mit Erde füllt (s. Bank). — Die mittlen Schanzkörbe werden vorzüglich zur Verkleidung der Backen der Erdschießscharten, wenn sie 4 F. tief eingeschnitten, verwendet, bei geringerer Tiefe kann man auch die kleinen Schanzkörbe dazu benutzen, so wie überhaupt Schanzkörbe das empfehlenswertheste Bekleidematerial für neuangelegte Erdscharten sind (s. Schießscharten). — Die großen Schanzkörbe werden hauptsächlich bei den Sappenarbeiten der Belagerungen als Rollkörbe zur Deckung der Sappenspitzen benutzt (s. Sappenarbeit). Außerdem gebraucht man sie auch bisweilen zur Formirung von Traversen und selbst von Batteriebrustwehren, wo sie dann wie die kleinen Schanzkörbe mit Erde ausgefüllt werden. — (Vergl. Aster, die Lehre vom Festungskriege. Dresden 1835. — Dessen Unterricht für Pionier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineurunterofficiere, Dresden 1837. — Handbuch des Pionierdienstes. Zweiter Theil: Technischer Dienst des Pioniers. Glogau 1835 und 1836.)

P.

Schanzpfähle, siehe Palliſaden.

Schanzzeug. Hierunter versteht man die verschiedenen Werkzeuge und Geräthschaften, die in der Befestigungskunst zum Ausführen der Erdarbeiten gebraucht werden. Es gehören dazu Spaten, Schaufel, Hacken, Spitzhauen, Beile und Erdrammen oder Erdſtampfen. Wo die Erde weiter zu transportiren ist, als sie mit der Schaufel geworfen werden kann, bedient man sich dazu am vortheilhaftesten der Schubkarren. Außer diesen zu dem eigentlichen Erdbau erforderlichen Werkzeugen, sind auch noch besondere Requisiten für das Ausstecken und Traciren der Befestigungen, so wie für die Anfertigung der Verkleidematerialien und für das Verkleiden selbst, erforderlich. Diese Gegenstände findet man in den Art. Schanzbau, Faschinen, Faschinenbekleidung, Flechtwerk, Schanzkörbe, Plackarbeit und Rasen, mit angeführt. Alles dieses verschiedene Schanzgeräth ist ein nothwendiges Requisit für eine wohl ausgerüstete Armee. Beim Belagerungskriege ist hiervon ein vollständiger Bedarf unerläßlich nöthig, welcher dem Belagerungscorps auf besondern Schanzzeugwagen nachgeschafft werden muß. Für den Feldkrieg ist dasselbe aber auch ebenfalls unentbehrlich, theils um etwa nöthige Befestigungen anzulegen, theils um Brücken- oder Wegebaue auszuführen. Mit dem nothwendigsten Bedarf sind die Pioniere versehen, außerdem aber soll der Park noch besondere Schanzzeugwagen mit sich führen. Da bei der jetzt so beschleunigten Kriegführung aber, wo dem Feind zur Anlage nöthiger Befestigungen gewöhnlich nur *Stunden*, *selten* Tage vergönnt, und wo das wenige von den Pionieren

mitgeführte Schanzgeräth nicht ausreichen kann, um Befestigungen, wenn auch nur von mäßiger Größe, auszuführen, wird der augenblickliche Mangel an Schanzzeug oft höchst nachtheilig; denn ehe die bei der Reserve befindlichen Schanzzeugwagen herankommen, oder ehe man den Bedarf von den nächsten Ortschaften zusammentreiben läßt, wobei der Erfolg oft noch zweifelhaft bleibt, ist die wenige Zeit schon verstrichen und der Feind zum Angriffe in Bereitschaft. Ein solcher sich schon oft gezeigter Mangel dieses nöthigen Kriegsmaterials hat in den neuern Kriegen entschieden nachtheilig auf die Ausübung der Feldbefestigungen der bedrohtesten oder schwächsten Puncte, wo Stellungen vernachlässigt wurden oder unterbleiben mußten, gewirkt. P.

Scharfe Metze, siehe Geschütz.

Scharfe Tindlein, siehe Geschütz.

Scharfschützen, siehe Büchsenschützen.

Scharmützel, ein Gefecht von kurzer Dauer zwischen kleinen entsendeten Heerabtheilungen, wodurch gewöhnlich nichts entschieden wird. Das Wort Scharmutziren ist davon abgeleitet und in das Italienische (scaramuzzire) übergetragen worden, woraus sich der Schluß ziehen läßt, daß die deutsche Benennung zuerst in den Kämpfen der Deutschen in Italien gebräuchlich wurde. Die gleichzeitig dort kämpfenden französischen Truppen nahmen wiederum die italienische Bezeichnung für solche Klopffechtereien der Condottieriehaufen an, woraus das Wort Escarmouche entstand. Pz.

Scharnhorst, Gebhard David von, wurde im Jahre 1756 auf dem kleinen Pachtgute Hämelsee im Hannöverschen von bürgerlichen Eltern geboren und empfing eine nur dürftige Erziehung. — Die Erzählungen eines invaliden Unterofficiers, so wie einige Schriften über den siebenjährigen Krieg, die er beim Pastor des Orts vorfand, erweckten in ihm die Lust zum Soldaten, und da in dieser Zeit gerade die Vermögensverhältnisse seines Vaters sich besserten, so willfahrte dieser dem dringenden Wunsche des Sohnes, und erlangte vom Grafen Schaumburg-Lippe-Bückeburg die Erlaubniß zur Aufnahme desselben in die von dem Grafen errichtete Militairschule auf dem Wilhelmsstein. — Hier bildete er sich schnell in den neuern Sprachen, der Geschichte und den Kriegswissenschaften aus, und wurde im Jahre 1777, nach dem Tode des Grafen, als Fähnrich im hannöverschen Reiterregiment des Generals von Estorf angestellt. Im Jahre 1780 ward er Lieutenant der Artillerie, bald darauf als Lehrer in der damals errichteten Kriegsschule des Landes angestellt und empfing 1792 eine Compagnie reitender Artillerie. Während der Jahre 1793, 94 und 95 machte er die Feldzüge in Flandern und Holland in der alliirten Armee mit, und befand sich bei dem General von Hammerstein als erster General-Stabs-Officier, als dieser 1794 Menin vertheidigte, und sich mit der Garnison durch einen 10fach stärkeren Feind durchschlug. Das Hauptverdienst des Gelingens dieses kühnen Unternehmens gehörte zum großen Theil dem Hauptmann Scharnhorst an.

Nach dem Kriege bis zum Oberstlieutenant befördert, und mit vielen literarisch militairischen Arbeiten beschäftigt, vertauschte S. im J. 1801 auf Anrathen des Herzogs Karl von Braunschweig, (welcher später bei Auerstädt blieb) den hannöverschen Dienst mit dem preußischen und wurde in seinem Grade bei der Artillerie angestellt, doch später als Generalquartiermeisterlieutenant zum Generalstab versetzt. — In dem Zeitraum von 1802 bis 1806 war seine Thätigkeit hauptsächlich auf den Unterricht der Infan-

Eintheilung der Mannschaft, so wie oben angegeben wurde, zu vergrößern suchen, um auf diese Weise eine größere Lagerfläche zu gewinnen; wenn aber dieses nicht anwendbar oder ausführbar wäre, so ist es nie rathsam ein sich selbst überlassenes Werk zu erbauen, welches seiner Besatzung den nöthigen Lagerraum nicht gewähren kann. — Schließlich kann hier noch über die Größenbestimmung der Feldwerke angeführt werden, daß die einfachsten Fleschen und Lünetten, für kleinere Besatzungen als 50 M. selten erbaut werden; daß für die leichten Feldredouten 300—450 M. genügen, und daß die Besatzungen von Sternschanzen, bei allen schnellen Feldanlagen, selten mehr als 400 bis 600 Mann erhalten können.

(Detaillirter abgehandelt findet man diese Gegenstände in Peschel's Kriegsbaukunst im Felde, Dresden 1832.) P.

Schänzel, kahle Bergkuppe auf dem Kamme der Vogesen, eine Meile westlich von Edenkoben, Städtchen in Rheinbaiern, an der Straße von Landau nach Neustadt a. d. Hart, am östlichen Abhange des Gebirges.

Gefechte an beiden Orten, den 13. Juli 1794.

Der mißlungene Offensivversuch am 2. Juli (s. Schweigenheim) hatte die Franzosen nicht entmuthigt, und die Unthätigkeit ihrer Gegner ließ vermuthen, daß ein zweiter und besser eingeleiteter Angriff zum erwünschten Ziele führen werde. Die bei der Rhein- und Moselarmee anwesenden Conventscommissarien drangen aber mit solcher Heftigkeit in die beiden Obergenerale Michaud und Moreaux, daß der zweite allgemeine Angriff schon auf den 13. Juli festgesetzt wurde, obgleich eine von der Alpenarmee erwartete Verstärkung von 10,000 M. Infanterie vor dem 14. Juli nicht eintreffen konnte, und ohne dieselbe das Machtverhältniß der Franzosen auf diesem Kriegsschauplatze keineswegs überwiegend betrachtet werden konnte. Nur durch zweckmäßige Verwendung der Streitkräfte zwischen dem Rheine und der Saar wurde es möglich, die durch eine weitläufige Postirung zu kräftigem Widerstande unvermögenden Verbündeten auf einzelnen Puncten zu überwältigen, ihre innere Verbindung zu unterbrechen u. sie dadurch zum Rückzuge zu bewegen. Die in der Ebene bei Schweigenheim gemachten Erfahrungen lehrten aber deutlich, daß man den Sieg dießmal im Gebirge suchen müsse, wo die französ. Infanterie bei gleicher Stärke fast immer mit Vortheil gekämpft hatte. Gen. Gouvion St. Cyr war gleich Anfangs dieser Meinung gewesen, und wurde nun beauftragt den Angriffsplan zu zu entwerfen, welcher in Folgendem bestand.

Die am Waldsaume bei Germersheim stehende Division Desaix, sollte durch Demonstrationen gegen Schweigenheim den Fürsten Hohenlohe-Kirchberg beschäftigen, die Division Gouvion St. Cyr, von den Brigaden Desgranges und Siscé unterstützt (zusammen 24 Bat., 18 Schwad.) sollte den Erbprinzen Hohenlohe angreifen, welcher die Stellung auf dem Schänzel, bei Roth und Edenkoben mit 16 Bat., 35 Schwad. besetzt hielt; gegen die Stellungen bei Trippstadt und Johanneskreuz wurde die Division Taponier geschickt, die Divisionen Ambert und Renauld rückten über Zweibrücken und Homburg vor, und hatten Befehl gegen Kaiserslautern zu marschiren. Die Hauptabsicht ging dahin, den Erbprinzen von Kaiserslautern abzuschneiden. Die gesammten Streitkräfte der Franzosen beliefen sich auf 75,000 Mann, welche 80,000 M. aus einer Stellung vertreiben sollten, die eine Ausdehnung von 10 deutschen Meilen hatte. — Da der Obergeneral Michaud, aus übergroßer Nachgiebigkeit gegen Desaix, die Division Vachot seit dem Gefecht bei Schweigenheim in der dortigen Gegend gelassen hatte, konnte Gouvion St. Cyr den Erbprinzen bei Edenkoben nicht eher angreifen, als

bis das Schänzel erobert war, woran sich dessen rechte Flanke stützte. Die Generale Desgranges und Siscé erhielten also Befehl, den Angriff auf jenen Posten sobald als möglich zu beginnen. Der Erfolg schien kaum zweifelhaft, indem man auf diesem Puncte doppelt so stark war. Die beiden Brigaden, jede zu 4 Bat., setzten sich den 13. am frühen Morgen in Marsch, gleichzeitig brach auch die Division St. Cyr. aus ihrem Lager bei Waldheim auf, und marschirte gegen Edenkoben. Die preuß. Vorposten wurden aus Edesheim geworfen, und dann hinter dem Bache bei diesem Dorfe Stellung genommen. St. Cyr ließ hier Laufbrücken über den Bach bauen, um schnell zum Angriff übergehen zu können, sobald das Schänzel erobert sei. Damit ging es jedoch nicht so schnell. — Die Stellung auf dem Schänzel hatte seit dem 30jährigen Kriege eine militärische Berühmtheit erhalten, vertheidigte die wenigen Fahrwege, welche von Trippstadt nach Edenkoben führen, war verschanzt und mit 4½ Bat. und 9 Kanonen besetzt worden. Gen. Pfau führte hier den Oberbefehl, seine Truppen mußten jedoch auf mehrere Puncte vertheilt werden, um die Zugänge zu sperren. Gegen Mittag erschien die Brigade Desgranges und schritt zum Angriff, der aber abgeschlagen wurde. Da Desgranges jeden Augenblick die Ankunft der Brigade Siscé erwartete, wollte er bis dahin seine Truppen nicht nutzlos dem Geschützfeuer aussetzen, und begnügte sich, ein lebhaftes Tirailleurfeuer zu unterhalten. Darüber vergingen jedoch mehrere Stunden, denn von Siscé war immer noch nichts zu sehen. Dieser hatte sich, ungeachtet einer Tags zuvor unternommenen Recognoscirung — in dem waldigen Gebirge verirrt, wurde außerdem durch ein preuß. Bataillon aufgehalten, und kam erst gegen 5 Uhr Nachmittags auf den Platz. — Sowohl der Erbprinz als St. Cyr waren über den Ausgang des Gefechts auf dem Schänzel in banger Sorge gewesen; Ersterer hatte den General Schladen mit 2 Bat. und 2 Kanonen zur Verstärkung dahin abgehen lassen; Letzterer ließ die Brigade Girard gegen das auf dem Abhange liegende Dorf Rhodt rücken, die preuß. Infanterie von da vertreiben, und hierauf den Obersten Gazan mit 2 Bat. den Blöbersberg hinansteigen, von wo aus die Stellung auf dem Schänzel in der linken Flanke umgangen werden konnte. Schladen kam zuerst an, denn seine Truppen waren schon am Vormittage aufgebrochen, mußten aber einen großen Umweg machen und waren ganz erschöpft. Gleich darauf rückte auch die Brigade Siscé an, welche sich aber in keinem besseren Zustande befand. Vielleicht würde es den Preußen gelungen sein, sich bis zum Abend zu behaupten, wenn nicht das unerwartete Erscheinen des Obersten Gazan im Rücken der Preußen einen höchst nachtheiligen Eindruck auf die Vertheidiger der hinten offnen Schanzen gemacht hätte. Die Franzosen griffen nunmehr mit großem Ungestüm von drei Seiten an, und waren bei ihrer doppelten Ueberlegenheit bald Meister der ganzen Stellung. Vergeblich bemühten sich die Generale Pfau, Schladen und Voß ihre fliehenden Truppen zu sammeln und wenigstens die Geschütze zu retten, Pfau starb den Heldentod, die übrigen höheren Befehlshaber waren meist verwundet und wurden mit fortgerissen. Alles floh gegen St. Martin und Lambrecht, nur das Grenadierbataillon Bork blieb in Masse, schlug sich durch die beiden Bat. Gazan's, und kam auf dem kürzesten Wege nach Edenkoben.

Hier war inzwischen wenig von Bedeutung vorgefallen, außer daß der General Laboissiere durch die Unvorsichtigkeit des Obersten Ferveur in die Hände der Preußen fiel. Letzterer befehligte die Artillerie, hatte am Morgen die Cavalerie Blücher's einige Male sehr wirksam beschossen, und

glaubte auch ſpäter große Dinge ausführen zu können. Er ging deßhalb ohne Befehl mit einigen Geſchützen durch Edesheim, um die jenſeits in einer flachen Vertiefung ſtehende preuß. Cavalerie aufs Neue zu beſchießen, wurde aber von Blücher's Huſaren angegriffen, und mit dem Gen. Laboiſſiere, welcher vor ihm mit einer Schwadron hierher geritten war, das Terrain zu beſichtigen, gefangen. Die Preußen eroberten einige Geſchütze, ſuchten durch Edesheim zu dringen, wurden aber durch ein am Eingange des Dorfes hinter einer Gartenmauer ſtehendes Bataillon zum Umkehren gezwungen. St. Cyr's Ankunft ſtellte die Ordnung bald wieder her. Ein ſpäter erfolgender Angriff des Erbprinzen auf die Brigade Girard hatte die Räumung von Rhodt zur Folge. Die Franzoſen begnügten ſich ihre erſte Stellung zu behaupten, da der Verluſt des Schänzel die Preußen bald zum völligen Rückzug veranlaſſen mußte, der auch am andern Morgen angetreten wurde. Auf dem Schänzel verloren die Preußen 30 Officiere, 500 Mann und alle Geſchütze; dagegen hatten ſie bei Edesheim 3 Geſchütze erobert und den Platz behauptet. Der franzöſiſche Verluſt wird zu 300 M. angegeben. Deſſenungeachtet mußte die ganze Armee Möllendorf's den Rückzug antreten, weil auch bei Trippſtadt (ſ. d.) die Franzoſen Sieger geblieben waren. Fürſt Hohenlohe-Kirchberg ging nach Mannheim zurück. (Quellen wie bei Kaiſerslautern; in St. Cyr's Memoiren befindet ſich ein großer Plan des ganzen Kampfplatzes.) Pz.

Schanzkörbe, ſind hohle von Reißig wie Körbe geflochtene Cylinder. Ihre Größe iſt verſchieden, ihre Höhe jedoch ſtets größer, als ihr Durchmeſſer. Die üblichſten Arten ſind: die kleinen Schanzkörbe oder Sappenkörbe, 3 F. hoch und 2 F. weit, die mittlen Schanzkörbe, 4 F. hoch und 3 F. weit, und die großen Schanzkörbe oder Rollkörbe, von 6—7 F. Höhe und 3—4 F. Weite. Sie ſind in der Befeſtigungskunſt ein ſehr vielfach brauchbares Material, theils als Verkleidemittel, theils aber auch als Deckmittel. Sie müſſen, wenn ſie ſich zu dieſen Zwecken gehörig eignen ſollen, recht gerade, mit parallelen Wänden und ſo dicht geflochten ſein, daß ſie keine Erde durchfallen laſſen. Ihre Anfertigung geſchieht auf folgende Weiſe: Zu den kleinen Schanzkörben werden 7—9 Stück, etwa 1½—2 Z. ſtarke gegen 3½ F. lange, zu den mittlen 9 oder 11, 2 Z. ſtarke, gegen 4½ F. lange, und zu den großen auch 9 oder 11, 2½—3 Z. ſtarke und 7—8 F. lange, an einem Ende zugeſpitzte Pfähle, auf der Peripherie des Kreiſes, die der Schanzkorb erhalten ſoll, in gleichem Abſtande, feſt und gleich tief eingeſchlagen. Um dieſes regelmäßige Schlagen des Pfahlgerippes zu erleichtern, dient ein ſogenanntes Leerbret, gewöhnlich eine aus Bretern verfertigte kreisrunde Scheibe vom Durchmeſſer des Schanzkorbes, auf deren Peripherie ſo viel kleine, gleich weit von einander entfernte halbrunde Ausſchnitte angebracht ſind, als der Korb Pfähle bekommen ſoll, wodurch jedem Pfahle ſein Platz in der Peripherie angewieſen wird. Ein ſolches Leerbret wird nun auf eine ebene Terrainſtelle gelegt und nachher die Pfähle nach den Einſchnitten ſo eingeſchlagen, daß ſie ſich ſämmtlich mit ihren Köpfen etwas gegen den Mittelpunct des Kreiſes neigen. Hierauf wird die Leere vom Boden bis an die obern Enden der Pfähle heraufgezogen, wo es von ſelbſt durch das Klemmen derſelben feſtgehalten wird und wobei ſie ſämmtlich vertikal und parallel zu ſtehen kommen. Jetzt wird ſogleich unter dem Leerbrete ein ungefähr 4 Z. breiter Kranz von dünnem Reißig geflochten und mit Wieden gebunden (ſ. Wieden und Flechtwerk), wodurch die Pfähle in ihrer parallelen Lage erhalten werden, und wo alsdann das Leerbret zum Schlagen neuer Schanzkorbgerippe an-

bereit gebraucht werden kann. Ein ganz gleicher Kranz wird nun auch wie oben auf dem Boden ausgeführt und nachher das eigentliche Ausflechten des Korbes begonnen. Dabei hat man Rücksicht zu nehmen, daß immer mit den starken Enden der Ruthen das Flechten angefangen wird, indem man sie inwendig an einem Pfahl anlegt, und damit die Rippen abwechselnd auswendig und inwendig überflicht, bis die Spitze der Ruthe wieder nach innen eingelegt werden kann. Bei jeder neuen Ruthe rückt man mit dem Anfangende um einen Pfahl weiter und verfährt dann übrigens wie eben beschrieben. Hat man auf diese Weise ungefähr die halbe, und bei den großen Schanzkörben den 3. Theil derselben ausgeflochten, so tritt ein Mann das Geflechte behutsam mit einem Fuße zwischen den Rippen zusammen, und der obere Kranz wird nun mittelst der Handschlägel allmälig auf dem Geflechte heruntergetrieben, wodurch dieses jetzt fest zusammengehalten wird. Die obere Hälfte, oder bei großen Körben das nächste Drittheil, wird nun nach der entgegengesetzten Richtung ausgeflochten, um zu verhindern, daß sich die Pfähle nach einer Seite drehen. Wenn man auf diese Weise mit dem Geflechte die erforderliche Höhe erreicht hat, bildet man aus den obern Ruthenschichten, damit diese nicht über die Pfahlenden abgleiten können, noch den obern Kranz. — In Ermangelung eines Leerbretes kann man sich auch eines Reifs vom Durchmesser des Schanzkorbes bedienen, auf dessen Umfange man die Stellen zum Einschlagen der Pfähle bezeichnet hat. Hierbei wird aber der erste Kranz auf dem Boden geflochten, und dieser alsdann, anstatt des Leerbretes, bis an die Pfahlköpfe langsam und von allen Seiten gleichförmig heraufgeschoben. Das übrige Verfahren ist dann wieder dasselbe. Ist der Schanzkorb fertig geflochten, so gräbt man die eingeschlagenen Pfahlspitzen mit einem Grabscheite ringsum aus, und putzt die vorstehenden Aestchen, inwendig und äußerlich mit einem scharfen Faschinenmesser ab. Sollen die großen Schanzkörbe zum Behuf der Sappenarbeit (s. d.) als Rollkörbe dienen, wo sie mit Wolle, Viehhaaren, Moos ꝛc. ausgestopft werden, so erhalten sie auf beiden Seiten einen Boden von Flechtwerk, der nach der Füllung des Korbes mit Wieden daran festgebunden wird. Die vorstehenden Pfahlspitzen werden in diesem Falle abgesägt. — Die zur Fertigung der Schanzkörbe dienenden Arbeiterabtheilungen bestehen aus 4 Mann, wovon 1 Mann zum Zutragen des Reißigs und Wiedenaussuchen, 1 Mann zum Wiedendrehen und die übrigen 2 Mann zum Flechten dienen. An Handwerkzeug ist für eine solche Schanzkorbbrigade erforderlich: 1 Leerbret, oder in Ermangelung desselben, ein Reif — wie oben angeführt. — 1 Maßstab, 2 Faschinenmesser, 1 Handbeil und 1 Handschlägel. Ueberdieß auf 2—3 Brigaden 1 Grabscheit, 1 Stieglitz und einige Bleischlägel, die beiden letztern Werkzeuge vorzüglich nur dann, wenn große Körbe geflochten werden. Das Reißig zu Schanzkörben muß recht biegsam und darf deßhalb auch nicht zu stark sein. Am besten lassen sich Weiden- und Birkenruthen, und in Ermangelung ihrer schlanke Fichten- und Tannenzweige dazu verwenden. Diese Ruthen müssen wenigstens in den ersten 20 Tagen, nachdem sie gehauen sind, verarbeitet werden, außerdem verlieren sie zu viel an Biegsamkeit. Zum Theil kann man ihnen diese wieder verschaffen, wenn man sie 24 Stunden ins Wasser legt, aber dann darf man sie nicht wieder trocken werden lassen, weil sie sonst noch mehr als vorher brechen. Um den ungefähren Ueberschlag über das zu einer gewissen Anzahl Körbe nöthige Reißig machen zu können, nimmt man an, daß ein vierspänniges mittelmäßig geladenes Fuder Fichtenreißig für 8 Stück kleine, ungefähr 5 Stück mittle oder 2 bis 3 Stück große Schanzkörbe, und ein zweispänniges Fuder Weiden-

reißig, für 16 Stück kleine Körbe hinreicht. Ein kleiner Korb von Fichtenholz, noch nicht ausgetrocknet, wiegt ungefähr 85 Pf., ausgetrocknet 50—60 Pf.; ein kleiner Schanzkorb von Weidenholz hat grün 80 Pf. und ausgetrocknet 50 bis 55 Pf. Gewicht. Ist die Mannschaft im Flechten der Körbe geübt, so kann 1 kleiner Korb von Fichtenholz in ½ Stunde, 1 mittler in ¾ Stunden und 1 großer in 3—4 Stunden vollendet werden. Größtentheils muß man aber noch etwas mehr Zeit darauf rechnen, wenn die Körbe gut und dauerhaft ausfallen sollen. Die kleinen Schanzkörbe, oder sogenannten Sappenkörbe werden bei Belagerungen vorzüglich zu den Sappenarbeiten (s. d.) zunächst als Deckmittel gegen Flintenfeuer, dann als Verkleidung der Transcheebrustwehr gebraucht. Eben so werden sie auch dort zum Theil zur Verkleidung von Batteriebrustwehren, zur Verkleidung von Traversen ꝛc. angewendet. Bei Feldbefestigungen benutzt man sie häufig, um Bankgeschütze und dessen Bedienung noch mehr zu decken, indem man sie auf die Brustwehrkrone stellt und mit Erde füllt (s. Bank). — Die mittlen Schanzkörbe werden vorzüglich zur Verkleidung der Backen der Erdschießscharten, wenn sie 4 F. tief eingeschnitten, verwendet, bei geringerer Tiefe kann man auch die kleinen Schanzkörbe dazu benutzen, so wie überhaupt Schanzkörbe das empfehlenswertheste Bekleidematerial für neuangelegte Erdscharten sind (s. Schießscharten). — Die großen Schanzkörbe werden hauptsächlich bei den Sappenarbeiten der Belagerungen als Rollkörbe zur Deckung der Sappenspitzen benutzt (s. Sappenarbeit). Außerdem gebraucht man sie auch bisweilen zur Formirung von Traversen und selbst von Batteriebrustwehren, wo sie dann wie die kleinen Schanzkörbe mit Erde ausgefüllt werden. — (Vergl. Aster, die Lehre vom Festungskriege. Dresden 1835. — Dessen Unterricht für Pionier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineurunterofficiere, Dresden 1837. — Handbuch des Pionierdienstes. Zweiter Theil: Technischer Dienst des Pioniers. Glogau 1835 und 1836.)

P.

Schanzpfähle, siehe Palliſaden.

Schanzzeug. Hierunter versteht man die verschiedenen Werkzeuge und Geräthschaften, die in der Befestigungskunst zum Ausführen der Erdarbeiten gebraucht werden. Es gehören dazu Spaten, Schaufel, Hacken, Spitzhauen, Beile und Erdrammen oder Erdstampfen. Wo die Erde weiter zu transportiren ist, als sie mit der Schaufel geworfen werden kann, bedient man sich dazu am vortheilhaftesten der Schubkarren. Außer diesen zu dem eigentlichen Erdbau erforderlichen Werkzeugen, sind auch noch besondere Requisiten für das Ausstecken und Traciren der Befestigungen, so wie für die Anfertigung der Verkleidematerialien und für das Verkleiden selbst, erforderlich. Diese Gegenstände findet man in den Art. Schanzbau, Faschinen, Faschinenbekleidung, Flechtwerk, Schanzkörbe, Plackarbeit und Rasen, mit angeführt. Alles dieses verschiedene Schanzgeräth ist ein nothwendiges Requisit für eine wohl ausgerüstete Armee. Beim Belagerungskriege ist hiervon ein vollständiger Bedarf unerläßlich nöthig, welcher dem Belagerungscorps auf besondern Schanzzeugwagen nachgeschafft werden muß. Für den Feldkrieg ist dasselbe aber auch ebenfalls unentbehrlich, theils um etwa nöthige Befestigungen anzulegen, theils um Brücken- oder Wegebaue auszuführen. Mit dem nothwendigsten Bedarf sind die Pioniere versehen, außerdem aber soll der Park noch besondere Schanzzeugwagen mit sich führen. Da bei der jetzt so beschleunigten Kriegführung aber, wo dem Feind zur Anlage nöthiger Befestigungen gewöhnlich nur Stunden, selten Tage vergönnt, und wo das wenige von den Pionieren

mitgeführte Schanzgeräth nicht ausreichen kann, um Befeſtigungen, wenn auch nur von mäßiger Größe, auszuführen, wird der augenblickliche Mangel an Schanzzeug oft höchſt nachtheilig; denn ehe die bei der Reſerve befindlichen Schanzzeugwagen herankommen, oder ehe man den Bedarf von den nächſten Ortſchaften zuſammentreiben läßt, wobei der Erfolg oft noch zweifelhaft bleibt, iſt die wenige Zeit ſchon verſtrichen und der Feind zum Angriffe in Bereitſchaft. Ein ſolcher ſich ſchon oft gezeigter Mangel dieſes nöthigen Kriegsmaterials hat in den neuern Kriegen entſchieden nachtheilig auf die Ausübung der Feldbefeſtigungen der bedrohteſten oder ſchwächſten Puncte, wo Stellungen vernachläſſigt wurden oder unterbleiben mußten, gewirkt. P.

Scharfe Metze, ſiehe Geſchütz.

Scharfe Tindlein, ſiehe Geſchütz.

Scharfſchützen, ſiehe Büchſenſchützen.

Scharmützel, ein Gefecht von kurzer Dauer zwiſchen kleinen entſendeten Heerabtheilungen, wodurch gewöhnlich nichts entſchieden wird. Das Wort Scharmuziren iſt davon abgeleitet und in das Italieniſche (scaramuzzire) übergetragen worden, woraus ſich der Schluß ziehen läßt, daß die deutſche Benennung zuerſt in den Kämpfen der Deutſchen in Italien gebräuchlich wurde. Die gleichzeitig dort kämpfenden franzöſiſchen Truppen nahmen wiederum die italieniſche Bezeichnung für ſolche Klopffechtereien der Condottieriehaufen an, woraus das Wort Escarmouche entſtand. Pz.

Scharnhorſt, Gebhard David von, wurde im Jahre 1756 auf dem kleinen Pachtgute Hämelſee im Hannöverſchen von bürgerlichen Eltern geboren und empfing eine nur dürftige Erziehung. — Die Erzählungen eines invaliden Unterofficiers, ſo wie einige Schriften über den ſiebenjährigen Krieg, die er beim Paſtor des Orts vorfand, erweckten in ihm die Luſt zum Soldaten, und da in dieſer Zeit gerade die Vermögensverhältniſſe ſeines Vaters ſich beſſerten, ſo willfahrte dieſer dem dringenden Wunſche des Sohnes, und erlangte vom Grafen Schaumburg-Lippe-Bückeburg die Erlaubniß zur Aufnahme deſſelben in die von dem Grafen errichtete Militairſchule auf dem Wilhelmsſtein. — Hier bildete er ſich ſchnell in den neuern Sprachen, der Geſchichte und den Kriegswiſſenſchaften aus, und wurde im Jahre 1777, nach dem Tode des Grafen, als Fähnrich im hannöverſchen Reiterregiment des Generals von Eſtorf angeſtellt. Im Jahre 1780 ward er Lieutenant der Artillerie, bald darauf als Lehrer in der damals errichteten Kriegsſchule des Landes angeſtellt und empfing 1792 eine Compagnie reitender Artillerie. Während der Jahre 1793, 94 und 95 machte er die Feldzüge in Flandern und Holland in der alliirten Armee mit, und befand ſich bei dem General von Hammerſtein als erſter General-Stabs-Officier, als dieſer 1794 Menin vertheidigte, und ſich mit der Garniſon durch einen 10fach ſtärkeren Feind durchſchlug. Das Hauptverdienſt des Gelingens dieſes kühnen Unternehmens gehörte zum großen Theil dem Hauptmann Scharnhorſt an.

Nach dem Kriege bis zum Oberſtlieutenant befördert, und mit vielen literariſch militairiſchen Arbeiten beſchäftigt, vertauſchte S. im J. 1801 auf Anrathen des Herzogs Karl von Braunſchweig, (welcher ſpäter bei Auerſtädt blieb) den hannöverſchen Dienſt mit dem preußiſchen und wurde in ſeinem Grade bei der Artillerie angeſtellt, doch ſpäter als Generalquartiermeiſterlieutenant zum Generalſtab verſetzt. — In dem Zeitraum von 1802 bis 1806 war ſeine Thätigkeit hauptſächlich auf den Unterricht der Infan-

terie- und Cavalerieofficiere gerichtet, indem er die von Friedrich dem Großen in Berlin zu dieſem Zwecke gegründete Anſtalt zu einer Akademie erhob, und daſelbſt den eigentlichen Krieg lehrte, wobei er ſich das große Verdienſt erwarb, die durch die Revolutionskriege herbeigeführte und durch Napoleon ausgebildete neue Kriegsart im preußiſchen Heere ſchnell zu verbreiten. — Im Jahr 1806 wurde er als Oberſt und Chef des Generalſtabes dem Herzog von Braunſchweig zugetheilt. Der Plan, mitten durch den thüringer Wald hindurch über die franzöſiſchen Quartiere in Fronten herzufallen, rührt zum Theil von ihm her. — Obgleich in der Schlacht bei Auerſtädt in der linken Seite verwundet, ſchloß er ſich doch der durch den Generallieutenant von Blücher geführten Arrièregarde an, leitete deren Bewegungen und machte ſo den ehrenvollen Rückzug Blüchers nach Lübeck mit. — Nach Blücher's und ſeiner eigenen Gefangennahme in Lübeck, und der darauf erfolgten Auswechſelung beider begab ſich S. zur See nach Preußen, wo ihn der König zum Generalquartiermeiſter der Armee ernannte, welche der Generallieutenant von Leſtocq befehligte. Nach dem Tilſiter Frieden wurde er zum General und bei der eintretenden Umgeſtaltung der Armee zum Chef der Reorganiſationscommiſſion befördert. — Mit dieſem Zeitpunct beginnt die hohe Bedeutſamkeit, welche der General von S. auf die großen Ereigniſſe der Jahre 1813 und 14 gehabt hat. Mit vollem Rechte iſt er als der Mittelpunct jenes Nationalwiderſtandes anzuſehen, und von dem Verdienſte der Wiederherſtellung des preußiſchen Staates, ja ſogar der Befreiung Deutſchlands, gebührt ihm unbezweifelt ein ſehr großer Theil. — Er fand die Armee nach dem Tilſiter Frieden auf 40,000 M. reducirt, und den Staat unter dem Drucke Napoleon's darniederliegend; es galt hier nichts weniger, als die Bekämpfung eines Gegners, deſſen Genie die Kriegskunſt gänzlich umgeſtaltet hatte und der in unumſchränkter Macht über unerſchöpfliche Hilfsquellen verfügte. Von dieſem Geſichtspuncte ausgehend, waren die Hauptzwecke, welche ſich S. bei der Reorganiſation der Armee vorſetzte, folgende: 1) Veredlung der Beſtandtheile der Armee. Dahin gehört, die Abſchaffung der Werbung von Ausländern, und die Annäherung an die Verpflichtung jedes Landeskindes zum Kriegsdienſte; die Abſchaffung körperlicher Strafen; die Einrichtung guter militair. Bildungsanſtalten. — 2) Das Hervorziehen derjenigen Officiere, welche zur Führung größerer Abtheilungen ſich vorzugsweiſe eigneten, ohne Berückſichtigung ihres Dienſtalters. — 3) Veränderte Eintheilung und Bewaffnung der Armee, und Einführung anderer der neuen Kriegskunſt angemeſſenen Uebungen. — Unter ſeinen weiſen Rathſchlägen erhob ſich die preußiſche Armee ſehr bald mit friſcherem Geiſte. — In Kurzem ſchuf er, ohne auffallende Mittel, bei aller hindernden Wachſamkeit der Franzoſen, ein dreimal größeres Heer, als die ſtehende Armee damals betrug, indem er nach 3monatlichem Dienſt bei der Fahne die ausgebildeten Rekruten durch andere erſetzen ließ; die Feſtungen wurden hergeſtellt, Waffen angeſchafft, und endlich die Idee einer allgemeinen Landwehr, nach dem Beiſpiele Oeſtreichs, vorbereitet und unter dem Volke verbreitet und genährt. — Er war während dieſer Zeit an die Spitze des Kriegsdepartements geſtellt, ohne den Namen eines Kriegsminiſters zu führen, und verblieb in dieſer Stellung bis zum Jahre 1810. Obgleich es ihm bis dahin gelungen war, durch taktvolles, tief verſchloſſenes Weſen den Verdacht der Franzoſen in Bezug auf ſeine Abſichten und Wirkſamkeit zu täuſchen, ſo hielt er es doch nun für nöthig von der öffentlichen Bühne abzutreten, um einem jedenfalls zu erwartenden Antrage der Franzoſen, ihn zu entfernen, vorzubeugen. Er zog ſich ſcheinbar freiwillig zurück, behielt

aber eine immer noch bedeutende Wirksamkeit, indem die Armirungsangelegenheiten seiner Entscheidung überlassen blieben. Auch unternahm er im Sommer 1811 Reisen nach Wien und Petersburg, wahrscheinlich um sich zu vergewissern, ob ein Widerstand von Seiten Preußens mit Vernunft einzuleiten sein dürfte.

Der Erfolg dieser Reisen scheint weder unbedingt seine Hoffnungen genährt, noch sie zertrümmert zu haben, denn erst im Frühjahr 1812 schloß Preußen jene Alliance mit Frankreich. — S. zog sich nun nach Schlesien zurück und nahm an den Begebenheiten nicht eher wieder Theil, als bis die Russen an der Grenze Schlesiens erschienen. Sobald der König in Breslau eingetroffen war, hatte er den General S. zu sich berufen, und so finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1813 abermals in der einflußreichsten Thätigkeit, denn er war es, der durch seinen Einfluß und Eifer die Schilderhebung Preußens gegen die Franzosen beschleunigte. Zunächst beförderte er den Abschluß des Tractats mit Rußland, den er in Kalisch mit dem Kaiser Alexander zu Stande brachte und im April 1813 hatte Preußen bereits aus den nach dem russischen Feldzuge übrig gebliebenen 30,000 Mann eine Macht von 70—80,000 Mann gebildet, welche im Verein mit der gleich starken russischen Streitmacht, nach den Schlachten bei Görschen u. Bautzen, einen Waffenstillstand erzwangen, durch welchen Preußen Zeit gewann, die Einrichtung seiner Landwehr zu betreiben. — Diese war aber das Resultat der Bestrebungen und mühevollsten Arbeiten des Generals Scharnhorst gewesen.

In dem nun ausbrechenden Kampfe wurde S. als Generallieutenant und Chef des Generalstabes der schlesischen Armee zugetheilt, und ging mit dieser nach Sachsen. Er war es wieder hauptsächlich, der die Verbindung und Einheit der Operationen herbeiführte, die bei dem Mangel eines Oberbefehlshabers unter zwei Armeen so leicht fehlen konnte. In der Schlacht bei Gr. Görschen wurde er Abends 7 Uhr durch eine Kleingewehrkugel am linken Beine verwundet. Da er bei der Armee als Officier im Augenblick nicht nützlich sein konnte, seine Wunde aber nicht für gefährlich hielt, so wollte er nach Wien sich begeben, um die Kriegsangelegenheiten dort zu betreiben, starb jedoch unterwegs in Prag am 28. Juni 1813, allgemein angesehen als der Schwerpunct des politischen Widerstandes, als der Keim des lebendigsten Bildungsprincips Preußens in seinem Kampf für die Erhaltung seiner Nationalität. — Der eben so geistreich als scharf beobachtende General von Clausewitz schildert Scharnhorst als einen Mann von ruhigem, nicht gerade beweglichem, aber höchst durchdringendem Verstande, welcher stets eine kerngesunde Idee erzeugte. Ganz entsprechend diesem Verstande war ein sehr klares Vorstellungsvermögen, doch stand ihm keine glänzende Phantasie zur Seite. Er besaß eine vollständige Unabhängigkeit der Meinung, und liebte es, das wirkliche Leben prüfend zu betrachten, um zugleich in consequenter Fortentwickelung der Vergangenheit und der Gegenwart die Zukunft gebären zu helfen. Nur ein solcher Verstand ist dem politischen Leben und der Kriegskunst entsprechend. Die Speculation, welche in der Phantasie mehr oder weniger wurzelt, verkennt oder überflügelt oft den trägen Gang der Entwickelung in der Erscheinung. — Mit den glänzenden Anlagen seines Kopfes gingen die seines Charakters Hand in Hand. Er liebte eine große Wirksamkeit um ihrer selbst willen; es war ihm dies der Stempel des Mannes. Erwägt man nun den Gang seines Geschicks, wie er ein Fremdling im Lande und Heere, ohne die gefällige Sitte der Höfe, dazu gelangte, der Rathgeber eines Monarchen zu werden, und von diesem

Standpuncte aus eine Hauptveränderung mit dem Heere vorzunehmen, u. zu einer Zeit, wo faſt alles an unbedingte Hingebung dachte, in der Stille die Mittel zu einem rieſenhaften Widerſtande vorbereitete — ſo wird man einſehen müſſen, daß dieſer Charakter eben ſo großartig als kühn und eiſenfeſt geweſen. — Dieſer Feſtigkeit des Vorſatzes und Stärke des Willens ſtand eine tiefe Verſchloſſenheit zur Seite. Weder Aufwallung noch Leidenſchaft, noch Eitelkeit vermochten ihn jemals ſich untreu zu werden. — Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten iſt vor allen zu nennen: Handbuch für Officiere in den anwendbaren Theilen der Kriegswiſſenſchaften, 3. Theil 1787. Der 1. Theil enthält die Artillerie, der 2. die Feldverſchanzungen, der 3. die Elementartaktik der Infanterie und Cavalerie. Es war anfänglich nur zum Lehrbuch in der hannöverſchen Armee beſtimmt, 1817—1820 erhielt es durch den General v. Hoyer eine neue Auflage und ward mit einem 4. Theil der angewandten Taktik vermehrt. Das Werk gehört zu den klaſſiſchen der Militairliteratur. Dann von Scharnhorſt: Ueber die Wirkung des Feuergewehres (vielmehr des Geſchützes) 1813 gibt auf Erfahrung gegründete Bemerkungen. In den Jahren 1785—87 erſchien von ihm „Bibliothek für Officiere" vier Stücke, und noch bleibt zu erwähnen die von ihm redigirte militairiſche Monatsſchrift. — Scharnhorſt's irdiſche Ueberreſte ruheten viele Jahre hindurch auf dem Militairkirchhof zu Prag, ſpäter wurden ſie auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin beigeſetzt. Hier ſchmückt das Grab ein ſchönes Denkmal, welches durch die künſtleriſche Hand des Bildhauers Tieck aus dem Ergebniß geſammelter Beiträge errichtet wurde. Eben ſo ſehr aber als durch jenes Denkmal, iſt ſein Andenken der Nachwelt durch die Bilsäule aufbewahrt, welche der König Friedrich Wilhelm dem ruhmvoll Verſtorben 1822 durch Rauch's Meiſterhand errichten ließ. — (Vgl. über das Leben u. den Charakter v. Scharnhorſt. Aus dem Nachlaſſe des Generals von Clauſewitz beſonders abgedruckt, aber auch in der hiſtor. polit. Zeitſchrift von Leopold. Berlin 1832. — v. Boyen (königl. preuß. Kriegsminiſter a. D.) Beiträge zur Kenntniß des Generals v. Scharnhorſt ꝛc. Berlin 1833. — v. Zedlitz Pantheon des preußiſchen Heeres. Berlin 1835. 1. Theil. Von demſelben Verfaſſer exiſtirt noch eine beſondere Biographie des Generals. — Biographie der preußiſchen Helden. Weimar 1830.)

W.

Scharten, gleichbedeutend mit Schießſcharten (ſ. d.).

Schartenzeile, (le merlon) nennt man das zwiſchen zwei Schießſcharten befindliche Stück Bruſtwehr (ſ. Schießſcharten).

P.

Scheerenflotte. Die mit unzähligen Felſenriffen, kleinen Buchten und Inſeln bedeckten Küſten Schwedens machen zum großen Theil die Annäherung gewöhnlicher Kriegsſchiffe unmöglich. Um nun theils eine bequeme Verbindung, theils eine vortheilhafte Vertheidigung zu bewerkſtelligen, organiſirte man die ſogenannte Scheerenflotte, welche aus kleinen Fahrzeugen, einer Art Kanonenbooten, beſteht, die lediglich in dieſen klippenreichen Gewäſſern gebraucht werden. Die Größe dieſer Fahrzeuge iſt verſchieden. Die kleinern heißen Kanonjöllen, ſind flach und offen gebaut, ohne Kiel, gehen blos einen Zoll über dem Waſſer, haben Ruder und ſind mit einem 24Pfünder armirt. Sie führen ſtets Vorrath auf 6 Wochen. Die größern, welche Segel und Ruder haben, ſind vorn mit einer Kanone, hinten mit einer Haubitze beſetzt und heißen Kanonenſlupps. Ihre Beſatzung beſteht aus 54 Mann, von denen 32 zum Rudern beſtimmt ſind. Dieſe führen Proviant auf 2 Monate und können mit einem Zelte überſpannt

werden. Im Ganzen besitzt Schweden 3—400 solcher Fahrzeuge, welche in Gothenburg, Karlscrona und Stockholm stationirt sind. Die Felsenzacken und Riffe der Küste nennt man Scheeren, daher der Name Scheerenflotte. In neuerer Zeit hat sich Kapitain Sydon um den Bau dieser Fahrzeuge sehr verdient gemacht.

Scheibenpulver, heißt bei der östreichischen Artillerie das Jagd- oder Pirschpulver.

Scheinbewegungen, s. Demonstrationen.

Scheitelpunct oder **Zenith**. Wenn wir uns durch den Mittelpunct der Erde und durch unsern Standpunct auf derselben eine gerade Linie verlängert bis in die hohle Himmelskugel denken, so heißt ihr Endpunct über uns der Scheitelpunct, und der demselben entgegengesetzte, an der andern Himmelshalbkugel, der Fußpunct oder Nadir.

M. S.

Schellenberg, ein Berg im bairischen Schwaben, bei der Stadt Donauwörth.

Gefecht am 2. Juli 1704.

In keiner Periode des spanischen Successionskrieges standen Ludwig's XIV. Angelegenheiten besser, als zu Anfang des Jahres 1704; in keiner Periode desselben war Oestreich dem Untergange näher, als eben in diesem Jahre. In Ungarn war die Gährung der dortigen Mißvergnügten durch französische Emissaire zur offenen Empörung aufgelodert. Im Westen hatte der mit Frankreich verbündete Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern den ganzen Lauf der Donau von ihren Quellen bis zu Oestreich's Grenzen in seiner Gewalt, und wartete nur auf die ihn über dem Schwarzwald zuziehenden französ. Verstärkungen, um unaufhaltsam gegen die Mauern Wiens vorzudringen, und von dort aus den ungarischen Rebellen die Hand zu bieten. Aus dieser dringenden Noth rettete Leopold I. das einhellige Zusammenwirken der zwei größten Männer ihres Jahrhunderts, Eugen's u. Marlborough's. Beide erkannten nämlich, daß nicht in den Niederlanden, noch in Italien, noch jenseits der Pyrenäen der Hauptschlag geschehen und die Rettung bewirkt werden müsse, sondern im Herzen von Deutschland. Ihrem genialen Plane zufolge führte Marlborough einen Theil seines Heeres aus den Niederlanden über den Rhein und die schwäbische Alp, wo sich Markgraf Ludwig von Baden ihm anschloß, an die Donau, wo das wichtige Gefecht auf dem Schellenberge die Einleitung zu dem großen Siege bei Höchstedt war, in Folge dessen die ganze Lage des Krieges sich plötzlich zu Gunsten der großen Allianz änderte, und der Kaiser aus der Defensive zu der Offensive überging. — Das französisch-baiersche Heer stand damals in einer starken Stellung, zwischen Lauingen und Dillingen, hinter sich die Donau mit mehreren Schiffbrücken, die Front durch künstliche Ueberschwemmungen gedeckt. Der Heranmarsch der Verbündeten unter Marlborough und dem Markgrafen von Baden gegen dieses Lager, deutete unverkennbar auf die Absicht, sich Donauwörth zum Waffenplatze für den bevorstehenden Einfall in Baiern zu verschaffen. Daher sendete der Kurfürst von Baiern den General Arco mit 10,000 Mann Infanterie und 2500 Reitern auf den Schellenberg, um von dieser, am nördlichen Donauufer gelegenen, Donauwörth und dessen Umgebungen beherrschenden Anhöhe den dortigen Hauptübergang über diesen Fluß zu vertheidigen. Durch diese Anordnung hoffte der Kurfürst so lange sein Gebiet zu decken, und die Verbündeten aufzuhalten, bis die aus Frankreich neuerdings erwartete Verstärkung angelangt sein würde. — Marlborough durchschaute mit seinem Feld-

Standpuncte aus eine Hauptveränderung mit dem Heere vorzunehmen, u. zu einer Zeit, wo fast alles an unbedingte Hingebung dachte, in der Stille die Mittel zu einem riesenhaften Widerstande vorbereitete — so wird man einsehen müssen, daß dieser Charakter eben so großartig als kühn und eisenfest gewesen. — Dieser Festigkeit des Vorsatzes und Stärke des Willens stand eine tiefe Verschlossenheit zur Seite. Weder Aufwallung noch Leidenschaft, noch Eitelkeit vermochten ihn jemals sich untreu zu werden. — Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist vor allen zu nennen: Handbuch für Officiere in den anwendbaren Theilen der Kriegswissenschaften, 3. Theil 1787. Der 1. Theil enthält die Artillerie, der 2. die Feldverschanzungen, der 3. die Elementartaktik der Infanterie und Cavalerie. Es war anfänglich nur zum Lehrbuch in der hannöverschen Armee bestimmt, 1817—1820 erhielt es durch den General v. Hoyer eine neue Auflage und ward mit einem 4. Theil der angewandten Taktik vermehrt. Das Werk gehört zu den klassischen der Militairliteratur. Dann von Scharnhorst: Ueber die Wirkung des Feuergewehres (vielmehr des Geschützes) 1813 gibt auf Erfahrung gegründete Bemerkungen. In den Jahren 1785—87 erschien von ihm „Bibliothek für Officiere" vier Stücke, und noch bleibt zu erwähnen die von ihm redigirte militairische Monatsschrift. — Scharnhorst's irdische Ueberreste ruheten viele Jahre hindurch auf dem Militairkirchhof zu Prag, später wurden sie auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin beigesetzt. Hier schmückt das Grab ein schönes Denkmal, welches durch die künstlerische Hand des Bildhauers Tieck aus dem Ergebniß gesammelter Beiträge errichtet wurde. Eben so sehr aber als durch jenes Denkmal, ist sein Andenken der Nachwelt durch die Bildsäule aufbewahrt, welche der König Friedrich Wilhelm dem ruhmvoll Verstorben 1822 durch Rauch's Meisterhand errichten ließ. — (Vgl. über das Leben u. den Charakter v. Scharnhorst. Aus dem Nachlasse des Generals von Clausewitz besonders abgedruckt, aber auch in der histor. polit. Zeitschrift von Leopold. Berlin 1832. — v. Boyen (königl. preuß. Kriegsminister a. D.) Beiträge zur Kenntniß des Generals v. Scharnhorst ꝛc. Berlin 1833. — v. Zedlitz Pantheon des preußischen Heeres. Berlin 1835. 1. Theil. Von demselben Verfasser existirt noch eine besondere Biographie des Generals. — Biographie der preußischen Helden. Weimar 1830.)

W.

Scharten, gleichbedeutend mit Schießscharten (s. d.).

Schartenzeile, (le merlon) nennt man das zwischen zwei Schießscharten befindliche Stück Brustwehr (s. Schießscharten).

P.

Scheerenflotte. Die mit unzähligen Felsenriffen, kleinen Buchten und Inseln bedeckten Küsten Schwedens machen zum großen Theil die Annäherung gewöhnlicher Kriegsschiffe unmöglich. Um nun theils eine bequeme Verbindung, theils eine vortheilhafte Vertheidigung zu bewerkstelligen, organisirte man die sogenannte Scheerenflotte, welche aus kleinen Fahrzeugen, einer Art Kanonenbooten, besteht, die lediglich in diesen klippenreichen Gewässern gebraucht werden. Die Größe dieser Fahrzeuge ist verschieden. Die kleinern heißen Kanonjöllen, sind flach und offen gebaut, ohne Kiel, gehen blos einen Zoll über dem Wasser, haben Ruder und sind mit einem 24Pfünder armirt. Sie führen stets Vorrath auf 6 Wochen. Die größern, welche Segel und Ruder haben, sind vorn mit einer Kanone, hinten mit einer Haubitze besetzt und heißen Kanonenslupps. Ihre Besatzung besteht aus 54 Mann, von denen 32 zum Rudern bestimmt sind. Diese führen Proviant auf 2 Monate und können mit einem Zelte überspannt

wenden. Im Ganzen besitzt Schweden 3—400 solcher Fahrzeuge, welche in Gothenburg, Karlscrona und Stockholm stationirt sind. Die Felsenzacken und Riffe der Küste nennt man Scheeren, daher der Name Scheerenflotte. In neuerer Zeit hat sich Kapitain Sydon um den Bau dieser Fahrzeuge sehr verdient gemacht.

Scheibenpulver, heißt bei der östreichischen Artillerie das Jagd- oder Pirschpulver.

Scheinbewegungen, s. Demonstrationen.

Scheitelpunct oder **Zenith**. Wenn wir uns durch den Mittelpunct der Erde und durch unsern Standpunct auf derselben eine gerade Linie verlängert bis in die hohle Himmelskugel denken, so heißt ihr Endpunct über uns der Scheitelpunct, und der demselben entgegengesetzte, an der andern Himmelshalbkugel, der Fußpunct oder Nadir.

M. S.

Schellenberg, ein Berg im baierischen Schwaben, bei der Stadt Donauwörth.

Gefecht am 2. Juli 1704.

In keiner Periode des spanischen Successionskrieges standen Ludwig's XIV. Angelegenheiten besser, als zu Anfang des Jahres 1704; in keiner Periode desselben war Oestreich dem Untergange näher, als eben in diesem Jahre. In Ungarn war die Gährung der dortigen Mißvergnügten durch französische Emissaire zur offenen Empörung aufgelodert. Im Westen hatte der mit Frankreich verbündete Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern den ganzen Lauf der Donau von ihren Quellen bis zu Oestreich's Grenzen in seiner Gewalt, und wartete nur auf die ihn über dem Schwarzwald zuziehenden französ. Verstärkungen, um unaufhaltsam gegen die Mauern Wiens vorzudringen, und von dort aus den ungarischen Rebellen die Hand zu bieten. Aus dieser dringenden Noth rettete Leopold I. das einhellige Zusammenwirken der zwei größten Männer ihres Jahrhunderts, Eugen's u. Marlborough's. Beide erkannten nämlich, daß nicht in den Niederlanden, noch in Italien, noch jenseits der Pyrenäen der Hauptschlag geschehen und die Rettung bewirkt werden müsse, sondern im Herzen von Deutschland. Ihrem genialen Plane zufolge führte Marlborough einen Theil seines Heeres aus den Niederlanden über den Rhein und die schwäbische Alp, wo sich Markgraf Ludwig von Baden ihm anschloß, an die Donau, wo das wichtige Gefecht auf dem Schellenberge die Einleitung zu dem großen Siege bei Höchstedt war, in Folge dessen die ganze Lage des Krieges sich plötzlich zu Gunsten der großen Allianz änderte, und der Kaiser aus der Defensive zu der Offensive überging. — Das französisch-baiersche Heer stand damals in einer starken Stellung, zwischen Lauingen und Dillingen, hinter sich die Donau mit mehreren Schiffbrücken, die Front durch künstliche Ueberschwemmungen gedeckt. Der Heranmarsch der Verbündeten unter Marlborough und dem Markgrafen von Baden gegen dieses Lager, deutete unverkennbar auf die Absicht, sich Donauwörth zum Waffenplatze für den bevorstehenden Einfall in Baiern zu verschaffen. Daher sendete der Kurfürst von Baiern den General Arco mit 10,000 Mann Infanterie und 2500 Reitern auf den Schellenberg, um von dieser, am nördlichen Donauufer gelegenen, Donauwörth und dessen Umgebungen beherrschenden Anhöhe den dortigen Hauptübergang über diesen Fluß zu vertheidigen. Durch diese Anordnung hoffte der Kurfürst so lange sein Gebiet zu decken, und die Verbündeten aufzuhalten, bis die aus Frankreich neuerdings erwartete Verstärkung angelangt sein würde. — Marlborough durchschaute mit seinem Feld-

herrnblicke diesen Plan, und arbeitete ihm ungesäumt entgegen. Nach einer Besprechung mit dem Markgrafen, der diesen Tag den Oberbefehl *) führte, vermochte er denselben, einzuwilligen, daß das verbündete Heer so weit vorrücke, um am folgenden Tage, wo die Reihe des Commando's ihn traf, desto ungehinderter den Schellenberg anzugreifen, ehe die dortigen Truppen verstärkt würden. Dem gemäß zog am 1. Juli das ganze Heer nördlich um das Lager des Kurfürsten herum, gedeckt durch die dortigen Gehölze, nach Amerdingen und Ringingen am Ursprunge der Kessel, wo, etwa 3 Meilen vom Fuße des Schellenberges, übernachtet wurde. Dieser Marsch blieb der Beobachtung des Feindes gänzlich entzogen. — Zwar waren am 2. Juli noch große Schwierigkeiten zu überwinden; denn aus dem Kesselthale nach jenem der Wernitz, an deren Mündung in die Donau Donauwörth liegt, führten über das beschwerliche Mittelgebirge nur schlechte Feldwege, welche durch anhaltendes Regenwetter vollends verdorben waren; auf diesem mußte mit einem langen Artilleriezuge wenigstens noch 5 Stunden weit marschirt werden, um endlich auf einen hinter Verschanzungen stehenden Feind zu stoßen. Allein Marlborough überlegte, daß, wenn er nicht die kurze Dauer der ihm zugestandenen Obergewalt benutzte, am folgenden Tage der ihn ablösende Amtsgehülfe mit der gewohnten Unentschlossenheit statt zur That zu Berathungen schreiten, und in neuerdings verstrichenen 24 Stunden der Feind durch an sich gezogene Verstärkungen seine Vertheidigungsmaßregeln vervollständigen würde. So oft daher Jemand mit Bedenklichkeiten und Zweifeln zu ihm trat, entgegnete er: „Wollen Sie, daß ich dem „Feinde Zeit lasse, zu entwischen, oder die nicht beendeten Werke gänzlich „herzustellen? — In diesem Falle würde der Verzug jeder Stunde uns „Tausende von Menschen kosten." — Nach einer zweiten Besprechung mit dem Markgrafen von Baden wurden sonach am Abend des 1. Juli folgende Anordnungen getroffen. Aus jedem Bataillone wurden 130 Mann, zusammen 5980 M. ausgewählt, und denselben 30 Schwadronen, und von dem Armeecorps des Markgrafen 3 Regimenter kaiserlicher Grenadiere beigegeben. Diese Truppen erhielten die Bestimmung, die Vorhut bei der Erstürmung der Linien des Schellenberges zu bilden. An die Spitze derselben wurden Abtheilungen zum Ausbessern der Wege, so wie zum Brückenschlagen über die tiefe und reißende Wernitz gestellt. — Am 2. Juli nach Mitternacht setzte sich die oben erwähnte Vorhut unter Marlborough's Führung in Bewegung; um 5 Uhr Morgens folgte das Heer **) in zwei Colonnen über Rohrbuch und den Spielberger Hof nach den Höhen zwischen Ebermergen und Wernitzstein. Das Geschütz und Gepäcke zog um dieselbe Zeit gleichfalls in 2 Colonnen über Deygingen nach Harburg, wo es die große Nördlingerstraße erreichte. Um 9 Uhr langte Marlborough auf dem linken Ufer der Wernitz bei Ebermergen an. Von hier aus sprengte er mit sämmtlichen Generalen, Regiments- und Bataillonscommandanten zur Recognoscirung des Schellenbergs vor. Dieser bildet einen der letzten an das linke Donauufer vorgeschobenen Ausläufer des zwischen der Wernitz und der Altmühl hinstreichenden Gebirgsrückens; er beherrscht die westlich gelegene Stadt Donauwörth vollkommen. Gegen Süden senkt sich der Schellenberg nach der Donau in einer etwas steilen Wand, gegen die an-

*) Einem durch Eugen vermittelten frühern Uebereinkommen gemäß wechselten beide täglich im Oberbefehle.

**) Dasselbe bestand im Ganzen aus 72 Bat. und 150 Schwadr.

dere Seite aber in ungleichen, doch ziemlich ſanften Abdachungen. Den Gipfel des Bergrs bildet eine gegen 800 Schritte breite Fläche von einer bedeutenden Tiefe. Auf dieſem Plateau lagerte das baierſch-franzöſiſche Truppencorps unter dem General Arco in mehreren Treffen hinter einander. Daſſelbe beſtand aus 16 baierſchen, 5 franzöſiſchen Bataillonen, mit 6 baierſchen und 6 franzöſiſchen Schwadronen, und mochte gegen 12,000 M. ſtark ſein. Der linke Flügel dieſer Truppen zog ſich bis an den bedeckten Weg von Donauwörth hinab; die Mitte durchſchnitt das Plateau der Breite nach, und der rechte Flügel war zurückgezogen, um ſich an einem der Arme anzuſchließen, welchen hier die Donau durch die Inſel, Weichſelwörth genannt, bildet. Derſelben Richtung folgte auch die verſchanzte Linie, mit 7 gleich weit auseinander liegenden Bollwerken. Als Anſchluß gegen den bedeckten Weg von Donauwörth wurde an der Wiederherſtellung einer alten, viereckigen, geſchloſſenen Schanze gearbeitet, doch war an derſelben nur die vordere Seite vollendet worden. Nördlich von der verſchanzten Linie und auf Schußweite davon entfernt, beginnt ein dichter Wald, deſſen vorderer Theil der Stadtforſt oder Buſchberg heißt. — Aus Marlborough's Recognoſcirung ergab ſich Folgendes: Als die feindlichen Vorpoſten am Kaybache die Bedeckung des Herzogs gewahr wurden, ſteckten ſie das Dorf Berg an und zogen ſich in die Hauptſtellung zurück. Dort unterſchied Marlborough zwei Batterien, die eine an der alten vierſeitigen Redoute, die andere an der Spitze, dem Buſchberge gegenüber. Ferner gewahrte er auf dem rechten Donauufer ein ausgeſtecktes Lager, deſſen Umfang durch die an beiden Flügeln bereits aufgeſchlagenen Zelte bezeichnet war. Hier lagerte bereits eine Abtheilung der kurfürſtlichen Reiterei, und offenbar war der Zwiſchenraum für das zur Unterſtützung und Verſtärkung des Schellenbergs herbeigerufene Fußvolk beſtimmt. Nach beendigter Recognoſcirung kehrte Marlborough zu ſeiner Vorhut zurück, die erſt gegen Mittag an der Wernitz angelangt war. Nachmittags um 3 Uhr ward die Wernitz auf mehreren zwiſchen Ebermergen und Wernitzſtein geſchlagenen Schiffbrücken überſchritten. Einige Schwadronen eilten unverzüglich nach dem Buſchberge, um dort für Faſchinen zur Ausfüllung der Gräben zu ſorgen. — Mitten in dieſen Vorbereitungen traf ein Eilbote von dem in den Stollhofner Linien zurückgebliebenen Prinzen Eugen ein, mit der Nachricht, daß die Marſchälle Villeroi und Tallard von Straßburg aus Anſtalten träfen, dem Kurfürſten eine mächtige Verſtärkung zuzuſenden. „Deſto mehr müſſen wir hier eilen!" rief Marlborough aus und gab Befehl zum Angriffe, ohne die Colonne des Markgrafen abzuwarten, die noch nicht in gleicher Höhe angelangt war. Marlborough führte die zum Sturme beſtimmte Infanterie in Perſon an den Saum des Buſchberges, ließ ſie dort in 4 Treffen hinter einander aufmarſchiren und zog vom nachrückenden Hauptheere 8 neue Bataillone heran, um den Sturm auch gegen den linken feindlichen Flügel fortſetzen zu können, falls die Vorhut nicht hinreichen würde, die ganze Linie zu umfaſſen. 8 weitere Bataillone mußten denſelben als Reſerve in angemeſſener Entfernung nachfolgen und die Reiterei weiter rückwärts in 2 Treffen aufmarſchiren. Jenſeits der äußerſten Häuſer von Berg fuhr eine engliſche Batterie auf, zu der bald darauf der Markgraf einiges Reichsgeſchütz vorſendete. Ihr vereintes Feuer reichte ziemlich wirkſam bis zu der erwähnten viereckigen Schanze. Der holländiſche Generallieutenant Goor erhielt den Befehl über alle zum Sturm beſtimmten Truppen; der engliſche Brigadier Ferguſon führte das erſte Treffen. — Die feindlichen Anführer wurden durch die zweckmäßigen Anordnungen ihrer Gegner vollkommen getäuſcht. Bei dem erſten

Erscheinen der verbündeten Vortruppen ritten die baierschen Generale Arco u. Maffei zu den Vorposten, um sich persönlich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Zuerst gewahrten sie nur einzelne zerstreute Reiterschaaren auf den Höhen jenseits der Wernitz, und hielten diese für Streifcommando's, die zu Erforschung des Terrains ausgesendet würden; aber später beobachteten sie, daß immer mehr Schwadronen aus dem Walde hervorbrachen, und die Frontlinie sich stets erweiterte, ohne näher heranzurücken; hieraus schlossen sie, daß die Verbündeten auf jener Stelle ein Lager aufschlagen würden, und somit am heutigen Tage kein Angriff mehr zu besorgen sei. Daher verfügten sie sich beruhigt nach Donauwörth zur Mahlzeit. Kaum saßen sie bei Tische, so traf die Meldung ein, das Heer der Verbündeten sei im vollen Anmarsche. Beide Generale setzten sich eiligst zu Pferde, und waren nicht wenig erstaunt, die Hügel jenseits des Kaybaches mit Truppen bedeckt, von dort geschlossene Colonnen im raschen Schritte hinab, gegen den Fuß des Schellenberges, wie auch weiter rückwärts zahlreiche Reserven über die Wernitz nachrücken zu sehen. Selbst jetzt noch hielten sie es nicht für möglich, daß ein von langem und mühevollem Marsche ermüdetes Heer am Schlusse des Tages es auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen würde; vielmehr waren sie der Ansicht, daß die Verbündeten den Rest des Abends nur dazu benutzen wollten, sich festzusetzen, u. auf den folgenden Tag vorzubereiten. Deßhalb ertheilten sie den Befehl, thätig an den noch unvollendeten Theilen der Verschanzungen zu arbeiten, um am folgenden Morgen dem Angriffe um so wirksamer zu begegnen. — General Arco schien sich jedoch nur widerstrebend dieser verderblichen Gemüthsruhe hinzugeben. In bangem Schweigen sah er die Massen der Verbündeten anschwellen, und lange Zeit brachte er nur verworrene und unbestimmte Antworten auf die Fragen des Generals Maffei hervor, der in seinen Memoiren diese sonderbare Gemüthsstimmung erzählt und sie der Angst über den unvollkommenen Zustand der Verschanzungen und der Unschlüssigkeit zuschreibt, ob er sie vertheidigen, oder den ihm anvertrauten Posten verlassen solle. Endlich erweckte der Donner des Geschützes ihn aus dem stummen Nachsinnen; er gab Befehl, die Schanzarbeit einzustellen, und ließ die Truppen zu den Waffen greifen, um sich zu einer nachdrücklichen Gegenwehr zu rüsten. Bald darauf begann der Kampf. Zuerst war es Marlborough's Absicht gewesen, aus dem Buschberg hervorzubrechen, um sofort mit zwei Colonnen die zwei Facen des Werkes anzufallen, welches an der Spitze der westlichen Brechung lag; allein der dichte Wald hinderte die Bildung geschlossener Colonnen, der Hauptangriff mußte daher gegen die Strecke zwischen der alten Schanze und dem Saume des Gehölzes gerichtet werden. — Abends um 6 Uhr erfolgte das Zeichen; die Stürmenden eilten in raschem Schritte gegen das wohlunterhaltene rasirende Feuer der Brustwehr hinan, welches im Bereiche der Kartätschen mörderisch wurde. General Goor und mehrere höhere Officiere an seiner Seite fielen, und es schien für einen Augenblick einige Stockung einzutreten. Doch ward die Ordnung bald wieder hergestellt; an die Stelle der gefallenen Führer traten andere, und der Marsch ging mit großer Kaltblütigkeit vorwärts. Die ersten Truppen stießen, an dem Rande der Höhe angelangt, auf einen Erdriß, den sie für den Graben hielten und mit ihren Faschinen füllten; allein jetzt hatten sie nichts mehr in den Graben zu werfen, und da sie hier vom feindlichen Feuer noch mehr zu leiden hatten, kehrten sie um. Der Feind, ihre Verwirrung gewahrend, brach aus seinen Linien hervor, und stürzte sich mit dem Bayonette in die gebrochenen Reihen. Die unerschütterliche Haltung eines Bataillons der englischen Leib-

garde unter dem Obersten Orkney stellte hier das schwankende Gefecht wieder her. Generallieutenant Hompesch führte jetzt die Stürmenden abermals an den Fuß der Linie vor. Allein General Arco, welcher anfangs die ganze Ausdehnung der Verschanzungen besetzt hatte, zog inzwischen von beiden Flügeln die Truppen nach dem Angriffspuncte herbei, auf welchem nunmehr der Kampf von beiden Seiten höchst blutig ward. Die tapferen Vertheidiger brachen aus den Oeffnungen hervor, so oft sie ein Schwanken bei den Gegnern gewahrten, und wurden dadurch mehr als einmal der angreifende Theil. Von den wiederholten Angriffen erschöpft, begannen die gelichteten Reihen des verbündeten Fußvolks zu weichen, als der englische Generallieutenant Lumley entschlossen seine Reiterei vorführte und durch anfeuernden Zuruf, mehr noch aber durch das Einhauen in diejenigen Feinde, welche die Flanke des verbündeten Fußvolkes anfielen, diesen den Sieg abermals entriß. So groß auch der Verlust der Verbündeten war, so hatte die beharrliche Fortsetzung des Kampfes doch bereits die Festigkeit des Feindes erschüttert; hierzu kam noch die zufällige Explosion eines Pulverfasses, welches unter den bisher so unerschrockenen Truppen ein unerklärliches Entsetzen verbreitete. Zwar brachte man sie wieder auf ihre Posten vor, allein ihre Zahl schwand sichtbar.

Während dieses heißen Kampfes waren die kaiserlichen und Reichstruppen, von dem Markgrafen von Baden geführt, in folgender Ordnung über die Wernitz gezogen. Feldmarschall Thunger und unter ihm die Feldzeugmeister Friesen und Vibra führten sämmtliche Grenadierbataillone und das erste Treffen der Infanterie; Feldmarschall Styrum, nebst den Generalen Prinz Hohenzollern und dem regierenden Herzog von Würtemberg folgten mit 4 kaiserlichen Küraſſierregimentern, den sämmtl. Gardegrenadieren zu Pferde und sämmtlichen Dragonern. Der Rest der Infanterie schloß den Marsch. In dieser Ordnung zogen sie unter den Mauern von Donauwörth vorüber, ohne viel von dem Feuer zu leiden, welches zwei auf dem Wallgange, statt im bedeckten Wege aufgestellte baiersche Bataillone aus zu großer Entfernung auf sie richteten. Sofort drangen sie auf dem rechten Flügel gegen die kaum angefangenen Erdwerke zwischen der vierseitigen Schanze und der Stadt vor. Die schwachen französischen Bataillone, welche sich ihnen entgegen warfen, wurden auseinander gesprengt. Zwar gelang es der franzöſ. Reiterei, durch einen raschen Anfall einige Vortheile zu erreichen, allein jetzt sprengte auch die verbündete Reiterei heran, und die Infanterie der Verbündeten, welche sich links zog, um ihrer Reiterei Platz zu machen, kam dadurch jenen Truppen in die Flanke, welche in der Front vollauf mit den Engländern und Holländern zu thun hatten. — Von allen Seiten wurden die Angriffe der Verbündeten erneuert, allein ehe noch die Brustwehr erstiegen war, wendete sich der Feind in wilder, unordentlicher Flucht über den Abhang des Schellenbergs hinab, theils dem Dorfe Zürgesheim, theils den Donaubrücken, theils der Stadt Donauwörth zu. — Marlborough sprengte an der Spitze der ersten Schwadronen in das Innere des verschanzten Lagers und schickte dem Fußvolke, das den Flüchtigen hitzig nacheilte, den Befehl zu, sich zu sammeln und 2 kaiserlichen Küraſſierregimentern die Vervollständigung des Sieges zu überlassen. Die Verwirrung der Feinde erreichte den höchsten Grad; ganze Schaaren wurden auf dem Wege nach Donauwörth aufgefangen; andere nach der Donau strömende Haufen brachen durch ihr Gewicht die Brücke ein, so daß viele in den Fluthen ihr Grab fanden. Die nach allen Seiten Versprengten meldeten sich am folgenden Tage als Ueberläufer bei dem verbündeten Heere. Von dem ganzen Corps kamen höchstens 3000 Mann bei der Ar-

mee des Kurfürsten an. 16 Geschütze und alle Zelte wurden erobert. Doch auch den Verbündeten hatte der verzweiflungsvolle Kampf nicht weniger als 1291 Todte und 3730 Verwundete gekostet. Vorzüglich fühlbar war der Verlust an Officieren; denn 8 Generale, 11 Stabsofficiere und 26 Hauptleute blieben auf dem Schlachtfelde. Feldmarschall Styrum, Feldzeugmeister Graf Fürstenberg und General Wald vom fränkischen Kreise starben an ihren Wunden. Der Markgraf von Baden hatte einen Prellschuß am Fuße erhalten. — Der Sieg auf dem Schellenberge ward vom Kaiser Leopold I. als Unterpfand baldiger Rettung aus den Gefahren, welche drohend über Oestreich geschwebt hatten, aufgenommen. Der kalte, ernste Monarch schrieb einen Glückwunsch an Marlborough mit eigener Hand, eine Ehre, deren sich sonst nur gekrönte Häupter oder regierende Fürsten zu erfreuen hatten. Doch erst durch den Sieg bei Höchstedt wurde die mächtige französisch-baiersche Partei in Deutschland vernichtet. — (Vgl. Marlborough's Denkwürdigkeiten ꝛc. von W. Coxe. I. Bd. — Mémoires de Marquis Maffei, 1. Bd. — Ein an Ort und Stelle aufgenommener Plan in Kausler's Atlas der merkwürdigsten Schlachten ꝛc.)

— s —

Schels, Johann Baptist, kaiserl. östreichischer Major ꝛc., ist den 9. Novmbr. 1780 zu Brünn geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem Lyceum zu Klagenfurt, wo ihn besonders die philosophischen Studien anzogen, und sollte nach dem Willen des Vaters sich für das Administrationsfach ausbilden, in welchem derselbe eine wichtige Stelle bekleidete. Der junge Schels hatte jedoch größere Neigung für den Militairdienst, in welchen er 1801 als Fähnrich trat, und sich dem Studium der Militairwissenschaften mit großem Eifer widmete. 1804 zum Unterlieutenant im Inf.-Regmt. Fröhlich befördert, zog die Herausgabe eines mathematischen Handbuchs für Militairs die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl, die Versetzung zum Generalquartiermeisterstabe, und die Beförderung zum Oberlieutenant (1805) nach sich, in welcher Eigenschaft Schels dem Feldzuge in Deutschland und Böhmen beiwohnte. Nach dem Frieden wurde er bis 1808 bei verschiedenen Landesvermessungen verwendet, setzte aber nebenbei seine wissenschaftlichen Studien fort. Vor Ausbruch des Krieges 1809 zum Hauptmann im Pioniercorps ernannt, wurde er dem 7. Armeecorps zugetheilt, bei Erstürmung des Brückenkopfs von Gura an der Weichsel schwer verwundet und nach Warschau gebracht. Im Juni nahm Schels schon wieder Theil an dem Gefecht bei Sandomir, zeigte sich bei dem Rückzuge gegen Krakau überaus thätig in Beseitigung oder Erschaffung von Bewegungshindernissen, und leitete auch die Arbeiten bei Errichtung des verschanzten Lagers auf den Höhen vor Szóny. Die großen Anstrengungen dieses Feldzugs verursachten ihm eine langwierige Krankheit, nach deren Beendigung Schels der literarischen Abtheilung des Generalquartiermeisterstabes zugetheilt wurde, wodurch seine literarische Thätigkeit größeren Spielraum erhielt. — Als 1811 die „Neue östreichische militairische Zeitschrift" begann, wurde er zur Theilnahme an der Redaction berufen, lieferte selbst eine große Anzahl zum Theil sehr gediegener kriegsgeschichtlicher u. kriegswissenschaftlicher Aufsätze, und arbeitete an der Herausgabe eines Handbuchs für Officiere, betitelt: „Leichte Truppen, kleiner Krieg," welches in der Berliner Milit. Ltr. Ztg. 3. Bd. sehr günstig beurtheilt wurde. Dem Feldzug 1813 wohnte S. als Hauptmann im Inf. Reg. Bellegarde, später im Generalquartiermeisterstabe bei. Während des Wiener Congresses 1814 schrieb er, auf höhere Veranlassung, ein Gedicht, die „Völkerschlacht bei Leipzig" betitelt,

welches ihm von Seiten der anwesenden fremden Monarchen manche Auszeichnung verschaffte. Diesem Gedichte sollte ein zweites, „das befreite Europa," folgen, als Napoleon's plötzliches Wiedererscheinen in Frankreich, die gelungene Befreiung abermals sehr in Zweifel stellte und die Arbeit unterblieb. In der Adjutantur des Fürsten Schwarzenberg angestellt, folgte S. demselben über den Rhein und nach Paris, sah einen großen Theil von Frankreich und der Schweiz, und trat dann in sein früheres Dienstverhältniß im Generalquartiermeisterstabe zurück, wo er hauptsächlich zur Darstellung mehrerer Feldzüge verwendet wurde. — Als 1818 die militairische Zeitschrift wieder ins Leben trat, erhielt er die Redaction derselben, welcher er noch gegenwärtig vorsteht, und sich dadurch für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse sehr verdient gemacht hat. Durch die Bearbeitung vieler Feldzüge der Oestreicher ist den Militairschriftstellern manche Quelle geöffnet worden, die ihnen außerdem verschlossen geblieben sein würde. Diese Darstellungen zeichnen sich durchgehends durch große Umständlichkeit aus, lassen aber freilich auch manchen Umstand unerörtert, wie das unter so delikaten Verhältnissen nicht befremden darf. — Im November 1831 wurde S. zum Major befördert, und zum Vorsteher der k. k. Kriegsbibliothek ernannt; er ist außerdem Ritter des großherzogl. badenschen Ordens vom Zähringer Löwen, und des Constantinischen St. Georgordens von Parma, auch auswärtiges Mitglied der Akademie der militairischen Wissenschaften zu Stockholm. Außer den bereits genannten selbstständigen militairischen Werken hat Major S. noch herausgegeben: Geschichte der Länder des östreich. Kaiserstaates, 9 Bde. mit einer Karte, Wien 1819—1827. Geschichte des südöstlichen Europa, unter Herrschaft der Römer und Türken, 2 Bände, 1825 und 27. Beiträge zur Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft, 12 Bdchn. 1828—1833. Für sein Geschichtswerk, die Regierungsperiode Kaiser Leopold's behandelnd, erhielt er im April 1838 von dem Kaiser von Rußland das Commandeurkreuz des polnischen Stanislausordens. Pz.

Schemmelmörser, gleichbedeutend mit **Fußmörser** (s. d.).

Schenk, **Martin**, aus Nidek oder Nideggen, einem Städtchen unweit Jülich, gebürtig, dessen Name als einer der ausgezeichnetsten Hauptleute in dem spanisch-niederländischen Kriege rühmlichst erwähnt wird, begann seine Laufbahn unter den Fahnen des Prinzen von Oranien, nahm aus unbekannten Gründen 1579 Dienste unter dem Prinzen von Parma, gerieth aber einige Jahre nachher in niederländische Gefangenschaft. Da indeß die Spanier seine Verdienste und militairischen Talente nicht genug zu würdigen schienen, auch mit dessen Auswechselung sich eben nicht beeilten, trat er während der Belagerung von Antwerpen wiederum als Parteigänger zu den Generalstaaten über, denen er bald darauf durch seine Kenntnisse in der Strategie und Befestigungskunst, der Wegnahme des Forts Bieberg an der Yssel und den spanischen Schanzen Utrecht und Bienen wichtige Dienste leistete. Hierauf wendete er sich gegen den Rhein, eroberte Rewort und zwang Grönungen zur Uebergabe. Im Jahr 1586 baute S. auf einer Insel unterhalb Emmerich die berühmte, nach ihm benannte Schenkenschanze. Nachdem er im folgenden Jahr die Stadt Bonn genommen, verproviantirt und zur Deckung derselben auf dem jenseitigen Ufer des Rheins ein Fort angelegt, empfahl er diesen damals wichtigen Platz den auf dem Reichstag versammelten deutschen Ständen zum besondern Schutz, jedoch ohne Erfolg, und beschloß hierauf, denselben wo möglich, auch ohne sonstige Unterstützung zu erhalten, konnte aber dessen Uebergabe im September 1586 an den Prinzen von Parma nicht hindern. Um diesen Schaden und den

Verlust von Blyenbeek wieder zu ersetzen, nahm er sich vor, Nimwegen zu überrumpeln. Zu diesem Zweck lief S. den 14. August 1589, nachdem er 2 Tage vorher ein starkes Corps geschlagen und eine bedeutende Summe Geldes erbeutet hatte, mit 20 Fahrzeugen auf der Waal gegen Nimwegen aus. Windstille, bei welcher man sich nur der Ruder bedienen konnte, verspätete das Unternehmen und ließen den rechten Zeitpunct versäumen. Zwar hatte S. wirklich Truppen gelandet und schlug sich bereits 4 Stunden in der Stadt, allein von der Mehrzahl überwältigt und zum Theil von den Seinigen verlassen, mußte er weichen und sich nach seinen Schiffen zurückziehen, wobei das überfüllte Boot umschlug und er sammt der darin befindlichen Mannschaft ertrank. Die damaligen Geschichtschreiber berichten, S's. Körper, nachdem er todt aus dem Wasser gezogen worden, habe seine Feinde noch in Furcht und Schrecken gesetzt. Von seinen eignen Soldaten war er wegen seiner Tapferkeit, seiner Talente und seiner Freigebigkeit geliebt und hochgeachtet. Die Spanier ließen den Leichnam viertheilen u. an vier verschiedenen Orten der Stadt aufhängen, General Varambon aber, vielleicht aus Furcht vor ähnlichem Schicksal, ließ solchen wieder abnehmen, und nebst dem Kopf, in einer Kiste verwahrt, beisetzen. Zwei Jahre später wurde derselbe, auf Befehl des Grafen Moritz von Nassau unter großen Feierlichkeiten in das Begräbniß der Herzöge von Geldern gelegt. General Schenk war erst 40 Jahr alt, als er in den Fluthen der Waal seinen Tod fand.

M. G.

Scheremetow, Boris Petrowitschi, Graf, russ. Generalfeldmarschall, geheimer Rath und Ritter mehrerer Orden, geb. am 25. April 1652, stammte aus einer alten, mit dem regierenden Hause Romanow verwandten Familie, war einer der besten Generale Peters I., und hatte den größten Antheil an der Bildung der russischen Armee. Bereits im 13. Jahre erhielt er eine Hofbedienung, allein das Hofleben stimmte so wenig mit seinen Neigungen überein, daß er seinen Vater begleitete, welcher in den Jahren 1666—1668 ein Truppencorps gegen die aufrührerischen Kosaken in Kleinrußland befehligte. 1675 folgte S. abermals seinem Vater auf einem Zuge gegen die Tartaren, und erhielt 1681 ein selbstständiges Commando. Nach der Thronbesteigung der beiden Czaren, Iwan und Peter, (1682) wurde er zum Bojaren ernannt, nahm von da an Theil an allen Regierungsgeschäften und benahm sich dabei mit vorzüglicher Klugheit und Anhänglichkeit an Peter. Im Jahre 1686 wurde S. als Abgesandter an den König von Polen, Johann Sobieski, nach Lemberg geschickt, wo er am 12. Dec. den Friedenstractat mit Polen abschloß; von dort ging er in gleicher Eigenschaft zum Kaiser Leopold I. nach Wien, und kehrte im Juli 1687 wieder nach Moskau zurück. Von 1688 an führte er sechs Jahre lang den Oberbefehl in Bielghorod über das Heer, welches zur Vertheidigung der Grenzen wider die Krimmschen Tartaren bestimmt war, so wie über ein anderes, das gegen Kleinrußland in der Gegend von Siewsk stand. — Während des ersten Feldzuges Peter I. nach Azow im J. 1695, welcher nicht glückte, erhielt S. nebst dem Hetmann Mazeppa den besondern Auftrag, die türkischen Schlösser längs dem Dniepr anzugreifen. Im Jahr 1697 unternahm er eine Reise ins Ausland, welche den besondern Zweck hatte, die verschiedenen Einrichtungen des Kriegswesens bei den mit den Türken vorzugsweise kriegführenden Mächten zu beobachten, von welcher er 1699 zurückkehrte. Das Jahr darauf brach der Krieg mit Rußland und Schweden aus (der nordische genannt). Die erste Gelegenheit sich auszuzeichnen bot sich ihm während der Belagerung von Narva. Nach dem Verluste der Schlacht bei

Narva (s. d.), brachte der Czar den Sommer des 1701 Jahres in Nowogrod u. Pleskow zu, um seine Truppen wieder zu organisiren. Ende Decembers erfuhr S., daß der schwedische General Schlippenbach unweit Dorpat stände. Mit 8000 M. Fußvolk und Reiterei suchte S. denselben auf, traf ihn 7000 M. stark beim Dorfe Erreſfer und erfocht einen vollständigen Sieg. Die Schweden verloren gegen 3000 M. an Todten und Gefangenen und S. ward dafür zum Feldmarschall ernannt. — Im Monat Juli des J. 1702 schlug S. den General Schlippenbach beim Sandhofe Hummelkof, machte gegen 300 Gefangene u. erbeutete 15 Kanonen. Bald darnach eroberte er das verschanzte Menzenkof, zerstörte die Stadt Marienburg, fand daselbst 22 Geschütze machte 360 Gefangene und kehrte hierauf nach Pleskow zurück. Kaum hier angekommen, erhielt er den Befehl Nöteburg zu belagern. Den 27. Sept. wurden die Laufgräben eröffnet und am 14. Oct. capitulirte die Besatzung. Die Festung erhielt den Namen Schlüsselburg. Man fand daselbst 9 eiserne Haubitzen, 107 eiserne Kanonen von verschiedenem Kaliber und einen großen Vorrath an Munition und Kriegsvorräthen. Im April 1703 brach S. mit den Truppen welche vor Nöteburg gestanden nach Nyenschanz auf, welcher Ort sich am 2. Mai ergab und später geschleift ward. Am 11. November hielt der Czar mit den Truppen, welche dem liefländischen Feldzuge beigewohnt hatten, einen feierlichen Einzug in Moscau. Im Juni des J. 1704 belagerte S. Dorpat; den 9. war die Festung von allen Seiten eingeschlossen und den 14. begann das Bombardement. Ein Ausfall am 27. Juni mit 1000. M. wurde zurückgewiesen. Am 3. Juli erschien der Czar selbst vor Dorpat. Nach einem 10 Tage anhaltenden Bombardement und nachdem die Russen am 13. zu stürmen begannen, verlangte der Commandant zu capituliren. Die Officiere behielten ihre Degen und der dritte Theil der Besatzung seine Gewehre. 132 theils metallene, theils eiserne Kanonen und Mörser waren die Früchte dieses Sieges. Nach der Uebergabe marschirte S. mit einem Theile des Belagerungsheeres gegen Narva, welches am 9. August gleichfalls erstürmt wurde. — Noch während dieser Belagerung waren Abgesandte des Königs August von Polen zu dem Czar gekommen und den 19. August kam ein Off- und Defensivbündniß wider Schweden zu Stande, dem zu Folge sich Rußland verpflichtete, 12,000 M. Hilfstruppen zu stellen. Der Feldmarschall begab sich nach Polotzk, als dem Hauptsammelplatz dieses Heeres, übernahm den Oberbefehl desselben und begann im Juni 1705 seine Operationen gegen den schwedischen General Löwenhaupt. Am 16. Juli griff er die Schweden bei Gemanerthof an, erlitt aber eine sehr empfindliche Niederlage, und zog sich in Folge derselben nach Birse zurück. Der Czar war so großmüthig wegen dieses Treffens an S. zu schreiben: „Betrüben Sie sich nicht über dieses Unglück. Manche, denen alles gelungen, sind eben dadurch ins Verderben geführt worden. Suchen Sie es zu vergessen und die Leute nur desto mehr aufzumuntern." — Als im Juli 1705 ein Aufstand der Strelitzen zu Astrachan ausgebrochen war, welcher sich auch über die benachbarten Kosaken am Torek, Don und Jaik verbreitete, entsendete der Czar den Feldmarschall mit einem Theile der Armee dahin ab, welchem es auch gelang die Aufrührer wieder in kurzer Zeit zum Gehorsam zurückzuführen. Der Czar stellte die Stillung dieses Aufruhrs dem höchsten Siege gleich, ließ deßhalb ein öffentliches Dankfest feiern, ertheilte S. die gräfliche Würde und ernannte seinen ältesten Sohn zum Obersten. Nach Beendigung dieses Geschäftes übernahm S. wieder das Commando der Armee in Polen. Während des Winters in den Jahren 1706 und 1707 traten keine krieg-

rischen Ereignisse ein, da die schwedische Armee noch in Sachsen stand. Der Czar hielt mehrere Male Kriegsrath, und war in Zweifel, ob man dem Feinde eine Schlacht in Polen liefern oder ihn an den russischen Grenzen erwarten sollte. S. rieth zu dem Letztern und verlangte namentlich, man solle den König von Schweden durch lange Märsche und kleine Gefechte ermüden, sich aber an den Grenzen durchaus in keine entscheidende Schlacht einlassen. Der Erfolg hat gelehrt, wie heilsam die Befolgung dieses Rathes war, da Karl XII. durch den Abzug der russischen Truppen aus Polen in die kleinrussische Ukraine gelockt wurde. Die Resultate dieses Planes sind bekannt. Nach mehreren Hin- und Hermärschen kam es am 27. Juni 1709 zu der berühmten Schlacht bei Pultawa (s. d.), welche sich mit der gänzlichen Niederlage des schwedischen Heeres endigte, und an welcher der Feldmarschall wesentlichen Antheil nahm. Von Pultawa brach S. mit der ganzen Infanterie und einem Theile der Reiterei zur Blokade und Belagerung von Riga (s. d.) auf, welche Festung den 4. Juli 1710 capitulirte. Aus Erkenntlichkeit für die Milde, welche er bei Abfassung der Capitulation bewiesen hatte, schenkte ihm die Stadt Riga zwei goldene Schlüssel, die auf des Czaren Befehl zum Andenken an diese Eroberung für immer bei seiner Nachkommenschaft bleiben sollten und noch jetzt im Besitz der Familie sind. Auf den Fall von Riga folgte bald der von Pesnau, Arensberg mit der Insel Oesel, und endlich auch (d. 29. Sept.) der von Reval. Bis zum Ausbruche des Krieges mit der Türkei blieb der Feldmarschall in Riga und führte den Oberbefehl über ganz Liefland und die in der Provinz stehenden Truppen. Im Februar 1711 rief ihn der Czar nach der Moldau und dem Süden des Reichs gegen die Türken. Es ist bekannt, in welche kritische Lage der Kaiser durch die Einschließung seines Heeres am Pruth (s. Peter I. und Pruth) gerieth. S. theilte die Gefahren dieses Feldzugs, kehrte nach dem am 12. Juli unterzeichneten Frieden mit der Armee am Dniester zurück und ward später zum Statthalter der Ukraine ernannt, wo er bis 1715 blieb. 1716 brach er mit der Armee wieder nach Polen auf, um einige mit der Stadt Danzig eingetretene Mißhelligkeiten zu schlichten; nach Beseitigung derselben marschirte er nach Pommern und ins Meklenburgische. Im August desselben Jahres schiffte er sich mit der ihm untergebenen Armee nach Copenhagen ein, da der Czar in Vereinigung mit dem Könige von Dänemark, Friedrich IV., eine Landung in Schonen beabsichtigte. Wegen vorgerückter Jahreszeit jedoch, und da die schwedische Küste stark besetzt war, unterblieb die Expedition; die russischen Truppen schifften sich im October wieder ein, der Feldmarschall blieb mit der Infanterie und einem Regimente Cavalerie im Meklenburgischen, und die übrige Reiterei wurde in die Winterquartiere nach Polen gesendet. Zu Anfang des J. 1717 kehrte auch S. mit den übrigen Truppen nach Polen zurück und bezog Quartiere an der Weichsel. Im folgenden Jahre erhielt er wegen Kränklichkeit die Erlaubniß sich nach Moscau zu begeben, wo er den 17. Febr. 1719 starb. Der Czar war bei der Nachricht von seinem Tode sehr ergriffen; er ließ den Leichnam von Moskau nach seiner neuen Hauptstadt St. Petersburg bringen und daselbst mit großer Pracht im Alexander-Newskikloster beisetzen; er folgte selbst dem Sarge in Trauerkleidern mit allen anwesenden Generalen und Ministern. — S. hatte sich 1712 nach seiner Rückkehr aus dem türkischen Feldzuge zum zweiten Male mit der Wittwe des Bojaren Narischkin vermählt, aus welcher Ehe ihm noch zwei Söhne geboren wurden. Sein ältester Sohn, der Generalmajor, war nach seiner Rückkehr aus Constantinopel 1714 in Kiow gestorben. — (Vergl. Lebensbeschreibung des General-

bmarschalls Grafen B. P. Scheremetow von G. F. Müller. St. Peters-g, Riga und Leipzig 1789. — Tagebuch Peter's des Großen aus dem ffischen übersetzt von J. L. S. Bacmeister. Riga 1774.)

Gtz.

Scherer, Barthołomäus Ludwig Joseph, General en Chef republikanischen Armee und Kriegsminister, war der Sohn eines Flei-rs und 1755 zu Delle bei Befort geboren. Er verließ sehr jung seine ern und trat als Gemeiner in östreichische Kriegsdienste, in denen er 12 hre, zuletzt als Artillerist in Mantua, stand. Von hier aus desertirte er,) lebte einige Zeit sehr ausschweifend in Paris, wo ein Bruder von ihm shofmeister des Herzogs von Richelieu war. Dadurch, so wie durch ein theilhaftes Aeußere begünstigt, erhielt S. eine Officierstelle in der für holländischen Dienst geworbenen Legion Maillebois. Nach Auflösung selben kam er, als eben die Revolution ausbrach, nach Paris zurück, und rde als Hauptmann der Artillerie in Straßburg angestellt. Seine Fähig-en, so wie sein intriguanter Geist erhoben ihn schnell. Bei Valmi (s. d.) r er Adjutant eines Generals Desporty-Craffier, und erwarb sich die öf-tliche Anerkennung seines Wohlverhaltens von dem General Kellermann. sporty, so wie noch 2 andere Generale, Eickmeier und Beauharnais, bei en S. nach einander Adjutant war, wurden als Aristokraten eingekerkert. selbst hatte mehrmals dieses Schicksal, entging jedoch der Guillotine und rd 1794 als Divisionsgeneral bei der Sambre- und Maasarmee. Er rte am 3. Juli ein hitziges Gefecht vor Mons, und besetzte diese Stadt. rauf erhielt er von Jourdan den Auftrag, die 4 festen Plätze, Landre-, le Quesnoy, Valenciennes und Condé zu erobern. Er entwickelte da-große Thätigkeit. Der erstere dieser Plätze capitulirte am 17. Juli, der ite den 15., der dritte am 28. und der vierte am 29. August. Der tionalconvent hatte das barbarische Edict erlassen, nach welchem die Be-ungen dieser Festungen, wenn auf die erste Aufforderung in 24 Stunden Platz nicht übergeben würde, niedergemacht werden sollten, eine Dro-ng, die auf das Betragen der Commandanten derselben ihre Wirkung ht verfehlte. S's. Benehmen bei dieser Gelegenheit war eben so fest als nschenfreundlich, und es gelang ihm, nicht ohne eigene Gefahr, zu be-ken, daß dem bereits erwähnten Decrete keine Folge gegeben wurde. Am . September vertrieb S. die Oestreicher nach einem hartnäckigen Gefechte) ihrer festen Stellung bei der Carthause von Lüttich, nahm ihr Ge-hütz und machte viele Gefangene. In der Schlacht von Aldenhoven d.) 2. October befehligte er den rechten Flügel, erzwang den Uebergang r die Roer, und schlug das Corps unter General Latour. Die großen folge, die S. in diesem Feldzuge erreicht hatte, berechtigten zu noch ßeren Erwartungen, welche sich jedoch nicht bewähren sollten. Er erhielt 95 das Obercommando der Alpenarmee, vertauschte es aber bald darauf t dem der Ostpyrenäenarmee, an des Generals Perignon (s. d.) Stelle, h mehreren Gefechten an der Fluvia, in denen S. bei abwechselnden Er-gen kein Feldherrngenie bewies, erfolgte der Friede zu Basel, der im li dem Kampfe mit den Spaniern ein Ende machte. Hierauf stieß die renäenarmee zu der Alpenarmee, und an des Generals Kellermann elle übernahm S. den Oberbefehl. Er kam, Ende September, zu Nizza und fand die Truppen in dem traurigsten Zustande, an Allem Mangel end. Eine östreichisch-sardinische Armee von 50,000 M., unter Gene-Devins, stand den 40,000 M. unter S. gegenüber. Da es von der

höchſten Wichtigkeit war, die Verbindung mit Genua herzuſtellen, durch welches allein aus Frankreich Lebensmittel ꝛc. bezogen werden konnten, ſo wurde der Angriff auf die ſehr vortheilhafte Stellung des Feindes, auf den verſchanzten Höhen bei Loano, beſchloſſen. Nach einer Reihe von Gefechten und der Schlacht bei Loano oder Finale, am 23. und 24. Nov., zogen ſich die Verbündeten mit großem Verluſte an Geſchütz und Gefangenen in das verſchanzte Lager von Ceva zurück, und beträchtliche Magazine fielen in die Hände der Franzoſen. Sowohl bei Entwerfung des Planes zu dieſen erfolgreichen Angriffen als bei der Ausführung iſt das Hauptverdienſt dem General Maſſena zuzuſchreiben. S. benutzte den Sieg nicht, ſondern bezog, wie ſeine Gegner, Winterquartiere. Die bewieſene Unthätigkeit wurde ihm zum Vorwurfe gemacht und ſo legte er, krank und mißvergnügt, im März 1796, das Commando nieder, welches Bonaparte übernahm. Durch den Einfluß ſeines Beſchützers, des Director's Rewbel, wurde S. zum Generalinſpecteur der Armee vom Rhein und des Innern, und im Juli 1797 zum Kriegsminiſter ernannt. Während eine Partei ſeine als ſolcher bewieſene Unparteilichkeit, Thätigkeit und Ordnung lobt, wird ihm von der andern Seite die größte Unfähigkeit, durch welche ſogar die Niederlagen der franzöſiſchen Armee in jener Zeit herbeigeführt worden ſeien, Schuld gegeben. Die zu dieſem Poſten erforderlichen Talente ſcheint er nicht beſeſſen zu haben. Am 13. December 1797 ſtellte er den ſiegreichen Bonaparte dem Directorium vor. Nach den wiederholten Niederlagen der italieniſchen Armee übernahm S., Februar 1799, deren Commando, wie man ſagt, beſonders deßhalb, um den unzählig gegen ihn gerichteten Anklagen zu entgehen. Sein Vorgänger, Joubert, hatte als ſeinen Nachfolger dringend den General Moreau empfohlen, zu welchem die Armee ungleich größeres Vertrauen hatte, als zu S., deſſen Ernennung daher große Unzufriedenheit erzeugte. Er fand die Armee an der Etſch, in der Nähe von Verona, 40,000 Mann ſtark, der öſtreichiſchen überlegenen Armee unter General Kray gegenüber. — Da ein ſtarkes ruſſiſches Corps unter Feldmarſchall Suwarow gegen die Mitte Aprils an der Etſch erwartet wurde, ſo beſchloß S., vor deſſen Ankunft die Oeſtreicher anzugreifen. Nach einer Reihe von Gefechten, auf beiden Ufern der Etſch, von denen das bedeutendſte die Schlacht bei Iſola delle Scala (ſ. d.) auch bei Magnano genannt, am 5. April war, mußte S. mit großen Verluſten den Rückzug antreten. Durch Zurücklaſſung der nöthigen Beſatzungen in Mantua und Peſchiera bis auf 28,000 Mann vermindert, welche zu ihrem General kein Vertrauen hatten, lebhaft verfolgt, und in Gefahr, durch ein aus Tirol gegen Breſcia vorgedrungenes feindliches Corps umgangen zu werden, wich S. bis Mailand zurück. Von hier aus ſendete er, um der Abſetzung zu entgehen, ſeine Entlaſſung ein, und übergab das interimiſtiſche Commando an General Moreau. Bei ſeiner Ankunft in Paris ſah er ſich von allen Seiten angegriffen, mußte befürchten in Anklageſtand verſetzt zu werden, und hielt ſich einige Zeit verborgen, bis die Revolution des 18. Brumaire die meiſten ſeiner Feinde ſtürzte. Von da an lebte er unbeachtet auf ſeinem Gute Chauny, im Aisnedepartement, u. ſchrieb zu ſeiner Rechtfertigung: Précis des Opérations militaires de l'armée d'Italie en 1799, und ſtarb am 19. Auguſt 1804. — (Vergl. Biog. univ. anc. et modernes. — Biogr. portat. des contemporains. — Victoires et conquêtes des Français. — Précis des événements militaires par Mathieu Dumas.)

Z.

Scheveningen, holländisches Städtchen am Meere mit 3000 Einw., 1 Stunde von Haag entfernt.

Seeschlacht am 8. 9. und 10. August 1653.

In Folge der von dem englischen Parlament erlassenen Navigationsakte kam es zwischen Holland und England zu einem Kriege, der von beiden Republiken mit aller Erbitterung und der heldenmüthigsten Anstrengung geführt wurde. Auf englischer Seite waren es Monk, Blake, Lawson und Appleton, auf holländischer Tromp, de Ruyter, de With und Evertsen, welche den Ruhm ihrer Nationen aufrecht hielten. Nach der unentscheidenden Schlacht bei Dünkirchen sahen sich die Holländer durch die englische, 150 Segel starke, Flotte unter dem Admiral Monk blokirt. Durch eine meisterhafte Bewegung gelang es dem Admiral de With während eines Sturmes sich an Tromp und de Ruyter anzuschließen, wodurch die Zahl ihrer Schiffe bis auf 106 anwuchs. De With wollte ein Treffen vermeiden, er wurde jedoch überstimmt und hierauf beschlossen, die englische Flotte, welche vor Scheveningen und der Maas lag, anzugreifen. Tromp führte den rechten, Ruyter den linken Flügel, de With die Mitte und Evertsen in 2. Linie die Reserve. Am 8. August begann die Schlacht und dauerte 3 Tage ununterbrochen fort. Obgleich die holländischen Schiffe um vieles kleiner waren, als die der Engländer, gelang es dem ungestümen Tromp dennoch, zwei Mal die Linie der Letztern zu durchbrechen. Da er sich jedoch hierbei zu sehr aussetzte, ward er durch eine Flintenkugel getödtet. Als der Tod des Admirals bekannt wurde, verbreitete sich Muthlosigkeit unter den Holländern, welche die vollständige Niederlage derselben zur Folge hatte. Der Verlust der Holländer betrug 24 Schiffe, 4000 Todte und 2000 Gefangene. Die Engländer hatten ihren Sieg mit 8 Schiffen und 1600 Todten und Verwundeten erkauft. Tromp's Tod war für die Holländer ein unersetzlicher Verlust. In Folge dieser Niederlage kam am 15. April 1654 zwischen Holland und England ein Friede zu Stande, der für die erstere Republik manche nachtheilige Puncte enthielt.

— 3 —

Schewardino, Gefecht am 5. Sept. 1812.

Das russische Dorf Schewardino liegt zwischen der Kolocza und dem Wege, welchen die alte Straße von Smolensk nach Moskau durchschneidet, unmittelbar vor dem linken Flügel der Stellung, welche die russische Hauptarmee zwei Tage vor der Schlacht bei Borodino (s. d.) inne hatte. Das Dorf selbst war nicht vertheidigungsfähig, aber 500 Schritt südlich davon fand sich auf einem kahlen Hügel eine Redoute (eigentlich nur ein Reduit), deren Feuer sowohl die vorliegende sanft sich neigende Fläche beherrschte, als auch ein von der Kolocza an den Dörfern Alexinki und Schewardino vorüberführendes Ravin der Länge nach bestrich. (Siehe den Plan des Schlachtfeldes von Borodino in Bleſſon's Geschichte des Feldzugs in Rußland.) Der Besitz dieser Redoute war also durchaus nothwendig, wenn Napoleon auf dem rechten Ufer der Kolocza Fortschritte machen wollte, aber das Werk scheint nur flüchtig und mit geringer Sorgfalt aufgeworfen worden zu sein. Zur Vertheidigung des ganzen Terrains zwischen dem Walde und der Kolocza, waren sämmtliche Truppen Bragation's bestimmt, wovon die Infanteriedivision Newerowski zu beiden Seiten der Redoute und hinter Schewardino, die Division des Prinzen Karl von Mecklenburg links im Walde aufgestellt war; ein Cavalleriecorps besetzte die offenen Zwischenräume. Die Stärke dieser Truppen belief sich auf 15,000 M., die übrigen Truppen Bragation's standen weiter rückwärts in Reserve, nahmen aber keinen

Theil an dem Gefecht bei Schewardino. — Als Napoleon am 5. Sept. Nachmittags an der Kolocza ankam, befahl er sofort die Wegnahme der auf dem rechten Ufer liegenden Dörfer, Gehölze und Verschanzungen, und bestimmte zugleich, daß die Polen unter Poniatowski gegen den oben erwähnten Wald, das Corps des Fürsten Eckmühl gegen die Dörfer vorrücken, und König Joachim mit der Reservecavalerie diese Angriffe unterstützen sollte. Da aber diese Angriffsbewegung nicht sogleich ausgeführt werden konnte, gab der Kaiser dem General Compans persönlich den Befehl, die vorliegenden Dörfer und die erwähnte Redoute unverzüglich anzugreifen. Die nur schwach besetzten Dörfer Fomkinco, Doromino und Alexinki wurden bald genommen, das weitere Vorschreiten der Division Compans wurde aber nunmehr durch das Feuer der Redoute bei Schewardino aufgehalten. — Etwa 180 Schritte von dieser Redoute befand sich ein kleiner Hügel, welcher eine gedeckte Annäherung auf dieser Seite möglich machte. Dorthin sendete Compans 6 Compagnien Voltigeure, welche sich als Tirailleure auflösten und ein ununterbrochenes Feuer auf die Artilleristen in der Redoute machten, in der nur wenig Infanterie stand. (Die Geschützzahl ist nicht auszumitteln gewesen.) Ein Bataillon wurde zur Unterstützung der Voltigeure aufgestellt. Zwei Batterien beschossen die zu beiden Seiten der Redoute stehenden russischen Truppen; die Reservecavalerie hielt mit einigen reitenden Batterien die russische Cavalerie im Schach, wurde aber auch von dieser am weitern Vorrücken gehindert, und konnte sonach zur Wegnahme der Redoute nur indirect mitwirken. — Obgleich das Feuer der französischen Tirailleure ziemlich wirksam war, mußten doch noch wirksamere Maßregeln ergriffen werden. General Compans ließ daher das 57. u. 61. Infanterieregiment gegen die linke, das 25. Regiment gegen die rechte Seite der Redoute vorrücken, und das 111. Regiment dem Letztern zur Unterstützung nachfolgen. — General Compans befand sich bei der Colonne zur Rechten, und wurde sehr bald von zahlreicher russischer Cavalerie angegriffen; zum Glück erlangte seine Infanterie, bevor sie von der Cavalerie erreicht werden konnte, einen schützenden Erdrand, hinter welchem sie Halt machte und die Cavalerie durch ein lebhaftes Feuer zum Umkehren nöthigte. Inzwischen waren aber auch zwei russische Infanterieregimenter vorgerückt, hatten sich ebenfalls gedeckt aufgestellt, und eröffneten nun auf die kurze Entfernung von etwa 30 Schritten ein Flintenfeuer, das Dreiviertelstunden lang fortgesetzt worden sein soll, ohne daß eine Partei ihre Stelle verließ, da die Infanterie bis an die Brust gedeckt stand. Vergeblich bemühten sich die französ. und russ. Generale dem Schießen ein Ende zu machen, und ihre Bataillone zum Bajonetangriffe vorzuführen; ihre Stimmen wurden in dem furchtbaren Getöse nicht gehört. — Endlich gelang es dem General Compans, ein Bataillon des 57. Regiments in Colonne zu formiren, welches er auf einem Umwege gegen den äußersten linken Flügel der russischen Infanterie führte. Diesem Bataillone folgten 4 mit Kartätschen geladene Geschütze. Sobald es sich den Russen, die fast in Rauch gehüllt waren, bis auf 150 Schritt genähert hatte, wurden die 4 Geschütze demaskirt, gaben Feuer und richteten eine solche Verheerung an, daß ein darauf Statt findender Bajonetangriff des Bataillons den vollständigsten Erfolg hatte; es verlor jedoch dabei seinen Commandanten und 200 Mann. Alle russische Bataillone, welche zur linken der Redoute vorgerückt waren, gingen nunmehr in großer Eile zurück, wobei auch die Redoute den Franzosen überlassen wurde. — Fast gleichzeitig hatte das 25. Regiment das Dorf Schewardino angegriffen, welches bald in Brand gerieth. Es war bereits dun-

ist geworden, aber die Flammen erhellten die Umgegend und verriethen die Schwäche der Franzosen auf diesem Puncte. Der russische Oberbefehlshaber hatte deßhalb den größten Theil der Cavalerie vom linken nach dem rechten Flügel aufbrechen lassen, was den oben erwähnten Flankenangriff des Generals Compans sehr erleichterte. — Im Walde selbst scheint es zwischen den Polen und Russen an diesem Tage nur zu Vorpostengefechten gekommen zu sein. (Die Gesammtverluste sind nicht zu erforschen gewesen.) Die Russen zogen sich in der Nacht hinter das große Ravin zurück, welches an Semenofskoe vorbeigeht. Napoleon hielt sich am 7. Sept. fast immer auf der Höhe bei Schewardino auf, von wo aus man fast das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. — (Vergl. Napoleon's Feldzug in Rußland; aus dem Französischen übers. von Blesson. — General Gourgaud ist der einzige Schriftsteller, welcher in seiner Beleuchtung des Ségurschen Geschichtswerks taktische Details von diesem Gefechte angibt.)

Pz.

Schiefe Fläche, ist eine solche, welche mit dem Horizont einen Winkel bildet. Ein schwerer Körper bewegt sich langsamer, wenn er über eine schiefe Fläche, als wenn er frei herabfällt; seine Geschwindigkeit nimmt jedoch mit jedem Augenblicke zu, und die Bewegung ist gleichförmig vermehrt. Die auf einem Körper von einer schiefen Fläche durchlaufenen Räume verhalten sich wie die Quadrate der Zeiten, oder Geschwindigkeiten. Die Räume wachsen in gleichen aufeinander folgenden Zeiten, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7, 9, 11. Wird ein Körper über eine schiefliegende Fläche aufwärts bewegt, so erhält er eine gleichförmig verzögerte Bewegung. Wenn eine Last über eine schiefliegende Fläche aufwärts gezogen wird, oder auf solcher im Gleichgewicht gehalten wird, so verhält sich die Kraft zur Last, wie die Höhe der Fläche zu ihrer (schiefen) Länge; wenn der Zug parallel mit der schiefen Fläche geht. Geht aber der Zug parallel mit der Grundlinie, so verhält sich K : L wie die Höhe (senkrechte) der Fläche zu ihrer Grundlinie. Wird deßhalb ein Lastwagen über einen Berg aufwärts gezogen, so werden die Pferde am leichtesten ziehen, wenn die Zugstränge mit der schiefen Fläche des Berges parallel laufen.

M. S.

Schießlöcher (crenaux), nennt man in der Befestigungskunst die in Mauern oder Holzbrustwehren angebrachten Oeffnungen zur Kleingewehrvertheidigung. Ihre Form muß im Allgemeinen so angeordnet werden, daß jeder Schütze ein Schußfeld von 15—20 Grad bestreichen kann, wo dann der einzelne Mann von seiner Scharte aus in einer Entfernung von 80 Toisen oder 125 eine Linie von 125—170 Fuß beschießen kann, und jeder Punct dieser ganzen Linie wird aus 33 Scharten, die 3 Fuß von einander entfernt liegen, zu treffen sein. Nehmen wir dieses Verhältniß als Norm an, so ist es zulässig, der Scharte, ohne ihrem Gesichtfelde zu schaden, drei verschiedene Gestalten zu geben, nemlich so, daß die kleinere Oeffnung von 3 Zoll, nach innen, oder nach außen, oder endlich daß diese in der Mauer oder Holzwand selbst, ungefähr in dem 3. Theile der Stärke von innen nach außen gerechnet, zu liegen kommt. Die erste Form bietet dem Feinde einen Trichter, der einigermaßen gefährlich werden kann; bei der zweiten wird man durch die Stärke der Deckung beschränkt, indem die Mündung der Waffe beim Anschlage immer noch zur äußern Oeffnung herausragen muß. Bei der 3. Gestalt vermag man sogar das Gesichtfeld noch zu vergrößern, ohne die Oeffnung an sich zu erweitern, man gewinnt an Dauerhaftigkeit, hat aber theilweise noch die Nachtheile der ersten Einrichtung zu besorgen. — Wo man

sehr schräge Schüsse zu vergeben hat, kann man ohne Nachtheil die innere Oeffnung für mehre äußere Oeffnungen benutzen und so einer Scharte ein größeres Feld geben, oder man kann eine lange und niedere (etwa innerlich 4—6 Zoll hohe) nach außen sich ober- und unterhalb erweiternde Schußspalte anwenden, wie dieß bei Blockhäusern gebräuchlich ist (s. Blockhaus). — Diese Schießlöcher erhalten gewöhnlich zur kleinsten Weite 3—4 Zoll Oeffnung, die größte Oeffnung aber bestimmt sich nach der Stärke der Mauer oder Holzwand und nach der Größe des Gesichtsfeldes, ob dieß 15 oder 20 Grad betragen soll. Innerlich erhalten sie 12—18 Zoll, äußerlich 18—24 Zoll Höhe, je nachdem die Schüsse weniger oder mehr plongirt oder elevirt vergeben werden müssen, wonach sich zugleich die Lage der Sohle bestimmt. Die meiste Anwendung finden diese Schießlöcher bei den Kleingewehrgalerien und Caponieren der Festungen (s. Kasematten), theils auch bei den Graben- und Reduitvertheidigungen provisorischer Befestigungen und größerer Feldwerke, bei Blockhäusern, und auch bisweilen bei Mauer- und Häuservertheidigungen, wo man aber größtentheils auf eine regelmäßige Form verzichten und sich damit begnügen muß, Oeffnungen zu erhalten, die nicht überflüssig groß ausfallen. P.

Schießpulver. Mengungen, welche dem jetzigen Schießpulver glichen, waren den Chinesen und Indiern vor oder kurz nach Christi Geburt bekannt, doch ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, wie und wann man dieselben in Europa kennen lernte. Marcus Grácus erwähnt im Jahre 846 nach Christi Geburt ein Gemenge von 6 Theilen Salpeter, 2 Theilen Kohle und 1 Theil Schwefel, und ein Gleiches findet sich in den Schriften von Roger Bacon 1220 und des Bischofs von Regensburg Albertus Magnus 1280. Zwar hat Omodei (Dell Origine della polvere da guerra etc. 1834) die Aechtheit dieser Schriften, oder doch das angeblich hohe Alter derselben in Zweifel gezogen; allein seine Gründe für diese Meinung dürften wohl nicht als genügend zu betrachten sein, und die früher ziemlich allgemein verbreitete Meinung, Berthold Schwarz oder Anklitzer aus Freiburg habe das Schießpulver 1320 (nach Andern 1380) erfunden, ist demnach ebenfalls unhaltbar. Sollte derartigen Angaben der Schriftsteller der nächsten Zeit wirklich eine Thatsache zum Grunde liegen, so müßte man annehmen, daß bis dahin das Pulver nur auf eine mehr den jetzigen Brändern ähnliche Weise verwendet worden wäre, Berthold Schwarz aber durch eine zufällige Explosion auf den Gedanken gerathen sei, es zur Fortschleuderung schwerer Körper in bestimmter Richtung zu benutzen, womit man zu Anfange des 14. Jahrhunderts wenigstens in Deutschland noch nicht bekannt war (s. Geschütz.) — Das erste Schießpulver war nicht gekörnt, und nur nach geraumer Zeit kam zuerst bei dem Büchsenpulver das Körnen in Gebrauch. So war z. B. zur Zeit Karl's V. das spanische Schießpulver noch durchgängig ungekörnt. Die ersten Pulvermühlen bestanden ferner nur in Handmühlen; im 17. Jahrhundert legte man jedoch nach und nach größere, durch Wasserkraft oder durch Pferde getriebene Werke, nämlich in Frankreich zunächst nur Stampfmühlen (von denen es 1692 bereits 26 besaß), in Deutschland aber auch Walzmühlen an. Die Mengung des Pulvers in Mengformen, so wie das Pressen desselben wurde erst zur Zeit der französischen Revolution erfunden, und seitdem mannichfach verbessert. — Das Schießpulver ist ein möglichst inniges, leicht entzündliches Gemenge von Salpeter, Kohle und Schwefel, dessen außerordentliche Wirkung dadurch entsteht, daß die bei der gewöhnlichen Temperatur ruhende chemische Verwandtschaft von Kohle und Schwefel zu einigen Bestandtheilen des Salpeters

durch plötzliche ſtarke Erhitzung bis mindeſtens 240 Grad R., rege gemacht, dadurch der Salpeter zerſetzt, und ein Gemenge von mehreren ſehr verdichteten und heißen Luftarten entwickelt wird, welches ſich nach allen Seiten mit großer Gewalt ausbreitet. Die ſicherſten Zündungsmittel des Schießpulvers ſind dunkelglühende Körper, z. B. glimmende Kohle oder glühender Stahl oder auch Flammen von hinlänglich hoher Temperatur (z. B. von Schießpulver), wenn man dieſelben durch einen engen Kanal leitet, um ihnen eine beſtimmte Richtung zu geben. Auch Stöße und ſelbſt anhaltende Reibung und zwar, wie neuere Erfahrungen lehren, nicht nur von Eiſen auf Eiſen, ſondern auch von Eiſen auf Meſſing, und von Meſſing gegen Meſſing, können Schießpulver entzünden; zuweilen geſchieht dieß ſogar zwiſchen Kupfer und Kupfer. Die Zeit, in welcher ſich das Feuer über die Oberfläche aller einzelnen Körner einer verbrennenden Pulvermenge verbreitet, iſt zwar viel zu klein, um ſie mit unſeren Sinnen zu unterſcheiden; will man ſich aber über die Urſachen der thatſächlichen Verſchiedenheiten in der Wirkung verſchiedener Pulverſorten oder derſelben Sorte unter verſchiedenen Umſtänden Rechenſchaft geben, ſo darf man dieſe Zeit nicht als Null, ſondern man muß ſie als eine, wenn auch überaus kleine, aber doch in ſich wieder theilbare Größe betrachten. Noch weniger kann diejenige Zeit als $= 0$ angenommen werden, in welcher ſich die einzelnen Körner einer Pulverladung nach der Entzündung ihrer Oberflächen verzehren; denn der Augenſchein lehrt, daß das Feuer in dem Innern einer dichten Pulvermaſſe, wie der Satz der Racketen ꝛc., weit langſamer um ſich greift, als auf der Oberfläche derſelben; und eben ſo iſt es mit den einzelnen Pulverkörnern. Betrachten wir ferner den eigentlichen Vorgang bei der Verbrennung des Schießpulvers, ſo lehrt die Chemie auf ihrem dermaligen Standpunct hierüber Folgendes: 100 Gewichtstheile chemiſch richtig zuſammengeſetztes Pulver enthalten 1 Miſchungsgewicht = 74,8 Theile Salpeter, 1 Miſchungsgewicht = 11,8 Schwefel und 3 Miſchungsgewichte = 13,4 Kohlenſtoff, für welches letztere man gewöhnlich und ohne bedeutenden Fehler die Quantität der dem Pulver beigemengten Kohle annimmt. Der Salpeter iſt wieder aus 1 Miſchungsgewicht Kalium, 6 Miſchungsgewichten Sauerſtoff, und 2 Miſchungsgewichten Stickſtoff zuſammengeſetzt, ſo daß die letzteren zwei Stoffe, welche in iſolirtem Zuſtande nur als luftförmige Körper bekannt ſind, ſich im Salpeter in einem äußerſt hohen Grade der Verdichtung befinden. Wäre nun die Zerſetzung des Schießpulvers ganz vollſtändig, ſo würden ſich die 6 Miſchungsgewichte Sauerſtoff mit den 3 Miſchungsgewichten Kohlenſtoff zu 3 Miſchungsgewichten kohlenſaurem Gas vereinigen, mit welchem ſich die 2 Miſchungsgewichte des Stickſtoffs mengen, der bei ſeiner Ausſcheidung aus dem Salpeter ebenfalls ſeine luftförmige Geſtalt wieder annimmt. Der Schwefel und das Kalium würden ſich endlich zu einem Miſchungsgewicht Schwefelkalium vereinigen, welches den einzigen feſten Rückſtand des Pulvers bildete. Die Unterſuchung der Producte, welche die Verbrennung des Schießpulvers in der Wirklichkeit liefert, zeigen nun zwar, daß die Zerſetzung deſſelben nicht ſo vollſtändig geſchieht, denn in dem Pulverrückſtand befindet ſich immer etwas unverbrannte Kohle und etwas kohlenſaures und ſchwefelſaures Kali, ſo wie in dem erzeugten Gas, Kohlenoxydgas (welches weniger Sauerſtoff als die Kohlenſäure enthält) und ſchweflige Säure; allein dieſe Beimengungen ſind verhältnißmäßig nur gering, und um ſo unbeträchtlicher, je größer die verbrannten Pulvermengen waren. Eben ſo unbedeutend ſind größtentheils die Abweichungen der in verſchiedenen Staaten für das Schießpulver üblichen Mengungsverhältniſſe

von dem oben angegebenen und dieser Berechnung zum Grunde liegenden Verhältniß, wie folgende Zusammenstellung zeigt.

A) Pulver für Artillerie und Infanterie.

	Salpeter.	Kohle.	Schwefel.
in England, Rußland, Sachsen u. Schweden	75	15	10
in Preußen.	75	13½	11½
in Oestreich.	75	13	12
in Frankreich.	75	12½	12½

B) Pirsch-, Büchsen- oder Scheibenpulver.

	Salpeter.	Kohle.	Schwefel.
in Rußland	80	12	8
in Frankreich.	78	12	10
in Oestreich (deutsche Fabriken)	75,5	13,2	11,3
in Sachsen.	75,34	13,7	10,96
in Oestreich (italienische Fabriken). . . .	73,3	18,1	8,6

C) Sprengpulver.

	Salpeter.	Kohle.	Schwefel.
in Oestreich (italienische Fabriken). . . .	70	18	12
in Rußland.	66	17	17
in Oestreich (deutsche Fabriken.)	62,2	19,4	18,4
in Frankreich.	62	18	20

Es ist überhaupt merkwürdig, daß schon in den ältesten Nachrichten über das Schießpulver solche Mengungsverhältnisse vorkommen, welche von dem in der neuesten Zeit durch die Theorie ermittelten Verhältniß nur äußerst wenig verschieden sind. — Die absolute Kraft des Schießpulvers ist diejenige Kraft, welche das aus ihm entwickelte Gemenge von kohlensauerem Gas, Stickstoffgas u. s. w. gegen eine seine Ausbreitung bis nach beendigter Pulververbrennung gänzlich hindernde Einschließung ausübt. Nun kann man der Erfahrung zu Folge annehmen, daß aus 1 Kubikzoll Pulver 250 Kubikzoll Gas entwickelt werden, d. h. daß dieses Gas nach seiner Abkühlung und Ausbreitung in der äußeren Luft gegen 250 Kubikzoll Raum einnimmt. Demnach würde dasselbe in dem Augenblicke, wo es die umgebende Hülle sprengte, oder doch in seiner vollen Stärke gegen sie wirkte, schon bei gewöhnlicher Temperatur einen 250mal größeren Druck als die atmosphärische Luft ausüben. Die ungemein hohe Temperatur desselben vermehrt aber diese Kraft noch überaus mehr. Alle Versuche die Höhe dieser Temperatur und die Größe der durch sie erzeugten Ausdehnungskraft zu bestimmen, sind aber höchst unsicher, und daher schwanken die Angaben über die absolute Kraft des Schießpulvers zwischen 2000 und 10,000 Atmosphären (den Druck der atmosphärischen Luft z. B. auf den Dresdner Quadratzoll zu 12,3 Dr. Pf. gerechnet). Rumfort folgerte sogar aus seinen, allerdings unter ganz eigenthümlichen Umständen angestellten, Versuchen, und durch Schlüsse, die nicht in allen Puncten als haltbar zu betrachten sein möchten, daß die absolute Pulverkraft 55,000 Atmosphären betrage. Weit geringer als diese absolute Kraft muß die Kraftäußerung des Pulvers gegen die Geschosse und Geschütze ausfallen, denn hier geht der Fortgang der Verbrennung mit der Ausbreitung des Gases Hand in Hand, ja letzteres dringt sogar durch den Spielraum des Geschützes vor das Geschoß, endlich aber entziehet auch das Metall des Geschützrohres dem Pulvergas einen großen Theil seiner Wärme und dadurch auch seiner Kraft. Ein schneller verbrennendes Pulver wirkt daher auch in Geschützen heftiger als ein langsamer verbrennendes, allein dieser Unterschied zeigt sich vielmehr an

der Beschädigung der Geschütze selbst, als an der Bewegung der Geschosse, denn je heftiger der erste Stoß gegen die Kugel ist, um so schneller entgeht die letztere der ferneren Wirkung des Gases, und um so unbeträchtlicher wird daher die Vermehrung seiner Geschwindigkeit durch die Beschleunigung der Pulververbrennung. Aus denselben Gründen muß die Bewegungskraft, welche ein Geschoß erhält, nämlich das Product seines Gewichts, in die ihm durch Pulverkraft ertheilte Geschwindigkeit bei gleichen Pulvermengen um so größer ausfallen, je schwerer das Geschoß, je länger das Geschützrohr und je kleiner der Spielraum des letztern ist. Man hat sich von jeher viel Mühe gegeben, das Schießpulver durch Zusatz von anderweiten Stoffen, oder auch selbst durch den Austausch eines oder des anderen seiner jetzigen Bestandtheile gegen einen anderen Stoff zu verstärken, alle dergleichen Veränderungen gaben aber stets schwächere Gemenge, mit Ausnahme der Zusätze von chlorsauerem Kali oder von Knallmetallen, welche die Entzündlichkeit des Schießpulvers und dadurch auch seine Kraft erhöhen, den Transport und Gebrauch desselben aber so gefahrvoll machen, daß sie keine praktische Anwendung fanden. Eben so unhaltbar ist die frühere Meinung, daß sich die Kraft des Schießpulvers durch Wasserdämpfe vermehre, seine Wirkung wird im Gegentheil durch Feuchtigkeit allemal vermindert, weil dieselbe bei ihrer Verwandlung in Dämpfe überaus viel Wärme bindet und dadurch die Temperatur des erzeugten Pulvergases erniedrigt. — Die Haupterfordernisse eines guten Schießpulvers sind, daß es: — 1) hinlängliche Stärke besitzt, 2) in seinen Wirkungen möglichst gleichförmig ist, 3) daß es der Einwirkung der Feuchtigkeit gut widersteht und 4) daß es sich bei dem Transport und bei der Anfertigung der Patronen nicht so leicht zu Mehlpulver zerreibt. Die Stärke des Pulvers beruht theils auf der Reinheit und auf der innigen Mengung, so wie auf dem richtigen Verhältnisse seiner Bestandtheile, zum Theil aber auch auf der Größe und Beschaffenheit seiner Körner; letztere dürfen nämlich im Verhältniß zu der Stärke der Ladungen, zu welchen das Pulver verwendet werden soll, nicht zu groß sein, weil außerdem ihre Zersetzung zu langsam erfolgte. Man fertigte daher schon in früherer Zeit mehrere in der Größe ihrer Körner verschiedene Pulversorten, welche nach ihrer Anwendung zu den verschiedenen Geschützen Schlangenpulver, Karthaunenpulver und Hakenpulver genannt wurden. Späterhin kamen die ersten in den Körnern sehr groben Sorten außer Gebrauch, und man schied dagegen aus dem Hakenpulver wieder größere Körner für das Artillerie-Pulver und feinere Körner für das Infanterie-Pulver aus; das bei den Büchsen angewendete Pirschpulver enthält die allerfeinsten Körner. — Je lockerer das Pulver ist, um so größer können die Körner sein, ohne daß die Zersetzung zu sehr verlangsamt wird, die Rauheit ihrer Oberfläche und einiges in ihren Zwischenräumen befindliche Mehlpulver trägt bei kleinen Pulvermengen durch Beschleunigung der Entzündung ebenfalls zur Erhöhung der Wirkung bei, und daher findet man zuweilen, daß Pulver, welches feucht und durch das Trocknen in seinen Körnern aufgelockert wurde, sich stärker als vor dem Feuchtwerden zeigt. Die Gleichförmigkeit der Wirkung des Pulvers wird dagegen insbesondere durch die Gleichförmigkeit und Innigkeit der Mengung, durch eine gleichförmige Verdichtung der gemengten Pulvermasse und durch die Ausscheidung aller Körner von ungleicher Größe und alles Mehlpulvers erlangt. Damit aber diese Vortheile bei der Anfertigung der Patronen und durch weite Transports nicht wieder verloren gehen, bedarf namentlich das Kriegspulver einer gewissen Festigkeit und Politur der Körner, welche zugleich die besten Mittel sind,

um die Einwirkung der Feuchtigkeit auf das Pulver zu vermindern. Bei der Anwendung in kleinen Quantitäten und namentlich in Kammergeschützen, wo mit der Verdichtung des Pulvers leicht auch der Raum zwischen dem Boden der Seele und dem Geschoß vermindert werden kann, verliert man zwar allerdings durch die Verdichtung und Politur der Pulverkörner an der Stärke des Pulvers, allein wir müssen bekennen, daß uns der dadurch erlangte Vortheil der größeren Gleichförmigkeit und Dauer bei weitem überwiegend scheint, und daß wir nicht leicht ein Pulver für zu fest im Korn halten würden, so lange nicht die Langsamkeit seiner Entzündung bei der praktischen Verwendung desselben in die Augen fallende Nachtheile erzeugt. Die Anstalten, in welchen das Schießpulver gemacht wird, nennt man Pulvermühlen; über ihre Einrichtung, so wie über die verschiedenen auf ihnen vorzunehmenden Arbeiten s. Pulver.

Ry.

Schießscharten, oder auch bloß Scharten, werden in der Befestigungskunst die in Brustwehren oder andern Deckungen angebrachten Oeffnungen genannt, durch welche man mit Geschütz feuert. Sie weichen in ihren Maaßen und Anordnungen theils danach ab, ob sie durch eine Erdbrustwehr, eine Mauer oder durch eine Holzwand gelegt werden, und ob sie für Kanons, Haubitzen oder Mörser bestimmt sind, so wie auch noch die Art der Affuttirung dabei berücksichtiget werden muß. Als eine Hauptregel für jede Schartenanlage ist anzunehmen, daß man dadurch den möglichst freien Geschützgebrauch zu erreichen sucht, jedoch unbeschadet der hinlänglichen Festigkeit der Deckung. Die Scharten sind deßhalb nach außen allemal weiter als nach innen. Für Kanons wird bei Erdbrustwehren die äußere Schartenweite gewöhnlich so groß angenommen, daß man ein Gesichtfeld von 20° bestreichen kann, wo dann diese Oeffnung ungefähr halb so groß als die Stärke der Deckung ausfällt. Bei Bonnetscharten, wo die Bestreichung eines größeren Gesichtfeldes gefordert wird, macht man die äußere Oeffnung so groß als die Brustwehrstärke, und erhält dadurch zwischen 50—60° Gesichtfeld (s. Bank). Wollte man bei gewöhnlichen Scharten die äußere Oeffnung auch so groß annehmen, so würden die Winkel an der innern Oeffnung zu spitz ausfallen, und von den feindlichen Geschützkugeln bald weggerissen werden. Die innere Oeffnung oder innere Schartenweite richtet sich nach dem Durchmesser des Geschützkopfes, und muß so groß sein, daß dieser bequem hineingebracht werden kann. Für Feldkanons reicht hierzu 1½—1¾ F. aus, für Haubitzen und die schwersten Belagerungs- und Festungskanons nimmt man aber 2 F. an. Da aber die Geschützmündung der Kanons nach Verschiedenheit der Affuttirung allemal noch ein Stück in die Scharte hineinreicht, so ist es vortheilhafter, die Scharte da am engsten zu machen, wo die Geschützmündung steht, und sie innerlich nach demselben Winkel zu erweitern wie äußerlich. Man erlangt dadurch ein größeres Gesichtfeld, oder, wenn man dieß nicht bedarf, kann man die äußere Oeffnung so viel enger machen, wodurch dann an Festigkeit der Scharte gewonnen wird. Dergleichen Scharten nennt man Scharten mit doppelter Ausschneidung, und ihr Nutzen bewährt sich vorzüglich bei Kasemattenscharten, wo ihrer noch besonders gedacht werden wird. Die untere Schartenfläche, die Schartensohle, bestimmt sich nach der Richtung, welche dem Geschützrohre in der Verticalebene ertheilt werden soll. Bei Kanonenscharten in Erdbrustwehren läuft sie gewöhnlich parallel mit der Brustwehrkrone; beabsichtiget man aber mit dem Geschütz eine Grabenflankirung und Bestreichung, so erhält sie meist so viel Senkung,

als das Geschützrohr zuläßt. Bei Haubitzscharten wird dagegen die Sohle in der Regel aufsteigend nach der äußern Brustwehrkrete angelegt, wodurch dann an der äußern Brustwehrböschung die Schartenöffnung ganz verschwindet. Dergleichen Scharten nennt man, da die dahinter stehenden Geschütze dann nur zum Ricochetiren gebraucht werden, **Ricochetscharten**. Die Höhe der Schartensohle über dem Geschützstand richtet sich nach der Höhe der Geschützmündung über demselben, der sogenannten **Kniehöhe**, und kann 2½—3½ F., bei Feldgeschütz aber gewöhnlich zu 3 F. angenommen werden, bei hohen Wallaffeten kann sie auch 5—6 F. betragen. Die Seitenwände der Scharten, die **Schartenbacken**, sind bei Erdscharten so steil als möglich anzulegen, damit die innere Oeffnung nach oben nicht zu weit wird, wodurch dann Geschütz und Bedienung zu viel an Deckung verlieren würden. Deshalb müssen die Schartenbacken immer verkleidet werden, jedoch ist dieß nur bis auf die halbe Brustwehrstärke erforderlich. Die Böschungsanlage beträgt ¼, bis höchstens ½ F., wodurch dann die Scharte oben nur um 1—1½ F. weiter als unten ausfällt. Das beste Bekleidematerial für neu angelegte Scharten, wie bei Feldwerken und Belagerungsbatterien, sind die Schanzkörbe, bei den permanenten Scharten der Festungswälle der Rasen. Die Linie, welche die innere und äußere Schartenöffnung halbirt, heißt die **Mittellinie** oder **Richtlinie** der **Scharte**. Sie ist stets die Linie, welche man sich von der Mündung des Geschützrohres nach dem zu beschießenden Gegenstande gezogen denken kann und bildet sonach die Basis für die ganzen Abmessungen der Scharte. Für die Festigkeit der Brustwehr ist es am vortheilhaftesten, wenn die Richtlinie dieselbe rechtwinklig durchschneidet, und dergleichen Scharten heißen **gerade Scharten**. Durchschneidet diese die Brustwehren aber unter einem anderen Winkel, so entstehen die sogenannten **schrägen Scharten**, wodurch die Brustwehren stets mehr geschwächt werden. — Kommen mehrere Scharten neben einander zu liegen, so müssen ihre Mittellinien eine solche Entfernung von einander erhalten, daß der nöthige Raum zur Geschützbedienung verbleibt, und daß auch das zwischen je zwei Scharten stehenbleibende Stück Brustwehr, die sogenannte **Schartenzeile** oder der **Kasten** (le merlon), nicht zu schwach ausfällt, damit schräge Schüsse nicht etwa durchdringen können. Die kleinste Entfernung, die deshalb eine Schartenmitte von der andern erhalten kann, beträgt 16 F., gewöhnlich nimmt man sie aber zu 18—20 F. an. An den Schartenzeilen fällt dann auch das gewöhnliche Banket zur Infanterievertheidigung weg, und statt dessen wird nur ein kleiner Auftritt angelegt, von wo aus der Artillerist die Wirkung seiner Schüsse beobachten kann. Um sich gegen die Flintenkugeln, die durch die Schartenöffnung kommen können, zu sichern, **blendet** man diese an der innern Oeffnung während des Ladens, oder überhaupt so lange, als das Geschütz nicht gebraucht wird. Die einfachste Blendung hierfür bleibt immer ein in die innere Schartenöffnung genau passender, mit Wolle, Kälberhaaren u. dergl. gefüllter Sack, den man während des Ladens in die Scharte setzt, und dann, wenn das Geschütz wieder vorgebracht werden soll, heraushebt. Hölzerne Blendungen, die man für Scharten der Feldwerke auch vorgeschlagen hat, sind weniger passend, da sie mehr Arbeit verursachen, und von 5—6 Zoll starkem Holze ausgeführt werden müssen, wenn sie flintenkugelfest werden sollen. Will man Erdscharten dem feindlichen Auge ganz bis zum entscheidenden Augenblicke entziehen oder **masquiren**, so schüttet man die äußere Oeffnung mit einem 1½—2 F. starken Erdkeil zu, und überlegt die obere Oeffnung mit geflochtenen Hurten und Bretern, die man noch mit etwas Erde bestreut. Durch den

ersten Schuß wird dann der locker eingeschüttete Erdkeil aus der äußern Oeffnung in den Graben gestoßen, und die Scharte ist demaskirt. — Bei Feldwerken, die hauptsächlich zur Infanterievertheidigung bestimmt sind, kommen Schießscharten meist nur einzeln vor. Das Geschütz tritt hier, so wie das auf Bänken stehende, gewöhnlich nur als secundäre Waffe auf, und ist deßhalb nicht während der ganzen Periode der Vertheidigung mit Erfolg zu gebrauchen, wird auch oft durch das feindliche Geschützfeuer demontirt. Damit nun diese Räume für die Infanterievertheidigung nicht ganz verloren gehen, hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen, um dieselben mit Infanterie besetzen und vertheidigen zu können, sobald das Geschütz gar nicht, oder nicht mit Erfolg gebraucht werden kann. Das einfachste Mittel besteht in hölzernen Bänken, die man in dem Zwischenraume, wo das Banket fehlt, schnell einsetzen kann und welche die Höhe und Breite der obern Bankets erhalten müssen. Die innere Schartenöffnung blendet man dann mit einem solchen Wollsack, wie oben schon angeführt wurde, oder durch einige gefüllte Sandsäcke. Kanonenscharten durch Mauerwerk oder Holzwände, wie Kasematten- und Blockhaus-Scharten, erhalten gewöhnlich ein größeres Gesichtfeld, als Erdscharten, indem man die äußere Schartenöffnung meist so groß, als die Mauerstärke oder als die Stärke der Holzwand macht. Auch wird bei ihnen stets mit Vortheil die doppelte Ausschneidung angewendet. Ein Mehreres hierüber findet man in den Art. Blockhaus und Kasematten, so wie auch dort die abweichende Form der Mörserscharten angeführt ist. Das Schartenfeuer gewährt im Allgemeinen den Vortheil, daß Geschütz und Bedienung besser gedeckt steht, als auf Bänken, dagegen gestattet es aber nur die Bestreichung eines beschränkteren Gesichtfeldes. Man wird sich daher des Schartenfeuers überall da mit Vortheil bedienen, wo man es für nothwendig hält, sich gegen überlegenes feindliches Geschützfeuer hinlänglich sicher zu stellen, und dann da, wo man nur nach bestimmten einzelnen Richtungen zu feuern hat, wie z. B. gegen bestimmte feste Puncte oder Gegenstände auf dem Angriffsterrain, dann bei Bestreichung von Defilén, als: Brücken, Dämme, Holzwege u. dergl., und bei Vertheidigung von Schluchten, Gassen und Gräben vor Verschanzungslinien.

(Mehr Detail über die verschiedene Einrichtung der Geschützscharten, namentlich der in Festungswerken und Kasematten, findet man in: Montalembert, l'ortification perpendiculaire etc. oder in der deutschen Uebersetzung von Hoyer, die Vertheidigung stärker als der Angriff, oder die Befestigung mit rechtwinkliger Bestreichung, Berlin 1818—1820, so wie in dessen Wörterbuch der Kriegsbaukunst, Art. Schießscharten, und in Blesson's Großer Befestigungskunst für alle Waffen, Berlin 1830.)

P.

Schießübungen. In Bezug auf den Zweck unterscheidet man dreierlei Schießübungen. 1) Versuche mit neuen Waffen, um deren Zuverlässigkeit und wirksamste Tragweiten zu prüfen. 2) Das Zielschießen, als Mittel, die Mannschaft mit den sichersten Schußweiten und mit dem Zerstörungsvermögen der Geschosse bekannt zu machen, zugleich auch im Zielen auf verschiedene Entfernungen zu üben. 3) Taktische Schießübungen, wobei zwar auch nach dem Ziel geschossen wird, aber unter mancherlei erschwerenden Umständen, wie sie im Kriege vorkommen. — Die Versuche mit neuen Waffen fallen der mit ihrer Prüfung und Uebernahme beauftragten Commission anheim, weßhalb dieser Punct hier mit Stillschweigen übergangen werden kann. — Das Zielschießen der Mannschaft ist bei der Infanterie ein Hauptbestandtheil ihrer technischen Ausbildung, wofür

man es aber erſt ſeit ungefähr 30 Jahren angeſehen hat, weil die Infanterie ihre Stärke vorher im Schnellſchießen ſuchte, und nur die Jäger- und Scharfſchützen-Abtheilungen im Zielſchießen geübt wurden. Das ſeit jener Zeit bei allen deutſchen Armeen eingeführte Tirailleurſyſtem (ſ. d.) hat jedoch zu beſſeren Anſichten über den Gebrauch der Feuerwaffen geführt. — Die Infanterie beginnt ihr Zielſchießen gewöhnlich auf die Entfernung von 60 bis 80 Schritten, und ſetzt es bis auf die Entfernung von 300 bis 400 Schritten, mit Büchſen wohl auch noch weiter fort. Es iſt nothwendig, daß dieſe Uebungen Anfangs bei ruhiger Luft, ohne Gepäck, überhaupt unter möglichſt günſtigen Umſtänden angeſtellt werden. Der Ladung des Gewehrs iſt die größte Sorgfalt zu widmen. Auch muß man nicht auf die nächſtgrößere Entfernung ſchießen laſſen, bevor der Mann ſein Abkommen zu finden weiß. Später wird bei jeder Art von Witterung geſchoſſen, und zwar unter folgenden Abwechſelungen: a) mit feſtem Auflegen des Gewehrs, b) mit leichtem Anlegen (an einen Pfahl, Baum ꝛc.), c) aus freier Hand, d) ſtehend, e) knieend, f) liegend, g) nach beweglichen Scheiben auf bekannte Entfernung, h) nach unbeweglichen Scheiben auf unbekannte Entfernung, damit der Mann dieſelbe ſchätzen lernt. — Die Cavalerie ſchießt anfangs zu Fuß, mit Piſtolen auf 15 bis 30 Schritte, mit Karabinern auf 60 bis 120 Schritte. Sobald der Reiter darin einige Fertigkeit erlangt hat, läßt man ihn dieſe Schießübungen zu Pferde wiederholen, und zwar mit dem Piſtol, indem er an der Scheibe rechts und links vorbeireitet; mit dem Karabiner, indem er gerade darauf zu reitet, dann ſein Pferd parirt und über den Kopf, oder, das Pferd rechts wendend, über den linken Arm anſchlägt. Zuerſt wird im Schritt, ſpäter im Galopp angeritten. Der Trab iſt bei Schießübungen nicht üblich; ſoll jedoch nicht in der Bewegung geſchoſſen werden, ſo kann man ſich des Trabes ebenfalls bedienen. Gute Piſtolenſchützen ſollten aber auch geübt werden, rückwärts zu ſchießen, wobei man ſie von hinten vor dicht an der Scheibe vorbeireiten läßt. Noch wichtiger iſt es, mit dem Piſtol nach einer etwas niedrigen Scheibe zu ſchießen, um welche im Galopp eine Volte geritten wird; dieß iſt beiläufig bemerkt ein gutes Mittel, einzelne oder truppirte Bajonetfechter zu bekämpfen. — Bei der Artillerie iſt das Zielſchießen vorzugsweiſe eine Uebung für die mit dem Richten beſchäftigten Oberkanoniere. Die große Mannichfaltigkeit der Entfernungen, auf welche die verſchiedenen Projectilen geſchoſſen und geworfen werden, fordert jedoch eine möglichſt genaue Schätzung derſelben. Das Weitere kann hier nicht Platz finden, iſt aber den obigen Andeutungen ziemlich analog. — Die taktiſchen Schießübungen können nur dann von Erfolg ſein, wenn dem Zielſchießen der Einzelnen die erforderliche Aufmerkſamkeit gewidmet worden iſt, und wenn ſie mit echt kriegeriſchem Sinne geleitet werden. — Bei der Infanterie ſind die Schießübungen in aufgelöſter Ordnung, wozu man ſich mehrerer neben und hinter einander aufgeſtellter Blenden von der Breite einer Bataillons- oder Schwadronsfront bedient, von beſonderer Wichtigkeit, und der Nutzen des Zielſchießens wird ſich hierbei ſehr bemerkbar machen. Wie ſolche Uebungen einzurichten ſind, ſoll durch Auszug eines Berichts über die Reſultate der Schießübungen in der eidgenöſſiſchen Scharfſchützenſchule zu Thun, im Jahre 1831, welche allen taktiſchen Schießübungen als Muſter dienen können, dargethan werden.

Dieſe Uebungen begannen den 12. October. Die Mannſchaft war ohne Torniſter, die Witterung gut, die Luft ſtill, das Terrain eben, die Schußrichtung nach Südweſt, das Ziel alſo Vormittags von der Sonne

beleuchtet, Gehölz machte den Hintergrund. Man hatte 19 Scheiben aufgestellt, Parallelogramme von 6′ Höhe, 2½′ Breite, auf jeder derselben war ein Mann abgebildet. Die Mannschaft formirte eine Blänkerlinie, die Entfernung der Scheiben mußte sie stets selbst schätzen; auf jede Scheibe kamen im Durchschnitt zwei Blänkerrotten. Im Ganzen schossen 79 M., auf jede Entfernung wurden 4 Schuß gethan. Die erste Entfernung betrug 250 Schritte (zu 2′ französisch); von 316 Schüssen gingen 168 in die Scheiben; auf der zweiten Entfernung (350 Schr.) trafen 78 Kugeln. Bevor auf die dritte Entfernung (430 Schr.) geschossen wurde, ging die Blänkerlinie Anfangs marschirend, dann laufend zurück, machte Front und brachte 42 Schüsse in die Scheiben, wovon 23 den Mann trafen. Nach einer Viertelstunde Rast wurde schnell vorgegangen, auf 350 Schritte zum Feuern geblasen, und während desselben bis auf 200 Schritte herangerückt; man befahl das Feuer möglichst zu beschleunigen. In 10 Minuten brachten 80 Mann 108 Schüsse in die Scheiben, davon 67 in die Figuren. Am Nachmittag rückten 82 Mann aus, die Umstände waren dieselben, doch hatten die Schützen die Sonne im Gesicht. Es wurde mit ziemlich gleicher Wirkung geschossen. — Am nächsten Vormittage rückten 49 Mann aus, völlig marschmäßig bepackt. Das Ziel bestand aus einer Wand von Packtuch, von 45′ Länge und 5½′ Höhe; die Witterung war schön, das Ziel von der Sonne beleuchtet, Gehölz im Hintergrunde. Die Entfernungen wurden wie gewöhnlich verschwiegen. Auf 450 Schritte trafen von 181 Kugeln 107 die Zielwand; man ließ hierauf die Schützen 125 Schr. zurückgehen, von 185 Kugeln erreichten 73 die Wand. Die dritte Entfernung betrug 700 Schr., von 179 Schüssen trafen 52. Am 14. Octbr. rückten 53 Mann marschmäßig aus. Die Witterung war abermals günstig, das Ziel wie Tags zuvor. Bei jedem Vor- und Zurückgehen wurden die letzten 50 Schritte laufend zurückgelegt, und dann sogleich zum Feuern geblasen. Diese Abtheilung irrte sich jedoch sehr in Schätzung der Entfernungen, die sie in der Regel zu kurz berechnete, und schoß daher schlechter. Dennoch trafen auf 600 Schr. von 193 Kugeln 45, auf 500 Schr. von 210 Kugeln 98, auf 290 Schr. von 209 Kugeln 169 das Ziel. Als hierauf wieder auf 480 Schritte geschossen wurde, trafen von 209 Kugeln 141, und auf 620 Schr. 68 Kugeln die Zielwand. — Am nächsten Tage schossen zuerst 25 Mann, die schon an früheren Uebungen Theil genommen hatten. Die Witterung war vollkommen günstig, doch wurde die Aufstellung schräg gegen die Zielwand genommen. Auf 660 Schritte trafen von 100 Schüssen 22, und auf 460 Schr. 57 die Wand. Hierauf schossen 39 Mann im Manövriren, und zwar im Vorrücken von 520 Schr. bis auf 400 Schr. In 15 Minuten wurden 414 Schüsse gethan, wovon 126 die Zielwand trafen. Dann wurde im Zurückgehen gefeuert und bis auf 600 Schr. in 20 Minuten 360 Schüsse gethan, wovon 165 trafen. — Am 17. Octbr. Vormittags 10 Uhr rückten 118 Mann aus, mit Tornister und Wasserkessel bepackt. Die Luft war mild und ruhig. Nachdem die Mannschaft eine Stunde bergauf marschirt war und die zweite Stunde geruht hatte, erhielt jeder Schütze einen Schoppen Wein und ein Stück Käse. Hierauf begann die Schießübung. Auf 500 Schritte war eine Wand aufgestellt, 16′ lang und 6′ hoch, in deren Mitte sich ein Carton von 2′ auf 2½′ befand. Die Schützen feuerten 5 Minuten nach Belieben; 70 Kugeln trafen die Wand, 4 den Carton. Auf 400 Schr. trafen in derselben Zeit 120 Schüsse die Wand, davon 12 den Carton, auf 300 Schr. 120 Schüsse, davon 40 in den Carton. — Hierauf wurde in eine andere

Gegend marschirt, wo ähnliche Scheibenwände aufgestellt waren, und so im Laufe des Tages mehrmals das Terrain gewechselt, aber fast überall mit gleicher Sicherheit geschossen; bald standen die Scheiben sehr hoch, bald wieder sehr tief, die Schußzeit in jeder Stellung dauerte überall 5 Minuten. — Am 18. Octbr. marschirten 120 Mann, die früh 4½ Uhr auf Allarm ausgerückt waren, nach dem Simonthale. Nach 4stündigem Marsche wurde eine halbe Stunde geruht, Branntwein an die Mannschaft vertheilt, und dann mit allen Sicherheitsmaßregeln noch eine Meile weiter marschirt. Das Wetter war schön, aber windig. Bei der Spirzweilerbrücke wurde nach 10 Scheiben geschossen, in 5 Minuten trafen im Vorrücken von 400 bis 300 Schritten 131 Kugeln in die Scheiben. In einer andern Stellung waren 18 Scheiben vereinzelt angebracht. Auf 600 Schr. kamen in 5 Minuten 20, auf 500 Schr. 33 Kugeln in diese Scheiben, wobei zu bemerken ist, daß die Mannschaft bereits sehr ermüdet war, und viele Stutzen unbrauchbar wurden. Auf ähnliche Weise setzte man diese Schießübungen am 19. und 20. Octbr. fort, worüber nur noch zu sagen ist, daß die Mannschaft Rauch und Sonnenschein oft im Gesicht hatte, daß starker Wind wehte, daß Strecken von 300 bis 400 Schritte im schnellsten Laufe zurückgelegt und gleich darauf geschossen wurde, wobei dennoch 26 Mann auf 350 Schritte in 5 Minuten 60 Kugeln in die Scheiben brachten, und die andern Compagnien in gleichem Verhältnisse schossen. Die besten Schützen erhielten Prämien; außerdem wurde bei dem Prämienschießen für jeden Treffer in die Figur der Scheibe auf 475 Schr. 4 Kreuzer, auf 400 und 300 Schr. 2 Kreuzer bezahlt *).

Schießübungen in geschlossener Ordnung haben verhältnißmäßig viel geringeren Nutzen, und können nur dazu dienen, die Wirksamkeit dieser oder jener Feuerart durch die Zahl der Treffer zu prüfen. Dagegen wäre es nicht überflüssig, einzelne Compagnien zuweilen auf große Entfernungen im Bogen schießen zu lassen, wobei man sich schräg gestellter Scheiben bedienen müßte; denn es tritt im Kriege oft der Fall ein, daß man eine feindliche Batterie oder eine feindliche Schanze beschießen muß, ohne sich ihr hinreichend nähern, oder das Innere einsehen zu können. Die Officiere würden dann den Elevationsgrad beim Anschlage bestimmen, und die Wirkung beobachten.

Die Cavalerie hat wenig Veranlassung zu besonderen taktischen Schießübungen, weil sie ihre wichtigeren Gefechtszwecke durch den Gebrauch der blanken Waffen zu erreichen strebt. Die Schießfertigkeit des Einzelnen reicht also in den meisten Fällen hin. Will man ein Mehreres thun, so kann man aufgelöste Trupps im Galopp gegen eine Wand reiten, hier Feuer geben, und sie dann schnell zurückgehen lassen, was gegen feindliche Cavalerie zuweilen recht nützlich ist. Das anhaltende Schießen (Blänkern) zu Pferde ist nur eine schwache Vertheidigungsmaßregel. Eben so verhält es sich mit dem Feuer in geschlossener Ordnung. Von größerem Nutzen wird es sein, wenn man einzelne Schwadronen zuweilen absitzen, sich zur Vertheidigung einer Brücke, oder eines Defilés, in aufgelöster Ordnung aufstellen und ein lebhaftes Feuer unterhalten läßt, wobei nach Scheiben geschossen wird. Das gewaltsame Durchbrechen des Feindes muß aber durch geschlossene Abtheilungen zu Pferde und mit blanker Waffe verhindert werden.

Bei den taktischen Schießübungen der Artillerie kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Batterien ihren nothwendig werdenden Aufstellungs-

*) Siehe Allgemeine Militairzeitung, Jahrgang 1832, Nro 74.

wechsel mit Schnelligkeit und möglichster Benutzung der Erhöhungen oder Vertiefungen des Bodens bewirken; daß sie in kürzester Zeit auf- und abprotzen, um recht bald wieder zum Schusse zu kommen; daß sie die Entfernung vom Ziel richtig schätzen und diejenigen Schußarten anwenden, welche den meisten Erfolg versprechen. Es muß also viel dabei manövrirt werden. Man wird jedoch selten ein Terrain finden, auf welchem dergleichen Schießübungen, ohne Gefahr für die Bewohner der Umgegend, auf umfassende Weise ausgeführt werden können. Pz.

Schiffbrücke, siehe Brücken, Brückengeräthe, Pontons und Schlagen der Brücken.

Schiffe, siehe Kriegsschiffe.

Schiffskanonen, sind der Wohlfeilheit wegen gewöhnlich von Eisen und von großem Kaliber (bis zu 36 Pf.). Zur Erleichterung des Ladens gibt man ihnen nur 15—16 Kugeldurchmesser Länge.

Ry.

Schiffslaffeten, Rollpferde oder Raperde, bestehen gewöhnlich aus zwei ganz kurzen Laffetenwänden, welche durch die Achsen der vier Blockräder, durch einen Riegel und durch zwei liegende Bolzen verbunden sind. Zuweilen gibt man ihnen auch nur vorn zwei Blockräder und rundet die hintern Enden der Raperdwände zur Erleichterung der Seitenrichtung ab. In der engl. Artillerie hat man Raperde, welche mit zwei Ausschnitten in der Sohle ihrer Mittelaxen auf einem hölzernen Laufbalken stehen, dergestalt, daß sowohl der Rücklauf des Geschützes, als das Vorbringen nach demselben, längs dieses Laufbalkens erfolgt, ohne daß dasselbe seine horizontale Richtung verlieren kann. Will man diese Richtung verändern, so läßt sich der Laufbalken um einen an seinem vordern Ende befindlichen Drehbolzen bewegen. Die Höhenrichtung bei Schiffslaffeten geschieht gewöhnlich nur durch einfache Richtkeile. S. Richtmaschinen. Ry.

Schiffsmannschaft oder Equipage. Man versteht hierunter die gesammte Besatzung eines Schiffes, gleichviel ob sie zur Vertheidigung, Regierung oder zu ökonomischen Zwecken desselben bestimmt ist. Ihre Anzahl richtet sich natürlich nach der Größe, Bauart und selbst nach dem Zwecke, zu welchem ein Kriegsfahrzeug verwendet werden soll und ist fast in den Marinen aller Nationen verschieden. S. Kriegsschiffe.

Schild, die vorzüglichste Schutzwaffe früherer Zeitalter, war von sehr verschiedener Größe und Form, bald aus Holz gearbeitet, mit Thierhäuten, gebranntem Leder und Metall überzogen, bald auch ganz aus letzterem getrieben. Das Fußvolk führte anfänglich größere Schilde als die Reiterei, welche aber von beiden Truppengattungen nach und nach immer mehr verkleinert wurden, so daß sie zuletzt nur den Durchmesser von $2\frac{1}{2}$ Fuß behielten. Mit der Verbreitung des Feuergewehrs verschwanden sie gänzlich. Als Erfinder dieses Schutzmittels nennen einige Geschichtsschreiber den Prötos und Akrisios, Andere hingegen Chalkus. Daß indeß die Schilde von einem Volke zum andern gebracht worden sind, ist wohl weniger glaublich, als daß sie jedes selbst erfand. Alle hölzernen Schilde bestanden aus leichtem Holze und nach Plinius wählte man hierzu besonders das von Buchen, Pappeln, Weiden, Hollunder und Feigenbäumen ꝛc., um es leichter handhaben zu können. Vielfache Zeugnisse des Lipsius beweisen, daß die Gallier, Perser, Macedonier und Juden sich der von Weidenruthen geflochtenen Schilde bis zur Zeit Alexander's des Großen bedienten, gemeiniglich wurden aber diese Deckungsmittel noch mit Thierhäuten verschiedener Lagen, deren Zahl sich bei den Griechen bis auf 7 oder 8 erstreckte, überzogen

und durch metallne Bleche auf der Außenseite befestigt und verstärkt. Die Schilde der Deutschen waren nach Tacitus von starker Baumrinde gefertigt, später aber aus Holz geflochten und ebenfalls mit Fellen versehen; von dieser Art stammt wahrscheinlich daher auch die ältere Benennung Hurt, Hort für Schild. Eben erwähnte deutsche Schilde sollen jedoch, der Meinung der Römer zufolge, den Nachtheil gehabt haben, daß sie zwar die nöthige Länge besaßen, es ihnen aber an genugsamer Breite fehlte, um vollkommen gegen den Wurf zu schützen. Aehnliche Schilde führten auch die Brittanier, so wie die an der Grenze von Gallien wohnenden Spanier, während man in den südlichen, nach Afrika zu gelegenen, Ländern, den aus Riemen von Büffel- und Elephantenhaut geflochtenen Schild (cetra) der Afrikaner nachahmte. Bei den Griechen bildeten die vornehmsten Theile des Schildes 1) die äußere Rundung desselben oder der Umkreis, 2) die in der Mitte hervortretende Erhöhung (umbo), an der sich oft noch ein besonderer Stachel (eiserne Spitze) befand, der den Zweck haben sollte, nicht allein die Wurfspieße, Pfeile, Steine ꝛc. abzuleiten und ihre Kraft zu schwächen, sondern auch im Handgemenge den Feind damit niederzustoßen, 3) ein lederner Riemen oder eherne Handhabe, um den Schild über die Schulter zu hängen, zu halten und zu bewegen, welches letztere zuweilen auch durch inwendig angebrachte metallne Ringe geschah. Nach Plutarch war es Cleomenes, der den Spartanern anstatt des Riemens den Gebrauch der eisernen Handhaben lehrte. Die runden und ovalen Schilde hatten jederzeit zwei Handhaben, wovon die größere zum Durchstecken des Arms bestimmte in der Mitte des Schildes, die andere kleinere hingegen ziemlich am Rande desselben angebracht wurde, um in dieselbe mit der Hand eingreifen, so die Schutzwaffe fester fassen und nach allen Richtungen leicht drehen zu können. Die Thürschilde (scutum) des schwerbewaffneten Fußvolks der römischen Legionen besaßen nach Julius Africanus nur eine Handhabe, woran man sie mit der linken Hand hielt. Die Breite dieser Schilde betrug $2\frac{1}{2}$ Fuß, ihre Länge aber 4 Fuß und eine Handbreite; sie bestanden aus zwei zusammengefügten, etwas rund einwärts gebogenen Bretern, denen man auf der Außenseite einen Ueberzug von mehrfacher Leinwand und zuletzt von Stierfell gab. Der ganze Rand war mit Eisenblech beschlagen, um theils damit die Hiebe und Schläge aufzufangen, theils auch den Schild vor andern Beschädigungen zu sichern; in der Mitte zeigte sich der gewöhnliche Knopf (umbo). Den Nachweisungen Plutarch's zufolge ließ der römische Feldherr Camillus, zuerst die Schilde auf eben beschriebene Weise vorrichten und ertheilte auch seinen Soldaten polirte Sturmhauben, um durch deren Glanz den Feind in Schrecken zu setzen. Es ist jedoch mehrfach die Vermuthung aufgestellt worden, daß die Römer das scutum von den Samnitern entlehnt haben, doch scheint dem nicht so gewesen zu sein, da deren große von oben nach unten keilförmig ablaufende Schilde wesentlich von den Thürschilden abwichen. Der Schild des leichten Fußvolks der Römer (parma) aus gleichem Material gefertigt und drei Fuß im Durchmesser haltend, war von runder, der der Reiterei (clypeus) jedoch in der Regel von ovaler Form und glich ganz dem von den Hetruriern abstammenden, sogenannten argolischen. Auf dem Marsche hing der Krieger den bei den Römern mit einer ledernen oder leinenen Hülle versehenen Schild mittelst eines Riemens über die linke Schulter. Die Handhaben der Schilde der Carier hatten die Gestalt kleiner eiserner Riegel, die, wenn man der Sitte gemäß diese Schutzwaffen nach Beendigung eines Krieges in den Tempeln aufstellte, abgenommen und besonders aufbewahrt wurden, damit jene bei einem plötzlichen Volks-

aufruhre nicht sofort gebraucht werden konnten. Die griechischen Schilde hatten anfänglich eine bedeutende Schwere und deckten beinahe den ganzen Mann. Iphikrates und Philopömen erleichterten durch Verkürzung dieselben sehr und zwar ersterer namentlich bei seinen böotischen Truppen. Die Macedonier und Cretenser trugen eben so wie die Juden ovalrunde Schilde von mäßiger Größe, die Perser aber viereckige (gerra) in Figur eines Rhombus, welche sich alle besonders durch ihr glänzendes Aeußere auszeichneten. Die Schilde der römischen Soldaten wurden stets mit dem Namen des Eigenthümers und mit der Nummer der Legion und des Manipels, wobei sie standen, bezeichnet (Veget. l. 2. 18.). Die Anbringung gewisser Symbole auf den Schilden soll carischen Ursprungs sein, ging von da auf die Griechen und dann auf die Römer über; doch findet man nach Tacitus auch, daß die deutschen Völker dieser Sitte huldigten und ihre langen, breiten, einwärts gebogenen Schilde mit dem Abbilde von Thierköpfen schmückten. In den spätern Zeiten des Ritterthums bestanden die Verzierungen des Schildes gewöhnlich in einem der Familie eigenthümlichen Zeichen oder deren Wappen, und junge Krieger führten zuweilen so lange eine Decke darüber, bis Lanzenstöße oder Schwertstreiche dieselbe zerrissen hatten; einige ließen ihr Schild feil, bis endlich irgend eine Waffenthat ihnen Gelegenheit zu einem Sinnbilde verschaffte; andere begnügten sich wieder mit einem einfachen Wahlspruche. Ueberhaupt wendete man schon in den frühesten Jahrhunderten alle mögliche Sorgfalt an, die Schilde durch künstliche, oft in den edelsten Metallen ausgeführte Arbeiten zu verschönern und verband mit dem Verluste derselben in der Schlacht die größte Schande, so daß aus diesem Grunde die spartanischen Mütter ihren Söhnen vor einem Kriegszuge die Ermahnung zu ertheilen pflegten: „Komm mit oder liegend auf deinem Schilde zurück!" indem alle auf dem Schlachtfelde getödtete oder verwundete Soldaten auf demselben weggetragen wurden. Epaminondas fragte noch im Sterben, ob sein Schild gerettet sei. Wer bei den Römern ohne Schild aus dem Gefechte zurückkehrte, wurde nach den damaligen Kriegsgesetzen entweder bis auf den Tod geschlagen oder gesteinigt. Dem Deutschen brachte der Verlust seines Schildes Verbannung von allen gottesdienstlichen Handlungen und aus Volksversammlungen. Auf dem Schilde emporgehoben zu werden galt lange bei vielen Völkern für die höchste Ehrenbezeigung, den Burgundern diente es als Zeichen der Königswahl. — Die Schilde der Ritterschaft erblickte man bald in runder, bald in drei- oder viereckiger Form, und erstere erhielten sich bei den Franzosen, Spaniern, Niederländern und der italienischen Reiterei unter dem besondern Namen Rondellen am längsten. Die Piquenierer der drei zuerst genannten Nationen waren durchgehends mit dergleichen kleinen runden Schilden ausgerüstet und die Officiere bedienten sich ihrer bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts; bei den Deutschen, die sie unter der Benennung Tartschen kannten, trugen nur zuweilen die Oberbefehlshaber dieselben. Im Allgemeinen machte man nicht allein im Einzelngefechte von den Schilden Gebrauch, sondern in den Kriegen der Römer und Griechen wußten ganze Abtheilungen und Massen diese Schutzwaffen so zu verschränken, daß dadurch entweder zum Angriff, oder vorzüglich zur Vertheidigung gegen Reiterei, so wie bei Rückzügen, wo die Schwerbewaffneten die leichten Truppen und den Troß in die Mitte nahmen, eine undurchdringliche Mauer gebildet wurde, oder auch die Soldaten bei Stürmen, zur Ersteigung niedriger Mauern, mehrfach über einander stehen konnten (Livius l. 46.). Diese Sturmdächer bekamen den Namen testudo (Schildkröte), und sollen der Sage nach

ſo feſt geweſen ſein, daß nicht nur einzelne Reiter darüber wegreiten, ſondern auch leichte Wagen darauf hinzufahren im Stande waren. Nach Plutarch ließ Antonius eine dergleichen Schildkröte herſtellen, als ihn die Parther auf ſeinem Rückzuge verfolgten, und vertheidigte ſich durch Hilfe derſelben mit vielem Vortheile. Einigen geſchichtlichen Nachrichten zufolge ſcheinen in den ſpätern Zeitperioden auch die Deutſchen das Sturmdach gekannt und manchmal benutzt zu haben. — (Vergl. Naſt's römiſche Alterthümer, und die in dem Aufſatze angezogenen ältern Geſchichtsforſcher.

S.

Schild des Minirers (mantelet oder couvrecorps) iſt ein Schutzmittel des Minirers, durch welches er ſich gegen die Piſtolenſchüſſe ſeines Gegners, während des Handgefechtes in den Minengalerien zu decken ſucht. Es beſteht aus einem ungefähr 5 F. hohen gegen 2 F. breiten, mit 2 Handgriffen verſehenen hölzernen Schilde, welches äußerlich noch mit Eiſenblech oder gebranntem Leder flintenkugelfeſt überzogen wird.

P.

Schilderhäuſer der Feſtungswerke fand man ſonſt von Stein ausgeführt, in den ausſpringenden Winkeln der Feſtungswerke auf den Futtermauern aufſtehend. Sie hatten den Nachtheil, daß ſie dem Belagerer die Allignements der Feſtungslinien angaben, und ſind deßhalb gegenwärtig faſt gänzlich verſchwunden. P.

Schildträger, ſiehe Knappe.

Schildwache. Urſprünglich bezeichnete dieſer Ausdruck den Wächter bei den Schilden; nach heutiger Ausdrucksweiſe: Poſt vor dem Gewehre; ſpäter iſt jedoch die Benennung auf alle andern zur Bewachung oder Ehrenbezeugung aufgeſtellte Poſten ausgedehnt worden; doch pflegt dieſe Bezeichnung mehr auf Garniſon- und Lagerdienſt, als auf den eigentlichen Dienſt vor dem Feinde, angewendet zu werden, bei welchem letztern die Poſten gewöhnlich nur Vedetten genannt werden. Die Pflichten der Schildwachen ſind theils allgemeine, — Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ꝛc. — theils beſondere, — die ſich auf den ſpeciellen Zweck ihrer Aufſtellung beziehen. Die Schildwachen ſind im Namen der höchſten Staatsgewalt aufgeſtellt, deßhalb unverletzlich und können gegen jeden Angreifer, ſo wie gegen Jeden, der ſich ihren Anordnungen thätlich widerſetzt, unbedenklich ihre Waffen gebrauchen; dagegen ſind aber auch alle Vergehungen der Schildwachen mit harten Strafen bedroht. — Die ſonſt ſo häufigen bloßen Ehrenpoſten — Schildwachen vor den Wohnungen höherer Officiere — ſind jetzt in vielen Armeen ſehr beſchränkt worden, da man die gewiß richtige Anſicht gewonnen hat, daß der ſtarke und häufige Wachdienſt im Frieden, der eigentlichen Ausbildung des Soldaten mehr ſchadet als nützt. B.

Schildzapfen, ſiehe Geſchützröhre.

Schill, Ferdinand von, königl. preuß. Major, geboren 1773 zu Sorhof in Schleſien. Schon der Vater dieſes jungen Helden wußte zur Zeit des 7jährigen Krieges durch ſeine militairiſchen Talente, als Parteigänger, die Aufmerkſamkeit des Feldmarſchalls Laudon, ſo wie des Prinzen Heinrich von Preußen, deren jeder ihn für den Dienſt ſeines Monarchen zu gewinnen ſuchte, auf ſich zu ziehen. S. entſchied ſich für Preußen, und trat, nachdem er den ſächſiſchen Dienſt, in welchem er damals ſtand, und ein Freicorps im franzöſiſchen Sold commandirte, verlaſſen, als Oberſtlieutenant in das Huſarenregiment von Schimmelpfennig. Nach dem Tode Friedrich's II. zog er ſich auf ſein Gut nach Schleſien zurück, wo er bis zum

Jahr 1809 in Ruhe lebte. Als aber damals der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich mit einem Corps in Polen einrückte, erwachte der kriegeriſche Geiſt des nunmehr 80jährigen Greiſes von neuem, und als öſtreichiſcher Oberſt zog er an der Spitze eines kleinen Freicorps, was ſich jedoch bald wieder auflöſte, in Warſchau ein. Sein Sohn Ferdinand, von 4 Brüdern der jüngſte, nahm im 17. Jahre als Junker in demſelben preußiſchen Huſarenregimente Dienſte, in welchem früher ſein Vater geſtanden, wurde aber bald zu dem Dragonerregiment der Königin verſetzt. S. lebte ſtill und eingezogen, und widmete ſich mit großem Eifer den Studien höherer Militair-Wiſſenſchaften, vernachläſſigte aber dadurch öfters den practiſchen Dienſt, und zog ſich deßhalb manchen Verweis von ſeinen Obern zu, die, wie auch ſeine übrigen Kameraden, eben keine günſtige Meinung von ſeinen militairiſchen Talenten hegten. 1806, bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, war S., nach 16jähriger Dienſtzeit, noch einer der jüngſten Secondelieutenants im Regiment, und hier erſt ſchien der Kanonendonner von Jena ſeinen ſchlummernden Heldenſinn mit einem Male geweckt zu haben. In der Schlacht vom 14. Octbr. von ſeinen Leuten getrennt, vertheidigte ſich S. gegen die ihn umringenden feindlichen Cavaleriſten mit wahrem Löwenmuthe, verſchmähte den ihm angebotenen Pardon, und entging, durch zwei ſchwere Kopfwunden faſt beſinnungslos, nur wie durch ein Wunder dem Tode oder der Gefangenſchaft. Noch unverbunden und unter den heftigſten Schmerzen erreichte er Magdeburg, verließ aber dieſen Platz, deſſen ſchimpfliche Uebergabe er zu ahnen ſchien, nach wenig Tagen der Ruhe, und ſchleppte ſich mit der größten Anſtrengung auf dem Wege nach Preußen bis Colberg, wo endlich gänzliche Erſchöpfung ihn zwang, ſeine völlige Geneſung abzuwarten. Hier überzeugte er ſich bald von der Wichtigkeit, dem Staat dieſe Feſtung, die von feindlicher Einſchließung nahe bedroht war, zu erhalten, und bevor noch ſeine Wunden vollkommen geheilt, bot er dem daſigen Commandanten, Oberſt Loucadou, ſeine Dienſte an, theils um durch Streifzüge in der Umgegend den Feind zu beunruhigen und ſeine Abſichten zu erforſchen, theils um die königl. Magazine, Effecten, öffentliche Caſſen oder ſonſt nöthige Vorräthe für die Feſtung herbeizuſchaffen. Dieß Anerbieten fand jedoch bei dem alterſchwachen Loucadou wenig Anklang. Nur mit Mühe erhielt S. zur Ausführung ſeines Planes einige verſprengte Dragoner ſeines ehemaligen Regiments, denen ſich jedoch bald mehrere Freiwillige anſchloſſen, mit welchen er Recognoſcirungen in der Nähe Colbergs unternehmen konnte. Geſchickt hatte er bei dieſen Ausflügen die Nachricht einer Landung ruſſiſcher Truppen an den Küſten der Oſtſee zu verbreiten gewußt, weßhalb der Feind ſich nur langſam und mit der größten Vorſicht nahete, durch dieſen Zeitgewinn aber die Feſtung vollkommen verproviantirt wurde. Von den Einwohnern unterſtützt und durch ſie von allen Bewegungen der Franzoſen genau unterrichtet, gelang es Schill häufig, einzelne Detachements aufzuheben, Transporte wegzunehmen ꝛc. und mit zahlreichen Gefangenen und reicher Beute kehrte er dann nach Colberg zurück. Die glücklichen Erfolge dieſer erſten kleinen Gefechte erhöhten Schill's Muth mehr und mehr, und ſpornten ihn zu immer größeren Unternehmungen. Hierzu kam, daß ihm von allen Seiten Freiwillige zuſtrömten, und ſchon erſtreckten ſich ſeine Streifereien bis an die Oder und nach der Neumark hin. Dieß erweckte in ihm den Gedanken, ein unmittelbar unter ſeinem Befehl ſtehendes Freicorps zu errichten, womit er in Pommern auf ſeine eigene Hand den kleinen Krieg führen wollte. Bald erhielt er hierzu die Autoriſation ſeines Monarchen, und in weniger als einem Monat ſtand

den 4 Schwadronen Husaren, eine reitende Jägercompagnie mit einigen leichten Fußtruppen, zusammen gegen 1000 Mann, von tüchtigen Officieren geführt, völlig organisirt und nothdürftig ausgerüstet, im Feld. Mit diesem kleinen Corps beabsichtigte S. fürs Erste, Wollin zum Pivot seiner Unternehmungen zu machen, wozu ihn besonders die militairisch wichtige Lage dieser Insel, zwischen Stralsund und Colberg, bestimmte, um von dort aus im Rücken der französischen Armee zu operiren. Indeß zwangen ihn zwei, bei Stargard und Neugard für ihn nachtheilige Gefechte, gegen ein auf Colberg heranrückendes Belagerungscorps, sich wieder unter die Kanonen jener Festung zurückzuziehen. Hier bezog das Corps am linken Ufer der Persante in einem befestigten Hölzchen, die Maikuhle genannt, ein Lager, und vertheidigte diesen sogenannten Schlüssel Colbergs 4 Monate lang mit der größten Tapferkeit, ohne welche und ohne das Genie Gneisenau's und den heldenmüthigen Nachfolger Loucadou's der Platz unfehlbar bald in Feindes Hände gefallen wäre. Schill selbst war für einige Zeit nach Schwedisch-Pommern abgegangen, um dort, wie er auch schon durch einen vertrauten Officier in England gethan, sich neue Hilfsquellen für seine immer weiter strebenden Pläne zu eröffnen. Der Friede von Tilsit setzte jedoch deren Verwirklichung ein Ziel. Schill's ausgezeichnetes Verdienst fand bei dem preußischen Monarchen die gerechteste Anerkennung. Zum Major ernannt, erhielt er gleichzeitig den Verdienstorden, seine Truppe wurde zum Leibhusarenregiment erhoben und Berlin demselben zum Standquartier angewiesen. Ein grenzenloser Freudentaumel hatte alle Volksklassen Berlin's ergriffen, als er 1808 an der Spitze seiner Truppe in diese Hauptstadt einzog, und sein Empfang glich einem wahren Triumphzug. So bescheiden und anspruchlos der junge Held aber auch die ihm so allgemein dargebrachten Huldigungen hinnahm, konnte es doch nicht fehlen, daß dadurch sein Selbstvertrauen bis zur Ueberspannung gesteigert wurde, und in ihm der Gedanke, er sei berufen, sein Vaterland zu befreien und die erlittene Schmach zu rächen, immer tiefere Wurzel schlug. Krieg gegen Frankreich war sein und aller patriotisch Gesinnten innigster Wunsch. Von allen Seiten drängten sich Unzufriedene mit der Aufforderung an ihn, bei erster sich bietender Gelegenheit loszubrechen, auch fehlte es von Königsberg aus, wo damals der preußische Hof residirte, nicht an geheimen Insinuationen, es sei jetzt an der Zeit, etwas zu wagen, man unterhandle mit Oestreich, und wenn er, Schill, das Beispiel gäbe, würde ganz Preußen demselben folgen und gegen Napoleon aufstehen. Oestreichs Kriegserklärung, Dornberg's Insurrection in Hessen, so wie Unruhen, die im Hannöverschen auszubrechen drohten, brachten seinen Entschluß zur Reife. Ohne Vorwissen seines Königs verließ am 28. April 1809 Schill, unter dem Vorwande ein Feldmanövre zu üben, an der Spitze seines Regiments Berlin, und setzte sich damit schnell gegen die Elbe in Marsch. Ihm folgten noch eine Anzahl Officiere und eine ganze Compagnie Fußjäger. Aber schon vor Wittenberg stieß dieß kleine Corps auf einigen Widerstand, und der Führer überzeugte sich bald, daß die Stimmung in Sachsen für ihn keineswegs günstig sei. Er wandte sich nun auf das linke Ufer der Elbe, nach den anhaltischen Ländern, und streifte bis in die Gegend von Halle. Hier erfuhr er mit Bestürzung den für Oestreich unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Regensburg, wodurch es ihm unmöglich wurde, sich, wie er gewollt, an diese Macht anzuschließen. In dieser Verlegenheit berief er seine Officiere zusammen, um mit ihnen zu berathen, ob das Unternehmen fortzuführen, oder ob es besser sei, es ganz aufzugeben. Der letztere Vorschlag fand allgemeinen Widerspruch,

Man war der Meinung, in Weſtphalen und Heſſen ſcheine noch nicht alles verloren, Norddeutſchland ſei von feindlichen Truppen entblößt, nach allen Seiten hin ließe ſich dort der kleine Krieg vortheilhaft führen, und im ſchlimmſten Fall böten die Häfen der Oſt- und Nordſee das Mittel eines ſichern Rückzugs nach England. Der weitere Zug ward daher einſtimmig beſchloſſen, und ging der Elbe abwärts nach Köthen. Bei Dodendorf, unweit Magdeburg, ſtieß das Corps auf eine ihm an Zahl überlegene Abtheilung der Magdeburger Garniſon, und es entſpann ſich ein lebhaftes Gefecht, wodurch nichts entſchieden wurde, S. aber mehrere ſeiner beſten Officiere verlor. Von hier aus durchzog er nun über Wanzleben und Tangermünde die Altmark, wandte ſich nach Meklenburg, beſetzte das befeſtigte Dömitz, das er aber bald wieder verließ, um nach Roſtock und Wismar zu marſchiren, wo er von Seiten der Engländer Unterſtützung zu finden hoffte. Aber auch hier entſprach die Aufnahme nicht den gehegten Erwartungen, wie denn überhaupt die Lage des Corps von Tage zu Tage mißlicher wurde. König Hieronymus hatte einen Preis von 10,000 Franken auf ſeinen Kopf geſetzt; in Hannover ſammelte General Gratien holländiſche, in Holſtein dagegen General Ewald däniſche Truppen, die ihn bald hart bedrängten, und nur Stralſund blieb ihm als letzter Zufluchtsort. Ehe er jedoch dahin gelangte, mußte er bei Demgarten einige meklenburgiſche Truppen auseinanderſprengen, die ihm den Paß verlegt hatten. Stralſund ſelbſt wurde ohne großen Widerſtand genommen, und die aus früherer Zeit noch vorhandenen Feſtungswerke, ſo gut es ſich in der Eile thun ließ, wieder hergeſtellt. Am 31. Mai erſchienen die vereinigten Holländer und Dänen, 10,000 Mann ſtark, S. alſo um das Doppelte überlegen, vor der Stadt, und eröffneten gegen dieſe eine heftige Kanonade, unter welcher ſie, trotz der tapfern Gegenwehr, ſtürmend eindrangen. Die Weichenden ſetzten das Gefecht noch in den Straßen fort, Schill ſelbſt focht da, wo der Kampf am heißeſten war, ſtets an der Spitze ſeiner Getreuen, und hieb eigenhändig den holländiſchen General Cateret vom Pferde. Aus mehreren Wunden blutend und im Sattel ſchwankend, trafen ihn beim Zurückſprengen nach einer Seitenſtraße einige Flintenſchüſſe und herbeieilende holländiſche Jäger hieben den Sinkenden vollends nieder. So endete in der Blüthe ſeiner Jahre der Held, welcher zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, von ſeinem Vaterland, freilich nur im Drange der Umſtände, geächtet, der bloß aus reinem Patriotismus, um demſelben nützlich zu ſein, die Laufbahn betrat, die ihn wenige Jahre ſpäter gewiß auf eine der höchſten Stufen der Ehre und des Ruhms geführt haben würde. Sobald ſein Tod bekannt wurde, hörte aller Widerſtand der Seinigen von ſelbſt auf. Nur ungefähr 200 Mann Cavalerie und Fußjäger ſchlugen ſich tapfer durch, und erzwangen die Bewilligung eines freien Abzugs nach Preußen, wo die Soldaten in ihre Heimath entlaſſen, die Officiere aber vor ein Kriegsgericht geſtellt und zu mehrjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt wurden. Eine andere faſt eben ſo ſtarke Abtheilung entkam von Rügen aus zu Waſſer nach Swinemünde, der Reſt des Corps aber blieb theils im Gefecht oder wurde gefangen und nach Frankreich auf die Galeeren transportirt. Nur die Officiere, 12 an der Zahl, die bei Dodendorf und in Stralſund in Gefangenſchaft gerathen waren, machten auch hier eine Ausnahme. Sie wurden nach Weſel geſchleppt und dort erſchoſſen. Schill's Leichnam ward in ſeiner Entſtellung nur mit Mühe wieder erkannt, und in Stralſund begraben, ſein Kopf aber, wie man ſagt, auf höheren Befehl, vorher vom Rumpf getrennt, in Spiritus aufbewahrt, und ſoll ſich in einem Privat-Muſeum zu Leiden befinden. —

(Vergl. Neue historische Gemälde oder Charakteristiken merkwürdiger Personen, von J. B. Schütz. — Minerva 1809 und 1810. — Bibliothek Aufsehen erregender Männer, 2. Band.)

M. G.

Schirme, eine in der Befestigungskunst gebräuchliche Collectivbenennung für mehrere Arten von Deckungen, wie z. B. der Schirme der Sappeurs (s. **Sappen** und **Sappenarbeit**), der Blendungen, Seiten- und Rückenwehren. P.

Schlacht heißt das Gefecht zwischen zwei Armeen, in der Absicht, dadurch eine Entscheidung herbeizuführen. Unter **Treffen** wird das unerwartete Zusammentreffen zweier Armeen verstanden, die einander noch nicht so nahe zu sein glaubten; da aber keine Armee ohne Avantgarde marschirt, so hat der neuere Sprachgebrauch den weit passenderen Ausdruck „Avantgardengefecht" dafür angenommen. Der Erfolg eines solchen Gefechts, welches nach der natürlichen Ordnung der Dinge erst in den Nachmittagsstunden zu beginnen pflegt, wird dann bestimmen, ob sich beide Armeen am folgenden Tage eine Schlacht liefern, oder ob die schwächere sie vermeidet, also sich zurückzieht. **Gefecht** nennt man den Kampf zwischen einzelnen Armeeabtheilungen bis auf den kleinsten Trupp herab. Die veraltete Militairsprache hatte dafür mancherlei Wörter in Umlauf gesetzt, z. B. Action, Affaire, Rencontre, Scharmützel u. s. w. Zweckmäßiger ist es, zugleich die näheren Verhältnisse der kämpfenden Parteien zu bezeichnen, was durch die Wortfügung „Postengefecht, Recognoscirungsgefecht, Rückzugsgefecht ꝛc." leicht zu bewirken ist. Unter „Gefecht" (s. d.) versteht man aber auch im Allgemeinen jeden Kampf, der auf blutigem Wege entschieden wird.

Die Schlachten sind zwar fast zu allen Zeiten als die entscheidendsten Mittel zum Siege betrachtet worden, haben aber nicht immer denselben **Charakter** gehabt. Bis zur Einführung der Pulvergeschütze rückten beide Theile einander so nahe, daß sie sich mit den Handwaffen erreichen konnten; hierauf begann ein eigentliches Schlachten, das nur mit der gänzlichen Erschöpfung der Kämpfer endete, wenn nicht Feigheit die eine Partei früher zur Flucht bewog. Erst als der Begriff von taktischer Ordnung festwurzelte, und durch dieselbe der Kampf nach einer gewissen Methode geführt werden konnte, betrachtete man eine wesentliche Störung dieser Ordnung als einen großen Nachtheil, der allein schon die Veranlassung zum Rückzuge wurde, denn ganze Armeen konnten natürlich nicht in aufgelöster Ordnung kämpfen. Auch im Mittelalter behielten die Schlachten noch denselben Charakter bei, obgleich die Feuerwaffen allmälig in Gebrauch kamen, das unmittelbare Zusammentreffen der Streithaufen seltner wurde, und gewöhnlich nur in den entscheidenden Momenten sich zutrug. Die größere Beweglichkeit der Feldgeschütze, der sich mehrende Gebrauch der Feuerwaffen, die bald alle Hieb- und Stoßwaffen verdrängten, welche man gleichsam nur als Noth- und Hilfswaffen betrachtete, konnten auf den Charakter der Schlachten natürlich nicht ohne Einfluß bleiben. Man fing an sich immer mehr auszubreiten, um den Feuerwaffen mehr Spielraum zu geben, suchte sich aber zugleich durch Terrainhindernisse zu decken, weil man dem Feuer nicht Wirksamkeit genug zutraute, einen kühnen Gegner vom Angriffe mit blanker Waffe abzuhalten. Dadurch entstand der Begriff von Position (s. d.), welches nichts anderes war, als eine Copulation der Truppen mit dem Terrain. Das Terrain erhielt nunmehr eine höhere Bedeutung, und man ging in dessen Benutzung bald so weit, daß man darüber den Zweck, welcher durch das Gefecht erreicht werden sollte, bald mehr bald weniger aus den Augen

verlor. Die Schlachten verwandelten ſich in Kanonaden und Füſiladen, und Mangel an Munition wurde ein Hauptbeweggrund zum Rückzuge. Indeß reizten die immer künſtlicher werdenden Aufſtellungen manchen Angreifer zu Bewegungen, durch welche die ſchwachen Stellen der feindlichen Schlachtordnung bedroht wurden; hierdurch kam ein neues Element in den Kampf, der nun etwas von ſeiner Regungsloſigkeit verlor. Man fing an, auf dem Schlachtfelde zu manövriren, wie hauptſächlich des Gegners Flanke zu gewinnen. Die Schlachten wurden weniger blutig, mithin auch weniger entſcheidend, denn wer ſich durch dergleichen Manöver nicht aus der Faſſung bringen ließ, fand leicht ein Mittel, ſie durch ein ähnliches Gegenmanöver unſchädlich zu machen. Durch die franz. Revolution kam hohe Begeiſterung in die neufränkiſchen Kriegerſchaaren, und wenn dieſe auch nicht immer zum Siege führte, weil durch die Umkehrung der ganzen Ordnung der Dinge auch viel Gutes in Vergeſſenheit gekommen war, ſo erzeugte ſie doch neue Anſichten über die Kunſt der Schlachten, welche durch Napoleon und einige der berühmteſten franzöſ. Generale bald den jetzigen Grad der Ausbildung erhielt. Ohne irgend einer Kampfmethode den Vorzug zu geben, gewöhnte man ſich alle bekannte Mittel, durch welche der Erfolg geſichert werden konnte, in Anwendung zu bringen. Kanonaden, Tirailleur- und Maſſenfeuer, Bajonet- und Cavalerieattaken, Bewegungen und Benutzung der Oertlichkeit zu beſſerem Widerſtande, kurz Alles wurde nach Zweck und Umſtänden angewendet. Dieſer ſcheinbare Mangel einer Methode war gerade die beſte Methode, welche den Sieg über alle andere davon trug. Die Schlachten erhielten dadurch einen ganz neuen Charakter, deſſen Grundzüge ſich durch folgende Merkmale andeuten laſſen: Aufſtellung der Truppen in großen organiſchen Maſſen (Diviſionen) hinter und neben einander; Entwickelung eines verhältnißmäßig kleinen Theils zum Gefecht, womit daſſelbe oft mehrere Stunden unterhalten wird, da Kanonen- und Tirailleurfeuer, die ihrer Natur nach nicht entſcheidend wirken, faſt die ganze Thätigkeit ausmachen, und die dazwiſchen fallenden Angriffe kleiner Truppenkörper mit blanker Waffe nur als Intermezzos anzuſehen ſind, um hier oder da einzelne Terrainpuncte ſchneller zu gewinnen; Ablöſung der erſchöpften Truppentheile durch friſche; endlich Vorrücken der bis dahin möglichſt gedeckt und theilweiſe auch verborgen gehaltenen Maſſen, um noch vor Ende des Tages das vorgeſteckte Ziel aller dieſer Anſtrengungen zu erringen. Oft aber brennt die Schlacht den ganzen Tag über wie naſſes Pulver ab, obgleich viele Geſchichtſchreiber ſie gewöhnlich „wogen, brauſen, wüthen, toben, hin- und herſchwanken" laſſen, und wenn nun das nächtliche Dunkel Stillſtand gebietet, weil Niemand mehr ſehen kann und Niemand ſich dem blinden Zufall ausſetzen will, ſo wird geſchätzt, was jede Partei an völlig brauchbaren Streitkräften noch übrig haben könne, was man an Terrain gewonnen oder verloren hat, und wie es mit der Sicherheit des Rückens ſteht. Dieſe Reſultate ziehen ſich dann mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei ſich und dem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Haupteindruck zuſammen, aus welchem dann der Entſchluß entſpringt: das Schlachtfeld zu räumen, oder am andern Morgen das Gefecht mit größerm Nachdruck fortzuſetzen. Die heutigen Schlachten haben aber dieſen Charakter nicht zufällig angenommen, ſondern ſie tragen dieſes Gepräge, weil die Armeen aller Staaten ſich rückſichtlich ihrer inneren und äußeren Beſchaffenheit faſt ganz ähnlich geworden ſind.

Die allgemeine Bedeutung der Schlachten iſt ſich eben ſo wenig

gleich geblieben, als ihr Charakter. Die Alten betrachteten anfangs ihre Schlachten — die freilich nur kleinen Gefechten glichen — wie Herausforderungen in Masse; oft kämpften nur einzelne Auserwählte gegen einander, die Massen sahen zu und betrachteten den Ausgang solcher Zweikämpfe wie eine vollgiltige Entscheidung, gegen die sie nur selten zu appelliren wagten. Als die Freistaaten Griechenlands und Rom mächtiger wurden, kämpfte man nicht mehr bloß der Ehre wegen, sondern suchte seine politischen Zwecke durch Waffengewalt zu erreichen; die Schlachten wurden nun Zwangsmittel, die Vernichtung der feindlichen Streitmacht war das Ziel, und je mehr von den Vornehmsten im Volke in der Schlacht gefallen waren, desto entscheidender war auch der Sieg. So führte die gesunde Vernunft von selbst auf den rechten Weg, weßhalb man sich damals nicht mit einem Scheinsiege begnügte, sondern die Schlachten ausfocht, und schon auf dem Schlachtfelde die Früchte erntete, die jetzt erst durch mehrtägige Verfolgung eingebracht werden müssen. Die Besiegung des Gegners wurde das Mittel zur Eroberung seines Landes; auf diesen Satz gründete Rom die Weltherrschaft! — Die Fehden der Ritter hatten meist persönliche Zwecke, waren gewöhnlich Ehrensache. Die Schlachten, welche sie unter ihren Oberlehnsherren fochten, erhielten zwar eine Beimischung von Politik, verdienen aber kaum eine Berücksichtigung; doch war die Zahl der gefallenen Edlen und Ritter immer ein guter Maßstab für deren Bedeutung; so haben es auch die Geschichtschreiber des Mittelalters verstanden, welche die Gefallenen nach Rang und Würden classificirten, die Fürsten und Grafen oder die Bannerherren gewöhnlich namentlich aufführten. — Als geworbene Söldner an die Stelle der Vasallen und Lehnsmänner traten, wurde die bewaffnete Macht als eine Waare betrachtet, die theuer bezahlt werden mußte. Auch in dieser Zeit wurde der Verlust an Streitern die eigentliche Bedeutung der Schlacht, wobei man zugleich die starke Desertion auf Seiten des Besiegten in Anschlag brachte. Die schwedischen Feldherren des 30jährigen Krieges gingen fast immer auf Vernichtung ihrer Gegner aus. Die Eroberung des Landes war die natürliche Folge davon, der Krieg mit seinen Schlachten erfüllte also immer noch seinen Zweck. Im vorigen Jahrhundert gab es aber Perioden, wo sich das nicht behaupten läßt. Da führte man bisweilen nur Krieg mit den feindlichen Magazinen, und lieferte Schlachten, in denen Nichts errungen wurde, was den Preis aufgewogen hätte; man begnügte sich häufig mit Eroberung des feindlichen Schlachtfeldes, feierte darauf ein glänzendes Siegesfest, und blieb wochenlang unthätig sich gegenüber stehen. Ja, man griff sich bisweilen an, ohne eigentlich recht zu wissen warum? Die Bedeutung der Schlachten wurde dadurch auf Nichts reducirt, und weil man dieß am Ende selbst einsah, fing man allmälig an sie für überflüssig zu halten, und suchte dieselben kleinlichen Zwecke durch wohlfeilere Mittel zu erreichen. Hieraus entstand eine Art Bewegungskrieg, der aber so wenig Früchte trug als der sogenannte Positionskrieg (s. d.). Nur die Kriege Friedrich's d. Gr. machten eine Ausnahme, deßhalb waren seine Schlachten immer von Bedeutung. Die höchste Bedeutung erhielten jedoch die Schlachten Napoleon's, eine einzige war oft hinreichend, ihm ein ganzes Königreich zu unterwerfen. Er verstand es besser als alle seine Vorgänger den Schwerpunct der feindlichen Macht auszumitteln, den Gegner mit einem gewaltigen Schlage zu Boden zu werfen (s. Strategie). Die besondere Bedeutung einer Schlacht richtet sich natürlich nach den Verhältnissen, unter denen sie

geſchlagen wird, wobei man Hauptſchlachten, Offenſiv- und Defenſivſchlachten unterſcheidet.

Eine Hauptſchlacht iſt ein Kampf mit der Hauptmacht, aber freilich nicht ein unbedeutender, um einen Nebenzweck, nicht ein durch zufälliges Zuſammentreffen zweier Armeen entſtandener Kampf, oder ein bloßer Verſuch, den man aufgibt, ſobald man gewahr wird, daß der Zweck nicht leicht erreicht werden könne, ſondern ein Kampf mit ganzer Anſtrengung um einen wirklichen Sieg. Solche Schlachten müſſen ſorgfältig eingeleitet werden, es muß ein Zuſtand von Spannung eingetreten ſein, in welchem jeder kräftige Stoß den Gegner unfehlbar aus dem Gleichgewichte bringt. Die Schlachten bei Wagram, Jena und Auſterlitz können in dieſer Beziehung als Muſter gelten, weniger die bei Borodino, denn Napoleon hatte ſich darin ſo müde gerungen, daß der ſchwache Ueberſchuß an Streitkraft nicht hinreichte, die Früchte des Sieges zu ernten. Es kommt aber nicht allein auf die Dauer und den Umfang des Zerſtörungsactes an, ſondern es müſſen dabei alle Verhältniſſe und Intereſſen beider Parteien in Betracht gezogen werden, und ſo hat denn auch die Kanonade bei Valmy mehr entſchieden, als der dreitägige Kampf bei Kaiſerslautern (1793), der ungeachtet des glänzendſten Erfolgs doch ohne weitere Folgen blieb.

Offenſivſchlachten erhalten ihre Bedeutung ebenfalls durch die Zeit und den Ort, wann und wo ſie geliefert werden. Zu Anfang eines Feldzugs und an der Grenze des feindlichen Landes können ſie wohl einen vortheilhaften Eindruck auf die Truppen des Siegers machen, nicht aber dieſelbe Wirkung hervorbringen, wie am Schluſſe eines Feldzugs und im Innern des feindlichen Landes. Eine Hauptſache iſt hier das Umfaſſen und Umgehen, wodurch der Erfolg entſcheidender wird, ferner die ſchnelle Entſcheidung; ein Sieg, der erſt mit Sonnenuntergang errungen wurde, kann nicht ſo kräftig benutzt werden, als wenn der Beſiegte ſchon am hellen Nachmittage den Rückzug antritt, weil das Verfolgen am Schlachttage als ein integrirender Theil der ganzen Handlung anzuſehen iſt. Die Beſchleunigung des Sieges iſt jedoch auch für den Angreifenden mit Gefahren verknüpft, denn in den meiſten Fällen befindet er ſich in Ungewißheit über die Stärke und Aufſtellung des Gegners, und muß alſo Vieles auf gut Glück unternehmen; dabei kann er aber in ſehr nachtheilige Verhältniſſe verwickelt werden, und ſich eben ſo gut eine Niederlage bereiten (ſ. Hohenlinden, Auſterlitz, Tourcoin). Das von den meiſten Theoretikern empfohlene Mittel ſich Aufklärung zu verſchaffen, nämlich die Recognoſcirungen, leiſten jetzt nicht mehr dieſelben Dienſte wie früher, obgleich ſie deßhalb nicht unterlaſſen werden dürfen. Mehr Garantie geben ſtarke Reſerven und deren zeitgemäße Anwendung. Die wahren Offenſivſchlachten finden in der Regel nur ſtatt, wenn die Offenſive im unaufhaltſamen Vorſchreiten iſt, und auf eine tüchtige Entſcheidung ausgegangen wird. Das offenſive Verfahren einzelner Abtheilungen in der Schlacht iſt noch kein giltiges Merkmal, es kommt auch bei der Vertheidigung vor. — Die Defenſivſchlachten ſind von zweierlei Art, entweder man erwartet den Anmarſch des Feindes und rückt ihm dann entgegen, wie Friedrich d. Gr. bei Hohenfriedberg, oder man läßt ſich in ſorgfältig gewählter Stellung angreifen. Welches Verfahren den Vorzug verdient, läßt ſich theoretiſch nicht beſtimmen, das hängt von der Summe der beiderſeitigen Verhältniſſe ab, das letztere kommt aber am häufigſten vor und verdient deßhalb eine nähere Bezeichnung. Lange ſtand man in dem Wahne, daß der Angreifer ſtets im Vortheil ſei, weil er nach Gutdünken handeln könne, der Vertheidiger ſich aber nach ihm richten

müsse. Diese Ansicht hat viel Unrichtiges. Ist die Aufstellung so gewählt, daß der Gegner nicht ungestraft vorbei gehen kann, und so beschaffen, daß die Hauptpuncte derselben mit wenig Truppen gegen viele vertheidigt werden können, ein Drittel der Armee aber für unvorhergesehene Fälle disponibel bleibt, so wird der Sieg nicht leicht errungen werden können. Kleine Vortheile entscheiden nichts, selbst der Verlust aller Puncte in erster Linie ist nur ein Act im ganzen Drama. Ein guter Vertheidiger wird sich eine zweite und dritte Aufstellung ausgesucht und vorbereitet haben, und den Gegner dadurch immer mehr zur Entwickelung seiner Streitkräfte und seines Angriffsplanes nöthigen. Haben nun die Kräfte nachgelassen, ist die Kampflust befriedigt, sind die Reserven bereits verwendet worden, dann tritt der Moment ein, in welchem der Vertheidiger — sobald er seine Reserve aufzusparen verstand — mit dem Gegner die Rollen wechseln kann, und dieß auch stets mit Vortheil. Auf diese Weise sind die glänzendsten Siege erfochten worden. Eine freiwillige Devensivschlacht darf aber nicht mit einer unfreiwilligen verglichen werden, letztere setzt freilich ungünstige strategische Verhältnisse voraus, die allerdings nachtheilig auf den Geist des Feldherrn und der Truppen wirken können. Dann tritt gewöhnlich ein ganz passives Verhalten ein, welches dem Angreifer alle die Vortheile verschafft, die man demselben fälschlich unter allen Umständen zuschreibt (s. Klausewitz, über Krieg und Kriegführung).

Jede Schlacht zerfällt übrigens, wie jedes Gefecht (s. d.) in die drei Momente: Einleitung, Entwickelung und Entscheidung. In jedem dieser Momente können aber Angriff und Vertheidigung wechseln, so wie der Kampf der einzelnen Abtheilungen seinen besondern Zerstörungs- und Entscheidungsact hat. Man wird wohl nicht erwarten, daß hier ein Recept gegeben werde, wie Schlachten geliefert und gewonnen werden sollen, das läßt sich niemals theoretisch bestimmen. Dagegen scheint es nicht überflüssig anzudeuten, wie Schlachten beschrieben werden müssen, wenn die Darstellung befriedigend und überhaupt belehrend sein soll. Vor Allem muß der Zweck oder die Veranlassung zur Schlacht angegeben werden, dann das Verhältniß der Streitkräfte und Waffengattungen, wobei die Organisation, Formation und Kampfgeschicklichkeit, nicht minder auch die Stimmung der Truppen, in Betracht gezogen werden müssen. Vom Terrain wird gesagt, ob dessen Beschaffenheit dem Vertheidiger günstig sei, oder den Gebrauch derjenigen Waffengattung erleichtere, an welcher der eine Theil eine bedeutende Ueberlegenheit hat, hauptsächlich aber, ob dasselbe verdeckte Aufstellungen oder Bewegungen gestattet habe. Bei der Angriffsdisposition ist die Anzahl, Stärke und Zusammensetzung der Colonnen und das Angriffsobject einer jeden anzugeben, woraus zu ersehen sein muß, ob und welcher Theil der feindlichen Stellung mit bedeutender Uebermacht bedroht wurde. Die Dauer und Erfolge der hieraus entstehenden einzelnen Gefechte muß man mit möglichster Sorgfalt auszumitteln suchen, denn dadurch wird erst der Vortheil und Nachtheil von Gewinn und Verlust einzelner Puncte des Schlachtfeldes ersichtlich. Hierauf wird der Gesammterfolg in Rücksicht auf Terrain, Verlust an Streitkräften und an Schlagfähigkeit angegeben. Den Beschluß machen die weiteren (strategischen) Folgen der Schlacht. Charakteristische Notizen über die beiderseitigen Feldherren und höheren Befehlshaber dürfen nicht fehlen; sie erklären oft ganz allein die Ursachen der Erfolge.

Pz.

Schlachtdisposition, siehe Schlachtplan.

Schlachtensold, Sturmsold, war eine außerordentliche, gewöhnlich aber schon vorher ausbedungene, Belohnung für die größere Hingebung der Soldaten in Schlachten und bei Erstürmung von befestigten Orten, und ist ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Charakteristik der ehemaligen Verhältnisse der Krieger zu ihrem Oberbefehlshaber. — Die Einführung der Soldtruppen gab zwar der Kriegsführung des Mittelalters eine etwas regelmäßigere Gestalt, machte aber die höheren Befehlshaber, wenn sie nicht Geldmittel genug hatten, ihre Verbindlichkeiten gegen die Officiere und Soldaten zu erfüllen, von den Launen der Letzteren eben so abhängig, als es zur Zeit des Lehnwesens die Fürsten von ihren Vasallen waren. An baarem Gelde war aber stets großer Mangel, und der Sold wurde selten zur versprochenen Zeit ausgezahlt. Befand man sich nun am Vorabende einer Schlacht oder einer Erstürmung, so entstanden nicht selten Meutereien, an denen die Officiere, selbst die Obersten, gewöhnlich offen oder insgeheim Theil nahmen, und es mußte den Truppen ein monatlicher Extrasold zugesichert werden, wenn man ihrer Hingebung gewiß sein wollte. Die Kriegsbeute fiel ihnen außerdem noch zu. Fehlte es durchaus an Mitteln zur baldigen Bezahlung dieser Summe, so blieb nichts übrig, als von den vornehmsten Gefangenen ein hohes Lösegeld zu erpressen, oder die erstürmte Stadt mehrere Tage lang der Plünderung Preis zu geben. Es dürfen also manche Gräuel jener Zeit nicht auf Rechnung der Heerführer gesetzt werden. Dieser Gebrauch dauerte fast bis zu Ende des 17. Jahrhunderts, und fand in allen Armeen statt. Ueberhaupt wurde der Krieg von der Mehrzahl für ein sehr einträgliches Gewerbe angesehen und war es auch. — Die Büchsenmeister (Artilleristen) hatten in einigen Armeen noch das besondere Vorrecht, daß ihnen alle Glocken einer eroberten Festung überlassen werden mußten. — Obgleich die neuere Kriegführung um Vieles anstrengender ist, kommen dergleichen Zugeständnisse doch nicht mehr vor. Für außerordentliche Leistungen haben aber die Feldherren, wenn sie zugleich Monarchen waren, zuweilen auch außerordentliche Belohnungen an Geld verabreicht, was natürlich ganz in ihrem Interesse war. Pz.

Schlachtfeld wird der Ort genannt, an welchem zwei Armeen durch Waffengewalt sich zu bekämpfen suchen. Für kleinere Parteien ist das Wort Wahlplatz üblich, welches noch aus jenen Zeiten herstammt, wo man sich zum Kampfe gleichsam herausforderte (durch Herolde), und den Ort des Zusammentreffens bestimmte. Von solchen ritterlichen Gebräuchen will die neuere Kriegführung (s. d.) nichts mehr wissen, im Gegentheil bestrebt man sich, den Feind auf ein sorgfältig studirtes und bisweilen künstlich (fortifikatorisch) zubereitetes Schlachtfeld zu locken, um ihn dort mit größerer Wahrscheinlichkeit vortheilhaft bekämpfen zu können. Sein Schlachtfeld „studiren" heißt: das Terrain in allen seinen Beziehungen zum Gefecht mit einer bestimmten Truppenmasse gegen die wahrscheinlichen Angriffsarten des Gegners aufmerksam betrachten. Eine solche Betrachtung und Untersuchung setzt lebhafte Phantasie und viel Scharfsinn voraus. Man muß schnell übersehen können, wieviel Truppen zur hinreichend starken Besetzung der kleineren Terrainabschnitte erforderlich sind, wo einzelne Feldschanzen von Nutzen sein können, welche Dörfer, Gehölze, Anhöhen und Vertiefungen in die Vertheidigungslinie gezogen werden müssen u. s. w. Man muß sich ferner den muthmaßlichen Gang des Gefechts, sowohl auf einzelnen Puncten als auf dem ganzen Flächenraume, versinnlichen und darnach beurtheilen, ob die Terrainverhältnisse günstig oder ungünstig sind. Es begreift sich leicht, daß eine sehr bedeutende Erfahrung und eine mehr als oberflächliche

Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des Gegners erforderlich ist, wenn man sich bei den vielen Voraussetzungen vor Selbsttäuschung bewahren will. Für den Vertheidiger kann ein Schlachtfeld **vortheilhaft** genannt werden, wenn es ihm gestattet, mit wenig Truppen das Vorschreiten des Gegners zu erschweren, diesen nöthigt seine Streitkräfte und mithin auch seinen Angriffsplan frühzeitig zu entwickeln, während die Reserven des Vertheidigers möglichst lange verborgen bleiben. Die Nachtheile ergeben sich durch die entgegengesetzten Verhältnisse. Für den Angreifer ist dasjenige Schlachtfeld am vortheilhaftesten, welches den wirksamen Gebrauch seiner Ueberlegenheit erleichtert, es möge nun dieselbe im Ganzen vorhanden sein, oder nur in einer einzelnen Waffengattung bestehen. Da aber der Angreifende selten freie Wahl hat, sondern sich nach der Aufstellung seines Gegners richten muß, so kann er das Schlachtfeld im Grunde auch nicht studiren, und wird sich begnügen müssen die örtlichen Hindernisse kennen zu lernen, welche seinem gewaltsamen Vorschreiten entgegenstehen (s. **Recognoscirungen**). Bis auf die neuere Zeit suchte man gewöhnlich große Ebenen zu Schlachtfeldern auf, jetzt ist das so ziemlich umgekehrt, wodurch auch die Kunst der Schlachten eine ganz andere geworden ist. Doch werden sie fast immer in der Nähe der Hauptstraßen gesucht werden müssen. Pz.

Schlachtordnung (ordre de bataille). Man versteht darunter diejenige Ordnung, in welcher sich die Truppen jedesmal aufstellen, wenn es nicht anders befohlen wird. Diese taktischen Formationen werden in jeder Armee durch die Reglements bestimmt, und gehören zu den **stehenden Dispositionen**. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche Aufstellung nur auf augenblickliche Vertheidigung berechnet sein kann, doch aber auch den wirksamen Gebrauch aller Waffen gestatten muß. Die Linienstellung einzelner Bataillone, Regimenter und Batterien ist daher auch als deren **Grundstellung** anzusehen. Brigaden und Divisionen müssen schon andere Formen annehmen, weil zur Bildung einer einzigen Linie oft der Raum fehlen, die Form auch nicht dem Zwecke entsprechen würde. Bei solchen **Normalstellungen** ist aber außer der Form auch noch die Vertheilung der Waffengattungen in Betracht zu ziehen. Geht man von dem Grundsatze aus, daß diejenige Waffe, welche am weitesten wirkt, auch in erster Linie stehen müsse, so würde dieß die Artillerie sein, dann kommt die Infanterie in zwei Treffen. Die Cavalerie würde entweder auf beide Flügel vertheilt werden, oder in Reserve bleiben müssen, da ihre Thätigkeit bei unerwarteten Angriffen sich vor Allem auf Flankendeckung beschränken wird. Im vorigen Jahrhundert bediente man sich dieser Aufstellungsart fast unter allen Umständen, doch waren Bataillone und Regimenter entwickelt, während sie sich jetzt gewöhnlich in Colonnen aufstellen. Ist die Normalstellung der Brigaden und Divisionen festgesetzt, so braucht für größere Corps und Armeen nur noch bestimmt zu werden, wie viel davon und welche in das erste und zweite Treffen kommen, oder in Reserve bleiben sollen. — Die Annahme solcher permanenter Schlachtordnungen geht bis in das graueste Alterthum zurück, und war unstreitig eine Folge mehrmals erlittener Ueberfälle, bei denen der Mangel eines geordneten Widerstandes doppelt empfindlich sein mußte. Die Taktiker ersannen daher Aufstellungsformen für solche Fälle, welche nicht nur auf schnelle Waffenwirksamkeit, sondern auch auf gegenseitige Unterstützung berechnet waren, und deßhalb mit wenig Abänderungen für die meisten Gefechtsverhältnisse brauchbar blieben. Dadurch kam ein gewisser Methodismus in's Gefecht, der sich jedoch im Allgemeinen nicht nachtheilig erwiesen hat, sobald die Grundstellung der taktischen Ein-

heiten den nothwendigſten Forderungen entſprach. Am vollkommenſten war dieſer Methodismus bei den Römern ausgebildet, als ſie ſich der verbeſſerten Manipularſtellung (Quincuncialſtellung) und der Cohortenſtellung bedienten, welche eben ſoviel Angriffs- als Vertheidigungsfähigkeit hatten. Weit weniger Vortheile gewährte die Phalanx der Griechen; ſie geſtattete zwar eine ſucceſſive Nährung des Gefechts durch augenblicklichen Erſatz der Getödteten und Verwundeten, nicht aber hinreichende gegenſeitige Unterſtützung, weshalb die Unordnung des einen Theils ſich ſchnell dem Ganzen mittheilte, und eine Wiederherſtellung des Gefechts faſt unmöglich machte. Die ſchwediſche Brigadeſtellung zu Guſtav Adolf's Zeiten kann als eine etwas verfehlte Combination jener beiden taktiſchen Formationen angeſehen werden, hat auch bald der Linienſtellung weichen müſſen, welche bei der Vermehrung der Feuerwaffen größere Vortheile gewährte. Unter den Neuern hat ſich dieſer taktiſche Methodismus bei den Franzoſen am meiſten ausgebildet. Eine Diviſion von 2 Infanterie- und 1 Cavaleriebrigade hatte faſt in allen Gefechtsverhältniſſen eine Brigade als Mitte, in einiger Entfernung rechts und links eine Halbbrigade, die Cavalerie und disponible Artillerie in Reſerve. Corps von zwei Diviſionen änderten darin nichts, als daß eine ganze Diviſion in Reſerve blieb, und die Cavalerie der andern den beiden Halbbrigaden zugetheilt wurde, wenn man es nicht vorzog, die Cavalerie beider Diviſionen zu vereinigen. In dieſer Ordnung iſt man in den Feldzügen von 1794 bis 1805 faſt immer ins Gefecht gegangen, man mochte angreifen oder den Angriff erwarten. Der Umſicht der Unterbefehlshaber blieb es aber überlaſſen, welche Kampfordnung (ſ. d.) die Bataillone annehmen ſollten, und man muß geſtehen, daß die Franzoſen dabei viel Takt bewieſen haben.

Von ganz anderer Art ſind die **Aufſtellungen zur Schlacht**, die man gewöhnlich auch „Schlachtordnungen" nennt. Da durch Schlachten und größere Gefechte wichtige ſtrategiſche Zwecke erreicht werden ſollen, Stärke und Waffenverhältniß der kämpfenden Parteien aber eben ſo ſehr der Veränderung unterworfen ſind, als die Beſchaffenheit des Terrains, ſo würden ſtehende Dispoſitionen höchſt ſelten dem Zwecke entſprechen, es müſſen alſo Modificationen eintreten. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe und Abſichten laſſen ſich darüber im Allgemeinen nur einige Andeutungen geben. Obgleich das Terrain den Abſichten des Angreifenden eben ſo günſtig ſein kann, als es den Widerſtand des Vertheidigers erhöht, ſo darf es doch nicht den alleinigen Beſtimmungsgrund für die Aufſtellung der Truppen geben, und erſcheint hier nur als ein untergeordneter Factor. Eben ſo wenig kann die geometriſche Form der Aufſtellung ein großes Gewicht in die Wagſchale legen, obgleich die eine Form größere Vortheile gewährt als die andere. Die lebenden Kräfte können allein den Sieg verbürgen, und nicht die todten Formen des Erdbodens und der taktiſchen Körper, was man lange Zeit überſehen hat. Es wird alſo vor Allem erwogen werden müſſen, worin der Gegner, der hier als Angreifender gedacht wird, ein **bemerkbares Uebergewicht** hat. Iſt es die größere Truppenzahl, ſo wählt man ein Terrain, welches eine ſtarke Front darbietet und gegen umfaſſende Angriffe ſchützt. Beſteht ſeine Ueberlegenheit in Cavalerie, ſo wählt man ein bedecktes und durchſchnittenes Terrain; beſteht ſie in Artillerie, ſo ſucht man ſich ſehr unebenen Boden aus u. ſ. w. Oft hat man aber nicht ſo freie Wahl, weil die Phyſiognomie des Bodens weniger wechſelt. Es werden alſo andere Berückſichtigungen nöthig. Hat der Gegner die Gewohnheit zu überflügeln, alſo in ausgedehnter Front anzugreifen, ſo kann man ſich ohne

Gefahr ebenfalls mehr ausbreiten, muß aber eine ſtarke Reſerve bereit halten, um gelegentlich durch einen kräftigen Gegenſtoß den ganzen Angriff rückgängig zu machen. Greift er dagegen mit concentrirter Macht an, und kann man derſelben nicht durch ein ſehr wirkſames Geſchützfeuer begegnen, ſo muß man dem Stoße ſo lange auszuweichen ſuchen, bis Terrainhinderniſſe eine Theilung der drohenden Maſſe nothwendig machen, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Pflegt der Gegner in getrennten Colonnen anzugreifen, ſo werfe man ſich mit vereinter Macht auf die nächſten oder gefährlichſten, die entfernteren kehren dann von ſelbſt um, oder bleiben unthätig. Hat derſelbe die Gewohnheit vor dem eigentlichen Angriffe viel zu manövriren, ſo laſſe man ſich dadurch nicht irre machen, ſondern breche mit der ganzen Macht gegen ihn los, oder ſende wenigſtens die Cavalerie vor, um aus den dabei eintretenden Unordnungen Vortheil zu ziehen. Gegen einen kühnen Angreifer ſei man vorſichtig, gegen einen vorſichtigen und unentſchloſſenen aber kühn; den Verwegenen ſuche man in Hinterhalte zu locken. Der Nationalcharakter iſt ebenfalls in Betracht zu ziehen. Wer die Franzoſen ſtehenden Fußes erwartet, wird oft von ihnen beſiegt werden, gegen ſie iſt die activſte Vertheidigung in der Regel die beſte. Ruſſen und Engländer muß man mit der größten Kaltblütigkeit erwarten, und ihren Gleichmuth durch ein verheerendes Feuer zu erſchüttern ſuchen. Der Deutſche hat keinen Nationalcharakter, er nimmt gewöhnlich die Eigenheiten des nächſten großen Nachbars an, weshalb eine deutſche Armee, unter ſonſt gleichen Bedingungen, vielleicht am ſchwerſten zu beſiegen ſein dürfte, weil ihre kriegeriſche Thätigkeit ſich in allen bekannten Formen äußert. — Nach reiflicher Erwägung der hier angedeuteten Verhältniſſe und Umſtände läßt ſich erſt beſtimmen, *welche Aufſtellung die zweckmäßigſte ſein dürfte*, und es würde unſtreitig große Einſeitigkeit und Unwiſſenheit verrathen, wenn man ſich in allen Fällen durch das Terrain beſtimmen laſſen, oder gewiſſen Formen die Fähigkeit beimeſſen wollte, für alle Verhältniſſe zu genügen. Heute kann es gut ſein ein Terrain und eine Aufſtellungsform zu wählen, die an einem andern Tage ganz fehlerhaft genannt werden müßte, weil der Zweck des Gefechts oder die Mittel zur Erreichung deſſelben ſich geändert haben. Die Cavalerie ſtets auf beide Flügel gleichmäßig zu vertheilen, war wohl zur Zeit der Lineartaktik nothwendig, da die Flanken der Infanterietreffen zu wenig Widerſtandsfähigkeit hatten, würde aber jetzt zur lächerlichſten Pedanterie werden. Man ſorge nur dafür, daß diejenige Waffe, mit welcher man zuerſt wirken will, auch bei der Hand ſei, und daß diejenige, welche die Entſcheidung geben ſoll, bis zu dieſem Moment möglichſt geſchont werde. — Scheint es auch, als wenn auf dieſe Weiſe die ganze Theorie der Schlachtordnung, worauf ſich alle Theoretiker der verfloſſenen Jahrhunderte ſo viel zu Gute thaten, ohne das Weſen des Kampfes ergründet zu haben, in ihren Grundfeſten erſchüttert worden ſei, ſo iſt das doch keineswegs der Fall, ſie hat vielmehr eine ſolidere Baſis als jemals, denn ſie hat die Feſſeln der Pedanterie abgeſtreift. *Die Schlachtordnung der Neuern iſt nichts als eine Zurechtſtellung der Truppen zum bequemeren Gebrauche.* Die Art des Gebrauchs läßt ſich aber erſt an Ort und Stelle beſtimmen, nachdem man über Zweck und Mittel mit ſich im Klaren iſt, und die beiderſeitigen Verhältniſſe erwogen hat. Damit man nun auch die *Freiheit des Gebrauchs* ſich ſo lange als nöthig erhalte, müſſen ſoviel Truppen, als nur immer möglich, zurückgeſtellt, und ſo wenig als möglich Anfangs in das Gefecht gebracht werden. Eine Abweichung von dieſer *Grundregel* für alle Schlachtordnungen darf ſich nur der

erlauben, welcher ſo viel Mittel in Händen hat, und die Anordnungen des Gegners oder ſonſtige Gewohnheiten ſo genau kennt, daß er auf eine ſchnelle Entſcheidung ausgehen kann.

Eine viel beſprochene und noch mehr überſchätzte Schlachtordnung iſt die ſogenannte ſchräge Schlachtordnung, durch deren Anwendung Epaminondas, Alexander d. Gr., die beiden Scipionen, Cäſar und Friedrich d. Gr. ihre meiſten Schlachten gewonnen haben ſollen. Es kann nicht leicht einen Gegenſtand der Kriegführung geben, über welchen ſo viel Abſurditäten in Umlauf geſetzt worden ſind, da jeder Profeſſor der Geſchichte die oft ſehr entſtellten Schlachtenberichte nach ſeiner Weiſe ausgelegt hat. Dieſe Schlachtordnung war eine Angriffsform, welche die Schlachthaufen der Alten bald zufällig, bald abſichtlich erhielten. Der rechte Flügel galt ſchon damals für einen Ehrenplatz und wurde auch ſtets den beſten Truppen eingeräumt. Die anrückende Phalanx erhielt aber ſchon deßhalb eine ſchräge Front, weil die linke Schulter jedes Kämpfers etwas zurückgehalten wurde, um den Gebrauch der Handwaffen zu erleichtern. Da die beſten Truppen ſtets von einer gewiſſen Kampfbegierde beſeelt werden, die ſie dem Feinde ſchneller entgegen führt, ſo kam der rechte Flügel immer weiter vor, woraus ſich nun eine noch ſchrägere Linie bildete. Dieſe faſt immer wiederkehrende Erſcheinung brachte einſichtsvolle Feldherrn auf den Gedanken, dem vorgedrungenen Flügel entweder in die Flanke zu fallen, oder denjenigen feindlichen Flügel, auf welchem ſich die beſten Truppen befanden, mit ſolcher Uebermacht anzugreifen, daß der Erfolg ſicher ſchien, wodurch die anderen Theile gewöhnlich zugleich mit beſiegt wurden. Nach dieſen Grundſätzen verfuhren die beſten griechiſchen Feldherren. Die Römer lieferten am liebſten Frontalſchlachten, ihre beſten Truppen ſtanden deßhalb in Reſerve. Man findet jedoch auch, daß ſie bisweilen von einem oder beiden Flügeln mit Echelons (ſ. d.) vorrückten, wenn man nämlich den Erzählungen der Geſchichtsſchreiber trauen darf. — Die ſchräge Schlachtordnung Friedrich's d. G. war von ganz anderer Art. Seine Gegner erwarteten gewöhnlich den Angriff in einer ſehr ausgedehnten Linienſtellung, und konnten folglich ihre Front nur mit beträchtlichem Zeitverluſte verändern. Da die Erhaltung dieſer künſtlichen taktiſchen Conſtruction, welche der geniale Berenhorſt ſehr treffend mit einem Porzellanaufſatz verglichen hat, für eine Hauptbedingung des glücklichen Erfolgs angeſehen wurde, ſo mußte es natürlich Vortheil bringen, wenn der Angreifende nicht in paralleler, ſondern in ſchräger Linie anrückte, und den Angriff in dieſer Ordnung begann, bevor der Gegner ſeine Front demgemäß geändert hatte. Die Mittel zu einem ſolchen ſchrägen Angriff waren: treffenweiſer Abmarſch, unbemerkter Flankenmarſch, ſchnelles Einſchwenken und Vorrücken. Man ſieht hieraus, unter welchen Bedingungen die Sache möglich wurde. Blieb der Gegner unthätig, ſo gelang das Manöver, ging er aber während des Flankenmarſches ſelbſt zum Angriff über, wie bei Kollin, ſo war der Vortheil ganz auf ſeiner Seite. Bei Leuthen haben beide Armeen ihre Front mehrmals geändert, hätten aber die Preußen mit weniger Ungeſtüm angegriffen, ſo wären ſie auch nicht Sieger geblieben. Der vortheilhafte Gebrauch der ſchrägen Schlachtordnung macht alſo Unthätigkeit des Gegners zur Hauptbedingung, eine ſolche Unthätigkeit auch jetzt noch vorausſetzen wollen, würde aber an Leichtſinn grenzen, und nicht unbeſtraft bleiben, obgleich das Vorrücken mit Echelons weit weniger Nachtheile hat, als das mit voller Linie. Berückſichtigt man, daß die ſchräge Schlachtordnung nur den Vortheil gewährte, des Gegners einen Flügel mit Uebermacht anzugreifen, ſo kann dieſer Zweck jetzt auf viel einfachere und minder gefahrvolle Weiſe erreicht werden, erſtens durch Umge-

hung, dann durch Verstärkung des angreifenden und Versagung des entgegengesetzten Flügels. Der Erfolg wird aber dadurch immer noch nicht gesichert, denn der Umgehende kann wieder umgangen werden, und der Gegner kann durch seine Reserven den bedrohten Flügel ebenfalls verstärken. Das Geheimniß des Sieges steckt also niemals in der Form, sondern stets in geschickter Benutzung aller kleinen und großen Vortheile, und in dem Nachdruck des Angriffs (Vergl. d. Art. Feldherr, Kampfordnung, Oekonomie der Streitkräfte, Stellungen, Moment). Pz.

Schlachtordnung der Alten. In den Artikeln Legion, Phalanx und Normalstellungen ist das Charakteristische derselben bereits angedeutet worden. Man darf jedoch nicht glauben, daß die Alten nur in diesen Grundformen gekämpft haben. Fortwährende Kriege gegen verschiedene Völkerschaften Asiens und Afrika's nöthigten sie oft zu Abweichungen davon. Die Stellung en échelon (s. d.) wurde von den Scipionen häufig angewendet; auch Cäsar bediente sich ihrer. Die römischen Schlachtordnungen waren überhaupt sehr mannigfaltig. — Zu den seltneren Schlachtordnungen der Alten gehören: 1) die Testudo bei den Römern, der Synaspismus bei den Griechen; in beiden stellten sich die Kämpfer in einen dichten Haufen, Front nach außen, die äußeren Kämpfer stellten die Schilder vor sich auf die Erde, die hinteren Kämpfer hielten die ihrigen über den Kopf dicht an einander, so daß die ganze Masse gegen Pfeile und Wurfspieße gedeckt war. Das Ganze sah einer Schildkröte sehr ähnlich. Diese Kampfstellung diente in der Regel zur Vertheidigung gegen überlegene Schaaren Leichtbewaffneter zu Fuß und zu Pferde. Bisweilen kam sie aber auch beim Angriff von ummauerten Wohnorten in Anwendung, wo alsdann die Bogenschützen auf dieses Schilddach traten, um die Vertheidiger hinter den Mauern besser beschießen zu können. 2) Der Orbis und das Agmen quadratum (s. d. A.) der Römer waren zur Vertheidigung; 3) der Cuneus (eine keilartige Kampfstellung der Griechen) war für den Angriff bestimmt. Indeß muß bemerkt werden, daß die alten Autoren verschiedene Erklärungen von der Beschaffenheit der drei letztgenannten Schlachtordnungen geben, weßhalb mit Bestimmtheit davon nicht mehr zu sagen ist. Pz.

Schlachtplan. Er verhält sich zur Schlachtdisposition wie der Gedanke zum Ausdruck; doch läßt sich über Beide nicht viel Bestimmtes sagen. Ist der Feldherr mit sich im Klaren, welcher Zweck durch die Schlacht erreicht werden soll, hat er sorgfältig die Mittel erwogen, die ihm hierbei zu Gebote stehen; sind ihm die Hindernisse des Bodens nicht unbekannt, kennt er die Stärke und sonstigen Verhältnisse seines Gegners, weiß er bereits aus Erfahrung, wodurch ihm am stärksten imponirt werden kann — dann muß ihm bald klar werden, auf welche Weise der Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu führen sei. Das Resultat einer solchen vergleichenden Untersuchung wird dann die Bestimmungsgründe zum Handeln geben; der Feldherr kann daraus abnehmen, ob es besser sei, mit Vorsicht oder mit Kühnheit zu Werke zu gehen, den Kampf zu vertagen, in die Länge zu ziehen, oder schnell zur Entscheidung zu bringen. — Der Schlachtplan gibt also nur die Grundidee an, und er bestimmt, ob der Gegner bloß aus seiner Stellung verdrängt und während der Rückzugsbewegung mit größerem Nachdruck angegriffen, oder ob er schon in der Stellung möglichst vernichtet werden soll, und bezeichnet demgemäß die Hauptangriffspuncte, wobei man entweder auf Ueberwältigung eines Flügels, oder auf Sprengung der Mitte ausgeht.

Die Schlachtdisposition ordnet nunmehr das Weitere an, hat sich aber vor vielen Details zu hüten, und kann eigentlich nur die ersten Schritte

(Handlungen, Momente) mit einiger Zuversicht bestimmen, weil der Gegner hierbei auch eine Stimme hat, und jeden künstlichen, auf viele Voraussetzungen gegründeten, Angriffsplan durch seine improvisirten Gegenangriffe leicht vereiteln kann (s. Tourcoin). Aus diesem Grunde ist es durchaus verwerflich, in vielen kleinen und durch große Zwischenräume getrennten Colonnen zu agiren, und den Erfolg von dem Gelingen vieler partieller Gefechte abhängig zu machen. Ein solches Verfahren setzt immer voraus, daß der Gegner sich überall leidend verhalten werde, auch nirgends stark genug zum ausdauernden Widerstande sei. Je manövrirfähiger die Truppen, je unternehmender und umsichtiger die Unterbefehlshaber sind, desto weniger läuft man zwar dabei Gefahr; dennoch legt der Oberbefehlshaber dadurch den Ausgang der Schlacht fast ganz in die Hände derselben, und die Befehlshaber der getrennten Heertheile haben selten soviel örtliche Uebersicht, daß sie stets zum Vortheil des Ganzen handeln können. Wahrhaft große Heerführer haben sich die Leitung der Hauptmassen deßhalb immer selbst vorbehalten, nur wenig vorher bestimmt, dagegen aus den im Laufe des Gefechts eintretenden günstigen Umständen augenblicklichen Vortheil gezogen. Ausführliche Angriffsdispositionen kann man stets als einen factischen Beweis ansehen, daß der Feldherr wenig Takt für die eigene Leitung des Gefechts besitzt. — Der Vertheidiger ist noch viel weniger im Stande, sein Verhalten genau vorher zu bestimmen; er kann höchstens sagen, ob dieser oder jener Punct auch dann noch mit Hartnäckigkeit behauptet werden soll, wenn andere bezeichnete Puncte bereits verloren sind. Die ausführlichsten Vertheidigungsdispositionen hat Herzog Karl von Braunschweig bei Pirmasenz und Kaiserslautern gegeben (s. d.), und dennoch wurde er an beiden Orten auf Puncten angegriffen, wo er es gar nicht erwartete! Die östreichischen Heerführer jener Zeit gaben die umständlichsten Angriffsdispositionen. Den Sieg haben sie aber weit mehr der Disciplin und Tapferkeit ihrer Truppen, als dieser vermeintlichen Kriegsweisheit zu verdanken gehabt! Pz.

Schlachtschwert. Die Römer bedienten sich zweierlei Arten von Schwertern, nämlich eines geraden, welches zum Hieb und Stich eingerichtet war (gladius) und eines sehr langen, das nur zum Hauen gebraucht wurde (ensis). Nach dem zweiten punischen Kriege führten sie auch spanische Schwerter, die sich durch ihre Leichtigkeit und Kürze auszeichneten, und endlich seit der Kaiserzeit das von den nordischen Völkern entlehnte lange und breite Schwert (spatha). Diese spätere Hauptwaffe des Mittelalters hatte eine Länge von 3—5 Fuß und eine 3—4 Zoll breite zweischneidige Klinge; man führte sie oft mit beiden Händen, weßhalb auch der Griff jederzeit die dazu geeignete Größe besaß. An den Klingen solcher Schlachtschwerter, besonders an denjenigen, welche zum Fußstreite bestimmt waren, befanden sich gewöhnlich in einiger Entfernung von der einfachen Parirstange zwei, mehrere Zoll lange nach der Spitze zu etwas gekrümmte, Eisenvorstände, um damit die feindlichen Hiebe aufzufangen und abzuweisen. Außer diesem großen Schwerte trugen die Ritter gemeiniglich noch ein leichteres am Sattel ihres Streitrosses befestigt, oder es hing an dessen Stelle zuweilen auch ersteres, wie es z. B. die Sitte bei der französischen Gendarmerie gegen Ende des 15. Jahrhunderts erheischte. Diese großen Schlachtschwerter, deren Klinge manchmal einer flackernden Flamme glich, gehörten zu den Lieblingswaffen der Schweizer und Lanzenknechte, deren letzterer Anführer, Georg von Freundsberg, in der Handhabung desselben bei verschiedenen Treffen eine vorzügliche Fertigkeit bewies. Im Laufe des 16. Jahrhunderts befanden sich bei jeder Compagnie oder Fähnlein Fußvolk eine

gewisse Anzahl mit solchen Schlachtschwertern ausgerüsteter Leute, bis gegen Ende obenerwähnter Zeitperiode das Feuergewehr diese Waffe gänzlich verdrängte. Im Anfange desselben Jahrhunderts sah man noch beim schwedischen Heere große zweischneidige Schlachtschwerter, welche an einen hölzernen Griff befestigt, auf einem Gerüste mit zwei Rädern lagen und so gegen die Reihen des Feindes bewegt wurden, wo sie dann so lange beim Handgemenge gefährlich blieben, bis es einigen beherzten Kriegern gelang, durch Zerstörung der Räder oder Tödtung der bei dieser Maschine angestellten Soldaten dieses Vernichtungswerkzeug unbrauchbar oder nutzlos zu machen. S.

Schlag. Hierunter versteht man in der Feuerwerkerei einen hohlen Körper von großer Festigkeit, welcher mit Pulver gefüllt ist, und bei der Entzündung des letzteren mit einem starken Knall zerspringen soll. Die deutschen Schläge sind kurze gepappte und nach der Füllung mit Pulver an beiden Enden zugerittene, verbundene und verleimte Papphülsen, in welche ein mit Mehlpulver gefüllter Federkiel als Zünder eingekittet ist, und die man auch wohl mit mehreren Lagen Bindfaden umwickelt und überleimt. Der französische Schlag besteht aus einem gepappten Würfel, welcher mit Pulver gefüllt, mit einem kleinen, den Granatbränden ähnlichen Brand versehen, und ebenfalls mit mehreren Lagen von Bindfaden überwickelt und überleimt ist. Ry.

Schlagen der Brücken ist der technische Ausdruck für die Erbauung der gebräuchlichen Arten der Kriegsbrücken. Es erfolgt dieß auf verschiedene Weise, hauptsächlich nach der Art der Unterlagen, die den Brückenweg tragen sollen (s. Brücken, Bd. I. S. 744), bei Ponton- und Schiffbrücken, aber auch zugleich nach der Art der Vereinigung der Fahrzeuge zur Brücke. — Bei jedem Brückenschlagen muß zuerst die Entfernung der Stützen oder Unterlagen des Brückenweges, die sogenannte Spannung, bestimmt werden. Diese richtet sich nach den darüber gehenden Lasten, und nach der Stärke der Tragbalken des Brückenweges, den sogenannten Streckbalken (s. hierüber Art.: Brückengeräthe). Bei der mittlen Stärke der Streckbalken, wie sie bei Pontonbrücken „Equipagen" vorkommen — nach Hoyer's Handbuch der Pontonnier-Wissenschaft, Bd. I. S. 106. werden tännene Streckbalken von 5 — 6 Z. Höhe und 4 — 4½ Z. Breite (ein solcher Balken besitzt, wenn er 12 F. frei liegt, ein Tragvermögen von 13,950 Pf.) dem Uebergange aller im Felde vorkommenden Lasten Widerstand leisten, und ein Zerbrechen derselben wird nicht statt finden können — wendet man gewöhnlich 4 verschiedene Spannungen an. Die größte Spannung, ungefähr 20 F., von einem Pontonmittel zum anderen, wird nur bisweilen zu Laufbrücken, blos für Infanterie, gebraucht. Für den Uebergang von leichtem Feldgeschütz beträgt die Spannung, von einem Pontonmittel zum anderen höchstens 16 F., bei schwerem Feldgeschütz 12½ F., und bei Belagerungsgeschütz nur 8 F. — Die Unterlagen des Brückenweges sind entweder schwimmende oder feste. Zu den ersteren dienen hauptsächlich die Pontons (s. d.) oder auf dem Flusse vorgefundene Schiffe und Prahmen; bisweilen wendet man aber auch, statt dieser Fahrzeuge, Flöße, leere (Bier-, Wein- u. dergl.) Fässer, Schläuche und Kasten an (s. Brücken). Jede schwimmende Unterlage muß in dem Gewässer der Spannung entsprechend, festgestellt werden. Die gehörige Entfernung und feste Stellung von einander erhalten sie durch die Befestigung der Streckbalken auf ihnen; damit sie aber bei fließenden Gewässern, nicht durch die Bewegung des Wassers aus ihrer Lage gebracht werden, bedient man sich gewöhnlich der Verau-

kerung. Zu diesem Zwecke wird das Fahrzeug berg- oder stromaufwärts durch einen Anker, dessen Tau an jenem befestiget ist, den sogenannten Stromanker, festgehalten. Damit aber die Fahrzeuge nicht durch berg- oder stromaufwärts wehende Winde aus ihrer Stellung gebracht werden können, verankert man sie auch noch auf gleiche Weise thal- oder stromabwärts, und nennt diese Anker Windanker (über Anker und Ankersurrogate s. Brückengeräthe). Bei schmalen Flüssen, wo man nur ein oder zwei Fahrzeuge für die Brücke nöthig hat, können diese auch durch Taue an den Ufern befestiget werden, welche man um dort stehende hinlänglich starke Bäume, große Steine oder eingeschlagene Pfähle schlingt. Der Brückenbau selbst, mit Pontons oder denen ähnlichen Schiffen, kann auf dreierlei Art ausgeführt werden; nämlich: 1) indem man die Brücke dadurch bildet, daß man die Fahrzeuge einzeln, nach und nach in der bestimmten Spannung, mit einander verbindet; oder: 2) man vereinigt am Ufer mehrere derselben zu kleinen Brücken, sogenannten Brückengliedern oder Maschinen, und setzt daraus nachher die Brücke zusammen, oder endlich: 3) die Brücke wird stroman, dem Ufer entlang, in ihrer ganzen Länge zusammen gebaut, und man läßt sie dann um das untere Ende durch den Strom selbst einschwenken. — Da alle schwimmende Brücken des Niveau des Brückenweges mit dem Steigen und Fallen des Wassers ändern, so ist deßhalb beim Brückenbau auf die Verbindung mit den Ufern, die ihre Höhe nicht ändern, besonders Rücksicht zu nehmen, damit an diesen Stellen kein Bruch der verbindenden Theile erfolgt. Es werden deßhalb bei jeder Art des Brückenschlagens erst am Ufer, ein Stück in den Fluß hinein, feste, sogenannte Landbrücken von Böcken oder solchen Unterlagen erbaut, daß die Fahrstraße, nach der Veränderung des Wasserstandes, schnell geregelt werden kann. — Um nun eine Brücke nach der vorerwähnten ersten Art zu bilden, so wird, nachdem die Landbrücke steht, das erste Fahrzeug dorthin gebracht, und in der den über die Brücke gehenden Lasten entsprechenden Entfernung, mit dieser durch die Streckbalken verbunden, welche nun mittelst Rödelleinen oder eiserner Bolzen an die Borde befestigt werden. Diese Streckbalken, meist 5 neben einander liegend, deren drei in der Mitte die Fahrbahn und zwei äußere die Breite des Brückenweges angeben, bilden die Unterlage desselben, welche gewöhnlich 14—15 Fuß Breite erhält. So wie diese festliegen, wird der eigentliche Brückenweg durch herbeigetragene Bretter, von der Länge der Brückenbreite, gebildet, indem man diese von der Landbrücke an quer über den Streckbalken dicht an einander fügt, und nun auf diese, zu beiden Seiten des Brückenweges gerade über den äußersten Streckbalken die sogenannten Rödelbalken auflegt, welche jetzt an ihren Enden, mittelst der zwei bis dreimal um den darunter liegenden Streckbalken geschlungenen Rödelleine, und einen hindurch geschobenen Würgeknüppels, festgeknebelt werden, wodurch dem ganzen Brückenwege die erforderliche Verbindung und gehörige Festigkeit verschafft wird. Auf diese Weise setzt man die Arbeit fort, indem man ein Fahrzeug nach dem andern in der bestimmten Entfernung einfährt, auf die vorhererwähnte Weise verankert, und mit dem zuletzt eingefahrenen durch die Streckbalken verbindet. Als man noch, bei älteren Pontons, die Streckbalken bloß durch eiserne Splint-Bolzen unter sich befestigte, hielt man es für nöthig, sie vorn und hinten durch ein Scheertau zu vereinigen, und sie durch übers Kreuz zwischen ihnen zusammengezogene Spanntaue zusammen zu halten. Dieses jedenfalls beschwerlichere und mehr Zeit fordernde Verfahren ist jedoch ganz überflüssig, sobald die Streckbalken auf den Bords der Pontons oder Schiffe festge-

schnürt sind. Es reicht dann hin, die Fahrzeuge hinten und vorn, durch quer herübergezogene Spanntaue, zusammen zu hängen. Das ohnehin nur bei schmalen Flüssen anwendbare Scheertau wird durch die erwähnte, gegenwärtig ziemlich allgemeine Verbindung der Brücke ebenfalls entbehrlich. Hat man das jenseitige Ufer erreicht, so erfolgt die Verbindung mit diesem eben so, wie am diesseitigen Ufer. Zuletzt wird endlich die Brücke noch mit Lehnen versehen, indem man die dazu bestimmten Handspeichen in die an den Pontons befindlichen Ringhaspen schiebt und oben eine Seitenlinie an sie schlingt, welche über den ganzen Fluß reicht und die Brücke zu beiden Seiten einfaßt. Wo endlich die Ufer höher sind, als das Niveau des Brückenweges, muß nach beiden Landbrücken hinab eine der Breite derselben entsprechende Einfahrt ausgegraben werden, bevor der Bau der Landbrücken begonnen werden kann.

Diese Art des Brückenschlagens, wo, wie eben beschrieben wurde, die Brücke sich nur nach und nach, so wie ein Ponton nach dem andern verbunden wird, dem jenseitigen Ufer nähert, erfordert jedenfalls viele Zeit und um so mehr, je größer die Anzahl der zur Brücke nöthigen Fahrzeuge ist. — Gibt daher bei einem unter dem feindlichen Angesichte zu unternehmenden Uebergange eine, oberhalb des dazu bestimmten Punctes liegende, hohe oder mit Gebüsch bewachsene Insel Gelegenheit, den Bau hinter ihr, dem Feinde verborgen, auszuführen, oder eignet sich die nahe Einmündung eines anderen Flusses für diesen Zweck, so kann man mit bedeutendem Vortheil die Brücke auf die zweite Art, nämlich aus einzelnen Gliedern zusammenfügen, die man fertig in der Nacht mit dem Strome herabtreiben läßt. Jedes solches Glied besteht aus 4 bis 8 Pontons oder Fahrzeugen, unter sich auf die vorbeschriebene Weise verbunden und mit dem gewöhnlichen Belege versehen; doch sind die beiden äußersten Fahrzeuge noch nicht bedeckt, und die nöthigen Requisiten, Balken, Breter, Taue ꝛc., zur Verbindung der einzelnen Maschinen unter einander, so wie zur Feststellung auf dem Flusse sind auf dem Belege in Bereitschaft. Wenn diese gehörig bemannten Maschinen, wo sich auf der ersten und letzten auch noch die nöthigen Geräthschaften zu den Landbrücken befinden, etwa 20 Klaftern oberhalb des zur Brücke bestimmten Ortes ankommen, setzen sie an diesem, durch 2 am Ufer hinter einander eingesteckten Stangen — die in dunkler Nacht durch darum gewickelte brennende Lunten oder durch angehangene Laternen und dergleichen, sichtbar gemacht werden — bezeichneten Puncte jede zwei Anker ab und führen die Taue bis an jenen, der gleichmäßig bezeichnet ist, und wo man vielleicht schon die Einfahrt zur Brücke angefangen hat. So langsam herantreibend lassen sich hier die Maschinen leicht neben einander bringen und durch die bereiten nun einzulegenden Streckbalken zu einer Brücke verbinden. Es ist dieß eine Arbeit, die auf dem breitesten, wie auf einem schmalen Flusse, nur 20 bis 30 Minuten Zeit erfordert, nach deren Verlauf der Uebergang unverzüglich beginnen kann, vorausgesetzt, daß die schon in Kähnen, oder noch schneller selbst auf einigen der Maschinen übergefahrene Avantgarde sich auf dem jenseitigen Ufer festgesetzt hat, und daß zwischen hier und der Stelle, wo die Maschinen zusammengesetzt wurden, keine der Fahrt gefährliche Untiefen, Felsen, Stromschnellen ꝛc. im Flusse sich befinden, welche die ruhige Fahrt der Maschinen hindern und durch das Zurückbleiben einer oder mehrerer die Vollendung der Brücke verzögern. Dieser vortheilhaften und schnellen Art des Brückenschlagens hat man sich nicht nur in neueren Zeiten bedient, sondern schon Eugen ging auf diese Weise über die Adda, und Montecuculi

über den Rhein, so wie der spanische General Gages 1746 über den von den Oestereichern bewachten Po. Was endlich die oben erwähnte dritte Art des Brückenschlagens betrifft, wo man diese erst am Ufer stromaufwärts ganz zusammenbaut und dann durch den Strom selbst um das untere Ende einschwenken läßt, ist die Verbindung beider Ufer durch die Brücke jedenfalls in der kürzesten Zeit zu bewerkstelligen; allein nicht überall wird sich dieses Manöver mit zuverlässigem Erfolg anwenden lassen. Ist der Strom sehr breit und reißend, so läuft man Gefahr, daß die Brücke bei der Schwenkung zerrissen wird; jedenfalls erfordert aber dieses Manöver, selbst bei nicht sehr breiten Flüssen, eine gut eingeübte Mannschaft. Der Veteran der Pontonnierkunst, General Hoyer, ist der Meinung, daß eine solche Viertelschwenkung im Angesichte des Feindes mit Sicherheit schwerlich auszuführen sei. Nur bei dem Uebergange Napoleon's über die Donau, zur Schlacht bei Wagram 1809, wurde ein ähnliches Manöver mit einer 510 Fuß langen Brücke wirklich ausgeführt; allein sie ward wohl unter, doch nicht im Kanonenfeuer der Oestereicher geschlagen, weil diese schon durch die am linken Donauufer gelandete leichte Infanterie beschäftiget und aus ihrer Stellung zwischen Enzersdorf und Mühlleiten zurückgedrängt wurden. Sie bestand aus 14 östr. hölzernen Pontons (26½ F. lang, 6 F. breit, 2¼ Fuß tief) in 4 einzelnen Maschinen zu 4 und 3 Pontons, mit 20 F. Abstand im Lichten. Sie hingen vermittelst zweier Taue hinten und vorn zusammen, denn sie waren in dem krummen, nur 42—48 F. breiten Kanale, hinter der Alexander-Insel, gebauet worden, und sollten den Biegungen desselben folgend, unterhalb der Insel eine Brücke für den Uebergang der Infanterie bilden. Aus dem Kanale in den dritten die Lobau umfließenden Donauarm gelangt, wurden sie nun unter sich zur ganzen Brücke verbunden, welche noch 250 Schritt abwärts trieb, während man 7 Anker absetzte und dann binnen 5 Min. die Brücke durch eine Viertelschwenkung herstellte, wobei der schwenkende Flügel durch ein Tau vom linken Ufer gehalten und geleitet ward. (Vergl. v. Valentin's Versuch einer Geschichte des Feldzuges von 1809 an der Donau, S. 173 und C. v. Decker, Besuch der Insel Lobau und der Schlachtfelder von Aspern, Eßlingen und Wagram, in der Zeitschrift: für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs, Jahrgang 1836).

Bei dergleichen Kriegsbrücken, die über schiffbare Ströme auf längere Zeit einen Wasserpaß bilden sollen, muß man auch die Erhaltung der Schifffahrt berücksichtigen und zu diesem Behuf einen Auszug, eine Maschine oder einen sogenannten Durchlaß in der Brücke anbringen. Ein solcher Durchlaß muß breit genug sein, um den hindurchfahrenden Schiffen oder Holzflößen einen freien Durchgang zu erlauben, er muß sich ohne große Schwierigkeit herausnehmen und wieder in die Brücke bringen lassen, und endlich in gehörig fester Verbindung mit den stehenbleibenden Brückentheilen gebracht werden. Die Durchlaßöffnung muß 4 bis 6mal so weit sein, als die Breite eines großen auf dem Flusse gehenden Schiffes beträgt, weil beim Durchfahren das Hintertheil desselben öfters, von dem Strome nach der einen oder andern Seite geworfen, an der halben Brücke hängen bleibt, und sie dann, wenn auch nicht ganz fortreißen, doch zerreißen kann, so daß sie von neuem geschlagen werden muß. Hiernach bestimmt sich auch die Zahl der Pontons, aus welchen das herauszunehmende Glied bestehen muß zu 3 bis 5, je nachdem sie 8—20 F. Abstand von einander haben (ein Mehreres s. Art. Durchlaß).

Nachdem eine Pontonbrücke die verlangten Dienste geleistet hat, muß sie wieder aufgenommen werden, um sich ihrer anderwärts bedienen zu

können. Das Abbrücken kann eben so, wie das Schlagen auf dreierlei Art geschehen, nämlich: pontonweise, gliederweise, oder durch Abschwenkung. Welche Art des Abbruchs man in Anwendung zu bringen hat, hängt hauptsächlich von der dazu vorhandenen Zeit, von der Nähe des Feindes und zum Theil auch von der Beschaffenheit der Ufer ab. Der pontonweise Abbruch ist der gewöhnlichste und wird in der Regel da angewendet, wo die dazu nöthige Zeit vorhanden ist, wo der Feind die Arbeit nicht stört, wo das Brückengeräth zunächst der Uebergangsstelle an dem Ufer, zur Aufladung auf den Pontonwagen niedergelegt werden kann, und wo man vielleicht mit weniger Arbeitern das ganze Geschäft verrichten will. Der Brückenweg wird dabei nach und nach von jedem Ponton aufgehoben und diese dann einzeln an das diesseitige Ufer gefahren. Des gliederweisen Abbrückens wird man sich dann bedienen, wenn man das Brückengeräth in einiger Entfernung oberhalb oder unterhalb der Brücke zum Aufladen, wegen ungünstiger Uferbeschaffenheit, niederzulegen hat, oder wenn es, wie bei einer plötzlichen Näherung des Feindes, darauf ankömmt, die Communication schleunigst in einzelne Theile zu zerlegen, deren weitere Auseinandernahme sodann am Ufer erfolgt. Im letztern Falle wird die ganze Brücke in Gliedern von 6—10 Pontons gleichzeitig aufgebrochen und die Geräthschaften blos bei Seite gelegt, um diese einzelnen Theile dann alle auf einmal nach dem diesseitigen Ufer herüberfahren zu können. Hier angekommen, werden diese Brückenglieder vollends zerlegt und die Pontons nebst Geräth aufgeladen. Könnte aber in einem solchen Falle der Feind nicht abgehalten werden, dieses Manöver durch sein Feuer wirksam zu stören, so wird es schwer, ja fast unmöglich, die Brücke auf diese Weise zu retten, wie manche Beispiele aus der Kriegsgeschichte beweisen. — Der dritten Art des Abbrechens endlich, mittelst Schwenkung, bedient man sich mit Vortheil in solchen Fällen, wo man sich eine Communication bis zum letzten Augenblicke eines rückgängigen Ueberganges vollständig erhalten und sodann so schnell als möglich diese aufheben und dem Andrange, sowie der Feuerwirkung des Feindes entziehen will. Sobald die Abschwenkung durch die Strömung des Wassers erfolgen soll, wird die Verbindung derselben mit den Landbrücken aufgehoben, am diesseitigen Ufer muß der erste Ponton mittelst hinlänglich starker und gehörig befestigter Taue einen festen Drehpunct erhalten, und dann wird die Brücke im Ganzen, durch allmäliges Nachlassen der Stromankertaue, sich mit dem jenseitigen Flügel rückwärts zu bewegen anfangen. Mittlerweile sind nach Verhältniß der Länge der Brücke und Stärke der Strömung, ein- auch zweimal, in der Mitte und auf dem schwenkenden Flügel, neue Anker abzusetzen, um die Geschwindigkeit der Bewegung zu mäßigen und gegen den Strom zu halten, der sie mit großer Gewalt forttreibt, wenn sie gegen die Hälfte der Schwenkung kommt. Ist diese vollendet, so erfolgt dann am diesseitigen Ufer die Zerlegung der Brücke. — Auch dieser Methode hat man sich gleichfalls theils mit glücklichem, theils mit unglücklichem Erfolg im Kriege bedient. 1792 schwenkte der französische Capitän Guillé bei Deckendorf auf dem Rheine eine Floßbrücke, von 1140 F. Länge, herum an das Ufer; Lofteau dagegen verlor 1744 bei dem Rückzuge des Prinzen von Conti über den Rhein 3 Brücken, die während der Schwenkung zerrissen und vom Strome mit fortgeführt wurden. Gleiches Schicksal hatte die Pontonbrücke der Sachsen 1756 bei Königstein über die Elbe; sie ward vom schnellen Strome fortgerissen und bei Raden von den Preußen aufgefangen. Glücklicher war der erwähnte Lofteau 1766 bei einem Versuch, den er mit einer Brücke von 20 Kähnen, im breitesten Arme des Rheins, bei Straßburg machte. Am 1. Dctbr. 1812

endlich wurde von dem sächs. Pontonnier-Lieut. Brük eine solche Schwenkung glücklich mit einer der zwei über die Bug geschlagenen Pontonbrücken ausgeführt, als die russischen Jäger schon bis auf 50 Schritt herangekommen waren. In 41 Minuten war die Brücke geschwenkt, abgeräumt und zum Abmarsch aufgeladen. Jedenfalls erfordert dieses Manöver, wenn man auf einen glücklichen Ausgang desselben hoffen können soll, tüchtige Pontonniere und einen erfahrenen Leiter des Ganzen.

Da es nicht immer der Fall ist, daß eine Armee über die hinlängliche Anzahl Pontons zur Erbauung nöthiger Kriegsbrücken verfügen kann, so tritt auch oft die Nothwendigkeit ein, statt der Pontons, die auf den Flüssen vorgefundenen Schiffe dazu zu benutzen. Auf bedeutenden Strömen, wie der Donau, dem Rhein, der Schelde, die Elbe, der Weichsel und dergleichen, wird man oft Schiffe von weit größeren Dimensionen, als die Pontons sind, zum Brückenbau in Anwendung bringen können. Diese gewähren den Vortheil, daß man sie in weit größeren Spannungen aufstellen kann, als die Pontons, da sie stets ein Tragvermögen besitzen, welches die über Kriegsbrücken gehenden größten Lasten vielfach übertrifft. Ihre Entfernung von einander, und hiernach die Zahl der zur Brücke erforderlichen Schiffe wird dann durch die Länge und Stärke der vorhandenen Balkenhölzer bestimmt, die als Streckbalken zu dem Brückenwege benutzt werden können. Als eine Regel kann man in Bezug auf die Tragbarkeit solcher Hölzer hierbei annehmen, daß man nur im Nothfalle, bei Mangel an hinreichender Zahl von Fahrzeugen, die Balken weiter frei liegen lassen darf, als ihre doppelte Höhe, in Zollen gemessen, Fuße beträgt. Der Brückenbau mit solchen großen Schiffen ist übrigens in der Hauptsache derselbe, wie bei Pontons; nur wird man sie nicht alle von gleicher Größe, gleicher Bordhöhe und Bordstärke vorfinden. Haben einige Fahrzeuge niedrigere Borde als die anderen, so erhöht man diese durch aufgesetztes Holz; sind aber nur einige Schiffe mit höheren Borden, als die übrigen vorhanden, so haut man die Borde an den Stellen, wo die Streckbalken hin zu liegen kommen, so tief aus, daß sie dann mit den der übrigen Fahrzeuge im Niveau liegen. Darf man den Borden nicht die gehörige Festigkeit zutrauen, um den Brückenweg mit den darüber gehenden Lasten tragen zu können, so setzt man auf den Schiffboden Rüstböcke von der erforderlichen Höhe und Stärke, auf welche dann die Streckbalken zu liegen kommen. Endlich müssen noch an den Bordrändern die erforderlichen Haken oder hölzernen Nägel eingeschlagen werden, um die Nödelleinen der zu befestigenden Streckbalken um selbige schlingen zu können, oder, was noch gewöhnlicher ist, man befestiget diese durch eiserne Klammern an dem Borde. Im Jahre 1813 erbauten die Franzosen, oberhalb und unterhalb der steinernen Dresdner Elbbrücke, zwischen der Alt- und Neustadt noch zwei dergleichen Schiffbrücken von großen Elbkähnen, deren Größe aber ebenfalls sehr verschieden war. In Ermangelung der Pontons und Schiffe können statt dieser auf ganz ähnliche Weise Flößen, in den entsprechenden Entfernungen von einander, im Strome verankert, und über sie der Brückenweg gebildet werden. Diese Brücken haben den Vorzug, daß sie das feindliche Geschützfeuer weniger zu fürchten haben, als Schiff- oder Pontonbrücken, indem sie nie in den Grund geschossen werden können; dagegen darf man sich ihrer aber nicht ganz furchtlos auf sehr schnellen und reißenden Gewässern bedienen, weil sie dem Strome zu viel Fläche darbieten, an der er seine volle Kraft zur Zersprengung der Brücke ausüben kann. Da ferner bei Floßbrücken der Brückenweg nur wenig höher, als der Wasserspiegel liegt, so tritt auch mitunter der Fall ein, daß das Wasser, wenn große

Lasten über die Brücke gehen, eben so auch bei heftigen Stürmen über diese wegspült, welches aber, sobald der Brückenweg nicht zerrissen wird, weiter keine nachtheiligen Folgen hat. — Einige Beispiele sowohl mißlungener als auch gelungener Anwendungen von Floßbrücken sind folgende: Eine 1807 über den Po nicht stromrecht liegende Floßbrücke ward öfters von dem anschwellenden Wasser fortgerissen. 1809 konnten die Franzosen ihre Absicht nicht erreichen, eine Flöße in die Schiffbrücke über die Salza einzubauen; auch vermochten sie nicht die Schiffbrücke über den zweiten Donauarm von Ebersdorf gegen eine Floßbrücke zu vertauschen. Der Strom riß die Flöße mit fort und warf sie gegen die Brücke. Desgleichen gelang es ihnen nicht im Jahre 1813 nach der Schlacht bei Lützen unterhalb Dresden, bei dem Dorfe Prisnitz eine dergleichen Brücke über die Elbe zu vollenden, da auch dieser Bau, durch die zu starke Strömung mehrere Male zerrissen wurde. Dagegen haben die Franzosen in dem italienischen Feldzuge über die Etsch, und bei mehreren Gelegenheiten in dem russischen Feldzuge Floßbrücken mit Erfolg angewendet, und im Jahre 1813 wurde ungefähr ¼ Stunde oberhalb Dresden über die Elbe, zum Uebergange der Armee der verbündeten Preußen und Russen, eine Floßbrücke erbaut, die bis nach dem Rückzuge der Schlacht von Lützen ihre Dienste erfüllte. Eben so hat man sich auch schon oft, bei Mangel an Fahrzeugen und hinlänglichem Holze zur Erbauung von Floßbrücken, statt deren leerer Bier- und Weinfässer bedient. Es werden diese, je nach ihrer Größe, 6 bis 12 Stück durch Holzwerk unter sich zu einer Maschine verbunden, die dann wie Schiffe oder Flöße auf dem Flusse verankert, die schwimmenden Unterlagen des Brückenweges bilden. — Schon Herzog Karl von Burgund ging 1465 auf einer solchen Brücke bei Moret, mit seiner ganzen Artillerie über die Seine, und die Franzosen hatten 1569, bei der Belagerung von Poitiers Faßbrücken geschlagen. Die Russen haben besonders in den Feldzügen 1737 und 1739, die bei den Truppen auf dem Marsche mitgeführten großen Wasserfässer zum Brückenbau für die Truppen und das leichte Fuhrwerk angewendet, während die Artillerie über die Pontonbrücken ging. Um dieselbe Zeit (1730) baute auch, bei dem großen Lager von Zeithayn, der sächs. Pontonnierhauptmann Pazetti eine Faßbrücke über die Elbe, mit welcher sogar eine Schwenkung ausgeführt wurde.

Nun noch einige Worte über feste Brücken oder solche mit feststehenden Unterlagen und Pfeilern, und zwar nur von den schon so oft angewendeten Bockbrücken, so wie von den noch festeren ebenfalls, aber weniger häufig angewendeten Pfahl- oder Jochbrücken. — Die festen Unterlagen der sogenannten Bockbrücken sind nichts anderes als die allgemein bekannten Rüst- oder Mauerböcke. Die Maße derselben, namentlich ihre Höhe und Länge, richten sich nach der Wassertiefe und nach der Breite des Brückenweges (14—15 F.). Der Tragbalken oder Helm muß hinreichend stark (9—12 Zoll hoch) und 14—15 F. lang sein. Die Füße erhalten 4 bis 6 Zoll Stärke und werden unter sich noch durch Streben und Querhölzer der größeren Festigkeit wegen verbunden. Nach der Beschaffenheit und Stärke der Streckbalken werden sie 10—15 F. von einander aufgestellt. In seichtem Wasser geschieht das Aufstellen unmittelbar durch die Arbeiter, bei tieferen Gewässern aber müssen sie auf Fahrzeugen bis an die Stelle gefahren und von diesen in den Fluß hinabgelassen werden. Wenn ein weicher sumpfiger Grund oder Triebsand dem Feststehen der Böcke entgegen ist, so ist das einfachste Mittel, ihnen einen festen Stand zu verschaffen, auf jeden Fuß ein Stück Bret gehörig fest aufzunageln. Der Brückenweg selbst

wird übrigens ganz auf dieselbe oder ähnliche Weise wie bei Pontons- und Schiffbrücken ausgeführt. Es sind diese Art Kriegsbrücken nicht allein häufig über breite und nicht sehr tiefe Gewässer angewendet worden, sondern auch bei bedeutenden Tiefen, wie bei gesprengten Brücken, hat man dergleichen Ueberbrückungen mit dem besten Erfolge angewendet. Einige geschichtliche Beispiele mögen hierzu als Belege dienen. — Gustav Adolph ging 1632 auf einer dergleichen Bockbrücke über den schnellen und tiefen Lech, dessen ungleicher Grund eine um ½ — 1 Fuß verschiedene Länge der Bockfüße nothwendig machte. 1799 im März gingen die Franzosen auf diese Weise, bei Azmoos, mit großer Anstrengung über den Rhein, der, sehr angeschwollen, nicht durchwatet werden konnte. Eine weltgeschichtliche Berühmtheit haben aber vorzüglich die zwei Bockbrücken erhalten, welche Napoleon 1812, zu seiner Rettung über die Beresezina schlagen ließ, nachdem er sich — in einem von vielen Flüssen durchschnittenen Lande — aller anderen Uebergangsmittel selbst beraubt hatte *). Am 25. Nov. ertheilte Napoleon den Befehl zur Erbauung der beiden Brücken. Nach sorgfältigem Suchen hatten die Generale Eblé, Chasseloup und Jomini, bei dem Dorfe Studienka, einen Uebergangspunct ausfindig gemacht, welcher unter allen die meisten Vortheile gewährte. Der Fluß war hier nur 135 Schritt breit, er hatte zur größten Tiefe 6 Fuß und einen morastigen Grund; ober- und unterhalb war der Fluß noch mit Eis bedeckt. Durch die Umsicht des Generals Eblé, der den Bau zu leiten hatte, und durch den rastlosen Diensteifer der französischen Pontonniere ward es möglich am 26. Morgens zwei Brücken anzufangen, indem man aus dem Holze einiger abgebrochenen Häuser zu jeder 23 Böcke verfertigte, und sie 14 F. von einander aufstellte, bei welcher Arbeit die Pontonniere, der Kälte ungeachtet, bis an die Brust ins Wasser gingen. Anstatt der Streckbalken dienten 16 — 17 F. lange, nur 5 — 6 Zoll dicke Baumstämmchen, die zum Uebergange des Geschützes und der Wagen mit 4 Z. starken, 15 F. langen Knüppeln, auf der anderen Brücke aber, für das Fußvolk und die Reiterei, mit dreifachen Birkenrinden belegt waren, die aber, obgleich man sie noch mit Hanf und Heu bedeckte, immer durch die Pferde zertreten und auseinander geschoben wurden. In 5 Stunden war die letztere Brücke fertig (um 1 Uhr Mittags) und die andere, zum Uebergang des Fuhrwesens bestimmte, an der man 2 Stunden ausgesetzt hatte, um jene zu vollenden, ward um 4 Uhr fertig. Kein Wunder war es demnach, daß diese gebrechlichen Nothbrücken, wie uns die Geschichte dieses merkwürdigen Ueberganges berichtet, bei dem regellosen und stürmischen Uebergange zusammenbrachen. (S. Napoleon's Feldzug in Rußland 1812, vom Major v. Chambray, 2 Thl.; Roos, Denkwürdigkeiten des Krieges 1812; Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographien. Band I. S. 240; Art. Beresezina). — Mit glücklicherem Erfolg wendeten dagegen die Franzosen dieselben Mittel im Jahr 1813 an, um die gesprengten Bogen der Dresdner Elbbrücke wieder zu verbinden. Napoleon befahl die vorher darübergelegte und von den Russen nach dem Rückzuge von Lützen verbrannte hölzerne Brücke, wozu der Erbauer 14 Tage Zeit brauchte, durch eine Bockbrücke zu ersetzen. Nachmittags 1 Uhr wurde der

*) Im Verfolg der Desorganisation des Heeres befahl Napoleon am 19. Nov. in Orscho, trotz der dringendsten Gegenvorstellungen des erfahrenen und verdienstvollen Artillerie-Generals Eblé, alle Fuhrwerke und mit diesen 60 hölzerne Brückenkähne, mit allem Zubehör zu verbrennen, welche man bei dem Hinmarsch nach Moskau hier zurückgelassen hatte.

Befehl ertheilt und den andern Morgen um 5 Uhr war sie schon für alle Truppen passirbar. Es sind darüber mehrere 100,000 Mann und das schwerste Kriegsfuhrwerk gegangen, ohne daß deßhalb eine wesentliche Reparatur nothwendig geworden wäre.

Pfahl- oder Jochbrücken werden gebildet, indem man, als feste Brückenpfeiler, in den Grund des Flußbettes sogenannte Pfahljoche einrammt. Es bestehen diese aus 10—12 Z. starken Baumstämmen, welche paarweise, je nach der Breite und nothwendigen Festigkeit der Brücke, hinter einander, in der Richtung des Wasserlaufes, 4—10 Stück fest in den Flußgrund eingetrieben werden. Ihre Höhe über den Wasserspiegel richtet sich nach der Lage des Brückenweges, und ihre Entfernung kann doppelt so viel Fuße betragen, als die Höhe der Streckbalken Zolle enthält. Diese werden nun auf einem hinlänglich starken Träger befestiget, der sein festes Lager auf zwischen den Jochpfählen eingelassenen Riegel erhält. Das Brückenbeleg wird übrigens eben so wie bei anderen Brücken ausgeführt. Bisweilen werden auch noch diese Pfahljoche gegen Zerstörung durch Eisgang durch vor diese eingerammte Eisbrecher geschützt. Diese Brücken besitzen eine größere innere Festigkeit, als die vorher beschriebenen, erfordern aber, außer einer beträchtlichen Menge starken Pfahl- und Bauholzes, noch besonderer Maschinen zum Einrammen der Pfähle, und eine längere Zeit zu ihrer Erbauung. Sie werden hauptsächlich im Rücken übergegangener Armeen errichtet, um die Pontonbrücken wieder disponibel zu machen, sobald der frühere Uebergangspunct vielleicht als nothwendiger Rückzugspaß behauptet werden soll. — Auch hier fehlt es nicht an Beispielen ihrer Anwendung aus der Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit. Schon Cäsar baute Pfahlbrücken über den Rhein, wie später römische Imperatoren über die Donau. Zu den Riesenbauen von Kriegsbrücken überhaupt gehört aber unstreitig die, welche der Herzog von Parma 1585 über die Schelde erbauen ließ, um Antwerpen die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Sie war eine combinirte Pfahl- und Schiffbrücke von gegen 1000 Schritt Länge. Die Pfahljoche erstreckten sich von dem einen Ufer 83 Schritt, vom anderen 375 Schritt in die Schelde hinein. Der zwischen beiden frei gebliebene Raum von 521 Schritt wurde durch eine Schiffbrücke von 32 großen Barken ausgefüllt. Beide Brückenenden waren durch starke Forts gedeckt, die Pfahlbrücken mit Brustwehren versehen, und auf der ganze Brücke waren 97 Kanons vertheilt, wovon sich auf jedem Schiffe zwei befanden. (S. Carnot, de la défense des places fortes. Paris 1812. S. 194, in der deutschen Uebersetzung von R. v. L. S. 220; und in Drieu, Leitfaden für die Pontonniere, v. Lenz, S. 4). 1792 ließ der französische General Anselme eine Pfahlbrücke bei St. Laurent über den 1950 Fuß breiten Var bauen. Aus der neuern Zeit verdienen die Kriegsbrücken der Franzosen über die Donau 1809 als Meisterwerk in dieser Kunst genannt zu werden. Es mußten hierbei Mittel geschafft werden, um außer einer großen Anzahl kleinerer Brücken eine von 562 und 462 Schritt Länge zu schlagen. Der Uebergangsort wurde da gewählt, wo die große Insel Lobau die Donau in drei Arme theilt. Am rechten Ufer befanden sich, durch eine kleine Insel getrennt, die beiden breitern Donauarme zwischen der Insel Lobau. Man erbaute zuerst eine Schiffbrücke, worüber bekanntlich ein Theil der Armee ging. Diese Brücke wurde vom Feinde zweimal durch auf der Donau herabgesendete Fahrzeuge zerrissen. Deßhalb ließ Napoleon vor jeder Schiffbrücke, die über die beiden breiten Donauarme führte, eine Pfahlbrücke von 59 Je-

wird übrigens ganz auf dieselbe oder ähnliche Weise wie bei Pontons- und Schiffbrücken ausgeführt. Es sind diese Art Kriegsbrücken nicht allein häufig über breite und nicht sehr tiefe Gewässer angewendet worden, sondern auch bei bedeutenden Tiefen, wie bei gesprengten Brücken, hat man dergleichen Ueberbrückungen mit dem besten Erfolge angewendet. Einige geschichtliche Beispiele mögen hierzu als Belege dienen. — Gustav Adolph ging 1632 auf einer dergleichen Bockbrücke über den schnellen und tiefen Lech, dessen ungleicher Grund eine um ½ — 1 Fuß verschiedene Länge der Bockfüße nothwendig machte. 1799 im März gingen die Franzosen auf diese Weise, bei Azmoos, mit großer Anstrengung über den Rhein, der, sehr angeschwollen, nicht durchwatet werden konnte. Eine weltgeschichtliche Berühmtheit haben aber vorzüglich die zwei Bockbrücken erhalten, welche Napoleon 1812, zu seiner Rettung über die Beresezina schlagen ließ, nachdem er sich — in einem von vielen Flüssen durchschnittenen Lande — aller anderen Uebergangsmittel selbst beraubt hatte *). Am 25. Nov. ertheilte Napoleon den Befehl zur Erbauung der beiden Brücken. Nach sorgfältigem Suchen hatten die Generale Eblé, Chasseloup und Jomini, bei dem Dorfe Studienka, einen Uebergangspunct ausfindig gemacht, welcher unter allen die meisten Vortheile gewährte. Der Fluß war hier nur 135 Schritt breit, er hatte zur größten Tiefe 6 Fuß und einen morastigen Grund; ober- und unterhalb war der Fluß noch mit Eis bedeckt. Durch die Umsicht des Generals Eblé, der den Bau zu leiten hatte, und durch den rastlosen Diensteifer der französischen Pontonniere ward es möglich am 26. Morgens zwei Brücken anzufangen, indem man aus dem Holze einiger abgebrochenen Häuser zu jeder 23 Böcke verfertigte, und sie 14 F. von einander aufstellte, bei welcher Arbeit die Pontonniere, der Kälte ungeachtet, bis an die Brust ins Wasser gingen. Anstatt der Streckbalken dienten 16 — 17 F. lange, nur 5 — 6 Zoll dicke Baumstämmchen, die zum Uebergange des Geschützes und der Wagen mit 4 Z. starken, 15 F. langen Knüppeln, auf der anderen Brücke aber, für das Fußvolk und die Reiterei, mit dreifachen Birkenrinden belegt waren, die aber, obgleich man sie noch mit Hanf und Heu bedeckte, immer durch die Pferde zertreten und auseinander geschoben wurden. In 5 Stunden war die letztere Brücke fertig (um 1 Uhr Mittags) und die andere, zum Uebergang des Fuhrwesens bestimmte, an der man 2 Stunden ausgesetzt hatte, um jene zu vollenden, ward um 4 Uhr fertig. Kein Wunder war es demnach, daß diese gebrechlichen Nothbrücken, wie uns die Geschichte dieses merkwürdigen Ueberganges berichtet, bei dem regellosen und stürmischen Uebergange zusammenbrachen. (S. Napoleon's Feldzug in Rußland 1812, vom Major v. Chambray, 2 Thl.; Roos, Denkwürdigkeiten des Krieges 1812; Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographien. Band I. S. 240; Art. Beresezina). — Mit glücklicherem Erfolg wendeten dagegen die Franzosen dieselben Mittel im Jahr 1813 an, um die gesprengten Bogen der Dresdner Elbbrücke wieder zu verbinden. Napoleon befahl die vorher darübergelegte und von den Russen nach dem Rückzuge von Lützen verbrannte hölzerne Brücke, wozu der Erbauer 14 Tage Zeit brauchte, durch eine Bockbrücke zu ersetzen. Nachmittags 1 Uhr wurde der

*) Im Verfolg der Desorganisation des Heeres befahl Napoleon am 19. Nov. in Orscha, trotz der dringendsten Gegenvorstellungen des erfahrenen und verdienstvollen Artillerie-Generals Eblé, alle Fuhrwerke und mit diesen 60 hölzerne Brückenkähne, mit allem Zubehör zu verbrennen, welche man bei dem Hinmarsch nach Moskau hier zurückgelassen hatte.

Befehl ertheilt und den andern Morgen um 5 Uhr war sie schon für alle Truppen passirbar. Es sind darüber mehrere 100,000 Mann und das schwerste Kriegsfuhrwerk gegangen, ohne daß deßhalb eine wesentliche Reparatur nothwendig geworden wäre.

Pfahl- oder Jochbrücken werden gebildet, indem man, als feste Brückenpfeiler, in den Grund des Flußbettes sogenannte Pfahljoche einrammt. Es bestehen diese aus 10—12 Z. starken Baumstämmen, welche paarweise, je nach der Breite und nothwendigen Festigkeit der Brücke, hinter einander, in der Richtung des Wasserlaufes, 4—10 Stück fest in den Flußgrund eingetrieben werden. Ihre Höhe über den Wasserspiegel richtet sich nach der Lage des Brückenweges, und ihre Entfernung kann doppelt so viel Fuße betragen, als die Höhe der Streckbalken Zolle enthält. Diese werden nun auf einem hinlänglich starken Träger befestiget, der sein festes Lager auf zwischen den Jochpfählen eingelassenen Riegel erhält. Das Brückenbeleg wird übrigens eben so wie bei anderen Brücken ausgeführt. Bisweilen werden auch noch diese Pfahljoche gegen Zerstörung durch Eisgang durch vor diese eingerammte Eisbrecher geschützt. Diese Brücken besitzen eine größere innere Festigkeit, als die vorher beschriebenen, erfordern aber, außer einer beträchtlichen Menge starken Pfahl- und Bauholzes, noch besonderer Maschinen zum Einrammen der Pfähle, und eine längere Zeit zu ihrer Erbauung. Sie werden hauptsächlich im Rücken übergegangener Armeen errichtet, um die Pontonbrücken wieder disponibel zu machen, sobald der frühere Uebergangspunct vielleicht als nothwendiger Rückzugspaß behauptet werden soll. — Auch hier fehlt es nicht an Beispielen ihrer Anwendung aus der Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit. Schon Cäsar baute Pfahlbrücken über den Rhein, wie später römische Imperatoren über die Donau. Zu den Riesenbauen von Kriegsbrücken überhaupt gehört aber unstreitig die, welche der Herzog von Parma 1585 über die Schelde erbauen ließ, um Antwerpen die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Sie war eine combinirte Pfahl- und Schiffbrücke von gegen 1000 Schritt Länge. Die Pfahljoche erstreckten sich von dem einen Ufer 83 Schritt, vom anderen 375 Schritt in die Schelde hinein. Der zwischen beiden frei gebliebene Raum von 521 Schritt wurde durch eine Schiffbrücke von 32 großen Barken ausgefüllt. Beide Brückenenden waren durch starke Forts gedeckt, die Pfahlbrücken mit Brustwehren versehen, und auf der ganze Brücke waren 97 Kanons vertheilt, wovon sich auf jedem Schiffe zwei befanden. (S. Carnot, de la défense des places fortes. Paris 1812. S. 194, in der deutschen Uebersetzung von R. v. L. S. 220; und in Drieu, Leitfaden für die Pontonniere, v. Lenz, S. 4). 1792 ließ der französische General Anselme eine Pfahlbrücke bei St. Laurent über den 1950 Fuß breiten Var bauen. Aus der neuern Zeit verdienen die Kriegsbrücken der Franzosen über die Donau 1809 als Meisterwerk in dieser Kunst genannt zu werden. Es mußten hierbei Mittel geschafft werden, um außer einer großen Anzahl kleinerer Brücken eine von 562 und 462 Schritt Länge zu schlagen. Der Uebergangsort wurde da gewählt, wo die große Insel Lobau die Donau in drei Arme theilt. Am rechten Ufer befanden sich, durch eine kleine Insel getrennt, die beiden breitern Donauarme zwischen der Insel Lobau. Man erbaute zuerst eine Schiffbrücke, worüber bekanntlich ein Theil der Armee ging. Diese Brücke wurde vom Feinde zweimal durch auf der Donau herabgesendete Fahrzeuge zerrissen. Deßhalb ließ Napoleon vor jeder Schiffbrücke, die über die beiden breiten Donauarme führte, eine Pfahlbrücke von 59 Je-

chen erbauen, über welche zwei Wagen neben einander gehen konnten (Drieu S. 26; Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft ꝛc. a. a. O. 1836).

Ueber das Detail des Kriegsbrückenbaues findet man unter andern in nachfolgenden Schriften nähere Auskunft: Fabert, C. v., Praktisches Lehrbuch für Pionniere und Sappeure ꝛc. Karlsruhe, 1824 Drieu, A. F., Leitfaden für den Pontonnier. Aus dem Franz. v. Lenz. 1826. v. Hoyer. Handbuch der Pontonnier-Wissenschaft. 2 Aufl. 1829. Handbuch des Pionnierdienstes, bearbeitet von mehreren preuß. Ingenieurofficiers. 2 Thl. 1837. Laisné, J., Aide mémoire portatif à l'usage des officiers du génie etc. 1837). P.

Schlagfähigkeit, Schlagfertigkeit, sind zwei Begriffe, die der gewöhnliche Sprachgebrauch oft für gleichbedeutend nimmt, obschon dieselben einander untergeordnet sind. *Schlagfähig* wird im Allgemeinen jede Truppe genannt, welche mit Allem ausgerüstet ist, was zum erfolgreichen Kampfe gehört. Die Artillerie muß also mit hinlänglicher Munition, Bedienung und Bespannung, die Cavalerie hauptsächlich mit gesunden und kräftigen Pferden, die Infanterie insbesondere mit Munition und guten Waffen versehen sein, jede Truppengattung überhaupt sich ihrer Waffen zu bedienen verstehen. Eine Truppe ist aber dann erst *schlagfertig*, wenn sie in einem solchen Zustande ruht oder sich bewegt, daß sie nach Verlauf weniger Minuten zum wirksamen Gebrauch ihrer Streitkräfte schreiten kann. Die Schlagfähigkeit erscheint mithin als eine nothwendige Bedingung der Schlagfertigkeit oder Kampfbereitschaft, denn man kann nicht schlagfertig sein, ohne zugleich schlagfähig zu sein; umgekehrt ist aber Schlagfähigkeit ohne Kampfbereitschaft sehr gut denkbar. Muth und Selbstvertrauen dürfen jedoch auch nicht fehlen, weil sonst der materielle und formelle Zustand von geringem Nutzen sein würde. Ueberdieß versteht sich von selbst, daß es verschiedene Grade von Schlagfähigkeit und Schlagfertigkeit gibt, je nachdem die materiellen, formellen und moralischen Bedingungen ganz oder nur theilweise vorhanden sind. Die richtige Beurtheilung dieser Grade oder Zustände macht einen wesentlichen Bestandtheil der Recognoscirungskunst aus, fordert aber auch einen sehr geübten Blick, wenn größere Truppencorps Gegenstand der Beobachtung sind, denn die Angriffs- oder Vertheidigungsfähigkeit stehen mit der Schlagfähigkeit und Schlagfertigkeit in der engsten Beziehung. — Da der nachhaltige Gebrauch der Streitkräfte unter allen Umständen als das Hauptmittel angesehen werden muß, kriegerische Zwecke zu erreichen, so folgt daraus, daß jeder Befehlshaber auf die Erhaltung der Schlagfähigkeit seiner Truppen nicht genug Sorgfalt verwenden kann, denn sobald dieselbe verloren gegangen ist, können die Truppen auf dem Kampfplatze auch wenig mehr nützen. Sind die Soldaten und Pferde von kräftigem Schlage, die Waffen, Ausrüstungs- und Bekleidungsstücke von guter Beschaffenheit, die Anstrengungen im Kriege nicht gar zu groß, finden die Truppen bei naßkalter und sehr rauher Witterung ein schützendes Obdach und hinreichenden nahrhaften Unterhalt, werden Muth und Selbstvertrauen nicht durch unglückliche Ereignisse untergraben; so hängt die Erhaltung der Schlagfähigkeit fast nur noch von der Art ab, wie die Disciplin gehandhabt und der Dienst in den Compagnien betrieben wird, vorausgesetzt, daß es nicht an tüchtigen Subalternen und Unterofficieren fehlt, welche nächst den kleineren und größeren Verwaltungsbehörden unstreitig das Meiste dazu beitragen, die Truppen in schlagfähigem Zustande zu erhalten, und es zeigt sich dann auch der große Nutzen einer strengen Dienstordnung im Frieden. Findet aber von dem Allen so ziemlich das Gegentheil statt, wie man das nament-

sich in dem Kriegsjahre 1813 gesehen hat, dann darf man sich nicht wundern, wenn die stärksten Regimenter in kurzer Zeit in schwache Haufen zusammenschmelzen, die Heerstraßen mit Nachzüglern, die Spitäler mit Kranken und Sterbenden angefüllt sind. — Die Erhaltung der Schlagfertigkeit oder Kampfbereitschaft hängt dagegen mehr von äußeren Bedingungen ab, und sie kann schon durch ungünstige Terrainbeschaffenheit, durch unzeitige Nachsicht od. Bequemlichkeitsliebe der Befehlshaber aller Grade sehr beeinträchtigt werden, wenn auch der materielle Zustand der Truppen nichts zu wünschen übrig läßt. Dieß ist z. B. der Fall, wenn die Truppen auf schmalen Wegen in langen Colonnen einherziehen, oder im Lager die Mannschaft sich entkleidet, truppweise in die nächsten Ortschaften geht u. s. w. Je weniger schlagfertig eine Truppe ist, desto mehr muß von ihrer Avantgarde dafür gesorgt werden, daß der Feind nicht so schnell zum allgemeinen Angriff schreiten könne. Die Avantgarde muß also, wenn man die Truppen mit möglichster Bequemlichkeit ruhen oder marschiren lassen will, stärker gemacht und weiter vorgeschoben werden. — Am häufigsten wird die Schlagfähigkeit einer Truppe im Laufe des Gefechts vernichtet, nachdem zuvor ihre Schlagfertigkeit oder Widerstandsfähigkeit verloren gegangen war. Jeder in Unordnung gebrachte und zurückgeworfene Truppentheil hört eigentlich so lange auf schlagfertig zu sein, bis die Ordnung wieder hergestellt, das Selbstvertrauen zurückgekehrt ist. Dieser Zustand ist bald von längerer, bald von kürzerer Dauer, seine richtige Schätzung aber von großer Wichtigkeit für die Benutzung partieller Siege. Ein Trupp von 40—80 Mann kann sich, wenn er auseinander gesprengt worden war, in wenigen Minuten wieder formiren und den Kampf erneuern; ganze Bataillone und Schwadronen brauchen hierzu schon mehr Zeit, Regimenter noch mehr. Brigaden und Divisionen aus allen Waffen können ihre Widerstandsfähigkeit auf mehrere Stunden verlieren, ja selbst tagelang unfähig zum Angriffe bleiben, wenn zugleich das Selbstvertrauen stark erschüttert wurde. Armeen sind nach einer verlorenen Schlacht nur noch theilweise schlagfertig; waren die Verluste groß und können dieselben nicht wieder ersetzt werden, so geht am Ende ihre ganze Schlagfähigkeit für mehrere Wochen verloren, und sie müssen, wie man zu sagen pflegt, reorganisirt und reformirt werden. Hat sich nun der Sieger von dem Zustande seines geschlagenen Gegners eine genaue Kenntniß verschafft, so läßt sich leicht beurtheilen, wie viel Streitkräfte zu dessen weiterer Verfolgung hinreichen, und was man inzwischen anderwärts mit den übrigen Streitkräften unternehmen könne. Hatte man den Feind aber nur in Unordnung gebracht und zurückgeworfen, so ist es in den meisten Fällen besser, die Verfolgung mit dem Ganzen fortzusetzen, um auch die Schlagfähigkeit des Gegners zu vernichten. — Es ist jedoch schwer, den wahren Zustand des geschlagenen Gegners, so wie dessen Dauer, genau zu beurtheilen, weil größere Gefechte und Schlachten gewöhnlich erst mit einbrechender Dunkelheit enden, und die moralischen Triebfedern sehr mannichfaltig sind. Bisweilen fühlt nur der Oberbefehlshaber sich überwunden, die Truppen haben hingegen Muth genug, den Kampf auch noch am andern Tage fortzusetzen; oft ist es aber auch umgekehrt. Ein solcher Fall trat bei Ligny und Mont-Saint-Jean ein (s. d. A.) und führte seltsame Erscheinungen herbei. Vergl. d. A. Verfolgung und Verfolgung. Die schnelle Wiederherstellung verlorner Schlagfertigkeit und Schlagfähigkeit hängt zum großen Theil von dem Einflusse ab, welchen der Oberbefehlshaber auf die Truppen und Administrationsbehörden hat, denen die Ergänzung des verlornen oder unbrauchbar gewordnen Materials obliegt, und von der Menge vorhandener Ergänzungsmittel. Bei

ganzen Armeen kommt also der Reichthum der Staaten und die politische Stimmung der Nationen ebenfalls sehr in Betracht. Die Kriegsgeschichte der letzten drei Jahrhunderte gibt hierüber sehr wichtige Lehren, doch würde es zu weit führen, wenn man sich hier auf specielle Angaben einlassen wollte. Pz.

Schlagfeder, siehe Feuerschloß.

Schlagröhrchen Durchschlagebändchen, Geschwindpfeifen oder Brandel, sind Röhrchen von Blech, Schilf oder Papier, welche mit Schießpulver oder einem Feuerwerkesatz ausgeschlagen oder ausgestopft werden. In der Axe der Röhre ist diese Zündmasse von unten, so wie eine Rakete ausgehöhlt, indem das Einschlagen über einen Dorn erfolgt, oder jene Aushöhlung nach dem Eindrücken der Masse, mit einer Raumnadel gemacht wird. Man steckt die Schlagröhren zur Zündung der Geschützladungen in das Zundloch, und zündet sie mittelst eines Zündlichts oder der Lunte, da, wo sie besonders dazu eingerichtet sind, wohl auch durch Percussion. Ry.

Schlagschloß, siehe Percussionsschloß.

Schlatt und Trüllikon, zwei Dörfer in der Schweiz, auf einem Höhenzuge zwischen Laufen und Andelfingen.

Gefecht am 7. October 1799.

Der russische General Korsakow hatte sich nach der bei Zürich (s. d.) erlittenen Niederlage mit den Trümmern seines Corps auf das rechte Rheinufer zurückgezogen, die Brücke bei Eglisau abbrechen lassen, und hinter den Brücken von Büsingen *) und Diesenhofen Stellungen genommen; Constanz wurde durch 2 Bataillone unter General Titof besetzt. Nachdem Korsakow eine Verstärkung von 2400 Baiern erhalten, und sich überzeugt hatte, daß die Franzosen hinter der Thur stehen geblieben waren, ließ er zur Deckung der Brücke bei Diesenhofen vor diesem Orte 6 Bataillone 12 Schwad. ein Lager beziehen, den Brückenkopf bei Büsingen aber durch 1800 M. besetzen; die übrigen Truppen (höchstens noch 6000 M.) blieben auf dem rechten Ufer. An Artillerie war großer Mangel. Im Nothfall konnte Korsakow auf die Unterstützung des F. M. L. Naundorff rechnen, welcher 8000 M. zwischen Schafhausen und Basel vereinigt hatte. Der Erzherzog näherte sich, vom Mittelrheine zurückkehrend, mit seiner Armee den Quellen der Donau; das Cordé'sche Corps (5400 M.) rückte gegen Constanz. — Als Suwarow bei seiner Ankunft im Muottathale den Rückzug Korsakow's erfuhr, schrieb er diesem: „daß er für jeden weitern Schritt rückwärts mit seinem Kopfe haften müsse." Diese energische Drohung veranlaßte den Gen. Korsakow zum Entwurfe einer neuen Offensivbewegung, deren Ausführung jedoch bis zum 7. Octbr. verschoben wurde. Bis dahin änderten sich aber die Verhältnisse seines Gegners.

Massena hatte zwar früher den Fehler begangen, die Divisionen Menard und Lorges (18,000 M.) den geschlagenen Russen gegenüber stehen zu lassen, nur mit der Division Mortier und der Grenadier-Reserve unter Klein gegen Suwarow zu maschiren, und selbst Klein auf halbem Wege Halt machen zu lassen, wodurch der beabsichtigte Erfolg sehr in Zweifel gestellt wurde; doch waren ihm jetzt die zurückgelassenen Truppen von großem Nutzen. Nachdem sich Massena von Suwarow's Abzuge überzeugt hatte, befahl er dem Gen. Klein sogleich nach Andelfingen an der Thur zu marschiren, eilte selbst dahin voraus, und überließ den Generalen Soult und

*) Ist auf der topographischen Karte von Wörl unter dem Namen „Bielingen" angegeben.

[illegible] die Wiedereroberung der Alpen. Die Division [illegible] erhielt Be-
[illegible] Brigade gegen Constanz, die zweite gegen Diesenhofen marschiren zu
, wo sie den 7. Octbr. ankamen. — Am Morgen dieses Tages
Gen. Korsakow mit 10 Bat. 22 Schwad. von Büsingen durch den
[illegible]enkopf und den Scharenwald vor, welcher sich wie ein großer Vorhang
[illegible]er russischen Stellung ausbreitete, aber unbesetzt geblieben war. Kor-
war mit der Infanterie fortmarschirt, ohne den Uebergang seiner Ca-
[illegible] abzuwarten. Auf den Höhen bei Schlatt und Trüllikon stieß er
[illegible]h auf die Division Menard, welche gerade auch im Vorrücken begrif-
[illegible]ar. Die russische Infanterie drang, ohne zu schießen, mit solchem
[illegible]üm in die Franzosen ein, daß diese mit großem Verluste bis Andel-
zurückgeschlagen wurden. Hier aber stellte sich Massena an der Spitze
[illegible]lein's Grenadieren (3000 M.) den Russen entgegen und trieb sie durch
Wald bis in den Brückenkopf zurück. Bis Abends 7 Uhr verhielten
Theile sich ruhig, dann aber brachen die Franzosen plötzlich zum Sturme
[illegible]rückenkopfes aus der Waldspitze hervor, der jedoch zweimal abgeschlagen
, worauf Massena bis Trüllikon zurückging, die Russen aber den
[illegible]enwald besetzten. — An demselben Tage war Gen. Woinof mit 2
. 1 Schwad. von Diesenhofen vorgerückt, stieß aber bald auf die
garde der Division Lorges, welche ihm entgegenkam, mußte weichen,
digte aber den Ort bis in die Nacht, worauf er das linke Rheinufer
und die Brücke zerstörte. Es scheint, daß weder die ganze Division
, noch die eine Brigade von Gazan zum Gefecht gekommen sei. Vor
[illegible]nz (s. d.) waren die Franzosen glücklicher, doch konnten sie den Ueber-
[illegible]benfalls nicht erzwingen. Da Massena zum Angriff gegen diese drei
[illegible]angspuncte fast 30,000 M. verwendete, so würde der Erfolg kaum
[illegible]haft gewesen sein, wenn er seine Hauptmacht gegen Trüllikon dirigirte,
[illegible]s zur Ankunft der rückwärtigen Truppen dem Kampfe auswich. —
[illegible]rzherzog Karl stand mit 25,000 M. drei Tagemärsche davon, ohne
Feind vor sich zu haben, konnte auch mindestens die Hälfte von Naun-
Truppen zu Korsakow stoßen lassen. Wenn diese Streitkräfte von
[illegible]en aus die Offensive ergriffen, würde Massena in solche Verlegenheit
[illegible]en sein, daß die Folgen davon nicht abzusehen sind; aber für die
[illegible]her jedenfalls günstig sein mußten. Statt dessen wurde Korsakow
[illegible]igt, die Pontonbrücke bei Büsingen abbrechen zu lassen und sich hin-
Rhein zurückzuziehen, was den alten Suwarow sich mehr erbit-
und wahrscheinlich dessen Aufbruch nach Schwaben veranlaßte. Der
Feldzug in die Schweiz war sonach verfehlt. — Literatur wie bei
[illegible] und Luzensteig. (Wörl's Karte von Baden und Würtemberg,
[illegible] Schaffhausen). Pz.

[illegible]chleichpatrouillen. Sie sollen nicht unter 3, nicht über 5 Mann
[illegible]n, und Alles zurücklassen oder verbergen, was sie an schnellem und
[illegible]ktem Fortkommen hindern könnte. Man wählt am liebsten Infan-
[illegible]zu. — Die Schleichpatrouillen haben mit den Recognoscirungspa-
[illegible] das gemein, daß sie gar nicht darauf angewiesen sind unterwegs
[illegible]tungen anzustellen, sondern den ihnen bezeichneten Ort auch dann zu
[illegible] suchen müssen, wenn feindliche Patrouillen im Vorgehen begriffen
[illegible]hre Aufträge sind ebenfalls sehr bestimmt. Man will z. B. durch
[illegible]en, ob die feindlichen Vedetten und Feldwachen wachsam sind, noch
[illegible]elben Ort stehen, vermehrt oder vermindert wurden und dergleichen.
[illegible]ssen also förmlich beschlichen werden. Stürmische Witterung, Nacht
[illegible]del sind zu solchen Unternehmungen günstig, bisweilen gelingen sie

aber auch bei großer Hitze am hellen Mittage, weil man da bei den Vorposten in der Regel weniger Aufmerksamkeit wahrnimmt, als zu andern Tageszeiten. Der Marsch muß mit größter Vorsicht geschehen, bewohnte Orte selbst einzelne Wanderer, werden sorgfältig vermieden. Kein Umweg darf zu groß erscheinen, kein Zeitverlust in Anschlag gebracht werden, wenn man nur unbemerkt bleibt. Es ist gut, wenn die Mannschaft einzeln mit Abständen geht, ob hinter einander, im Dreieck oder Viereck, ist ziemlich gleichgültig, hängt auch theils vom Terrain ab. Nichts darf sie veranlassen umzukehren, bevor der Zweck erreicht wurde, ausgenommen wenn der Feind eine allgemeine Bewegung vorwärts machen sollte, in welchem Falle das Beobachten eines einzelnen Vorpostens ohnehin nutzlos sein würde. — Einer Schleichpatrouille darf die Zeit der Rückkehr nicht ängstlich vorgeschrieben werden, denn sie braucht vielleicht drei Stunden, um ¼ Meile Wegs zurückzulegen, ebensoviel zum Beschleichen des feindlichen Postens, weil hier die Ablösung der Vedetten hauptsächlich zu beobachten ist, und wiederum einige Stunden zum Rückwege. Die Mannschaft muß daher auf einen Tag mit Brod und Getränk versehen sein. Zu solchen Patrouillen, die ebensowohl von Feldwachen als von größeren Patrouillen abgeschickt werden, gehören Leute von großer Gewandtheit, Ausdauer, Verschlagenheit, Umsicht und Kühnheit. Es scheint dem Zwecke angemessen, wenn sie das Feuergewehr zurücklassen, denn zum Widerstande sind solche Patrouillen ohnehin zu schwach, und kommen sie in den Fall, eine feindliche Vedette zum ewigen Stillschweigen bringen zu müssen, so darf dieß doch nur durch die Stoßwaffe geschehen. Wird aber die Patrouille vom Feinde entdeckt, und ist das Entfliehen unmöglich, so bleibt nichts übrig, als sich gefangen zu geben und bei nächster Gelegenheit zu entspringen. Recht verschlagene Soldaten geben sich in solchen Fällen wohl auch für Ueberläufer aus. — Schleichpatrouillen von Cavalerie können nur bei starkem Nebel, im bedeckten Terrain, oder auf großen Umwegen ihr Ziel erreichen; sie kommen aber dessenungeachtet häufig in Anwendung, und haben sich auf ähnliche Weise zu verhalten. Man muß hierzu solche Reiter wählen, deren Pferde sich weder durch ihre Farbe, noch durch Wiehern oder sonstige Unarten dem Feinde in der Ferne bemerkbar machen.

Pz.

Schleife, bei der östreichischen Artillerie so viel als Mörserlaffete (s. d.).

Schleifen oder **Demanteliren** der Festungen; hierunter versteht man das Zerstören der Festungswerke, wozu man, entweder in Folge eingegangener Friedens-Traktaten gezwungen ist, oder welches auch bisweilen dann geschieht, wenn man eine feindliche Festung die man im Besitz hat, wieder verlassen muß, und deßhalb seinem Gegner in einen vertheidigungslosen Zustande überlassen will. Im ersteren Falle sucht man die Demolicung so viel als möglich so auszuführen, daß man im Fall der Umstände den Wiederaufbau der Festung gestatten, dieses in kurzer Zeit und mit dem geringsten Aufwande ins Werk setzen kann. Deßhalb erfolgt die Schleifung größtentheils durch Handarbeit, mit möglichster Schonung alles desjenigen Mauerwerks, welches nicht unbedingt abgetragen, sondern nur verschüttet zu werden braucht. Im letzterwähnten Falle aber sucht man die Festungswerke auf eine solche Weise zu zerstören, daß der Feind so wenig als möglich davon bei der Restauration benutzen kann. Da hier gewöhnlich auch die Kürze der Zeit Eile gebietet, so bedient man sich größtentheils nur des Pulvers zur Erreichung seines Zweckes, indem man damit das Mauerwerk der Festungswerke, vorzüglich die Hohlbaue, als Kasematten, Caponieren, Minengalerien

und dergleichen sprengt, eben so aber auch die übrigen Militär-Hauptgebäude, als Zeughäuser, Kasernen, Magazine ꝛc., zusammenstürzt.

(Hierzu nöthige Details mit geschichtlichen Belegen findet man in Hoyer's allgemeinem Wörterbuch der Kriegsbaukunst, Art.: Sprengen feindlicher Festungen, und in Aster's Lehre vom Festungskriege. S. 617 ꝛc.).

P.

Schleiz, Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens an der Wiesenthal mit 5000 Einwohnern.

Gefecht am 8. October 1806.

Das Corps des Generalmajors Grafen Tauenzien, zu dem Hauptcorps des Fürsten Hohenlohe gehörig, hatte Anfang Octbr. als Seitendeckung der ursprünglich projectirten Aufstellung der preuß.-sächs. Armee gegen die über Bamberg im Anmarsche begriffenen Franzosen ein Lager bei Hof bezogen. Es bestand aus 1 preuß. Brigade unter den Generalen von Zweifel und Bila und 1 sächs. Brigade unter dem General von Schönberg, zusammen ungefähr 6000 M., wovon 1 Batall. und 2 Escadr. mit 2 Geschützen den Saalpaß bei Saalburg deckten. Am 7. Octbr. Abends, nach einem unbedeutenden Vorposten-Geplänker verließ dieses Corps, rücksichtlich des starken Vordringens des Feindes, rechterseits gegen Kronach, sein Lager, gab das Magazin in Hof preis, und bezog am 8. Mittags in und um Schleiz concentrirte Quartiere, um zuvörderst die Besatzung Saalburgs zu verstärken. Kaum aber angekommen, mußten die Truppen wieder ausrücken, um dieses Detachement zu unterstützen, welches nach einem bestandenen kurzen Gefechte von Saalburg auf Schleiz sich zurückzuziehen gezwungen war. Da jedoch ein weiterer Angriff nicht erfolgte, rückte das Corps wieder in dieselben Quartiere, um am 9. den befohlenen Rückmarsch gegen Neustadt an der Orla zur Vereinigung mit dem Gros des Fürsten Hohenlohe fortzusetzen. Die Marschdirection der noch sehr vereinzelten diesseitigen Armee war innerhalb 12 Tagen viermal geändert worden und noch schwankend. Daher befand sich auch das Hohenlohsche Corps am 9. noch keineswegs vereinigt und zu dem nahen Kampf bereit; das Hauptcorps des Fürsten war in Jena, die Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand von Preußen stand bei Rudolstadt, die Division Grawert bei Orlamünde, die unter dem Oberbefehl des Fürsten gestellte sächs. Division Zeschwitz vereinigte sich erst am 9. Abends bei Mittelpölnitz, hinter Auma. Das Tauenzienſche Corps war, nach dem neusten zu spät eingehenden Befehle des Königs, zur Deckung von Sachsen und insbesondere von Dresden bestimmt. Das Hauptquartier des Königs und des Herzogs von Braunschweig befand sich in Erfurt und die Hauptarmee sollte am 10. erst zwischen Tanroda und Magdala sich concentriren, während die feindlichen Heermassen in 3 starken Colonnen vordrangen, das 4. und 6. Corps Soult und Ney, nebst den Baiern über Hof und Plauen, das 1. und 3. Corps Ponte Corvo und Davoust, die Cavalerie-Reserve und die Garden, gegen 80,000 M. über Saalburg und Schleiz, das 5. und 7. Corps Lannes und Augereau über Coburg gegen Saalfeld. — Den 9. Octbr. Vormittags 9 Uhr, als General Tauenzien eben im Begriff war, den beabsichtigten Rückmarsch anzutreten, wurde auf persönliche Anordnung Napoleon's, in Folge einer von ihm selbst gemachten Recognoscirung gegen Schleiz, während man am nämlichen Tage in Mainz noch Friedens-Unterhandlungen pflog — die diesseitigen Feldwachen vor Oschitz, zwischen Saalburg und Schleiz von zahlreichen Tirailleurs angegriffen und bis in das Dorf zurückgedrängt. Das Corps, hierdurch allamirt, verstärkte schnell seine Vorposten, nahm mit dem Gros, Schleiz dicht

vor sich habend, mit versagten Flügeln Stellung auf den Höhen längs des rechten Wiesenbach-Ufers zwischen Görkwitz und Oettersdorf, und besetzte die Höhen diesseits Oschitz gegen Saalburg, rechts des Dorfes mit 2 Grenadiercompagnien, 2 Escad. Husaren und 2 Kanonen, links gegen Oberbömmersdorf mit 2 Grenadiercompagnien und 3 Kanonen, und unterhalb mit einem Füsilierbataillon und Schützen. Auf dem Oschitzer Kirchhof standen Jäger, und von da linkerseits bis gegen die Höhlung am Oettersdorfer Wege Regimentsschützen. Zur Beobachtung der Wege nach den Saalübergängen bei Schloß Burg und bei Dorfles, die bei Krispendorf sich vereinigen, war ein sächs. Bataillon mit seinen 2 Geschützen und 1 Escadr. Husaren in die rechte Flanke entsendet. Um 10 Uhr wurden die Außenposten abermals und stärker angegriffen. Da jedoch der Feind, als Oschitz kaum geräumt worden war, wieder zurückging, nahmen auch diese sogleich ihre vorigen Posten wieder ein, während General v. Bila, bei Recognoscirung des vor Oschitz gelegenen Waldes, dessen Rand so stark besetzt und mittelst Blänkerfeuer so kräftig sich empfangen sah, daß er sofort wieder Kehrt machte. General Tauenzien schloß von diesem Stillstande des Feindes um so mehr auf eine verführerische Absicht, als ihn bald Meldungen unterrichteten, daß derselbe auf mehreren Puncten die Saale passirt habe, und durch Umgehung in der Richtung gegen Neustadt, so wie über Mühltruff und Pausa, Flanken und Rückzug mit bedeutenden Streitkräften zu bedrohen trachte, und gab daher, gegen 2 Uhr Nachm., nachdem er früher schon die Grenadiere und 2 Escadr. Dragoner mit einer Batterie Regiments-Geschütze in einer Reserve-Stellung hinter Oettersdorf, so wie einen Theil der bei Oschitz entbehrlichen leichten Infanterie an die Schleizer Bergkirche zurückgesendet hatte, Befehl zum schleunigen Abzuge gegen Auma. Kaum war jedoch dieser in folgender Ordnung angetreten: Grenadiere, sämmtliches Geschütz, Regiment Zweifel, 1 Bataillon Rechten und Regiment Max — als seine unter Commando des Generals von Bila bei der Bergkirche und vor Schleiz postirt gebliebene Nachhut mit großer Uebermacht angegriffen wurde. Der Widerstand, den diese Infanterie hier zunächst in der Vorstadt, dann an der Wiesenbachbrücke, und bei der Bergkirche leistete, war eben so rühmlich als die Bravour, womit hiernächst die wenige Reiterei die Verfolgenden zurücktrieb und die Flankenangriffe der so überlegenen feindlichen Cavalerie wiederholt glücklich abschlug. Nachdem diese bei dem großen Vorsprunge des Corps schon zu hartnäckig vertheidigte Rückzugsstellung verlassen worden war, erneuerte der Feind nachdrücklicher noch seinen Angriff auf das nächstgelegene, vom General v. Bila eiligst besetzte Oettersdorf. Die brave, wenn schon bereits geschwächte Cavalerie that diesem jenseits des Dorfes nach Kräften Einhalt, indem namentlich die beiden Escadrons Dragoner eine glänzende Attake auf das 4. Husarenregiment machten, dasselbe, nach einer auf 60 Schritte Entfernung abgegebenen Karabinersalve, womit es sie stehenden Fußes empfangen, über den Haufen warfen, dabei aber zu kühn im Verfolgen dermaßen in das Kartätschen- und Infanteriefeuer des Feindes kamen, daß sie dem Anlauf des 5. Chasseurregiments weichen, sich durchhauen mußten und gänzlich kampfunfähig wurden. — Als General Tauenzien Meldung über diese Ereignisse erhielt, sendete derselbe der schon seit mehreren Stunden ohne Geschütz gegen bedeutende Uebermacht sich schlagenden Nachhut, das sächs. Regiment Max mit 2 Kanonen zu Hilfe, ohne jedoch die allen Zusammenhang störende Eilfertigkeit seiner Colonne, die er stets an der Spitze selbst führte, zu hemmen. Dieß Regiment hatte aber, bei dem so heftigen Nachdrängen der immer mehr anwachsenden und überflügelnden Uebermacht der rasch ver-

enden reitenden Artillerie, eben so wie die zu beiden Seiten vor-
igende Cavalerie freies Feld fand, kaum Zeit am Torgauer Holze, hinter
chen sich aufzustellen, um die hart Gedrängten aufzunehmen. Es sah sich
) in deren Rückzug mit verwickelt, indem sein 2. Bataillon von Blänker-
schärmen auf allen Seiten angegriffen, durch eine Uebereilung seines Com-
ndanten in Unordnung gerieth und gesprengt, das 1. Bataill. hingegen,
möge des heftigen Andranges, vom Corps und dessen Rückzugswege ge-
mt wurde. Diese nahe Bedrohung des Corps jenseits Torgau bewog
General Tauenzien endlich, nicht nur das 1. Batall. auch noch theil-
se zur Sicherung zu verwenden, sondern hinter dem Defilé von Crölpa
Aufnahme seiner Nachhut einige Zeit in Position zu bleiben, und von
rückstehenden Division Zezschwitz eine Unterstützung zu requiriren, welche,
) 2 Regimentern bestehend, auch bis jenseits Auma entgegen rückte. Glück-
erweise brach indeß der Feind, durch den gleichzeitig stattfindenden Angriff,
2. sächs. Bat. Rechten und des damit verbundenen Geschützfeuers, in
ien Rücken stutzig gemacht, die weitere Verfolgung plötzlich ab, so daß
; Corps unangefochten über Auma, wo es Mühe hatte, durch seine im
t sich gestopfte Equipage durchzukommen und über Triptis, den 10. früh
die Stellung der sächs. Division bei Mittelpölnitz gelangen konnte. Die
Krispendorf postirte Seitendeckung bestand mittlerweile ein partielles Ge-
)t. Ohne Verhaltungsbefehle gelassen, folgte Major v. Heintz mit dem
sächs. Batall. Rechten unter Deckung der Husarenescadron Howe,
einige Cavalerieangriffe brav zurückwies, jener Rückzugsbewegung zur
iken, um mittelst eines raschen Flankenangriffs wo möglich Oettersdorf und
Nachhut noch zu erreichen, sah sich jedoch rechterseits in der Fronte bald
gestalt bedroht, daß die Unmöglichkeit einer solchen Ausführung einleuch-
t. Dieses Detachement wurde daher genöthigt, unter dem Schutze einer
mpagnie, welche den vorliegenden stark besetzten Wald bei Pörmitz vom
inde gereinigt und seine 2 Geschütze, bei welchen auch die Husaren und
e schwache Jägerabtheilung blieben, seinen Rückzug links durch
t Wald nach Neustadt a. d. Orla zu suchen, wo dasselbe längs der feind-
jen Wachtfeuer sich mühevoll durchschleichend, den 10. früh 2 Uhr mit
: Escadr. Howe und dem Reste der 2. Escadr. Dragoner zusammen-
f. — Die beiden Geschütze mußten, nachdem sie die wirksamsten Dienste
eistet, verlassen werden; das eine versank im raschen Rückzuge vom schma-
l Damm in einem Teiche, das andere blieb im Sumpfe stecken, weßhalb
ch beide nicht in Feindes Hand geriethen. Das Corps verlor 12 Offi-
re, worunter der alte heldenmüthige Oberst Hochheimer von Johann Dra-
ner, und 554 Unterofficiere und Gemeine, sowie fast sämmtliche Equipage.
ne große Anzahl Vermißter, worunter der größte Theil der Füseliere und
iger, fand sich am 10. und 11. erst wieder zum Corps. Die sächsische
vision Zezschwitz brach in Vereinigung mit diesem den 10. Nachmittags
ch Kahla auf. Marschall Bernadotte nahm am 10. sein Hauptquartier
Auma, der Großherzog von Berg — Murat — marschirte gegen Gera,
s kaiserliche Hauptquartier war in Schleiz. Bei der bedeutenden Ueber-
acht des Feindes gereicht dieses, obwohl an sich selbst keineswegs, aber für
r nächste Folge unbedeutende Gefecht, welches leicht die gänzliche Vernich-
ng der Arrièregarde herbeiführen konnte, dem Tauenzienschen Corps um so
ehr zur Ehre, als es die erste Prüfung dieser combinirten Truppen, gegen
ten kriegserfahrnen und gut genährten Feind war, der insbesondere auch
ne Ueberlegenheit im Blänkern fühlbar zu machen wußte, während es je
m an taktischer Einheit und Anordnung, ja sogar am Unterhalte gebrach

da die damalige Verpflegsweiſe ſelten den Hunger ſtillte. Dieſes Gefecht dient hiernächſt aber auch als Beleg, wie höchſt mangelhaft alle Anſtalten gleich im Beginn dieſes für Deutſchland, ja für ganz Europa ſo folgreichen Kriegs waren, wie wenig man beſorgt geweſen, ſich gründliche Nachrichten vom Feinde zu verſchaffen, und wie ſehr man den Stand der Dinge verkannt und die Maßregeln vernachläſſigt oder verwirrt hatte (Bericht eines Augenzeugen). Hz.

Schleppe oder Schleppbaum, iſt ein ſtarker hölzerner Baum, der bei einer Kanone, an welcher ein Rad zerbrochen oder zerſchoſſen und für den Augenblick nicht zu erſetzen iſt, unter die Achſe und an die Lafettenwand dergeſtalt angebunden wird, daß ſein unteres Ende rückwärts auf der Erde aufſteht und die Achſe auf dem obern Ende deſſelben liegt. Ry.

Schleppſeil, gleichbedeutend mit Prolonge (ſ. d.).

Schlepptau, daſſelbe wie Schleppſeil oder Prolonge, ein Tau, welches gewöhnlich mit einem Ende an der Geſchützprotze befeſtigt iſt und nach dem Abprotzen mit dem andern Ende an den Schwanz der Lafette, in einem dazu angebrachten Haken gehangen wird, wodurch das Geſchütz auch während des Schießens mit der Protze, an welcher ſich die Beſpannung befindet, in Verbindung bleibt und kurze Bewegungen der Artillerie ausgeführt werden können, ohne vorher aufzuprotzen. Ry.

Schleuder. Nach der Meinung einiger ältern Hiſtoriker, als z. B. Servius, ſollen die Bewohner der baleariſchen Inſeln, nach Plinius aber die Phönicier, dieſe erfunden haben, wenigſtens beſaßen beide Völker in dem Gebrauch derſelben eine außerordentliche Fertigkeit. Die Belearen pflegten nach Euſtathius gewöhnlich drei Schleudern mit ſich zu führen, die entweder um den Hals hingen, oder wovon eine in der Hand, eine zweite über die Schulter getragen und die dritte um den Kopf oder auch um die Lende gebunden wurde; jede derſelben war von abweichender Größe, theils nach dem Verhältniſſe der Maſſen, die man damit fortſchleudern wollte, theils nach der damit zu erreichenden Entfernung. Die Schleuder zu weiten Würfen hieß Macrokolon, die zu nähern Brachykolon. Alle einfachen Schleudern hatten die Geſtalt eines geflochtenen hanfenen Stricks, der in der Mitte ſich in ovaler Rundung ausbreitete und nach beiden Enden in zwei Riemen auslief. Ihre Fertigung geſchah aus verſchiedenen Stoffen und zwar entweder aus gedrehter Schafwolle oder nach Strabo oft aus einer Art Binſen, Haaren oder Thierſehnen. Mit dieſer Angriffswaffe warf man mit ungemeiner Gewalt Pfeile, Feuertöpfe, Steine oder bleierne Kugeln, deren Gewicht nach Suidas zuweilen bis auf ein attiſches Pf. oder 100 Drachmen ſtieg. Nach Vegez bildeten die Schleuderer des römiſchen leichten Fußvolks, welche das Gefecht gewiſſermaßen gleich unſern jetzigen Blänkern eröffneten, bei Hauptangriffen ſich aber hinter die Glieder der Schwerbewaffneten zurückzogen, nach den Namen und der Einrichtung ihrer Schleudern, zwei Claſſen. Die Funda hatte blos zwei, höchſtens 3 Riemen, in deren breitern Theil man den Stein legte, vor dem Wurf zwei oder dreimal im Kreiſe über den Kopf bewegte und dann durch Nachlaſſen des einen Riemenendes im ſchicklichen Augenblicke durch die Kraft des Schwunges, denſelben in paraboliſcher Richtung forttrieb, während das andere Ende um das Handgelenk geſchlungen blieb. Zufolge der Nachweiſung deſſelben Geſchichtsſchreibers bedurfte indeß ein geübter und geſchickter Schleuderer nur einer dergleichen Schwingung hierzu. Der Fuſtibalus oder die Stabſchleuder hingegen beſtand blos aus einem einzigen, am Ende eines 4 Fuß langen

Stocks befestigten Riemen, mit dessen Hilfe das Wurfmaterial mehr fortgeschnellt als geschleudert wurde. Beider Arten bedienten sich die Schleuderer, um nicht allein runde, besonders dazu ausgesuchte Kieselsteine (lapides missiles), sondern auch bleierne, eichelförmige Kugeln (glandes), die am Schwerpuncte mit einem eisernen Stachel versehen waren, mit solcher Heftigkeit fortzuwerfen, daß ältern Mittheilungen nach kein Helm, Schild noch anderes Rüstungsstück ihnen zu widerstehen vermochte (Liv. l. 38. c. 24). Der durch Virgil und Ovid noch mehr verbreitete römische Glaube, daß sich ebenerwähnte Bleikugeln durch die Heftigkeit der Bewegung erhitzt haben sollen, beruht indeß wohl nur auf einer poetischen Uebertreibung. Die Bleikugelschleuderer erhielten nach Vegez den Namen Martiobarbulos und scheinen demnach zu einer besondern Abtheilung zu gehören. Jeder Schleuderer trug in der Regel über die rechte Schulter gehangen einen mit obigen Wurfgegenständen angefüllten ledernen Sack oder Beutel. — In Griechenland war die Schleuder ebenfalls sehr bekannt und besonders zeigten die Achäer, Aetolier und Acarnenser in deren Handhabung eine so vorzügliche Geschicklichkeit, daß letztgenannte beide Völkerschaften wahrscheinlich aus diesem Grunde den Ruhm der Erfindung dieser Waffe den Balearen und Phöniciern streitig machten; bei ihnen wurden schon die Kinder in dem Gebrauche derselben geübt und bekamen der Sage nach nicht eher etwas zu essen, bevor ihnen nicht ein guter Wurf gelang. Eine eigenthümliche Erfindung der Macedonier war die Kestrosphendone, welche ungleiche Seitenstücke hatte, so daß der Schleuderer das längere in der Hand behielt, das kürzere aber fahren ließ, wenn er das Geschoß, welches hier in einem langen, an kurzem Schaft und mit hölzernen Flugfedern versehenen Spieße bestand, fortschleuderte. Die Schleuderer (Sfentoniten) des griechischen Heeres, gehörten eben so wie bei den Römern stets zu den leichten Truppen, Cyrus hielt die Schleuder für die Befehlshaber für unschicklich, Alexander der Große legte aber gar keinen Werth auf diese Fernwaffe. Anderer Meinung von dem Nutzen derselben war Xenophon (III. 3. 6.), indem er auf seinem berühmten Rückzuge sämmtlichen im Heere befindlichen, des Schleuderns kundigen Rhodiern in einer Nacht 200 Schleudern zu fertigen anbefahl und durch Anwendung von Bleikugeln ein bedeutendes Uebergewicht über die persischen Schützen erlangte, welche mit ihren faustgroßen Steinen nur die halbe Entfernung erreichen konnten. Bei den Juden wurde die Schleuder zu den Waffenstücken eines Zeughauses gezählt, und in Führung derselben zeichneten sich vorzugsweise die Benjaminiten aus. Im Allgemeinen erhielt sich die Schleuder am längsten bei den spanischen und französischen Landleuten und Hirten, bis endlich die vortheilhaftere Armbrust (s. d.) ihre Stelle einnahm. S.

Schleuderschuß, gleichbedeutend mit Ricochetschuß (s. d.).

Schleußen, nennt man bei Kanälen und ähnlichen Wasserbauten, wo dem natürlichen Wasserlauf ein künstlicher Weg vorgezeichnet wurde, diejenigen Vorrichtungen, durch welche man das Wasser nach Willkühr in seinem Laufe hemmen und diesen wieder freilassen kann. Bei Kanälen oder kanalähnlichen Bauten unterscheidet man die Einlaß- und Abzug-Schleußen. Erstere befinden sich da, wo das Wasser in den Kanal eintritt, letztere da, wo es denselben wieder verläßt. Der Zwischenraum zwischen beiden bildet die Schleußenkammer. Schleußen, die, wie bei Ueberschwemmungen (s. d.) nur dazu bestimmt sind, das Wasser in seinem Laufe zu hemmen, heißen Stauschleußen. Die Schleußen selbst bestehen aus von festen Materialien — Holz oder Stein — erbauten Oeff-

nungen, durch welche das Waſſer ein- und ausfließen kann. Dieſe Oeffnungen ſind, um den Waſſerlauf nach Erfordern hemmen oder freilaſſen zu können, verſchließbar. Die Verſchlußmittel beſtehen entweder in einer Art von Thüren, den Schleußenthoren, oder in Schiebern, den ſogenannten Schutz- oder Stellfallen, welche durch einfache mechaniſche Hilfsmittel bewegt, die für den Waſſerlauf beſtimmte Oeffnung der Schleuße öffnen oder ſchließen laſſen. In der Befeſtigungskunſt finden Schleußenbaue bei Ueberſchwemmungen (ſ. d.) und bei den Waſſergräben der Feſtungen mit Waſſermanöver (ſ. d.) ihre Anwendung.

P.

Schleußenkammer, ſiehe Schleußen.

Schleußenſpiel, ſiehe Waſſermanöver.

Schlieffen, Martin Ernſt von, königl. preußiſcher Generallieutenant von der Infanterie, geboren den 30. October 1732, ſtand anfänglich bei der Fußgarde in Potsdam, trat aber in Heſſen-Caſſelſche Dienſte, als ihm Friedrich II. den Abſchied gegeben, weil er angeblich Krankheits halber über Urlaub geblieben war. Während des 7jährigen Krieges focht er bei der alliirten Armee und war bei dem Herzog von Braunſchweig, welcher ihm beſonderes Vertrauen ſchenkte, General-Adjutant. Im Jahre 1772 wurde S. zum Staatsminiſter und Generallieutenant ernannt, begleitete 1788 den regierenden Landgrafen von Heſſen-Kaſſel nach Berlin und ward dort 1789 von Friedrich Wilhelm II. wieder in preußiſchen Dienſten als Generallieutenant und Gouverneur von Weſel angeſtellt, ſo wie er auch kurz darauf den ſchwarzen Adlerorden erhielt. Im Juli deſſelben Jahres ging er in diplomatiſchen Angelegenheiten nach London und empfing nach ſeiner Rückkehr im Octbr. 1789, den Oberbefehl über das 4000 M. ſtarke preuß. Truppencorps, welches zur Dämpfung der Unruhen im Bisthum Lüttich beſtimmt war, und am 30. Novbr. ohne Widerſtand die Citadelle von Lüttich beſetzte. Schlieffen hatte jedoch das Unglück, kurz nach ſeinem Einrücken in das Bisthum den Fuß zu brechen; er mußte deshalb in Maſtricht ſeine Herſtellung abwarten, trotz deſſen aber behielt er das Commando, bis die preußiſchen Truppen am 16. April 1790 Lüttich räumten und die weitere Execution den Pfälzer und Cölniſchen Truppen überließen. Als ſich ſpäter S. bei einer Gelegenheit übergangen glaubte, forderte er als Gouverneur von Weſel ſeinen Abſchied, und lebte von da an auf ſeinem Gute Windhauſen bei Caſſel. Hier ſtarb er am 15. Septbr. 1825 in ſeinem 93. Lebensjahre. Schlieffen ſchrieb die Geſchichte der Schlieffenſchen Familie. Außerdem ſind in den Jahrgängen 1782 und 1787 des deutſchen Muſeums, in der Berliner Monatsſchrift 1791 und 1792 mehrere intereſſante hiſtoriſche Aufſätze von ihm vorhanden. — (Vrgl. militairiſches Pantheon aller Helden und Militairperſonen, welche ſich in preußiſchen Dienſten berühmt gemacht haben, III. Theil, Berlin 1797. — Pantheon des preußiſchen Heeres, vom Freiherrn v. Zedlitz, II. Theil, Berlin 1836).

W.

Schliengen, Dorf im Großherzogthum Baden, an der Straße von Freiburg nach Baſel, am Ausgange eines wichtigen Defilés. (Man ſehe den Art. Emmendingen).

Schlacht den 24. October 1796.

Sobald Moreau ſeine vortheilhafte Stellung an der Elz verließ, und das Corps des Generals Deſaix auf das linke Rheinufer ſchickte, verſtärkte der Erzherzog Karl das Blokadecorps vor Kehl durch 6 Bat. 12 Schwadr., und ſetzte mit den übrigen Truppen die Verfolgung fort. Er kam den 22.

October bis Heitersheim, und machte den 23. zwischen Neuburg und Mühlheim Halt, um noch an demselben Tage die Stellung zu recognosciren, welche sein Gegner auf dem Abhange des Höhenzugs zwischen Schliengen und Candern genommen hatte. Moreau glaubte noch eine Schlacht annehmen zu müssen, bevor er das rechte Rheinufer verließ, hatte aber bereits alles entbehrliche Fuhrwerk nach Häringen vorausgeschickt. Die unter seinen unmittelbaren Befehlen stehenden Truppen beliefen sich noch auf 39 Bat. 64 schwache Schwadr. (zusammen 30,000 M. Inf., 3800 Mann Cavalerie). Die Brigade Dufour stand seit einigen Tagen bei Seckingen dem General Wolf gegenüber. — Das Terrain zwischen Schliengen und Candern war zur Vertheidigung ganz besonders geeignet. Die Hauptstraße steigt bei Schliengen durch ein langes Defilé und führt dann über eine schmale Hochebene; östlich derselben erheben sich mehrere mit Wald bedeckte Kuppen, welche mit den steilen Abhängen der Hochebene am Rheine zwei natürliche Bollwerke bilden, in deren eingehenden Winkel das Dorf Liel liegt. Saint-Cyr vertheidigte das Terrain zwischen dem Rheine und Liel, Ferino die bedeckten Kuppen bis Candern. Die vor der Stellung liegenden Dörfer und Weingärten waren von den französischen Vorposten besetzt. — Der Erzherzog hatte bei seiner Recognoscirung die französische Fronte zu stark gefunden und entschloß sich den rechten Flügel anzugreifen. Sobald es dunkel wurde, setzten sich die zur Recognoscirung verwendeten Truppen auf den Höhen bei Feldkirch und Bürgeln fest, um den französischen Patrouillen das weitere Vorgehen zu verwehren. — Am 24. Octbr. früh 7 Uhr brachen sämmtliche Angriffscolonnen auf; Prinz Condé mit 4 Bat. 13 Schwad. gegen Steinstadt (dicht am Rheine), General Fürstenberg mit 9 Bat. 30 Schwad. gegen Schliengen und Mauchen, General Latour mit 12 Bat. 20 Schwad. gegen Feldberg, General Naundorf mit 9 Bat. 15 Schwad. gegen Bürgeln und Candern. Die beiden letztern Colonnen hatten so schlechte Wege, daß ihr Geschütz größtentheils zurückbleiben mußte. — Condé erstürmte Steinstadt nach hartnäckigem Kampfe. Fürstenberg eroberte zwar das vor der eigentlichen Stellung liegende Dorf Mauchen, aber alle Versuche Schliengen zu nehmen blieben fruchtlos, obgleich General Duhesme nur den vierten Theil seiner Division im Dorfe und in den benachbarten Weinbergen zur unmittelbaren Vertheidigung verwendete und die übrigen 9 Bataillone den ganzen Tag hindurch keinen Schuß thaten. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß die französische Artillerie sehr vortheilhaft aufgestellt war, und die vorliegenden niedrigeren Höhen beherrschte. Latour eroberte Oberecken, konnte sich aber des Dorfes Liel nicht bemächtigen. Die Infanterie dieser drei Colonnen beschränkte sich zuletzt auf ein Feuer, welches zwar viel Lärm machte, aber ohne alle Wirkung blieb. — Ferino hatte mit Tagesanbruch die östreich. Bataillone bei Bürgeln angegriffen und zurückgedrängt, stieß aber gegen Mittag auf General Nauendorf, welcher durch einige Bataillone von Latour unterstützt wurde. Die große Ausdehnung des französischen rechten Flügels und das bedeckte Terrain erleichterten die Fortschritte auf dieser Seite. Nachmittags zog Ferino seinen ganzen rechten Flügel zurück und nahm auf dem Höhenzuge hinter Candern eine neue, viel vortheilhaftere Stellung; ein Bach war vor der Front. Auch hier angegriffen leisteten die Franzosen den hartnäckigsten Widerstand, mußten jedoch am Abend Candern verlassen, welches von mehrern Seiten angegriffen wurde. Da von hier aus eine für alle Waffen brauchbare Fahrstraße nach Hüningen führt, glaubte Moreau seine Rückzugslinie bedroht und befahl den allgemeinen Rückzug, der jedoch wegen der eingebrochenen Dunkelheit von den

Oeſtreichern nicht ſehr beunruhigt werden konnte. — Beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu. Moreau ging Tages darauf bei Hüningen über den Rhein und ließ nur eine Brigade unter General Abatucci zur Deckung des Brückenkopfs zurück, den General Fürſtenberg bald darauf blokirte (ſ. Hüningen). — Dieſe Schlacht iſt als der Schlußſtein von Moreau's langem Rückzug zu betrachten, der nur im Rheinthale wirklich bedroht wurde, ihm aber Gelegenheit genug dargeboten hat, ſeine ſtets ſchwächeren Gegner einzeln zu ſchlagen und dadurch Verhältniſſe herbeizuführen, welche geeignet waren dem Feldzuge 1796 eine ganz andere Wendung zu geben. (Man vergleiche damit die Schlachten und Gefechte bei Friedberg, Geiſenfeld, Biberach, Emmendingen und Waldkirch).

Pz.

Schlingern, nennt man bei Seeſchiffen diejenige ſchwankende Bewegung, welche ein ſolches bei hoher See von einer Seite zur andern macht. Erfolgt dieſes Schwanken ſchnell oder ſtoßweiſe, ſo werden dadurch nicht nur die Geſchütze von ihren Lagern geworfen, ſondern man läuft auch Gefahr die Maſten zu verlieren. Eine zweckmäßige Vertheilung der Laſten hilft dieſem Uebel zum Theil ab, dem ſcharf gebaute Schiffe mit einem tiefen Kiele weniger unterworfen ſind.

Schloß, ſiehe Feuer- und Percuſſionsſchloß.

Schloßblatt, Schloßblech, an welchem alle einzelnen Theile eines Feuer- oder Percuſſionsgewehrſchloſſes befeſtigt ſind, richtet ſich hinſichtlich ſeiner Größe hauptſächlich nach dem Kaliber und der ſonſtigen Beſtimmung der ganzen Waffe, nebenbei aber auch nach einigen Stücken des Schloſſes ſelbſt, als z. B. der vortheilhaften Länge der Federn ꝛc. Obgleich nun längere Federn mehr Elaſticität als kürzere entwickeln, ſo iſt es doch unbedingt erforderlich, vorzugsweiſe bei Militärgewehren, hierin ein richtiges Mittelverhältniß eintreten zu laſſen, denn zu lange und zu breite Schlöſſer würden einen wenig Holz habenden Schaft entweder zunächſt der Dünnung zu ſehr ſchwächen oder anderſeits eine unbequeme, die leichte Handhabung beeinträchtigende Verſtärkung deſſelben nothwendig machen, zugleich auch die Größe aller übrigen Schloßtheile, beſonders der Federn, ſteigern und ſo, wenn das Schloß in Thätigkeit kommt, vermöge der dadurch entſtehenden, unvermeidlichen heftigern Erſchütterung ſchädlich auf die Sicherheit des Schuſſes wirken. Zu kleine Schlöſſer bleiben bei der ſorgſamſten Bauart wieder dem Fehler des zu öftern Verſagens, ſowie häufigen Reparaturen unterworfen und eignen ſich daher ebenfalls nicht zum Kriegsgebrauch. Jedes Schloßblech muß ganz gerade gerichtet ſein, die innern und äußern Seiten, an denen ſich die einzelnen Stücken bewegen, zur Verhütung aller Reibungen zwei vollkommen ebene, gleichlaufende Flächen bilden und das Ganze genug Stärke beſitzen, um nicht nur jede Verbiegung zu verhindern, ſondern auch das hinlängliche Eiſen zu den Gewinden der Schraubenlöcher zu erhalten. Gewöhnlich werden auf die Schraubenmutter wenigſtens drei volle Gewinde gerechnet, die alle rein, ſcharf und rechtwinklig eingeſchnitten und deren Peripherien richtige Kreisbogen ſein ſollen. Der leichtern Reinigung wegen bleibt es vortheilhaft, wenn ſämmtliche Schrauben und Stiftlöcher völlig durchgebohrt ſind. Zur Erleichterung rundet man das Schloßblatt nach der hintern Spitze zu oft etwas ab. Als zweckmäßig hat es ſich erwieſen, das Schloßblech inwendig mit zwei Warzen oder ſogenannten Blechſtulpen zu verſehen, damit nicht allein die hintere große Schloßſchraube, ſowie die vorn angebrachte Batterie oder Pfannendeckelſchraube zur beſſern Haltbarkeit einige Gewinde mehr bekommen können, ſondern auch eine freie ungeſtörte Bewe-

ng der einwärts liegenden Theile und ein festes Anschließen des Schlosses
ßt an den Lauf dadurch herbeigeführt wird. Zur Aufnahme der Pfanne
r bei Percussionsgewehren für den im Feuerschirm ruhenden Zündstollen
ält das Schloßblatt an der obern Seite einen bogenförmigen Ausschnitt.
S.

Schluchten sind im Gebirgslande das, was Ravins (s. d.) auf Hoch-
nen sind, nämlich fortlaufende meist durch Wasserspülung entstandene
rtiefungen, deren Anfang auf der Höhe, deren Ende oder Mündung in
Tiefe zu suchen ist. Am Anfange sind die Schluchten von ganz unbe-
utender Breite und Tiefe, die aber mit der Neigung der Sohle in gleichem
ade zunimmt, so daß die Mündung dem Eingange eines Thalgrundes
r ähnlich sieht. In der Regel werden die Schluchten von Bergwässern
rchflossen, wenigstens nach anhaltendem Regen, ihre Sohlen, d. h. der
malste Theil des Bodens, sind deßhalb sehr ausgespült und steinig. Diese
genschaft macht die Schluchten für den Gebirgskrieg sehr wichtig, indem
n fast durch jede Schlucht auf Höhen gelangen kann, die außerdem viel-
ht unersteiglich sein würden. Wenn die Marschlinie durch schwer zu
rschreitende Schluchten durchschnitten wird, kann man sie nach der Berg-
e zu fast immer umgehen; indeß findet man aber auch nach der Thal-
e zu brauchbare Uebergänge, welche gewöhnlich durch schräg einfallende
itenschluchten bezeichnet werden. — Die Schluchten eignen sich im Ge-
gskriege sehr zu verdeckten Aufstellungen, müssen jedoch bald verlassen
rden, wenn sich der Feind des höhern Theiles bemächtigt hat. — Die
itenvertiefungen in Thalwänden werden gewöhnlich Thalschluchten
annt; die Benennung Felsenschlucht bezeichnet nur die felsige Be-
affenheit des Bodens. Wegen des sehr steilen Abfalls sind die Thal-
uchten gewöhnlich schwer zu ersteigen und oft ohne Ausgang nach oben.
an kann sich ihrer daher nur zu Hinterhaltsstellungen bedienen, wozu
vorzugsweise geeignet sind, da man sie gewöhnlich erst entdeckt, wenn
n mit ihnen in gleiche Höhe kommt. (Vergleiche damit Thal).
Pz.

Schlüsselburg, früher Oroschek genannt, Kreisstadt im Gouverne-
nt St. Petersburg am Ausflusse der Newa aus dem Ladogasee, hat
00 Einw. Unweit davon auf einer Insel der Newa liegt die Festung,
aut 1324 von Georg Danielowitzsch. Nach der Eroberung durch die
hweden wurde dieselbe Nöteburg genannt; sie dient auch als Staatsge-
gniß. Hier starb im Decbr. 1741 der entthronte Kaiser Iwan III.

Eroberung durch die Russen 1702.

Nachdem Karl XII. von Schweden den Czar Peter I. bei Narwa
d.) geschlagen, wendete er sich gegen den König August von Polen, um
sen vom Thron zu stoßen. Während dessen erholte sich Peter von seinen
rlusten, schlug die schwachen schwedischen Corps in Ingermannland und
fland in wiederholten Gefechten und eroberte größtentheils beide Provin-
. Seine erste Unternehmung war gegen Nöteburg gerichtet. Er hatte
während des Sommers des Jahres 1702 einige Zeit zu Archangel auf-
alten und daselbst die bestimmte Nachricht erhalten, daß eine schwedische
tte im Laufe des Jahres nicht mehr anlangen würde. Sofort schiffte
der Czar mit 5 Bat. Garden auf 10 Schiffen ein und traf am 22.
ptbr. im Lager des Generals Apraxin am Flusse Naza (Nassia), einige
ilen östlich von Nöteburg, ein. Feldmarschall Scheremetow (s. d.) über-
ym hier den Oberbefehl, lagerte sich am 27. Sept. 2 Werste von der
lung und eröffnete sofort die Laufgräben. Am 29. und 30. waren be-

reits 2 Kanonen und 2 Mörſerbatterien errichtet; in der Nacht des 30. aber wurden 12 Mörſer und 31 Kanonen größtentheils 18- und 12pfünder in die Batterien gebracht. Den 1. Octbr. um 4 Uhr Morgens wurden 1000 M. von den Regimentern Beobraſchinsky und Semenowsky auf das jenſeitige Ufer der Newa geſchifft und bemächtigten ſich der daſelbſt aufgeworfenen Verſchanzungen, welche der Feind ohne Widerſtand verließ. Nachdem ein andrer Außenpoſten ebenfalls erobert und mit 3 Regimentern beſetzt worden war, forderte der Feldmarſchall den Commandanten, Oberſten Schlippenbach, zur Uebergabe auf, welcher aber vier Tage Friſt verlangte, um erſt an ſeinen Oberbefehlshaber, den General Horn, nach Narwa zu berichten. Am 2. Octbr. um 10 Uhr Morgens, griff eine Abtheilung Schweden von 400 M. Infanterie nebſt einer Compagnie Dragoner und 4 Kanonen die früher von den Ruſſen eroberte Verſchanzung an, mußten ſich aber, da der Poſten Verſtärkung erhielt, zurückziehen und 3 Kanonen zurücklaſſen. Am 3. Octbr. erſchien ein Tambour aus der Feſtung mit einem Schreiben von der Gemahlin des Commandanten und ſämmtlichen Officiersfrauen unterzeichnet, worin ſie den Feldmarſchall erſuchten, ihnen freien Abzug zu geſtatten. Darauf erhielten ſie von dem Kapitain der Bombardiercompagnie des Regiments Beobraſchinsky — welches der Czar Peter ſelbſt war — die ſchriftliche Antwort: „daß er den Brief an den Feldmarſchall nicht abſenden würde, indem er überzeugt ſei, daß dieſer ſie durch die Trennung von ihren Männern nicht betrüben wolle; ſollten ſie jedoch aus der Stadt zu gehen wünſchen, ſo möchten ſie nur ihre Männer mitnehmen.“ An demſelben Tage eröffnete man auf der andern Seite der Newa die Laufgräben und errichtete 6 Kanonen- und 2 Mörſerbatterien. Den 4. Abends 8 Uhr beſetzte der Czar die zwiſchen der Feſtung und den Laufgräben liegende Inſel, und legte 300 M. Beſatzung dahin. Ein Verſuch, welchen am 5. einige Freiwillige unter dem Oberſten Gordon machten, die bei der Feſtung ſtehenden Fahrzeuge wegzunehmen, ſchlug fehl. Den 9. wurden die Sturmleitern ausgetheilt, und am 11. Morgens ¼4 Uhr begann der Sturm von allen Seiten und dauerte bis ¼5 Uhr Nachmittags. Aller Anſtrengungen ungeachtet konnten die Ruſſen nicht in die Breſche dringen, da dieſe ſehr ſteil war und die Umgegend wenig Raum darbot. Außerdem leiſtete die Beſatzung den hartnäckigſten Widerſtand, verbrannte die Gebäude, unter deren Schutze die Stürmenden anrückten, mit glühenden Kugeln und warf Handgranaten von den Wällen und Mauern. Erſchöpft durch den großen Verluſt, begannen die Truppen zu ermüden, und eben wurde im ruſſiſchen Hauptquartier der Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Bombardierlieutenant Mentſchikof mehrere Kähne zuſammenbrachte und auf dieſen im Angeſichte des Feindes eine Anzahl Truppen zur Unterſtützung der Stürmenden über die Newa ſchiffte. Dieſer anſcheinend verzweifelte Schritt hatte die Wirkung, daß die ohnehin durch eine dreizehnſtündige Gegenwehr ermattete Beſatzung Chamade ſchlug. Zufolge der Capitulation blieb der ſchwediſchen Beſatzung drei Tage Zeit, ihre Angelegenheiten zu ordnen, während deſſen ihre Truppen noch die Wachen beſetzt halten ſollten. Da ſich indeſſen am 12. früh das Gerücht verbreitete, daß eine ſchwediſche Abtheilung zum Entſatze der Feſtung im Anzuge ſei, ſo ließ der Czar noch an dieſem Tage alle Poſten beſetzen und am 14. Octbr. zog die Beſatzung der Capitulation zufolge mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, Kugeln im Munde und vier eiſernen Kanonen durch die Breſche aus und ging auf den dazu gelieferten Fahrzeugen zu Waſſer nach Nyenſchanz ab. Man fand in der Feſtung, die von da an Schlüſſelburg genannt wurde, 138 Geſchütze von

verſchiedenem Kaliber und überdieß noch einen großen Vorrath von Munition und anderen Kriegsbedürfniſſen. Der ruſſiſche Verluſt beim Sturm beſtand in 20 Officieren und 389 Unterofficieren und Gemeinen; 21 Officiere und 900 M. waren verwundet, von denen noch 5 Officiere und 93 M. an ihren Wunden ſtarben. Die Feſtung wurde noch in demſelben Jahre unter der oberſten Leitung des Admirals und Kanzlers Golowin durch neu angelegte Baſtionen bedeutend verſtärkt.

(Vgl. Bacmeiſter, Beiträge zur Geſchicht Peter des Großen. 1. Bd. Riga 1774. — Tagebuch Peter d. Großen vom Jahr 1698 bis zum Schluſſe des Nyſtädter Friedens, herausgegeben vom Fürſten Michael Schtſcherbatow. Berlin und Leipzig 1773). Gtz.

Schlüſſelpuncte. Die von manchen Schriftſtellern verſuchten Erklärungen dieſes ſehr unklaren Begriffs, ſind wenig geeignet die Sache deutlicher zu machen. Wenn man darunter einen Punct verſteht, ohne deſſen Beſitz es nicht möglich iſt, ſich einer Stellung, eines Terrainabſchnitts, oder einer größeren Landſtrecke auf die Dauer zu bemächtigen; ſo hat die Einbildungskraft allerdings etwas, worauf ſie mit Recht fußen kann, obgleich dieſer Punct eben ſo gut eine Feſtung, eine einzelne Redoute, ein Dorf, ein Gehölz, eine kahle Anhöhe, ja ſelbſt eine freie Ebene ſein kann, mithin keine bezeichnenden Merkmale hat. Wenn aber unter Schlüſſelpunct eine Gegend des Kriegsſchauplatzes verſtanden wird, welche über den Beſitz eines Landes, oder mindeſtens einer Provinz entſcheiden, ſie gleichſam beherrſchen ſoll, dann iſt das offenbar etwas Wunderbares und mit geſundem Menſchenverſtande nicht zu erfaſſen. Das iſt gleichwohl aber von berühmten Schriftſtellern behauptet worden, und um dieſem hohlen Begriff etwas mehr Conſiſtenz zu geben, hat man ſich unter „Schlüſſel des Landes" gewöhnlich eine hochgelegene Waſſerſcheide gedacht. — „Ein hoher Punct einer Gegend," ſagt der geniale Clauſewitz in dieſer Beziehung, „von dem alle Waſſer abfließen, iſt aber meiſtens nichts als ein hoher Punct, und Alles, was man von ſeinem Einfluſſe auf die kriegeriſchen Ereigniſſe in Uebertreibung und falſcher Anwendung an ſich wahrer Vorſtellungen, am Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts geſchrieben hat, iſt völlig phantaſtiſch. Wenn Rhein und Donau und alle ſechs Ströme Deutſchlands einen Berg mit ihrem gemeinſchaftlichen Urſprunge ehren wollten, ſo würde er darum doch auf keine größere militäriſche Auszeichnung Anſpruch haben, als etwa ein trigonometriſches Signal auf ihm zu errichten. Zu einem Fanal würde er ſchon weniger tauglich ſein, für eine Vedette noch weniger und für eine Armee ganz und gar nicht. Ein ſolcher Punct kann alſo auch nichts beherrſchen, denn dieß iſt nur durch Truppen und Geſchütze auf geringe Entfernungen möglich, auf den höchſten Puncten des Landes iſt der wirkſame Gebrauch der Streitkräfte gerade am ſchwierigſten, alſo von weit geringerem Einfluſſe auf die angrenzenden Terrainabſchnitte, als irgendwo. Ueberhaupt ſind es auch nur die Truppen, auf welche der Vergleich mit dem Schlüſſel anwendbar iſt, denn dieſe öffnen und verſchließen den Zugang; der Terrainpunct an ſich würde dann höchſtens als Schlüſſelloch zu betrachten ſein. — Wollte man aber auch bei der erſten Vorſtellung vom Schlüſſelpuncte ſtehen bleiben, ſo hat die Wiſſenſchaft immer noch wenig dabei gewonnen, denn Stellungen, durch welche man ein ſeitwärts oder rückwärts gelegenes Terrain deckt, gibt es in jedem Lande in Menge, und jede dieſer Stellungen hat wiederum mehrere wichtige Puncte, ohne deren Beſitz man ſich nicht darin behaupten kann. Dieſe Unklarheit des Begriffs entſteht hauptſächlich dadurch, daß man einen und denſelben Ausdruck auf offenſive

und defenſive, ſtrategiſche und taktiſche Verhältniſſe anwendet, und nur ein Stück Terrain darunter verſteht, welches ſich doch höchſtens als Fechtboden geltend machen kann. Hätte der Punct an ſich eine ſo magiſche Kraft, ſo müßte er dieſelbe äußern können, wenn auch verhältnißmäßig wenig Truppen dort ſtänden. Nun wird aber wohl Niemand behaupten wollen, daß, wenn es einen Punct gäbe, deſſen Beſitz zur Behauptung einer Provinz unumgänglich nothwendig ſei, die dort aufgeſtellte Streitmacht dabei gar nicht in Betracht komme. — Dagegen wird aber auch Niemand beſtreiten, daß es auf jedem Kriegsſchauplatze oder Operationsfelde Puncte von hervorſtechender Wichtigkeit gibt. Wenn z. B. der Zugang zu einem Operationsfelde durch einen Gebirgszug oder einen Fluß erſchwert wird, ſo kann man die vorhandenen Hauptübergänge (Engpäſſe und Brücken) allerdings die Schlüſſelpuncte nennen. Befände ſich eine Feſtung im Mittelpuncte des Operationsfeldes, und böte daſſelbe im Allgemeinen wenig örtliche Bewegungshinderniſſe dar, ſo würde der Begriff von Schlüſſelpunct ſchon nicht mehr anwendbar ſein, denn man kann die eine Hälfte des Operationsfeldes in Beſitz nehmen, ohne deßhalb die Feſtung erobern zu müſſen. Läge aber die Feſtung ſeitwärts oder rückwärts am Rande des Operationsfeldes, ſo würde ihr Wirkungskreis noch viel geringer ſein, befände ſie ſich auch auf dem höchſten Puncte der ganzen Gebirgsumfaſſung. — Wenn nun ſchon der Einfluß von Feſtungen, in und bei welchen die dort aufgeſtellten Truppen eine erhöhte Streitfähigkeit haben, auf den Beſitz der angrenzenden Ländertheile nicht immer entſcheidend genannt werden kann, um ſo viel weniger iſt der Beſitz einer Waſſerſcheide oder eines hohen Berges entſcheidend, und die den ſogenannten Schlüſſelpuncten angedichtete Wichtigkeit zerfällt in Nichts, ſobald durch ſie ein großes Stück Land beherrſcht werden ſoll.

Schlüſſelſtellungen erhalten ihren Werth ebenfalls erſt durch die taktiſche Wirkſamkeit der vorhandenen Streitkräfte, und es iſt darunter nichts weiter zu verſtehen, als eine gut gewählte und den ſtrategiſchen Verhältniſſen völlig angemeſſene Defenſivſtellung (ſ. d.), welche der Feind ungeſtraft nicht umgehen darf. Bei der durch die neuere Kampfweiſe der Armeen entſtandene Verminderung der Flankenwirkung (ſ. d.) gehören aber ſchon ganz beſonders günſtige Localverhältniſſe dazu, wenn der Feind durch ſolche Stellungen am weitern Vordringen gehindert werden ſoll. — Da nun die Begriffe von Schlüſſelpuncten und Schlüſſelſtellungen von ſo vielen topographiſchen Specialitäten und ſtrategiſchen Verhältniſſen bedingt werden, ſcheint es allerdings beſſer zu ſein, ſich dieſer Ausdrücke ganz zu enthalten, und dafür lieber Stützpunct, Centralpunct, Angriffspunct zu ſagen, wobei das Verhältniß durch den Zuſatz ſtrategiſch oder taktiſch noch näher bezeichnet werden kann. — Neue Kunſtausdrücke ſind nur dann von Nutzen, wenn die Theorie dadurch an Klarheit gewinnt. Dieſe Redefiguren haben aber jedenfalls mehr geſchadet als genützt. Pz.

Schmalkaldiſcher Bund, geſchloſſen am 27. Febr. 1531 in der heſſiſchen Stadt Schmalkalden.

Die Antwort, welche die der neuen proteſtantiſchen Lehre ergebenen deutſchen Fürſten und Grafen, auf ihre beim Reichstage zu Augsburg am 25. Juni 1530 übergebene Confeſſion im Reichsabſchiede vom 19. Nov. deſſelben Jahres vom Kaiſer Karl V. erhielten, hatte ihnen nur zu deutlich gezeigt, was ſie von dieſem zu erwarten und daß es an der Zeit ſei, auf die Sicherung ihres Glaubens zu denken. Um ſich aber gegen jeden Angriff in gehörige

Verfaſſung zu ſetzen, verſammelten ſich die Genoſſen der Partei am 22. Decemb. 1530 zu S., trennten ſich aber, ohne ein Bündniß zu Stande gebracht zu haben, mit dem Beſchluſſe, vorher eine Vorſtellung an den Kaiſer ergehen zu laſſen, daß er dem Reichsfiscal und Kammergerichte verbieten ſolle, Prozeſſe in Religionsſachen gegen ſie vorzunehmen. Als aber der Kaiſer zu Aachen den Beſcheid ertheilte, daß er die Sache überlegen wolle und ſich unmittelbar darauf nach den Niederlanden begab, kam auf einer zweiten Verſammlung zu S. — den 27. Februar 1531 — das Bündniß wirklich zum Abſchluß. Durch daſſelbe verpflichteten ſich — vorläufig auf 6 Jahre — der Kurfürſt Johann von Sachſen nebſt ſeinem Sohne Johann Friedrich, die Herzoge Philipp, Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Heſſen, der Fürſt Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und die Städte Straßburg, Ulm, Conſtanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Yöni, Lübeck, Magdeburg und Bremen, auf den Fall, daß einer derſelben oder ihrer Unterthanen, der Religion oder einer damit verwandten Sache wegen befehdet oder vergewaltiget werden ſollte, einander ohne Verzug und nach höchſtem Vermögen beizuſtehen, und keiner ohne des andern Wiſſen mit den Feinden Stillſtand oder Frieden zu machen. Am 29. Sept. 1536 wurde eine neue Zuſammenkunft zu S. gehalten und auf derſelben die Formel des erneuerten und verlängerten Bundes von allen anweſenden Bundesgenoſſen oder deren Geſandten vollzogen und unterſiegelt. Der Inhalt war dem vom Jahre 1531 völlig gleich, nur wurde noch eingerückt, daß die Herzoge Ulrich von Würtemberg, Baiern und Philipp von Pommern, die Fürſten Johann, Georg und Joachim von Anhalt und die Städte Augsburg, Frankfurt, Kempten, Hannover, Hamburg und Minden, auf ihr Anſuchen, in den Bund wären aufgenommen worden, und daß dieſer vom 18. Febr. 1537 an auf zehn Jahre verlängert ſein ſollte. Auch wurden unter den Bundesgliedern noch die Städte Eßlingen, Braunſchweig, Goslar, Göttingen und Einbeck genannt, die ſeit 1531 dem Bunde ebenfalls beigetreten waren; zugleich wurde auf dieſer Zuſammenkunft eine Bundesverfaſſung errichtet. Ferner ward beſtimmt, wie viel ein Jeder, zur Unterhaltung einer ſtehenden Armee von 10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde an Gelde beitragen ſollte. Zu Hauptleuten des Bundes ernannte man den Kurfürſten von Sachſen (ſeit 1532 Johann Friedrich) und den Landgrafen von Heſſen, und beſchloß 13 Kriegsräthe zu beſtellen, die in Kriegszeiten mit dem Hauptmann über alle Sachen handeln, rathſchlagen und beſchließen, und bei entſtandenen Irrungen den Ausſpruch thun ſollten. Das oberſte Regiment ſollte zwiſchen den beiden Hauptleuten alle halbe Jahre abwechſeln, ſo daß der Kurfürſt allemal von Johannis bis zu Weihnachten und der Landgraf von Weihnachten bis Johannis regierender Hauptmann ſein ſollte, eine Einrichtung, welche, eben ſo wie die verſchiedenen Temperamente der Anführer — der Kurfürſt war pflegmatiſch, der Landgraf heftig — dem Bund höchſt nachtheilig wurde. Uebrigens wurde in dieſer, wie in der frühern Bundesformel ausdrücklich erklärt, daß dieſe Vereinigung weder wider Kaiſer noch wider einen Reichsſtand oder ſonſt jemanden, ſondern blos vertheidigungsweiſe geſchloſſen ſein ſollte. Auf demſelben Convent wurden auch die von Dr. Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, bekannt unter dem Namen der Schmalkaldiſchen Artikel, von allen anweſenden Theologen unterſchrieben. Ungeachtet dieſe beſonders gegen die Gewalt des Papſtes gerichteten Artikel, bald einen allgemeinen Krieg erwarten ließen, ſo

wurde dennoch der Friede von beiden Seiten erhalten. Die fortwährend drohende Gefahr der Türkenkriege hatte schon nach kurzer Zeit den Religionsfrieden zu Nürnberg (1532) herbeigeführt, der aber mehr ein Waffenstillstand als ein Friede zu nennen war. Dennoch ward durch glückliche Zufälle, und vor allen durch den dritten Krieg zwischen Kaiser Karl und dem König Franz I. von Frankreich, die Ruhe länger erhalten, als die wechselseitig aufgereizte Eifersucht und das wachsende Mißtrauen, zumal nach Erneuerung und Vergrößerung des S. B. — den 9. April 1538 trat auch der König von Dänemark dem Bunde bei — erwarten ließ. Die Katholiken setzten dem S. B. den 10. Juli 1538 den zu Nürnberg geschlossenen heiligen Bund entgegen, dessen Mitglieder außer dem Kaiser und seinem Bruder, dem römischen König Ferdinand, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Herzoge von Baiern, der Herzog Georg von Sachsen und Erich der ältere und Heinrich der jüngere von Braunschweig waren. Die Mitglieder verpflichteten sich den Nürnberger Religionsfrieden zwar unverletzt zu lassen und keinen von den protestantischen Ständen anzugreifen, sich aber im Fall eines Angriffs mit aller Macht beizustehen; die Obersten dieses Bundes waren Herzog Ludwig von Baiern und Heinrich der jüngere von Braunschweig. Dieser Gegenbund der Katholischen konnte, so lange er nicht durch mehrere Mitglieder verstärkt wurde, die Protestanten nicht besorgt machen, da die protestantische Lehre sich bereits im Reiche so ausgebreitet hatte. Die einzige Unternehmung, welche sich die Häupter des S. B. erlaubten, war 1542 gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher die zum Bunde gehörigen Städte Braunschweig und Goslar hart bedrängte; sie eroberten im Juli 1542 sein ganzes Land, regierten es gemeinschaftlich und führten überall die Reformation ein. Der vertriebene Herzog floh nach Baiern, weil vom Kaiser damals keine Hilfe zu erwarten war, da dieser eben seinen vierten Krieg mit Franz I. führte. Als aber dieser Krieg durch den Frieden zu Crespy (1544) beendiget, die Protestanten jeder auswärtigen Stütze beraubt, und letztere das zu Trient eröffnete Concilium verwarfen, begann der Kaiser den Krieg gegen den S. B. Nach Besiegung der Mitglieder des oberländischen Bundes (1546) in Schwaben, Franken, am Rhein und an der Donau, brach der Kaiser im folgenden Jahre nach Sachsen auf; die Schlacht bei Mühlberg (s. d.) und die Gefangennehmung des Landgrafen Philipp von Hessen vollendeten die Auflösung des Bundes. Ungeachtet der völligen Vernichtung desselben wurden dennoch fünf Jahre später seine Hauptzwecke vollkommen erreicht (s. den Art. Moritz, Kurfürst von Sachsen und Passauer Vertrag). —

(Vergl. K. A. Menzel neuere Geschichte der Deutschen von den Reformation bis zur Bundesacte. L. G. Heinrichs deutsche Reichsgeschichte. 5. Bd.). Gtz.

Schmettau, Samuel, Graf von, königl. preuß. General-Feldmarschall, Großmeister der Artillerie, Curator der königl. Akademie der Wissenschaften, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, geb. 1684 zu Berlin, wo sein Vater unter König Friedrich I. geheimer Rath war, stammt aus einem altadeligen ungarischen Geschlecht, welches sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Grafschaft Glaz niederließ. Vorzüglich geistige Anlagen, durch eine treffliche Erziehung unterstützt, brachten den jungen S. schon im frühen Alter auf eine hohe Stufe wissenschaftlicher Bildung. Bei seiner Neigung zum Militärstand widmete er sich vorzugsweise dem Studium der Geographie und Mathematik. In einem dänischen Kürassierregiment, dessen Chef Graf Wilhelm v. Schmettau, sein

bei, war, betrat er 1700 als Cadet zuerst die Feldzerische Laufbahn
chte den Feldzug in den Niederlanden mit, und befand sich als Inge-
rvolontair unter dem berühmten Cohorn bei der Belagerung von Bonn.
Jahr 1703 stand er als Lieutenant in dem ansbachischen Dragonerregi-
et des Generals Schmettau, und wurde wegen seines tapferen Benehmens
der Schlacht bei Hochstedt zum Hauptmann befördert, machte aber bald
auf abermals als Ingenieurvolontair den Belagerungen von Ostende,
ein, Dudenarde, und nach der Einnahme von Ryssel denen von Gent,
ggse und Tournay bei. Zu dieser Zeit Major und Adjutant des Erb-
zen von Hessen, machte S. die Bekanntschaft des durch die Vertheidi-
g Corfu's berühmten Grafen von der Schulenburg, der ihn dem Prin-
Eugen empfahl. Unter diesem Feldherrn focht er in den Schlachten
Malplaquet und Denain, später aber am Rhein. Als das Regiment
Schmettau in sächsische Dienste kam, trat S. gleichfalls mit dahin über.
Ruf seiner ausgezeichneten militärischen Talente hatte sich so allgemein
breitet, daß sogar Karl XII. von Schweden ihm das Patent als General-
rtiermeister zusendete. Diese Ernennung kam aber zu spät, da sich S.
n. mit den Sachsen auf dem Marsche nach Stralsund befand. Von
ging er nach Polen, wo ihn der König nach dem siegreichen Gefecht
Kowallewo, zu welchem S. den Plan selbst entworfen hatte, zum Ober-
der Artillerie ernannte. Im Jahre 1717 als Volontair nach Ungarn
ckte, kehrte er nach der Schlacht bei Belgrad nach Dresden zurück,
te aber schon im folgenden Jahre abermals ein Corps Sachsen gegen
Türken. Bei seinem nachherigen Aufenthalt in Wien erneuerte Prinz
n. die an ihn schon früher ergangene Aufforderung, in östreichische
ste zu treten, die er auch dießmal mit Bewilligung seines Monarchen
hm, und so, 1719, kaiserlicher Generalmajor wurde. Unter Commando
Grafen Mercy in Sicilien war er mit bei der für die östreichischen
ffen unglücklichen Schlacht von Villafranca, und seine neue Laufbahn
sich eben nicht sehr günstig für ihn zu gestalten; doch hatte er bald
auf das Glück, Messina zur Uebergabe zu zwingen. Nach dem Frieden
eilte der Kaiser S. den Auftrag, eine Karte von Sicilien zu entwerfen,
er entledigte sich dieses Auftrags mit unermüdlicher Thätigkeit schon
Verlauf eines Jahres. Mit dieser zugleich überreichte S. noch einen
tisch-topographischen Aufsatz über diese Insel, nebst einem Entwurf einer
ckmäßigen Vertheidigung derselben. Bis zum Tode Karl's VI. hatte Graf
nettau sich in den Feldzügen von Ungarn, Oberitalien, Corsika, Deutsch-
u. s. w. stets neue Lorbeeren errungen, ward 1735 Feldzeugmeister
1741 zum Feldmarschallieutenant erhoben. Beim Ausbruche des
ges zwischen Oestreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preuß-
Vasall in seine Dienste, und gern folgte er diesem Rufe, da Neid und
unst ihm in Wien manchen Verdruß bereiteten. Da indeß S. nicht
gegen Oestreich fechten mochte, brauchte ihn der König als Gesandten
den Höfen Ludwig's XV. und Karl's VII., von welchem Letztern er und seine
chkommen in den Grafenstand erhoben wurde. Nach Beendigung des 1.
sischen Krieges war die Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaf-
zu Berlin eine der ersten Handlungen Friedrich's, und er ernannte S.
ssem Präsidenten. Als solcher war er eifrig bemüht, die wissenschaft-
n Unternehmungen der Akademie, besonders das Fortschreiten der Geo-
ie, in welcher er selbst ausgezeichnete Kenntnisse besaß, zu befördern. Die
sglichsten Karten, die er selbst entworfen, sind die von Sicilien, der bei-
Herzogthümer von Mecklenburg und eine topographisch-militärische Karte

von Böhmen, welche kostbare Sammlung der Großherzog Karl August für die Bibliothek von Weimar ankaufte. Einige Zeit vor seinem Tode hatte Graf S. einen Quadranten nach Ilsenburg bringen lassen, nicht allein um den Brocken genau zu messen, sondern hauptsächlich diese Messung der Harzgegenden mit andern im Hessischen in Verbindung zu bringen, und er selbst begab sich zu diesem Zweck nach Cassel; allein die dortige Regierung, die ihm manche Schwierigkeit in den Weg legte, und Krankheit, hinderten ihn an der Ausführung seines schätzbaren Unternehmens. S. kehrte nach Berlin zurück, und starb daselbst 1751 im 68. Jahre seines Alters. Auch sein 2. Sohn, geb. 1744, und königl. preuß. General, hat sich wie sein Vater, große Verdienste um die Erdkunde erworben, indem er, von dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufgemuntert, auf seine eignen Kosten, die Vermessung eines großen Theils der preuß. Monarchie unternahm, und von ihm hat man die Karten aller Marken von Pommern, Magdeburg, Halberstadt und der Herrschaft Mansfeld. Ein Bruder des Feldmarschalls, Karl Christoph, geb. 1696, stand anfänglich in östreichischen, später aber, während des 7jährigen Krieges, als Generallieutenant in preuß. Diensten und zeichnete sich namentlich durch seine Vertheidigung Dresdens im Jahre 1759 aus. M. G.

Schömberg (auch Schomburg) **Friedrich Armand, Graf von**, Marschall von Frankreich, General en chef der kurfürstlich brandenburgischen Truppen, Generalissimus der englischen Landarmee ꝛc., war im December 1615 zu Heidelberg geb., und stammte aus der rheinländisch protestantischen Linie der altadeligen Familie von Schömberg, deren Namen vielfach in der deutschen und französischen Geschichte verwebt sind. Seine Eltern waren Johann Meinhard, Graf von Schömberg, kurpfälzischer Obermarschall der Ober- und Niederpfalz, und Anna Dudley, eine Tochter Eduard Suttons Lords Dudley. Kurz nach seiner Geburt verlor Friedrich von Schömberg seine Eltern, und seine Großmutter Dorothea v. Schömberg übernahm seine Erziehung. Sie schickte ihn 1626 nach Sedan, wo damals die berühmteste Bildungsanstalt für den jungen protestantischen Adel war, und 1630 zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris. Hier verweilte er jedoch nicht lange, unternahm vielmehr eine kurze Reise nach England, und ging von da zur Hochschule nach Leyden, wo er sich besonders der Mathematik widmete. In seinem 17. Jahre begab sich S. als Volontair zum Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, nahm aber erst 1634 unter dem Herzog Bernhard v. Weimar förmlich Kriegsdienste, und war hier bei der unglücklichen Schlacht von Nördlingen (28. August 1634) gegenwärtig. Im Jahr 1635 warb er auf seine eigenen Kosten eine Compagnie zu dem Regiment des nachmaligen Marschalls Grafen v. Ranzau, führte dieselbe nach Calais, und that sich bei mehreren Gelegenheiten rühmlichst hervor. Im folgenden Jahre warb er in Westphalen abermals Truppen für den Grafen Ranzau, doch wurde ein Theil derselben aufgehoben, und so scheiterte der Hauptzweck dieser Werbung, der Entsatz von Ehrenbreitenstein, welches von Johann von Werth nach 15monatlicher Belagerung eingenommen wurde. S. nahm bald hierauf seinen Abschied, ging nach Oberwesel, übernahm die Verwaltung seiner Güter und vermählte sich am 30. April 1638 mit seiner Cousine Johanne Elisabeth v. Schömberg. Nur kurze Zeit indessen vermochten häusliche Angelegenheiten den jungen S. vom Kriege abzuziehen. Er trat 1639 als Lieutenant in die Dienste des Prinzen von Oranien, der ihn 1642 zum Rittmeister beförderte. Leider ist das Tagebuch Schömberg's über diese Zeit verloren gegangen, und vermöge sei-

nes niederen Grades wird sein Name von den Geschichtschreibern nur bei der Eroberung von Gennap im Cleveschen (1641), von Sas de Gent 1644 und von Hulst 1645 genannt. Nach dem Frieden ernannte ihn Wilhelm II. v. Oranien, der ihn sehr lieb gewonnen, zu seinem ersten Kammerherrn, und S. bezahlte die Gunst seines Herrn mit dem Haß der Holländer, deren Liebe Wilhelm II. nie zu erwerben verstand. Als daher dieser Fürst am 7. Nov. 1650 starb, blieb S. auch nur so lange in Holland, als es zum Schutze der Wittwe seines Herrn nöthig war. Er ging darauf nach Frankreich, und wurde daselbst mit dem Range eines Marschals de camp als Kapitänlieutenant der schottischen Gensdarmes angestellt. Mit seinem Uebertritt in französische Dienste verwandelte er seinen Namen, gleich dem noch in Frankreich lebenden Marschall Schömberg in Schomburg, und nahm zu gleicher Zeit den Grafentitel an, den er von einem Vetter ererbte. Der Krieg Frankreichs gegen Spanien, in welchem sich Turenne und Condé gegenüberstanden, rief S. von Neuem nach den Niederlanden, und hier erwarb er sich nach den Eroberungen von Rhetel, St. Manehout 1653, nach dem glücklichen Entsatz von Arrac und der Wegnahme von Quesnoy (1654) den Grad eines Generallieutenants. Noch in dem letztgenannten Jahre ging S. nach Deutschland, warb daselbst ein Infanterieregiment, und kehrte 1655 noch früh genug zur französischen Armee zurück, um den Eroberungen von Landrecies, Condé und St. Guilain beizuwohnen. Ludwig XIV. ernannte ihn zum Gouverneur der letzteren Stadt, welche als Festung nur unbedeutend war. S. sah sich daher auch genöthigt, als er im Anfange des Jahres 1657 unerwartet von einem 12,000 M. starken spanischen Corps angegriffen wurde, nach einer kurzen Vertheidigung am 22. März, zu capituliren. Die 600 M. Besatzung führte er mit Waffen und Gepäck nach Guise, und erhielt nach der Eroberung von Bourbourg (18. Septbr.) das Gouvernement dieser Stadt, deren Behauptung eben so wichtig, als schwierig war. In der entscheidenden Schlacht an den Dünen (s. d.) commandirte S. das zweite Treffen des linken Flügels, und zeichnete sich in dieser für die französischen Waffen so glücklichen Schlacht, wie in der dadurch bedingten Eroberung von Dünkirchen 15. Juni 1658 durch seinen Muth u. seine Umsicht aus. Turenne zählte daher auch den Grafen v. S. zu seinen vorzüglichsten Generalen und gab ihm häufig selbstständige Aufträge, welche S. stets zu seiner Zufriedenheit ausführte. — Der pyrenäische Friede aber, welcher am 7. Nov. 1659 dem Kriege ein Ende machte, eröffnete S. eine neue Laufbahn, auf welcher ihm kein Turenne den ersten Platz streitbar machte. — Spanien verwandte die bis jetzt gegen Frankreich benutzten Truppen zur Eroberung von Portugal, welches sich 1640 gewaltsam von der Krone Spaniens losgerissen hatte. Nichts fehlte dem jungen Königreiche mehr, als geschickte und erfahrene Officiere, und S. nahm die Aufforderung welche ihm die portugiesische Regierung im August 1660 machte, an, verließ die französischen Dienste, und begab sich mit 400 bis 500 M. gedienter Soldaten und Officiere nach Portugal, wo er unfern Lissabon am 13. Nov. 1660 landete. Er wurde, wie ihm versprochen, zum Mestre de camp der Provinz Alemtejo ernannt, und erhielt einen jährlichen Gehalt von 14,000 Kruzaden und 4000 Kruzaden für seine beiden Söhne Friedrich und Meinhard, welche ihn nach Portugal begleitet hatten. — Vor Allem mußte S. hier zuerst die ihm untergebenen Truppen an französische Disciplin gewöhnen, eine geregelte Lagerordnung einführen, und nur die späte Eröffnung des Feldzuges ließ ihn diesen Zweck erreichen.

Don Juan d'Auſtria eröffnete denſelben erſt im Juni (1661), indem er an der Spitze eines ſpaniſchen Heeres von 10,000 M. Infanterie und 5000 M. Cavalerie von Badajoz aus in die Provinz Alemtejo einfiel. Zwar konnten die Portugieſen ihm erſt im Juli 13,000 M. gegenüberſtellen, dennoch war die Einnahme von Arronches nördlich von Elvas der einzige erwähnungswerthe Vortheil, den Don Juan erkämpfte. Nur wenig erfolg- und thatenreicher war der Feldzug von 1662. Der ſpaniſche Feldherr drang im April deſſelben Jahres mit 9000 M. Infanterie und 5000 Pferden in Portugal ein. S. hatte Eſtremoz weſtlich von Elvas auf der großen Straße nach Liſſabon zu einem Waffenplatz geſchaffen, und bezog bei dieſer Stadt ein feſtes Lager. Don Juan wagte die Portugieſen hier nicht anzugreifen, begnügte ſich mit einem kurzen Bombardement und wandte ſich darauf ſüdöſtlich gegen Ferumeha an der Guadiana. Am 9. Juni capitulirte dieſe Feſtung, ohne daß S. für die Erhaltung derſelben etwas hätte beitragen können, da er ſich in allen ſeinen Unternehmungen durch den Ehrgeiz und den Widerſpruch der portugieſiſchen Generale gehindert ſah. Unwillig hierüber forderte er ſeine Entlaſſung. Doch als ihn Ludwig XIV. ermahnte, in Portugal auszuharren und Hilfstruppen, über welche er den Oberbefehl führen ſollte, verſprach, und der König von England zum Krieg gegen Spanien 3000 M. nach Portugal überſchiffte, und ihn ebenfalls zum General über dieſelben ernannte, ließ ſich S. bewegen, ſein Entlaſſungsgeſuch zurückzunehmen. Im Jahre 1663 ſchien das Glück abermals die Spanier begünſtigen zu wollen, denn Don Juan eroberte die bedeutende Feſtung Ebora, ehe die portugieſiſche Armee von Eſtremoz zum Entſatze herangerückt war. Als aber Don Juan von Ebora nach Arronches marſchiren wollte, um hier Verſtärkungen an ſich zu ziehen, wurde er am 8. Juni bei Eſtremoz von S. geſchlagen, wobei die Spanier allein 5000 Kriegsgefangene und alle Früchte der Eroberung von Ebora verloren. König Alphons rief den Grafen Villaflor von der Armee ab, ernannte den Marquis von Marialva zum Generaliſſimus, den Grafen von S. aber zum Kriegsgouverneur der Provinz Alemtejo und unter dem Namen eines Grafen von Mertola zum Grand von Portugal. Der Feldzug von 1664 war thatenlos und nur die Eroberung von Valencia, d'Alcantara (14. Juni) durch die Portugieſen iſt zu erwähnen. Im Juni des folgenden Jahres aber belagerte Caracena, der an Don Juan's Stelle die ſpaniſche Armee befehligte, die Stadt Villa-Vicioſa, und nahm ſie nach kurzem Widerſtande ein. Doch ſchon am 17. Juni griff S. die Spanier mit einem Heere von 12—13,000 M. Inf. und 5000 M. Caval. an, und erfocht bei Villa-Vicioſa (ſ. d.) einen vollſtändigen Sieg. Die Spanier zogen ſich über die Guadiana zurück, und nach einigen erfolgloſen Märſchen und unbedeutenden Gefechten ward auch dieſer Feldzug beſchloſſen. S. begann jedoch ſchon im Januar 1666 die Feindſeligkeiten wieder, unternahm einen Streifzug in Andaluſien, wobei er am 23. Jan. Alqueria de la Puebla und am 24. Payamogo zur Uebergabe zwang. Im April wiederholte er ſeinen Einfall, eroberte St. Lucar, war jedoch Anfangs Juni wieder in Eſtremoz. Die Intriguen der beiden feindlichen Höfe zu Madrid und Liſſabon zogen die Aufmerkſamkeit vom Kriegsſchauplatz ab; von keiner Seite wurde daher etwas Erwähnungswerthes unternommen, ſo daß ſich S. auch 1667 begnügen mußte, einige Streifzüge nach Spanien zu unternehmen, die ohne Reſultate blieben. Wie ſehr man auch am portugieſiſchen Hofe verſuchte, den Grafen S. in die Intriguen zu verwickeln, durch welche Alphons VI. den Thron verlor, und ſein Bruder Don Pedro zur Regierung berufen wurde, ſo hielt er ſich doch ſo viel als

möglich, davon entfernt. Er befand sich während der Thronumwälzung in seiner Provinz, und führte gegen Spanien noch einige glückliche Coups aus, ehe am 13. Febr. 1668 der Friede mit Spanien geschlossen wurde. S. beschloß darauf, Portugal zu verlassen, wo man seines Armes ferner nicht mehr bedurfte. Sein ältester Sohn Friedrich führte die englischen Hilfsvölker nach ihrer Heimath zurück, er selbst schiffte sich mit den französischen Truppen am 8. Juni 1668 ein, und landete am 14. in Rochelle. Da seine Gemahlin während seines Aufenthalts in Portugal gestorben war, und ihm sonach kein Familienband mehr an Deutschland fesselte, ließ er sich in Frankreich naturalisiren, kaufte sich unfern Paris die Herrschaft Coubert, und wurde fortan von Ludwig XIV. mit Gnadenbezeugungen überhäuft, der ihm sogar die Honneurs du Louvre und seiner zweiten Gemahlin Susanne von Aumale (1669) das Tabouret zugestand. (Bekanntlich bestanden die Honneurs du Louvre in der Erlaubniß, mit dem Wagen in dem innersten Hof des Schlosses, wo der König jedesmal residirte, hineinfahren zu dürfen, und das Tabouret in dem Vorzuge der Damen, sich in Gegenwart der Königin auf ein Tabouret niederzulassen.) — An dem 1672 gegen die Niederlande ausbrechenden Kriege nahm S. anfänglich nicht Theil, dagegen trat er auf die Bitten des Königs Karl II. von England im Juni 1673 als Kapitain-General der sämmtlichen Landtruppen unter dem Prinzen Robert von der Pfalz in englische Kriegsdienste. Im Juli (1672) ging er mit 6000 M. Infanterie und einiger Cavalerie zur See, allein die beabsichtigte Landung in Holland wurde nach der unglücklichen Seeschlacht im Texel (27. August) aufgegeben und so bekam S. als englischer Kapitain-General keinen Feind zu sehen. Die Verbesserung der inneren Organisation des englischen Heeres war jetzt sein Hauptaugenmerk, wovon verschiedene dem Könige eingereichte Memoiren den Beweis liefern. Als aber S. oft seine wichtigsten Vorschläge unbeachtet sah, kehrte er schon im November desselben Jahres nach Frankreich zurück. Hier nahm der Krieg mit Holland seine Thätigkeit in Anspruch. Vom Nov. 1673 bis zum Febr. 1674 commandirte er die Armee zwischen der Sambre und der Maas, dann aber übertrug ihm Ludwig XIV., nachdem er ihn zum Herzog erhoben hatte, das Commando über die in der Grafschaft Roussillon gegen Spanien bestimmten Truppen. Diese bestanden etwa aus 10—12,000 M. Landmilizen und 10,000 M. neu ausgehobener Linientruppen. Die spanische Armee, welche der Graf St. Germain befehligte, war nur 10—14,000 M. stark, aber es waren altgediente Soldaten, und daher vermochte S. trotz seines numerischen Uebergewichts nicht, Vortheile gegen die Spanier zu erringen; diese nahmen vielmehr Bellegarde und erkämpften außerdem unweit dieser Stadt im Juni (1674) nicht unbedeutende Vortheile über die Franzosen. Als aber ein Theil der hier verwandten spanischen Truppen nach Sicilien abgehen mußte, zog sich der Ueberrest derselben im October nach Catalonien zurück. S. unternahm daher im folgenden Jahre (1675) einen Streifzug nach Catalonien, und war darauf so glücklich, Bellegarde am 29. Juli zur Uebergabe zu zwingen. Tags darauf erhielt er die Würde eines Marschalls von Frankreich, und begab sich, nachdem seine Truppen in der Cerdaigne Winterquartiere bezogen, nach Paris, wo man ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, daß er bei seinen geringen Mitteln das Mögliche geleistet habe. Während S. an den Pyrenäen kämpfte, war der Krieg am Rhein, an der Maas und an der Sambre fortgesetzt worden. Im Jahr 1676 stellte sich Ludwig XIV. selbst an die Spitze der Armee in Flandern, und wählte sich zu seinen Generallieutenants S. und vier an-

dere seiner Marschälle. Am 26. April fiel Condé in die Hände der Franzosen, und am 11. Mai standen sich die feindlichen Heere bei Valenciennes gegenüber, aber weder Wilhelm III. von Oranien noch Ludwig XIV. wagte die Schlacht. Letzterer übertrug am 4. Juli das Heercommando an S. Wilhelm III. hingegen war zur Belagerung von Mastricht (s. d.) geschritten. Noch zur rechten Zeit eilte S. am 27. Juli zum Entsatz dieser wichtigen Festung herbei, welche allein eine Besatzung von 6000 Mann hatte. Am 2. Sept. trat S. seinen Rückmarsch von Mastricht an, ging am 9., den Prinzen von Oranien geschickt täuschend, bei Cinq Etoiles über die Mehaigne, und führte die Armee nach Cambrecis in die Winterquartiere. Den Feldzug von 1677 eröffnete Ludwig XIV. abermals in Person; sein Heer war gegen 50,000 M. stark, und schon am 17. März fiel Valenciennes und im April Cambray in seine Gewalt. An beiden Eroberungen hatte S. Theil, nicht aber an der späteren Schlacht von Mont-Cassel und der Einnahme von St. Omer, denn bereits am 22. Mai war er nach Sedan abgegangen, um dort den Befehl über die daselbst versammelte Observationsarmee zu übernehmen. Im Jahre 1678 war S. im März bei der Einnahme von Gent und von Ypern gegenwärtig, und erhielt dann den Auftrag, mit 10—12,000 Mann die rückständigen Contributionen im Jülichschen einzutreiben. Anscheinend wichtiger war sein Auftrag, der ihm im folgenden Jahre ward, mit 20,000 M. in das Herzogthum Cleve zu rücken, um den großen Kurfürsten von Brandenburg zum Frieden zu zwingen, nachdem derselbe sich geweigert, dem Frieden von Nimwegen beizutreten. Der Friede von St. Germain, den der große Kurfürst mit Frankreich schloß, kam aber der förmlichen Eröffnung der Feindseligkeiten zuvor. — Jetzt ruhte S. einige Jahre lang von seinen kriegerischen Anstrengungen aus und nur gewichtige Gründe konnten ihn abhalten, an dem Entsatz von Wien Theil zu nehmen, worüber er sich lange nicht beruhigen konnte. Er hielt sich in dieser Zeit theils am Hofe des Königs Ludwig, theils in seinen eigenen Besitzungen auf, bis das Jahr 1684 ihn abermals auf den Kampfplatz rief. Ludwig XIV. versammelte seine Armee (40,000 M.) in diesem Jahre bei Condé und übertrug dem Grafen S., welcher unter ihm zunächst commandirte, die Belagerung von Luxemburg (s. d.) zu decken, welches sich am 4. Juni ergab. Im August stellte der König S. an die Spitze eines 30,000 M. starken Heeres, welches vom Elsaß aus Deutschland zu dem Waffenstillstand zwingen sollte, der auch am 15. August auf 20 Jahre geschlossen wurde. — S. stand jetzt auf der höchsten Stufe seiner Laufbahn, er besaß das volle Vertrauen und die größte Gunst seines Herrn, aber der Widerruf des Edicts von Nantes, am 22. Octbr. 1685, zerstörte auch sein Glück, welches in Frankreich dauernd zu sein schien. Man stellte ihm, der Frankreich 35 Jahre treu gedient, die Wahl, die katholische Religion anzunehmen, oder nach Portugal auszuwandern. S. zog es vor, zeitliche Güter und Vortheile der Religion zu opfern, schiffte sich nach Portugal ein und landete daselbst im April 1686. Hier fand er das Andenken an seine dem Lande geleisteten Dienste noch frisch und wurde vom Volke mit Enthusiasmus empfangen. Trotz dessen hatte er auch hier Verfolgungen wegen seines Glaubens zu bestehen, und da ihm die vielfachen Bekehrungsversuche lästig wurden, so verließ er schon im Februar 1687 auch dieses Land und begab sich nach dem Haag. Hier besprach er mit Wilhelm von Oranien die nachher erfolgte Landung in England, und lernte daselbst auch den großen Kurfürsten kennen, welcher beschloß, ihn in seine Dienste zu nehmen, da der damalige Feldmarschall

Derflinger (s. d.) schon sehr schwach und zum Dienst fast untauglich war. S. reiste 1687 nach Berlin, ward am 29. April zum wirklichen geheimen Staats- und Kriegsrath, Statthalter des Herzogthums Preußen, General en chef über alle kurfürstlichen Armeen und Truppen, mit 30,000 Thlrn. jährlichem Gehalt und dem unmittelbaren Range nach den Prinzen von Geblüt ernannt und erhielt außerdem vom Kurfürsten einen Palast, — das jetzige Königspalais — erbaut. Den französischen Flüchtlingen leistete S. hier große Dienste, er bewog den Kurfürsten aus lauter französischen Edelleuten die Musketairs zu Pferde zu errichten, und ihn zum Obersten derselben zu ernennen. Sein Einfluß, den er außerdem auf die brandenburgische Heeresverfassung hatte, war von großem Werth, namentlich trug er dazu bei, den Geschäftsgang zu vereinfachen und unnütze Zwischenbehörden abzuschaffen. Nach dem Tode des großen Kurfürsten verließ er inzwischen auch diesen Dienst wieder, um dem Prinzen von Oranien in der Besitznahme des englischen Thrones beizustehen. Am 5. Nov. 1688 landete er mit Wilhelm III. an der englischen Küste. Jakob II. floh ohne Widerstand zu leisten nach Frankreich, und ohne einen Tropfen Blut zu vergießen zog Wilhelm III. mit S. in London ein. Nicht so leicht wie erworben, war der neue Thron zu erhalten. Unterstützt von Frankreich landete Jakob in Irland, wo das Volk aufstand, seine Rechte zu vertheidigen. Noch ehe S. die Waffen ergriff, diesen Aufstand zu dämpfen, wurde er in England naturalisirt (9. März 1689), erhielt die englische Herzogswürde, den Orden vom blauen Hosenbande, und, um ihn für seine in Frankreich confiscirten Güter zu trösten, ein Geschenk von 100,000 Pf. Sterling. Der König Wilhelm ernannte ihn außerdem zum Generalissimus der englischen Armee und zum Grand maitre der Artillerie. — Im August 1689 landete S. von allen diesen Gnadenbezeugungen überhäuft, aber nur mit geringen Streitmitteln versehen, bei Bangor in Irland. Seine Truppenzahl betrug anfänglich nicht mehr als 6000 M., wurde aber nach und nach durch 8—9000 M. verstärkt. Die Armee Jakob's war gegen 40,000 M. stark, worunter sich freilich nur wenig regelmäßige Truppen befanden. S. begann trotz dieser Uebermacht den Feldzug glücklich, Carrickfergus fiel am 28. August mit einer Besatzung von 1200 M. in seine Gewalt und Belfas ergab sich ihm ohne Widerstand zu leisten. Am 7. Septbr. war er mit seinem Heere bis Dundalk vorgerückt, und bezog hier ein Lager, um neue Verstärkungen und Lebensmittel abzuwarten. Jetzt aber begannen Entbehrungen aller Art das kleine Heer zu belästigen; die Gegend rings umher war verlassen und verwüstet. Zu dem Hunger gesellte sich noch das Lagerfieber, und beide rafften mehr Opfer hinweg als eine unglückliche Schlacht gekostet haben würde. Die irländische Armee wagte aber trotz ihrer Ueberzahl nicht, die Engländer anzugreifen, sie hoffte, Hunger und Krankheit würden sie vernichten. Zwar erschien dieselbe am 21. Septbr. im Angesicht des festen englischen Lagers, zog sich aber, da S. sich aus seiner Stellung nicht locken ließ, nach Atherdee zurück, wo ebenfalls Mangel und Krankheit unter den Truppen Jakob's II. so heftig zu wüthen begann, daß am 6. Octbr. das Lager aufgehoben wurde. S. folgte diesem Beispiele, bereits 8000 M. waren von seinen Truppen im Lager gestorben, und der Ueberrest bedurfte der Ruhe in den Winterquartieren. Im folgenden Jahre (1690) andete Wilhelm III. selbst in Irland mit einer bedeutenden Truppenzahl. Bei Belfas vereinigte er sich mit S. und die gesammte Armee bestand nun aus 30—40,000 M. Die Irländer hatten sich durch Besatzungen vielfach geschwächt und standen nur 27,000 M. stark am Boynefluß, aber in

vortheilhaften Stellung. Am 10. Juli wollte der König Wilhelm den Uebergang über die Boyne erzwingen und S. commandirte das Centrum der Armee. Seine letzte Schlacht sollte ein entscheidender Sieg sein. Er wurde nach dem Uebergang über den genannten Fluß von einer Cavalerieabtheilung angegriffen und endigte unter feindlichen Säbelhieben in seinem 75. Jahre sein vielbewegtes Leben. — S. hatte den drei berühmtesten Fürsten seines Jahrhunderts ruhmvoll gedient, Ludwig XIV., Friedrich Wilhelm und Wilhelm III. — Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Patricius in Dublin beigesetzt, doch erst 40 Jahre nach seinem Tode wurde ihm durch den berühmten Dr. Jonathan Swift ein Denkmal aus schwarzem Marmor gesetzt. S. war von mittler Größe, hatte eine lebhafte Farbe und dauerhafte Gesundheit, etwas Großes in der Miene und besonders eine vortreffliche Haltung zu Pferde. Von seinen 6 Söhnen erster Ehe — in der zweiten hatte er keine Kinder — überlebten ihn nur drei. Friedrich, Karl und Meinhard. Ersterer lebte, nachdem er die Feldzüge in Portugal mitgemacht, größtentheils zu Geisenheim und starb 1700. Meinhard war wie sein älterer Bruder Friedrich bei der Expedition in Portugal, dann wurde er in Frankreich Maréchal de Camp, wohnte, als sein Vater aus Frankreich verbannt wurde, dem Feldzuge von 1686 in Ungarn bei, wurde dann in kurbrandenburgischen Diensten General der Cavalerie, ging mit seinem Vater nach England, und trug daselbst viel zum Siege an der Boyne bei. König Wilhelm ernannte ihn zum Herzog und Pair von Irland unter dem Namen eines Duc de Leinster. 1704 brachte er den Erzherzog Karl, den England für den König von Spanien anerkannte, mit 9000 M. nach Portugal. Er starb am 15. Juni 1719 zu Stillington in England in einem Alter von 78 Jahren. Der dritte Sohn Karl ging mit seinem Vater aus französischen Diensten, in denen er Maréchal de Camp gewesen, in brandenburgische, wo er Generalmajor der Infanterie und Gouverneur von Magdeburg wurde. Während sein Vater in Irland focht, commandirte er am Rhein und nach seines Vaters Tode wurde er bestimmt, dem Herzog Victor Amadäus von Savoyen die englischen Hilfsvölker zuzuführen, welche er in den Jahren 1691—93 befehligte. Er wurde in der Schlacht von Marsaglia am 4. Octbr. 1693 tödtlich verwundet und starb bald darauf in seinem 48. Jahre zu Turin.

(Vergl. J. F. A. Kazner, Leben Friedrich's v. Schömberg. 2 Thl. Mannheim 1789. Der erste Theil enthält die Biographie, der 2. Theil die Briefe, Memoiren und Tagebücher einzelner Feldzüge Friedrich's von Schömberg. — Biographisches Lexikon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. Berlin 1790. 3. Thl. — Außerdem siehe die verschiedenen kriegsgeschichtlichen Werke aus der Zeit Ludwig's XIV., namentlich Quincy histoire militaire de Louis XIV. etc.) W.

Schönbrunn, Dorf im Kreise unter dem Wienerwalde, im östreichischen Lande unter der Ens, mit 500 Einw. und einem kaiserlichen Lustschlosse.

Friede am 14. Octbr. 1809.

Der von Seiten Oestreichs im Monat April des Jahres 1809 mit großen Hoffnungen und Anfangs mit einigem Erfolge begonnene Krieg wurde auch durch die zweitägige Schlacht bei Aspern (s. d.), so wie durch mehrere Zwischenspiele in Deutschland, Tirol, Italien und Polen einige Zeit lang mit abwechselndem Glücke geführt. Da entschied die Schlacht von Wagram (s. d.) über das Schicksal des Feldzugs. Es wurde vorläufig

zu Znaim in Mähren am 12. Juli ein Waffenstillstand auf einen Monat abgeschlossen, auf welchem Unterhandlungen zu Altenburg zwischen dem Grafen von Metternich und Herrn von Champagny folgten, die sich aber sehr in die Länge zogen. Die englische Expedition nach der Schelde sowohl, als der schnell erwachsende neue Bestand des östreichischen Heeres — es war durch eifrige Aushebungen wieder auf 300,000 M. gebracht — gaben dem Grafen Metternich wieder so viel Muth, den Abschluß der Unterhandlungen möglichst hinzuhalten, bis etwa ein glücklicher Wurf der gedrückten Partei eine kräftigere Sprache erlaubte. Allein die englische Diversion zog kein Armeecorps, selbst nicht ein Regiment von dem französischen Heere ab, die Sprache des Herrn von Champagny wurde mehr drohend als nachgebend, und obwohl der Waffenstillstand mehrere Male verlängert wurde, so glaubte der Kaiser Franz doch wohl, es sei besser, so viel als möglich zu retten, um durch Hartnäckigkeit nicht noch mehr zu verlieren. Der Congreß zu Altenburg wurde Ende Septembers aufgehoben und der Kaiser sandte den Fürsten Johann von Liechtenstein nach S. mit ausgedehnter Vollmacht, um dort mit Champagny unter Napoleon's Augen die Sache schneller zu beendigen und die vertraulichen Eröffnungen zu empfangen; wie der Kaiser für die Zukunft Oestreichs und Frankreichs alten Zwist nicht nur völlig beendigen, sondern beide Reiche sogar durch innige Bande zu vereinigen hoffe. Unter solchen Auspicien kam, da auch Rußlands Interesse besorgt war, am 14. October Morgens 9 Uhr der in 18 Artikeln abgefaßte Friedenstractat zu Stande und enthielt im Wesentlichen Nachstehendes. — Es ist Friede zwischen Spanien, Holland, Neapel, Baiern, Würtemberg, Sachsen und Westphalen, dem Fürsten Primas und allen Mitgliedern des Rheinbundes, welche mit dem Kaiser der Franzosen im Krieg alliirt gewesen. Oestreich tritt ab die Lande Salzburg, Berchtolsgaden, den Inn- und Hausruckkreis des Landes ob der Ens, das Herzogthum, die Kreise Villach und Görz, das Gouvernement Triest, Croatien mit Ungarisch-Dalmatien; der Thalweg der Sau sollte die Grenze bilden; einige im Gebiete des Königreichs Sachsen liegende Enclaven; ganz Westgalizien mit Krakau an das Herzogthum Warschau, von Ostgalizien aber einen Bezirk von 400,000 Seelen an den Kaiser von Rußland. Ferner sollte der Erzherzog Anton dem Großmeisterthum über die Besitzungen des deutschen Ordens, welche in den Rheinbundsstaaten liegen, entsagen. Es sollten vom Tage der Ratification an alle dem Kaiser von Oestreich zurückgestellte Provinzen durch östreichische Beamte verwaltet werden und alle Erhebungen von Contributionen von dem Tage der Ratification des Friedens an aufhören. Die Urkunden und Archive, Plane und Karten der abgetretenen Länder, Städte, Festungen ꝛc. sollen zwei Monate nach Auswechselung der Ratificationen ausgeliefert werden. Es verpflichtete sich der Kaiser der Franzosen zu einer gänzlichen Amnestie gegen die Einwohner von Tirol und Vorarlberg, dagegen der Kaiser von Oestreich gegen die Einwohner des Theiles von Galizien, zu dessen Besitz er wieder gelangt. Mähren sollte in 14 Tagen, Ungarn, Wien mit seinen Umgebungen; Unteröstreich in 2 Monaten und der Ueberrest längstens in 2½ Monaten geräumt werden. Die Kriegsgefangenen werden 14 Tage nach Auswechselung der Ratificationen ausgeliefert. Der Kaiser der Franzosen garantirt dem Kaiser von Oestreich die Integrität der Besitzungen in dem Zustande, worin sie sich zufolge gegenwärtigen Tractates befinden. — Die wichtigsten Puncte waren die beiden folgenden: Der Kaiser von Oestreich erkennt alle Veränderungen, die in Portugal, Spanien und in Italien statt gehabt haben oder statt haben

könnten, an. Da der Kaiser von Oestreich seinerseits zur Herbeiführung des Seefriedens mitwirken will, so tritt er dem von Frankreich und Rußland gegen England angenommenen Ausschließungssysteme bei für die Dauer des gegenwärtigen Seekrieges. Er wird alle Verhältnisse mit England unterbrechen und sich gegen die englische Regierung in die Lage setzen, in der er vor dem Kriege war. Oestreich verlor durch diesen Friedensschluß 2058 □ Meilen mit einer Bevölkerung von viertehalb Millionen Menschen und einem jährlichen Ertrage v. 20 Mill. Gulden u. kam durch den Verlust der illyrischen Provinzen und Dalmatien außer aller Berührung mit dem Meere. (Vergl. Dr. Venturini, Chronik des 19. Jahrhunderts. 6. Band).

Gtz.

Schöning, Hans Adam von, kurfürstlich brandenburgischer u. sächsischer Generalfeldmarschall, wurde am ersten Octbr. 1641 zu Tamsel bei Cüstrin geboren, studirte auf der Universität zu Wittenberg, durchreiste dann Frankreich, Italien, Spanien, Portugal und England, und wurde 1664 zu Sonnenburg in den Johanniterorden aufgenommen. Im Jahr 1667 trat S. in brandenburgische Kriegsdienste, und erhielt eine Compagnie von dem neuerrichteten Reiterregiment des Fürsten von Dessau. Als Oberst wohnte er dem unblutigen Feldzuge von 1672 bis 1673 bei, zu welchem Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine bei Halberstadt gesammelten Truppen nach Westphalen führte. Nach dem Separatfrieden von Vossem kehrten diese Truppen in ihre alten Standquartiere zurück, allein schon im folgenden Jahre 1674 vereinigte der Kurfürst dieselben wieder mit der Reichsarmee in dem Lager bei Straßburg, um von Neuem gegen Frankreich zu kämpfen. S. fand in diesem Feldzuge mehrmals Gelegenheit sich auszuzeichnen, namentlich bei der Einnahme des Schlosses Wassenheim und bei der späteren Eroberung Pommerns. Im Winter 1676 überrumpelte er Uckermünde, befehligte den blutigen Sturm auf Anclam, und wohnte der Belagerung von Stettin im Herbst 1676 bis zum 16. Decbr. 1677 bei. Nach dem Falle dieser wichtigen Festung wurde S. zum Generalmajor befördert, und erhielt bei der Eroberung der Insel Rügen (1678) das Commando über den rechten Flügel der Landungstruppen. Das Jahr 1679 rief ihn auf den Kampfplatz nach der östlichsten Grenze des brandenburgischen Staates, da 16,000 M. Schweden von Liefland aus in Preußen eingefallen waren, um sich wegen Fehrbellin (s. d.) zu rächen. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit führte der große Kurfürst seine Truppen aus Pommern und der Mark nach Preußen, und übertrug, als er hier die Schweden über die Memel zurückgeworfen, am 24. Januar 1679 die weitere Verfolgung dem General S. mit 1000 Reitern und 500 Dragonern. Am 28. Januar wurden die Trümmer des schwedischen Heeres bei Telsche erreicht, geschlagen und bis 8 Meilen vor Riga verfolgt. — Am 5. Mai 1684 wurde S. Generallieutenant, bald darauf Gouverneur von Berlin und Oberst der Leibgarde, 1685 aber geheimer Staats- und Kriegsrath. — Zu der Belagerung von Ofen (s. d.), welche im Juni 1686 begann, stellte der Kurfürst von Brandenburg 8000 M. und übertrug den Oberbefehl über dieselben S. Dieses Corps war mit Allem reichlich versehen und fast mit königlicher Pracht ausgerüstet, rechtfertigte aber auch das Vertrauen, welches der Fürst in dasselbe gesetzt hatte. Am 2. Sept. wurde der Hauptsturm auf Ofen unternommen, S. hatte die Disposition dazu entworfen und commandirte das Centrum der Angriffscolonne. Die Stadt wurde eingenommen, und am 3. ergab sich auch das Schloß. Der Kaiser schenkte S.

zur Belohnung einen Beutel mit 5000 Dukaten, dieser nahm jedoch das Geld nicht an und erhielt statt dessen einen mit Brillanten besetzten Degen von 20,000 Thlrn. an Werth. Kurfürst Friedrich III. ernannte am 7. Mai nach dem Tode des großen Kurfürsten (29. April 1688) den Generallieutenant S. zum Generalfeldmarschall. Als solcher befehligte er, da 1688 wegen der Nachfolge im Stift Cöln der Krieg mit Frankreich ausgebrochen, die Armee am Niederrhein, welche aus 25,000 M. Brandenburgern, 4000 M. münsterscher Infanterie und 1000 M. holländischer Cavalerie bestand. Am ersten März ging S. mit der Cavalerie über den Rhein, während Barfus (s. d.) die Besatzungen aus Xanten, Sonsbeck und Acken concentrirte. Am 2. wurde ein französisches Convoi mit Getreide überfallen und S. schlug bei Urdingen den General Sourdy mit 6000 Pferden, welcher von Neuß aus dem Convoi entgegengehen wollte. Die Folge dieses Treffens war, daß sich die Franzosen aus dem Herzogthum Cleve bis nach Bonn zurückziehen mußten. Hierauf nahm S. das feste Schloß Linn, am 16. Mai Rheinberg und am 17. Juni Kaiserwerth ein. Der Kurfürst war während der Belagerung des letzteren Ortes bei der Armee selbst angekommen und führte nun dieselbe vor Bonn, von wo aus er am 19. Aug. den Feldmarschallieutenant S. mit 10,000 M. gegen den Marschall von Boufflleur detachirte, welcher auf dem linken Moselufer Kocheim, Mayen und andere Orte zerstörte. Bei der Annäherung S's. wich Boufflleur bis in die Stellung von Montroyal zurück, worauf auch S. mit der Infanterie am 29. m's Lager vor Bonn zurückkehrte, während die Cavalerie in der Eifel stehen blieb. Am 30. sollte der General Barfus mit 6000 M. aus dem Lager vor Bonn zur Belagerung von Mainz abgehen, gerieth jedoch vor seinem Abmarsch mit dem Feldmarschallieutenant S. in einen Wortwechsel, der damit endigte, daß beide Generale den Degen zogen, worauf sie beide auf Befehl des Kurfürsten arretirt wurden. Erst nach der Einnahme von Bonn am 4. Octbr. erhielten sie ihre Degen wieder. Barfus blieb im Dienst, aber S. mußte denselben verlassen, obgleich er im größeren Rechte war. Kaum hatte S. den Abschied erhalten, als er gleichzeitig in die Dienste der Republik Venedig und des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen berufen wurde. Er zog letztere vor und wurde am 9. April 1691 kursächsischer Generalfeldmarschall und wirklicher geheimer Kriegsrath. Mehr als 30 erfahrene brandenburgische Officiere folgten ihm in sächsische Dienste. Im Mai desselben Jahres ging S. mit dem Kurfürsten, der die Reichsarmee am Rhein und in der Pfalz commandirte, an den Rhein, und gerieth mit dem kaiserlichen Generalfeldmarschall Caprara (s. d.) wegen dessen Einverständnisses mit dem französischen Marschall Lorges in Mißhelligkeiten. Eben dieser unklaren Verhältnisse wegen rieth er dem Kurfürsten Johann Georg IV., welcher seinem Vater Johann Georg III. in der Regierung gefolgt war, für den Feldzug 1692 nicht mehr als das Contingent von 3000 M. zu stellen, da noch überdieß die kaiserlichen Subsidien rückständig waren. Sein Rath wurde befolgt, das östreichische Kabinet aber konnte ihm dies nicht verzeihen, und als S. im Frühjahr 1692 sich seiner Gesundheit wegen in Töplitz aufhielt, wurde er hier am 22. Juni auf Befehl des Kaisers Leopold I. aufgehoben und auf den Spielberg gebracht. Der Kurfürst zog nunmehr auch das Contingent von 3000 M. von der Reichsarmee zurück und führte sodann Klage bei den Reichsständen. Doch war dieß eben so erfolglos als das spätere Versprechen, 14,000 M. für den Feldzug 1693 zu stellen. S. hatte nicht allein die Partei des Caprara gegen sich, sondern man hatte am Wiener Hofe auch seit längerer Zeit einen Groll gegen

ihn, weil er das Geldgeschenk von 5000 Dukaten ausgeschlagen hatte. Nach langen Unterhandlungen kam man endlich so weit, daß S. 1694 vom Spielberg nach Wien gebracht und dort in den drei Heben gefangen gehalten wurde. Hier besuchte ihn der Herzog Friedrich August, welcher durch seine kräftige Verwendung die Befreiung Schöning's bewirkte, sobald er am 24. April 1694 seinem Bruder Johann Georg IV. in der Regierung gefolgt war. Ein Patent vom 5. Sept. desselben Jahres bestätigte ihn in allen seinen Titeln und Würden, aber schon am 28. August 1696 starb S. zu Dresden in seinem 55. Jahre. Er hatte sich im Jahre 1668 mit einem Fräulein von Pölnitz verheirathet und mit derselben 5 Söhne und 7 Töchter gezeugt. Sein Leichnam wurde zu Tamsel in der Neumark beigesetzt.

(Vergl. des Generalfeldmarschalls Hans Adam von Schöning auf Tamsel Leben und Kriegsthaten von dem Hofmarschall v. Schöning, Berlin 1837, mit einem Bildniß des Feldmarschalls und vielen wichtigen Originalbriefen und Berichten. — Biographisches Lexicon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. III. Theil. S. 411. Berlin 1790. v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres. 1. Thl. 1835. Die Seiten 252—258 geben uns den Thatbestand des Streites zwischen Schöning und Barfus, wie er actengemäß festgestellt ist. — Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlecht von Schöning und dessen Gütern, gesammelt von den Gebrüdern Hans und Kurd von Schöning, Berlin 1830. — Dasselbe befindet sich jedoch nicht im Buchhandel.)

W.

Schräge Schlachtordnung, siehe Schlachtordnung.

Schrägmarsch (marche oblique). Man versteht darunter sowohl den Marsch auf schräger Linie, als mit schräger Front. Der Erstere wird angewendet, wenn die einzelnen Abtheilungen eine Achtelsschwenkung gemacht haben, um aus der offenen Colonne in die Linienstellung überzugehen, oder auch um dem Ganzen eine andere Marschrichtung zu geben. Bei der zweiten Art, die am häufigsten bei der Verkleinerung der Colonnenfront vorkommt (das Abbrechen), macht jeder Einzelne die Achtelswendung (Reiter nur $\frac{1}{16}$), weßhalb diese Marschart nur auf kurze Strecken angewendet wird, weil die Richtung leicht verloren geht.

Pz.

Schraube ohne Ende ist eine solche, wo die Schraubengewinde in die Zähne eines Stirnrades eingreifen. Gewöhnlich ist hier die Kraft an der Kurbel der Schraubenspindel, und die Last an der Welle des Rades angebracht. Man gebraucht sie, theils um große Lasten zu heben, theils um eine sanfte und gleichmäßige Bewegung hervorzubringen, wie z. B. bei Winkelmessern und Meßtischen.

M. S.

Schraubenzieher, ein allgemein bekanntes, unentbehrliches Instrument für jeden mit Feuergewehr bewaffneten Soldaten. Die Schraubenzieher werden gewöhnlich sehr einfach in Gestalt eines stumpfen Meisels mit Holzgriff oder bei dem Militair, der größern Dauer und bequemern Aufbewahrung wegen, in verschiedenen Formen ganz von Eisen gefertigt und zwar so, daß in der Regel zwei, mit den großen und kleinen Schrauben eines Gewehrs im Verhältnisse stehende Eisen vorhanden sind. Diese Einrichtung bleibt rücksichtlich der Schonung beider Theile von wesentlichem Nutzen, denn wollte man z. B. bei kleinen, zumal versenkten Schrauben, einen zu starken und breiten Schraubenzieher anwenden, so würde er vielleicht gar keine Dienste leisten oder es könnte nur mit Schaden für das Gewehrstück, das Instrument selbst und den Kopf der Schraube geschehen.

In mehreren Heeren ist mit dem Schraubenzieher noch ein abgerundetes Eisen zum Drehen der in diesem Falle durchlochten großen Hahnschraube und Ausstoßen der Stifte, so wie ein kleiner Hammer zum Einschlagen derselben und zum Schärfen des Steins verbunden. Bei den mit Percussionsflinten bewehrten Truppen tritt oft an des letztern Stelle ein Zündstiftschlüssel. Auf die richtige Härtung muß bei Bearbeitung der Schraubenzieher die größtmöglichste Aufmerksamkeit verwendet werden, wenn sie ihren Zweck vollkommen erfüllen sollen; zu weiches Eisen biegt sich und bekommt leicht einen sogenannten Bart, zu hartes hingegen springt aus und beschädigt die Einschnitte der Schraubenköpfe. S.

Schrittwechsel, Uebergang aus einer Schrittart in die andere, z. B. aus dem Ordinärschritte in den Geschwindschritt, oder aus dem gewöhnlichen in den abgekürzten Schritt und entgegengesetzt, entweder auf das accentuirte Commandowort oder nach dem ändernden Tacte der Trommel ꝛc., wobei es Hauptbedingung ist, daß der Wechsel tactmäßig in der richtigen Mensur des befohlenen Schrittes erfolge. Hz.

Schrote, die bei den Oestreichern gewöhnliche Benennung für Kartätschenkugeln.

Schulenburg, Johann Matthias, Reichsgraf v. d., Feldmarschall im Dienste der Republik Venedig, geb. am 8. Aug. 1661 zu Emden bei Magdeburg, erhielt seine Bildung auf der Hochschule zu Saumur in Frankreich und trat 1685 als Kammerjunker in den Dienst des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Gegen den Willen seines Vaters vertauschte er aber bald seine Hofanstellung mit dem Kriegsdienst, erhielt eine Stelle als Hauptmann und diente 1687 als Freiwilliger gegen die Türken in Ungarn. Die Belagerung von Belgrad 1688 gab ihm Gelegenheit, die Kriegführung der Türken kennen zu lernen, eine Kenntniß, die er später sehr zu seinem Ruhm benutzte. Noch 1688 erklärte das deutsche Reich dem König von Frankreich den Krieg und ein braunschweigisches Contingent stieß zur Reichsarmee an den Rhein. Hier fand Sch. in 7 Feldzügen und bei mehreren ihm anvertrauten diplomatischen Sendungen Veranlassung, sich als Krieger und als Staatsmann gleichzeitig auszuzeichnen. 1689 war er bei den Belagerungen von Mainz und Bonn, und wohnte, 1690 zum Major ernannt, am 1. Juli der Schlacht bei Fleurus, so wie 1691 am 18. Sept. dem Treffen bei Leuse bei. 1692 zum Oberstlieutenant aufgerückt, wurde er in politischen Angelegenheiten verwendet, erhielt aber schon 1693 mit dem Oberstengrad das Commando eines Dragonerregiments, mit welchem er bei der Armee des Prinzen Ludwig von Baden focht. 1694 führte Oberst v. Sch. dem König Wilhelm III. von England 2 neugeworbene Regimenter nach Flandern zu und ward in den beiden folgenden Jahren wieder als Diplomat benutzt, indem er 1695 nach England ging, um den König das Beileid des Herzogs von Braunschweig über das Ableben der Königin Maria zu versichern. 1697 focht er bei Enghien mit Auszeichnung und war noch in demselben Jahre als Beobachter im Gefolge des braunschweig-wolfenbüttelschen Gesandten beim Friedenscongreß zu Ryswick. Hier unterhandelte er mit dem Gesandten des Herzogs Viktor Amadäus von Savoyen, wegen einer Anstellung in savoyenschen Diensten, die er im Jahre 1698 als Generalmajor und Chef eines deutschen Regimentes annahm. In kurzer Zeit gewann er das Vertrauen des Herzogs, eines der tüchtigsten Feldherren seiner Zeit, der ihn 1699 bei Stillung des Aufruhrs der Waldenser und 1700 mit gleichem Auftrag in Chamberi verwendete. Im Jahr 1701 führte General Sch. eine Brigade bei der Armee des Marschalls

Catinat und ward im Gefecht bei Chiari (1. Sept.) verwundet, wo der Herzog von Savoyen dem überlegneren Feldherrntalente seines Vetters Eugen unterlag. General Sch. mochte jedoch nicht gern länger gegen seine deutschen Landsleute fechten und verließ deshalb schon zu Anfang 1702 den savoyenschen Dienst, um im März als Generallieutenant in die Armee des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen August II. zu treten. Mit diesem neuen Dienstwechsel beginnt die eigentliche Glanzperiode im Leben des Gen. Sch., dessen Leistungen in kleineren Verhältnissen, nunmehr den Thaten seiner Zeitgenossen Eugen und Marlborough verglichen zu werden verdienen, obwohl ihm vom Schicksal die sonderbare Aufgabe zu Theil geworden schien, seine Talente meist nur in meisterhaften Rückzügen bewähren zu können. — In der für die Sachsen durch die Treubrüchigkeit der Polen unglücklichen Schlacht bei Clissow (19. Juli) befehligte Sch. die das Centrum bildende sächsische Infanterie, welche in den Sümpfen zwischen Clissow und Rembowa ein Rückhalt für die geschlagene Armee wurde. König August mochte die der Schlacht bei Clissow folgenden Unfälle nicht für wichtig genug halten, um seine gesammten Truppen den Schweden entgegen zu setzen, denn er schickte, in Gemäßheit eines Vertrags vom 16. Jan. 1703, dem kaiserlichen Heere zu dem damals beginnenden spanischen Erbfolgekriege 8000 M. Sachsen (4 Kürassier- und 6 Infanterieregimenter) zu Hilfe. Generallieutenant Sch. führte dies Corps nach Böhmen und von da zur Armee des Grafen Schlick an die bairische Grenze. Der Unvorsichtigkeit dieses östreichischen Generals war es zuzuschreiben, daß gleich die ersten Bewegungen der Verbündeten unglücklich waren. Die östreichische Reiterei ward am 10. März bei Schardingen überfallen und eben so am 11. das östreichisch-sächsische Hauptquartier in Eisenbirn, wo die Verbündeten über 2000 Gefangene verloren. Anfangs Sept. ward das sächs. Contingent dem Corps des Feldmarschalls Grafen Styrum (s. d.) zugetheilt, um gegen die im Lager bei Dillingen unter Marschall Villars stehenden Franzosen verwendet zu werden. Ungeschickte Bewegungen und Mangel an Umsicht führten beim Corps des Grafen Styrum am 20. Sept. den Ueberfall bei Hochstädt herbei. Generallieutenant Sch. hatte sich mit 2 Bataillonen Sachsen und einigen Geschützen auf dem linken Flügel der Kaiserlichen sehr vortheilhaft aufgestellt. Eine mehrstündige Vertheidigung dieser Stellung und die Tapferkeit dreier preußischen Regimenter unter Prinz Leopold von Dessau verschafften dem geschlagenen Corps Zeit, sich mit Ordnung zurückzuziehen. Markgraf Ludwig von Baden (s. d.), bei dem sich Sch. über die Nichtbeachtung seiner Rathschläge durch Feldmarschall Styrum beschwerte, zog das sächsische Contingent an den Lech, wobei Sch. das Glück hatte, einen bairischen Transport von 15,000 Montirungen und 36,000 Louisd'ors wegzunehmen. Ein Befehl der Königs rief indessen noch im Winter 1704 das sächsische Hilfscorps, bis auf ein Regiment, nach Polen. Generall. Sch. erhielt Anfangs den Oberbefehl über die Infanterie, bis der König den Feldmarschall Steinau entließ und ihm das Commando der ganzen mobilen Armee übertrug. — Daß Sch. mit den damals desorganisirten sächsisch-polnischen Truppen den schwedischen General Meyerfeldt am 18. Aug. in der Gegend von Posen überfiel und schlug, daß er darauf die Corps der Könige Karl XII. (s. d.) und Stanislaus Leszinski gegen sich zog und dem König August den Besitz von Warschau für einige Zeit sicherte, konnte allerdings den Fortschritten der schwedischen Partei keinen wesentlichen Einhalt thun. König August befahl daher dem Gen. Sch. mit 12. sächs., 4 poln. und 8 russischen Bat. und etwa 500 Reitern den Rückzug nach Sachsen anzutreten. Bei diesem

Rückzuge zeigten sich Schulenburg's Feldherrentalente und die Ausdauer seiner Truppen im glänzendsten Lichte. 9000 schwedische Reiter unter Karl XII. eigener Anführung folgten dem sächsischen Corps auf den Ferse. Bei Punitz am 7. Nov. eingeholt, widerstanden die Sachsen, in ein großes Carré formirt, den wiederholten Angriffen der Schweden und bewiesen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, daß Infanterie der Reiterei auch im freien Felde ohne künstliche Deckungsmittel nicht zu unterliegen brauche. Gen. Sch. war in diesem Gefecht dreimal verwundet worden und hatte 150 Todte u. 400 Gefangene verloren, während die Schweden fast 2000 M. an Todten und Verwundeten zählten. Der nunmehrige weitere Rückzug über Gura bis an die Oder, welche Sch. fast im Angesicht der Schweden überschreiten mußte, verschaffte ihm selbst die Bewunderung des königlichen Feindes. In 14 Tagen hatte er mit einem von feindlicher Reiterei verfolgten Infanteriecorps einen Weg von 50 deutschen Meilen zurückgelegt. — Im Jahr 1705 formirte Sch., der unterdessen zum General befördert worden war, die nach den unglücklichen Feldzügen in Polen fast ganz aufgelöste sächsische Armee und brachte sie auf 15 Bat. und 40 Schwad., wobei er jedoch mit dem älteren General von Flemming mancherlei Mißhelligkeiten hatte, welche ihn fast veranlaßten, die Anerbietungen des Landgrafen von Hessen-Cassel, oder der Republik Venedig, in ihre Dienste zu treten, anzunehmen. König August übertrug ihm jedoch aufs Neue den Oberbefehl über das Corps, welches aus 19 sächs. und 11 russ. Bat. und 12 Schwadronen bestehend, im Januar 1706 aus der Lausitz in Polen einrücken mußte und erhielt ihn noch so für einige Zeit dem sächsischen Dienst. Der Feldzug gegen den schwedischen Feldmarschall Rhenschild ward jedoch durch die Schlacht bei Fraustadt (s. d.) den 13. Februar schnell geendet. Den Dispositionen des Generals Schulenburg kann man den Verlust dieser Schlacht nicht zuschreiben, aber die Truppen und namentlich die russische Infanterie, so wie vier aus Gefangenen formirte französische Bataillone, hatten ihre Schuldigkeit nur in sehr geringem Grade erfüllt; auch die sächsische Reiterei kann mit Recht getadelt werden. Ein auf Sch's. Antrag in Sachsen niedergesetztes Kriegsgericht, sprach ihn vollkommen wegen der Niederlage von Fraustadt frei, während die Schuldigen die verdiente Ahndung erhielten. Mit der in der größten Eile reorganisirten Armee konnte Sch. es nicht wagen, sich mit den in Sachsen eingedrungenen Schweden zu messen. Auf Befehl des kursächsischen Ministeriums räumte er daher Sachsen und zog sich nach Thüringen. Dort mußte er, da ihn Erfurt nicht aufnehmen wollte, sich in den thüringer Wald werfen. Bei Ilmenau fand das letzte Gefecht zwischen den Sachsen und Schweden statt. Der Friede von Altranstädt (s. d.) den 24. Sept. 1706 machte den Feindseligkeiten ein Ende. Sch., welcher das Jahr 1707 theils auf Reisen, theils am kursächsischen Hofe zugebracht hatte, ging 1708 nach Flandern, um als Freiwilliger den Feldzug des Herzogs v. Marlborough gegen die Franzosen mit zu machen. Dort wohnte er der Schlacht von Oudenarde (11. Juli) und der Belagerung von Lille (10. Aug. — 9. Sept.) bei und ward vom Prinzen Eugen und von Marlborough zu mehreren Berathungen gezogen. König August (s. d.) kam selbst ins Lager der Verbündeten und ließ, nachdem auch die Citadelle von Lille (11. Decbr.) übergeben und Gent (27. Decbr.) genommen worden war, durch Gen. Sch. mit den Generalstaaten und dem Herzog von Marlborough eine Convention über ein Truppencorps abschließen, welches der König denselben während des Krieges überlassen wollte. 3 Regimenter Reiterei und 7 Infanterieregimenter stießen daher im

 (Johann Matthias, Reichsgraf von der)

Jahre 1709 zur Armee des Herzogs von Marlborough. Bei der Belagerung von Tournay (den 7—28. Juli) erhielt Sch. den Befehl über die Infanterie der Verbündeten und die Leitung des Angriffs auf das auf dem linken Scheldeufer gelegene Hornwerk. Bereits am 16. Juli war das Hornwerk genommen und der Umsicht und Thätigkeit S's. hauptsächlich die baldige Uebergabe des Platzes zu danken. Auch die Citadelle von Tournay mußte am 3. Sept. übergeben werden. In der Schlacht von Malplaquet (s. d.) am 11. Sept. commandirte S. 40 Bat. Sachsen und Reichstruppen, welche ihren Auftrag, den Wald von Taisnière zu nehmen, trotz der musterhaften Vertheidigung der Franzosen, würdig lösten. Das sächsische Contingent stieß nun zur Armee des Prinzen von Nassau und nahm Theil an der Belagerung von Mons, welche den Feldzug von 1709 schloß. Sch. hatte bei demselben kein besonderes Commando und ging deßhalb nach Dresden, um dort die Absendung der Ersatztruppen des sächs. Corps zu betreiben. Im April 1710 traf er wieder bei der Armee ein, nahm unter Eugen Antheil an der Belagerung von Douay und ward nach dessen Einnahme mit dem General Fagel beauftragt, Bethune zu berennen. Am 28. Aug. erfolgte die Uebergabe dieses Platzes. — Sch. verließ indessen noch im Winter von 1710 zu 11 die Armee und im April 1711 den sächsischen Dienst, weil er nicht unter dem General v. Flemming, der den Oberbefehl über die sächsischen Truppen erhalten hatte, dienen wollte. Mehrfache Versuche, in kaiserliche Kriegsdienste zu treten, scheiterten in den Jahren 1711—15, bis endlich Sch. am 15. Octbr. des letzteren Jahres zu Wien eine Capitulation mit der Republik Venedig abschloß und als Feldmarschall in ihre Dienste trat. Gleichzeitig erhob ihn der Kaiser in den Grafenstand. Bereits am 2. Febr. 1716 ging er mit mehreren aus schwedischen Diensten getretenen Officieren von Venedig nach Korfu ab. Die Festungswerke der Hauptstadt konnten wegen Mangels an Arbeitern vor Eintreffen der türkischen Flotte nicht hergestellt werden und die venetianische Flotte unter Cornaro das Landen von 30,000 Türken nicht verhindern. Die Vertheidigung Korfus mit ganz beschränkten Mitteln vom 25. Juli bis 20. August ist eine der berühmtesten, welche die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Wäre indessen am letztgenannten Tage nicht eine spanisch-maltheſische Flotte eingetroffen, so hätte die kaum 1600 M. starke Besatzung doch wohl noch unterlegen. Durch ganz Europa wiederhallte der Ruf der tapfern Vertheidiger und Sch. erhielt von fast allen Souverainen Glückwünschungsschreiben. Die Einnahme der Festung Butrinto und die Besetzung von Santa Maura beschlossen den Feldzug dieses Jahres, während Prevesa, Vonizza und Latta erst Ende 1717 erobert wurden, zu welchen Unternehmungen Sch. aus Venedig frische Truppen hatte holen müssen. Im Jahr 1718 unternahm die Republik auf Schulenburg's Rath einen Einfall in Albanien, der durch die Belagerung von Dulcigno eingeleitet werden sollte. Die Einschließung begann den 24. Juli und die Festung würde, trotz eines großen türkischen Entsatzcorps, genommen worden sein, wenn der venetianische Admiral Pisani von der Seeseite gehörig mitgewirkt und ein Befehl des Senats wegen des unterdessen zu Passarowitz (s. d.) geschlossenen Friedens, nicht den Rückzug anbefohlen hätte. Dieser Rückzug des Belagerungscorps auf die Flotte, stets beunruhigt durch das überlegene türkische Heer, das der Nachricht von dem Frieden keinen Glauben beimessen wollte, ist eine der schönsten Waffenthaten des Feldmarschalls. Mit diesem Rückzug schließt sich aber auch seine Wirksamkeit als Feldherr, wie sie mit einem solchen begonnen hatte. In den folgenden 29 Jahren richtete Sch. sein

Hauptbeſtreben auf die Entwickelung der innern Streitkräfte Venedigs und die darauf beruhende äußere Sicherheit deſſelben. Korfu und die in Albanien und Dalmatien eroberten Plätze wurden befeſtiget, die Armee in einem kriegstüchtigen Stande erhalten und dadurch während des in Italien 1734 und 35 zwiſchen Frankreich und Oeſtreich ausgebrochenen Krieges, eine bewaffnete Neutralität Venedigs erlangt. Oeſtreich (1734) und Preußen (1737) machten dem Grafen Sch. die vortheilhafteſten Anträge, in ihre Dienſte zu treten; er ſchlug dieſe Anerbietungen aber aus und blieb bis zu ſeinem am 14. März 1747 erfolgten Tode, ein treuer Diener der Republik. Ein ihm von den Venetianern zu Korfu 1717 errichtetes Denkmal iſt noch heute ein ſeltener Beweis republikaniſcher Dankbarkeit.

(Vergleiche Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias, Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig, 1834. 2 Thle. Feldzüge der kurſächſiſchen Armee von Graf v. Beuſt. Kamburg, 1803. 2 Theil). E.

Schulter oder **Schulterpunct**, ſiehe **Baſtionbefeſtigung** und **Schanze**.

Schulter vornehmen, Schwenkung mit beweglichem Drehpunete im Frontmarſche oder im Flankenmarſche in Colonne, wobei ſich beide Flügel bewegen, indem der innere auf kleinem Bogen, in dem Verhältniſſe wie der äußere auf dem größern, dergeſtalt die Drehung vollzieht, daß beide allmälig in die beabſichtigte Marſchrichtung eingehen. Wo demnach auch der feſte Drehpunct (pivot) wie bei der Schwenkung bedingt iſt, findet das Schultervornehmen nach ähnlichen Grundſätzen vorzugsweiſe Anwendung.

Hz.

Schulterwehr, iſt eine in der Befeſtigungskunſt übliche Collectivbenennung für verſchiedenartige Deckungen gegen Seitenſchüſſe, wie z. B. die bei Grabenübergängen der Belagerungen (ſ. **Belagerungsarbeiten**), die Schulterwehren der Bollwerke (ſ. **Bollwerk**), ſo wie auch die Reiter- und Batteriedeckungen dieſen Namen erhalten (ſ. **Schanzen**).

P

Schultheiß. Zur Zeit der Landsknechte (ſ. d.) vertrat derſelbe die Stelle der jetzigen **Auditeure**. Es ward hierzu ein frommer und ehrbarer Mann von reifem Alter gewählt, der das bürgerliche und peinliche Recht gründlich kannte. Der Oberſt gab ihm den Rang und Gehalt eines Hauptmanns. Da der Schultheiß früher ein tapferer Kriegsmann geweſen ſein mußte, vertauſchte er an heißen Schlachttagen den Richterſtab oft mit dem Schwerte, und geſellte ſich unter die Streitenden, ohne jedoch einen Befehl zu führen. So oft der Schultheiß, dem zwölf aus dem Regimente von ihm gewählte Gerichtsmänner zur Beihilfe gegeben waren, durch Parteien aufgefordert wurde, Gericht zu halten, ließ er durch den vereidigten Gerichtswaibel die Parteien im Lager öffentlich vorladen. Hatte aber der Profos (ſ. d.) einen Uebelthäter vor die Schranken zu ſtellen, oder wurde Gericht über Ehre, Leib und Leben gehalten, ſo wurden durch Trommelſchlag und Ausruf alle Hauptleute, Fähndriche und Feldwaibel zur beſtimmten Stunde auf die Wahlſtatt entboten. Die Händel über Geld, Gut und Alles, was bürgerlichen Rechts iſt, machten der Schultheiß und ſeine Gerichtsleute nach herkömmlichem Rechtsbrauch ab. Weitläufiger aber und ſelbſt mit religiöſem Pomp, war das Verfahren bei einem Maleſizgericht, welchem die Strafbeſtimmungen der Carolina zum Grunde lagen. Auf einer freien Stätte des Lagers oder Feldes wurden Schranken errichtet und der Ring abgemeſſen, wie weit der umſtehende Haufe ſich nähern durfte. Hatte jeder der Geladenen, Richter ſowohl als Beiſitzer, Platz genommen, ſo bot

der Schultheiß der ernsten Gesellschaft einen guten Morgen, forderte ihr den Eid ab, Recht zu sprechen und zu urtheilen, dem Reichen wie dem Armen, weder aus Neid oder Haß, Gunst, Freundschaft und dergleichen. War der Artikelbrief und die Gerichtsordnung verlesen, dann begann das Umfragen vom Schultheiß an jeden Einzelnen: „ob der heutige Tag bequem sei, den Stab der Gerechtigkeit zu erheben, nicht zu früh oder zu spät, nicht zu heilig oder zu schlecht.“ Die Vollständigkeit und Ehrlichkeit der Richter wurde ebenfalls in Frage gestellt. Auch wurde durch Umfrage vorher bestimmt, ob das Gericht, nach plötzlicher und unvorhergesehener Unterbrechung, an demselben Tage fortgesetzt, oder auf einen andern Tag verschoben werden solle. — Der Profos machte in der Regel den Kläger; ihm sowohl als dem Angeklagten war ein Fürsprecher gestattet. Die Besprechuug fand an einem entlegenen Orte außerhalb des Ringes statt, die Resultate wurden dann vom Profos dem Schultheiß, und von diesem den Richtern referirt, hierauf aber das Urtheil gesprochen. Appelationen waren zugelassen. Ueberhaupt war Alles in Anwendung gebracht, um Recht von Unrecht unterscheiden zu können. Das Urtheil selbst wurde aber mit unerbittlicher Strenge vollzogen. (Vergl. Barthold, das deutsche Kriegshandwerk in Frundsberg's Biographie). Pz.

Schumla, auch Schumna, Schiumla genannt, Stadt im Sandschack Silistria des Epalets Rumili in Bulgarien, 9 Tagereisen von Constantinopel entfernt, mit 33,000 Einwohnern. Die Hauptstraßen von der untern Donau und dem schwarzen Meere, von Rustschuk, Silistria, Ismael, Varna ꝛc. nach Constantinopel vereinigen sich hier, und geben diesem Ort eine bedeutende strategische Wichtigkeit, während die örtliche Lage der Stadt derselben eine große Vertheidigungsfähigkeit gewährt. Das Vorgebirge des Balkans, an dessen Ostseite sich das befestigte Schumla anschließt, bildet eine durch das Thal von Eskistambul und Djumaja ganz abgesonderte Bergkette, ihrer Form nach eine Art Hufeisen, in dessen eingehender Biegung sich die Stadt befindet, und im Thal die Verbindung zwischen beiden vorliegenden Bergen bildet. Die Stadt ist etwa ½ Meile lang und ¼ Meile breit und mit einem Graben, einem Erdwall oder breiten Mauern von Backsteinen umgeben, in welcher kleine massive Thürme zur Flankenvertheidigung für 5 bis 6 Schützen angebracht sind. — Die gegen die Berge gewendete Front befindet sich gerade auf der Mitte der Abhänge, das verschanzte Lager aber, welches die Hauptbefestigung S. ist, bildet östlich eine abgesonderte Befestigung auf den der Stadt zunächst liegenden Theilen des großen Plateaus, welche durch zwei die Höhen schräg ansteigende Trancheen mit ihr in Verbindung gesetzt ist. Gegen ein Bombardement ist der Ort durch die vielen durchschnittenen Thäler und steilen Abhänge, welche ihn umgeben, vollkommen gesichert, und eine Blokade ist aus diesen Gründen eben so schwierig, als ein regelmäßiger Angriff auszuführen. Ein durch die Stadt in mehreren Armen fließender Bach liefert ihr das nöthige Wasser. Die Festungswerke an und für sich sind unbedeutend und nur die Lage gibt ihr Festigkeit. — Viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich aus älterer und neuerer Zeit an diesen Ort. 1387 kam derselbe, als Murat I. Sultan war, durch Capitulation in die Hände der Muselmänner und erhielt besonders seit der letzten Hälfte des 18. Jahrh. eine große historische Wichtigkeit. Dreimal wurden hier die russischen Heere von dem Bollwerk des türkischen Reichs aufgehalten, unter Rumjanzow 1774, unter Kaminski 1810 und unter Wittgenstein 1828. Erst im Jahre 1829 zerriß der General Di-

bitsch (s. d.) den Nimbus, mit welchem so viele Feldzüge diese Stadt umgaben, indem er dieselbe umging, als er nach Adrianopel vordrang.

Belagerung im Jahr 1810.

Im Jahr 1810 löste der Generallieutenant Kaminski II. den Fürsten Bagrathion im Obercommando der gegen die Türken bestimmten russischen Armee ab, und begann Ende Mai von Hirsowa aus seine Operationen gegen Schumla, indem er seinen Bruder, den Grafen Kaminski I., mit einem bedeutenden Corps gegen Bazardschik (6 M. nordöstlich von Schumla) vorschickte, er selbst aber mit der Hauptarmee die Straße nach Silistria einschlug. Gleichzeitig sammelte sich auf dem linken Donauufer ein anderes russisches Corps von 19 Bat., 20 Escadr., 2 Kosakenregimentern unter dem Generallieutenant Saß, das am 1. Juni glücklich den Uebergang über die Donau bei Tuturkai 6 M. westlich Silistria bewerkstelligte. Die gesammte russische Armee betrug gegen 67,000 M. Die Türken waren an Zahl und noch mehr an Einheit und Energie schwächer. Zwar hatte der Großvezier Jussuf Pascha 40,000 M., worunter 7000 Janitscharen, bei S. versammelt, Rasgrad, 6 M. (nordwestlich) und Bazardschik 9 M. (nordöstlich Schumla) zusammen mit 10,000 M. besetzt, doch war die allgemeine Unordnung im türkischen Staat auch in dem türkischen Heere eingerissen und viel hatte der Großvezier mit der Widersetzlichkeit seiner ihm unmittelbar untergebenen Truppen zu kämpfen, während die Paschen in den an der Donau liegenden Festungen seine Befehle kaum anerkannten. — Der russische Oberfeldherr Graf Kaminski II. war in seiner ersten Unternehmung sehr glücklich. Am 11. Juni ergab sich Silistria durch Capitulation, und da sein Bruder am 3. Juni Bazardschik durch Sturm genommen und am 13. auch Rasgrad in die Hände der Russen gefallen war, konnte die Hauptarmee ungefährdet den Marsch gegen S. antreten. — Am 21. Juni stand dieselbe in der Nähe dieses Platzes auf der von Silistria führenden Straße, während das Corps von Kaminski I. — durch mehrere Detachirungen geschwächt — auf der Straße von Jenibazar bis 1 Meile von der türkischen Stellung vorgedrungen war, und auch die nach Rasgrad entsendeten Abtheilungen unter dem General Labanjef sich von daher näherten, so daß die russische Streitmacht vor S. — 54 Bat. 75 Escadr. 14 Kosakenregimenter — gegen 40,000 M. betrug. Der Graf Kaminski II. bildete aus diesen Streitmassen 4 Colonnen. — Die erste unter dem General Lewis, 8 Bat. 10 Escadr. 3 Reg. Kosaken, stand auf der Straße von Rasgrad, welche etwa ¼ Meile westlich von der äußersten türkischen Befestigung in südlicher Richtung in die östlichere Straße von Silistria fällt; die zweite unter dem General Rajeffsky, 8 Bat. 2 Escadr. 5 Kos.-Reg., stellte sich auf der ebenerwähnten Straße von Silistria auf, welche in südwestlicher Richtung nach S. führt, und hatte 10 Escadr. und 5 Kos.-Reg. unter General Kulnef vorgeschoben. Die dritte Colonne, 8 Bat. 5 Escadr. 2 Kos.-Reg., General Uwaroff, stand 1500 Schritt links der 2. Colonne. Die vierte mit dem General Essen, 8 Bat. 10 Escdr., blieb als Reserve hinter der 3. Colonne aufgestellt. Abgesondert von dieser Colonne erhielt des Feldherrn Bruder den Befehl mit 22 Bat. 30 Escadr. 4 Kos.-Reg. auf der Straße Jenibazar weiter vorzugehen, welche in nordwestlicher Richtung nach S. führt. — Am 23. Juni rückte die 2. und 3. Colonne bis an den Tekiebach vor, welcher 2500 Schritt von der äußeren Befestigung südlich fließend die Straße von Silistria und Jenibazar durchschneidet; die erste Colonne besetzte auf der Rasgrader Straße die Höhen vor dem Dorfe Stratza (1000 Schritt von dem Schneidepunct der beiden Straßen von Rasgrad und Sili-

ſtria entfernt), worauf das weſtlich davon liegende Schloß Ibrahim von der türkiſchen Beſatzung verlaſſen wurde. Ein Ausfall, den die Beſatzung mit 4000 M. unternahm, vermochte nicht, den Ruſſen den Beſitz von Stratza ſtreitig zu machen, vielmehr gelang es der erſten ruſſiſchen Colonne, den Grottenberg zu beſetzen, welcher nordweſtlich von Stratza den linken Flügel des befeſtigten Lagers beherrſcht. Der Janitſcharen-Aga verſuchte jetzt den Ruſſen dieſen gefährlichen Poſten zu entreißen, aber das feindliche Artilleriefeuer zwang ihn nach hartnäckigem Kampf von ſeinem Vorhaben abzuſtehen; die Ruſſen verſchanzten ſich während der Nacht auf dem Berge, u. konnten die Angriffe der Türken gegen denſelben ruhig abwarten. Am Morgen des 24. Juni rückten die Türken um 8 Uhr abermals gegen den Grottenberg an, und unterhielten bis zur Mittagsſtunde ein blutiges, aber erfolgloſes Gefecht. Nachmittags um 3 Uhr warfen ſich 5000 türkiſche Reiter gegen den linken Flügel der Ruſſen, und gegen Abend wurde ein letzter Angriff gegen den rechten Flügel, namentlich gegen die vor Stratza aufgefahrene Batterie, unternommen. Die Entſchloſſenheit der Türken ſcheiterte bei beiden Angriffen an dem wohlgezielten feindlichen Artilleriefeuer. Dagegen hatten aber auch die Ruſſen einen Verluſt von 740 M. an Todten und Verwundeten. Trotz dieſer im Ganzen für die Ruſſen günſtigen Gefechte waren die Reſultate derſelben dem ruſſiſchen General nicht groß genug; er beſaß bei großen militairiſchen Talenten doch zum Türkenkrieg weder genug Kühnheit, noch die gehörige Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten. Mit ſeinem Cela m'ennuye endigte er die ſeiner Meinung nach zu nichts führenden Gefechte, und beſchloß, ſich auf eine weitläufige Blokade des türkiſchen Lagers zu beſchränken, welchem er die Lebensmittel abzuſchneiden gedachte. — Dieß war aber eine um ſo ſchwierigere Aufgabe, als das Terrain nur einen weiten, beſchwerlichen durch unzählige Thäler durchſchnittenen Einſchließungskreis geſtattete, und ſo war am 13. Juli die Einſchließung erſt ſo weit gediehen, daß die Straßen von Rasgrad und Siliſtria jede mit 2 Bat. 5 Escadr. 1 Koſ.-Reg., Dſchuma weſtlich Schumla mit 4 Bat. 5 Escad. 1 Koſ.-Reg. (die von Siliſtria herangezogen waren) 6 Bat. 10 Escad. 3 Koſ.-Reg. in der Gegend von Eſkiſtambul (ſüdlich S.) und Moraſch (ſüdlich von S.) mit 6 Bat. 10 Escad. 1 Koſ.-Reg. beſetzt waren, während der Reſt der Armee auf dem linken Ufer des Tekiebaches zwiſchen den Straßen von Siliſtria und Jenibazar lagerte. — Der Großvezier ließ die Einſchließung ungehindert geſchehen, und nur auf der weſtlichen Seite, wo das ruſſiſche Hauptcorps ſtand, unternahmen die Türken öftere Ausfälle, wobei das Glück bald die Ruſſen, bald die Türken begünſtigte. Am heftigſten war das Gefecht am 8. Juli, in welchem die Türken eine unweit des Kichla Koruſu Wäldchens (ſüdlich Stratza) erbauete Redoute erſtürmten. Doch begann namentlich der Futtermangel in S. ſehr fühlbar zu werden, und außerdem hatte der Großvezier mit der Muthloſigkeit und Widerſetzlichkeit ſeiner Untergebenen zu kämpfen, als die Ankunft von 18 Geſchützen und von 200 mit Lebensmitteln beladenen Kamelen, welche, der Blokade ungeachtet, in die Stadt gelangten, den Muth der Türken von Neuem belebte, und dem ruſſiſchen Feldherrn zeigte, wie mangelhaft die Einſchließung ſtets bleiben müſſe. — Bald darauf wurden die Ruſſen auch in ihren Verbindungen mit der Donau, durch türkiſche Streifcorps geſtört, und da weder die gleichzeitige Belagerung von Warna und Ruſtſchuk Fortſchritte machte, ſo beſchloß Kaminski II. die Eroberung von S. einſtweilen aufzugeben, es nur durch ein Corps beobachten zu laſſen, und ſich mit dem übrigen Theil der Armee gegen Ruſtſchuk zu wenden, wo er ſich ſchmeichelte,

in zweites Oczakow (s. d.) zu finden. Diesem Plan gemäß überließ der russische Feldherr seinem Bruder den größten Theil des Heeres (33,000 M.) u. marschirte am 18. Juli mit 12,000 M. 20 Bat. 20 Escd. 4 Kos.-Reg., gegen Rustschuk ab, woselbst er am 21. Juli eintraf. Kaminski I. stellte hierauf das Beobachtungsheer vor S. so auf, daß der rechte Flügel unter dem Generallieutenant Langeron 5000 M. auf der Straße von Rasgrad bei Kadikoi stand, während er sich selbst mit 19,000 M. auf der Straße von Silistria aufstellte, und der linke Flügel unter dem General Woinoff mit 9000 M. bei Kozliza zur Beobachtung der ganzen Landesstrecke zwischen S. und Varna postirt ward. Kaum hatte der Großvezier Nachricht von dem Abmarsch der Russen erhalten, und in der Meinung, die zurückgebliebenen Truppen seien nur eine schwache Arrièregarde, unternahm er am 20. Juli mit 12,000 M. einen Angriff gegen Derikoi, wo Langeron stand. Kaminski I. sandte diesem noch zur rechten Zeit Verstärkungen zu, und nach kurzem Gefecht kehrten die Türken nach S. zurück. Einige Tage darauf marschirte Langeron nach Rasgrad, um den Feind zu hindern, sich an der oberen Jantra zu verstärken, von wo aus sie Rustschuk zu entsetzen drohten, und wurde hierzu durch 8 Bat. 10 Escadr. 2 Kos.-Reg. unter General Woinoff verstärkt. Nur 4 Bat. 5 Escdr. 1 Kos.-Reg. von dem Corps dieses Generals rückten nach Bazardschik, um das Land von hier bis zum Meere zu beobachten. Unterdessen hatte sich der Großvezier bis auf 60,000 M. verstärkt und beschloß daher einen entscheidenden Schlag gegen die Russen auszuführen, indem er die S. einschließenden Truppen über den Haufen werfen und dann den Entsatz von Rustschuk bewirken wollte. Am 4. Aug. griffen die Türken diesem Plan zu Folge mit 30,000 M. die Vorhut des Grafen Kaminski I. bei Großcziplik auf der Straße von Silistria an. Sogleich eilte dieser mit dem Hauptheer seinen Vortruppen zu Hilfe und befahl den beiden Flügelcorps auf der Straße von Rasgrad und Mandrona vorzurücken und die Flanken des Hauptcorps zu sichern. Um 7 Uhr begann das Gefecht, um 4 Uhr des Nachmittags war es beendet. Die Türken, von der Reserve des Großveziers nicht unterstützt, waren überall geschlagen und zogen sich mit einem Verlust von 3000 M. und 38 Fahnen in ihr Lager zurück. Die Russen hatten nur 1400 Todte. — Wie erfreulich aber auch dieser Sieg für die Russen war, ihre Lage vor S. wurde nichts desto weniger immer schwieriger. Schlechtes Futter und Wassermangel, beides Wirkung des heißen Sommers, richtete die Pferde zu Grunde, und nicht allein Krankheit, sondern auch die starken Bedeckungen, welche die Transporte von Silistria aus erforderten, schwächten das Beobachtungscorps sehr. Deßhalb befahl der Oberbefehlshaber, daß Kaminski I. sich bis Aflotar, 2 Meilen südwestlich Silistria, zurückziehen und den General Woinoff mit 8 Bat. 15. Escadr. 3 Kos.-Reg. nach Cusgun (6 Meilen östlich Aflotar) detachiren sollte. Der Großvezier, welcher fürchtete, die Russen wollten ihn nur durch ihren Rückzug aus seiner festen Stellung locken, blieb unbeweglich in S. stehen, ja er sah mit gleicher Unthätigkeit der Belagerung von Rustschuk (s. d.) zu, bis daselbst die ganze russische Armee versammelt war, und er nicht mehr im Stande war, diese Stadt ohne eine Hauptschlacht, die er nicht zu liefern wagte, zu entsetzen.

Belagerung im Jahr 1828.

Nach der Einnahme von Brailow am 17. Juni 1828, war die russische Armee auf dem rechten Donauufer bis Karasu am trajanischen Wall vorgerückt. Der Feldmarschall Graf von Wittgenstein, als Oberbefehlshaber, obgleich der Kaiser Nikolaus bei derselben gegenwärtig war, beschloß

von hier aus gegen S. vorzurücken, um die Türken hier zu einer Schlacht zu zwingen, und wäre dieß nicht möglich, diesen Ort mit dem Gros der Armee zu berennen, während Silistria und Varna durch Belagerung erobert werden sollten. Zu diesem Ende setzte sich am 5. Juli das Hauptcorps der russischen Armee, von Koraſu gegen Bazardschik (12 Meilen südwestlich Karaſu) in Marsch, wo bereits die Avantgarde unter dem General Rüdiger, 8 Bat. 16 Escdr. 200 Kos., am 7. Juli angelangt war, und nach einem hartnäckigen Gefecht ein bedeutendes Corps türkischer Reiterei zum Rückzuge gegen Paravadi und S. gezwungen hatte. Die Hauptarmee verweilte 8 Tage in Bazardschik, vereinigte sich dann in Kozliza (5 Meilen südwestlich Bazardschik) mit dem General Rüdiger, der daselbst bereits am 11. eingetroffen war, und trat von hier am 20., etwa 40,000 M. stark, den Marsch gegen das 6 Meilen entfernte S. in vollkommener Schlachtordnung an, um gegen die feindlichen Cavalerieangriffe gesichert zu sein. Das 3. Corps unter dem General Rudsewitsch bildete die rechte Flügelcolonne, das 7. unter dem General Woinoff die linke. Man fand die türkische Reiterei, die sich schon dem General Rüdiger bei Bazardschik und Kozliza gezeigt hatte, durch 4 reguläre Bataillone und 18 Geschütze verstärkt, auf dem zunächst vor S. liegenden Höhenzuge zwischen Kischla und Bülanlick (etwa 1 Meile östlich S.). Während das 3. Corps, sich durch seine Formation gegen überraschende Reiterangriffe gedeckt, gerade auf die Position der Türken vorging, suchte das 7. dieselben in der rechten Flanke anzugreifen. Die Türken fielen mit Heftigkeit auf die Spitzen dieser letzten Colonne, und wandten auch gegen dieselbe ihr Geschütz; dennoch warteten sie einen vereinigten Angriff der beiden russischen Corps nicht ab, sondern zogen sich eilig, aber doch mit Ordnung in ihr verschanztes Lager zurück, als die Russen den vor ihrer Aufstellung fließenden Bach überschritten hatten. — Oestlich des Lagers von S. befanden sich keine Werke und nur die alte Schanze, welche 1810 Ibrahim Nazir genannt wurde, und auf der Straße von Constantinopel liegt, war noch vorhanden, dagegen arbeiteten die Türken auf derselben Straße bei Eingelkwi an Werken, welche vom Blokadecorps den Namen Matschinsche-Schanze erhielten. Den übereinstimmenden Nachrichten zu Folge, stand der Seraskier Hussein Pascha, der so kräftig zur Vertilgung der Janitscharen mitgewirkt hatte, mit etwa 40,000 M. in S. Hierunter sollten 12 Regimenter zu 800 M. regulärer Infanterie und etwa 3—4000 M. reguläre Cavalerie mit 30 Kanonen Feldgeschütz befindlich sein. Der Gedanke an einen gewaltsamen Angriff auf S. verschwand bei der Ansicht des imponirenden feindlichen Lagers, dagegen entschloß man sich, zu der Einschließung desselben und vom 21. bis 25. Juli legten die Russen auf den innehabenden Höhen Redouten an, um sich gegen etwaige Ausfälle zu sichern. Die Türken ihrerseits erbauten diesen gegenüber Außenwerke. Als aber das russische Artilleriefeuer sie hierbei belästigte und die Russen sich anschickten die Höhen, Straza gegenüber, welche die Straße von Silistria beherrschen, zu nehmen, so unternahmen die Türken am 27. und 28. zwei sehr kräftige Ausfälle, in welchen sie zwar mit Verlust zurückgeschlagen wurden, ihre Reiterei aber einige Vortheile erfocht. — Die erwähnten Höhen kamen in den Besitz der Russen und wurden vom 3. Corps besetzt, während das 7. vor der Matschinschanze den linken Flügel der Stellung einnahm. — Trotz aller Thätigkeit aber, die bei der russ. Armee herrschte, war bis jetzt doch nur der Raum zwischen den Straßen nach Silistria und Constantinopel vollkommen eingeschlossen, wogegen die Straßen über Rasgrad, Djumaga und Eskistambul völlig frei

blieben. Um in den Besitz letzterer Straße, welche die Hauptverbindung zwischen Adrianopel und Constantinopel ausmacht, zu gelangen, wurde der Generallieutenant Rüdiger mit 8 Bat. und 16 Escadr. am 30. Juli nach Eskistambul detachirt. Als aber der General Tarbejef, welchen er auf seinem Marsch dahin in dem Dorfe Cziflik, ½ Meile südlich S., zurückgelassen, am 31. von den Türken heftig angegriffen wurde, sah sich Rüdiger selbst zur Rückkehr gegen genannten Ort bewogen, ließ daselbst zur Besatzung der neu aufgeworfenen Redoute den General Iwanow mit 4 Bat. und 2. Escadr. und einigen Kosaken zurück, und schloß sich darauf am 1. August wieder dem 7. Corps vor der sogenannten Matschinredoute an. — Der Kaiser fühlte, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Schwäche der Armee an keine großen Offensivunternehmungen gedacht werden konnte, und richtete nun sein Hauptaugenmerk auf die Belagerung von Varna (s. d.), die mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens voraussetzen ließ. Am 2. Aug. verließ er daher mit dem Regiment Nikolaus, 2 Escad. Gardekosaken und 12 Geschützen das Lager vor S. und langte am 5. vor Varna an. — Der Graf Wittgenstein, welcher vor S. zurückblieb, wollte trotz seiner geringen Mittel nur ungern die Blokade des türkischen Lagers gegen eine Beobachtung vertauschen, obgleich letztere durch die Umstände dringend geboten wurde. Er detachirte vielmehr den General Rüdiger aufs Neue mit 8 Bat. 8 Escadr. und einigen Kosaken gegen Eskistambul. Am 7. Aug. unternahm dieser General eine Recognoscirung gegen Kjöteſch, westlich von Cziflik, und war nicht allein so glücklich die Türken zu vertreiben, sondern eroberte dabei auch eine Kanone. Trotz dessen kehrte er zur Centralstellung des 7. Corps vor der Matschinschanze zurück, da er seinen linken Flügel zu sehr Preis gegeben glaubte. — Mitte August erhielt Rüdiger abermals den Befehl gegen Eskistambul zu marschiren und von dort aus nach Kjöteſch vorzugehen. Er überfiel an letzterem Ort 3000 Türken, schlug sie in die Flucht, eroberte eine Kanone und machte 165 Gefangene. Kurz darauf sah er sich aber mit Uebermacht angegriffen und zum Rückzug nach Eskistambul genöthigt, wobei er 1 Kanone verlor. Um nun die Verbindung zwischen ihm und dem linken Flügel zu bewerkstelligen, rückte der Prinz Eugen v. Würtemberg mit 3600 M. nach Morasch vor und verschanzte sich daselbst. — Während dieser Vorfälle auf dem äußersten linken Flügel des russ. Heeres war bei der Hauptarmee nichts von Bedeutung vorgefallen; man begnügte sich von türkischer wie von russischer Seite an den verschiedenen Schanzen zu arbeiten. — Die Lage der russ. Truppen vor S. hatte indessen eine mißliche Gestalt angenommen. Bei der Ausdehnung ihrer Stellung mußte der Dienst sehr beschwerlich werden, und doch konnten alle Anstrengungen zu keinem Ziele führen. — Hierzu kam, daß der Mangel an Lebensmitteln und Fourage anfing fühlbar zu werden, so daß sich die Cavalerie täglich in Vorposten und Forageurs auflösen mußte, und darüber fast völlig zu Grunde ging. Hussein Pascha, diese Nachtheile erkennend, beschloß davon Vortheil zu ziehen und sich seine Hauptverbindungen wieder zu eröffnen. Er projectirte zu diesem Ende einen Ausfall auf drei verschiedenen Puncten gegen die, Straßa gegenüberliegenden Schanzen des rechten Flügels, gegen den Prinzen Eugen in Morasch, und dann, nachdem dieser überwältigt wäre, mit vereinigter Macht gegen den General Rüdiger. Die Nacht vom 25. zum 26. Aug. ward zur Ausführung bestimmt. In derselben rückte die erste Abtheilung unter Halil Pascha, 3 reguläre Bat., viele Milizen und Cavalerie nebst 28 reitenden Geschützen, gegen den russischen rechten Flügel vor und erstieg durch die Sorglosigkeit der Besa-

tzung begünſtigt, die rechte Flügelredoute, eroberte 6 Kanonen und machte die Beſatzung derſelben nieder. Ein gleichzeitiger Angriff auf die nächſtliegende Redoute wurde von den Ruſſen zurückgeſchlagen, dagegen erforderte die Wiedereinnahme der verlorenen Redoute große Anſtrengungen, und erſt nach einem langen Gefechte, welches in Folge der Nacht nur in großer Unordnung ausgeführt werden konnte, verließen die Türken die Schanze, und begnügten ſich, das eroberte Geſchütz mit ſich fortzuführen. Einen gleich heftigen Angriff hatte der Prinz Eugen in Moraſch auszuhalten. Eſſaud Paſcha, der mit einigen regulären Bataillons und unregelmäßigen Truppen gegen denſelben anrückte, warf um 2 Uhr des Nachts die ruſſ. Vorpoſten zurück, und langte mit ihnen faſt zu gleicher Zeit vor dem ruſſiſchen Lager an, wo jedoch die Truppen ſchon unter dem Gewehr ſtanden. Die Türken, von Kartätſchen und Gewehrfeuer begrüßt, zogen hier fürs Erſte unverrichteter Sache ab. — Sobald der Morgen aber graute, griffen 2 geſchloſſene Colonnen den rechten Flügel dieſes ruſſiſchen Lagers an, und unterhielten ein regelmäßiges Gewehrfeuer; 3 Escad., welche dieſen Truppen in die linke Flanke fielen, brachten ſie zum Weichen. Unterdeſſen aber hatte ſich eine andere türkiſche Colonne ebenfalls mit einigen Bataillons regulärer Infanterie an der Spitze, etwa 15,000 M. und 4 Kanonen gegen den linken Flügel des ruſſ. Lagers in Bewegung geſetzt, und bedrohte daſelbſt das Dorf Moraſch, wo noch das Hoſpital von 600 Kranken und die Wagenburg des 7. Corps war. 3 Bat., welche hierauf aus dem Lager zur Vertheidigung des Dorfes abgeſchickt wurden, vermochten nur mit bedeutendem Verluſt den heftigen Anfällen der türkiſchen Infanterie ſo lange Widerſtand zu leiſten, bis noch andere 3 Bat. und 3 Escad. ihnen zu Hilfe kamen, und den Feind in ſein verſchanztes Lager zurücktrieben. Der beabſichtigte Angriff gegen den General Rüdiger ward nun nicht mehr ausgeführt und nur einige leichte Truppen beunruhigten ſeinen Marſch von Eſkiſtambul. Er hatte nämlich ſchon früher erfahren, daß die Türken gegen ihn etwas zu unternehmen beabſichtigten, und beſchloß darauf, ſich über Cziflis, wo 2. ruſſ. Bat. ſtanden, näher an Moraſch zu ziehen, woſelbſt er nach Beendigung des Gefechts anlangte. — Die Ruſſen verloren in dieſer Nacht 7 Kanonen und 1500 M. und fühlten die Nothwendigkeit, ſich mehr zu concentriren, weßhalb auch der linke Flügel nahe an den rechten heranrückte und 6 der äußerſten Redouten dieſes Flügels aufgegeben wurden. — Die Türken, durch dieſe Gefechte ermuthigt, beunruhigten fortan die Ruſſen durch tägliche Neckereien, welche um ſo empfindlicher wurden, als die beſtändigen Anſtrengungen Krankheiten erzeugte, und die gänzliche Demoraliſirung der Cavalerie herbeiführte, welche ihre Fourage 4 Meilen weit herbeiſchaffen mußte. In der Nacht vom 8. zum 9. Septbr. unternahmen die Türken abermals einen Ausfall, indem ſie mit 8000 M. einige Redouten des linken Flügels des Generals Rudſewitſch und mit 3000 M. den äußerſten linken Flügel der ruſſiſchen Stellung angriffen. Durch ergebene Bulgaren war man indeſſen von dieſem Angriff unterrichtet, und überall wurden die Türken mit Verluſt zurückgeſchlagen. — Die Jahreszeit war nun ſchon ſo weit vorgerückt, daß an eine Einnahme S's. nicht mehr gedacht werden konnte, dennoch war die Fortſetzung der Belagerung nothwendig, um die Aufmerkſamkeit der Türken von Varna abzuziehen, deſſen Fall man in Kurzem erwartete, und nach deſſen Eroberung ſich die ganze Macht der Ruſſen gegen S. wenden konnte. Die Türken erkannten ihrerſeits vollkommen die Wichtigkeit Varna's und waren thätig daſſelbe zu retten. Der Großvezier Selim entſandte von Adrianopel aus 20,000

Mann, und Hussein Pascha, der von S. aus schon einige 1000 zur Verstärkung nach Silistria, welches vom General Roth belagert wurde, geschickt hatte, entsandte 14,000 M. über Tschalikawak gegen Aidos, welche sich Mitte September mit den Truppen des Großveziers zum Entsatz von Varna vereinigten und sich unter Omer Vrione bei Kurtepe verschanzten. — Unter diesen Umständen erhielt der Fürst Wittgenstein vom Kaiser den Befehl, alle nur zu entbehrenden Truppen gegen das Ersatzheer von Varna abzusenden. 2 Regimenter waren schon mit dem General Diebitsch dahin abgegangen und jetzt wurde der Prinz Eugen noch mit einer schwachen Brigade der 19. Division dahin nachgeschickt. Bei so geschwächten Streitmitteln mußte Wittgenstein sich nur defensiv verhalten und zum Glück für ihn unternahm Hussein Pascha keine größeren Ausfälle. Nur am 2. Octbr. rückten die Türken mit 4000 M. Infanterie, 5000 Reitern und 14 Kanonen aus den Straßen von Silistria vor, um eine Uhlanenbrigade, welche die Truppen vor S. verstärken sollte, abzuschneiden. Wittgenstein dagegen schickte eine reitende Jägerdivision, 4 Bat. und 16 Geschütze, nach Kadikoi zur Aufnahme der Uhlanen ab, und zwang durch diese Bewegung die Türken zum Rückzuge. — Durch den Kampf bei Varna trat die Belagerung von S. immer mehr in den Hintergrund, und beide Theile sahen sich gewissermaßen als Zuschauer der Belagerung von Varna an, zum wenigsten wurde weder von der einen noch der andern Seite etwas Namhaftes unternommen. Zwar langte am 11. Octbr. das 6. Corps unter General Roth, welcher Silistria belagert hatte und vom 2. Corps im September abgelöst worden war, vor S. an, allein Wittgenstein konnte bei der vorgerückten Jahreszeit und dem Mangel an Fourage und Lebensmittel keine entscheidenden Vortheile erwarten, und als er daher die Nachricht von dem Falle Varna's erhielt, beschloß er die Blokade S's. aufzuheben, deren Zweck in der letzten Zeit ja nur der gewesen war, die Belagerung von Varna gegen größere Unternehmungen Hussein Pascha's zu decken. Da dieser Zweck jetzt sein Ende erreicht hatte, überdieß die Russen in ihrer vorgeschobenen Stellung für ihren Rücken besorgt sein mußten, so marschirte Wittgenstein am 16. Octbr. in 2 Colonnen aus seinem Lager ab; General Roth zog mit den Truppen des 6. Corps über Jenibazar nach Turkarnautlar in der Richtung auf Kozliza, und übernahm später den Befehl aller in der Bulgarei zurückgebliebenen Truppen. General Rudsewitsch marschirte mit dem 3. Corps in der Richtung auf Silistria, dessen Belagerung diese Truppen decken sollten. — Die Türken beunruhigten die ersten Marschtage der Russen gar nicht, als aber dieselben am 19. einen bedeutenden Paß bei dem Dorfe Aidocha zu passiren hatten, fielen die Türken mit 8000 M. Reiterei auf die russ. Arriéregarde, wurden jedoch wenn auch nicht ohne Verlust zurückgeschlagen, so daß das Corps seinen Marsch ungestört fortsetzen konnte, durch die eintretende Kälte aber großen Verlust erlitt. Am 10. Nov. hob Wittgenstein die Belagerung von Silistria auf und das 2. und 3. Corps ging auf das linke Donauufer, worauf Ersterer sein Hauptquartier in Jassy nahm.

In dem folgenden Feldzuge von 1829 verlor S. den Ruf seiner bedeutenden Wichtigkeit. Der Graf Diebitsch, welcher an Wittgenstein's Stelle den Heerbefehl übernommen hatte, rückte im Juni mit der Hauptarmee über Coargu nach Madara, 2 Meilen östlich S's., vor und schnitt so den Großvezier Reschid Pascha, welcher bei Paravadi dem General Roth gegenüberstand, den Rückzug nach S. ab. — Reschid Pascha suchte denselben zu erzwingen, die Schlacht von Kulewtscha (s. d.) am 11. Juni

aber war für die Russen so entscheidend, daß das türkische Heer nach derselben vollkommen aufgelöst und Reschid Pascha nur mit einem kleinen Theil seines Heeres S. erreichte, welches sofort durch das 6. und 7. Corps (Roth und Rüdiger) blokirt wurde. — Als jedoch nach der Uebergabe von Silistria am 1. Juli das Belagerungscorps unter Krassowski bei S. angelangt war, befahl der Graf Diebitsch demselben das 6. und 7. Corps vor S. abzulösen, was auch am 14. und 15. Juli geschah. Es gelang anfänglich dem General Krassowski, welcher im Ganzen über 11,500 M. und 5600 Pferde zu verfügen hatte und bald in Jenibazar, bald in Madara stand, den Großvezier über den Marsch des russischen Heeres vollkommen zu täuschen, denn als er davon Kenntniß erhielt und 9 reguläre Infanterieregimenter und 1000 Delis unter Ibrahim und Mehemed Pascha aus seiner Festung entsendete, um die Uebergänge des Kamtschik zu vertheidigen, waren dieselben schon in den Händen der Russen, doch kamen diese Truppen noch zur rechten Zeit in Aidos südlich S's. an, um hier am 24. Juli dem General Rüdiger einigen Widerstand zu leisten. Da das Glück die russischen Waffen in allen Unternehmungen begünstigte, so beschloß auch der General Krassowski, näher gegen S. zu rücken. Er verließ am 20. August sein Lager von Madara, nahm zwischen den Flüssen Straga und Beklubdschi eine neue Stellung und begann in der Nacht von 30. zum 31. die förmliche Belagerung, ohne daß aber ein ernsthafter Angriff auf die vorliegenden türkischen Schanzen unternommen worden wäre. — Der am 11. Sept. zu Adrianopel geschlossene Friede endigte hier die Feindseligkeiten, nachdem die Russen kurz vorher so glücklich gewesen waren, am 8. Sept. 100 Fuhren mit Lebensmitteln und eine bedeutende Heerde Ochsen, welche von Tirnowo (an der Jantra) aus nach S. bestimmt worden waren, in ihre Gewalt zu bekommen.

(Vergl. Butturlin, Précis des événemens militaires de la première guerre des Russes contre les Turcs sous le regne de l'Impératrice Catherine. Pétersbourg 1812 — in russischer, französischer und deutscher Sprache vorhanden. — Oestreichische Militairzeitschrift. Jahrgang 1829 u. 1834 mit einem Plan von Schumla. — v. Valentini, der Türkenkrieg. Berlin, 1830. Spectateur militaire. tom. V. — v. Witzleben, Darstellung des russisch-türkischen Feldzuges. 1829. Berliner Militairwochenblatt. Jahrgang 1829. Die in Rußland erschienenen Schlachten und Belagerungen des Jahres 1828 und 1829.) W.

Schuß des Minirers, dient zum Heraussprengen großer Steine oder Felsstücke, auf die man bei unterirdischen Arbeiten stößt. Es wird zu diesem Behuf wie beim gewöhnlichen Steinsprengen und beim Bergbau, ein der beabsichtigten Wirkung entsprechendes Loch, von 2—3 Fuß Tiefe und ungefähr 2 Zoll Weite, in das Gestein gemeiselt, dann auf ⅓ der Tiefe mit Pulver gefüllt, verdämmt oder versetzt und gezündet. Das Detail dieser Mineurarbeit findet man in Aster's Lehre vom Festungskriege. Dresden, 1835. S. 508. P.

Schußarten. Nach Maßgabe ihrer Beschaffenheit und ihres Zweckes theilt man die Schüsse auf mannichfache Weise ein, nämlich 1) nach der Lage der Seelenaxe gegen die Visirlinie (s. Richten des Geschützes) in Bogenschüsse, bei denen die Verlängerung der Seelenaxe sich über die Visirlinie erhebt, und in Kernschüsse, bei welchen die Seelenaxe mit der Visirlinie parallel ist. Letztere können, insofern das Ziel ohne vorherigen Aufschlag des Geschosses erreicht werden soll, nur auf ganz kurze Entfernungen, und selbst dann nur insofern statt finden, als nicht auf den zu

treffenden Punct, sondern auf einen etwas höhern Punct gezielt wird, denn kein Geschoß beschreibt eine gerade Linie. Was man daher von der Unsicherheit der Bogenschüsse zu sagen pflegt, bezieht sich eigentlich nur auf diejenigen Schüsse, bei denen die Bahn des Geschosses schon sehr gekrümmt ist. 2) Nach der Lage der Seelenaxe gegen die Horizontale theilt man die Schüsse in steigende oder Elevationsschüsse, in Horizontalschüsse und in Plongir- oder Senkschüsse. Je nachdem das Ziel höher oder tiefer als das Geschütz steht, kann z. B. ein Bogenschuß bald ein Elevationsschuß, bald ein Senkschuß sein. — 3) Nach der Richtung des niedersteigenden Astes der Bahn, gegen das Terrain, werden die Schüsse in bestreichende (rasirende) und in Bohrschüsse unterschieden. 4) Nach der Beschaffenheit der Bahn, welche die Geschosse bis zum Ziele beschreiben, theilt man die Schüsse in einfache Schüsse, bei denen das Ziel ohne vorherigen Aufschlag erreicht wird, und in Aufschlagschüsse oder Prellschüsse ein. Bei letzteren sollen die Geschosse erst nach mehreren Sprüngen an das Ziel gelangen. Sind diese Sprünge hoch und kurz, so nennt man den Prellschuß auch Ricoschettschuß, und im entgegengesetzten Falle Rollschuß (s. d.). Endlich wird zu den Aufschlagschüssen auch noch der Brikolschuß gerechnet, bei welchem das Geschoß gegen eine vertikale Mauer in schräger Richtung geschossen wird, dergestalt daß es von derselben wieder abprallt, und in einer andern Vertikalebene als vor dem Anschlag weiter nach dem Ziele geht. — 5) Nach der Richtung des Feuers gegen die feindlichen Truppen oder Verschanzungslinien theilt man endlich die Schüsse in senkrechte oder directe Schüsse, in schräge Schüsse, in Seiten oder flankirende Schüsse und in Rückenschüsse ein. Sind die flankirten Linien lang, so nennt man die Seitenschüsse auch Enfilir- oder Enfiladeschüsse.

Ry.

Schußladen, gleichbedeutend mit Stückpforten (s. d.).

Schußweite eines Geschützes, nennt man die horizontale Entfernung, in welcher bei einer gewissen Ladung und Richtung die Geschosse desselben, im Durchschnitt genommen, das erstemal den Erdboden erreichen, gleichviel, ob sie nach diesem Aufschlage noch weiter gehen oder nicht. Soll nämlich ein aufrecht und auf freiem, ebenem und festem Terrain stehendes Ziel, ohne Anwendung des eigentlichen Aufschlagschusses (s. Schußarten) getroffen werden, und hat man die Ladung und die Richtung des Geschützes so gewählt, daß die mittlere Schußweite mit der Entfernung des Ziels vom Geschütz übereinstimmt, so werden ungefähr eben soviel Geschosse vor als als hinter dem Ziele die Erde erreichen, so daß das Letztere nicht nur von einer beträchtlichen Anzahl von Kugeln ohne Aufschlag, sondern auch von einer ungefähr eben so großen Anzahl von Kugeln nach dem ersten Aufschlage getroffen wird. Zuweilen versteht man unter Schußweite auch die Entfernungen vom Geschütz, in welchen die Geschosse liegen bleiben; bezeichnender ist es indessen, diesen Entfernungen den Namen Rollschußweiten oder nach Maßgabe der Umstände Ricoschettschußweiten beizulegen (s. Schußarten). Die Schußweite, welche ein gewisses Geschoß erreicht, wächst bei übrigens gleichen Umständen mit seiner Anfangsgeschwindigkeit, d. h. mit derjenigen Geschwindigkeit, welche ihm durch die Pulverkraft mitgetheilt wurde, jedoch in zunehmender Geschwindigkeit in immer geringerem Verhältnisse, indem Geschosse, welche mit sehr großen Geschwindigkeiten in Bewegung gesetzt wurden, schon nach Zurücklegung von einigen hundert Fußen durch den Widerstand der Luft einen großen Theil ihrer Bewegungskraft verloren haben. Noch geringer ist das Verhältniß der Schußweitenzunahme zu den Verlängerungen der Geschützröhre, oder zu den Verstärkungen der Pulverladung,

durch welche sie erlangt werden können. Leichtere Geschosse erhalten in demselben Geschütz und bei derselben Pulverladung größere Geschwindigkeiten, als schwerere Geschosse, verlieren aber von diesen Geschwindigkeiten, durch den Widerstand der Luft in gleichen Zeiten mehr als letztere. Der erstere Umstand vergrößert und der letztere verkleinert die Schußweiten, und diese zwei entgegengesetzten Einflüsse gleichen sich bei geringern Gewichtsdifferenzen der Geschosse dergestalt aus, daß man keinen bemerkbaren Unterschied in ihren Schußweiten findet. Bei größeren Gewichtsunterschieden geht gewöhnlich das leichtere Geschoß etwas weiter als das schwerere, doch ist dieß nur bis zu einer gewissen Grenze (z. B. bei Vergleichung hohler und massiver eiserner Kugeln), aber nicht allgemein so; denn hölzerne Geschosse würden z. B. weit kürzere Schußweiten als eiserne von gleicher Größe erreichen. Wesentlicher als geringe Gewichtsunterschiede der Geschosse eines Geschützes, ist die nie ganz zu beseitigende Verschiedenheit ihrer Durchmesser, weil dadurch der Spielraum verändert wird, mit dessen Zunahme die anfänglichen Geschwindigkeiten und die Schußweiten beträchtlich abnehmen. Vergleicht man endlich Geschosse von gleicher Beschaffenheit, aber verschiedenem Kaliber, etwa 6 und 12pfündige Kugeln, so findet sich, daß bei gleichen anfänglichen Geschwindigkeiten und Richtungswinkeln, die größeren Geschosse durch den Widerstand der Luft, in gleichen Zeiten geringere Theile ihrer Bewegungskraft verlieren, und daher auch größere Schußweiten erreichen, als die kleinern Kugeln; doch ist auch dieser Unterschied nicht so beträchtlich, als man vielleicht auf den ersten Blick glauben möchte, und es läßt sich z. B. selbst theoretisch nachweisen, daß die Schußweite einer 12pfündigen Kugel noch nicht um den vierten Theil größer sein kann, als diejenige einer mit derselben Richtung und Geschwindigkeit abgeschossenen 6pfündigen Kugel. — Was endlich die Größe des Winkels anbelangt, welchen die erste Richtung des Geschosses, d. i. die Achse des Geschützrohres, mit der Linie von dem Geschütz nach dem Ziele bildet (den Richtungs- oder Visirwinkel), so wächst die Schußweite, welche bei dem Kernschuß gegen 300—400 Schritt beträgt, mit der Vergrößerung dieses Winkels nur bis zu einem gewissen Puncte, der sich indessen nicht genau ermitteln läßt, weil in der Nähe desselben bedeutende Aenderungen der Richtung nur ganz geringe Veränderungen der Schußweite bewirken, welche man, wegen der Ungleichheit der mit gleichen Richtungen gethanen Schüsse, nicht mit Bestimmtheit auffinden kann. Im Allgemeinen ist der Winkel der größten Schußweite (s. Flugbahn) um so kleiner, je kleiner und leichter die Geschosse und je größer ihre anfänglichen Geschwindigkeiten, also die Ladung und Länge des Geschützes sind. Für die mit ¼ kugelschwerer Ladung abgeschossenen Kanonenkugeln beträgt dieser Wink. ungefähr 15°—20°, u. die unter demselben erlangte Schußweite bei dem 6pfünder gegen 3500 Schritt, bei dem 12pfünder gegen 4000 Schritt u. bei dem 24pfünder gegen 4400 Schritt. Da indessen das Artilleriefeuer auf so große Entfernungen ganz unsicher und so gut als ohne alle Wirkung ist, so wendet man bei Kanonen, aus denen mit voller Feldladung oder doch mit einer Pulverladung von ähnlicher Stärke geschossen wird, gewöhnlich keine größeren Richtungswinkel als ungefähr 5° an, deren horizontale Schußweiten 1800—2200 Schritt betragen. Die Rollschußweiten der Feldkanonen bei 0° bis 1° Richtungswinkel können ungefähr 2000 bis 2200 Schritt angenommen werden. — Weit kleiner sind dagegen die Entfernungen, auf welche man sich der Kartätschen mit Wirkung bedienen kann; sie betragen nämlich nach Maßgabe der mehr oder weniger günstigen Beschaffenheit des Terrains, für kleine (3 bis 4 löthige) Kartätschenkugeln

0—300 Schritt, höchſtens 400 Schritt und für größere (6—12löthige) rtätſchenkugeln höchſtens 600—800 Schritt. Bei den Haubitzen wendet n verſchiedene doch im Allgemeinen ſchwächere Ladungen und höhere chtungswinkel als bei Kanonen (bis gegen 20° Elevation) an, um ähn- e Schußweiten und Rollſchußweiten, wie bei den erſteren Geſchützen zu ngen; die Kartätſchen-Schußweiten ſind hier noch etwas kleiner anzu- ymen, weil die Haubitzkartätſchen mehr ſtreuen, als Kanonenkartätſchen.

Ry.

Schuttery, ſiehe Volksbewaffnung.

Schutzbegleitung. Unter Escorte (ſ. d.) verſteht man nicht blos zur Bedeckung von Transporten beſtimmte Mannſchaft, ſondern auch Schutzbegleitung hoher Befehlshaber oder fürſtlicher Perſonen, weßhalb s darauf Bezügliche hier noch nachgetragen wird. Solche Schutzwachen det man ſchon in den älteſten Zeiten (ſ. Trabanten), insbeſondere bei rſten, die zugleich Heerführer waren; ſie haben faſt überall den Kern der oldeten Truppen gebildet, und erhielten nach weiterer Ausbildung dieſes ſtituts die Benennung „Leibwache" oder Garde du corps. Zog der rſt in den Krieg, ſo begleitete ihn dieſe Truppe überall und ſorgte für ne perſönliche Sicherheit, ſowohl im Lager und auf Märſchen, als wäh- ıd des Gefechts, oder bei perſönlichen Recognoſcirungen. Je mehr der rſt gewohnt war, perſönlichen Antheil an den Gefechten zu nehmen, ko wichtiger war auch die Beſtimmung dieſer Leibwachen. Nachdem in lge der eigenthümlichen Richtung, welche die höhere Taktik im vorigen ihrhunderte genommen hatte, das Inſtitut der Schutzwachen außer Brauch ommen war, führte es Napoleon wieder ein. Die erſte Veranlaſſung zu gab unſtreitig ein Vorfall im Feldzuge 1796 in Italien, wo er bei- he gefangen worden wäre, und in Folge deſſen die ſogenannten Guiden d.) errichtet wurden, welche den Obergeneral nunmehr auf allen Ritten geleiteten. Nach Bildung der Conſular- und Kaiſergarde ſcheint es Regel worden zu ſein, daß ſich Napoleon im Felde ſtets von einem Cavalerie- gimente begleiten ließ. Dieſe dienſthabenden Regimenter durften aber im efecht keine müßigen Zuſchauer abgeben, und wurden oft zu ſehr kühnen griffen verwendet. So war es z. B. das dienſthabende polniſche Garde- lanenregiment, welches im Feldzuge 1808 in Spanien den berühmten griff bei Sommo Sierra machte (ſ. d.). Bei dem verhängnißvollen ckzuge aus Rußland wurde eine ſolche Schutzbegleitung doppelt nothwen- g und Napoleon wäre ohne dieſelbe bei Malo-Jaroslawecz unſtreitig in Hände der Koſaken gefallen. Als die geſammte Cavalerie der großen nzöſiſchen Armee bis auf einige ſchwache Haufen zuſammengeſchmolzen ar, konnte die Schutzbegleitung des Kaiſers nicht mehr aus einzelnen Re- mentern beſtehen. Es ſollten daher aus den überflüſſigen Officieren der r Cavaleriecorps vier Schwadronen zu 150 M. gebildet werden, ſie er- chten jedoch dieſe Stärke nicht. Dieſes neu zuſammengeſetzte Regiment elt die Benennung Légion sacrée, und diente nunmehr dem Kaiſer zur chutzbegleitung. Der König von Neapel war erſter, General Grouchy eiter Befehlshaber des Regiments; Brigadegenerale und Oberſten verſa- n darin den Dienſt als Subalternofficiere. Dieſe Legion, welche kurz r dem Ueberſchreiten der Berezina gebildet worden war, löſte ſich bald chher wieder auf, wurde auch durch die Abreiſe des Kaiſers überflüſſig. iſer Alexander ließ ſich in den Feldzügen 1813 und 1814 ebenfalls ſtets einem Cavalerieregimente begleiten. In einem entſcheidenden Momente großen Cavaleriegefechts bei Liebertwolkwitz (ſ. Leipzig) ſtürzte ſich das

dung der Reiter zu erleichtern, aus zwei Compagnien zusammengesetzt, in anderen ist die Compagnie zugleich Schwadron, d. h. taktisch selbstständig. Die passendste Stärke einer Schwadron ist zu 48 bis 60 (wenn zu Vieren gewendet wird bis 64) Rotten, was eine Kopfzahl von 130 bis 160 Reitern, die Officiere ꝛc. mit inbegriffen, voraussetzt. Die Züge haben dann eine Stärke von 12, 15 oder 16 Rotten, und es kann die Front schnell gebrochen oder wieder hergestellt werden (s. Schwenkung). Bei 72 Rotten ist die Schwadron zwar auch noch sehr beweglich, würde dann aber schon zu 180 M. angenommen und nothwendig in Compagnien getheilt werden müssen. Die Kostbarkeit der Reiterei verlangt nämlich viel Sorgfalt für ihre Erhaltung und umsichtige Subalternofficiere für den Gebrauch. Wenn bei der Infanterie auf 50 Mann ein Subalternofficier ausreicht, so muß man bei der Cavalerie wenigstens auf 30 M. Einen rechnen. In den meisten Fällen ist es überhaupt wünschenswerther, Regimenter von 6 Schwadronen zu 150 M., als von 4 Schwadronen zu 180 Reitern zu haben.

Pz.

Schwalbenschwanz oder schwalbenschwanzförmiges Werk, siehe Schanzen.

Schwanzschraube. Sie verschließt den untersten Theil eines Gewehrlaufs, bildet demnach das Bodenstück, hält den Rückstoß (s. d.) ab, dient daher dem entzündeten Pulver zur Stütze, treibt die Kugel nach der Mündung und aus dieser mit der gehörigen Gewalt weiter. Zur Aufnahme dieser Schwanzschraube, so wie zu deren kräftigen Widerstandleistung, ist der Lauf gewöhnlich mit 7 bis 12 Schraubengängen versehen, in die sie mit ihren Gewinden genau eingreift. Auf die Dauerhaftigkeit und gute Einrichtung dieses so höchst wichtigen Stücks muß sowohl bei Bearbeitung der Spindel als auch der Mutter die größte Aufmerksamkeit verwendet werden; denn, setzt die Schwanzschraube der Entwicklung des Pulvergases nicht den nöthigen Widerstand entgegen, so befördert dieser Umstand nicht allein den Rückstoß, sondern raubt auch der Kugel Kraft und Geschwindigkeit und hat besonders bei der Flinte oft den Nachtheil, daß das Rohr, wie man zu sagen pflegt, den Schuß verliert. Die Spindel muß wenigstens 1 bis 1½ Bohrungsdurchmesser lang sein und noch etwas über das Zündloch heraustreichen, insofern nämlich nach dessen Seite zu in solcher eine Kehle oder Ausfeilung angebracht werden soll, um das Auslaufen der Pulverladung in das Zündloch, sowohl durch die eigne Schwere der Körner, als auch den Ladestockdruck beim Aufsetzen der Patrone, vermöge der schiefen Fläche zu erleichtern und Rückstoß und Seitenschlag zu vermindern. Obgleich dieser Einschnitt im Allgemeinen einigen Vortheil gewährt, der indeß mehr auf Einbildung als auf Wirklichkeit begründet zu sein scheint, so ist andererseits doch wieder der Nachtheil damit verknüpft, daß bei anhaltendem Schießen, besonders wenn die Gewehre mit dem Feuerschlosse versehen sind, der Pulverschmutz sich zu leicht anhäuft, schwer beseitigen läßt und dann häufig Gelegenheit zum Vor- oder Abbrennen des Zündkrauts gibt. In Frankreich hat man sich nach vielfachen in den Jahren 1810 und 1811 angestellten Versuchen bewogen gefunden, den Ausschnitt der Schwanzschraube zu verwerfen und zur Erreichung obigen Zwecks diese um 1 Linie zu verkürzen, obschon dadurch eine Vermehrung des Rückstoßes herbeigeführt wurde. Kommt die Ausfeilung in Wegfall, so bleibt der Obertheil der Schwanzschraube unverändert eine Kreisfläche. In Betreff der Stärke der Schwanzschraube ist es von Nutzen, wenn solche etwas weniges den Bohrungsdurchmesser überschreitet, damit die Gewinde der Schraubenmutter vom Putz-

oder Ladestocke keine Beschädigung leiden und bei einem spätern Kolben oder Frischen (Schärfen der Züge des gezogenen Rohres) sich noch genug Eisen darbietet, um die Mutter gehörig zu decken, da bekanntlich eine solche Verrichtung nicht von der Mündung aus, sondern vom entgegengesetzten Ende geschieht. Die Gewinde der S. dürfen weder zu fein noch zu rund gebildet werden, indem sie im erstern Falle leicht ausbrechen, im letztern hingegen nicht vollkommen schließen; sie müssen ohne das Rohr zu sehr zu schwächen, mäßig tief, dicht und so scharf eingeschnitten sein, daß sie nicht nur der entzündeten Pulverladung, so wie den, wenn auch noch so vorsichtig vollzogenen Stoß des Ladestocks beim Exerciren, den gehörigen Widerstand entgegen zu setzen im Stande sind, sondern auch jeden Raum zwischen der Mutter und Spindel so genau ausfüllen, daß selbst bei Anwendung der stärksten Gewalt oder Drucks, weder Luft noch Wasser durchdringen kann. Die Gewinde sollen überdieß vom Anfange bis zum Ende stets einen festen, gleichen Gang in ihrer Mutter und die Spindel nie weniger Gänge als diese haben, weil sonst die unausgefüllten Stellen zur Verzögerung der Explosion der Pulverladung beitragen und auch Anlaß zu einem stärkern Rückstoße geben. Nach hinten hat die eigentliche Schwanzschraube noch eine Verlängerung, die beim völligen Einschrauben sich oben genau in die Richtung des Laufs stellt, zur leichtern Bewegung, Handhabung und hauptsächlich guten Verbindung zwischen Rohr und Schaft dient, und den besondern Namen Kreuz, Vorstoß oder Nase führt. Dieser Vorstoß ist nach der unterwärts gehenden Krümmung des Schaftes (Dünnung) gebogen und in ihm das zur Aufnahme der Kreuzschraube befindliche Kreuzschraubenloch versenkt, damit solche, vorzüglich bei Gewehren ohne Visir, dem Auge beim richtigen Zielen kein Hinderniß in den Weg legt. In dem unter der Nase zu gleichem Zwecke vorhandenen Ansatze der Schwanzschraube wird gewöhnlich noch ein Einschnitt oder Loch angebracht, um mittelst der durchgehenden hintern großen Schloßschraube die Befestigung zwischen Schaft und Lauf zu erhöhen. — Außer eben beschriebener, einfacher Schwanzschraube gibt es indeß auch sogenannte Kammerschwanzschrauben, deren Spindel in soweit verlängert und so tief ausgedreht ist, daß der dadurch entstandene, gewöhnlich conische Raum, entweder die ganze, oder nur einen Theil der Pulverladung aufnehmen kann; im erstern Falle erhalten dann diese Vertiefungen die Benennung ganze Kammern, im zweiten aber, wo die Ausdrehung nur halbkugelförmig geschieht, halbe Kammern. Beide eignen sich weniger zum Kriegsgebrauch, da sie sich ohne Herausnahme der Schwanzschraube äußerst schwer vom Pulverschmutze reinigen lassen und bei der Fertigung eine höchst mühsame, sorgfältige und daher kostspielige Bearbeitung verlangen. Eine dritte Art von Schwanzschrauben, die unter dem Namen der englischen Hakenschwanzschrauben bekannt, doch bis jetzt selten bei den Militairgewehren üblich gewesen sind, unterscheidet sich von den bereits angeführten nur rücksichtlich ihrer äußern Form. Die Nase oder der Schwanz wird nämlich bei ihnen nur durch ein würfelartiges Stück Eisen von ungefähr einem Zoll Länge und Breite ersetzt, in dessen obere Seite ein Eck oder Winkel ausgeschnitten ist, der nun einen einfachen Haken bildet, in die nach oben höhersteigende Oeffnung (Gabel) einer abgesonderten eisernen Scheibe (bascule, Schwanzschraubenkappe) eingreift und auf diese Weise den gerade in den Schaft eingelegten Lauf eben so gut befestigt, als eine aus dem Ganzen bestehende Schwanzschraube, vorausgesetzt, daß der Haken genau paßt und vorzüglich der Einschnitt desselben die gehörige Tiefe besitzt. Die allerdings sehr nöthige feste Verbindung der Schwanz-

dung der Reiter zu erleichtern, aus zwei Compagnien zusammengesetzt, in anderen ist die Compagnie zugleich Schwadron, d. h. taktisch selbstständig. Die passendste Stärke einer Schwadron ist zu 48 bis 60 (wenn zu Vieren gewendet wird bis 64) Rotten, was eine Kopfzahl von 130 bis 160 Reitern, die Officiere ꝛc. mit inbegriffen, voraussetzt. Die Züge haben dann eine Stärke von 12, 15 oder 16 Rotten, und es kann die Front schnell gebrochen oder wieder hergestellt werden (s. Schwenkung). Bei 72 Rotten ist die Schwadron zwar auch noch sehr beweglich, würde dann aber schon zu 180 M. angenommen und nothwendig in Compagnien getheilt werden müssen. Die Kostbarkeit der Reiterei verlangt nämlich viel Sorgfalt für ihre Erhaltung und umsichtige Subalternofficiere für den Gebrauch. Wenn bei der Infanterie auf 50 Mann ein Subalternofficier ausreicht, so muß man bei der Cavalerie wenigstens auf 30 M. Einen rechnen. In den meisten Fällen ist es überhaupt wünschenswerther, Regimenter von 6 Schwadronen zu 150 M., als von 4 Schwadronen zu 180 Reitern zu haben.

Pz.

Schwalbenschwanz oder schwalbenschwanzförmiges Werk, siehe Schanzen.

Schwanzschraube. Sie verschließt den untersten Theil eines Gewehrlaufs, bildet demnach das Bodenstück, hält den Rückstoß (s. d.) ab, dient daher dem entzündeten Pulver zur Stütze, treibt die Kugel nach der Mündung und aus dieser mit der gehörigen Gewalt weiter. Zur Aufnahme dieser Schwanzschraube, so wie zu deren kräftigen Widerstandleistung, ist der Lauf gewöhnlich mit 7 bis 12 Schraubengängen versehen, in die sie mit ihren Gewinden genau eingreift. Auf die Dauerhaftigkeit und gute Einrichtung dieses so höchst wichtigen Stücks muß sowohl bei Bearbeitung der Spindel als auch der Mutter die größte Aufmerksamkeit verwendet werden; denn, setzt die Schwanzschraube der Entwicklung des Pulvergases nicht den nöthigen Widerstand entgegen, so befördert dieser Umstand nicht allein den Rückstoß, sondern raubt auch der Kugel Kraft und Geschwindigkeit und hat besonders bei der Flinte oft den Nachtheil, daß das Rohr, wie man zu sagen pflegt, den Schuß verliert. Die Spindel muß wenigstens 1 bis 1½ Bohrungsdurchmesser lang sein und noch etwas über das Zündloch heraustreichen, insofern nämlich nach dessen Seite zu in solcher eine Kehle oder Ausfeilung angebracht werden soll, um das Auslaufen der Pulverladung in das Zündloch, sowohl durch die eigne Schwere der Körner, als auch den Ladestockdruck beim Aufsetzen der Patrone, vermöge der schiefen Fläche zu erleichtern und Rückstoß und Seitenschlag zu vermindern. Obgleich dieser Einschnitt im Allgemeinen einigen Vortheil gewährt, der indeß mehr auf Einbildung als auf Wirklichkeit begründet zu sein scheint, so ist andererseits doch wieder der Nachtheil damit verknüpft, daß bei anhaltendem Schießen, besonders wenn die Gewehre mit dem Feuerschlosse versehen sind, der Pulverschmutz sich zu leicht anhäuft, schwer beseitigen läßt und dann häufig Gelegenheit zum Vor- oder Abbrennen des Zündkrauts gibt. In Frankreich hat man sich nach vielfachen in den Jahren 1810 und 1811 angestellten Versuchen bewogen gefunden, den Ausschnitt der Schwanzschraube zu verwerfen und zur Erreichung obigen Zwecks diese um 1 Linie zu verkürzen, obschon dadurch eine Vermehrung des Rückstoßes herbeigeführt wurde. Kommt die Ausfeilung in Wegfall, so bleibt der Obertheil der Schwanzschraube unverändert eine Kreisfläche. In Betreff der Stärke der Schwanzschraube ist es von Nutzen, wenn solche etwas weniges den Bohrungsdurchmesser überschreitet, damit die Gewinde der Schraubenmutter vom Putz-

oder Ladeſtocke keine Beſchädigung leiden und bei einem ſpätern Kolben oder Friſchen (Schärfen der Züge des gezogenen Rohres) ſich noch genug Eiſen darbietet, um die Mutter gehörig zu decken, da bekanntlich eine ſolche Verrichtung nicht von der Mündung aus, ſondern vom entgegengeſetzten Ende geſchieht. Die Gewinde der S. dürfen weder zu fein noch zu rund gebildet werden, indem ſie im erſtern Falle leicht ausbrechen, im letztern hingegen nicht vollkommen ſchließen; ſie müſſen ohne das Rohr zu ſehr zu ſchwächen, mäßig tief, dicht und ſo ſcharf eingeſchnitten ſein, daß ſie nicht nur der entzündeten Pulverladung, ſo wie den, wenn auch noch ſo vorſichtig vollzogenen Stoß des Ladeſtocks beim Exerciren, den gehörigen Widerſtand entgegen zu ſetzen im Stande ſind, ſondern auch jeden Raum zwiſchen der Mutter und Spindel ſo genau ausfüllen, daß ſelbſt bei Anwendung der ſtärkſten Gewalt oder Drucks, weder Luft noch Waſſer durchdringen kann. Die Gewinde ſollen überdieß vom Anfange bis zum Ende ſtets einen feſten, gleichen Gang in ihrer Mutter und die Spindel nie weniger Gänge als dieſe haben, weil ſonſt die unausgefüllten Stellen zur Verzögerung der Exploſion der Pulverladung beitragen und auch Anlaß zu einem ſtärkern Rückſtoße geben. Nach hinten hat die eigentliche Schwanzſchraube noch eine Verlängerung, die beim völligen Einſchrauben ſich oben genau in die Richtung des Laufs ſtellt, zur leichtern Bewegung, Handhabung und hauptſächlich guten Verbindung zwiſchen Rohr und Schaft dient, und den beſondern Namen Kreuz, Vorſtoß oder Naſe führt. Dieſer Vorſtoß iſt nach der unterwärts gehenden Krümmung des Schaftes (Dünnung) gebogen und in ihm das zur Aufnahme der Kreuzſchraube befindliche Kreuzſchraubenloch verſenkt, damit ſolche, vorzüglich bei Gewehren ohne Viſir, dem Auge beim richtigen Zielen kein Hinderniß in den Weg legt. In dem unter der Naſe zu gleichem Zwecke vorhandenen Anſatze der Schwanzſchraube wird gewöhnlich noch ein Einſchnitt oder Loch angebracht, um mittelſt der durchgehenden hintern großen Schloßſchraube die Befeſtigung zwiſchen Schaft und Lauf zu erhöhen. — Außer eben beſchriebener, einfacher Schwanzſchraube gibt es indeß auch ſogenannte Kammerſchwanzſchrauben, deren Spindel in ſoweit verlängert und ſo tief ausgedreht iſt, daß der dadurch entſtandene, gewöhnlich coniſche Raum, entweder die ganze, oder nur einen Theil der Pulverladung aufnehmen kann; im erſtern Falle erhalten dann dieſe Vertiefungen die Benennung ganze Kammern, im zweiten aber, wo die Ausdrehung nur halbkugelförmig geſchieht, halbe Kammern. Beide eignen ſich weniger zum Kriegsgebrauch, da ſie ſich ohne Herausnahme der Schwanzſchraube äußerſt ſchwer vom Pulverſchmutze reinigen laſſen und bei der Fertigung eine höchſt mühſame, ſorgfältige und daher koſtſpielige Bearbeitung verlangen. Eine dritte Art von Schwanzſchrauben, die unter dem Namen der engliſchen Hakenſchwanzſchrauben bekannt, doch bis jetzt ſelten bei den Militairgewehren üblich geweſen ſind, unterſcheidet ſich von den bereits angeführten nur rückſichtlich ihrer äußern Form. Die Naſe oder der Schwanz wird nämlich bei ihnen nur durch ein würfelartiges Stück Eiſen von ungefähr einem Zoll Länge und Breite erſetzt, in deſſen obere Seite ein Eck oder Winkel ausgeſchnitten iſt, der nun einen einfachen Haken bildet, in die nach oben höherſteigende Oeffnung (Gabel) einer abgeſonderten eiſernen Scheibe (bascule, Schwanzſchraubenkappe) eingreift und auf dieſe Weiſe den gerade in den Schaft eingelegten Lauf eben ſo gut befeſtigt, als eine aus dem Ganzen beſtehende Schwanzſchraube, vorausgeſetzt, daß der Haken genau paßt und vorzüglich der Einſchnitt deſſelben die gehörige Tiefe beſitzt. Die *allerdings* ſehr nöthige feſte Verbindung der Schwanz-

schraubenkappe mit dem Schaft, erfolgt mittelst eines Vorstoßes, wie er sich bei den gewöhnlichen Schwanzschrauben vorfindet, so wie durch die dabei unentbehrliche Kreuzschraube, und vortheilhaft hat es sich erwiesen, erstern zur Verstärkung der Dünnung bis über dieselben zu verlängern, in welchem Falle jedoch am Ende des Vorstoßes noch eine zweite kleinere versenkte Schraube vorhanden sein muß. Die Scheibe selbst ist an dem Puncte, wo der Lauf anschließt, manchmal etwas erhöht, um zugleich mit die Stelle des Visirs zu vertreten. Obgleich früher von Einigen dieser so gestalteten Schwanzschrauben Dauer und Zweckmäßigkeit bei Kriegsgewehren abgesprochen wurde, so scheinen sie doch in der jetzigen Zeit hinsichtlich ihrer größern Einfachheit und hauptsächlich ihres bequemern Auseinandernehmens wegen mehrfach in Anwendung zu kommen. Die hanöverischen Gewehre sind bereits damit versehen und bei der in den nächsten Jahren angeordneten neuen Bewaffnung der sächsischen Infanterie will man, gestützt auf praktische in den Jahren von 1810 bis 1813 erworbene Erfahrungen, wo Truppenabtheilungen mit derartig eingerichteten Gewehren ausgerüstet waren, gleichfalls davon Gebrauch machen. Alle glatten Läufe der Jagdgewehre neuerer Façon werden in der Regel mit der Hakenschwanzschraube verschlossen. Zu gezogenen Röhren dürfte sich indeß wohl diese S. weniger eignen, weil sie dem Rohre nicht diejenige feste, unverwendbare Lage verschaffen kann, welche zu einem sichern Büchsenschuß unumgänglich nöthig ist, und an ihrer Stelle bedient man sich fast allgemein, vorzugsweise bei den zur Percussionszündung eingerichteten Büchsen, der Patentschwanzschraube. Das Gewinde derselben gleicht ganz dem der andern Schwanzschrauben, und es sind daher auch an diese die nämlichen Forderungen zu stellen. Der Eisentheil zwischen dem Gewinde und Kreuze hat jedoch eine bedeutendere Länge und allemal den Durchmesser des untern Rohrendes; das Gewindstück wird etwas ausgehöhlt, d. h. mit einer Kammer versehen, die aber weder zu lang noch zu kurz sein darf, indem beides, durch die geringe Concentration, die kräftige Wirkung des Pulvers beeinträchtigt. Die Größe der Kammer bestimmt sich stets durch die Stärke der Pulverladung, und als Grundsatz gilt hierbei, daß solche jederzeit auch die schwächste Ladung vollkommen ausfüllt, die Kugel also nicht in die Ausdrehung hineingeht, sondern unmittelbar auf dem Pulver, ohne dieses zu zerdrücken aufsitzt, und so Unregelmäßigkeiten im Schusse vermieden werden. S.

Schwärmattake. Das Wort Schwärmen oder Ausschwärmen ist unstreitig von dem Schwärmen der Bienen entlehnt worden, womit diese Angriffsweise auch viel Aehnlichkeit hat. Sie wird hauptsächlich bei der Verfolgung angewendet (s. d.), kommt aber auch bei förmlichen Angriffen vor und zwar hauptsächlich, wenn das Terrain vor der Front in geschlossener Ordnung nicht gut zu durchschreiten ist, und wenn man dem Feinde das Feuer ablocken will. Aus disciplinarischen Gründen möchte das Ausschwärmen nur nachtheilig sein, weil man die Mannschaft nicht so in der Gewalt hat, als in der geschlossenen Ordnung. Aus Obigem ist leicht zu ersehen, daß diese Angriffsweise von Infanterie und Cavalerie gegen jede Waffengattung angewendet werden kann, nur darf man sich keinen großen Erfolg davon versprechen, wenn nicht geschlossene Abtheilungen zur Unterstützung der Schwärmenden nachrücken; überdieß müssen Letztere auch von Kampflust beseelt sein, und das Handgemenge mehr suchen als scheuen. — Die Schwärmattake ist die ursprüngliche Angriffsform aller Völker gewesen, hat sich auch noch bei den wilden oder weniger civilisirten Kriegerkasten im Oriente erhalten, und wird von diesen mit vieler Geschicklichkeit angewendet

(ſ. Koſaken, Kalmücken, Mamelucken). Bei der Cavalerie iſt ſie überhaupt am längſten in Brauch geblieben, bei der Infanterie kam ſie durch die Lineartaktik (ſ. d.) in Mißkredit, hat ſich aber an derſelben auf glänzende Weiſe gerächt (ſ. Tirailleurſyſtem). Durch die größere Beweglichkeit, welche die Streitmaſſen in neueſter Zeit erlangt haben, iſt das Ausſchwärmen eben ſo nothwendig als gefährlich geworden, und muß deßhalb mit großer Umſicht angewendet werden. Je ſtärker die ſchwärmende Abtheilung iſt, je mehr läuft ſie Gefahr ganz aus einander geſprengt zu werden, wenn der Angriff mißlang. Die Infanterie darf daher nur einzelne Bataillone, die Cavalerie einzelne Regimenter ſchwärmen laſſen, doch müſſen auch davon einige geſchloſſene Abtheilungen zurückbleiben, um als Sammelpuncte dienen zu können, ſo wie denn überhaupt ſchnelles Sammeln eine Hauptbedingung bleibt, wenn das Schwärmen nicht mehr Nachtheil als Vortheil bringen ſoll (ſ. Fechtart und Kampfordnung).

Pz.

Schwarze Reiter. Nachdem unter Karl V. die Reiterſchützen oder Ringerpferde (ſ. d.) die man wegen ihrer Schutzwaffen auch ſchwarze Reiter nannte, in beſondere Compagnien formirt worden waren, wurden unter Kaiſer Maximilian II. die mit Feuerröhren bewaffneten Knechte abermals aus den Schwadronen der Speerreiter gezogen und in eigene Compagnien zu 50—60 M. formirt, die, nun vorzugsweiſe unter dem Namen ſchwarze Reiter vorkommend, das große Piſtol mit Radſchloß zu ihrer Hauptwaffe machten, und bei denen ſich die Fechtart der nachherigen Küraſſiere — Corazzen, Corazzon — wie dieſe bis zu den Zeiten Guſtav Adolph's beſtand, zuerſt ausbildete. Sie waren außer dem Piſtol mit dem Schwert bewaffnet und führten die Schutzwaffen der Reiterſchützen (ſ. Ringerpferde) mit Blechſchurz und Panzerärmeln oder Armſchienen. Zum Gefecht rückten mehrere Compagnien zuſammen, und bildeten tiefe Schwadronen, die im Trabe mit dem Piſtol angriffen. Durch ihr wirkſames Feuer und ihr unerſchütterliches Zuſammenhalten, behaupteten ſie längere Zeit ein entſchiedenes Uebergewicht über andere Cavalerie, welche ſich ihnen in dünner Ordnung entgegenſtellte. Unter dem Namen Reiters fochten ſehr viele dieſer Compagnien in Frankreich, während der Kriege mit den Hugenotten im Solde beider Parteien, erwarben ſich vielen Ruf und werden von de la Noue (discours politiques et militaires) der franzöſiſchen Cavalerie als Muſter wegen vortrefflicher Disciplin in Bezug auf ihre Fechtart vorgehalten. Noch unter Ludwig XIII. ſtanden mehrere Regimenter Reiters im franzöſiſchen Solde.

R.

Schwarzenberg, Fürſt Karl Philipp zu, Herzog von Krumau, kaiſerlich öſtreichiſcher Feldmarſchall ꝛc., wurde den 15. April 1771 zu Wien geb., und ſtammt aus einem ſehr alten deutſchen Adelsgeſchlechte, welches ſchon 1670 in den Fürſtenſtand erhoben wurde. Von Jugend auf für den Kriegerſtand beſtimmt, ſuchte Fürſt Karl ſeinen Körper durch ritterliche Uebungen zu ſtärken und abzuhärten, erwarb ſich aber auch in der Mathematik, Geſchichte und andern Wiſſenſchaften einen Schatz von Kenntniſſen, der ihn zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Als 1788 der Krieg gegen die Türken ausbrach, trat der 17jährige Jüngling, auf Betrieb des Feldmarſchalls Laſcy, als Lieutenant in das kaiſerliche Infanterieregiment Wolfenbüttel, und folgte dem Heere nach Slavonien. Sein jugendlicher Uebermuth führte ihn mehrmals tief in die Reihen der Feinde, von denen er einige mit eigener Hand tödtete oder gefangen nahm. Bei dem Sturme auf Schabacz (1788) kämpfte Schwarzenberg in der nächſten Umgebung des

Feldmarſchalls Lascy, und wurde für die hierbei bewieſene Tapferkeit vom Kaiſer zum Hauptmann ernannt. Im Gefolge des Feldmarſchalls Laudon wohnte der Fürſt 1789 den Belagerungen von Berbir und Belgrad bei, mußte aber wegen Erkrankung das Heer verlaſſen, und trat 1790 als Rittmeiſter in das Regiment Kaiſer Chevaux-legers, in welchem er noch in demſelben Jahre zum Major aufrückte, und als Lieutenant in der Arcieregarde der Krönungsfeierlichkeiten des Kaiſers Leopold in Frankfurt beiwohnte. — Fürſt S. benutzte die kurze Zeit der eingetretenen Waffenruhe zu ſeiner militairiſch wiſſenſchaftlichen Ausbildung, deren Werth die gemachten Kriegserfahrungen ihn noch mehr ſchätzen gelehrt hatten; nächſtdem war er aber ein kühner Reiter, geſchickter Fechter und guter Schütze, fand auch immer noch Zeit ſich in den Kreiſen der Geſelligkeit, deren Zierde er war, zu ergötzen. Mit angeborner Heiterkeit verband jedoch der junge Fürſt einen Ernſt und eine Würde, die ſeine Befähigung zu höheren Stellen frühzeitig beurkundeten. — Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1792 wurde S. auf ſein Geſuch zum Regiment Latour Chev.-leg. verſetzt, welches in den Niederlanden ſtand, und ſich durch Tapferkeit einen hohen Ruf erworben hatte. Der 21jährige Major hatte ſich keines ſonderlichen Empfanges zu erfreuen, aber nach einigen Gefechten mit den Franzoſen erwarb ihm die bewieſene Unerſchrockenheit und Kühnheit die Liebe Aller im Regimente. Er nahm Theil an der Schlacht bei Jemappe (ſ. d.) und befand ſich beim Rückzuge an den Rhein meiſt bei der Arrièregarde. Den 13. Febr. 1793 zum Oberſtlieutenant befördert, erhielt der Fürſt den Befehl über ein aus 6 Schwad. Uhlanen beſtehendes Freicorps, welches jedoch meiſt zum Vorpoſtendienſt verwendet wurde. In der Schlacht bei Neerwinden (ſ. d.) befand ſich daſſelbe auf dem rechten Flügel, welcher mit dem meiſten Erfolg kämpfte. Auch an den Gefechten in der Umgegend von Valenciennes nahm der Fürſt rühmlichen Antheil, und war auf einem Streifzuge gegen die Sambre ſo glücklich, ein franzöſiſches Bataillon zu überfallen und 119 M. davon gefangen fortzuführen. Mit gleichem Glücke bekämpfte er im Octbr. bei Chateau-Cambreſis, wo er auf Vorpoſten ſtand, einige anrückende Infanterieabtheilungen; doch das glänzendſte Gefecht ſollte der Fürſt im nächſten Frühjahre in derſelben Gegend beſtehen. Im Febr. 1794 zum Oberſten des Küraſſierregiments Zezſchwitz ernannt, kam S. dadurch unter die Befehle des Herzogs von York, welcher hinter der Selle ſtand, um die Belagerung von Landrecies zu decken. Am 26. April rückten die Franzoſen zum Entſatz, ein Corps von 27,000 M. marſchirte gerade gegen Chateau-Cambreſis (ſ. d.) und durchbrach, vom Nebel begünſtigt, einen Theil der öſtreichiſchen Vorpoſten. Die Gefahr war ſo dringend, daß York, welcher mit dem FML. Otto vorgeritten war, ausrief: „Nur ein Reiterangriff kann uns retten!" Otto ſendete hierauf dem Fürſten S. dem Befehl zum Vorrücken, 12 Schwadronen Engländer folgten den Küraſſieren, und nach einer heißen Stunde war der Feind, mit Verluſt von 32 Geſchützen und mehren tauſend Mann, ganz allein von dieſer braven Cavalerie aus dem Felde geſchlagen. Der Kaiſer war damals bei dem Heere anweſend, und überreichte dem Fürſten S. das wohlverdiente Maria-Thereſienkreuz in eigener Perſon. — Dieſer glänzende Sieg hatte jedoch keine Folgen, denn die Unfälle der andern Heertheile in Flandern veranlaßten eine rückgängige Bewegung. Auf den Schlachtfeldern von Tourcoin, Tournai und Fleurus focht S's. Regiment mit Auszeichnung, ein unſeliges Geſchick wollte aber, daß die taktiſchen Erfolge unbenutzt blieben und die Niederlande geräumt wurden. Für einen angehenden Heerführer war bei dieſer Kriegführung nicht viel Gu-

tes zu lernen. Es iſt jedoch bemerkenswerth, daß ſich Blücher zu derſelben Zeit, zwiſchen dem Rheine und den Vogeſen, in ähnlichen Verhältniſſen befand und darin wahrſcheinlich zu der Ueberzeugung gelangte, daß man mit kampfluſtigen Truppen ungleich größere Erfolge erringen könne, das Feld wenigſtens nicht ſo ſchnell zu räumen brauche. — Im Feldzuge 1795 ſtand der Fürſt bei der Armee des Generals Wurmſer am Mittelrheine, nahm Theil an den Gefechten bei Handſchuhheim (ſ. d.) und an der Pfriem (ſ. d.), und ging während des Waffenſtillſtandes nach Wien, wo er die Bekanntſchaft ſeiner nachherigen Gemahlin, der verwittweten Fürſtin Eſterhazy, machte. Als S. im April 1796 zur Armee zurückkehrte, ſtand ſein Regiment zwiſchen der Lahn und Sieg, fand aber vom 1. Juni bis Mitte Auguſt nur Gelegenheit, ſich in Rückzugsgefechten zu üben, welche die Heerabtheilung unter F.Z.M. Wartensleben bis an Böhmens Grenze führten. Der Marſch des Erzherzogs Karl gegen Amberg und das Gefecht daſelbſt, brachte in die ſtrategiſchen Verhältniſſe eine glückliche Wendung, und die Franzoſen gingen nun eben ſo ſchnell wieder hinter die Lahn zurück. Schwarzenberg befand ſich mit ſeinem Regiment auf dem linken Flügel der Armee, machte in der Schlacht bei Würzburg (ſ. d.) einen glücklichen Angriff, der jedoch ebenfalls ohne erhebliche Folgen blieb, weil die überlegene öſtreichiſche Cavalerie mitten im Siegeslaufe ſtill zu ſtehen befehligt wurde, vereinigte ſich ſpäter mit der Beſatzung von Mainz, und nahm mit ſelbiger Theil an den Gefechten bei Limburg, wo er das Patent als Generalmajor erhielt, das ſchon am 10. Auguſt ausgefertigt worden war. — Als der Erzherzog ſich hierauf im Rheinthale aufwärts gegen Moreau wendete, wurde General S. dem F.M.L. Hotze zugetheilt, welcher Streifereien auf dem linken Rheinufer bis Kaiſerslautern unternahm. — Von dem Erzherzog nach Italien gerufen, wo dieſer den Oberbefehl übernahm, eilte der General über Tyrol dahin, kehrte aber bald mit ihm an den Rhein zurück, wo er bis zum Novbr. 1797 bei Mannheim die Vorpoſten befehligte. — Im Januar 1799 vermählte ſich Schw. mit der Fürſtin Eſterhazy, mußte aber bald darauf zur Armee des Erzherzogs Karl nach Schwaben, wo er eine aus 10 Bat.. und 12 Schwad. beſtehende Diviſion erhielt und gewöhnlich der Avantgarde zugetheilt wurde. Er trug in der Schlacht bei Oſtrach (ſ. d.) viel zur Eroberung dieſer Stadt bei, hatte in der Schlacht bei Stockach (ſ. d.) einen heftigen Kampf mit der Diviſion Ferino zu beſtehen, wurde nach dem Siege mit Verfolgung des Feindes beauftragt, eroberte Donaueſchingen, und trieb die Franzoſen bis in die Engpäſſe des Schwarzwaldes zurück. Als ſich der Erzherzog hierauf gegen den Oberrhein wendete, um in die Schweiz zu dringen, erhielt Schw. den Befehl, mit einigen Cavalerieregimentern eine bei Baſel ſtehende franzöſiſche Diviſion im Schach zu halten, was er mit vieler Umſicht bewirkte, ſpäter aber dem Erzherzoge an die Aar, die Limmat und im Herbſte an den Mittelrhein folgte, wo er ſich bei dem Angriffe auf Mannheim (ſ. d.) auszeichnete. Am Schluſſe des Feldzugs wurde S., der zu verſchiedenen Malen mit Pferden ſehr heftig geſtürzt war, ſo krank, daß er die Armee verlaſſen mußte und erſt im Juli 1800 wieder dienſtfähig wurde. Der Erzherzog Johann, welcher jetzt an die Spitze des Heeres trat, ſetzte ſo großes Vertrauen in das Anführertalent des Fürſten, daß er deſſen Beförderung zum Feldmarſchallieutenant bewirkte, und dieſer beurkundete ſeine Befähigung ſogleich durch Ueberreichung eines Entwurfs zu den nächſten Operationen, worauf jedoch nicht eingegangen wurde. Der kurze, aber unglückliche Feldzug begann, S. befehligte das erſte Treffen des rechten Flügelcorps, focht in der Schlacht

bei Hohenlinden (ſ. d.) gegen die Diviſion Grenier bei Wetting, drang mit Entſchloſſenheit gegen die waldigen Höhen vor, mußte aber wegen des Rückzugs der Hauptcolonne gegen Abend ebenfalls weichen. Von allen Seiten bedroht, wurde der Fürſt vom Sieger aufgefordert die Waffen niederzulegen, er ſchlug ſich aber glücklich durch, ohne ein Geſchütz zu verlieren. Nachdem Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder übernommen hatte, übertrug er dem Fürſten die Deckung des Rückzugs hinter die Ens. Die Verfolgung war aber ſo lebhaft, daß er nur mit der höchſten Anſtrengung den nicht ſchnell genug marſchirenden Artilleriepark retten konnte, und mit einigen Schwadronen durch das von den Franzoſen bereits mit Infanterie beſetzte Städtchen Kremsmünſter jagen mußte, um nicht ſelbſt gefangen zu werden. Zur Belohnung wurde S. zum Inhaber deſſelben Uhlanenregiments ernannt, welches er 1793 befehligt hatte. Während des Friedens ging der Fürſt als außerordentlicher Botſchafter nach Petersburg, um dem Kaiſer Alexander zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Von dort zurückgekehrt, wurde er zu verſchiedenen Dienſtleiſtungen im Innern des Landes verwendet, im März 1805 aber zum Vicepräſidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Nächſtdem war S. eifrigſt bemüht, ſeine militairiſche Bildung durch fortgeſetzte Studien zu erweitern, auch widmete er der Politik ſeine ganze Aufmerkſamkeit. — Beim Ausbruche des neuen Krieges mit Frankreich befand ſich S. bei der Armee des F.M.L. Mack, nahm an dem Gefecht bei Günzburg rühmlichen Antheil, ſtimmte vergeblich gegen die Rückkehr nach Ulm, hatte am 11. Octbr. ein glänzendes Gefecht bei Junggingen, wurde dennoch in die Kataſtrophe von Ulm verwickelt, war aber glücklich genug, mit dem größten Theile der Cavalerie ſich durchzuſchlagen, was jedoch zu einer Reihe von Gefechten führte, bevor man Eger erreichen konnte. Hier wurde der Fürſt krank, denn dieſe unerſchrockene Reiterſchaar, vom Könige von Neapel raſtlos verfolgt, hatte in acht Tagen über 50 Meilen zurückgelegt und manches Gefecht zu beſtehen gehabt. Dieſe That erhielt noch einen beſondern Werth dadurch, daß ſich der Erzherzog Ferdinand, welcher für den Oberbefehlshaber der bei Ulm eingeſchloſſenen Armee galt, mit Schwarzenberg's Reitern zugleich auszog und der Gefangenſchaft entging. Vom Kaiſer nach Wien berufen, folgte er dieſem zur Schlacht bei Auſterlitz (ſ. d.) und ſoll ſich unbedingt gegen den Angriff ausgeſprochen, den unglücklichen Ausgang der Schlacht auch vorhergeſagt haben. Während dieſer Schlacht blieb S. im Gefolge der beiden Kaiſer und begleitete ſpäter ſeinen Monarchen bei einer Zuſammenkunft mit Napoleon. — Ruhig verlebte er den Sommer 1806 auf ſeinem Gute in Böhmen, lehnte die ihm angetragene Präſidentenſtelle des Hofkriegsraths ab, und nahm erſt 1808 wieder Antheil an den Geſchäften, indem er ſich der Bildung der Landwehr mit Eifer widmete. In demſelben Jahre wurde S. auf den Wunſch des Kaiſers Alexander zum Botſchafter in Petersburg beſtimmt, wo er jedoch wegen des wieder ausgebrochenen Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſtreich (1809) nur kurze Zeit verweilte, und zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram (ſ. d.) im Hoflager ſeines Monarchen eintraf. Der Erzherzog Karl übertrug ihm die Führung eines großen Theils der Reiterei, womit er das Vordringen des feindlichen rechten Flügels einige Zeit hinderte und den Aufmarſch der übrigen Truppen deckte. Auch am zweiten Schlachttage befehligte S. auf dieſem Flügel, und leiſtete auf dem Rückzuge nach Znaim den kräftigſten Widerſtand. Schon früher mit dem Commandeurkreuz des Marien Thereſienordens (für den ritterlichen Zug von Ulm) und mit dem goldnen Vließ geſchmückt, belohnte ihn der Kaiſer jetzt

durch die Beförderung zum General der Cavalerie. — Die Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Louise führte den Fürsten abermals auf die diplomatische Laufbahn; er wurde zum Botschafter in Paris ernannt, und trat dort mit seltener Würde auf, nachdem er kurz zuvor das Großkreuz des Stephansordens, und von Napoleon den Großadler der Ehrenlegion erhalten hatte. — Der Unglücksabend, an welchem der Gartensalon in Brand gerieth und die Schwägerin des Fürsten Karl, Gemahlin seines älteren Bruders, den Tod in den Flammen fand, erschütterte ihn sehr tief, doch erwarb er sich durch sein entschlossenes und sorgsames Benehmen in dieser gräuelvollen Verwirrung das Vertrauen Napoleon's in so hohem Grade, daß er von diesem Tage an den Kaiser auf allen Jagden und Lustpartien begleiten mußte und oft stundenlang mit ihm allein war. Bemerkenswerth ist es, daß zwischen Beiden eines Tags besprochen wurde, wie Paris anzugreifen, wie es zu vertheidigen sei, und daß vier Jahre später verwirklicht wurde, was damals kein Mensch in Europa für denkbar hielt. — Als bald darauf der Krieg mit Rußland (1812) auszubrechen drohte, wurde Sch.'s Stellung sehr schwierig, denn Napoleon theilte ihm unverholen seine weitaussehenden Entwürfe mit, und verlangte Oestreichs Beitritt, der sich jedoch auf die Stellung von 30,000 M. beschränkte, über welche der Fürst auf besonderen Befehl seines Monarchen, und wahrscheinlich auf Betrieb Napoleon's, den Oberbefehl erhielt. Am 30. Mai 1812 traf er in Lemberg ein, marschirte im Juni über Lublin an den untern Bug, den er bei Drogiczin überschritt und dann über Prujany nach Slonim, wo das sächsische Corps zu ihm stieß. Auf Befehl Napoleon's mußte S. mit den Oestreichern gegen Minsk vorrücken, womit er jedoch zögerte, da der russische General Tormassow inzwischen Verstärkung erhalten hatte und die Sachsen bei Kobryn mit einem überlegenen Angriffe bedrohte. Gleichzeitig machte der Fürst auf die in Volhynien sich täglich mehrenden Streitkräfte der Russen und die daraus entspringenden Gefahren aufmerksam. Als er die Meldung von dem Unfalle der Sachsen erhielt, kehrte er, ohne erst Befehle abzuwarten, sogleich wieder um, und vereinigte sich mit ihnen bei Slonim. Ein neuer Befehl trug ihm auf, im Verein mit den Sachsen die Russen nach Volhynien zurückzuwerfen, was durch eine Reihe von Märschen und Gefechten in 18 Tagen geschah. Aber das Auftreten einer aus dem südlichen Rußland herbeieilenden Armee unter Tschitschagow nöthigte S. die Offensivbewegung einzustellen und sich auf die Vertheidigung des Styrflusses zu beschränken. Hier behauptete er sich bis zum 21. Septbr., wo die Ueberzeugung, daß der Feind den Fluß anderswo zu überschreiten im Begriff stehe, einen allgemeinen Rückzug veranlaßte. Bei Luboml vereinigt sich S. wieder mit dem Corps des General Reynier, weicht jedem überlegenen Angriffe des Feindes geschickt aus und hält dennoch die Russen 8 Tage vom weitern Vordringen ab. Da er die Verbindung mit Warschau bedroht sieht, geht er über den Bug, schlägt ein russisches Corps bei Biala, und reinigt das Großherzogthum vom Feinde. Die Theilung des Gegners benutzend, ergreift S. die Offensive, setzt jedoch Reynier dadurch in Gefahr, bei Wolkowicz überwältigt zu werden. Auf dessen Bitten kehrt er schnell um, greift bei Wolkowicz die Russen plötzlich im Rücken an und nöthigt sie mit starkem Verlust zum Abzuge. — Die Nachrichten von den Unfällen der großen französischen Armee mahnten zur Vorsicht. S. ging deßhalb nach Bialystok zurück, beschränkte sich auf die Rettung einiger Vorräthe und auf die Deckung Warschau's, bis endlich der fortgesetzte Rückzug der Franzosen auch den seinigen nothwendig machte. Durch Unterhandlungen sicherte er

ſich die Straße nach Krakau, trat aber den Rückzug nicht eher an, bis die Sachſen und Polen einen hinreichenden Vorſprung hatten. Als er dieſe geſichert glaubte, reiſte er nach Wien ab, fertigte aber zuvor ein Schreiben an den König von Sachſen, worin er das Benehmen der ſächſiſchen Truppen im Laufe des Feldzugs beſonders hervorhob. Der Aufenthalt in Wien war von kurzer Dauer, denn die eingetretenen Umſtände machten des Fürſten Anweſenheit in Paris dringend nothwendig. Napoleon, der ſchon früher deſſen Erhebung zum Feldmarſchall bewirkt hatte, empfing ihn mit Auszeichnung u. mochte nicht ahnen, daß er ihn bald als Gegner ſehen würde. — Im Mai 1813 war der Fürſt ſchon wieder in Böhmen, wo erfolglos Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Oeſtreichs bewaffnetes Einſchreiten ſchien unvermeidlich, um Napoleon zum Frieden zu zwingen, welcher die Ruſſen und Preußen in vier Wochen von der Saale bis hinter die Oder zurückgedrängt hatte. Oeſterichs Kriegserklärung änderte den Stand der Sachen bedeutend, und Schwarzenberg wurde zum Oberfeldherrn aller Truppen der Verbündeten ernannt. Dieſe Wahl war in vielfacher Hinſicht eine ſehr glückliche zu nennen. Mit den allgemeinen Anſichten Napoleon's vertraut, vom Kaiſer Alexander geliebt, durch das Vertrauen ſeines Monarchen geehrt, vereinigte er die wichtigſten Bedingungen in ſich. Wenn aber der Erfolg ſeiner Heeresleitung weit hinter den Erwartungen blieb, ſo iſt das nicht allein auf Rechnung des Feldmarſchalls zu ſetzen, denn es gehörte übermenſchliche Kraft dazu, um die Conflikte ſo verſchiedenartiger Intereſſen und die Friktion der ſeiner Leitung anvertrauten ungeheuern Kriegsmaſchine zu überwinden. Zum erſten Male an die Spitze *eines* Heeres geſtellt, ſollte er auch zugleich über *mehrere* gebieten, das war zu viel auf einmal. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Geſchichte jenes Krieges tiefer einzugehen und man muß ſich auf einige kurze Andeutungen der allgemeinen Verhältniſſe beſchränken. Napoleon's Lage in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 glich der Lage Friedrich's II. in der zweiten Hälfte des Jahres 1757. Die Erfahrungen, welche Oeſtreich damals gemacht hatte, mochten dem Oberfeldherrn auch jetzt einige Beſorgniſſe wegen des Ausgangs einflößen, und obgleich das neuere taktiſche Syſtem der an Zahl überlegenen Partei weit größere Vortheile einräumte als damals, ſo blieb doch S. frei von allen Illuſionen. „Wir werden vier gegen Einen ſein — ſagte er — rechne ich zwei weg, weil wir ſo Viele ſind, ſo bleiben immer noch zwei.“ Und das ſcheint ihm nicht genug geweſen zu ſein, um einen ſo erfahrnen Feldherrn, der alle politiſche und militairiſche Gewalten in ſich vereinigte, folglich ſchon dadurch ein moraliſches Uebergewicht hatte, mit Erfolg zu bekämpfen. — Die geometriſchen Verhältniſſe der Verbündeten auf dem Kriegsſchauplatze führten gleichſam von ſelbſt auf die Grundidee ihrer Operationen, welche im Weſentlichen darin beſtand: Napoleon von Böhmen, Schleſien und Brandenburg aus anzugreifen, eine Hauptſchlacht jedoch nicht früher zu liefern, bis man ſich dazu ein bedeutendes Uebergewicht verſchafft habe. Daß man Napoleon gleichzeitig von ſeinen Stützpunkten an der Elbe abzudrängen ſuchen wolle, lag ebenfalls mit im Operationsplane, deſſen Ausführung bei ſo großen Entfernungen allerdings ganz in die Hände der Unterfeldherren gelegt wurde. Die Geſchichte hat es bereits rühmend anerkannt, daß der Feldmarſchall Blücher (ſ. d.) von Schleſien aus mit großer Umſicht operirte, und völlig in Uebereinſtimmung mit S. handelte. Weit weniger läßt ſich das vom damaligen Kronprinzen von Schweden ſagen. Vielleicht iſt ſchon hierin eine Urſache zu ſuchen, weßhalb das Vordringen der Hauptarmee auf dem linken Elbufer gegen Dresden (ſ. d.) ohne wichtige Folgen blieb, und

ſogar den Rückzug nach Böhmen nöthig machte. Die Ereigniſſe bei Kulm (ſ. d.) glichen dieſen Nachtheil wieder aus. Als der Fürſt am 29. Aug. Abends hier ankam und die Lage der Dinge überblickte, verſprach er dem Kaiſer Alexander mit aller Zuverſicht für den folgenden Tag einen Sieg, der jedoch ohne die Dazwiſchenkunft der Preußen unter Kleiſt ſchwerlich ſo glänzend geworden wäre. Das gute Einverſtändniß der Oeſtreicher, Ruſſen und Preußen wurde hierdurch aufs Neue befeſtigt, und das war gewiß viel werth. — Die Idee, den Kaiſer Napoleon durch fortwährende Bedrohung von allen Seiten und die dadurch nothwendig werdenden Eilmärſche, ſtrategiſch zu Grunde zu richten, wurde aufs Neue zur Ausführung gebracht, und deßhalb erſt ſpäter, als ſich die unheilvollen Wirkungen bei den Franzoſen zeigten, zur Hauptſchlacht geſchritten, wozu die Verbündeten die Ebenen von Leipzig (ſ. d.) auserſehen hatten. Beſonders günſtig kann die Wahl dieſes Schlachtfeldes aus dem Grunde nicht genannt werden, weil es durch die Parthau, Elſter und Pleiße in mehrere Abſchnitte getheilt wird, und dem Vertheidiger, ſo bald er über ſo beträchtliche Streitmaſſen verfügen kann, wie dort vereint waren, mancherlei Vortheile gewährt, die ihm weiter nördlich leicht entriſſen werden konnten. Mit dem Scharfblicke eines Reitergenerals erkannte Schwarzenberg, daß der ungeſtüme Angriff des Königs von Neapel mit 10,000 Reitern bei Liebertwolkwitz (am 16. Octbr.) zwar für den Augenblick gefahrvoll, aber doch ohne erhebliche Folgen ſein werde, „denn," ſagte er, „dieſe Cavalerie hat ihre beſten Kräfte durch den anhaltend ſchnellen Ritt verloren; wenn ſie hier ſein wird, ſind die Pferde athemlos." Nachdem aber die nächſten öſtreichiſchen Regimenter im erſten Anlaufe durchbrochen waren, ſetzte ſich der Fürſt ſelbſt an die Spitze der noch verwendbaren Cavalerie und führte ſie mit Entſchloſſenheit gegen den Feind, der für ſeine kühne Uebereilung büßen mußte. — In jenem Momente war es auch, wo Fürſt S. einen geheimen Schauder vor der Größe der auf ihm laſtenden Verantwortlichkeit empfand, und ſich im Stillen gelobte, dem Feldherrnruhme baldmöglichſt zu entſagen. Der am 19. Octbr. errungene Sieg änderte dieſe Gefühle nicht, wenn ſie auch unterdrückt werden mußten. Die drei Monarchen überhäuften den Feldmarſchall mit Aeußerungen der Dankbarkeit und verliehen ihm die Großkreuze ihrer vornehmſten Militairorden. — Die Verfolgung Napoleon's war eigentlich nur ein langſames Nachfolgen mit vereinter Macht, wobei Fürſt S. von dem Grundſatz ausging, daß man nichts wagen müſſe, ſo lange noch ohne Wagniß auszukommen ſei. In Frankfurt angekommen, wurde der nächſte Feldzugsplan berathen und der Einfall in Frankreich beſchloſſen. S. ſoll — nach Verſicherung von Officieren ſeiner nächſten Umgebung — für die unverzögerte Fortſetzung der Operationen geſtimmt, aber ſtarken Widerſpruch gefunden haben. Dieſe Energie im Rathe äußert ſich jedoch nicht in der That, und ſchon die von ihm für die Hauptarmee gewählte Operationslinie über Baſel, Solothurn, Beſançon nach Langres (wo ſich eine große Waſſerſcheide befindet, aus deren Beſitz wichtige Vortheile entſpringen ſollten) deutet an, daß es mehr auf ſtrategiſche Manöver im alten Styl, als auf entſcheidende Handlungen abgeſehen war. Ueberdieß blieb dieſe über 200,000 M. ſtarke Hauptarmee nicht vereint, ſondern entſendete rechts und links ſo viele Truppen, daß S. bei Langres kaum 40,000 M. beiſammen hatte, während F.M. Blücher mit einer ſchwächeren Armee ober- und unterhalb Mainz über den Rhein ging, und zu derſelben Zeit bei Toul eintraf, als S. Langres erreichte. Es ſcheint jedoch außer Zweifel, daß Letzterer gleich anfangs die Abſicht hatte, gegen Paris vorzudringen, nur contraſtirt der von ihm eingeſchlagene Weg mit

der großen Ueberlegenheit, welche den Verbündeten bei Eröffnung des Feldzugs 1814 zu Gebote stand. Die Schlacht bei Brienne (s. d.) war das erste wichtige Ereigniß; sie wurde von den Verbündeten gewonnen, der Sieg aber nicht benutzt, weil S. seine Streitkräfte zu sehr zerstückelt hatte, und Blücher an einer sehr engen Verbindung mit ihm aus vielen Ursachen keinen Gefallen fand, daher lieber auf eigene Hand, aber doch stets in der Richtung auf Paris operirte. Diese Trennung war jedoch nicht ohne Nachtheil für Blücher, welcher von Napoleon bei Champeaubert und Montmirail (s. d.) mit Uebermacht angegriffen und mit ansehnlichem Verlust bis Chalons zurückgedrängt wurde. Dieß hatte auch S.'s Rückzug zur Folge, der inzwischen bis Montereau vorgedrungen war und jetzt die Vereinigung mit Blücher suchte, der sich jedoch bald wieder von ihm trennte, weil man im großen Hauptquartiere keine Neigung zu einer entscheidenden Schlacht zu haben schien. Wie viel von dieser Zaghaftigkeit auf Rechnung S.'s zu setzen sei, läßt sich nicht sagen, denn die Gegenwart der Kaiser von Oestreich und Rußland und des Königs von Preußen nöthigte ihn jedenfalls auf ihre Ansichten Rücksicht zu nehmen, und daß dieselben nicht immer übereinstimmend gewesen sein mögen, darf man mit Gewißheit voraussetzen. Dagegen muß aber bemerkt werden, daß der Oberfeldherr sich nicht leicht zu einer Hauptschlacht entschloß, so lange noch Aussicht war, irgend einen Zweck durch bloße Manöver zu erreichen. — Als der Rückzug der Hauptarmee bis Langres beschlossen wurde, trennte sich Blücher von ihr, und marschirte an die Aisne, um sich mit der Nordarmee unter General Bülow zu vereinigen und Paris zu nähern. Er zog hierdurch Napoleon auf sich und von S. ab, der nun auf des Königs von Preußen Antrieb wieder vorrückte, doch nur bis Arcis sur Aube kam, wo er ein Gefecht zu bestehen hatte, zwar Sieger blieb, aber durch Napoleon's plötzliche Rückkehr und durch dessen Marsch gegen St. Dizier zum abermaligen Rückzuge bis Vitry bewogen ward, wo er sich mit Blücher vereinigte. Da Napoleon von einem starken Cavaleriecorps verfolgt, sich abwärts wendete und in dem Wahne befangen war, daß es ihm gelungen sei, die Verbündeten hinter sich her zu ziehen, erhielten diese völlige Freiheit, marschirten auf Kaiser Alexander's Antrieb gegen Paris, schlugen die zum Schutze der Hauptstadt zurückgelassenen Marschälle und entschieden damit den Krieg. Welchen Antheil der Fürst S. hieran gehabt hat, ist schwer auszumitteln, und möge deßhalb unerörtert bleiben. — Von allen verbündeten Monarchen mit Orden geschmückt, vom Kaiser Franz mit der Herrschaft Blumenthal beschenkt, zog sich Fürst S. vom Kriegsschauplatze zurück, um an den Berathungen der Minister Theil zu nehmen und Oestreichs Streitkräfte neu zu organisiren. Sein Empfang in Wien war glänzend, doch suchte er die Ruhe der Einsamkeit, die seinem Herzen Bedürfniß war, mied sogar sechs Wochen lang das Theater und trug fast nie die Zeichen seiner Würde. Die höchste Auszeichnung widerfuhr dem Fürsten am ersten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wo der anwesende Kaiser Alexander nach beendigtem Gottesdienste ihn umarmte, und seinen Dank für die geleisteten Dienste mündlich wiederholte, bei der Mittagstafel sogar des Feldherrn Gesundheit ausbrachte. — Napoleon's plötzliche Rückkehr nach Frankreich riß den Fürsten abermals aus seinem Stillleben. Durch seine thätige Fürsorge wurde es leicht, in kurzer Zeit 150,000 wohlgerüstete Streiter an den Rhein marschiren zu lassen; er selbst traf den 11. Mai (1815) in Heilbronn ein, entwarf mit Blücher und Wellington den neuen Operationsplan, nahm aber nicht an der Ausführung Theil, da der Sieg über Napoleon bereits errungen war, ehe die Oestreicher auf dem Hauptkriegsschauplatz

eintrafen. Die abermalige Oberbefehlshaberschaft S.'s war deßhalb von geringerer Bedeutung, machte jedoch seine Anwesenheit in Paris eine Zeit lang nothwendig, bis er dem Herzog Wellington die Sorge übertragen hatte, an der Spitze von 150,000 M. über die Erfüllung der Friedensbedingungen zu wachen. — Am 12. Octbr. war der Fürst wieder auf seinem friedlichen Landsitze Worlik in Böhmen, den er von nun an nur verließ, wenn ihn die Geschäfte als Hofkriegsrathspräsident nach Wien riefen, oder Inspectionsreisen nöthig wurden. Der Tod seiner Schwester, der Fürstin Lobkowitz, wirkte so nachtheilig auf S.'s Gemüthsstimmung, daß man sehr für seine Gesundheit fürchtete; diese Besorgniß wurde im Januar 1817 durch einen Schlagfluß vermehrt, doch that der Gebrauch der böhmischen Heilquellen dem Fürsten anfangs gute Dienste. Hier war es auch, wo er mit dem Fürsten Blücher zusammentraf, und den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo mit ihm feierte. Die Nachricht von dessen Tode (12. Septbr. 1819) ergriff den Fürsten S. sehr, auch verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr. Dieß hatte die Reise nach Leipzig zur Folge, um sich von dem bekannten Dr. Hahnemann homöopathisch behandeln zu lassen. Seine Gemahlin und mehrere Officiere begleiteten ihn dahin. Das Wiedersehen des Schlachtfeldes rief manche Erinnerung hervor; auch empfing der Fürst von den benachbarten Regentenfamilien vielfältige Beweise hoher Theilnahme. Aber die Gesundheit kehrte nicht wieder zurück, und am 15. Octbr. 1820 endete S. seine irdische Laufbahn. — Vier Tage später, zu derselben Stunde, in welcher der Fürst vor 7 Jahren an der Spitze seines siegenden Heeres in Leipzig einzog, ward seine Leiche im feierlichen Zuge aus der Stadt gebracht, und von sächsischen Reiterabtheilungen nach Böhmen begleitet, wo sie in der Familiengruft zu Worlik beigesetzt wurde. Die Theilnahme der Fürsten Europa's war groß und allgemein, wie die Achtung, die sie dem Verstorbenen früher bewiesen hatten. — Die Ansichten über S.'s Feldherrntalent sind sehr verschieden, und er hat eben so große Lobredner als Tadler gefunden. Die Wahrheit möchte hier, wie gewöhnlich, in der Mitte zu suchen sein. Seine Kriegführung zeichnet sich durch einen gewissen Methodismus aus, doch mehr im Wesen als in der Form. Daß er Napoleon gegenüber die blutige Entscheidung nie suchte, sondern gern vermied, lag vielleicht in seinem Charakter, kann aber auch aus dem damaligen politischen System Oestreichs entsprungen sein. Ohne Eitelkeit und Ehrgeiz trat S. gern zurück, wenn ein Anderer das vorgesteckte Ziel vor ihm zu erreichen suchte, und so sieht man im Feldzug 1814 Blüchern überall als Vorkämpfer, während S., obgleich an der Spitze der Hauptmacht stehend, eigentlich nur sein Secundant war. Hätte Blücher weniger strategische Kühnheit an den Tag gelegt, so würde S. vielleicht mit größerer Energie gehandelt haben, unter den obwaltenden Verhältnissen schien ihm das aber nicht nöthig, und da man dennoch zum Zwecke kam, möchte er dieserhalb nicht zu tadeln sein. Den 18. Octbr. 1838 wurde ihm auf den Gefilden bei Leipzig, wo er vor 25 Jahren ruhmvoll gekämpft, ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. (Vergl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, von A. Prokesch, worin sich jedoch über das Wollen u. Nichtwollen häufige Widersprüche finden; ferner die oft angezeigten Schriften über die neueren Kriege.) Pz.

Schwefel, gehört unter die einfachen oder Grundstoffe, d. h. er läßt sich, wenigstens bei dem dermaligen Standpunct der Chemie, nicht in ungleichartige Theile zerlegen. Er wird theils gediegen, theils in chemischer Verbindung mit Metallen, insbesondere mit Eisen gefunden, und von den erdigen und metallischen Theilen, mit denen er mechanisch oder chemisch

verbunden ist, durch Sublimation oder Destillation geschieden. Man treibt nämlich den Schwefel aus der Schwefelerde oder dem Schwefelmetall durch die Hitze in der Gestalt eines Gases aus, und fängt diesen Schwefeldampf in einem kälteren Raume auf, so daß derselbe abgekühlt und dadurch bei der Sublimation, wo diese Abkühlung nur langsam und an den Wänden des Gefäßes erfolgt, als feines Mehl (Schwefelblumen) und bei der Destillation, wo die Abkühlung schneller geschieht, als eine auf dem Boden des Gefäßes sich sammelnde, tropfbare Flüssigkeit condensirt wird. Diese Flüssigkeit gießt man in Formen, wodurch der Stangenschwefel erhalten wird. Die Reinigung des Schwefels besteht in einer Wiederholung dieses Verfahrens, wobei die Unreinigkeiten, welche er noch enthielt, in dem Destillirgefäß zurückbleiben. Der Schwefel löst sich in Weingeist, Oel oder Kalilauge, aber nicht im Wasser auf, fängt bei 60° R. an, sich merklich zu verflüchtigen, schmilzt bei 80—87°, entzündet sich, wenn die atmosphärische Luft auf ihn einwirken kann, bei 120° R. und verwandelt sich endlich, wenn letztere ausgeschlossen u. die Erhitzung fortgesetzt wird, bei 239° unter völligem Sieden der flüssigen Masse in Gas. Er isolirt die Electricität und nimmt bei dem Reiben mit wollenem Zeuge selbst Electricität an. Ry.

Schweidnitz, schlesische Festung, mit ungefähr 10,000 Einw., am linken Ufer der Weistritz; es kreuzen sich hier mehrere aus Böhmen und Mähren durch Schlesien führende Straßen, wodurch der Platz viel strategische Wichtigkeit erhält.

Einnahme 1642 durch die Schweden und Entsatzgefecht.

Nach der Eroberung von Glogau (s. d.) wendete sich der schwedische F.M. Torstenson (s. d.) gegen Schweidnitz, um durch Einnahme dieses, nach damaligen Begriffen sehr stark befestigten Platzes, den wiederholten Anfällen der Kaiserlichen aus den nahegelegenen Bergfesten ein Ziel zu stecken. Seine Streitmacht belief sich auf 10,000 M. Fußvolk, 9000 Reiter und 130 Geschütze. Zur vorläufigen Einschließung der Festung wurde G.L. Graf Königsmark mit 1500 Reitern vorausgeschickt, durch welchen aber bald die Meldung einging, daß der Herzog Franz Albert von Lauenburg von Breslau her zum Entsatz im Anmarsche sei. Torstenson gab sofort Befehl, daß Königsmark, durch einige Regimenter verstärkt, dem Feinde entgegen gehen solle, um dessen Stärke und Marschrichtung zu recognosciren, ließ die wichtigsten Uebergänge der Weistritz besetzen, und nahm nördlich von Schweidnitz eine verdeckte Aufstellung. Seine Absicht war, den Feind anzugreifen, sobald er die Weistritz überschritten haben würde; er handelte also schon im Geiste der jetzigen Kriegführung. Am Vormittage des 21. Mai stieß Herzog Franz auf Königsmark's Vortruppen und drängte sie mit leichter Mühe zurück. Da sein Corps 7000 M. stark war, rückte er ohne Zögern weiter vor, und schmeichelte sich wahrscheinlich mit der Hoffnung, die Schweden in einer ausgedehnten Belagerungsstellung zu finden, worin er noch mehr durch den schwachen Widerstand bestärkt wurde, den die Schweden an der Weistritz leisteten. Auf dem linken Ufer dieses Flüßchens sah sich aber der Herzog in Front und beiden Flanken mit Uebermacht angegriffen, an Rückzug war nicht mehr zu denken; es galt also Sieg oder Tod. Nachdem die Truppen sich etwas mehr geordnet hatten, stürzte sich Herzog Franz an der Spitze der Reiterei auf die Schweden, wurde aber gleich anfangs durch zwei Kugeln in dem rechten Arm und Oberschenkel verwundet und gerieth in Gefangenschaft. Da er bei den Schweden in Verdacht stand, den König Gustav Adolf bei Lützen meuchlings erschossen zu haben, war ihre Erbitterung sehr groß, äußerte sich jedoch nur in dem Kampfe gegen die Kaiserli-

chen, weil Torstenson den Gefangenen sogleich in sichere Verwahrung bringen ließ. Das Gefecht dauerte überhaupt 5 Stunden und endigte mit der Flucht der Kaiserlichen, welche 2000 Todte und Verwundete auf dem Platze ließen, bis Breslau verfolgt wurden und hierbei noch alles Geschütz und über 2000 M. an Gefangenen verloren. Der schwedische Verlust ist nicht bekannt, soll jedoch nur einige hundert Mann betragen haben. — Dieses Gefecht entschied über den Besitz von Schweidnitz; denn obgleich der Commandant, ein Oberst de Barry, die kräftigsten Anstalten zur Vertheidigung machte, wurde die nur 500 M. starke Besatzung von den Bürgern doch nicht unterstützt. Sobald daher Bresche gelegt und zum Sturme Alles bereit war, sahe sich de Barry durch die Bürger selbst genöthigt, den Schweden die Thore zu öffnen, welche den 10. Juni in Schweidnitz einzogen. An demselben Tage starb auch der Herzog von Lauenburg an den erhaltenen Wunden, 44 Jahre alt. (Theatr. europ. 4r. Bd. Der schwedische Plutarch von Lundblad, worin auch handschriftliche Nachrichten über das Leben und Wirken des Herzogs von Lauenburg angeführt werden.)

Einnahme durch die Preußen 1741.

In Folge der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. (s. d.) ging auch Schweidnitz an die Preußen über und wurde, wie alle schlesische Festungen, in guten Vertheidigungsstand gesetzt.

Einnahme durch die Oestreicher 1757.

Als Friedrich II. durch die Niederlage bei Kollin (s. d.) und durch die siegreichen Fortschritte der Franzosen in Westphalen genöthigt worden war, Böhmen zu verlassen und sich gegen die Saale zu wenden, übertrug er dem Herzoge von Bevern die Vertheidigung Schlesiens, welches vom Herzoge Karl von Lothringen, nach des Königs Abmarsche, sogleich mit einem überlegenen Angriffe bedroht wurde. Obgleich doppelt so stark, als der Herzog von Bevern, konnte er diesen doch nicht so leicht zu einer entscheidenden Schlacht nöthigen, und schritt deßhalb zur Belagerung von Schweidnitz, um sich wenigstens einen Stützpunct für die zu beziehenden Winterquartiere zu verschaffen. Er hoffte diese Festung um so leichter in seine Gewalt zu bringen, da der Erbauer der neuen Werke, General Wallrabe, so treulos gewesen war, den Plan derselben gegen eine ansehnliche Geldsumme dem Wiener Hofe in die Hände zu spielen, wofür er jedoch vom Könige mit lebenslänglichem Festungsarrest bei beschränkter Kost bestraft wurde. Diese neuen Werke bestanden hauptsächlich in einem Hornwerke auf der Wasserseite und in mehrern kleinen Forts, mit dazwischen gelegten Halbmonden, auf der Landseite; diese Forts hatten die Figur einer Sternschanze, waren mit einem tiefen Graben, einem gedeckten Wege und bombenfesten Kasematten versehen, aber durch keine Courtine unter sich verbunden, was erst nach der Eroberung durch die Oestreicher theilweise geschah. Die Besatzung bestand aus 6000 M., war mit allem Nöthigen versehen und hatte den General Seers zum Commandanten. Die Festung wurde Mitte Octbr. durch den General Nadasdy mit 30,000 M. eingeschlossen, während Herzog Karl den Herzog v. Bevern bei Breslau festhielt. Die Eröffnung der Laufgräben erfolgte auf der Seite von Bögendorf in der Nacht vom 26—27. Octbr. Der Hauptangriff wurde auf das Fort No. 3. und auf die zu beiden Seiten gelegenen Halbmonde gerichtet, ein Scheinangriff aber gegen das Fort No. 4. Ungeachtet des lebhaften Feuers der Belagerten und eines kräftigen Ausfalles, schritten die Arbeiten der Oestreicher so schnell vorwärts, daß sie nach 16 Tagen zum Sturme der oben bezeichneten Werke vorgehen konnten, welche gleichzeitig von mehrern Seiten angegriffen und erobert

wurden. General Seers hatte allerdings sobald keinen Entsatz zu hoffen, scheint aber auch die Festung nicht mehr haltbar geglaubt zu haben, und übergab sie am 13. Nov. mit allen Vorräthen und einer Kriegskasse von 355,576 Gulden. Die Besatzung, worunter sich 4 Generale befanden, wurde kriegsgefangen abgeführt. An demselben Tage brach der König von Leipzig auf und kam 2 Wochen später bei Liegnitz an, was die Aufhebung der Belagerung von Schweidnitz wahrscheinlich zur Folge gehabt haben würde.

Einnahme durch die Preußen 1758.

Der Sieg bei Leuthen (s. d.) hatte dem Könige abermals große Vortheile verschafft und Schlesien von den Oestreichern befreit; nur Schweidnitz war noch in ihrer Gewalt und von 8000 M. unter General (unbekannt) besetzt. Den baldigen Einfall der Russen befürchtend, suchte Friedrich II. vor allen Dingen diese wichtige Festung den Oestreichern wieder zu entreißen, und ließ sie schon im Winter blokiren, wodurch der Dienst der Besatzung so beschwerlich wurde, daß sie sich bis zum März auf 5200 M. Streitbare verminderte. Um diese Zeit ließ der König ein schwaches östreichisches Corps durch den General Fouqué aus der Grafschaft Glatz vertreiben, und nahm mit der Armee enge Cantonnirungsquartiere zwischen Hirschberg und Friedland zur Deckung der Belagerung, welche General Treskow am 1. April mit 10,000 M. unternahm. Der Ingenieuroberst Balby leitete die Arbeiten, hatte zwar kaum hinreichende Mittel dazu, weil der König in Betreff des Ingenieur- und Artilleriewesens eine sehr übelverstandene Sparsamkeit beobachtete, brachte es aber doch dahin, daß die Truppen am 16. April stürmen konnten und die Festung also in derselben Zeit wieder zurück erobert wurde.

Einnahme durch die Oestreicher 1761.

Die lange Dauer des Krieges hatte die Streitkräfte des Königs so geschwächt, daß er nicht mehr mit derselben Energie wie früher seine immer zahlreicher werdenden Gegner bekämpfen konnte, sondern sich oft darauf beschränken mußte, durch feste Stellungen und kühne Bewegungen ihre Vereinigung zu verhindern. Der Krieg erhielt dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter, und die Feldverschanzung kam mehr als vorher in Anwendung. — Der wichtigste Kriegsschauplatz und das eigentliche Kriegsobjekt war Schlesien. Hier stand F.M. Laudon mit 70,000 M. südlich von Schweidnitz und suchte sich mit Feldmarschall Butturlin zu vereinigen, der mit 60,000 Russen bei Breslau angekommen war, die Oder aber noch nicht überschritten hatte. Dieß zu verhindern nahm Friedrich II. mit 60,000 M. eine stark verschanzte Stellung bei Bunzelwitz, eine Meile nördlich von S. Die Vereinigung der Russen und Oestreicher kam zwar dennoch zu Stande, die beiden Feldherren waren aber sehr verschiedener Meinung, weßhalb sie sich bald wieder trennten, Butturlin mit den Russen nach dem Norden zog, und nur ein schwaches Corps in Schlesien zurückließ. Laudon bezog nun ein verschanztes Lager hinter S., um nicht selbst angegriffen zu werden; der König hingegen suchte ihn durch Bedrohung seines Rückens zum Verlassen Schlesiens zu bewegen. Aber Laudon war hierzu nicht geneigt, er benutzte vielmehr die Entfernung des Königs zu einem Ueberfalle von S., in der Nacht zum 1. Octbr. In der Festung befanden sich 240 Geschütze, aber nur 190 Artilleristen; die Besatzung betrug nicht ganz 4000 M., General v. Zastrow war Commandant. Die zum Ueberfalle bestimmten Truppen bestanden in 20 Bat. Oestreichern und 2 Bat. russischen Grenadieren; das Ganze befehligte General Amade. Die Preußen waren zwar nicht unvorbereitet, aber zu schwach zum kräftigen Widerstande; auch

hatte der Commandant fehlerhafter Weise angeordnet, daß die in den Außenwerken stehenden Truppen des Nachts mit den feindlichen Vorposten ein lebhaftes Flintenfeuer unterhalten sollten, um ihre Wachsamkeit dadurch zu beurkunden. Bei diesem Lärmen war es daher ganz unmöglich, irgendwo einen Signalschuß zu vernehmen, und die Oestreicher standen daher schon überall unter den Kanonen, bevor der Commandant hiervon Meldung erhielt. Die Russen waren die Ersten auf dem Walle und öffneten den nachfolgenden Oestreichern das Bögenthor, benahmen sich überhaupt mit vielem Takte. Die Oestreicher hingegen sollen sich bald zum Plündern zerstreut haben, und erst durch die Ankunft des Fürsten Liechtenstein mit der Cavalerie davon abzubringen gewesen sein, obgleich den zum Angriffe bestimmten Truppen 100,000 Gulden versprochen waren, wenn sie sich der Plünderung enthielten. — Der Kampf in den Außenwerken und im Innern der Festung dauerte 3 Stunden, denn es wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gekämpft. Geschossen wurde wenig, doch richteten die Oestreicher, nachdem sie einige Forts erstürmt hatten, die Geschütze derselben gegen die Festung. Die Sieger verloren an Todten und Verwundeten 68 Officiere und 1286 M., die Preußen wahrscheinlich nicht weniger; der Rest wurde gefangen genommen. Man sagt, der General Zastrow habe an diesem Abende einen Ball gegeben, doch soll er sich nach Versicherung Anderer die ganze Nacht auf dem Hauptwalle befunden haben; er wurde später nicht wieder angestellt, aber doch auch nicht zur Verantwortung gezogen.

Einnahme durch die Preußen 1762.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth hatte eine Aenderung der politischen Verhältnisse herbeigeführt, die zwar von kurzer Dauer war, aber doch großen Einfluß auf den Gang des Krieges hatte. Während im vorigen Jahre die Russen gegen die Preußen kämpften, richteten sie in diesem Jahre ihre Waffen gegen die Oestreicher, und Friedrich II. sah sich zum ersten Male an der Spitze einer überlegenen Macht. Die Eroberung von Schweidnitz war das nächste Ziel seiner Operationen und er rückte gleich nach Ankunft der Russen in die Nähe dieser Festung, hinter welcher F.M. Daun eine starke Stellung genommen hatte. Nach einigen Postengefechten (s. Burkersdorf) gelang es dem Könige, seinen Gegner etwas zurückzudrängen, worauf die Anstalten zur Belagerung getroffen wurden, welche Friedrich durch eine verschanzte Stellung deckte, die sich von Peterswalde bis Seitendorf (3 Meilen) erstreckte. Zur Belagerung von S. wurde General Tauenzien mit 22 Bat. 20 Schwad. bestimmt. In der Festung stand der östreichische General Guasco mit 11,000 M. Der Zufall wollte, daß zwei ehemalige französische Ingenieurofficiere, und zwar General Gribeauval auf östreichischer, Major Lefebre auf preußischer Seite, die Belagerungsarbeiten leiteten. Beide waren Meister in ihrer Kunst, zugleich auch Schriftsteller, huldigten aber verschiedenen Systemen, deren Werth hier erprobt werden sollte (s. Gribeauval). — Die Belagerung begann den 8. August und dauerte 9 Wochen. Das Feuer von beiden Parteien war sehr lebhaft, auch machten die Belagerten häufige Ausfälle. — Indessen hielt sich F.M. Daun verpflichtet, auch etwas zur Rettung von S. zu unternehmen und ordnete an, daß die Generale Beck, Brentano und Lascy mit ungefähr 30,000 M., den Prinzen von Bevern, welcher mit einem besonderen Corps von 11 Bat. 25. Schwad. bei Reichenbach stand, am 16. Aug. gleichzeitig in der Front und beiden Flanken angreifen sollten, während General O'Donell mit 25 Schwadronen sich in der Ebene von Reichenbach aufstellen sollte, um jede Unterstützung des Königs zu verhindern. Die Einleitung zu diesem Gefecht

(s. Reichenbach) war so gut getroffen, daß der Prinz von Bevern nur mit Mühe seine Stellung behaupten konnte und das Gepäck der Plünderung Preis geben mußte. Als aber der Herzog von Würtemberg mit 35 Schwadronen und einigen reitenden Batterien anrückte, der König mit mehrern Regimentern Infanterie und Cavalerie ihm auf dem Fuße folgte, wurde erst General O'Donell, später auch General Lascy aus dem Felde geschlagen, und das ganze Vorhaben dadurch vereitelt. Die Oestreicher verloren in diesem Gefecht 2700, die Preußen 1500 M. — Gleich darauf erbot sich General Guasco, in Folge geheimer Instruction, die Festung unter Bedingung freien Abzugs zu übergeben, was aber der König verweigerte. Ein zweiter Antrag unter gemäßigteren Bedingungen fand eben so wenig Gehör. Der König wollte die Festung erobern, und ging in seinem Eigensinn so weit, daß er nicht einmal in die Ergebung der Besatzung willigte, weil Guasco zuvor einen Officier an den F.M. Daun schicken wollte. Dieser Eigensinn reizte auch die Oestreicher zu immer hartnäckigerem Widerstande, und die Belagerung machte nur wenig Fortschritte, denn Gribeauval zerstörte fast alle Minengänge seines Gegners, der seine Angriffe überhaupt mehr unter als über der Erde führte. Es ist zweifelhaft, ob Friedrich seinen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht eine Granate in ein mit 11 Centnern Pulver gefülltes Magazin gefallen wäre und gezündet hätte. Die Explosion zerstörte ein ganzes Bastion, tödtete 9 Officiere und 200 Mann. Am folgenden Tage wurde ein anderer Theil der Werke durch eine Druckmine eingestürzt, und der Weg zum Sturme dadurch gebahnt. Guasco wartete ihn aber nicht ab, sondern übergab die Festung mit allen Vorräthen am 9. Octbr. Man fand darin 352 Geschütze, 55,400 grobe Geschosse, 1000 Cnt. Pulver und viele Lebensmittel. Die Besatzung war noch 9000 M. stark. Die Preußen hatten 172,163 Schüsse, die Oestreicher 125,453 gethan; Erstere verloren an Todten und Verwundeten 3033, Letztere 3552 M. — Daß F.M. Daun nach dem Gefecht bei Reichenbach 6 Wochen lang ein müßiger Zuschauer der Belagerung geblieben war, zog ihm manchen Vorwurf und auch den Haß des Volkes zu. In Wien ging die Erbitterung so weit, daß das Volk die Gemahlin des Feldmarschalls auf offener Straße beleidigte. In den Kaufläden gab es Pasquille und Carrikaturen in Menge. Eine der witzigsten stellte das belagerte S. vor; Guasco stand auf dem Walle und schrie um Hilfe. In großer Entfernung sah man Daun's Armee in Parade als Zuschauer; der Feldmarschall saß vor der Front in einem Lehnstuhle, sein Degen stak ruhig in der Scheide, auf welcher die Worte zu lesen waren: „Du sollst nicht tödten." Die Generale standen in mancherlei Gruppen gähnend, händeringend, schlaftrunken u. s. w. (Vergl. Tempelhof's, Archenholzens, Retzow's und Cogniazzo's Geschichte des 7jährigen Krieges; Tielkens Beiträge ꝛc.) Pz.

Einnahme durch die Franzosen 1807.

Zu den schmachvollsten Uebergaben der preußischen Festungen während des kurzen Krieges zwischen Frankreich und Preußen im Jahr 1806 und 1807 gehört unstreitig auch die von S. Diese Festung hatte seit dem 7jährigen Kriege eine Menge neuer Vertheidigungswerke erhalten und die alten waren theils kasemattirt, theils auf andere Art verbessert worden, so daß sie als eine Festung vom ersten Range angesehen werden konnte; dennoch ergab sie sich nach einer fünfwöchentlichen Blokade und einem dreitägigen Bombardement. In einer Conferenz, welche zu S. am 16. Nov. — noch während Glogau erst belagert wurde — gehalten ward, beschloß man von neuem die Armirung der Außenwerke, da man

solche auf den Antrag des Ingenieurgenerals Lindener, Inspecteur aller schlesischen Festungen, früher aufgegeben hatte. Diese Arbeit wurde mit bewundernswürdiger Thätigkeit binnen 8 Tagen vollendet. Es wurde alles gethan, was zu einer langen Gegenwehr erforderlich war. Die in der Festung angekommenen, reitenden Grenz- u. einige Fußjäger wurden längs dem Queiß postirt, um Avertissementsposten zu bilden. Sie erhielten sehr zweckmäßige Instructionen und waren von bedeutendem Nutzen. Hiernächst erhielt die Festung für 9000 M. Proviant. Ende December 1806 war die Festung gehörig armirt, verproviantirt, fertige Munition in hinreichender Menge vorhanden und die Besatzung voller Muth und Entschlossenheit. Diese bestand aus 4861 M. In der Festung selbst wurden Bajonets, Ladestöcke und Piken geschmiedet und von Seiten des Magistrats Anstalten getroffen, daß die Bürgerschaft geraume Zeit zu leben hatte. Der Commandant, Oberstlieutenant v. Haak, hatte vom Könige die gemessensten Befehle, die Festung nicht in Feindeshände kommen zu lassen, und da der Inhalt der deßhalb erlassenen Kabinetsordre fast allen Officieren bekannt war, so brachte dieß eine Stimmung in der Besatzung hervor, die den besten Erfolg erwarten ließ. Den 10. Januar erschien die feindliche Avantgarde, 3 Reg. würtembergische Reiterei auf der Straße von Breslau her, ihr folgte bald Infanterie und die darauf folgenden Tage ward die Festung völlig eingeschlossen. Das Dorf Kletschkau, worein sich die würtembergischen Tirailleurs geworfen hatten, wurde von der Festung aus durch Brandkugeln angezündet. Schon den 11. Jan. ließ der französische General Vandamme die Festung zur Uebergabe auffordern, welche aber natürlich verweigert wurde. Bis zum 18. beunruhigte der Feind beinahe täglich einige Außenwerke; die Desertion fing an stark in der Festung einzureißen, wodurch der Feind von allem, was darin vorging, die genaueste Kenntniß erhielt; hingegen unternahm man aus der Festung gar nichts, man versuchte es nicht einmal, die Stärke des Blokadecorps mit Gewißheit zu erfahren. Den 18. und 19. Jan. beschoß der Feind einige Außenwerke, aber aus einer so großen Entfernung, daß seine Granaten und Kanonenkugeln ganz ohne Wirkung waren. Am 22. wurden 100 M. Cavalerie, 70 M. Infanterie und 20 Jäger unter dem Cavaleriemajor Reisevitz aus der Festung gesandt, um den Feind zu recognosciren und wo möglich seine Stärke auf der Gebirgsseite zu erfahren. Es ergab sich daraus, daß in Tuckendorf, Jauernick ꝛc. gegen 1000 M. ständen, von den übrigen feindlichen Posten erfuhr man nichts. Den 28. Jan. wurden 3 Officiere, 5 Unterofficiere und 50 M. Infanterie nebst 1 Officier, 4 Unterofficiere und 45 M. Cavalerie beordert, die Arbeiter zu decken, welche die umgehauenen Bäume in der Wärbener Straße nach der Stadt schaffen, die noch stehenden aber umhauen sollten. Ungeachtet der Officier den Befehl hatte, sich in nichts einzulassen, ließ er sich dennoch durch den Feind von der Cavalerie trennen und umzingeln und fast das ganze Infanteriecommando wurde gefangen. Trotz des mit Schnee bedeckten, tief gefrornen Bodens eröffnete der Feind am 30. Jan. die Laufgräben und ungeachtet des anhaltenden Feuers aus der Festung ging diese Arbeit, so wie die Einführung des Geschützes in die Batterien so schnell von statten, daß am 3. Febr. Vormittags 11 Uhr das Bombardement seinen Anfang nahm. Es währte diesen Tag sechs Stunden ununterbrochen. Nahe an 140 Bomben und Granaten trafen in die Stadt, es brannte an drei Orten zugleich und der Thätigkeit des Generals von Kropf ungeachtet, welcher die Polizeiordnung übernommen hatte, wurde bei dem heftigen Frost das Löschen in der Stadt um so schwieriger, da es anfing an Wasser zu mangeln. Um

Mitternacht begann das Bombardement von neuem. Die feindliche Batterie vor Schönbrunnen wurde durch das Artilleriefeuer aus der Festung zum Schweigen gebracht, so daß nur aus einer Piece geschossen ward; am 4. bei Morgens waren in derselben jedoch wiederum 7 Stück in Thätigkeit. Desselben Tages Nachmittags 2 Uhr erschien der würtembergische Oberst Neubrunn als Parlamentair und eröffnete: „da sich das Gouvernement bereits erklärt habe, so sei er nicht gekommen die Festung aufzufordern, doch müsse er versichern, daß durchaus auf keinen Entsatz zu hoffen sei, indem dem Fürsten von Pleß, der dieß habe bewirken wollen, bei Wartha zwei Regimenter desertirt wären, und da sich durch die Fortschritte der großen französischen Armee die Kräfte des Generals Vandamme in dem Grade vermehrten, als sich die der Festung durch die starke Desertion verminderten, so möchte der Commandant das weitere Unglück der Stadt erwägen." Der Commandant antwortete: „daß er auf alles, was außer seiner Festung vorginge, keine Rücksicht zu nehmen hätte; daß es seine Pflicht erfordere, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen; — und da es stets sein Zweck gewesen sei, mit Ehre und Eifer zu dienen, so würde auch dieser, so lange er lebe, sein höchstes Bestreben sein." Hierauf begann gegen Abend das Bombardement von neuem, und währte, nur mit sehr kurzen Pausen, die ganze Nacht hindurch. Auch am 5. Februar währte das Feuer. Der Prinz Jerome war an diesem Tage von Breslau gekommen die Laufgräben zu besuchen, und die ersten Bomben wurden in seiner Gegenwart geworfen. Gegen Mittag verminderte sich das Feuer etwas, aber nur um des Nachmittags nach 4 Uhr mit der größten Kraft aufs Neue zu beginnen. Zwei Vorwerke und die ganze äußere Köppengasse brannten ab und kaum hatte die in diesen Vorwerken einquartirte Cavalerie so viel Zeit, ihre Pferde zu retten; erst nach Mitternacht ließ das Feuer etwas nach. Von ½2 Uhr an bis den 6. Febr. früh 8 Uhr war es ziemlich ruhig gewesen, dann wurde die Stadt wieder eine Stunde lang beschossen. Mit einem Male schwiegen alle feindliche Batterien und der in französischen Diensten stehende Prinz von Hohenzollern erschien als Parlamentair. Er ward nach Verlauf einer halben Stunde wieder abgeführt, erschien jedoch Nachmittags 2 Uhr wieder — in welcher Zwischenzeit von beiden Seiten die Feindseligkeiten aufhörten — und nachdem derselbe in Gegenwart des Generals von Kropff, Majors von Homboldt und von Reisevitz, zu denen früher vom Oberst von Neubrunn gegebenen Erklärungen noch hinzufügte: „daß der Fürst v. Pleß den 4. Febr. durch den General Lefebre geschlagen, daß 20,000 M. Sachsen von Glogau aus in Anmarsch seien, der Prinz Jerome erbötig sei, der Festung öffentlich das Zeugniß zu geben, daß sie sich mit Ehre vertheidigt habe; da aber der Ruin der Stadt und des Landes die Folge einer noch längern Gegenwehr sein würde, so würde solche der König von Preußen gewiß nie billigen ꝛc." fand sich der Commandant bewogen, die Festung zu übergeben. — Die Festungswerke hatten durch das feindliche Geschütz wenig oder gar nichts gelitten, an Pulver und Munition war kein Mangel und Proviant gab es in Ueberfluß; es ist also ganz unbegreiflich, wie die vom Prinzen von Hohenzollern angeführten Gründe den Commandanten bewegen konnten, die Festung zu übergeben. In einem sehr weitläufigen Berichte an den König v. Preußen führt der Commandant Vieles zu seiner Entschuldigung an, unter andern auch eine Ordre von 28. Octbr. 1806 aus Glatz vom Generalmajor v. Lindener, worin es heißt: „wir sollen aushalten, das heißt: nur dann die Festung geben, wenn wir sehen, daß man sie nicht länger, ohne unweise zu sein, halten kann." Allerdings ein Befehl, der auf vielfache

Weise ausgelegt werden konnte. Die aus 17 Artikeln bestehende und auf dieselben Bedingungen, wie bei der Uebergabe von Breslau, abgeschlossen Capitulation (die Mannschaft kriegsgefangen, die Officiere gegen das Versprechen bis nach geschlossenem Frieden oder erfolgter Auswechselung gegen Frankreich u. dessen Verbündete nicht zu dienen, auf Ehrenwort entlassen) wurde am 7. Febr. von dem General Vandamme einer- und dem Commandanten Oberstlieutenant v. Haak andererseits unterzeichnet und am 8. von Sr. kais. Hoheit, dem Prinzen Jerome, genehmigt. Da der Oberstlieutenant v. Haak noch die Hoffnung unterhielt, daß S. entsetzt werden könnte, so rückte die Besatzung erst den 16. Febr. früh 10 Uhr mit Kriegsehren aus, und streckte sodann das Gewehr. Prinz Jerome ließ sodann die würtembergischen Truppen, welche S. belagert hatten, defiliren und rückte an ihrer Spitze in die Festung ein. Die Würtemberger gaben ihren Verlust während der Belagerung zu 9 Todten, 40 Verwundeten und 50 Gefangenen an. Nach französischen Berichten betrug die Anzahl der Gefangenen 4800 M.; überdieß fand man in der Festung über 4000 Cent. Pulver und sehr bedeutende Vorräthe an Munition und Lebensmitteln. Die Außenwerke der Festung wurden von den Franzosen gesprengt und alle Bomben und Granatkugeln, welche man nicht anderweitig brauchen konnte, zerschlagen. Im Jahr 1813 wurde es flüchtig, 1816 und später aber besser wieder hergestellt. (Vergl. Victoires, conquêtes, desastres, revers et guerres civiles des Français de 1792 à 1815. — Beitrag zur Geschichte des Krieges in Preußen, Schlesien und Polen in den Jahren 1806—1807. Minerva 1807.)

Gtz.

Schweigenheim, Dorf in Rheinbaiern, an der großen Straße von Speyer nach Landau.

Gefecht am 2. Juli 1794.

Nach der kurzen Offensivbewegung, womit F.M. Möllendorf am 23. Mai den Feldzug eröffnete (s. Kaiserslautern) und durch sein bedeutendes Uebergewicht die Franzosen aus ihren Stellungen verdrängte, hatte er sechs Wochen lang in Unthätigkeit verharrt, was einem Mitgliede des englischen Parlaments zu dem Antrage Anlaß gab, die Unternehmungen der Preußen in Zukunft nach einer Taxe zu honoriren, damit sie die bedeutenden Subsidien nicht umsonst erhielten. Bei den französischen Armeen am Rheine und an der Saar waren inzwischen Verstärkungen angekommen, zugleich auch ein außerordentlicher Abgeordneter des Wohlfahrtsausschusses, welcher auf Ergreifung der Offensive drang. In einem dieserhalb gehaltenen Kriegsrathe wurde auf besonderen Antrieb des Generals Desaix beschlossen, das bei Speyer stehende östreich. Corps mit Uebermacht anzugreifen und zu schlagen, gleichzeitig den linken Flügel der Preußen aus seiner Stellung bei Edenkoben (an der Straße von Neustadt a. d. Hart nach Landau) zu vertreiben, die Gebirgsposten am Schänzel, bei Johanneskreuz und Trippstadt aber nur zu beschäftigen. Diese Angriffe sollten auf allen Puncten am 2. Juli geschehen. Das Terrain, wo man den entscheidenden Schlag beabsichtigte, war jedoch nicht gut gewählt, denn bei dem Mangel an Cavalerie durften die Franzosen nicht hoffen, in den Ebenen des Rheinthales große Fortschritte zu machen, und gelang es ihnen auch, die Oestreicher bis an die Rheinschanze vor Mannheim zurückzudrängen, so würde ein weiteres Vordringen doch ganz unmöglich geworden sein, wenn man sich nicht muthwillig in die größte Gefahr stürzen wollte. Man hatte sich aber auch über das Anzahlverhältniß der Streitkräfte getäuscht, und auf dem Angriffspuncte sogar weniger Truppen als der Gegner, wie aus Folgendem zu ersehen ist.

— Fürſt Hohenlohe-Kirchberg war vom rechten Rheinufer aus bedeutend verſtärkt worden, und ſtand mit 31 Bat. 43 Schwad. Oeſtreicher bei Speyer, die Vorpoſten bei Schweigenheim (3 Bat. 4 Schwad.), größere Detachements bei Heiligenſtein und Harthauſen; zwiſchen dieſen drei Orten befindet ſich eine große Ebene. Der Erbprinz v. Hohenlohe-Ingelfingen hielt mit 16 Bat. 35 Schwad. Preußen die Stellung zwiſchen Venningen, Edenkoben und auf dem Blödersberge (am Schänzel) beſetzt. Zur Verbindung mit ihm ſtand eine öſtreich. Abtheilung bei Fraiſchbach. (Die Stärke der Gebirgspoſten iſt von keinem Intereſſe.) — General Deſaix hatte zwei Diviſionen unter ſeinen Befehlen (24 Bat. 24 Schwad.). War auch ſeine Infanterie damals ſchon ſehr manövrirfähig, ſo ließ ſich daſſelbe doch nicht von der Cavalerie ſagen, welche ſchlecht beritten und kaum in den nothwendigſten Evolutionen unterrichtet war. Von dieſen Truppen führte Gen. Vachot 8 Bat. über Lingenfeld durch Vertiefungen nach Schweigenheim, während die Generäle Frimont und Werneck (Generale dieſes Namens befanden ſich auch in der öſtreichiſchen Armee, doch nicht auf demſelben Puncte) mit 20 Schwad. auf der Ebene vortrabten und Schweigenheim umgehen ſollten. General Marchais folgte mit 8 Bat. und 2 Schwad. zur Unterſtützung nach. Eine gleich ſtarke Colonne, unter General Briſſac marſchirte gegen Fraiſchbach. — Die Oeſtreicher ſchienen durch das plötzliche und anfangs ſehr geordnete Vordringen ſo ſtarker Colonnen etwas überraſcht worden zu ſein; ihre äußerſten Vorpoſten wichen in großer Eile und Unordnung gegen Schweigenheim zurück, und wenig fehlte, ſo wäre wenigſtens auf dieſem Puncte ein vollſtändiger Sieg über ſie erfochten worden. Als aber Deſaix ſeiner Cavalerie ſchnell nachzurücken befahl, kam ſie bei dem Ueberſchreiten kleiner Ravins ſo in Unordnung, daß die ganze Cavaleriecolonne ſtockte. Inzwiſchen waren die nächſten öſtreich. Cavalerieregimenter ausgerückt und formirten ſich zwiſchen Heiligenſtein und Harthauſen; die Infanterie ſetzte ſich ebenfalls in Bewegung. In Schweigenheim wurde tapferer Widerſtand geleiſtet. Das Alles machte auf die franzöſiſche Cavalerie einen ſo entmuthigenden Eindruck, daß mehrere Schwadronen den Platz verließen und gegen Germersheim zurückeilten. Deſaix glaubte unter ſo mißlichen Umſtänden dem Angriffe keine Folge geben zu dürfen und befahl den Rückzug. Die Colonne des Generals Marchais war jedoch ſchon bei Schweigenheim angekommen und hier auf 9 Bat. 10 Schwad. Oeſtreicher geſtoßen, mit welchen ſie in ein Gefecht gerieth, dem ſie ſich aber bald entzog. — General Briſſac hatte anfangs wenig Widerſtand gefunden, war bis Gomersheim vorgedrungen, erhielt aber nunmehr Befehl, ebenfalls den Rückzug anzutreten, der von Seiten der Infanterie überall in guter Ordnung ausgeführt wurde, weßhalb die Sieger keine Trophäen eroberten. — General Gouvion St. Cyr war mit ſeiner Diviſion gegen den Erbprinzen marſchirt, hatte deſſen Vorpoſten aus Freimersheim, Fiſchlingen, Edesheim und Weyher vertrieben, konnte aber dann keine weiteren Fortſchritte machen und trat, da er ſeinen Gegner überhaupt nur beſchäftigen ſollte, Nachmittags den Rückzug in die frühere Stellung vor Landau an, fortwährend von Blücher's Huſaren verfolgt. — Die Poſtengefechte in den Vogeſen hatten einen ähnlichen Ausgang und blieben auf das Ganze ohne Einfluß. — Nach dieſen auf allen Puncten glücklich abgeſchlagenen Angriffen blieben die Feldherren der Verbündeten hier abermals unthätig, obgleich die Fortſchritte der Franzoſen an der Sambre (ſ. d.) und in Flandern ein ſehr ſtarkes Motiv waren, hier wieder zu erobern, was man dort verlor (Quellen wie bei Kaiſerslautern).

Pz.

Schweinsfeder, Pinne. Diesen Namen führten 5 Fuß lange, an beiden Enden mit eisernen Spitzen versehene, mäßigstarke spießähnliche Pfähle, welche von den englischen Bogenschützen im 15. Jahrhundert während des Kriegs mit Frankreich mit auf den Continent herrübergebracht und als ein besonderes Deckungsmittel gegen den Angriff der Reiterei oder einer sonstigen Uebermacht betrachtet wurden; indem man dieselben vor sich in einer schiefen nach der Brust der Pferde geneigten Richtung in die Erde steckte, so daß sie gewissermaßen als eine Art Pallisaden dienten, hinter denen die Bogen- und Armbrustschützen ungehindert auf den andringenden Feind schießen und im Nothfalle solche auch zur persönlichen Vertheidigung anwenden konnten. Eben erwähnte Waffe scheint damals in einem vorzüglichen Ansehen gestanden zu haben und für gefährlich gehalten worden zu sein, denn das Fußvolk der Engländer beseitigte in mehrern Treffen jener Zeitperiode die vor ihrer Linie aufgestellten Schweinsfedern, um die sich davon abschrecken lassende französische Reiterei zu einem Angriff zu vermögen. Noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts war das schwedische Heer mit dergleichen Pinnen ausgerüstet, indem Gustav Adolf während des Feldzugs in Polen 1626 die, in Folge der von ihm angeordneten Erleichterung des Feuergewehrs seines Fußvolks entbehrlich gewordenen Musketengabeln (s. Fourquete) abschaffte, und an deren Stelle die Musquetiere mit Schweinsfedern versah, welche die Länge und Stärke eines Knebelsspießes, oben eine zwei Spannen lange Spitze, unten einen eisernen Stachel, am passenden Orte einen Haken zum Auflegen der Muskete hatten und auf oben beschriebene Weise gegen den raschen Einbruch der polnischen Reiterei gebraucht werden sollten. Nach Beendigung des Kriegs kam jedoch diese Vertheidigungswaffe wieder in Wegfall, theils wegen der Beschwerde, die sie den Infanteristen auf dem Marsche verursachte, theils auch vielleicht, daß Gustav Adolf sie gegen die minder bewegliche deutsche Reiterei für nicht so nothwendig erachtete; doch wurden immer noch dem Heere eine Anzahl dieser Pinnen nachgefahren, um sich ihrer bei leichten, in der Schnelligkeit aufgeworfenen Verschanzungen zu bedienen. (Vergl. Hoyer's Kriegskunst I. Theil.)

S.

Schweizergarden. Es ist allgemein bekannt, daß die Schweizer seit vielen Jahrhunderten fremden Fürsten für Sold gedient haben, aber sehr schwierig, über die näheren Verhältnisse solcher Dienstleistungen genaue Nachrichten zu geben; auch sind die Beweggründe hierzu oft sehr verschieden gewesen. — Das Wohlgefallen der Schweizer an Krieg und Abenteuern erwachte bei ihnen durch den Heereszug, den sie — von den Cimbern und Teutonen gewaltsam fortgerissen und im Verein mit ihnen — im Jahre 113 vor Christi Geburt gegen die Römer unternahmen. Ihr Land war in Folge der hieraus entspringenden und für die Schweiz unglücklich endenden Kriege verheert worden, und vermochte nicht mehr dessen Bewohner zu ernähren. Ein großer Theil der damaligen Schweizer zog nach Gallien, wurde aber von Cäsar besiegt und zurückgedrängt. Die Bevölkerung der Schweiz scheint durch Vermischung mit anderen, aus dem Norden und Osten Europa's kommenden, Völkerschaften manche Veränderung erlitten zu haben, zeichnete sich aber, fast an allen Kämpfen der Nachbarn Theil nehmend, bei jeder Gelegenheit durch große Tapferkeit aus, und erwarb sich dadurch kriegerischen Ruf, weßhalb ihre Dienste vielfach begehrt wurden. Dieser Ruf ward bedeutend erhöht durch den siegreichen Kampf gegen die deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg, und von nun an waren schweizerische Soldner sehr gesucht, hauptsächlich in Frankreich. — König Karl VII. schloß (1453)

zuerſt einen Vertrag mit den Schweizern und nahm einige tauſend Mann von ihnen in Sold. Sein Nachfolger Ludwig XI. erneuerte dieſen Vertrag und hatte bereits 6000 Schweizer in Sold. Die Hauptbedingung dabei war, daß ſie ſtets von ihren eigenen Officieren befehligt und regelmäßig beſoldet würden. Blieb der Sold einmal zur beſtimmten Zeit aus, was bei dem damaligen Mangel an baarem Gelde nicht ſelten war, ſo verweigerten ſie den Dienſt, eine Unart, die bald von allen deutſchen Soldtruppen nachgeahmt wurde. Das Sprüchwort: „kein Geld, keine Schweizer," war in Jedermanns Munde. — Mit geringen Unterbrechungen findet man bis zum Jahre 1831 fortwährend Schweizertruppen im franzöſiſchen Heere. Auch in Holland, Spanien, Piemont und Neapel dienten Schweizer unter gleichen Bedingungen für Sold und es ſollen im Jahr 1789 über 30,000 Schweizer in den Heeren der genannten Mächte geſtanden haben. Die franzöſiſche Revolution gab ihnen Gelegenheit, Beweiſe ihrer Anhänglichkeit abzulegen; viele Hunderte opferten ſich, um Ludwig XVI. gegen die Mißhandlungen des Pöbels zu ſchützen. Mit Begründung der franzöſiſchen Republik ging der Schweizerdienſt in Frankreich zu Ende. Aber Napoleon rief die Schweizer wieder zurück, indem er von der Anſicht ausging, daß es ein Gewinn für die Nation ſei, wenn ihre Kämpfe durch fremde Söldner geführt würden. Im Jahr 1828 ſtanden noch ſechs Infanterieregimenter in Frankreich, 4 in den Niederlanden, 3 in Neapel, im Ganzen etwas über 20,000 Mann. 1829 wurden die in niederländiſchen Dienſten ſtehenden Schweizerregimenter entlaſſen, 1830 trat derſelbe Fall in Frankreich ein, und außer den drei in Neapel ſtehenden Schweizerregimentern gibt es deren jetzt nirgends in Europa. Man hat es der ſchweizeriſchen Republik oft zur Schande angerechnet, daß ſie ſich zu ſolchem Söldnerdienſte herabgelaſſen habe, und auch in der Schweiz ſelbſt ſind die Anſichten darüber getheilt geweſen. Allerdings kam ſie dadurch zuweilen in Verlegenheit, wenn die Mächte, welchen ſie Soldtruppen lieferte, gegenſeitig in Krieg verwickelt wurden, was kein Menſch vorher wiſſen konnte. Indeſſen vermied man ſtets ſo viel als möglich, daß Schweizer gegen Schweizer kämpften. — Dieſer Söldnerdienſt brachte übrigens der Schweiz doppelten Gewinn. Erſtens kam dadurch viel fremdes Geld ins Land, denn von dem ſehr hohen Solde wurde immer etwas zurückgelegt, und im Laufe der Capitulationszeit manch' rundes Sümmchen erſpart. Zweitens ſammelten die Officiere und Unterofficiere militäriſche Kenntniſſe, die ſie auf andere Weiſe nicht erlangt haben würden. Von dieſem geiſtigen Capitale zehrt die Schweiz auch jetzt, und es würde ihr gar nicht möglich ſein, ein nur einigermaßen brauchbares Militärweſen einzurichten, und nöthigenfalls ihre Neutralität zu behaupten, wenn die Organiſation ihrer bewaffneten Macht nicht durch Männer geleitet würde, die ſich theoretiſch und praktiſch im Auslande gebildet haben. Sollte die Schweiz hierzu keine Gelegenheit mehr finden, ſo dürften ihre militäriſchen Einrichtungen bald wieder in Verfall gerathen, und dann iſt es auch um ihre Neutralität geſchehen. — Die deutſchen Fürſten haben ſich der Schweizertruppen niemals bedient, und die hier und da vorkommenden Schloßwachen in Schweizertracht beſtanden gewöhnlich aus Deutſchen, ſind auch nur als eine militäriſche Spielerei anzuſehen. (Vergl. damit den Artikel Garden.) Pz.

Schwendi, Lazarus, ſiehe Lazarus.

Schwenkung nennt man diejenige Bewegung, bei welcher der eine Flügel ſtehen bleibt, während der andere auf einer krummen Linie fortgeht, *ohne jedoch* die Richtung und Fühlung mit dem Ganzen zu verlieren. Der

Punct, um welchen sich das Ganze dreht, heißt der Schwenkpunct (Pivot). Die Schwenkung beträgt in der Regel ⅛, ¼ oder ½ eines Kreisbogens, kann aber zu jeder Zeit nach Belieben eingestellt oder fortgesetzt werden. Durch das Ausschwenken mit Unterabtheilungen einer Linie entsteht eine offene Colonne, durch das Einschwenken derselben nach der ursprünglichen Frontseite wird die Linie wieder hergestellt; schwenkt man nach der entgegengesetzten Seite ein, so entsteht daraus eine Inversion. Abschwenken nennt man das Vornehmen eines Flügels, einer in der Viertelwendung marschirenden Truppe. — Jede Schwenkung kann sowohl im Marsche, als auf der Stelle ausgeführt werden, mit allen Abtheilungen zugleich oder eine nach der andern; während des Marsches macht der Schwenkpunct ebenfalls Halt. — Frontschwenkungen mit ganzen Bataillonen gehören zu den nutzlosen Kunststücken des Exercierplatzes und sind wohl nirgends mehr gebräuchlich. Man hat überhaupt in neuester Zeit angefangen, sich bei der Infanterie des Rottenaufmarsches statt der Schwenkungen auf der Stelle zu bedienen, was ungleich besser ist, da eine solche Frontveränderung nöthigenfalls laufend geschehen kann, und die bereits in die neue Standlinie eingerückten Rotten sich schußfertig machen können, während bei der Frontschwenkung das Ganze längere Zeit gar nicht kampffähig ist. Bei der Cavalerie verdient aber die Schwenkung den Vorzug, weil sie viel schneller als der Rottenaufmarsch (gewöhnlich im schnellsten Galopp) vollzogen wird. Eine Schwadron von 48 Rotten braucht zu einer Viertelschwenkung mit ganzer Front im gestreckten Galopp nicht mehr als 10 Sekunden; wenn mit halben Schwadronen geschwenkt wird, sind 6, mit Zügen 3 Sekunden hinreichend. Doch schwenken Regimenter auch nicht mit ganzer Front, sondern nach einer durch das Commando bestimmten Schwadron, indem die übrigen Schwadronen nur ⅛ schwenken, durch den Marsch auf schräger Linie sich der neuen Standlinie nähern, und dann durch Vornehmen des einen Flügels in dieselbe einrücken. Auf ähnliche Weise wird verfahren, wenn eine Linie von mehrern Bataillonen oder Regimentern die Front verändern soll; doch zieht man es vor, die vom Schwenkpuncte entfernten Bataillone ꝛc. zuvor in Colonne zu formiren. — Wenn eine geschlossene Colonne schwenken soll, macht sie vorher die Viertelwendung nach der entgegengesetzten Seite, die einzelnen Colonnenzüge schwenken gleichzeitig nach der neuen Frontseite ab, und stellen sodann die Front her. Offene Colonnen läßt man vor der Schwenkung schließen. Alle Schwenkungen müssen mit möglichster Präcision vollzogen werden. Es ist fehlerhaft, wenn die Mitte der schwenkenden Abtheilung zurückbleibt, weil dadurch leicht ein Drängen entsteht, noch fehlerhafter aber, wenn sie vorprellt, weil dann der die Schwenkung leitende Officier oder Unterofficier die nöthige Uebersicht verliert; bei der Infanterie befindet sich derselbe auf dem stehenden, bei der Cavalerie auf dem schwenkenden Flügel, und muß deßhalb eine halbe Pferdelänge vorauseilen. Es ist gut, wenn die Schwenkung stets in dem nämlichen Pferdegange (z. B. gestreckter Trab) und nur ausnahmsweise in der schnellsten Gangart vollzogen wird.

Pz.

Schweppermann, Seyfried, geb. um das Jahr 1260, stammte aus einer oberpfalzischen sehr begüterten Adelsfamilie, die auch nach dem Schlosse Hüllohe bei Lauterhofen (im Landgericht Pfaffenhofen) sich nannte, und in in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. erlosch. Seyfried der Schweppermann wird zuerst 1293 in einem Vergleiche des Herzogs Ludwig mit dem Grafen von Hirschberg als des Letzteren Bürger genannt. Um diese Zeit vermählte er sich mit Katharina von Rindsmaul, der Schwester des

bekannten Albrecht Rindsmaul, der mit seinem Schwager den Ruhm der Mühldorfer Schlacht theilte. Daß er und Rindsmaul im bairischen Heer schon früh eine ausgezeichnete Rolle spielten, mag wohl daher gekommen sein, daß König Ludwig's Hofmeister, Heinrich Raidenbach, Schweppermann's Schwester zur Frau hatte. Schon in der Schlacht bei Gamelsdorf zwischen den Baiern und Oestreichern leistete er seinem Landesherrn treffliche Dienste, für die ihn derselbe glänzend belohnte. Den scharfsinnigen erfahrnen Helden kennend, hatte ihn Ludwig, vom Burggrafen v. Nürnberg dazu veranlaßt, zum Anführer seiner Schaaren bei Mühldorf berufen. Erst des Nachmittags vor dem Tage der Schlacht kam Schweppermann im Lager an, aber seine schnelle und richtige Beurtheilung des Terrains, welches er beim Bereiten kennen lernte, erwarb ihm den Ruf eines gefeierten Feldherrn. Wohl spottete die Jugend im Heere über das mehr als 60jährige, graue, etwas höckerichte und hinkende Männlein, das bedenklich den Kopf schüttelte und mit den Füßen in den Bügeln zitterte, und meinten wohl gar: „der wird den Oestreichern eben nicht viel Herzeleid zufügen!" Aber der seiner auch im Alter noch starken geistigen Kraft bewußte Greis soll höchst gleichgültig entgegnet haben: „die morsche Hülle bebt, wenn sich Mächtiges in ihr bewegt!" — Der Ausgang der Schlacht, lediglich gewonnen durch die klugen Pläne des Anführers, der seine Männer richtig zu schätzen verstand und die Entscheidung des Tages dem klugen Burggrafen von Nürnberg übertrug, sicherte dem greisen Schw. die Achtung von Deutschland und die aufrichtige Dankbarkeit des nunmehrigen alleinigen Königs. Als nach gewonnener Schlacht in der weit umher geplünderten Gegend das einzige Labsal für die ermüdeten Kämpfer einige Eier waren, und der König die wenigen unter seine Umgebung selbst austheilte, da soll Ludwig durch die bekannten Worte: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" dem Helden auf eine einfache, aber würdige Weise seine Anerkennung gezollt haben. Schweppermann erkannte die Auszeichnung und ließ diese Worte auf seinen Grabstein setzen. Wahrscheinlich erhielt der Sieger von Ampfingen die Güter Pfaffenhofen und Dainschwang als Belohnung vom Landesherrn, wie schon früher für den Sieg von Gamelsdorf er Besitzungen bekommen hatte. Den Rest seines Lebens verbrachte er auf seinen Gütern und starb im Jahr 1337. Das Kloster Kastel unweit Pfaffenhofen bewahrt seinen Grabstein. C.

Schwere der Geschütze, siehe Geschützröhre.

Schwerin, Kurt Christoph, Graf von, königl. preußischer Generalfeldmarschall, wurde am 26. Octbr. 1684 in Pommern, auf dem Gute Wuseken, welches seinem Vater Ulrich von Schwerin gehörte, geboren. Seine Mutter leitete nach ihres Mannes Tode (1697) im Verein mit seinem Bruder, dem hessischen Generallieutenant Detlow von Schwerin, dessen Erziehung und schickte ihn zu seiner Ausbildung auf die Hochschulen zu Leyden, Greifswalde und Rostock. Hierauf trat er, 17 Jahre alt, als Officier in die Dienste der Generalstaaten, und wurde bei einem Regimente angestellt, in welchem sein ältester Bruder, der 1704 in der Schlacht bei Donauwerth blieb, Oberstlieutenant war. Am 10. Sept. 1705 wurde S. zum Hauptmann befördert, da aber sein schon obenerwähnter Onkel sich vom Kriegsleben auf seine Güter in Pommern zurückgezogen hatte, so verließ er aus Liebe zu ihm die holländischen Dienste, und wurde darauf 1706 vom Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin zum Oberstlieutenant und 1707 zum Obersten und Regimentscommandeur ernannt. Von dem Nachfolger des genannten Herzogs, Karl Leopold, ward S. 1712 mit ge-

heimen Aufträgen zu Karl XII. nach Bender geschickt, wo er ein ganzes Jahr in der Umgebung dieses Fürsten blieb. 1718 ward er hierauf Generalmajor, und im folgenden Jahre an die Spitze der mecklenburgischen und russischen Truppen (12,000 M.) gestellt, welche sich den hannöverischen und braunschweigischen Commissionstruppen (13,000 M.) entgegenstellen sollten, die unter dem General von Bülow bestimmt waren, einen kaiserlichen Befehl in Mecklenburg gegen den Willen des Herzogs zu vollziehen. Nach dem kurzen Feldzuge, von welchem nur das blutige, aber unentschiedene Gefecht bei Walsmöhlen (7. März) zu erwähnen ist, wurde S. zum Generallieutenant ernannt, als aber Vorpommern, worin die Stammgüter S.'s lagen, an Preußen fiel, trat S. 1720 als Generalmajor in die Dienste Königs Friedrich Wilhelm I. Dieser verwendete ihn zu mehreren diplomatischen Sendungen, gab ihm 1722 zu Frankfurt a. d. Oder ein Regiment (zuletzt von Zenge), ernannte ihn 1730 zum Gouverneur der Festung Peitz und am 30 Mai 1731 zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. Im Jahre 1733 rückte er an der Spitze von 3 preuß. Regimentern nach Mecklenburg, um abermals die hannöverschen Truppen zur Räumung dieses Landes zu bewegen. Er erreichte in kurzer Zeit diesen Zweck vollkommen und erlangte dadurch die vollkommene Gunst des Königs von Preußen. Auf allen Reisen und Musterungen begleitete er denselben und bei den bedeutendsten Berathschlagungen hatte er eine wichtige Stimme. Im 24. März 1738 führte er die zur großen Heerschau bei Berlin versammelten Truppen dem Könige vor, 1739 ward er General der Infanterie und im Jahr darauf trug er in Potsdam (4. Juni 1740) das Reichsbanier vor der Leiche Friedrich Wilhelm's, der ihm nicht allein ein gütiger Herr, sondern auch ein wahrer Freund gewesen war. Friedrich II. erhob S. kurz nach seinem Regierungsantritt in den Grafenstand (31. Julius 1740), ernannte ihn zum Generalfeldmarschall und besprach mit ihm nach dem Tode Kaiser Karl's VI. zu Rheinsberg den bevorstehenden Feldzug. Dem entworfenen Feldzugsplan gemäß wurde im December 1740 unter S.'s Befehl eine Armee bei Crossen zusammengezogen, bei welcher den 14. (Decbr.) der König selbst eintraf und darauf (am 16.) den Aufbruch nach Schlesien befahl. Das Schwerinsche Regiment betrat bei Laesgen, 2 Meilen vor Crossen, zuerst den schlesischen Boden. Während nun ein Theil der preußischen Armee zur Belagerung von Glogau schritt, nahm S. mit den Truppen des rechten Flügels Liegnitz, Jauer und Schweidnitz in Besitz, und hielt am 3. Jan. 1741 mit Friedrich II. den Einzug in Breslau, welches strenge Neutralität zu halten versprach. Von Breslau setzte S. seinen Zug nach Oberschlesien fort, nahm am 12. Jan. das Schloß Ottmachau, ging am 15. über die Neiße und eroberte den wichtigen Paß Jablunca. Im Febr. ließ er seine Truppen Winterquartiere beziehen, übergab dem Grafen Schaumburg den Befehl, und ging nach Breslau, um Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge zu treffen. Am 12. Febr. traf er wieder bei der Armee ein, über welche der König abermals das Commando selbst nahm. In der Schlacht bei Mollwitz (s. d.) 10. April aber verdankten die preußischen Waffen dem Feldmarschall allein den Sieg, der nicht nur das künftige Schicksal von Schlesien entschied, sondern auch das stolze Selbstvertrauen schuf, welches die preußischen Armeen zu den spätern Siegen führte. Zweimal ward S. während der Schlacht verwundet, dennoch aber führte er die Infanterie im entscheidenden Augenblick zum Angriff gegen Mollwitz vor, dessen Besitz den Sieg entschied. Die Oestreicher zogen sich nach Mähren zurück, Schwerin verfolgte sie, nahm am 4. Mai Brieg und bewog am 10.

Aug. die Stadt Breslau, ihm im Namen des Königs von Preußen zu huldigen. Der König ſuchte ſich für dieſe wichtigen Dienſte dankbar zu bezeigen, indem er ihn zum Gouverneur der Feſtung Brieg und Neiße ernannte, welche letztere ſich am 31. Octbr. 1741 ergeben hatte. — Noch in der Mitte Decbr. drang S. in Mähren ein und ließ ſeine Truppen daſelbſt, nachdem am 27. des genannten Monats Olmütz capitulirt hatte, Winterquartiere beziehen. Die Anſtrengungen des thatenreichen Feldzuges hatten aber die Geſundheit Schwerin's ſehr erſchüttert, er erhielt daher die Erlaubniß zur Herſtellung derſelben ins Bad nach Aachen zu reiſen (1742). Hier vernahm er mit Freuden den Sieg der Preußen bei Czaslau (17. Mai), dem zwei Monate darauf der Friede zu Berlin (28. Juli 1742) folgte. — Als 1744 der 2. ſchleſiſche Krieg ausbrach, führte S. im Auguſt einen Theil der preuß. Armee aus Schleſien durch die Grafſchaft Glatz nach Böhmen, und vereinigte ſich Anfangs September bei Prag mit dem Könige, der von Sachſen und der Lauſitz aus in Böhmen eingedrungen war. Am 10. Sept. wurden die Laufgräben gegen Prag eröffnet, am 11. eroberte S. den Ziskaberg, der die Stadt beherrſcht, und am 16. capitulirte Prag mit einer Beſatzung von 16,000 M., die ſich kriegsgefangen ergab. Im gräflich Clam-Gallasſchen Pallaſte unterzeichnete der Feldmarſchall die Capitulation, welche in dieſem Feldzuge der Glanzpunct der preußiſchen Waffen war. Nach vielen mühſeligen Hin- und Hermärſchen, welche vergebens die öſtreich. Armee zu einer ungünſtigen Schlacht bewegen ſollten, ſah ſich Friedrich II. genöthigt im December nach Schleſien zurückzugehen. — S. aber war abermals gezwungen, ſeiner Geſundheit wegen die Armee zu verlaſſen u. ſich auf ſeine Güter in Hinterpommern zu begeben, wo er mehrere Jahre, ruhig verweilte, und als er hier die Nachricht von dem Frieden von Dresden erhielt, glaubte er nicht, daß der große König noch einmal ſeines Armes bedürfen würde. — Bevor aber der ſiebenjährige Krieg den greiſen Feldmarſchall von Neuem zu den Waffen rief, hielt er in Breslau (Jan. 1748) das Reichsſchwert, welches der Fürſt von Lobkowitz und der Fürſt Biſchof von Breslau bei ihrer feierlichen Belehnung küſſen mußten. Als hierauf Friedrich II. im Auguſt 1756 den erſten Feldzug des 7jährigen Krieges in Sachſen eröffnete, erhielt S., der die preuß. Streitkräfte in Schleſien (33 Bat. 55 Escadr.) commandirte, den Befehl, durch die Grafſchaft Glatz in Böhmen einzudringen, und bei Aujeſt, Königsgrätz gegenüber, ein Lager zu beziehen, um hierdurch die Oeſtreicher zu zwingen, ihre Streitkräfte, mit denen ſie dem geängſtigten Sachſen zu Hilfe eilen wollten, zu theilen. — Im Septbr. überſchritt S. die böhmiſche Grenze, am 22. Septbr. ſtieß ſeine Avantgarde bei Aujeſt auf die leichten Truppen des Generals Buccow, welcher ſich nach einem ungünſtigen Gefecht zurückzog und darauf bei Schmirſitz die Elbbrücke zerſtören ließ. S. bezog darauf bei Aujeſt zwiſchen Königsgrätz und Opotſchna ein Lager, während der Fürſt Piccolomini ihm gegenüber bei Königsgrätz, da wo der Adler in die Elbe fließt, eine ausgezeichnete Poſition einnahm. Der König hatte unterdeſſen ſeinen Einmarſch in Böhmen mit dem Siege von Lowoſitz bezeichnet und darauf die Sachſen bei Pirna zur Capitulation gezwungen. Als er den Feldmarſchall von dem erſten Siege benachrichtigte, antwortete dieſer: Er wünſche dem Könige von Herzen Glück, es wäre eine königliche Schlacht, denn hätte ſie ein General geliefert, ſo würde er in Gefahr gerathen ſein, ſeinen Kopf zu verlieren. Am 22. Octbr. hob S. ſein Lager bei Aujeſt auf, um in Schleſien Winterquartiere zu beziehen; am 1. Nov. langte er in Glatz an, worauf das Hauptquartier nach Franckenſtein verlegt wurde. S. führte bei dieſem

Marsch die Arrièregarde seiner Armee persönlich und vereitelte durch eine geschickte Anordnung der Märsche die Absicht der Oestreicher, seine Armee auf dem Rückzug zu beunruhigen. — Der Feldzug des Jahres 1757 wurde durch den Feldmarschall eröffnet. Am 18. April rückte er in 5 Colonnen, welche sich am 19. bei Königshof vereinigten, in Böhmen ein, zwang das Corps der Generale Bretlack und Lascy zum Rückzuge, bemächtigte sich am 24. eines bedeutenden Magazins zu Jungbunzlau, ging am 4. Mai bei Brandeis über die Elbe und vereinigte sich am 5. vor Prag mit dem Könige, dessen Avantgarde schon am 3. den Weißenberg vor derselben Stadt besetzt hatte. Am 6. erfolgte die blutige Schlacht (s. Prag), in welcher S. den Heldentod starb. Als die Infanterie des linken Flügels durch das heftige Kartätschfeuer der Oestreicher zum Rückzug gezwungen war, that S., der hier commandirte, Alles, um die Truppen wieder zum Stehen zu bringen. Im entscheidenden Augenblicke ergriff er selbst eine Fahne seines Regiments, um dasselbe gegen den Feind zu führen. Aber bei den ersten Schritten, die er vorwärts that, wurde er durch 5 Kartätschenkugeln getroffen, und blieb auf der Stelle. Sein Tod vermehrte die Unordnung und Verwirrung um so mehr, da fast alle Generale und Stabsofficiere, die hier commandirten, todt oder verwundet waren, dennoch aber wußte das Feldherrntalent des großen Königs den Sieg wieder aus den Händen der Oestreicher zu reißen und den Tod Schwerin's durch einen glänzenden Sieg zu verherrlichen. Der Leichnam des Feldmarschalls wurde von dem Schlachtfelde nach Dresden gebracht, später aber in Schwerinsburg, in dem Erbbegräbniß der Familie, beigesetzt. — Ein schönes Grabmal an der Kaurimerstraße bei Stierlohol bezeichnet den Platz, wo der Held gefallen. Friedrich II. aber ließ ihm eine Statue aus weißem Marmor errichten. Die Fahne in der Hand steht der Held auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, umgeben von den berühmtesten seiner Waffengefährten. — S. war klein von Person. Sein Gesicht aber flößte Ehrfurcht ein. Im Dienst war er streng, die Subordination ging ihm über alles, und selbst gegen Prinzen von Geblüt wußte er sein Ansehen zu behaupten. Friedrich der Große zog ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe, und vermißte ihn oftmals in den späteren Feldzügen. Im Jahre 1708 hatte er sich mit einem Fräulein von Krassau (gest. 1754) vermählt, die in dieser Ehe erzeugten Kinder aber starben früh, und da seine zweite Ehe mit einem Fräulein von Wackenitz (starb 1778) kinderlos blieb, so wurden seine Vettern u. Brudersöhne, die Grafen von Schwerin, von denen der älteste sein Adjutant, der jüngere aber Adjutant des Generals von Winterfeld war, die Erben seiner großen Güter.

(Vergl. Ludwig Gisebrecht, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kurt's v. Schwerin. Stettin, 1828. F. Pauli, Leben großer Helden. 1r Thl. Halle, 1761. S. 52—136. Biographisches Lexicon aller Helden und Militairpersonen ꝛc. 3r Thl. Berlin, 1790. S. 453—462. Freiherr v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres. 1r Thl. Berlin 1835. S. 365—381.)

W.

Schwerpunct der feindlichen Macht. Während die älteren Theoretiker das Ziel kriegerischer Anstrengungen fast immer nur im Terraingewinn erblickten und zu diesem Behufe den künstlichen Begriff von Schlüsselpuncten ausklügelten, gehen die neuesten Theoretiker, an deren Spitze der General Karl v. Clausewitz steht, von dem Grundsatze aus, daß die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, soweit dieselbe ohne zu große Opfer bewirkt werden kann, eigentlich das Hauptziel aller Bestrebungen sein müsse, und verlangen daher, daß man den Schwerpunct derselben auf-

mitteln solle, um den Krieg durch einige kraftvolle Schläge schneller zur Entscheidung zu bringen. Obgleich diese Ansicht der Dinge in der Natur des Krieges begründet ist, so hat es doch ungewöhnliche Schwierigkeiten, den Schwerpunct selbst im concreten Falle genau zu bestimmen, und die Theorie muß sich vorläufig mit der Erklärung begnügen, daß der Schwerpunct der feindlichen Macht stets da zu suchen ist, wo der Gegner durch einen kräftigen Stoß völlig aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann. Er ist also der Mittelpunct seiner Kraft und Bewegung. — Diese Idee hat unstreitig allen großen Feldherren älterer und neuerer Zeit vorgeschwebt, daher wählten sie auch verschiedene Operationsobjecte, die feindliche Hauptstadt, die feindliche Armee, ja gewissermaßen die Person des obersten Feldherrn zum Ziele ihres Angriffs. So ging z. B. Blücher von der Ansicht aus, es könnte nicht eher Friede werden, bis Napoleon abgedankt habe, und er hatte Recht. — Alexander, Gustav Adolph, Karl XII., Friedrich d. Gr., sagt Clausewitz, hatten ihren Schwerpunct in ihrem Heere, wäre dieß zertrümmert worden, so hätten sie ihre Rolle schlecht ausgespielt. Bei Staaten, die durch innere Parteiungen zerrissen sind, liegt der Schwerpunct meistens in der Hauptstadt; bei kleinen Staaten, die sich an mächtigere stützen, liegt er im Heere dieser Bundesgenossen; bei Bündnissen liegt er in der Einheit des Interesses; bei Volksbewaffnungen in der Person der Hauptführer und in der öffentlichen Meinung. Gegen diese Dinge muß der Stoß gerichtet sein. Hat der Gegner dadurch das Gleichgewicht verloren, so darf ihm keine Zeit gelassen werden, es wieder zu gewinnen; der Stoß muß immer in dieser Richtung fortgesetzt werden, oder mit andern Worten, der Sieger muß ihn immer ganz dahin und das Ganze nicht gegen einen Theil des Gegners richten. Nicht indem man mit gemüthlicher Ruhe und Uebermacht eine feindliche Provinz erobert, und den mehr gesicherten Besitz dieser kleinen Eroberung großen Erfolgen vorzieht, sondern indem man den Kern der feindlichen Macht immer wieder aufsucht, das Ganze daran setzt, um das Ganze zu gewinnen, wird man den Gegner wirklich zu Boden werfen. — Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ein solches Verfahren schneller und sicherer zum Ziele führt, als die Wegnahme sogenannter Schlüsselpuncte (s. d.), und es kann der Unterschied zwischen dem älteren und neueren Kriegssysteme nicht deutlicher bezeichnet werden. Zwar wird es auf dem Kriegsschauplatze immer einige Puncte geben, deren Besitz dem Angreifer nicht blos wünschenswerth, sondern zur kräftigen und sicheren Fortsetzung seiner Operationen sogar nothwendig ist. Aber während man sich sonst begnügte, diese Puncte, erreicht und gewonnen zu haben und das Weitere mehr dem Zufall überließ, der in Gestalt übertriebener Besorgnisse auf Seiten des Gegners oft trefflichen Vorschub leistete, betrachtet man jetzt den Besitz solcher Puncte nur als einen neuen Schritt zum vorgesteckten Ziele, nur als ein Mittel, größere Erfolge zu erringen. Napoleon verstand es meisterhaft, den Schwerpunct der Macht seiner Gegner auszumitteln und drang dann mit vereinter Macht auf ihn los, unbekümmert, was anderwärts inzwischen vielleicht verloren gehen könnte. Daß er sich bisweilen täuschte und seinen Zweck nicht erreichte, wie z. B. in Rußland und Spanien, darf viel weniger befremden, als daß noch in unsern Tagen von sonst recht einsichtsvollen Officieren behauptet wird: es liege in diesem Verfahren gar nichts Künstlerisches. Der Befehl zur Vereinigung der Streitkräfte und zum Vorrücken gegen die Hauptstadt oder zum Angriff gegen die Hauptmacht des Feindes ist freilich leicht gegeben und erfordert allerdings viel weniger geistige Anstrengung, als eine Dispositon zum Marsche oder Angriffe im älteren Styl. Aber bevor man zu der

seren Ueberzeugung gelangt ist, daß man den Schwerpunct richtig erkannt habe, und daß der muthmaßliche Erfolg des vereinten Vorrückens größer sei, als die Nachtheile, denen man sich dadurch anderwärts aussetzt, müssen politische und militairische Berechnungen angestellt werden, von denen ein Generalstab des vorigen Jahrhunderts schwerlich eine Ahnung gehabt haben möchte. Pz.

Schwert. Die charakteristischen Abzeichen dieser alterthümlichen Waffe sind eine gerade und breite Klinge und ein Griff ohne Bügel. In dieser Form finden wir dieselbe bereits bei den Hebräern, Persern, Griechen und Römern, und eben so später bei den Longobarden, Galliern, Germanen, Britannen ꝛc. Bei den Persern und Hebräern war das Schwert zweischneidig, die Römer führten deren von verschiedener Form und Größe; das spanische S. zeichnete sich durch Kürze und Leichtigkeit, das der Gallier durch seine Länge aus, eben so wie dasselbe keine Spitze hatte und deßhalb nur zum Hieb diente (s. Schlachtschwert).

Schwertbrüder oder Schwertträger, ein ehemaliger geistlicher Ritterorden, welcher um das Jahr 1200 vom Bischof Albrecht zu Riga gegen die liefländischen Heiden gestiftet wurde. Die Ritter folgten der Cisterzienserregel und Kleidung, trugen einen weißen Rock und Mantel, auf der Brust aber zwei rothe, kreuzweis übereinander gelegte Schwerter (daher die Benennung) und einen rothen Stern. In den Kreuzzügen sollen sie im gelobten Lande als Beschirmer des heiligen Grabes gedient haben. Nachdem der Orden 35 Jahre bestanden, und während dieser Zeit nur zwei Heermeister, Winand von Rohrbach und Volquinus Schenken von Winterstedt gehabt, sah er sich genöthigt, da er zu schwach war, den häufigen Angriffen seiner unchristlichen Feinde zu widerstehen, sich mit dem deutschen Marianerorden zu vereinigen. Von nun an wurden die Schwertbrüder bloß durch Landmeister regiert, die nicht von den Rittern erwählt, sondern vom Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen ernannt wurden. Im Jahr 1513 jedoch unterstützte der Landmeister W. von Plettenberg den deutschen Orden für den Krieg in Polen mit einer Summe Geldes, und der damalige Hochmeister Markgraf Albrecht erklärte dagegen die Schwertbrüder für unabhängig. Diese Unabhängigkeit dauerte indeß nicht lange, denn als 1559 die Russen mit großer Macht in Liefland einfielen und den Heermeister W. v. Fürstenberg nebst vielen Rittern und mehrern tausend Liefländern gefangen nach Moskau führten, auch ferner den Orden hart bedrängten, schloß der neu erwählte Heermeister, Gotthardt von Kettler, mit König Sigismund von Polen einen Vertrag, nach welchem ersterer Liefland an dieß Königreich gänzlich abtrat und dagegen Kurland und Semgallen als ein erbliches Herzogthum und polnisches Lehen erhielt, und somit der Orden aufgelöst war. (Vergl. Benator's Nachrichten über den deutschen Orden. Beckmann's Beschreibung des Johanniterordens.) M. G.

Schwertorden, schwedischer Militairorden zu Anerkennung des Muthes und langer nützlicher Dienste, gestiftet 1522 von Gustav I. Wasa, kam mit Verbreitung des Protestantismus in Vergessenheit und wurde 1748 am 28. April von König Friedrich I. wieder erneuert. Gustav III. vermehrte die zeitherigen 3 Classen 1772 noch durch eine vierte, Gustav IV. sanctionirte die Statuten desselben durch ein Decret vom 26. Nov. 1798, und der jetzige König gab am 9. Juli 1814 noch einen Anhang dazu. Der Orden besteht jetzt aus folgenden Classen: Commandeurs des Großkreuzes, eine Würde, die nur während eines Krieges ertheilt werden darf und selbst dem Könige oder königlichen Prinzen nur dann verliehen

wird, wenn sie an der Spitze des Heeres einen Sieg erkämpft haben. Commandeurs, die wenigstens Generalsrang besitzen müssen oder Prinzen des königlichen Hauses sein können. Diesen folgen die Ritter vom Großkreuze 1. und 2. Classe, und endlich Ritter, welche Kapitainsrang haben und 20 Jahre gedient haben müssen. Für keine Classe ist eine Anzahl von Mitgliedern bestimmt, die ersten Classen beziehen Pensionen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, 8 spitzigen Kreuze mit goldnen Kronen in seinen vier Winkeln, über welchen kreuzweis 2 Schwerter, durch ein Degengehenk festgehalten, liegen. Auf der Mitte der Vorderseite, in azurblauem Grunde, befindet sich ein entblößtes, aufrechtstehendes Schwert, umgeben von 3 schwedischen Kronen. Ein gleiches Schwert liegt auf der Rückseite, hat aber einen Lorbeerkranz an der Spitze, der von den Worten „pro patria" umgeben ist. Die erste Classe trägt das Zeichen an einem breiten gelben Bande von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, und außerdem auf der linken Brust einen von Silber gestickten Stern. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt diese Classe den Orden an einer goldnen Kette um den Hals, deren Glieder aus 11 entblößten Schwertern und 11 blauen, auf Schilden ruhenden Helmen bestehen. Die 2. Classe trägt das Ordenszeichen, nur etwas kleiner, eben so und hat auf der linken Brust statt des Sternes ein in Silber gesticktes Schwert. Die dritte Classe trägt den Orden an einem schmalen Bande um den Hals, die 4. an einem noch schmalern Bande im linken Knopfloche des Rockes. Bei großen Festlichkeiten haben die Ritter ein besonderes Ordenskleid, das aus der Nationaltracht in Himmelblau mit weißer Einfassung besteht.

Schwimmen, Schwimmkunst. Wenn das Schwimmen augenscheinlich für Jedermann von Nutzen sein kann, so wird es für den Soldaten oft Nothwendigkeit, entweder zur Lebensrettung oder zu Kriegsunternehmungen. Die Alten schon achteten das Schwimmen als eine Bedingung für die Jugendbildung, denn die Römer z. B. ließen ihre Knaben nach den Leibesübungen auf dem Marsfelde in die Tiber springen, um schwimmen zu lernen. Man erkannte es als eine nothwendige und ritterliche Uebung, als ein Erforderniß sorgfältiger Erziehung und bezeichnete deßhalb einen Untüchtigen, Ungeschickten mit dem Sprüchworte: „er könne weder schwimmen, noch lesen" — „neque natare, neque literas didicit." Cäsar z. B. war, nach Sueton, ein so fertiger Schwimmer, daß er beim Durchschwimmen einer Meerstrecke von 200 Schritten — bei Alexandrien — seine Commentarien in der linken Hand hielt, ohne sie naß zu machen. Die Kriegsgeschichte beweist durch viele Beispiele den hohen Werth des Schwimmens und das Bedürfniß der Schwimmübungen für den Soldaten. Den Bürgern von Cyzikum brachte, während der Belagerung durch Mithridates, ein schwimmender Bote die Nachricht von der Annäherung Lucull's zum Entsatze, indem er auf einem unter die Arme gebundenen ledernen Schlauche, mitten durch die feindliche Flotte schwamm und so von fern für ein Meerwunder gehalten wurde. — Durch Schwimmen allein rettete sich auch Kaiser Otto II. aus der Gefahr, wieder gefangen zu werden, nachdem er gegen die Griechen und Saracenen unglücklich gewesen war. — Bei Bilten in der Schweiz durchschwamm am 25. Septbr. 1799 eine Compagnie unter Anführung des Adjudantmajor Delort die 120 Fuß breite Linth, hob die östreichischen Posten auf dem rechten Ufer auf und bereitete so den Uebergang der Division Soult vor. Diese Nageurs waren vorher auf dem Züricsee besonders hierzu eingeübt worden und mit Pike, Säbel und Pistol bewaffnet. — Daher erhob man auch in neuerer Zeit das Schwimmen

wieder zu einem Lehrzweige des allgemeinen Soldatenunterrichts und machte darin sehr erfreuliche Fortschritte. Die Wiedereinführung der Turnübungen insonderheit, worin Deutschland und Dännemark bereits seit 1794 mit gutem Beispiele vorangingen, regte, nach langer Vernachlässigung der Gymnastik, auch die Schwimmlust wieder allgemeiner an und rief Schwimmschulen ins Leben. In Preußen brach Dr. Jahn 1810 die Bahn der gymnastischen Bildung. In Erfurt und Posen wurden zuerst militairische Turnschulen errichtet. Im französischen Heere gab der alte spanische Oberst Amoros 1815 den Impuls zu den Leibesübungen, die er mit entschiedenem Erfolge leitete und bei denen auch das Schwimmen, nackt, bekleidet, ohne und mit Last, einen Hauptlehrzweig ausmachte. Die erste militärische Schwimmschule in Wien entstand 1812, so wie in Berlin 1817; letztere unter der ausgezeichneten Leitung des Generals v. Pfuel, dessen kleines Werk „Ueber das Schwimmen," 1817 in Berlin erschienen, eines der ersten und empfehlungswerthesten ist. Bei der dänischen Armee wurde der Schwimmunterricht seit 1818 zuerst allgemein und in den Bedingungen schon so gesteigert, daß nur diejenigen, welche eine Weite von 1200 Ellen zu durchschwimmen vermochten, als Befähigte galten, Schwimmlehrer zu werden. Der dadurch erweckte Wetteifer rief so nach und nach in allen deutschen Bundesstaaten militairische Schwimmschulen hervor und gab nicht nur dem so wichtigen Lehrzweige, der sich vorher fast ausschließlich auf die Marine, die Pontoniere und Cadettenhäuser erstreckt hatte, ein neues Leben, sondern auch den Truppen ein lange vernachlässigtes Gesundheitsmittel wieder. — Wo es thunlich, hat dermalen in Deutschland jede Garnison, wie in Frankreich jedes Regiment zur systematischen Betreibung des Unterrichts eine Schimmschule und man ist fortwährend für die größtmögliche Erweiterung desselben bemüht, wie unter andern das 2. Heft von 1826 der Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft d. Krieges. S. 147, durch einen Vorschlag zu Armaturflossen als Transportmittel für Militairschwimmer den Beweis enthält. — Für den Soldaten genügt es nicht, sich auf kurze Strecken über dem Wasser erhalten zu können. Sein Bestreben muß vielmehr eine Fertigkeit erzielen, die ihn für die meisten Fälle sichert und ihn geschickt macht, gekleidet und bewaffnet einen mäßigen Strom zu durchschwimmen, und wo es gilt, sich und Andere vom Ertrinken zu retten. Bei der Reiterei ist die Ausbildung von doppelter Art; denn das Schwimmen zu Pferde erfordert besondere Maßregeln und Hilfen, vorzüglich ruhigen, festen Sitz und sehr vorsichtige Zügelführung. In den Grundzügen sind sich die verschiedenen Anleitungen und Lehrmethoden zum Schwimmen wohl ziemlich gleich. Hinsichtlich des Classenunterrichts bei der preußischen Armee enthält Rumpf's allgemeines Kriegswörterbuch unter „Schwimmkunst" Ausführliches. — Der Schwimmarten gibt es im Allgemeinen zweierlei: die eine ähnelt mehr dem Schwimmen der vierfüßigen Thiere; die andere und vorzüglichere ist die des Frosches. Jene darf mehr als die dem Naturalisten eigene, unwillkürliche, angesehen werden, während diese, die erlernte, größere Vortheile darbietet, indem sie bei geringerer Anstrengung mehr Ausdauer, Schnelligkeit und ein gewandteres Aussehen bewirkt. Die Schwimmkunst beruht zuerst auf dem früher viel bestrittenen Satze, daß der menschliche Körper specifisch leichter, als das Wasser ist, mithin bei einer verhältnißmäßigen Tiefe von selbst auf der Oberfläche erhalten wird und daher zur Fortbewegung im Schwimmen nur geringer Nachhilfe bedarf. Oronzio de' Bernardi (übersetzt von Kries, Weimar 1797) gründete darauf seine neue Lehre, von der Behauptung ausgehend, daß eine aufrechte, nur wenig schräge

Körperhaltung, so wie die kauernde oder sitzende und die Lage auf dem Rücken die angemessenste zum Schwimmen seien, weil sie als die naturgemäßen für den Menschen, der auf dem Bauche und der Brust zu liegen nicht gewohnt, die Kräfte weit mehr schonen als diese gewöhnlichere Schwimmlage, indem er die Wilden, welche meist stehend oder gehend schwimmen, als Beweis anführt. Man bediente sich von jeher verschiedener Hilfsmittel zum Schwimmen, namentlich der Blasen, Gürtel und Unterlage von Kork; es leuchtet jedoch ein, daß diese leicht zur Verwöhnung führen und es zweckgemäßer sein müsse, sich mehr auf die natürlichen, die eigenen Arme und Beine zu beschränken. Der erste Unterricht geht gewöhnlich mit Hilfe des Schwimmgurts, vom Sprunge in's Wasser und von der Bewegung der Arme und Beine aus, bis nach und nach, sobald die Bewegung derselben schwimmgerecht in einander greift, der Gurt entbehrlich wird und zu dem Schwereren und Künstlicheren übergegangen werden kann. — Die Schwimmkunst befördert nicht allein das Athmen, die Verdauung und Ernährung, sondern erhöht auch die Geistesgegenwart, den Muth und die Besonnenheit, indem sie zugleich die dem Menschen angeborene Furcht vor dem Ertrinken ganz beseitigt. Für Anfänger sind 6—8 Fuß die geeignetste Wassertiefe, für geübte Schwimmer sind wenigstens 10—15 wünschenswerth. Beim ersten Unterrichte ist stehendes Wasser dem fließenden vorzuziehen. — Die militairischen Schwimmschulen gründen ihr System ungefähr auf folgende Lehrpuncte: — Bewegung der Arme und Hände außer und im Wasser, ebenso der Beine; Bewegung der Arme und Beine zugleich; Schwimmen nach der rechten und linken Seite; Lage beim Rückenschwimmen; Rückenschwimmen Kopf stromabwärts, mit Arm- und Beinbewegung; ebenso Kopf stromaufwärts; dasselbe mit unter dem Kopfe zusammengelegten Händen; Wendung rechts, vom Bauche auf dem Rücken; dieselbe vom Rücken auf den Bauch, Kopf stromabwärts; Wendung vom Rücken auf den Bauch vorwärts durch Aufschnellen mit dem Oberkörper; Sprung mit geschlossenen Füßen in's Wasser, denselben Kopf unterwärts, bei immermehr Höhe; Sturz von der Höhe rückwärts in's Wasser; Wassertreten; Tauchen und Schwimmen unter dem Wasser; stehend schwimmen; sitzend schwimmen; Schwimmen mit gefalteten Händen, ohne Hilfe der Hände; mit einer Hand außer dem Wasser; auf dem Rücken mit gerade emporstehenden Füßen; mit drei sichtbaren Körpertheilen außer dem Wasser; nach Art der vierfüßigen Thiere; mit schlagenden Füßen und Händen; Wurfschwimmen. Ferner als Kunstsprünge und Schwimmspiele für fertige Schwimmer: Sturz von der Höhe mit Anlauf; Flachsprung; Sprung mit der Wende; Schnellen; Mühle; Rad vor- und rückwärts; zu Zweien: Flößen; Bretspiel; Hocksprung; Schiebespiel; Kampf- oder Ringspiel, auch Entenschwimmen; einfacher und Doppelwurf und Wurf mit der Wende. — Ein Hauptstück der Lehre sind endlich auch die Regeln zur Lebensrettung Versinkender, da von deren besonnener Anwendung nicht selten der glückliche Erfolg abhängt. Die wesentlichsten Gesundheits- und Verhaltungsregeln vor und nach dem Schwimmen und Baden, deren sorgfältige Beobachtung nicht genug empfohlen werden kann, sind folgende: Richtige Wahl der Zeit nach erfolgter Verdauung, am angemessensten 3—4 Stunden nach dem Essen. Berücksichtigung des Wärmegrads des Wassers, da anfänglich, bevor sich der Körper an mehrere Kühle gewöhnt, 12—15° die geeignetste Temperatur ist. Vermeidung von Erhitzung, von Trunk und Leidenschaftlichkeit vorher. Gehörige Abkühlung, allmäliges Entkleiden, Waschen der Brust und Schläfe vor dem Eintreten ins Wasser. Langsames Eintreten, schnelles und öfteres Untertauchen, zu

Vermeidung des Blutandranges nach dem Kopfe, insbesondere bei brennender Sonnenhitze. Ruhe und Besonnenheit beim Schwimmen. Nicht längeres Verweilen im Wasser, als man sich darin behaglich fühlt. Beim Aussteigen, Abtrocknen des Kopfes, und Bedecken desselben und ferneres behendes Anziehen. Wo möglich nachher eine mäßige Bewegung im Gehen, zur Beförderung der Ausdünstung. Hz.

Schwimmende Batterien, werden entweder auf großen Schiffen, z. B. Kanonenbooten, oder auf Verbindungen kleinerer Fahrzeuge, welche den fliegenden Brücken ähnlich sind, oder endlich auf Flößen von starken Stämmen etablirt, und mit einer Brustwehr von Erde, Sandsäcken oder Holz versehen. Zu der ersten Gattung gehörten die berühmten schwimmenden Batterien, welche von den Engländern bei der Belagerung von Gibraltar verbrannt wurden. Die zweite Gattung gewährt zwar den Vortheil, daß man sich derselben auch in flachen Gewässern bedienen kann, sie gehen aber zu hoch außer dem Wasser und sind deßhalb der Zerstörung durch das feindliche Feuer zu sehr ausgesetzt. Die letzte Bauart ist diesem Nachtheil nicht unterworfen und gewährt überhaupt den großen Vortheil, daß die Batterien von dem Feinde nicht in den Grund geschossen werden können. Ry.

Scio, Insel im griechischen Archipelagus, durch einen schmalen Meerarm vom Festlande Asiens geschieden, hat 18½ □ M. im Umfange und hatte früher 120,000 Bewohner, die seit der Einnahme und Verwüstung derselben, 1822, durch die Türken bis auf 25,000 zusammengeschmolzen sind.

Seeschlacht am 5. Juli 1770.

Die Kaiserin Katharina II. von Rußland hatte im Jahr 1762 dem Könige Stanislaus von Polen Hilfe gegen die rebellische Conföderation geleistet, und diese daher den Beistand der Pforte nachgesucht. Der Sultan erklärte hierauf im Octbr. 1768 an Rußland den Krieg und die Kaiserin beschloß, einen Theil ihrer Seemacht in das mittelländische Meer zu senden, um die Griechen in Morea und den Inseln des Archipelagus zu den Waffen zu rufen und sich von der Herrschaft der Türken zu befreien. Der Oberbefehlshaber, Generallieutenant Graf Alexei Orloff, ging nach Italien und bereitete während des Winters von 1768—69 den Empfang der Flotten unter den Admiralen Spiritoff und Elphingstone vor, welche durch die Nordsee nach dem mittelländischen Meere gehen und bis zu den Dardanellen dringen sollten, während eine andere Escadre unter dem Admiral Siniawin auf dem schwarzen Meere Constantinopel von Osten her bedrohen würde. Im Decbr. 1769 traf das Geschwader unter dem Admiral Spiritoff zu Port Mahon auf Majorca ein, und nun erst betrieb der bis dahin unbekümmerte Sultan die Ausrüstung einer Kriegsflotte. — Die Lage der Pforte war im hohen Grade schwierig. Die Armee hatte durch die Unfälle des Feldzugs von 1769 an der Donau bedeutend gelitten; die Russen standen gerüstet in der Moldau und Wallachei, in Asien drohten die Perser und Georgier mit einem Einfalle, Aegypten befand sich in den Händen der Mamelucken, die Montenegriner hatten sich mit Rußlands Unterstützungen empört, und die Griechen, bereit zu einem allgemeinen Aufstande, weigerten sich, Matrosen zu stellen, und diese mußten daher mit Gewalt zum Dienst für die Flotte genommen werden. Mit vieler Mühe hatte die Pforte zu Anfang des Frühjahrs 20 Kriegsfahrzeuge verschiedener Größe unter Befehl des Kapudan Pascha Hessam-Eddin im Hafen von Constantinopel ausgerüstet, indessen waren mehrere Schiffe alt, gebrechlich und

nicht vollständig bemannt. Mitte März ging der Seraskier Giaffar-Bey mit 3 Linienschiffen und einigen Fregatten nach Napoli di Romania und am 5. April 1770 segelte die Flotte nach Galipoli, während ein Geschwader von 2 Fregatten, 4 Galeeren und 50 Galiotten nach dem schwarzen Meer aufbrach, um dort eine Landung der Russen zu verhindern. — Admiral Spiritoff erschien am 28. Febr. im Hafen von Panagia, an der Ostküste der Maina, um die Griechen mit Waffen und Munition zu versehen und gemiethete Kauffahrteischiffe zum Kriegsdienste auszurüsten. Während sich auf Morea ein blutiger Kampf zwischen den verbündeten Russen und Griechen gegen die Türken entspann, traf der Obergeneral Alexei Orloff mit 2 Linienschiffen und 1 Fregatte vor Coron ein und ging von hier mit der ganzen Flotte nach Navarin, welches als Waffenplatz dienen sollte. Mitte März stieß der Contreadmiral Elphingstone mit der 2. Flotte, in den Gewässern von Napoli di Romania auf die feindliche, 10 Schiffe starke, Flottenabtheilung unter Giaffar-Bey, vermied jedoch jedes Gefecht. — Inzwischen war der Kapudan Pascha mit seiner Flotte in Archipelagus eingetroffen und suchte die Russen anzugreifen. Graf Orloff räumte daher Navarin und ging am 2. Juni ebenfalls unter Segel, während das Festland von den Türken verheert wurde. Hierauf vereinigte sich der Kapudan Pascha mit Giaffar-Bey und traf am 27. Mai bei der Insel Spezzia auf den Admiral Spiritoff. Es kam zu einer lebhaften Kanonade, in Folge welcher sich die Türken nach der Rhede von Napoli di Romania zurückzogen, und sich dort unter den Kanonen der Festung behaupteten. In der Nacht zum 31. Mai ging der Kapudan Pascha, entschlossen eine Schlacht zu liefern, nach dem Cap Malea, stieß zwar am Tage auf den Admiral Spiritoff, konnte diesen jedoch nicht zur Schlacht bewegen, suchte dann die russische Flotte bei den Inseln Servi und Cerigo an den Küsten der Maina, und erfuhr hier die Anwesenheit des Feindes in diesen Gewässern. Am 4. Juni Vormittags trafen beide Flotten auf der hohen See zusammen und es kam hier abermals zu einer lebhaften Kanonade, bis der Wind beide Theile trennte. Am 5. manövrirten beide Flotten vergebens, um sich den Wind abzugewinnen und am 6. landeten die Türken auf der Insel Scio, blieben hier bis zum 7., gingen am 8. nach der Insel Samos, am 9. nach dem Hafen von Zafra an der asiatischen Küste, und am 14. Juni wieder nach Scio, ohne jedoch in den Hafen einlaufen zu können. Am 15. und 16. litt die türkische Flotte bedeutend durch heftige Stürme, welcher die Vorhut unter Giaffar-Bey von dem Centrum trennte, ging dann nach Scala nuova und am 20. Juni nach Scio zurück, wo am 22. Giaffar-Bey wieder eintraf. Der Kapudan Pascha führte nun die vereinte Flotte, bestehend aus 5 Schiffen von 80 Kanonen, 10 Schiffen von 70 und 60 Kanonen, 4 Fregatten von 40 und 3 Kanonen wider den Rath seiner Unterbefehlshaber in den Kanal von Scio, und ging auf der Rhede von Tschesme vor Anker, um hier die feindliche Flotte zu erwarten. Die Flotte lag in Schlachtordnung, die großen Kriegsschiffe in zwei Linien hinter einander, einen halben Mond bildend. Gegen den vorgeschobenen linken Flügel lag der Hafen von Tschesme, der rechte Flügel unter Befehl des Viceadmirals Hassan-Bey war durch eine kleine Insel, durch Sandbänke und Klippen so gedeckt, daß er nicht umgangen werden konnte. Im Rücken dieser Aufstellung lag die Küste, von der bis zu den Flügeln mehrere Galeeren vertheilt waren. Die Transportschiffe lagen theils zwischen der Flotte und gegen die Küste, theils auch im Hafen. Die russische Flotte traf den 5. Juli um 4 Uhr Morgens vor

Scio ein; sie zählte nur ein Linienschiff von 80, 8 Linienschiffe von 66 Kanonen und 7 Fregatten, und bereitete sich sogleich zum Angriff, der nur gegen das Centrum der feindlichen Stellung ausgeführt werden konnte. Die Russen in einer Linie formirt, umfuhren die Nordküste von Scio und die Spalmadorischen Inseln, gewannen so den nördlichen Eingang in den Kanal, und setzten sich, der feindlichen Flotte gegenüber in Front, so daß sie um 11 Uhr Vormittags, einen schwachen Wind im Rücken habend, im Angesicht der Türken standen. Admiral Spiritoff führte die 3 Linienschiffe starke Vorhut, Graf Alexei Orloff das eben so starke Centrum, und der Admiral Elphingstone die 3 Linienschiffe starke Nachhut. Spiritoff eröffnete den Angriff auf den türkischen rechten Flügel, und obgleich er das kreuzende Feuer der ganzen türkischen Flotte erhielt und dadurch das Linienschiff Europa kampfunfähig wurde, drang er, doch ohne einen Schuß zu thun, bis auf Flintenschußweite gegen den Feind vor. Während dieses Manövers war auch Graf Orloff mit dem an der Spitze des Centrums segelnden Linienschiffe, die 3 Primaten, im starken Gefechte mit 3 türkischen Schiffen, und die Stellung der russischen Flotte war nun folgende: Auf dem äußersten linken Flügel lag der Eustachius, hieran reiheten sich die 3 Linienschiffe des Centrums und dann die 2 übrigen Schiffe des Admirals Spiritoff, von denen jedoch die Europa keinen Theil mehr an dem Gefecht nehmen konnte. Auf dem rechten Flügel rückwärts stand Admiral Elphingstone, und 7 Fregatten waren theils in einer zweiten Linie, theils auf dem linken Flügel hinter dem Eustachius placirt. Nach einer langen Kanonade vermochte erst Graf Orloff mit seinem Schiffe dem Eustachius zu Hilfe zu kommen, der schon sehr zerschossen war und einen großen Theil seiner 800 M. starken Besatzung verloren hatte. In diesem Zustande stieß er mit dem türkischen Admiralschiffe des Hassan-Begh zusammen, und enterte, worauf sich ein mörderisches klein Gewehrfeuer entspann und auf beiden Seiten große Verluste herbeiführte. Die Russen eroberten die türkische Admiralflagge, bewarfen das Schiff mit einer großen Menge Feuerkugeln und steckten es in Brand. Die Flammen ergriffen jedoch auch bald den Eustachius, drangen bis zu der Pulverkammer und beide Schiffe flogen in die Luft, nachdem wenige Augenblicke vorher der Admiral Spiritoff, General Theodor Orloff und einige Officiere, so wie auch der Viceadmiral Hassan-Begh sich durch die Schaluppen gerettet hatten. Die Besatzung beider Schiffe fand in den Flammen und Wellen den Tod und nur der Capitain des Eustachius, einige Officiere und 40 M. wurden durch die Bote aufgenommen. Diese Katastrophe verbreitete ein panisches Schrecken unter den Türken, sie lichteten in der höchsten Verwirrung die Anker, und flohen nach dem Hafen von Tschesme, wohin ihnen die russische Flotte folgte und sie in den dortigen Hafen (s. Tschesme) einschloß. (Vergleiche Geschichte des gegenwärtigen Kriegs zwischen Rußland, Polen und der Pforte. Frankfurt und Leipzig 1771—75. — Historisches Taschenbuch des Kriegs zwischen Rußland und der Pforte, von 1768—1774.) 27.

Scipio, P. Cornelius, Africanus major, der Besieger Hannibal's, ein Sohn des als Feldherrn beim Beginnen des zweiten punischen Krieges nicht unrühmlich fechtenden, jedoch oft unglücklichen Consuls P. Cornelius Scipio, wuchs im Lager und im Kampfe gegen die Carthager auf, indem er schon 16. Jahre alt dem Heere seines Vaters nach Oberitalien folgte. Die ersten Schlachten, denen er beiwohnte, waren für die Römer nicht glücklich. Am Ticinus ward, 218 v. Chr., sein eigner Vater von Hannibal besiegt und bei Cannä (s. d.) 216 das ganze römische Heer ver-

nichtet. Aus beiden Niederlagen glücklich entkommen, war sein ganzes Bestreben dahin gerichtet, Rom an Carthago zu rächen und durch das Zusammentreffen verschiedener Glücksumstände gelang es ihm auch endlich, den Hauptfeind der Römer, Hannibal, zu besiegen. Nach der Schlacht bei Cannä erwarb er sich den Dank seiner Landsleute, indem er zu Canusium eine Verschwörung mehrerer jungen römischen Ritter entdeckte, welche Rom in seiner damaligen Bedrängniß verlassen wollten und dieselben zum Ausharren im Vaterlande zwang. Die Stelle eines Aedilis curulis, welche er schon im 20. Jahre und mit ihr Sitz und Stimme im Senat erhielt, war ein Beweis der Dankbarkeit seiner Landsleute. Bald darauf (211 v. Chr.) übertrug man ihm als Proconsul den Oberbefehl eines nach Spanien gesendeten Heeres, um dort die Niederlage und den Tod seines eigenen Vaters an den Carthagern zu rächen. Mit 10,000 M. landete er bei Tarrago, wußte die Treue mehrerer wankelmüthig gewordenen Bundesgenossen wieder zu gewinnen, und rückte, nachdem er die übrig gebliebenen Veteranen vom Heere seines Vaters (210) an sich gezogen, vor Carthago nova, Hauptniederlassung der Carthager in Spanien. Trotz Mago's heldenmüthiger Vertheidigung ward dieser Platz erstürmt, indem Scipio zur Ebbezeit den Hafen durchwaten und die Stadt gleichzeitig vom Meer und vom Lande aus angreifen ließ. Mäßigung und Großmuth nach dem Siege nützten ihm fast noch mehr, als die Eroberung dieses festen Platzes, indem verschiedene spanische Volksstämme sich nun offen für die Römer erklärten, welche sie als Bundesgenossen behandelten, während sie bis dahin die Sclaven der Carthager gewesen waren. So gelang es ihm in den Jahren 209 und 8 die Carthager in mehreren Schlachten zu besiegen, bis sie zuletzt allein auf Gades beschränkt blieben; nachdem Scipio bei Bäcula (s. d.) die vereinten Truppen des Mago, Asdrubal und Massinissa geschlagen hatte. Scipio sah aber ein, daß die Carthager nur in Afrika selbst ganz besiegt werden konnten; deßhalb suchte er die afrikanischen Fürsten für Rom zu gewinnen, zu welchem Endzwecke er selbst nach Afrika ging. Nach Carthago nova zurückgekehrt, fiel S. in eine schwere Krankheit, während welcher es sich zeigte, daß die Spanier größtentheils nur wegen seiner Persönlichkeit der Sache Roms anhingen. Die Bundesgenossen fielen theilweise ab und selbst einige römische Legionen empörten sich. Letztere brachte er durch Strenge zum Gehorsam und schlug die aufrührerischen Spanier unter ihren Häuptlingen Indibilis und Mandonius so, daß diese sich ihm abermals unterwerfen mußten. Auch Gades ergab sich ihm, nachdem Massinissa ein Bündniß mit den Römern geschlossen hatte, im Fall sie nach Afrika übersetzten, und Mago, der letzte carthag. Feldherr in Spanien, kehrte, abberufen vom Senat, nach Carthago zurück. — S. eilte jetzt ebenfalls nach Rom, wo der Senat ihn sehr ehrenvoll empfing, ihm aber keinen Triumphzug gestatten konnte, da er, obwohl Sieger, doch kein öffentliches Amt begleitet hatte, was ihn zu dieser höchsten Ehre berechtigt hätte. Das Volk belohnte aber den Eroberer Spaniens noch großartiger, indem es ihn (206) zum Consul erwählte. Nun wurde S. durch nichts mehr zurückgehalten, seinen Lieblingsplan, den Kriegsschauplatz nach Afrika zu verlegen, auszuführen, obwohl Hannibal noch immer einen Theil Italiens besetzt hielt. In Sicilien angekommen, organisirte und vermehrte er sein Heer, und sendete, da er es noch zu schwach fand, um ihm Beschäftigung zu verschaffen, den Cajus Lälius mit einem kleinen Corps nach Afrika. Dieser landete bei Hippo Regius, plünderte das platte Land Carthago's und ängstigte es durch Streifereien. Mit großer Beute beladen kehrte er nach Sicilien zurück und überbrachte dem Consul

den Rath des Königs Massinissa, jetzt nach Afrika zu kommen, indem die Carthager durch mehrere Sendungen nach Italien in diesem Augenblicke sehr geschwächt wären. Im Jahr 205 endlich setzte S. mit einer Flotte von 70 Kriegs- und 400 Transportschiffen, auf denen 40,000 M. Infanterie und 2700 Reiter eingeschifft wurden, nach Afrika über und landete eine Meile von Utica. In Carthago entstand die größte Bestürzung. Man sendete einzelne Corps, wie man sie zusammenbrachte, gegen die Römer, aber sie wurden schon von den Bundesgenossen derselben geschlagen und es gelang Scipio Utica einzuschließen. Bald indessen brachten Syphax und der Carthager Hasdrubal ein zahlreiches Heer zusammen, so daß S. die Belagerung Utica's eine Zeit lang aufgeben und sich selbst während des Winters verschanzen mußte. Dagegen gelang ihm ein Ueberfall auf das Lager des Syphax und des Hasdrubal, welches in Brand gesteckt wurde und bei welcher Gelegenheit die Verbündeten 40,000 M., 14 Elephanten und 5000 Gefangene verloren haben sollen. Zum zweiten Male besiegte er dieselben in einem Treffen auf den sogenannten großen Feldern, wo Syphax von ihm in die Flucht geschlagen und Hasdrubal zum Rückzug nach Carthago genöthigt wurde. S. besetzte nun Tunes und schlug einen Angriff der carthagischen Flotte auf seine vor Utica liegenden Transportschiffe ab, während Lälius und Massinissa den König Syphax bei Cirtha besiegten und ihn selbst gefangen nahmen. Die Carthager riefen nun Hannibal mit dem Rest seines Heeres aus Italien nach Afrika, während sie mit Scipio wegen des Friedens unterhandelten und unter den härtesten Bedingungen einen Waffenstillstand annahmen. Diesen brachen sie aber sofort, als Hannibal bei Leptis gelandet war, welcher nun mit einem etwa 48,000 M. zu Fuß und 6700 Reitern starken, in der Eile zusammengebrachten Heere dem S. entgegenrückte. Nachdem eine Unterredung beider Feldherren kein Ergebniß gehabt hatte, siegte S. bei Zama (s. d.) durch seine Reiterei und es blieb den Carthagern nichts übrig, als schleunig einen Frieden zu schließen, dessen Bedingungen nun noch härter waren, als die früher von S. vorgeschlagenen. Dieser kehrte hierauf nach Rom zurück, wo sein Triumphzug der glänzendste war, der bis dahin stattgefunden. Der von seinen Kriegern und Anhängern ihm beigelegte Zuname Africanus war das erste Beispiel, daß ein Feldherr nach dem Schauplatz seiner Thaten benannt wurde. Nichts desto weniger schmälerte, wie gewöhnlich in Republiken, der Neid die Verdienste dieses großen Feldherrn. Er ward zwar zum Censor ernannt, konnte aber den Einfluß, den er zu verdienen glaubte, nicht erlangen. Trotz dieser Undankbarkeit seiner Mitbürger suchte er doch dem Staat, wo er es nur konnte, zu nützen und nahm sogar einen Posten bei einer an Antiochus, König von Syrien, abgeordneten Gesandtschaft an. Später (191) folgte er seinem Bruder, dem zum Consul ernannten Lucius Scipio als Legat nach Griechenland und Asien und vermittelte nach der Schlacht von Magnesia (s. d.) 190 einen für Rom höchst vortheilhaften Frieden mit dem Könige von Syrien. Obwohl dem L. Scipio bei seinem Triumpheinzug in Rom der Beiname Asiaticus ertheilt wurde, erhielten beide Brüder doch bald darauf die deutlichsten Beweise der Wankelmüthigkeit der Volksgunst. Cato Censorius, ein Feind ihres Geschlechts und zwei Volkstribunen brachten es dahin, daß dem S. Africanus ein Tag anberaumt wurde, an dem er sich wegen der Verwaltung der öffentlichen Gelder vor dem versammelten Volk rechtfertigen sollte. Diese Anklage ward aber zum Triumph des Helden. Der Tag seiner Rechtfertigung war derselbe, an dem er sehet in Afrika gesiegt hatte und statt sich daher in eine weitläufige Vertheidigung einzulassen be-

nichtet. Aus beiden Niederlagen glücklich entkommen, war sein ganzes Bestreben dahin gerichtet, Rom an Carthago zu rächen und durch das Zusammentreffen verschiedener Glücksumstände gelang es ihm auch endlich, den Hauptfeind der Römer, Hannibal, zu besiegen. Nach der Schlacht bei Cannä erwarb er sich den Dank seiner Landsleute, indem er zu Canusium eine Verschwörung mehrerer jungen römischen Ritter entdeckte, welche Rom in seiner damaligen Bedrängniß verlassen wollten und dieselben zum Ausharren im Vaterlande zwang. Die Stelle eines Aedilis curulis, welche er schon im 20. Jahre und mit ihr Sitz und Stimme im Senat erhielt, war ein Beweis der Dankbarkeit seiner Landsleute. Bald darauf (211 v. Chr.) übertrug man ihm als Proconsul den Oberbefehl eines nach Spanien gesendeten Heeres, um dort die Niederlage und den Tod seines eigenen Vaters an den Carthagern zu rächen. Mit 10,000 M. landete er bei Tarrago, wußte die Treue mehrerer wankelmüthig gewordenen Bundesgenossen wieder zu gewinnen, und rückte, nachdem er die übrig gebliebenen Veteranen vom Heere seines Vaters (210) an sich gezogen, vor Carthago nova, Hauptniederlassung der Carthager in Spanien. Trotz Mago's heldenmüthiger Vertheidigung ward dieser Platz erstürmt, indem Scipio zur Ebbezeit den Hafen durchwaten und die Stadt gleichzeitig vom Meer und vom Lande aus angreifen ließ. Mäßigung und Großmuth nach dem Siege nützten ihm fast noch mehr, als die Eroberung dieses festen Platzes, indem verschiedene spanische Volksstämme sich nun offen für die Römer erklärten, welche sie als Bundesgenossen behandelten, während sie bis dahin die Sclaven der Carthager gewesen waren. So gelang es ihm in den Jahren 209 und 8 die Carthager in mehreren Schlachten zu besiegen, bis sie zuletzt allein auf Gades beschränkt blieben; nachdem Scipio bei Bäcula (s. d.) die vereinten Truppen des Mago, Asdrubal und Massiniſſa geschlagen hatte. Scipio sah aber ein, daß die Carthager nur in Afrika selbst ganz besiegt werden konnten; deßhalb suchte er die afrikanischen Fürsten für Rom zu gewinnen, zu welchem Endzwecke er selbst nach Afrika ging. Nach Carthago nova zurückgekehrt, fiel S. in eine schwere Krankheit, während welcher es sich zeigte, daß die Spanier größtentheils nur wegen seiner Persönlichkeit der Sache Roms anhingen. Die Bundesgenossen fielen theilweise ab und selbst einige römische Legionen empörten sich. Letztere brachte er durch Strenge zum Gehorsam und schlug die aufrührerischen Spanier unter ihren Häuptlingen Indibilis und Mandonius so, daß diese sich ihm abermals unterwerfen mußten. Auch Gades ergab sich ihm, nachdem Massiniſſa ein Bündniß mit den Römern geschlossen hatte, im Fall sie nach Afrika übersetzten, und Mago, der letzte carthag. Feldherr in Spanien, kehrte, abberufen vom Senat, nach Carthago zurück. — S. eilte jetzt ebenfalls nach Rom, wo der Senat ihn sehr ehrenvoll empfing, ihm aber keinen Triumphzug gestatten konnte, da er, obwohl Sieger, doch kein öffentliches Amt begleitet hatte, was ihn zu dieser höchsten Ehre berechtigt hätte. Das Volk belohnte aber den Eroberer Spaniens noch großartiger, indem es ihn (206) zum Consul erwählte. Nun wurde S. durch nichts mehr zurückgehalten, seinen Lieblingsplan, den Kriegsschauplatz nach Afrika zu verlegen, auszuführen, obwohl Hannibal noch immer einen Theil Italiens besetzt hielt. In Sicilien angekommen, organisirte und vermehrte er sein Heer, und sendete, da er es noch zu schwach fand, um ihm Beschäftigung zu verschaffen, den Cajus Lälius mit einem kleinen Corps nach Afrika. Dieser landete bei Hippo Regius, plünderte das platte Land Carthago's und ängstigte es durch Streifereien. Mit großer Beute beladen kehrte er nach Sicilien zurück und überbrachte dem Consul

den Rath des Königs Massiniſſa, jetzt nach Afrika zu kommen, indem die Carthager durch mehrere Sendungen nach Italien in dieſem Augenblicke ſehr geſchwächt wären. Im Jahr 205 endlich ſetzte S. mit einer Flotte von 70 Kriegs- und 400 Transportſchiffen, auf denen 40,000 M. Infanterie und 2700 Reiter eingeſchifft wurden, nach Afrika über und landete eine Meile von Utica. In Carthago entſtand die größte Beſtürzung. Man ſendete einzelne Corps, wie man ſie zuſammenbrachte, gegen die Römer, aber ſie wurden ſchon von den Bundesgenoſſen derſelben geſchlagen und es gelang Scipio Utica einzuſchließen. Bald indeſſen brachten Syphax und der Carthager Hasdrubal ein zahlreiches Heer zuſammen, ſo daß S. die Belagerung Utica's eine Zeit lang aufgeben und ſich ſelbſt während des Winters verſchanzen mußte. Dagegen gelang ihm ein Ueberfall auf das Lager des Syphax und des Hasdrubal, welches in Brand geſteckt wurde und bei welcher Gelegenheit die Verbündeten 40,000 M., 14 Elephanten und 5000 Gefangene verloren haben ſollen. Zum zweiten Male beſiegte er dieſelben in einem Treffen auf den ſogenannten großen Feldern, wo Syphax von ihm in die Flucht geſchlagen und Hasdrubal zum Rückzug nach Carthago genöthigt wurde. S. beſetzte nun Tunes und ſchlug einen Angriff der carthagiſchen Flotte auf ſeine vor Utica liegenden Transportſchiffe ab, während Lälius und Maſſiniſſa den König Syphax bei Cirtha beſiegten und ihn ſelbſt gefangen nahmen. Die Carthager riefen nun Hannibal mit dem Reſt ſeines Heeres aus Italien nach Afrika, während ſie mit Scipio wegen des Friedens unterhandelten und unter den härteſten Bedingungen einen Waffenſtillſtand annahmen. Dieſen brachen ſie aber ſofort, als Hannibal bei Leptis gelandet war, welcher nun mit einem etwa 48,000 M. zu Fuß und 6700 Reitern ſtarken, in der Eile zuſammengebrachten Heere dem S. entgegenrückte. Nachdem eine Unterredung beider Feldherren kein Ergebniß gehabt hatte, ſiegte S. bei Zama (ſ. d.) durch ſeine Reiterei und es blieb den Carthagern nichts übrig, als ſchleunig einen Frieden zu ſchließen, deſſen Bedingungen nun noch härter waren, als die früher von S. vorgeſchlagenen. Dieſer kehrte hierauf nach Rom zurück, wo ſein Triumphzug der glänzendſte war, der bis dahin ſtattgefunden. Der von ſeinen Kriegern und Anhängern ihm beigelegte Zuname Africanus war das erſte Beiſpiel, daß ein Feldherr nach dem Schauplatz ſeiner Thaten benannt wurde. Nichts deſto weniger ſchmälerte, wie gewöhnlich in Republiken, der Neid die Verdienſte dieſes großen Feldherrn. Er ward zwar zum Cenſor ernannt, konnte aber den Einfluß, den er zu verdienen glaubte, nicht erlangen. Trotz dieſer Undankbarkeit ſeiner Mitbürger ſuchte er doch dem Staat, wo er es nur konnte, zu nützen und nahm ſogar einen Poſten bei einer an Antiochus, König von Syrien, abgeordneten Geſandtſchaft an. Später (191) folgte er ſeinem Bruder, dem zum Conſul ernannten Lucius Scipio als Legat nach Griechenland und Aſien und vermittelte nach der Schlacht von Magneſia (ſ. d.) 190 einen für Rom höchſt vortheilhaften Frieden mit dem Könige von Syrien. Obwohl dem L. Scipio bei ſeinem Triumpheinzug in Rom der Beiname Asiaticus ertheilt wurde, erhielten beide Brüder doch bald darauf die deutlichſten Beweiſe der Wankelmüthigkeit der Volksgunſt. Cato Cenſorius, ein Feind ihres Geſchlechts und zwei Volkstribunen brachten es dahin, daß dem S. Africanus ein Tag anberaumt wurde, an dem er ſich wegen der Verwaltung der öffentlichen Gelder vor dem verſammelten Volk rechtfertigen ſollte. Dieſe Anklage ward aber zum Triumph des Helden. Der Tag ſeiner Rechtfertigung war derſelbe, an dem er früher in Afrika geſiegt hatte und ſtatt ſich daher in eine weitläufige Vertheidigung einzulaſſen be-

ſtieg er mit dem verſammelten Volke das Capitol und brachte den Göttern für dieſen Sieg ein Opfer. Doch ſelbſt nach dieſem Triumphe ruhte der Haß der Tribunen nicht. Sie verklagten ihn jetzt wegen des Friedensſchluſſes mit Antiochus und behaupteten, er habe in dem aſiatiſchen Feldzuge die erbeuteten Schätze zu ſeinem eignen Beſten verwendet. S. zu groß, um ſich gegen ſo kleine Anſchuldigungen zu vertheidigen, zerriß vor dem verſammelten Senat die Rechnungen dieſes Feldzuges und verließ Rom (183), um ſeine Tage auf ſeinem Landgute Litornum in Campanien zu beſchließen. Als er auch hier von dem Haß der Tribunen verfolgt wurde, übernahm Titus Sempronius Gracchus, ſelbſt Tribun und früher einer ſeiner heftigſten Feinde, ſeine Vertheidigung und bewirkte dadurch, daß der edle S. ſeine letzten Tage in ruhiger Abgeſchiedenheit zubringen konnte. — Drei Jahre nach ſeiner Entfernung von Rom (180 v. Chr.) ſtarb Scipio zu Litornum. (Vergl. Polybius XV. ff. — Livius XXV. ff. — Plutarch. Aurelius Victor de vir. illustr. c. 49. — Loſſau, Ideale der Kriegführung. 1r Band.) E.

Scipio, Publius Cornelius, Africanus minor, ein Sohn des durch die Beſiegung des Königs von Macedonien Perſeus berühmten Aemilius Paulus, verdankte dieſem ſeine erſte vortreffliche Erziehung und dem Polybius ſeine Bildung, und ward vom Sohne des Scipio Africanus major, an Kindesſtatt an- und dadurch in dieſe angeſehene und reiche Familie aufgenommen. Als Krieger zeichnete er ſich zuerſt 151 v. Chr. unter L. Licinius Lucullus in Spanien aus, wohin er als Legionstribun geſendet worden war, erwarb ſich bei der Erſtürmung von Intercatia eine Mauerkrone und durch eigenhändige Beſiegung eines Spaniers von rieſenmäßiger Größe den Beifall des Heeres. Er ward von dieſem ſo geliebt, daß Lucullus eiferſüchtig auf ihn wurde und ihn zum König von Numidien, Maſſiniſſa, nach Afrika ſendete, um daſelbſt Elephanten zu holen. Dort freundlich aufgenommen und ſchnell abgefertigt, kehrte er nach Spanien zurück, ward jedoch 149 abermals nach Afrika geſchickt, um unter Manilius Nepos beim Beginnen des 3. puniſchen Krieges dem Heere die wichtigſten Dienſte zu leiſten. Wie er noch vor dem geſetzlichen Alter zum Conſul ernannt, die Carthager in mehrern Schlachten beſiegte, ſie 2 Jahre lang in ihrer Hauptſtadt einſchloß und endlich 146 Carthago ſelbſt eroberte und zerſtörte, iſt in dem Artikel Carthago (Bd. II. S. 75 ff.) ausführlich erzählt. Nach Rom als Triumphator zurückgekehrt, erhielt er den Beinamen Africanus minor, und ward 143 zum Cenſor ernannt, ein Amt, das er mit vieler Strenge gegen die einreißende Sittenverderbniß ausübte. Der Krieg in Spanien, deſſen Gang durch den Luſitaner Viriathus und durch die Tapferkeit der Numantiner ziemlich nachtheilig für Rom geworden war, rief den 135 zum zweiten Male mit dem Conſulat bekleideten S. wieder auf den Schauplatz ſeiner erſten Thaten. Er belagerte Numantia (ſ. d.) von 135—133 und eroberte es endlich nach einer äußerſt hartnäckigen Vertheidigung. Ganz Spanien unterwarf ſich wieder den Römern und Scipio hielt noch im Jahre 133 ſeinen zweiten Triumphzug, der ihm den Beinamen Numantinus verſchaffte. Gleich ſeinem Adoptivgroßvater erhielt S. in ſeinen ſpätern Lebensjahren Beweiſe der republikaniſchen Undankbarkeit. Als Patricier widerſetzte er ſich der Partei der Gracchen, welche durch Ertheilung des Ackergeſetzes alle beſtehende Ordnung in Rom umwerfen wollte. Der von den Plebejern eingeſchüchterte Senat konnte ihn kaum vor den Nachſtellungen der Volkspartei ſchützen, und endlich ward er ſelbſt *in ſeinem eigenen Hauſe*, wahrſcheinlich von ſeiner Frau, einer Schweſter der

Bracchen, ermordet (130 v. Chr.). S. verdiente nicht allein als Feldherr, ondern auch wegen seines edeln Charakters die höchste Anerkennung seiner eitgenossen und der Nachwelt. (Vergl. Livius XLVIII. Aurel. Victor de vir. l. c. 58. Vellejus Paterculus. lib. I. et II.) E

Scorpion, eine kleine Art Balliste, die zuweilen auch unter dem Namen Manuballiste vorkommt.

Scurcola, Ort, nordwestlich vom Fucinersee in der Provinz Abruzzo ulteriore des Königreichs Neapel.

Schlacht bei Scurcola oder Tagliacozzo, am 23. August 1268.

Konradin, Sohn des deutschen Königs Konrad IV. aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, zog, nachdem König Manfred (s. d.), sein Oheim, durch Karl von Anjou (s. d.) 1266 vom Throne Neapels verdrängt worden war, aufgefordert durch die den Henkern Karl's entkommenen Ghibellinen und in seinen Planen bestärkt, durch seinen mütterlichen Oheim Ludwig von Baiern, im Herbst (1267) mit etwa 10,000 M. durch das Etschthal nach Italien, um sich die Krone Neapels zu erkämpfen. In Verona empfing ihn Mastino della Scala an der Spitze der lombardischen Ghibellinen; aber der größere Theil seiner deutschen Anhänger verließ ihn, nebst seinen eigenen Verwandten und nur etwa 3000 M. konnten zur weitern Begleitung bewogen werden. Fast alle italienische Städte, durch die er zog, nahmen ihn freundlich auf; Verona rüstete ein Heer, Pisa eine Flotte und Luceria, so wie ein Theil von Apulien, standen, noch ehe er sich nahte, gegen Karl von Anjou auf. Heinrich von Castilien, der Senator Roms, öffnete ihm diese Stadt und empfing ihn mit kaiserlichen Ehren, während die Pisanische Flotte die Karln zu Hilfe eilende französische Flotte am 11. Aug. 1268 bei Messina schlug. So schien, trotz dem Bannfluche des Papstes Clemens, die Sache Konradin's ein erfreuliches Ergebniß zu gewähren. Am 18. Aug. brach Konradin von Rom mit 9000 M., darunter 5000 Reiter, gegen Tivoli auf, um durch das Thal des Teverone und die Abruzzen, auf welchem Wege ihn Karl am wenigsten vermuthen konnte, in Apulien einzudringen. Die Engpässe der Apenninen waren bereits von Konradin's Heer überstiegen und dasselbe bis Tagliacozzo in der palantinischen Ebene vorgerückt, als Karl von Anjou schnell die Belagerung von Luceria aufhob und seine Truppen über Sulmona und Aquila bis nach Alba führte. Am 22. Aug. standen sich die beiden Heere in einer Entfernung von einer halben Meile gegenüber. Konradin's Heer lagerte vor Scurcola, seine Front durch den Saltofluß gedeckt, links sich an den Bach Rasia lehnend und im Rücken durch die Höhen von Scurcola geschützt. Karl's Truppen — 6000 Mann mit ungefähr 3000 Reitern — standen am Abhange des Berges von Alba, die palantinische Ebene vor sich, und deckten den Weg zum Fucinersee und ins Innere des Königsreichs. Aquila, das ihm ergeben war, lag rechts rückwärts und sendete Lebensmittel ins Lager. — Am 23. Aug. früh rückten die Anhänger Konradin's in 2 Abtheilungen aus ihrem Lager gegen die Höhen von Alba. Das erste Corps bestand aus Spaniern unter Heinrich von Castilien, Lombarden, geführt von Galvan Lancia und Toskanern, befehligt vom Grafen Gherardo Donoratico. Die Deutschen des 2. Corps commandirte Konradin selbst und mit ihm sein Freund Friedrich von Oestreich. Karl übergab die Anordnung der Truppenaufstellung dem französischen Ritter Erard de Valery. Dieser stellte die Provençalen und Lombarden unter Jaques Gaucelme und Guillaume l'Etendart ins erste Treffen und *schickte sie bis an den Salto vor*; das 2. Treffen bildeten die

Franzosen unter Henri de Coussance am Fuße der Albaer Höhen. Eine dritte Abtheilung — 800 auserlesene Ritter — wurde in einer zwischen jenen Höhen und dem Monte Felice befindlichen Schlucht verdeckt aufgestellt. — Die Spanier vom Heere Konradin's gingen durch mehrere Furten über den Salto und Heinrich von Castilien trieb die Provençalen auf der Straße nach Aquila rastlos zurück. Henri de Coussance mit den Franzosen rückte zur Unterstützung vor, aber Konradin und Friedrich mit den Deutschen empfingen ihn so gut, daß auch dieses zweite Treffen Karl's, nach dem Tode seines Führers, zur Flucht gezwungen wurde. Konradin's Heer überließ sich zu früh der Freude des Sieges; alle Ordnung und Mannszucht vergessend, sammelten und theilten die Deutschen die gemachte Beute und eine große Anzahl begann, sich in dem Salto zu baden, um sich von den Anstrengungen des Tages abzukühlen. Da brachen plötzlich Karl und Erard de Valery aus ihrem Hinterhalte hervor, warfen alle Abtheilungen, die sich noch auf dem Schlachtfelde befanden, über den Salto zurück und drangen so schnell bis ins Lager vor Scurcola, daß an eine Vertheidigung desselben nicht zu denken war. Heinrich von Castilien, der, ohne diese schnelle Glücksänderung zu ahnen, von der Verfolgung der Provençalen zurückkehrte, wollte durch einen lebhaften Angriff das Lager wieder erobern. Erard de Valery wußte aber durch eine verstellte Flucht die Reihen der schwerbewaffneten spanischen Reiter zu trennen und so ward auch dieser Versuch, den Sieg wieder für Konradin zu gewinnen, vereitelt. Heinrich entfloh nach Montecassino, dessen Abt ihn an Karln von Anjou auslieferte; Konradin und Friedrich aber entkamen durch die Schnelligkeit ihrer Rosse und gingen über Rom nach Astura, wo sie sich nach Sicilien einschifften. Der Herr Astura's, Giovanni Frangipani, aus einer früher den Hohenstaufen sehr ergebenen Familie, sendete ihnen aber ein größeres Schiff nach, ließ sie gefangen nehmen und lieferte sie dem grausamen Karl von Anjou aus. Konradin und Friedrich endeten am 29. Octbr. 1268 ihr Leben auf dem Schaffot. (Vergl. Geschichte der Hohenstaufen vor Fr. v. Raumer. 4 Bde. Leipzig 1824. Leo, Geschichte der italienischen Staaten. 2r Band. Hamburg 1829.) E.

Seapoys oder **Sepoys**, ausgesprochen Sihpais, ist der Name der eingebornen Truppen, welche die englisch-ostindische Compagnie in ihren Besitzungen unterhält. Es ist gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß unermeßliche Landstriche, von mehr als 100 Millionen Menschen bewohnt, einer Gesellschaft von Kaufleuten gehorchen, welche von England aus unumschränkt herrscht. Unser Staunen wird gesteigert, wenn wir sehen, daß diese Herrschaft sich auf ein Heer stützt, welches höchstens zu einem Achttheil aus Europäern besteht. Ueber $\frac{7}{8}$ desselben sind Eingeborne, Mahomedaner, Christen, Juden und Hindus, welche, von allen Völkern der Erde kriegerische Eigenschaften am wenigsten zu besitzen scheinen. Der entnervende Einfluß des Clima's hat auch die Nachkommen der Eroberer, die Mahomedaner, auf gleiche Stufe mit den Hindus gebracht, wie man überhaupt bemerkt hat, daß in Indien bereits in der dritten Generation die Nachkommen von Einwanderern ihre Abstammung physisch und moralisch nicht mehr erkennen lassen. Es ist gelungen, so verschiedenartige und unkriegerische Elemente in ein Ganzes zu verbinden und aus den entnervten, weichlichen Asiaten, disciplinirte, tapfere, sehr brauchbare Soldaten zu bilden, mit denen die Engländer ihre ungeheuern Besitzungen nicht nur erhalten, sondern auch fortwährend vergrößern. Die **Sepoys** entstanden, als die moguliſchen Fürsten den in Ostindien Handel treibenden Nationen verstatteten zum Schutze ihrer Niederlassungen Forts anzulegen u. Soldaten zu hal-

n. Diese bestanden aus wenigen Europäern und einer Anzahl Eingebornen, elche von den moguliſchen Statthaltern eingehandelt und Sepoys, d. i. der Hinduſprache Milizpflichtige, genannt wurden. Die Chefs der euro- iſchen Colonien begnügten ſich zu dieſer Zeit geduldet zu werden, und rmieden es ſorgfältig, ſich in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten zu iſchen. Die kaufmänniſche Politik ließ ſich vieles gefallen, und erkaufte ehrere Mal Ruhe und Sicherheit um hohe Summen. Dieſer Zuſtand uerte bis um das Jahr 1746, wo die Verwirrung in Indien auf's öchſte geſtiegen war, und Rebellion in unzähligen Verzweigungen das mo- liſche Reich bis in ſeine kleinſten Theile ergriffen hatte. Dupleix, ſeit 42 franzöſiſcher Generalgouverneur zu Pondichery, erkannte zuerſt die hnmacht der indiſchen Herrſcher, und wagte es, an ihren Kriegen Theil nehmen, in der Hoffnung, ein franzöſiſch-indiſches Reich zu gründen. o waren es die Franzoſen, welche ihren Nebenbuhlern den Weg zur Herr- aft über Indien zeigten. Dupleix war nicht ſelbſt Soldat; ſein unter- hmender Geiſt ließ ihn jedoch die große Ueberlegenheit europäiſcher Dis- lin und Kriegskunſt über die zahlreichen, aber demoraliſirten Horden der diſchen Despoten, ſo wie deren Ohnmacht erkennen. Er hatte, 1746, mit nehmigung des Nabobs von Carnatic oder Arcot, Anwar Odean, den ngländern Madras (ſ. d.) weggenommen, verweigerte jedoch, ſein Verſpre- n zu halten, und dieſen Platz jenem Nabob zu übergeben. Anwar Odean ß hierauf Madras durch ein Heer von 10,000 Mann belagern, welches och, nachdem ein von demſelben unternommener Sturm zurückgeſchlagen rden war, durch 400 Franzoſen, die einen Ausfall machten, in die ſchmäh- ſte Flucht geſchlagen wurde. Durch dieſen erſten gelungenen Verſuch ch kühner gemacht, trat Dupleix als Verbündeter des Nabob Chunda- aheb gegen Anwar Odean auf. In dieſem Kampfe wurden, im Jahre 47, zum erſten Male Sepoys mit gutem Erfolge gebraucht. Beſonders envoll für ſie war die Schlacht bei Amboor, 23. Juli 1749. Der erſt d'Auteuil ſtand mit 400 Franzoſen und 2000 Sepoys bei einem iſchen Heere von 40,000 Mann. Anwar Odean erwartete ſeine Feinde einer ſtarken, durch Ueberſchwemmungen und Verſchanzungen gedeckten ellung bei dem Fort Amboor. Der Angriff auf dieſelbe, welche nur ch einen Engpaß erfolgen konnte, war ſehr ſchwierig. D'Auteuil's Vor- lag, denſelben allein mit den ihm untergebenen Truppen zu unternehmen, rde dankbar angenommen; ihre indiſchen Verbündeten blieben ruhige Zu- auer, bis der Kampf, durch Wegnahme der feindlichen Verſchanzungen, ſchieden war. Zweimal wurden die Angreifenden zurückgeſchlagen; d'Au- ll ſelbſt verwundet. Der dritte Sturm, unter Buſſy, gelang; das feind- e Heer ergriff die Flucht, Anwar Odean wurde getödtet. Die franzöſi- n Sepoys hatten an dieſem glänzenden Siege gleichen Antheil mit den 0 Franzoſen Dieſe verloren 75 Mann an Todten und Verwundeten, hrend der Verluſt der erſteren 300 Mann betrug. — Obgleich England d Frankreich ſich um dieſe Zeit bekriegten, war dennoch die engliſch-oſt- liſche Compagnie, ihrer bisherigen Politik getreu, ruhige Zuſchauerin bei n vorerwähnten Kampfe geblieben. Der über alle Erwartung glänzende sgang deſſelben, in Folge deſſen Dupleix ungeheure Summen Geldes, ße Landſtriche und mächtigen Einfluß auf die indiſchen Herrſcher erwarb, ng die Engländer, von dem bisher beobachteten Syſtem abzugehen, wenn nicht ihre Niederlaſſungen in Indien bald in franzöſiſchen Händen ſehen lten. Saunders, zu dieſer Zeit an der Spitze der Präſidentſchaft Ma- , bot alle Kräfte auf, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Er war

Franzoſen unter Henri de Couſſance am Fuße der Albaer Höhen. Eine dritte Abtheilung — 800 auserleſene Ritter — wurde in einer zwiſchen jenen Höhen und dem Monte Felice befindlichen Schlucht verdeckt aufgeſtellt. — Die Spanier vom Heere Konradin's gingen durch mehrere Fuhrten über den Salto und Heinrich von Caſtilien trieb die Provençalen auf der Straße nach Aquila raſtlos zurück. Henri de Couſſance mit den Franzoſen rückte zur Unterſtützung vor, aber Konradin und Friedrich mit den Deutſchen empfingen ihn ſo gut, daß auch dieſes zweite Treffen Karl's, nach dem Tode ſeines Führers, zur Flucht gezwungen wurde. Konradin's Heer überließ ſich zu früh der Freude des Sieges; alle Ordnung und Mannszucht vergeſſend, ſammelten und theilten die Deutſchen die gemachte Beute und eine große Anzahl begann, ſich in dem Salto zu baden, um ſich von den Anſtrengungen des Tages abzukühlen. Da brachen plötzlich Karl und Erard de Valery aus ihrem Hinterhalte hervor, warfen alle Abtheilungen, die ſich noch auf dem Schlachtfelde befanden, über den Salto zurück und drangen ſo ſchnell bis ins Lager vor Scurcola, daß an eine Vertheidigung deſſelben nicht zu denken war. Heinrich von Caſtilien, der, ohne dieſe ſchnelle Glückesänderung zu ahnen, von der Verfolgung der Provençalen zurückkehrte, wollte durch einen lebhaften Angriff das Lager wieder erobern. Erard de Valery wußte aber durch eine verſtellte Flucht die Reihen der ſchwerbewaffneten ſpaniſchen Reiter zu trennen und ſo ward auch dieſer Verſuch, den Sieg wieder für Konradin zu gewinnen, vereitelt. Heinrich entfloh nach Montecaſſino, deſſen Abt ihn an Karln von Anjou auslieferte; Konradin und Friedrich aber entkamen durch die Schnelligkeit ihrer Roſſe und gingen über Rom nach Aſtura, wo ſie ſich nach Sicilien einſchifften. Der Herr Aſtura's, Giovanni Frangipani, aus einer früher den Hohenſtaufen ſehr ergebenen Familie, ſendete ihnen aber ein größeres Schiff nach, ließ ſie gefangen nehmen und lieferte ſie dem grauſamen Karl von Anjou aus. Konradin und Friedrich endeten am 29. Octbr. 1268 ihr Leben auf dem Schaffot. (Vergl. Geſchichte der Hohenſtaufen vor Fr. v. Raumer. 4 Bde. Leipzig 1824. Leo, Geſchichte der italieniſchen Staaten. 2r Band. Hamburg 1829.) E.

Seapoys oder Sepoys, ausgeſprochen Sihpais, iſt der Name der eingebornen Truppen, welche die engliſch-oſtindiſche Compagnie in ihren Beſitzungen unterhält. Es iſt gewiß eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, daß unermeßliche Landſtriche, von mehr als 100 Millionen Menſchen bewohnt, einer Geſellſchaft von Kaufleuten gehorchen, welche von England aus unumſchränkt herrſcht. Unſer Staunen wird geſteigert, wenn wir ſehen, daß dieſe Herrſchaft ſich auf ein Heer ſtützt, welches höchſtens zu einem Achttheil aus Europäern beſteht. Ueber $\frac{7}{8}$ deſſelben ſind Eingeborne, Mahomedaner, Chriſten, Juden und Hindus, welche, von allen Völkern der Erde kriegeriſche Eigenſchaften am wenigſten zu beſitzen ſcheinen. Der entnervende Einfluß des Clima's hat auch die Nachkommen der Eroberer, die Mahomedaner, auf gleiche Stufe mit den Hindus gebracht, wie man überhaupt bemerkt hat, daß in Indien bereits in der dritten Generation die Nachkommen von Einwanderern ihre Abſtammung phyſiſch und moraliſch nicht mehr erkennen laſſen. Es iſt gelungen, ſo verſchiedenartige und unkriegeriſche Elemente in ein Ganzes zu verbinden und aus den entnervten, weichlichen Aſiaten, disciplinirte, tapfere, ſehr brauchbare Soldaten zu bilden, mit denen die Engländer ihre ungeheuern Beſitzungen nicht nur erhalten, ſondern auch fortwährend vergrößern. Die Sepoys entſtanden, als die moguliſchen Fürſten den in Oſtindien Handel treibenden Nationen verſtatteten zum Schutze ihrer Niederlaſſungen Forts anzulegen und einige Soldaten zu hal-

ten. Diese bestanden aus wenigen Europäern und einer Anzahl Eingebornen, welche von den moguliſchen Statthaltern eingehandelt und Sepoys, d. i. in der Hindusprache Militzpflichtige, genannt wurden. Die Chefs der europäiſchen Colonien begnügten ſich zu dieſer Zeit geduldet zu werden, und vermieden es ſorgfältig, ſich in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten zu miſchen. Die kaufmänniſche Politik ließ ſich vieles gefallen, und erkaufte mehrere Mal Ruhe und Sicherheit um hohe Summen. Dieſer Zuſtand dauerte bis um das Jahr 1746, wo die Verwirrung in Indien aufs Höchſte geſtiegen war, und Rebellion in unzähligen Verzweigungen das moguliſche Reich bis in ſeine kleinſten Theile ergriffen hatte. Dupleix, ſeit 1742 franzöſiſcher Generalgouverneur zu Pondichery, erkannte zuerſt die Ohnmacht der indiſchen Herrſcher, und wagte es, an ihren Kriegen Theil zu nehmen, in der Hoffnung, ein franzöſiſch-indiſches Reich zu gründen. So waren es die Franzoſen, welche ihren Nebenbuhlern den Weg zur Herrſchaft über Indien zeigten. Dupleix war nicht ſelbſt Soldat; ſein unternehmender Geiſt ließ ihn jedoch die große Ueberlegenheit europäiſcher Disciplin und Kriegskunſt über die zahlreichen, aber demoraliſirten Horden der indiſchen Despoten, ſo wie deren Ohnmacht erkennen. Er hatte, 1746, mit Genehmigung des Nabobs von Carnatic oder Arcot, Anwar Odean, den Engländern Madras (ſ. d.) weggenommen, verweigerte jedoch, ſein Verſprechen zu halten, und dieſen Platz jenem Nabob zu übergeben. Anwar Odean ließ hierauf Madras durch ein Heer von 10,000 Mann belagern, welches jedoch, nachdem ein von demſelben unternommener Sturm zurückgeſchlagen worden war, durch 400 Franzoſen, die einen Ausfall machten, in die ſchmählichſte Flucht geſchlagen wurde. Durch dieſen erſten gelungenen Verſuch noch kühner gemacht, trat Dupleix als Verbündeter des Nabob Chunda-Saheb gegen Anwar Odean auf. In dieſem Kampfe wurden, im Jahre 1747, zum erſten Male Sepoys mit gutem Erfolge gebraucht. Beſonders ehrenvoll für ſie war die Schlacht bei Amboor, 23. Juli 1749. Der Oberſt d'Auteuil ſtand mit 400 Franzoſen und 2000 Sepoys bei einem indiſchen Heere von 40,000 Mann. Anwar Odean erwartete ſeine Feinde in einer ſtarken, durch Ueberſchwemmungen und Verſchanzungen gedeckten Stellung bei dem Fort Amboor. Der Angriff auf dieſelbe, welche nur durch einen Engpaß erfolgen konnte, war ſehr ſchwierig. D'Auteuil's Vorſchlag, denſelben allein mit den ihm untergebenen Truppen zu unternehmen, wurde dankbar angenommen; ihre indiſchen Verbündeten blieben ruhige Zuſchauer, bis der Kampf, durch Wegnahme der feindlichen Verſchanzungen, entſchieden war. Zweimal wurden die Angreifenden zurückgeſchlagen; d'Auteuil ſelbſt verwundet. Der dritte Sturm, unter Buſſy, gelang; das feindliche Heer ergriff die Flucht, Anwar Odean wurde getödtet. Die franzöſiſchen Sepoys hatten an dieſem glänzenden Siege gleichen Antheil mit den 400 Franzoſen Dieſe verloren 75 Mann an Todten und Verwundeten, während der Verluſt der erſteren 300 Mann betrug. — Obgleich England und Frankreich ſich um dieſe Zeit bekriegten, war dennoch die engliſch-oſtindiſche Compagnie, ihrer bisherigen Politik getreu, ruhige Zuſchauerin bei dem vorerwähnten Kampfe geblieben. Der über alle Erwartung glänzende Ausgang deſſelben, in Folge deſſen Dupleix ungeheure Summen Geldes, große Landſtriche und mächtigen Einfluß auf die indiſchen Herrſcher erwarb, zwang die Engländer, von dem bisher beobachteten Syſtem abzugehen, wenn ſie nicht ihre Niederlaſſungen in Indien bald in franzöſiſchen Händen ſehen wollten. Saunders, zu dieſer Zeit an der Spitze der Präſidentſchaft Madras, bot alle Kräfte auf, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Er war

überzeugt, daß nur durch ein zahlreiches und tüchtiges Heer die Existenz der Compagnie gesichert werden könne. Bei der Unmöglichkeit, europäische Truppen in hinlänglicher Anzahl in Ostindien zu unterhalten, blieb nichts übrig, als dem durch die Franzosen gegebenen Beispiele zu folgen, und die englischen Sepoys ebenfalls beträchtlich zu vermehren, besonders aber dieselben nach europäischer Art zu disciplíniren. Man hatte sich ihrer bereits seit 1747 in einer kurzen Fehde gegen einen indischen Herrscher, jedoch ohne großen Erfolg, bedient; sie standen den französischen Sepoys weit nach; binnen Kurzem aber übertrafen sie ihre Vorbilder.

In Europa war seit dem Frieden zu Aachen (s. d.) 1748 der Krieg zwischen Frankreich und England beendigt. In Ostindien dauerte derselbe auf indirecte Weise fort, indem beide Nationen sich als Bundesgenossen indischer Despoten bekämpften. Die Erfolge wechselten, und der Ausgang würde sehr ungewiß gewesen sein, wenn nicht der unternehmende Dupleix 1754 abberufen worden wäre. Seine Nachfolger waren unfähige Menschen, die englischen Befehlshaber dagegen ausgezeichnete Männer, wie Lawrence, Clive (s. d.). Dadurch erlangte England jenes Uebergewicht, welches ihm seit dem Frieden zu Paris (s. d.) 1763, die unbestrittene Alleinherrschaft in Ostindien sicherte. Von dem Gange jenes Krieges ist nur zu erwähnen, daß die Truppenzahl auf beiden Seiten 2—3000 Europäer und 10,000 Sepoys niemals überstieg, wenn man die zahlreichen indischen Heere wegen ihrer Erbärmlichkeit unberücksichtigt läßt. Die Kriegführung trug den Charakter von Parteigängerfehden, die aber das Schicksal großer Reiche entschieden und eine gänzliche Umwandlung in dem Verhältnisse der beiden rivalisirenden Nationen herbeiführten. Zu Anfange des Jahres 1761 waren die Engländer im Besitze aller französischen Plätze in Ostindien. — Während dieser Kriege wurden die Sepoys nicht von Europäern, sondern von Officieren ihrer Nation befehligt. Einer derselben, Namens Issoof, zeichnete sich vorzüglich aus, trug wesentlich zur Aufhebung der Belagerung von Madras, 1759, durch die Franzosen bei, und genoß in so hohem Grade das Vertrauen der Präsidentschaft Madras, daß er mehrmals einige tausend Sepoys selbstständig befehligte. Dennoch scheint man die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Sepoys nur dann gute Dienste leisteten, wenn sie neben europäischen Soldaten und von Europäern geführt fochten. Die Wunder, welche europäische Kriegskunst und Tapferkeit gegen die entarteten Heere der indischen Herrscher verrichteten, erfüllten die Eingebornen mit blindem Vertrauen zu ihren europäischen Führern, und ließen sie in jedem derselben ein höheres Wesen erblicken. Gestützt auf diesen Glauben, eroberten die Engländer Indien, und auf ihm ist noch jetzt ihre Herrschaft daselbst begründet. — Mit dem Jahre 1762 begann eine neue Epoche für Indien. Das daselbst erstandene brittische Reich erhielt seine Civil- und Militairorganisation; das Heer wurde beträchtlich vermehrt. Die bisher nur zum Dienst als Infanteristen verwendeten Sepoys wurden nun auch zu Reitern und Artilleristen gebildet, und ganz auf englischen Fuß organisirt. Theils aus dem bereits angegebenen Grunde, besonders wohl aber, um die Eingebornen in steter Unmündigkeit zu erhalten, wurde von jetzt an der Grundsatz befolgt, die höheren Officierstellen, vom Hauptmann aufwärts, nur mit Engländern zu besetzen.

Außer den Truppen der Compagnie (company troops) befindet sich seit 1762 in Indien stets ein königliches Corps (kings troops). Das letztere wird von der Compagnie bezahlt; die Regimenter bleiben gewöhnlich 20 Jahre in Ostindien. Die Stärke der königlichen Truppen betrug im

Jahre 1835, in 4 Cavalerie- und 20 Infanterieregimentern (letztere zu 1 Bataillon) gegen 20,000 Mann. — Die Anzahl des gesammten brittisch-indischen Heeres war nach den Umständen sehr verschieden. In dem Kriege gegen Hyder Ali (s. d.) belief sich dieselbe auf 55,000 Mann; ungefähr gleiche Stärke hatte das Heer in dem Mahrattenkriege von 1803 bis 1806, zu welcher Zeit beinahe ein Viertheil desselben aus Europäern bestand. In dem Kriege von 1817 bis 1819 gegen die Mahratten zählte das im Felde stehende Heer 13,000 Europäer und 75,000 Sepoys. — Die Organisation des indischen Heeres erlitt fortwährende Veränderungen, bei welchen man stets denen in der englischen Armee, besonders aber immer dem Grundsatze folgte, die Eingebornen in den untern Stellen zu erhalten. — Zu der gegenwärtigen Heerverfassung legte Marquis Wellesley während seiner Verwaltung von 1798 bis 1806 den Grund. Jede der drei Präsidentschaften des brittischen Indiens, Bengalen, Madras, Bombay mit der Insel Ceylon, hat ihr für sich bestehendes Heer, welches nach ersterer Bombay ꝛc.-Heer genannt wird. Warum 3 selbstständige Heere bestehen, anstatt, wie es oft beantragt worden ist, eins zu bilden, läßt sich nur dadurch erklären, daß die Politik der Compagnie für nöthig erachtet, die Heere in einer gewissen Entfernung von einander zu erhalten. Dieß wird erleichtert durch die Verschiedenheit der Religionen und Kasten, welche in dieser oder jener Provinz vorherrschen. Im Allgemeinen ist zwar die Verfassung der drei Heere dieselbe; jedes hat aber seine Eigenthümlichkeiten, und deßhalb soll auch ein aus dem einen in das andere übertretender Officier nicht sogleich befähigt sein, auf seinem neuen Posten zu befehligen. Im Ganzen soll die Zahl der Compagnietruppen, die sehr zahlreichen Local- und Provinzialmilizen abgerechnet, über 200,000 Mann betragen, bei denen sich noch nicht 20,000 Europäer befinden. Nur aus letzterem bestehen: der sehr zahlreiche Generalstab, das Ingenieurcorps, der größere Theil der Artillerie und 3 Infanterieregimenter, für jede Präsidentschaft eins; einigen Angaben zufolge soll jedes 3000 Mann stark sein. Das eingeborne Heer besteht, nach den Bestimmungen der Generalordre vom 6. Mai 1824, an regulairen Truppen, in 24 Regimentern leichter Reiter, 142 Regimentern Infanterie, zu 1 Bataillon, gegen 1000 Mann stark, 2 Bataillonen Fußartillerie, unter dem Namen Golondauzes, und einigen Brigaden reitender Artillerie. Außerdem werden häufig Extracorps errichtet, und wenn man ihrer nicht mehr bedarf, wieder aufgelöst.

Englischen Zeitschriften zufolge soll das gesammte Heer der Compagnie im Jahre 1827 aus 276,286 Mann bestanden haben, nämlich aus:

a) Reiterei.

15,895 regulaire
10,197 irregulaire } Sepoys.

b) Infanterie.

4181 europäische
170,296 regulaire
59,935 irregulaire } Sepoys.

c) Artillerie.

6360 europäische
1192 regulaire
8230 irregulaire } Sepoys.

Die Reiterregimenter bestehen aus 8 Schwadronen und sollen 736 Köpfe zählen. Sämmtliche Stabsofficiers, so wie bei jeder Schwadron der Rittmeister und 2 Lieutenants, sind Europäer. Die Indier sind zum Dienste der Reiterei sehr geeignet, besonders die Mahomedaner, welche sowohl im Reiten als im Gebrauch des Säbels die Europäer weit übertreffen. Die Pferde, von arabischer und persischer Race, sind sehr gut. Der Sepoys hat

große Liebe und Sorgfalt für sein Pferd; bei der Vortrefflichkeit der indischen Reiterei hat man gegen sonst die Zahl der in Ostindien stehenden königlichen Cavalerieregimenter sehr vermindert; auch unterhält die Compagnie keine nur aus Europäern bestehenden Reiterregimenter, da man für die indischen Reiter das Beispiel erprobter Truppen minder nöthig, als bei den andern Waffen, erachtet. — Seit der bereits genannten Generalordre sind die bis dahin aus 2 Bataillonen bestehenden Infanterieregimenter getrennt, und jedes Bataillon als Regiment benannt worden. Ueberhaupt hat man schon früher mehrere Male in dieser Hinsicht gewechselt, so daß der Begriff „Regiment" ein sehr unbestimmter ist. Das Regiment besteht aus 10 Compagnien, von denen 2 Grenadiere und 1 Schützen. Alle Stabsofficiere und bei jeder Compagnie der Hauptmann und 2 Lieutenants sind Europäer. — Die eingebornen Artilleristen sind ohne theoretische Kenntnisse, aber dennoch sehr brauchbar, besonders die vortrefflich bespannte und berittene reitende Artillerie. Die Fußartillerie ist durchgehends mit Büffeln bespannt; die Geschütze werden im Gefechte von eigends dazu bestimmten Leuten, Lascars genannt, gezogen. Die Bewegungen der Fußartillerie können demnach nicht rasch erfolgen. Die Artilleristen werden zum Dienst der Sapeurs und Pontonniers gebraucht. In jeder Präsidentschaft ist eine Artillerieschule, in Bombay ein Artillerieconservatorium, wie in Woolwich. Große Arsenale und Waffen- und Munitionsfabriken, welche in allen Präsidentschaften vorhanden sind, machen Ostindien in dieser Hinsicht von England fast ganz unabhängig. Bei jeder Schwadron, Compagnie oder Batterie befinden sich 2 eingeborne Officiers, unter dem Namen Subahdar (Hauptmann) und Jemahdar (Lieutenant). Sie sind, ohne Berücksichtigung des Grades und Dienstalters, Untergebene der europäischen Officiers, daher eigentlich nur als Mitteldinge zwischen Officiers und Unterofficiers anzusehen. Sie besorgen alles Detail des Dienstes; die europäischen Officiers rücken in der Regel nur mit der ganzen Truppe aus. Im Ganzen findet wenig Verkehr zwischen den erstern und den Sepoys Statt. Auch die Officiers beider Classen sehen sich nur auf der Parade; übrigens herrscht zwischen ihnen in der Regel das beste Einverständniß, dessen Aufrechthaltung den europäischen Officiers dringend anempfohlen ist. Alle Unterofficiers sind Eingeborne; die Sergeanten werden Havildars, die Corporale Naques genannt. Die Sepoys sind ihren europäischen Befehlshabern außerordentlich ergeben, verlangen jedoch eine sanfte, schonende Behandlung, große Sorgfalt hinsichtlich ihrer Bedürfnisse, und Beachtung ihrer religiösen Vorurtheile. Mohamedaner sowohl, als Hindus sind im höchsten Grade eitel, und die Officiers sind genöthigt, ihr Benehmen danach einzurichten. Körperliche Züchtigungen finden nicht Statt; es sind mehrere Beispiele vorhanden, wo Officiere, die sich erlaubten, Sepoys zu schlagen, oder sonst übel zu behandeln, von dem Mißhandelten augenblicklich getödtet wurden. Sonach ist der indische Soldat einer minder strengen Disciplin unterworfen, als der englische Soldat in Indien, welcher noch immer die Peitschenstrafe dulden muß. Einen zweiten wesentlichen Vorzug hat ersterer vor letzterem dadurch, daß jener zum Officier avanciren kann, während dieser durchaus keine Hoffnung dazu hat. Bezeichnende Merkmale der Sepoys sind: Mäßigkeit, Ordnungsliebe, Gehorsam und Treue. Mit diesen Anlagen werden sie leicht an blinde Unterwürfigkeit gewöhnt und darin erhalten. An Kraft des Geistes und Körpers stehen sie den Europäern weit nach; dennoch übertreffen sie dieselben in Indien an Ausdauer. Dieß liegt theils in der großen Mäßigkeit der Sepoys, welche durchaus keine starken Getränke und wenig oder gar kein Fleisch

genießen; theils ist es in der Vertrautheit mit dem Klima begründet, das den Europäern sehr gefährlich ist. Während die englischen Truppenabtheilungen im gesunden Zustande mindestens jährlich 6 bis 10 Procent durch Krankheiten verlieren, haben die eingebornen Truppen fast gar keine Kranken.

Die Sepoys haben oft unter den sehr schwierigen Verhältnissen Beweise seltener Treue und Ergebenheit an den Tag gelegt. In den Kriegen gegen die indischen Fürsten versuchten diese alle möglichen Mittel, die Treue der englischen Sepoys zu erschüttern, z. B. Bestechung, Verhaftung der Familien der gegen sie fechtenden Sepoys, Alles blieb vergebens, und zwar zum Theil unter Umständen, wo die englischen Angelegenheiten nicht zum besten standen, und die Truppen großen Mangel litten.

In Gefangenschaft sah man Sepoys Ersparnisse von den geringen Portionen machen, welche sie erhielten, um damit ihre europäischen Officiere zu unterstützen. Diese sind überhaupt die Angel, um welche sich das Ganze bewegt. Die eingebornen Officiere sind größtentheils alte, brave Soldaten, aber ohne Bildung. Schlecht bezahlt, ohne Aussicht in höhere Stellen aufzurücken, können sie eigentlich nur als das verbindende Glied zwischen den europäischen Officieren und Sepoys betrachtet werden. Da hierzu oft noch das Vorurtheil der Kasten kommt, so können sie höchstens auf so viel Respect rechnen, als in andern Armeen die Unterofficiere genießen. — Die Kriegsgesetze sind, mit Ausnahme, daß, wie bereits erwähnt, körperliche Strafen nicht angewendet werden, dieselben, wie im englischen Heere. Die Kriegsartikel und die Aufruhracte hat man in die Landessprachen übersetzt. Kriegsgerichte, von Eingebornen zusammengesetzt, wobei jedoch der Vorsitzende und der Protocollant Europäer sein müssen, entscheiden über die Bestrafungen, namentlich auch, wenn es sich um Ausstoßung eines eingebornen Officiers oder Unterofficiers handelt. Gemeine kann der Oberste für sich selbst fortschicken. Ausstoßung ist eine sehr gefürchtete Strafe. Die ostindische Armee steht allein nicht unter dem Oberbefehlshaber des englischen Heeres, dem alle übrigen außerhalb Englands befindlichen Truppen untergeben sind. Sie hat ihren eigenen Befehlshaber, dessen Ansehen jedoch dadurch sehr beschränkt sein soll, daß die Directoren der Compagnie, obgleich sie nicht Militairs sind, jeden seiner Schritte bewachen und sich in Alles mischen. Die Completirung des Heeres ist sehr leicht, und man würde dasselbe bald verdoppeln können. Die Anwerbung erfolgt durchaus freiwillig, und der Andrang zum Kriegsdienst ist sehr groß. Man verpflichtet sich auf die Zeit von 5 Jahren; zu Kriegszeiten erfolgt jedoch keine Entlassung, die übrigens selten begehrt wird, da die meisten Soldaten nach Beendigung ihrer Dienstzeit auf's Neue capituliren. Recruten liefert die besten Bengalen; sie sind größer und kräftiger, auch weit leichter auszubilden, als die der 2 andern Präsidentschaften. Seit einiger Zeit werden Leute aller Kasten, sogar die als verworfen betrachteten Parias, angenommen, und es ist gelungen, das religiöse Vorurtheil zu besiegen, in Folge dessen die Sepoys denjenigen ihrer Vorgesetzten, welche aus niedrigeren Kasten sind, als sie selbst, keinen Gehorsam schuldig zu sein glaubten. Ueberhaupt waren es diese religiösen Vorurtheile, welche den Engländern, bei Bildung des indischen Heeres, die größten Schwierigkeiten in den Weg legten. Wenn auch die Befehlshaber noch jetzt zu großer Beachtung derselben genöthigt sind, so hat man doch eine große Anzahl dieser Vorurtheile beseitigt, oder wenigstens unschädlicher gemacht. Hierüber Folgendes: Die Religion der Hindus verbietet alles Blutvergießen. Dennoch lassen sie sich zum Kriege und zwar gegen ihre Landsleute brauchen. Den meisten Kasten der Hindus ist verboten, sich zu ihrer Kleidung thierischer Stoffe zu bedie-

nen; besonders verabscheuen sie Leder u. Federn. Jetzt tragen die Sepoys Schuhe und Federbüsche. Früher war es unmöglich, die Hindus dahin zu bringen, an ihren Festtagen, besonders bei Eintritt des Neumondes, Dienste zu leisten. Auch jetzt noch finden im Frieden an diesen Tagen keine Uebungen Statt, und auch im Felde wird nur im äußersten Falle marschirt oder gefochten. Ist dieses aber nothwendig, so erfolgt es unweigerlich. Es ist den Hindus untersagt, am Bord eines Schiffes Speisen zu bereiten. Daher war es unmöglich, sich der Sepoys zur See zu bedienen, 1789 wurden zum ersten Male indische Truppen eingeschifft; aber es gehörte Lord Cornwallis ganze Festigkeit und Feinheit dazu, dieß durchzusetzen. Seit 1795 gibt es ein eignes Corps Seesoldaten. Man sucht sie auf alle Art, besonders durch höheren Sold, wegen des für sie besonders beschwerlichen Seelebens, zu entschädigen; sie genießen am Bord des Schiffes nur getrocknete Früchte und geröstetes Korn. Die Hindus verachten alle Musiker; Tambours und Pfeifer sind Christen, die sich für portugiesische Abkömmlinge halten. Mahomedaner und Hindus leben größtentheils sehr verträglich unter einander; nur beim Essen kann keine Gemeinschaft stattfinden, da die religiösen Vorschriften der Hindus in dieser Hinsicht sehr streng jede Berührung mit Personen anderer Kasten oder Religionen, als das Essen verunreinigend, untersagen. Am wenigsten verträglich leben die mahomedanischen Secten der Sunniten und Schiiten unter sich; bei diesen gibt es öftere Streitigkeiten. Die Juden haben das Lob, tüchtige Soldaten zu sein; viele derselben avanciren zu Officiers. — Die Sepoys cantonniren meist in großen Städten oder in deren Nähe. In großen Garnisonen befinden sich stets Abtheilungen europäischer Truppen, welche jedoch, um sie möglichst zu schonen, keinen Wachdienst leisten. Auch die Sepoys sind nicht sehr beschäftigt. Bei den Uebungen wird englisch commandirt, die Erklärungen aber werden in den Landessprachen ertheilt. Kenntniß derselben ist daher für die europäischen Officiere das erste Erforderniß. Die Sepoys und ihre Familien sind in den Garnisonen in sehr bequemen und reinlichen Baraken untergebracht, welche, in ihrer Gesammtheit, das Ansehen kleiner Städte haben. Ein großer Theil der Soldaten ist verheirathet; bei manchen Corps über die Hälfte derselben. An den Grenzen bilden die Sepoys Cordons, auf welchen sie in Posten zu 20 bis 30 M. vertheilt sind. Ueber die Beurlaubung ist nichts gesetzlich bestimmt; sie richtet sich nach den Umständen und ist dem Ermessen der Commandeurs anheimgestellt. Der Aufwand für das englisch-ostindische Heer soll im Jahr 1829 125 Millionen Gulden betragen haben. Seitdem sind Ersparnisse gemacht worden, die großen Mißmuth erregt haben. Auch wurde sehr oft schon vorgeschlagen, das Heer bedeutend zu verringern; dieß scheint jedoch nicht für rathsam gehalten zu werden. Der Sold ist in allen Präsidentschaften gleich; nur hinsichtlich der Feldzulagen, Prisengelder, Gratificationen ꝛc. finden Verschiedenheiten statt. Lebensmittel werden im Frieden nicht gereicht. Der Sepoy hat in der Garnison monatlich 2 Pagoden oder 7 Rupien an Sold (1 Rupie beträgt ungefähr 18 Groschen); auf dem Marsche oder im Felde 8 Rupien; hierüber monatlich ½ Rupie für die kleinen Montirungsstücke. Da dieß doppelt so viel ist, als der fleißigste Arbeiter verdienen kann, so reicht es hin, den S. mit seiner Familie zu ernähren; gewöhnlich legt er davon zurück. Oft ist dies ihm verderblich, indem die Beispiele nicht selten sind, wo die mit Urlaub oder Abschied in ihre Heimath gehenden S. unterwegs erschlagen und beraubt werden. Bei Garnisonwechsel, Theurung der Lebensmittel, an Festtagen, wegen besonderer Auszeichnungen, so wie nach glück-

lichen Feldzügen werden Gratificationen bewilligt, bei welchen jedoch die Sepoys stets in viel geringerem Grade als die englischen Truppen bedacht werden. In jedem Regiment erhält eine bedeutende Anzahl Kinder Gemeinensold. So reichlich die Soldaten bezahlt sind, so gering sind es, im Verhältniß zu den ungeheuren Besoldungen der europäischen, die eingebornen Officiere. Der Jemahdar erhält monatlich 6, der Subahdar 12 Pagoden; letzterer nach 6 Dienstjahren als solcher, 15, nach 10 20 Pagoden. Letztere Summe entspricht ungefähr 50 Thlr.; dies ist der höchste Sold, den die Eingebornen erlangen können und das Ziel ihres Strebens. An den Zahlungstagen erscheint mit den aufmarschirten Soldaten ein die Zahl der letzteren übersteigendes Heer von Wäschern, Schneidern, Kramern und Bedienten der Sepoys, und es ist keine geringe Aufgabe für die Officiere, die endlosen Streitigkeiten beider Theile anzuhören und zu schlichten. Die Pensionen sind reichlich; in der Präsidentschaft Bengalen hat man das sich als zweckmäßig bewährende System angenommen, ausgedienten Officieren und Soldaten ein Stück Land zu geben. Seit Kurzem haben die Directoren der ostindischen Compagnie einen Orden des brittischen Indien für eingeborne Officiere und eine dergleichen Medaille für Sepoys, beide mit Gehalterhöhung, gestiftet. Die Bewaffnung der S. ist ganz dieselbe wie in der englischen Armee. Die Bekleidung ist der der englischen Truppen ähnlich, jedoch mit Berücksichtigung des Klima's und der Landessitten gemodelt. Es wird wenig Sorgfalt darauf verwendet, so daß die S., mit ihrer kleinen und schwächlichen Statur, gegen europäische Truppen sehr abstechen. Den Kopf ziert ein turbanähnlicher Czacko; die Uniformen sind bei der Infanterie roth; die Regimenter unterscheiden sich durch verschiedenfarbige Kragen und Aufschläge. Die Beinkleider reichen nicht völlig bis an die Knie; der untere Theil der Beine bis zu den Schuhen bleibt nackt, da weder Strümpfe noch Gamaschen getragen werden. Um den bloßen Hals trägt der S. eine doppelte Reihe flacher, weißer Muscheln oder Elfenbeinkügelchen; die Officiere haben, als Zeichen ihres Ranges, diese Halsbänder in Goldperlen, welche zuweilen massiv sind. Außer Dienst legt der S. die Uniform ab und bedient sich nach der Landessitte eines Hembes, nebst einem Gewand, beides von Musselin. Das Gewand wird um den Körper gewunden und reicht bis zur Mitte der Schenkel.

Die europäischen Officiere der Compagnie können nur den Grad eines Obersten erreichen; alle im indischen Heere angestellte Generale sind königliche. Zu Addiscombe bei London besteht eine Erziehungsanstalt für 150 junge Leute, die als Officiere ins indische Heer treten wollen. Sie werden mit dem 15. Jahre angenommen, und 2 bis 2½ Jahr in den militairischen Wissenschaften, besonders aber in den indischen Sprachen, unterrichtet. Die Disciplin der Schule ist streng. Die eigentliche Bestimmung der Anstalt ist Artillerie- und Ingenieursofficiers zu liefern. Nur wenn diese vollzählig sind, werden die andern Waffen berücksichtigt. Die jungen Leute erhalten sogleich bei ihrer Ankunft in Ostindien 2 Officierspatente, eines von dem Gouverneur, Namens des Königs, das andere von der Compagnie. Sie werden jedoch nur auf St. Helena, so wie östlich vom Cap der guten Hoffnung, als Officiere betrachtet. Ihr Gehalt ist dem der königlichen Officiere gleich und sehr ansehnlich. Bei der Theurung aller Bedürfnisse und dem herrschenden grenzenlosen Luxus brauchen sie aber auch sehr viel. Die Lage der europäischen Officiere in Indien wird als sehr unangenehm geschildert. Fast sämmtlich ohne Vermögen können sie selten die Kosten der Rückreise nach Europa bestreiten und haben daher nur wenig Hoffnung, ihr

Vaterland jemals wieder zu ſehen, ſo daß ſie ſelbſt ſich als Verbannte betrachten ſollen. Sie ſuchen auf alle Weiſe aus den Regimentern zu kommen, um bei dem Generalſtabe, der Diplomatie oder Civilverwaltung angeſtellt zu werden, wo man eine große Anzahl Officiere braucht. Es ſoll daher, zum großen Nachtheile des Dienſtes, den Truppenabtheilungen oft ſehr an europäiſchen Officieren fehlen, ſo daß ſogar im Felde Compagnien und Bataillone ohne dergleichen geweſen ſein ſollen. Nach 23 Dienſtjahren, wovon 3 auf Urlaub zugebracht werden können, iſt der Officier berechtigt, ſeine Entlaſſung mit vollem Gehalt zu nehmen. Nach einer unlängſt erſchienenen Verordnung erhalten, bereits nach 3 Dienſtjahren, Officiere, welche beweiſen können, daß ſie ihre Geſundheit in Indien verloren haben, die Entlaſſung mit halbem Gehalt. Im Felde hat ein Heer in Indien einen ungeheuern Troß Nichtſtreitender und das damit im Verhältniß ſtehende Gepäck bei ſich. Auf einen Streitenden kommen 10 Unbewaffnete. Jeder Sepoy hat einen Knecht, der ſein Gepäck und ſeine Lebensmittel trägt, die Zelte aufſchlägt ꝛc. Ein Subalternofficier hat zu ſeinem perſönlichen Dienſte 10, ein Hauptmann 20, Stabsofficiere 30, der General bis auf 100 Indier. Hierzu kommt ein Schwarm von Marketendern, Gauklern, Muſikern, Schauſpielern und Bajaderen; ferner unzählige Sänftenträger, um nicht nur die Kranken und Verwundeten, ſondern ſogar die Officiere zu tragen. Die Zahl dieſer Träger ſoll nicht weniger als ½ der Combattanten betragen. — Dann kommen die bei dem Viehpark angeſtellten Indianer, deren Zahl ſehr groß iſt, indem außer dem Schlachtvieh eine Menge Kühe mitgeführt werden, um Milch für die Kranken und verwundeten Soldaten, ſo wie für alle Officiere zu liefern. Wie ſehr dieſer Troß die Bewegungen der Heere erſchweren muß, leuchtet ein. Da aber dieſe Uebelſtände bei den gegen die Engländer kämpfenden Heeren noch größer, die Verpflegsanſtalten derſelben aber ganz mangelhaft ſind, ſo hat man in der engliſch-oſtindiſchen Armee das bisherige Syſtem beibehalten können, was auch, wegen Klima und Landesbeſchaffenheit, nicht ganz abzuändern ſein dürfte. Aus alle dem, was in dieſem Aufſatze über die Eigenſchaften der Sepoys geſagt worden iſt, dürfte der Schluß zu ziehen ſein, daß dieſelben, den Heeren der indiſchen Fürſten gegenüber, vollkommen ihrem Zweck entſprechen; daß ſie dagegen, wenn das brittiſche Indien jemals durch europäiſche Truppen angegriffen werden ſollte, gegen dieſe, wenn nicht in ſehr großer Ueberzahl, ſchwerlich mit Erfolge fechten würden. Neuerdings haben ſich viele Stimmen erhoben, welche den Zuſtand des engliſch-oſtindiſchen Heeres als ſehr zu ſeinem Nachtheile verändert, bezeichnend und dringend Abhilfe mehrerer Mängel verlangen. Das ganze Officiercorps, das europäiſche ſowohl als eingeborene, wird als eine murrende, mißvergnügte Körperſchaft geſchildert, in welcher aller Ehrgeiz und militairiſcher Geiſt erloſchen ſei. Es wird behauptet, die Sepoys hätten ſich im letzten Kriege gegen die Birmanen minder tapfer als in den frühern Kriegen gezeigt. Die Tendenz der Schriften, in welchen dieſe Angaben enthalten ſind, iſt gegen die neuerdings von der Compagnie gemachten Erſparniſſe, Reductionen von Officierſtellen ꝛc. gerichtet, und es läßt ſich daher wohl annehmen, daß die Schilderungen ſehr übertrieben ſein mögen. Daß jedoch große Unzufriedenheit unter den Officieren beſteht, ſcheint erwieſen und iſt durch Adreſſen, ſogar durch nach England abgeordnete Deputationen, laut ausgeſprochen worden. Eine Militairrevolution in Indien, deren Möglichkeit in jenen Klagſchriften angedeutet zu werden ſcheint, würde unabſehbare Folgen haben. Für den Augenblick iſt jedoch anzunehmen, daß die engliſche Herrſchaft durch die phyſiſche und moraliſche Ueberlegenheit des

Ueberlegenheit Europäers über den schlaffen Indier, so wie durch den Mangel an Einheit unter den letzteren, fest begründet ist. (Vergl. Orme's History of the British nation in Indostan. Geschichte der brittischen Eroberungen in Decan und Hindostan. Aus dem Englischen von Sprengel. Allgemeine Militairzeitung. Oestreichische militairische Zeitschrift. 1829. 3. und 4. Band.) Z.

Sebastian St., Hauptstadt und Festung der baskischen Provinz Guipuscoa in Spanien, hat 12,000 Einw. und einen Hafen, der jedoch für Kriegsschiffe zu seicht ist.

Einnahme am 4. August 1794.

In den Westpyrenäen befehligte der französische General Müller ein republikanisches Heer, das aus den Divisionen der Generale Moncey, Laborde, Fregeville und Marbot bestand. Nachdem dieses Corps in der ersten Hälfte des Jahres 1794 sich des Bastanthales bemächtiget und die Spanier unter dem General Colomara aus den Linien der Bidassoa verdrängt hatte, ertheilte General Müller der Division Moncey den Befehl, die Festung St. Sebastian zu berennen. Die Spanier unter Colomara hatten sich nach Tolosa zurückgezogen, und in St. Sebastian eine Besatzung von 1700 M. zurückgelassen. Moncey bemächtigte sich der Posten Renteria und Los Passages und sendete einen Parlamentair in die Festung, um die Besatzung zur Uebergabe aufzufordern. Das plötzliche Erscheinen der Franzosen vor den Mällen dieses Platzes wirkte so entmuthigend auf den spanischen Commandanten desselben, daß er auf der Stelle capitulirte. Am 4. Aug. ward St. Sebastian von der Division Moncey besetzt, und die Garnison kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt. Da um dieselbe Zeit sich auch Fuentarabia an die Division Fregeville ergeben hatte und mit diesen beiden Festungen den Franzosen beträchtliche Vorräthe an Geschütz und Munition nebst vielen Mund- und Kriegsbedürfnissen in die Hände fielen, so sahen sich diese in ihren weitern Unternehmungen gesichert. Diese Vortheile gingen jedoch durch die 6wöchentliche Unthätigkeit des Generals Müller verloren, der deßhalb durch den General Moncey ersetzt wurde.

Belagerung im Jahr 1813.

Durch die Niederlage der Franzosen bei Vittoria am 21. Juni waren die Festungen St. Sebastian und Pampelona ihrem Schicksale überlassen. Der brittische Oberfeldherr Lord Wellington beschloß die erstere mit Nachdruck zu belagern, weil ihre Lage am Meere es ihm möglich machte, in kurzer Zeit alle nöthigen Angriffsmittel herbeizuschaffen und den baldigen Besitz dieser geschützten Verbindung mit England für ihn höchst wichtig war. Zur Belagerung von St. Sebastian wurden 10,000 M. bestimmt, und dem Generallieutenant Sir Thomas Graham der Befehl über dieselben anvertraut. — St. Sebastian liegt am Ende einer Landspitze, die westlich von der Mündung des Urumeaflüßchens in das Meer hinausragt. Die niedrige Landseite war durch eine Festungsfront geschlossen, deren Verlängerungen jenseits des Flüßchens in einer Entfernung von 800—900 Schritten auf beträchtliche Sandhügel fielen, welche daher diese Linien vollkommen der Länge nach bestrichen und im Rücken nahmen. Von denselben Sandhügeln aus gewahrt man auch die Mauern längs der Wasserseite bis an den Fluß, die im Vertrauen auf den Schutz der See, durch keine Werke gedeckt sind. Die Urumea ist gewöhnlich nach der Ebbezeit durchwatbar; daher ließ General Graham in der Nacht von 13—14. Juli auf den erwähnten Sandhügeln am rechten Ufer der Urumea mehrere Batterien für schweres

Geſchütz aufwerfen. Am 25. Juli hatten dieſe Batterien in die Front der Waſſerſeiten und in das vorſtoßende Bollwerk der Landfront zwei vollkommen erſteigbare Breſchen hergeſtellt, von denen die eine 14, die andere 4½ Klaftern breit war. Zur Zeit des niedern Waſſerſtandes ward ſofort gegen beide der Sturm angeordnet. Als die zum Sturm beſtimmten 2000 M. zum Vorrücken bereit ſtanden, wurde eine unter dem Glacis der Landfront vorbereitete Mine abgebrannt, welche den Stürmenden zum Zeichen des Angriffs diente. Dieſe unvermuthete Exploſion machte die Vertheidiger ſo beſtürzt, daß das Vordringen bis zum Fuße der Sturmlücke über eine ſehr lange Strecke gar keinen Widerſtand fand. Allein während dieſer Zeit hatten ſich die Belagerten wieder gefaßt und ſchleuderten von der Höhe des Walles und aus einigen unzerſtörten Thürmen eine ſolche Menge Granaten und Feuerwerkskörper hinab, daß die Stürmenden ſchwankten und endlich nach den Laufgräben umkehrten, nachdem ſie einen Verluſt von 800 Todten und Verwundeten erlitten hatten. — An dem Tage, an welchem die Beſatzung von St. Sebaſtian dieſen Angriff ſiegreich zurückwies, mußte Lord Wellington ſich mit allen ſeinen Streitkräften zum entſchiedenſten Widerſtand gegen den Marſchall Soult rüſten, den Napoleon zu ſeinem Stellvertreter in Spanien ernannt u. mit einem zahlreichen Heere dahin abgeſendet hatte. Das Belagerungscorps von St. Sebaſtian unter dem Generallieutenant Graham, nebſt den Deckungstruppen an der Bidaſſoa bildete den linken Flügel der neuen Stellung Wellington's, durch welche er den Franzoſen das Eindringen in Spanien verwehren wollte. Eine Reihe von Gefechten, welche in der kurzen Zeit vom 25—31. Juli ſtatt fanden, endigte mit dem eiligen Rückzuge Soult's hinter die Bidaſſoa, nachdem er beträchtlichen Verluſt erlitten hatte. — Am 1. Aug. ſtand das engliſch-ſpaniſche Heer ſo ziemlich wieder in derſelben Aufſtellung, in welcher es der am 25. Juli vorrückende Lord angetroffen hatte. Jetzt konnte die Belagerung vor St. Sebaſtian, die ſeit dem mißlungenen Sturme in eine Einſchließung verwandelt worden war, mit erneuertem Eifer fortgeſetzt werden. In der kurzen Zwiſchenzeit hatte der Schiffscapitain Sir Georg Collier mit einem Geſchwader engliſcher Kriegsſchiffe die Hauptrolle übernommen. Er hielt den Hafen von der Seeſeite eng verſperrt und beſchoß ſowohl die Feſtungswerke als das Schloß lebhaft, während Graham's Aufmerkſamkeit getheilt war. Sobald keine Gefahr mehr von der untern Bidaſſoa drohte, ſchritt der Letztere nach dem frühern Entwurfe, jedoch mit vermehrten Angriffsmitteln an das unterbrochene Werk Auf der Landenge ſelbſt ſowohl, als auf den Sandhügeln jenſeits der Urumea wurden die Batterien theils erweitert, theils näher herangeſchoben, um an der Halbbaſtion, durch welche die Landfront ſich an die öſtliche Waſſerfront anſchließt, und an der daran ſtoßenden Courtine den Wallbruch vollſtändiger zu machen, ferner die denſelben vertheidigenden alten Thürme zu zerſtören und ein vor der Landfront liegendes Hornwerk, an welchem die von der Landſeite heranrückenden Sturmcolonnen vorüber marſchiren mußten, zugänglich zu machen. Trotz der häufigen und kühnen Ausfälle von Seiten der Belagerten gingen die Arbeiten dergeſtalt von ſtatten, daß bis zum 28. Aug. bereits 80 Feuerſchlünde gegen die Wälle ſpielten. Es war befohlen, zuerſt die Mauern durch ein ſenkrechtes Feuer niederzuſchmettern, und erſt, wenn dieſe Wirkung größtentheils hervorgebracht wäre, eine verhältnißmäßige Anzahl Geſchütze gegen die Seitenvertheidigungen zu richten. Nach einigen Stunden war das Feuer des Platzes zum Schweigen gebracht. Am 31. Aug. kurz vor der Mittagsſtunde

rückten die Colonnen zum Sturme vor. Als sie sich den Breschen genähert hatten, sprengte der Feind 2 Fladderminen, die vor der Spitze der Landfront vorbereitet waren. Durch die Erschütterung stürzte eine Mauer ein, an deren Fuß die vorrückenden Truppen eben vorüberzogen; weil sie aber nicht geschlossen marschirten, so wurden nur wenige verschüttet. Auf den Breschen kam es jetzt zum hartnäckigsten Kampfe. Erreichten die Stürmenden auch die Höhe des Wallganges, so stießen sie dort auf einen Abschnitt, den die Vertheidiger von dem Schutte und der durchwühlten Erde aufgeworfen hatten, wo sie ein mörderisches Feuer empfing und von welchem fast jede Kugel traf. Mit großer Fassung rückten immer frische Truppen in die Reihen der Niederstürzenden, und wurden wieder durch andere ersetzt, die rasch und muthig aus den Laufgräben vorschritten. Zu gleicher Zeit watete ein portugiesisches Bataillon durch den niedern Wasserstand der Urumea auf die Wasserfront los und ließ sich nicht durch das heftige Flintenfeuer irre machen, das ihm von der, längs der ganzen Linie eng gereihten feindlichen Mannschaft und von einem den niedergeschossenen Wall überhöhenden Werke entgegengeschickt wurde. General Graham, auf die Genauigkeit seiner Artillerie rechnend, befahl ihnen, über die Köpfe der Stürmenden auf das höher liegende Werk zu feuern, um die Lage der Portugiesen etwas zu erleichtern. Ungeachtet der größten Tapferkeit auf allen Puncten waren bereits 2 Stunden verstrichen und noch standen die Stürmenden am Fuße des Wallbruches, dessen Abhang mit ihren Leichen bedeckt war. Unerschüttert standen die Vertheidiger auf den eingestürzten Mauern, unermüdet stürmten die Angreifer heran; als plötzlich im Innern des Platzes eine aufgehäufte Menge Feuerwerkskörper in Brand gerieth und mit fürchterlichem Krachen in die Luft flog. Durch dieses unvermuthete Ereigniß wurden die Vertheidiger erschüttert; sie begannen zu wanken, die Angreifer verdoppelten ihre Anstrengung und eroberten zuerst die am meisten vorliegenden Stellen, worauf bald auch die Abschnitte hinter den Sturmlücken von der Besatzung verlassen wurden. Die Verbündeten drangen in die Stadt und ließen den Franzosen nicht Zeit sich hinter den vorbereiteten Verrammlungen festzusetzen. In wilder Flucht warfen sich diese in das Schloß. Selbst jetzt, nachdem St. Sebastian in den Händen der Verbündeten war, gab Marschall Soult die Hoffnung nicht auf, die Befreiung der Besatzung zu bewirken. Auf 2 Puncten überschritt er am 31. Aug. mit 35,000 M. die Bidassoa und suchte gegen die Festung vorzudringen, allein Wellington hatte so treffliche Gegenanstalten getroffen und empfing die französischen Colonnen mit solchem Nachdrucke, daß sie nach einem Verluste von 2000 M. über die Bidassoa zurückkehrten und ihr Vorhaben aufgaben. — Am 8. Septbr. eröffneten 60 Feuerschlünde des schwersten Kalibers ihr Feuer gegen das Schloß von St. Sebastian, in dessen engem Raume nirgends Schutz gegen die Geschosse der Verbündeten zu finden war. Nachdem General Rey, der französische Commandant, dieses Feuer während 2 Stunden ausgehalten hatte, ergab er sich nebst der auf 1300 M. zusammengeschmolzenen Besatzungkriegsgefangen. Der Verlust der Verbündeten betrug im Ganzen nahe an 4000 M.

Einnahme 1823.

Gleich zu Anfange des Feldzuges der Franzosen gegen Spanien ward die Division Bourke des 1. französischen Armeecorps von dem Herzog von Angoulême mit der Blokirung von St. Sebastian beauftragt. Am 9. April war diese vollzogen. Es kam zu einigen unbedeutenden Gefechten, als Generallieutenant Bourke mit seiner Division gegen Vittoria abberufen ward; nur 3000 M. unter dem General Schäfer blieben vor St. Seba-

stian zurück. Nachdem Pampelona am 18. Septbr. gefallen war, ertheilte Marschall Lauriston, der jene Unternehmung geleitet hatte, dem General Bourke Befehl, einen Theil des Belagerungsparks nach St. Sebastian zu dirigiren. Dem Generallieutenant Ricard ward der Oberbefehl bei der bevorstehenden Belagerung übertragen. Nur 6 Tage brauchte die französische Artillerie, um einen Park von 40 schweren Geschützen von Pampelona nach Ernani zu schaffen. Die Arbeiten wurden begonnen, allein der spanische Gouverneur von St. Sebastian wartete den Anfang der Belagerung nicht ab und capitulirte am 26. Septbr. — s —

Sebastiani, Georg Franz, de la Porta, französischer Divisionsgeneral, Mitglied der Deputirtenkammer und Staatsminister, ist am 11. Nov. 1775 zu la Porta auf der Insel Corsika geboren. Von seinem 17. Jahre an kämpfte er in den Feldzügen des Revolutionskrieges; Bonaparte ernannte ihn nach der Schlacht von Arcole 1796 zum Schwadronchef, Moreau 1799 zum Brigadechef. Als solcher befand sich S. an der Spitze des 9. Dragonerregiments in den Gefechten an der Etsch, und wurde in einem derselben unter General Serourier bei Pastoengo, als er sich einen Weg durch die Division jenes Generals umringenden Feind bahnen wollte, am 30. März 1799 gefangen. Nach seiner kurz darauf erfolgten Auswechslung rief ihn Bernadotte, als damaliger Kriegsminister, mit den Trümmern seines Regiments nach Paris, in der Hoffnung, an ihm eine Stütze der republikanischen Partei zu erlangen. S. zeigte sich dieser jedoch nicht günstig und verbot u. a. seinen Untergebenen, Mitglieder des Clubbs der Manege zu werden. Besonders aber schloß er sich, als sein Landsmann Bonaparte in Paris ankam, ganz diesem an und wurde eins seiner thätigsten Werkzeuge bei der Revolution des 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov.) 1799. Eine Abtheilung seines Regiments besetzte die Eingänge der Tuilerien; mit dem Reste begleitete er Bonaparte dahin. S. überbrachte an der Spitze seines Regiments, dem Rathe der fünfhundert das Decret, welches dessen Versetzung nach St. Cloud anordnete. Hierauf bewachte er, unter General Moreau's Oberbefehl, den Pallast Luxemburg, in welchem das aufgelöste Directorium seinen Sitz hatte. Tags darauf nahm er an den Auftritten in St. Cloud lebhaften Antheil und kehrte in der Nacht mit dem ersten Consul nach Paris zurück. Er begleitete diesen 1800 nach Italien, wo er als Commandant des 9. Dragonerregiments bei Marengo, so wie im Winterfeldzuge, im Gefechte bei Valleggio, den 26. Dec. sich auszeichnete. S. und Marmont schlossen, von dem Obergenerale Brune beauftragt, am 16. Januar 1801 den Waffenstillstand von Treviso ab. Nach dem Frieden von Amiens ging S. als Gesandter nach Constantinopel, um den Divan dahin zu bringen, diesem Frieden beizutreten, was ihm auch ungeachtet großer Schwierigkeiten gelang. Gleich nach seiner Rückkehr sendete ihn der erste Consul, im Septbr. 1802, mit wichtigen geheimen Aufträgen nach Aegypten und Syrien. S. hatte eine merkwürdige Unterredung mit Djezzar, Pascha von St. Jean d'Acre, kehrte im Frühjahr 1803 nach Paris zurück und es erschien ein Bericht über seine Reise im Moniteur. Diese hatte im hohen Grade den Argwohn der Engländer erregt, und war eine der Ursachen, daß der Krieg zwischen Frankreich und England aufs Neue ausbrach. Bonaparte bezeigte S. seine größte Zufriedenheit und ernannte ihn zum Brigadegeneral. Als solcher stand er kurze Zeit an den Küsten der Bretagne und bereiste 1805 vor Ausbruch des Krieges die Schweiz, Tyrol und Süddeutschland, um Nachrichten über Oestreichs Pläne einzuziehen. In dem Kriege 1805 führte er eine Cavaleriebrigade, welche

faſt immer Murat's Avantgarde bildete. S. focht mit Auszeichnung bei Memmingen, Amſtetten, u. zog zuerſt in Wien ein. In den Gefechten von Hollabrünn u. Günthersdorf, ſo wie in der Schlacht von Auſterlitz, vermehrte er den bereits erworbenen Ruhm, wurde in dieſer letztern Schlacht beim Angriff auf ein Viereck verwundet, und kurz nach derſelben zum Diviſionsgeneral ernannt. Im Mai 1806 ging S. zum zweiten Male als Geſandter nach Conſtantinopel, wo er mit großem Erfolge den engliſchen und ruſſiſchen Einfluß bekämpfte. Er wußte es, trotz des Phlegmas der Türken und des Goldes der Engländer, durchzuſetzen, daß die Rußland ergebenen Hospodars der Moldau und Wallachei abgeſetzt wurden und die Pforte gegen Rußland den Krieg erklärte. S. benutzte ſeinen Einfluß, um die Aufklärung in der Türkei möglichſt zu verbreiten; es entſtand unter ſeiner Leitung eine Druckerei. Der intereſſanteſte Moment ſeines Wirkens war, als im Februar 1807 der engliſche Admiral Duckworth mit einem Geſchwader vor Conſtantinopel erſchien (ſ. Dardanellen). Der engliſche Geſandte Arbuthnot verließ heimlich die Stadt, und es iſt für beide Männer bezeichnend, daß er dem Schutze des General S. die zurückbleibenden Engländer empfahl. Duckworth drohte mit Bombardement, wenn die Pforte nicht ſogleich dem Bündniſſe mit Frankreich entſagte und deſſen Geſandten entfernte. Es fehlte an allen Vertheidigungsanſtalten; die Beſtürzung war außerordentlich und das Volk in großer Aufregung. Unter dieſen Umſtänden war Sultan Selim ſehr geneigt, die engliſchen Forderungen zu bewilligen; er beauftragte einen ſeiner Miniſter, um S. zu ſofortiger Abreiſe zu vermögen. Dieſer, von Allem unterrichtet, empfing den Abgeordneten mit größter Feierlichkeit. Die würdevolle Antwort, die er ihm ertheilte, brachte eine gänzliche Veränderung in dem Entſchluſſe des Divans hervor. S. wurde ſogleich in denſelben berufen, und leitete von nun an Alles. Während die Unterhandlungen zum Schein fortgeſetzt wurden, arbeitete man mit einer den Türken ungewöhnlichen Thätigkeit an Errichtung von Batterien. Das Perſonal der franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſandtſchaft, ſo wie die in Conſtantinopel anweſenden Individuen beider Nationen, bildeten Artilleriecompagnien; in wenigen Tagen war die Küſte mit mehreren hundert Geſchützen beſetzt. Man konnte die Maske fallen laſſen, Duckworth ſah ſich überliſtet, und erreichte nicht ohne Mühe und Verluſt das hohe Meer. S.'s Benehmen hatte den größten Eindruck auf die Türken gemacht; der Sultan ſprach in Perſon, gegen ihn und ſeine Officiere die höchſte Dankbarkeit aus und verlieh ihm den Orden des Halbmondes. Napoleon, der ſich gerade zu dieſer Zeit, nach der unentſchiedenen Schlacht von Eilau (ſ. d.) in einer critiſchen Lage befand, war über die Ereigniſſe in Conſtantinopel ſehr erfreut und ernannte S. zum Großkreuz der Ehrenlegion. S. hatte, zu Vermehrung ſeiner vielen Sorgen und Anſtrengungen, in jener Zeit noch den Schmerz gehabt, ſeine Gattin im Wochenbette zu verlieren. Er unterlag ſelbſt und wurde gefährlich krank. Kaum war er hergeſtellt, als die Revolution zu Conſtantinopel im Mai 1807 erfolgte, durch welche Selim die Krone verlor. S. kam durch dieſes Ereigniß in eine ſehr ſchwierige Lage. Er erhielt die Inſtruction, mit dem geſtürzten Sultan, ohne ſich zu compromittiren, in fortwährender Verbindung zu bleiben und ihn auf alle Art, insbeſondere mit Geld zu unterſtützen. Auch dieſe Aufgabe wußte S. glücklich zu löſen; ſein Einfluß auf den neuen Sultan Muſtapha blieb unverändert, und es war im Werke, daß 25,000 Franzoſen durch die europäiſche Türkei gegen die Donau vorrücken ſollten, als der Friede zu Tilſit die Pforte ihrem Schickſale überließ. — Um trotz des nachtheiligen Eindruckes,

den dieses Ereigniß machen mußte, den Divan in der Abhängigkeit von Frankreich zu erhalten, bedurfte es der größten Anstrengungen Seiten S.s. Kurz nachdem er im Sommer 1807 von Constantinopel abberufen worden war, brach daselbst eine neue Revolution aus, an welcher S's. Intriguen, zu Gunsten Selim's, vermuthlich großen Antheil gehabt haben mögen. Der Erfolg war jedoch nicht der gehoffte, indem Selim das Leben verlor und der noch jetzt regierende Sultan Mahmud II. den Thron bestieg. Es soll zu dieser Zeit Napoleon's Plan gewesen sein, sich mit Rußland in das türkische Reich zu theilen; ein Project, von dessen Ausführung ihn vorzüglich S. zurückgebracht haben mag. — Ende 1808 begleitete dieser den Kaiser nach Spanien, befehligte eine Cavaleriedivision bei dem 4. Corps unter Lefebvre und zeichnete sich namentlich in der Schlacht von Espinosa am 11. Nov. rühmlichst aus. Er erhielt hierauf den Oberbefehl über das 4. Armeecorps, mit welchem er während des Winters Madrid deckte. Von jetzt an tritt S. mit glücklichem Erfolg in die Reihen der ausgezeichnetsten französischen Heerführer. Anfangs März 1809 begann der Feldzug. S. ging über die Guadiana und gewann die Schlacht von Ciudad-Real (s. d.) 27. März. An diesem und dem darauf folgenden Tage bei Santa Cruz eroberte das 4. Corps mehrere Geschütze und machte zahlreiche Gefangene. Als im Juli Wellington gegen Madrid vordrang, zog König Joseph das 4. und 1. Armeecorps, letzteres unter Victor zusammen und lieferte mit denselben die Schlacht von Talavera de la Reyna (s. d.) am 27. und 28. Juli. Beide Theile behaupteten zwar ihre Stellungen, indeß sah sich Joseph doch genöthigt, zurückzugehen, besonders auch weil Madrid durch ein 30,000 M. starkes spanisches Heer unter General Venegas, der sich der Hauptstadt bis auf 4 Stunden nahte, bedrohet war. Der König ließ Victor gegen Wellington, und wendete sich mit kaum 20,000 M., welche S. befehligte, gegen Venegas, welcher in der Schlacht von Almonacid (s. d.) am 11. Aug. mit sehr großem Verluste an Geschütz und Gefangenen geschlagen und dessen Heer völlig aufgelöst wurde. Dieser glänzende Sieg, welcher Madrid rettete, war es vorzüglich, der den Kriegsruhm des Generals S. erhob. Nach kurzer Ruhe wurde derselbe in seinen Cantonnements am Tajo durch den General Arizago mit Uebermacht angegriffen; er behauptete sich jedoch mehrere Tage in der Stellung von Ocana (s. d.), bis andere Corps zu seiner Unterstützung ankamen. In der am 18. Nov. bei diesem Orte gelieferten Schlacht trug S. durch mehrere von ihm geleitete Cavalerieangriffe wesentlich zu der großen Niederlage bei, welche die Spanier erlitten. Im Januar 1810 wurde der Feldzug aufs Neue eröffnet. S. besetzte nach einem hitzigen Treffen bei Montisson, am 28. Jan. Granada, und ließ am 6. Febr. Malaga mit Sturm nehmen. Ungeachtet man sich noch in den Straßen der Stadt schlug, als schon die Nacht einbrach, gelang es ihm dennoch, die Plünderung zu verhindern und die Ordnung bald herzustellen. In kurzer Zeit wußte S. die Guerillas unschädlich zu machen; schlug mehrere Mal die unter dem General Blake und Freyre aus Murcia vordringenden Corps und hintertrieb Landungen der Engländer. Nachdem er auf diese Art die von seinem Armeecorps besetzten Provinzen Jaen, Malaga und Granada völlig unterworfen hatte, konnte er sich nun deren Verwaltung widmen. Er legte Befestigungen, Pulvermühlen, Gießereien und Waffenschmieden an, ließ Brücken bauen und konnte sogar an Verschönerung der Stadt Granada, u. a. durch Erbauung eines Schauspielhauses, denken. Im Sommer 1811 änderte sich jedoch seine Lage; nachdem er den größern Theil seiner Truppen zu einer Expedition nach Estremadura

hatte abgeben müssen, sah er sich durch die Insurgenten in seinem Hauptquartiere beinahe eingeschlossen, bis ihm eine Armee unter Soult zu Hilfe eilte. Kurz darauf erhielt S. Erlaubniß, zu Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit nach Frankreich zu gehen. Als im folgenden Jahre der Krieg gegen Rußland ausbrach, sollte er ein Commando in Frankreich erhalten; auf sein Ansuchen wurde ihm jedoch das einer leichten Reiterdivision bei dem 2. Cavaleriecorps unter General Montbrun ertheilt. Das Glück war ihm in diesem und dem darauf folgenden Feldzuge minder günstig als in Spanien. Am 8. Aug. erlitt seine Division durch einen Ueberfall an der Düna großen Verlust. In der Schlacht an der Moskwa focht S. mit gewohnter Tapferkeit und übernahm, als Montbrun blieb, über das 2. Cavaleriecorps den Oberbefehl, welchen er auch behielt. Am 18. Octbr. war ein Ueberfall der Russen auf dasselbe, in Folge dessen 12 Geschütze, viele Wagen und Gefangene verloren gingen, für Napoleon das Signal zum Rückzuge. Ungeachtet der Kaiser S., so wie Murat beschuldigte, jenen Ueberfall durch fehlerhafte Dispositionen veranlaßt zu haben, so ist derselbe wohl nur in der Schwäche und in dem traurigen Zustande begründet, in welchem sich schon damals die französische Reiterei befand. Nachdem der Rückzug deren gänzliche Auflösung herbeigeführt hatte, befehligte S. eine Schwadron der sogenannten heiligen Schaar; im Frühjahr 1813 aber eine Division an der untern Elbe. Während des Waffenstillstandes erhielt er das Commando des 2. Reitercorps, 19 Regimenter ungefähr 6500 Pferde. Mit demselben befand er sich in der unglücklichen Schlacht an der Katzbach (s. d.) 26. Aug.; focht unter den ungünstigsten Verhältnissen, erlitt großen Verlust und deckte den Rückzug. Napoleon's Zorn traf besonders ihn. Ein Augenzeuge, der sächsische Oberste von Odeleben, berichtet, wie S. auf die ihm von dem Kaiser gemachten Vorwürfe mit kalter Ruhe antwortete. In der Schlacht von Leipzig waren mehrere der von S. unternommenen Angriffe sehr erfolgreich; er selbst wurde dabei durch einen Lanzenstich verwundet, konnte jedoch in der Schlacht von Hanau wieder an der Spitze seiner Reiterei entscheidend auftreten. Hierauf bewachte er mit den Trümmern des 5. Infanterie- und 3. Cavaleriecorps den Rhein von Coblenz bis Düsseldorf, und zog sich nach einigen Gefechten ins Innere Frankreichs zurück. Anfangs März war er Commandant von Troyes und übergab diese Stadt den Verbündeten. Dann erhielt er den Oberbefehl über ein Reitercorps, aus den Divisionen Exelmans, Colbert und le Tort bestehend, ungefähr 5000 Pferde stark. Mit diesem focht er bei Rheims 13. März und bei Arcis sur Aube (s. d.) 20. und 21. März. In der letzteren Schlacht hielt er gegen die weit überlegene feindliche Reiterei tapfer Stand, und machte, obschon wiederholt zurückgeworfen, am 20. noch Abends 9 Uhr, mehrere lebhafte Angriffe. S. deckte Tags darauf mit Oudinot den Rückzug und lieferte am 26. März bei St. Dizier gegen den General Winzingerode eines der letzten Gefechte dieses merkwürdigen Feldzuges. Von Ludwig XVIII. erhielt S. keine active Anstellung und nahm auch 1815, als Napoleon wieder erschien, keinen Theil an dem Feldzuge. Er befand sich in der Deputirtenkammer und wurde von dem Kaiser verschiedentlich gebraucht. S. war als einer der Bevollmächtigten der provisorischen Regierung, Ende Juni, bei der erfolglosen Sendung an die verbündeten Monarchen. Obgleich in der Ordonanz vom 24. Juli nicht mitbegriffen, ging er nach England, von wo er jedoch schon im folgenden Jahre zurückkehrte. Das militairische Leben des Generals S. ist hiermit geschlossen, und *es bleibt nur noch übrig*, eine kurze Uebersicht seines ferneren Wirkens

als Volksrepräſentant, Redner und Staatsmann zu geben. In allen dieſen Beziehungen erlangte er eine eben ſo hohe Bedeutung wie früher im F.lde. Vom Jahre 1819 an, wo er in der Deputirtenkammer auftrat und bald als einer der erſten Redner glänzte, kämpfte er mit Kraft und Würde, jedoch nie die Schranken der Mäßigung und des Anſtandes überſchreitend, gegen den Geiſt der bourboniſchen Regierung, welche im Jahre 1824 ſeine Wiederernennung zu verhindern wußte. Als Beweis des Anſehens, in welchem er ſtand, iſt zu erwähnen, daß er nach dem Tode des berühmten Generals Foy (ſ. d.) im Jahre 1826 deſſen Stelle als Deputirter einnahm. Von jetzt an zeigte ſich ſeine Oppoſition entſchiedener, insbeſondere gegen das Miniſterium Polignac. Die Julirevolution eröffnete ihm eine glänzende, aber dornenvolle Laufbahn. Er trat in Ludwig Philipp's erſtes Miniſterium, und erhielt das Departement des ihm ganz fremden Seeweſens, welches er jedoch ſchon im Nov. 1830 mit dem der auswärtigen Angelegenheiten, an Maiſon's Stelle, vertauſchte. In den ſchwierigſten Verhältniſſen und bei unaufhörlichem Wechſel der Miniſter verwaltete er dieſes Amt unter den ſich folgenden Conſeilpräſidenten Laffitte, Perier und Soult, 2 volle Jahre. Es war in einer ſo bewegten Zeit wohl unmöglich, alle Parteien zu befriedigen. S. ſah ſich den heftigſten Angriffen der Oppoſition, zu der ſich auch mehrere ſeiner ehemaligen Freunde zählten, ausgeſetzt; insbeſondere wurde ſein Benehmen bei den polniſchen Angelegenheiten ſehr getadelt, indem man ihm beſchuldigte, die Würde Frankreichs, den andern Mächten gegenüber, verkannt zu haben. Als die Nachricht von dem Falle Warſchaus nach Paris kam, waren S. und Perier einige Augenblicke in großer Gefahr, vom Pöbel mißhandelt oder ermordet zu werden. S. war es, der mit den vereinigten Staaten die Uebereinkunft abſchloß, wodurch die Anſprüche derſelben mit einer Summe von 25 Millionen Franks beſeitigt wurden. Bei den über dieſen Gegenſtand in den Kammern entſtehenden Discuſſionen ſah er ſich von allen Seiten angegriffen und gerieth auch auf andere Art in die größten Verlegenheiten; ſo mit ſeinen Collegen Laffitte und Soult, indem er ihnen eine von Maiſon aus Wien erhaltene wichtige Depeſche verheimlicht und nur den König davon in Kenntniß geſetzt hatte; ferner bei Abberufung des Generals Guilleminot als Geſandter in Conſtantinopel, wegen einer von demſelben an den Divan auf S. Veranlaſſung übergebenen Note, die dem ruſſiſchen Cabinet ſehr mißfällig geweſen war. Dergleichen Colliſionen waren aber gewiß bei der critiſchen Lage, in welcher ſich Frankreichs Regierung nach Innen und Außen befand, ſo wie bei dem heftigen Kampfe der Parteien, nicht zu vermeiden und S. hatte ſich unbeſtritten das Verdienſt erworben, zu Erhaltung des allgemeinen Friedens am meiſten beigetragen zu haben. Im Monat Auguſt 1831 hatte er mit mehreren ſeiner Collegen um ſeine Entlaſſung gebeten, da er nicht erwarten durfte, die Oppoſition zu beſiegen. Die raſche Intervention Frankreichs in dieſem Momente, zu Gunſten der Belgier, wirkte jedoch günſtig auf den Credit der Miniſter und S. ließ ſich bewegen, ſeine Stelle, obgleich mehr dem Namen nach, beizubehalten. Seine Geſundheit war ſehr angegriffen und Perier übernahm, bis er im Mai 1832 ſtarb, den größern Theil der Geſchäfte des auswärtigen Departements. Dann leitete S. dieſelben noch einige Monate, bis zur Bildung des neuen Miniſteriums im Nov. 1832, wo der Herzog von Broglie an ſeine Stelle trat. Im Jahre 1833 ging er als Geſandter nach Neapel, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte. Seitdem lebt S. von den Staatsgeſchäften ſcheinbar zurückgezogen, ſteht jedoch noch immer in großer Gunſt bei dem König, der ihn oft ſieht und ſich ſeiner noch oft be-

dienen soll. Ein jüngerer Bruder von ihm ist der Generallieutenant Tiburcius Sebastiani, welcher 1830 Abgeordneter Corsika's in der Deputirtenkammer war, 1831 bei der französischen Intervention in Belgien eine Division befehligte und sich den 5. und 6. Juli 1832 bei den Kämpfen in Paris durch Erstürmung mehrerer Barrikaden auszeichnete. (Literatur wie bei Scherer.) Z.

Secante, nennt man in der Geometrie jede Linie, die den Kreis oder eine andere krumme Linie schneidet. Ein Winkel, der am Kreise von einer Secante und einer Sehne gebildet wird, hat zu seinem Maße den halben Bogen, welchen die Sehne vorwärts und den halben Bogen, welchen die Secante rückwärts abschneidet. — In der Trigonometrie ist die Secante die Verbindungslinie des Mittelpuncts mit dem Endpuncte der Tangente, so daß Halbmesser, Tangente und Secante ein rechtwinkeliges Dreieck bilden, wo Letztere die Hypotenuse ist. Die Secante des Ergänzungswinkels wird dann die Cosecante genannt und diese bildet ein rechtwinkeliges Dreieck mit Radius und Cotangente. M. S.

Sechseck (Befestigungskunst), siehe Vieleck.

Seckendorf, Friedrich Heinrich, Reichsgraf von, k. k. G.F.M. und wirklicher Geheimerath, geb. 1673, verlor 2 Jahr alt seinen Vater durch den Tod und wurde von seinem Oheim, Veit v. Seckendorf, erzogen. Im 20. Jahr trat S. in kurbrandenburgische, bald darauf aber in markgräflich-ansbachische Dienste, wo er sich in kurzer Zeit bis zum Grade eines Brigadiers emporschwang. Die ansbachischen Truppen stießen 1704 zu dem Heere der Alliirten unter Prinz Eugen und Marlborough und S. wußte schon in dem ersten Treffen auf dem Schellenberge und dann in der Schlacht bei Hochstedt die Aufmerksamkeit der beiden Feldherren auf sich zu ziehen. In den folgenden Jahren wohnte er allen Feldzügen in den Niederlanden bis zum Jahre 1709 bei und zeichnete sich bei Neerwinden, Ramilies und den Belagerungen von Menin, Lille, Tournay und Mons sehr vortheilhaft aus. Durch hervorstechendes militairisches Talent und persönlichen Muth hatte S. sich bei diesen Gelegenheiten die besondere Gunst des damaligen Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm und des Königs August II. von Polen erworben, und zwar bei Letzterem in so hohem Grade, daß dieser ihn mit Bewilligung des Markgrafen in seine Dienste nahm und zum Generalmajor und Chef eines Infanterieregimentes ernannte. Als im Jahr 1710 der Prinz Eugen sich über Dresden und Berlin wieder zur Armee nach Flandern begab, begleitete er diesen Fürsten dahin und focht in diesem Feldzug stets mit Glück und Auszeichnung, abwechselnd unter den Generalen Fagel, Schulenburg, dem Fürsten von Dessau und Marlborough Der Separatfriede 1712, zwischen Frankreich, England, Holland, Preußen und Savoyen geschlossen, führte auch das sächsische Corps und mit demselben Seckendorf wieder nach Sachsen zurück. Kurz darauf vom König August mit wichtigen Aufträgen nach Polen geschickt, beförderte ihn dieser nach seiner Zurückkunft zum Generallieutenant und Gouverneur von Leipzig. Bis zum Jahr 1715 hatte S. diesem Gouvernement zur Zufriedenheit seines Monarchen und der Stadt vorgestanden, als derselbe Befehl erhielt, mit 8000 M. polnischer und sächsischer Truppen zu den in Schwedisch-Pommern vereinigten Preußen und Dänen zu stoßen. Die Festung Stralsund, zu deren Belagerung S. in Gemeinschaft mit General Wackerbarth den Plan entwarf, und die auch wirklich, trotz der tapfersten Gegenwehr und der Anwesenheit Karl's XII. selbst, am 23. December übergeben wurde, bot ihm neue Gelegenheit sich hervorzuthun. Auch erhielt S. vom König von

Preußen, als Anerkennung seiner Verdienste, einen prächtigen mit Brillanten verzierten Degen. Der militairische Ruf Ss. hatte sich indeß so allgemein verbreitet, daß selbst Kaiser Karl VI. sich bewogen fand, ihn mit Zustimmung August's in seine Dienste zu berufen. Als k. k. Feldmarschall-Lieutenant wohnte er nur bis zum Passarowiczer Frieden unter Prinz Eugen den Feldzügen gegen die Türken bei, wurde dann auf den Kriegsschauplatz nach Sicilien versetzt, und langte noch zeitig genug dort an, um Theil an dem Treffen von Francavilla zu nehmen. Der für Oestreich günstige Friede von 1720 führte S., nachdem er bis ins folgende Jahr mit einem Beobachtungscorps von 16,000 M. auf Sicilien stehen geblieben, nach Wien zurück, wo ihn der Kaiser zur Belohnung in den Reichsgrafenstand und zum Gouverneur von Philippsburg erhob, wozu später auch noch das Gouvernement von Mainz kam. Während der Ruhe, die Deutschland einige Jahre hintereinander genoß, lebte Graf S. als östreichischer Gesandter abwechselnd an den Höfen zu Berlin, Dresden und Copenhagen, erwarb sich den Ruf eines geschickten Diplomaten und erhielt von fast allen Potentaten der genannten Länder die Decorationen ihrer Orden. Die Erledigung des polnischen Thrones durch den Tod August's II. (1733) verursachte von Neuem einen Friedensbruch zwischen Oestreich und Frankreich, indem Ludwig XV. seinem Schwiegervater Stanislaus Lescynsky wiederum zur Krone von Polen verhelfen wollte. Noch in demselben Jahre hatten die Franzosen Kehl weggenommen und belagerten Philippsburg. Dagegen rückten die Oestreicher erst 1734 ins Feld und General S. ging mit 53 Schwadronen und 26 Bataillonen dem Marschall Coigny entgegen, welcher Miene machte, den Rhein in der Gegend von Mainz zu passiren und diese Festung einzuschließen. Es gelang ihm, die Franzosen über den Hundsrück bis unter die Mauern von Trier zurückzutreiben, und er würde sie auch von dort verjagt haben, wenn der eingetretene Waffenstillstand und bald darauf folgende Friede nicht allen Feindseligkeiten ein Ende gemacht hätte. Prinz Eugen starb 1736 und Graf S. erhielt dessen Stelle als östreichischer Feldmarschall. Der Feldzug 1737 gegen die Türken, in welchem der Herzog von Lothringen (nachher Kaiser Franz I.) dem Namen nach, im eigentlichen Sinne des Worts aber der Feldmarschall S. den Oberbefehl führte, fiel sehr zum Nachtheil der östreichischen Waffen aus, und man zögerte nicht, die Schuld hiervon der schlechten Führung und Verpflegung des Heeres beizumessen. Nach geschlossenem Frieden 1739 wurde Graf S. verhaftet, von Wien nach Grätz abgeführt und eine Militaircommission zur Untersuchung niedergesetzt. Man beschuldigte ihn die erhaltenen Instructionen nicht befolgt und überschritten, das Heer durch übertriebene Märsche und schlechte Verpflegung ruinirt zu haben. Ferner habe er sich allerlei Bedrückungen und Gelderpressungen erlaubt, seine Untergebenen gröblich und tyrannisch behandelt und gegen den Herzog die schuldige Ehrerbietung aus den Augen gesetzt ꝛc., ja man ging soweit, ihn des Hochverraths anzuklagen. Der Tod Karl's VI. beendigte diesen weitläufigen Proceß, indem Maria Thereſia befahl, denselben niederzuschlagen, den Grafen auf freien Fuß und in seine vorigen Würden wieder einzusetzen. S. begab sich hierauf nach Dresden und von da auf seine Güter, wo er einige Zeit lebte. Erst im Jahr 1742 und während des östreichisch-baierschen Erbfolgekrieges erscheint Graf S. wieder auf dem Kriegsschauplatz, wo er ein östreichisches Corps commandirte und mit abwechselndem Glücke gegen die zahlreichen Feinde Maria Thereſia's focht. Er starb am 23. Nov. 1763. (Vergl. Thereſias von S.

[illegible] einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von Seckendorf. 4 Bde. Leipz. M. G.

Section heißt in den meisten Armeen die kleinste taktische Unterabtheilung, welche von einem Officier befehligt wird, z. B. der vierte Theil einer Infanteriecompagnie, einer Schwadron, eine Abtheilung von 2 Geschützen; bei der Cavalerie und Artillerie ist jedoch die Benennung „Zug" gebräuchlicher. Bei der preußischen Infanterie ist die Compagnie in zwei Züge (Pelotons), der Zug in 5 Sectionen zu 5 Rotten abgetheilt. Eine preußische Sectionscolonne hat demnach nur 5 Mann in Front, während z. B. eine sächsische ungefähr 15 M. in Front haben würde, was die Breite gewöhnlicher Chausséen gleich kommt. Im freien Felde bedient man sich aber lieber der Pelotons- und Divisionscolonnen, welche bei der obigen Stärke 30 und 60 M. in Front haben würden, und deßhalb mehr Angriffs- und Vertheidigungsfähigkeit besitzen. Pz.

Sector oder Ausschnitt eines Kreises, ist ein Stück der Kreisfläche, welches von zwei Halbmessern und einem Bogen begrenzt wird. — Der S. einer Kugel hat die Gestalt eines senkrechten Kegels, dessen Spitze im Mittelpunct der Kugel liegt, dessen Grundfläche aber ein Stück der Kugeloberfläche ausmacht. M. S.

Sedíman, Dorf in Ober-Aegypten.

Gefecht am 8. October 1798.

Nachdem Bonaparte in Aegypten sich der Hauptstadt Cairo bemächtigt hatte, beschloß er die Unterwerfung der Mamelucken und ihrer Beys. Er selbst wendete sich gegen Ibrahim Bey in Unteragypten; den General Desaix sendete er gegen Murad Bey nach Oberägypten. Am 25. August schiffte sich Desaix zu dieser schwierigen Expedition auf dem Nil ein. Ein Geschwader von Dschermen, den landesüblichen Fahrzeugen, unter Bedeckung einer Schebeke, eines Avisoschiffes und zweier Halbgaleeren, nahm seine Division, das Geschütz und den Lebensmittelbedarf an Bord. Seine Division zählte nicht mehr als 6 Bataillone und die denselben zugetheilten Artillerien. Am 30. August landete er bei Béné und lehnte sein Lager an den Nil, um sich des Beistandes der Flotille zu versichern. Einen vollen Monat hindurch verfolgte er Murad Bey den Nil hinauf, ohne ihn zu erreichen. Am Josephscanal angelangt, ließ er hier 6 Fahrzeuge zurück, um den Eingang in denselben zu decken. Sofort eilte er Murad Bey nach, der sich jedesmal zurückzog, so oft Desaix ihm ein Treffen anbot. Am 7. Octbr. erfuhr er endlich durch seine Spione, daß Murad entschlossen sei, ihn bei Sedíman zu erwarten. Am 8. Octbr. formirte Desaix mit Tagesanbruch seine Division in ein geschlossenes Viereck, dessen Flanken durch 2 Züge zu je 250 Mann gedeckt wurden. Um 8 Uhr erschien Murad an der Spitze von 3000 Mamelucken und 8—10,000 Arabern. Ein Thal trennte die beiderseitigen Gegner. Desaix beschloß dasselbe zu überschreiten, um die jenseits haltenden Feinde anzugreifen. Kaum hatte er jedoch den Uebergang begonnen, als er sich durch die Mamelucken von allen Seiten umgefallen sah. Dieser Angriff ward durch das wohlgezielte Gewehr- und Geschützfeuer der Franzosen zurückgeworfen. Sofort stürzten sich die Mamelucken auf einen der Züge auf den Flanken und hieben alles nieder, was sich nicht zu Boden warf. Ein neuer wüthender Angriff erfolgte auf das Viereck, doch auch dieser ward durch das Feuer der Franzosen zurückgeschlagen. Diesen Augenblick benutzte der halbaufgerieben Flankenzug zum Rückzuge in das Viereck. Die Mamelucken, wüthend darüber, daß es ihn

Preußen, als Anerkennung seiner Verdienste, einen prächtigen mit Brillanten verzierten Degen. Der militairische Ruf Ss. hatte sich indeß so allgemein verbreitet, daß selbst Kaiser Karl VI. sich bewogen fand, ihn mit Zustimmung August's in seine Dienste zu berufen. Als k. k. Feldmarschall-Lieutenant wohnte er nur bis zum Passarowiczer Frieden unter Prinz Eugen den Feldzügen gegen die Türken bei, wurde dann auf den Kriegsschauplatz nach Sicilien versetzt, und langte noch zeitig genug dort an, um Theil an dem Treffen von Francavilla zu nehmen. Der für Oestreich günstige Friede von 1720 führte S., nachdem er bis ins folgende Jahr mit einem Beobachtungscorps von 16,000 M. auf Sicilien stehen geblieben, nach Wien zurück, wo ihn der Kaiser zur Belohnung in den Reichsgrafenstand und zum Gouverneur von Philippsburg erhob, wozu später auch noch das Gouvernement von Mainz kam. Während der Ruhe, die Deutschland einige Jahre hintereinander genoß, lebte Graf S. als östreichischer Gesandter abwechselnd an den Höfen zu Berlin, Dresden und Copenhagen, erwarb sich den Ruf eines geschickten Diplomaten und erhielt von fast allen Potentaten der genannten Länder die Decorationen ihrer Orden. Die Erledigung des polnischen Thrones durch den Tod August's II. (1733) verursachte von Neuem einen Friedensbruch zwischen Oestreich und Frankreich, indem Ludwig XV. seinem Schwiegervater Stanislaus Lescynsky wiederum zur Krone von Polen verhelfen wollte. Noch in demselben Jahre hatten die Franzosen Kehl weggenommen und belagerten Philippsburg. Dagegen rückten die Oestreicher erst 1734 ins Feld und General S. ging mit 53 Schwadronen und 26 Bataillonen dem Marschall Coigny entgegen, welcher Miene machte, den Rhein in der Gegend von Mainz zu passiren und diese Festung einzuschließen. Es gelang ihm, die Franzosen über den Hundsrück bis unter die Mauern von Trier zurückzutreiben, und er würde sie auch von dort verjagt haben, wenn der eingetretene Waffenstillstand und bald darauf folgende Friede nicht allen Feindseligkeiten ein Ende gemacht hätte. Prinz Eugen starb 1736 und Graf S. erhielt dessen Stelle als östreichischer Feldmarschall. Der Feldzug 1737 gegen die Türken, in welchem der Herzog von Lothringen (nachher Kaiser Franz I.) dem Namen nach, im eigentlichen Sinne des Worts aber der Feldmarschall S. den Oberbefehl führte, fiel sehr zum Nachtheil der östreichischen Waffen aus, und man zögerte nicht, die Schuld hiervon der schlechten Führung und Verpflegung des Heeres beizumessen. Nach geschlossenem Frieden 1739 wurde Graf S. verhaftet, von Wien nach Grätz abgeführt und eine Militaircommission zur Untersuchung niedergesetzt. Man beschuldigte ihn die erhaltenen Instructionen nicht befolgt und überschritten, das Heer durch übertriebene Märsche und schlechte Verpflegung ruinirt zu haben. Ferner habe er sich allerlei Bedrückungen und Gelderpressungen erlaubt, seine Untergebenen gröblich und tyrannisch behandelt und gegen den Herzog die schuldige Ehrerbietung aus den Augen gesetzt ꝛc., ja man ging soweit, ihn des Hochverraths anzuklagen. Der Tod Karl's VI. beendigte diesen weitläufigen Proceß, indem Maria Theresia befahl, denselben niederzuschlagen, den Grafen auf freien Fuß und in seine vorigen Würden wieder einzusetzen. S. begab sich hierauf nach Dresden und von da auf seine Güter, wo er einige Zeit lebte. Erst im Jahr 1742 und während des östreichisch-baierschen Erbfolgekrieges erscheint Graf S. wieder auf dem Kriegsschauplatz, wo er ein östreichisches Corps commandirte und mit abwechselndem Glücke gegen die zahlreichen Feinde Maria Theresia's focht. Er starb am 23. Nov. 1763. (Vergl. Theresias von S.

Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von Seckendorf. 4 Bde. 1790.) M. G.

Section heißt in den meisten Armeen die kleinste taktische Unterabtheilung, welche von einem Officier befehligt wird, z. B. der vierte Theil einer Infanteriecompagnie, einer Schwadron, eine Abtheilung von 2 Geschützen; bei der Cavalerie und Artillerie ist jedoch die Benennung „Zug" gebräuchlicher. Bei der preußischen Infanterie ist die Compagnie in zwei Züge (Pelotons), der Zug in 5 Sectionen zu 5 Rotten abgetheilt. Eine preußische Sectionscolonne hat demnach nur 5 Mann in Front, während z. B. eine sächsische ungefähr 15 M. in Front haben würde, was der Breite gewöhnlicher Chausséen gleich kommt. Im freien Felde bedient man sich aber lieber der Pelotons- und Divisionscolonnen, welche bei der obigen Stärke 30 und 60 M. in Front haben würden, und deßhalb mehr Angriffs- und Vertheidigungsfähigkeit besitzen.

Pz.

Sector oder Ausschnitt eines Kreises, ist ein Stück der Kreisfläche, welches von zwei Halbmessern und einem Bogen begrenzt wird. — Der S. einer Kugel hat die Gestalt eines senkrechten Kegels, dessen Spitze im Mittelpunct der Kugel liegt, dessen Grundfläche aber ein Stück der Kugeloberfläche ausmacht. M. S.

Sediman, Dorf in Ober-Aegypten.

Gefecht am 8. October 1798.

Nachdem Bonaparte in Aegypten sich der Hauptstadt Cairo bemächtigt hatte, beschloß er die Unterwerfung der Mamelucken und ihrer Beys. Er selbst wendete sich gegen Ibrahim Bey in Unteragypten; den General Desaix sendete er gegen Murad Bey nach Oberägypten. Am 25. August schiffte sich Desaix zu dieser schwierigen Expedition auf dem Nil ein. Ein Geschwader von Dschermen, den landesüblichen Fahrzeugen, unter Bedeckung einer Schebeke, eines Avisoschiffes und zweier Halbgaleeren, nahm seine Division, das Geschütz und den Lebensmittelbedarf an Bord. Seine Division zählte nicht mehr als 6 Bataillone und die denselben zugetheilten Batterien. Am 30. August landete er bei Béné und lehnte sein Lager an den Nil, um sich des Beistandes der Flotille zu versichern. Einen vollen Monat hindurch verfolgte er Murad Bey den Nil hinauf, ohne ihn zu erreichen. Am Josephscanal angelangt, ließ er hier 6 Fahrzeuge zurück, um den Eingang in denselben zu decken. Sofort eilte er Murad Bey nach, der sich jedesmal zurückzog, so oft Desaix ihm ein Treffen anbot. Am 7. Octbr. erfuhr er endlich durch seine Spione, daß Murad entschlossen sei, ihn bei Sediman zu erwarten. Am 8. Octbr. formirte Desaix mit Tagesanbruch seine Division in ein geschlossenes Viereck, dessen Flanken durch 2 Züge zu je 250 Mann gedeckt wurden. Um 8 Uhr erschien Murad an der Spitze von 3000 Mamelucken und 8—10,000 Arabern. Ein Thal trennte die beiderseitigen Gegner. Desaix beschloß dasselbe zu überschreiten, um die jenseits haltenden Feinde anzugreifen. Kaum hatte er jedoch den Uebergang begonnen, als er sich durch die Mamelucken von allen Seiten angefallen sah. Dieser Angriff ward durch das wohlgezielte Gewehr- und Geschützfeuer der Franzosen zurückgeworfen. Sofort stürzten sich die Mamelucken auf einen der Züge auf den Flanken und hieben alles nieder, was sich nicht zu Boden warf. Ein neuer wüthender Angriff erfolgte auf das Viereck, doch auch dieser ward durch das Feuer der Franzosen zurückgeschlagen. Diesen Augenblick benutzte der halbaufgeriebene Flankenzug zum Rückzuge in das Viereck. Die Mamelucken, wüthend darüber, daß es ihn

nicht gelang, das Viereck zu sprengen, erneuerten ihre Anfälle und drangen bis dicht an die französischen Glieder heran, wo es zu einem mörderischen Kampfe kam. Die Franzosen hielten sich dicht geschlossen, wohl einsehend, daß hierin allein der Weg zum Siege liege. Endlich erreichte die Wuth der Mamelucken den höchsten Grad; sie schleuderten ihre Waffen, mit denen sie die Feinde auf keine andere Weise zu erreichen vermochten, mitten in die Glieder der Franzosen, und zogen sich endlich auf eine kurze Strecke zurück, indem sie eine Batterie von 8 Geschützen, aufgefahren auf einem Sandhügel, demaskirten. Das Feuer dieser Batterie richtete eine furchtbare Verwüstung unter den Franzosen an. Längere Zeit in diesem verderblichen Feuer stehen zu bleiben, brachte die höchste Gefahr; beim Vorrücken gegen den Feind mußten dagegen die Verwundeten einem gewissen Tod preisgegeben werden. Endlich entschloß sich Desaix zu diesem letzten Schritte; während die französische Artillerie einige Geschütze der Mamelucken demontirte, nahmen die Grenadiere den Rest derselben mit dem Bajonette. Sofort fuhr das französische Geschütz auf der eroberten Höhe auf und beschoß die feindlichen Schaaren mit solchem Nachdrucke, daß diese sich in wilder Flucht nach Fairum hinter den See von Gaza zu retten suchten. Das Schlachtfeld war mit 3 Beys und einer Menge Mamelucken bedeckt. Der Verlust der Franzosen betrug 340 Todte und 150 Verwundete. 6 Geschütze fielen in ihre Hände. Durch diesen Sieg, zu welchem insbesondere der Brigadechef Robin und der Adjutant Rapp beigetragen hatten, vernichtete Desaix den Kern der Mamelucken und sicherte sich den Besitz von Oberägypten.

— s —

See oder Meer heißt die ungeheure Wassermenge, welche ohne Unterbrechung durch Land die tiefen Stellen der Erdoberfläche ausfüllt, und mehr als ¾ derselben bedeckt. Die See war ehedem ein großes Hinderniß für den Handel und Verkehr zwischen fernen Ländern, ist aber durch die großen Verbesserungen der Schiffsbau- und Schiffahrtskunde, insbesondere durch Erfindung der Dampfschiffe, zu einem wichtigen Verbindungsmittel geworden und dadurch auch zum Kriegsschauplatze für Seemächte. Es ist fast unzweifelhaft, daß das Meer sonst einen viel größeren Theil der Erdoberfläche bedeckte. Die Oberfläche dieser Wassermasse (der Meeresspiegel) ist als eben zu betrachten, obgleich die rundliche Gestalt unsres Erdballs am deutlichsten darauf sichtbar wird. Desto unebener ist aber der Meeresgrund, und man findet darauf Berge und Thäler wie anderwärts. Die Spitzen und Rücken der höchsten Gebirge im Meere treten als Inseln aus dem Wasserspiegel hervor; die tiefsten Stellen sind für den Menschen unermeßlich. Diejenigen Theile des Meergrundes, welche bis in die Nähe des Wasserspiegels reichen, so daß das darüber stehende Wasser eine Untiefe bildet, werden, wenn sie von sandiger Beschaffenheit sind, Sandbänke genannt; bestehen sie aber aus Felsen und bilden sie eine Fläche unter dem Wasser, so heißen sie Felsbank; eine zackige Gestalt gibt ihnen den Namen Klippen (Skären in Schweden), oder Riff, wenn sie in einer vom Wasserspiegel bisweilen unterbrochenen Reihe fortlaufen. Eine allgemeine regelmäßige Strömung der Meere gibt es nicht, wohl aber findet sich dieß in einzelnen Meeren, z. B. im atlantischen, im indischen und in andern Gegenden, die durch regelmäßige Winde, durch Meerengen und andere zum Theil noch unbekannte Ursachen hervorgebracht werden. Am häufigsten sind sie in Binnenmeeren, die durch Meerengen mit einander verbunden werden. Für den Krieger zur See ist die Kenntniß der herrschenden Winde, Strömungen und der vorhandenen Untiefen besonders

[redacted] muß aber auch die Beschaffenheit der Meeresküsten kennen, damit er bei herannahendem Sturme solche Gegenden vermeidet, in denen das Schiff auf den Strand geworfen oder an Felsen zertrümmert werden könnte, und die hohe See suchen. Eben so ist die Kenntniß des Ankergrundes wichtig, dessen Beschaffenheit sich aus eigenthümlichen Merkmalen errathen läßt (s. Seekrieg). Der See bezeichnet ein stehendes, rings vom Lande umgebenes Gewässer von bedeutend geringerem Umfange als die See. Ein solcher See entsteht gewöhnlich durch Ansammlung von Wasser in Vertiefungen des Bodens, welches entweder von verborgenen Quellen oder durch sichtbare Zuflüsse gespendet wird und einen sparsamen Abfluß hat. Bisweilen werden aber auch an den Meeresküsten Seen gebildet, indem ein Theil des durch Meeresfluten auf das Festland getriebenen Wassers in den großen Vertiefungen zurückbleibt, und weder versickern noch ganz verdunsten kann. — Nach ihrer verschiedenen Lage unterscheidet man Landseen, Bergseen und Gebirgsseen. Die Landseen sind oft von beträchtlichem Umfange, von ausgezackter Gestalt, voll Inseln und Halbinseln; man findet sie in den flachen Niederlanden, die vor Jahrtausenden muthmaßlich noch vom Meere bedeckt waren. Die Bergseen sind meist alle sehr tief, von rundlicher Gestalt und geringem Umfange. Die Gebirgsseen haben mehr Länge als Breite und eine viel größere Ausdehnung, ihre Ufer sind gewöhnlich felsig und schroff. — Die meisten Seen haben sichtbare Zu- und Abflüsse. Es gibt deren, die sich durch Quellen und Bäche bilden, und aus welchen das Wasser durch einen größeren Bach oder Fluß abgeführt wird; bei anderen wird der Zu- und Abfluß aus fließenden Gewässern gebildet; wieder andere haben zwar einen sichtbaren Zufluß, aber keinen sichtbaren Abfluß, oder umgekehrt; endlich gibt es auch Seen, die sich periodisch füllen und periodisch versiegen. Auf ihre militairische Benutzung hat jedoch dieß Alles keinen Einfluß. — Im Allgemeinen sind die Seen als Hindernisse der Bewegung zu betrachten, nur im unwegsamen Gebirgslande erscheinen sie zuweilen als ein günstiges Verbindungsmittel, wenn man nämlich in Besitz von Fahrzeugen ist. Große Landseen sind gute Stützpuncte für die Flanken, kleinere und unter sich verbundene Seen können aber auch zur Fronteverstärkung dienen, indem sie die Annäherung auf wenig schmale Stellen beschränken, gegen welche man ein um so wirksameres Geschützfeuer richten kann. Doch ist dabei zu bemerken, daß die Wasserfläche nicht immer gegen Kanonenkugeln schützt, weil diese — unter spitzem Winkel abgeschossen — mehrmals aufschlagen, bevor sie untersinken; es hat jedoch die Höhe des Uferrandes großen Einfluß darauf. Das Wasser der Seen ist für Menschen und Pferde fast immer trinkbar. — Obschon die Landseen auf allen topographischen Karten rücksichtlich ihrer Lage und Gestaltung genau angegeben sind, muß man sie doch stets sorgfältig untersuchen lassen, bevor man sich ihrer zu einem taktischen Zwecke bedient. In dem Berichte darüber würde hauptsächlich gesagt werden müssen, von welcher Beschaffenheit ihr Bett, ihre Ufer und die an demselben hinführenden Wege, ferner die vorhandenen Inseln, Furten und Fahrzeuge sind. Die Wassertiefe, die Art des Zu- und Abflusses sind ebenfalls anzugeben. Nicht minder verdient das angrenzende Terrain die sorgfältigste Untersuchung, selbst wenn es mit hohem Schilf oder Seegras bewachsen sein sollte, was nicht immer ein Beweis von der Ungangbarkeit des Bodens ist. Pz.

Seecadet, wird in den meisten Marinen ein junger Mann genannt, der, nach bereits erworbener wissenschaftlicher Bildung, auf einem Kriegsschiffe den Dienst praktisch erlernt und dadurch die nächste Anwartschaft zum Di-

ficier erlangt. Die Seereglements geben die Anzahl solcher jungen Leute an, welche ein Kriegsschiff seinem Range nach aufnehmen darf. Die Seecadetten stehen auf einem Schiffe unter den unmittelbaren Befehlen der Officier. Bei den Engländern heißen sie Midshipmen, bei den Holländern Adelsbursche.

Seekarte, die Vorstellung eines Theils des Meeres, auf welcher die Küsten, Meerbusen, Rheden, der Ankergrund, die Vorgebirge, Inseln, Sandbänke, Klippen und Untiefen, so wie die Meeresströmungen genau angegeben sind. Man entwirft dieselben gewöhnlich in der Mercators-Projektive, d. h. mit wachsenden Breitengraden und mit parallelen Meridianen, um die loxodromische Linie (s. d.) als Gerade darauf vorstellen zu können.

M. S.

Seekrieg. Der Krieg zur See ist von dem Kriege zu Lande in vieler Hinsicht so sehr verschieden, daß es nicht uninteressant sein dürfte, einen Vergleich durchzuführen. Aus dem politischen Gesichtspuncte betrachtet kann der Seekrieg folgende allgemeine Zwecke haben: 1) die Vernichtung der feindlichen Seemacht, wodurch man die Herrschaft zur See erlangt; 2) die Vertreibung der feindlichen Flotten aus einem bestimmten Meere, oder ihr Eienschließung in die dort befindlichen Häfen, um freies Spiel zu bekommen. — Der erste Punct trifft mit den politischen Zwecken des Landkrieges völlig überein; im zweiten Puncte findet aber schon eine Abweichung statt, weil es schwer sein möchte, die ganze feindliche Armee irgendwo auf die Dauer einzuschließen. Endlich wird 3) der Seekrieg oft nur zur Unterstützung des Landkriegs geführt, während der umgekehrte Fall wohl zu den seltneren Ausnahmen gehören möchte; beide Kriegsarten sind aber auch als völlig selbstständig zu betrachten. — Die materiellen Bedingungen des Seekrieges sind von ganz eigenthümlicher Art. Eine Flotte von 30 Linienschiffen ist — nach Napoleon's Ansichten — zur See eben so viel werth, als zu Lande eine Armee von 120,000 M.; die Ausrüstungskosten Beider sind ziemlich gleich, die Unterhaltskosten sind aber bei der Landarmee viel beträchtlicher, weil die Reit- und Zugpferde, nebst Sattel, Geschirr und Fahrzeuge sich schnell abnutzen, oder auch ganz zu Grunde gerichtet werden. Ferner hat eine Flotte von 30 Linienschiffen höchstens den fünften Theil der Mannschaft einer Armee von obiger Stärke, dagegen aber fünfmal mehr Geschütze, noch dazu vom stärksten Kaliber. Hieraus folgt, daß eine Flotte, wenn nur das Material vorhanden ist, in viel kürzerer Zeit ausgerüstet werden, und dennoch vollkommen kampftüchtig sein kann und daß also ihr Unterhalt in Friedenszeiten weniger kostspielig ist. Denn die Menschen müssen auch im Frieden ernährt, bekleidet und besoldet, die Pferde gefüttert werden; sind sie aber nicht vollzählig vorhanden, so erfordert die Mobilisirung viel Zeit, und da die Armee viel neue Elemente in sich aufnehmen muß, kann sie auch, als Ganzes betrachtet, nicht den gleichen Grad von Kampftüchtigkeit wie die Flotte haben. Der Seekrieg hat wie der Landkrieg seine Strategie und Taktik, die aber ebenfalls sehr verschieden sind. Der Umstand, daß der Kriegsschauplatz zur See eine ungeheuere flüssige Ebene ist, daß ferner die Flotte Kriegs- und Lebensbedürfnisse aller Art, das Trinkwasser abgerechnet, auf viele Monate am Bord hat, vermindert einen großen Theil der Schwierigkeiten, welche im Gefolge des Landkrieges sind, und macht die Flotten unabhängiger in ihren Operationen. Sie haben ihre Operationsbasis gleichsam am Bord, brauchen also nicht ängstlich auf eine stete Verbindung mit derselben bedacht zu sein. Der Feind hat kein Mittel seine Streitkräfte theilweise zu verbergen, man

kennt die Zahl und Gattung seiner Kriegsschiffe ziemlich genau, und kann der Uebermacht ausweichen, bevor sie gefährlich zu werden droht. Die Gesinnung der Meerbewohner ist völlig gleichgiltig, die Verrätherei wird ihnen unmöglich, da sie bekanntlich stumm sind. Kein Schnee oder Regen verderbt die Straßen und erschwert das Fortkommen; Hitze und Kälte haben nur wenig Einfluß auf den Gesundheitszustand. Die Flotte kann ihre Bewegungen Tag und Nacht fortsetzen, ohne befürchten zu müssen, daß die Schiffe nebst Bemannung ermüden; sie kann also auch ohne Gefahr nach schneller Entscheidung streben, während der Feldherr zahllose Rücksichten auf die Erhaltung seiner Streitkräfte zu nehmen hat, und bei jedem kühnen Schritte vorwärts, auch an die Möglichkeit eines schnellen Rückzugs denken muß, der bald eine feindliche Festung, bald ein Fluß oder eine wenig bewohnte Gegend vielfach erschwert und gefährlich machen kann. — Dagegen hat jede Flotte mit einer eigenthümlichen Gefahr zu kämpfen, der Sturm, der sie theilweise zu vernichten, wenigstens zu zerstreuen droht. Dafür ist sie jedoch von einer andern Gefahr befreit, die ungefähr dieselben Wirkungen hervorbringt. Jedes Kriegsschiff hat nämlich einen so hohen Grad taktischer Selbstständigkeit, daß sich die Muthlosigkeit der Mannschaft anderer Schiffe nicht so schnell und so weit verbreiten kann, als unter den einzelnen Truppencorps einer Armee, die in einer engeren moralischen Beziehung zu einander stehen. Wenn in einer Seeschlacht ein Linienschiff in den Grund gebohrt wird, setzen die andern Schiffe den Kampf ganz ruhig fort; wird aber in einer Feldschlacht eine Brigade vernichtet oder eine große Batterie genommen, dann ist der moralische Eindruck und auch die unmittelbare taktische Wirkung ungleich größer. Ein Rückzug zur See kann wohl auch in Flucht ausarten, wenn nämlich die einzelnen Kriegsschiffe zerstreut werden, aber das Bild einer solchen Flucht ist ganz verschieden von einer Flucht zu Lande, welche die Bande der Disciplin fast ganz auflöst, und die einzelnen Corps auf längere Zeit zum Kampf untüchtig macht. Das moralische Element kann sich also zur See wohl in seiner ganzen Stärke zeigen, nie aber im ungünstigen Falle so nachtheilige Wirkungen hervorbringen. Das Talent eines Befehlshabers einer Flotte ist von dem eines Feldherrn ebenfalls sehr verschieden. Zur Beurtheilung des Kriegsschauplatzes bedienen sich Beide der See- oder Landkarten. Aber der Admiral muß die herrschenden Winde kennen, und ihre Annäherung oder ihren Wechsel aus geringen Merkmalen der Atmosphäre abnehmen, eine Kenntniß, die man sich nur durch eine lange auf Beobachtung gegründete Erfahrung erwerben kann. Dem Feldherrn sind zwar auch Erfahrungen im Landkriege nöthig, da er aber mehr mit dem geistigen Auge urtheilen, und durch die Gesammtheit aller Schlüsse sich zum Handeln bestimmen muß, ist ihm ein höheres Urtheilsvermögen nöthiger als positive Kenntnisse, denn seine Unterfeldherren übernehmen einen großen Theil der Sorgen bei der Ausführung und gebieten über Menschen, die sich nach allen Richtungen frei bewegen können, während die zu einer Flotte gehörigen Schiffe sich mehr oder weniger nach dem herrschenden Winde richten müssen. Der Admiral darf also an die einzelnen Schiffskapitaine keine Foderung stellen, die sich mit den Wirkungen des bewegenden Elements nicht vereinbaren ließe, und er ist in dieser Beziehung sehr abhängig. Weil aber der Gegner zu Lande dieselbe Freiheit der Bewegung hat, so stehen ihm auch mehr Mittel zu Gebote seine besonderen Zwecke zu erreichen, wodurch die Kriegführung zu Lande ungleich schwieriger wird. Dem Admiral ist nautische Erfahrung nöthiger als hervorstechende Geistesgaben; bei dem Feldherrn ist das Genie wichtiger als

die Erfahrung. Es hat ſiegreiche Feldherren gegeben, die kaum 25 Jahr alt waren; aber Admirale von ſo jugendlichem Alter kennt die Geſchichte nicht, ſie mußten alle den mühſamen Weg der vieljährigen Dienſterfahrung gehen. Bei der Seetaktik kommt Alles auf Vernichtung oder Eroberung der feindlichen Schiffe an. Terraingewinn iſt von gar keiner Bedeutung, man müßte denn das ganze Meer gewinnen, oder den Gegner in nahe Häfen treiben. Alle Manöver in der Schlacht haben folglich keinen andern Zweck, als die Wirkung des Geſchützfeuers zu erhöhen oder das Entern zu erleichtern. Man kann jedoch auch die Abſicht haben, dem Gegner den Wind abzugewinnen, um ihm das Entkommen zu erſchweren. Die Linienſchiffe einer Flotte ſtellen ſich entweder in einem oder zwei Treffen auf, eine tiefere Stellung würde völlig nutzlos ſein, eben ſo eine weiter rückwärts aufgeſtellte Reſerve, wenigſtens läßt ſich daraus kein erheblicher Vortheil erſehen. Der Kampf zur See iſt nämlich kein langſames Abmeſſen der Kräfte wie in Feldſchlachten, ſondern eine gleichzeitige Anwendung aller Kräfte, ein Streben nach ſchneller Entſcheidung. Die Zeit hat keinen ſo hohen Werth, es kommt deßhalb auch wenig auf die Dauer des Widerſtandes an, die zu einer bloßen Ehrenſache wird, während in der Feldſchlacht durch den Gewinn einiger Stunden die halbe Armee gerettet werden kann. Auf der See gibt es keine Brücken zu bauen, über welche der Rückzug gehen muß, man hat keine Parks in Sicherheit zu bringen. Den Gegner zu vernichten, oder der eigenen Vernichtung entgehen, das iſt die Aufgabe. Die Mittel dazu ſind die ſogenannten Schiffsmanöver. Sie beſtehen im weſentlichen darin, daß man in dem Augenblicke, wo der Gegner eine volle Lage (Feuer aus allen Kanonen einer Schifffeite) erhalten ſoll, ihm die breite Seite zukehrt, wodurch natürlich die größte Wirkung hervorgebracht wird. Kann das angegriffene Schiff das Feuer nicht in demſelben Augenblick erwidern, ſo iſt es vortheilhaft, dem Gegner die ſchmale Seite zuzukehren, damit der größere Theil der Kugeln durch die leeren Zwiſchenräume geht und ohne Wirkung bleibt. In der Regel bedient man ſich der Kugeln (36r und 48r); die Kartätſchen kommen nur gegen die Mannſchaft auf dem Verdeck in Anwendung, ſowohl gegen die Matroſen als gegen die Schiffsſoldaten. Haben die Kartätſchen das Verdeck geſäubert, dann kann zum Entern geſchritten und über Bord geſtiegen werden. — Einzelne gute Schützen in den Maſtkörben oder ſonſt wo verſteckt aufgeſtellt, können ſich auch in der Seeſchlacht nützlich machen, indem ſie wiederholt auf den Schiffskapitain, Steuermann und auf die Matroſen der wichtigſten Poſten ſchießen. Der Admiral Nelſon ward auf dieſe Art getödtet. — Die kleinen Schiffe mit niedrigem Bord haben zwar eine geringere Feuerwirkung, bieten aber auch eine kleinere Zielſcheibe dar, ſind beweglicher und können den größeren Schiffen ſehr gefährlich werden; ihre Kugeln gehen ſelten fehl, ſie ſelbſt werden aber oft überſchoſſen, wobei es jedoch darauf ankommt, ob das Tau- und Segelwerk großen Schaden leidet, was noch gefährlicher iſt als Schüſſe in den Rumpf. Dampfſchiffe haben unbeſtreitbare Vorzüge vor Segelſchiffen, ſo lange die Maſchinerie nicht beſchädigt wird.

Die Leitung einer Seeſchlacht iſt mit größeren Schwierigkeiten verknüpft als die Leitung einer Feldſchlacht. Mündliche Befehle können wohl mittelſt Sprachrohres auf den einzelnen Schiffen ertheilt werden, aber bei dem furchtbaren Geſchützdonner wäre es ganz vergeblich, eine Flotte dadurch leiten zu wollen und das Entſenden von Adjutanten in kleinen Fahrzeugen oder Dampfbooten hat auch ſeine Schwierigkeiten, ganz abgeſehen davon, daß der Befehl auf dieſe Weiſe faſt immer zu ſpät ankommen würde,

rum die verlangte Evolution ſchnell ausgeführt werden ſoll. Der Admiral uß ſich deßhalb der ſichtbaren Zeichen, durch Flaggen verſchiedener Art, dienen, die aber bei dem ungeheuren Pulverdampfe auch nicht immer merkt werden, weßhalb es Grundſatz ſein muß, daß jeder Schiffskapitain m bedrängten Nachbar ſchnelle Hilfe leiſte, übrigens aber im Sinne der lgemeinen Idee handele. — Es iſt möglich, daß auch die Seetaktik manche erbeſſerung der Feldtaktik annehmen könne; ohne ſpecielle Kenntniß der ſteren möchte es aber gewagt ſein, Etwas darüber anzudeuten. Statt deſ- n möge eine Vergleichung der Leiſtungen der See- und Landſoldaten hier ch eine Stelle finden.

Der Seeſoldat iſt im Allgemeinen weniger Mühſeligkeiten und Ge- hren ausgeſetzt als der Landſoldat. Er leitet ſelten Hunger uud Durſt, läft des Nachts ruhig in ſeiner Hangematte, iſt gegen die ſchlechte Wit- rung geſchützt und führt überhaupt ein ſo regelmäßiges Leben wie in der armiſon. In Krankheitsfällen, die überhaupt ſeltener ſind, wird ihm die rgſamſte Pflege zu Theil. Bei dem Landſoldaten tritt beinahe das Ent- gengeſetzte ein. Die Märſche und Bivouaks conſumiren die Kräfte und gen den Keim zu vielen Krankheiten; der Vorpoſtendienſt ſetzt ihn faſt glich Gefahren aus, die der Seeſoldat nicht kennt. Die kleinen Gefechte uern ohne Unterbrechung fort und tödten in Summa viele Menſchen. elbſt in der Schlacht hat der Seeſoldat weniger Gefahren zu überſtehen, nn die Kanonenkugeln ſind hauptſächlich gegen den Rumpf der Schiffe richtet, und gegen die Kartätſchen ſchützt ihn zum Theil der hohe Rand s obern Decks; er läuft nicht Gefahr von den Pferdehufen zertreten, er von den Kanonen zerfahren zu werden, wenn er verwundet auf dem ampfplatze liegt. Das Handgemenge iſt ein ſeltner Fall. Nur des Er- inkens iſt der Seeſoldat mehr ausgeſetzt, ſowohl wenn er im Kampfe über ord fällt, als wenn das Schiff in den Grund gebohrt wird oder in Folge es Sturmes untergeht. Aber die Gefahren der Seeſtürme ſind durch uerhaftere Bauart der Schiffe und durch geſchicktere Handhabung derſelben neuerer Zeit ſehr vermindert worden, während der Landkrieg einen weit utigeren und für den Einzelnen gefährlicheren Charakter angenommen hat. as endlich die Disciplin betrifft, ſo muß ſie zur See viel ſtrenger als zu nde gehandhabt werden, hauptſächlich aber unter den Matroſen, denn auf r Sicherheit und Präciſion ihrer Handleiſtungen kommt eben ſo viel an, s auf die Handleiſtungen bei der Geſchützbedienung vor dem Feinde; der ringſte Verzug, die kleinſte Nachläſſigkeit in der Vollziehung der Befehle nn die nachtheiligſten Folgen haben. (In den Oeuvres complettes de apoléon. Tome III. p. 183. ſind nur einige aphoriſtiſche Andeutungen über ſen Gegenſtand enthalten, welche aber die Meiſterhand beurkunden und e weitere Ausführung erleichtern.) Pz.

Seele der Geſchützröhre, nennt man den hohlen Raum, in welchem s Pulver und das Geſchoß geladen wird. Bei den Kanonenröhren ſie ihrer ganzen Länge nach von gleicher Weite und nur an den den abgerundet. Bei den Haubitz- und Mörſerröhren dagegen unter- eidet man den vordern, weitern Theil, in welchem das Geſchoß geladen rd oder den Flug, die allmälige Verengung dieſes Raumes, auf welcher s Geſchoß aufruht, oder das Lager, und den hintern engen Theil, lcher das Pulver aufnimmt oder die Kammer (ſ. d.).

Ry.

Seemächte, ſiehe Marine.

Seerecht, Seegebräuche. Unter dieſem Ausdruck werden im Allge-

meinen die Gesetze, Verträge und Admiralitätsverordnungen verstanden, welche zwischen den verschiedenen Seemächten aller Welttheile zu eigner und gegenseitiger Beobachtung, sowohl für die Kriegs- als Handelsmarine entworfen worden sind. Die Seegesetze der Rhodier, als die ältesten und zweckmäßigsten, dienten lange Zeit an allen Küsten und Gewässern des mittelländischen Meeres zur Basis und werden hie und da auch noch jetzt in wichtigen und zweifelhaften Fällen zur Entscheidung benutzt. Den Rhodiser folgten die Oleronischen, Wisbyschen und Lübeschen oder Lübeckschen Gesetze. Die Hanseestädte folgten z. B. dem Wisbyschen Recht, so wie zum Theil ihrer eigenen Seegerichtsordnung. In Frankreich galt vorzugsweise das Oleronische, welches aber, wie alle anderen Abänderungen erlitt, so 1673 und 1681 unter Ludwig XIV., und Napoleon, welcher wiederum diese Ordonanzen 1807 umarbeiten ließ. Fast jeder Seestaat und Hafen haben ihre besonderen Seerechte und Verträge, welche den jetzigen Begriffen von Völkerrecht und ihren eigenen oder dem Interesse der mit ihnen in Verbindung stehenden Mächten angepaßt sind und gegenseitig befolgt werden. Die vollkommenste Sammlung aller Seerechte erschien 1599 in italienischer Sprache zu Venedig im Druck, und wurde bald darauf in's Holländische übersetzt. M. G.

Seeschlacht, siehe Seekrieg.

Seeven, Kloster, Vertrag zu, am 8. Septbr. 1757.

Als nach der Schlacht von Hastenbeck (s. d.) den 26. Juli 1757, der Marschall Richelieu das Commando der französischen Armee übernommen hatte, ergab sich Hameln und Minden den Franzosen und Lüneburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover und Bremen wurden von ihnen besetzt. Der Herzog von Cumberland dagegen zog sich mit der alliirten Armee bis Bremervörde zurück und war bald von der Elbe abgeschnitten, und aller Aussicht auf Hilfe von den Preußen beraubt, in eine Lage versetzt, wo ihm nichts als eine Capitulation übrig blieb, wozu er nächstdem von dem für seine Erbstaaten besorgten König Georg II. den Auftrag erhielt. Unter Garantie des Königs von Dänemark brachte deßhalb der dänische Gesandte Graf Linar am 8. Septbr. die sogenannte Convention von Kloster-Seeven zu Stande, deren Hauptartikel war, daß die hessischen, braunschweigischen, bückeburgischen und gothaischen Truppen auseinander gehen, die Hannoveraner aber sich in der Festung Stade und im Lauenburgischen vertheilen sollten. Den Franzosen ward bis zum Frieden die Besetzung der Fürstenthümer Bremen und Verden zugestanden. Merkwürdigerweise war in diesem Vertrag über das Schicksal des eigentlichen Kurstaates Hannover nichts bestimmt, auch über die Unterbringung, Bezahlung und Verpflegung der Hannoveraner und Braunschweiger nichts entschieden worden. Der Herzog von Richelieu legte aber die Bedingungen dieses Vertrags so einseitig aus und erlaubte sich in Hannover so große Erpressungen, daß nach der Schlacht von Roßbach (5. Nov.) die ganze Convention vom König von England für nichtig erklärt wurde, worauf der Herzog Ferdinand von Braunschweig die aufgelöste alliirte Armee wieder formirte und die Franzosen bald aus Braunschweig und Hannover vertrieb. E.

Segel, heißen die an den Masten eines Schiffes aufgehangenen großen Tücher, um den Wind aufzufangen und dasselbe in Bewegung zu setzen. Die Art und Weise ihres Gebrauchs, die Form welche sie haben und der Ort, wo sie befestigt sind, bestimmen ihre Namen, von denen wir hier nur die auf einem Kriegsschiffe wichtigsten und in der Seesprache am häufigsten vorkommenden anführen wollen. Vorder- oder [illegible]vtsegel, am Fock-

maſt und Bugſpriet befindlich, dienen dazu das Schiff fortzutreiben, Hintersegel dagegen, am Haupt- und Beſanmaſt, daſſelbe zu ſteuern. Der Form nach unterſcheidet man Raaen-Segel oder ſolche, welche die Geſtalt eines Rechtecks haben und an den Raaen (ſ. d.) befeſtiget ſind, Stagſegel, die dreieckig ſind, an den Stagen aufgehangen und an denſelben aufgezogen und niedergelaſſen werden, und Gaffelſegel, welche die Geſtalt eines Trapeziums haben, deſſen untere Seite horizontal iſt. Letztere ſind an eine ſtarke, mit dem einen ausgeſchnittenen Ende am Maſte befeſtigten Stange (Gaffel) gebunden, heißen Baumſegel, wenn ſie am untern Ende noch einen am Maſte befeſtigten Baum haben und endlich Giekſegel, wenn dieſer bedeutend länger als die Gaffel iſt. Dreieckig ſind ferner noch die Ru- oder Ruthenſegel, welche an einer ſchräg gegen den Horizont geneigten Raa befeſtigt werden. In Bezug auf Oertlichkeit werden alle Segel, welche ſich vor dem großen Maſt, aber nicht an demſelben, befinden, Vorſegel und diejenigen, welche ſich am großen Maſt und hinter demſelben befinden, Hinterſegel genannt. Specielle Benennungen ſind ferner Beiſegel (ſ. d.), Leeſegel (ſ. d.), Bramſegel, Marsſegel, Fockſegel, Beſahnſegel, Toppſegel ꝛc., deren Namen meiſt von den Maſten oder Raaen, an denen ſie befeſtigt ſind, herrühren. Ein Dreimaſter führt in der Regel einige 40 Segel, von deren richtigem Gebrauch zum großen Theil die ſchnellen und zweckmäßigen Bewegungen eines Schiffes abhängen, weßhalb der Commandant eines ſolchen nicht nur den Effect des Windes auf die Segel genau kennen muß, ſondern auch in den meiſten Fällen die Arbeiten bei denſelben ſelbſt leitet. Das Material, aus welchem die Segel verfertigt werden, eine ſtarke aus Hanf bereitete Leinewand, nennt man Segeltuch.

Segment eines Kreiſes oder Kreisabſchnitt, iſt ein Stück der Kreisfläche, welches von einem Bogen und einer Sehne begrenzt wird. Um den Flächenraum deſſelben zu finden, berechnet man zuerſt den Ausſchnitt (Sector) welcher dem Bogen angehört, ſodann das Dreieck, welches die beiden Halbmeſſer und die dem Bogen angehörige Sehne einſchließen, und zieht dieſes vom Ausſchnitte ab. Segment einer Kugel oder Kugelabſchnitt, ſiehe Kugel. M. S.

Ségur, Paul Philippe, Graf von, k. franz. Generallieutenant und Großofficier der Ehrenlegion, iſt ein Sohn des als Schriftſteller und Diplomat bekannten Grafen Louis Philippe de Segur, und im Jahre 1780 geb. Sehr jung in Kriegsdienſte getreten, gaben ihm die Feldzüge der Republik gegen das verbündete Europa ſchnell Gelegenheit ſich auszuzeichnen. In Holland machte er ſich durch perſönliche Tapferkeit bemerkbar, focht dann unter Lecourbe und Loiſon in Graubündten und ward bei Hohenlinden, 3. Decbr. 1800, ehrenvoll erwähnt. Ueber den Feldzug in Graubündten verfaßte er eine Denkſchrift: Lettre sur la campagne du Général Macdonald dans les Grisons, welche die erſte Aufmerkſamkeit des erſten Conſuls auf ihn lenkte, der ihn 1802 zum Pallaſtadjutanten und Gouverneur der Pagen ernannte. Während der Friedensjahre von 1803—4 ward Graf S. mit einigen diplomatiſchen Aufträgen nach Dänemark und Spanien geſendet, befand ſich aber 1805 ſchon wieder im Hauptquartier des Kaiſers und ward beim Abſchluß der Capitulation von Ulm gebraucht. 1806 ſtand er bei der Armee des Marſchalls Maſſena in Italien und focht vor Gaeta, noch in demſelben Jahre ging er aber zur großen Armee und wohnte der Schlacht von Jena bei. Als Adjutant des Kaiſers marſchirte er mit nach Polen, hatte jedoch im Treffen bei Naſielk, den 24. Decbr. 1806 (ſ. d.) das Un-

glück, in russische Gefangenschaft zu gerathen. Kaum durch den Frieden von Tilsit wieder befreit, mußte er zur Armee nach Spanien abgehen. Bei Erstürmung der Verschanzungen auf der Sommosierra am 30. Nov. 1807 war Major Graf Ségur der erste, der an der Spitze des polnischen Gardelanciersregiments über die Brustwehr setzte; er eroberte dabei eigenhändig eine Fahne, erhielt aber einige nicht unbedeutende Verwundungen. Diese That trug ihm den Oberstengrad ein. — 1812, 13 und 14 diente er als Brigadegeneral und ward in mehreren Schlachten mit Auszeichnung genannt. Von Ludwig XVIII. im Jahre 1818 als Maréchal de camp wieder angestellt, benutzte er die Muße des langen Friedens, die Thaten der großen Armee im Jahre 1812 zu schildern und gab 1825 seine Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812 heraus. Dieses in einer edeln und blühenden Sprache geschriebene Werk, meisterhaft hinsichtlich seiner Schilderungen, machte ungemeines Aufsehen, erlebte viele Auflagen und ward fast in alle Sprachen Europa's übersetzt. Dagegen wirft man ihm vor, daß es romanhaft geschrieben sei und daß der Verfasser sich mancherlei Uebertreibungen zu Schulden habe kommen lassen. Deßhalb ward er auch in mehrere literarische Fehden verwickelt, von welchen die mit dem General Gourgaud sich sogar mit einem Zweikampf endete. — Nach der Julirevolution ward Graf Ségur am 27. Febr. 1831 zum Generallieutenant ernannt, ist jedoch dermalen (1837) im activen Dienst nicht angestellt.

E.

Sehne, nennt man eine gerade Linie, welche von einem Puncte einer krummen Linie zur andern gezogen wird. Beim Kreise ist der Durchmesser die größte Sehne. M. S.

Seydlitz, Fried. Wilh. v., königl. preuß. General der Cavalerie. — Wenig Generale haben sich eines so allgemeinen europäischen Ruhms zu erfreuen gehabt, wie General Seydlitz, und selbst in unseren Tagen ist sein Ruhm durch Nichts verdunkelt worden, obgleich die Cavalerie vieler Mächte unter verschiedenen Anführern Thaten vollbracht hat, die denen der preußischen Cavalerie unter Seydlitzens Führung an die Seite gestellt werden dürfen. Wenn aber dessenungeachtet sein Verdienst höher zu achten ist, so hat das seinen Grund darin, daß er das Werkzeug seiner Siege sich erst bilden mußte, daß ihm kein Musterbild vorleuchtete, daß er unter schwierigen Verhältnissen so Großes vollbrachte, und daß er nur wenig dem Kriegsglücke, fast Alles seinem überwiegenden Talente verdankte. Seydlitz ward den 3. Februar 1721 zu Kalkar *) im Herzogthum Cleve geboren, wo sein Vater als Rittmeister im Dragonerregimente Sonsfeld stand. Muthmaßlich von Kindheit an für den Reiterdienst bestimmt, erhielt er eine strenge Erziehung, bei welcher Abhärtung und Leibesübungen nicht fehlen durften. Im siebenten Jahre saß er schon zu Pferde, ritt mit Erwachsenen um die Wette und war gleichgiltig gegen jede Gefahr. Als sein Vater eine Schwadron in dem Kürassierregimente des Markgrafen von Schwedt erhalten hatte, zog der junge S. die Aufmerksamkeit dieses Prinzen auf sich, der ihn auch einige Jahre nach des Vaters bald erfolgtem Tode als Page zu sich nahm und auf die sonderbarste Weise, ohne es zu wissen, den Grund zu seinem nachherigen Ruhme legte. Des Prinzen Lebensweise war bekanntlich im höchsten Grade wild zu nennen, die halsbrechendsten Uebungen zu Pferde

*) Nach dem Berliner Militairwochenblatte 1837. Nr. 37. soll er zu Rees *geboren sein.*

oder Wagen, bei der Jagd oder auf Spazierritten, machten seine tägliche Belustigung aus, die nur durch minder edle Leidenschaften bisweilen unterbrochen wurden. An Allem, was der Prinz that, mußte auch sein Page Theil nehmen, und je mehr dieser sich durch Kühnheit und Unerschrockenheit auszeichnete, desto gewagtere Versuche wurden ihm auch zugemuthet. Nicht zufrieden, daß der angehende Jüngling die wildesten Pferde bändigte, oder mit ihm einen Wagen bestieg, dessen Pferde der Prinz zum Durchgehen reizte und ihnen dann die Zügel über den Hals warf, nöthigte er auch den jungen S. Hirsche im Thiergarten zu besteigen, und seinen Sitz auf dem glatten Rücken dieser wild davon rennenden Thiere zu behaupten. Zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durchzureiten, war eine fast täglich sich wiederholende Uebung, und S. fand am Ende so viel Gefallen daran, daß er dieses gefahrvolle Kunststück auch in spätern Jahren, selbst als General der Cavalerie, oft vor vielen Zeugen ausübte. — Diese etwas ungewöhnlichen Pagenstreiche, wozu S. bald durch das Gebot seines Herrn, bald durch den Geschmack daran bewogen wurde, legten den Keim zu einer Thatenlust, die weder Hindernisse noch Gefahren kannte, und während der Markgraf, nur ein patentirter General, nichts als ein toller Wagehals blieb, bildete sich S. zum kühnsten und geschicktesten Reiter aus. Doch wurde ihm die frühe Bekanntschaft mit sinnlichen Ausschweifungen in der Folge sehr verderblich. — Vier Jahre dauerte dieses Verhältniß zum Markgrafen, der ihn nachher im 17. Jahre als Cornet in seinem Regimente anstellte, welches zu Belgard in Pommern stand. Hier fand S. keine günstige Aufnahme, denn der Oberst von Rochow, Befehlshaber desselben, sah in dem erklärten Günstlinge seines Regimentschefs einen geheimen Aufpasser und ließ ihn die ganze Strenge des Dienstes fühlen. Dieses gespannte Verhältniß änderte sich auch durch den ausbrechenden ersten schlesischen Krieg nicht (1741), woran das Regiment Theil nahm, wurde aber eine Hauptursache der frühen kriegerischen Auszeichnung und schnellen Beförderung des jungen S., weßhalb eine umständlichere Darstellung hier wohl an ihrem Platze sein dürfte.

Der Oberst von Rochow hatte im Frühjahr 1742 mit seinem Kürassierregimente das Städtchen Kranowitz bei Ratibor besetzt und sich dort verschanzt, um der Uebermacht der oft in zahlreichen Schaaren aus dem Gebirge hervorbrechenden Ungern leichter widerstehen zu können. Auf die Nachricht von dem Anzuge von 5 — 6000 Ungarn wollte er ein in einem Thale liegendes Dorf, durch welches der Feind ziehen mußte, besetzen lassen und bestimmte hierzu den Cornet Seydlitz mit 30 Kürassieren, welcher Befehl erhielt, sich dort so lange zu behaupten, bis Infanterie zu seiner Unterstützung ankommen könnte. S. ward hierzu außer der Reihe befehligt, sah seine Niederlage und Gefangenschaft voraus, vermuthete deßhalb, daß hierbei die Absicht ihn zu verderben zum Grunde liege, und sagte ganz freimüthig zum Obersten, daß er zu einem solchen Ehrenposten noch zu jung sei, doch aber dem Befehle Folge leisten werde. — Im Dorfe angekommen, überzeugte sich S. immer mehr, daß eine Lösung der erhaltenen Aufgabe zu den Unmöglichkeiten gehöre, denn schon war eine zahlreiche Reiterschaar im Anmarsche und die Umfassung des Dorfes, aus Gartenzäunen und Hecken bestehend, konnte leicht an mehreren Stellen überwältigt werden. S. ließ die Pferde gekoppelt in einen Hof bringen, stellte seine Kürassiere hinter die Hecken, verrammelte den Eingang ins Dorf, so gut es ging, und empfing die bald darauf anrückenden ungarischen Reiter mit einem lebhaften Karabinerfeuer. Es dauerte nicht lange, so war das ganze Dorf von den Ungarn

umringt, jeder Rückweg abgeschnitten, gleichwohl fern die Aussicht auf Unterstützung. Dennoch wies S. jede Aufforderung sich zu ergeben mit Standhaftigkeit ab, und setzte die Vertheidigung mit Hartnäckigkeit fort. — Inzwischen war Oberst Rochow ganz ruhig hinter seinen Schanzen geblieben, der den Oberbefehl führende General jedoch mit drei Schwadronen vorgeritten, um die Ungarn anzugreifen; als er aber eine schmale Brücke passiren wollte, wurde er plötzlich von 3000 Ungarn, die hinter einer Anhöhe hervorbrachen, angefallen und konnte sich nur mit großem Verluste den Rückzug erkämpfen. — Noch dauerte das Schießen im Dorfe fort, wo S. schon seit länger als einer Stunde der Uebermacht trotzig die Stirn bot; jetzt erst wurden einige Compagnien Infanterie zu seiner Befreiung abgeschickt, aber es war bereits zu spät. Die Mehrzahl der Küraſſiere war verwundet und ohne Munition, längerer Widerstand nach jenem verunglückten Unterstützungsversuche ohne allen Nutzen. S. ergab sich daher unter ehrenvollen Bedingungen und wurde nach Raab in Ungarn abgeführt. Der König bewirkte seine Auswechselung schon nach einigen Wochen gegen einen östreichischen Rittmeister, und ließ den tapfern Cornet sogleich zu sich kommen. Man erzählt, daß dieser ihm einen selbst gezeichneten Plan der Festung Raab vorgelegt und dadurch des Königs Aufmerksamkeit erregt habe. S. hat aber selbst nie dergleichen Zeichnungen gefertigt und die Geschichte ist nur von Solchen ersonnen worden, die ihm zugleich auch wissenschaftliche Bildung andichten wollten. Eine so hochherzige Hingebung und fast beispiellose Standhaftigkeit galt dem großen Könige mehr, als Geschicklichkeit im Aufnehmen und Zeichnen, und diese Waffenthat, welche S. ganz umständlich erzählen mußte, war vollkommen hinreichend, die Aufmerksamkeit seines Monarchen im hohen Grade auf sich zu lenken. Die Belohnung erfolgte auf der Stelle, indem Friedrich dem Cornet die Wahl ließ, ob er die erste erledigte Lieutenantsstelle in einem Küraſſierregimente haben oder Husarenrittmeister werden wolle *). S. zog das Letztere vor und erhielt eine Schwadron in dem ein Jahr vorher neu errichteten Natzmer'schen Husarenregimente. — Auf diese Weise, erzählt Varnhagen von Ense, machte S. den ersten Sprung in seiner militairischen Laufbahn, und nicht durch einen Sprung mit dem Pferde von der Berliner Zeughausbrücke in die Spree, der für eine Erdichtung gehalten wird, welcher Einer dem Andern nachgeschrieben hat, wie das mit vielen ähnlichen Mährchen der Fall gewesen ist.

Durch den Breslauer Frieden (1742) wurde Schlesien zu einer preußischen Provinz und mußte deßhalb besetzt bleiben. S. erhielt das Städtchen Trebnitz am rechten Oderufer zum Standquartier, und war bald eifrig bemüht, seiner Schwadron einen höhern Grad taktischer Ausbildung zu geben, als man damals bei den Husaren für nöthig erachtete; auch hielt er mit großer Strenge auf Zucht und Ordnung. — Zu Anfang des zweiten schlesischen Krieges (1744) wurde S.'s Schwadron der Avantgarde des Generals von Nassau zugetheilt und sehr bald mit den Oestreichern handgemein. Da aber der damalige Commandeur der Natzmer'schen Husaren, Oberstlieutenant von Schütz, die Landesbewohner mit fast unmenschlicher Grausamkeit behandelte, befahl der König, daß S. stets um dessen Person bleiben und ihn daran verhindern sollte, gewiß ein eben so ehrenvoller als schwieriger Auftrag, den er jedoch mit vieler Geschicklichkeit und mit Vermeidung är-

*) Die Husaren standen damals noch nicht auf gleicher Rangstufe mit der übrigen Cavalerie, in welcher die Küraſſiere den höchsten Rang behaupteten.

gerlicher Auftritte vollzog, und sich die volle Achtung des wilden Schütz erwarb. Der Tod des Letztern, welcher im nächsten Feldzuge von den Oestreichern in Stücken gehauen wurde, löste dieses Verhältniß auf. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß S. in jedem Gefecht Proben der glänzendsten Tapferkeit ablegte und sich in dem Wohlwollen seines Monarchen immer mehr befestigte. Bei Hohenfriedberg focht er auf dem rechten Flügel und nahm den sächsischen General von Schlichting mit eigner Hand gefangen, wofür ihn der König zum Major beförderte. In der Schlacht bei Soor zeichnete sich S. bei den ungestümen Cavalerieangriffen mit seiner Schwadron besonders aus und erhielt eine Schußwunde in den linken Arm, die ihn jedoch nicht hinderte beim Regiment zu bleiben. Gegen das Ende des Feldzugs ward ihm noch die Gelegenheit, unweit Zittau die östreichische Arrièregarde so plötzlich anzugreifen, daß sie fast gänzlich auseinander gesprengt wurde. — Der zu Dresden geschlossene Friede führte den Major v. S. wieder in sein Standquartier Trebnitz zurück, wo er die weitere Ausbildung seiner Husaren mit größter Sorgfalt betrieb und allmälig zum Schöpfer einer neuen Reitertaktik wurde. Von dem Könige mit Lob überhäuft und mit einem kostbaren türkischen Säbel beschenkt, fühlte S. die Nothwendigkeit, das schmeichelhafte Vertrauen seines Monarchen durch die That zu rechtfertigen, und scheute keine Mühe seine Schwadron in jeder Hinsicht zu vervollkommnen. Zuvörderst bildete er die Husaren zu tüchtigen Reitern aus, in der weitesten Bedeutung des Wortes, u. was er sonst allein aus jugendlichem Uebermuthe unternommen, das wurde jetzt ein Gegenstand täglicher Uebung für Alle. Ueber Graben, Hecken und Mauern wurden die verwegensten Sprünge gemacht, die Ungleichheiten des Bodens wurden dadurch zur Ebene, und kein Hinderniß vermochte seine kühne Reiterschaar im Vorrücken aufzuhalten. Dem Gebrauche der Waffen widmete S. gleiche Sorgfalt. Was er von seinen Untergebenen forderte, leistete er selbst mit seltner Vollkommenheit, und wurde ihnen dadurch zum Vorbild. So gefahrbringend aber auch bisweilen diese Forderungen waren, so wendete er doch wenig Zwangsmittel an, und es verdient bemerkt zu werden, daß zu einer Zeit, in welcher das Prügeln gleichsam mit zum Dienst gehörte, in Seydlitzens Schwadron die körperlichen Züchtigungen allmälig ganz aufhörten, denn seine Persönlichkeit war allein hinreichend so Großes zu vollbringen, und er verstand es meisterhaft jenen Trieb zur höheren Ausbildung auch seinen Officieren und Unterofficieren einzuflößen. — Ein vorzügliches Mittel zur Erreichung seines Bildungszieles war, nächst der eignen Meisterschaft, die Behandlungsweise der Untergebenen. Unerbittlich streng im Dienst, machte S. doch einen großen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem; die Pünktlichkeit und Ordnung in Erfüllung aller Dienstobliegenheiten war bei ihm nicht Zweck, sondern das Mittel, und so hielt er sich stets fern von jeder Pedanterie, die von der entgegengesetzten Ansicht ausgeht und deßhalb auch gewöhnlich den Zweck verfehlt. War der Dienst beendigt, dann hörte auch jeder Zwang auf, der strenge Gebieter wurde zum freundlichsten Vorgesetzten, der mit seinen Officieren im vertrautesten Umgange lebte, ohne daß diese jemals ihre untergeordnete Stellung im Dienste vergaßen. In den Winterabenden fanden häufige Zusammenkünfte statt, bei welchen von Angelegenheiten des Dienstes, von Kriegsvorfällen, vom Verhalten in schwierigen Lagen, auch von andern Dingen gesprochen und tüchtig Tabak geraucht wurde. Eigentliche Studien, im gewöhnlichen Sinne des Worts, sind nicht an der Tagesordnung gewesen, denn S. las wenig, dachte aber desto mehr, und stets an seinen *Beruf und an die Mittel*, ihn würdig zu erfüllen. Die damals bei

seiner Schwadron stehenden Officiere wurden bald tüchtige Männer und vom Könige schnell befördert. Zwei starben als Generale, der dritte fand seinen Tod als Commandeur des Zieten'schen Husarenregiments in der Schlacht bei Torgau.

Der Ruf von Seydlitzens bildnerischer Tüchtigkeit drang bald zu den Ohren des Königs, der mit dem damaligen Zustande seiner Cavalerie nicht sehr zufrieden war. S. wurde deßhalb im Herbst 1752 zum Oberstlieutenant befördert, bald darauf zum Commandeur des Dragonerregiments Prinz Würtemberg ernannt, welches er aber schon Anfang 1753 gegen das Kürassierregiment von Rochow vertauschen mußte, bei dem er im Sommer 1755 zum Obersten aufrückte. Diese Versetzung von einer Reitergattung zur andern trug viel zu seiner höhern Ausbildung bei und geschah auch zum Theil in dieser Absicht, mehr aber um S.'s Grundsätzen auch in andern Regimentern Eingang zu verschaffen. — Schon im ersten Feldzuge des dritten schlesischen Krieges nahm man in vielen Regimentern eine größere Entschlossenheit in den Bewegungen wahr, und in der Schlacht bei Lobositz, an welcher auch S. mit seinem Regimente Theil nahm, wurden einige sehr ungestüme Angriffe ausgeführt. Aber Besseres noch versprach die nächste Zukunft. Als der König in dem denkwürdigen Feldzuge 1757 abermals in Böhmen einfiel und Prag bedrohte, befand sich S. bei dem Corps des Fürsten Moritz von Dessau, welches über Commotau vorrückte. Dieses Corps sollte in der Schlacht am 6. Mai eine Diversion im Rücken der Oestreicher machen und oberhalb Prag auf das rechte Moldauufer gehen, was aber wegen unzureichenden Brückengeräthes, unterbleiben mußte. S. voller Ungeduld, wollte sich überzeugen, ob man nicht durch den Fluß reiten könne und wäre bei diesem Versuche beinahe im Triebsande versunken. Erst in der Schlacht bei Kollin war es dem Obersten S. vergönnt, dem Feinde die Schärfe seines Schwertes fühlen zu lassen, und der König vertraute ihm hier schon 25 Schwadronen an, womit er den Angriff des General Zieten gegen den östreichischen rechten Flügel unterstützen sollte. Das Unternehmen gelang zwar, hatte aber keine weiteren Folgen, weil die Oestreicher ein Eichenwäldchen stark mit Infanterie besetzt hatten und die preußische Cavalerie genöthigt war dicht daran vorbei zu reiten. Glänzender war ein Angriff, welchen S. in einem späteren Momente dieser Schlacht an der Spitze von 10 Schwadronen auf eignen Antrieb machte; er warf zuerst ein Regiment Infanterie, dann zwei Reiterregimenter und drang bis an das zweite Treffen der Oestreicher vor, wo er abermals ein Regiment Infanterie durchbrach und dessen Fahnen eroberte. Aber die Pferde waren jetzt aufs Aeußerste erschöpft, die Schlacht hatte bereits eine für den König höchst nachtheilige Wendung genommen und es blieb nichts übrig als diesen Vortheil zur Deckung des Rückzugs der preußischen Infanterie zu benutzen, wobei S. die größte Thätigkeit entwickelte und durch die kühne Haltung seiner Reiterschaaren jede wirksame Verfolgung hinderte. Zwei Tage nach dieser Schlacht ernannte ihn der König zum Generalmajor und von nun an erhielt seine Wirksamkeit als Befehlshaber eine höhere Bedeutung. Zieten hatte zu dieser Beförderung dringend gerathen und wünschte dem neuen General, welcher 20 Jahr jünger war als er, von Herzen Glück. S. soll dabei lächelnd zur Antwort gegeben haben: „Wenn etwas aus mir werden soll, Euer Excellenz, so war es Zeit, denn ich bin schon 36 Jahr alt." — Die Räumung Böhmens war die nächste Folge dieser unglücklichen Schlacht. Der Rückzug ging gegen Zittau, wohin General Graf Schmettau mit einem Corps voraneilte, dem die Brigade S. zugetheilt war. Die Oestreicher

hatten bereits die nächsten Höhen besetzt und waren an Cavalerie vier Mal stärker, weßhalb für zweckmäßig erachtet wurde, sofort sich nach Zittau zu werfen; dieß hatte jedoch die Einschließung der Stadt zur Folge, wodurch die preußische Cavalerie in Verlegenheit kam. Sie erhielt deßhalb Befehl sich durchzuschlagen, was S. auf folgende Weise ohne Verlust bewirkte. Die Vorstadt gegen Herwigsdorf wurde mit Infanterie besetzt; 100 Husaren und die Stückknechte der Artillerie unternahmen eine grüne Fouragirung auf den nächsten Feldern, die beiden Cavalerieregimenter stellten sich dahinter auf, scheinbar bloß, um das Futter in Empfang zu nehmen. Sobald die Preußen außerhalb der Stadt sichtbar wurden, rückte sogleich eine östreichische Cavalerieabtheilung von 1200 M. vor und die Infanterie setzte sich ebenfalls in Vertheidigungsstand. Letztere kehrte aber bald in ihr Lager zurück, als man sah, daß die Preußen sich ganz ruhig verhielten; auch die östreichische Cavalerie saß wieder ab und wurde sorglos. S. hatte nur darauf gewartet und sobald das Futterholen beendigt war, gab er das verabredete Zeichen zum Vorrücken. Die Oestreicher konnten kaum zu Pferde kommen und wurden förmlich überritten; die ganze Abtheilung hätte vernichtet werden können, aber S. hielt es für klüger sich nicht dabei aufzuhalten, sondern benutzte die allgemeine Bestürzung zum schnellen Durchbruch und erreichte unangefochten die preußische Armee.

Die Franzosen waren inzwischen bis Thüringen vorgedrungen, um sich mit den Reichstruppen zu vereinigen, die Gefahr des Königs wurde immer größer. Er berief daher S. zu sich, zu dessen Talenten er ein fast unbegrenztes Vertrauen hatte, und sendete ihn mit 15 Schwadronen an die Elster, er selbst folgte mit allen entbehrlichen Truppen nach. Am 7. Septbr. hatte S. bei Pegau ein Gefecht zu bestehen, dessen Einzelnheiten noch wenig bekannt sind und den Beweis liefert, was entschlossene Reiter auszuführen vermögen. Der Feind hielt die Stadt mit Infanterie besetzt, das Thor jenseits der steinernen Elsterbrücke war verrammelt, hinter der Mauer standen Schützen. S. wollte dessenungeachtet den Uebergang erzwingen, ließ 100 Husaren absitzen und das Thor angreifen, welches bald erstürmt wurde. Die ganze Cavalerie jagte hierauf im Galopp über die Brücke und durch die Stadt. Im freien Felde stieß S. auf zwei östreichische Cavalerieregimenter, die hinter einem tiefen Feldwege standen; sie wurden angegriffen, geworfen, bis Zeitz verfolgt und verloren 350 M. Ein so energisches Verfahren mußte nothwendig beim Gegner die Ueberzeugung begründen, daß der König mit hinreichender Macht nachrücke und machte diesem leichteres Spiel. Er ging jedoch nur bis Erfurt, S. hingegen wurde mit 20 Schwadronen bis Gotha vorgeschoben. Prinz Soubise und der Herzog von Hildburghausen standen mit der feindlichen Hauptmacht bei Eisenach und rückten am 19. Septbr. mit 10,000 M. nach Gotha vor. S. wich zurück, stellte sich hinter einem flachen Höhenzuge bei Siebleben so vortheilhaft auf, daß man ihn für weit stärker halten mußte, und ließ durch einen nach Gotha geschickten Dragoner, der sich für einen Ueberläufer ausgab, die Nachricht verbreiten, daß der König mit starker Macht im Anzuge sei. Der Feind glaubte daran, machte einen Recognoscirungsversuch, wurde dabei selbst angegriffen, in die Stadt zurückgeworfen und verließ dieselbe mit solcher Eile, daß der ganze galante und ungalante Troß in die Hände der Preußen fiel und S. mit seinen Officieren das für die feindliche Generalität im herzoglichen Schlosse aufgetragene Mittagsmahl noch unangetastet fand und sich wohlschmecken ließ. Der Feind wurde bis Eisenach verfolgt. — Dieser Sieg brachte jedoch in der immer gefahrvoller werdenden Lage des

Königs keine erhebliche Aenderung hervor, denn von allen Seiten liefen Nachrichten ein, daß der vielfach stärkere Feind schnelle Fortschritte mache, Preußen und selbst Berlin bedrohe. Bald rückten Soubise und Hildburghausen mit größerer Macht an die Saale u..d der König konnte ihr weiteres Vordringen nur mit Mühe verhindern. Nach vielen Hin- und Herzügen kam es endlich am 5. Novbr. bei Roßbach (s. d.) zu jener denkwürdigen Schlacht, in welcher S. sich unsterblichen Ruhm erwarb. Der König mußte einen entscheidenden Schlag ausführen, um sich wenigstens auf dieser Seite eine Zeit lang Ruhe zu verschaffen, und übertrug deßhalb kurz vor dem beabsichtigten Gegenangriffe den Oberbefehl über die gesammte Cavalerie dem General S. Wenn man berücksichtigt, mit welcher Sorgfalt damals die Rechte der Anciennetät bewahrt wurden, so wird man sich leicht eine Vorstellung machen können, wie schwierig ein solcher Auftrag zu vollziehen sein mußte; denn abgesehen von den unsichtbaren Hindernissen, welche das verletzte Ehrgefühl und der stille Verdruß so vieler Reitergenerale dem einstweiligen Oberbefehlshaber in den Weg legen konnten, so mußte dem königlichen Vertrauen auch durch eine glänzende und erfolgreiche That entsprochen werden, wozu sich selbst beim besten Willen nicht immer Gelegenheit darbietet. Aber S. war nicht der Mann, vor Schwierigkeiten zu erbeben; er verstand es meisterhaft sich in jedem Verhältnisse der Befehlshaberschaft zurecht zu finden, und nachdem er den Generalen in kurzer und bündiger Rede seine Dispositionen mitgetheilt hatte, setzte er kategorisch hinzu: „Meine Herren, ich gehorche dem Könige und Sie gehorchen mir." — An diesem glorreichen Tage ging Alles nach Wunsch und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß S. die Schlacht allein entschieden hat. Der König selbst sah die Sache so an, belohnte ihn mit dem schwarzen Adlerorden dafür, den vor ihm noch nie ein Generalmajor erhielt, beförderte ihn zwei Tage später zum Generallieutenant, und ernannte ihn gleichzeitig zum Inhaber des Kürassierregiments Rochow. Diese seltene Auszeichnung blieb ohne nachtheilige Folgen auf seinen Charakter, und er fand sich mit Leichtigkeit in die neue Stellung, wozu ihn die Natur geschaffen zu haben schien.

S. hatte bei dem letzten Angriffe auf die französische Infanterie einen Schuß in den linken Arm erhalten und wenn auch die Wunde nicht bedeutend war, so hinderte sie ihn doch vor der Hand dem König auf seinem raschen Zuge nach Schlesien zu folgen, denn die sinnlichen Vergnügungen hatten bereits sehr nachtheilig auf seinen Körper gewirkt und erschwerten die Heilung ungemein. Er mußte deßhalb über vier Monate in Leipzig bleiben und sein Zustand, der bald den Charakter von Nervenschwäche annahm, war so schlimm, daß jeder Versuch zu reiten durch gänzliche Versagung des Athems vereitelt wurde, was ihn sehr betrübte, ohne ihn jedoch für die Zukunft enthaltsamer zu machen. Auch in der Ferne gab der König seinem Liebling Beweise des Wohlwollens und hoher Achtung; Prinz Heinrich mußte ihm den Fortgang der Kriegsereignisse umständlich mittheilen und mehrmals äußerte Friedrich den Wunsch, Seydlitzen bald wieder zu sehen, was aber erst im Mai des folgenden Jahres geschah. — Der König befand sich damals in Schlesien, wo das Schwierigste schon vollbracht war, und schritt dann zur Belagerung von Olmütz, die jedoch wieder aufgehoben werden mußte. S. hatte wenig Gelegenheit sich auszuzeichnen und handelte meist nach speciellen Befehlen des Königs. Doch wurde ihm bei dem kühnen Zuge aus Mähren durch Böhmen nach Schlesien die Deckung desselben mit der ganzen Cavalerie aufgetragen, was er mit vieler Geschicklichkeit vollbrachte und bei Chlumetz ein rühmliches Gefecht bestand. Die

Bedrohung Küstrins durch eine starke russische Armee führte den Reiterhelden an die Oder. Friedrich wollte die Russen eben so nachdrücklich zurückweisen, als die Franzosen ein Jahr früher und führte eine sehr gewagte Umgehung aus. Auf den Feldern bei Zorndorf (s. d.) stießen die beiden Armeen auf einander und lieferten sich eine Schlacht, in welcher mit beispielloser Erbitterung gefochten wurde. S. befehligte die Cavalerie des linken Flügels, die zuletzt bis auf 61 Schwadronen verstärkt wurde; es war ihm keine Hauptrolle in diesem blutigen Drama zugetheilt, doch erfocht er nichts desto weniger den Sieg und schützte sogar die Infanterie vor einer Niederlage. Ein besonderer Umstand scheint viel dazu beigetragen zu haben, an diesem Tage ganz Außerordentliches zu leisten. S. zögerte nämlich vor Beginn der Schlacht, sich dem linken Flügel der Infanterie anzuschließen, um seine Reiter nicht nutzlos dem Geschützfeuer bloßzustellen. Der König, darüber unzufrieden, sandte ihm Befehl vorzurücken. Auch jetzt weigerte sich S. und ließ dem Könige sagen: „er werde zur rechten Zeit schon bei der Hand sein und sich später rechtfertigen." Friedrich war an diesem Tage nicht in der besten Laune, denn Vieles kam anders, als er gehofft und gewünscht hatte, und duldete überhaupt nicht leicht einen Widerspruch; der Adjutant mußte daher augenblicklich zurückreiten und S. den erneuerten Befehl mit dem Zusatze überbringen: daß er nach der Schlacht die fernere Weigerung mit seinem Kopfe zu verantworten habe. Indessen war die Gelegenheit zum Handeln für die preußische Cavalerie noch nicht gekommen, S. rückte daher nicht von der Stelle und fertigte den Adjutanten mit den Worten ab: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache." Dieser Ungehorsam gegen den königlichen Gebieter und Feldherrn mußte durch glänzende Thaten gerechtfertigt werden, was auch bald geschah. Noch nie hatte S. mit solcher Kühnheit angegriffen, noch nie eine so bedeutende Reitermasse auf beschränktem Raume und ungünstigem Boden mit solcher Geschicklichkeit gehandhabt. Beim letzten entscheidenden Angriffe auf die russischen Infanteriemassen, die nicht gesprengt, sondern förmlich niedergehauen wurden, war dem Könige selbst für den Ausgang bange; aber die tapferen Reiter ließen nicht nach in der Blutarbeit; die Schlacht wurde ein wirkliches Schlachten und gegen Abend war der Sieg errungen. — Friedrich umarmte seinen Reitergeneral und empfing ihn mit den schmeichelhaften Worten: „Auch diesen Sieg habe ich ihm zu danken." S. wies aber auf seine noch bluttriefenden Reiter und sagte: „Nicht mir, sondern diesen wackern Männern haben Euer Majestät den Sieg zu verdanken;" auch empfahl er mehrere Officiere zur Beförderung, insbesondere den Rittmeister von Wackenitz, der auf der Stelle zum Oberstlieutenant erhoben wurde. Napoleon würde S. vielleicht zum Fürsten von Zorndorf ernannt haben, damals waren aber dergleichen Belohnungen noch nicht gebräuchlich; es darf daher nicht befremden, daß S., bereits mit dem höchsten Orden geziert, sich mit der Umarmung des Monarchen begnügen mußte. — Was S. bei Roßbach leistete, war viel, bei Zorndorf aber noch mehr, und diese beiden Siege, welche ihm selbst von seinem königlichen Oberfeldherrn zugestanden wurden, verhalten sich ungefähr wie ein glänzender Witz, der den Gegner verblüfft und der Fähigkeit zu antworten beraubt, zu einem kräftig durchgeführten Beweis, der keine Widerrede gestattet. — Im Lager bei Hochkirch war S. einer von denen, die den König auf die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls aufmerksam machten; er hielt ungeachtet des Befehls, seine Regimenter in möglichster

Kampfbereitſchaft, konnte aber das Unglück nicht abwenden (ſ. Hochkirch). Als der Rückzug angetreten werden mußte, deckte ihn S. mit der ganzen Cavalerie, und nur ihre impoſante ruhige Haltung machte es dem Könige möglich, bei Bautzen wieder ein Lager beziehen zu können, das der Feind nicht zum zweiten Male anzugreifen wagte. — Im Feldzuge 1759 fiel abermals eine ſtarke ruſſiſche Armee unter Soltikow in Schleſien ein und vereinigte ſich mit einer öſtreichiſchen unter Loudon, worauf beide unweit Frankfurt eine verſchanzte Stellung nahmen (ſ. Cunnersdorf). Der König griff ſie an, machte Anfangs einige Fortſchritte gegen den ruſſiſchen linken Flügel, konnte aber das Geſchütz nicht ſchnell genug nachbringen und mußte mit der Infanterie und Cavalerie längere Zeit im feindlichen Kartätſchenfeuer aushalten. Viele Kugeln ſchlugen dicht bei ihm ein, S. bat ihn ſich nicht ſo ſehr der Gefahr auszuſetzen, erhielt aber zur Antwort: „Ei was, die Mücken ſpielen nur!“ Das Gefecht rückte nicht von der Stelle, und um ſeiner Infanterie etwas Luft zu verſchaffen, ſendete der König an S. den Befehl, mit der Cavalerie die feindliche Mitte anzugreifen. Aber dieſer weigerte ſich zu gehorchen, denn er verſprach ſich keinen glücklichen Erfolg, auch waren die Verhältniſſe anders wie bei Zorndorf. Erſt bei der dritten Aufforderung ſetzte S. ſich in Bewegung. Das Kartätſchenfeuer iſt verheerend, viele Reiter ſehen ſich durch Wolfsgruben aufgehalten, S. ſelbſt ſinkt verwundet von Pferde; der Angriff mißlingt gänzlich, auch alle ſpätern Wiederholungen bleiben fruchtlos, die Schlacht geht verloren. — Der König war um ſeinen Reitergeneral beſorgt und ließ ſich nach deſſen Befinden erkundigen; S. noch ſehr verſtimmt über den zur Unzeit befohlnen Angriff, gab lakoniſch zur Antwort: „Es ſei nichts, es habe ihn nur eine Mücke geſtochen.“ Eine Kartätſchenkugel hatte ihm jedoch das Säbelgefäß und die rechte Hand zerquetſcht, der Schmerz war heftig und zog ihm einen Anfall von Schlagfluß zu, der ihn mehrere Tage ſprachlos machte.

S. ging zu ſeiner Wiederherſtellung nach Berlin. Das geſchwächte Nervenſyſtem verſchlimmerte den Zuſtand, die Geneſung machte keine Fortſchritte. Der leidende Held flößte den Damen der Reſidenz doppeltes Intereſſe ein, feſſelte die junge Gräfin v. Hacke, Tochter des Commandanten, und wurde von ihr wieder gefeſſelt. Der Entſchluß, ſich mit ihr zu vermählen, kam zur Reife und er ſuchte die Erlaubniß dazu in einem Schreiben nach, welches mit folgenden charakteriſtiſchen Worten beginnt: „Ew. Majeſtät bitte allerunterthänigſt gnädigſt zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngſte Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Bleſſur der Diskretion der Domeſtiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu ſein, iſt nicht der geringſte Beweggrund, warum Ew. Majeſtät mit dieſer Bitte anzutreten mich unterſtehe.“ Die königliche Antwort lautete: „Ich wünſche Ihm Glück dazu.“ Die Trauung erfolgte den 18. April 1760. Gleich darauf reiſte S. zur Armee, die bei Leipzig ſtand. Der König empfing ihn gnädig, betrachtete ihn aber ſeiner ſehr geſchwächten Geſundheit wegen nur als Gaſt, und verlangte ſeine Dienſte nicht. Der General fühlte ſich dadurch zurückgeſetzt, erbat ſich die Erlaubniß nach Berlin zurückkehren zu dürfen und erhielt ſie auch. Von dieſer Zeit an waren Beide nicht immer im beſten Vernehmen. S.'s thätige Mitwirkung an der Vertheidigung Berlins, welches im Herbſte von den Ruſſen angegriffen wurde, ſcheint ihn jedoch in der nie erloſchenen Gunſt ſeines Gebieters wieder ſehr gehoben zu haben. Der König ſchrieb

oft mit großer Theilnahme an ihn, erwies ihm manche zarte Aufmerksamkeit und begehrte seine baldige Rückkehr.

Erst im Mai 1761 war S. vermögend, die Anstrengungen des Feldzuges zu ertragen und erhielt die Weisung sich zur Armee des Prinzen Heinrich zu verfügen. Man wollte darin abermals eine Art Ungnade erblicken, aber der Prinz hatte in Sachsen einem doppelt so starken Feinde die Spitze zu bieten und sich den General S. zum Unterfeldherrn erbeten. Dieser trat hier in einen viel selbstständigeren Wirkungskreis und erhielt dadurch manche Gelegenheit, sein Anführertalent in größerem Umfange zu entwickeln. Der Beobachtungskrieg, welchen Prinz Heinrich zu führen hatte, machte die Besetzung eines großen Raumes nöthig; an entscheidende Schlachten konnte also nicht gedacht werden. Desto heftiger geriethen aber bisweilen die kleineren Parteien an einander, wie das unter solchen Verhältnissen fast immer zu gehen pflegt. S. stand gewöhnlich mit einem besondern Corps der Reichsarmee gegenüber, die ihn bei Roßbach hatten kennen gelernt; Prinz Heinrich hatte ein gleich starkes östreichisches Corps vor sich. Die Unternehmungen Beider waren meist glücklich und gehören der Geschichte an. Die Schlacht bei Freiberg (29. Octbr. 1762) war das letzte bedeutende Ereigniß in diesem Kriege. S. handhabte darin die Infanterie mit gleicher Umsicht wie die Cavalerie, und führte einige Bataillone persönlich zum Angriff. — Der endlich wiederkehrende Friede führte den General S. nach Ohlau zurück, wo das Stabsquartier seines Regiments war. Der König theilte die Cavalerie in Generalinspectionen und übertrug S. die Inspection aller in Schlesien stehenden Regimenter, welche zusammen 70 Schwadronen zählten. Diese Einrichtung hatte eigentlich nur einen administrativen Zweck, später suchte man aber dadurch mehr Gleichheit in die Ausbildung der einzelnen Regimenter zu bringen. Da jedoch jedes Regiment einen General zum Inhaber hatte, der sich als dessen alleiniger Commandant betrachtete und fremde Einrede ungern ertrug, so gehörte besondere Geschicklichkeit und ein persönliches Uebergewicht dazu, wenn der Generalinspecteur sich wirksam zeigen wollte. S. war hierzu ganz der Mann und seine Inspection wurde bald die beste in der Armee, so wie vorher sein Regiment allen andern zum Muster gedient hatte. Die Reit-, Fecht- und Schießübungen begannen aufs Neue und wurden mit derselben Kühnheit fortgesetzt, was nicht immer ohne Unfälle ablief. Der König fragte einst den General S., woher es komme, daß in seinem Regimente Reiter und Pferde so häufig die Hälse brächen, erhielt aber zur Antwort: „Euer Majestät dürfen nur befehlen und es soll nicht wieder vorkommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet." — Die Ehe des Generals war nicht glücklich und die Aufführung seiner (von ihm allerdings sehr vernachlässigten) Gattin gab zu solchen Aergernissen Anlaß, daß eine völlige Scheidung unvermeidlich wurde. Im Jahr 1767 wurde S. zum General der Cavalerie ernannt, die höchste im Frieden zu erlangende militairische Würde. In seinen Verhältnissen zum Regiment änderte das nichts und er betrieb dessen Ausbildung mit demselben Eifer, als wenn er noch Oberster gewesen wäre. Später traten aber einige Mißhelligkeiten mit dem Könige ein, den bisweilen die große Verehrung ärgern mochte, welche dem General S. von preußischen und fremden Generalen, selbst vom Kaiser Joseph, zu Theil wurde. Ein solcher Fall trug sich einst zu, als S. zu einer Truppenschau nach Berlin kam, wo Mancher sich zum Empfange des „Siegers bei Zorndorf" festlich geschmückt hatte, der *sonst nicht* gern Toilette zu machen pflegte. Den König

verdroß dieß, und als S. ankam und ſich auf dem Platze bei ihm melden wollte, ſchien er ihn nicht zu bemerken und kehrte ihm den Rücken; S. that ein Gleiches und fuhr ſofort nach Ohlau zurück. Friedrich war jedoch immer wieder der gnädige Monarch, und ließ es bei andern Gelegenheiten nicht an zarter Aufmerkſamkeit fehlen.

Im Frühjahr 1772 wurde S. vom Schlage getroffen. Eine Reiſe nach Karlsbad war ihm ſehr heilſam, doch befolgte er die Vorſchriften des Arztes zu wenig. Die Lebenskräfte waren ſchon zu ſehr erſchöpft, als daß man nicht das Schlimmſte hätte befürchten ſollen; eine zweite Reiſe nach Karlsbad machte das Uebel noch ärger, S. mußte von dieſer Zeit an das Bette hüten; ſein Monarch ſah ihn während der Krankheit auf kurze Zeit in Ohlau. Am 7. Nov. 1773 ſtarb der General S. an völliger Entkräftung, er war erſt 53 Jahre alt. Der König befahl, daß alle Stabsofficiere der Inſpection 14 Tage lang einen Trauerflor am Arme tragen ſollten, und ließ ihm 1784 auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal ſetzen. Er hat ſich ſelbſt durch ſeine Thaten das beſte Denkmal geſetzt. Seydlitz hat in den Herren v. Blankenburg, Grafen Bismark (im 4. Bande der Reiterbibliothek) und Varnhagen von Enſe (in den biographiſchen Denkmalen) tüchtige Biographen gefunden; außerdem befinden ſich viele Nachrichten über ihn in der Lebensgeſchichte Friedrich des Großen von J. D. E. Preuß, im Berliner Militairwochenblatte, in den Nachrichten und Betrachtungen über die Schickſale und Thaten der Reiterei. Pz.

Seitengewehr, im Allgemeinen die Benennung einer Waffe, welche theils an einem Riemen über die Schulter gehangen, theils an einem ſolchen um den Leib geſchnallt, aber ſtets an der Seite getragen wird, was ihr jedenfalls den Namen gab. Je nach Form und Zweck erhielt ſie wieder ſpeciellere Benennungen, wie Degen, Säbel, Schwert ꝛc. (ſ. d.). Das eigentliche Seitengewehr der Infanterie als Waffe, hat theils durch die Vervollkommnung des Schießgewehrs, theils durch das Bajonet, namentlich aber auch durch die jetzige Fechtart, wo man die Infanterie mehr zu Bewegungen in Maſſen als zum Handgefecht verwendet, ſeine eigentliche Beſtimmung und ſeinen Werth verloren, und die Zeiten, wo die berühmte ſpaniſche Infanterie mit dem Degen in der Fauſt zum Angriff ſchritt, oder die deutſchen Landsknechte mit ihren großen Schwertern den Kampf entſchieden, ſind längſt vorüber. Heut zu Tage ſind die Infanterieſeitengewehre bei vielen Armeen nichts als eine läſtige Zierde, bei manchen ganz abgeſchafft und bei einigen in Faſchinenmeſſer, als nützliches Handwerkszeug auf Bivouaks umgewandelt worden. Als ſehr zweckmäßig gab man in einigen Armeen den mit Büchſen bewaffneten Jägern ein Seitengewehr in Form eines Bajonets, das im Nothfall auf die Büchſe geſchraubt werden kann.

Seitenpatrouillen, nennt man diejenigen Patrouillen (ſ. d.), welche von der Avantgarde (ſ. d.) mit beſonderen Auftragen rechts oder links geſendet werden, und ſich auf bezeichneten Puncten wieder mit ihr vereinigen. Gewöhnlich ſollen dergleichen Patrouillen verhindern, daß die Avantgarde nicht in der Flanke angegriffen werde, weßhalb ſie mit derſelben wo möglich in ſteter Verbindung zu bleiben ſuchen müſſen; oft iſt aber eine ſo genaue Durchſuchung des dazwiſchen liegenden Terrains nicht ausführbar, weil man durch die Seitenpatrouillen auch in Erfahrung zu bringen ſucht, ob der Feind ſeitwärts gelegene Orte oder andere militairiſche Puncte beſetzt hält, was eine größere Entfernung von der Avantgarde nöthig macht. Hat man gegründete Vermuthung, daß der Marſch von

der einen Seite durch feindliche Parteien beunruhigt werde, so erhalten die Seitenpatrouillen bisweilen Befehl, die seitwärts gelegenen Brücken und Defiléen so lange zu besetzen oder wenigstens zu beobachten, bis die Colonne vorüber ist. — Es geht hieraus hervor, daß die Seitenpatrouillen stets einen viel größeren Raum zu durchstreifen haben als die Avantgarde, weßhalb man dazu fast immer leichte Cavalerie nimmt. Liegen aber die zu besetzenden Puncte nur etwa $\frac{1}{4}$ Meile von der Marschlinie und ist das Terrain der Infanterie günstig, so wird diese dazu verwendet. Die Stärke der Seitenpatrouillen läßt sich nicht im Allgemeinen feststellen, sie beläuft sich bisweilen auf mehrere Schwadronen oder Infanteriecompagnien, denen man nach Befinden einige Geschütze zutheilt, in welchem Falle die Benennung „Patrouille" aber nicht mehr angemessen erscheint. Die Marschordnung einer solchen Abtheilung ist wie bei allen größeren Patrouillen, nur mit dem Unterschiede, daß man in der gefährlichsten Seite eine größere Anzahl Flankeurs marschiren läßt. Der Befehlshaber muß über den Zweck seiner Sendung völlig im Klaren, und ein eben so umsichtiger als entschlossener Officier sein; die möglichst genaueste Lokalkenntniß ist eine nothwendige Bedingung, weßhalb ihm eine gute Specialkarte nicht fehlen darf. Um nicht von der Avantgarde abgeschnitten zu werden, muß er Terrainhindernisse vermeiden, die schwer zu überschreiten sind; sollte sein Trupp aber dennoch auf einen stärkeren Feind stoßen und auseinander gesprengt werden, so müssen wenigstens einige Reiter die Avantgarde oder nächste Colonne zu erreichen suchen. Pz.

Seitentrupps (Seitendeckung). Sie unterscheiden sich von den Seitenpatrouillen im Wesentlichen darin, daß sie die Seiten der Avantgarde, oder einer in der Nähe des Feindes marschirenden Colonne, gegen jede Beunruhigung unmittelbar schützen sollen, weßhalb sie ganz in der Nähe bleiben. Die größte Entfernung ist Kartätschen- oder Kanonenschußweite. Sie werden ebensowohl von der Infanterie wie von der Cavalerie gegeben, marschiren gewöhnlich mit einer starken Flankeurlinie, deren Rotten mit Abständen von 50 bis 100 Schritten einander folgen und durchsuchen alle in der Nähe liegenden Schlupfwinkel. Durch diese Anordnung wird jede Gefahr beseitigt, welche durch die größere Entfernung der Seitenpatrouillen entstehen könnte; doch müssen sie durch kleine, die Flankeurlinie bisweilen überschreitende Patrouillen mit den größeren sich freier bewegenden Seitenpatrouillen in sicht- oder hörbarer Verbindung zu bleiben suchen. Pz.

Selim I., mit dem Beinamen Jauf (der Strenge) oder Yakuz (der Wilde), Sultan der Osmanen, ums Jahr 1466 geb., war der achte Sohn des Sultan Bajesid II. und hatte als solcher nur sehr geringe Anwartschaft auf den Thron. Seinen Unterricht besorgten die Gelehrten Muhieddin und Halimis, aber schon in seinem 20. Jahre entfernte ihn sein Vater aus seiner Nähe. Bajesid gab nämlich seinen Söhnen und Enkeln, um sie vor allen aufrührerischen Unternehmungen gegen den Thron fern zu halten, Statthalterschaften in Asien. So ertheilte er 1491 seinem jüngsten Sohne Selim Trapezunt. Dort herrschte dieser lange Zeit und ohne irgend ein Streben nach größerer Auszeichnung, als die eines tapfern Kriegers, wozu ihm die immerwährenden Kämpfe mit den verschiedenen noch unbezwungenen Bergvölkern Kleinasiens hinlänglichen Anlaß verschafften, zu erkennen zu geben. Als aber Bajesid die an Selim's, Sohn Suleiman's (s. d.), 1510 übertragene Statthalterschaft zu Bali mit dem entfernteren Kaffa wieder vertauschte, wozu ihn der Rath seines dritten Sohnes Ahmed veranlaßte, schloß Selim

aus dem seinem Bruder eingeräumten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, Bajesid wollte diesen, mit Zurücksetzung zweier älterer Söhne, zum Thronfolger erwählen. Glaubend eben so viel Ansprüche auf den Thron zu haben wie Ahmed, suchte er diesen nun durch List oder Gewalt zu erringen. — Die Janitscharen waren für den energischen Selim günstiger gestimmt, wie für den wilden Ahmed, obwohl sie seine, bereits in seiner Statthalterschaft bewiesene Grausamkeit und Tyrannei fürchteten. Erst versuchte Selim, die Erlaubniß nach Europa zu kommen, durch Bitten zu erlangen, und rückte, als ihm dieß, so wie das Sandschack in Rumili abgeschlagen wurde (März 1511) nach Adrianopel, um seinen Bitten mit den Waffen Nachdruck zu verschaffen. Der Beglerbeg von Rumili vermittelte aber für dießmal den Frieden zwischen Vater und Sohn, welcher ersterer versprach, seine Krone nicht bei seinen Lebzeiten an Ahmed abzutreten und an Selim die Statthalterschaft von Semendria und Wittin übertrug. In Asien ausgebrochene Unruhen dienten indessen Selim bald darauf wieder zum Vorwand, abermals gegen Adrianopel vorzurücken. Bajesid zog ihm entgegen und sein Großvezier Ali Pascha schlug den aufrührerischen Sohn bei Ograschköi unweit Tschorli (11. Aug. 1511) gänzlich. Selim flüchtete zu seinem Schwiegervater Mengli Girai, Chan der Krimm und verdankte es dessen Bemühungen, so wie den Empörungsversuchen seiner übrigen Brüder, welche sein Beispiel nachahmten, daß ihn Bajesid nach der Türkei zurückrief und ihm wieder die Statthalterschaft zu Semendria verlieh. Die Janitscharen zwangen aber den Großsultan selbst, ihnen Selim als Anführer gegen Ahmed zu überlassen, der sich in Asien empört hatte. Noch ehe Selim jedoch gegen seinen Bruder auszog, hatten die Janitscharen und die Sipahi Bajesid gezwungen, den Thron zu verlassen, und ihn an seinen jüngsten Sohn abzutreten (25. April 1512). Selim gestattete seinem Vater, sich nach Demotika zurückzuziehen, ließ ihn aber, wahrscheinlicherweise unterweges, durch einen jüdischen Arzt vergiften. Selim mußte nun, um sich auf dem widerrechtlich bestiegenen Thron zu befestigen, erst noch seine Brüder und Neffen unschädlich machen, welche Alle für ihn zu fürchtende Nebenbuhler waren. Die ersten Opfer sollten Ahmed und dessen Sohn Aladin, welcher letzterer sich der Stadt Brusa bemächtiget hatte, sein. Beide entkamen aber vor der Hand, obschon Brusa schnell von Selim wiedergenommen wurde; fünf dort wohnende Neffen wurden aber, ohne etwas verbrochen zu haben, hingerichtet. Gleiches Loos hatte sein Bruder Korkud, dessen Zufluchtsort Turkmanen verrathen hatten und auch Ahmed unterlag in der Schlacht bei Jenischehr, am 23. April 1513, obschon sein Heer doppelt so stark wie das seines brüderlichen Gegners war und büßte sein Streben nach dem Thron mit dem Tode. Selim kehrte nun nach Europa zurück, sicherte die Ruhe der Türkei durch Verträge mit Ungarn, Venedig, Rußland und Aegypten, und suchte seinen Plan, die Religionssecte der Schiiten auszurotten und Persien, wo die schiitische Familie der Sofi herrschte, zu unterwerfen, auszuführen. Bevor er aber den Feldzug begann, ließ er alle in dem osmanischen Reiche befindliche Schiiten, 40,000 an der Zahl, theils hinrichten, theils einkerkern; eine That, die trotz der an Grausamkeiten so reichen türkischen Geschichte nicht ihres Gleichen hat. Nun konnte er den Krieg gegen den Schah Ismael von Persien, das Haupt der Schiiten, den Beschützer des Prinzen Murad, eines Sohnes Ahmed's, mit um so größerer Ruhe wegen seiner Erblande unternehmen. Ein Heer von 140,000 M., wovon 80,000 beritten, mit einem Troß von 60,000 Kameelen führte S. *selbst im April 1514* nach Asien. Mit 120,000 M. kam er nach langem

und beschwerlichem Marsche, ohne ein Gefecht bestanden zu haben, am 23. Aug. bei Tschaldiran unweit Tebris (Tauris), der Hauptstadt Ismaels, an und schlug noch an demselben Tage die Perser gänzlich. 13 Tage nach der Schlacht zog er als Sieger in Tebris ein, verweilte daselbst eine Woche, mußte aber dann den aufrührerischen Drohungen der Janitscharen nachgeben und statt, wie er wollte, nach Karabagh zu marschiren, im September den Rückmarsch antreten und bei Amasis und Angora Winterquartiere beziehen. 1515 eröffnete Selim den Feldzug mit der Belagerung der starken Festung Kumach, welche am 19. Mai erstürmt wurde, und züchtigte darauf den Turkmanenfürsten Sulkadr, welcher sich im Jahr vorher beim Marsch der Osmanen gegen Tebris feindselig benommen hatte, worauf er das Heer entließ und noch im Sommer nach Constantinopel zurückkehrte. Dort bestrafte er diejenigen Großen, welche in den letzten Feldzügen die Meutereien der Janitscharen theils begünstigt, theils nicht kräftig unterdrückt hatten, gab dem Stabe der Janitscharen eine andere, mehr von ihm abhängende Organisation, vermehrte und verbesserte die Seemacht und gründete ein Arsenal. Im Winter 1516 ließ S. Kurdistan und Diarbekr erobern und organisiren, und überdachte zu Adrianopel den Plan zu einem Feldzug wider den Sultan von Aegypten Kansu-Ghawri, den er bestrafen wollte, weil er sich für Ismael's Partei erklärt und für den Fürsten von Sulkadr verwendet hatte. Selim zog selbst nach Syrien und traf bei Merdsch-Dabikr auf das ungleich schwächere Heer des ihm entgegen gegangenen Sultan Ghawri, das am 24. August gänzlich geschlagen wurde. Kansu-Ghawri blieb in der Schlacht, in deren Folge Haleb, Hama und Damaskus den Osmanen die Thore öffneten. In letzterem Orte brachte Sultan Selim den Winter zu, während sein Großvezier Sinanpascha die Aegypter abermals bei Junis-Chan unweit Gaza (28. Octbr.) schlug und Gaza und Ramla einnahm. Im December trat Selim den Marsch durch die Wüste nach Aegypten an und schlug am 22. Jan. 1517 die Aegypter in der Schlacht bei Ridania unweit Cairo. 25,000 Mameluken blieben in derselben und die Macht dieser Kriegerkaste war für damals vernichtet. Cairo ward nach verzweifelter Gegenwehr am 31. Jan. erobert und gegen 50,000 Einwohner dieser Stadt niedergemetzelt. Am 26. März ward endlich auch der ägyptische Sultan Tumaubai gefangen, anfangs zwar begnadigt, aber bald auf Selim's Befehl (am 13. April) zu Cairo aufgehenkt, weil dieser in dem gefangenen Sultan noch immer einen Vereinigungspunct der zersprengten Mamelucken sah. Aegypten ward eine türkische Provinz. Selim brach im Septbr. wieder von Cairo auf und traf im Juli 1518 zu Constantinopel ein, wohin er den letzten Chalifen (das Haupt der osmanischen Religion) mitnahm. Eben rüstete er sich aufs Neue gegen Persien, als ihn der Tod, mitten in seinen Planen zu Tschorli, auf dem Wege von Constantinopel nach Adrianopel, am 22. Septbr. 1520 ereilte. Ihm folgte sein Sohn Suleiman I. Selim hinterließ den Ruf eines wilden, gefühllosen Herrschers, eines glücklichen Kriegers und eines unerbittlichen Feindes, während er gleichzeitig als Dichter und als Beschützer der Wissenschaften gerühmt wird und durch die Vergrößerung des osmanischen Reiches die durch seine Feldzüge herbeigeführte Entvölkerung der alten Provinzen einigermaßen ersetzte. (Vergl. Geschichte des osmanischen Reiches von Hammer. 2r Band. Pesth 1828.)

E.

Selim III., Sultan der Osmanen, geb. am 24. Decbr. 1761, ein Sohn Mustapha's III., folgte am 7. April 1789 dem Sultan Abdul-Hamid in der Regierung. Weniger kriegerisch, wie sein gleichnamiger Vorfahre,

aus dem seinem Bruder eingeräumten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, Bajesid wollte diesen, mit Zurücksetzung zweier älterer Söhne, zum Thronfolger erwählen. Glaubend eben so viel Ansprüche auf den Thron zu haben wie Ahmed, suchte er diesen nun durch List oder Gewalt zu erringen. — Die Janitscharen waren für den energischen Selim günstiger gestimmt, wie für den wilden Ahmed, obwohl sie seine, bereits in seiner Statthalterschaft bewiesene Grausamkeit und Tyrannei fürchteten. Erst versuchte Selim, die Erlaubniß nach Europa zu kommen, durch Bitten zu erlangen, und rückte, als ihm dieß, so wie das Sandschack in Rumili abgeschlagen wurde (März 1511) nach Adrianopel, um seinen Bitten mit den Waffen Nachdruck zu verschaffen. Der Beglerbeg von Rumili vermittelte aber für dießmal den Frieden zwischen Vater und Sohn, welcher ersterer versprach, seine Krone nicht bei seinen Lebzeiten an Ahmed abzutreten und an Selim die Statthalterschaft von Semendria und Wittin übertrug. In Asien ausgebrochene Unruhen dienten indessen Selim bald darauf wieder zum Vorwand, abermals gegen Adrianopel vorzurücken. Bajesid zog ihm entgegen und sein Großvezier Ali Pascha schlug den aufrührerischen Sohn bei Ograschköi unweit Tschorli (11. Aug. 1511) gänzlich. Selim flüchtete zu seinem Schwiegervater Mengli Girai, Chan der Krimm und verdankte es dessen Bemühungen, so wie den Empörungsversuchen seiner übrigen Brüder, welche sein Beispiel nachahmten, daß ihn Bajesid nach der Türkei zurückrief und ihm wieder die Statthalterschaft zu Semendria verlieh. Die Janitscharen zwangen aber den Großsultan selbst, ihnen Selim als Anführer gegen Ahmed zu überlassen, der sich in Asien empört hatte. Noch ehe Selim jedoch gegen seinen Bruder auszog, hatten die Janitscharen und die Sipahi Bajesid gezwungen, den Thron zu verlassen, und ihn an seinen jüngsten Sohn abzutreten (25. April 1512). Selim gestattete seinem Vater, sich nach Demotika zurückzuziehen, ließ ihn aber, wahrscheinlicherweise unterweges, durch einen jüdischen Arzt vergiften. Selim mußte nun, um sich auf dem widerrechtlich bestiegenen Thron zu befestigen, erst noch seine Brüder und Neffen unschädlich machen, welche Alle für ihn zu fürchtende Nebenbuhler waren. Die ersten Opfer sollten Ahmed und dessen Sohn Aladin, welcher letzterer sich der Stadt Brusa bemächtiget hatte, sein. Beide entkamen aber vor der Hand, obschon Brusa schnell von Selim wiedergenommen wurde; fünf dort wohnende Neffen wurden aber, ohne etwas verbrochen zu haben, hingerichtet. Gleiches Loos hatte sein Bruder Korkud, dessen Zufluchtsort Turkmanen verrathen hatten und auch Ahmed unterlag in der Schlacht bei Jenischehr, am 23. April 1513, obschon sein Heer doppelt so stark wie das seines brüderlichen Gegners war und büßte sein Streben nach dem Thron mit dem Tode. Selim kehrte nun nach Europa zurück, sicherte die Ruhe der Türkei durch Verträge mit Ungarn, Venedig, Rußland und Aegypten, und suchte seinen Plan, die Religionssecte der Schiiten auszurotten und Persien, wo die schiitische Familie der Sofi herrschte, zu unterwerfen, auszuführen. Bevor er aber den Feldzug begann, ließ er alle in dem osmanischen Reiche befindliche Schiiten, 40,000 an der Zahl, theils hinrichten, theils einkerkern; eine That, die trotz der an Grausamkeiten so reichen türkischen Geschichte nicht ihres Gleichen hat. Nun konnte er den Krieg gegen den Schah Ismael von Persien, das Haupt der Schiiten, den Beschützer des Prinzen Murad, eines Sohnes Ahmed's, mit um so größerer Ruhe wegen seiner Erblande unternehmen. Ein Heer von 140,000 M., wovon 80,000 beritten, mit einem Troß von 60,000 Kameelen führte S. *selbst im April 1514* nach Asien. Mit 120,000 M. kam er nach langem

und beschwerlichem Marsche, ohne ein Gefecht bestanden zu haben, am 23. Aug. bei Tschaldiran unweit Tebris (Tauris), der Hauptstadt Ismaels, an und schlug noch an demselben Tage die Perser gänzlich. 13 Tage nach der Schlacht zog er als Sieger in Tebris ein, verweilte daselbst eine Woche, mußte aber dann den aufrührerischen Drohungen der Janitscharen nachgeben und statt, wie er wollte, nach Karabagh zu marschiren, im September den Rückmarsch antreten und bei Amasis und Angora Winterquartiere beziehen. 1515 eröffnete Selim den Feldzug mit der Belagerung der starken Festung Kumach, welche am 19. Mai erstürmt wurde, und züchtigte darauf den Turkmanenfürsten Sulkadr, welcher sich im Jahr vorher beim Marsch der Osmanen gegen Tebris feindselig benommen hatte, worauf er das Heer entließ und noch im Sommer nach Constantinopel zurückkehrte. Dort bestrafte er diejenigen Großen, welche in den letzten Feldzügen die Meutereien der Janitscharen theils begünstigt, theils nicht kräftig unterdrückt hatten, gab dem Stabe der Janitscharen eine andere, mehr von ihm abhängende Organisation, vermehrte und verbesserte die Seemacht und gründete ein Arsenal. Im Winter 1516 ließ S. Kurdistan und Diarbekr erobern und organisiren, und überdachte zu Adrianopel den Plan zu einem Feldzug wider den Sultan von Aegypten Kanssu-Ghawri, den er bestrafen wollte, weil er sich für Ismael's Partei erklärt und für den Fürsten von Sulkadr verwendet hatte. Selim zog selbst nach Syrien und traf bei Merdsch-Dabikr auf das ungleich schwächere Heer des ihm entgegen gegangenen Sultan Ghawri, das am 24. August gänzlich geschlagen wurde. Kanssu-Ghawri blieb in der Schlacht, in deren Folge Haleb, Hama und Damaskus den Osmanen die Thore öffneten. In letzterem Orte brachte Sultan Selim den Winter zu, während sein Großvezier Sinanpascha die Aegypter abermals bei Junis-Chan unweit Gaza (28. Octbr.) schlug und Gaza und Ramla einnahm. Im December trat Selim den Marsch durch die Wüste nach Aegypten an und schlug am 22. Jan. 1517 die Aegypter in der Schlacht bei Ridania unweit Cairo. 25,000 Mameluken blieben in derselben und die Macht dieser Kriegerkaste war für damals vernichtet. Cairo ward nach verzweifelter Gegenwehr am 31. Jan. erobert und gegen 50,000 Einwohner dieser Stadt niedergemetzelt. Am 26. März ward endlich auch der ägyptische Sultan Tumaubai gefangen, anfangs zwar begnadigt, aber bald auf Selim's Befehl (am 13. April) zu Cairo aufgehenkt, weil dieser in dem gefangenen Sultan noch immer einen Vereinigungspunct der zersprengten Mameluckten sah. Aegypten ward eine türkische Provinz. Selim brach im Septbr. wieder von Cairo auf und traf im Juli 1518 zu Constantinopel ein, wohin er den letzten Chalifen (das Haupt der osmanischen Religion) mitnahm. Eben rüstete er sich aufs Neue gegen Persien, als ihn der Tod, mitten in seinen Planen zu Tschorli, auf dem Wege von Constantinopel nach Adrianopel, am 22. Septbr. 1520 ereilte. Ihm folgte sein Sohn Suleiman I. Selim hinterließ den Ruf eines wilden, gefühllosen Herrschers, eines glücklichen Kriegers und eines unerbittlichen Feindes, während er gleichzeitig als Dichter und als Beschützer der Wissenschaften gerühmt wird und durch die Vergrößerung des osmanischen Reiches die durch seine Feldzüge herbeigeführte Entvölkerung der alten Provinzen einigermaßen ersetzte. (Vergl. Geschichte des osmanischen Reiches von Hammer. 2r Band. Pesth 1828.)

E.

Selim III., Sultan der Osmanen, geb. am 24. Decbr. 1761, ein Sohn Mustapha's III., folgte am 7. April 1789 dem Sultan Abdul-Hamid in der Regierung. Weniger kriegerisch, wie sein gleichnamiger Vorfahre,

zeichnete er ſich nicht als Feldherr aus; ja ſelbſt die unter ſeiner Regierung geführten zahlreichen Kriege waren meiſt unglücklich; aber der von ihm begonnene Verſuch der Umbildung der türkiſchen Militairmacht und der Civiliſirung ſeines Volkes, ſichert ihm für immer ein ehrenvolles Andenken unter den türkiſchen Herrſchern. Beim Antritt ſeiner Regierung befand ſich die Türkei (ſeit 1787) im Kriege mit Rußland und Oeſtreich. Prinz Coburg und Suwarow (ſ. d.) beſiegten den Seraskier Derwiſch Mehemet am 1. Aug. 1789 bei Fockſchan (ſ. d.) und der neuernannte Großvezier Kutſchuk Haſſan-Paſcha ward am 22. Septbr. bei Martineſtie (ſ. d.) geſchlagen. Belgrad (ſ. d.), Semendria, Akjerman und Bender wurden erobert; daher wäre ohne die Kriegserklärung Schwedens gegen Rußland, und ohne den einſeitigen Friedensſchluß Oeſtreichs mit der Türkei (zu Siſtowa im Aug. 1791) trotz Selim's Aufopferung ſeiner eigenen Schätze, das osmaniſche Reich damals verloren geweſen. Endlich gelang es Selim's Unterhandlern, nachdem auch Ismail (ſ. d.) am 22. Decbr. 1790 verloren gegangen und der Großvezier Juſſuf-Paſcha am 10. Juli 1791 entſcheidend geſchlagen worden war, geſtützt auf Englands und Preußens Vermittelung, im Frieden von Jaſſy (ſ. d.) 9. Jan. 1792 milde Bedingungen von Rußland zu erhalten. Der Dnieſtr ward die beiderſeitige Reichsgrenze. Selim ſah wohl ein, daß ſeine undisciplinirten Truppen den übrigen europäiſchen Heeren nicht gewachſen waren und glaubte deßhalb, durch Einführung europäiſcher Kriegszucht für ſein Reich aufs Neue Widerſtandsfähigkeit und Kriegsruhm erlangen zu können. Seine erſten derartigen Verſuche begannen ſchon 1792, doch wurden ſie durch die Kriege gegen Paſſwan-Oglu (ſ. d.) und gegen Frankreich, zu welchem letztern die Türkei durch Rußland und England wegen der Beſetzung Aegyptens durch die Franzoſen 1799 genöthigt wurde, wieder unterbrochen. Im Verein mit England waren die türkiſchen Waffen Anfangs glücklich; der Vertrag von El-Ariſch, 24. Jan. 1800, ſollte ihnen ſchon ganz Aegypten überliefern. Aber die brittiſchen Verbündeten erkannten denſelben nicht an. Die Schlacht bei Heliopolis (ſ. d.) 25. März vernichtete nun alle früher errungenen Vortheile und nur der mißlichen Lage der von aller Unterſtützung fernen Franzoſen, war die endliche Unterwerfung Aegyptens zu danken. Nach wiederhergeſtelltem Frieden begannen aufs Neue Selim's Verſuche der Einführung europäiſchen Kriegsweſens. Um den Janitſcharen ein Gegengewicht bieten zu können, wurden der Niſami dſchedid (auf europäiſche Art disciplinirte Truppen) und die Seymen organiſirt und nach und nach bis auf 30,000 M. gebracht. Theils fehlte es aber den obern Staatsbeamten an Bildung, um die Führer der neuen Truppen gehörig auszuwählen, theils hingen die Osmanen damals noch zu ſehr an den alten, von ihren Vätern überkommenen Einrichtungen und verachteten alle Kultur, ſo daß grade ihre Neuerungen, ſtatt Selim's Macht zu befeſtigen, ſolche untergruben. Ungeſtraft empörten ſich die Paſchen in Afrika, in Aſien und endlich ſelbſt in Europa, wo Paswan-Oglu, der alle Unzufriedenen um ſich verſammelte, fortdauernd die gegen ihn ausgeſendeten Feldherren Selim's ſchlug. Gleichzeitig erſchütterten die Wechabiten in Arabien die Grundpfeiler des osmaniſchen Glaubens, durch Eroberung der heiligen Orte. Selim, im Auslande den Schutz ſuchend, den er durch ſeine eigene Kraft nicht finden konnte, ſchloß ſich in der Politik zu Anfang des 19. Jahrhunderts an Rußland und England an, und verweigerte die Anerkennung Napoleon's als Kaiſer der Franzoſen. — Nach der Schlacht von Auſterlitz gewann indeſſen im Divan der franzöſiſche Einfluß die Oberhand; Napoleon wurde anerkannt und der Kanal des ſchwarzen Meeres aufs

Neue allen Nationen verſchloſſen. Ein Krieg mit Rußland und England (1806) war die Folge dieſer Maßregel. Gleich bei ſeinem Beginnen nahm dieſer eine für die Türkei ſehr ungünſtige Wendung, indem der engliſche Admiral Duckworth die Dardanellen (ſ. d.) am 19. Febr. 1807 paſſirte und vor Conſtantinopel erſchien, welches ſeine Rettung nur den Anſtrengungen der eben anweſenden franzöſiſchen Geſandtſchaft verdankte. Im Norden des Reichs empörten ſich zu gleicher Zeit die Serbier und führten unter Czerni-Georg (ſ. d.), von den Ruſſen unterſtützt, mit grenzenloſer Wuth einen Vertilgungskrieg gegen die türkiſchen Provinzen. Alle dieſe Unglücksfälle brachten die Anhänger des alten, oſmaniſchen Syſtems immer mehr gegen Selim auf, deſſen Neuerungen ſie dieſelben zuſchrieben. Die Ulema und Janitſcharen verbanden ſich deßhalb zu ſeinem Untergange. Ein Kürbishändler, Muſtapha Kubadſchi, ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriedenen, und nach kurzem Kampfe zwiſchen den Janitſcharen und dem Niſami dſchedid, der mit dem Untergange des letzteren endigte, ſah ſich der Mufti genöthigt, ein Fetwa zu erlaſſen, das den Sultan Selim des Throns für unwürdig erklärte (29. Mai 1807). Selim fügte ſich dieſem Machtſpruch ohne Widerſtand und trat den Thron ſeinem Neffen Muſtapha ab, um im Gefängniß deſſen Platz einzunehmen. Dieſer hob gleich den Niſami dſchedid und die Seymen geſetzlich auf und ließ ſeinen Oheim, welchen Muſtapha Bairaktar wieder auf den Thron ſetzen wollte, am 28. Juli 1807 ermorden. Aber auch ihn erreichte die Nemeſis; ſein eigener Bruder Mahmud II. (ſ. d.) ward von Bairaktar's Anhängern zum Sultan ausgerufen und Muſtapha wieder in den Kerker geworfen, wo er im November ebenfalls ermordet wurde. Selim war ein Fürſt von glücklichen Anlagen, milden Geſinnungen und gebildetem Geiſt, doch fehlten ihm zur Durchführung ſeiner Plane, welche ſpäter ſein Neffe Mahmud verwirklichte, deſſen Kraft und Ausdauer. (Vergl. Pouqueville, histoire de la régéneration de la Grèce. I Tome. — Lüdemann, Geſchichte Griechenlands und der Türkei. 4r Theil.) E.

Semeſter, halbjähriger Urlaub, welcher ſonſt jedem franzöſiſchen Subalternofficier der Infanterie und Cavalerie regelmäßig bewilligt wurde, ſo daß nur immer die Hälfte der Officiere im Dienſte war; eine Maßregel, die große Nachtheile hatte und deßhalb in neuerer Zeit abgeſchafft worden iſt. Pz.

Sempach, Städtchen mit 1000 Einw. am Luzernerſee in der Schweiz.

Schlacht am 9. Juli 1386.

Die Bedrückungen der öſtreichiſchen Vögte, die Erhöhung der Zölle und die hierdurch bewirkte Hemmung des Handelsverkehrs, brachten einen offenen Krieg zwiſchen den Eidgenoſſen und dem Herzoge Leopold III. von Oeſtreich zum Ausbruche. Die Kriegserklärung erfolgte in den erſten Tagen des Aprils, worauf ſogleich die Feindſeligkeiten begannen. Anfang Juni zog Herzog Leopold aus ſeinen Erblanden ein wohlgerüſtetes Heer von 25,000 M. bei Baden zuſammen. Seine Beſitzungen und die ſeiner Verbündeten umſchloſſen die eidgenoſſiſchen Länder vom Wallerſee bis zum Entlibbach, und deuteten auf 3 Angriffsrichtungen hin, nämlich aus dem Aargau gegen Luzern den Limat entlang gegen Zürich und von der Linth gegen das Glarnerthal. — Um dieſe vortheilhafte Lage zu benutzen und die Streitkräfte der Eidgenoſſen zu zerſplittern, wurde in dem öſtreichſchen Kriegsrathe folgender Plan entworfen: das Gros des Heeres ſollte unter Johann von Bornſtetten am Zuſammenfluß der Reuß und der Limat lagern, Zürich *beunruhigen* und deſſen Mannſchaft abhalten ins Feld zu rü-

zeichnete er sich nicht als Feldherr aus; ja selbst die unter seiner Regierung geführten zahlreichen Kriege waren meist unglücklich; aber der von ihm begonnene Versuch der Umbildung der türkischen Militairmacht und der Civilisirung seines Volkes, sichert ihm für immer ein ehrenvolles Andenken unter den türkischen Herrschern. Beim Antritt seiner Regierung befand sich die Türkei (seit 1787) im Kriege mit Rußland und Oestreich. Prinz Coburg und Suwarow (s. d.) besiegten den Seraskier Derwisch Mehemet am 1. Aug. 1789 bei Fockschan (s. d.) und der neuernannte Großvezier Kutschuck Hassan-Pascha ward am 22. Septbr. bei Martinestie (s. d.) geschlagen. Belgrad (s. d.), Semendria, Akjerman und Bender wurden erobert; daher wäre ohne die Kriegserklärung Schwedens gegen Rußland, und ohne den einseitigen Friedensschluß Oestreichs mit der Türkei (zu Sistowa im Aug. 1791) trotz Selim's Aufopferung seiner eigenen Schätze, das osmanische Reich damals verloren gewesen. Endlich gelang es Selim's Unterhandlern, nachdem auch Ismail (s. d.) am 22. Decbr. 1790 verloren gegangen und der Großvezier Jussuf-Pascha am 10. Juli 1791 entscheidend geschlagen worden war, gestützt auf Englands und Preußens Vermittelung, im Frieden von Jassy (s. d.) 9. Jan. 1792 milde Bedingungen von Rußland zu erhalten. Der Dniestr ward die beiderseitige Reichsgrenze. Selim sah wohl ein, daß seine undisciplinirten Truppen den übrigen europäischen Heeren nicht gewachsen waren und glaubte deßhalb, durch Einführung europäischer Kriegszucht für sein Reich aufs Neue Widerstandsfähigkeit und Kriegsruhm erlangen zu können. Seine ersten derartigen Versuche begannen schon 1792, doch wurden sie durch die Kriege gegen Passwan-Oglu (s. d.) und gegen Frankreich, zu welchem letztern die Türkei durch Rußland und England wegen der Besetzung Aegyptens durch die Franzosen 1799 genöthigt wurde, wieder unterbrochen. Im Verein mit England waren die türkischen Waffen Anfangs glücklich; der Vertrag von El-Arisch, 24. Jan. 1800, sollte ihnen schon ganz Aegypten überliefern. Aber die brittischen Verbündeten erkannten denselben nicht an. Die Schlacht bei Heliopolis (s. d.) 25. März vernichtete nun alle früher errungenen Vortheile und nur der mißlichen Lage der von aller Unterstützung fernen Franzosen, war die endliche Unterwerfung Aegyptens zu danken. Nach wiederhergestelltem Frieden begannen aufs Neue Selim's Versuche der Einführung europäischen Kriegswesens. Um den Janitscharen ein Gegengewicht bieten zu können, wurden der Nisami dschedid (auf europäische Art disciplinirte Truppen) und die Seymen organisirt und nach und nach bis auf 30,000 M. gebracht. Theils fehlte es aber den obern Staatsbeamten an Bildung, um die Führer der neuen Truppen gehörig auszuwählen, theils hingen die Osmanen damals noch zu sehr an den alten, von ihren Vätern überkommenen Einrichtungen und verachteten alle Kultur, so daß grade ihre Neuerungen, statt Selim's Macht zu befestigen, solche untergruben. Ungestraft empörten sich die Paschen in Afrika, in Asien und endlich selbst in Europa, wo Paswan-Oglu, der alle Unzufriedenen um sich versammelte, fortdauernd die gegen ihn ausgesendeten Feldherren Selim's schlug. Gleichzeitig erschütterten die Wechabiten in Arabien die Grundpfeiler des osmanischen Glaubens, durch Eroberung der heiligen Orte. Selim, im Auslande den Schutz suchend, den er durch seine eigene Kraft nicht finden konnte, schloß sich in der Politik zu Anfang des 19. Jahrhunderts an Rußland und England an, und verweigerte die Anerkennung Napoleon's als Kaiser der Franzosen. — Nach der Schlacht *von Austerlitz* gewann indessen im Divan der französische Einfluß die Oberhand; *Napoleon* wurde anerkannt und der Kanal des schwarzen Meeres aufs

Neue allen Nationen verschlossen. Ein Krieg mit Rußland und England (1806) war die Folge dieser Maßregel. Gleich bei seinem Beginnen nahm dieser eine für die Türkei sehr ungünstige Wendung, indem der englische Admiral Duckworth die Dardanellen (s. d.) am 19. Febr. 1807 passirte und vor Constantinopel erschien, welches seine Rettung nur den Anstrengungen der eben anwesenden französischen Gesandtschaft verdankte. Im Norden des Reichs empörten sich zu gleicher Zeit die Serbier und führten unter Czerni-Georg (s. d.), von den Russen unterstützt, mit grenzenloser Wuth einen Vertilgungskrieg gegen die türkischen Provinzen. Alle diese Unglücksfälle brachten die Anhänger des alten, osmanischen Systems immer mehr gegen Selim auf, dessen Neuerungen sie dieselben zuschrieben. Die Ulema und Janitscharen verbanden sich deßhalb zu seinem Untergange. Ein Kürbishändler, Mustapha Kubadschi, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und nach kurzem Kampfe zwischen den Janitscharen und dem Nisami dschedid, der mit dem Untergange des letzteren endigte, sah sich der Mufti genöthigt, ein Fetwa zu erlassen, das den Sultan Selim des Throns für unwürdig erklärte (29. Mai 1807). Selim fügte sich diesem Machtspruch ohne Widerstand und trat den Thron seinem Neffen Mustapha ab, um im Gefängniß dessen Platz einzunehmen. Dieser hob gleich den Nisami dschedid und die Seymen gesetzlich auf und ließ seinen Oheim, welchen Mustapha Bairabetar wieder auf den Thron setzen wollte, am 28. Juli 1807 ermorden. Aber auch ihn erreichte die Nemesis; sein eigener Bruder Mahmud II. (s. d.) ward von Bairaktar's Anhängern zum Sultan ausgerufen und Mustapha wieder in den Kerker geworfen, wo er im November ebenfalls ermordet wurde. Selim war ein Fürst von glücklichen Anlagen, milden Gesinnungen und gebildetem Geist, doch fehlten ihm zur Durchführung seiner Plane, welche später sein Neffe Mahmud verwirklichte, dessen Kraft und Ausdauer. (Vergl. Pouqueville, histoire de la régéneration de la Grèce. I Tome. — Lüdemann, Geschichte Griechenlands und der Türkei. 4r Theil.) E.

Semester, halbjähriger Urlaub, welcher sonst jedem französischen Subalternofficier der Infanterie und Cavalerie regelmäßig bewilligt wurde, so daß nur immer die Hälfte der Officiere im Dienste war; eine Maßregel, die große Nachtheile hatte und deßhalb in neuerer Zeit abgeschafft worden ist. Pz.

Sempach, Städtchen mit 1000 Einw. am Luzernersee in der Schweiz.

Schlacht am 9. Juli 1386.

Die Bedrückungen der östreichischen Vögte, die Erhöhung der Zölle und die hierdurch bewirkte Hemmung des Handelsverkehrs, brachten einen offenen Krieg zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge Leopold III. von Oestreich zum Ausbruche. Die Kriegserklärung erfolgte in den ersten Tagen des Aprils, worauf sogleich die Feindseligkeiten begannen. Anfang Juni zog Herzog Leopold aus seinen Erblanden ein wohlgerüstetes Heer von 25,000 M. bei Baden zusammen. Seine Besitzungen und die seiner Verbündeten umschlossen die eidgenossischen Länder vom Wallersee bis zum Entlibbach, und deuteten auf 3 Angriffsrichtungen hin, nämlich aus dem Aargau gegen Luzern den Limat entlang gegen Zürich und von der Linth gegen das Glarnerthal. — Um diese vortheilhafte Lage zu benutzen und die Streitkräfte der Eidgenossen zu zersplittern, wurde in dem östreichschen Kriegsrathe folgender Plan entworfen: das Gros des Heeres sollte unter Johann von Bornstetten am Zusammenfluß der Reuß und der Limat lagern, Zürich *beunruhigen* und dessen Mannschaft abhalten ins Feld zu [illegible]

hen. Eine zweite Heeresabtheilung, unter Leopold III. selbst, mit den Fürsten, Rittern und ihren Knechten, sollte sich rasch den Aargau herauf gegen Sempach bewegen und nach Eroberung dieser Stadt, Luzern, die Vormauer der Waldstädter, nehmen. Ein drittes Corps unter den Grafen von Neuenburg und Thierstein wurde bei Büren und Nidau aufgestellt, um Bern und Solothurn zu bedrohen. Eine vierte Abtheilung unter den Grafen von Werthenberg und Montfort stand bei Rapperswil.

Sobald die Eidgenossen von diesem Plane Kunde erhielten, sammelten sich diejenigen, welchen nicht die Deckung ihrer eigenen Landesgrenzen aufgetragen war, in der Gegend von Luzern. Unterdessen zog Herzog Leopold mit 6000 Mann, worunter 4000 geharnischte Ritter zu Pferde, von Baden über die Reuß nach Surssee. Schwere Büchsen, deren die Chroniken bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erwähnen, folgten zur Belagerung von Sempach. Am Abend des 8. Juli traf die Vorhut der Oestreicher unter dem Markgrafen von Hochberg vor Sempach ein und ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern; er erhielt die Antwort: die Besatzung sei entschlossen, ihre Mauern aufs Aeußerste zu vertheidigen. Am 9. Juli Morgens um 9 Uhr bezog Herzog Leopold ein Lager in der Ebene, oberhalb der Stadt Sempach, im Angesichte der Eidgenossen, welche die Anhöhen von Adeltoil besetzt hatten; ihre Stellung erstreckte sich bis an den Sempacher See und sperrte die Straße nach Luzern; ihren Rücken deckte ein Wald, das Maggerholz genannt. Bei dem Anblicke der kleinen feindlichen Schaar verlangten die Ritter ungestüm, ohne das Fußvolk abzuwarten, die Schweizerbauern zu bekämpfen. Daher ließ der Herzog den Adel absitzen, die Pferde zurückführen und ordnete seine 4000 schwergeharnischten Ritter in ein längliches volles Viereck, dessen Lanzen bis vom vierten Gliede hervorragten und das somit eine undurchdringliche Mauer bildete. Unter dem Herzoge befehligten ein Graf von Würtemberg und Johann von Ochsenstein; Friedrich von Zollern war mit dem Fußvolk, unter dem sich viele Armbrustschützen befanden, noch zurück.

Die Eidgenossen zählten nicht mehr als 400 Luzerner, 900 aus den drei Waldstädten und 100 Glarner, Zuger und Entlibacher. Der Schultheiß von Luzern, Petermann von Gundelfingen, befehligte sie; unter ihm standen an der Spitze der einzelnen Banner die Hauptleute Conrad von Attinghausen, Landammann von Uri, Johann Spielmatter und Arnold von Winkelried aus Unterwalden und Arnold von Reding von Schwyz. Ihre Waffen waren zweihändige Schwerter, Spieße, Morgensterne und Streitäxte; einige hatten Brustharnische, andere statt der Schilde ein kleines Bret um den Arm gebunden. Nach altem Gebrauche fielen sie vor dem Kampfe auf die Kniee und verrichteten ihr Gebet. Dann wurde von den Hauptleuten bekannt gemacht, daß diejenigen Eidgenossen, welche nicht Muth und Kraft fühlten, wenigstens gegen vier Feinde zu kämpfen, sich zurückziehen könnten. Einige 100 Entlibacher, die nicht zu dem Schlachthaufen gehörten, entwichen nach dem Walde, wo sie unentschlossen Halt machten.

Als die Ritter abgesessen waren, erachteten die Eidgenossen, daß der Augenblick gekommen sei, die vom Walde bedeckte Höhe zu verlassen und zum Angriff in die Ebene zu rücken. In dieser Absicht ordneten sie die Mannschaft keilförmig. Gundelfingen, das Hauptbanner in der einen, die Streitaxt in der andern Hand, mit zwei der beherztesten Kämpfer, bildeten das erste Glied; das zweite bestand aus 5, das dritte aus 7 Mann und sofort, dergestalt, daß jedes Glied des Vordern rechts und links nur von Gutbewaffneten überragte. Es war Mittag, als diese Schaar festgeschlossen und un-

ter lautem Kriegesruf gegen den Feind stürzte und seinen Anfall gegen den rechten Flügel der feindlichen Phalanx richtete. Von diesem wurden sie empfangen mit vorgehaltenen Lanzen gleich einem Walde von eisernen Stacheln. Umsonst kämpften die Eidgenossen, sich einen Weg zu bahnen. Die Ritter bogen sich von beiden Flügeln vor, wie zu einem halben Monde, um beide Seiten des Keils zu umfassen. Vergebens hieben die Morgensterne der Eidgenossen auf die Speere; sie zerschmetterten wohl einige, die aber von hinten wieder ersetzt wurden. Ungebrochen stand die eiserne Schaar; 60 Eidgenossen lagen blutend am Boden, unter ihnen die Hauptmannschaft von Luzern, und nach einem zweistündigen Gefechte schien sich der Sieg auf Oestreichs Seite zu neigen. — Aus dieser verzweiflungsvollen Lage rettete Arnold von Winkelried seine Landsleute. Unerschrocken trat er an die Spitze vor und unter dem Rufe: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen!" umfaßte er mit beiden Armen der Speere, soviel er konnte, begrub dieselben in seine Brust und drückte sie im Fallen mit sich zu Boden. Ueber seinem Leichnam drangen jetzt die Eidgenossen vor und brachen mit ihren kurzen Waffen eine Oeffnung in die Feinde. Von diesem Augenblicke an wandte sich das Glück. Die Ritter, schwerfällig in ihren Rüstungen, ermüdet von dem ungewohnten Fußkampfe, preßten ihre Schlachtordnung zusammen, um die Lücke auszufüllen und zwar mit solcher Heftigkeit, daß viele in ihren Harnischen erstickten. Panzer und Schienen krachten unter den Schlägen der Morgensterne. Dreimal sank das Hauptpanner Oestreichs, eben so oft ward es wieder erhoben, bis endlich der Herzog Leopold, sich hochherzig aufopfernd, herbei drang, und den Tod mitten im stärksten Handgemenge fand. In diesem Augenblicke wurden die Eidgenossen durch die Entlibacher verstärkt, welche sich nach dem Walde zurückgezogen hatten; auch findet man angegeben, daß die Besatzung von Sempach einen Ausfall wagte und durch einen Angriff in die rechte Flanke des Feindes dessen Niederlage entscheiden half. Als die Schlachtordnung gebrochen und der Herzog von Oestreich gefallen war, riefen die Ritter nach ihren Pferden; allein die Knechte hatten sich auf dieselben geschwungen und waren damit entflohen. Somit blieb ihnen kein anderes Heil, als ihr Leben theuer zu verkaufen. Schrecklich wüthete der Tod unter der entmuthigten Schaar. Viele hundert Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte aus Schwaben, Burgund, Elsaß, Tyrol, Breisgau, Thurgau und Aargau kamen um das Leben; auch die Lehnsleute des Bischofs von Basel wurden hart mitgenommen. Was dem Morden entrann, flüchtete sich zu der Nachhut, mit welcher der Graf von Zollern den Rückzug deckte. 2000 feindliche Leichen lagen auf dem Schlachtfelde und unter diesen 676 von Adel und 350 gekrönte Helme. Der glänzende Sieg kostete den Eidgenossen nicht mehr als 200 der Ihrigen; sie erbeuteten das feindliche Lager und beunruhigten den fliehenden Feind nicht weiter. Graf Zollern vereinigte sich bei Eich am Hallwylersee mit einem Theil des Bonstetterschen Corps. Als am Tage nach der Schlacht eine fliehende Partei in Sursee noch ereilt und erschlagen worden war, bewilligten die Eidgenossen einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Herzog Leopold von Oestreich mit 60 der um ihn gefallenen Fürsten und Freiherren ward in dem Kloster zu Königsfeldern beigesetzt. Drei Tage lang verweilten die Sieger auf der Wahlstatt, worauf sie mit 15 eroberten Fahnen in ihre Heimath zurückkehrten. (Vergl. Johann von Müller. II. Buch, 6s Kapitel. — Wieland, Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien ꝛc. 1r Theil).

Sena, das heutige Sinigaglia, Stadt im Kirchenstaate mit 6500 Einwohnern.

Schlacht 207 vor Chr. Geb.

Seit 10 Jahren kämpften Carthager und Römer im 2. punischen Kriege mit abwechselndem Glücke gegen einander. Im 11. Jahre dieses Krieges schien es sich auf Seiten der Carthager zu wenden, denn unweit Venusia, wo Hannibal sich gelagert hatte, fielen die beiden römischen Consuln M. Marcellus u. T. Quinctius Crispinus bei einer unvorsichtig ausgeführten Recognoscirung in einem Hinterhalt der Numider. Der erste ward getödtet, der zweite entkam schwer verwundet in das römische Lager, worauf Hannibal das von den Römern belagerte Locri entsetzte. — Zu Rom verbreitete diese Nachricht Schrecken. Da zwei consularische Heere ohne Feldherren den Feinden gegenüberstanden, so wurde vor Allem zur neuen Consulwahl geschritten; sie fiel auf Cajus Claudius Nero und auf Marcus Livius. Der erste eilte zu Anfange des Jahres 207 vor Chr. zu den 2 Heeren bei Venusia, deren jedes aus 2 Legionen bestand. Dem 2. Consul war Gallien zum Kriegsschauplatze angewiesen. Die Gesammtzahl der 23 Legionen, welche Rom in diesem Jahre aufgestellt hatte, war folgendermaßen vertheilt: 4 unter den beiden Consuln gegen Hannibal, 4 unter Scipio in Spanien, 2 in Sicilien, 2 in Sardinien, 2 in Gallien, 2 in Etrurien, 2 im Bruttischen, 2 bei Tarent, eine in Capua, 2 zu Rom. Hannibal, bei Grumentum (s. d.) von dem Consul Claudius Nero geschlagen, zog sich nach Apulien zurück, rückte aber bald wieder bis Canusium vor, wo er Verstärkungen abzuwarten beschloß. Unterdessen überschritt der carthagische Feldherr Hasdrubal, Hannibal's Bruder, mit einem zahlreichen Heere die Alpen mit größerer Schnelligkeit, als es Hannibal erwartete, verlor jedoch, was er durch seinen raschen Marsch gewonnen hatte, wieder durch die Belagerung von Placentia. Durch einige von Hasdrubal an seinen Bruder abgeschickte numidische Reiter, welche den Römern in die Hände fielen, erfuhr C. Claudius Nero, Hasdrubal habe die Absicht, sich in Umbrien mit Hannibal zu vereinigen. Auf diese Kunde faßte der Consul Claudius einen Entschluß, der eines großen Feldherrn würdig war. Hasdrubal's aufgefangenen Brief sendete er nach Rom an den Senat, indem er zugleich verkündete, er werde mit dem Kern seines Heeres, bestehend aus 6000 M. Fußvolk und 1000 Reitern unverzüglich aufbrechen und in Eilmärschen zur Verstärkung seines Amtsgenossen nach Gallien ziehen. Zugleich schickte er in die Gegenden, durch welche sein Weg führte, den Befehl voraus, aus Dörfern und Städten Lebensmittel für die Truppen an die Straßen zu bringen und Pferde für die Ermüdeten bereit zu halten. Zu Rom war bei Ankunft dieses Schreibens die Aufregung nicht geringer, als vor drei Jahren, da Hannibal der Stadt gegenüber sein Lager aufgeschlagen hatte. Im Senate wie im Volke war man nicht einig, ob man den kühnen Zug des Consuls loben oder tadeln sollte: „das Lager in der Nähe Hannibals, eines solchen Feldherrn, zurückzulassen ohne Consul, mit einem Heere, aus welchem die tüchtigsten Männer herausgezogen worden, sei mehr als gewagt.“ Man zweifelte an einem glücklichen Erfolge, denn die frühern Niederlagen dieses Krieges, der beiden Consuln Tod im letzten Jahre waren noch in frischem Angedenken. — Kaum hatte C. Claudius sich einige Meilen vom Feinde entfernt, als er den Truppen seinen Plan entdeckte und ihnen vorstellte: „nie sei eines Feldherrn Anschlag scheinbar verwegener, in Wahrheit sicherer gewesen als der seinige; er führe sie zu gewissem Siege; denn ihnen sei es vorbehalten, in der bevorstehenden Schlacht mit Hasdrubal den Ausschlag

zu geben.“ Auf dem ganzen Marſche wurden die Truppen mit allen Bedürfniſſen auf das Bereitwilligſte von den herbeieilenden Einwohnern unterſtützt. Die Krieger nahmen dagegen nur das Unentbehrliche an, hielten ſich nirgends auf, traten nicht aus dem Gliede, wenn ſie aßen, zogen Tag und Nacht weiter und vergönnten ſich kaum die allernöthigſte Ruhe. Ihre Zahl wuchs beträchtlich an, da ſich viele ausgediente Soldaten freiwillig unterwegs einreihten. — Der Conſul M. Livius ſtand im Lager bei Sena; der Prätor L. Porcius Licinius in einem 2ten Lager neben ihm; Hasdrubal in einer Entfernung von 800 Schritten beiden gegenüber. C. Claudius ließ ſeinen Amtsgenoſſen durch vorausgeſendete Boten von ſeiner Herankunft unterrichten. Von beiden ward beſchloſſen, der Einzug ſolle bei Nacht insgeheim geſchehen. Die neu angelangten Truppen wurden daher, ohne Erweiterung des Lagers, in den Zelten untergebracht, was um ſo leichter war, da ſie kein Gepäcke und nur ihre Waffen mit ſich gebracht hatten. Noch in der Nacht ward Kriegsrath gehalten, in welchem Viele dahin ſtimmten, man ſolle die Schlacht aufſchieben, bis die vom Marſche ermüdeten Truppen des Conſuls C. Claudius ſich erholt hätten. Allein dieſer war anderer Meinung, und bat aufs Dringendſte, ſeinen Plan, der nur durch Eile Sicherheit gewähre, nicht durch Zögerung verwegen zu machen. Nur durch einen Irrthum, der nicht lange dauern könne, gleichſam gelähmt, greife Hannibal weder ſein ohne Feldherrn zurückgelaſſenes Lager an, noch ſei derſelbe zu ſeiner Verfolgung aufgebrochen. Ehe Hannibal die Wahrheit erfahren, könne Hasdrubal's Heer vernichtet werden und er (C. Claudius) nach Apulien zurückkehren. Seine wohlbegründete Anſicht entſchied und die Schlacht ward unverzüglich beſchloſſen. Am folgenden Tage ſtellte ſich das römiſche Heer vor ſeinem Lager in Schlachtordnung. Hasdrubal ſtand gleichfalls zum Kampfe gerüſtet; aber dem erfahrnen carthagiſchen Feldherrn fiel es auf, andere Schilde, die er früher nicht bemerkt hatte, und hohe magere Pferde zu ſehen. Auch die Zahl ſchien ihm größer als bisher. In Vermuthung deſſen, was wirklich geſchehen war, ließ er eiligſt zum Rückzuge blaſen und führte ſein Heer in das Lager zurück. Aus den eingezogenen Erkundigungen ward ihm klar, daß ſich zwei Conſuln ihm gegenüber befanden; aber räthſelhaft blieb es ihm, wie der andere ſich habe von Hannibal entfernen können. Er ſchloß auf deſſen Niederlage, und befahl, von Sorgen beſtürmt, um die erſte Nachtwache in aller Stille abzuziehen. Aber in der Verwirrung des nächtlichen Rückzuges von ſeinen Führern im Stiche gelaſſen, verfehlte er die Furt über den Metaurus und zog den Krümmungen deſſelben entlang, ſo daß er nur eine kleine Strecke zurücklegte. Am folgenden Tage zog er den Fluß aufwärts weiter, immer ohne eine Furt zu finden; dadurch gab er den Römern Zeit, ihn einzuholen. — Zuerſt langte C. Claudius mit der ganzen Reiterei an; dieſem folgte unmittelbar der Prätor Porcius mit den Leichtbewaffneten. Während dieſe die Carthager von allen Seiten anfielen, traf auch der Conſul M. Livius mit dem geſammten Fußvolke in voller Schlachtordnung ein. C. Claudius übernahm den Befehl des rechten, M. Livius den des linken Flügels, der Prätor führte die Mitte. Hasdrubal, der ſich jetzt zum Kampfe gezwungen ſah, hob die bereits begonnene Verſchanzung ſeines Lagers auf und ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung. In das erſte Treffen ſtellte er die Elephanten; neben dieſe auf den linken Flügel die Gallier, auf dem rechten die alten krieggewohnten ſpaniſchen Schaaren, unter ſeinem eigenen Befehle, endlich die Ligurier in die Mitte hinter die Elephanten. Die Gallier deckte ein vorſpringender Hügel. Zuerſt wurden die Spanier mit dem linken Flügel der Römer um-

ter M. Livius handgemein; hier kam es bald von beiden Seiten zu einem furchtbaren Kampfe. Die Elephanten, deren erster Anfall die römischen Vorderkämpfer in Unordnung gebracht hatte, wendeten sich bei immer heftiger werdendem Schlachtgetümmel, ihren Lenkern nicht mehr gehorchend, rechts und rannten, die Unordnung vermehrend, zwischen beiden Linien hin und her. Nachdem C. Claudius vergeblich versucht hatte, den steilen Hügel zu ersteigen, der ihn von den Galliern trennte, zog er mehrere Cohorten des rechten Flügels heraus, führte sie hinter der Linie herum und brach nun, den Freunden und Feinden gleich unerwartet, in die rechte Flanke und den Rücken der Spanier ein; auf solche Weise wurden diese, dann die Ligurier zusammen gehauen. Den geringsten Widerstand endlich leisteten die Gallier, die, erschöpft von den Anstrengungen des Nachtmarsches, fast ohne Widerstand niedergemacht wurden. Hasdrubal erfüllte an diesem Tage die Pflichten des Feldherrn in ihrem vollen Umfange. Die Kämpfenden hielt er durch Ermunterung und gleiche Theilnahme an den Gefahren fest; die Ermüdeten oder aus Mißmuth sich des Kampfes Weigernden feuerte er bald durch Bitten, bald durch Vorwürfe an; die fliehenden rief er zurück und stellte an mehren Puncten den schon aufgegebenen Streit wieder her. Endlich, als das Glück sich entschieden für die Römer erklärte, stürzte er sich, um ein so großes, seinem Namen gefolgtes Heer nicht zu überleben, mit verhängten Zügeln in eine römische Cohorte, wo er, seines Vaters Hamilcar und seines Bruders Hannibal würdig, fiel. In keiner Schlacht seit dem Anfange des 2. punischen Krieges waren so viele Feinde getödtet worden und die Niederlage bei Cannä schien in vollem Maße gerächt. 36,000 Feinde deckten das Schlachtfeld; 5400 wurden gefangen. Die Beute aller Art, besonders an Gold und Silber, war unermeßlich. 4000 römische Bürger, welche man im feindlichen Lager fand, wurden befreit. Von Seiten der Römer lagen 8000 Todte auf der Wahlstatt. Die Sieger waren des Mordens so satt geworden, daß, als am folgenden Morgen dem Consul M. Livius gemeldet wurde: „es ziehen aus dem Treffen geflüchtete Gallier und Ligurier ohne Ordnung und Führer einher, eine nachgesendete Reiterschaar könne sie ohne Mühe vernichten" — er zur Antwort gab: „Lasset sie ziehen; sie mögen Kunde geben von des Feindes Niederlage und unsrer Tapferkeit. — Der Consul C. Claudius Nero setzte sich schon in der auf das Treffen folgenden Nacht wieder in Marsch und beschleunigte diesen so sehr, daß er bereits am sechsten Tage wieder in seinem Lager bei Canusium eintraf. Dieser Marsch steht einzig in der Kriegsgeschichte aller Zeiten da, denn der Weg von Canusium bis Sena beträgt zum wenigsten 60 deutsche Meilen. Am Tage nach seiner Rückkehr ließ C. Claudius Hasdrubal's Haupt vor die feindlichen Posten hinwerfen und die gefangenen Africaner gefesselt vor seinem Lager zur Schau aufstellen; zwei derselben sendete er an Hannibal mit der Kunde der Schlacht bei Sena. Hannibal, von diesem zweifachen Schlage betroffen, äußerte mit ahnungsvollem Geiste: er erkenne Carthago's Geschick. Unverzüglich zog er alle seine Streitkräfte zusammen und trat den Rückzug in den äußersten Winkel Italiens auf bruttisches Gebiet an. (Vergl. T. Livius, römische Geschichte. 27s Buch.)

— s —

Seneffe, Stadt im Königreich Belgien, Bezirk Charleroi mit 3500 Einwohnern.

Schlacht am 11. Aug. 1674.

In dem Kriege, welchen Oestreich, das deutsche Reich, Spanien, Holland und Brandenburg gegen Ludwig's XIV. immer weiter um sich grei-

fende Macht führten, vertraute dieser Monarch dem großen Condé den Oberbefehl in den Niederlanden an und ordnete ihm ein aus 44 Bat. und 131 Schwad. bestehendes, etwa 45,000 M. starkes Heer unter, das sich zu Anfang Mai's bei Tournay versammelte. Mit diesem Heere vereinigte sich drei Wochen später das Corps des Marschalls Bellefont, wodurch es einen effectiven Stand von 50,000 M. erreichte. Die Aufgabe des Prinzen von Condé war, die Deckung der französischen Nordgrenze gegen die beträchtlichen Streitkräfte, welche die verbündeten Kaiserlichen, Spanier und Holländer in den Niederlanden zusammenzogen. Das französische Heer war ganz aus alten gedienten Truppen zusammengesetzt und hatte nur einen Oberbefehlshaber; das Heer der Verbündeten zählte 30,000 Holländer, meist neuausgehobene Mannschaft; 15,000 Spanier unter dem Grafen Monterey und 27,000 Kaiserliche unter dem Feldmarschall Souches, worunter sich 15,000 M. trefflicher Reiterei befanden. Dem Prinzen Wilhelm von Oranien war der Oberbefehl über dieses mehr als 70,000 M. starke Heer übertragen, doch fand er sich häufig in seinen Unternehmungen durch den üblen Willen des kaiserlichen Generals Souches gehemmt, der nur ungern dem jungen 23jährigen Prinzen gehorchte. Auf solche Weise verstrich die Hälfte des Sommers von Seiten der Verbündeten theils in Unthätigkeit, theils in unbedeutenden Hin- und Herzügen. Diese Unthätigkeit wird erklärlich, wenn man bedenkt, wie verschiedenartig die Interessen der 3 Verbündeten waren. Die Generalstaaten wünschten den Besitz von Mastricht und Grave, als Entschädigung für die großen, seit mehren Jahren aufgewendeten Kriegskosten. Die Spanier drangen darauf, den Franzosen die von ihnen in Flandern und Hennegau gemachten Eroberungen wieder abzunehmen; das Interesse des Kaisers endlich brachte es mit sich, so viele Streitkräfte der Franzosen als möglich in den Niederlanden zu beschäftigen, um leichteres Spiel am Oberrhein gegen Turenne zu haben.

Nach Ueberwindung unzähliger, durch den Feldmarschall Souches geschaffener Schwierigkeiten, gelang es dem Prinzen von Oranien endlich gegen Ende Juli's, ihn zum Uebergang auf das linke Maasufer bei Namur zu bewegen, worauf sich die verbündeten Armeen am 28. Juli bei Pervez vereinigten. — Der Prinz von Condé, von der Uneinigkeit der feindlichen Generale unterrichtet, stand beobachtend in einer starken Stellung zwischen dem Walde von Marche und der Meierei Chaufour, den rechten Flügel an erstern, den linken an letztern gelehnt, die Front durch das tiefeingeschnittene und sumpfige Flüßchen Pieton gedeckt. — In dem Kriegsrathe der Verbündeten kamen 2 Operationspläne zur Sprache, entweder das feindliche Heer anzugreifen oder durch einen Marsch sich zwischen dasselbe und die flandrischen Festungen zu schieben. Der letztere, als der minder entscheidende, ward von dem Feldmarschall Souches gegen die bessere Ueberzeugung des Prinzen von Oranien durchgesetzt. Am 9. August überschritt das verbündete Heer den Sennebach und lagerten hinter demselben zwischen Arguère und Famillereux, Seneffe vor seinem rechten Flügel. Beide Heere waren jetzt nur noch eine Stunde von einander entfernt. Die Verbündeten bedrohten den linken Flügel des Prinzen Condé, der einem Angriffe auf seine durch Kunst und Natur gleich feste Stellung entgegen sah. Am 10. August rasteten die Verbündeten in ihrem Lager hinter dem Sennebache; in einem abermaligen Kriegsrathe ward beschlossen, den Marsch in der Richtung auf Binch und Cambray fortzusetzen und dadurch entweder den Prinzen von Condé zur Verlassung seiner festen Stellung zu veranlassen oder, falls er *in derselben stehen bliebe*, zur Belagerung einer der französischen

Grenzfestungen zu schreiten. Vergebens stellten einige Generale das Gefährliche eines Flankenmarsches in solcher Nähe des Feindes vor. Feldmarschall Souches behauptete, das durchschnittene Terrain biete hinreichende Sicherheit dar und der Prinz von Condé müsse sich glücklich schätzen, nicht selbst angegriffen zu werden. Somit wurde der Marsch des verbündeten Heeres am 11. Aug. in 3 Colonnen fortgesetzt, die sich ziemlich nahe folgten. Die Reiterei bildete die linke Colonne, die Infanterie die der Mitte, das Geschütz und das Gepäck die des rechten Flügels. Die Kaiserlichen marschirten an der Spitze, die Holländer in der Mitte, ihnen folgten die Spanier; der Prinz von Vaudemont endlich führte die aus 4000 Reitern und 800 Dragonern der 3 Nationen bestehende Nachhut. — Während dieser Marsch ausgeführt wurde, beobachtete der Prinz von Condé denselben mit größter Aufmerksamkeit. Sobald er sich überzeugt hatte, daß die feindlichen Colonnen sich im Marsche befanden, faßte er den Entschluß, ihre Nachhut anzugreifen und derselben den möglichsten Schaden zuzufügen, ehe es den übrigen Colonnen gelänge, zu ihrer Unterstützung umzukehren und herbei zu kommen. Bei dem Dorfe Gouy, in dessen Nähe sich ein Uebergang über den Pieton befand, versammelte er eiligst hinter einer bergenden Höhe 2 Brigaden Infanterie mit 6 Geschützen und 8 Regimenter Reiterei, während der Rest des Heeres Befehl erhielt, sich zum Aufbruche bereit zu halten. General St. Clar ward mit 400 Reitern abgesendet, mit dem Auftrage die Spitze des verbündeten Heeres anzufallen und dadurch etwaige Hilfssendungen gegen die Nachhut zu verzögern. — Der Prinz von Vaudemont, welcher den Abmarsch des verbündeten Heeres zu decken beauftragt war, hatte sich hinter Seneffe vortheilhaft aufgestellt und sobald er bei den französischen Vorposten einige Bewegungen bemerkte, den Prinzen von Oranien um einige Infanterie gebeten. 3 Bataillone unter dem Prinzen Moritz von Nassau wurden ihm zugeschickt, mit denen er Seneffe und den vor demselben fließenden Sennebach besetzte. — Gegen 10 Uhr, als der Prinz von Condé die feindlichen Colonnen weit genug entfernt erachtete, schritt er zum Angriff der Nachhut unter dem Prinzen von Vaudemont. Seine Infanterie mit einem Dragonerregimente an der Spitze unter dem Grafen von Moctal griff Seneffe an. Die Reiterei theilte sich in 2 Colonnen, von denen die eine etwas unterhalb bei Reuniffart über den Sennebach zum Angriff auf das feindliche Gepäck dirigirt wurde. Die 2te Colonne, bei welcher sich der Prinz selbst befand, hatte die Bestimmung, oberhalb Seneffe überzugehen und dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. — Seneffe ward von der französischen Infanterie genommen. Die Reiterei des Prinzen von Vaudemont, welche sich aus Mangel an Raum in 3 Treffen hintereinander aufgestellt hatte, ward nach einigem Widerstande geworfen und Prinz Vaudemont nach beträchtlichem Verluste zum Rückzuge gegen das Dorf Saint Nicolas genöthigt. — Der Prinz von Condé, mit diesem ersten Erfolge nicht zufrieden, sammelte seine Truppen zu einem neuen Angriffe und schickte an den Rest seines Heeres den Befehl, ihm in staffelförmiger Ordnung zu folgen. — Während dieser Ereignisse bei der Nachhut der Verbündeten war ihre Spitze, die Kaiserlichen in der Richtung auf Binche, bereits an der Haine angelangt. Feldmarschall Souches, durch den Prinzen von Oranien von dem Vorgefallenen benachrichtigt und zur schleunigen Unterstützung der Nachhut aufgefordert, brauchte lange Zeit, ehe er sich hierzu entschloß. Unterdessen hatte der Prinz von Oranien mit der holländischen und spanischen Infanterie bei St. Nicolas Stellung genommen, den rechten Flügel

an den sumpfigen Sennebach, den linken an dichte Hecken und Baumgruppen gelehnt, welche die ganze Gegend in allen Richtungen durchschnitten. Kaum hatte er seine Vertheidigungsanstalten getroffen, als der Prinz von Condé mit seiner Infanterie zum Angriffe von St. Nicolas heranrückte. Unter dem Feuer seiner 6 Geschütze begann er denselben, während seine Reiterei sich außerhalb des feindlichen Feuers auf beiden Flügeln aufstellte. Hier fand er jedoch von Seiten des holländischen Fußvolks, das durch die Gegenwart des Prinzen von Oranien ermuthigt ward, einen ungleich hartnäckigern Widerstand, als bei Seneffe. Der Prinz von Condé führte seine Reiterei zu wiederholten Malen zum Angriff, ehe es ihm endlich gelang, die Holländer und Spanier aus St. Nicolas und den umliegenden Hecken zu vertreiben, und sich selbst, jedoch erst nach großem Verluste, darin festzusetzen. Von der französischen Reiterei verfolgt, zog sich der Prinz von Oranien nach dem Dorfe Fayt zurück, wo er Nachmittags um 2 Uhr eine neue Stellung bezog. — Durch die bisherigen unglücklichen Gefechte war das spanische und holländische Gepäck, das auf der rechten Flügelcolonne marschirte, bloßgegeben worden. Der Herzog von Luxembourg warf sich auf die aus 3 Bataillonen und 9 Schwadronen bestehende Bedeckung desselben, sprengte sie auseinander und machte hier außer der Kriegscasse und dem ganzen Pontontrain reiche Beute.

Der Prinz von Condé hatte jetzt seinen anfänglichen Zweck, Vernichtung der feindlichen Nachhut, vollkommen erreicht. Allein nicht zufrieden mit den bisherigen glänzenden Erfolgen, rüstete er sich zu neuen Angriffen, ohne zu bedenken, daß er sich mit jedem Schritte weiter von seinem Hauptheer entfernte, das ihm so rasch nicht zu folgen vermochte, daß die Truppen, mit denen er bis jetzt gefochten hatte, gleichfalls sehr gelitten hatten und äußerst ermüdet waren, und daß die Ankunft der Kaiserlichen nothwendig ein neues Gewicht zu Gunsten des Prinzen von Oranien in die Wagschale der Entscheidung legen mußte. Letzterer, unerschüttert durch die Fortschritte des Feindes, hoffte demselben in der Stellung bei Fayt Einhalt zu thun. Dieses Dorf, groß und weitläufig gebaut, war rings von Hopfengärten und lebendigen Hecken umgeben und ganz zur hartnäckigen Vertheidigung geeignet; die Kirche und das Schloß bildeten eine Art geschlossenen Reduits. Zur Rechten dehnten sich Baumgärten bis an einen waldigen Sumpf aus, in welchem der Sennebach entspringt; hinter dem Dorfe zog sich zur Linken eine Schlucht bis an die Spitze des dichten Waldes von Roeulx hin. Von dieser Spitze bis zu dem Sumpfe vertheilte der Prinz von Oranien auf zweckmäßige Weise sein Fußvolk und einen Theil des Geschützes; auf der rückwärts gelegenen freien Ebene stellte er seine Reiterei und die allmälig anlangende der Kaiserlichen auf. — Während der Prinz von Oranien diese Aufstellung nahm, trafen die ersten Echellons des nachrückenden französischen Heeres bei dem Prinzen von Condé ein, der, ohne den Rest abzuwarten, unverzüglich zum Angriffe der feindlichen Stellung schritt. Die Führung des rechten Flügels übertrug er dem Herzoge von Luxembourg, die des linken dem Herzog von Navailles; er selbst rückte in der Mitte gegen das Dorf Fayt vor. Die Reiterei folgte in mehreren Treffen. 14 Infanterieregimenter verwendete er zu den Angriffen desselben von 3 verschiedenen Seiten. Allein hier leisteten die Verbündeten so entschlossenen Widerstand, daß sie trotz der ungestümen wiederholten Angriffe der Franzosen sich bei einbrechender Nacht im Besitze des Dorfes behaupteten. — Der Angriff des linken Flügels der Verbündeten durch den Herzog von Luxembourg ward mit *minderem Nachdrucke* ausgeführt, weil diese Truppen sich noch

der Plünderung des Gepäckes der Verbündeten her in Unordnung befanden. Die Verbündeten behaupteten sich daher in der von ihnen besetzten Schlucht; einzelne Abtheilungen der kaiserlichen Reiterei überschritten diese sogar an mehreren Puncten und ließen sich mit der französischen Reiterei in lebhafte Gefechte ein. Drei Stunden dauerte hier und bei dem Dorfe der blutige Kampf, die französischen Truppen litten außerordentlich durch das Feuer der Verbündeten und doch konnte sich der Prinz von Condé, immer noch auf die Ankunft des Restes seines Heeres harrend, nicht entschließen, das Gefecht abzubrechen und die erkämpften Vortheile aufzugeben. Auf dem rechten Flügel hatte der Herzog von Luxemburg vollauf zu thun, um die Verbündeten von einer Offensivbewegung abzuhalten; auf dem linken vermochte der Herzog von Navailles aller Anstrengungen ungeachtet die Linien der Verbündeten nicht zu durchbrechen. Gleichwohl dauerte das Gefecht mit gleicher Hitze entlang der ganzen Linie bis zum Einbruche der Nacht fort. Um diese Zeit hörten die Gefechte der Reiterei auf, allein die Infanterie setzte ihr Feuer beim Mondenschein noch bis gegen 10 Uhr fort und rastete endlich auf der Stelle, auf welcher sie gekämpft hatte. Von beiden Seiten machte man sich darauf gefaßt, die Schlacht am folgenden Morgen zu erneuern, als ein Zufall diesen Plan vereitelte. Um Mitternacht erfolgte nämlich, ohne daß sich die Veranlassung dazu auffinden ließ, von beiden Seiten ein allgemeines Kleingewehrfeuer, das fortgesetzt wurde und in Folge dessen bei der Nähe beider Heere eine Menge Leute getödtet und verwundet wurden. Die französische Reiterei jagte in Unordnung davon und es kostete Mühe sie wieder zu sammeln. Der Prinz von Condé, einsehend, daß die Erneuerung des Gefechtes am folgenden Tage ihm keine Aussicht auf einen glücklichen Erfolg darbiete, beschloß daher in sein Lager bei Pieton zurückzukehren und führte diesen Entschluß noch in der Nacht aus. Nach französischen Angaben verließen auch die Verbündeten das Schlachtfeld und rückten in das am Morgen für sie bestimmte Lager an der Haine. Welcher von beiden Theilen den Rückzug zuerst antrat, blieb unentschieden, aber beide schrieben sich den Sieg zu. Vergleicht man die widersprechenden Angaben hinsichtlich des Verlustes, so darf derselbe französischer Seits zu 8000 Todten und Verwundeten, von Seiten der Verbündeten aber zu 10,000 Todten, Verwundeten und Gefangenen angenommen werden. Der Tapferkeit und Einsicht des Prinzen von Oranien lassen selbst die französischen Schriftsteller der damaligen Zeit die größte Gerechtigkeit widerfahren. Neben ihm zeichnete sich der Prinz von Vaudemont und der Graf von Waldeck rühmlichst aus. Französische Berichte thun ehrenvolle Erwähnung des Prinzen von Enghien, der Herzoge von Navailles und Luxemburg und des Marquis v. Villars. — Im Haag, zu Brüssel, Wien, Madrid und Paris ward wegen der Schlacht bei Seneffe des Te deum gesungen. Der Marquis von Chavagnac macht in seinen Memoiren die richtige Bemerkung: „auf welcher Seite der Sieg auch gewesen sei, so habe doch kein Theil Ursache gehabt, darüber zu singen."

(Vergl. Beaurain, Histoire de la Campagne du Prince de Condé en Flandre en 1674, wo sich auch ein Plan des Schlachtfeldes befindet. — Mémoires du Marquis de Feuquières. Der Verfasser war Adjutant des Prinzen Condé.) — s —

Senkrecht, nennt man eine Linie, die mit einer Fläche oder Linie einen Perpendikel bildet; ein Perpendikel aber heißt in der Mathematik eine *solche* gerade Linie, die auf einer andern geraden Linie einen Winkel bildet, *der gleich* seinem Nebenwinkel ist.

Senkſchuß, nennt man einen ſolchen, bei welchem ſich die Axe des Geſchützrohres nach dem Ziele hin unterwärts neigt. Ry.

Senlis am Flüßchen Nonette, Hauptſtadt des Bezirks gleiches Namens im Departement der Oiſe (Frankreich), hat ein altes Schloß mit Mauern aus der Römerzeit und 4700 Einwohner.

Friedensſchluß am 23. Mai 1493.

Der römiſche König Maximilian — als Kaiſer Maximilian I. — hatte im Jahr 1490 die Erbin von Bretagne, Anna, deren Vater Herzog Franz II. ihm gegen die Niederländer und Franzoſen beigeſtanden, zu ſeiner zweiten Gemahlin erſehen. Dieſe Angelegenheit wurde im Frieden mit den Niederlanden (d. 1. Octbr. 1489) in Richtigkeit gebracht und die Prinzeſſin (1490) dem Prinzen von Oranien durch Procuration angetraut worden. Dieſe Verbindung war dem Könige von Frankreich Karl VIII. unerträglich, denn wenn Maximilian zu denen durch ſeine erſte Gemahlin erworbenen burgundiſchen Landen, nun auch das ſchöne reiche Herzogthum Bretagne erhielt, das 1 Million Einkünfte trug und mit den Niederlanden in wichtigen Handelsverbindungen ſtand, ſo hatte Frankreich auf drei Seiten, im Weſten, Norden und Oſten, das Kaiſerhaus, das jetzt auch im Bündniſſe mit England ſtand, zum überlegenen Nachbar. Er hielt alſo alles für erlaubt, um die Sache zu vereiteln. Hatte er durch Verlobung mit Maximilian's Tochter Margarethe, wenigſtens eines Theils der burgundiſchen Lande ſich verſichert, ſo beſchloß er jetzt dieſe Verbindung wieder zu brechen und Anna ſelbſt zu heirathen. Indem Maximilian noch in Ungarn beſchäftigt war, ſuchte er theils durch Beſtechung der bretagniſchen Stände, theils durch Waffengewalt ſein Vorhaben zu erreichen. Er eroberte Rennes, die Hauptſtadt der jungen Herzogin, und die beſtochenen Großen machten der jungen Fürſtin die nachdrücklichſten Vorſtellungen, daß ſie in Gefahr ſtehe, ihr ganzes Land zu verlieren, wenn ſie dem Könige von Frankreich ihre Hand verſage. Die Prinzeſſin gab endlich ihre Einwilligung, und da der König wünſchte, daß dieſe Angelegenheit den Schein einer freien Wahl haben ſollte, ſo zog er ſeine Truppen zurück. Die Herzogin traf Anſtalten anſcheinend nach Deutſchland zu ihrem Verlobten reiſen zu wollen, wandte ſich aber plötzlich nach Langeai in Tourraine, wo Karl den Heirathsvertrag ſchloß und das Beilager vollzog, bevor noch die nachgeſuchte päpſtliche Dispenſation eintraf. Um dieſen ihm zugefügten Schimpf zu rächen, ſuchte Maximilian eiligſt um Hilfstruppen beim ſchwäbiſchen Bunde an; die Stände deſſelben ließen auch ungeſäumt 4000 M. nach den Niederlanden abgehen, deſto ſaumſeliger aber zeigte ſich der Reichstag, welcher aus Furcht zu keinem Entſchluſſe kommen konnte. Im Vertrauen auf die Hilfe des Königs von England, Heinrich's VII., welcher mit einer Flotte nach Calais überſchiffte und Boulogne belagerte, eröffnete Maximilian den Feldzug. Als aber Karl VIII. vom König von England den Frieden (d. 3. Nov. 1492) durch eine bedeutende Summe Geldes erkaufte und ſich Maximilian von allen Seiten verlaſſen ſah, ſchloß er erſt zu Colmar einen Waffenſtillſtand, dem bald darauf der Friede zu S. folgte. Er enthielt im Weſentlichen: daß zwiſchen den contrahirenden Mächten immerwährend Friede und Eintracht ſein ſolle. — Die Prinzeſſin Margarethe, welche ſich ſchon geraume Zeit in Frankreich aufgehalten, ſollte durch königliche Commiſſarien begleitet, ihren dermaligen Aufenthaltsort Meaux verlaſſen und den 12. Juni in St. Quentin an anderweitige Commiſſarien des römiſchen Königs und ſeines Sohnes, des Erzherzogs Philipp, übergeben werden. — Die Grafſchaften *Burgund*, *Artois* und *Charolois* und die Herrſchaft Noyers, welche

der Plünderung des Gepäckes der Verbündeten her in Unordnung befanden. Die Verbündeten behaupteten sich daher in der von ihnen besetzten Schlucht; einzelne Abtheilungen der kaiserlichen Reiterei überschritten diese sogar an mehreren Puncten und ließen sich mit der französischen Reiterei in lebhafte Gefechte ein. Drei Stunden dauerte hier und bei dem Dorfe der blutige Kampf, die französischen Truppen litten außerordentlich durch das Feuer der Verbündeten und doch konnte sich der Prinz von Condé, immer noch auf die Ankunft des Restes seines Heeres harrend, nicht entschließen, das Gefecht abzubrechen und die erkämpften Vortheile aufzugeben. Auf dem rechten Flügel hatte der Herzog von Luxemburg vollauf zu thun, um die Verbündeten von einer Offensivbewegung abzuhalten; auf dem linken vermochte der Herzog von Navailles aller Anstrengungen ungeachtet die Linien der Verbündeten nicht zu durchbrechen. Gleichwohl dauerte das Gefecht mit gleicher Hitze entlang der ganzen Linie bis zum Einbruche der Nacht fort. Um diese Zeit hörten die Gefechte der Reiterei auf, allein die Infanterie setzte ihr Feuer beim Mondenschein noch bis gegen 10 Uhr fort und rastete endlich auf der Stelle, auf welcher sie gekämpft hatte. Von beiden Seiten machte man sich darauf gefaßt, die Schlacht am folgenden Morgen zu erneuern, als ein Zufall diesen Plan vereitelte. Um Mitternacht erfolgte nämlich, ohne daß sich die Veranlassung dazu auffinden ließ, von beiden Seiten ein allgemeines Kleingewehrfeuer, das fortgesetzt wurde und in Folge dessen bei der Nähe beider Heere eine Menge Leute getödtet und verwundet wurden. Die französische Reiterei jagte in Unordnung davon und es kostete Mühe sie wieder zu sammeln. Der Prinz von Condé, einsehend, daß die Erneuerung des Gefechtes am folgenden Tage ihm keine Aussicht auf einen glücklichen Erfolg darbiete, beschloß daher in sein Lager bei Pieton zurückzukehren und führte diesen Entschluß noch in der Nacht aus. Nach französischen Angaben verließen auch die Verbündeten das Schlachtfeld und rückten in das am Morgen für sie bestimmte Lager an der Haine. Welcher von beiden Theilen den Rückzug zuerst antrat, blieb unentschieden, aber beide schrieben sich den Sieg zu. Vergleicht man die widersprechenden Angaben hinsichtlich des Verlustes, so darf derselbe französischer Seits zu 8000 Todten und Verwundeten, von Seiten der Verbündeten aber zu 10,000 Todten, Verwundeten und Gefangenen angenommen werden. Der Tapferkeit und Einsicht des Prinzen von Oranien lassen selbst die französischen Schriftsteller der damaligen Zeit die größte Gerechtigkeit widerfahren. Neben ihm zeichnete sich der Prinz von Vaudemont und der Graf von Waldeck rühmlichst aus. Französische Berichte thun ehrenvolle Erwähnung des Prinzen von Enghien, der Herzoge von Navailles und Louxemburg und des Marquis v. Villars. — Im Haag, zu Brüssel, Wien, Madrid und Paris ward wegen der Schlacht bei Seneffe des Te deum gesungen. Der Marquis von Chavagnac macht in seinen Memoiren die richtige Bemerkung: „auf welcher Seite der Sieg auch gewesen sei, so habe doch kein Theil Ursache gehabt, darüber zu singen."

(Vergl. Beaurain, Histoire de la Campagne du Prince de Condé en Flandre en 1674, wo sich auch ein Plan des Schlachtfeldes befindet. — Mémoires du Marquis de Feuquières. Der Verfasser war Adjutant des Prinzen Condé.) — s —

Senkrecht, nennt man eine Linie, die mit einer Fläche oder Linie einen Perpendikel bildet; ein Perpendikel aber heißt in der Mathematik eine *solche* gerade Linie, die auf einer andern geraden Linie einen Winkel bildet, *der gleich* seinem Nebenwinkel ist.

Senkſchuß, nennt man einen ſolchen, bei welchem ſich die Axe des Geſchützrohres nach dem Ziele hin unterwärts neigt. Ry.

Senlis am Flüßchen Nonette, Hauptſtadt des Bezirks gleiches Namens im Departement der Oiſe (Frankreich), hat ein altes Schloß mit Mauern aus der Römerzeit und 4700 Einwohner.

Friedensſchluß am 23. Mai 1493.

Der römiſche König Maximilian — als Kaiſer Maximilian I. — hatte im Jahr 1490 die Erbin von Bretagne, Anna, deren Vater Herzog Franz II. ihm gegen die Niederländer und Franzoſen beigeſtanden, zu ſeiner zweiten Gemahlin erſehen. Dieſe Angelegenheit wurde im Frieden mit den Niederlanden (d. 1. Octbr. 1489) in Richtigkeit gebracht und die Prinzeſſin (1490) dem Prinzen von Oranien durch Procuration angetraut worden. Dieſe Verbindung war dem Könige von Frankreich Karl VIII. unerträglich, denn wenn Maximilian zu denen durch ſeine erſte Gemahlin erworbenen burgundiſchen Landen, nun auch das ſchöne reiche Herzogthum Bretagne erhielt, das 1 Million Einkünfte trug und mit den Niederlanden in wichtigen Handelsverbindungen ſtand, ſo hatte Frankreich auf drei Seiten, im Weſten, Norden und Oſten, das Kaiſerhaus, das jetzt auch im Bündniſſe mit England ſtand, zum überlegenen Nachbar. Er hielt alſo alles für erlaubt, um die Sache zu vereiteln. Hatte er durch Verlobung mit Maximilian's Tochter Margarethe, wenigſtens eines Theils der burgundiſchen Lande ſich verſichert, ſo beſchloß er jetzt dieſe Verbindung wieder zu brechen und Anna ſelbſt zu heirathen. Indem Maximilian noch in Ungarn beſchäftigt war, ſuchte er theils durch Beſtechung der bretagniſchen Stände, theils durch Waffengewalt ſein Vorhaben zu erreichen. Er eroberte Rennes, die Hauptſtadt der jungen Herzogin, und die beſtochenen Großen machten der jungen Fürſtin die nachdrücklichſten Vorſtellungen, daß ſie in Gefahr ſtehe, ihr ganzes Land zu verlieren, wenn ſie dem Könige von Frankreich ihre Hand verſage. Die Prinzeſſin gab endlich ihre Einwilligung, und da der König wünſchte, daß dieſe Angelegenheit den Schein einer freien Wahl haben ſollte, ſo zog er ſeine Truppen zurück. Die Herzogin traf Anſtalten anſcheinend nach Deutſchland zu ihrem Verlobten reiſen zu wollen, wandte ſich aber plötzlich nach Langeai in Tourraine, wo Karl den Heirathsvertrag ſchloß und das Beilager vollzog, bevor noch die nachgeſuchte päpſtliche Dispenſation eintraf. Um dieſen ihm zugefügten Schimpf zu rächen, ſuchte Maximilian eiligſt um Hilfstruppen beim ſchwäbiſchen Bunde an; die Stände deſſelben ließen auch ungeſäumt 4000 M. nach den Niederlanden abgehen, deſto ſaumſeliger aber zeigte ſich der Reichstag, welcher aus Furcht zu keinem Entſchluſſe kommen konnte. Im Vertrauen auf die Hilfe des Königs von England, Heinrich's VII., welcher mit einer Flotte nach Calais überſchiffte und Boulogne belagerte, eröffnete Maximilian den Feldzug. Als aber Karl VIII. vom König von England den Frieden (d. 3. Nov. 1492) durch eine bedeutende Summe Geldes erkaufte und ſich Maximilian von allen Seiten verlaſſen ſah, ſchloß er erſt zu Colmar einen Waffenſtillſtand, dem bald darauf der Friede zu S. folgte. Er enthielt im Weſentlichen: daß zwiſchen den contrahirenden Mächten immerwährend Friede und Eintracht ſein ſolle. — Die Prinzeſſin Margarethe, welche ſich ſchon geraume Zeit in Frankreich aufgehalten, ſollte durch königliche Commiſſarien begleitet, ihren dermaligen Aufenthaltsort Meaux verlaſſen und den 12. Juni in St. Quentin an anderweitige Commiſſarien des römiſchen Königs und ſeines Sohnes, des Erzherzogs Philipp, übergeben werden. — Die Grafſchaften *Burgund*, *Artois* und *Charolois* und die Herrſchaft Noyers, welche zu

Mitgift der Prinzessin Margarethe bestimmt gewesen, sollten dem römischen Könige und dessen Sohne, dem Erzherzog Philipp, sofort wieder abgetreten werden. — Die Schlösser Hesdin, Aire und Bethune sollten dem Erzherzoge Philipp wieder zurückgegeben, jedoch nicht eher, als bis derselbe sein 20. Jahr erreicht habe. Bis zu einer durch ernannte Commissarien erfolgten richterlichen Entscheidung, welchem der contrahirenden Theile das größte Recht daran zustehe, sollen die Grafschaften Maçon, Auxerre und Bar sur Seine vor der Hand von französischer Seite verwaltet werden. Die Städte Tournay, Tournesis, Mortaigne und St. Amant mit ihren Dependenzien verblieben dem Könige von Frankreich. — Die Prinzessin Margarethe traf am 12. Juni in St. Quentin ein und leistete selbst schriftlich auf alle fernere Ansprüche an den König von Frankreich Verzicht.

(Vergl. Leben Maximilian's I. von Hormayr. — J. L. Pfister, Geschichte der Deutschen. 3r Band. Hamburg 1831. — Histoire de Charles VIII. Roi de France par Guillaume de Ialigny et André de la Vigne, Paris 1684). Gtz.

Senta, auch Zentha geschrieben, ein unbedeutender Ort auf dem rechten Ufer der Theiß.

Schlacht am 11. September 1697.

Der Sultan Kara-Mustapha II. beabsichtigte den Feldzug von 1697 mit der Belagerung von Peterwardein zu eröffnen, jedoch traf sein Heer mit der gewohnten Langsamkeit erst am 10. August bei Belgrad ein, worauf am 19. der Uebergang über die Donau bei Panczowo bewerkstelligt wurde. — Das kaiserliche Heer, 50,000 M. stark, war bei Verismarton zusammen gezogen worden. Der Kaiser Leopold I. übertrug den Oberbefehl über dasselbe dem Prinzen Eugen von Savoyen, der nun zum ersten Mal unabhängig an der Spitze einer so bedeutenden Truppenmasse stand. Am 10. Juli brach das kaiserliche Heer von seinem Sammelplatze auf, marschirte über Covila unweit Titel gegen Szegedin und erreichte am 26. Aug. die Gegend von Senta. Schon früher aber war der General Nehm mit 8 Bat. und 800 Pferden nach Titel detachirt worden, um diese Stadt, welche an der Mündung der Theiß in die Donau liegt, zu decken, da die Türken vermöge dieser Lage gezwungen waren, Titel zu nehmen, ehe die Belagerung von Peterwardein begonnen werden konnte. Nachdem aber Eugen Nachricht von dem Marsche der türkischen Armee erhalten hatte, fürchtete er, daß der General Nehm von der feindlichen Uebermacht erdrückt werden würde und eilte demselben mit 15 Bat. 7 Escadr. zu Hilfe. Ehe er aber ankam, hatten die Türken bereits Titel genommen und den General Nehm zum Rückzug gezwungen. — Der Sultan theilte nach der Einnahme von Titel sein Heer in zwei Theile, wovon der eine unter seinem speciellen Befehl Peterwardein belagern, der andere unter dem Großvezier Elmas Mohammed Pascha auf dem linken Ufer die Belagerung decken sollte. Eugen war kaum hiervon in Kenntniß gesetzt, als er eiligst 15 Bat. und 7 Cavalerieregimenter unter dem Prinzen Commercy in die bedrohte Festung warf, dann die Hauptarmee von Senta aufbrechen und, die Türken täuschend, in die von angelegten Retranchements zwischen die Festung und dem rechten Donauufer rücken ließ. — Als der Sultan unter diesen Umständen die Belagerung für unausführbar hielt, ging er auf das linke Donauufer zurück und marschirte von da mit seiner ganzen Armee nach der obern Theiß, um Szegedin zu belagern. Eugen beschloß, der türkischen Armee zu folgen, setzte am 8. Septbr. über die Donau und traf am 9. in Petsch ein. Hier erfuhr er, daß der Sultan den Plan zur Belagerung von

Szegedin aufgegeben habe, als er seinen Abmarsch von Peterwardein erfahren, und daß das türkische Heer bei Senta Halt mache, um von hier über die Theiß in Oberungarn und Siebenbürgen einzufallen. — Eugen erkannte, wie wichtig es war, die Türken anzugreifen, ehe sie den Uebergang über die Theiß vollendet hatten, denn Oberungarn wie Siebenbürgen war vollkommen von Truppen entblößt und so gänzlich der Verheerung des Feindes preisgegeben. Er beschleunigte daher seinen Marsch und kam am 11. Sept. Nachmittags 2 Uhr mit der Cavalerie eine halbe Meile vom feindlichen Lager an. Bald darauf erschien auch die kaiserliche Infanterie und sogleich begann Eugen seine Truppen zum Angriff zu formiren.

Die Türken hatten südlich des Dorfes Senta eine Schiffbrücke über die Theiß geschlagen und diese durch ein Retranchement umgeben, welches in seinem Innern noch einen besondern Brückenkopf enthielt. Letzterer war durch einige Linien mit der äußeren Verschanzung verbunden, wodurch der innere Raum in mehrere Abschnitte getheilt wurde. Vor der Außenseite des Ganzen war eine ungeheuere Menge von Fahrzeugen zu einer Wagenburg aufgefahren und hinter derselben Truppen aufgestellt. Die Türken waren an Zahl noch einmal so stark *) als die Kaiserlichen und hatten ihre Verschanzungen mit 100 Kanonen besetzt; trotz dessen beschloß der Sultan, sich über die Theiß zurückzuziehen, ohne zu bedenken, wie gefährlich dieses bei der geringen Disciplin seinen Truppen in Gegenwart eines unternehmenden Feindes sei. Die Bagage, die schwere Artillerie und ein großer Theil der Cavalerie, hatten mit dem Sultan den Uebergang bereits vollendet, als das kaiserliche Heer um 4 Uhr Nachmittags zum Angriff vorrückte. Dem Großvezier war die Vertheidigung des Brückenkopfes übergeben worden, und dieser war entschlossen, diesseits der Theiß lieber rühmlich zu fallen, als jenseits durch Henkershand zu sterben. Er ermahnte demnächst seine ihm untergebenen Paschen zur ausdauernden Tapferkeit und übertrug den Befehl des rechten Flügels dem Beglerbeg von Rumili Dschaaferpascha, dem Sandschak von Awlona Kaplan-Pascha und dem Führer des osmanischen Heeres Taslipascha, während auf dem linken Mistirlisade-Ibrahim-Pascha die Truppen Anatoliens befehligte. — In dem Augenblick, wo Eugen zum Angriff schreiten wollte, erhielt er einen Brief vom Kaiser, der ihm befahl, jeder entscheidenden Schlacht auszuweichen. Eugen ahnte den Inhalt, gab dem Courier das Schreiben unerbrochen mit der Weisung zurück, es ihm nach gewonnener Schlacht zu überreichen, und blieb bei seinem einmal gefaßten Entschluß, die Türken unter jeder Bedingung bei Senta anzugreifen. — Der rechte Flügel der kaiserlichen Armee lehnte sich an die Theiß, das Commando derselben führte der Graf Stahremberg, der linke Flügel unter dem Grafen Rabuttin machte wie das Centrum, welches der Prinz persönlich befehligte, eine Rechtsschwenkung, um die Verschanzungen rings zu umfassen. — Die Türken versäumten den günstigen Moment, einen Ausfall auf die Kaiserlichen zu unternehmen, als sie in dieser Bewegung begriffen waren, und erst als die feindliche Armee in vollkommener Schlachtordnung gegen die Wagenburg vorrückte, ließ der Großvezier einige tausend Reiter vorsprengen. Prinz Eugen aber ging ihnen mit 6 Dragonerregimentern, die er aus dem zweiten Treffen beider Flügel entnahm, entgegen, und trieb sie hinter ihre Verschanzungen zurück, worauf auch er seine frühere Stellung wieder ein-

*) Die Stärke des kaiserlichen Heeres ist in den dem Verfasser bekannten Quellen nirgends angegeben; es mag dasselbe aber wohl 40,000 M. betragen haben. —

nahm. — Von beiden Seiten erfolgte nun eine lebhafte Kanonade, worauf Eugen den Angriff zuerſt mit dem linken Flügel, dann zu gleicher Zeit mit dem Centrum und dem rechten Flügel ausführen ließ. Namentlich hatte der linke Flügel viel vom feindlichen Kartätſch- und Kleingewehrfeuer zu leiden, dennoch gelang es dem Grafen Stahremberg, zwiſchen der Theiß und dem türkiſchen rechten Flügel durchzudringen, und ſo den Türken den Rückzug nach der Brücke abzuſchneiden. Gleichzeitig erſtürmte das Centrum und der rechte Flügel nach einem heftigen Kampfe, wobei ſelbſt die Reiterei mitwirkte, die ihnen gegenüberliegenden Schanzen, ſo daß nach einer Stunde das erſte und bald darauf das zweite Retranchement und der Brückenkopf erobert waren. Die Verwirrung nahm bei den Türken überhand, das Gedränge an der Brücke vermehrte dieſelbe, das Gemetzel war gräßlich, es wurde nur wenig Pardon gegeben, der größte Theil fiel unter dem Schwerte der Sieger, und — ſo ſchließt der Originalbericht des Prinzen Eugen an den Kaiſer — „mit Untergang der Sonne war kein Feind mehr zu beſiegen, als ob die Sonne gezögert, um mit ihren letzten Strahlen den herrlichſten Sieg kaiſerlicher Waffen zu beleuchten.“ — Um 10 Uhr Abends ließ Eugen ſeine Truppen aus den Verſchanzungen zurückgehen und ſie in ſo guter Ordnung, als es die finſtre Nacht erlaubte, längs der Theiß lagern. Die Brücke aber blieb beſetzt und auch auf dem jenſeitigen Ufer wurden Pikets ausgeſtellt. Die Türken dachten nicht daran, den Kaiſerlichen den Uebergang ſtreitig zu machen und flohen noch in der Nacht nach Temeswar. 10,000, nach anderen Angaben 20,000, Türken blieben auf dem Schlachtfelde, 10,000 ertranken in der Theiß, 5—6000 M. wurden gefangen genommen. Der Großvezier, der Janiſcharenaga und 17 Paſchen waren rühmlich gefallen; mit dem Großvezier fiel das Siegel des Großherrn, welches derſelbe um den Hals trägt, zum erſten und letzten Male in die Hände der Kaiſerlichen. Die Beute war ſehr groß, die Kriegskaſſe betrug allein 3 Millionen Piaſter, und 100 Kanonen, 86 große Fahnen, 500 Standarten, 7 Roßſchweife, 5—7000 Pferde, 6000 Kameele, 12—15,000 Ochſen und Büffel fielen in die Hände der Sieger. Der Verluſt der Kaiſerlichen betrug 430 Todte und 1600 Verwundete. — Am Morgen des 12. Septbr., es war derſelbe Tag, wo vor 14 Jahren Eugen, 20 Jahre alt, als Freiwilliger im kaiſerlichen Heere, am Kalenberge vor Wien, die erſten Waffen ſiegreich gegen die Türken getragen, zog das kaiſerliche Heer über die Theiß in das verlaſſene türkiſche Lager. Bis zum 14. Septbr. blieb der Prinz hier ſtehen, dann bezog er zwiſchen Senta u. Kleinkaniſcha ein Lager, verließ dieſes am 28. u. langte am 1. Octbr. bei Santowo an der Donau an. Hierauf bezog das Heer Winterquartiere, der Prinz jedoch unternahm mit 7000 M. noch einen Streifzug nach Bosnien und begab ſich ſodann nach Wien. — Die Schlacht von Senta war der erſte große Sieg, den Eugen als commandirender General erfocht und um ſo mehr gereicht er ihm zur Ehre, als er im Voraus wußte, welche ſchwere Verantwortung ihn treffen würde, wenn derſelbe nicht erfochten würde. Die Schlacht drückte den kaiſerlichen Waffen das Siegel des Sieges, dem osmaniſchen Reiche das des Verfalles auf, der in dem Frieden von Carlowitz offenbar wurde. —

(Vergl. v. Loſſow, Ideale der Kriegführung. 4r Thl. Berlin 1836. Seite 300 — 319. Die Oeſtreichiſche Militair-Zeitſchrift 1811—12. 2r Theil. S. 563—601 enthält die Originalbriefe und Berichte Eugen's an den Kaiſer. — Histoire du Prince Eugène de Savoye, Amsterdam et Leipzig 1750. 1r Thl. mit einem Plan von den Schlachten, Leben und Thaten des Prinzen Eugen. Nürnberg 1736. Mit dem Original-

bericht der Schlacht und den Zeichnungen der auf dieselbe geschlagenen Münzen. — V. Hammer Geschichte des osmanischen Reiches. 6r Theil. Pesth 1830. S. 634—641. — Theatrum europaeum. 15r Theil. S. 117 bis 1819 mit einem Schlachtplan, und namentlicher Angabe der auf beiden Seiten gefallenen höheren Officiers.) W.

Seraphinen-Orden, gestiftet von Magnus I., König von Schweden, im 13. Jahrhundert, ward von Karl IX. bei Verbreitung der Reformation in diesem Königreiche aufgehoben, von Friedrich I. aber, mit dem Schwert- und Nordsternorden zugleich, 1748 am 28. April wieder erneuert. Eine abermalige Erneuerung der Statuten fand am 9. Juli 1814 durch König Karl XIII. statt. Er wird an einem himmelblauen Bande von der Rechten zur Linken und ein in Silber gestickter Stern auf der linken Brust getragen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, achtspitzigen Kreuze mit einem hellblauen Mittelschilde, auf welchem die 3 Kronen des schwedischen Wappens, ein Christuskreuz und die Buchstaben I. H. S. (Jesus Hominum Salvator) stehen. Auf der Rückseite befinden sich die Buchstaben F. R. S. (Fridericus Rex Sueciae). Es giebt nur eine Classe Ritter, von welchen der jedesmalige König Herr und Meister des Ordens und die Prinzen des Hauses geborne Ritter sind. Die Zahl derselben darf im Inlande nicht 24 übersteigen, ist im Auslande aber unbestimmt. Ein Schwede kann den Orden nur erhalten, wenn er bereits im Besitze des Schwert- oder Nordsternordens ist, muß auch außerdem den Rang eines Generallieutenants haben. Der Ritterschlag erfolgt stets am 28. April, dem Geburtstage des Königs Friedrich I.

Seraskier, nach der alten türkischen Heerverfassung, der Oberbefehlshaber, der zu einem Feldzuge bestimmten, gesammten Streitkräfte, mithin so viel als General en Chef. Er wurde stets aus den Paschen von 2 und 3 Roßschweifen gewählt.

Serbelloni, Gabriel Graf, aus einem alt adeligen italienischen Geschlechte abstammend, geb. zu Mailand 1508, erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, zeigte frühzeitig eine besondere Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften, und widmete sich deßhalb vorzugsweise dem Studium der Artillerie und Befestigungskunst. Seine ersten Kriegsdienste leistete er unter seinem Vetter dem Grafen von Marignano, befand sich im Schlosse Lenk, welches Herzog Franz II. von Mailand vergeblich belagerte und dann beim Entsatz des von den Franzosen belagerten Schlosses Lans in Piemont. Hierauf trat er in die Dienste Kaiser Karl's V. und wohnte im Kriege gegen Frankreich 1544 der Belagerung von St. Dizier bei, wo er dem Feldzeugmeister Grafen von Marignano beigegeben war, folgte dann dem Kaiser nach Sachsen, versah im Schmalkaldischen Kriege den Dienst als Feldzeugmeister und leistete in der Schlacht bei Mühlberg (d. 24. April 1547) wesentliche Dienste. 1549 verließ er Deutschland, um unter dem Herzog Cosmus von Florenz gegen die Sienneser zu fechten, und leitete die Belagerung von Siena, welches nach hartnäckiger Vertheidigung im April 1555 capitulirte. Der König von Spanien Philipp II., in dessen Interesse besonders der Krieg gegen die Republik Siena geführt worden, machte dem General S. ansehnliche Geschenke und der Herzog Cosmus von Florenz ernannte ihn zum General seiner Truppen. In dieser Eigenschaft durchreiste er Toscana und ließ die wichtigsten Städte und Schlösser befestigen. Als der nahe Verwandte des Herzogs Cosmus, Johann Angelus von Medicis, im Monat Decbr. 1559 unter dem Namen Pius IV. zum Papst erwählt worden war, berief er S. nach Rom und gab ihm den Oberbefehl über

nahm. — Von beiden Seiten erfolgte nun eine lebhafte Kanonade, worauf Eugen den Angriff zuerst mit dem linken Flügel, dann zu gleicher Zeit mit dem Centrum und dem rechten Flügel ausführen ließ. Namentlich hatte der linke Flügel viel vom feindlichen Kartätsch- und Kleingewehrfeuer zu leiden, dennoch gelang es dem Grafen Stahremberg, zwischen der Theiß und dem türkischen rechten Flügel durchzudringen, und so den Türken den Rückzug nach der Brücke abzuschneiden. Gleichzeitig erstürmte das Centrum und der rechte Flügel nach einem heftigen Kampfe, wobei selbst die Reiterei mitwirkte, die ihnen gegenüberliegenden Schanzen, so daß nach einer Stunde das erste und bald darauf das zweite Retranchement und der Brückenkopf erobert waren. Die Verwirrung nahm bei den Türken überhand, das Gedränge an der Brücke vermehrte dieselbe, das Gemetzel war gräßlich, es wurde nur wenig Pardon gegeben, der größte Theil fiel unter dem Schwerte der Sieger, und — so schließt der Originalbericht des Prinzen Eugen an den Kaiser — „mit Untergang der Sonne war kein Feind mehr zu besiegen, als ob die Sonne gezögert, um mit ihren letzten Strahlen den herrlichsten Sieg kaiserlicher Waffen zu beleuchten." — Um 10 Uhr Abends ließ Eugen seine Truppen aus den Verschanzungen zurückgehen und sie in so guter Ordnung, als es die finstre Nacht erlaubte, längs der Theiß lagern. Die Brücke aber blieb besetzt und auch auf dem jenseitigen Ufer wurden Pikets ausgestellt. Die Türken dachten nicht daran, den Kaiserlichen den Uebergang streitig zu machen und flohen noch in der Nacht nach Temeswar. 10,000, nach anderen Angaben 20,000, Türken blieben auf dem Schlachtfelde, 10,000 ertranken in der Theiß, 5—6000 M. wurden gefangen genommen. Der Großvezier, der Janitscharenaga und 17 Paschen waren rühmlich gefallen; mit dem Großvezier fiel das Siegel des Großherrn, welches derselbe um den Hals trägt, zum ersten und letzten Male in die Hände der Kaiserlichen. Die Beute war sehr groß, die Kriegskasse betrug allein 3 Millionen Piaster, und 100 Kanonen, 86 große Fahnen, 500 Standarten, 7 Roßschweife, 5—7000 Pferde, 6000 Kameele, 12—15,000 Ochsen und Büffel fielen in die Hände der Sieger. Der Verlust der Kaiserlichen betrug 430 Todte und 1600 Verwundete. — Am Morgen des 12. Septbr., es war derselbe Tag, wo vor 14 Jahren Eugen, 20 Jahre alt, als Freiwilliger im kaiserlichen Heere, am Kalenberge vor Wien, die ersten Waffen siegreich gegen die Türken getragen, zog das kaiserliche Heer über die Theiß in das verlassene türkische Lager. Bis zum 14. Septbr. blieb der Prinz hier stehen, dann bezog er zwischen Senta u. Kleinkanischa ein Lager, verließ dieses am 28. u. langte am 1. Octbr. bei Santowo an der Donau an. Hierauf bezog das Heer Winterquartiere, der Prinz jedoch unternahm mit 7000 M. noch einen Streifzug nach Bosnien und begab sich sodann nach Wien. — Die Schlacht von Senta war der erste große Sieg, den Eugen als commandirender General erfocht und um so mehr gereicht er ihm zur Ehre, als er im Voraus wußte, welche schwere Verantwortung ihn treffen würde, wenn derselbe nicht erfochten würde. Die Schlacht drückte den kaiserlichen Waffen das Siegel des Sieges, dem osmanischen Reiche das des Verfalles auf, der in dem Frieden von Carlowitz offenbar wurde. —

(Vergl. v. Lossow, Ideale der Kriegführung. 4r Thl. Berlin 1836. Seite 300 — 319. Die Oestreichische Militair-Zeitschrift 1811—12. 2r Theil. S. 563—601 enthält die Originalbriefe und Berichte Eugen's an den Kaiser. — Histoire du Prince Eugène de Savoye, Amsterdam et Leipzig 1750. 1r Thl. mit einem Plan von den Schlachten, Leben und Thaten des Prinzen Eugen. Nürnberg 1736. Mit dem Original-

bericht der Schlacht und den Zeichnungen der auf dieselbe geschlagenen Münzen. — V. Hammer Geschichte des osmanischen Reiches. 6r Theil. Pesth 1830. S. 634—641. — Theatrum europaeum. 15r Theil. S. 117 bis 1819 mit einem Schlachtplan, und namentlicher Angabe der auf beiden Seiten gefallenen höheren Officiers.) W.

Seraphinen-Orden, gestiftet von Magnus I., König von Schweden, im 13. Jahrhundert, ward von Karl IX. bei Verbreitung der Reformation in diesem Königreiche aufgehoben, von Friedrich I. aber, mit dem Schwert- und Nordsternorden zugleich, 1748 am 28. April wieder erneuert. Eine abermalige Erneuerung der Statuten fand am 9. Juli 1814 durch König Karl XIII. statt. Er wird an einem himmelblauen Bande von der Rechten zur Linken und ein in Silber gestickter Stern auf der linken Brust getragen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weißen, achtspitzigen Kreuze mit einem hellblauen Mittelschilde, auf welchem die 3 Kronen des schwedischen Wappens, ein Christuskreuz und die Buchstaben I. H. S. (Jesus Hominum Salvator) stehen. Auf der Rückseite befinden sich die Buchstaben F. R. S. (Fridericus Rex Sueciae). Es giebt nur eine Classe Ritter, von welchen der jedesmalige König Herr und Meister des Ordens und die Prinzen des Hauses geborne Ritter sind. Die Zahl derselben darf im Inlande nicht 24 übersteigen, ist im Auslande aber unbestimmt. Ein Schwede kann den Orden nur erhalten, wenn er bereits im Besitze des Schwert- oder Nordsternordens ist, muß auch außerdem den Rang eines Generallieutenants haben. Der Ritterschlag erfolgt stets am 28. April, dem Geburtstage des Königs Friedrich I.

Seraskier, nach der alten türkischen Heerverfassung, der Oberbefehlshaber, der zu einem Feldzuge bestimmten, gesammten Streitkräfte, mithin so viel als General en Chef. Er wurde stets aus den Paschen von 2 und 3 Roßschweifen gewählt.

Serbelloni, Gabriel Graf, aus einem alt adeligen italienischen Geschlechte abstammend, geb. zu Mailand 1508, erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, zeigte frühzeitig eine besondere Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften, und widmete sich deßhalb vorzugsweise dem Studium der Artillerie und Befestigungskunst. Seine ersten Kriegsdienste leistete er unter seinem Vetter dem Grafen von Marignano, befand sich im Schlosse Lenk, welches Herzog Franz II. von Mailand vergeblich belagerte und dann beim Entsatz des von den Franzosen belagerten Schlosses Lans in Piemont. Hierauf trat er in die Dienste Kaiser Karl's V. und wohnte im Kriege gegen Frankreich 1544 der Belagerung von St. Dizier bei, wo er dem Feldzeugmeister Grafen von Marignano beigegeben war, folgte dann dem Kaiser nach Sachsen, versah im Schmalkaldischen Kriege den Dienst als Feldzeugmeister und leistete in der Schlacht bei Mühlberg (d. 24. April 1547) wesentliche Dienste. 1549 verließ er Deutschland, um unter dem Herzog Cosmus von Florenz gegen die Sienneser zu fechten, und leitete die Belagerung von Siena, welches nach hartnäckiger Vertheidigung im April 1555 capitulirte. Der König von Spanien Philipp II., in dessen Interesse besonders der Krieg gegen die Republik Siena geführt worden, machte dem General S. ansehnliche Geschenke und der Herzog Cosmus von Florenz ernannte ihn zum General seiner Truppen. In dieser Eigenschaft durchreiste er Toscana und ließ die wichtigsten Städte und Schlösser befestigen. Als der nahe Verwandte des Herzogs Cosmus, Johann Angelus von Medicis, im Monat Decbr. 1559 unter dem Namen Pius IV. zum Papst erwählt worden war, berief er S. nach Rom und gab ihm den Oberbefehl über

das päpstliche Heer; S. befestigte die Engelsburg in Rom, Ancona und mehrere andere im Kirchenstaate gelegene Schlösser; und ward zum Ritter des Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem, so wie zum Prior dieses Ordens in Ungarn ernannt. Auf Ansuchen Philipp's II. sendete der Papst S. nach Malta, wo derselbe die dasigen Festungswerke verbesserte, vermehrte, und den ersten Grund zu der neuen Stadt legte. Nach dem Tode Pius IV. trat S. in die Dienste Philipp's II. und ließ die meisten im Königreich Neapel nur irgend haltbaren Plätze befestigen. Zwei Jahre darauf (1567) folgte er dem Herzoge von Alba auf seinem Zuge nach den Niederlanden als Befehlshaber sämmtlicher Artillerie; mit dem besondern Auftrage der Armee voran zu gehen und für Ausbesserung der Straßen zu sorgen, was beim Uebergange über die Alpen in Savoyen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war; er soll damals zu diesem Zweck eine besondere Pionircompagnie errichtet haben, auch wurde unter seiner speciellen Aufsicht vom Ingenieur Franz Paciotto die Citadelle von Antwerpen erbaut. Aus den Niederlanden zurückberufen, wurde S. bei dem Kriege Spaniens u. der italienischen Seemächte gegen die durch Eroberung der Insel Cypern mächtig gewordenen Türken, welche sich im mittelländischen Meere ausbreiteten, einstimmig zum Generalfeldzeugmeister auf der gegen die Türken agirenden Flotte ernannt. Nach der Schlacht von Lepanto (s. d.) den 7. Octbr. 1571, zu deren glücklichem Ausgange er durch seine geschickten Manövers gegen das Centrum der Türken wesentlich mitwirkte, erhielt er vom Oberanführer des ganzen Heeres Don Juan d'Austria, nebst andern werthvollen Geschenken, auch zwei den Türken abgenommene große Kanonen. Nachdem Don Juan Tunis erobert hatte (1573) und den Vetter des vertriebenen Königs Amida, Mehemet, zum Vicekönig daselbst ernannt, ließ er zwischen der Stadt und der Festung Goletta durch S. ein Fort von 7 Bastionen aufwerfen, damit im Nothfall jeder Ort den andern unterstützen könne. Zum Oberbefehlshaber über alle drei Plätze ernannte er, vor seiner Abfahrt nach Messina, den Grafen S., dem er 3000 M. italienisches Fußvolk und 600 Spanier nebst einer wohlberittenen Schwadron Reiter und einer großen Anzahl Schanzgräber hinterließ. Doch schon 1574 erschien eine türkische Flotte mit 40,000 M. Landungstruppen unter Sinan Pascha vor Tunis und griff gleichzeitig Tunis und Goletta an, um die Aufmerksamkeit der christlichen Macht zu theilen. S. überzeugt, daß Tunis nicht zu behaupten sei, gab die Stadt auf und zog sich in das neuerbaute Fort zurück, zu dessen Vertheidigung er die kräftigsten Anstalten traf. Nach mehreren Angriffen der Türken fiel zuerst (d. 23. Aug.) Goletta, wo der Spanier Porto Carero befehligte. Gleich darauf führte Sinan seine Armee vor das Fort, wo S. befehligte, und traf Anstalten zu einer ernsthaften Belagerung. Nach vierzehn abgeschlagenen Stürmen und nachdem die nur noch 1000 M. starke Besatzung sich noch täglich durch Krankheiten verminderte, auch keine Hoffnung auf einen Entsatz vorhanden war, übergab S. den halbzerstörten Platz am 12. Septbr., wurde als Gefangener nach Constantinopel gebracht, aber das Jahr darauf durch Vermittlung des Papstes Gregor XIII. gegen 37 bei Lepanto gefangene türkische Officiere ausgewechselt. In seine Vaterstadt Mailand zurückgekehrt, wo eben die Pest ausgebrochen war und der Gouverneur der Stadt sich nach Vigevano zurückgezogen hatte, wurde S. an dessen Stelle zum Befehlshaber ernannt und traf die zweckmäßigsten Anstalten. 1577 mußte er auf König Philipp's II. Befehl mit 3000 M. Fußvolk und 300 Pferden, welche er im mailändischen Gebiet organisirt, zur Verstärkung des Heeres des Don Juan nach den Niederlanden marschi-

ren; hier wohnte er dem Treffen bei Gembloux bei (28. Jan. 1578) und erhielt dann den Auftrag, die Citadelle von Namur zu erbauen. Nach einer Krankheit von einigen Monaten — während deſſen Don Juan geſtorben war — ward er dem Heere des Prinzen von Parma Alexander Farneſe zugetheilt. Der junge Prinz ehrte ihn wie einen Vater und bei der Belagerung von Maſtricht (ſ. d.), zu deſſen Eroberung er weſentlich beitrug, war er deſſen treueſter Rathgeber. Dieß war ſeine letzte Waffenthat; nach Beendigung des Feldzugs von 1579 kehrte er in ſein Vaterland zurück, erhielt zwar den Oberbefehl über die nach Portugal beſtimmten ſpaniſchen Truppen und traf bereits alle Anſtalten zum Aufbruch, wurde jedoch abermals krank und ſtarb am 1. Januar 1580 zu Mailand.

(Vergl. Jakob Schrenk: Aller Kaiſer, Könige und Kriegshelden vornehmſte Waffenthaten. Inſpruck 1602. — Zedler's Univerſallexicon. Bd. 37. Leben Philipp's II. 2r Theil, Leipzig 1716.) Gtz.

Sergeant, Ordinum structor, Campiductor, bei den Griechen Agonistos, Unterofficiersgrad zwiſchen dem Feldwebel und Korporal; in den meiſten Armeen nur bei der Infanterie gebräuchlich. Meiſt iſt der Sergeant, deren mindeſtens zwei bei einer Compagnie, mehreren Korporalſchaften oder Viſitationen vorgeſetzt und um deswillen von entſchiedenem Werthe und Einfluſſe. In der Regel werden die befähigtſten Korporale den Dienſtältern, für die Beförderung zum Sergeanten vorgezogen, und aus den Sergeanten die Feldwebel ergänzt. Daher auch im franzöſiſchen Heere die Benennung: Sergeantmajor ſtatt Feldwebel. — Sergeant de bataille war vordem eine ſehr bedeutende Charge bei den Franzoſen, gleichbedeutend mit dem ſpätern Inſpecteurs, weßhalb unter Andern der nachherige Marſchall Herzog von Navailles im Jahre 1646 als Oberſt Sergeant de bataille zu werden verlangte. — Früher, noch unter Franz I., gab es für dieſelbe Dienſtverrichtung Sergents de Bande, ſo wie Sergents généraux de bataille, ausgezeichnete Officiere, die dem heutigen Major général faſt gleich zu achten. Unter der Bedeutung der heutigen franzöſiſchen Marichaux de camp waren jene früher ebenfalls auch bei den deutſchen und ſpaniſchen Truppen üblich und zwar für jede Waffengattung deren beſondere. Sergeants d'armes endlich, bildeten als ſehr Bevorzugte die Leibwache der Könige von Frankreich unt. A. Philipp Auguſt's 1165 und Philipp des Schönen 1500. Hz.

Seringapatnam, Hauptſtadt des Staates gleiches Namens in der Provinz Myſore in Oſtindien, auf einer Inſel des Fluſſes Cavery gelegen; mit einem ſtark befeſtigten Fort und 30—40,000 Ew.

Belagerung in den Jahren 1791 und 1792.

Bereits ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts beſaßen die Holländer die Forts Cranganor und Ajacotta im Süden der Küſte Malabar. Erſteres wurde wiederholt von Tippoo-Saib, Sultan von Myſore, reclamirt, da es ſein Vater Hyder-Ali im Jahre 1779 erobert, ſpäter aber wieder verlaſſen hatte. Tippoo erneuerte im Jahre 1789 ſeine Anſprüche und da die Holländer ſich nicht ſtark genug fühlten, die Forts gegen Uebermacht zu vertheidigen, verkauften ſie beide an den Rajah von Travancor, einen mit Tippoo's Staaten grenzenden und von ihm abhängigen Fürſten, welcher aber im Bündniß mit den Engländern ſtand. Tippoo — der größte Feind der Engländer — wollte dieſen Kauf nicht zugeben, forderte deshalb die engliſche Präſidentſchaft zu Madras auf, ihren Bundesgenoſſen zu vermögen daſſelbe den Holländern zurückzugeben und drohte, im Weigerungsfalle, ſein Verlangen mit den Waffen durchzuſetzen. In Folge deſſen kam es zwiſchen

den Engländern und Holländern zu langwierigen Unterhandlungen, während welcher und zwar noch am Schlusse dieses Jahres, der Sultan Tippoo zu den Waffen griff, in das Gebiet von Trafancor einfiel und so den Anfang eines dreijährigen blutigen Krieges begann, der seiner Macht den ersten empfindlichen Stoß beibrachte. Während des Jahres 1790 beschränkte sich der Kampf auf unbedeutende Gefechte, allein im folgenden Jahre eroberten die Engländer Bangalor (fester Platz auf der Ostgrenze von Mysore) und zwei englische Armeen, die eine von Madras, unter Anführung des Lord Cornwallis selbst, die zweite von Bombay unter dem General Abercrombie, drangen in das Herz von Mysore ein. Umsonst versuchte Tippoo die Engländer aufzuhalten; nach mehreren blutigen Gefechten erschien Cornwallis vor S. und beschloß diese Stadt zu belagern. Allein plötzlich trat der Cavery aus seinen Ufern, überschwemmte die benachbarten Ebenen und zerstörte die schon aufgeworfenen Belagerungswerke. Sowohl dieser Umstand, als auch Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und eine verheerende Seuche, welche den größten Theil des Zugviehes wegraffte, zwangen Cornwallis die Belagerung den 20. Mai aufzuheben, den größten Theil des schweren Geschützes zurückzulassen, und selbst Abercrombie, der schon bis Periapatam vorgedrungen war, konnte sich nicht ohne einigen Verlust zurückziehen. Inzwischen deckten zwei Hilfsheere der Maratten den Rückzug, und kaum war Cornwallis in der Gegend von Bangalor angekommen, als er auch sofort die kräftigsten Maßregeln ergriff, die erlittenen Verluste wieder zu ergänzen, so daß er binnen Kurzem in Stande war die Grenzen von Carnatik zu decken und mehrere feste Plätze in der Nähe von Bangalor zu erobern.

Zu Anfange des Jahres 1792 vereinigte sich die gesammte Macht der Engländer und ihrer Verbündeten, die Armee von Bombay ausgenommen, in der Gegend von Holladrog, nördlich von S., und drang von neuem in Mysore, bis in die Nähe der Hauptstadt vor. Der Sultan, ward ungeachtet er eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatte, in seinen Verschanzungen angegriffen, bis unter die Mauern von S. verfolgt, und sämmtliche Außenwerke der Festung in kurzer Zeit erobert. Am 16. Febr. vereinigte sich die Armee von Bombay unter Abercrombie mit Cornwallis, worauf die Belagerungsarbeiten begannen. Am 21. Febr. machte Tippoo einen Ausfall, aber der große Verlust, mit dem er zurückgeschlagen wurde, ließ ihn keinen zweiten Versuch unternehmen. Eben wurden die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturme getroffen, als am 24. die Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens eintraf. Der Sultan verpflichtete sich die Hälfte seiner Staaten abzutreten, 330 Lacks Rupien (über 7 Millionen Pfund Sterling) Kriegsentschädigung zu zahlen und bis zur Vollziehung dieser Bedingungen Geiseln zu stellen. So endigte ein Krieg, in welchem Tippoo-Said, der bei weitem gefährlichste Feind der Engländer in Indien, die Hälfte seiner Staaten verlor, und obschon immer noch mächtig, dennoch außer Stand gesetzt zu sein schien, die Küste Malabar und das Carnatik ferner zu beunruhigen. Allein er war nur der Uebermacht gewichen, sann deßhalb auf Rache und gab keineswegs seine Pläne gegen die Engländer auf, sondern verschob nur deren Ausführung auf eine günstigere Zeit.

Belagerung und Eroberung 1799.

In den ersten Tagen des Monats Juni 1798 wurde eine Proclamation des französischen Gouverneurs von Isle de France, General Malartic in Bengalen, in Umlauf gesetzt, welche erklärte, daß Tippoo nur der Ankunft der französischen Unterstützung warte, um den Engländern den Krieg zu erklären. Hierauf beschloß der Generalgouverneur Marquis von Wellesley (ál-

terer Bruder des Herzogs von Wellington) den Krieg, den er jedoch erst nach völliger Vorbereitung am 22. Febr. 1799 erklärte.

Die englische Armee belief sich mit Einschluß der Subsidientruppen auf 30,000 M. und war mit allen Bedürfnissen wohl versehen. Die Artillerie bestand aus 40 Belagerungs-, 57 Feldgeschützen und 7 Haubitzen; Oberbefehlshaber der Armee war der General Harris; die sämmtliche Reiterei wurde von Mir-Allum, einem General des Nizam, befehligt; der Oberst Wellesley — jetzt Herzog von Wellington — commandirte die sammtliche Infanterie des Nizam und sein Regiment (das 33ste), im Ganzen 11 Bataillone. — Am 4. März betrat die Armee das feindliche Gebiet. Während dieselbe auf dem östlichen Grenzlande vorrückte, drang ein anderes Corps von Bombay aus unter dem General Stuart gleichfalls gegen S. vor. — Unter unbedeutenden Vorpostengefechten rückte die vereinigte Armee am 3. April in ihre Positionen zur Belagerung der Festung. Das Lager wurde der westlichen Front des Forts gegenüber in einer Entfernung von 3500 Schritten aufgeschlagen. Der rechte Flügel stand auf einem beherrschenden Boden, der linke war durch eine Wasserleitung und den Fluß Cavery gedeckt. Der Kanal vertrat vermöge seiner Wendungen an vielen Puncten die Stelle einer starken Verschanzung. Aller dieser Vorzüge ungeachtet zeigte die Erfahrung, daß die Stellung theilweise der Belästigung der feindlichen Vorposten, vorzüglich aber den Raketen, ausgesetzt war. Nach Zurücktreibung der Vorposten, gewann General Harris schon am folgenden Tage eine neue Postenlinie, welche sich 2 englische Meilen lang von dem Flusse zur Linken bis an das Dorf Sultaniet zur Rechten ausdehnte, und nur 1800 Schritt von der Stadt entfernt war. S. liegt auf einer Insel, die von dem Flusse Cavery gebildet wird. Von dem felsigen Ufer zurückgewiesen, theilt sich dieser Fluß hier in mehrere breite Arme, deren Strömung bis zu ihrer Wiedervereinigung drei englische Meilen unterhalb des Trennungspunctes sehr langsam und sanft ist. Die Stadt ist an dem Trennungspuncte des Flusses erbaut, dessen Arme die Mauern bespülen. Die Insel, welche einen nackten und öden Anblick gewährt, hält unterhalb der Stadt etwa eine englische Meile in der Breite. Die Festungswerke waren zu jener Zeit nach der alten indischen Methode angelegt und die Hindernisse auf eine ungeschickte Weise auf einander gehäuft. Vorzüglich an der südwestlichen Front erhoben sich Mauern über Mauern. Mehrere Bastionen hatten eine viereckige Gestalt und nur wenige waren nach europäischer Art erbaut. Die Mauern, welche die Courtinen bildeten, waren ungewöhnlich lang und hoch. General Harris wählte die nordwestliche Fronte zum Angriffspuncte; der Fluß war zu dieser Jahreszeit seicht, das Flußbett breit und mit Felsenblöcken angefüllt. — Am 7. April wurden die Laufgräben eröffnet, den 13. belästigte das Feuer der Festung vorzugsweise die Arbeiten, und die Kugeln schlugen selbst in das englische Lager; den 15. arbeitete der Feind sehr thätig an seinen Außenwerken; den Tag darauf traf die Armee von Bombay unter dem General Stuart vor S. an. Sie bestand aus 3 Regimentern europäischer und 6 Bataillons indischer Truppen, nebst 3 Compagnien Artillerie mit dem erforderlichen Geschütz. Der General nahm Stellung östlich; seine linke Flanke war durch eine Wasserleitung gedeckt und hatte vor der Front eine Höhe, welche sich vortrefflich zu einem Vorposten eignete. Den 17. eroberte General Stuart eine Höhe beim Dorfe Agrarum, hart am Flusse gelegen, wo der Feind eine Redoute zu erbauen beabsichtigte. Den 22. mit Tagesanbruch machte der Feind einen starken Ausfall nach der Seite, wo die Armee von Bombay stand, wurde aber mit einem Verlust

von 6—700 M. zurückgeschlagen. Nach mehreren kleinen Gefechten und nachdem die meisten Außenwerke erobert waren, hatte sich die englische Armee dem Platze so weit genähert, daß am Morgen des 30. April eine Breschbatterie ihr Feuer auf die nordwestliche Front eröffnete. Mit Sonnenaufgang des 2. Mai begann eine andere Batterie die Beschießung der Courtinen zur Rechten dieser Bastion. Diese, so wie die übrigen Batterien, welche ein fortwährendes Feuer unterhielten, verfehlten ihre Wirkung auf die Mauern nicht. In der Stadt flog ein Raketenmagazin in die Luft; in kurzer Zeit war eine gangbare Bresche in den Hauptwall gelegt und noch am Abend desselben Tages wurden Sturmleitern, Faschinen und andere erforderliche Geräthschaften in die Laufgräben gesendet und mit Anbruch des nächsten Morgens standen die zum Sturme bestimmten Bataillone in Bereitschaft. Die Anzahl dieser auserwählten Truppen betrug 4300 M., wovon 2500 aus Europäern, die übrigen aus Eingebornen bestanden; zu ihrem Führer ward der Generalmajor Baird bestimmt. Dieser theilte seine Truppen in 2 Colonnen, wovon sich die eine rechts, die andere links des Walles ziehen sollte. Man hatte alle Maßregeln getroffen für den Fall, daß der Feind im Innern der Stadt Widerstand leisten würde. Die Angriffszeit war sehr zweckmäßig in den schwülen Nachmittagsstunden — zwischen 1 und 2 Uhr gewählt, wo im Orient in der Regel Jedermann sich der Ruhe überläßt. Die Bresche wurde nach einem kurzen Kampfe in sechs Minuten erstiegen. Ein Sergeant, Namens Graham, pflanzte zuerst die englische Fahne dort auf, ward aber gleich darauf durch eine Kugel niedergestreckt. Der breite Raum füllte sich bald mit Truppen an; sobald diese in hinreichender Anzahl versammelt waren, schwenkten sie links und rechts, und trieben den Feind, vorzüglich zur Rechten, in wilder Flucht vor sich her. Die linke Colonne unter dem Obersten Dunlop fand indessen lebhaften Widerstand. Der Feind setzte sich hinter den Traversen, welche er erbaut hatte, fest, und vertheidigte diese mit solcher Hartnäckigkeit, daß er mehrere Male das Vordringen der Colonne aufhielt. Auch würden diese Hindernisse nicht so leicht besiegt worden sein, wenn es nicht einer Abtheilung des 12. englischen Regiments gelungen wäre, den Graben zwischen dem äußern und innern Walle zu überschreiten. Hier hatte Sultan Tippoo bis auf den letzten Augenblick persönlich gefochten. Als aber die Engländer auf allen Puncten die Oberhand gewannen, zog er sich längs des nördlichen Walles zurück, bestieg ein Pferd und ritt langsam nach einer Brücke, welche über den innern Graben und mittelst eines gewölbten Thorweges nach der Stadt führte. Dort angelangt, wurde er durch eine Musketenkugel verwundet; der Thorweg aber, gegen welchen die Engländer von beiden Seiten heran drangen, war bereits mit Flüchtlingen so angefüllt, daß der Sultan sich nicht mehr durch die Menge drängen konnte. Sein Pferd stürzte; zwar gelang es einigen Getreuen, ihn auf einen Palankin zu heben, allein bald darnach erhielt er von einem englischen Soldaten einen zweiten Schuß durch die Schläfe. In der Verwirrung ward der Leichnam aus dem Palankin geworfen und lag eine Zeit lang unter einem Haufen Erschlagener unbeachtet. Nach dem Tode des Sultans ergaben sich seine Kinder, seine Verwandten, der größte Theil der höhern Beamten und gegen 8 bis 10 französische Officiere, an den General Baird, welcher sich in den Pallast des Sultans begeben hatte. Tippoo's Leichnam wurde noch denselben Tag aufgefunden und den darauf folgenden mit den höchsten Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet. Man fand in der Festung 370 metallne Kanonen, 60 Mörser und 11 Haubitzen; 470 eisern Kanonen und 12 Mörser; im

Ganzen 929 Stücken, von denen 287 auf den Wällen ſtänden. Auch befanden ſich in der Stadt mehrere Pulvermagazine, 2 Stückgießereien, 11 Gewehrfabriken und mehrere Zeughäuſer. Der baare Schatz, nebſt den Kleinodien des Sultans, wurde auf 1,143,216 Pf. Sterling geſchätzt. Von der 22,000 M. ſtarken Beſatzung waren 8000 M. getödtet worden; der Verluſt der Engländer während der Belagerung und beim Sturme beſtand in 1400 M. an Todten und Verwundeten, darunter 67 Officiere.

Das Königreich Myſore wurde wieder auf ſeine frühere Würde, eines Fürſtenthums, reducirt, und einem noch lebenden Abkommen des alten Radſcha — einem Kinde von 5 Jahren — unter Vormundſchaft des Bramin Purneah übergeben. Die übrigen ſchon unter Tippoo's Vater eroberten Gebietstheile des Königreichs wurden zwiſchen den Engländern und dem Nizam getheilt.

Die Wichtigkeit der Eroberung von S. für den Handel und die Macht Englands war nicht zu berechnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens im Reiche Myſore, die daſelbſt herrſchende Induſtrie, die ſtarke Bevölkerung und der durch Tippoo's kriegeriſchen Geiſt ſtets anwachſende Militairſtand hätten die Hauptſtadt in kurzer Zeit unüberwindlich gemacht, ſo wie die Macht Tippoo's allen Ländern der Europäer in Indien zuſammengenommen das Gleichgewicht gehalten hätte.

(Vergl. Geſchichtserzählung des Krieges in Myſore im Jahre 1799 vom Oberſten Woot. Zeitſchrift Minerva, Juli 1800. — J. Michaud: Histoire des progrès et de la chûte de l'Empire de Mysore. 2 Tom. Paris 1801—9. — Militairiſche Memoiren des Herzogs von Wellington vom Hauptmann Scherer. Ausland 1836, Stück 3—7.)

Gtz.

Serrurier, Jean Mathieu Philibert, Graf, Pair und Marſchall von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion und der eiſernen Krone, wurde den 8. Decbr. 1742 zu Laon, Departement de l'Aisne, geboren. Schon im 12. Jahre Lieutenant im Milizbataillon ſeiner Vaterſtadt, fand er nachher während der Revolution Gelegenheit ſchnell zu avanciren, war aber doch erſt 1793, alſo nach einer 34jährigen Dienſtzeit, Bataillonschef. Von dieſem Zeitpunct an aber verdankt er ſeine fernere Erhebung dem General Bonaparte, unter deſſen Augen er ſich in den italieniſchen Feldzügen 1795—96, namentlich in den Gefechten bei St. Michel und Mondovi, durch perſönliche Tapferkeit und militairiſches Talent hervorthat. Schon im Jahr 1795 war S. Diviſionsgeneral. Vom General en chef mit der Blokade von Mantua beauftragt, unterzeichnet er die Capitulation dieſes Platzes den 2. Febr. 1797 und wurde mit den eroberten Fahnen an das Directorium nach Paris geſendet, welcher Miſſion Bonaparte ein Schreiben voll des ſchmeichelhafteſten Lobes für S. beifügte. Hierauf zum Commandanten von Venedig ernannt, entwickelte er auf dieſem ſchwierigen Poſten große Umſicht und Energie. Im folgenden Jahr Gouverneur von Lucca, entwarf er für dieſe junge Republik einen Verwaltungsplan, der allgemeine Bewunderung erregte. Kurze Zeit darauf erhielt er indeß den Befehl einer Diviſion in der Armee von Scherer. In Folge der Verluſte, die dieſer General bei Verona erlitt, konnte S. in der Gegend von Peſchiera, vom Feinde hart bedrängt, nur durch Muth und geſchicktes Manövriren ſein Corps vom Untergange retten. Nicht ſo glücklich war er, als er am 28. April 1797 ſich mit ſeiner Diviſion in Verderio abermals iſolirt befand. Unbekannt mit dem Verluſt der Schlacht bei Caſſano, widerſtand er einige Zeit den überlegenen Streitkräften der ruſſiſch-öſtreichiſchen Heere, wurde aber zuletzt um-

zingelt und gezwungen, die Waffen zu strecken. Suwarow empfing den gefangenen General mit Auszeichnung und erlaubte ihm auf sein gegebenes Ehrenwort nach Paris zu gehen. Nach der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten versammelte dieser die früheren Gefährten seines Ruhms um seine Person, worunter auch S., dessen er sich in der Katastrophe des 18. Brumaire mit wesentlichem Nutzen zu bedienen wußte, und ernannte ihn später zum Präsidenten des Erhaltungssenats. Im Jahr 1804 und während des Kaiserreiches erlangte S. nach und nach den Grafentitel und Marschallstab, wurde Gouverneur der Invaliden und 1809 Commandant der Pariser Nationalgarden. Nach der ersten Restauration 1814 erhielt er die Pairswürde, bei der zweiten 1816 verlor er aber seine Stelle als Gouverneur der Invaliden. S. starb zu Paris den 22. Decbr. 1819, 77 Jahr alt. — (Vergleiche Biographies des contemporains.) M. G.

Sertorius, Quintus, römischer Feldherr, ein Mann, der unter die größten seines Volkes gerechnet werden würde, wäre ihm ein glücklicheres Loos gefallen, war zu Nursia im picentinischen Gebiete geboren, und erwarb sich schon als Jüngling einen Namen durch die Tapferkeit, mit welcher er unter Marius gegen die Cimbern und in Spanien focht, und durch sein Benehmen in dem Bundesgenossenkriege, wo er als Quästor im diesseitigen Gallien befehligte. Während dieses Kriegs verlor er ein Auge. Als warmer Anhänger der Demokratie und aus gekränktem Ehrgeize trat er in den Streitigkeiten des Marius und Sulla zur Partei des Ersteren, und wurde deßhalb, nachdem Sulla die marianische Partei in Italien geschlagen hatte, geächtet und gezwungen nach Spanien zu entweichen. Er versammelte dort die Reste der marianischen Partei um sich und wußte sich die Liebe der spanischen Völkerschaften zu gewinnen; doch konnte er dem überlegenen Heere, welches Sulla gegen ihn sendete, nicht widerstehen und mußte nach Afrika flüchten. Hier fand er aber Gelegenheit, seine Feldherrntalente zu zeigen, indem er den Mauritaniern gegen den Tyrannen Askalis beistand, diesen schlug und Mauritanien befreite. Unterdessen war in Spanien ein neuer Krieg ausgebrochen; die Lusitanier, von den Römern mit Unterjochung bedroht, riefen den Sertorius aus Afrika zurück und schnell wendete sich das Glück auf ihre Seite. S., der alle Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, die den großen Feldherrn und Staatsmann ausmachen, sah sich bald als unumschränkter Gewalthaber an der Spitze der lusitanischen und spanischen Heere, mit welchen er der römischen Uebermacht und Kriegskunst erfolgreich entgegentrat. Er ersetzte den Mangel an geübten Truppen durch kluge Benutzung der Terrainhindernisse, und kein römischer Feldherr, selbst nicht Pompejus, war im Stande, seine Macht zu brechen. Er vermied alle Hauptschlachten, besetzte die Engpässe und überfiel die einzelnen römischen Abtheilungen, wo es nur irgend möglich war. Sein Hauptzweck war jedoch nicht der Untergang der römischen Macht, sondern die Herstellung der Republik; und wenn er auch mit Roms unversöhnlichstem Feinde, dem Mithridates, ein Bündniß schloß, so unterhandelte er doch nur im Namen des römischen Volkes mit ihm und ließ sich von demselben versprechen, daß er seine Eroberungen nicht über die Provinzen hinaus erstrecken sollte, die ihm früher schon gehört hatten. So erhielt sich dieser außerordentliche Mann 9 Jahre hindurch gegen alle Anstrengungen der römischen Macht, bis er endlich durch Treulosigkeit fiel. M. Perperna, der sich ihm unter dem Scheine der Freundschaft genaht hatte, ermordete ihn bei einem Gastmahle, und befreite Rom so durch Verrath von einem seiner furchtbarsten Gegner, wider den keine Waffengewalt gefruchtet hatte. Nach seinem Tode wurde

es dem Pompejus leicht, die ganze Partei zu vernichten und Spaniens Herrschaft dem römischen Volke wieder zu geben. B.

Sesostris. Unter den 22 Königen, von Menes bis auf Sethos, welche über Aegypten zu einer Zeit herrschten, wo die Gewißheit der Zeitrechnung noch mangelte (vom Jahre 2000 bis 670 vor Chr. Geburt), nimmt jedenfalls der achte dieser Könige, S., wegen seiner ihm zugeschriebenen Thaten, den ersten Rang ein. Die Sage berichtet von ihm Folgendes: Sein Vater Amenophis soll, nach dem Ausspruche eines Orakels, welches ihm verkündet, daß sein Sohn ein Herr der ganzen Erde werden, dem jungen S. eine Erziehung im Geiste dieser Prophezeihung gegeben haben. Alle Kinder, welche mit S. an einem Tage geboren worden, ließ er mit ihm erziehen und von der zartesten Jugend an zu einer harten und arbeitsamen Lebensart gewöhnen, damit sie später eine kriegerische Pflanzschule bilden sollten. Noch im Jünglingsalter mußte S. auf Befehl seines Vaters mit seinen Gefährten einen Feldzug nach Arabien und später nach Afrika bis an die Küste des atlantischen Meeres unternehmen. Während des letztern Feldzuges starb sein Vater und nachdem S. die Regierung angetreten (1491 vor Chr. G.), bildete er sich ein Heer von 600,000 M. Fußvolk und 24,000 M. Reiterei, welches zum größten Theil durch die mit ihm erzogenen Krieger, 1700 an der Zahl, befehligt wurde; bei diesem Heere befanden sich noch überdieß 27,000 Streitwagen. Sein erster Heereszug ging nach Aethiopien, das er unterwarf und sich tributpflichtig machte. Zu seinen weitläufigen Eroberungsplänen war eine Landmacht allein nicht hinreichend. Es gelang ihm, die alten Vorurtheile der Aegypter gegen Seereisen zu überwinden, indem er zwei Flotten ausrüstete; eine auf dem arabischen Meerbusen von 400 Segeln und eine andere, nicht minder zahlreiche, auf dem mittelländischen Meere. Die erstere lief aus dem arabischen Meerbusen in das rothe Meer und eroberte alle Inseln und Küstenplätze bis gegen Indien; die Flotte des mittelländischen Meeres unterwarf Cypern, die Küste von Phönicien und einige der cycladischen Inseln. — S. selbst unternahm mit seinem Heere den Zug zu Lande, überschritt den Ganges, durchzog ganz Indien bis an den Ocean, wendete sich von dort nördlich nach Scythia bis zum Tanais (dem heutigen Don), welcher Europa von Asien schied; durchzog Thracien, wurde aber hier, wegen Mangels an Lebensmitteln, in seiner Siegesbahn aufgehalten. Nach einem neunjährigen Feldzuge langte er mit einer großen Anzahl Gefangener aus allen Völkern und mit der Beute von ganz Asien beladen zu Pelusium an. S. vergönnte nunmehr seinem Volke Erholung, benutzte jedoch die Zeit des Friedens, um durch große Unternehmungen seinen Namen der Geschichte einzuverleiben. Jede Stadt Aegyptens erhielt einen Tempel für den Gott, welcher daselbst vorzugsweise verehrt wurde, die Ueberschwemmungen des Nils wurden durch Dämme geregelt, auf dem ganzen Wege von Memphis bis an das Meer Canäle gegraben, welche ebensowohl zur Beförderung des Handels dienten, als dem Feinde das Eindringen in das Land erschwerten. Die östliche Seite von Aegypten, welche früher den Einfällen von Syrien und Arabien her sehr ausgesetzt war, schützte er durch eine Mauer, welche von Pelusium bis Heliopolis am arabischen Meerbusen 1500 Stadien lang durch die Wüste ging. Nach einer 33 jährigen Regierung verlor S. das Gesicht und nahm sich selbst das Leben. Diese That wurde nicht blos von den Priestern, sondern auch von seinen Unterthanen als ein würdiger Schluß eines an großen Thaten reichen Lebens bewundert. Bemerkenswerth ist, daß dieser Eroberer keine Herrschaft über die von ihm besiegten Völker ausgeübt zu haben scheint, und

daß er die Grenzen ſeines Reichs, mit Ausnahme einiger benachbarten Provinzen, nicht erweiterte.

(Vergl. Herodot. lib. I. — Diodor von Sicilien, lib. I. — Allgemeine Weltgeſchichte. Aus dem Engliſchen überſetzt von S. J. Baumgarten. Halle, 1744, 1r Band. — Rollin, Geſchichte alter Zeiten und Völker, überſetzt von E. G. Müller. Dresden und Leipzig, 1738. 1r Band.)

Gtz.

Setzer (Artill.), ein hölzerner Cylinder an einer Stange von gleichem Material, mit welcher man die Patronen, oder inſofern Kugel und Pulverladung nicht verbunden ſind, jeden dieſer zwei Theile des Schuſſes an den Boden des Kanonenrohrs bringt. Bei den Feldgeſchützen iſt an dem andern Ende der Setzerſtange zugleich der Wiſcher zum Auswiſchen des Rohres nach dem Schuß, mit angebracht. Ry.

Setztartſche, auch Paveſen genannt, eine Schutzwaffe, die aus einem großen, breiten, nach unten mit einem Stachel verſehenen Schilde beſtand, der in die Erde geſtoßen wurde, ſo daß ein Mann dahinter Schutz gegen die feindlichen Geſchoſſe fand. Man wendete ſie vorzugsweiſe bei Belagerungsarbeiten an, und findet ſie zu dieſem Endzwecke noch in den Kriegen des Mittelalters.

Severus, Lucius Septimius, römiſcher Kaiſer zu Ende des 2. Jahrhunderts, war zu Leptis in Afrika im Jahr 145 geb., trat 18 Jahr alt bereits als Redner in Rom auf, wo er ſeine Studien vollendete und erhielt bald darauf die Quäſtur in Bätica, ſodann in Sardinien, und ward als Proconſul nach Afrika geſchickt. Unter dem Kaiſer Marcus Aurelius ward er Volkstribun, welche Stelle er mit eben ſo viel Strenge als Thätigkeit verwaltete. In ſeinem 32. Jahre ſandte ihn derſelbe Kaiſer als Prätor nach Spanien, gab ihm ſodann den Befehl über die 4. ſcythiſche Legion in Möſien, von wo aus er als Statthalter nach Lugdunum (Lyon), der Hauptſtadt von Gallia Lugdunenſis, geſchickt wurde. Hier wußte er ſich durch ſein würdevolles und uneigennütziges Benehmen die allgemeine Liebe der Gallier zu erwerben, ging von da als Proconſul nach Pannonien und erhielt hierauf das Proconſulat in Sicilien. Gleichzeitig mit dem Apulejus Ruffinus zum Conſul erwählt, hielt er ſich nach Ablauf des Conſulats noch ein Jahr auf ſeinem Landgute bei Rom auf, erhielt aber bald den Oberbefehl in Germanien, wo er von ſeinen Legionen, als dieſe den Tod des Kaiſers Commodus und die allgemeine Verachtung, in welcher der neue Kaiſer Julianus ſtand, erfahren, den 13. Aug. 193 zum Kaiſer ausgerufen wurde. Auf Zureden ſeiner Freunde nahm S. dieſe Würde an und trat, nachdem er ſich der Provinzen verſichert hatte, ſeinen Zug nach Rom an. Die Umtriebe des Kaiſers Julianus gegen S. blieben um ſo fruchtloſer, als die Abgeſandten an die Armee ſich ihm anſchloſſen, Julianus aber ſchon nach einer Regierung von zehn Wochen hingerichtet wurde. S. näherte ſich Rom mit aller möglichen Vorſicht, marſchirte wie in Feindes Lande und verwahrte ſich gegen eine geheime Verſchwörung durch die treue Begleitung von 600 auserleſenen Soldaten, die ſtets bewaffnet ſeine Perſon umgaben. Bei ſeiner Ankunft vor Rom ließ S. die Prätorianer unbewaffnet und in ihrer Staatskleidung ſich entgegen kommen, dann aber umringen und gefangen nehmen. Hierauf hielt er an der Spitze der Armee ſeinen Einzug, begab ſich ſofort auf das Capitol und dann in den Kaiſerpallaſt, wobei er die den Prätorianern abgenommenen Fahnen nicht aufrecht, ſondern umgekehrt vor ſich hertragen ließ. Hierauf veranſtaltete er ein feierliches Leichenbegängniß des ermordeten Kaiſers Pertinax, hielt ihm ſelbſt die Leichenrede und erhob ihn

unter die Götter. Seine ersten Regierungshandlungen waren auf Beförderung der Rechtspflege gerichtet, allein schon 30 Tage nach seiner Ankunft eröffnete er den Feldzug gegen den Pescennius Niger, als den gefährlichsten seiner Nebenbuhler. Eine Legion ward vorausgesendet, um Griechenland und Thracien zu besetzen, während Niger sich Byzanz versichert hatte. S. übertrug die Belagerung dieser Stadt seinen Unterfeldherren, eröffnete sich den Uebergang über den Hellespont, der nur schwach besetzt war, mit Gewalt, und drang unmittelbar nach Kleinasien vor. Byzanz hielt eine Belagerung von drei Jahren aus (s. Constantinopel), dagegen erlitt Niger bei Nicäa in Bithynien große Verluste und wurde endlich in den Engpässen bei Issus in Cilicien aufs Haupt geschlagen. Niger selbst wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet. Nach diesem Siege drang S. weiter im südlichen Asien vor und eroberte Antiochia und Neapolis (Napluſa) in Syrien. Noch während der Belagerung von Byzanz unternahm S. wohl größtentheils aus Ruhmbegierde einen Feldzug gegen die Parther und Assyrer, eroberte Nisibis in Mesopotamien zwischen dem Euphrat und Tigris, und entsendete selbst eine Abtheilung über letzteren Fluß zur Einnahme von Adiabene in Assyrien. Als endlich 196 Byzanz gefallen war, kehrte S. nach Rom zurück, aber nur, um von da gegen seinen zweiten Nebenbuhler, den Statthalter von Gallien, Clodius Albinus, aufzubrechen. Bei dem heutigen Lyon kam es 197 zur entscheidenden Schlacht. Sie endigte mit der totalen Niederlage des Albinus, welcher, da er Alles verloren sah, sich selbst das Leben nahm. Nach Italien zurückgekehrt, übte S. gegen die Anhänger Albin's eine nachsichtslose Strenge. Die ganze Familie desselben, viele die ihm treugeblieben, und darunter 29 Senatoren, wurden unverhört hingerichtet und ihr Vermögen zum Vortheil der Staatscasse eingezogen. An die Stelle der alten Prätorianer (s. d.) errichtete S. eine neue, 50,000 M. starke, Garde und übertrug den Oberbefehl über diese auserwählte Schaar seinem Günstling Plautianus. Wenn die frühern Kaiser theils eine wahre oder scheinbare Ehrerbietung gegen den Senat, und die Staatsverfassung bewiesen hatten, so wurde dagegen unter seiner Regierung der Senat durch militairischen Despotismus völlig unterdrückt. S. hatte seine Jugend in der unbedingten Unterwürfigkeit des Lagers und seine reifern Jahre in der Ausübung der unumschränkten Gewalt zugebracht. Wie wäre es ihm daher möglich gewesen, einer Versammlung zu gehorchen, die seine Person verabscheute und doch vor einem zornigen Blicke von ihm zitterte. Unter solchen Verhältnissen konnte S. nur herrschen und deßhalb übte er denn auch ohne Verstellung, sowohl die gesetzgebende als ausübende Gewalt in ihrem ganzen Umfange aus. Noch während S. in Gallien beschäftigt war, hatten sich die Parther empört, weßhalb er zu deren Züchtigung 199 einen Feldzug unternahm. Er nahm die von ihrer Besatzung verlassenen Städte Seleucia und Babylon; drang darauf zwischen dem Euphrat und Tigris vor, überschritt den letztern Fluß und eroberte die an der Ostseite desselben gelegene Stadt Ctesiphon. Mangel an Lebensmitteln sowohl als Unkunde der Gegend bewogen ihn, sich zurückzuziehen. Ein Versuch, die Stadt Atra zu nehmen, scheiterte an der muthvollen Vertheidigung der Einwohner, weßhalb er seinen Marsch nach Syrien antrat und endlich in Alexandrien Halt machte. Nach einem längern Aufenthalte in Aegypten kehrte S. 203 nach Rom zurück, wo er durch Feste und wahrhaft kaiserliche Freigebigkeit sich beliebt zu machen suchte. Indessen waren die letzten Jahre von S.'s Regierung durch den schlechten Lebenswandel und die Uneinigkeit seiner Söhne getrübt. Der

kluge Kaiser bemühte sich zwar, diese zunehmende Erbitterung auf alle Weise zu unterdrücken, allein alles diente nur dazu, den Streit heftiger zu machen, indem der trotzige Caracalla das Recht der Erstgeburt behaupten wollte und der mildere Geta sich um die Liebe des Volks und der Truppen bewarb. Unter diesen Umständen war dem S. die Nachricht von einem Kriege in Britannien und einem Einfalle der nördlichen Barbaren in die dortige römische Provinz nur willkommen. Ungeachtet seines Alters und des ihn quälenden Podagras, weßhalb er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, begab sich S. in Person, begleitet von seinen beiden Söhnen, seinem ganzen Hofe und einer zahlreichen Armee, nach dieser entfernten Insel, und überschritt sofort Hadrian's Mauer, welche England vom heutigen Schottland trennte. Letzteres Land — damals Britannia barbara genannt, wurde im Norden von den Caledoniern, im Süden von den Meatern bewohnt; beide Völker hatten sich der römischen Herrschaft noch nicht unterworfen und S.'s Absicht war, die lange versuchte Eroberung von ganz Britannien zu vollenden. Er drang bis in das nördliche Ende der Insel vor, ohne einen Feind anzutreffen; aber die hinterlistigen Angriffe der Caledonier, welche sich nie in ein Treffen einließen, aber den Nachzug und die Flanken der römischen Armee fortwährend beunruhigten; die Härte des Klima's und die Mühseligkeiten eines Winterfeldzuges mitten in den Gebirgen und Morästen, sollen dem römischen Heere einen Verlust von 50,000 Menschen gekostet haben. Aber alle diese Hindernisse vermochten S.'s Beharrlichkeit nicht zu besiegen und er drang bis in den nördlichsten Theil der Insel vor. Die Caledonier wichen endlich ihren mächtigen Feinden, baten um Frieden, übergaben einen Theil ihrer Waffen, und traten einen beträchtlichen Theil ihres Gebietes ab. Um wenigstens die südlichen Provinzen zu schützen, zog S. die Grenze bis an die Tyne zurück und führte hier eine 12 Fuß hohe, 8 Fuß breite und 86 englische Meilen lange Mauer auf, welche den Namen Vallum Severi erhielt. Aber die scheinbare Unterwürfigkeit der Caledonier dauerte nicht lange; sobald die römischen Legionen sich entfernt hatten, zeigten sie sich von neuem, und bereits hatte S. den Befehl gegeben, daß eine frische Armee nach Caledonien abgehen sollte, nicht um die Nation zu bezwingen, sondern sie auszurotten, als der Tod des Kaisers diesen Feldzug unterbrach. S. starb nach kurzer Krankheit zu Eboracum (der heutigen Stadt York in Nord-England) am 4. Febr. 211, im 66. Jahre seines Lebens und im 18. seiner Regierung. Die Armee rief seine beiden Söhne zu römischen Kaisern aus und diese schenkten den Caledoniern sogleich den Frieden. Die in einer goldenen Urne gesammelte Asche des Kaisers wurde auf dem ganzen Zuge von Britannien bis nach Rom überall mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen und zu Rom in der Gruft der Antonine beigesetzt. — (Vergl. Dio Cassius römische Geschichte; aus dem Griechischen von J. A. Wagner. 4r Bd. — Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs. 1. Theil.) Gtz.

Sextant, siehe Spiegelinstrumente.

Sforza, Jacopo Mutio Attendolo da Cotignola, geb. 1369, der Sohn eines Landmannes zu Cotignola, einem kleinen Orte der Romagna, ward durch seine Tapferkeit, Muth und Klugheit einer der gesuchtesten Condottieren seiner Zeit und der Stammvater des herzoglichen Hauses Sforza, welches im 15. und 16. Jahrhundert Mailand beherrschte. Bereits im 12. Jahre ward er, auf dem Felde arbeitend, als Söldner vorbeizogen, von diesen aufgefordert, sich ihnen anzuschließen. Seine Tapferkeit erwarb ihm bald einen Ruf, und nachdem er am Hofe des Markgrafen

von Ferrara ſich längere Zeit zum Krieger gebildet, diente er unter der St. Georgscompagnie des Alberico da Barbiano, welcher der Lehrer faſt ſämmtlicher gleichzeitigen Condottieren in der Kriegskunſt war. Als 1401 Kaiſer Ruprecht ſeinen Römerzug gegen den Herzog Giovan Galleazo von Mailand unternahm, war S. ſchon einer der angeſehenſten Hauptleute, welche unter Jacopo del Verme und Alberico da Barbiano ihm entgegenzogen. 1406 ſtand er in den Dienſten der Republik Florenz und belagerte, gleichzeitig mit dem Condottiere Tartaglia Piſa, das durch Verrath ſeines Commandanten übergeben wurde, und trat dann in den Sold ſeines Erziehers, des Markgrafen Nicolo von Eſte, für welchen er 1408 den Condott. Ottobuona Terzo, welcher ſich der Städte Parma und Reggio bemächtiget hatte, aus dem Modeneſiſchen vertrieb. Auf deſſen Befehl erſtach er ſogar dieſen früheren Waffengefährten am 17. Mai 1409 zu Rubiera, nachdem alle Friedensunterhandlungen ſich als erfolglos bewieſen hatten. 1410 führte Sforza, dem ſeine Kriegsthaten bereits den Beſitz von Chiuſi eingebracht, ſeine Condotta im florentiniſchen Solde dem Herzog Ludwig von Anjou zu, welcher, veranlaßt durch Papſt Johannes XXIII., den König Ladislaus von Neapel bekriegen wollte. Alle großen Vorbereitungen zu dieſem Feldzuge ſcheiterten aber an dem Mangel an Geld und Kriegsbedürfniſſen, und erſt im Jahr darauf gelang es dem Herzog von Anjou ein gleich großes Heer unter den Condottieren Sforza, Braccio (ſ. d.) und Orſini in Rom zuſammenzubringen, mit welchem er am 19. Mai 1411 den König Ladislaus bei Rocca-Secca ſchlug. Im Mai 1412 verließ Sforza mit ſeiner Condotta den Papſt Johannes XXIII., bei dem er nach Anjou's Abzug verblieben und trat zum Heer des früher beſiegten Königs Ladislaus über, angeblich weil er ſich nicht mit Paolo degli Orſini vertragen konnte. Johannes XXIII. ward dadurch gezwungen im Juni mit dem König von Neapel Frieden zu ſchließen. Ladislaus hielt aber dieſen Frieden nicht lange; unter dem Vorwand durch Sforza den Paolo Orſini in deſſen Schloß Rocca Contrata belagern zu laſſen, verſammelte er 1413 ein Heer an der Grenze des Kirchenſtaates und beſetzte dann, ohne großen Widerſtand zu finden, Ende Mai Rom. Nach der Eroberung dieſer Hauptſtadt ward Sforza an den Markgrafen Nicolo von Eſte abgeſandt, um ihn zum Bündniß mit Ladislaus zu bewegen; dieſer blieb aber ſeinem Bund mit Florenz und dem Papſte treu und ließ ſeinen ehemaligen Zögling unverrichteter Sache zurückkehren. 7 Burgen im Kirchenſtaate, worunter Marta, Civita di Penna und Piano Caſtagnara die bedeutendſten waren, welche Ladislaus dem S. ſchenkte, waren nebſt dem Titel eines Großconnetable und dem Beſitz von Cottignola, womit ihn Johannes XXIII. beliehen hatte, der Anfang der ſpäter ſo großen Reichthümer der Familie Sforza. Die größte Macht Jacopo Sforza's beſtand aber in ſeiner Condotta, die von ſeinen Verwandten und Landsleuten gebildet, in ſeiner Schule erzogen und ihm ergebener war als ähnliche andere Banden ihrem Führer. Deßhalb konnte auch nach Ladislaus Tode S. mit deſſen Thronerbin, der Königin Giovanna II., über eine Condotta unterhandeln, fand auch Anfangs Gnade vor ihren Augen, ward aber ſpäter auf Antrieb ihres Günſtlings und Liebhabers Pandolfo Alopo, der ſeinen Einfluß fürchtete, im Nov. 1414 verhaftet und 4 Monate im Caſtello nuovo gefangen gehalten. Der neapolitaniſche Adel zwang indeſſen die Königin, ſich zu vermählen, worauf ſie ihren Günſtling Alopo mit S. verſöhnte, um ihm an dieſem Helden eine Stütze gegen den neuen Gemahl zu verſchaffen. S. ward wieder zum Großconnetable ernannt, mit Alopo's Schweſter vermählt und ihm für ſeine Condotta ein Gehalt von 8000 Ducaten jährlich ausge-

ſetzt. Nachdem er auf dieſe Weiſe gewonnen, wurde er dem zukünftigen Gemahl der Königin, Jaques de la Marche, aus dem Hauſe Bourbon, entgegen geſendet, um ihn als Grafen zu begrüßen, da die Königin ihn nur unter dieſem Titel empfangen wollte. Jaques erwarb ſich aber ſehr ſchnell unter dem neapolitaniſchen Adel eine Partei, ließ S. verhaften, deſſen Schwager Alopo enthaupten und übernahm die Rechte eines Königs. Nur der Energie einer Schweſter Sforza's, welche vier neapolitaniſche Edelleute vom Hofe des Königs gefangen nehmen ließ, dankte er ſein Leben, welches Jaques ebenfalls bedrohte. Letzterer behielt jedoch ſeine Macht nicht lange; in Folge einer Verſchwörung erhielten Giovanna die Gewalt einer Königin und S. nächſt der Ernennung zum Grafen die Würde eines Großconnetable zurück, während Jaques die ihm früher von ſeiner Gemahlin angedeutete Stellung wieder einnehmen mußte. Ein neuer Günſtling der Königin Carrociolo ſuchte indeſſen alle wichtige Männer des Staates auf eine ehrenvolle Weiſe vom Hofe zu entfernen, um ſich allein den Einfluß zu ſichern. Deßhalb ſendete er 1417 S. nach Rom, unter dem Vorwande, daſſelbe während der Erledigung des päpſtlichen Stuhles für den künftigen Papſt in Beſitz zu nehmen. Braccio da Montone (ſ. d.), der die Stadt bereits beſetzt hatte, verließ ſie bei der Annäherung Sforza's, der am 27. Aug. daſelbſt einzog und die Unterfeldherren Braccio's in mehrern kleinen Gefechten beſiegte. Papſt Martin V. kehrte aber bald darauf ſelbſt aus Deutſchland nach Italien zurück und ſchloß ſich gegen Braccio, welcher den Gegenpapſt Johannes XXIII. zu vertheidigen vorgab, an Giovanna von Neapel an, beſtätigte daher auch die Verleihung von Benevento an S., welches nebſt Manfredonia dieſem die Königin gegeben hatte und ernannte ihn zum Gonfalionere der Kirche, mit dem Auftrag, den Braccio, gegen welchen S. perſönlich gereizt war, weil derſelbe ſeine Lehngüter an den Condottiere Tartaglia hatte geben wollen, die Ländereien der Kirche abzunehmen. Ein Treffen bei Viterbo, am 20. Juni 1419, war jedoch für S. nicht glücklich. Braccio ward aber nach mehren kleinen Gefechten, deren Ausgang nicht immer befriedigend für ihn war, veranlaßt, die ihm unter Vermittlung von Florenz gebotenen Friedensbedingungen anzunehmen. Sforza's und des Papſtes Martin veränderte Geſinnungen gegen die Königin Giovanna trugen hauptſächlich zu dieſem ſchnellen Friedensſchluſſe bei. S. wollte einer Fürſtin nicht länger dienen, deren Günſtling Carracioli, trotz des Haſſes des Volkes, einen unumſchränkten Einfluß auf ſie ausübte und dadurch allen Beſtrebungen des ruhmſüchtigen Feldherrn entgegen trat. Er ging deßhalb nach Florenz zu Martin V. und ſendete der Königin Giovanna den Stab eines Großconnetable zurück, um für Ludwig von Anjou, dem nunmehrigen Schützling des Papſtes, gegen ſie zu kämpfen. Schnell rückte er jetzt vor Neapel, um dieß für ſeinen neuen Gebieter zu erobern (1420). Während er es von der Seite von Capua belagerte, erſchien Ludwig von der Seeſeite und bemächtigte ſich Caſtellamare's. S. eroberte Averſa, welches das Hauptquartier der angioviniſchen Partei wurde. Giovanna hatte aber den König Alfonſo von Arragonien als Adoptivſohn angenommen, deſſen Flotte Neapel entſetzte und rief nun mit dieſem Braccio da Montone in ihre Dienſte, wodurch ſich die kaum verſöhnt geweſenen Gegner wieder gegenüberſtanden. Martin V., bald müde, Ludwig's Heer allein zu unterhalten, vermittelte jedoch noch im September einen Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Parteien, den S. benutzte (1422), um wieder in Giovanna's Dienſte zu treten, da er bei Ludwig ſeine Rechnung nicht finden mochte. Während nun Braccio, mit welchem ſich S. abermals verſöhnte, für die Königin und ihren Adoptivſohn

Alfonſo im Frühjahr 1423 in die Abruzzen rückte, um das widerſpenſtige Aquila zu züchtigen, bekriegte S. auf der Erſteren Veranlaſſung den Letzteren, ſchlug ſeine Partei am 23. Mai 1423 im Treffen bei Capuano, und erklärte, unter Widerrufung der Adoption Alfonſo's, den Herzog Ludwig von Anjou im Namen der Königin für ihren Erben und Nachfolger. Alfonſo verließ Neapel, wo er keine Unterſtützung mehr fand, aber die beiden Condottieren, Sforza und Braccio, blieben ſich feindlich gegenüber. S. erhielt den Auftrag, Aquila zu entſetzen, und fand auf dem Marſche dahin, beim Uebergang über den Fluß Peſcara am 4. Januar 1424, indem er einem Pagen das Leben retten wollte, ſeinen Tod. S. hinterließ den Ruf eines erfahrenen Feldherrn und einſichtsvollen Staatsmannes. Sein ſelbſterſchaffenes Heer, dem ſein Genie geboten hatte, und welches durch das von ſeinen Waffengefährten auf ſeine Tapferkeit geſetzte Vertrauen zuſammengehalten worden war, war nächſt verſchiedenen Lehen im Kirchenſtaate und in Neapel, deren Beſitz dieß Heer gewährleiſtete, die Erbſchaft ſeines Sohnes Franceſco (ſ. d.). — (Vergl. Leodrisii Cribelli vita Sfortiae. — Joh. Simoneta de gest. Fr. Sfort. — Sismondi, histoire des républiques italiennes. tôme 7 et 8. — Leo, Geſchichte der italieniſchen Staaten. 3 und 4 Band.)

E.

Sforza, Franceſco, Herzog von Mailand, ein natürlicher Sohn des Vorigen, geb. am 23. Juni 1401 zu St. Miniato im Toskaniſchen, ward 12 Jahre alt vom König Ladislaus von Neapel zum Grafen von Trimacino ernannt, lernte die Kriegskunſt in der Condotta ſeines Vaters, und hatte von früheſter Jugend an in den vielen Feldzügen deſſelben für und gegen die Krone Neapels hinlängliche Gelegenheit, ſich zum Krieger und Feldherrn zu bilden. Demnach ſtand er auch bei dem Heere ſeines Vaters, als dieſer ſtarb, bereits in ſolchem Anſehen, daß es ſich unweigerlich ſeiner Führung überließ, ein für damalige Zeit ſeltenes Beiſpiel, da die meiſten Truppencorps nur durch den Namen und das perſönliche Anſehen ihrer Führer zuſammengehalten wurden. Dieſes Heer war für S. eine noch größere Erbſchaft, als die Lehngüter ſeines Vaters, indem es ihm erſt den Beſitz derſelben ſicherte, welcher bei dem Wankelmuth der Königin Giovanna leicht gefährdet werden konnte. Inzwiſchen machte ſich S. dieſer Fürſten bald unentbehrlich. Er beſetzte Neapel, welches die arragoniſche Partei verlaſſen mußte und zog dann unter Caldora gegen Braccio da Montone, den großen Nebenbuhler ſeines Vaters, der in der Schlacht bei Aquila (2. Juni) beſiegt wurde und kurz darauf ſtarb. Nachdem die Ruhe in Neapel für den Augenblick geſichert, trat S. mit 2000 Pferden in die Dienſte des Herzogs von Mailand, Filippo Maria Viſconti, welcher damals die berühmteſten Condottieren Italiens gegen Venedig in Sold nahm. Doch Franceſco Carmagnola (ſ. d.) führte die Truppen der Republiken Venedig und Florenz, und die mailändiſchen Condottieren, unter ſich wegen des Oberbefehls uneinig und nicht nach einem Plane handelnd, unterlagen, bei Maccalo am 11. Octbr. (ſ. d.). S., welcher ſich im Kriegsrath gegen die Annahme dieſer Schlacht ausgeſprochen, war ſo glücklich der Gefangenſchaft der Venetianer zu entgehen. — Nachdem der Friede zwiſchen Venedig und Mailand geſchloſſen, ſendete Filippo Maria die Condotta des S. ins Genueſiſche, wo die Brüder Campofregoſo ſich gegen ſeine Oberherrſchaft empört hatten. S. ward aber von Abraam da Campofregoſo in den Gebirgen Liguriens, wo ſeine ſchwerbewaffneten Reiter nicht kämpfen konnten, geſchlagen und zog ſich dadurch die Ungnade des Herzogs zu, der ihn des Einverſtändniſſes mit den Feinden beſchuldigte und ihn nach Mortara in

er ſeine neapolitaniſchen Beſitzungen beſucht, in der Mark Ancona quartiere bezog. Aber auch mit dem falſchen Herzog von Mailand Freundſchaft nicht von langer Dauer. S. erbittert, daß die ihm eitern Mal verſprochene Vermählung mit Visconti's Tochter abermals ichtigen Gründen verzögert wurde, nahm einen ihm von den Vene- angebotenen Vertrag an und trat am 18. Febr. 1439 mit ſeinem in die Dienſte der Republik Venedig. Mit 14,000 Reitern (darun- 00 von ſeiner eigenen Condotta) und 8000 M. zu Fuß ging er im hre über den Po, dem Feldherrn der Mailänder Piccinino entgegen. hielt ſich aber bis zum Herbſt hinter Flüſſen und Kanälen in un- baren Stellungen, bis S. in ſeinem Rücken erſchien, ihn bei Tenna Nov. ſchlug, das belagerte Breſcia aufs Neue verproviantirte und na, das Piccinino am 16. Nov. überfallen hatte, ihm bereits am 20. er abnahm. Zum Lohn für dieſen glücklichen Zug ward er mit der tianiſchen Nobilität beſchenkt. Nur anderweitem glücklichen Zuſammen- en verdankte er es aber, daß, während er in der Lombardei ſiegreich , nicht die Mark eine Beute ſeiner Feinde ward; er blieb, trotz der fahr ſeiner eigenen Beſitzungen, ſeinen Verpflichtungen treu, und ſo gelang ihm im Juni 1440 endlich, Breſcia zu entſetzen, das Schloß von Orci nehmen und die Mailänder bei Soncino (14. Juni) zu ſchlagen. Die interquartiere von 1440 zu 41 wären für S. faſt verderblich geworden; nn während er in Venedig die Ehren eines Siegers genoß, überfiel Pic- nino ſeine Truppen am 13. Febr. in Chiari und dieſe waren auf dem unct, ſich aufzulöſen, da ſich das Gerücht verbreitete, der Senat gedenke hm Carmagnola's (ſ. d.) Schickſal zu. Seine plötzliche Ankunft beim Heere hielt dieß jedoch zuſammen und Piccinino von weitern Angriffen ab. Der Feldzug von 1441 ward erſt ſpät begonnen; nach einem unentſchieden- nen Treffen bei Cignano (25. Juli) unternahm S. die Belagerung des Schloſſes Martinengo, ward jedoch hier ſelbſt zum Belagerten, indem Pic- cinino ſich ſo aufgeſtellt hatte, daß ihm jede Bewegung unmöglich wurde. Sehr willkommen war ihm daher das Anerbieten des Herzogs von Mailand, der ſeinem Feldherrn Piccinino nicht mehr traute, Friede zu ſchließen. Im Einverſtändniß mit der Republik Venedig vermittelte denſelben S. zwiſchen ihr, dem Papſt, dem Herzog von Mailand, der Republik Florenz u. dem Markgrafen von Mantua am 20. Nov. zu Capriana, nachdem er noch vorher ſeine Vermählung mit Bianca Visconti vollzogen hatte und in den Beſitz von Cremona und Pontremoli geſetzt worden war. Bis auf den Markgrafen von Mantua er- hielten in dieſem Friedensſchluſſe alle Staaten ihre früheren Grenzen wieder. — Während im Norden Italiens S. für Venedig gekämpft, hatte Ende 1440 in Neapel König Alfons ſich eines Theils von deſſen Beſitzungen be- mächtiget, vorgebend, dieſer gehöre zur Partei des Königs René. S. wollte nun auch letzterem zu Hilfe eilen, ward aber durch die Treuloſigkeit ſeines eigenen Schwiegervaters und des Papſtes Eugen IV. in der Mark zurück- gehalten, da Piccinino, welcher zum Gonfalonierе der Kirche ernannt worden war, dieſe früheren Beſitzungen des Kirchenſtaates wieder erobern wollte. Während S. mit abwechſelndem Glück in der Mark kämpfte, ging mit ſeinen ſämmtlichen neapolitaniſchen Beſitzungen auch die Sache René's ver- loren. Faſt hätte er auch in der Mark unterlegen, da der König von Neapel, der Papſt und der Herzog von Mailand ſich gegen ihn verbündeten. Der Letzte, obſchon er Sforza's Uebermacht fürchtete, wollte ſeinen Schwie- gerſohn aber nicht ganz ſchwächen und trat deßhalb zu deſſen Schutz mit Venedig, Florenz und Bologna zuſammen. S. hatte es daher faſt nun *noch mit dem Papſt allein zu thun*, deſſen Gonfalonierе Piccinino er am

8. Nov. 1443 bei Monte Lauro schlug, worauf, nachdem er auch noch Piccinino's Söhne am 19. Aug. 1444 bei Mont-Olmo geschlagen hatte, Eugen den Frieden suchen mußte, welcher am 10. Octbr. S. im Besitz der Mark Ancona, mit Ausnahme weniger Orte, bestätigte. Filippo Maria war jedoch mit dem Ausgang dieses Krieges, der das Ansehen seines Schwiegersohnes abermals vergrößert hatte, nicht zufrieden. Er suchte deßhalb einen von dessen besten Condottieren, Ciarpellone, zu verführen und für seine Dienste zu gewinnen; S. entdeckte indessen diese Verhandlungen und ließ den Ciarpellone am 29. Nov. zu Fermo hängen. Dieß ungerechte und zum wenigsten übereilte Verfahren, brachte den Herzog noch mehr gegen S. auf, so daß er sich nun sofort zu einem Krieg gegen denselben rüstete. Der Papst, der König von Neapel und Sforza's eigener Schwiegersohn, Sigismondo Malatesta, nahm den Kauf von Pesaro, wodurch S. einen Ort der Malatesti für seine Familie gewonnen, als Vorwand, um sich Filippo anzuschließen. Venedig und Florenz waffneten sich indessen zu seinem Beistand, der aber auch nöthig ward, da der Papst 1446 im April ihn in den Bann that, viele Orte der Mark von ihm abfielen und sein eigener Bruder Alexander S. in die Dienste des Papstes trat. In seinen mailändischen Besitzungen, welche des Herzogs Truppen besetzt hatten, siegten die Venetianer unter Anführung seines Vetters Cottignola, schienen aber dieselben mehr für sich als für S. behaupten zu wollen. Dieß und die Bitten seines durch Venedig fast bis aufs Aeußerste gedemüthigten Schwiegervaters, dessen Besitzungen er als sein Erbe ansah und deßhalb nicht zerstückelt wissen wollte, bewogen im März 1447 S. die Partei der Venetianer zu verlassen und sich für Visconti zu erklären. Ein verunglückter Ueberfall der Venetianer auf Sforza's Stadt Cremona gab den Ausschlag. Während aber S. im Sommer 1447 seinem Schwiegervater, der ihn bis dahin mit Unterhandlungen hingehalten, zu Hilfe zog und der Papst, um von dieser Seite Frieden zu haben, Jesi, den letzten Ort, den er noch in der Mark besaß, abtrat, starb Filippo Maria am 13. Aug. 1447. Jetzt galt es für S., seine Plane auf den Thron von Mailand, wo die verschiedensten Parteien auftraten, durchzuführen. Erst trat er, gegen das Versprechen, ihm die zu erobernden Städte Brescia und Verona zu überlassen, in die Dienste der sich in Mailand nach des Herzogs Tode gebildeten Republik und führte sein Heer gegen die Venetianer, die ebenfalls Ansprüche auf Mailand machten. Er vertrieb sie aus dem Mailändischen und erstürmte am 16. Nov. Piacenza, ward aber bald seinen neuen republikanischen Gebietern verdächtig, da die von Mailand losgerissene Stadt Pavia ihn als Herrn anerkannte. Sie unterhandelten deßhalb hinter seinem Rücken im Winter 1448 wegen des Friedens mit Venedig, was inzwischen S. geschickt zu hintertreiben wußte. Mit der Belagerung von Lodi begann im Frühjahr der Krieg von neuem. Die Schlacht von Casal-Maggiore (16. und 17. Juli) kostete den Venetianern ihre Flotte auf dem Po und der Sieg bei Caravaggio, 15. Septbr. (s. d.) fast ihr ganzes Heer. S. gewann aber trotz dieser Siege in Mailand noch immer keinen festen Anhaltepunct, weßhalb er den Anerbietungen Venedigs Gehör gab und sich am 18. Octbr. mit dieser Republik verband. Dieses Bündniß erregte in Mailand allgemeinen Unwillen und veranlaßte bedeutende Rüstungen; aber Sforza's überlegener Kriegskunst und der Macht seiner Verbündeten waren die Vertheidigungsmittel der jungen Republik nicht gewachsen. Noch anderthalb Jahre dauerte der Kampf um den Thron Mailands, welches bald mit dem Herzog von Savoyen, bald mit Venedig im Bunde war, bald ganz allein dem siegreichen

S. entgegenstand. Dieser nahm im Laufe des Jahres 1449 die meisten mailändischen Städte, und endlich am 26. Febr. 1450 öffneten sich ihm die Thore Mailands selbst. Alle ihm vorgelegten Bedingungen mit Entschiedenheit verwerfend, erklärte er, Mailand als Nachfolger Visconti's mit unumschränkter Gewalt regieren zu wollen und ließ sich am 25. März als Herzog krönen. Der Krieg mit Venedig ward nun von ihm im Bunde mit Florenz und dem Markgrafen von Mantua (s. Ludovico Gonzaga) fortgesetzt, während sich Neapel, der Herzog von Savoyen, der Markgraf von Montferrat und mehrere andere kleinere italienische Fürsten, die das Glück des kriegerischen Emporkömmlings beneideten, mit Venedig in eine Liga gegen S. verbanden. Die übrigen italienischen Staaten erkannten den neuen Herzog an, während der deutsche Kaiser Friedrich III. und der König von Frankreich sich weigerten, ihrem Beispiel zu folgen. Venedig erklärte am 2. Mai 1452 dem neuen Herzog zuerst den Krieg, während zu derselben Zeit der König von Neapel der Republik Florenz eine gleiche Erklärung machte. Das erste Jahr dieses Krieges verging mit kleinen Gefechten, in denen bald S., bald die Condottieren der Venetianer siegten; als aber 1453 König Ludwig von Frankreich, mit Aufgebung seiner vermeintlichen Rechte auf Mailand, den Herzog René von Anjou mit einem bedeutenden Reitercorps nach Oberitalien sendete, nahm der Krieg eine für S. sehr günstige Wendung. Der Markgraf von Montferrat und der Herzog von Savoyen wurden zur Neutralität gezwungen, Ponte Vico von den Franzosen und Mailändern erstürmt und das ganze Flachland der Lombardei von S. erobert. Da suchten endlich die Venetianer, die auch anderwärts bedeutende Verluste erlitten hatten, den Frieden nach und schlossen ihn am 5. April 1454 zu Lodi ab, Sforza als Herzog anerkennend und von ihren früheren Eroberungen nur das Land zwischen der Adda und dem Oglio einbüßend. Erst am 26. Januar 1455 trat Neapel diesem Frieden bei. S. befestigte sich durch weise Regierungsmaßregeln auf dem Throne, vergrößerte sein Herzogthum durch den Besitz von Genua 1464, verband seine Familie mit den meisten italienischen Höfen durch Vermählungen und trat mit dem König Ludwig IX. von Frankreich in ein Bündniß, um dessen aufrührerische Vasallen unterjochen zu helfen. — S. starb am 8. März 1466 zu Mailand an der Wassersucht und hinterließ sein Herzogthum, das seine Nachkommen bis 1535 besaßen, seinem ältesten Sohne Galeazzo Maria. S. war ein edler, geistvoller Mann, ein Meister in jeder ritterlichen und Kriegsübung, der bei der größten Kälte, wie in der Sonnenhitze, seinem Heere mit unbedecktem Haupte voranschritt, jede Entbehrung leicht trug und seine Leidenschaften und Gemüthsbewegungen beherrschte. Bei aller Großartigkeit seiner Plane wußte er sich auf das verständigerweise Erreichbare zu beschränken, und man kann die wenigen Flecken, die sein Leben darbietet, mehr seinem Zeitalter, das die Heiligkeit des öffentlichen Rechts nicht kannte und in welchem die Moral der Politik fremd war, anrechnen, als sie ihm selbst zur Last legen. — (Vergl. Joh. Simoneta de gest. Fr. Sfortiae. Mediol. 1479. fol. — Sismondi, histoire des républiques italiennes. tôme 8 — 10. — Leo, Geschichte der italienischen Staaten. 3. und 4. Band.)

E.

Shrewsbury, am Flusse Severn, Hauptort der englischen Grafschaft Salop, soll das alte Uriconium sein, ist groß, wohl gebaut und wegen der am 21. Juli 1403 hier gelieferten Schlacht merkwürdig.

Die Schotten hatten im Jahre 1400 ihre alten Feindseligkeiten gegen England wieder erneuert, waren aber endlich von ihren Nachbarn, obwohl

dieſen zugleich von der anderen Seite die Walliſer, unter Anführung von Owen Glendour, lebhaft zuſetzten, in die Flucht getrieben worden. Der Graf von Northumberland hatte in dieſem Kriege für England das Meiſte gethan, unter andern auch den gefürchteten ſchottiſchen Grafen Douglas zum Gefangenen gemacht. König Heinrich IV. von England befahl ihm, ſeinen Gefangenen, von dem jener ein gutes Löſegeld erwartete, nicht frei zu geben. Durch dieſen Befehl fand ſich der Graf auf das Höchſte beleidigt, und mit dem Unwillen ſtieg zugleich die Erinnerung in ihm auf, wie viel er zur Erhebung Heinrichs auf den Thron beigetragen habe. Er hielt den Monarchen für undankbar, und ohne auf die hohen Ehrenſtellen zu achten, die ihm dieſer bereits ertheilt hatte, verband er ſich mit den Schotten und Walliſern. Mit Hilfe einer beträchtlichen Truppenmacht, die ſie zu den ſeinigen ſtoßen zu laſſen verſprachen, gedachte er Edmund Mortimer, Grafen von la Marche aus dem Hauſe York, eigentlichen rechtmäßigen Erben der Krone, auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Eine Krankheit, die ihn bald darauf befiel, hinderte ihn zwar, die Armee in Perſon anzuführen, dafür übernahm aber ſein Sohn Heinrich Percy, genannt Heißſporn, das Commando und zog gegen Shrewsbury, wo ſich, der Verabredung gemäß, die Walliſer mit ihm vereinigen ſollten. Als der König von dieſem unerwarteten Unternehmen Nachricht erhalten hatte, rückte er mit einem kleinen Heere, welches er zum Glück eben gegen die Schotten gerüſtet hatte, ſeinen Feinden entgegen. Am 21. Juli 1403 trafen ſich die Armeen bei Shrewsbury. Der König war anfänglich ſo im Nachtheile, daß wenig zu ſeiner gänzlichen Niederlage fehlte; ein Pferd wurde unter ihm getödtet, und der Prinz von Wallis erhielt eine Wunde im Geſicht. Doch mit großer Geſchicklichkeit wußte der König noch zur rechten Zeit ſeine Reſerven zu verwenden, mit deren Hilfe er das verlorene Terrain wieder gewann und ſeinen Truppen neuen Muth einflößte. Von dieſem Augenblicke an änderte ſich der Gang des Gefechtes ganz zum Nachtheile der Rebellen. Ein neuer Angriff des Königs brachte Unordnung in die Reihen ſeiner Gegner, die noch dadurch vermehrt ward, als eine unbekannte Hand den jungen Heinrich Percy tödtete. Der König erfocht einen vollkommenen Sieg, ſeine Truppen hatten 1600, die Aufrührer 6000 Todte. — Der alte Graf von Northumberland war von ſeiner Krankheit geneſen und wollte mit einer Abtheilung friſcher Truppen zu ſeinem Sohne ſtoßen, als er aber deſſen Tod und den unglücklichen Ausgang der Schlacht hörte, entließ er ſein Heer, flüchtete ſich, glaubte aber nicht verborgen bleiben zu können und überlieferte ſich ſelbſt dem Könige Heinrich, von dem er Begnadigung erhielt. Der Aufruhr hatte hiermit ein Ende. (Vergl. Allgemeine Geſchichte der berühmteſten Reiche und Freiſtaaten. 1 Abth. England, 2r Bd. Leipzig, 1797. bei Wolf.)

F. W.

Sichelwagen, ſiehe Streitwagen.

Sicherheitsmaßregeln gegen Zerſtörung von Kriegsbrücken werden in doppelter Beziehung nothwendig, theils um ſie gegen zufällig auf dem Fluſſe herabtreibende Körper — Flöße, Schiffe, Schiffmühlen und dergl. — zu verwahren, theils aber auch um ſie gegen die verſchiedenartigen Zerſtörungsmittel (ſ. Art. Sprengen der Brücken) zu ſchützen, die ein thätiger Feind, der ſich im Beſitz des Ufers oberhalb der Brücke befindet, nicht unterlaſſen wird von dem Strome gegen die Brücke treiben zu laſſen.

Die zu dieſem Behuf zu veranſtaltenden Sicherheitsmaßregeln beſtehen theils in einer Bewachung des Stromes, theils in einer Verſperrung und Barrikadirung deſſelben. Die bloße Strombewachung iſt das einfachſte Si-

cherheitsmittel. Zu diesem Behuf wird, auf 300 — 500 Schritt oberhalb der Brücke, je nach der Beschaffenheit und Breite des Flusses, an demjenigen Ufer, welches dem Stromstriche am nächsten liegt, ein Kahn stationirt, der mit erfahrenen und entschlossenen Pontonnieren bemannt, und mit den nöthigen Tauen, Ankern, eisernen Haken, Aexten, Klammern und Nägeln ausgerüstet ist. Bemerkt ein einige hundert Schritt vor dem Kahne aufgestellter Posten, daß irgend ein Körper herabtreibt, so fährt ihm das Fahrzeug entgegen und sucht mittelst der vorgenannten Hilfsmittel den Gegenstand an das Ufer zu leiten und dort für die Brücke unschädlich zu machen. Ist die Zahl der herabtreibenden Körper so groß, daß sie nicht alle aufgefangen werden können, so muß die Brückenwacht durch ein verabredetes Zeichen hiervon in Kenntniß gesetzt werden, damit sie sich in Bereitschaft setzt, dieselben entweder mit Bootshaken durch die Brücke zu leiten oder sich ihrer auf andere Weise zu bemächtigen. Da solche Körper meist auf der Strombahn ihren Weg nehmen und auf dieser, wegen der größern Geschwindigkeit des Wassers, am gefährlichsten werden können, so kann in solchen Fällen auch, wenn so viel Zeit noch übrig ist, mit Vortheil der Durchlaß (s. Durchlaß und Schlagen der Brücken) geöffnet werden, um durch diese Oeffnung den Gegenstand oder den Körper, ohne Nachtheil der Brücke, hindurchschwimmen zu lassen.

Beim Auffangen von Feuerschiffen und Sprengmaschinen ist die größte Vorsicht nöthig. Es kommt hierbei vorzüglich darauf an, sie durch Axthiebe rasch in den Grund zu bohren. Werden aufrecht stehende Stangen oder Masten bemerkt, welche bei Sprengmaschinen gewöhnlich zur Vermittelung der Explosion dienen, so hat man sich vor deren Berührung ganz besonders zu hüten. Genügt ein einzelner Kahn nicht den Fluß in seiner ganzen Breite, namentlich bei einbrechender Dämmerung, gehörig zu beobachten, so werden mehr dergleichen Kähne, in größeren oder geringeren Abständen unter einander, quer über den Fluß aufgestellt und verankert *).

Bei weitem mehr Sicherheit, als die eben jetzt beschriebene Bewachung, gewähren gehörig bewachte Stromsperrungen oder die sogenannten Wasserbarrikaden oder Estakaden (estaccades). Ihrer Ausführung nach unterscheidet man zweierlei Arten, nämlich schwimmende und feste Estakaden. — Die aller einfachste schwimmende Estakade oder Barrikade wird durch ein quer über den Fluß angespanntes und auf leeren Fässern oder auf sonstigen verankerten schwimmenden Unterlagen ruhendes Tau erhalten. Wo ein einzelnes Tau keine genügende Sicherheit verspricht, werden deren 2 — 3 neben einander gezogen und wo ein Durchschneiden derselben zu befürchten ist, treten Ketten an deren Stelle. — So hatten sich die Franzosen, neben anderen Sicherheitsmaßregeln, zur Verwahrung ihrer beiden großen Donau-Schiffbrücken 1809, auch der starken eisernen Kette bedient, welche die Türken bei der letzten Belagerung Wiens zu gleichem Zwecke gebraucht und dort zurückließen. —

*) Auf diese Art erhielten 1795 die Franzosen ihre Brücke bei Neuwied gegen die von den Oestreichern abgeschickten großen Kähne, Bäume mit Wurzeln und dergleichen. 1813 blieben die wiederholten Versuche zu Zerstörung der für Vandamme geschlagenen zwei Brücken unter der Festung Königstein, durch die Aufmerksamkeit der sächsischen Pontonniere, ohne Erfolg. Ein Unterofficier sprang in einen der mit Pulver, Granaten und Bomben ausgerüsteten Kähne und warf eine Bombe mit brennendem Zünder in das Wasser, ehe sie Zeit hatte, die übrigen Kunstfeuer anzustecken.

Diese Art Barrikaden gewähren aber allerdings nur eine untergeordnete Sicherheit, da sie keine besondere Festigkeit besitzen, es nicht unmöglich ist mit Kähnen und dergleichen darüber hinwegzufahren, und sie tiefgehenden schwimmenden Körpern den Durchgang keineswegs absolut verwehren. Bei weitem besser, als sie, erfüllen ihren Zweck die unter dem Namen der Schwimmbäume vorkommenden Barrikaden, die im Allgemeinen aus einer Verbindung von Baumstämmen oder Balken bestehen, und auf dem Wasser schwimmend, quer über den Fluß gehen. Ihre Detailanordnung ist verschiedenartig; so werden sie mittelst eiserner Beschläge und Ketten an in den Fluß eingerammte Pfähle oder auch durch Verankerung befestiget. Wenn die Communication auf dem Flusse nicht gänzlich gesperrt werden soll, man sich vielmehr diese Freiheit bewahren will, dieselbe mit Leichtigkeit jeden Augenblick wieder herstellen zu können, so muß sich ein Theil des Schwimmbaumes bequem öffnen und schließen lassen, welches dadurch leicht erreicht wird, wenn der mitten in dem Stromstrich liegende Mast mit seinen beiden Enden durch Ketten an zwei eingerammte Pfähle angehangen ist. — Auf diese Weise hatten z. B. die Franzosen 1813 die Elbe bei Dresden, oberhalb der einen der von ihnen zwischen die Alt- und Neustadt geschlagenen Schiffbrücken, barrikadirt. — Die festen Barrikaden bestehen aus einer Doppelreihe starker fest in den Flußgrund eingerammter Pfähle. Unter sich erhalten die Pfähle, welche oben durch einen Holm verbunden werden, 18—20 F., und die Pfahlreihen 6—8 Fuß Abstand. Um schnell an jeden Punct der Barrikade gelangen und die vielleicht angeschwommenen Dinge fortschaffen zu können, versieht man den Zwischenraum zwischen den Pfahlreihen mit einer leichten Ueberbrückung. Man kann auch, bei hinlänglicher Zeit und gnügendem Holzvorrath an dem Holm der stromaufwärts liegenden Pfahlreihe eine Art Rechen von 6 Zoll starkem Stammholz anbringen, damit alle heranschwimmende Gegenstände von diesem aufgefangen werden. — 1809 hatten die Franzosen die beiden über die breiten Donauarme nach der Insel Lobau führenden Pfahl- und Schiffbrücken durch ein solches Pfahlwerk gedeckt, nachdem vorher die Schiffbrücken einige Male durch auf der Donau herabgesendete Fahrzeuge zerrissen worden waren. — Alle Barrikadirungen, welche dazu bestimmt sind, die den Strom herabschwimmenden Körper aller Art aufzufangen, mithin ihrem Stoße zu widerstehen, werden nicht rechtwinkelig, sondern in einer schrägen Richtung über den Strom geführt. Es entsteht hierdurch der doppelte Vortheil, daß nicht allein der Stoß der herangetriebenen Körper vermindert wird, sondern daß dieselben nach einem Ufer geleitet werden können, woselbst man sich ihrer dann leichter bemächtigen kann. Außer diesen jetzt beschriebenen Arten von Barrikadirungen, kann man aber auch noch die Sperrung eines Flusses durch Versenkung verschiedener Körper, wozu vorzugsweise Schiffe, große Bäume und abgesprengte Felsstücke gehören, zu Stande bringen, wobei dann aber hauptsächlich die gänzliche Sperrung der Schifffahrt berücksichtiget wird. Diese Art Barrikaden besitzen oft den Nachtheil, daß sie durch ein Wachsen des Wassers mehr oder weniger ihre Wirksamkeit verlieren können. Es ist deßhalb bei ihrer Anlage darauf zu sehen, daß sich die versenkten Gegenstände entweder theilweise über die Oberfläche des Wassers erheben, oder sich doch nicht tiefer als ½—1 Fuß darunter befinden, damit Schiffe und andere Körper nicht so leicht darüber hinwegschwimmen können. Die zu versenkenden Schiffe werden mit Steinen, Sand und dergleichen beladen, so daß sie nicht mehr als höchstens 6 Zoll Bord behalten, alsdann an den Ort ihrer Bestimmung gefahren und daselbst mit Hilfe eingehauener Löcher

versenkt. Sollen Bäume als Barrikade benutzt werden, so wählt man hierzu recht krumm gewachsene, knotige Eichen oder ähnliche Baumarten, die vermöge ihrer bedeutenden Schwere schon von selbst einsinken. Am schnellsten und vortheilhaftesten ist eine solche Barrikadirung bei kleineren Flüssen anwendbar, wenn sich die Bäume vielleicht am Ufer des Flusses befinden.

Alle Barrikaden, sollen sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, müssen aber auch noch aufs Sorgfältigste bewacht und die herangetriebenen Körper sogleich fortgeschafft werden. Man wird deßhalb auch noch die schon oben beschriebenen Sicherheitsposten vor den Barrikaden auf dem Flusse aussetzen müssen, und General Hoyer hält es bei großen Flüssen für nützlich, zu diesem Behuf noch ein Paar Kanonen aufzustellen, um jedes Flußfahrzeug in den Grund zu bohren, welches auf dem Strome herabkommt *). Bei Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregeln läuft man Gefahr, daß die Barrikaden zerstört werden und daß dadurch der Schutz verloren geht, den sie der Brücke gewähren sollen. P.

Sickingen, Franz von, geb. am 1. März 1481, nach Behauptung einer handschriftlichen Chronik, auf dem Schlosse Ebernburg, anderen zuverlässigen Nachrichten zu Folge aber zu Sickingen, der Stammburg seines Hauses am Rhein, ward wegen seiner kleinen Körpergestalt nur Fränzchen genannt, und empfing nach damaligem ritterlichem Brauche frühzeitig Unterricht in allen Waffen- und Leibesübungen, worin der übrigens kräftige Knabe eine vorzügliche Gewandtheit, Kraft und Ausdauer zeigte. Aber auch die Bildung des Geistes wurde nicht vernachlässigt, und die spätern Jahre lassen erkennen, daß Franz auch hierin, nach den Ansprüchen der damaligen Zeit, Tüchtiges erlernt hatte. 1495 zum Knappen aufgenommen, übernahmen nun Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin, die Hausfreunde seines Vaters, die fernere und höhere Ausbildung des Jünglings. Sieben Jahre später erhielt Franz den Ritterschlag und schon damals sprach sich in seinem Charakter jene praktische Richtung aus, durch die er in der Folge einen so richtigen Blick in die Verhältnisse der Zeit und der Menschen, und einen so gewichtigen Einfluß in das politische Leben gewonnen hat. Besonders strebte Franz nach Kenntnissen in der Kriegskunst. Proben seines sorgfältigen Studiums hierin legte er später, sowohl in seinen eignen Fehden, als in denen ab, welche er für das Interesse des Kaisers und Reichs focht. Nach seines Vaters Tode trat Franz selbstständig als Vertheidiger seines Hauses auf, und vermählte sich mit Hedwig, der einzigen Tochter des Hans von Flersheim. Das leutselige, liebenswürdige, häusliche Wesen der Gattin entwaffnete oft die aufbrausende Hitze des Ritters, und trug nicht wenig dazu bei, seinem biedern Herzen jene theilnehmende Güte, seinen Sitten jene Anmuth einzuprägen, die alle Herzen ihm gewann. Drei Söhne und drei Töchter gingen aus dieser glücklichen Ehe hervor, die aber leider schon im Jahr 1515 durch Hedwig's Tod getrennt wurde. — Franzens äußeres thatkräftiges Leben, im Contraste zu seinem häuslichen, bezeichnet eine Reihe von Fehden, Kämpfen und politischen

*) So ward 1792 die von den Franzosen über den 3960 Fuß breiten Bars erbaute Pfahlbrücke zerstört, weil diese Sicherheitsmaßregeln vernachlässiget worden waren; Danzig dagegen ging 1807 verloren, weil die mit Pulver und anderen unentbehrlichen Bedürfnissen beladene englische Fregatte strandete, nachdem ihr von den am Weichselufer aufgestellten sächsischen Kanonen das Steuerruder weggeschossen worden war, wodurch die ganze Ladung in die Hände der Belagerer fiel.

Hutten, Philipp von Flersheim, Dietrich von Dalberg ꝛc. Die Freundschaft dieser Männer ist eine Bürgschaft für den hohen, moralischen Werth dieses seltenen Menschen. Mit Götzen war Franz verschwägert, und dieser war bei allen Gefahren und Kämpfen sein treuester, uneigennütziger Genosse. — Wenn wir Sickingen bis jetzt nur als ritterlichem Kämpfer gefolgt sind, so ist es nicht minder nothwendig den politischen Einfluß ins Auge zu fassen, welchen er in Deutschland ausübte. Nächst der Biederkeit und Treue des Charakters besaß er viel Gewandtheit und Schlauheit, und der helle praktische Blick, der ihm alle Verhältnisse in ihrem wahren Lichte zeigte, verbunden mit einem unbeugsamen Willen, befähigte ihn zu jener bedeutenden diplomatischen Stellung, die er einnahm. Kaiser Maximilian war am 12. Januar 1519 gestorben. — Die Könige Franz von Frankreich und Karl von Habsburg-Spanien warben nebst Andern um die deutsche Kaiserkrone. Sickingen, durch das Mißtrauen des Königs von Frankreich gekränkt, hatte, wie schon berichtet, den Vertrag mit demselben aufgehoben und war überhaupt dem französischen Interesse abhold. Robert von der Mark und der Bischof von Lüttich, welche gleichfalls mit dem französischen Hofe in Mißhelligkeiten gerathen waren, warben nun förmlich um die Kaiserkrone für den König von Spanien. S. hörte ihre Anträge an und trat in die Dienste Karl's. Es galt nun die deutschen Kurfürsten zu vermögen, sich für den König von Spanien zu entscheiden, und es gelang den schlauen Combinationen und der hinreißenden Beredsamkeit dieser drei thatkräftigen Männer, daß auf Maximilian's erledigten Thron der hoffnungsvolle Sprößling seines Geschlechts, Karl von Spanien, als Kaiser Karl V. von Deutschland gesetzt wurde. S.'s Ansehen war durch diesen in den Wahlgeschäften behaupteten Einfluß wo möglich noch gestiegen, und der neue Kaiser mußte für das große Verdienst erkenntlich sein. Ein huldvolles Schreiben berief Franzen nach der Krönungsstadt Aachen. Er und seine Nachkommen sollten in den Reichsgrafenstand erhoben werden, was jedoch Franz, stolz auf sein altes Geschlecht, ablehnte und nur aus Achtung gegen den Kaiser die Ernennung zum obersten Hauptmann, Rath und Kämmerer annahm. Wenn eine so nahe Verbindung mit dem Kaiser und die damit verbundenen Auszeichnungen und Würden seinem Ehrgeiz äußerst schmeicheln mußte, so wurde dieß Selbstgefühl seines Werthes noch mehr gesteigert, als eines der bedeutendsten Reichsmitglieder, der Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, sich eifrig um Franzens Beistand in dem Unabhängigkeitskampfe mit der Krone Polen, bemühte. Da er selbst wegen der in Deutschland begonnenen Reformationshändel dieses nicht verlassen konnte, so sendete er seinen Sohn mit einem Heere als Beistand.

Im Jahre 1521 finden wir S. nebst dem Grafen Heinrich von Nassau als kaiserlichen Feldherrn im Kriege gegen Frankreich. Die erste Waffenthat war die Einnahme von Mouzon; das kaiserliche Heer rückte bis an die Grenzen der Champagne und begann hierauf die Belagerung von Mezieres, welches Bayard vertheidigte. So fanden sich hier die beiden Männer gegenüber, welche Deutschland und Frankreich als die letzten würdigen Repräsentanten des untergehenden Ritterthums anerkannte. Die heldenmüthige Vertheidigung Bayard's, Mangel an Lebensmitteln und ein herannahendes Entsatzcorps nöthigten Sickingen, welcher hier 15,000 M. befehligte, und Nassau den Rückzug anzutreten. Alle Berichte stimmen überein, daß dieser ein Meisterstück der Kriegskunst gewesen. — Nach die-

sem unglücklichen Ereigniſſe bemerkte Franz die Abnahme der kaiſerlichen Gunſt; er dankte deshalb ſein Kriegsvolk ab, und kehrte voll Unmuth nach der Ebernburg heim, um ſein gänzlich darniederliegendes Hausweſen zu ordnen, und ſeine zerrüttete Geſundheit, er lit am Podagra, zu pflegen. — Die Reformation hatte während der Zeit in Deutſchland große Fortſchritte gemacht. Die innern Zerwürfniſſe zwiſchen Adel, Städten und dem Volke nahmen immer mehr überhand, und es bildeten ſich Parteien, doch fehlte es einer jeden an einem energiſchen Oberhaupte. Die Maßregeln des Kaiſers waren zu matt, und ob er gleich ſelbſt, dem Papſte und der Kleriſei nicht gewogen war, ſo hatte er dennoch ſeine Erziehung von der Geiſtlichkeit erhalten. Da fiel das Auge der Volkspartei und desjenigen Theils des Adels, welcher ſich der neuen Lehre zugewandt hatte, auf Sickingen. Mit Freuden ergriff dieſer, ſelbſt aus wahrer Ueberzeugung der Reformation anhängend, dieſe Gelegenheit, um das Gedeihen derſelben mit Muth und Entſchloſſenheit zu befördern. Den verfolgten Martin Luther, den liebenswürdigen Philipp Melanchthon, den auf dem Reichstage zu Worms angeblich wegen Ketzerei geächteten Ullrich von Hutten nahm er in ſeinen Burgen in Schutz. Was Wunder alſo, wenn Franz den Haß der Geiſtlichen und den größten Theils des Adels auf ſich zog? Man verfehlte nicht, ihn bei dem Kaiſer anzuſchwärzen, und ihn unter dem Volke in den Geruch der Ketzerei zu bringen. Doch weder Drohungen noch Bitten vermochten ſeinen einmal gefaßten Entſchluß wankend zu machen. Mit feſtem Schritte ging er auf der betretenen Bahn weiter, und rüſtete ſich im Geheimen zum offenen Kampfe mit dem Schwerte. Im Anfang des Jahres 1522 verſammelte ſich zu Sandau, auf S.'s Anregung ein Ritterconvent, der ſich eng verbrüderte, zu dem bevorſtehenden Kriege. Der Plan dieſes Bundes war allgemeine Demüthigung ſämmtlicher hohen Prälaten. Der mächtigſte unter dieſen war der Erzbiſchof Richard von Trier; gegen ihn zog S. mit einem wohlausgerüſteten Heere; zuerſt wurde Trier belagert und beſchoſſen; da eilte Landgraf Philipp von Heſſen, Franzen's unverſöhnlichſter Feind, mit einem Heere herbei, die belagerte Stadt zu entſetzen. S. ſah ſich genöthigt die Belagerung aufzuheben, und in raſchen Märſchen ſeinen Rückzug anzutreten. — Die Fürſten von der Pfalz und Heſſen und der Erzbiſchof von Trier ſchloſſen nun zu Sickingen's Bekämpfung ein Bündniß auf Leben und Tod; nachdem über denſelben abermals Acht und Aberacht ausgeſprochen worden war. Von allen Seiten bedrängt und verlaſſen, mußte ſich der Held auf ſeine Burgen zurückziehen, die er mit neuer Mannſchaft verſtärkte und zum Widerſtande tüchtig machte; er ſelbſt blieb in Landſtuhl. Der Winter verſtrich unter vergeblichen Unterhandlungen, und mit dem Frühjahre 1523 begannen die Feindſeligkeiten. Die verbündeten Fürſten zogen vor Landſtuhl, um dieſe Feſte zu belagern. Muthvoll wie Sickingen's Leben, ſollte auch ſein Tod ſein; er vertheidigte ſich aufs Aeußerſte. Da traf eine Kugel aus einer Nothſchlange einen Balken mit ſolcher Gewalt, daß davon ein Stück in Franzens Seite ſchlug, und ihm eine Wunde beibrachte. Die Burg fiel; der tödtlich verwundete Franz gerieth in Feindes Hand und wurde noch im Sterben unwürdig behandelt. — S. verſchied am 7. Mai 1523 und wurde nahe bei Landſtuhl begraben. Eine alte Chronik ſagt über ſeinen Tod: „Weil er in Zeit ſeines Lebens ein männlich und trotziges Gemüth hatte, das behielt er bis an ſeinen Tod.“

H....n.

Siebeneck (Befeſtigungskunſt) ſiehe Bieleck.

Sieg iſt der Zweck eines jeden Kampfes; das Merkmal deſſelben iſt der Abzug des Gegners vom Kampfplatze, wozu ihn folgende Umſtände veranlaſſen können: 1) Unverhältnißmäßig großer Verluſt an Streitkräften, welcher ihn zu der Ueberzeugung führt, daß der Feind ſtärker ſei, als man vermuthete, oder daß der Sieg zu theuer erkauft werden müſſe. 2) Bedeutende Störung der taktiſchen Ordnung und Verhältniſſe, wodurch auch die Wirkſamkeit des Ganzen beeinträchtigt wird. 3) Verluſt wichtiger Terrainpuncte, wodurch die Fortſetzung des Gefechtes größere Verluſte an Streitkräften verurſachen kann. 4) Eine ſich im Laufe des Gefechts ſehr nachtheilig erweiſende Form in der Aufſtellung der Truppen, wozu insbeſondere die ſogenannten Hakenſtellungen gehören. 5) Ein ſehr überraſchender Angriff des Gegners, welcher die Vollziehung der zur wirkſamen Vertheidigung nöthigen Anordnungen unmöglich macht. 6) Die Entdeckung, daß der Gegner an Zahl, oder 7) an moraliſchen Kräften ſehr überlegen iſt. — In allen dieſen Fällen kann ein Befehlshaber veranlaßt werden, das Gefecht aufzugeben, weil eine beſſere Wendung deſſelben nicht zu hoffen, wohl aber Schlimmeres zu befürchten, als bereits eingetreten iſt, und der Zweck des Gefechts mithin gar nicht erreicht werden kann. Der Kampfplatz kann aber auch verlaſſen werden, ohne daß dieſe Handlung aus dem Entſchluſſe des Oberbefehlshabers entſpringt, und zwar entweder, wenn die Truppen wegen Mangels an Muth und gutem Willen davongehen, oder vom Schrecken ergriffen werden. Dieß iſt bei Gefechten zwiſchen kleinen Haufen häufig der Fall, weil der ganze Kampf von ſo geringer Dauer iſt, daß der Befehlshaber oft kaum Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, noch weniger einen Plan zu entwerfen. Bei größeren Streithaufen kann ein ſolcher Fall nur bei einzelnen Truppentheilen eintreten; wenn aber mehrere ſo geringen Widerſtand leiſten, können die dadurch entſtehenden Verhältniſſe ſo nachtheilig werden, daß der Oberbefehlshaber ſich zum Rückzuge entſchließt, ſollte er auch auf andern Puncten Vortheile errungen haben. Indeſſen kommt hierbei viel darauf an, auf welchen Puncten einzelne Truppentheile gänzlich geſchlagen wurden, in welcher taktiſchen Beziehung ſie zum Ganzen ſtehen, und welchen Eindruck ihr ſchneller Rückzug auf das Ganze macht; oft wird dieſer Rückzug gar nicht bemerkt und kommt erſt ſpäter zur Kenntniß des Oberbefehlshabers, oder die Verbreitung dieſer Nachricht verhindern, oder den Unfall beſchönigen kann. So hatte z. B. in der Schlacht bei Neresheim (ſ. d.) der eilige und anhaltende Rückzug des franzöſiſchen rechten Flügels gar keinen Einfluß auf den Gang der Schlacht, weil man erſt gegen das Ende derſelben Kunde davon erhielt. Dagegen machte zu Anfange dieſer Schlacht der übereilte Rückzug einer franzöſiſchen Cavaleriediviſion, welche ſich vor der Mitte befand, einen ſo nachtheiligen Eindruck auf die übrigen Truppen, daß eine in ihrer Nähe ſtehende franzöſiſche Infanteriebrigade ſich gänzlich auseinander ſprengen ließ.

Der Oberbefehlshaber kann aber auch durch Gründe, die außerhalb des Kampfplatzes liegen, zum Aufgeben des Gefechts bewogen werden. Es gehen z. B. Nachrichten ein, welche die ſtrategiſchen Verhältniſſe merklich ändern; hierdurch kann der Gegenſtand des Sieges für jetzt allen Werth verlieren, ein weiteres Vordringen in der angenommenen Richtung ſogar verderblich werden. — Das Aufgeben eines Gefechts iſt alſo die Anerkennung der augenblicklichen Ueberlegenheit des Gegners und das Nachgeben in ſeinen Willen. Darin liegt die erſte moraliſche Wirkung des Sieges. Aber der Abzug vom Kampfplatze entſcheidet noch nicht über ſein Größe,

Wichtigkeit und seinen Glanz. Diese drei Dinge fallen oft zusammen, sind aber keineswegs identisch.

Die Größe des Sieges hängt von der Größe der Massen ab, über die er erfochten wird, so wie von der Größe der Trophäen (s. d.). Ueber einen kleinen Haufen kann man also keinen großen Sieg erfechten. Die Wichtigkeit des Sieges hängt von der Wichtigkeit des Zweckes ab, der erreicht wird. Die Einnahme einer wichtigen Stellung kann einen an sich unbedeutenden Sieg sehr wichtig machen. Der Glanz des Sieges besteht in der relativen Größe, welche die eroberten Trophäen zur siegenden Armee haben. In dieser Beziehung kann man sagen, daß Friedrich des Großen Siege glänzender waren, als die Siege Napoleon's; die des Letzteren waren aber ungleich wichtiger und folgenreicher. — Es gibt also Siege verschiedener Art und vieler Abstufungen. (Vergleiche Clausewitz über den Sieg und dessen Ursachen.)

Da die Verfolgung vom Kampfplatze aus als eine Vervollständigung des Sieges zu betrachten ist, in der Dunkelheit und in einem sehr schwierigen Terrain aber niemals sehr wirksam sein kann, so folgt daraus, daß die Zeit, in welcher und zu welcher man siegt, nicht minder auch die Terrainbeschaffenheit im Rücken des Besiegten, den Werth des Sieges ebenfalls erhöhen oder verringern können. Nach einem langen und hartnäckigen Kampfe, der bis zur Dämmerung fortgesetzt wurde, wird der Sieger faß immer auf eine kräftige Verfolgung verzichten müssen. Wurde hingegen der Sieg durch einige schnell auf einander folgende kräftige Anfälle am hellen Mittag erfochten, so kann der Weichende noch eine gänzliche Niederlage erleiden. Je unwegsamer das Terrain in seinem Rücken ist, desto größer werden auch seine Verluste an Geschützen und Wagen sein, kleiner jedoch an Menschen; im offnen und ebenen Terrain ist es umgekehrt, und man wird auf dem Rückzuge nur dann viel Geschütz verlieren, wenn dasselbe bei Deckung des Rückzugs sehr bloß gestellt werden sollte.

Die Benutzung des Sieges ist zweifacher Art: 1) taktisch, indem man den weichenden Gegner durch fortgesetzte Angriffe in einen solchen Zustand versetzt, daß seine Schlagfähigkeit (s. d.) für die nächsten Tage gänzlich verloren geht; 2) strategisch, indem man aus diesem Zustande alle nur denkbaren Vortheile zieht (s. Verfolgung.). Die Benutzung des Sieges nimmt einen politischen Charakter an, sobald der Sieger in den eroberten Provinzen die Regierungsbehörden absetzt, oder für sich in Eid und Pflicht nimmt, die förmliche Besitznahme derselben bekannt macht u. s. w. Der höchste Grad einer solchen Benutzung besteht in der Erklärung, daß die feindliche Dynastie aufgehört habe zu regieren. — Es leuchtet ein, daß der taktische Sieg vollständig und glänzend gewesen sein müsse, wenn man so große Resultate erzielen will. Man muß den Schwerpunct der feindlichen Macht (s. d.) getroffen, und durch gänzliche Ueberwindung der feindlichen Hauptmacht einen panischen Schrecken verbreitet haben, der keinen Gedanken an ferneren ernsten Widerstand aufkommen läßt. Cäsar, Alexander der Große und Napoleon haben gezeigt, wie man das anfangen müsse; es gehören aber immer eigenthümliche politische Verhältnisse des Gegners dazu. (Man vergleiche damit den Aufsatz: „Ueber den Werth eines Sieges, in Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände." Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. 4s Heft, Jahrgang 1836.) Pz.

Siegenburg, Städtchen im bairischen Regenkreise an der Abens.

Gefechte des linken Flügels der östreichischen Hauptarmee am 19. April 1809.

Nach dem Uebergang über die Isar und dem Gefechte bei Landshut
b.) am 16. April, führte der Generalissimus Erzherzog Karl das öst-
ische Heer weiter gegen die Donau vor, in der Absicht, diesen Fluß
schen Regensburg und Ingolstadt zu überschreiten und sich mit dem auf
linken Ufer der Donau aus Böhmen kommenden Theile seines Heeres,
1. und 2. Armeecorps unter General Bellegarde, zu vereinigen. —
linke Flügel, das 6. Armeecorps, Hiller kam am 17. April nach Moos-
g, dessen Vorposten nach Mainburg; das 5., Erzherzog Ludwig, nach
ihmühl, die Vorposten über Pfeffenhausen bis gegen Siegenburg, wo-
sich die von Landshut weichenden Baiern der Division Deroi zurück-
m; das 3., Hohenzollern, nach Hohentann auf der Straße nach Kehl-
n, der Vortrab nach Türkenfeld; das 4. endlich, Rosenberg, den rechten
gel bildend, nach Essebach, die Vorposten nach Erbelsbach auf der Straße
h Regensburg. Die beiden Reservecorps folgten über die Isar. Am
rgen des 18. April sollte der Marsch nach der Abens fortgesetzt werden;
in die eingehende Meldung, daß Regensburg fortwährend von dem Corps
Marschalls Davoust besetzt sei, veranlaßte den Erzherzog seine Maßregeln
ändern. Er vereinigte daher am 18. April 11 Bataillone des 5., 3.
4. Armeecorps, so wie des 2. Reservecorps, 67,300 M. bei Rohr,
hrend das 5. Corps, noch 14,000 M. über Pfeffenhausen gegen Lutt-
nsdorf sich wendete und dort Stellung nahm. Der Vortrab dieser
ten stand auf den Höhen von Siegenburg, hatte dieses Städtchen besetzt
seine Vorposten längs der Abens aufgestellt. Eine Brigade des 3.
neecorps unter General Thierry, 6000 M., erhielt, bei Biburg stehend,
Verbindung zwischen dem 3. und 5. Corps. Das 2. Reservecorps,
00 M., bei Pfeffenhausen wurde dem Erzherzoge Ludwig zugetheilt. Es
r also zwischen Siegenburg und Rohr eine Macht von 92,000 Oestrei-
n vereiniget. — Das 6. Armeecorps blieb zu Moosburg; General
sko hielt zu Mainburg die Verbindung zwischen ihm und Erzherzog
dwig.

Das französische Heer war dagegen folgendermaßen vertheilt: Hinter
Abens die bairischen Divisionen Wrede und Deroi unter Marschall
febvre; in und bei Regensburg das Armeecorps des Marschalls Davoust
: der leichten Reiterei von Montbrun und der Kürassierdivision St. Sul-
; Massena und Oudinot im Anzuge von Augsburg. Der Kaiser Na-
eon kam nach Ingolstadt; seine Absicht war, die drei Heertheile zu
einigen und die von Landshut heranrückenden Oestreicher zurückzuwerfen.
diesem Zwecke verließ Davoust in der Nacht vom 18. zum 19. April
gensburg und marschirte gegen Abbach. Erzherzog Karl dagegen wendete
am 19. früh mit seiner Hauptmacht gegen Regensburg (s. Thann
b Regensburg) in der Absicht, die Marschälle Davoust und Lefebvre
ch diese Vorrückung zu trennen; allein durch die Ereignisse auf seinem
ken Flügel wurde sein Plan bereits wesentlich gestört. — In der Nacht
n 18. zum 19. April trennte die Abens hier die sich einander gegen-
erstehenden Baiern und Oestreicher. Jene hatten die Brücke von Sie-
burg verbrannt und standen im Dürnbacher Forste bis Abensberg. Am
orgen des 19. Aprils gewahrte General Thierry, der, auf den Anhöhen
Kirchdorf eingetroffen, die Stellung des Feindes von Biburg bis Abens-
g übersehen konnte, daß die Baiern sich bei Abensberg zum Abmarsche
teten, und setzte um so mehr voraus, daß sie nach Regensburg ziehen

würden, da ein Tages zuvor aufgefangener Brief des Marschalles Lefebvre dem Marschalle Davouſt eröffnete: er ſei bereit ihn zu unterſtützen. Thierry marſchirte daher mit einem Theile ſeiner Truppen rechts ab, um dieſe befürchtete Bewegung zu hindern, während er den anderen bei Kirchdorf und bei Bruchhof zurückließ, zur Verbindung mit dem Erzherzoge Ludwig. Thierry hatte ſich allzuſehr zerſtreut, und als er mit 2 Bat., 4 Schwadronen, ½ Batterie Arnhofen ſich näherte, wurde er in dem waldigen, durchſchnittenen Terrain, das ihm die Einſicht der Straße von Abensberg nach Abdach benahm, erſt von bairiſcher Reiterei aufgehalten, dann, als er ſelbſt die bei Bruchhof zurückgelaſſenen Truppen herangezogen hatte, in ein unglückliches Gefecht verwickelt, indem ſich die Baiern von jener im Anfange verfolgten Straße rechts ab und gegen ihn wendeten. Er mußte der Uebermacht weichen, zog ſich um 4 Uhr Nachmittags nach Offenſtätten und trat in Verbindung mit dem vom Erzherzoge Karl (ſ. Thann) bei Bachel aufgeſtellten General Pfanzelter. — Erzherzog Ludwig war unterdeſſen Siegenburg gegenüber ruhig ſtehen geblieben und hatte nur aus dem dumpfen Schalle des Geſchützfeuers ſchließen können, daß General Thierry angegriffen ſei. Er ſendete den General Bianchi mit ſeiner Brigade gegen Biburg jenem zur Hilfe und zur Sicherung des eigenen rechten Flügels. Zu Bianchi ſtießen die von Thierry zurückgelaſſenen Truppen, und ſein Geſchützfeuer vermochte eine bairiſche eben die Brücke von Biburg überſchreitende Colonne von der Diviſion Wrede, wieder über ſelbige zurückzugehen. Das Geſchützfeuer dauerte nun hier von beiden Seiten bis in die Nacht hinein fort.

Marſchall Lefebvre hatte ſich bei der Verfolgung des Generales Thierry gegen Offenſtätten mit dem von Regensburg kommenden Marſchalle Davouſt verbunden; er war ferner zwiſchen das 3. und 5. öſtreichiſche Armeecorps eingedrungen und hatte hierdurch die Verbindung des rechten und linken Flügels der Oeſtreicher völlig aufgehoben. Ueberdieß war nunmehr die bairiſche Diviſion Kronprinz zu ihm geſtoßen und es folgten ihm die von Neuſtadt kommenden Würtemberger und die Küraſſierdiviſion Nanſouty. Kaiſer Napoleon ſelbſt traf heute an der Abens ein und nahm, nachdem er ſich von der Lage der Dinge überzeugt, ſein Hauptquartier in der Nacht vom 19. zum 20. April in Bohburg. — F.M.L. Hiller, der mit dem 6. Armeecorps den äußerſten linken Flügel der Oeſtreicher bildete, brach am 19. April mit Tagesanbruch von Moosburg auf, um über Au nach Mainburg zu marſchiren und das Obercommando des ganzen linken Flügels, 5. 6. Armee- und 2. Reſervecorps zu übernehmen. Sobald er in Mainburg eingetroffen, ſollte General Mesko wieder zum Erzherzoge Ludwig ſtoßen. Hiller erhielt ſchon in der Nacht vorher die Meldung, daß General Oudinot und Marſchall Maſſena im Marſche von Augsburg nach Pfaffenhofen ſeien; auch wurde Nachmittags 4 Uhr der im letzten Orte mit 3 Schwadronen, 1½ Bataillon aufgeſtellte Major Scheibler von Oudinot's Vortruppen angegriffen und nach kurzem Gefechte von der Uebermacht geworfen. Er zog ſich gegen Au zurück, wo Hiller immittelſt Halt gemacht hatte. — Oudinot und Maſſena übernachteten mit ihren beiden vereinigten Corps bei Pfaffenhofen und hatten ſonach den doppelten Zweck erfüllt, den General Hiller im Marſche aufzuhalten und ſich den Weg nach Landshut, zur eigentlichen Baſis der öſtreichiſchen Armee zu eröffnen. General Hiller ſetzte erſt nach Beendigung des Gefechtes von Pfaffenhofen ſeinen Marſch fort, und traf daher erſt Abends im Lager bei Mainburg ein. General Mesko marſchirte nun zum 5. Armeecorps ab. — Erzherzog Ludwig, der bisher ohne

le Nachricht vom Generalissimus war, mußte sich, zu schwach, um einen ngriff auf Abensberg zu wagen, beschränken, die Stellung bei Siegenburg ur zu behaupten und den Feind zu beobachten, bei dem er starke Trup- nmärsche von Neustadt her bemerkte. Er sendete jedoch 4 Schwadronen nter General Schusteck nach Rohr, zur Aufnahme des Generals Thierry. – In dieser Lage befand sich der linke Flügel der östreichischen Hauptarmee m 19. April Abends. Die weiteren Vorgänge bei demselben werden im m Artikel Rohr berichtet. — (Quellen wie bei Rohr.)

T.

Sievershausen, Dorf im Fürstenthum Lüneburg, zu Hannover hörig.

Schlacht am 9. Juli 1553.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, Regent des branden- urg-baireuthschen Antheils in Franken, hatte den denkwürdigen Passauer ertrag (s. d.), nach welchem der mit ihm verbündete Kurfürst Moritz von achsen die Waffen gegen Kaiser Karl V. unter vortheilhaften Bedingungen iederlegte, nicht anerkannt, vielmehr auf seinen mit den Bischöfen von amberg und Würzburg, so wie der Stadt Nürnberg abgeschlossenen Ver- ägen beharrt. Da diese jedoch zur Erfüllung derselben wenig Neigung atten, veranlaßten sie das Reichskammergericht, dem Markgrafen die Ein- ellung der Feindseligkeiten anzubefehlen. Hierdurch gereizt, fiel der unter- hmende Markgraf in das Bambergische ein. Nun befahl das Kammer- richt den Reichsständen, den Bischöfen Beistand zu leisten, und der Kaiser n seiner Bedrängniß berief mehrere Fürsten nach Heidelberg, den Frieden erzustellen. Dieß führte jedoch zu keinem Resultate, der Markgraf Albrecht roberte das Bisthum Bamberg ging ins Würzburgische, und nahm trotz er Annäherung des Kaisers Schweinfurt. Zwar wurde durch Vermittlung önigs Ferdinand von Böhmen und des Kurfürsten Moritz von Sachsen zu ger ein Bündniß mit mehreren Fürsten Deutschlands abgeschlossen, doch inderte dieß den Markgrafen Albrecht in seinen kriegerischen Unternehmungen icht, weßhalb die Bischöfe sich mit aller Kraft gegen ihn rüsteten, und erzog Magnus von Braunschweig ihnen mit braunschweigischen und kur- ächsischen Truppen zu Hilfe kam. Albrecht versetzte hierauf den Kriegs- hauplatz nach Niedersachsen, um sich an dem Herzog Heinrich zu rächen, nd nun vereinigten der Kurfürst von Sachsen und Herzog Heinrich von raunschweig ihre aus Franken zurückgezogenen Truppen, verstärkten sich berdem bei Nordheim durch böhmische Hilfsvölker unter dem Kanzler Hein- ich von Plauen und gingen nach Eimbeck und Osterode, da nach Verwü- ung des braunschweigischen Landes der Markgraf Albrecht sich nach Minden ogen hatte, um dort den Weg nach Franken zu versperren. — Von Oste- ode aus ward dem Markgrafen am 1. Juli 1553 der Krieg erklärt, worauf nselbe in beschimpfender Weise antwortete, den Kaiser durch Schmeicheleien r sich zu gewinnen suchte, um Unterstützung zu erhalten, und da er diese icht bekam, sogleich dem Kurfürsten entgegen rückte, um diesen gefährlichen egner schnell zurück zu werfen. So kam es bei Sievershausen, im Lü- eburgischen, zur Schlacht. Beide Theile mochten ungefähr 24,000 M. nter den Waffen haben. Ueber die Aufstellung und den Gang derselben, ssitzen wir keine genauen Angaben. Inzwischen wurde von beiden Seiten it der größten Erbitterung gefochten und lange schwankte der Sieg, da ald der eine bald der andere Theil zurückgeworfen wurde, bis endlich die n Zahl weit überlegene Reiterei des Kurfürsten die Schlacht entschied und e Truppen Albrecht's in größter Verwirrung die Flucht ergriffen. Gegen

4000 Todte blieben auf dem Wahlplatze, und das ganze Lager mit der Bagage, so wie das sämmtliche grobe Geschütz, wurde eine Beute der Sieger, obschon auch diese bedeutende Verluste erlitten hatten. Kurfürst Moritz ward in der Schlacht gefährlich verwundet, nach einigen Schriftstellern durch einen Verräther, der ihn von hinten mit einer Pistole niederschoß, als er eben seine Reiterei gegen den Feind führte, so daß er am 11. Juli starb. Zwei Söhne des Herzogs Heinrich von Braunschweig, Friedrich von Lüneburg und viele andere Personen von hohem Range befanden sich unter den Todten. Die Bestürzung der Alliirten über den Tod der ersten Befehlshaber und der Verwundung des Kurfürsten war Ursache, daß man den errungenen Sieg nicht benutzte, sondern dem Herzog Albrecht Zeit ließ seine geschlagenen Truppen wieder zu sammeln und sich zu verstärken. Bald stand er abermals an der Spitze von 15,000 M., und begann seine Verwüstungen von Neuem. Als er indessen vom Kammergerichte in die Acht erklärt, nach und nach aus seinen Erbländern vertrieben und von vielen seiner Officiere verlassen wurde, floh er nach Frankreich, und starb daselbst am 12. Januar 1557 in der Verbannung. (Vergl. C. H. Heinrich's Geschichte von Sachsen. — Arnoldi vita Mauritii, Duc. et Elector. Sax. — Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Karl's V.). 27.

Sigmund, römisch-deutscher Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, der zweite Sohn Kaiser Karl's IV., geb. 1368, ward bereits 1367 von seinem Vater mit der kurz vorher von Otto von Baiern erkauften Kurwürde und Mark Brandenburg belehnt und wurde noch als Kind mit Maria, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, verlobt. Die Vermählung erfolgte 1385, allein seine verschwenderische und ausschweifende Lebensweise erwarb ihm bei den unruhigen Ungarn nur wenig Freunde, und erst 1387 gelang es einer ihm ergebenen Partei, die Krönung zu bewirken. Kämpfe gegen Polen, Bosnien und die Türkei, die oft zu seinem Nachtheile ausfielen, bezeichnen die ersten Regierungsjahre S.'s. Dennoch gelang es ihm 1390, den Wojewoden der Moldau Stephan, zu demüthigen, und ein Jahr darauf in Siebenbürgen einen Sieg über die Türken davon zu tragen, so wie er auch 1393 in Ungarn selbst durch eiserne Strenge seine Macht befestigte. Diese Erfolge ermuthigten ihn zu ferneren Unternehmungen, unter andern im Jahre 1395 gegen die Türken in der Wallachei, welche diese Provinz räumen mußten und selbst Klein-Nicopolis verloren. Während dieses Feldzuges starb seine Gemahlin, nichtsdestoweniger wußte er die Ansprüche der Königin von Polen und des Königs von Neapel auf den Thron zurückzuweisen, sicherte sich durch Vertrag mit seinem Bruder die Nachfolge in Böhmen, und trat dort selbst als Vermittler zwischen diesem und dessen unruhigen Unterthanen auf. Ein neuer Feldzug gegen die Türken 1396, den er an der Spitze von 100,000 Ungarn, Franzosen und Deutschen unternahm, endete mit der Niederlage bei Nicopolis (s. d.) am 28. Sept. Während er von Ungarn abgeschnitten, über Constantinopel und Rhodus durch das adriatische Meer den Rückzug nahm, wählten seine Feinde Ladislaw von Durazzo zum Gegenkönig. Daher hatte S. nach seiner Heimkehr 1398 einen schlimmen Stand, und suchte auf Reisen nach Polen und Böhmen, so wie in einem Kriegszuge gegen Prokop von Mähren sich für die ihm geschehenen Unbilden zu entschädigen, bei welcher Gelegenheit er dem Markgrafen Jobst die Erbfolge in Ungarn zusicherte. Inzwischen hatten die deutschen Reichsfürsten den Kaiser Wenzel abgesetzt und dieser wandte sich 1402 an Sigmund, der unterdessen seine Herrschaft in Ungarn wieder einigermaßen befestigt hatte, um Hilfe, und

ernannte ihn zu diesem Endzwecke zum Reichsverweser und Statthalter von Böhmen. Allein bereits 1404 schien Wenzel diese Wahl zu bereuen und entsetzte S. dieser Würde. — Der Krieg Polens gegen den deutschen Orden 1410 veranlaßte S. als angeblichen Reichsverweser, sich des Ordens anzunehmen; doch konnte er dessen Besiegung bei Tannenberg nicht abwenden, und nur durch eine Diversion in's südliche Polen König Ladislaw zum Rückzug aus Preußen und zum Abschluß des Thorener Friedens veranlassen. Der am 18. Mai 1410 erfolgte Tod Kaiser Ruprecht's gab indessen dem Ehrgeize Sigmund's eine andre Richtung. Durch die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und durch den Burggrafen von Nürnberg, dem er die eigene kurbrandenburgische Stimme übergeben, ward er am 10. Sept. 1410 zum römischen König erwählt, während eine Gegenpartei am 1. Octbr. sich für den Markgrafen Jobst von Mähren erklärte, an eine Aufrechthaltung der Rechte des Kaisers Wenzel aber Niemand dachte. Glücklicherweise starb König Jobst schon im Januar 1411 und so ward er denn noch im Juli auch von den übrigen Kurfürsten erwählt, versöhnte sich mit seinem Bruder Wenzel und übertrug seine Rechte auf Brandenburg dem Burggrafen von Nürnberg erblich. — Dagegen ward Ungarn von 1412 an in einen Krieg mit Venedig verwickelt, weil diese Republik mehrere dalmatische Häfen am adriatischen Meere widerrechtlich in Besitz genommen hatte. Um Geld dazu zu erhalten, versetzte S. 16 Zipser Städte an Polen, ein Verlust für Ungarn, den alle Erfolge des Kriegs nicht aufwiegen konnten. Zwei Jahre lang ward dieser Kampf unentschieden geführt, bis endlich S., den damals als deutscher Kaiser höhere Interessen beschäftigten, einen fünfjährigen Waffenstillstand durch Vermittlung des Grafen Cilley abschließen ließ, für welchen die Venetianer 200,000 Dukaten bezahlen mußten. S. strebte nämlich nach dem Ruhme, Ordner der Kirche zu werden, welche damals drei Päpste gleichzeitig an ihrer Spitze sah und ihrem gänzlichen Verfall entgegen ging. Vorher wollte er aber durch die Krönung zu Mailand als weltliches Haupt der Abendländer sein Recht als Schutzherr der Kirche symbolisch weihen lassen. Aber auch zum Zuge nach Mailand fehlte es an Geld; S. trat denselben zwar 1413 an, ward aber nicht gekrönt, traf jedoch zu Lodi mit Papst Johannes XXIII. zusammen, und beschloß mit diesem Ende 1414 eine Kirchenversammlung nach Kostnitz am Bodensee zu berufen. Mit der deutschen Kaiserkrone zu Aachen, 8. Nov. 1414 gekrönt, erschien S. persönlich bei dieser Zusammenkunft, deren Ergebniß allerdings die Absetzung der 3 Päpste, aber auch die Verbrennung des böhmischen Kirchenverbesserers Johann Huß (d. 6. Juli 1415) war, wodurch der Zündstoff langwieriger und blutiger Kriege sich entwickelte. S. konnte diese Hinrichtung nicht hindern, obschon Huß eigentlich auf seinen kaiserlichen Geleitsbrief sich in Kostnitz eingefunden hatte; so sehr war damals die weltliche Herrschaft der geistlichen unterworfen. Bis 1418 währte die Kirchenversammlung, hatte aber in der Hauptsache nichts ausgerichtet und Sigmund's Pläne waren an seiner Unentschlossenheit und an der Herrschsucht der Priesterpartei gescheitert. Ein bei Aufhebung des Concils 1418 von dem neuen Papst Martin V. gegen Böhmen geschleuderter Bannstrahl war die Veranlassung dort ausgebrochener Unruhen, und diese die Ursache vom Tode Kaiser Wenzel's, 16. Aug. 1419. S. folgte seinem Bruder auf dem Throne Böhmens, statt aber sich die Hussiten zu Freunden zu machen, oder gleich Anfangs mit Strenge zu unterdrücken, zauderte er mehrere Monate, ehe er nach Böhmen zog, und erschien endlich daselbst im Mai 1420 an der Spitze eines Kreuzheeres von 60,000 Ungarn, Mähren

Wichtigkeit und ſeinen Glanz. Dieſe drei Dinge fallen oft zuſammen, ſind aber keineswegs identiſch.

Die Größe des Sieges hängt von der Größe der Maſſen ab, über die er erfochten wird, ſo wie von der Größe der Trophäen (ſ. d.). Ueber einen kleinen Haufen kann man alſo keinen großen Sieg erfechten. Die Wichtigkeit des Sieges hängt von der Wichtigkeit des Zweckes ab, der erreicht wird. Die Einnahme einer wichtigen Stellung kann einen an ſich unbedeutenden Sieg ſehr wichtig machen. Der Glanz des Sieges beſteht in der relativen Größe, welche die eroberten Trophäen zur ſiegenden Armee haben. In dieſer Beziehung kann man ſagen, daß Friedrich des Großen Siege glänzender waren, als die Siege Napoleon's; die des Letzteren waren aber ungleich wichtiger und folgenreicher. — Es gibt alſo Siege verſchiedener Art und vieler Abſtufungen. (Vergleiche Clauſewitz über den Sieg und deſſen Urſachen.)

Da die Verfolgung vom Kampfplatze aus als eine Vervollſtändigung des Sieges zu betrachten iſt, in der Dunkelheit und in einem ſehr ſchwierigen Terrain aber niemals ſehr wirkſam ſein kann, ſo folgt daraus, daß die Zeit, in welcher und zu welcher man ſiegt, nicht minder auch die Terrainbeſchaffenheit im Rücken des Beſiegten, den Werth des Sieges ebenfalls erhöhen oder verringern können. Nach einem langen und hartnäckigem Kampfe, der bis zur Dämmerung fortgeſetzt wurde, wird der Sieger faſt immer auf eine kräftige Verfolgung verzichten müſſen. Wurde hingegen der Sieg durch einige ſchnell auf einander folgende kräftige Anfälle am hellen Mittag erfochten, ſo kann der Weichende noch eine gänzliche Niederlage erleiden. Je unwegſamer das Terrain in ſeinem Rücken iſt, deſto größer werden auch ſeine Verluſte an Geſchützen und Wagen ſein, kleiner jedoch an Menſchen; im offnen und ebenen Terrain iſt es umgekehrt, und man wird auf dem Rückzuge nur dann viel Geſchütz verlieren, wenn daſſelbe bei Deckung des Rückzugs ſehr bloß geſtellt werden ſollte.

Die Benutzung des Sieges iſt zweifacher Art: 1) taktiſch, indem man den weichenden Gegner durch fortgeſetzte Angriffe in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß ſeine Schlagfähigkeit (ſ. d.) für die nächſten Tage gänzlich verloren geht; 2) ſtrategiſch, indem man aus dieſem Zuſtande alle nur denkbaren Vortheile zieht (ſ. Verfolgung.). Die Benutzung des Sieges nimmt einen politiſchen Charakter an, ſobald der Sieger in den eroberten Provinzen die Regierungsbehörden abſetzt, oder für ſich in Eid und Pflicht nimmt, die förmliche Beſitznahme derſelben bekannt macht u. ſ. w. Der höchſte Grad einer ſolchen Benutzung beſteht in der Erklärung, daß die feindliche Dynaſtie aufgehört habe zu regieren. — Es leuchtet ein, daß der taktiſche Sieg vollſtändig und glänzend geweſen ſein müſſe, wenn man ſo große Reſultate erzielen will. Man muß den Schwerpunct der feindlichen Macht (ſ. d.) getroffen, und durch gänzliche Ueberwindung der feindlichen Hauptmacht einen paniſchen Schrecken verbreitet haben, der keinen Gedanken an ferneren ernſten Widerſtand aufkommen läßt. Cäſar, Alexander der Große und Napoleon haben gezeigt, wie man das anfangen müſſe; es gehören aber immer eigenthümliche politiſche Verhältniſſe des Gegners dazu. (Man vergleiche damit den Aufſatz: „Ueber den Werth eines Sieges, in Rückſicht auf Zeit, Ort und Umſtände.“ Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges. 4s Heft, Jahrgang 1836.) Pz.

Siegenburg, Städtchen im bairiſchen Regenkreiſe an der Abens.

Gefechte des linken Flügels der östreichischen Hauptarmee am 19. April 1809.

Nach dem Uebergang über die Isar und dem Gefechte bei Landshut (s. d.) am 16. April, führte der Generalissimus Erzherzog Karl das östreichische Heer weiter gegen die Donau vor, in der Absicht, diesen Fluß zwischen Regensburg und Ingolstadt zu überschreiten und sich mit dem auf dem linken Ufer der Donau aus Böhmen kommenden Theile seines Heeres, dem 1. und 2. Armeecorps unter General Bellegarde, zu vereinigen. — Der linke Flügel, das 6. Armeecorps, Hiller kam am 17. April nach Moosburg, dessen Vorposten nach Mainburg; das 5., Erzherzog Ludwig, nach Weihmühl, die Vorposten über Pfeffenhausen bis gegen Siegenburg, wohin sich die von Landshut weichenden Baiern der Division Deroi zurückzogen; das 3., Hohenzollern, nach Hohentann auf der Straße nach Kehlheim, der Vortrab nach Türkenfeld; das 4. endlich, Rosenberg, den rechten Flügel bildend, nach Essebach, die Vorposten nach Erbelsbach auf der Straße nach Regensburg. Die beiden Reservecorps folgten über die Isar. Am Morgen des 18. April sollte der Marsch nach der Abens fortgesetzt werden; allein die eingehende Meldung, daß Regensburg fortwährend von dem Corps des Marschalls Davoust besetzt sei, veranlaßte den Erzherzog seine Maßregeln zu ändern. Er vereinigte daher am 18. April 11 Bataillone des 5., 3. und 4. Armeecorps, so wie des 2. Reservecorps, 67,300 M. bei Rohr, während das 5. Corps, noch 14,000 M. über Pfeffenhausen gegen Luttmannsdorf sich wendete und dort Stellung nahm. Der Vortrab dieser letzten stand auf den Höhen von Siegenburg, hatte dieses Städtchen besetzt und seine Vorposten längs der Abens aufgestellt. Eine Brigade des 3. Armeecorps unter General Thierry, 6000 M., erhielt, bei Biburg stehend, die Verbindung zwischen dem 3. und 5. Corps. Das 2. Reservecorps, 4200 M., bei Pfeffenhausen wurde dem Erzherzoge Ludwig zugetheilt. Es war also zwischen Siegenburg und Rohr eine Macht von 92,000 Oestreichern vereiniget. — Das 6. Armeecorps blieb zu Moosburg; General Mesko hielt zu Mainburg die Verbindung zwischen ihm und Erzherzog Ludwig.

Das französische Heer war dagegen folgendermaßen vertheilt: Hinter der Abens die bairischen Divisionen Wrede und Deroi unter Marschall Lefebvre; in und bei Regensburg das Armeecorps des Marschalls Davoust mit der leichten Reiterei von Montbrun und der Küraſſierdivision St. Sulpice; Massena und Oudinot im Anzuge von Augsburg. Der Kaiser Napoleon kam nach Ingolstadt; seine Absicht war, die drei Heertheile zu vereinigen und die von Landshut heranrückenden Oestreicher zurückzuwerfen. Zu diesem Zwecke verließ Davoust in der Nacht vom 18. zum 19. April Regensburg und marschirte gegen Abbach. Erzherzog Karl dagegen wendete sich am 19. früh mit seiner Hauptmacht gegen Regensburg (s. Thann und Regensburg) in der Absicht, die Marschälle Davoust und Lefebvre durch diese Vorrückung zu trennen; allein durch die Ereignisse auf seinem linken Flügel wurde sein Plan bereits wesentlich gestört. — In der Nacht vom 18. zum 19. April trennte die Abens hier die sich einander gegenüberstehenden Baiern und Oestreicher. Jene hatten die Brücke von Siegenburg verbrannt und standen im Dürnbacher Forste bis Abensberg. Am Morgen des 19. Aprils gewahrte General Thierry, der, auf den Anhöhen bei Kirchdorf eingetroffen, die Stellung des Feindes von Biburg bis Abensberg übersehen konnte, daß die Baiern sich bei Abensberg zum Abmarsche rüsteten, und setzte um so mehr voraus, daß sie nach Regensburg ziehen

würden, da ein Tages zuvor aufgefangener Brief des Marschalles Lefebvre dem Marschalle Davouſt eröffnete: er ſei bereit ihn zu unterſtützen. Thierry marſchirte daher mit einem Theile ſeiner Truppen rechts ab, um dieſe befürchtete Bewegung zu hindern, während er den anderen bei Kirchdorf und bei Bruchhof zurückließ, zur Verbindung mit dem Erzherzoge Ludwig. Thierry hatte ſich allzuſehr zerſtreut, und als er mit 2 Bat., 4 Schwadronen, ½ Batterie Arnhofen ſich näherte, wurde er in dem waldigen, durchſchnittenen Terrain, das ihm die Einſicht der Straße von Abensberg nach Abbach benahm, erſt von bairiſcher Reiterei aufgehalten, dann, als er ſelbſt die bei Bruchhof zurückgelaſſenen Truppen herangezogen hatte, in ein unglückliches Gefecht verwickelt, indem ſich die Baiern von jener im Anfange verfolgten Straße rechts ab und gegen ihn wendeten. Er mußte der Uebermacht weichen, zog ſich um 4 Uhr Nachmittags nach Offenſtätten und trat in Verbindung mit dem vom Erzherzoge Karl (ſ. Thann) bei Bachel aufgeſtellten General Pfanzelter. — Erzherzog Ludwig war unterdeſſen Siegenburg gegenüber ruhig ſtehen geblieben und hatte nur aus dem dumpfen Schalle des Geſchützfeuers ſchließen können, daß General Thierry angegriffen ſei. Er ſendete den General Bianchi mit ſeiner Brigade gegen Biburg jenem zur Hilfe und zur Sicherung des eigenen rechten Flügels. Zu Bianchi ſtießen die von Thierry zurückgelaſſenen Truppen, und ſein Geſchützfeuer vermochte eine bairiſche eben die Brücke von Biburg überſchreitende Colonne von der Diviſion Wrede, wieder über ſelbige zurückzugehen. Das Geſchützfeuer dauerte nun hier von beiden Seiten bis in die Nacht hinein fort.

Marſchall Lefebvre hatte ſich bei der Verfolgung des Generales Thierry gegen Offenſtätten mit dem von Regensburg kommenden Marſchalle Davouſt verbunden; er war ferner zwiſchen das 3. und 5. öſtreichiſche Armeecorps eingedrungen und hatte hierdurch die Verbindung des rechten und linken Flügels der Oeſtreicher völlig aufgehoben. Ueberdieß war nunmehr die bairiſche Diviſion Kronprinz zu ihm geſtoßen und es folgten ihm die von Neuſtadt kommenden Würtemberger und die Küraſſierdiviſion Nanſouty. Kaiſer Napoleon ſelbſt traf heute an der Abens ein und nahm, nachdem er ſich von der Lage der Dinge überzeugt, ſein Hauptquartier in der Nacht vom 19. zum 20. April in Bohburg. — F.M.L. Hiller, der mit dem 6. Armeecorps den äußerſten linken Flügel der Oeſtreicher bildete, brach am 19. April mit Tagesanbruch von Moosburg auf, um über Au nach Mainburg zu marſchiren und das Obercommando des ganzen linken Flügels, 5. 6. Armee- und 2. Reſervecorps zu übernehmen. Sobald er in Mainburg eingetroffen, ſollte General Mesko wieder zum Erzherzoge Ludwig ſtoßen. Hiller erhielt ſchon in der Nacht vorher die Meldung, daß General Oudinot und Marſchall Maſſena im Marſche von Augsburg nach Pfaffenhofen ſeien; auch wurde Nachmittags 4 Uhr der im letzten Orte mit 3 Schwadronen, 1½ Bataillon aufgeſtellte Major Scheibler von Oudinot's Vortruppen angegriffen und nach kurzem Gefechte von der Uebermacht geworfen. Er zog ſich gegen Au zurück, wo Hiller immittelſt Halt gemacht hatte. — Oudinot und Maſſena übernachteten mit ihren beiden vereinigten Corps bei Pfaffenhofen und hatten ſonach den doppelten Zweck erfüllt, den General Hiller im Marſche aufzuhalten und ſich den Weg nach Landshut, zur eigentlichen Baſis der öſtreichiſchen Armee zu eröffnen. General Hiller ſetzte erſt nach Beendigung des Gefechtes von Pfaffenhofen ſeinen Marſch fort, und traf daher erſt Abends im Lager bei Mainburg ein. General Mesko marſchirte nun zum 5. Armeecorps ab. — Erzherzog Ludwig, der bisher ohne

e Nachricht vom Generalissimus war, mußte sich, zu schwach, um einen
ngriff auf Abensberg zu wagen, beschränken, die Stellung bei Siegenburg
it zu behaupten und den Feind zu beobachten, bei dem er starke Trup-
nmärsche von Neustadt her bemerkte. Er sendete jedoch 4 Schwadronen
ter General Schusteck nach Rohr, zur Aufnahme des Generals Thierry.
- In dieser Lage befand sich der linke Flügel der östreichischen Hauptarmee
n 19. April Abends. Die weiteren Vorgänge bei demselben werden in
m Artikel Rohr berichtet. — (Quellen wie bei Rohr.)

T.

Sievershausen, Dorf im Fürstenthum Lüneburg, zu Hannover
hörig.

Schlacht am 9. Juli 1553.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, Regent des branden-
rg-baireuthschen Antheils in Franken, hatte den denkwürdigen Passauer
ertrag (s. d.), nach welchem der mit ihm verbündete Kurfürst Moritz von
achsen die Waffen gegen Kaiser Karl V. unter vortheilhaften Bedingungen
derlegte, nicht anerkannt, vielmehr auf seinen mit den Bischöfen von
amberg und Würzburg, so wie der Stadt Nürnberg abgeschlossenen Ver-
ägen beharrt. Da diese jedoch zur Erfüllung derselben wenig Neigung
itten, veranlaßten sie das Reichskammergericht, dem Markgrafen die Ein-
llung der Feindseligkeiten anzubefehlen. Hierdurch gereizt, fiel der unter-
hmende Markgraf in das Bambergische ein. Nun befahl das Kammer-
richt den Reichsständen, den Bischöfen Beistand zu leisten, und der Kaiser
i seiner Bedrängniß berief mehrere Fürsten nach Heidelberg, den Frieden
rzustellen. Dieß führte jedoch zu keinem Resultate, der Markgraf Albrecht
oberte das Bisthum Bamberg ging ins Würzburgische, und nahm trotz
r Annäherung des Kaisers Schweinfurt. Zwar wurde durch Vermittlung
önigs Ferdinand von Böhmen und des Kurfürsten Moritz von Sachsen zu
ger ein Bündniß mit mehreren Fürsten Deutschlands abgeschlossen, doch
nderte dieß den Markgrafen Albrecht in seinen kriegerischen Unternehmungen
icht, weßhalb die Bischöfe sich mit aller Kraft gegen ihn rüsteten, und
rinz Magnus von Braunschweig ihnen mit braunschweigischen und kur-
chsischen Truppen zu Hilfe kam. Albrecht versetzte hierauf den Kriegs-
mplatz nach Niedersachsen, um sich an dem Herzog Heinrich zu rächen,
d nun vereinigten der Kurfürst von Sachsen und Herzog Heinrich von
raunschweig ihre aus Franken zurückgezogenen Truppen, verstärkten sich
sserdem bei Nordheim durch böhmische Hilfsvölker unter dem Kanzler Hein-
ch von Plauen und gingen nach Eimbeck und Osterode, da nach Verwü-
ung des braunschweigischen Landes der Markgraf Albrecht sich nach Minden
gogen hatte, um dort den Weg nach Franken zu versperren. — Von Oste-
de aus ward dem Markgrafen am 1. Juli 1553 der Krieg erklärt, worauf
nselbe in beschimpfender Weise antwortete, den Kaiser durch Schmeicheleien
r sich zu gewinnen suchte, um Unterstützung zu erhalten, und da er diese
icht bekam, sogleich dem Kurfürsten entgegen rückte, um diesen gefährlichen
egner schnell zurück zu werfen. So kam es bei Sievershausen, im Lü-
burgischen, zur Schlacht. Beide Theile mochten ungefähr 24,000 M.
ter den Waffen haben. Ueber die Aufstellung und den Gang derselben,
ssitzen wir keine genauen Angaben. Inzwischen wurde von beiden Seiten
it der größten Erbitterung gefochten und lange schwankte der Sieg, da
ld der eine bald der andere Theil zurückgeworfen wurde, bis endlich die
e Zahl weit überlegene Reiterei des Kurfürsten die Schlacht entschied und
ie Truppen Albrecht's in größter Verwirrung die Flucht ergriffen. Gegen

ernannte ihn zu diesem Endzwecke zum Reichsverweser und Statthalter von Böhmen. Allein bereits 1404 schien Wenzel diese Wahl zu bereuen und entsetzte S. dieser Würde. — Der Krieg Polens gegen den deutschen Orden 1410 veranlaßte S. als angeblichen Reichsverweser, sich des Ordens anzunehmen; doch konnte er dessen Besiegung bei Tannenberg nicht abwenden, und nur durch eine Diversion in's südliche Polen König Ladislaw zum Rückzug aus Preußen und zum Abschluß des Thorener Friedens veranlassen. Der am 18. Mai 1410 erfolgte Tod Kaiser Ruprecht's gab indessen dem Ehrgeize Sigmund's eine andre Richtung. Durch die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz und durch den Burggrafen von Nürnberg, dem er die eigene kurbrandenburgische Stimme übergeben, ward er am 10. Sept. 1410 zum römischen König erwählt, während eine Gegenpartei am 1. Octbr. sich für den Markgrafen Jobst von Mähren erklärte, an eine Aufrechthaltung der Rechte des Kaisers Wenzel aber Niemand dachte. Glücklicherweise starb König Jobst schon im Januar 1411 und so ward er denn noch im Juli auch von den übrigen Kurfürsten erwählt, versöhnte sich mit seinem Bruder Wenzel und übertrug seine Rechte auf Brandenburg dem Burggrafen von Nürnberg erblich. — Dagegen ward Ungarn von 1412 an in einen Krieg mit Venedig verwickelt, weil diese Republik mehrere dalmatische Häfen am adriatischen Meere widerrechtlich in Besitz genommen hatte. Um Geld dazu zu erhalten, versetzte S. 16 Zipser Städte an Polen, ein Verlust für Ungarn, den alle Erfolge des Kriegs nicht aufwiegen konnten. Zwei Jahre lang ward dieser Kampf unentschieden geführt, bis endlich S., den damals als deutscher Kaiser höhere Interessen beschäftigten, einen fünfjährigen Waffenstillstand durch Vermittlung des Grafen Cilley abschließen ließ, für welchen die Venetianer 200,000 Dukaten bezahlen mußten. S. strebte nämlich nach dem Ruhme, Ordner der Kirche zu werden, welche damals drei Päpste gleichzeitig an ihrer Spitze sah und ihrem gänzlichen Verfall entgegen ging. Vorher wollte er aber durch die Krönung zu Mailand als weltliches Haupt der Abendländer sein Recht als Schutzherr der Kirche symbolisch weihen lassen. Aber auch zum Zuge nach Mailand fehlte es an Geld; S. trat denselben zwar 1413 an, ward aber nicht gekrönt, traf jedoch zu Lodi mit Papst Johannes XXIII. zusammen, und beschloß mit diesem Ende 1414 eine Kirchenversammlung nach Kostnitz am Bodensee zu berufen. Mit der deutschen Kaiserkrone zu Aachen, 8. Nov. 1414 gekrönt, erschien S. persönlich bei dieser Zusammenkunft, deren Ergebniß allerdings die Absetzung der 3 Päpste, aber auch die Verbrennung des böhmischen Kirchenverbesserers Johann Huß (d. 6. Juli 1415) war, wodurch der Zündstoff langwieriger und blutiger Kriege sich entwickelte. S. konnte diese Hinrichtung nicht hindern, obschon Huß eigentlich auf seinen kaiserlichen Geleitsbrief sich in Kostnitz eingefunden hatte; so sehr war damals die weltliche Herrschaft der geistlichen unterworfen. Bis 1418 währte die Kirchenversammlung, hatte aber in der Hauptsache nichts ausgerichtet und Sigmund's Pläne waren an seiner Unentschlossenheit und an der Herrschsucht der Priesterpartei gescheitert. Ein bei Aufhebung des Concils 1418 von dem neuen Papst Martin V. gegen Böhmen geschleuderter Bannstrahl war die Veranlassung dort ausgebrochener Unruhen, und diese die Ursache vom Tode Kaiser Wenzel's, 16. Aug. 1419. S. folgte seinem Bruder auf dem Throne Böhmens, statt aber sich die Hussiten zu Freunden zu machen, oder gleich Anfangs mit Strenge zu unterdrücken, zauderte er mehrere Monate, ehe er nach Böhmen zog, und erschien endlich daselbst im Mai 1420 an der Spitze eines Kreuzheeres von 60,000 Ungarn, Mährern

und Schlesiern, wozu noch 70,000 deutsche Reichstruppen unter dem Markgrafen von Brandenburg, von Meißen u. s. w. kamen. Trotz dieser Uebermacht konnte er Prag, von Ziska vertheidigt, in mehreren Stürmen vom 11—14. Juli nicht bezwingen, bis er den Pragern in 4 Artikeln Glaubensfreiheit versprach, worauf man ihn in die Stadt ließ und er am 19. Juli gekrönt werden konnte. Trotz dem setzten ihn aber die Böhmen bereits im Juni 1421 wieder ab, und erwählten den litthauischen Fürsten Sigmund Koributt zum Könige. Er mußte daher, da die deutschen Fürsten im Sommer 1421 gegen die Hussiten nichts ausgerichtet hatten, noch im Winter gegen dieselben aufbrechen. An Ziska's Feldherrntalente und an der Hussiten Begeisterung und rasendem Muth scheiterte jedoch abermals der Ungarn Tapferkeit; zwar wurden die Hussiten am 20. Decbr. in ihrem Lager bei Kuttenberg ganz umzingelt und schienen verloren, aber sie schlugen sich durch und siegten bald darauf am 8. Jan. 1422 bei Deutschbrod. — S. suchte nun die Last des Kriegführens einem Andern zu übertragen, vermählte deßhalb seine Tochter Elisabeth an den Herzog Albrecht von Oestreich, und trug ihm auf, sich Mähren zu erobern, wo jedoch auch dieser an den Hussitenführer Procop (s. d.) einen überlegenen Gegner fand. Vergeblich war ein Reichstag zu Nürnberg 1426, vergeblich waren Unterhandlungen mit den Hussitenanführern, so wie ein neuer Kriegszug der deutschen Fürsten 1427; die Böhmen blieben unbezwungen. Ein abermaliger Reichstag zu Preßburg 1429 hatte gar kein Ergebniß, und mußte im März 1430 nochmals in Nürnberg zusammentreten, wo man sich endlich zur Zusammenkunft einer Generalsynode nach Basel entschloß, welche 1431 alle Religionsstreitigkeiten schlichten sollte. Dort kamen endlich, nachdem ein neuer Kreuzzug sich am 14. August 1431 in der Schlacht von Thauß höchst unglücklich für die Deutschen geendet, und obschon der Papst von Nachgiebigkeit nichts wissen wollte, am 20. Nov. 1433 die Prager Kompaktaten zu Stande, durch welche die frühern 4 Artikel bestätigt wurden. Während dieser Verhandlungen ließ sich S. am 31. Mai 1431 in Rom zum Kaiser krönen. Der mit den Hussiten geschlossene Friede hatte für S. den Erfolg, daß dieselben sich unter einander entzweiten, und nach der Schlacht bei Hrziby, unweit Böhmisch Brod (s. d.) am 30. Mai 1434, war es dem Kaiser leicht, Böhmen wieder in Besitz zu nehmen. S. versuchte, nachdem er in Prag am 23. August 1436 wieder eingezogen, dort neben dem hussitischen Gottesdienst auch den katholischen wieder einzuführen, überhaupt die Kompaktaten auf eine für Rom günstige Weise auszulegen, überzeugte sich jedoch, daß dazu der Zeitpunct nicht gekommen sei, und überließ es daher der Zukunft für Wiederherstellung der Glaubenseinheit in Böhmen Sorge zu tragen. Kurz vor seinem Tode hatte er noch den Kummer, daß sich seine Gemahlin Barbara in eine Verschwörung einließ, welche ihr die Nachfolge in Böhmen und Ungarn, und den 14jährigen Polenkönig Wladislaw zum Manne bringen sollte. Barbara ward verhaftet, aber der Kaiser starb am 9. Decbr. 1437, seine Erbstaaten sämmtlich an Albrecht von Oestreich hinterlassend. — Sigmund war persönlich tapfer, ritterlich und gutmüthig, aber zugleich höchst leichtsinnig, üppig, unentschlossen und verschwenderisch. Diese Fehler verhinderten ihn, das zu werden, was er vermöge seiner Anlagen und seiner Stellung hätte werden können, ein großer Fürst. Er war, nach Feßler's Ausspruch, für seinen wichtigen Platz zu leicht, für seine kräftigen Zeitgenossen zu schwach und für die Verderbten zu gefällig. — (Vergl. Geschichte der Ungarn von Feßler. 4 Theile. Pelzel, Geschichte von Böhmen. 1r Theil. — Theobald, Geschichte des

ffenkriegs. — Hormayr, Oeſtreichiſcher Plutarch. 17r Band.)

E.

Signale. Zeichen für Befehle oder Benachrichtigung an Entfernte, deren
n ſich bei allen Truppengattungen der Landarmeen, wie auch bei der Ma-
e, in ſo vielfacher Art bedient, als es Bedarf und Verhältniſſe erfordern.
e theilen ſich in hörbare, Tonſignale, und in ſichtbare, Lichtſignale, ferner
Tag- und Nachtſignale und bedingen im Weſentlichen Einfachheit und
utlichkeit, zu Vermeidung von Mißverſtändniſſen, und ſoweit als thun-
, Geheimhaltung, um, dem Feinde gegenüber, durch die Signale nicht
h die Abſicht zu verrathen. Beide Arten zerfallen demnächſt in An-
digungs- oder Aufmerkſamkeitsſignale und in Commando- oder Aus-
rungsſignale, ſo wie dieſe wieder in Dienſt- oder Gefechtsſignale. Die
baren Signale werden durch die lauteſten Kriegsinſtrumente, mit der
mmel, dem Signal- oder Flügelhorn, der Trompete, durch Kanonen-
ſſe und Kanonenſchläge gegeben. — Zu ſichtbaren Signalen bedient
n ſich ausgeſteckter Flaggen und Lärmſtangen, bei Nacht insbeſondere
Laternen, Fanale, Raketen, Dampfkugeln und Blickfeuer, auf kurze
ſternung am Tage auch der Winke mit der Hand oder der Waffe.
Unter Dienſtſignalen werden diejenigen insbeſondere verſtanden, welche
das gewöhnliche Bedürfniß, den täglichen Dienſt der Truppen im
ndquartiere und Lager Bezug haben. Man bedient ſich der Signale
allen Gelegenheiten, wo entweder die Stimme nicht mehr ausreicht, oder
die Sendung mündlicher Befehle nicht anwendbar erſcheint, deßhalb bei
Landtruppen vorzugsweiſe im zerſtreuten Gefecht und bei größerer
ppenausdehnung. So nützlich daher gutgewählte und leichtverſtändliche
gnale Anwendung finden, ſo nachtheilig können ſie durch Undeutlichkeit,
erzahl und Mißbrauch werden. Bei den leichten Truppen finden ſie ih-
höchſten Werth und eine eben ſo unentbehrliche als ſorgfältige Einübung,
hier meiſt Signale und Winke das Commandowort vertreten müſſen.
tum verdankt man auch ihren Urſprung dem kleinen und Gebirgskriege
ihre Vervollkommnung den leichten Truppen, indem ein eigentliches
gnalſyſtem erſt in der neuern Zeit auf die andern Truppen übergegangen
mehr allgemein geworden iſt. — Die Signale bei der Infanterie
den mit dem Signalhorne, der Trommel oder mit einem Pfeifchen
ben, das Officiere und Unterofficiere zu dieſem Zwecke führen; bei der
llerie und reitenden Artillerie mit der Trompete, bei der Fußartillerie
dem Signalhorne oder der Trommel, und können insbeſondere bei der
fanterie, wo es Terrain und Deutlichkeit geſtatten, theilweiſe oft ſehr
weſſen durch gleichbedeutende Winke der Commandanten erſetzt werden,
ſchon um deßwillen beſondere Beachtung verdienen, weil durch ſie nicht
n der Mangel eines Signaliſten ergänzt werden muß und nächſtdem
Mannſchaft zu mehrerer Aufmerkſamkeit gewöhnt wird. Die Stabs-
ale der höhern Commandanten, die Bataillons-, Regiments- und Bri-
ſignale unterſcheiden ſich gewöhnlich bei den Fußtruppen durch ein im
e höher ſtehendes Signalhorn. Verſuchsweiſe ſind, als Hauptſignale,
ſchon Telegraphen und Luftballons angewendet worden, und Profeſſor
mann hat in neueſter Zeit die Anwendung der Elektricität für Signale
feſten Standpuncten auf weite Entfernungen vorgeſchlagen; Mittel, die
ch theils zu ſchwierig, theils zu koſtſpielig, mithin nicht praktiſch genug
einen, um viel davon erwarten zu dürfen. Eine noch größere Erweite-
g und Bedeutſamkeit fanden ſchon längſt die Signale bei den Seetruppen,
ſie im *Seedienſt nächſt dem* Sprachrohre das einzige Mittel zur Ver-

ſtändigung und Befehligung ſind. Sie beſtehen hauptſächlich in aufgeſteckten Flaggen, in Kanonenſchüſſen, Raketen, Blickfeuern und in ausgehangenen Laternen, deren Farbe, Anzahl und Zuſammenſtellung die Bedeutung zu erkennen gibt, und ſind reglementariſch in einem Signalbuche enthalten, das zur Richtſchnur dient und bei der großen Mannigfaltigkeit der Seeſignale ein beſonderes Studium erheiſcht. Ehemals benutzte man unter andern die Flaggen dergeſtalt, daß man deren in beſtimmter Anzahl und Farbe an gewiſſen Orten des Schiffes wehen ließ; da hierin aber während eines Gefechtes oft Störung eintrat, ſo kam dieſe unzureichende Signalweiſe allmälig wieder ab, indem man nur die Flaggen von leicht zu unterſcheidenden grellen Farben in beſtimmter Anzahl zur Zifferbezeichnung beibehielt und dadurch eine Signalſprache von weit mehr Deutlichkeit und Umfang in folgender Art gewann: Es werden z. B. die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. ſ. w., z. B. mit den Farben Weiß, Schwarz, Braun und Grün, bezeichnet, die Einer oben, die Zehner unten und die Hunderte unter dieſe geſetzt, dergeſtalt daß oben eine ſchwarze, darunter eine weiße und unter dieſe eine braune Flagge die Zahl 213; drei grüne Flaggen unter einander hingegen 444 bedeuten würden, deren Erklärung das Signalbuch neben der Zahl enthält. Wo aber manche der die zehn Ziffern bezeichnenden Farben nicht genau genug zu unterſcheiden wäre, begnügt man ſich, für die meiſten Fälle ausreichend, mit den Hauptfarben und den Ziffern von 1 bis mit 6. Für die einzelnen Abtheilungen einer Flotte, ingleichen für das Bedürfniß, eine wirkliche Zahl auszudrücken, dienen noch beſondere ſchachbretartig quadrirte oder bekreuzte Flaggen, die in Verbindung mit jenen aufgezogen werden. Fragte z. B. der Admiral mit der Ziffer 213 nach den Kranken eines Schiffes und die verneinende Antwort „Keine" wäre im Signalbuche mit der Zahl 34 bezeichnet, ſo würden die Flaggen Grün oben und Braun unten, bei 34 vorhandenen Kranken dagegen diejenige Flagge mit aufzuziehen ſein, welche dieſe Zahl angedeutet. Behufs der Signale des Admirals werden in der Regel beſondere Fregatten, möglichſt auf der gefechtfreien Seite, unter der Benennung Repetiteurs, aufgeſtellt, welche die Signale des Admiralſchiffs, das gewöhnlich inmitten der Schlachtlinie befindlich und nicht allen Schiffen immer ſichtbar iſt, zu verbreiten. Bei Nacht erſetzen Laternen und Blickfeuer auf vereinfachte Weiſe die Flaggen, indem z. B. für die zehn Ziffern 4 Laternen in verſchiedener Stellung, ſternbildartig, aushelfen. Bei ſtarkem Nebel ſind nur Tonſignale anwendbar. Um namentlich zu verhüten, daß die Schiffe nicht an einander gerathen oder ſonſt Gefahr leiden, bedient man ſich nächſt der Trommel und Trompete auch noch der Glocken und Sprachröhre. Zu den faſt allgemein üblichen Seeſignalen gehören: der Morgen- und Abendſchuß, der Preiſchuß, wodurch man mit einem Schiffe zu reden oder Lotſen am Bord verlangt; die Flagge im Schau, eine am Hintertheile ihrer Tiefe nach zuſammengelegte Flagge, wodurch man auf der Rhede die Abfahrt oder auf offener See die Noth anzeigt; 2 Schüſſe kurz hinter einander als Nothzeichen eines auf den Grund gelaufenen Schiffes.

Unlängſt iſt vom däniſchen Schiffskapitän Rhode ein Syſtem von Seeſignalen für Tag und Nacht erfunden worden, welches allgemein angenommen, vielleicht eine Univerſalſprache für die Schiffe aller Nationen bilden könnte.

Schon die Alten theilten ihre Signale in vocalia und semivocalia, Gehörzeichen mittelſt Stimme oder Blasinſtrumente, und in muta, ſtumme, ein. Für jene diente die Tuba, Poſaune, und die Buccina oder Cornu,

s Horn; zu den Motis gehörten die Aquilae, Dracones, manipuli und xilla, hauptsächlich aber die Feuersignale. Homer schon verglich den Glanz m Schilde Achill's dem der Bergfeuer und leitet deren erste Anwen= ng von der Belagerung von Troja her. Anfänglich begnügte man sich mit, um nur das Wichtigste, als: Annäherung des Feindes, Ankunft einer ilfe und dergleichen, zu erkennen zu geben. Annias, der Taktiker, aber rmehrte schon deren Art und Bedeutung, so wie nächst ihm angemessener ch Democlit und Polybius durch eine Flammenschrift, mittelst einer ge= ssen Anzahl verschiedenartig errichteter Feuerbrände und Fackeln. Scipio d Andere bedienten sich solcher Feuersignale vor Numantia, Cäsar des= lichen in Gallien und Julius Africanus erklärte sie sehr ausführlich u. A., ß ein Feuer 1000 M. angedeutet habe. Die Römer wußten mit dieser ammenschrift das Nöthige auf die Weise auszudrücken, daß: Von drei ben einander in gleicher Linie erhöhten Puncten der linke die Buchstaben bis H, der mittlere I bis mit R, der rechts befindliche die übrigen, der= stalt, daß, um z. B. A zu bezeichnen, man links ein Feuer, für B zwei uer, für I dagegen ein Feuer in der Mitte anzündete.

Hz.

Silistria, Stadt und Festung am rechten Ufer der Donau mit 3000 äusern und 22,000 Ew., ansehnlichen Manufacturen und bedeutendem andel. Sie kann nicht für eine starke Festung gelten, denn sie besteht aus ier einfachen Umwallung mit 10 ganz kleinen Bastionen und unmäßig agen Courtinen, von denen die kürzeste 450, die längste 600 Schritt nge hat. Von den Bastionen können 3 nur zu Wasser, 5 nur zu Land d 2, nämlich die beiden Eckbastionen, nur zu Land und Wasser ange= ffen werden.

Belagerung im Juni 1810.

Als der russische Oberfeldherr Graf Kamenski II., Ende Mai 1810, ne Hauptarmee auf dem rechten Donauufer bei Karassu, 8 Meilen nordöst=) Silistria, versammelt hatte, um von da aus gegen Schumla vorzudringen, lt er es für unumgänglich nöthig, sich zuvörderst der Festung Silistria bemächtigen, um auf dem beabsichtigten Marsch in der rechten Flanke ge= ert zu sein. Während er daher den kleineren Theil seines Heeres 30 it. 35 Escad. 4 Kosak.=Reg. unter seinem Bruder, dem Grafen Kamenski auf dem geraden Wege nach Schumla über Basardschik vorschickte, mar= irte er selbst mit der Hauptarmee gegen S. und traf am 3. Juni (am . Mai war die Armee von Karassu aufgebrochen) mit 38 Bat. 45 Esc. Kosak.=Reg. vor genannter Festung ein. An demselben Tage war Ka= nski I. so glücklich gewesen, Basardschik (6 M. nordöstlich Schumla) erobern und darin 5000 Türken zu Gefangenen zu machen. Am 4. mi ließ Graf Kamenski die Stadt durch die Corps von Langeron (14 it. 10 Escad. 2 Kosak.=Reg.) und Rajewski (8. Bat. 10 Escad.) ein= ließen, und stellte die Corps der Generale Essen (8. Bat. 10 Escad.) und Lewis Bat. 15 Escad.) zur Deckung der Belagerung, auf den sich bei Sili= ia vereinigenden Straßen von Schumla, Basardschik, Turtukai und isgrad auf. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni wurde der Angriff auf östlichen Seite der Stadt mit der Anlage von 6 starken Redouten in geringen Entfernung von 400 Schritt von den feindlichen Werken er= net. Auf dem linken Donauufer waren 5 schwere Batterien angelegt, d außerdem war die Flotille von der Donaumündung angelangt, um die adt zu beschießen, nachdem sie zuvor am 5. früh zur Uebergabe aufge= dert worden war. Da jedoch die Türken bis zum folgenden Tage noch

ſtändigung und Befehligung ſind. Sie beſtehen hauptſächlich in aufgeſteckten Flaggen, in Kanonenſchüſſen, Raketen, Blickfeuern und in ausgehangenen Laternen, deren Farbe, Anzahl und Zuſammenſtellung die Bedeutung zu erkennen gibt, und ſind reglementariſch in einem Signalbuche enthalten, das zur Richtſchnur dient und bei der großen Mannigfaltigkeit der Seeſignale ein beſonderes Studium erheiſcht. Ehemals benutzte man unter andern die Flaggen dergeſtalt, daß man deren in beſtimmter Anzahl und Farbe an gewiſſen Orten des Schiffes wehen ließ; da hierin aber während eines Gefechtes oft Störung eintrat, ſo kam dieſe unzureichende Signalweiſe allmälig wieder ab, indem man nur die Flaggen von leicht zu unterſcheidenden grellen Farben in beſtimmter Anzahl zur Zifferbezeichnung beibehielt und dadurch eine Signalſprache von weit mehr Deutlichkeit und Umfang in folgender Art gewann: Es werden z. B. die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. ſ. w., z. B. mit den Farben Weiß, Schwarz, Braun und Grün, bezeichnet, die Einer oben, die Zehner unten und die Hunderte unter dieſe geſetzt, dergeſtalt daß oben eine ſchwarze, darunter eine weiße und unter dieſe eine braune Flagge die Zahl 213; drei grüne Flaggen unter einander hingegen 444 bedeuten würden, deren Erklärung das Signalbuch neben der Zahl enthält. Wo aber manche der die zehn Ziffern bezeichnenden Farben nicht genau genug zu unterſcheiden wäre, begnügt man ſich, für die meiſten Fälle ausreichend, mit den Hauptfarben und den Ziffern von 1 bis mit 6. Für die einzelnen Abtheilungen einer Flotte, ingleichen für das Bedürfniß, eine wirkliche Zahl auszudrücken, dienen noch beſondere ſchachbretartig quadrirte oder bekreuzte Flaggen, die in Verbindung mit jenen aufgezogen werden. Fragte z. B. der Admiral mit der Ziffer 213 nach den Kranken eines Schiffes und die verneinende Antwort „Keine" wäre im Signalbuche mit der Zahl 34 bezeichnet, ſo würden die Flaggen Grün oben und Braun unten, bei 34 vorhandenen Kranken dagegen diejenige Flagge mit aufzuziehen ſein, welche dieſe Zahl angedeutet. Behufs der Signale des Admirals werden in der Regel beſondere Fregatten, möglichſt auf der gefechtfreien Seite, unter der Benennung Repetiteurs, aufgeſtellt, welche die Signale des Admiralſchiffs, das gewöhnlich inmitten der Schlachtlinie befindlich und nicht allen Schiffen immer ſichtbar iſt, zu verbreiten. Bei Nacht erſetzen Laternen und Blickfeuer auf vereinfachte Weiſe die Flaggen, indem z. B. für die zehn Ziffern 4 Laternen in verſchiedener Stellung, ſternbildartig, aushelfen. Bei ſtarkem Nebel ſind nur Tonſignale anwendbar. Um namentlich zu verhüten, daß die Schiffe nicht an einander gerathen oder ſonſt Gefahr leiden, bedient man ſich nächſt der Trommel und Trompete auch noch der Glocken und Sprachröhre. Zu den faſt allgemein üblichen Seeſignalen gehören: der Morgen- und Abendſchuß, der Preiſchuß, wodurch man mit einem Schiffe zu reden oder Lotſen am Bord verlangt; die Flagge im Schau, eine am Hintertheile ihrer Tiefe nach zuſammengelegte Flagge, wodurch man auf der Rhede die Abfahrt oder auf offener See die Noth anzeigt; 2 Schüſſe kurz hinter einander als Nothzeichen eines auf den Grund gelaufenen Schiffes.

Unlängſt iſt vom däniſchen Schiffskapitän Rhode ein Syſtem von Seeſignalen für Tag und Nacht erfunden worden, welches allgemein angenommen, vielleicht eine Univerſalſprache für die Schiffe aller Nationen bilden könnte.

Schon die Alten theilten ihre Signale in vocalia und semivocalia, Gehörzeichen mittelſt Stimme oder Blasinſtrumente, und in muta, ſtumme, ein. Für jene diente die Tuba, Poſaune, und die Buccina oder Cornu,

s Horn; zu den Mutis gehörten die Aquilae, Dracones, manipuli und cilla, hauptſächlich aber die Feuerſignale. Homer ſchon verglich den Glanz n Schilde Achill's dem der Bergfeuer und leitet deren erſte Anwen= ng von der Belagerung von Troja her. Anfänglich begnügte man ſich nit, um nur das Wichtigſte, als: Annäherung des Feindes, Ankunft einer lfe und dergleichen, zu erkennen zu geben. Annias, der Taktiker, aber mehrte ſchon deren Art und Bedeutung, ſo wie nächſt ihm angemeſſener ch Democlit und Polybius durch eine Flammenſchrift, mittelſt einer ge= ſſen Anzahl verſchiedenartig errichteter Feuerbrände und Fackeln. Scipio d Andere bedienten ſich ſolcher Feuerſignale vor Numantia, Cäſar des= lchen in Gallien und Julius Africanus erklärte ſie ſehr ausführlich u. A., ß ein Feuer 1000 M. angedeutet habe. Die Römer wußten mit dieſer ammenſchrift das Nöthige auf die Weiſe auszudrücken, daß: Von drei den einander in gleicher Linie erhöhten Puncten der linke die Buchſtaben bis H, der mittlere I bis mit R, der rechts befindliche die übrigen, der= halt, daß, um z. B. A zu bezeichnen, man links ein Feuer, für B zwei uer, für I dagegen ein Feuer in der Mitte anzündete.

Hz.

Siliſtria, Stadt und Feſtung am rechten Ufer der Donau mit 3000 iuſern und 22,000 Ew., anſehnlichen Manufacturen und bedeutendem ndel. Sie kann nicht für eine ſtarke Feſtung gelten, denn ſie beſteht aus er einfachen Umwallung mit 10 ganz kleinen Baſtionen und unmäßig gen Courtinen, von denen die kürzeſte 450, die längſte 600 Schritt nge hat. Von den Baſtionen können 3 nur zu Waſſer, 5 nur zu Land d 2, nämlich die beiden Eckbaſtionen, nur zu Land und Waſſer ange= ffen werden.

Belagerung im Juni 1810.

Als der ruſſiſche Oberfeldherr Graf Kamenski II., Ende Mai 1810, ne Hauptarmee auf dem rechten Donauufer bei Karaſſu, 8 Meilen nordöſt= y Siliſtria, verſammelt hatte, um von da aus gegen Schumla vorzudringen, lt er es für unumgänglich nöthig, ſich zuvörderſt der Feſtung Siliſtria bemächtigen, um auf dem beabſichtigten Marſch in der rechten Flanke ge= ert zu ſein. Während er daher den kleineren Theil ſeines Heeres 30 it. 35 Escad. 4 Koſak.=Reg. unter ſeinem Bruder, dem Grafen Kamenski auf dem geraden Wege nach Schumla über Baſardſchik vorſchickte, mar= irte er ſelbſt mit der Hauptarmee gegen S. und traf am 3. Juni (am . Mai war die Armee von Karaſſu aufgebrochen) mit 38 Bat. 45 Esc. Koſak.=Reg. vor genannter Feſtung ein. An demſelben Tage war Ka= nski I. ſo glücklich geweſen, Baſardſchik (6 M. nordöſtlich Schumla) erobern und darin 5000 Türken zu Gefangenen zu machen. Am 4. mi ließ Graf Kamenski die Stadt durch die Corps von Langeron (14 it. 10 Escad. 2 Koſak.=Reg.) und Rajewski (8. Bat. 10 Escad.) ein= ließen, und ſtellte die Corps der Generale Eſſen (8. Bat. 10 Escad.) und Lewis Bat. 15 Escad.) zur Deckung der Belagerung, auf den ſich bei Sili= ia vereinigenden Straßen von Schumla, Baſardſchik, Turtukai und isgrad auf. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni wurde der Angriff auf : öſtlichen Seite der Stadt mit der Anlage von 6 ſtarken Redouten in : geringen Entfernung von 400 Schritt von den feindlichen Werken er= net. Auf dem linken Donauufer waren 5 ſchwere Batterien angelegt, d außerdem war die Flotille von der Donaumündung angelangt, um die tadt zu beſchießen, nachdem ſie zuvor am 5. früh zur Uebergabe aufge= dert worden war. Da jedoch die Türken bis zum folgenden Tage noch

keine Antwort geschickt hatten, so begann am 6. früh das Feuer und ward bis 4 Uhr Nachmittags mit großer Wirkung fortgesetzt. In der Nacht vom 6. zum 7. wurde unter dem Schutz der Redouten mit der fliegenden Sappe vorgeschritten und an den Batterien gearbeitet. Die Flotille segelte auf Nebenarmen die Donau herauf und legte sich oberhalb der Festung vor Anker. Trotz dieser Fortschritte machte sich der russische Feldherr so wenig Hoffnung in kurzer Zeit Herr der Festung zu werden, daß er beschloß, nur 2 Corps zur Einschließung derselben zurückzulassen und mit den übrigen Truppen zur Belagerung von Schumla zu eilen. Zuvörderst wollte er jedoch noch einen gewaltsamen Angriff unternehmen. Er ließ daher, als man bis auf 180 Schritt mit der Sappe an den Graben herangekommen war, alles zu einem Sturm vorbereiten. Dieser wurde jedoch nicht ausgeführt, denn erschreckt über den raschen Fortgang der Belagerung und bestürzt durch das Schicksal von Basardschik, übergab der türkische Pascha am 10. Juni die Festung. Die Besatzung und die Einwohner (nach v. Valentini) 18,000 Seelen, worunter 6800 Bewaffnete, erhielten, nachdem ihnen 12 Tage zur Veräußerung ihrer Habseligkeiten gestattet worden waren, freien Abzug. 196 Geschütze, 40 Fahnen und 70,000 Patronen fielen in die Hände der Russen. Kurz nach der Einnahme von S. marschirte die Hauptarmee nach Schumla ab, und nur der General Langeron blieb daselbst mit 10 Bat. 5 Escad. 1 Kos.-Reg. als Besatzung zurück. Als eigenthümlich bei der Belagerung ist der Angriff durch die Reihe von Redouten, anstatt der sonst üblichen Parallele zu bemerken, welches wegen der größeren Leichtigkeit sich zurecht zu finden, überhaupt aber jedem schwächeren Corps anzuempfehlen ist, das angreifen und einschließen soll, ohne einen weitern Umkreis umher besetzen zu können. Die Einnahme von S. öffnete den russischen Flotillen den Donaustrom auf eine Strecke von 50 Meilen von der Mündung aufwärts und gab dem russischen Heere eine kürzere Verbindungslinie mit den in der Wallachei angelegten Magazinen, die bisher nur über Hirsowa zu erreichen gewesen waren. Aus diesem Grunde wurde sogleich eine Brücke bei Silistria geschlagen.

Belagerung 1828.

Während nach der Einnahme von Brailow (17. Juni 1828) die russische Hauptarmee unter dem Grafen Wittgenstein gegen Schumla vorging und ein Detaschement zur Berennung von Varna bestimmt war, sollte das 6. Corps unter dem General Roth die Besatzungen der Donaufestungen im Zaume halten. Silistria, welches den Verbindungslinien der Russen durch seine Nähe am gefahrbringendsten werden konnte, sollte zuerst berannt werden. Zu diesem Zwecke wurde daher der General Roth angewiesen, mit der 16. Infanteriedivision, der 4. Uhlanendivision (16 Escad.) und 2 Kosak.-Reg. bei Hirsowa, welches sich bereits den Russen ergeben hatte, über die Donau zu setzen, während die 17. Infanterie- und 4. Dragonerdivision nebst 4 Kosak.-Reg. theils in der kleinen Wallachei, theils vor Giurjewo zurückblieben. — Mitte Juli ging der General Roth über die Donau, kam am 19. in Rassowa am 21. vor Silistria an. Eine bedeutende türkische Reiterabtheilung beobachtete seinen Marsch und stellte sich, unterstützt von anderen Truppen, in den Weinbergen und Gärten ihm entgegen. Es kam hier zu einem Gefecht, in welchem die Russen einen Theil der Weinberge einnahmen und nun die Einschließung der Festung begannen. In den folgenden Tagen machten die Türken zwar heftige Ausfälle, allein nichtsdestoweniger befestigten die Russen eine Anhöhe, an welche sich ihr linker Flügel anlehnte, und begannen ihr Lager durch Redouten, welche

durch verschanzte Linien verbunden wurden, zu befestigen. Am 16. Aug. war diese Arbeit beendet und in der Nacht vom 20. zum 21. ließ der General Roth vor der Mitte seiner Stellung eine Batterie von 20pfündern errichtern, wies am 21. einen bedeutenden Angriff der Türken zurück, und nahm in der Nacht vom 25. zum 26. die vor seinem linken Flügel liegenden befestigten Höhen, indem er die daselbst befindlichen Schanzen in der Front durch ein Bataillon und in der offenen Kehle durch 2 Escadrons im Rücken angreifen ließ. — Vergebens waren am 26. die Versuche der Türken die verlorenen Höhen wieder zu gewinnen; sie verloren bei diesen Gefechten 600 M., die Russen jedoch auch 384 M. Die Höhen wurden nun mit Redouten befestigt und von hier aus der Feind heftig beschossen. Trotz dem war die Festung wegen der Schwäche des Belagerungscorps nicht so eng eingeschlossen, daß ihr von Rustschuck aus jede Zufuhr abgeschnitten gewesen wäre, und die Belagerung hatte keine bedeutenden Fortschritte gemacht, als Mitte Septembers das 6. Corps vor S., von dem 2. Corps unter dem Fürsten Czerbatow abgelöst wurde, um zu dem Belagerungscorps vor Schumla (s. d.) zu stoßen, wo es am 11. Octbr. anlangte. Nur wenig Tage darauf wurde die Blokade von Schumla aufgehoben, und in Folge dessen das 3. Corps unter dem General Rudsowitsch bestimmt, die Belagerung von S. während des Winters zu decken. Allein auch unter Czerbatow, und, als dieser krank geworden, unter dem General Langeron, hatte man hier keine besonderen Fortschritte gemacht. Der immerwährende Regen setzte die Belagerungsarbeiten unter Wasser, es fehlte an Lebensmitteln und Munition, und sonach ward die beabsichtigte Einschließung während des Winters unterlassen. Vom 2. bis 7. Nov. wurde die Stadt heftig bombardirt, und als hierauf die Besatzung jede Aufforderung zur Uebergabe abwies, die Belagerung am 10. Nov. völlig aufgehoben. In 2 Colonnen brach das 2. und 3. Corps auf, die schwächere ging bei Kalarusch, die andere bei Hirsowa auf das linke Donauufer, wo sie in den Fürstenthümern Winterquartiere bezogen. — Dieser Marsch, welchen die 6. Infanteriedivision und die Cavalerie deckten, wurde von den Türken nur wenig beunruhigt.

Belagerung 1829.

General Diebitsch, welcher im Jahre 1829 an Wittgenstein's Stelle das Commando der russischen Armee erhielt, beschloß Silistria mit dem 2. und 3. Corps seiner Armee, welche ihre Winterquartiere in den Fürstenthümern genommen hatten, zu belagern, während General Roth mit dem 6. und 7. Corps, durch Varna und andere vorliegende verschanzte Orte gedeckt, dem Großvezier Redschid Pascha in Schumla gegenüber bleiben sollte. Zu Ausführung dieses Planes wurden bei Hirsowa und Karalasch, S. gegenüber, Schiffbrücken geschlagen, und Anfang Mai defilirten die Truppen des 2. und 3. Corps über dieselben. Graf Diebitsch selbst ging bei Hirsowa über, und bezog mit den unmittelbar unter ihm stehenden Truppen bei Tschernavoda, 8 Meilen östlich S., ein Lager. Am 13. Mai brach er von hier mit 20. Bat. 16. Escadr. und einigen Kos.-Reg. gegen S. auf und langte am 17. eine Meile vor der Festung in dem Dorfe Amalui an. Von hier aus rückte er in 3 Colonnen gegen die Festung vor und schloß noch an demselben Tage die Stadt vollkommen ein, nachdem ein türkisches Corps, das außerhalb gestanden, mit Verlust zurückgeworfen und die vorliegenden Feldwerke genommen worden waren. Gleichzeitig war eine Donauflotille unter dem Contre-Admiral Patniotti vor S. erschienen, und hatte die türkische Flotille bis unter die Kanonen der Festung vertrieben; des andern Tages umschiffte sie S. auf Nebenarmen der Donau und berannte

auch oberhalb die Festung so, daß deren Einschließung nun gänzlich beendet war. Die Besatzung war gegen 10,000 M. stark und wurde von einem Greis von 70 Jahren, dem Seret Pascha, befehligt, während die darunter befindlichen asiatischen Truppen unter Achmet Pascha standen, der, ein Mann von jugendlichem Feuer, fast immer mit dem erstgenannten Pascha im Zwiespalt war. Die Russen fanden die im vorigen Jahre von ihnen angelegten Belagerungsarbeiten noch größtentheils unversehrt, so daß ihnen der Bau der ersten Parallele erspart wurde. Dagegen dauerte der Bau der Schiffbrücke bei Karalasch wegen des ungewöhnlich hohen Wasserstandes und der heftigen Ströme sehr lange und da von dort aus die Belagerungsartillerie kommen sollte, so verzögerte dieses die Belagerung bedeutend. Diebitsch beschloß auf der westlichen Seite der Stadt, wo die Türken ein Hornwerk angelegt hatten, einen Scheinangriff zu unternehmen, während die östliche Seite der Festung, wo der Thalrand weiter von S. und der Donau zurücktritt, zum wahren Angriff bestimmt wurde. Im Laufe der Belagerung aber ward aus dem falschen Angriff der wirkliche gemacht, obgleich man bei den Arbeiten von der Höhe herab mehr Leute verlor, als auf dem rechten Flügel im Thale, weil man den Boden auf dem rechten Flügel zu den Belagerungsarbeiten zu ungünstig fand. An demselben Tage (17. Mai), an welchem S. berannt wurde, griff der Großvezier Redschid Pascha von Schumla aus den General Roth bei Eski Arnautlar an und schritt, als sich die Russen bis Kolitza zurückgezogen, zur Belagerung von Paravadi (5 Meilen östlich Schumla). Diebitsch verstärkte hierauf den General Roth mit einer Uhlanendivision und detachirte den General Kreuz mit 1 Infanteriebrigade, 3 Linien Cavalerie und 5 Kosak.-Reg. nach Coargu und später an dessen Stelle den General Matadoff mit der 3. Husarendivision eben dahin, um die Verbindung mit dem General Roth zu erhalten, und den Türken alle Nachrichten von der Armee bei S. abzuschneiden. Unterdeß war aber die Belagerung von S. noch nicht so weit vorgeschritten, daß eine baldige Uebergabe zu hoffen war, und der Graf Diebitsch entschloß sich, die Fortsetzung derselben dem General Krasowski mit der Infanterie des 3. Corps (36 Bat.) zu überlassen, und sich mit dem 2. Corps unter General Pahlen auf die Verbindungslinie der Türken zu werfen. Am 5. verließ er demnach das Lager von S. und entschied am 11. Juni den Feldzug durch die Schlacht von Kulewtscha (s. d.). — Bei S. war noch während seiner Abwesenheit in der Nacht vom 26. zum 27. Mai die zweite und in der vom 3. zum 4. Juni die dritte Parallele, 150 Schritte vom gedeckten Wege, angelegt worden. Die Türken, welche fortwährend die Belagerungsarbeiten durch kleine Ausfälle zu stören suchten, beschlossen in der Nacht vom 4. zum 5. einen Hauptausfall zu unternehmen. Dieser Plan wurde jedoch verrathen und die Russen bereiteten sich förmlich zum Empfang ihrer Gegner vor. — Unter Begünstigung der Dunkelheit näherten sich die Türken und gingen in 2 Colonnen auf die dritte Parallele los und mit einer dritten um diese herum, gegen die zweite vor. Trotz des Verraths ging Anfangs alles glücklich, und die Türken bemeisterten sich sogar der 2. Parallele, wurden aber hier von einem so lebhaften Kleingewehr- und Kartätschenfeuer empfangen, daß sie Halt machen mußten. Diesen Augenblick benutzten die sehr geschickt weiter rückwärts aufgestellten Reserven, stürzten sich mit dem Bajonet auf den Feind und trieben ihn mit bedeutendem Verlust in die Festung zurück. Die Arbeiten wurden nun rüstig fortgesetzt; man ging mit 7 Sappen gegen die angegriffene Front, das 5. und 6. Bastion und das vorliegende Hornwerk, vor. Gleichzeitig betrieb

man den unterirdiſchen Angriff, und 4 Minen, die am 20. Juni ſprangen, warfen die Contreescarpe vor der 5., und 2 andere vor der 6. Baſtion in den Graben, ſo daß derſelbe ganz ausgefüllt war. 5 andere Minen legten Breſche in den angegriffenen Baſtionen und in der Courtine. Breſch- und Ricochettbatterien wurden nun auf dem Glacis angelegt, und durch dieſelben wurden die beiden Baſtionen ſo der Länge nach beſtrichen, daß ſie von den Türken verlaſſen werden mußten, welche ſich hinter einen Abſchnitt, den ſie im 6. Polygon angelegt hatten, zurückzogen. Die Türken ihrerſeits ſuchten den Ruſſen ebenfalls durch Minen zu ſchaden, ohne jedoch hierdurch das Fortſchreiten der Belagerung hemmen zu können. — Die Ruſſen konnten unter dieſen Verhältniſſen ſchon am 20. einen Sturm unternehmen, allein ſie unterließen dieß gefährliche letzte Mittel, und hofften die Uebergabe der Feſtung ohne Blutvergießen durch den Mangel an manchem Nothwendigen und durch die Uneinigkeit der türkiſchen Paſchas zu erreichen. — Man hatte ſich hierin auch nicht geirrt, denn am 30., als keine Hoffnung mehr zum Entſatz, ja keine türkiſche Kriegsmacht mehr im Felde vorhanden war, ergab ſich die Feſtung. Die Beſatzung, welche noch aus 7000 M., worunter 3 Regimenter regulairer Infanterie, beſtand, ergab ſich kriegsgefangen, die Bürger konnten bleiben, oder ſich mit ihrer Habe hinbegeben, wohin ſie wollten. In der Feſtung fand man 238 Feſtungs-, 31 Schiffskanonen, 15 bewaffnete Schiffe, 54 Fahnen und 3 Roßſchweife. Die Ruſſen hatten nach ihren Angaben vor Siliſtria 370 Todte und 1440 Verwundete verloren, die Türken hingegen 3000 M., was wohl übertrieben ſein mag.

(Vergl. v. Valentini, der Türkenkrieg. Berlin 1830. Seite 63 u. f. Oeſtreichiſche Militairzeitſchrift, Jahrgang 1829. 3r Theil. Spectateur militaire tom V. und Butturlin: Précis des événements militaires de la première guerre des Russes contre les Turcs sous le règne de l'Imp. Catherine. Petersbourg 1822. v. Witzleben, Darſtellung des ruſſiſch-türkiſchen Krieges. Magdeburg 1829 und 31.) W.

Simancas, Flecken in der ſpaniſchen Provinz Valladolid am Puiſerga mit 1500 Einwohnern.

Schlacht am 6 Auguſt 938.

Nachdem Ramiro II. die Königreiche Leon und Oviedo in ſeiner Hand vereinigt hatte, beſchloß er ſeine Waffen gegen die Saracenen zu wenden. Abdalrahman, König von Cordova, der mehrere Jahre die Einfälle der Chriſten in ſein Reich ungeſtraft gelaſſen hatte, erhob ſich endlich an der Spitze eines Heeres, das 150,000 M. ſtark geweſen ſein ſoll, und drang mit demſelben in Caſtilien ein. König Ramiro hatte nicht geſäumt, ſein Heer ſo vollzählig als möglich zu machen. Seinem Aufrufe folgend, ſtellte ſich die ſtreitbare Macht von Leon, Aſturien, Galizien, Portugal, Caſtilien, Biscaya und Aragon unter ſeine Fahnen. Abdalrahman war unterdeſſen erobernd bis an den Duero vorgedrungen. An der Mündung der Puiſerga in dieſem Fluß unweit Simancas, ſtießen beide Heere auf einander. König Ramiro, obwohl ungleich ſchwächer an Truppen, ſchritt dennoch unverzüglich zum Angriffe der Saracenen. Nach langem hartnäckigem Widerſtand erlitten die letztern eine vollſtändige Niederlage. Erſt die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Nach den Angaben ſpaniſcher Schriftſteller ſollen die Saracenen in der Schlacht bei Simancas 80,000 M. verloren haben. Gleichwohl verlor Abdalrahman den Muth nicht; er ſammelte die Trümmer ſeines Heeres bei Salamanca, zog hier Verſtärkungen an ſich, und bot den Chriſten abermals die Spitze. Er ward zum zweiten

Mal geschlagen, verwundet und entkam mit nur Wenigen dem Tode durch die Flucht. Diese beiden Niederlagen führten zu einem 9jährigen Frieden zwischen den Königen von Leon und von Cordova.

— 8 —

Sinus, heißt in der Trigonometrie die halbe Sehne des doppelten Bogens. Wenn AB eine Sehne, DE der darauf senkrechte Durchmesser, der die Sehne in O schneidet und C der Mittelpunct, so ist ∠ OCA = ∠ OCB und AO = Sinus OCA = BO = sin OCB. OC heißt sodann der Sinus des Ergänzungswinkels. Wenn man durch C auf den Durchmesser DE den senkrechten Halbmesser FC zieht und von A auf solchen die Senkrechte AG fällt, so ist dann ∠ OCA + ∠ ACG = 90°, folglich ∠ ACG der Ergänzungswinkel von OCA und AG dessen Sinus, welcher = OC ist und deßhalb der Cosinus genannt wird. — Sinus versus ist die Ergänzung des Cosinus zum Radius, und Sinus totus in der Trigonometrie der Radius, d. h. der Sinus eines rechten Winkels. M. S.

Sinzheim, Städtchen mit 2800 Ew. an der Elsenz im badenschen Unterrheinkreise.

Gefecht am 16. Juni 1674.

Zu Anfange des Feldzuges 1674 übernahm der kaiserliche General Caprara gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Lothringen aus den cölnischen Winterquartieren einen Marsch gegen Straßburg, in der Meinung, diese Stadt werde ihnen den Rheinübergang gestatten; worauf sie in Lothringen einzubrechen und dort sich so lange zu behaupten hofften, bis das kaiserliche Hauptheer unter dem Herzoge von Bournonville nachgerückt sein würde. Dieser Plan scheiterte an der abschlägigen Antwort der Bürger von Straßburg; daher zogen sich Caprara und der Herzog von Lothringen gegen Heidelberg zurück, in der Absicht, dort die Ankunft des Herzogs von Bournonville abzuwarten. — Marschall Turenne, welcher um diese Zeit bei Hochfelden im Elsaß stand, beschloß, rasch mit einem kleinen Corps den Rhein zu überschreiten und die Kaiserlichen auf ihrem Marsche nach Heidelberg anzugreifen. Am 14. Juni ging er mit 3500 M. Infanterie und 5500 Reitern über die Brücke bei Philippsburg und dirigirte sich hierauf gegen Wisloch. — Der Herzog von Lothringen, von diesem Marsche in Kenntniß gesetzt, wendete sich gegen Eppingen in das Gebirge; sein Corps zählte 6—7000 M. schwere Reiterei und 1200 M. Infanterie. Als die Franzosen bei dem Dorfe Hofenheim anlangten, defilirten die letzten kaiserlichen Truppen durch Sinzheim, wo sie auf den Höhen jenseits dieses Städtchens Stellung nahmen. Die Elsenz trennte beide Gegner. Die Franzosen standen in der Ebene, die Kaiserlichen auf den Höhen, welche steil gegen das rechte Ufer der Elsenz abfallen und für Reiterei nur durch einen tiefen Hohlweg gangbar waren, der erst passirt werden konnte, wenn man Herr der Stadt war. Dieser 250 Schritt lange Hohlweg führt nach einer Fläche, die rückwärts sanft bergan stieg und sich allmälig erweiterte; sie ward auf der Nordseite durch einen Wald begrenzt. Sinzheim selbst war durch die Elsenz, durch die umgebenden Gärten und Hecken, durch einen nassen Graben, eine Faussebraye und durch seine Mauern gedeckt. Die Stadt und ihre Zugänge waren von dem Infanterieregiment Strenig und einigen Dragonerabtheilungen besetzt. Die kaiserliche Reiterei hatte auf der oben beschriebenen Fläche Stellung genommen, wodurch sie zwar von den französischen Geschützen nichts zu fürchten hatte, zugleich aber von der

Stadt entfernt ſtand und die Ausſicht auf das Defilee verlor. — Nach vorgenommener Recognoſcirung beſchloß Marſchall Turenne den Angriff mit der Wegnahme von Sinzheim zu eröffnen. Hierzu verwendete er 1500 M. Infanterie und zwei Dragonerregimenter, welchen angemeſſene Reſerven folgten. Nach einem lebhaften Gefechte bemächtigten ſich die Franzoſen der Stadt und ihrer Zugänge. Jenſeits des von den Kaiſerlichen nicht beſetzten Hohlweges befand ſich ein offenes Feld von etwa 800 Schritten Breite, das zur rechten durch geſchloſſene Weinberge, zur Linken durch Hecken und ein Kloſter gedeckt war. Hier nahm Turenne mit ſeiner Infanterie Stellung, während die Reiterei den Hohlweg im Trabe paſſirte, und ſich jenſeits deſſelben in 3 Linien formirte. — Sobald der Herzog von Lothringen die franzöſiſche Reiterei gewahrte, griff er ſie lebhaft an und warf die erſte Linie auf die zweite. Turenne inzwiſchen ordnete ſeine Truppen von Neuem, ſtellte ſich perſönlich an die Spitze ſeiner Reiterei und ging ſofort ſelbſt zum Angriff über, den er durch ſeine Geſchütze vorbereitete, an welchen es den Kaiſerlichen mangelte. Es kam hier zu mehreren Reiterattaken, in Folge deren die Kaiſerlichen allmälig zurückgedrängt wurden. Nach dem dritten Choc ordnete der Herzog von Lothringen den Rückzug an, den er durch den in ſeinem Rücken liegenden Wald mit ſeinem 2. Treffen antrat, während das erſte Treffen die erneuerten Angriffe der Franzoſen zurückwies. Durch die vorangegangenen ſtarken Märſche war die Ermüdung der franzöſiſchen Reiterei ſo groß, daß Turenne nur 400 M. dem weichenden Feinde nachſandte; dieſer zog ſich noch in der Nacht zwiſchen Wimpfen und Heilbronn über den Neckar zurück. Turenne lagerte bei dem Walde, welchen die Kaiſerlichen Anfangs im Rücken gehabt hatten. Das Treffen begann Morgens um 9 Uhr und endigte Abends um 5 Uhr. Der Verluſt der Kaiſerlichen betrug gegen 2000 M. Den eignen Verluſt gaben die Franzoſen zu 1100 M. an. Außer dieſem Verluſte hatte das Treffen bei Sinzheim für die Kaiſerlichen keine Folgen, denn Turenne kehrte in den nächſten Tagen bei Philippsburg wieder über den Rhein zurück. — (Vergl. Histoire du Vicomte de Turenne. 2. Band.) — s —

Sipahi, ſiehe Spahis.

Siris, Schlacht am, ſiehe Heraklea.

Siſtowa, Friede 1791, ſ. Reichenbach, Convention von 1790.

Sita, Fluß im Fürſtenthum Nowogrod im nordöſtlichen Rußland, welcher ſich in die Mologa ergießt.

Schlacht am 4. März 1238.

Nach Dſchingis Chan's Tode (1227) befahl deſſen Nachfolger und älteſter Sohn Oktai ſeinem Neffen Batu mit 300,000 Kriegern die nördlichen Küſten des kaſpiſchen Meeres nebſt den entfernteren Ländern zu erobern, ein Befehl, welcher auf lange Zeit das Schickſal Rußlands entſchied. Dieſes furchtbare Heer erſchien zu Ende des Jahres 1237 im ſüdlichen Theile des Fürſtenthums Räſan. Die ruſſiſchen Fürſten dieſes Landes und der Provinzen Pronsk und Murom zogen den Mongolen bis an den Fluß Woroneſch entgegen. Nachdem Batu Moskwa mit Feuer und Schwert verheert und daſelbſt des Großfürſten Georg zweiten Sohn Wladimir gefangen genommen, ſah der Großfürſt zu ſpät ein, wie gefährlich dieſe Anfangs unbeachteten Feinde waren. Er verließ ſeine Hauptſtadt, deren Vertheidigung er ſeinen Söhnen Wſewolod und Mſtislaw übertrug und zog ſich in Begleitung von drei Neffen und mit einer kleinen Leibwache in das Gebiet von Jaroslaw zurück, hier ſchlug er am Fluſſe S. ein Lager auf, begann ein Heer zu ſammeln und harrte voll Ungeduld auf ſeiner Brüder

Ankunft, besonders auf die des tapfern Jaroslaw, des Sohnes des gewesenen Fürsten von Pskow. Noch stand er an der S., als er auch den Fall seiner Hauptstadt und den Untergang des in derselben befindlichen größten Theils seiner Familie vernahm. Georg zeigte Stärke im Unglück und vergaß seines Grams, um kräftig zu handeln. Er übertrug den Befehl über seine Leibwache dem Bojaren Jaroslaw Michailowitsch und rüstete sich zur entscheidenden Schlacht. Sein aus 3000 M. bestehender Vortrab, von Doroskie angeführt, kam mit der Nachricht zurück, daß Batu's Schaaren sie bereits umgingen. Großfürst Georg, sein Bruder Swätoslaw und seine Neffen stiegen zu Pferde, ordneten das Heer und gingen dem Feinde entgegen. Die Russen kämpften lange und tapfer, wurden aber endlich gänzlich geschlagen. Georg fiel am Ufer der S.; sein Neffe Wasiliko, welcher in Gefangenschaft gerathen, wurde auf Batu's Befehl ermordet, weil er sich weigerte, in die Reihen der Mongolen überzutreten. Seit dieser unglücklichen Schlacht blieb Rußland 240 Jahre lang unter Mongolisch-Tartarischer Herrschaft, und die Großfürsten aus dem Hause Rurik mußten im Krieg und Frieden den harten Druck des Chans von Kaptschak (auch zur goldenen Horde genannt) empfinden; die russischen Fürsten mußten zum Chan — der seinen Sitz zu Serai an der Wolga im Reiche Kaptschak hatte — um Bestätigung in ihrer Würde reisen, und er setzte sie nach Gefallen ein und ab. Gegen diese überwiegende Macht gab es lange keine Hilfe, da der Großfürst zu Moskwa die Kraft nicht hatte, das Joch des Chans, der ihn unter dem Drucke hielt, abzuwerfen. Als aber durch die wiederholten Angriffe Timur's oder Tamerlan's (s. d.) die Kraft der Mongolen gebrochen wurde und das Reich in mehrere Chanate (Kasan, Astrakan, Krimm und Turan) zerfiel, da wagte es endlich der Großfürst Iwan Wasiliewitsch, den Tribut, den er selbst noch von 1462 bis 1476 entrichtet hatte, im Jahre 1477 zu verweigern. Mit diesem Jahre beginnt die Regeneration und zugleich der fortwährende Anwachs des russischen Reiches. (Vergl. Geschichte der Russen von J. P. G. Ewers. 1r Thl. Dorpat 1816. — Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. 3. Bd. Riga 1823.)

Gtz.

Situationszeichnen ist ein Theil der Arbeiten bei Anfertigung von topographischen Karten und Plänen, und begreift sowohl das Zeichnen beim Aufnehmen selbst, das Auszeichnen nach beendigter Aufnahme, als auch das Copiren von Aufnahmen oder topographischen Plänen, die nach Modellen gefertigt oder willkürlich zusammengestellt werden. Der zuletzt genannte Theil des Situationszeichnens ist vorzüglich das Mittel, um Situationszeichnen zu lernen. Unter einer topographischen Karte, einem Situationsplane, versteht man einen nach verjüngtem Maßstabe entworfenen Grundriß, oder die orthographische Horizontalprojection eines Theiles der Erdoberfläche. Ist die Verjüngung unter 1 : 100,000, so nennt man die gefertigte Horizontalprojection einen Situationsplan; ist dieselbe größer, so nennt man die Projection eine Karte. Das Aufnehmen (s. d.) lehrt die Horizontalprojectionen größerer oder kleinerer Theile der Erdoberfläche entwerfen, und das Situationszeichnen gibt die nöthigen Anweisungen, nach denen man diese Aufnahmen auszeichnet oder copirt, und in denselben die Unebenheiten der Erdoberfläche ausdrückt. Das Situationszeichnen ist daher eine Kunst, die jedem Militair von großem Interesse sein muß, nicht etwa um blos schön copirte Pläne liefern, sondern vielmehr, um dieselben verstehen, gleichsam lesen zu können. Ein guter, militairischer Situationsplan, oder eine dergleichen topographische Karte wird, mit Berücksichtigung des gewählten

Maßstabes, und der zur Aufnahme und Auszeichnung gegebenen Zeit, nicht allein alle, möglicher Weise ausdruckbaren militairisch wichtige, hydrographische und chorographische Gegenstände, alle Bewachsungen und Bebauungen, d. h. Alles, was man auf Karten und Plänen (wiewohl nicht ganz mit Recht unter der Benennung Topographie versteht); sondern auch alle orographischen Gegenstände, d. h. alle Terrainunebenheiten, enthalten. Da jedoch die topographischen Gegenstände gewöhnlich nur durch Zeichen (Charaktere) ausgedrückt werden können, diese Zeichen oft in der Masse verschwinden, besonders aber weil ein Menge jener Gegenstände Eigennamen haben, so muß jeder Situationsplan beschrieben werden. Es ist bekannt, daß aus geometrischen Grundrissen, nur die horizontalen Entfernungen abgenommen werden können. Jeder Situationsplan ist aber ein solcher, mithin gibt er die wahren Längen der Terrainunebenheiten nie unmittelbar. Die Art und Weise, wie man die letzteren im Grundriß darstellt, ist nun zwar darauf berechnet, daß man die Böschungswinkel und danach auch die wahren Längen und Höhen taxiren kann; allein sobald es auf eine gewisse Genauigkeit ankommt (z. B. beim Anlegen von Feldverschanzungen), so wird man die Situationspläne noch mit Profilen versehen müssen. Das Zeichnen jedes allgemein brauchbaren, militairischen Situationsplanes zerfällt daher in folgende vier Abschnitte:

I. Auszeichnung aller hydrographischen und chorographischen Gegenstände, so wie alle der Bewachsungen und Bebauungen, oder Auszeichnung der Topographie. — II. Darstellung der Terrainunebenheiten. — III. Beschreibung. — IV. Profilirung der wichtigsten Terrainunebenheiten. — Was die Darstellung der topographischen Gegenstände eines Situationsplanes (Topographie im engern Sinne des Worts) anbelangt, so wird auf den betreffenden Artikel verwiesen, und es gnüge hier die Bemerkung, daß man die Bestimmungen des preußischen Generalstabs über die An- und Verwendung von Farben und Charakteren zur Darstellung aller Gegenstände der Situation, mit Ausnahme der Terrainunebenheiten, in der ersten Abtheilung des 10. Bandes der Handbibliothek für Officiere findet. — Die Darstellung der Terrainunebenheiten ist für den Militair der wichtigste Theil des Situationszeichnens. — Die Geschichte der Entstehung und Ausbildung dieser Kunst fällt im Allgemeinen mit der Geschichte des Kartenwesens zusammen. Da letztere in dem Artikel „Karten" bereits abgehandelt wurde, so gnügt es hier zu erwähnen, daß die frühern Karten und Pläne hinsichtlich der Darstellung der Terrainunebenheiten, höchst mangelhaft und unzuverlässig waren. Selbst bis in die neuen Zeiten, wo die Fortschritte in der Geographie, Geognosie, Terrainlehre, der Mathematik, Projectionslehre, die Verbesserung der Instrumente ꝛc. ꝛc. es möglich und die veränderte Kriegführung es dringend nothwendig machten, den lange gefühlten Mängeln abzuhelfen, bemühte man sich vergebens, ein allen Anforderungen entsprechendes System aufzustellen. Gewiß würde man schon früher zu dem gewünschten Ziele gelangt sein, wenn man nicht von ganz irrigen Ansichten ausgegangen wäre (perspectivische Darstellung der Berge in geometrischen Horizontalprojectionen, Annahme einer schiefen Beleuchtung ꝛc.), wenn die Männer, die durch ihre Schriften auf Begründung entsprechender Systeme hinarbeiteten, sich über den wahren Zweck, die zu erfüllenden Anforderungen und die zu verwendenden Mittel verständigt hätten, anstatt sich gegenseitig anzufeinden; wenn man endlich von einer gewissen Geheimnißkrämerei, die leider noch nicht ganz verschwunden ist, abgegangen wäre. So aber blieb es dem sächsischen Major Lehmann (vergl. den Artikel über ihn und sein

als es bei der Färbung durch Laſiren und Punctiren der Fall iſt.
uſchmanier iſt noch beſonders vorzuwerfen, daß bei ihr das Papier
rd, ſich ausdehnt, und die Pläne daher an Richtigkeit verlieren.
kann man nicht in Abrede ſtellen, daß die Tuſchmanier, in Hinſicht
nelle Ausführung, der Strichmanier etwas überlegen iſt. Die Punc-
er iſt unbedingt die ſchlechteſte, denn ſie trägt den Charakter des
mmten und Verwiſchten faſt noch mehr als die Tuſchmanier, und
t zur Ausführung ungemein viel Zeit. Man findet ſie daher auch
r wenig, und dann gewöhnlich nur in geſtochenen oder lithographir-
ten (man ſ. d. K. d. europäiſchen Türkei zu F. v. Ciriacy's Wer-
das osmaniſche Reich, die in einer gewiſchten und punctirten Kreide-
ausgeführt iſt) oder in Verbindung mit der Strichmanier (man
d. Zeitſchrift f. Kriegswiſſenſchaft u. Geſch. des Kriegs 1833. Heft
nach Major Bleſſon's Angaben geſtochenen Plan von Lüttich) oder
ondern Veranlaſſungen (man ſehe d. Karten zu W. G. Lohrmann's
raphie der ſichtbaren Mondoberfläche) angewendet. Bei der als vor-
anerkannten Färbungsart der ſchiefen Flächen in der Horizontalpro-
durch Striche (Schraffire) hat man eine große Menge von Manieren
ſchlagen, in denen jedoch nur die 4 folgenden berückſichtiget zu werden
nen. Die erſte dieſer Strichmanieren enthält das Lehmanniſche Sy-
(ſ. d.). Die zweite iſt die Manier des ſogenannten Ueberkreuzens der
che, nach welcher die Aufnahme des ſächſiſchen Ingenieurcorps vom
igreich Sachſen ausgezeichnet worden iſt. Dieſe Manier, die außerhalb
chſen vielleicht wenig bekannt wurde, leiſtet bei Auszeichnung von Aufs-
men in ſehr großem Maßſtabe weſentliche Dienſte, weil ſie die in ſol-
n Fällen ſo wünſchenswerthe Gewinnung kräftiger Schwärzen zuläßt.
as die Färbung der Böſchungsflächen ſelbſt betrifft, ſo beruhet dieſes
yſtem ganz auf den Lehmannſchen Beſtimmungen, ſo daß man einen
berkreuzten Situationsplan erhält, wenn man die einfachen Strichlagen
ines nach Lehmann gezeichneten Planes mit einer zweiten, der erſten in
Stärke, Zwiſchenräumen und Länge ganz gleichen Strichlage überlegt, und
Zwar ſo, daß durch das Ueberkreuzen der Striche möglichſt flache verſchobene
Vierecke entſtehen. Als Hauptregel gilt ferner, daß man mit der zweiten
Strichlage die Zuſammenſtöße der einzelnen Strichſchichten der erſten Lage
überdeckt. Gewöhnlich wirft man dieſem Syſteme vor, daß bei ſeiner An-
wendung unnöthig viel Zeit verwendet werde, weil man gegen die einfache
Strichmanier doppelt ſo viel Striche machen müſſe, allein dieſer Vorwurf
wird durch die Erfahrung nicht beſtätiget, denn was man durch die größere
Anzahl der Striche an Zeit verliert, gewinnt man dadurch wieder, daß man
bei jedem einzelnen Striche nicht zu ängſtlich zu ſein braucht, denn kleinere
Fehler verſchwinden durch das Ueberkreuzen. Man darf deßhalb jedoch nicht
annehmen, daß dieſes Syſtem für ſchwache Zeichner geeignet ſei, denn das
Auflegen der zweiten Strichlage verlangt einen ſehr geübten Zeichner, weil
letzteres mehr nach dem Gefühl, als nach beſtimmten Regeln ausgeführt
wird. Um übrigens einen Beweis zu geben, wie analog die Manier des
Ueberkreuzens mit der einfachen Lehmannſchen iſt, diene die Bemerkung,
daß die bei Fleiſcher in Leipzig erſchienene erſte Lieferung des großen Atlaſſes
von Sachſen, bearbeitet vom Oberſten Oberreit, nach jener oben erwähnten
Aufnahme des Ingenieurscorps bis auf 1:57600 reducirt, und dabei die
gekreuzte Situation in einfache ohne Schwierigkeit übertragen worden iſt.
Die dritte Strichmanier iſt die, die in der öſtreichiſchen Armee unter der
Benennung „Generalſtabsmanier" bekannt und bereits vielfach angewandt

Syſtem) vorbehalten, die Aufgabe mit dem beſten Erfolge zu löſen. Ein Syſtem, um die ſchiefe Fläche in der Horizontalprojection, oder die Terrainunebenheiten in einem Situationsplane ausdrücken zu können, iſt unter allen bisher veröffentlichten das entſprechendſte und gnügt allen Anforderungen. Dieſe Anforderungen, die man überhaupt an ein ſolches Syſtem machen kann und muß, ſind folgende: Zuerſt verlangt man, daß eine entſprechende Theorie, auf mathematiſchen, optiſchen und überhaupt wiſſenſchaftlichen Grundſätzen beruhe, und ſich von willkürlichen Annahmen und Beſtimmungen möglichſt frei halte. Zweitens, daß der praktiſchen Ausführung der aufgeſtellten Theorie nicht unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen treten, d. h. daß ſich auch ein weniger geübter Zeichner, ohne unverhältnißmäßigen Zeitaufwand, ihrer bedienen kann. Drittens, daß jeder die Theorie Kennende im Stande iſt, auf einem nach ihr gezeichneten Situationsplane die Böſchungswinkel von 5—5° und hiernach die wahren Längen der ſchiefen Flächen, ſo wie die gegenſeitigen Ueberhöhungen der Terrainunebenheiten, zu erkennen und abzuſchätzen. Viertens, daß die vollendete Zeichnung ein Bild gebe, welches auf das Auge des Beſchauers den Eindruck plaſtiſcher Arbeiten oder eines Modelles mache, ſo daß Jeder, der die Theorie auch nicht kennt, wenigſtens eine Generalidee von dem dargeſtellten Terrain erhält. Endlich fünftens muß die Theorie geſtatten, daß man ſie ſowohl bei Karten, als auch bei Situationsplänen, mithin bei allen Verjüngungen, wo die Darſtellung der Terrainunebenheiten überhaupt noch möglich bleibt, anwenden kann. — Die Hauptgrundſätze, die man ſeit Lehmann jeder guten Theorie der Darſtellung der ſchiefen Fläche auf der Horizontalebene unterlegt, ſind: 1. ſenkrechte Beleuchtung, ſo daß jede gleich große und gleich geneigte Fläche, gleich viele Lichtſtrahlen auffängt, und daß alle Schlagſchatten wegfallen. 2. Jede der verſchieden geneigten Flächen erhält eine aus ſchwarz und weiß gemiſchte (gemengte) Färbung, die mit dem Neigungswinkel im Verhältniß ſtehet, und zwar ſo, daß nach der Lehre vom reflectirten Lichtſtrahle die ſteiler geneigten Flächen dunkler erſcheinen, als die weniger geneigten. 3. Die Grenzen der auszudrückenden Böſchungswinkel liegen zwiſchen 0 und 45°, da ſteilere Böſchungen in militairiſcher Beziehung nur einen paſſiven Einfluß ausüben. Dieſer auf Erfahrung beruhenden Beſtimmung analog ſind die Färbungen ſo angeordnet, daß ſie ſich zwiſchen weiß und ſchwarz bewegen, wo dann weiß oder das volle Licht einen Böſchungswinkel von 0°; ſchwarz, oder der volle Schatten, einen ſolchen von 45° angibt. — Was nun die Ausführung der Färbungen ſelbſt anlangt, ſo hat man drei verſchiedene Wege einzuſchlagen. Der eine beſteht darin, daß man die Flächen mit ſchwärzeren oder bläſſeren Tuſchtönen laſirt, wo es nöthig, verwäſcht; der zweite, daß man dieſelben mit ſtärkeren oder ſchwächeren, enger oder weiter von einander ſtehenden Puncten überſtreut; der dritte, daß man dieſelben mit Strichen überzieht. Einige Schriftſteller ſchlagen auch vor, und unternahmen es verſuchsweiſe, die Laſir- und Punctirmanier mit der Strichmanier zu verbinden. Indeß hat ſich bis jetzt nur die Strichmanier einer allgemeinen Anwendung zu erfreuen gehabt, was den ſicherſten Beweis für ihre größere praktiſche Brauchbarkeit gibt. Beſonders gereicht aber der Strichmanier der Umſtand zum Vortheile, daß man bei ihr den Fall und die Richtung der Böſchungen auf eine ſehr in die Augen fallende Art wahrnimmt. Ferner laſſen ſich bei ihr die Terrainunebenheiten auch bei ſehr verjüngtem Maßſtabe, und überhaupt bei kleinen Partien, viel beſtimmter und klarer ausdrücken, ſo wie die durch Färbung mit Strichen ausgedrückten Böſchungswinkel leichter beurtheilen und

leſen, als es bei der Färbung durch Laſiren und Punctiren der Fall iſt. Der Tuſchmanier iſt noch beſonders vorzuwerfen, daß bei ihr das Papier naß wird, ſich ausdehnt, und die Pläne daher an Richtigkeit verlieren. Indeß kann man nicht in Abrede ſtellen, daß die Tuſchmanier, in Hinſicht auf ſchnelle Ausführung, der Strichmanier etwas überlegen iſt. Die Punctirmanier iſt unbedingt die ſchlechteſte, denn ſie trägt den Charakter des Unbeſtimmten und Verwiſchten faſt noch mehr als die Tuſchmanier, und verlangt zur Ausführung ungemein viel Zeit. Man findet ſie daher auch nur ſehr wenig, und dann gewöhnlich nur in geſtochenen oder lithographirten Karten (man ſ. d. K. d. europäiſchen Türkei zu F. v. Ciriacy's Werken u. das osmaniſche Reich, die in einer gewiſchten und punctirten Kreidemanier ausgeführt iſt) oder in Verbindung mit der Strichmanier (man ſehe in d. Zeitſchrift f. Kriegswiſſenſchaft u. Geſch. des Kriegs 1833. Heft 2. den nach Major Bleſſon's Angaben geſtochenen Plan von Lüttich) oder bei beſondern Veranlaſſungen (man ſehe d. Karten zu W. G. Lohrmann's Topographie der ſichtbaren Mondoberfläche) angewendet. Bei der als vorzüglich anerkannten Färbungsart der ſchiefen Flächen in der Horizontalprojection durch Striche (Schraffire) hat man eine große Menge von Manieren vorgeſchlagen, in denen jedoch nur die 4 folgenden berückſichtiget zu werden verdienen. Die erſte dieſer Strichmanieren enthält das Lehmannſche Syſtem (ſ. d.). Die zweite iſt die Manier des ſogenannten Ueberkreuzens der Striche, nach welcher die Aufnahme des ſächſiſchen Ingenieurcorps vom Königreich Sachſen ausgezeichnet worden iſt. Dieſe Manier, die außerhalb Sachſen vielleicht wenig bekannt wurde, leiſtet bei Auszeichnung von Aufnahmen in ſehr großem Maßſtabe weſentliche Dienſte, weil ſie die in ſolchen Fällen ſo wünſchenswerthe Gewinnung kräftiger Schwärzen zuläßt. Was die Färbung der Böſchungsflächen ſelbſt betrifft, ſo beruhet dieſes Syſtem ganz auf den Lehmannſchen Beſtimmungen, ſo daß man einen überkreuzten Situationsplan erhält, wenn man die einfachen Strichlagen eines nach Lehmann gezeichneten Planes mit einer zweiten, der erſten in Stärke, Zwiſchenräumen und Länge ganz gleichen Strichlage überlegt, und zwar ſo, daß durch das Ueberkreuzen der Striche möglichſt flache verſchobene Vierecke entſtehen. Als Hauptregel gilt ferner, daß man mit der zweiten Strichlage die Zuſammenſtöße der einzelnen Strichſchichten der erſten Lage überdeckt. Gewöhnlich wirft man dieſem Syſteme vor, daß bei ſeiner Anwendung unnöthig viel Zeit verwendet werde, weil man gegen die einfache Strichmanier doppelt ſo viel Striche machen müſſe, allein dieſer Vorwurf wird durch die Erfahrung nicht beſtätiget, denn was man durch die größere Anzahl der Striche an Zeit verliert, gewinnt man dadurch wieder, daß man bei jedem einzelnen Striche nicht zu ängſtlich zu ſein braucht, denn kleinere Fehler verſchwinden durch das Ueberkreuzen. Man darf deßhalb jedoch nicht annehmen, daß dieſes Syſtem für ſchwache Zeichner geeignet ſei, denn das Auflegen der zweiten Strichlage verlangt einen ſehr geübten Zeichner, weil letzteres mehr nach dem Gefühl, als nach beſtimmten Regeln ausgeführt wird. Um übrigens einen Beweis zu geben, wie analog die Manier des Ueberkreuzens mit der einfachen Lehmannſchen iſt, diene die Bemerkung, daß die bei Fleiſcher in Leipzig erſchienene erſte Lieferung des großen Atlaſſes von Sachſen, bearbeitet vom Oberſten Oberreit, nach jener oben erwähnten Aufnahme des Ingenieurscorps bis auf 1:57600 reducirt, und dabei die gekreuzte Situation in einfache ohne Schwierigkeit übertragen worden iſt. — Die dritte Strichmanier iſt die, die in der öſtreichiſchen Armee unter der Benennung „Generalſtabsmanier" bekannt und bereits vielfach angewendet

ist. In der Theorie mit der Lehmannschen ganz übereinstimmend, weicht sie nur in der Ausführung von derselben ab. Um nämlich die Schwierigkeiten zu beseitigen, die der wenig geübte oder ungeschickte Zeichner bei Anwendung des Lehmannschen Systems findet, kam man auf die Idee, den Strichen eine gleiche mittlere Stärke und einen dergleichen Abstand zu geben. Um nun den verschieden geneigten Böschungen die entsprechenden Färbungen zu geben, so bereitet man neue Tuschtöne, die mit den Schwärzen der Lehmannschen Scala übereinstimmen, und die Neigungswinkel von 5 — 5° ausdrücken. Die Zwischentöne, so wie die Uebergänge, werden durch wiederholtes Uebergehen, oder durch verstärktes Aufdrücken der Feder erzielt. Situationspläne, nach diesem Systeme gezeichnet, geben ein sehr schönes Bild der dargestellten Terrainunebenheiten, und gleichen, in der Entfernung angesehen, wo die einzelnen Striche dem Auge entschwinden, ganz den nach der Lehmannschen Manier ausgeführten Plänen. Es ist nicht zu leugnen, daß die in Rede stehende Manier viel Ansprechendes hat, besonders da sie sich bei allen Verjüngungen anwenden läßt. Allein im Felde wird man wohl nie Zeit, und selten Mittel finden, sich die verschiedenen Tuschtöne zu bereiten. Die Manier eignet sich auch nicht für das Situationszeichnen mit Bleistift, eine Ausführungsart, die bei ernsten Veranlassungen doch so häufig vorkommt. Das System hat demnach Mängel (fast dieselben der Tuschmanier), die es, ungeachtet der großen Vortheile in Bezug auf leichte und schnelle Ausführung, für den eigentlichen Militairgebrauch unanwendbar machen. — Endlich die vierte Art, die wahre Länge der schiefen Fläche und deren Neigungswinkel in der Horizontalprojection auszudrücken, besteht darin: daß man den Strichen für die Neigungswinkel von 5 — 5° besondere Formen gibt. Es sind eine Menge solcher Systeme aufgestellt worden, allein nur eins verdient hier aufgenommen zu werden, weil bei ihm das Verhältniß der Schwärzentöne zu dem Neigungswinkel so viel als möglich beibehalten wurde. Das fragliche System ist das unter der Benennung „das Müfflingsche" wohl allgemein bekannte. Seit etwa 1825 ist dasselbe in Preußen eingeführt und man zeichnet daselbst alle topographischen Aufnahmen, bis zu einem gewissen Grade der Verjüngung aus. Die Scala dieses Systems enthält folgende Bestimmungen: 5° Böschungswinkel wird durch fein punctirte Striche ausgedrückt; 10° durch feine Striche mit dergleichen punctirten abwechselnd; 15° durch etwas stärkere Striche; 20° durch dieselben Striche, mit gleich starken, geschlängelten abwechselnd; 25° durch noch etwas stärkere Striche, bei denen immer auf zwei grade ein geschlängelter folgt; 30° durch ziemlich starke Striche, immer mit zwei feinen, nahe an einander stehenden abwechselnd; 35° durch starke Striche, mit einem etwa ½ so starken abwechselnd; 40° durch sehr starke und eng an einander stehende Striche; 45° durch ganz in einander fließende Striche; oder durch die volle Schwärze. Obschon die Scala nicht auf streng mathematischen Grundsätzen beruhet, und das Verhältniß des Schwarzen zum Weißen sich nicht, wie bei der Lehmannschen, durch Zahlen ausdrücken läßt; so ist die Form und Stärke der Striche und deren Zwischenräume, überhaupt die ganze Zusammenstellung, doch auf eine solche Weise angeordnet, daß dieselbe, neben eine Lehmannsche Scala gestellt, fast genau denselben Eindruck auf das Auge macht, wie letztere. In dieser Beziehung würde sich daher wenig gegen das System einwenden lassen, allein es besitzt andere, wesentliche Mängel, die es für den Gebrauch im Felde unanwendbar machen, was schon dadurch sehr bestimmt ausgesprochen wird, daß sich der preußische Generalstab desselben nur höchstens bis zu einer Verjüngung

von 1:50,000 bedient. Dagegen leistet das System bei Auszeichnung von Aufnahmen in großem Maßstabe, so wie da, wo es nur darauf ankommt, die Böschungswinkel genau anzugeben, wesentliche Dienste. Endlich hat das System besonders den Vortheil, daß ein Plan, er mag so oft copirt werden, als er will, immer dieselbe Richtigkeit behält. Die angedeuteten Mängel würden dagegen sein: a) es ist sehr schwierig die concaven und convexen, überhaupt alle nicht stätigen Bergabhänge, wo man aus einer Strichart in die andere übergehen muß, auszudrücken; b) es gehört ein ungemein geübter Zeichner dazu, wenn ein nach diesem System gezeichneter Plan, ein richtiges Bild vom Relief geben soll; c) von zwei gleich geübten Zeichnern wird daher derjenige, der nach Lehmann arbeitet, bei beschränkter Zeit, eine bessere, allgemein brauchbarere Zeichnung liefern, oder eine vollkommenere Zeichnung früher beenden, als ein anderer, der nach der Müfflingschen Scala arbeitet; d) endlich ist das System bei flüchtigen Aufnahmen und Crokirungen gar nicht anwendbar. Nach dem bis jetzt Gesagten kann man bei unbefangenem Urtheile wohl nicht anders, als man muß dem Lehmannschen Systeme den Vorzug vor den übrigen zugestehen; denn es beruht auf streng wissenschaftlichen Grundsätzen, reicht für alle vorkommenden Fälle bei Karten und Plänen zu richtigen und genauen Darstellungen der Terrainunebenheiten aus, wird nur in einzelnen wenigen Fällen durch die Leistungen der andern Systeme übertroffen, und ist für die Arbeiten im Felde besonders geeignet. — Schon mehrfach ist bemerkt worden, daß ein Hauptvortheil der Strichmanier gegen die übrigen darin bestehe, daß die Richtung der Striche zugleich den Fall der Böschungen angebe; dieß bedarf weiterer Erklärungen. Ein großer Theil der Unebenheiten der Erdoberfläche hat seine Bildung, wenigstens was die äußern, weicheren Schichten betrifft, durch die Einwirkungen des abfließenden Wassers erhalten, so daß die Böschungen der Erhebungen und Versenkungen nach den Richtungen der nach den Gesetzen der Schwere ablaufenden Flüssigkeiten geformt sind. Legt man daher die Situationsstriche nach der Richtung desjenigen Schenkels eines Böschungswinkels, der in der Böschungsfläche liegt; so drückt man dadurch in Situationsplänen die Richtung des Falles der Böschungen aus, und es kommt nur darauf an, die Lage jenes Schenkels zu bestimmen. Man denke sich zu diesem Behufe einen frei stehenden Berg durch eine beliebige Menge, immer gleichen vertikalen Abstand beibehaltender, horizontaler Ebenen durchschnitten; so werden auf der Böschungsfläche des Berges eine gleiche Menge in sich zurückkehrender, gekrümmter Schnittlinien entstehen. Diese Linien nennt man Horizontalen, und sie sind die Durchschnittslinien zwischen den horizontalen Schnittflächen und den Böschungsflächen. Da nun die Schenkel des Winkels, der die Größe des Neigungswinkels zweier sich schneidenden Ebenen mißt, senkrecht auf der Schnittlinie stehen; so müssen auch die Situationsstriche senkrecht auf den Horizontalen stehend gezeichnet werden. Daher ist umgekehrt jede Linie, welche die Situationsstriche rechtwinkelig schneidet, eine Horizontale. Wie die Horizontalen auf dem Terrain gefunden und eingetragen werden, lehrt das Aufnehmen. Da jedoch die Horizontalen im geometrischen Grundrisse, nur selten parallel mit einander laufen, so wird man die Striche häufig krümmen und etwas keilförmig zeichnen müssen, weil man, um Zeit zu ersparen und die Arbeit zu erleichtern, so wenig als möglich Horizontalen annimmt. An solchen Stellen jedoch, wo sich die Horizontalen zu weit entfernen, die Striche demnach zu lang gekrümmt und keilförmig ausfallen würden, muß man sogenannte Zwischen- oder Hilfshorizontalen, d. h. solche Horizontalen anlegen, die nicht

ist. In der Theorie mit der Lehmannschen ganz übereinstimmend, weicht sie nur in der Ausführung von derselben ab. Um nämlich die Schwierigkeiten zu beseitigen, die der wenig geübte oder ungeschickte Zeichner bei Anwendung des Lehmannschen Systems findet, kam man auf die Idee, den Strichen eine gleiche mittlere Stärke und einen dergleichen Abstand zu geben. Um nun den verschieden geneigten Böschungen die entsprechenden Färbungen zu geben, so bereitet man neue Tuschtöne, die mit den Schwärzen der Lehmannschen Scala übereinstimmen, und die Neigungswinkel von 5 — 5° ausdrücken. Die Zwischentöne, so wie die Uebergänge, werden durch wiederholtes Uebergehen, oder durch verstärktes Aufdrücken der Feder erzielt. Situationspläne, nach diesem Systeme gezeichnet, geben ein sehr schönes Bild der dargestellten Terrainunebenheiten, und gleichen, in der Entfernung angesehen, wo die einzelnen Striche dem Auge entschwinden, ganz den nach der Lehmannschen Manier ausgeführten Plänen. Es ist nicht zu leugnen, daß die in Rede stehende Manier viel Ansprechendes hat, besonders da sie sich bei allen Verjüngungen anwenden läßt. Allein im Felde wird man wohl nie Zeit, und selten Mittel finden, sich die verschiedenen Tuschtöne zu bereiten. Die Manier eignet sich auch nicht für das Situationszeichnen mit Bleistift, eine Ausführungsart, die bei ernsten Veranlassungen doch so häufig vorkommt. Das System hat demnach Mängel (fast dieselben der Tuschmanier), die es, ungeachtet der großen Vortheile in Bezug auf leichte und schnelle Ausführung, für den eigentlichen Militairgebrauch unanwendbar machen. — Endlich die vierte Art, die wahre Länge der schiefen Fläche und deren Neigungswinkel in der Horizontalprojection auszudrücken, besteht darin: daß man den Strichen für die Neigungswinkel von 5 — 5° besondere Formen gibt. Es sind eine Menge solcher Systeme aufgestellt worden, allein nur eins verdient hier aufgenommen zu werden, weil bei ihm das Verhältniß der Schwärzentöne zu dem Neigungswinkel so viel als möglich beibehalten wurde. Das fragliche System ist das unter der Benennung „das Müfflingsche" wohl allgemein bekannte. Seit etwa 1825 ist dasselbe in Preußen eingeführt und man zeichnet daselbst alle topographischen Aufnahmen, bis zu einem gewissen Grade der Verjüngung aus. Die Scala dieses Systems enthält folgende Bestimmungen: 5° Böschungswinkel wird durch fein punctirte Striche ausgedrückt; 10° durch feine Striche mit dergleichen punctirten abwechselnd; 15° durch etwas stärkere Striche; 20° durch dieselben Striche, mit gleich starken, geschlängelten abwechselnd; 25° durch noch etwas stärkere Striche, bei denen immer auf zwei grade ein geschlängelter folgt; 30° durch ziemlich starke Striche, immer mit zwei feinen, nahe an einander stehenden abwechselnd; 35° durch starke Striche, mit einem etwa ¼ so starken abwechselnd; 40° durch sehr starke und eng an einander stehende Striche; 45° durch ganz in einander fließende Striche; oder durch die volle Schwärze. Obschon die Scala nicht auf streng mathematischen Grundsätzen beruhet, und das Verhältniß des Schwarzen zum Weißen sich nicht, wie bei der Lehmannschen, durch Zahlen ausdrücken läßt; so ist die Form und Stärke der Striche und deren Zwischenräume, überhaupt die ganze Zusammenstellung, doch auf eine solche Weise angeordnet, daß dieselbe, neben eine Lehmannsche Scala gestellt, fast genau denselben Eindruck auf das Auge macht, wie letztere. In dieser Beziehung würde sich daher wenig gegen das System einwenden lassen, allein es besitzt andere, wesentliche Mängel, die es für den Gebrauch im Felde unanwendbar machen, was schon dadurch sehr bestimmt ausgesprochen wird, daß sich der preußische Generalstab desselben nur höchstens bis zu einer Verjüngung

von 1:50,000 bedient. Dagegen leistet das System bei Auszeichnung von Aufnahmen in großem Maßstabe, so wie da, wo es nur darauf ankommt, die Böschungswinkel genau anzugeben, wesentliche Dienste. Endlich hat das System besonders den Vortheil, daß ein Plan, er mag so oft copirt werden, als er will, immer dieselbe Richtigkeit behält. Die angedeuteten Mängel würden dagegen sein: a) es ist sehr schwierig die concaven und convexen, überhaupt alle nicht stätigen Bergabhänge, wo man aus einer Strichart in die andere übergehen muß, auszudrücken; b) es gehört ein ungemein geübter Zeichner dazu, wenn ein nach diesem System gezeichneter Plan, ein richtiges Bild vom Relief geben soll; c) von zwei gleich geübten Zeichnern wird daher derjenige, der nach Lehmann arbeitet, bei beschränkter Zeit, eine bessere, allgemein brauchbarere Zeichnung liefern, oder eine vollkommenere Zeichnung früher beenden, als ein anderer, der nach der Müfflingschen Scala arbeitet; d) endlich ist das System bei flüchtigen Aufnahmen und Croquirungen gar nicht anwendbar. Nach dem bis jetzt Gesagten kann man bei unbefangenem Urtheile wohl nicht anders, als man muß dem Lehmannschen Systeme den Vorzug vor den übrigen zugestehen; denn es beruht auf streng wissenschaftlichen Grundsätzen, reicht für alle vorkommenden Fälle bei Karten und Plänen zu richtigen und genauen Darstellungen der Terrainunebenheiten aus, wird nur in einzelnen wenigen Fällen durch die Leistungen der andern Systeme übertroffen, und ist für die Arbeiten im Felde besonders geeignet. — Schon mehrfach ist bemerkt worden, daß ein Hauptvortheil der Strichmanier gegen die übrigen darin bestehe, daß die Richtung der Striche zugleich den Fall der Böschungen angebe; dieß bedarf weiterer Erklärungen. Ein großer Theil der Unebenheiten der Erdoberfläche hat seine Bildung, wenigstens was die äußern, weicheren Schichten betrifft, durch die Einwirkungen des abfließenden Wassers erhalten, so daß die Böschungen der Erhebungen und Versenkungen nach den Richtungen der nach den Gesetzen der Schwere ablaufenden Flüssigkeiten geformt sind. Legt man daher die Situationsstriche nach der Richtung desjenigen Schenkels eines Böschungswinkels, der in der Böschungsfläche liegt; so drückt man dadurch in Situationsplänen die Richtung des Falles der Böschungen aus, und es kommt nur darauf an, die Lage jenes Schenkels zu bestimmen. Man denke sich zu diesem Behufe einen frei stehenden Berg durch eine beliebige Menge, immer gleichen vertikalen Abstand beibehaltender, horizontaler Ebenen durchschnitten; so werden auf der Böschungsfläche des Berges eine gleiche Menge in sich zurückkehrender, gekrümmter Schnittlinien entstehen. Diese Linien nennt man Horizontalen, und sie sind die Durchschnittslinien zwischen den horizontalen Schnittflächen und den Böschungsflächen. Da nun die Schenkel des Winkels, der die Größe des Neigungswinkels zweier sich schneidenden Ebenen mißt, senkrecht auf der Schnittlinie stehen; so müssen auch die Situationsstriche senkrecht auf den Horizontalen stehend gezeichnet werden. Daher ist umgekehrt jede Linie, welche die Situationsstriche rechtwinkelig schneidet, eine Horizontale. Wie die Horizontalen auf dem Terrain gefunden und eingetragen werden, lehrt das Aufnehmen. Da jedoch die Horizontalen im geometrischen Grundrisse, nur selten parallel mit einander laufen, so wird man die Striche häufig krümmen und etwas keilförmig zeichnen müssen, weil man, um Zeit zu ersparen und die Arbeit zu erleichtern, so wenig als möglich Horizontalen annimmt. An solchen Stellen doch, wo sich die Horizontalen zu weit entfernen, die Striche demnach zu lang gekrümmt und keilförmig ausfallen würden, muß man sogenannte Zwischen- oder Hilfshorizontalen, d. h. solche Horizontalen anlegen, die nicht

um den ganzen Berg herumgehen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, etwas über die den Situationsstrichen zu gebende Länge zu sagen. Dieselbe hängt von der angenommenen Verjüngung des Maßstabes und der Beschaffenheit der Partien ab, und wird durch den senkrechten Abstand der Horizontalen bestimmt. Bei sehr verjüngtem Maßstabe oder kleinern Partien wird man die Horizontalen enger an einander legen, und umgekehrt. Im letzteren Falle kommen dann, besonders bei den bloßen Partien, die Hilfshorizontalen sehr in Anwendung, weil man die Strichlänge für 45° Böschungswinkel als Normallänge annimmt. Uebrigens kann man sich sehr leicht auf geometrischem Wege Strichlängenmaßstäbe entwerfen, allein dieselben sind bei richtig angelegten Horizontalen überflüssig, denn letztere bestimmen die Strichlängen schon von selbst. Die ganze Theorie der Horizontalen und Strichlagen ist das Vollkommenste, was man sich für die Darstellung der Terrainunebenheiten denken kann. Man ersieht mittelst derselben sogleich, welche Unebenheiten sich überhöhen, ob ein Weg, eine Schlucht ꝛc. fällt oder steigt, indem man nur die Horizontalen zu verfolgen, oder die Winkel zu beobachten braucht, welche die Situationsstriche mit dem Wege oder der Schlucht ꝛc. einschließen. Am Schlusse dieses Abschnitts soll noch einer ganz eigenthümlichen Darstellungsart der Berge gedacht werden. Sie besteht darin, daß man nur Horizontalen ziehet, die bei 45° Böschungswinkel so dicht an einander liegen, daß die Striche in einander fließen, und somit die ganze Schwärze erlangt wird. So mathematisch richtig nun an und für sich diese Theorie ist, und so schön und wahr sich einzelne, nach ihr gezeichnete Berge dem Auge darstellen, so unanwendbar ist sie bei Zeichnungen größerer Partien und ganzer Pläne, abgesehen von der überaus schwierigen Zeichnung, denn die Ausführung verlangt ein genaues und wegen der kurzen Stationen sehr zeitraubendes Nivellement. —

Der dritte Abschnitt des Situationszeichnens betraf das Beschreiben der Pläne. Eine reinliche, deutliche Schrift trägt sehr wesentlich zur Brauchbarkeit eines Planes oder einer Karte bei, man muß sich daher einer solchen so viel als möglich befleißigen. Aber nicht allein die Deutlichkeit kommt in Betracht, sondern auch die Wahl der Schriftart, die Höhe der Schrift und die Abkürzung der Worte. In Ansehung der Schriftart entsprechen die stehenden und liegenden römischen Buchstaben und Ziffern vorzüglich, jedoch wird auch für niedrige Schrift die Cursivschrift sehr häufig angewendet. Die Schrifthöhe und zum Theil die Wahl der Schriftart bestimmt sich überhaupt nach dem Maßstabe, in welchem der Plan gezeichnet wurde, und nach der Größe des Plans; für die einzelnen Worte hingegen, nach der Wichtigkeit des zu beschreibenden Gegenstandes, zuweilen auch nach dem vorhandenen Raume. Besonders wichtige Gegenstände, wie z. B. Städte, Festungen, Gebirge ꝛc., beschreibt man oft nur mit großen Buchstaben. — Sehr empfehlenswerth ist es, wenn man für Gegenstände einerlei Art, z. A. für alle Gewässer, Orts- und Eigennamen ꝛc. durchgehends eine und dieselbe Schriftart verwendet, und dieselbe nach Umständen, höher oder niedriger, auch wohl weiter oder enger schreibt. Hinsichtlich der Wortabkürzungen und der Beschreibung durch einzelne Buchstaben lassen sich keine bestimmten Regeln geben. Man muß deßhalb da, wo eine sehr abgekürzte Schreibart angewendet wurde, den Zeichnungen erklärende Beschreibungen beifügen. Das Profiliren war, wie schon früher gesagt, in einzelnen Fällen oft nothwendig. Außerdem ist es ein sehr gutes Mittel, um sich von der richtigen Darstellung der Terrainunebenheiten in einem Situationsplane zu überzeugen. Ein Terrainprofil ist die Ansicht oder die

ontalprojection einer verticalen Schnittfläche durch daſſelbe, nach irgend ner Linie im geometriſchen Grundriſſe. Dieſe Schnittlinien im Grundriſſe nnen entweder gerade oder gekrümmt ſein. Im erſten Falle erhält man rch die Profile die Anſichten willkürlicher Schnittflächen, die jedoch im- er ſo angeordnet werden (indem man die Schnittlinien im Grundriß icht), daß man aus ihnen die gegenſeitigen Ueberhöhungen der wichtigſten, chſten oder tiefſten Terrainunebenheiten erſehen kann. Im zweiten Falle lgen die Schnittlinien im Grundriſſe den Biegungen der Situationsſtriche, ıb die auf dieſem Wege erhaltenen Profile geben die Schnittflächen in r Richtung der geneigten Flächen, alſo auch die wahren Neigungswinkel r Böſchungen, was bei der erſten Art von Profilen nicht der Fall iſt. uweilen legt man auch die Profile nach willkürlich gekrümmten Linien, ıdem man z. B. den Windungen eines Weges, eines Kanals ꝛc. folgt, m das Steigen oder Fallen genau beurtheilen zu können. Alle dieſe rofile werden auf gleiche Art conſtruirt, indem man ſie, mit Hilfe des kannten Böſchungswinkels und der abgenommenen horizontalen Länge der chnittlinien im Grundriſſe zwiſchen zwei Horizontalen; oder dem gegebenen nkrechten Abſtande zweier Horizontalen; aus den einzelnen Profilen zwi- hen zwei Horizontalen zuſammenſetzt. In einzelnen Fällen, beſonders ei ſehr verjüngten Maßſtäben, oder bei Mangel an Raum, um das ganze rofil größer zeichnen zu können, macht man zuweilen nicht ohne Nutzen ie ſenkrechten Abſtände 1 — 2 Mal größer, als es der Maßſtab angibt, hne die horizontalen Längen zu verändern. Man darf dann jedoch nie rgeſſen, dieſen Umſtand ſchriftlich zu bemerken, und das Verhältniß der änge zur Höhe anzugeben. Ueberhaupt iſt es nothwendig, die Schnitt- nien im Grundriſſe, und die nach demſelben entworfenen Profile mit leichen Buchſtaben zu beſchreiben. — Jeder Situationsplan, jede Karte uß außerdem, aus dem bisher Geſagten abzuleitenden Eigenſchaften, noch it einer entſprechenden Ueberſchrift, einem zweckmäßig beſchriebenen Maß- abe, und einer richtigen Orientirung verſehen ſein. Um das Situations- eichnen zu erlernen, iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man einige Uebungen m Freihandzeichnen hat. Der Anfänger wird wohl thun, wenn er, ſobald ım die nöthigen mathematiſchen Vorkenntniſſe nicht abgehen, zuerſt die heorie ſtudirt, dann erſt zum Zeichnen übergeht, und dabei mit dem Ziehen on Strichen jeder Art, erſt mit Bleiſtift, dann mit der Feder, beginnt. ßt er darin feſt, ſo kann ſich derſelbe im Nachbilden kleiner, dann größerer Bergpartien, endlich im Zeichnen ganzer Berge üben. Hat der Zeichner ach hierin Feſtigkeit erlangt, ſo gehet er zur Auszeichnung der ſogenannten opographiſchen Gegenſtände über, und copirt endlich größere Situations- läne. Zum Schluß aller Uebungen wird das Zeichnen nach Modellen mit oder ohne Schwärzenſcala, aber ohne Original, als die beſte Vorſchule ür das, mit dem Situationszeichnen ſo eng verbundenen Aufnehmen noch anz beſonders empfohlen. (Vergl. Bd. X. Abtheilung 1 und 2 der Hand- ibliothek für Officiere. — v. Rothſtein, v. Sydow u. Andere über das nilitairiſche und Situationszeichnen und Aufnehmen.)

H. K.

Skrzynecki, Johann, Oberbefehlshaber des polniſchen Heeres im Jahre 1831, geb. 1787 in Galizien, trat im Jahre 1807 in Kriegsdienſte, wurde 1809 Hauptmann und 1812 während des ruſſiſchen Feldzuges Ba- taillonschef. Er zeichnete ſich in den Feldzügen 1812, 13 und 14 mehr- mals aus und commandirte das Carré, in welches ſich Napoleon bei Arcis ur Aube vor einem feindlichen Reiterangriffe rettete. Mit den polniſchen

um den ganzen Berg herumgehen. Es bleibt jetzt nur noch übrig, etwas über die den Situationsstrichen zu gebende Länge zu sagen. Dieselbe hängt von der angenommenen Verjüngung des Maßstabes und der Beschaffenheit der Partien ab, und wird durch den senkrechten Abstand der Horizontalen bestimmt. Bei sehr verjüngtem Maßstabe oder kleinern Partien wird man die Horizontalen enger an einander legen, und umgekehrt. Im letzteren Falle kommen dann, besonders bei den bloßen Partien, die Hilfshorizontalen sehr in Anwendung, weil man die Strichlänge für 45° Böschungswinkel als Normallänge annimmt. Uebrigens kann man sich sehr leicht auf geometrischem Wege Strichlängenmaßstäbe entwerfen, allein dieselben sind bei richtig angelegten Horizontalen überflüssig, denn letztere bestimmen die Strichlängen schon von selbst. Die ganze Theorie der Horizontalen und Strichlagen ist das Vollkommenste, was man sich für die Darstellung der Terrainunebenheiten denken kann. Man ersieht mittelst derselben sogleich, welche Unebenheiten sich überhöhen, ob ein Weg, eine Schlucht ꝛc. fällt oder steigt, indem man nur die Horizontalen zu verfolgen, oder die Winkel zu beobachten braucht, welche die Situationsstriche mit dem Wege oder der Schlucht ꝛc. einschließen. Am Schlusse dieses Abschnitts soll noch einer ganz eigenthümlichen Darstellungsart der Berge gedacht werden. Sie besteht darin, daß man nur Horizontalen ziehet, die bei 45° Böschungswinkel so dicht an einander liegen, daß die Striche in einander fließen, und somit die ganze Schwärze erlangt wird. So mathematisch richtig nun an und für sich diese Theorie ist, und so schön und wahr sich einzelne, nach ihr gezeichnete Berge dem Auge darstellen, so unanwendbar ist sie bei Zeichnungen größerer Partien und ganzer Pläne, abgesehen von der überaus schwierigen Zeichnung, denn die Ausführung verlangt ein genaues und wegen der kurzen Stationen sehr zeitraubendes Nivellement. —

Der dritte Abschnitt des Situationszeichnens betraf das Beschreiben der Pläne. Eine reinliche, deutliche Schrift trägt sehr wesentlich zur Brauchbarkeit eines Planes oder einer Karte bei, man muß sich daher einer solchen so viel als möglich befleißigen. Aber nicht allein die Deutlichkeit kommt in Betracht, sondern auch die Wahl der Schriftart, die Höhe der Schrift und die Abkürzung der Worte. In Ansehung der Schriftart entsprechen die stehenden und liegenden römischen Buchstaben und Ziffern vorzüglich, jedoch wird auch für niedrige Schrift die Cursivschrift sehr häufig angewendet. Die Schrifthöhe und zum Theil die Wahl der Schriftart bestimmt sich überhaupt nach dem Maßstabe, in welchem der Plan gezeichnet wurde, und nach der Größe des Plans; für die einzelnen Worte hingegen, nach der Wichtigkeit des zu beschreibenden Gegenstandes, zuweilen auch nach dem vorhandenen Raume. Besonders wichtige Gegenstände, wie z. B. Städte, Festungen, Gebirge ꝛc., beschreibt man oft nur mit großen Buchstaben. — Sehr empfehlenswerth ist es, wenn man für Gegenstände einerlei Art, z. A. für alle Gewässer, Orts- und Eigennamen ꝛc. durchgehends eine und dieselbe Schriftart verwendet, und dieselbe nach Umständen, höher oder niedriger, auch wohl weiter oder enger schreibt. Hinsichtlich der Wortabkürzungen und der Beschreibung durch einzelne Buchstaben lassen sich keine bestimmten Regeln geben. Man muß deßhalb da, wo eine sehr abgekürzte Schreibart angewendet wurde, den Zeichnungen erklärende Beschreibungen beifügen. Das Profiliren war, wie schon früher gesagt, in einzelnen Fällen oft nothwendig. Außerdem ist es ein sehr gutes Mittel, um sich von der richtigen Darstellung der Terrainunebenheiten in einem Situationsplane zu überzeugen. Ein Terrainprofil ist die Ansicht oder die

Frontalprojection einer verticalen Schnittfläche durch daſſelbe, nach irgend einer Linie im geometriſchen Grundriſſe. Dieſe Schnittlinien im Grundriſſe können entweder gerade oder gekrümmt ſein. Im erſten Falle erhält man durch die Profile die Anſichten willkürlicher Schnittflächen, die jedoch immer ſo angeordnet werden (indem man die Schnittlinien im Grundriß bricht), daß man aus ihnen die gegenſeitigen Ueberhöhungen der wichtigſten, höchſten oder tiefſten Terrainunebenheiten erſehen kann. Im zweiten Falle folgen die Schnittlinien im Grundriſſe den Biegungen der Situationsſtriche, und die auf dieſem Wege erhaltenen Profile geben die Schnittflächen in der Richtung der geneigten Flächen, alſo auch die wahren Neigungswinkel der Böſchungen, was bei der erſten Art von Profilen nicht der Fall iſt. Zuweilen legt man auch die Profile nach willkürlich gekrümmten Linien, indem man z. B. den Windungen eines Weges, eines Kanals ꝛc. folgt, um das Steigen oder Fallen genau beurtheilen zu können. Alle dieſe Profile werden auf gleiche Art conſtruirt, indem man ſie, mit Hilfe des bekannten Böſchungswinkels und der abgenommenen horizontalen Länge der Schnittlinien im Grundriſſe zwiſchen zwei Horizontalen; oder dem gegebenen ſenkrechten Abſtande zweier Horizontalen; aus den einzelnen Profilen zwiſchen zwei Horizontalen zuſammenſetzt. In einzelnen Fällen, beſonders bei ſehr verjüngten Maßſtäben, oder bei Mangel an Raum, um das ganze Profil größer zeichnen zu können, macht man zuweilen nicht ohne Nutzen die ſenkrechten Abſtände 1 — 2 Mal größer, als es der Maßſtab angibt, ohne die horizontalen Längen zu verändern. Man darf dann jedoch nie vergeſſen, dieſen Umſtand ſchriftlich zu bemerken, und das Verhältniß der Länge zur Höhe anzugeben. Ueberhaupt iſt es nothwendig, die Schnittlinien im Grundriſſe, und die nach demſelben entworfenen Profile mit gleichen Buchſtaben zu beſchreiben. — Jeder Situationsplan, jede Karte muß außerdem, aus dem bisher Geſagten abzuleitenden Eigenſchaften, noch mit einer entſprechenden Ueberſchrift, einem zweckmäßig beſchriebenen Maßſtabe, und einer richtigen Orientirung verſehen ſein. Um das Situationszeichnen zu erlernen, iſt es ſehr vortheilhaft, wenn man einige Uebungen im Freihandzeichnen hat. Der Anfänger wird wohl thun, wenn er, ſobald ihm die nöthigen mathematiſchen Vorkenntniſſe nicht abgehen, zuerſt die Theorie ſtudirt, dann erſt zum Zeichnen übergeht, und dabei mit dem Ziehen von Strichen jeder Art, erſt mit Bleiſtift, dann mit der Feder, beginnt. Iſt er darin feſt, ſo kann ſich derſelbe im Nachbilden kleiner, dann größerer Bergpartien, endlich im Zeichnen ganzer Berge üben. Hat der Zeichner auch hierin Feſtigkeit erlangt, ſo gehet er zur Auszeichnung der ſogenannten topographiſchen Gegenſtände über, und copirt endlich größere Situationspläne. Zum Schluß aller Uebungen wird das Zeichnen nach Modellen mit oder ohne Schwärzenſcala, aber ohne Original, als die beſte Vorſchule für das, mit dem Situationszeichnen ſo eng verbundenen Aufnehmen noch ganz beſonders empfohlen. (Vergl. Bd. X. Abtheilung 1 und 2 der Handbibliothek für Officiere. — v. Rothſtein, v. Sydow u. Andere über das militairiſche und Situationszeichnen und Aufnehmen.)

H. K.

Skrzynecki, Johann, Oberbefehlshaber des polniſchen Heeres im Jahre 1831, geb. 1787 in Galizien, trat im Jahre 1807 in Kriegsdienſte, wurde 1809 Hauptmann und 1812 während des ruſſiſchen Feldzuges Bataillonschef. Er zeichnete ſich in den Feldzügen 1812, 13 und 14 mehrmals aus und commandirte das Carré, in welches ſich Napoleon bei Arcis ſur Aube vor einem feindlichen Reiterangriffe rettete. Mit den polniſchen

Truppen nach Warschau zurückgekehrt, erhielt er als Oberster das Commando des 8. Linienregiments. Vom Dictator Chlopicki zum Brigadegeneral ernannt, commandirte er in dem Gefechte bei Dobre am 17. Februar 1831 und zeigte da besondere Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, sowie auch in der Schlacht von Grochow, namentlich bei Vertheidigung des bekannten Erlenwäldchens. Diesem ausgezeichneten Benehmen verdankte er die fast einstimmige Ernennung zum Oberbefehlshaber am Tage nach nur genannter Schlacht, in Folge deren Fürst Radziwill diese Stelle niederlegte. S. hatte vom Anfange an zur gemäßigten Partei gehört; er war ein edler Mann und der einmal ergriffenen Sache mit ganzer Seele ergeben; er opferte sich ihr; aber, wie Chlopicki, zweifelte er, daß der russischen Macht auf die Dauer zu widerstehen sein werde. Dieses beweisen mehrere seiner Aeußerungen schon bei Uebernahme des Oberbefehles, dieß seine Versuche mit dem Feldmarschall Diebitsch in Unterhandlungen zu treten, die zweimal zurückgewiesen wurden und die, wenn auch mit Bewilligung der Regierung, doch wohl besonders seiner eigenen Ansicht gemäß erfolgten. Als S. den Oberbefehl übernahm, litt das polnische Heer an den Folgen der Schlacht von Grochow. Eine neue Organisation mußte erfolgen, vor Allem aber das Material und die Bewaffnung, die sehr gelitten hatten, wieder hergestellt werden, und hierzu reichten einige Tage nicht hin. Gegen den Vorwurf, zu lange unthätig gewesen zu sein, vertheidiget den General S. am besten die Betrachtung, daß Bewegungen in der ersten Hälfte des März, so lange Diebitsch noch vereinigt vor Praga stand, zu nichts Anderem geführt haben würden, als wiederum zu einer Schlacht, deren Ausgang nicht zweifelhaft und wahrscheinlich von schlimmeren Folgen gewesen sein würde, als die eben erst verlorene. Daß S. seine Lage recht wohl verstand, daß er den rechten Augenblick zu beurtheilen und zu ergreifen wußte, dieß beweist sein schnelles Hervorbrechen aus Praga, sobald Diebitsch mit dem Hauptheere sich gegen den Wieprz gewendet hatte, dieß beweist der Tag von Wawer und von Dembe wielke. Nicht gleiches Lob aber verdient er wegen der Benutzung dieser am 31. März errungenen Vortheile. Sein Gegner, General Rosen, geschlagen, im vollen Rückzuge; General Diebitsch fern; sein eigenes Heer ermuthiget durch den Sieg und voll Vertrauen zu ihm, und am 1. April früh höchstens 8 Meilen entfernt von Siedlec, wo das Hauptdepot des russischen Materials (allein 120 unbespannte Geschütze), wo unermeßliche Vorräthe und Magazine sich befanden. Dieser mußte er sich bemächtigen, wenn er Rosen verfolgte, und wenn er nur am 4. April noch in Siedlec eintraf, so konnte der glücklich getäuschte ferne Diebitsch nichts zu ihrer Rettung thun. Statt dessen ließ er Rosen nur schwach verfolgen, wendete sich selbst gegen Diebitsch, dessen Angriff er fürchtete, theilte sein Heer in drei Corps, deren Führer (als er nun endlich vor der Wiedervereinigung der Russen dem General Rosen noch einen Schlag beizubringen strebte) nicht zusammen wirkten, und seine Befehle nicht befolgten, und sah sich endlich gezwungen, ohne weitere Vortheile vor Diebitsch nach Warschau zurückzuweichen. S. nahm jetzt sein Hauptquartier in Jendrzewo und verlegte sein Heer in weit zerstreute Stellungen vom Liwiec bis Siennica. Während dessen trat eine Waffenruhe ein, die F.M. Diebitsch benutzte, um in seiner festen Stellung bei Siedlec seine durch Gefechte und mehr noch durch Krankheiten geschwächte Armee wieder sich erholen zu lassen, und wollte vielleicht auch die Unterdrückung der Aufstände in Litthauen und Volhynien abwarten, die ihm gefährlich werden konnten. S. dagegen, wenn er auch eben durch diese Aufstände Hilfe für sein Heer, oder von Seiten Frankreichs

künftige Verwendung bei dem russischen Kaiser erwartete, und den russischen General nicht ohne eine große Schlacht in seiner festen Stellung anzugreifen vermochte, sollte in dieser Periode doch mehr Thätigkeit entwickeln. Endlich am 12. Mai setzte sich S. mit ungefähr 46,000 M. in Bewegung. Sein Marsch ging an der Hauptstadt vorüber auf Sierock an der Narew, und von hier aus begannen die Operationen gegen die russischen Garden. General Uminski wurde der russischen Hauptarmee gegenüber zurückgelassen und es gelang ihm, diese über den Abmarsch der Polen längere Zeit zu täuschen, wenn auch sein späteres Benehmen, als Diebitsch hinter die Wahrheit gekommen, sehr zu tadeln war und ihm den Verlust des Commandos zuzog. General Lubienski wurde am Bug rückwärts nach Nur entsendet, um die Verbindung zwischen Diebitsch und den Garden zu unterbrechen; General Dembinski auf dem rechten Ufer der Narew nach Ostrolenka, während das Hauptheer zwischen beiden Flüssen vordrang und am 15. Mai Abends auf die Vorposten der Garde traf. Aber hier zauderte der Oberbefehlshaber wieder voll Unentschlossenheit. Großfürst Michael war überrascht, er hatte nur ein kleines Corps, nicht die Hauptarmee sich gegenüber geglaubt; Ostrolenka war von Dembinsky genommen, ohne daß die Russen die Brücke hatten abbrechen können; General Gielgud von dort aus im Vorrücken gegen Lomza; Diebitsch fern; der Uebergang bei Nur von den Polen besetzt, und es hätte nur des Vormarsches auf Tykoczyn bedurft, um die Garden von da abzuschneiden und sie mit Uebermacht vor Lomza, dem einzigen Rückzugspuncte über die Narew, der ihnen blieb, zu schlagen. Statt dessen verlor S. die kostbare Zeit, bald hier bald dorthin schwankend und den Erfolg einer Schlacht fürchtend, ließ den General Sacken über Lomza zukommen, wo er die Brücken über die Narew und große Magazine verbrannte, und den Großfürsten über Tykoczyn, das erst am 21. Mai Abends nach einem blutigen Gefechte genommen ward. Nachdem er hier den Uebergang des F.M. Diebitsch bei Granna über den Bug erfahren, trat er sogleich den Rückzug über Sniadow nach Ostrolenka an, verlegte am 26. früh sein Hauptquartier auf das rechte Ufer der Narew, ließ aber Ostrolenka noch besetzt, die Brücke unabgebrochen, obgleich er wissen mußte, daß Diebitsch sich mit den Garden vereinigt hatte, und verwickelte sich dadurch in eine Schlacht, die er wohl hätte vermeiden können, zu der kein strategischer Zweck ihn nöthigte und welche er selbst une défaite honteuse nannte. In der Schlacht selbst beging er den neuen Fehler, die einzelnen Angriffe persönlich zu leiten und das Ganze aus dem Auge zu verlieren; doch entschuldigt ihn vielleicht die traurige Nothwendigkeit, sich nicht auf seine Unterbefehlshaber und nur auf sich selbst verlassen zu können. Der dritte Fehler endlich war, daß er Gielgud bei Lomza unbenutzt stehen ließ und ihn nicht während der Schlacht heranzog. Nicht in einem Plane, nur in diesem Fehler scheint die Entsendung Gielgud's nach Lithauen ihren Grund zu haben. S. trat den Rückzug nach Warschau an. Ihm folgte wiederum eine Waffenruhe, nur durch theilweise Bewegungen in der Richtung gegen Siedlec unterbrochen. Das Vertrauen des Heeres in den Oberbefehlshaber und in sich selbst war seit dem Tage von Ostrolenka verloren.

Nach dem Tode des Marschalls Diebitsch übernahm Anfang Juli F.M. Paskewitsch den Oberbefehl des russischen Heeres. Er schritt sofort zum Uebergang über die Weichsel, den General Toll während seines einstweiligen Oberbefehles durch die Annäherung an die preußische Grenze vorbereitet hatte und welcher vom 12—19. Juli bei Nieszawa unweit Thorn ausgeführt wurde. S.'s Unthätigkeit in dieser Periode ist allerdings schwer

zu entschuldigen; denn er hätte die Russen auf ihrem Marsche von Ostrolenka aus beunruhigen, er hätte sie vor vollendetem Uebergange auf dem rechten oder linken Ufer der Weichsel angreifen können, da er Herr beider Ufer war, da ihm die Uebergänge in Warschau und Modlin zu Gebote standen und sein Rückzug immer gesichert blieb. Es scheint, daß er den Ausgang einer Schlacht fürchtete, daß er noch immer auf Hilfe von außen hoffte und nur einzelne unzureichende Demonstrationen machte, um Zeit zu gewinnen. — Nach dem Uebergange der Russen ging das polnische Heer, das bis jetzt bei Modlin gestanden, durch Warschau auf das linke Weichselufer und nach Sochaczew an der Bzura auf der Straße nach Lowicz. In einem großen Kriegsrathe, der am 27. Juli von den Mitgliedern der Regierung, von Deputirten der Armee und der Landbotenkammer gehalten wurde, wußte sich S. gegen den Vorwurf der Unthätigkeit zu vertheidigen, versprach jetzt einen Schlag auszuführen und ging am 3. August nach Sochaczew. Auch jetzt hatte er den vielleicht noch günstigen Zeitpunct zum Angriffe versäumt; denn er fand die Russen nun bereits in der festen Stellung bei Lowicz sich verschanzend, und eine Schlacht hätte keine Aussicht auf günstigen Erfolg geboten. Die neue, jetzt wohl von den Umständen völlig entschuldigte Unthätigkeit des Oberbefehlshabers, erregte von Neuem die Unzufriedenheit der Regierung und des Heeres. Eine aus dem Fürsten Czartorisky und zwei Mitgliedern der Regierung, zweier des Senats und einen der Landbotenkammer zusammengesetzte Deputation, begab sich am 10. August in das Hauptquartier Bolimow, hörte dort erst den Oberbefehlshaber selbst, welcher versicherte: eine Schlacht zu wagen, sei gegen seine Ueberzeugung, und er werde eher das Commando niederlegen, als dieß thun — sodann die sämmtlichen Generale, Regimentscommandanten und viele Stabsofficiere, und entschied endlich: der Oberbefehlshaber habe das Vertrauen des Volkes und des Heeres verloren, und könne die Armee nicht länger führen. S., dem dieser Beschluß durch Czartorisky mitgetheilt wurde, ergab sich mit männlicher Entschlossenheit in denselben. Der Abgesetzte führte bei einer Revue am 12. August persönlich seinen einstweilig erwählten Nachfolger, General Dembinski, bei der Armee ein. Hier endet das öffentliche Leben Skrzynecki's, dessen Schilderung ohne Vorurtheil gegen, ohne Vorliebe für ihn gegeben wurde. Der unparteiische Beobachter dürfte mit Ueberzeugung den Schluß ziehen: Der Oberbefehlshaber zeigte sich als einen edlen, dem Vaterlande mit Treue, aber mit Besonnenheit ergebenen Mann, fern von Freiheitschwindel und die Schwierigkeit des begonnenen Werkes wohl erkennend, als tapfern Soldaten und umsichtigen Führer, jedoch mehr geeignet zum Unterbefehlshaber, als zum Oberfeldherrn, mehr zur gewissenhaften Vollführung von Befehlen auch in den schwierigsten Lagen, als zur Benutzung der Vortheile, die der Augenblick bietet, aus eigenem Antriebe. General S. nahm, nachdem er in das Privatleben zurückgetreten, seinen Aufenthalt in den östreichischen Staaten, namentlich in Prag und befindet sich in diesem Augenblicke (12. Februar 1839) in Brüssel, wohin ihn, unverbürgten Zeitungsnachrichten zufolge, der König der Belgier rief, um ein Commando bei dem in Aussicht stehenden Kriege zu übernehmen. S. soll in Prag sein Ehrenwort gegeben haben, die Stadt ohne Erlaubniß nicht zu verlassen. Da er nun förmlich nach Brüssel entwich, so haben die dortigen Gesandten von Oestreich und Preußen dessen Entfernung verlangt, und da die Regierung selbige verweigerte, sie selbst ihre Pässe gefordert. (Quellen wie bei Ostrolenka; Militairliteraturzeitung. Bd. 13.)

T.

Sluys, ſtark befeſtigte Stadt in Holland, an einem Buſen der Nordſee, mit 1800 Einw. und einem Hafen, der aber ſo verfallen iſt, daß er jetzt für größere Schiffe nicht mehr gebraucht werden kann. Die Franzoſen nennen die Stadt Ecluſe.

Seeſchlacht am 24. Juni 1340.

In den langwierigen Kriegen zwiſchen England und Frankreich, die öfters von Waffenſtillſtänden unterbrochen wurden, hatte im Jahre 1340 der Graf von Hennegau dem Könige von Frankreich Philipp VI. den Krieg erklärt und rief zu dieſem Endzwecke Eduard III. von England zu Hilfe. Am 22. Juni 1340 verließ dieſer mit ſeiner Flotte, welche mit dem Kern der engliſchen Landtruppen bemannt war, London. Die franzöſiſche Flotte, welche der engliſchen die Ueberfahrt verwehren ſollte, hielt die offene See, und zählte 140 große Schiffe, mit mehr denn 40,000 M. am Bord. (Vergl. Froiſſart, C. 120. S. 333.) Ihre Befehlshaber waren Hugo Quieret, Peter Behuchet und Barbavara de Porto Venere. Die franzöſiſchen Anführer hatten aber wenig Erfahrung zur See und wollten die Rathſchläge Barbavara's nicht befolgen, der in ihren Augen nur einem Seeräuber glich, welcher es nicht wagen durfte, vor ſo vielen Edeln ſeine Stimme zu erheben. Schon im vorigen Jahre hatte das ſtolze Benehmen jener beiden Herren eine große Deſertion und ſogar einen Aufruhr der Matroſen zur Folge gehabt; es iſt alſo leicht erklärlich, daß ſie die Liebe ihrer Untergebenen nicht beſaßen. Der Großadmiral Hugo Quieret und der Schatzmeiſter der Krone Peter Behuchet hatten zu ihrer Aufſtellung an der an Sandbänken reichen Küſte zwiſchen Sluys und Blankenberg eine Bucht, oder vielmehr eine enge Paſſage gewählt, wo ihre Schiffe ſich faſt berührten, und hielten dieſe Stellung für ſehr feſt, weil ſie nicht umgangen werden konnte. Vergebens ſtellte Barbavara ihnen vor, daß dieſer Vortheil durch den viel größeren Nachtheil, ſich nicht bewegen zu können, weit überwogen werde, ſie wollten durchaus ſeinem Rathe oder Beiſpiele, auf die hohe See zu gehen, nicht folgen. Eduard kam vor dem Maſtenwalde an, der ihm den Weg nach Sluys ſperrte, und manövrirte einige Zeit, um den Vortheil des Windes und der Sonne ſich zuzueignen, während die unbeweglichen Franzoſen glaubten, daß ihm der Muth fehle, ſie anzugreifen. Plötzlich aber ſteuerte er mit vollen Segeln auf ſie zu. Seine auf die Schiffe vertheilten Landungstruppen worunter viele Bogenſchützen, hielten ſich bereit, die Seeleute zu unterſtützen. Sobald man in die gehörige Nähe kam, um zu entern, befeſtigten die Engländer mittelſt großer eiſerner Haken ihre Schiffe an die feindlichen, und nun konnten die Truppen feſten Fußes kämpfen. Die Schlacht dauerte mit Hartnäckigkeit von 6 Uhr des Morgens bis Mittags, und wendete ſich bald zum Vortheile der Engländer. Da die Franzoſen ſich in einen Ort eingeſchloſſen hatten, wo ſie weder manövriren, noch ſich entfernen konnten, ſo zog der Verluſt der Schlacht auch faſt ihren gänzlichen Untergang nach ſich; nur Barbavara, der ſchon vorher die offene See gewonnen hatte, entkam mit ſeiner Abtheilung, während die übrigen Schiffe theils genommen wurden, theils unterſanken. Die beiden franzöſiſchen Admirale kamen um, der Verluſt an Mannſchaft wurde auf 30,000 geſchätzt. Noch am Schlachttage zog Eduard mit ſeiner ſiegreichen Flotte in den Hafen von Sluys ein, und bald gelangte die Nachricht von der Schlacht zu den Heeren, die bei Cambreſis ſich gegenüber ſtanden, ohne indeſſen auf den Gang des Kriegs einen Einfluß zu üben.

F. W.

Smith, Sir William Sidney, Admiral, gehört unter diejenigen Of-

ficiere der englischen Marine, welche während der französischen Revolution ihren Ruf begründeten, inzwischen tragen seine Thaten mehr den Charakter eines kühnen Abenteurers, als den eines großen Anführers. Geb. 1764 zu London, empfing S. seine Bildung in der berühmten Tunbridgeschule, kam frühzeitig auf ein Kriegsschiff, um den Seedienst zu erlernen, und war bereits im 16. Jahr 5. Lieutenant auf dem Alcide, einem Linienschiff von 74 Kanonen. 1783 wurde er Postkapitain, verlor aber durch den Frieden die Gelegenheit, seine Talente geltend zu machen, und trat deßhalb in schwedische Dienste, als zwischen dieser Macht und Rußland 1786 der Krieg ausbrach. Hier zeichnete sich S. so vortheilhaft aus, daß ihn der König von Schweden zum Ritter erhob. Nach Beendigung dieses Krieges bereiste S. die Staaten des Continents, und befand sich eben in Italien, als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ihren Anfang nahmen. Sofort begab er sich nach Toulon, um auf der englischen Flotte unter Lord Hood, der diesen Hafen in Besitz genommen hatte, als Volontair zu dienen. Als die Engländer diesen Hafen verließen, erhielt S. den Auftrag, die Docks, die feindlichen Schiffe und das Arsenal in Brand zu stecken, und führte diesen Auftrag mit glücklichem Erfolg aus. Lord Hood empfahl S. der Admiralität, und er erhielt bei seiner Rückkehr nach London das Commando der Fregatte, der Diamant, mit welcher er die französischen und batavischen Küsten sehr beunruhigte und bedeutende Prisen machte. Dafür erhielt S. bald darauf mit dem Titel eines Commodore mehrere kleine Fahrzeuge unter seinen Befehl, mit welcher Escadre er unter anderen bis in den Hafen von Brest drang, und durch die Meldung, daß die französische Flotte ausgelaufen sei, um die aus Jamaika, Cadix, Lissabon und Oporto zurückkehrenden reichen Kauffahrer aufzufangen, die Ausrüstung der großen Flotte unter Lord Howe beschleunigte, wodurch der Plan der Franzosen vereitelt wurde. Allein nicht alle Unternehmungen dieser Art gelangen. Im Jahr 1796 hatte S. vor Havre de Grace ein französisches Fahrzeug abgeschnitten und wollte dieses zur Prise machen, sah sich aber plötzlich von mehreren Schiffen umringt und nach kurzem Gefecht mit 3 seiner Officiere und 18 Soldaten gefangen genommen. Er wurde hierauf nach Paris abgeführt und im Temple streng bewacht. Alle Versuche der englischen Regierung zu seiner Auswechselung schlugen fehl, und erst im April 1798 gelang es einigen seiner Freunde, ihn durch List zu befreien. Noch im Herbst desselben Jahres erhielt S. das Commando des Linienschiffes, der Tiger, von 80 Kanonen, womit er bald darauf nach dem mittelländischen Meer abging und nachher in Aegypten die Veranlassung wurde, daß das Unternehmen Bonaparte's gegen Syrien mißlang, wie überhaupt seine Unterhandlungen als Bevollmächtigter Englands mit der Pforte die gänzliche Räumung Aegyptens durch die Franzosen zur Folge hatten. Ghezer Pascha von Syrien unterrichtete S., daß seine Hauptstadt Acre bedroht sei; schnell eilte er dahin, ließ die Werke der Stadt, soviel es die Kürze der Zeit erlaubte, wieder herstellen und ermunterte den Pascha zum hartnäckigen Widerstand. Es glückte ihm, die Avantgarde der Franzosen am Fuße des Berges Carmel aufzuhalten, so daß das Hauptcorps bewogen wurde, den weiteren Weg über Nazareth einzuschlagen und die Festung von der Ostseite anzugreifen, bei welcher Gelegenheit es durch die samaritischen Araber große Verluste erlitt. Da das Feuer des Platzes Anfangs nur aus Musketen beantwortet wurde, vermuthete S., daß das Geschütz zur See nachgebracht würde. Daher ging er den Schiffen entgegen, bemächtigte sich ihrer und beschoß nun

den Feind mit seinen eigenen Kanonen. Die Aufhebung der Belagerung muß man zum großen Theil S. zuschreiben, der sich eben so rühmlich in der Schlacht am 18. März 1801, 4 Meilen von Abukir, auszeichnete und obgleich in der Schulter verwundet, das Schlachtfeld nicht verließ. Das Parlament bewilligte ihm hierauf eine jährliche Pension von 1000 Pfund und eine förmliche Dankadresse. Selbst Berthier sagt in seinen Berichten von den Feldzügen in Aegypten: „Alle gegen Acre gemachten Versuche waren fruchtlos; die Belagerten wurden von dem tapfern Britten Sidney Smith angeführt.“ Auch von dem türkischen Kaiser erhielt S. kostbare Geschenke, und unter diesen eine diamantene Agraffe. Als es in Aegypten für ihn nichts mehr zu thun gab, kehrte S. in sein Vaterland zurück, und wurde dort mit Enthusiasmus empfangen. London ertheilte ihm das Bürgerrecht, und auch der König erkannte seine Verdienste, indem er S. ein neues Familienwappen gab, dessen Felder die Embleme, bezüglich auf seine Kriegsthaten und das Motto: Coeur de Lion trugen.

Nach dem Frieden von Amiens war Sidney Smith als Mitglied des Unterhauses nicht ohne Einfluß, und leitete besonders die Beschlüsse des Parlaments in Allem, was das Kriegswesen und die Marine betraf. Seit jener Zeit wurde er noch oft zu Expeditionen gebraucht, allein das Glück schien ihn verlassen zu haben. Sein Unternehmen, die französische Flotille zu verbrennen und die Expedition in Calabrien scheiterten gänzlich. Sein Ruf verdunkelte sich und selbst sein Charakter blieb nicht unangetastet, indem man diesen als falsch schilderte und ihn öfters der Härte und Grausamkeit beschuldigte. König Wilhelm IV. erhob am 10. Jan. 1837 S., nebst mehreren andern Admiralen der weißen Flagge, zum Admiral der rothen Flagge höchsten Grades. (Vergl. Cabinet von biographischen Gemälden der merkwürdigsten Personen.) M. G.

Smolensk, Hauptstadt des russischen Gouvernements gleiches Namens, am rechten Ufer des Dnepr, mit 15,000 Einw., einem Cadettenhause und einer Soldatenschule.

Belagerung vom 28. September 1609 bis 13. Juni 1611.

Zur Zeit, als Rußland unter dem Czar Wasilij V. (Schuiskoy) durch das Auftreten mehrer falschen Dimitrijs an innern Spaltungen litt, ergriff König Sigismund III. von Polen die Waffen gegen dasselbe, in der Absicht, sich wo möglich selbst die Czarenkrone zu erwerben. Der Krieg sollte mit der Einnahme von Smolensk eröffnet werden. Sigismund hielt diese Eroberung für um so leichter, als er unter der Hand erfahren hatte, der russische Befehlshaber jenes wichtigen Grenzplatzes warte nur das Erscheinen des polnischen Heeres ab, um sogleich zu capituliren. — Am 28. Sept. 1609 traf der König an der Spitze seiner Haustruppen vor S. ein. Außer den lithauischen Tataren und den zaporoger Kosaken fand er hier bereits die Banner von 1200 Edelleuten vereinigt; alle waren berittn, aber gleich geübt im Kampfe zu Fuße, wie zu Pferde. Der kriegserfahrene Hettmann Zotkiewski wies den Truppen ihre Lager zwischen mehreren Klöstern an. Die Zahl der Truppen findet sich in den Berichten nicht angegeben, muß jedoch sehr bedeutend gewesen sein. Das Belagerungsgeschütz war noch nicht angelangt, dagegen hatten die Truppen eine zahlreiche Feldartillerie. Am 30. untersuchte der König die Festungswerke, und fand sich hierbei in seinen Erwartungen bitter getäuscht. Statt des verfallenen Ortes und einer entmuthigten Besatzung, die, den frühern Berichten gemäß, nur die Gelegenheit zur Uebergabe erwarte, fand er die Werke im trefflichsten Zustande, und

die Vertheidiger derselben vom besten Geiste beseelt. Die damals sehr bedeutende Stadt lag am rechten Ufer des Dnepr; auf dem linken erhob sich die Citadelle, die heutige Stadt. Da die Einwohner die Unmöglichkeit erkannten, sie ihrem ganzen Umfange nach zu vertheidigen, so hatten sie die eigentliche Stadt niedergebrannt und sich mit ihren Habseligkeiten in die Citadelle geflüchtet, die Raum genug hatte, sowohl sie, als die Flüchtlinge des flachen Landes zu fassen. Eine drei Klaftern dicke und 20 Ellen hohe Mauer umgab sie von allen Seiten. 36 theils runde, theils eckige Thürme von 9—10 Klaftern im Durchmesser und 200 Klaftern von einander entfernt, gewährte den Vertheidigern vollkommene Sicherheit gegen jeden Angriff. 250 Geschütze verschiedenen Kalibers und gut bedient, waren ringsum vertheilt. Innerhalb der Ringmauern selbst befanden sich noch mehrere Werke und ein eigener Wall vertheidigte überdieß noch den niedern Theil der Citadelle. Dabei war die Stadt reichlich sowohl mit Lebensmitteln, als mit Allem versehen, was zu einer langen Vertheidigung gehört. Der Chef des Strelizencorps und ein Ausschuß der Bürgerschaft bildeten den Vertheidigungsrath. An der Spitze des Ganzen stand Sehin, der Sohn des Helden, der einst Polock so muthig gegen Stephan Bathory vertheidigt hatte. Eine zahlreiche Garnison, theils aus Soldaten, theils aus Bürgern und Landleuten bestehend, war bereit, alles für ihren Anführer und ihr Vaterland zu wagen. — Sigismund's Heer bestand, außer der königlichen Garde und den Haustruppen der Großen, in einer mäßigen Anzahl Fußvolk, dessen Kern Deutsche, nämlich theils Geworbene, theils Truppen, welche die preußischen Stände gestellt, bildeten. Das Belagerungsgeschütz erwartete man aus Riga. Der König, den Eingebungen seiner Höflinge vertrauend, welche die ganze Unternehmung als etwas Leichtes schilderten, beschloß trotz der Gegenvorstellungen des Hettmanns Zotkiewski's und andrer erfahrener Officiere einen plötzlichen Angriff zu wagen; der 7. Octbr. ward zu Ausführung desselben bestimmt. Zahlreiches Geschütz zerschmetterte das Pyatnitskische und Kopystnikische Thor, worauf die Polen den Sturm begannen. Nach einem lebhaften mehrstündigen Feuer mußten indessen Siegmund's Truppen weichen. Auf diese blutige Lehre folgte eine Stille von mehreren Tagen. Die Polen benutzten sie, die Stadt noch enger einzuschließen und die Umgegend streifend zu durchziehen. Gleichwohl blieb es ihnen unmöglich, die Verbindung der Belagerten mit Moskau gänzlich zu hemmen. Die Umgebung des Königs benutzte diese Waffenruhe, ihn zu einem neuen Gewaltangriff zu bestimmen. Dem erfahrnen Maltheserritter Nowodworski ward die Leitung desselben anvertraut, und der 12. Octbr. zur Ausführung anberaumt. — In der Mitternachtsstunde begann der Angriff. Einige Blockhäuser, die Sehin erst kürzlich angelegt hatte, um die Belagerer abzuhalten, sich des Nachts unvermuthet der Mauer zu nähern, wurden im ersten Anlauf überwältigt. Eine Art Tambour, der das Thor schützen sollte, ward gleichfalls genommen, und mittelst einer Petarde, die Nowodworski selbst befestigte und anzündete, ward auch das Abrahmowskische Thor, gegen welches der Angriff gerichtet war, gesprengt. Die Polen drangen muthig vor, und bemächtigten sich sogar einiger Gebäude innerhalb der Ringmauer. Der Zufall wollte jedoch, daß die Trompeter und Pauker, welche der Reserve das Zeichen zum Angriff geben sollten, dieses unterließen, wodurch die Russen Zeit gewannen, sich zu sammeln und ihre Gegner nöthigten, mit Tagesanbruch den Angriff aufzugeben. 11 Tage herrschte jetzt Ruhe von beiden Seiten. — Am 23. Octbr. befahl der König einen neuen Angriff auf das Kopystnikische und Abrahmowskische Thor. Der Kampf

war lebhaft, und blieb lange unentschieden; endlich aber wurden die Polen zurückgetrieben. — Am 27. Octbr. beschossen sie das Dnepr-Thor und erneuerten sogleich ihre Angriffe auf das Pyatnikische Thor und auf die Tulowskischen Ausfallspforten. Russische Berichte erwähnen hier eines bedeutenden Verlustes von Seiten der Deutschen. — Am folgenden Tage begannen die Polen ein lebhaftes Feuer von jenseits des Dnepr her gegen die Stadt, auch schossen sie den Bohaslawskischen Thurm nieder und zertrümmerten einen Theil der Mauer um ihn. Das Feuer wurde am 28. und 29. Octbr. fortgesetzt, wodurch die Stadt bedeutend litt. Am 30. Octbr. zerstörten die Polen auch die Dneprbrücke und hemmten jede Communication mit dem jenseitigen Ufer. Das Feuer der Belagerer dauerte mit wenigen Unterbrechungen bis zum 8. Nov. Mit diesem Tage scheint, wenn nicht gerade ein Stillstand, doch eine beträchtliche Unterbrechung in den Belagerungsarbeiten eingetreten zu sein und nur des Minenkrieges wird hier und da in den Berichten erwähnt. Zotkiewski unternahm unterdessen mit einem Theile des durch 40,000 Kosaken verstärkten Heeres im Juli 1610 einen kühnen Zug gegen Moskau, schlug den Czar, bewirkte dessen Entthronung und die Wahl von Wladislaw, Sigismund's Sohn, zum Czar, welchem von dem größern Theile Rußlands gehuldigt wurde. Sigismund wußte aus diesen großen Vortheilen keinen Nutzen zu ziehen; er weigerte sich, den Wünschen der russischen Großen gemäß, seinen Sohn nach Moskau zu senden und verschob die Vollziehung des abgeschlossenen Vertrags von einem Tage zum andern. Nothgedrungen und wenig unterstützt mußte Zotkiewski von Moskau aufbrechen und in das Lager von Smolensk zurückkehren. Sehin schlug es standhaft ab, sich mit Sigismund in Unterhandlungen einzulassen; den Czar Wladislaw wollte er aufnehmen und ihm huldigen, ohne jedoch die Stadt zu übergeben. — Unterdessen war das Belagerungsgeschütz aus Riga, Wilna und Tykocyn angelangt. Allein obgleich gegen den westlichen Theil der Citadelle Breschbatterien aufgeführt und die Mauern zwischen den Thürmen niedergeschmettert waren, schritt man dennoch, als man bei dem nächsten Sturm gewahrte, daß hinter den zertrümmerten Mauern bereits neue Werke aufgeführt waren, wieder zum Minenkriege. Der Gebrauch der Artillerie scheint sich auf ein zweckloses Beschießen vom linken Ufer her beschränkt zu haben. — Auf solche Weise war unter Sigismund's zweckwidrigen Anordnungen der 19. Monat der Belagerung vorübergegangen, und noch immer keine Hoffnung vorhanden, Smolensk zu erobern. Des Königs zweideutiges Betragen und die noch immer verschobene Absendung seines Sohnes, worin man sein eigenes Streben nach der russischen Krone wahrnahm, brachten endlich ganz Rußland wieder in Aufruhr. Die Kosaken gingen haufenweise zu den Russen über, ja im Lager selbst, unter den Augen des Königs gediehen Empörung und Verrath. Unter diesen verhängnißvollen Umständen gab der König dem tapfern Jacob Potocki den Oberbefehl; dieser beschloß dem bisher ungeschickt geführten Minenkriege zu entsagen, und sich mittelst eines allgemeinen Angriffes der Stadt zu bemächtigen. Der 13. Juni des Jahres 1611 ward zum Sturm bestimmt. Potocki selbst behielt sich mit einigen Tausend auserlesenen Kosaken den Angriff auf den östlichen Theil der Stadt vor. Der Sturm des nördlichen Theils derselben ward dem Marschall Dorohostaisky von Lithauen und dem Maltheser Nowodworski übertragen. Von Westen her, wo die alten Mauern niedergeschossen und durch neue Werke ersetzt waren, sollte Stephan Potocki angreifen; Neukirch mit dem deutschen Fußvolke rechts von diesem stürmen. Um Mitternacht legte Jan

unterhalb Smolensk zusammen und zählten jetzt 121,000 M. Der commandirende General Barclai de Tolli, der zeither jede Schlacht vermieden, wollte nun mit diesen vereinigten Kräften die zwischen der Düna und dem Dnepr stehenden französischen Corps überfallen. Platow führte auch am 8. Aug. einen glücklichen Ueberfall gegen die Division Sebastiani bei Inkowo auf der Straße nach Witepsk aus. Dessenungeachtet ging Barclai, ohne Zweifel zum eigenen Heile, von diesem Vorhaben wieder ab, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren, und stellte sich selbst rechts bei Wuidra, Bagration bei Katan auf. Napoleon vereinigte unterdessen sein Heer ebenfalls am Dnepr; Murat, Ney, Eugen und die Garden, auf dem rechten Ufer von Witepsk kommend, gingen am 14. August bei den Dörfern Khomino und Rasasna auf das linke Ufer, wo sich Davoust, Poniatowsky und Junot bereits befanden. Die Armee zählte hier zusammen 5 Infanterie-, 4 Reitercorps und die Garden, ungefähr 185,000 M., worunter 32,000 Reiter. Nun ging der Marsch auf Smolensk; Murat als Vorhut (s. Gefecht bei Krasnoi am 14. Aug.). Barclai zog sich hierauf völlig auf S. zurück; Ney erreichte dieses am 16. und bestand ein nichts entscheidendes Gefecht mit Bagration, der eben hier seine Truppen vereinigte. Barclai langte am Abend an und besetzte die Höhen des rechten Ufers, S. gegenüber. Der Marsch der Franzosen währte die ganze Nacht hindurch; am 17. Aug. früh war die Einschließung beendet und die Russen auf eine Entfernung von 1300 bis 2500 Schritt um den Platz beschränkt. Die französische Aufstellung war folgende: Ney, 3. Armeecorps, mit dem linken Flügel am Dnepr bis zur Straße von Krasnoi; rechts von ihm Davoust, 1. Corps, quer über diese und jene nach Mstislaw und Jelina; hierauf Poniatowsky, 5. C., endlich Murat mit seiner Reiterei, den rechten Flügel an den Dnepr lehnend. Die Garden standen hinter Davoust, der Vicekönig, 4. Corps, zur Beobachtung rückwärts auf der Straße nach Krasnoi; Junot, 8. Corps, traf erst am Abend ein und wurde hinter Poniatowsky aufgestellt.

S., im Jahre 1812 mit ungefähr 20,000 Einw., liegt auf dem hohen linken Ufer des Dnepr; dieses ist zerrissen, ober- und unterhalb der Stadt sind 2 tiefe Thäler eingeschnitten; in der Stadt selbst befinden sich drei kleinere, aber eben so tiefe Thäler; sie führen sämmtlich dem Dnepr Bäche zu. Die Stadt ist von einer 48 Fuß hohen, 18 Fuß dicken, wohlerhaltenen Mauer umgeben, mit welcher Thürme, damals 27, in Verbindung stehen. Diese Mauer ist auf dem Kamme des Berges angelegt und deckt die am Abhange erbaute Stadt so vollkommen, daß man von der Feldseite her fast nur die Mauer und kaum die Spitze der Kathedrale erblickt. Die Mauer hat oben breite Zinnen und einen Wallgang; es befinden sich Scharten in ihr, wovon einzelne zu Ausgängen erweitert waren, außerhalb derselben lag ein alter Graben mit gedecktem Wege und Glacis; innerhalb noch, außer dem erwähnten Wallgange, ein frei aufgeschütteter Erdwallgang. Graben und gedeckter Weg enden, wo die Mauer nahe an die erwähnten Thäler tritt. S. hat drei Thore. Das Hauptlandthor, zu welchem die Straße von Krasnoi einführt, durch eine Erdflesche gedeckt; links davon ein anderes zur Verbindung mit der Soldatenvorstadt, und endlich in der Kehle des zu der hölzernen Brücke über den Dnepr führende Thor. Rechts, ungefähr 1000 Schritte vom Krasnoier Thore, liegt die Citadelle, ein bastionirtes Fünfeck, das sich an das steile Thal unterhalb der Stadt anschließt; eine Reihe Feldverschanzungen war an das obere Thal vorgeschoben und *umgab zum Theil* die Soldatenvorstadt. Auf dem rechten

Ufer des Dnepr, wo die große Moskauer Vorstadt liegt, war die Brücke durch ein Hornwerk gedeckt. Von da aus führen am Dnepr abwärts die Witepsker, aufwärts die Moskauer, im rechten Winkel abwärts die Petersburger Straße. Auf dem linken Ufer ober- und unterhalb der Stadt liegen Vorstädte.

Barclai's Absicht (wenn auch früherhin eine Vertheidigung der Stadt im Plane gelegen) war jetzt nur, Smolensk so lange zu halten, bis die Magazine geräumt seien. Er hatte während der Nacht zwei Schiffbrücken zur Verbindung geschlagen, Bagration abgerufen und auf der Straße nach Moskau aufgestellt, und dagegen S. mit 30,000 M. der ersten Armee unter Doktorof besetzt. Dieser machte um 8 Uhr früh einen Ausfall und setzte sich wieder in den Besitz der Vorstadt an der Straße von Krasnoi. Napoleon, der eine Schlacht wünschte und diesen Ausfall vielleicht als den Anfang einer Angriffsbewegung der Russen ansah, widerstrebte nicht, und so blieb man gegenseitig ruhig bis Nachmittags 2 Uhr. Jetzt vertrieb Murat die russische Reiterei, und während die ganze Linie vorging, gelangte Poniatowsky mit dem rechten Flügel an den Dnepr und beschoß mit 60 Geschützen die große Brücke und die Truppen am andern Ufer, woselbst aber bald eine nicht geringere Masse russischen Geschützes entgegengestellt wurde. Ein hartnäckiges Gefecht hatte sich unterdessen auf dem französischen linken Flügel vor der Citadelle entsponnen, wo die Russen sich im Gesträuche hielten, die Franzosen in das Thal eingedrungen waren und in demselben gegen die Citadelle hinauf stürmten, aber immer mit um so größerem Verluste zurückgeworfen wurden, da eine russische Batterie, am rechten Ufer aufgestellt, sie im Rücken beschoß. Gleichzeitig griff Davoust die Vorstadt an der Straße von Krasnoi an, welche mit Erbitterung vertheidigt wurde, so daß er sich ihrer erst nach dreistündigem blutigem Kampfe bemächtigen konnte. Nachdem die Franzosen den entfernteren Theil der Vorstadt besetzt hatten, stürmten sie auf der Krasnoier Straße gegen das Hauptlandthor, hinter einem langen massiven Salzspeicher in gedrängter Colonne hervorbrechend. Die russischen Geschütze auf der Flesche bestrichen die Straße auf 500 Schritt der Länge nach und ihr mörderisches Feuer zwang die Stürmenden jedesmal wieder hinter den Speicher zurückzukehren. Einzelne Verwegene drangen bis in den Graben, wurden aber, da sie den Eingang nicht finden konnten, die Opfer ihrer Tollkühnheit. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, den Platz mit Sturm zu erobern, befahl Napoleon eine Batterie von 36 Zwölfpfündern vorzubringen und Bresche zu schießen; allein auch dieses konnte keinen Erfolg haben und wurde bald eingestellt; das feindliche Musketenfeuer erlaubte nicht, sich zu nähern, das Kaliber war zu schwach. Eine Batterie dagegen, in der Verlängerung des gedeckten Weges aufgefahren, that dem Feinde viel Schaden und zugleich warf man Granaten in die Stadt. Beim Einbruche der Nacht, die auch das Gefecht endete, das blutiger gewesen war, als viele Schlachten, begann diese zu brennen. Die französischen Corps lagerten auf den Plätzen, wo sie gefochten. Napoleon's Hauptquartier war in Iwanowskaja. Barclai räumte während der Nacht S. mit Ordnung, Schnelligkeit und ohne alles Geräusch; die Kaufläden in der Stadt wurden angezündet, die Schiffbrücken abgebrochen, die Pfahlbrücke abgebrannt. — Ob den russischen Feldherrn zum Rückzuge die Furcht vermochte: Napoleon werde am andern Morgen seine Angriffe erneuern und endlich doch in die Stadt dringen, in welchem Falle die Räumung derselben mit Verlust verbunden sein mußte? — ob die Besorgniß sein Gegner werde oberhalb über den Dnepr setzen, und ihm auf der Straße nach Moskau zuvorkommen?

Vielleicht Beides. In der That läßt sich auch nur durch Napoleon's steten Wunsch nach einer allgemeinen Schlacht erklären, warum er sein Heer ganz auf dem linken Dneprufer vereinte und nicht die von Witepsk herkommenden Corps auf dem rechten ließ, wodurch er Barclai, der weder schlagen wollte noch konnte, ohne Schwertstreich zum Verlassen von Smolensk genöthigt haben würde; warum er endlich, da diese Vereinigung einmal geschehen, dem gewaltsamen Angriff, der ihm so theuer zu stehen kam, nicht einen Uebergang oberhalb S. vorzog, der den Rückweg seines Gegners bedroht hätte und mithin gleiche Folge haben mußte. — Da die Franzosen mit Anbruch des 18. Aug. keine feindlichen Schildwachen mehr sahen, gingen sie durch die Oeffnungen der Mauer in die Stadt und der Kaiser folgte ihnen bald. Ney ließ unterhalb S. eine leichte Reiterbrigade übersetzen, die aber sogleich wieder zurückgehen mußte; denn noch hatten die Russen die Moskauer Vorstadt mit Infanterie, die Höhen des rechten Ufers mit Batterien besetzt. Ein lebhaftes Feuer entspann sich. Erst gegen 5 Uhr Abends setzte General Morand sich in Besitz des Brückenkopfes am rechten Ufer, zu dem die Truppen auf Schiffen, Flößen und watend übergingen. Um 6 Uhr ließ Barclai die Moskauer Vorstadt anzünden und trat um 7 Uhr den Rückmarsch an. Ney warf noch am Abend einige Truppen auf das rechte Ufer unterhalb S. Eugen war während des Tages auf der Straße von Krasnoi herangekommen. Der französische Verlust wird auf 12,000 Todte und Verwundete geschätzt, der russische kann etwas geringer gewesen sein. Ueber die folgenden Bewegungen siehe Walutina Gora. — (Vergl. Napoleon's Feldzug in Rußland 1812, von Chambrai, übersetzt von Blesson. — Buturlin, Geschichte des Feldzuges in Rußland 1812.) T.

Smoliany, russisches Dorf im Gouvernement Witepsk, an der Straße von Lepel nach Senno.

Gefecht am 14. November 1812.

Das 9. französische Armeecorps wurde im August 1812 unter dem Befehle des Marschalls Victor in Preußen vereinigt und überschritt Anfang Septembers den Niemen. Es zählte 33,000 M. mit 1900 Reitern und bestand aus drei Infanteriedivisionen, Partonneaux' französische, Dändel's französische, badensche und bergische, Girard's königlich sächsische und polnische Truppen, und der leichten Reiterdivision Fournier, von welcher ein badensches Husarenregiment und ein sächsisches Regiment leichter Pferde die eine, ein hessendarmstädtisches Regiment leichter Pferde und ein bergisches Ulanenregiment die andere Brigade bildeten. Das Corps erlitt schon auf dem Marsche nach Smolensk, wo es Anfang October eintraf, große Verluste durch Mangel an geregelter Verpflegung und durch schlechte Krankenpflege. Hier inzwischen cantonnirten die Truppen bis Mitte October, wo Victor den Befehl erhielt (s. Malojaroslawetz) eine Stellung näher an Polozk und Minsk zu nehmen, um nach Umständen den Fürsten Schwarzenberg oder den Marschall St. Cyr zu unterstützen, oder auch die große Armee zu verstärken, mithin die allgemeine Reserve zu bilden. Er ließ in Smolensk die eben dort erst aus drei Marschbrigaden formirte, etwa 15,000 M. starke Division Baraguay d'Hilliers und verlegte sein Hauptquartier nach Dreza, rückwärts auf der Straße nach Borisow, sich links bis Babinowiczi auf der Straße nach Witepsk und bis Senno auf der nach Polozk, rechts bis Mstislaw ausdehnend. Kaum hier angelangt, erhielt Victor Nachricht von der Verstärkung Wittgenstein's, von der Ankunft des Generals Steinheil, so wie von der Schlacht von Polozk und Wittgenstein's Uebergang über

die Düna. Er ließ daher Witepsk und Beszenkowiczi durch die Division Dándel's beſetzen, gelangte am 28. Octbr. nach Senno und am 30. nach dem Dorfe Smoliany bei Czasniki, woſelbſt die entſendete Diviſion wieder beim Corps eintraf und die Vereinigung mit dem von Polozk kommenden 2. Armeecorps ſtattfand. Marſchall Victor übernahm nun den Oberbefehl über beide Armeecorps, da Marſchall St. Cyr wegen ſeiner Verwundung die Armee verließ. Die Stärke des 9. Armeecorps iſt zu dieſer Zeit ſchon nicht mehr höher, als auf ungefähr 25,000, die des 2. auf höchſtens 10,000 M. anzuſchlagen. — Inzwiſchen hatte am 21. Octbr. das 2. und 6. Armeecorps den Rückzug von Polozk angetreten. Das 2. vom General Merle geführt, ging am 22. nach Gomel, General Wrede mit dem 6., deſſen linke Flanke deckend, nach Arekowka, am 23. nach Babinicze. Hier wurde er am 24. von dem über Arekowka heranziehenden General Steinheil angegriffen und geworfen, ſo daß er über Kublizi nach Woron zurückgehen mußte, während das 2. Corps bei Uſzacz ein Gefecht gegen Wittgenſtein beſtand und in der folgenden Nacht nach Kamen zurückging, wo es mit den Baiern wieder zuſammentraf. Dieſe verloren am 24. nicht nur eine zwölfpfündige Batterie, ſondern auch den größten Theil ihres Gepäckes, worunter der Caſſenwagen und ein anderer mit 22 Fahnen, welche die Regimenter ihrer Schwäche wegen nicht mehr führen konnten. Sie waren ohne Bedeckung nach Uszacz abgeſchickt worden, hatten aber dort die Brücke vom 2. Corps bereits abgebrochen gefunden, und wurden ſo eine Beute des zwiſchen beide Corps ſich eindrängenden Feindes. Von Woron aus marſchirte Wrede mit dem 6. Corps, vom 2. völlig ſich trennend, nach Glubokoe, um die Straße nach Wilna zu decken. St. Cyr verſichert, daß dieſes eigenmächtig und ungeachtet des gemeſſenen Befehles geſchehen ſei, ſich bei ſeiner Schwäche nicht vom linken Flügel des 2. Corps zu trennen, und wirft dem General Wrede überhaupt vor, auf dem Rückzuge von Polozk die erhaltenen Befehle nie geachtet, ſondern nach eigenem Gutdünken gehandelt zu haben und ſo zum Theil ſelbſt Schuld an den erlittenen Verluſten geweſen zu ſein. Das 2. Corps ſetzte am 27. Octbr. den Rückzug bis Lepel fort, ſtellte ſich hinter Ula auf, den rechten Flügel bis Czasniki ausdehnend, und erwartete ſo die Ankunft des 9., welches ſich in zweiter Linie hinter ihm aufſtellte. Unbeſchreiblich war die Freude bei der Vereinigung mit demſelben und allgemein der Wunſch und die Erwartung, daß Wittgenſtein, der noch mit Steinheil nicht vereiniget und eben ſo wenig von dem Eintreffen des 9. Corps unterrichtet war, nunmehr ſogleich angegriffen und geſchlagen werden würde.

Gefecht bei Czasniki am 31. October. 1812.

Noch am Nachmittage des 30. Octbr. zeigten ſich Wittgenſtein's Vortruppen der franzöſiſchen Aufſtellung gegenüber; am Morgen des 31. zwiſchen 6 und 7 Uhr wurde Czasniki von ihnen angegriffen und, da der Marſchall die dort ſtehende Diviſion Legrand nicht unterſtützen ließ, genommen. Czasniki liegt auf dem rechten Ufer der Ula, welche von den Ruſſen überſchritten werden mußte, um dahin zu gelangen, und auf dem linken der unweit dieſes Fleckens in die Ula mündenden Lukomlia, der es füglich als Brückenkopf dienen kann. Es erregte daher um ſo mehr Erſtaunen, daß der Marſchall dieſen Punct räumen ließ. Er ſagte jedoch: er wolle die Ruſſen auf die Ebene kommen laſſen, um ſo ihre Stärke beſſer beurtheilen und einen vortheilhafteren Angriffsplan entwerfen zu können. Ungeachtet ſeiner Ueberlegenheit that er aber auch dieſes nicht; denn, nachdem Wittgenſtein, durch ſeine zahlreiche Artillerie unterſtützt, die Ula mit ſeinen Maſſen

überschritten und das Gefecht bis 9 Uhr gedauert hatte, wurde der Rückzug über die Lukomlia zuerst von der Mitte und dem linken Flügel angetreten, und der rechte, auf welchem sich die sächsische Brigade befand, vermochte nur unter dem wirksamen Feuer der Russen gegen 1 Uhr Mittags über die rückwärts liegende hölzerne Brücke auf das rechte Ufer des genannten Flüßchens überzugehen. Jetzt bot sich dem Marschalle eine zweite treffliche Gelegenheit, über die beim Uebergange über die Lukomlia zerstreuten und weit schwächeren feindlichen Colonnen herzufallen. Er ergriff auch diese nicht, sondern ließ den Rückzug zuerst wiederum von der Mitte und dem linken Flügel, dann von dem rechten in der Richtung auf Senno fortsetzen. Die einbrechende Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Allgemein waren Erstaunen und Mißbilligung über des Marschalls Benehmen. Obgleich seine Reiterei erst Abends beim Corps eintraf, war er dennoch vom Beginne des Gefechtes an dem Feinde überlegen. Die Oertlichkeit und das kühne Vordringen des Feindes, welchem das Eintreffen des 9. Corps noch unbekannt war, boten ihm, wie wir gesehen, mehr als einmal die günstigsten Momente, die er, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen, benutzen konnte. Man vermag daher keineswegs sein Zaudern zu entschuldigen mit dem Wunsche, dem einzigen, der es allenfalls erklärbar macht, dem Kaiser, bei seinem Eintreffen zwischen Minsk und Polozk, eine noch ganz ungeschwächte Reserve übergeben zu können. Vortheilhafter gewiß wäre es für die große Armee gewesen, wenn ein kräftiger Angriff Victor's den General Wittgenstein wieder über die Düna zurückgeworfen, wie er es unbestreitbar konnte, und jenseit festgehalten hätte, worauf ein Theil seiner Kräfte vielleicht noch gegen Tschitschagoff verwendbar geworden wäre.

Der Rückzug der beiden französischen Armeecorps wurde am 1. Nov. bis Krasnogura, wo die Reiterei auch in den nächsten Tagen stehen blieb, am 2. bis Senno fortgesetzt, das sämmtliche Fuhrwesen nach Orsza zurückgesendet. Wittgenstein folgte nur mit einzelnen Abtheilungen und blieb mit dem Heere hinter der Lukomlia und Ula stehen. Am 3. Nov. fand ein unbedeutendes Reitergefecht bei Krasnogura statt; am 4. Nachmittags brach die Infanterie aus der Gegend von Senno auf und marschirte auf der Straße von Minsk nach Czereja, wo sie den 6. eintraf. Die Reiterei ging den 4. und 5. bis Lukomla, besetzte die Straße nach Lepel, Czasniki und Krasnogura, hatte am 6. und 7. Gefechte mit feindlichen Abtheilungen und blieb hierauf unangefochten bis zum 11. Nov. in dieser Stellung. — Wittgenstein ließ unterdessen am 7. Nov. durch eine entsendete Abtheilung unter General Laharpe Witepsk überfallen und besetzen. Marschall Victor empfing in der Stellung von Czereja einen Befehl seines Kaisers vom 7. Nov.: „Den Feind unverzüglich anzugreifen, über die Düna zu werfen und Polozk wieder zu nehmen; das Heil des Heeres hänge davon ab; jeder Tag Verzögerung sei ein Unglück." Der Befehl von Berthier unterzeichnet, schloß mit den Worten: „Vorwärts! es ist der Befehl des Kaisers und der Nothwendigkeit." — Auch wurden in demselben, wenigstens zum Theil, die Unglücksfälle mitgetheilt, welche die große Armee betroffen hatten, die den 8. Nov. in Smolensk eintreffen werde. — In Folge dieses Befehls begann der Marschall seine Angriffsbewegung gegen Czasniki am 11. Nov., wo sein Fußvolk bis Lukomla vorging. Marschall Oudinot, von seiner Wunde hergestellt, hatte das Commando des 2. Corps wieder übernommen, und stand unter dem Befehle des älteren Marschalls Victor. Beide Generale waren über die Ausführung des vom Kaiser gegebenen Befehles nicht einig. Oudinot wollte Wittgenstein in seiner Stellung angreifen, Victor

der ſie zu ſtark fand, ihn umgehen und deßhalb rechts auf Boiszikowa marſchiren. Am 12. Nov. wurde die Bewegung fortgeſetzt. Die Vorhut, aus dem ſächſiſchen und badenſchen Reiterregiment beſtehend, gewahrte beim Dorfe Slobodka die feindliche in der Entfernung von einigen Tauſenden Schritten. General Fournier hatte nichts Eiligeres zu thun, als beide Regimenter im Trabe bis in den Bereich des feindlichen Geſchützes zu führen, ſie hier in zwei Treffen aufzuſtellen und die Blänkler vorzuſenden. Durch dieſes tollkühne Erſcheinen ohne Unterſtützung, verloren beide Regimenter ſehr bedeutend, das badenſche ſeinen Oberſten; doch harrten ſie ſtandhaft aus, bis Geſchütz und Fußvolk herankamen. Letzteres nahm mit ſeinen Schützen den Eingang des vorliegenden Buſches; der Feind ging zurück, und das 9. Corps lagerte in der Nacht bei dem Dorfe Slobodka. Am 13. Nov. früh rückte das franzöſiſche Corps weiter gegen Czasniki vor, mußte jedoch zuvor den geſtern nur zum Theil genommenen Buſch erſt völlig reinigen laſſen. Es wurden nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht; das 9. Corps lagerte unweit des noch von den Ruſſen beſetzten Dorfes Smoliany, das 2. hinter ihm. Die Kälte war in den letzten Tagen immer geſtiegen, heute war ſie beſonders heftig; die Bivouaks in dieſen Tagen raubten mehr Menſchen, als die ernſteſten Gefechte gekonnt hätten. So zählten beide Armeecorps auch jetzt nicht mehr, als höchſtens 25,000 M. und hatten mithin ſeit dem 30. Octbr. 10 — 11,000 M. verloren. Wittgenſtein hatte 30,000 M. und dieſelbe Stellung hinter der Lukomlia inne, die er am 31. Octbr. behauptet hatte, das Dorf Smoliany jedoch als vorgeſchobenen Poſten beſetzt. Der franzöſiſche Oberbefehlshaber befand ſich daher jetzt in einer weit ungünſtigeren Lage, als er an jenem Tage geweſen war. Aber des Kaiſers Befehl lautete: Vorwärts!

Gefecht bei Smoliany am 14. Nov. 1812.

So wurde denn am 14. Nov. früh der Angriff auf Smoliany mit einer Kanonade begonnen; die Diviſion Girard führte ihn aus, indem ſie, den franzöſiſchen linken Flügel bildend, das Dorf links zu umgehen ſuchte. Fünfmal griffen die Polen und Sachſen die hinter Hohlwegen und Gebäuden verſteckten Ruſſen mit großem Verluſte an, ehe es ihnen gelang, ſich in den Beſitz des Dorfes zu ſetzen; aber ein weiteres Vordringen auf dieſem Puncte war unmöglich, weil ſonſt der linke Flügel dem Feinde völlig preisgegeben worden wäre. Auch rückten die Ruſſen verſtärkt aufs Neue gegen das brennende Dorf und nahmen einen Theil deſſelben wieder. Die ſehr geſchwächten Sachſen und Polen behaupteten den übrigen bis zur Nacht. Auf der ganzen franzöſiſchen Linie, deren rechten Flügel die Reiterdiviſion bildete, fand während deſſen lebhaftes Geſchütz- und Blänkerfeuer ſtatt, ohne daß ein Theil vorrückte; doch litt namentlich die Reiterei durch jenes nicht unbedeutend. Nachmittags ließ der Marſchall die Diviſion Dändel's hinter der Reiterdiviſion weg und, verſtärkt durch das heſſiſche Reiterregiment, über das an dem franzöſiſchen rechten und ruſſiſchen linken Flügel vorbeifließenden Swerzaflüßchen gehen, wodurch Wittgenſtein veranlaßt wurde, ſeinen linken Flügel auf eine nach der Mitte zu gelegene Anhöhe zurückzuziehen. Wahrſcheinlich war die Entſendung der Anfang der Bewegung auf Boiszikowa, die Victor beabſichtigte. Das ganze 9. Corps ſollte der Diviſion Dändel's folgen; das 2., das noch nicht zum Schlagen gekommen war, vor Smoliany ſtehen bleiben. Allein die Nacht brach ein, ehe dieſe Bewegung vollzogen wurde. Die Diviſion Girard verließ Abends 7 Uhr Smoliany ganz, und die beiden Corps lagerten während der Nacht rückwärts etwa eine Stunde von genanntem Dorfe. Am 15. Nov. früh rückte das 9. Corps nochmals

jen daſſelbe vor und ſtellte ſich etwas rückwärts der geſtern innegehabten
ellung auf. Als der Nebel ſchwand, ſah man das ganze ruſſiſche Heer,
nfalls in Schlachtordnung, auf halbe Kanonenſchußweite vor ſich. So
nden beide Theile während des ganzen Vormittags, ohne ſich anzugreifen,
endlich gegen Mittag Marſchall Victor den Befehl zum Rückzuge gab.
wurde von der Reiterdiviſion gedeckt und, ohne daß der Feind ihn hin-
te, bis ſpät Abend in der Richtung auf Czereja fortgeſetzt.

So unerklärbar das Verfahren des Marſchalls Victor am 31. Octbr.
ien, ſo wenig dürfte ihm vorzuwerfen ſein, daß er hier von dem begon-
nen Angriffe wieder abſtand. Wie ſein eigenes Verhältniß zu Wittgen-
in ſich geändert, iſt bereits erwähnt worden; aber er erhielt auch in der
ıcht zum 15. Nov. durch ſeinen aus dem Hauptquartiere des Kaiſers
ückkehrenden Chef des Generalſtabes, beſtimmtere Nachrichten vom Stande
großen Armee. Er hatte früher den günſtigen Augenblick unbenutzt
aſſen; jetzt konnte ſein Unternehmen, deſſen Erfolg gegen Wittgenſtein's
bermacht immer zweifelhaft blieb, auch wenn es vortheilhaft ausfiel, dem
uptheere keinen Nutzen mehr bringen. Eher noch war ein ſolcher vom
führen eines kampffähigen Heertheiles auf die allgemeine Rückzugsſtraße
erwarten. Dahin nahm denn auch der Marſchall ſeine fernere Richtung,
chdem er, da Wittgenſtein nur langſam folgte, einige Tage in der Ge-
nd von Krasnogura verweilt hatte, während Oudinot in Czereja und
komla ſtand. Das 2. Corps marſchirte von hier aus am 22. Nov.
mittelbar nach Boriſow; das 9. erreichte am 26. bei Losnitza die Straße
n Smolensk nach Boriſow, nachdem Tags zuvor die Reiterdiviſion, als
chhut, ein Gefecht mit der Vorhut des Feindes gehabt, und hatte hier
n erſten Male den erſchütternden Anblick der Trümmer des von Moskau
ückziehenden großen franzöſiſchen Heeres. Die Reiterdiviſion wurde ſofort
Nachhut deſſelben beſtimmt und dem Corps des Marſchalls Davouſt
jetheilt. Ueber das Fernere ſiehe Bereszina.

(Vergl. Napoleon's Feldzug in Rußland 1812 von Chambray, über-
t von Bleſſon; Memoiren des Marſchalls St. Cyr; Feldzüge der Sach-
; Kriegsgeſchichte von Baiern von Völderndorf; Buturlin, Geſchichte des
ldzugs in Rußland 1812.) T.

Sobieski, Johannes III., König von Polen, ein Sohn des Ka-
lans von Krakau Jakob S.'s, geb. 1629, empfing auf der Schule zu
akau ſeine erſte Bildung, trat dann zu Paris in die Compagnie der
uen Musketiers und unternahm hierauf mehrjährige Reiſen durch Europa.
48 nach Polen zurückgekehrt, fand er in den Kriegen mit Schweden,
den und den Koſaken ſehr bald Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Poli-
he Wichtigkeit und Selbſtſtändigkeit als Anführer erlangte S. jedoch erſt
65, wo ihn König Johann Kaſimir zum Krongroßmarſchall und 1667,
chdem er die Tartaren beſiegt, und die Koſaken der Ukraine gedemüthigt,
n Krongroßfeldherrn, Oberhofmeiſter und Woiwoden von Krakau ernannte.
nig Johann Kaſimir mußte bald darauf abdanken und S. blieb den
trigunen, welche bei der Wahl eines neuen Regenten ſich entſpannen, nicht
nd. Mit einer Partei unter dem Einfluſſe Frankreichs ſtehend, ſtimmte
für den Prinzen Condé. Inzwiſchen gelangte Michael Coribut Wis-
wiecki zur Regierung und neu ausgebrochene Unruhen in der Ukraine
rten S. wieder auf das Schlachtfeld. Sein Erſcheinen an der Spitze
Heeres ſtellte die Ruhe in der dortigen Gegend ſehr bald wieder her.
öſſere Verdienſte um Polen erwarb ſich aber S. während des Krieges
en die Türkei 1672. Die bis Lublin vorgedrungenen Tartaren erlitten

bei Kalusz eine vollständige Niederlage, und seine ganzen Kräfte nun gegen die Türkei wendend, erfocht er das Jahr darauf den 11. Nov. den Sieg von Chotym (s. d.), der zwar ohne große Folgen blieb, weil die polnischen Großen zur Wahl eines neuen Königs (Michael starb am 10. Nov. 1673) nach Warschau zurückeilten, allein das Vertrauen zu S. so gesteigert hatte, daß man ihn am 19. Mai 1674 zum König wählte. Ausnahmsweise wurde ihm gestattet neben dem Scepter auch den Commandostab fortzuführen. S. weilte auch nicht lange in Warschau, sondern ging bereits im August zum Heere ab, bemächtigte sich der von den Türken indessen besetzten polnischen Ukraine, entsetzte 1675 die von dem Seraskier Ibrahim belagerte Festung Trembolola und schlug die unter Nurreddin bis Lemberg vorgedrungenen Tartaren am 24. Aug., wodurch er die Türken zum Rückzug hinter Kamieniec zwang und Zeit gewann, sich am 2. Februar 1676 zu Krakau krönen zu lassen. Hier nöthigte man ihn, da die Türkenfurcht vorbei war, den Feldherrnstab abzugeben, den er dem ihm von da an treuergebenen Demetrius Wisnowiecki, des vorigen Königs Bruder, übertrug. Indessen führte er doch noch in demselben Jahre ein, wenn auch nur schwaches, Heer gegen den Seraskier Ibrahim Szeptau ins Feld. 130,000 Tartaren und 80,000 Türken belagerten ihn in seinem verschanzten Lager bei Zurawno. Mit nur 10,000 M. vertheidigte er sich darin vom 24. Septbr. bis 17. Octbr. und wußte die Feinde so zu ermüden, daß sie ihm endlich selbst Friedensvorschläge machten, worauf der Friede unter für Polen sehr günstigen Bedingungen abgeschlossen wurde. Die nächsten Jahre der Regierung S.'s boten in militairischer Hinsicht nichts Bemerkenswerthes dar. Politisch wichtig war es aber, daß die Herzöge von Kurland und der Kurfürst von Brandenburg (letzterer wegen Lauenburg und Bülow) 1677 der Krone den Vasalleneid leisteten, daß 1678 der Waffenstillstand mit Moskau auf 13 Jahre verlängert wurde und 1679 Schweden und Preußen, wegen des Besitzes von Pommern, sich Polens Vermittelung erbaten. Die Hinneigung S.'s zu Frankreich, früher unterstützt durch seine Gemahlin, eine geborene Französin, ward in diesen Jahren durch mancherlei Kränkungen, welche die ehrgeizige und stolze Königin von Ludwig XIV. erfahren mußte, untergraben, und die Politik Sobieski's dadurch auf eine Verbindung mit Oestreich hingewiesen, das er früher befeindet hatte. Ein Vertrag mit Leopold I. (1682) setzte ein ewiges Bündniß beider Mächte gegen die Einfälle der Türken fest und ward vom Papst selbst bestätiget. Schon im Jahr darauf fand S. Veranlassung, denselben zu erfüllen. Die Türken belagerten seit dem 14. Juli 1683 Wien (s. d.), das Graf von Stahremberg mit 20,000 M. fast gegen 300,000 Osmanen vertheidigte. S. mit 30,000 Polen, Kurfürst Johann Georg III. (s. d.) mit 11,000 Sachsen und gegen 2000 Baiern, Schweden und Franken schlossen sich dem nur noch schwachen östreichischen, vom Herzog von Lothringen geführten Heere an. S. ward einstimmig zum Oberfeldherrn erwählt. Am 12. Sept. erfolgte der Entsatz des kaum noch vertheidigungsfähigen Wiens, die Polen eroberten das türkische Lager, während den Sachsen, Oestreichern u. s. w. die schwierige Aufgabe wurde, die Osmanen in der Schlacht selbst zu überwinden. S. zog am 13. als Sieger in Wien ein, ward jedoch bei seiner zwei Tage darauf mit dem Kaiser stattgehabten Zusammenkunft von diesem so wenig rücksichtsvoll behandelt, daß er sein Heer sofort zurückführte. Um seinen Söhnen ein Erbland zu erobern, unternahm S. 1686 einen Zug in die Moldau und Wallachei, der aber, da das Land durch eine dreijährige Dürre ganz erschöpft war, zu keinem Resultate führte. Wichtig war der 1687 mit Moskau geschlossene

Friede, nach welchem alle früher von Polen am Dnepr gemachte Eroberungen an jenes zurückfielen. Während von nun an häusliche Unannehmlichkeiten das Leben des Königs trübten, waren auch die Erfolge seiner Anstrengungen gegen die Türken in der letzten Zeit seiner Regierung sehr ungenügend. Der Krieg gegen dieselben und gegen die Tartaren ward ohne glückliche Ergebnisse fortgeführt, und S. hatte den Kummer im In- und Auslande nur Feinde seines Geschlechts zu sehen, welche seine frühern Großthaten vergessen hatten, und sich aus allen Kräften bestrebten, seiner Familie jede Aussicht auf die Thronfolge zu entreißen. Ein Schlagfluß erlöste ihn endlich am 10. Juli 1696 von großen körperlichen Leiden. Johannes Sobieski war ein großer Feldherr und tapferer Krieger, jedoch nicht frei von den Hauptfehlern seines Volks, Sucht zu Intriguen, so wie von einer ungewöhnlichen Liebe zum Gelde, welche beide letzteren Fehler jedoch in dem Wunsche, seiner Familie den Thron zu sichern, einige Entschuldigung finden. Seine Regierung wäre unstreitig eben so segensreich für Polen gewesen, als sie ruhmvoll war, hätte der üble Einfluß der Königin nicht mitunter seine großen Eigenschaften verdunkelt und seinen Willen gehemmt. — (Vergl. Coyer, histoire de Jean Sobieski. 3 tomes. 1761. — Bronikowski, Geschichte Polens. — Atlas historique de la Pologne etc. par Plater. 2 tomes. — Oestreichische Militairzeitschrift 1813, 1819 und 1825.)

— d —

Sohle einer Geschützlaffete oder eines Mörserblocks, nennt man die untern Flächen derselben.

Soissons, Bezirksstadt im französischen Departement Aisne, mit 8000 Einwohnern.

Eroberung am 20. Mai 1414.

Während Frankreich unter der Regierung des blödsinnigen Königs Karl VI. in einen langwierigen Krieg mit England verwickelt war, sah sich das unglückliche Reich auch innern Zerrüttungen preisgegeben. Die mächtige Partei des Grafen Armagnac lag in offener Fehde mit derjenigen des Herzogs von Burgund. Es gelang der ersteren, den König während eines hellen Augenblicks dahin zu bewegen, daß er den Herzog von Burgund für einen Staatsverräther erklärte und in Person gegen denselben zu Felde zu ziehen beschloß. Nachdem er Anfang Aprils feierlich zu St. Denys die Oriflamme genommen hatte, brach Karl VI. an der Spitze eines größtentheils aus Lothringern und Gascognern bestehenden Heeres gegen Soissons auf. Der eigentliche Führer des Heeres war jedoch der Graf von Armagnac, denn sowohl der König, als dessen Hof und sämmtliche Ritter, trugen das Feldzeichen des Grafen, die weiße Feldbinde. In Soissons führte Enguerrand von Bournonville den Oberbefehl über die burgundische Besatzung. Die Aufforderung zur Uebergabe wies er zurück, während er zugleich den Herzog von Burgund zu schleuniger Hilfleistung aufforderte. Mehrere Treffen, welche unter den Mauern von Soissons statt hatten, führten zu keiner Entscheidung, bis Graf Armagnac das schwere Geschütz aufführen ließ und die Mauern in Trümmern legte. Am 20. Mai rückten die Franzosen in 5 Colonnen auf eben so vielen Puncten zum Sturme und eroberten die Stadt nach einer zweistündigen hartnäckigen Gegenwehr. Die wüthenden Armagnaken hieben den größern Theil der Besatzung nieder und überließen sich gegen die wehrlosen Bürger allen Ausbrüchen einer zügellosen Soldateska. Die Stadt ward geplündert und der Ritter Enguerrand nebst fünf andern burgundischen Edelleuten und 25 Bürgern öffentlich hingerichtet. Der Verlust von Soissons, so wie der bald darauf erfolgte von Lan-

Rapaume und Arras, nöthigten den Herzog von Burgund Anfang Septembers zur Unterwerfung.

Einnahme im Jahre 1814.

Die Stadt Soissons spielte 1814 in dem Kriege der Verbündeten gegen Frankreich keine unwichtige Rolle. Es hatte den Franzosen an Zeit gefehlt, die alten Werke dieser Stadt herzustellen. Die Thore waren ohne Vertheidigung, oder doch nur durch unhaltbare Feldwerke gedeckt. Zu Anfang des Monats Februar bestand die Besatzung aus 6 Bataillonen, 200 Italienern und einigen 100 Gensdarmen unter dem Generallieutenant Rusca. Der kaiserlich-russische General der Cavalerie, Baron von Winzigerode, hatte mit seinem Armeecorps (30,000 M.) sich von Namur her gegen Laon in Marsch gesetzt, wo er am 12. Feb. eintraf. Durch einen Befehl des Feldmarschalls v. Blücher zur Vereinigung mit der schlesischen Armee abberufen, erfuhr er auf dem Marsche durch den General Tschernitschef, der seine Vorhut befehligte, daß Soissons keines ernsthaften Widerstandes fähig sei. Am 14. Februar näherte er sich auf der Straße von Laon der Vorstadt St. Waast, wo er nach vorgenommener Recognoscirung derselben, Anstalten zum Sturme traf. General Rusca, der in Person 2 Batterien an das Thor von Laon führte, ward durch eine der ersten Schüsse getödtet. Die Franzosen, meist aus neuausgehobenen Truppen bestehend, sahen sich hierdurch nicht nur ihres Oberbefehlshabers beraubt, sondern es fehlte in den Vertheidigungsanstalten auch an der nothwendigen Einheit. Von den drei Brigadegeneralen war keiner zur Stelle, und so gelang es den Russen, die Vorstadt St. Waast mittelst Leitererersteigung zu nehmen. Das Bataillon, welches das Thor von Laon vertheidigte, ward überwältigt. Auf der Brücke über die Aisne suchte General Longchamps Widerstand zu leisten. Allein nach kurzer Gegenwehr ward dieselbe von den Russen erstürmt, welche sich sofort durch alle Straßen verbreiteten und sich der Stadt bemächtigten. Die Generale Dauloup, Verdun und Berruyer entkamen mit einigen Gensdarmen auf der Straße nach Compiegne. General Longchamps, der sich mit einem Theile der Besatzung zurückzuziehen versuchte, ward von der Reiterei des Generals Tschernitschef eingeholt und zum Niederlegen der Waffen gezwungen. 13 Kanonen und alle Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Sieger. Der Verlust der Franzosen betrug über 800 Todte und Verwundete. Der der Verbündeten war verhältnißmäßig viel geringer. Winzigerode setzte am 16. Februar seinen Marsch über Epernay nach Chalons fort, wo er sich mit dem schlesischen Heere vereinigte; da er in Soissons keine Besatzung zurückließ, so gelang es dem Marschall Mortier, der durch Napoleon's glückliche Unternehmungen gegen die schlesische Armee Luft bekommen hatte, sich dieser Stadt schon am 19. Februar wieder zu bemächtigen.

Um die zweite Einnahme von Soissons durch die Verbündeten in einigen Zusammenhang mit den übrigen Kriegsereignissen zu bringen, ist es nöthig, die Lage der schlesischen Armee Ende Februars ins Auge zu fassen, als sie im Rückzuge vor Napoleon von der Marne nach der Aisne begriffen war. Diese Bewegung führte sie in zwei Colonnen auf der Hauptstraße von Chateau-Thierry nach Soissons und auf dem Wege über Parcy aus. Dadurch näherte sich Blücher den beiden Corps der Generale Bülow und Winzigerode, welche sich am 1. März von Laon und Fismes gegen Soissons in Marsch setzten. Diese Stadt war so ziemlich noch in demselben Zustande, in welchem sie sich befand, als sie zum ersten Male in die Hände der Verbündeten fiel; allein die Besatzung bestand aus alten polnischen Truppen, 1600 M., und war mit einer zahlreichen Artillerie versehen.

bald Soissons am 2. März von allen Seiten eingeschlossen war, begann Beschießung der Stadt aus sämmtlichen schweren Geschützen. Nach eini- Stunden knüpfte General Bülow Unterhandlungen an; der preußische tmeister von Martens leitete diese so geschickt, daß der französische Com- ndant, General Moreau, gegen freien Abzug der Besatzung und s Theils des Geschützes, capitulirte. Am 3. März übergab er Soissons Russen und marschirte in der Richtung auf Villers Cotterets ab. Der ß dieser Stadt und somit eines gesicherten Ueberganges über die Aisne, r für das im Rückzug begriffene schlesische Heer von größter Wichtigkeit. poleon, aufs Höchste aufgebracht über das pflichtwidrige Benehmen des nerals Moreau, befahl, denselben vor ein Kriegsgericht zu stellen.

— s —

Sokolli, auch **Sokogli**, **Sokolowitsch** (**Mohammed**), der ühmteste unter den Großvezieren seit dem Entstehen des türkischen Reichs Europa, war zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Schlosse So- in Bosnien geb., von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt d wurde in einem Kloster zu seinem künftigen Berufe vorbereitet. Bei em Ueberfalle der Türken ward der junge S. geraubt und in den kai- lichen Harem nach Constantinopel gesandt, wo er sich bald vor allen Pagen Serails auszeichnete und in der Gunst des Sultans Soleiman so nell stieg, daß ihm dieser bereits im Jahre 1546 an des verstorbenen rbaroſſa Stelle zum Kapudan Pascha (Oberadmiral) ernannte. Nach 5 hren trat S. seinen zeitherigen Posten an Sinan Pascha ab und ward m Beglerbeg von Rumili befördert. Beim Ausbruche des Kriegs mit iebenbürgen zog S. ein Heer bei Salankemen zusammen, ging den 1. ptbr. 1551 mit seinem 80,000 M. starken Heere bei Peterwardein über Donau, bei Titel über die Theiß und eroberte das Schloß Becse, so wie eskerek und eine Menge andere feste Orte und wandte sich dann gegen meswar, dessen Belagerung aber der vorgerückten Jahreszeit halber, auf- geben werden mußte. Der Feldzug im folgenden Jahre ward mit der rmaligen Belagerung dieser Festung eröffnet, und dieselbe nach hartnäckig- Vertheidigung am 26. Juli mit stürmender Hand genommen. Der ill dieses Platzes zog den der andern festen Schlösser des Banates nach und nur Erlau widerstand den mehrmaligen Angriffen der Türken. Im ommer 1553 beschloß Sultan Soleiman, ungeachtet seines vorgerückten ters, einen Feldzug nach Persien in Person zu unternehmen. Das Heer ch von Scutari auf, überwinterte in Haleb und setzte im Frühjahr den ltern Zug nach Persien fort. S. führte den Vortrab. Bei der Grenz- ung Kars angelangt, wurde der Krieg erklärt und derselbe mit der furcht- ren Verwüstung der schönen und fruchtbaren Gegend von Nochdschiwan d Eriwan begonnen. Der Schach Thamasp, zu schwach, um Widerstand leisten, schloß den 29. Mai 1555 Frieden. S. ward zur Belohnung seiner geleisteten Dienste zum dritten Vezier ernannt, und unternahm, ch Scutari zurückgekehrt, mit 3000 Janitscharen und 4000 Reitern in Gegend von Salonik und Jonidschie einen Zug, um eine dort ausge- chene Empörung zu unterdrücken, was ihm auch vollkommen gelang. n dem Bruderkriege, welcher sich 1556 zwischen Soleiman's Söhnen kim und Bajasid entspann, erhielt S. den Befehl, den auf der Flucht ch Persien begriffenen Prinzen Bajasid zu verfolgen, konnte aber den chtigen, welcher bereits die persische Grenze überschritten, nicht mehr er- ichen. Als im folgenden Jahre der Großvezier Rastem starb, wurde S. m zweiten Vezier und 1565 zum Großvezier ernannt. In dieser Eigen-

Rapaume und Arras, nöthigten den Herzog von Burgund Anfang Septembers zur Unterwerfung.

Einnahme im Jahre 1814.

Die Stadt Soissons spielte 1814 in dem Kriege der Verbündeten gegen Frankreich keine unwichtige Rolle. Es hatte den Franzosen an Zeit gefehlt, die alten Werke dieser Stadt herzustellen. Die Thore waren ohne Vertheidigung, oder doch nur durch unhaltbare Feldwerke gedeckt. Zu Anfang des Monats Februar bestand die Besatzung aus 6 Bataillonen, 200 Italienern und einigen 100 Gensdarmen unter dem Generallieutenant Rusca. Der kaiserlich-russische General der Cavalerie, Baron von Winzigerode, hatte mit seinem Armeecorps (30,000 M.) sich von Namur her gegen Laon in Marsch gesetzt, wo er am 12. Feb. eintraf. Durch einen Befehl des Feldmarschalls v. Blücher zur Vereinigung mit der schlesischen Armee abberufen, erfuhr er auf dem Marsche durch den General Tschernitschef, der seine Vorhut befehligte, daß Soissons keines ernsthaften Widerstandes fähig sei. Am 14. Februar näherte er sich auf der Straße von Laon der Vorstadt St. Waast, wo er nach vorgenommener Recognoscirung derselben, Anstalten zum Sturme traf. General Rusca, der in Person 2 Batterien an das Thor von Laon führte, ward durch eine der ersten Schüsse getödtet. Die Franzosen, meist aus neuausgehobenen Truppen bestehend, sahen sich hierdurch nicht nur ihres Oberbefehlshabers beraubt, sondern es fehlte in den Vertheidigungsanstalten auch an der nothwendigen Einheit. Von den drei Brigadegeneralen war keiner zur Stelle, und so gelang es den Russen, die Vorstadt St. Waast mittelst Leitererersteigung zu nehmen. Das Bataillon, welches das Thor von Laon vertheidigte, ward überwältigt. Auf der Brücke über die Aisne suchte General Longchamps Widerstand zu leisten. Allein nach kurzer Gegenwehr ward dieselbe von den Russen erstürmt, welche sich sofort durch alle Straßen verbreiteten und sich der Stadt bemächtigten. Die Generale Dauloup, Verdun und Berruyer entkamen mit einigen Gensdarmen auf der Straße nach Compiegne. General Longchamps, der sich mit einem Theile der Besatzung zurückzuziehen versuchte, ward von der Reiterei des Generals Tschernitschef eingeholt und zum Niederlegen der Waffen gezwungen. 13 Kanonen und alle Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Sieger. Der Verlust der Franzosen betrug über 800 Todte und Verwundete. Der der Verbündeten war verhältnißmäßig viel geringer. Winzigerode setzte am 16. Februar seinen Marsch über Epernay nach Chalons fort, wo er sich mit dem schlesischen Heere vereinigte; da er in Soissons keine Besatzung zurückließ, so gelang es dem Marschall Mortier, der durch Napoleon's glückliche Unternehmungen gegen die schlesische Armee Luft bekommen hatte, sich dieser Stadt schon am 19. Februar wieder zu bemächtigen.

Um die zweite Einnahme von Soissons durch die Verbündeten in einigen Zusammenhang mit den übrigen Kriegsereignissen zu bringen, ist es nöthig, die Lage der schlesischen Armee Ende Februars ins Auge zu fassen, als sie im Rückzuge vor Napoleon von der Marne nach der Aisne begriffen war. Diese Bewegung führte sie in zwei Colonnen auf der Hauptstraße von Chateau-Thierry nach Soissons und auf dem Wege über Parcy aus. Dadurch näherte sich Blücher den beiden Corps der Generale Bülow und Winzigerode, welche sich am 1. März von Laon und Fismes gegen Soissons in Marsch setzten. Diese Stadt war so ziemlich noch in demselben Zustande, in welchem sie sich befand, als sie zum ersten Male in die Hände der Verbündeten fiel; allein die Besatzung bestand aus alten polnischen Truppen, 1600 M., und war mit einer zahlreichen Artillerie versehen.

bald Soissons am 2. März von allen Seiten eingeschlossen war, begann Beschießung der Stadt aus sämmtlichen schweren Geschützen. Nach eini- Stunden knüpfte General Bülow Unterhandlungen an; der preußische tmeister von Martens leitete diese so geschickt, daß der französische Com- ndant, General Moreau, gegen freien Abzug der Besatzung und s Theils des Geschützes, capitulirte. Am 3. März übergab er Soissons Russen und marschirte in der Richtung auf Villers Cotterets ab. Der ſitz dieser Stadt und somit eines gesicherten Ueberganges über die Aisne, r für das im Rückzug begriffene schlesische Heer von größter Wichtigkeit. poleon, aufs Höchste aufgebracht über das pflichtwidrige Benehmen des nerals Moreau, befahl, denselben vor ein Kriegsgericht zu stellen.

— s —

Sokolli, auch **Sokogli**, **Sokolowitsch** (**Mohammed**), der ühmteste unter den Großvezieren seit dem Entstehen des türkischen Reichs Europa, war zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Schlosse So- in Bosnien geb., von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt) wurde in einem Kloster zu seinem künftigen Berufe vorbereitet. Bei em Ueberfalle der Türken ward der junge S. geraubt und in den kai- ichen Harem nach Constantinopel gesandt, wo er sich bald vor allen Pagen Serails auszeichnete und in der Gunst des Sultans Soleiman so nell stieg, daß ihm dieser bereits im Jahre 1546 an des verstorbenen rbarossa Stelle zum Kapudan Pascha (Oberadmiral) ernannte. Nach 5 hren trat S. seinen zeitherigen Posten an Sinan Pascha ab und ward n Beglerbeg von Rumili befördert. Beim Ausbruche des Kriegs mit ebenbürgen zog S. ein Heer bei Salankemen zusammen, ging den 1. ptbr. 1551 mit seinem 80,000 M. starken Heere bei Peterwardein über Donau, bei Titel über die Theiß und eroberte das Schloß Becse, so wie eskerek und eine Menge andere feste Orte und wandte sich dann gegen mesvar, dessen Belagerung aber der vorgerückten Jahreszeit halber, auf- geben werden mußte. Der Feldzug im folgenden Jahre ward mit der rmaligen Belagerung dieser Festung eröffnet, und dieselbe nach hartnäckig- Vertheidigung am 26. Juli mit stürmender Hand genommen. Der ll dieses Platzes zog den der andern festen Schlösser des Banates nach) und nur Erlau widerstand den mehrmaligen Angriffen der Türken. Im ommer 1553 beschloß Sultan Soleiman, ungeachtet seines vorgerückten ters, einen Feldzug nach Persien in Person zu unternehmen. Das Heer ch von Scutari auf, überwinterte in Haleb und setzte im Frühjahr den ltern Zug nach Persien fort. S. führte den Vortrab. Bei der Grenz- kung Kars angelangt, wurde der Krieg erklärt und derselbe mit der furcht- ten Verwüstung der schönen und fruchtbaren Gegend von Nochdschiwan d. Eriwan begonnen. Der Schach Thamasp, zu schwach, um Widerstand leisten, schloß den 29. Mai 1555 Frieden. S. ward zur Belohnung r seine geleisteten Dienste zum dritten Vezier ernannt, und unternahm, ch Scutari zurückgekehrt, mit 3000 Janitscharen und 4000 Reitern in Gegend von Salonik und Jonidschie einen Zug, um eine dort ausge- chene Empörung zu unterdrücken, was ihm auch vollkommen gelang. n dem Bruderkriege, welcher sich 1556 zwischen Soleiman's Söhnen elim und Bajasid entspann, erhielt S. den Befehl, den auf der Flucht ch Persien begriffenen Prinzen Bajasid zu verfolgen, konnte aber den üchtigen, welcher bereits die persische Grenze überschritten, nicht mehr er- chen. Als im folgenden Jahre der Großvezier Rustem starb, wurde S. m zweiten Vezier und 1565 zum Großvezier ernannt. In dieser Eigen-

schaft begleitete er 1566 den Sultan bei Wiederausbruch des Kriegs gegen Kaiser Maximilian II. nach Ungarn. Das türkische Heer soll 200,000 M. stark gewesen sein und eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Szigeth (s. d.), dessen Erstürmung der Sultan aber nicht erlebte, da derselbe bereits in der Nacht vom 5. zum 6. Septbr. im Lager starb. Die Festung fiel am 7. Septbr. S. verheimlichte den Truppen, um etwanigen Unordnungen vorzubeugen, 3 Wochen lang den Tod des Sultans, ließ während dessen die Festungswerke von Szigeth wieder herstellen, trat dann den Rückweg nach Belgrad an und eröffnete erst dort dem Heere den Todesfall, so wie die Thronbesteigung Selim's. Unruhen, welche bei dieser Gelegenheit und später in Constantinopel unter den Truppen ausbrachen, wurden nur durch S.'s energisches Verfahren gedämpft. Im Monat September des folgenden Jahres schloß S. den Frieden mit dem Botschafter des Kaisers Maximilian, erneuerte am 3. März 1568 den Frieden mit Polen und schleß einen Vertrag mit Siebenbürgen. Im Jahr 1579 beschloß der Sultan die Eroberung von Cypern und S. begleitete das 150,000 M. starke Heer. Am 9. Septbr. desselben Jahres fiel Nicosia und im folgenden Jahre Famagusta (s. d.). Diese Erfolge führten das Bündniß zwischen Venedig und Philipp II. von Spanien herbei, man schlug sich 1571 bei Lepanto (s. d.), die türkische Flotte wurde vernichtet, und dieser Verlust würde für das osmanische Reich von den traurigsten Folgen gewesen sein, wenn die christlichen Mächte ihren Sieg gehörig verfolgt hätten. Bei diesem für das türkische Reich so niederschlagenden Ereignisse, zeigte sich S. in seiner wahren Größe; er bot im Verein mit dem neuen Capudan Pascha Kilidsch Ali alle Kräfte zu Wiederherstellung der Flotte auf, und seinen rastlosen Anstrengungen gelang es, bald 150 neue Galeeren und 8 Galeassen von Stapel laufen zu lassen. Als der venetianische Gesandte in dieser Zeit S. besuchte, um dessen Gesinnungen wegen eines etwanigen Friedens zu erforschen, redete ihn dieser mit den Worten an: „Du kannst zuschauen, wie es nach dem letzten Zufalle (der Schlacht von Lepanto) mit unserm Muthe steht; es ist ein großer Unterschied zwischen eurem Verluste und dem unsrigen. Wir haben euch, indem wir euch ein Reich entrissen (die Insel Cypern), einen Arm abgehauen, ihr, indem ihr unsere Flotte schluget, habt uns den Bart geschoren; der abgehauene Arm wächst nicht wieder nach, der abgeschorne Bart nur um so dichter.“ Dieß war nicht Großsprecherei, sondern Wahrheit. Im Juni 1572 ging die türkische Flotte 250 Segel stark wieder in die See, die der Verbündeten, welche nach langem Zögern von spanischer Seite endlich zusammenkam, war derselben an Stärke überlegen, aber der Vortheil der Ueberlegenheit, an Zahl und geübter Schiffbemannung, ging verloren durch der Feldherren Fahrlässigkeit und Zwietracht. Die Republik Venedig, welche sich überzeugte, daß sie auf spanische Hilfe nicht mehr zu rechnen habe, schloß am 4. März 1573 mit der Türkei Frieden. Venedig zahlte 300,000 Ducaten für die Unkosten des cyprischen Krieges, und trat die Insel förmlich ab, machte sich überdieß verbindlich, für die Insel Zante einen um 500 Ducaten jährlich erhöhteren Tribut zu geben. Diese vortheilhaften Bedingungen verdankte der Sultan lediglich den klugen Unterhandlungen seines Großveziers. Im Monat August 1574 wurde der Friede mit Oestreich durch S. und dem kaiserlichen Gesandten unterhandelt und auf fernere 8 Jahre verlängert. In demselben Jahre (12. Decbr.) starb der Trunkenbold und Wüstling Sultan Selim. Die Kraft und der Herrschergeist seines Vaters hatten zwar nicht auf den unwürdigen Sohn fortgeerbt, war aber durch S., der unter seiner Regierung unum-

ikt geherrſcht hatte, aufrecht erhalten worden. Murad III., welcher den Thron beſtieg, beſtätigte zwar S. in ſeinen Würden, ließ ſich von Günſtlingen und Weibern beherrſchen, welche den kräftigen, ener- n Großvezier zu ſtürzen ſuchten. S.'s letzte politiſche Geſchäfte waren tate mit den auswärtigen Mächten. Venedig, Philipp II. von Spa- , Eliſabeth von England, Florenz, Frankreich und die Schweiz ſendeten chafter, deren Verhandlungen ſich größtentheils auf Freiheiten des Han- und der Schifffahrt bezogen. Am 11. October 1579, als S. eben iner Behauſung Abends Divan hielt, nahete ſich ihm ein Derwiſch, dem Vorwande eine Bittſchrift zu überreichen, und ſtieß ihn mit s Dolche nieder. Der Mörder, welchem die Folter kein Geſtändniß itreißen vermochte, wurde am folgenden Tage von vier Pferden zerriſſen. Natur nicht grauſam, ſondern nur ſtreng in der Erfüllung ſeiner Be- flichten, befleckte S. ſeine 14jährige Regierung nie durch zweckloſe Hin- ngen. Seine Staatsklugheit und ſein Feldherrntalent hatten das niſche Reich unter 3 Regenten auf einer Höhe erhalten, vor welcher ganze Abendland zitterte. Mit ſeinem Tode begann der Verfall des s. — (Vergl. Joſeph v. Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reichs. d 4. Band, Peſth, 1828 u. 1829. — Schrenk, Leben großer Helden. ruck 1602. — Oeſtreichiſche Militairzeitſchrift 1827. 2. u. 3. Band.

Gtz.

Sold, eine allgemein bekannte Sache. Eine vergleichende Ueberſicht monatlichen Soldbetrages aller Militairgrade in den verſchiedenen Hee- Europas, nach Jahrhunderten geordnet, würde gewiß ſehr intereſſant aber doch keinen genügenden Maßſtab zur Beurtheilung geben, weil reis der Lebensmittel und der Werth des Geldes überhaupt, nicht überall immer derſelbe geweſen iſt; im Dienſtaufwand der Officiere findet eine größere Verſchiedenheit ſtatt. Es wäre aber gewiß ein verdienſtliches , wenn Jemand eine Geſchichte des Soldweſens der letzten drei Jahr- erte ſchreiben wollte, nur ſteht zu befürchten, daß ſie ſehr lückenhaft n möchte. Zu bemerken iſt hier nur, daß die 10tägige Auszahlung Soldes ſchon von Guſtav Adolph eingeführt wurde, und viel zur Ver- erung der Völlerei und Spielſucht beigetragen hat, welcher die Heere iger Zeit ohne Unterſchied ergeben waren. Nach dem Tode des Kö- trat aber oft ein ſo großer Geldmangel ein, daß der Sold nur ſehr elmäßig ausgezahlt werden konnte, was nicht ſelten Meuterei zur Folge . Wallenſtein verdankte den großen Zulauf zu ſeinen Fahnen haupt- ch dem reichlichen und regelmäßig ausgezahlten Solde, welcher jedoch ls nicht immer derſelbe blieb, weil man die Soldaten für eine Waare die, je nach Umſtänden, bald mehr, bald minder hoch im Preiſe ſtand.

Pz.

Soldateneid iſt das feierliche, beim Eintritte in den Dienſt unter fung des göttlichen Namens gegebene Verſprechen, der Treue gegen und Vaterland und der unbedingten Unterwerfung unter die Militair- e und Anordnungen. Obgleich jeder Staatsangehörige ſchon an ſich zur e gegen den Landesherrn und zum Gehorſam gegen die Geſetze ver- en iſt, ſo iſt es dennoch für nothwendig erachtet worden, bei den ei- ſämlichen, oft ſchweren Pflichten des Kriegerſtandes, die eine beſondere e und Aufopferung erheiſchen, auch eine beſondere Verpflichtung ein- zu laſſen, die der Heiligkeit des Verſprechens und der Wichtigkeit der bhabung wegen, noch mit vorzüglichen Feierlichkeiten begleitet wird, wie . das Aufſtellen bewaffneter Abtheilungen mit den Fahnen oder Stan-

darten und dergleichen. Vor Ablegung des Eides werden die Kriegsartikel vorgelesen, um dem eintretenden Krieger eine Uebersicht der Pflichten zu geben, die ihm in dem neuen Stande obliegen, und sodann die Bedeutung und Heiligkeit des Eides dem zu Verpflichtenden erläutert. Die Eidesformeln sind in allen Ländern verschieden, zuweilen noch mit sehr veralteten Wendungen. Der Ausdruck „zur Fahne schwören," welcher die Ablegung des Soldateneides bezeichnet, ist von den obenerwähnten Feierlichkeiten hergenommen, da die Fahne, das heilige Palladium des Kriegers, gleichsam als Zeuge des Eides gegenwärtig ist. — Beim Regierungswechsel wird der Soldateneid gewöhnlich erneuert. B.

Soldatenschulen. Nachdem schon seit längerer Zeit fast in allen Staaten Anstalten zur Ausbildung von Officieren bestehen, so hat sich in neuerer Zeit in den meisten Ländern Europas die Nothwendigkeit herausgestellt, auch für die Bildung der untern Grade der militairischen Hierarchie Einrichtungen zu treffen, die wir hier, so abweichend auch ihre speciellen Benennungen in den verschiedenen Staaten sein mögen, mit dem allgemeinen Ausdrucke „Soldatenschulen" bezeichnen wollen. Dieses überall gefühlte Bedürfniß ist eine nothwendige Folge der veränderten Militairorganisation, die an die Stelle des zusammengeworbenen Auswurfs der Völker, die, mit oder ohne Ausnahmen, militairpflichtigen Landeskinder gebracht hat, und die europäischen Heere außer ihrem Hauptzwecke, auch noch als ein Institut betrachten läßt, welches von großem und heilsamem Einfluß auf das Volksleben sein kann, indem es die jungen Männer nicht nur durch zweckmäßige Leibesübungen am Körper ausbildet und erkräftigt, sondern auch sie zur Ordnungsliebe anleitet, ihre Umsicht und ihren practischen Sinn zu wecken strebt und auf diese Weise nach vollendeter Dienstzeit dem Staate nützliche Mitglieder der Gesellschaft zurückgibt. Um aber diese Resultate zu erreichen, ist ein zweckmäßig geordneter Unterricht der Unterofficiere und Mannschaften erforderlich, der hauptsächlich auf Erweckung des Denkvermögens und auf die Erwerbung derjenigen Kenntnisse gerichtet sein muß, welche für das practische Leben unerläßlich sind.

1) Unterricht der Gemeinen. Die neuere Kriegführung, besonders seit Einführung des Tirailleursystems, hat deutlich gezeigt, daß auch der gemeine Soldat etwas mehr sein müsse, als bloße Exercier- und Putzmaschine; sie versetzt auch den einzelnen in die Nothwendigkeit, selbstständig zu handeln und macht oft das Schicksal ganzer Truppenabtheilungen von der Intelligenz einzelner Vedetten, von dem geschickten Benehmen weniger Blänkerrotten abhängig; es ist daher höchst wichtig, die Urtheilskraft der Soldaten zu wecken, indem in den sogenannten Unterhaltungsstunden nicht blos Unterricht in der Pack- und Putzordnung ertheilt und die Nomenclatur der nächsten Vorgesetzten ꝛc. den Mannschaften beigebracht wird, sondern die Pflichten des Kriegerstandes, das Benehmen der Soldaten erläutert, und vor Allem dahin gewirkt wird, daß der Mann einsehen lerne, warum er in der von den Dienstvorschriften angeordneten Weise handeln müsse. Man beschränke sich deßhalb nicht blos auf eine trockne Herzählung der gegebenen Befehle und Anordnungen, und begnüge sich nicht damit, daß der Soldat diese Dinge mechanisch auswendig lerne, sondern man erkläre ihm die Absicht und den Geist der Vorschriften, man befrage ihn nach seiner eigenen Ansicht über den Grund der bestehenden Anordnung; begreift er nur einigermaßen die Zweckmäßigkeit derselben, so kann man sicher sein, daß er sich bei der Ausführung nicht ganz verkehrt benehmen, daß er meistens im Geiste der Vorschrift handeln werde. Dagegen hüte man sich wohl,

das Gedächtniß des Ungebildeten mit einer Menge unnützer Namen und fremdartiger Ausdrucksweiſen beſchweren zu wollen, und ſei zufrieden, wenn man aus ſeinen Antworten beim Unterricht erſieht, daß er das Weſentliche der Sache begriffen. Um aber dieſen Unterricht erfolgreich betreiben zu können, iſt es durchaus erforderlich, gut gebildete Unterofficiere zu haben; wir kommen deßhalb natürlich auf

2) den Unterricht der Unterofficiere. Für die Unterofficiere, dieſe ſo wichtige einflußreiche Claſſe des Militairſtandes, iſt in den neuern Zeiten in den civiliſirten Staaten ſehr viel geſchehen, man hat Regiments- und Bataillonsſchulen errichtet, in denen oft ſogar Zweige des Wiſſens gelehrt werden, die eigentlich für den Zweck der Einrichtungen und des Dienſtes im Allgemeinen nicht erforderlich ſind, ja oft ſchädlich einwirken. Am zweckmäßigſten erſcheint es, den Unterofficier im Schreiben und Rechnen ſo weit zu bringen, daß er eine jede Meldung oder Anzeige deutlich und ohne ſinnentſtellende, orthographiſche und grammaticaliſche Fehler ſchriftlich erſtatten kann, daß er, nicht nur über die gewöhnlichen im Dienſt immer wiederkehrenden Gegenſtände, ſich faßlich und richtig ausdrücken lerne, ſondern daß er die Regeln der Mutterſprache hinlänglich kenne, um auch über andere Dinge ſchriftlich Rede und Antwort geben zu können. Im Rechnen iſt der Schüler dahin zu unterrichten, daß er wenigſtens zuſammengeſetzte Regel de tri verſtehe, und gehörig auf die im Leben vorkommenden Fälle anwenden lerne; eine weitere Ausbildung iſt im Allgemeinen nicht zu verlangen, und muß, wenn ſie erreicht werden ſoll, nothwendig die Zeit für practiſche Uebungen und den Dienſt hinwegnehmen. Man hat hier und da Verſuche gemacht, in den Regimentsſchulen auch die Anfangsgründe der Geographie, Geſchichte, ſo wie der höhern Mathematik ꝛc. zu lehren, es hat ſich jedoch überall als unpractiſch und nutzlos erwieſen. — Der Unterricht an Unterofficiere über Dienſtgegenſtände, nach demſelben Syſteme, nur in höherer Potenz, als der Unterricht an die Gemeinen, iſt in der Regel Sache der Compagniecommandanten und nicht der Regimentsſchulen; doch kann es auch hier von Nutzen ſein, wenn die Unterofficiere mehrerer Compagnien, z. B. eines Bataillons, zu dieſem Unterrichte vereinigt werden, wenn vielleicht im Bataillon ſich ein beſonders befähigter Officier befindet, indem das Talent, guten Unterricht zu ertheilen, eine von den ſeltenern Gaben iſt, die oft dem erfahrenſten und beſtunterrichteten Manne abgeht, und daher die Inſtruction über Dienſt durch die Compagniecommandanten, die eigentlichen Führer und Anweiſenden des Unterofficiers in jedem Dienſtverhältniſſe, nicht immer den Anforderungen der Höhern und dem guten Willen der Lehrenden entſprechen möchte.

Der Unterricht in den Regimentsſchulen geſchieht in der Regel durch Officiere; für die erſten Anfangsgründe mit den jüngern Subjecten ſind jedoch auch ältere Unterofficiere mit Erfolg verwendet worden, da es ihnen meiſt leichter wird, die erſten Begriffe mit den Schülern gehörig zu entwickeln, als dieß dem Officier möglich iſt, den nicht eigene Erfahrung die Denkweiſe der ungebildetern Stände kennen gelernt hat. Im Uebrigen wird die Unterrichts- und Schuleintheilung ſo ziemlich mit der aller gewöhnlichen Schulen übereintreffen können. — Unterricht durch Civillehrer ertheilen zu laſſen, würde in jeder Hinſicht unzweckmäßig erſcheinen. Die hier aufgeſtellten Ideen, konnten nur allgemein gefaßt werden; die verſchiedenen Grade der Civiliſation in den Staaten, ſo wie die Anforderungen, die man an die körperliche Ausbildung der Soldaten macht, müſſen nothwendig die

Verhältnisse dieses Unterrichts überall anders gestalten, und es wird jede Anstalt dieser Art genügen, wenn bei ihr die Hauptcriterien aller militairischen Einrichtungen „Einfachheit und Zweckmäßigkeit“ nicht vergessen wurden. B.

Söldner, Soldtruppen. Ursprünglich war jeder freie Mann oder Jüngling zum Kriegsdienste verpflichtet, und nur der Sclave davon ausgeschlossen; auch erhielt Niemand dafür eine Entschädigung an Geld. Das änderte sich jedoch bald mit den geselligen Zuständen der Völker, und man fand es in vieler Hinsicht vortheilhafter, einen Theil der männlichen Bevölkerung ausschließlich für den Kriegsdienst zu bestimmen, wofür er natürlich auch entschädigt, d. h. besoldet werden mußte (s. Heer). Die ersten Söldner dienten den Fürsten muthmaßlich nur als Leibwachen, machten aber bald auch einen größeren Bestandtheil des eigentlichen Kriegheeres aus, oft sogar den besten. Spuren davon findet man bei den Syrern und Persern, und bei allen Völkern des Alterthums. Zuweilen bildeten sich aus solchen Söldnern besondere Kriegerschaaren, welche sich auch fremden Fürsten vermietheten, wie z. B. die 12,000 Griechen im Heere Cyrus des Jüngern, die nach dessen Tode unter Xenophon's Befehl den berühmten Rückzug machten. Aber auch die Beherrscher Griechenlands und Roms hatten zuweilen fremde Soldtruppen in ihren Heeren, und dieses Beispiel ist bis auf die neueste Zeit von vielen Mächten, obschon aus verschiedenen Ursachen, nachgeahmt worden. Zwar wurden die Soldtruppen eine Zeit lang durch den Heerbann und das Lehnsystem (s. d.) verdrängt, der Uebermuth der Lehnträger machte deren Gebrauch aber bald wieder nothwendig. Die Beherrscher Englands, Frankreichs und Deutschlands konnten nur durch Beistand der Söldner den Trotz des Adels und der Ritterschaft beugen, und nachdem das Heerwesen einmal diese veränderte Gestalt angenommen hatte, sah man auch bald die wichtigen Vortheile davon ein, obschon nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Gewinnsucht der Befehlshaber bald Gelegenheit fand, diese Heerbildungsweise als eine Erwerbsquelle zu betrachten, wodurch viele der damit verbundenen Vortheile wieder verloren gingen. Der zunehmende Wachsthum der stehenden Heere stand jedoch mit den Staatseinkünften nicht überall im Verhältniß, man bildete daher nebenbei Landmilizen, Landwehren und Nationalgarden (s. d.), die nur bei Ausbruch des Krieges, oder wenn sie zum Dienste einberufen wurden, Sold erhielten. In den Sold fremder Fürsten traten vorzugsweise die Schweizer (s. Schweizergarden). Deutsche Söldner dienten ebenfalls den Franzosen und Niederländern. Im vorigen Jahrhunderte kämpften hessische Truppen für englischen Sold in Nordamerika. In den Kriegen, welche England auf dem Festlande zu führen hatte, bediente es sich vorzugsweise fremder Soldtruppen; so stellte 1794 z. B. Hannover 18,000 M. für englischen Sold ins Feld, und ließ sein Reichscontingent von Oestreich für weit geringere Entschädigung stellen. Preußen, welches damals über 50,000 M. am Mittelrheine hatte, aber nur 20,000 M. als Contingent zu stellen brauchte, vermiethete den Ueberrest ebenfalls an England; für jeden Mann wurde monatlich ein Pfund Sterling 12 Schillinge bezahlt, für das Ganze monatlich 50,000 Pfund, und außerdem zur vollständigen Ausrüstung 300,000 Pfund. Dieses Vermiethungssystem war jedoch nur den Vermiethern günstig, welche dabei Geld und kriegerische Erfahrung erwarben. Für die Kriegführung selbst war mancher Nachtheil damit verbunden, denn bei Verwendung solcher Truppen traten allerhand Schwierigkeiten ein; auch scheute man sich nicht,

eine große Anzahl Soldaten am contractmäßigen Beſtande fehlen zu laſſen, wenigſtens beeilte man ſich nicht, den Abgang an Streitern zu ergänzen. So ſollten z. B. die in den Niederlanden (1794) unter dem Herzoge von York ſtehenden engliſchen National- und Soldtruppen 46,000 M. ſtark ſein, es fehlten aber 13,000 M. daran. Auch die Preußen ſcheinen nicht geneigt geweſen zu ſein, für Englands Zwecke große Opfer zu bringen, denn was ſie in dem erwähnten Feldzuge unternahmen, war ſo unbedeutend, daß ein engliſches Parlamentsglied den Antrag ſtellte, man ſolle ihre kriegeriſchen Leiſtungen künftig nach einer zu entwerfenden Taxe bezahlen, damit das Geld nicht unnütz weggegeben werde. — Aus dem moraliſchen Geſichtspuncte betrachtet, mag der Dienſt für fremden Sold verwerflich erſcheinen, aus dem politiſchen und militairiſchen Geſichtspuncte betrachtet, iſt er aber mit Nutzen für die Betheiligten verknüpft, und ſobald man nicht die Truppen dazu zwingt, läßt ſich etwas Erhebliches dagegen nicht einwenden (ſ. Militair und die dabei angemerkten Artikel).

Pz.

Solignac, Jean Baptiſte, kaiſerlich franzöſiſcher Generallieutenant und Großofficier der Ehrenlegion, geb. 1770, nahm als gemeiner Soldat Kriegsdienſte, ward in den erſten Revolutionsfeldzügen zum Officier befördert und fand bald Gelegenheit, ſich während der Feldzüge in Italien auszuzeichnen. Später zum Brigadegeneral ernannt, blieb er unter Maſſena daſelbſt, und ward von dieſem mit einer von den Italienern erhobenen Contribution von 300,000 Fr. nach Paris abgeſchickt, um ſolche in den Staatsſchatz abzugeben. Da er aber den größern Theil dieſes Geldes zu ſeinem Gebrauch verwendet hatte und Napoleon dieß erfuhr, ſo durfte er nicht wieder zur Armee zurückkehren und ward entlaſſen. S. ſuchte ſeinen Fehler durch neue Dienſte wieder gut zu machen. Auf den Rath eines Freundes folgte er 1807 der Armee nach Preußen und focht in der Schlacht bei Eilau (7. und 8. Febr.) als gemeiner Soldat. Dort erkannte ihn ein Marſchall und führte ihn zum Kaiſer, der ihm verzieh, ihn wieder anſtellte und zur Armee nach Portugal ſchickte. Unter Junot gegen die vereinigten Engländer und Portugieſen kämpfend, ward er bei Vimieiro den 21. Auguſt 1808 ſchwer verwundet, und erhielt, als Napoleon ſelbſt nach Spanien kam, als Anerkennung ſeiner Verdienſte am 17. Nov. das Commando einer Diviſion. Obwohl er ſich 1809 abermals auszeichnete, konnten ſich ſeine Leiſtungen doch nicht des ferneren Beifalls des Kaiſers erfreuen; er ward noch in demſelben Jahre zum zweiten Male von der Armee abberufen und außer Thätigkeit geſetzt. Erſt im Januar 1814, nach dem Rückzuge der franzöſiſchen großen Armee über den Rhein, ward der Diviſionsgeneral S., nebſt vielen früher beim Kaiſer in Ungnade gefallenen Generalen, wieder angeſtellt und ihm das Commando der Feſtung Lille anvertraut. Er übergab dieſelbe erſt nach der Thronbeſteigung der Bourbons an die Verbündeten und ward von Ludwig XVIII. als Diviſionsgeneral beſtätigt und mit dem Ludwigsorden geſchmückt. Als aber Napoleon 1815 wieder in Frankreich landete, erklärte ſich General S. für dieſen und ward von ihm bei der großen Armee angeſtellt. Nach dem Verluſte der Schlacht von Waterloo begleitete er den Kaiſer nach Paris und gehörte dann zu den Generalen, die demſelben zur zweiten Abdankung zu bewegen verſuchten. Mit der Armee der Loire, zu welcher er ſich begeben hatte, unterwarf er ſich aufs Neue den Bourbons, ward aber von dieſen nicht wieder angeſtellt, und blieb bis zur Staatsumwälzung im Juli 1830 im Privatſtande. König Louis Philipp ehrte, nebſt vielen andern Generalen der Kaiſerzeit, auch den General S. wieder, in

den activen Dienſt. Er erhielt ſogar im Jahre 1831 das Commando der in die Vendée abgeſchickten Truppen, welche die in dieſer Provinz für die vertriebene Königsfamilie aufgeſtandenen Chouans ꝛc. unterwerfen ſollten. Anfangs ſchienen ſeine energiſchen Maßregeln von günſtigem Erfolge begleitet; bald überwarf er ſich aber mit den meiſten Civilbehörden, unterhandelte wohl auch auf ſeine eigene Rechnung mit der Herzogin von Berry; kurz, noch im Juni 1832 ward er durch den Generallieutenant Graf Bonnet abgelöſt und mußte zum vierten Male den activen Dienſt verlaſſen. Dafür erhielt er aber von dem in Porto eingeſchloſſenen Kaiſer von Braſilien Don Petro einen Ruf, den Oberbefehl des portugieſiſchen Befreiungsheeres zu übernehmen. Mit einer Anzahl franzöſiſcher und polniſcher Officiere ging General S. am Schluſſe des Jahres 1832 von Paris ab und traf am 1. Januar 1833 in Porto (ſ. d.) ein.

Aber auch dort konnte er keinen Schauplatz finden, um ſeine militairiſchen Fähigkeiten zum Beſten der conſtitutionellen Sache zu zeigen. Sein erſtes größeres Unternehmen, ein am 24. Januar gegen die Seeforts gerichteter Ausfall, mißlang durch die Unthätigkeit des Admirals Sartorius, und ſeine weitern Operationen fanden an der ſchlechten Organiſation des portugieſiſchen Heeres und an der Einmiſchung des Kaiſers in die militairiſchen Verhältniſſe unüberwindliche Hinderniſſe. Don Pedro mochte es ſelbſt einſehen, daß bei der Nationalantipathie der Portugieſen gegen alle Fremde, ein Franzoſe an der Spitze des Heeres kein Vertrauen erhalten konnte, er war daher recht froh, wie General S. ſelbſt ſeine Entlaſſung forderte, die er auch am 13. Juni in einem ſehr ehrenvollen Schreiben erhielt. Der nun zum fünften Male außer Dienſt gekommene General Solignac kehrte über England nach Frankreich zurück und befindet ſich noch dermalen (1837) auf der Liſte der in Disponibilität ſtehenden franzöſiſchen Generale. — y.

Soltikof, Peter Simon, Graf, kaiſ. ruſſ. Feldmarſchall, in den erſten Jahren des vergangenen Jahrhunderts geb., ſtammt aus einem altadeligen ruſſ. Geſchlecht (der ältere Bruder des Czar Peter I. war mit einer Soltikof vermählt, aus welcher Ehe die Kaiſerin Anna Iwanowna entſproß). Sein Vater, Simon Andreas S., einer der ausgezeichneteſten Generale ſeiner Zeit, hatte ſich in den Kriegen gegen die Türken und Schweden hervorgethan und ſtarb als General en chef 1732. — S. trat früh in Kriegsdienſte, durchlief ſchnell die untern Grade, wurde unter der Kaiſerin Anna zum Generalmajor und drei Jahre darauf zum Generallieutenant ernannt. Unter der Kaiſerin Eliſabeth zu großem Anſehen gelangt, erhielt er — nachdem er bereits 1757 unter dem General Fermor eine Diviſion befehligt und der Schlacht bei Großjägerndorf beigewohnt — im Jahr 1759 das Obercommando über die ruſſ. Armee, welche gegen Friedrich II. von Preußen kämpfte. Unter Anführung der Generale Apraxin und Fermor hatten die ruſſ. Armeen mehrere Vortheile in Deutſchland errungen, aber da die ruſſ. Generale mit ihren Alliirten den Oeſtreichern, ſelten auf gutem Fuße ſtanden, ſo blieben ihre Siege ohne große Folgen. S., mit dem Vertrauen der Kaiſerin beehrt, beſaß perſönlichen Muth und in einem hohen Grade die Liebe ſeiner Truppen. Bei Kay (ſ. d.) griff ihn der preußiſche General Wedel (den 23. Juli 1759) an, wurde aber mit einem Verluſte von 2000 Mann zum Rückzuge gezwungen. S. beſetzte hierauf am 31. Juli Frankfurt a. d. Oder und nach ſeiner Vereinigung mit dem öſtreich. General Laudon gewann er am 12. Aug. 1759 die Schlacht bei Cunnersdorf (ſ. d.), wo er 160 Kanonen eroberte, 7000 Gefangene machte und dafür zum

Feldmarschall ernannt wurde. Von auffahrendem Temperamente und herrschsüchtig, vertrug sich S. eben so wenig wie seine Vorgänger mit seinen Alliirten; nach einigen heftigen Erklärungen mit dem General Laudon, versagte er endlich dem Marschall Daun mit Bestimmtheit jede fernere Mitwirkung bei seinen Operationen. Er schrieb ihm: „Ich habe in diesem Jahre genug gethan; ich habe zwei Schlachten gewonnen, welche Rußland 27,000 Menschen kosten; um mich wieder in Bewegung zu setzen, erwarte ich, daß Sie auch erst zwei Schlachten gewinnen; es ist eine Ungerechtigkeit, wenn die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen." Diese gegenseitige Eifersucht unter den alliirten Generalen war auch Ursache, daß S. im Juli des Jahres 1760 nicht thätig zu der Belagerung von Breslau (s. d.) mitwirkte, unter dem Vorwande, daß seine Magazine bei Posen gefährdet wären. Die falschen Manövers der russ. Generale im Laufe des siebenjährigen Krieges und ihr schlechtes Einverständniß mit den östreichischen Generalen, schrieb man damals besonders dem Umstande zu, daß ihnen die Vorliebe des Großfürsten (nachherigen Kaisers Peter III.) für Friedrich II. und die Verbindungen, welche er mit diesem unterhielt, sehr wohl bekannt war, auch daß er dem Könige die Pläne des russ. Cabinets durch den Staatssecretair Wolkoff mittheilen ließ. Den gänzlichen Wechsel in der Politik bei einer Thronveränderung voraussehend, wollte kein General den Unwillen des Großfürsten Thronfolger auf sich ziehen, indem er dessen Freunden den Preußen zu vielen Schaden zufügte. Friedrich II. sagt selbst (Histoire de la guerre de sept ans. Tom. 1. p. 223.) bei Gelegenheit des ersten Feldzuges von 1757: le Grand Chancelier Mr. de Bestuchew dressa l'instruction du Maréchal Apraxin d'une manière aussi favorable aux intérêts du Roi, que les conjonctures le permettoient, et fut l'unique cause de ce que les Russes evacuèrent les états du Roi, à la fin de la campagne. Mr. de Bestuchew fut encouragé dans cette conduite par les conseils du Grand Duc et de la Grande-Duchesse de Russie qui tous les deux avoient les sentimens les plus favorables à la cause du Roi. Im Jahre 1761 wurde S. vom Commando abberufen. Die Kaiserin Elisabeth hatte zu seiner Rückkunft große Festlichkeiten angeordnet, welche er aber bescheiden ablehnte und sich auf seine Güter zurückzog. Um ihm jedoch einen Beweis von Dankbarkeit zu geben, schenkte sie ihm vier Kanonen, den Sattel und die Pistolen Friedrich's II., sämmtlich Trophäen aus der Schlacht von Cunnersdorf, welche noch gegenwärtig auf dem Familiengute Marfina bei Moskau aufbewahrt werden. S. wurde hierauf zum Gouverneur von Moskau ernannt und starb daselbst den 15. Dec. 1772. — Sein Sohn Iwan Petrowitsch S., gleichfalls ein ausgezeichneter General, war in seiner Jugend Kammerjunker am Hofe der Kaiserin Elisabeth, eine Stellung, welche ihm jedoch nicht zusagte, weßhalb er es sich als Gnade ausbat, zur Armee gesendet zu werden, wo er gleich als Brigadier angestellt wurde. Er nahm Theil an allen Kriegen gegen Polen (1768) und die Türkei. Von hier aus wurde er zum Gouverneur von Wladimir und Kostroma ernannt, wo er sich nach Kräften bemühte, Ordnung in das Justiz- und Verwaltungswesen zu bringen. Kaum hatte er einiger Ruhe genossen, als ihm die Kaiserin Catharina II. den Befehl über die Armee am Caucasus anvertraute, welche gegen Persien agiren sollte, noch hatte er aber seine Operationen nicht begonnen, als er nach Petersburg zurückgerufen wurde, um gegen die Schweden zu kämpfen, welche unter ihrem ritterlichen König Gustav III. die Residenzstadt zu einer Zeit bedrohten, wo Rußland noch in einem ernsthaften Krieg mit der Türkei verwickelt war. Es gelang ihm, die Hauptstadt zu

nis) verloren ging. — S. entschädigte sich für diesen Verlust, so wie für einen fehlgeschlagenen Versuch auf Corfu und Napoli di Romania, durch Eroberung mehrerer Inseln im Archipel. Trotz des Friedens ward in den nächsten Jahren der Kampf in Ungarn, wenn auch ohne große Resultate, fortgeführt, eben so bot ein von S. 1538 nach der Moldau unternommener Zug in kriegerischer Hinsicht nichts Merkwürdiges dar. Glücklicher war er zur See, wo die Venetianer, durch immer neue Verluste geschwächt, 1539 einen für S. sehr günstigen Frieden schließen mußten. 1541 wurde Ungarn abermals der Schauplatz von S.'s Eroberungsplänen. Er unterwarf sich über die Hälfte des Landes und Zapolya's Sohn mußte sich mit Siebenbürgen begnügen. Ein aus Deutschen, Italienern und Ungarn zusammengesetztes Heer, welches Kurfürst Joachim II. von Brandenburg 1542 nach Ungarn führte, vermochte eben so wenig gegen S. etwas auszurichten, der vielmehr 1543 Fünfkirchen, Gran (s. d.) und Stuhlweißenburg eroberte. Endlich wurde 1547 ein fünfjähriger Waffenstillstand geschlossen, nach welchem S. ein jährlicher Tribut von 50,000 Dukaten bewilligt ward. — Um die unruhigen Janitscharen zu beschäftigen, unternahm S. bereits im nächsten Jahre einen neuen Feldzug gegen Persien, eroberte zwar die Hauptstadt Tebris, kehrte aber, durch Krankheiten geschwächt, schon 1549 wieder nach Europa zurück, wo neue Unruhen in Ungarn seine Aufmerksamkeit dahin lenkten. Er sandte 1551 ein Heer von 80,000 M. über die Donau, das zwar Temeswar einnahm, außerdem aber keine erfolgreichen Resultate erkämpfte. 1553 stellte sich S. abermals an die Spitze eines Heeres gegen Persien. Außer Plünderung und Verwüstung bietet indessen dieser 2 Jahr dauernde Heereszug nichts Merkwürdiges dar, hatte aber allerdings den 1558 abgeschlossenen Frieden zur Folge, durch welchen der zwischen beiden Reichen 50 Jahre gedauerte Kriegszustand aufgehoben ward. Dagegen währte der Kampf in Ungarn ohne große Unterbrechungen fort, bis endlich 1562 S. durch innere Unruhen hinreichend beschäftigt, sich zum Abschluß eines Friedens, den Besitzstand als status quo annehmend, geneigt fand. Während dieser Landkriege hatten die türkischen Flotten im mittelländischen Meere den Kampf gegen den Kaiser und Spanien fortgesetzt, die Küsten Afrikas von Neuem erobert, einen Angriff auf Malta, aber vergeblich unternommen. Obschon nun 76 Jahre alt, unternahm S. 1566 einen abermaligen Heereszug gegen Ungarn, fand aber vor Szigeth (s. d.) das Ende seines thatenreichen Lebens. Solyman's Tod beschließt die Periode der Blüthe der osmanischen Herrschaft. Sein Andenken lebt noch unter den Moslems, die in ihm nächst dem Gründer ihrer Religion ihren größten Fürsten verehren. Nicht allein als Krieger ausgezeichnet und glücklich, verdient er auch als Gesetzgeber und Staatsmann vollkommene Anerkennung. Nur in der zweiten Hälfte seines Lebens ließ er sich zuweilen Härte und Grausamkeit zu Schulden kommen. — (Vergl. Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches. 3r Bd. Pesth 1828.) E.

Sommerset, ein berühmtes Geschlecht in England, aus welchem sechs Herzöge oder Grafen dieses Namens, fünf Grafen von Dorset und ein Herzog von Exeter hervorgegangen sind. Der Stifter desselben, Johann von Beaufort, war der Enkel König Eduard's III., von dessen drittem Sohne Johann von Gaunt außerehelich erzeugt; der Prinz heirathete später dessen Mutter, Katharina von Huet, Wittwe des Ritters Hugo Swinford, legitimirte die Kinder, und Johann ward 1397 vom Könige Richard II. zum Grafen von Sommerset erklärt. Johann hatte drei Söhne, von denen der älteste, Heinrich von S., in zarter Jugend starb; der mittlere, Johann von

Beaufort, ward von Heinrich V. zum erſten Herzog von S. und Ritter vom Hoſenbande ernannt; er hinterließ nur eine Tochter, und ſein jüngſter Bruder Edmund ward nun Herzog von S., auch Graf von Dorſet und Ritter des ebengenannten Ordens. Er trachtete nach dem Tode des Herzogs von Bedfort Regent von Frankreich zu werden, als man ihm aber 1435 Richard Herzog von York vorzog, entſtand zwiſchen Beiden ein unverſöhnlicher, wenn auch Anfangs verborgener Haß. Während der Regentſchaft York's diente Edmund gegen die Franzoſen, denen er 1437 Harfleur in der Normandie abnahm und ihnen überhaupt viel Schaden zufügte. 1445 ward Richard von York neuerdings auf fünf Jahre zum Regenten gewählt, allein der Herzog von Sommerſet brachte es durch die Königin Margarethe und deren Günſtling, den Herzog von Suffolk, dahin, daß Heinrich VI. dieſe Wahl nicht beſtätigte, ſondern Edmund die Verwaltung des Feſtlandes auftrug. Er entledigte ſich dieſes Auftrages ſo ſchlecht, daß die Franzoſen in kurzer Zeit die Normandie und alle übrigen engliſchen Beſitzungen in Frankreich bis auf Calais und Guines wieder eroberten. Als S. 1450 nach England zurückkam, zeigte das Volk eine ſolche Erbitterung wider ihn, daß, obgleich die Hofpartei ihm günſtig war, der König ihn doch als Gefangenen in den Tower ſchicken mußte. Der Herzog von York ſuchte den Untergang ſeines Gegners auf alle Art zu befördern, doch wurde S. der Haft entlaſſen und genoß bei Hofe noch größere Gunſt als vorher. Deſſenungeachtet brachte es York 1454 ſo weit, daß Edmund als Gefangener aus der Königin Schlafzimmer, wohin er ſich geflüchtet hatte, weggeholt und von dem Parlamente, der franzöſiſchen Angelegenheiten und anderer Beſchuldigungen wegen, des Hochverrathes angeklagt wurde; der Einfluß der Königin machte ihn neuerdings frei und er erhielt das Gouvernement von Calais und Guienne. In dem bald darauf ausbrechenden Bürgerkriege (ſ. weiße und rothe Roſe) blieb Edmund 1455 bei St. Albans. Heinrich Beaufort, Herzog von Sommerſet, der älteſte Sohn des Vorigen, ſuchte nebſt ſeinen zwei Brüdern, den Tod des Vaters auf jede Weiſe an dem Hauſe York zu rächen, wozu der obenerwähnte Krieg ihnen die Gelegenheit gab. Nach der Schlacht von Tawton (ſ. d.) mußte er fliehen, unterwarf ſich aber dann dem Könige Eduard IV. aus dem Hauſe York, doch war dieß nur ſcheinbar, denn bald trat er wieder zu der Partei des abgeſetzten Königs Heinrich VI. aus dem Hauſe Lancaſter. Dieſe Partei verlor 1463 die Schlacht bei Lewel in Hephamſhire, S. ward gefangen und enthauptet. Sein Bruder Edmund folgte ihm in der Würde als Herzog von S. und Graf von Dorſet zugleich in dem Haſſe gegen die Familie York. Er befehligte die Truppen der Königin Margarethe gegen Eduard IV. bei Tewksbury am 4. Mai 1471, verlor die Schlacht und flüchtete ſich in eine privilegirte Kirche. Eduard verſprach ihm das Leben zu ſchenken, ließ ihn aus der Kirche herausholen, aber am folgenden Tage enthaupten. Mit ihm erloſch die legitime Linie der Beauforts gänzlich, doch ward der uneheliche Sohn des 1463 gebliebenen Heinrich Beaufort zum Herzoge von Sommerſet erklärt. (Vergl. Rapin Thoyras histoire d' Angleterre. — Zedler, Univerſallexikon.) F. W.

Somo Sierra, Dorf in Altcaſtilien, am Eingange eines wichtigen Engpaſſes im Gebirge gleiches Namens, und an der Straße, welche von Burgos über Segovia nach Madrid führt.

Gefecht am 30. November 1808.

Napoleon war im Marſche von Burgos nach Madrid begriffen, und ſendete eine Infanteriediviſion von 3 Regimentern mit 6 Geſchützen voraus,

um den Engpaß bei Somo Sierra, welcher von 13,000 Spaniern mit 15 Geſchützen vertheidigt wurde, vor Ankunft der Armee zu erobern. Die Aufgabe war ſchwieriger, als man dachte. Zwei Regimenter der Franzoſen entwickelten auf jeder Seite der Chauſſee ſtarke Tirailleurlinien, und ſuchten die Höhen zu erſteigen; das dritte Regiment verſuchte auf der Chauſſee vorzurücken, die von der ſpaniſchen Artillerie wirkſam beſtrichen wurde. Beides mißlang, auch das Artilleriefeuer blieb ohne Wirkung. — Als Napoleon mit der Gardecavalerie ankam, hatte die Infanterie immer noch keine Fortſchritte gemacht. Er ritt nunmehr ſelbſt vor, um die ſtarke Stellung des Feindes zu recognoſciren, ſetzte ſich dabei den ſpaniſchen Kugeln ſehr aus, fand aber dennoch keinen Ausweg das Defilee zu umgehen. Es war dem Kaiſer viel daran gelegen, hier keine Zeit zu verlieren, und da die gewöhnlichen Angriffsmittel nicht zum Ziele führten, entſchloß er ſich ſchnell das Ungewöhnlichſte zu verſuchen. Die lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die kürzeſte Manier oft die erfolgreichſte, die größte Kühnheit oft die größte Weisheit ſei, und auch hier beſtätigte ſich die Wahrheit dieſes Satzes auf eine höchſt glänzende Weiſe. — Das polniſche Gardeulanenregiment befand ſich an der Spitze der mit Napoleon angekommenen Cavalerie, eine Schwadron deſſelben hatte den Dienſt bei ihm. Dieſe Schwadron, welche in Colonne zu Vieren auf der Straße hielt, mußte ſich auf Befehl des Kaiſers in Galopp ſetzen und den ſteilen Weg hinanſprengen. Von einem ſehr heftigen Feuer empfangen, kam ſie jedoch ſehr in Unordnung und kehrte bald wieder um. Die Oberſten Dautancourt und Graf Kraſinski ſammelten und ordneten dieſe Schwadron ſehr ſchnell wieder, und erneuerten den Angriff nun mit allen Schwadronen. Die Gegenwart des Kaiſers, die Nähe der Gardecavalerie, beſonders aber der Nationalſtolz, bewogen die Polen alle Kräfte aufzubieten, dem ehrenvollen Vertrauen vollſtändig zu entſprechen. Das Regiment ſprengte die Straße hinan, ohne ſich an das Feuer zu kehren, welches bald verſtummte. In wenig Minuten war die feindliche Batterie genommen, die Infanterie zerſtreut, das Defilee forcirt. Die franzöſiſche Infanterie ſtürmte nach, verfolgte die auf die Berge und in die Felſenſchluchten entflohenen Spanier, und vervollſtändigte den Sieg. — Die Polen verloren bei dieſem Angriffe nur 7 Officiere und 57 Mann, und gewiß iſt das einer der ſchönſten Siege, den Cavalerie jemals erfochten hat! — Einige Tage ſpäter zog Napoleon in Madrid ein. (Vergl. Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei.)

Pz.

Sonnenorden, geſtiftet im Jahre 1808 von dem am 20. October 1834 verſtorbenen Schah von Perſien Feth Ali Schah zur Belohnung derjenigen Ausländer, die Perſien wichtige Dienſte geleiſtet haben. Er hat 3 Claſſen. Das Ordenszeichen iſt eine goldene Sonne mit einem darüber befindlichen Löwen, welche als Symbole der Reinheit und der Kraft zugleich auch das perſiſche Wappen ſind. Das Band, an welchem es getragen wird, iſt von einem rothen im Lande verfertigten Stoffe, mit Perlen von verſchiedener Größe beſetzt. Auf dem zur erſten Claſſe gehörigen größern Ordenszeichen ſteht die Deviſe: daß der Schah den Inhaber vom Fiſche zum Monde erhebe (ein perſiſches Gleichniß zwiſchen Tiefe und Höhe), auf der kleineren die Worte: Zeichen des Wohlwollens eines Monarchen, der ſeine Freunde liebt. Die erſten Fremden, welche dieſen Orden erhielten, waren von dem Geſandtſchaftsperſonale, welches der Kaiſer Napoleon im Jahre 1808 nach Perſien ſendete: der General Gardanne und ſein Bruder der Legationsſecretair, ſpäter erhielten ihn noch der Prinz von Be-

ent (Talleyrand), der Herzog von Baſſano (Maret); 1814 der ruſſi- Geſandte Ritſchtſchew.

Gtz.

Soor, böhmiſches Dorf im Kreiſe Königsgrätz.

Schlacht am 30. September 1745.

In der zweiten Hälfte des 2. ſchleſiſchen Krieges ſtand das kaiſerliche er unter dem Prinzen Karl von Lothringen an der obern Elbe, dem preu- hen Heere, welches der König in Perſon befehligte, gegenüber. Erſterer, ch die Befehle ſeines Hofes angewieſen, zu ernſtlichen Unternehmungen ſchreiten, beſchloß, die gegenwärtige Schwäche des preußiſchen Heeres, anlaßt durch ſtarke Entſendungen, zu benutzen. In einem am 12. Sep- ber im Lager bei Czernilow gehaltenen Kriegsrathe fand des Prinzen rſchlag Beifall, den König zu nöthigen, das rechte Elbufer zu verlaſ- , und hinter der Aupa Stellung zu nehmen, um ſein eigenes Land zu ken und die Zufuhren aus Schleſien und dem Glaziſchen zu ſichern. 18. Sept. begannen die beiderſeitigen Bewegungen. Der König bezog 19. Sept. ein Lager bei Staudenz, den rechten Flügel an dieſen Ort hnt, den linken gegen die Aupa, das Dorf Ratſch vor der Fronte. ſcheint die Abſicht des Königs geweſen zu ſein, die ganze Umgegend bis gen Braunau auszufouragiren, obgleich er wohl einſah, daß er ſich nach hleſien zurückziehen müßte, nur wollte er dieſes ſo lange als möglich ver- gern, um ſowohl alle Lebensmittel in dieſem Landestheile aufzuzehren, auch um den Feind zu weiteren Unternehmungen zu bewegen. Das ſerliche Heer operirte äußerſt langſam. • Am 28. traf es bei Königshof . Prinz von Lothringen, welcher die Stellung der Preußen überſehen nte und fand, daß ihr rechter Flügel bloßgeſtellt ſei, und Gelegenheit einem plötzlichen Ueberfall darbiete, traf mit Zuziehung der beiden Feld- rſchälle, Herzog von Ahremberg und Fürſt Lobkowitz, nach vorgenomme- Recognoſcirung der gegen das preußiſche Heer führenden Wege die nö- gen Anordnungen zum Vormarſch am 29. Sept. Nie rückte wohl ein er unter günſtigeren Verhältniſſen zur Schlacht, als damals das öſtrei- ſche. Der König war in ſeinem Lager beinahe umſchloſſen; ſeine rechte nke war ohne Anlehnung, und folglich einem Ueberfalle bloßgeſtellt. r ihm lag der große königreicher Wald, der ihm die Bewegungen des reichiſchen Heeres verbarg; hinter ihm befanden ſich die thätigen Partei- nger Deſöffy, Franquini, St. André und Trenk. Die Gefahr, von lcher er bedroht war, wird um ſo anſchaulicher, wenn man die beider- igen Streitkräfte in Betracht zieht. Das öſtreichiſche Heer beſtand aus Bat. 33 Grenadiercompagnien und 132 Schwadronen, und zählte ,748 Mann, mit Einſchluß von 6312 Reitern. Das Heer des Königs lte 31 Bat. und 56 Schwadronen, die ſich höchſtens auf 23,000 M. be- en. Am 29. Sept., Vormittags um 11 Uhr, trat die öſtreichiſche Vor- t, mit 10 Reſervegeſchützen verſehen, unter dem Feldmarſchallieutenant nigsegg den Marſch an; ihm folgte General Preißing mit 3 Reiterregi- ntern der Reſerve. Der Reſt des Heeres war in 6 Colonnen getheilt. le Reiterei marſchirte in je 2 Colonnen auf den Flügeln. Das ßvolk in 2 Colonnen in der Mitte. Sämmtliche 6 Colonnen marſchir- auf den zwei Wegen von Komar und Rettendorf durch den königreicher ald gegen Soor. Das Reſervegeſchütz folgte der Infanterie. Das Ge- cke blieb in dem Lager bei Königinhof zurück. Kein Zelt wurde abge- chen. Nachmittags um 3 Uhr zog die Vorhut durch Soor. General genbach rückte mit 15 Grenadiercompagnien bis hinter ein nahe an Soor

kersdorf liegendes Gehölz, so daß seine Vorposten nur 500 Schritte von den preußischen entfernt waren. Hinter Hagenbach stellte sich Königsegg mit 6 Bataillonen auf. Allen Truppen war die größte Stille anbefohlen, da es auf einen Ueberfall abgesehen war. Es war Nachmittags 4 Uhr, als die Vorhut die erwähnte Stellung erreichte. Das Heer, welches 1½ Stunde später aufbrach und weiter zu marschiren hatte, war um diese Zeit noch nicht bei Soor. Aus diesem Grunde, der einzig in dem zu späten Aufbruch der Oestreicher seine Ursache hatte, ward der Angriff auf den folgenden Tag verschoben. Auf kaum begreifliche Weise blieb jedoch die Nähe der Oestreicher dem Könige von Preußen verborgen. Allmälig langten Preißing's Schwadronen, dann die Reiterei und das 2. Treffen der Infanterie noch vor Einbruch der Nacht bei Soor an, wo sie auf den Höhen vor dem Dorfe sich aufstellten. Das 1. Treffen des Fußvolks hatte den Weg verfehlt, traf daher erst in später Nacht ein, und wurde hinter Soor, so gut als möglich, geordnet. Nachdem Fürst Lobkowitz den Tag über die Puncte gewählt hatte, von denen er bei Anbruch des Tages die Preußen angreifen wollte, begann er Nachts 11 Uhr die Truppen nach diesen Puncten zu führen. Die Karabiniere und Grenadiere zu Pferde stellten sich links von dem Bataillenberg, Preißing's Reiterei rechts von demselben auf. Den Berg selbst besetzten Hagenbach's 15 Grenadiercompagnien mit ihren 8 Feldstücken und die 6 Bataillone unter Königsegg. Drei dieser Bataillone bildeten links zur Deckung der Flanken einen Hacken gegen Trautenau. Außer seinen Feldstücken hatte Königsegg noch 4 schwere Kanonen und 4 Haubitzen. An die Vorhut und Reserven, welche zunächst zum Angriffe bestimmt waren, wurde rechts das Heer in der Richtung gegen das obere Ende von Deutsch-Prausnitz in 2 Linien geordnet. Zur Verstärkung des linken Flügels wurden 4 Bataillone unter dem General-Marschall und 2 Reiterregimenter unter dem General d'Ollane vom rechten Flügel dorthin gezogen. Morgens um 4 Uhr war die Aufstellung des östreichischen Heeres beendigt. — Die Stellung der Preußen war folgende: Der rechte Flügel der Reiterei lehnte sich an den Keimberg; der lichte Wald rechts von demselben war durch das Grenadierbataillon Stange besetzt. Hinter Staudenz begann die Stellung der Infanterie, die sich bis gegen Unterratsch ausdehnte. Die Reiterei des linken Flügels stieß durch entsendete Abtheilungen bis an das Thal der Aupa. Die Frontlinie des ersten Treffens betrug über 3000 Schritte. Da die Höhen des linken Aupaufers diejenigen des rechten beherrschen, so hatte sich das Grenadierbataillon Kleist auf dem letzten verschanzt. Generallieutenant Lehwald stand mit 4 Bataillonen und 5 Schwadronen zur Bedeckung der Bäckerei und der Zufuhren bei Trautenau. Generallieutenant du Moulin deckte die Verbindungen jenseits Schatzlar. General Winterfeld endlich streifte mit einer Truppenabtheilung an der schlesischen Grenze, um den Parteigänger Trenk im Zaum zu halten. Auf die Kunde von dem Marsche der Oestreicher gegen Königshof, sendete der König den General Katzler am 29. mit einer Reiterabtheilung zur Auskundschaftung der Bewegungen des Feindes aus. Katzler meldete Abends um 8 Uhr, daß er überall auf viele feindliche leichte Truppen gestoßen sei, einige gefangene Panduren sagten aus, das ganze östreichische Heer marschire nach Arnau. Da der König vermuthete, der Prinz von Lothringen wolle bei diesem Puncte über die Elbe gehen, um ihm die Straße nach Schatzlar abzuschneiden, so beschloß er am folgenden Tage aufzubrechen, um durch eine Stellung zwischen Trautenau und Freyheit die Absicht des Prinzen zu vereiteln. — Der Befehl hierzu war kaum am 30. Sept. bei Tagesanbruch ausgefertigt, als der

König von seinem rechten Flügel die Meldung erhielt, daß der Feind vor Burkersdorf stehe. Dieser Nachricht folgten schnell mehrere, so daß dadurch die Anwesenheit des ganzen östreichischen Heeres außer Zweifel gesetzt ward. Dem König entging das Gefahrvolle seiner Lage nicht. Allein sogleich urtheilte er, daß ein Rückzug durch die hinter ihm liegenden Defileen im Angesicht einer ihm so nahe stehenden Armee weit gefährlicher sei, als wenn er diese trotz ihrer Ueberlegenheit angriffe. Er ließ sein Heer unter die Waffen treten, stieg zu Pferde, und eilte nach seinem rechten Flügel. Von hier aus übersah er die von den Oestreichern während der Nacht bezogene Stellung. Sogleich ließ er die Reiterei des rechten Flügels rechts abmarschiren, und sich vor dem Walde, dem Bataillenberge gegenüber, aufstellen. Das Heer mußte dieser Bewegung folgen, und es kam somit darauf an, eine Frontveränderung unter dem Feuer des feindlichen Geschützes auszuführen, und zwar eine Viertelsschwenkung rechts, bei welcher der Drehpunct nicht auf dem rechten Flügel angenommen werden konnte, sondern bei welcher das hinter dem rechten Flügel befindliche Burkersdorf in der neuen Stellung, etwa vor der Mitte der Armee, liegen sollte. Die Oestreicher sahen dieser Bewegung ruhig zu, als gelte es einer Vertheidigungsschlacht. Als die preußische Reiterei zwischen Burkersdorf und dem Walde an den Oestreichern vorbei zog, begann ihr auf dem Bataillenberge aufgeführtes Geschütz ein lebhaftes und wirksames Feuer. Gleichwohl setzte die preußische Reiterei ihre Bewegung in Ordnung fort, und marschirte, den östreichischen Karabinieren und Grenadieren zu Pferde gegenüber, in 2 Linien auf. Diese Reiterei hatte den Aufmarsch der Preußen ruhig geschehen lassen; erst als das erste Treffen derselben vorrückte, eilte sie ihm entgegen, und durchbrach dasselbe im ersten Anrennen; aber dieser Vortheil war nur augenblicklich. Die Grenadiere und Karabiniere waren zu schwach, sie wurden nicht unterstützt, daher sahen sie sich, als das 2te preußische Treffen heranrückte, geworfen, und mußten bis hinter den Berg flüchten. Die verfolgenden Preußen sprengten bis an den Berg, das Geschützfeuer brachte sie jedoch wieder zum Weichen. Während dieser Ereignisse hatten sich die preußischen Grenadierbataillone Wedel, Treskow und Fink an die Reiterei angeschlossen, und die Regimenter Anhalt und Kalkstein folgten denselben. Muthig rückten die preußischen Grenadiere zum Angriffe der Höhe vor, allein das Geschützfeuer brachte sie in Unordnung. Der Oberst Beneda eilte mit 5 Grenadiercompagnien von der Höhe herab, brachte die preußischen Grenadiere zur Flucht und nahm ihnen 5 Kanonen ab. Allein die Preußen wurden schnell unterstützt. Beneda konnte die Geschütze nicht zurückbringen, und mußte sich auf die Höhe zurückziehen. Einen 2. Angriff der Preußen wiesen 5 andere Grenadiercompagnien abermals zurück. — Die Lage der Oestreicher hatte sich bereits sehr ungünstig gewendet. Bei Tagesanbruch standen sie den Preußen vollkommen in der rechten Flanke; jetzt überragte bereits die preußische Reiterei den östreichischen linken Flügel. Mit der Wegnahme des Batachenberges konnte sich die Schlacht ganz für die Preußen entscheiden. Die auf der Höhe stehenden östreichischen Bataillone hatten ihre Munition beinahe ganz verschossen; ihr Feuer nahm ab, als die Preußen, verstärkt durch das Grenadierbataillon Geist und die Regimenter la Motte und Blankensee, zum dritten Angriffe vorrückten. Rechts von der Höhe standen 21 östreichische Schwadronen, die Reserve unter dem General Preißing. Dieser wollte auf das vorrückende preußische Fußvolk einhauen, allein nur Einzelne folgten ihm, die Masse war, aller Anstrengungen ungeachtet, *nicht vorwärts* zu bewegen. Der innere Gehalt der östrei-

chischen Reiterei war seit Mollwitz in gleichem Grade gesunken, in welchem der der Preußen sich gehoben hatte. Die östreichische Infanterie vermochte dem dritten Anfalle nicht zu widerstehen. Der Bataillenberg nebst dem Geschütze ward von den Preußen genommen. Infanterie und Reiterei entfloh in den nahe liegenden Wald unter dem Feuer der den Berg besetzenden Preußen. Der König hatte die Mitte und den linken Flügel seines Heeres bisher versagt. Jetzt, nachdem die Entscheidung auf dem rechten Flügel erfolgt war, zog er beide vor, und ließ sie von Burkersdorf in der Richtung auf Staudenz aufmarschiren, die Preußen rückten feuernd gegen das östreichische Fußvolk vor, welches muthig Stand hielt. Sofort ließ der König mehrere Bataillone von den eroberten Höhen gegen die linke Flanke der Oestreicher anrücken, welche hinter das Gehölz zurückgedrängt wurde, hinter welchem am 29. Abends die Grenadiere gelagert hatten. Während nun ein Theil des preußischen rechten Flügels gegen dieses Gehölz anrückte, griffen 6 preußische Bataillone des linken Flügels den östreichischen rechten an, der sich auf den Höhen von Deutsch-Praußnitz aufgestellt hatte. Jetzt begann die ganze Linie der Oestreicher zu weichen. Der König verstärkte die Reiterei des linken Flügels durch 20 Schwadronen vom rechten Flügel, welche dort entbehrlich waren, und dirigirte sie gegen die östreichische Reiterei, die den Angriff jedoch nicht abwartete, sondern sich durch Deutsch-Prausnitz zurückzog. Die preußischen Kürassierregimenter Bornstadt und Rochow wendeten sich gegen die östreichischen Infanterieregimenter Damnitz und Kollowrath, hieben in dieselben ein, und machten über 800 Gefangene. Nach vierstündigem Gefechte hatten die Preußen auf allen Puncten gesiegt; der königreicher Wald schützte die Abziehenden vor weiterer Verfolgung. Die Preußen schickten ihnen bloß einige Kugeln nach, und bezogen auf den Höhen hinter Deutsch-Praußnitz ein Lager.

Die östreichische Armee zählte 22 Todte, 65 Verwundete und 35 gefangene Officiere, ferner vom Feldwebel abwärts 1059 Todte, 3191 Verwundete und 3072 Gefangene und Vermißte, demnach im Ganzen 7444 Mann. 8 Fahnen und 19 Kanonen fielen den Preußen in die Hände. Diese letzteren zählten 27 Todte und 105 verwundete Officiere, ferner vom Feldwebel abwärts 809 Todte, 2580 Verwundete, mithin im Ganzen 3521 Mann. Da die Schlacht bei Soor eine reine Vertheidigungs- und Gelegenheitsschlacht war, so hatte der König keinen andern Vortheil von ihr, als die in derselben gemachten Gefangenen, die erhaltenen Trophäen und das politische Uebergewicht, welches er dadurch über seine Gegner errang. Er blieb daher, wie er selbst sagt, bloß der Ehre wegen fünf Tage auf dem Schlachtfelde, und zog sich dann langsam nach Schlesien zurück. (Vergl. Oestr. Milit.-Zeitschrift Jahrgang 1825, woselbst sich auch ein brauchbarer Plan befindet.)

— s —

Soubise, Charles de Rohan, Prinz, Marschall von Frankreich, geb. 1715, stammte aus einer der reichsten und ältesten französischen Familien und war beim Beginnen des siebenjährigen Krieges Generallieutenant. Seiner Gönnerin, der Marquise Pompadour, den Wunsch aussprechend, ein Armeecorps zu commandiren, erhielt er den Oberbefehl über ein 30,000 Mann starkes Corps, welches, abgesondert von der Hauptarmee, unter Marschall d'Estrées, bei Düsseldorf über den Rhein ging, und den Auftrag erhielt, Sachsen zu befreien. Er vereinte sich mit der Reichsarmee des Herzogs von Hildburghausen am 21. Aug. 1757 bei Erfurt, rückte über Gotha, wo er vom preuß. General Seidlitz überfallen wurde, bis vor

Leipzig, und erlitt dann am 5. Nov. bei Roßbach (ſ. d.) unweit der Saale eine vollkommene Niederlage, welche für die Franzoſen, außer dem großen materiellen Verluſte und dem Bewußtſein, von einem dreimal ſchwächeren Feind beſiegt zu ſein, auch noch die unangenehme Folge hatte, daß England die Capitulation von Kloſter Seeven (ſ. d.) nicht mehr anerkannte. Soubiſe ward wegen der geringen militäriſchen Talente, die er bei Roßbach bewieſen, in Frankreich mit allgemeinem Spott beſtraft, wogegen es ihm gelang, ſich bei Hof zu rechtfertigen und alle Schuld auf die Reichstruppen zu ſchieben. Deßhalb erhielt er auch im Jahre 1758 aufs neue das Commando eines Armeecorps, welches jedoch mit der Armee des Herzogs von Broglie (ſ. d.) vereint kämpfen ſollte. Indeſſen ward ihm durch die wohlberechneten Manoeuvers des Hezogs Ferdinand von Braunſchweig (ſ. d.) ſeine Aufgabe, Heſſen zu erobern, ſehr erſchwert. Erſt im Juli brachte das Gefecht bei Sandershauſen (ſ. d.) die Franzoſen in den Beſitz von Heſſen, und das glückliche Gefecht bei Luttenberg (ſ. d.) am 10. October ſicherte denſelben. Dieſe Erfolge brachten dem Prinzen S. den Marſchallsſtab ein, dennoch wurde er nach der Eroberung von Frankfurt, 2. Jan. 1759, nach Frankreich zurückberufen. Erſt 1761 erhielt S. wieder das Commando eines Armeecorps am Niederrhein. Da er ſich inzwiſchen mit dem Marſchall Broglie, welcher in Heſſen den Oberbefehl führte, über die zu treffenden Maßregeln nicht vereinigen konnte, ſo richteten beide Feldherren auch gegen den Herzog von Braunſchweig nichts Genügendes aus. S. war während des für Broglie unglücklichen Treffens bei Vellingshauſen (15. u. 16. Juli) ein unthätiger Zuſchauer, verſtärkte jedoch nach derſelben deſſen Armee mit 30,000 M., und nahm mit dem Reſte ſeines Corps eine Stellung bei Herdringen hinter der Ruhr, um den Herzog Ferdinand zu beobachten und Heſſen zu ſichern. Er verſuchte von da aus die Operation Broglie's durch manche kleine Unternehmungen zu unterſtützen; allein da dieſelben jenſeits der Weſer keinen erwünſchten Fortgang hatten, ſo zog er ſich um die Mitte Novembers wieder über den Rhein in die Winterquartiere zurück. Beide Marſchälle gingen, um ſich wegen der mißglückten Unternehmungen dieſes Feldzugs zu rechtfertigen, im Winter nach Paris. Dort ward Prinz S. wohlwollender aufgenommen, als ſein — eigentlich weit verdienſtvollerer Nebenbuhler — und erhielt im Frühjahre 1762 ein neues Armeecorpscommando, während jenen der Marſchall Eſtrées erſetzte. Ihre Aufgabe war, wie im Vorhergehenden, die heſſiſchen und braunſchweigiſchen Länder zu erobern; jedoch ſollten ſie, in der ſicheren Ausſicht des baldigen Friedens, ſich nur bis Ende Novbr. dort aufhalten, und gleich beim Beginnen des Feldzuges auf gute Winterquartiere bedacht ſein. Mit dem Herzoge von Broglie war aber alles Glück von den franzöſiſchen Waffen gewichen, das ſelbſt der kriegsgeübte Marſchall d'Eſtrées nicht wieder bannen konnte. Der Herzog von Braunſchweig überfiel am 24. Juni ein aus dem feſten Lager der Franzoſen bei Wilhelmsthal vorgeſchobenes Corps, und zwang dadurch die Marſchälle zur Aufhebuug deſſelben und zum Rückzug nach Caſſel, worauf ſich die unter dem Prinzen Condé am Niederrhein geſtandene franz. Armee mit ihnen zu vereinigen ſuchte, was jedoch erſt am 31. Aug. gelang. Um Caſſel (ſ. d.), welches die Alliirten belagerten, zu befreien, wollte S. am 21. Sept. den Uebergang über die Ohm, welchen der Herzog Ferdinand bei Amöneburg vertheidigte, erzwingen, konnte jedoch nichts ausrichten. Der am 3. Novbr. zwiſchen Frankreich und England geſchloſſene Friede von Fontainebleau machte den ferneren Kriegsthaten Soubiſe's ein Ende. Er kehrte nach Frankreich zurück, war ſpäter

längere Zeit im Ministerium angestellt, und starb am 4. Juli 1787, den Ruf eines vortrefflichen Privatmannes, aber auch den eines sehr mittelmäßigen Feldherrn hinterlassend.

— d —

Souches, Ludwig Ratwich, Graf von, k. k. östreichischer Feldmarschall, stammt aus einer Familie in Frankreich, und wurde 1608 zu Rochelle geboren. Nachdem seine Glaubensgenossen, die Hugenotten, auch diesen ihren letzten Zufluchtsort an die königl. Truppen verloren, verließ er seine Vaterstadt, und ging über Holland nach Schwaben, wo er Kriegsdienste nahm. Ein Streit mit seinem General, der mit einem Duell endigte, war Ursache, daß er die schwedischen Dienste wieder verließ, um sich über Deutschland und Italien nach Frankreich zurückzubegeben. In Wien bewog ihn jedoch der Erzherzog Wilhelm, Bruder Kaisers Ferdinand III, zur Annahme eines Dragonerregiments, und von da an verließ er die östreichische Armee nicht wieder. Als Commandant von Brünn vertheidigte er mit vielem Ruhm 1645 diesen Platz gegen den schwedischen General Torstenson, welcher nach 4 Monaten und mit Verlust vieler Mannschaft die Belagerung aufheben mußte. Dafür ernannte der Kaiser den Grafen S. zum Feldmarschalllieutenant und Gouverneur von Mähren. Im Jahre 1674 commandirte S. in den Niederlanden die kaiserlichen Truppen, namentlich in der Schlacht bei Senef gegen den Prinzen v. Condé, und stellte durch geschickte Manceuvers das Treffen, das für die Alliirten schon beinahe verloren war, wieder her. Durch diese Schlacht ward indeß nichts entschieden, und beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Souches starb 1682 in Mähren als Gouverneur dieser Provinz.

M. G.

Souham, Joseph, Graf, Divisionsgeneral, ist den 30. April 1760 zu Tulle, Departement der Correze, geboren, und nahm sehr jung als Gemeiner Dienste im Regiment Royal-Cavalerie. Sein imposantes Aeußere, seine große Körperkraft und Tapferkeit hoben ihn, schon in den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges, schnell empor. Nachdem er sich bei Jemmappes als Bataillonschef ausgezeichnet hatte, befehligte er 1793 unter Jourdan eine Division, aus den Brigaden Daendels, Macdonald und Dumonceaux bestehend. S. unternahm im October, um die Feinde in ihrer Stellung an der Sambre zu Entsendungen zu vermögen, eine Diversion nach Flandern, eroberte Menin und Marchiennes mit bedeutenden Magazinen, und erreichte den vorgehabten Zweck, obgleich sein Rückzug nicht ohne Verlust stattfand. 1794 nahm S. an allen Gefechten auf demselben Kriegsschauplatze unter Pichegru rühmlichen Antheil. Moreau und S. führten in diesem Feldzuge den Oberbefehl über mehrere Divisionen. Während Moreau bei Moescroen, 29. April, siegreich focht, griff S. mit 30,000 Mann die verschanzten Höhen von Castel an, und warf den Feind mit ansehnlichem Verlust an Geschütz und Gefangenen gegen Tournai zurück. Als die Verbündeten zur Schlacht von Tourcoing (s. d.), 18. Mai, anrückten, war Pichegru abwesend; S. und Moreau entwarfen die Anordnungen, und ersterer übernahm mit 45,000 Mann die Hauptrolle. Er rückte am 18. früh gegen Tourcoing und Waterlos vor, und warf die feindlichen Colonnen in Unordnung zurück. Moreau kämpfte auf dem linken Flügel bei Linselles. Im Juni deckte S. die Belagerung von Ypern, und bestand ein glückliches Gefecht gegen Clerfait am 20. Juni bei Deynse. Er eroberte hierauf Herzogenbusch, belagerte Nimwegen, und gab, als dieses, 8. Nov., capitulirte, einen Beweis seiner edlen Gesinnung, indem er der

abziehenden holländischen Garnison, welche auf ihren Flößen in Gefahr gerieth, zu ertrinken, unter dem Feuer der englischen Batterien hilfreichen Beistand leistete. S. befand sich 1795 bei der Eroberung Hollands und 1796 bei der Rheinarmee unter Jourdan. 1799 führte er unter diesem Feldherrn in der Schlacht von Stockach, 25. März, die mittlere Colonne und wird bei dieser Gelegenheit angeklagt, dadurch, daß er die bereits erlangten Vortheile nicht kräftiger verfolgt habe, an dem übeln Ausgange der Schlacht Schuld gewesen zu sein. 1800 befehligte er bei der Rheinarmee unter Moreau eine Division von 8000 M., mit welcher er bei dem linken Flügelcorps unter General St. Suzanne stand, und mehreren hitzigen Treffen in der Nähe von Ulm im Mai und Juni beiwohnte. Als am 3. December Moreau den Sieg von Hohenlinden (s. d.) erfocht, war S. mit seiner Division gegen ein feindliches Corps unter General Klenau auf dem linken Donauufer an der Altmühl detachirt und besetzte Regensburg. — Mit Moreau und Pichegru eng verbunden, wurde S. 1804 in deren Proceß verwickelt. Auf jeden Fall war er schuldlos, und hatte sich nur durch die Freimüthigkeit, mit welcher er seine Achtung für Moreau aussprach und Napoleon's Ehrgeiz tadelte, dessen Haß zugezogen. Nach mehreren Monaten enger Haft im Temple wurde S. entlassen, aber seiner Stelle entsetzt. Er erhielt dieselbe im Jahre 1807 wieder, und 1808 das Commando einer Division beim 7. Armeecorps unter Gouvion St. Cyr in Catalonien. Seine Division, aus 8 Bat. und dem 24. Dragonerregiment bestehend, deckte die Belagerung von Rosas, und schlug an der Fluvia den General Alvarez, am 24. November. Souham hatte großen Antheil an dem Gewinn der Schlacht am Llobregat (s. d.), 21. December und bestand am 25. Februar 1809 ein lebhaftes Treffen gegen ein weit überlegeneres spanisches Corps unter General Reding bei Valls. Er behauptete seine Stellung, bis die italienische Division Pino zu seiner Unterstützung ankam, worauf die Spanier mit Verlust ihrer Artillerie, Equipage und vieler Gefangenen bis Taragona zurückgeworfen wurden. Im Herbst 1809, als Augereau an Gouvion St. Cyr's Stelle getreten war, deckte S. die Belagerung Girona's, und lieferte unaufhörliche Gefechte gegen die spanischen Corps unter Blake, welche jener Festung Unterstützungen zuzuführen suchten. Als General O Donell aus der Festung durch die französische Belagerungsarmee brach, gerieth S. in große Gefahr und mußte, fast entkleidet, aus seinem Quartiere entfliehen. Nach der Uebergabe von Girona, 10. December, erhielt seine Division die Bestimmung, die Insurgenten in Obercatalonien zu bekämpfen. Eine Reihe von Gefechten, die er bestand, erwarben ihm und seinen Truppen große Ehre. Im Februar 1810 befand er sich bei Vich mit kaum 4000 M. in einer sehr kritischen Lage; alle seine Verbindungen waren durch die Miguelets abgeschnitten. Der bereits genannte spanische General O Donell, dessen kühner Ausfall aus Girona ihm einen großen Namen erworben hatte, unternahm am 20. Februar, mit mehr als dreifacher Ueberzahl, einen Angriff auf S., welcher jedoch in einem mehrstündigen Kampfe nicht nur seine Stellung behauptete, sondern auch die Spanier mit großen Verlusten in die Gebirge zurückwarf. S. erhielt gleich bei Beginn des Gefechts eine schwere Verwundung am Kopfe, die ihn jedoch nicht hinderte, fort zu commandiren. Einige Zeit darauf sah er sich indeß genöthigt zu seiner Heilung nach Frankreich zu gehen. Im Jahre 1812 erschien S. von Neuem auf dem Kriegsschauplatze in Spanien, wo er eine Division in der Nordarmee unter General Dorsenne befehligte. Er bewerkstelligte bei Pancorbo, zwischen Burgos und Briviesca,

im September seine Vereinigung mit der bei Cabeza-Belloza (s. d.) 22. Juli geschlagenen Armee von Portugal, deren interimistischer Obergeneral, Clausel, an S., als älteren Divisionsgeneral, das Commando der genannten Armee übergab. Er rückte im October, nachdem das Heer sich von den gehabten Unfällen etwas erholt und Verstärkungen erhalten hatte, gegen Burgos vor, dessen Citadelle von Wellington belagert wurde. Derselbe sah sich genöthigt, abzuziehen, und wurde von S. lebhaft verfolgt. Im November vereinigte sich die Armee von Portugal mit den Armeen des Südens und Centrums unter Marschall Soult und General Drouet, welche nun, unter Soult's Oberbefehl, die englisch-spanische Armee noch einmal nach Portugal zurückdrängten. S. verließ um diese Zeit die Armee, um sich, wie behauptet wird, in Folge einer lebhaften Erklärung gegen König Joseph, nach Frankreich zu begeben. Im Frühjahre 1813 organisirte er 2 Divisionen zu Mainz, und erhielt hierauf eine Division im 3. Armeecorps unter Ney. Auf diese Division waren die ersten Angriffe der russisch-preußischen Armee in der Schlacht von Groß-Görschen am 2. März gerichtet. Sie verlor bei dem hitzigen Kampfe um die Dörfer Groß- und Klein-Görschen und Rahna die Hälfte ihres Bestandes. Der Kaiser äußerte seine Zufriedenheit mit S.'s Benehmen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, und ernannte ihn zum Großofficier der Ehrenlegion. Ohne von der Gnade des Kaisers etwas für sich selbst zu erbitten, benutzte S. dessen Stimmung, um von ihm die Freiheit seines Freundes, des seit der Capitulation von Baylen im Gefängniß zu Ham befindlichen General Dupont, zu erlangen. S. wohnte den 20. u. 21. Mai der Schlacht von Bautzen bei, und übernahm, als nach dem Waffenstillstande Marschall Ney zu einem Obercommando abberufen wurde, den Oberbefehl über das 3. Armeecorps. In der für die Franzosen sehr nachtheiligen Schlacht an der Katzbach (s. d.) 26. August wurde S. leicht verwundet, und bildete, da sein Corps am wenigsten gelitten hatte, mit der Reiterei unter Sebastiani die Arrièregarde Macdonald's. In der Schlacht von Leipzig sendete Ney am 16. October 2 Divisionen des 3. Corps unter S. aus dessen Stellung nördlich von Leipzig bei Eutritzsch gegen Wachau, wo sich der Kaiser in heftigem Kampfe befand. Als kurz nach deren Abmarsch Blücher bei Möckern angriff, war der Abgang jener Divisionen, die auch bei Wachau zu spät ankamen, und daher an diesem Tage nur hin und her marschirten, eine der Ursachen der großen Niederlage, die das Marmontsche Corps bei Möckern erlitt. In der Schlacht am 18. stand das 3. Armeecorps an der Parthe und S. zeichnete sich, besonders bei dem Kampfe um das Dorf Schönfeld, in hohem Grade aus; er wurde bei dieser Gelegenheit verwundet. Während des Feldzuges 1814 stand S. mit einer Division Nationalgarden unter Marmont, focht in der Schlacht von Paris, und zog sich, in Folge der wegen dessen Räumung abgeschlossenen Capitulation, nach Essonne zurück. Bei den hier zwischen Marmont und Schwarzenberg gepflogenen Unterhandlungen, welche den Zweck hatten, die Truppen unter den Befehlen des ersteren aus den Reihen der Napoleonischen Armee hinweg und in ein Cantonnement im Rücken der verbündeten Heere zu führen, nahm S. Theil. Als Marmont am 3. April mit Ney, Macdonald und Caulaincourt nach Paris reiste, um die verbündeten Monarchen dahin zu bringen, Napoleon's Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes anzunehmen, befahl Marmont dem General S., mit den Truppen des 6. Armeecorps bis zu seiner Rückkehr in der Stellung bei Essonne zu bleiben. Tags darauf erhielt dieser Befehl, sich bei dem Kaiser in Fontainebleau einzufinden, und beschloß, da

er den bereits erwähnten Anschlag verrathen glaubte, ihn sofort auszuführen; er marschirte demnach mit dem genannten Corps am 5. April nach Versailles. Bis zu diesem Augenblick war in Paris noch nichts entschieden; Napoleon's Bevollmächtigte bemühten sich, darzuthun, daß es gefährlich sein würde, den Kaiser, dem die Armee innig ergeben sei, aufs Aeußerste zu bringen.

Die Nachricht von dem Uebertritt des 6. Armeecorps entschied die Frage sehr zum Nachtheil Napoleon's, indem Kaiser Alexander sogleich erklärte, jetzt nur eine unbedingte Entsagung annehmen zu wollen. Als die Truppen des 6. Corps, welche in der Meinung gestanden hatten, gegen den Feind vorzurücken, in Versailles den wahren Zusammenhang erfuhren, empörten sie sich, und S., auf den mehrere Schüsse fielen, mußte flüchten. Die französischen Geschichtschreiber urtheilen sehr nachtheilig über das Benehmen des Generals S. in dieser Angelegenheit. Von Ludwig XVIII. erhielt er das Commando der 20. Militairdivision, blieb während der hundert Tage in Unthätigkeit, wurde 1816 zum Generalinspecteur der Infanterie, 1818 zum Gouverneur der 5. Militairdivision und 1821 zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. S. ist noch am Leben und durch die Ordonnanz vom 15. Nov. 1830 in Ruhestand versetzt. (Literatur wie bei Scherer.)

Z.

Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien, Marschall von Frankreich, 1815 und 1830 Kriegsminister, 1831 Conseilpräsident, geb. am 29. März 1769 zu St. Amans, Departement Tarn, ist nach einigen Angaben der Sohn eines Landmanns, nach andern eines Rechtsgelehrten. In seinem 16. Jahre trat er als Gemeiner in das Regiment Royalinfanterie, war bei Ausbruch der Revolution Unterofficier, und erhielt durch Hoche die Anstellung als Hauptmann in dessen Generalstabe. Als solcher zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten, unter andern in der Schlacht von Kaiserslautern, aus, so wie später, als Chef des Generalstabes bei dem General Lefebvre in den Schlachten von Fleurus. 1794 zum Brigadegeneral ernannt, befand er sich im folgenden Jahre bei der Belagerung Luxemburgs, 1796 bei der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan. Die Schlacht von Altenkirchen (4. Juni), so wie die darauf folgenden Gefechte an der Lahn, gaben S. Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen. Als die französische Armee nach dem Gefechte von Wetzlar, 15. Juni, zurückgehen mußte, war er detachirt bei Herborn und von der Armee abgeschnitten. Ney mußte sich, um ihm den Befehl zum Rückzug zu bringen, mit einer Schwadron den Weg zu ihm erkämpfen, und beide bewirkten unter immerwährenden Gefechten gegen einen überlegenen Feind, ihre Vereinigung mit der französischen Armee. S. führte, als hierauf Jourdan am Main vordrang, die Avantgarde, welcher Auftrag ihm auch 1797, bei Passirung des Rheins, unter Hoche, zu Theil wurde. In den Berichten über die Schlacht von Neuwied und die darauf folgenden Gefechte, wird S. oft rühmend erwähnt. 1799 befehligte er eine Brigade in der Avantgarde, unter Lefebvre, bei der Donauarmee. Als Letzterer im Gefechte von Ostrach, 21. März, blessirt wurde, übernahm S. das Commando der Division, an deren Spitze er, besonders in der Schlacht von Stockach, 25. März, Großes leistete und die ersten Proben seines Feldherrngenies ablegte. Die von ihm gegen Liptingen gerichteten Angriffe hatten den besten Erfolg; nachdem die französischen Colonnen auf andern Puncten zurückgeschlagen waren, führte der Erzherzog Karl in Person die Reserven gegen die Division S., welche nur nach hartnäckigem Widerstande zum Rückzuge gezwungen werden konnte.

S. wurde hierauf zum Divisionsgeneral ernannt und zu der Armee in der Schweiz unter Massena versetzt. Er unterwarf, theils durch Unterhandlungen im Canton Schwyz, theils durch die Gewalt der Waffen in Uri und Unterwalden die empörten Schweizer und focht am 25. Mai bei Frauenfeld und am 4. Juni in der ersten Schlacht bei Zürich. Im September befehligte er 10,000 M., die zwischen dem Züricher und Wallenstedter See den rechten Flügel von Massena's Stellung bildeten. Während dieser in der zweiten Schlacht von Zürich, 25. Sept., den General Korsakow schlug, focht S. an der Linth (s. d.). In diesem Gefechte wurde, vermuthlich zum ersten Male mit glücklichem Erfolge, ein Schwimmercorps angewendet, welches, aus 150 M. bestehend, die östreichischen Vorposten überfiel. Das östreichische Corps erlitt eine vollständige Niederlage, und auch Tags darauf siegte S. bei Wesen.

Im Jahre 1800, als Massena den Oberbefehl der italienischen Armee übernahm, wählte er S. zu seinem Generallieutenant. Als solcher befehligte er 3 Divisionen, die den rechten Flügel bildeten. Die Lage der französischen Armee war sehr mißlich; einige 20,000 M. litten unter fortwährenden Angriffen eines drei Mal stärkern Feindes den größten Mangel, so wie an ansteckenden Seuchen, und hatten überdieß den zur Empörung sehr geneigten Geist der zur Verzweiflung gebrachten Genueser zu bekämpfen. Es grenzt ans Unglaubliche, was unter solchen Umständen die Franzosen, von Massena und S. geführt, leisteten. Letzterer machte in einer Reihe von Gefechten, während der Monate März und April, den Feinden jeden Fuß breit Landes, zum Theil auf den höchsten Gipfeln der Apenninen, streitig. Mehrere Male völlig vom Feinde umringt und zu Niederlegung der Waffen aufgefordert, schlug er sich durch. In einem dieser Gefechte erhielt er zwei Wunden. Endlich sahen sich die Franzosen in die Werke Genua's zurückgeworfen, und die Noth stieg immer höher. Bei einem der unaufhörlich stattfindenden Ausfälle, führte S. in der Nacht vom 12. zum 13. Mai, eine Colonne gegen die Verschanzungen von Monte Cretto. S. fiel bei dieser Gelegenheit, schwer verwundet, mit seinem Bruder, der Adjutant bei ihm war, in die Hände der Feinde. In Folge der Schlacht von Marengo kehrte er kurz darauf nach Frankreich zurück, und erhielt den Oberbefehl in Piemont. Mit kluger Mäßigung wußte er die hier ausbrechenden Aufstände, denen er nur wenig Truppen entgegenstellen konnte, zu dämpfen. Von den früher erhaltenen schweren Wunden hergestellt, erhielt S. ein Commando in Neapel, und wurde, als er von da 1802 nach Frankreich zurückkehrte, zum Generaloberst der Jäger zu Fuß der Consulargarde ernannt. Von 1803—1805 befehligte er die Truppen im Lager von Boulogne und machte sich bemerkbar durch den Eifer, mit welchem er an Ausbildung seiner Soldaten arbeitete. Als Napoleon den Thron bestieg, wurde S. zum Reichsmarschall ernannt. Im Feldzuge 1805 führte er das 4. Armeecorps. Die Einnahme Memmingens, das Gefecht von Hollabrünn, besonders aber die Schlacht von Austerlitz, erwarben ihm von Neuem großen Ruhm. In der letztern nahm er im entscheidenden Augenblicke die Anhöhen von Pratzen. Napoleon überhäufte ihn mit Lobsprüchen und erkannte ihm die Ehre des Tages zu. S. war hierauf Gouverneur von Wien und blieb mit seinem Armeecorps in Baiern stehen. In der Schlacht von Jena, 14. Octbr. 1806, befehligte er den rechten Flügel, focht mit gewöhnlicher Auszeichnung und verfolgte rastlos den geschlagenen Feind. Er schloß zuerst Magdeburg ein, übergab dessen Blocade jedoch später an Ney, um die Corps des Herzogs von Weimar und General Blücher zu verfolgen.

Das 4. Armeecorps befand sich bei der Einnahme Lübecks, 5. Nov., so wie in der Schlacht von Pultusk, 26. Decbr. Es erstürmte am 3. Febr. 1807 die von 12 russischen Bataillons vertheidigte Allerbrücke bei Bergfried, und stand in der Schlacht von Preußisch-Eilau, 7. und 8. Febr., auf dem linken Flügel. Am 10. Juni bestand es ein hitziges Treffen bei Heilsberg, wo es beträchtlich verlor und besetzte am 16. Juni Königsberg. Nach dem Tilsiter Frieden war S. beauftragt, die Artikel, welche auf das Herzogthum Warschau, auf Danzig und die Militairstraße durch Schlesien Bezug hatten, in Ausführung zu bringen. Er wurde zum Herzog von Dalmatien ernannt und befehligte einige Zeit in Berlin. 1808 erhielt er das Commando des 2. Armeecorps in Spanien, schlug am 9. Nov., ein spanisches Corps unter General Blake vor Burgos, und bemächtigte sich dieser Stadt. Hierauf verfolgte S. die Trümmern der gallizischen Armee, unter la Romana nach Leon, und nahm in Reynosa und St. Anders, große Vorräthe der Engländer. Im Monat December marschirte er gegen den General Moore, um diesem den Rückzug abzuschneiden. Die Engländer entkamen nur durch die angestrengtesten Märsche, erlitten sehr beträchtlichen Verlust und Moore blieb in der Schlacht von Corunna (s. d.). S. besetzte hierauf Corunna und Ferrol. Anfangs März 1809 unternahm er den denkwürdigen, aber unglücklichen Feldzug nach Portugal, und eroberte am 29. März, nach mehreren vorhergegangenen Gefechten, die Verschanzungen vor Porto und diese Stadt. Die Umstände zwangen S., am Duero stehen zu bleiben; in seinem Rücken war Alles in Aufruhr; die Depotplätze der Armee befanden sich entweder bereits in Feindes Hand, oder in großer Gefahr. Das 1. Armeecorps, welches unter Victor in Portugal eindringen und sich mit Soult vereinigen sollte, erschien eben so wenig, als Unterstützungen anderer-seits zu erwarten waren. S. that alles mögliche, um sich zu behaupten, und es gelang ihm, seine Verbindungen mit Gallizien auf einige Zeit herzustellen. Auch wußte er sich die Neigung einiger vornehmen Portugiesen zu erwerben, die sich Napoleon unterwarfen und denselben baten, aus den nördlichen Provinzen Portugals das Königreich Nordlusitanien zu bilden. Dieß ist deßhalb bemerkenswerth, weil behauptet wird, S. habe selbst König von Portugal werden wollen, und sei deßhalb mit Napoleon zerfallen. Das letztere ist nicht denkbar, weil S. fortwährend wichtige Commandos in Spanien behielt. Er blieb bis zum äußersten Augenblicke in seiner gefährlichen Stellung, und verließ sie erst in der Nacht vom 11. zum 12. Mai, als Wellington bereits auf mehreren Puncten den Uebergang über den Duero erzwungen und starke Abtheilungen in den Rücken des französischen Heeres entsendet hatte. Die Engländer drangen in Porto ein, als es noch nicht völlig geräumt war; man schlug sich in den Straßen und 50 Stück Geschütz mußten zurückgelassen werden. Hatte S. sich von der ihm eigenen Festigkeit verleiten lassen, die Existenz seines ganzen Corps aufs Spiel zu setzen, so wußte er durch Ausführung eines der merkwürdigsten Rückzüge den begangenen Fehler auf eine glänzende Art gut zu machen. Nur ein Weg durch die rauhesten Gebirge, wo nicht mehr als 2 Mann neben einander fortkommen konnten, blieb ihm übrig; alles Geschütz und Fuhrwesen mußte zerstört werden. Unter unaufhörlichem Gefechte, mit den die Flanken der Colonne bedrohenden Insurgenten, ohne alle Lebensmittel, erreichte das französische Heer am 18. die spanische Grenze, aber noch zeitig genug, um den englischen Abtheilungen, die ihm den Rückzug ganz versperren wollten, zuvorzukommen, und Lugo zu entsetzen, in welchem Platze die Divisen

Fournier von einem ſpaniſchen Corps unter la Romana eng blokirt war. S. verfolgte dieſen General 3 Wochen, ohne ihn erreichen zu können, und gönnte erſt hierauf ſeinen Truppen, in den Cantonnements bei Zamora, einige Erholung. Zu Anfange Auguſt übernahm er, außer über ſein Corps, den Oberbefehl über das 5. und 6. (Mortier und Ney), mit denen er Wellington, welcher die Schlacht von Talavera de la Reyna (ſ. d.) gewonnen hatte, durch Bewegungen gegen deſſen Operationslinie, zum Rückzuge nach Portugal zwang. In dem Gefechte von Arzobispo, 8. Auguſt, fügte S. der feindlichen Arrièregarde großen Nachtheil zu. Gegen Ende des Jahres 1809 wurde er an Jourdan's Stelle zum Majorgeneral der ſpaniſchen Armeen ernannt, mit der Weiſung, überall, wo er ſich befände, den Oberbefehl zu übernehmen. Die nächſten Erfolge bewieſen die Zweckmäßigkeit dieſer Anordnung, durch welche die bis jetzt vermißte Einheit in den Operationen einigermaßen erzeugt wurde. S. gewann am 18. Nov. die Schlacht von Ocana (ſ. d.), gegen den General Arizaga, der mit 60,000 M. bis nahe an Madrid vorgedrungen war. Das franzöſiſche Heer, kaum halb ſo ſtark, erfocht einen glänzenden Sieg. 20,000 Gefangene, 50 Kanonen und 30 Fahnen waren die Trophäen dieſes Tages; die ganze feindliche Armee war aufgelöſt. Schon im Januar 1810 begann S. aufs Neue den Feldzug, und unterwarf in wenig Wochen ganz Südſpanien. Er übernahm von nun an den Oberbefehl über die Südarmee, aus dem 1., 2. und 5. Corps, ſo wie aus einer Reſervedivision, unter Deſſoles, beſtehend, welche die Provinzen Murcia, Andaluſien und Eſtremadura beſetzten. Der Mittelpunct der Operationen war Sevilla, wo S. beinahe 3 Jahre faſt unausgeſetzt blieb, und ſich, anfänglich mit gutem Erfolge, der Beruhigung und Organiſation des Landes widmete. Zu Anfange des Jahres 1811 verſuchte er es, nach Portugal vorzudringen, um dem Marſchall Maſſena, der ſich daſelbſt in einer mißlichen Lage befand, beizuſtehen. S. nahm, 29. Januar, Olivenza, und ſchlug am 19. Feb. den General Mendizabal an der Gebora. Hierauf belagerte und nahm er Badajoz, 11. März, mit 9000 M. Beſatzung. Er verſah dieſen Platz mit allem Nöthigen und ging, da indeſſen Maſſena Portugal geräumt hatte, nach Andaluſien zurück. Im Mai zwang S. den Marſchall Beresford, welcher Badajoz belagerte, die Belagerung aufzuheben. Dagegen ſchlug dieſer, in der Schlacht von Albuhera (ſ. d.), 16. Mai, alle Angriffe Soult's zurück, ſo daß dieſer mit großem Verluſt abziehen mußte. Deſſenungeachtet erzwang er noch einmal im Juni die Aufhebung der Belagerung von Badajoz, mußte hierauf aber eiligſt nach Andaluſien zurückkehren, wo ſogar ſein Hauptquartier, Sevilla, von den Spaniern beſetzt war, und die franzöſiſche Garniſon ſich in ein befeſtigtes Kloſter geworfen hatte. Nachdem der Feind hier verjagt worden war, zog S. in die Provinz Granada, um den daſelbſt hart bedrängten Sebaſtiani zu befreien. Noch einmal rückte er, im April 1812, zum Entſatze von Badajoz vor, erfuhr aber 2 Märſche davon, daß es mit Sturm genommen ſei. Die Lage der franzöſiſchen Heere in Spanien wurde von jetzt an immer mißlicher. S. ließ das 5. Corps gegen Lord Hill in Eſtremadura und zog wieder nach Andaluſien, was abermals in völligem Aufſtande begriffen war. Das 1. Corps unter Victor belagerte bereits ſeit längerer Zeit Cadix, und die Arbeiten waren ziemlich vorgeſchritten, als S. ſich genöthigt ſah, den Befehl zur Aufhebung der Belagerung zu geben, und alle ihm zur Bewachung anvertrauten Provinzen zu räumen, weil Wellington die Schlacht von Cabeza-Velloza (ſ. d.), 21. Juli, gewonnen, Ciudad Rodrigo und Al-

melda genommen und am 12. Auguſt Madrid beſetzt hatte. Unter dieſen Umſtänden vereinigte S. Ende Auguſt die Südarmee, und zog ſich in die Provinz Murcia zurück. Anfangs October rückten die vereinigten Armeen des Südens und der Mitte unter S. gegen Madrid vor, während die Armee von Portugal das verbündete Heer in der Flanke bedrohte. Abermals wurde Madrid befreiet, den 14. Nov. erfolgte die Vereinigung mit der Armee von Portugal, und S., der den Befehl über das Ganze übernahm, zwang noch einmal Wellington zum Rückzug nach Portugal, wobei die Verbündeten große Verluſte erlitten. Soult nahm ſein Hauptquartier in Toledo; das franzöſiſche Heer cantonnirte einige Monate ziemlich ruhig zwiſchen dem Tajo und Duero. Dieß war der letzte glückliche Erfolg, den die Franzoſen in Spanien bewirkten. Nach dem verhängnißvollen Feldzuge in Rußland ſah ſich Napoleon genöthigt, Anfangs 1813, zur Bildung einer neuen Armee viele alte Soldaten und ganze Corps, beſonders die Reiterei, aus Spanien abzurufen.

Auch S. perſönlich hatte dieſes Loos, und an ſeine Stelle trat abermals Jourdan. Erſterer führte bei dem Feldzuge 1813 kein beſtimmtes Commando; es ſcheint, als habe ihn Napoleon ſtets für beſonders wichtige Fälle in Bereitſchaft haben wollen. S. befehligte in der Schlacht von Großgörſchen die Infanterie der alten Garde, bei Bautzen das Centrum. Während des Waffenſtillſtandes war er oft um den Kaiſer und arbeitete viel mit ihm, ſo daß die Eiferſucht Berthier's dadurch in hohem Grade erregt worden ſein ſoll. Indeſſen war in Spanien das franzöſiſche Heer immer weiter zurückgedrängt und in Folge der Schlacht von Vittoria (ſ. d.), 21. Juni, ſogar genöthigt worden, es ganz zu verlaſſen. Nur Suchet hielt ſich noch in Catalonien. Da ſendete Napoleon S., als ſeinen Generallieutenant, mit unbeſchränkter Vollmacht von Dresden nach Bayonne, um Wellington's weiterem Vordringen Schranken zu ſetzen. S. traf ſchon den 12. Juli an letztgenanntem Orte ein, und bot Alles auf, um ſeinem ſchwierigen Auftrage zu genügen. Er hatte kaum 60,000 M., größtentheils Rekruten, den 100,000 M., unter Wellington, entgegenzuſtellen. Die Werke von Bayonne waren ganz vernachläſſigt; ihre Herſtellung, die Verſorgung dieſes Platzes, ſo wie die Reorganiſation der ſehr zerrütteten Armee, mußten dem Beginnen der Operationen vorhergehen. Zu Folge der von Napoleon erhaltenen beſtimmten Befehle, ſofort die Offenſive zu ergreifen, ſo wie, um die belagerten Plätze Pampeluna und St. Sebaſtian zu entſetzen, drang S. 14 Tage nach ſeiner Ankunft von Neuem in Spanien ein, mußte aber, da in der Schlacht von Cubiry, 27. Juli, alle ſeine Angriffe zurückgeſchlagen wurden, mit Verluſt von 8000 M. in die frühern Stellungen zurückgehen. Eben ſo ſchlechten Erfolg hatte ein zweiter Verſuch, Ende Auguſt, wo das Gefecht von Irun für die Franzoſen nachtheilig ausfiel. Endlich am 8. Octbr. gingen die Verbündeten über die Bidaſſoa und betraten den franzöſiſchen Boden. S. vertheidigte hartnäckig jeden Fuß breit Landes, und die zahlreichen Gefechte, welche bis zu Ende des Jahres vorfielen, ohne daß Wellington bedeutendes Terrain gewonnen hätte, ſprachen von ſelbſt für die Vortrefflichkeit der von S. ergriffenen Maßregeln. Beſonders blutig für beide Theile waren die Gefechte von 9. bis 13. Decbr., auf beiden Ufern der Nive, in welchen S. Bayonne als Centralpunct ſehr geſchickt benutzte. Indeſſen mußte, bei ungefähr gleichem Verluſte, das Zahlenverhältniß für die Franzoſen immer ungünſtiger werden, um ſo mehr, als der hartbedrängte Napoleon der Pyrenäenarmee die beſten Truppen entzog, die nur durch Conſcribirte erſetzt wurden. S. hatte ſeit dem

Augenblicke, als er das Commando der genannten Armee übernahm, über 30,000 M. auf dieſe Art abſenden müſſen. Es blieben ihm, Ende Jan. 1814, nur 40,000 M. einſchließlich 3000 M. Cavalerie, mit denen er auf dem rechten Ufer der Adour, ſeinen rechten Flügel in dem verſchanzten Lager vor Bayonne, ſtand. Wellington, deſſen Hauptquartier in St. Jean de Luz war, ließ ihm Zeit, ſeine Rekruten auszubilden; und bis Mitte Feb. fanden nur unbedeutende Scharmützel ſtatt. Erſt am 14. Feb., nachdem ſtarker Froſt die Wege, in denen bis dahin nicht fortzukommen geweſen war, paſſirbar gemacht hatte, gingen die Verbündeten über die Gaven (Name mehrerer Flüſſe) und S. ſah ſich zum Rückzuge genöthigt. Die von ihm in der mißlichſten Lage noch 2 Monate fortgeſetzte Defenſive würde allein hinreichen, ſeinen Feldherrnruhm zu begründen. Außer gegen den mehr als doppelt überlegenen Feind, hatte er auch gegen die Intriguen der Royaliſten zu kämpfen, welche, ſeitdem ſich der Herzog von Angouleme im engliſchen Hauptquartiere befand, in Toulouſe und Bordeaux ſehr thätig waren. Die Stimmung der Soldaten konnte, bei den fortwährenden Rückzügen und nachtheiligen Gefechten, nicht gewinnen, und die Deſertion nahm ſehr überhand. Daß unter dieſen Umſtänden S. ſeinen glücklicheren Nebenbuhlern unterliegen mußte, war wohl natürlich, kann aber der Ehre, die ſich erſterer durch ſeine meiſterhafte Vertheidigung erwarb, keinen Abbruch thun. Er lieferte am 27. Feb. die Schlacht von Orthez, 1. März das Gefecht von Aire und beſchloß hierauf, ſich mit Verlaſſung ſeiner bisherigen Rückzugslinie wieder den Pyrenäen zu nahen. Es ging zwar in Folge dieſes großen Entſchluſſes Bordeaux verloren; aber Wellington wurde dadurch noch lange Zeit vom Eindringen ins Innere Frankreichs abgehalten, ſo daß S. noch am 10. April, nach mehreren anderen Treffen, gegen die mehr als doppelt ſo ſtarken Gegner, die Schlacht von Toulouſe (ſ. d.) liefern konnte, welche ihm und ſeinen Truppen die größte Ehre macht. Erſt am 12. räumte er Toulouſe, ſetzte den Rückzug nach Caſtelnaudary fort, und ſchloß, indem er ſich zugleich dem Könige von Frankreich unterwarf, am 19. einen Waffenſtillſtand. S. wurde von Ludwig XVIII. mit verdienter Auszeichnung empfangen, zum Gouverneur der 13. Militairdiviſion, Commandeur des Ludwigordens, am 3. Dec. 1814 aber, an General Dupont's Stelle, zum Kriegsminiſter ernannt. Als ſolcher befand er ſich in einer ſehr übeln Lage. Denn indem er auf der einen Seite durch die Anordnungen, zu denen er genöthigt war, die Armee in hohem Grade verletzte, gelang es ihm dennoch andererſeits nicht, den Widerwillen und Argwohn der Royaliſten zu überwinden. Es wird ihm, wohl nicht ohne Grund, zum Vorwurf gemacht, in dieſer Zeit Ultraroyalismus und Frömmelei affectirt zu haben, und es mußte allerdings einen betrübenden Eindruck hervorbringen, einen Mann wie S., mit der Fackel in der Hand bei Proceſſionen zu ſehen. Auch ſtellte er den Antrag zur Errichtung eines Monuments für die bei Quiberon (ſ. d.) gefallenen Emigranten. Die Aufrichtigkeit ſeiner Ergebenheit gegen die Bourbons ſollte bald auf die Probe geſtellt werden. Napoleon landete am 1. März bei Frejus, und S. hatte in ſeiner Eigenſchaft als Kriegsminiſter die gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln anzuordnen, ſah ſich aber, durch das allgemein ausgeſprochene Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, genöthigt, am 11. März abzudanken. An ſeine Stelle trat General Clarke, Herzog von Feltre. S. zog ſich auf ein Landgut, bei St. Cloud, zurück, und erſchien erſt nach mehrmaliger Aufforderung bei Napoleon, jedoch ohne eine Anſtellung anzunehmen. Erſt am 11. Mai ließ er ſich bewegen, in die Stelle als Majorgeneral, welche Berthier ſo

lange bekleidet hatte, zu treten. Nachdem er den bekannten Tagesbefehl vom ersten Juni erlassen hatte, der ihm von den Bourbons sehr übel gedeutet wurde, musterte er die festen Plätze des Nordens und die Truppen. Er befand sich in den Schlachten von Ligny und Waterloo an Napoleon's Seite, übernahm, als dieser in Laon die Armee verließ, das Obercommando derselben, und leitete den Rückzug bis Soissons. Nicht freiwillig, wie behauptet worden ist, sondern zu Folge eines Befehls der provisorischen Regierung, übergab S. in letztgenanntem Orte das Armeecommando an den Marschall Grouchy, nahm hierauf in Paris an den Berathungen über die weiter zu ergreifenden Maßregeln Antheil und sprach sich für die Unmöglichkeit einer Vertheidigung der Hauptstadt aus. S. folgte der Armee hinter die Loire und zog sich, durch die königliche Ordonnanz vom 24. Juli aus Frankreich verbannt, zu seinem gewesenen Adjutanten, General Brun de Villeret, auf dessen Schloß Malzieu zurück. Er wurde daselbst arretirt, und in Meude gefangen gehalten, bis ein Befehl des Königs ihn in Freiheit setzte. Im Februar 1816 begab sich S. nach Düsseldorf, die Heimath seiner Frau, und suchte in einem Memoire sich gegen die Anklage des Verrathes gegen Ludwig XVIII. zu vertheidigen. Wirklich erhielt er 1819 Erlaubniß zur Rückkehr, wo man ihm von Neuem, wie einige Jahre früher, den Vorwurf machte, sich zu sehr um die Gunst der herrschenden Partei bemühet und als Ultraroyalist gezeigt zu haben. So nannte er die Auflösung der pariser Nationalgarde eine halbe Maßregel, erschien bei Processionen und wurde im Nov. 1827, als das Villelesche Ministerium in den letzten Zügen lag, zu dessen Erhaltung zum Pair ernannt. Seit 1821 war er wieder unter den Marschällen Frankreichs aufgeführt.

Die Julirevolution hatte zur Folge, daß S. von Neuem wichtige Stellen übernahm, indem er, im August in seiner Würde als Pair bestätigt, am 18. Nov. 1830 an Marschall Gerard's Stelle, zum Kriegsminister ernannt wurde. Frankreich mußte sich, unter den damaligen Umständen, zum Kampfe gegen halb Europa rüsten, und S. arbeitete mit rastlosem Eifer und gutem Erfolge an Verstärkung des Heeres, Herstellung der ganz gesunkenen Disciplin in demselben, so wie an Ausrüstung der Festungen. Er behauptete sich, unter dem unaufhörlichen Wechsel der Ministerien, beinahe 4 Jahre in seinem Posten und trug unstreitig am meisten zu Erhaltung und Befestigung des Julithrons bei. Den Aufstand zu Lyon dämpfte er, indem er, am 3. Decbr. 1831, in Begleitung des Herzogs von Orleans, mit 25,000 M. daselbst einzog. Die sehr gefährlichen Unruhen in Paris, im Juni 1832, wurden durch die von S. geleiteten, kräftigen militairischen Maßregeln unterdrückt. Es konnte nicht fehlen, daß er sich dadurch viele Feinde zuzog, welche die gehässigsten Anklagen gegen ihn richteten. Besonders machte man ihm den Vorwurf des Eigennutzes, und er hatte, in Gemeinschaft mit dem Minister Perier, wegen eines, über Lieferung von Gewehren aus England, geschlossenen Contracts einen unangenehmen Rechtshandel gegen die Redacteurs der Blätter Tribune und Revolution. S. konnte sich zwar durch die Dringlichkeit der Umstände rechtfertigen und die Redacteurs wurden verurtheilt; indessen schadete ihm dieser Handel doch in der öffentlichen Meinung. Nachdem der König seit Perier's Tode selbst das Ministerium einige Monate dirigirt hatte, wurde S. am 11. Octbr. 1832 zu dessen Präsidenten ernannt, und blieb es bis zum 18. Juli 1834, wo er sowohl in dieser Eigenschaft als in der eines Kriegsministers, durch Marschall Gerard ersetzt wurde. S. hatte, wie bereits erwähnt ist, einen sehr schweren Stand, um so mehr, als er kein Rednertalent besitzt. Er er-

klärte bei Uebernahme der Präſidentſchaft, ganz im Geiſte des verſtorbenen Perier's handeln zu wollen; dabei drang er jedoch auf fortwährende Bereitſchaft zum Kriege, unt. a. auf die Befeſtigung von Paris nach Außen und Innen. Frankreichs Macht beſtand Ende 1833 in 431,494 M., 82,000 Pferden und 834 Feldgeſchützen. Da man von allen Seiten Reductionen verlangte, erklärte S. im Februar 1834, die Armee ſoll auf 360,000 M. und 75,000 Pferde vermindert und dabei eine Art Landwehrſyſtem, dem preußiſchen nachgebildet, eingeführt werden. Aber auch dieſer Vorſchlag fand großen Widerſpruch. Als S. nun überdieß mit der Meinung, daß eine militairiſche Intervention von Seiten Frankreichs in Spanien erfolgen müſſe, nicht durchdrang, verlangte und erhielt er ſeine Entlaſſung, wobei ihm jedoch die Gunſt und das Vertrauen des Königs fortwährend blieben. Auch wurde ihm im Sept. 1836 das Kriegsminiſterium von Neuem angetragen, das er jedoch ablehnte.

Ein jüngerer Bruder des Marſchalls, Peter Benedict, Baron und Generallieutenant, iſt am 20. Juli 1770 zu St. Amans geb., trat ſehr jung in Militairdienſte, wurde auf dem Schlachtfelde zum Officier ernannt und ſpäter Adjutant ſeines Bruders. Bei der Vertheidigung Genua's fiel er, wie bereits erwähnt, mit ſeinem Bruder in Gefangenſchaft. Als Oberſter wohnte er den Feldzügen 1805, 1806 und 1807 bei und wurde nach der Schlacht von Friedland (ſ. d.) Brigadegeneral. In Spanien führte der jüngere S. eine Brigade leichter Reiter, faſt immer unter ſeines Bruders Oberbefehl, und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft aus. Er wurde im März 1813 zum Diviſionsgeneral ernannt und commandirte die Cavalerie der Pyrenäenarmee, bis zu Ende des Feldzuges. Bei Waterlo focht er an der Spitze einer Diviſion Küraſſiere. Seitdem befand er ſich außer Thätigkeit, und wurde 1830 wieder unter den activen Generallieutenants aufgeführt. — (Literatur wie bei Schererl.)

Z.

Souslieutnant, ſiehe **Lieutnant**.

Soutien, Succurs, ſiehe **Reſerve, Unterſtützungspoſten**.

Spahis oder **Sipahis** (Reiter). Im engern Wortverſtande führt nur das erſte und vornehmſte türkiſche Corps der 6 regelmäßigen, aus dem Staatsſchatze beſoldeten Reiterei (ſ. **Kapu Kuli**) den Titel, Spahi. Im weiteren Sinne werden alle 6 zum Kapu Kuli gehörigen Corps ſo genannt; im weiteſten auch die von den Inhabern der Lehne bei Ausbruch eines Krieges zu ſtellenden Reiter (Zaim- und Timar-Spahis). Die letzteren ſollten zu Anfange des vorigen Jahrhunderts 132,052 M. ſtark, im Felde erſcheinen und bildeten, mit den von den Paſchas geſtellten, berittenen Provinzial- und Grenztruppen (Toprakli und Seratkuli) die Maſſe der türkiſchen Reiterei, von welcher in gegenwärtigem Aufſatze nicht weiter die Rede ſein wird. — Unter Sultan Urchan entſtanden, im 14. Jahrhundert, gleichzeitig mit den Janitſcharen (ſ. d.) die Spahis, welche die vorzüglichſten Subjecte erhielten. Urchan's Sohn und Nachfolger, Murad I., vollendete das von ſeinem Vater begonnene Werk, führte die bereits gedachte Lehnsreiterei ein, und übertrug ſeinem Feldherrn Timurtaſch die Sorge für die Spahis. Das zweite der regelmäßigen Reitercorps, die Silihdare (Schwertträger, berühmte Reiter, alte Spahis) hatten früher den Rang über das erſte Corps und ſind älter als dieſes. In einer Schlacht gegen die Ungarn, im 16. Jahrhundert waren die Silihdare geworfen; Mohammed III. ließ ihre, hinter ihnen haltenden Knechte (Oglani) angreifen und belohnte die von ihnen bei dieſer Gelegenheit bewieſene Tapferkeit dadurch,

daß er aus ihnen ein neues Corps, mit dem Range vor dem älteren, errichtete. Ersteres, das der Spahis im engern Sinn des Wortes, führt eine rothe Fahne (Bairak) und hat seinen Platz im Lager zur Rechten des großherrlichen Zeltes und der heiligen Fahne (Sandschaki Scherif). Die Silihdars haben eine gelbe Fahne und stehen zur Linken. Beide Corps heißen, wegen ihrer Lagerordnung, Ulifelis vom rechten (linken) Flügel. Das erste Corps auch: neue Spahis oder Spahis Oglani. — Andern Nachrichten zu Folge soll Mohammed II. dem ersten Corps den Vorrang verliehen haben. Die Zahl der S. wird sehr verschieden angegeben, was theils in der Unbestimmtheit des Namens, theils darin seinen Grund haben mag, daß jeder Spahi mehrere Pferde und Knechte (Woinaks) mit sich führte. 1683 vor Wien sollen 50,000, 1716 gegen Eugen von Savoien, 40,000 S. im Felde gestanden haben. In Hammer's des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, findet sich für den Stand des türkischen Heeres, auf die letztere Zeit bis zu Vernichtung der Janitscharen 1826, folgende Angabe:

Infanterie und Artillerie: 124,000 Mann.

Reiterei:

Spahi	11,000 Mann.	Im weitern Sinne sämmtlich Spahis genannt.
Silihdare	11,000 =	
besoldete des rechten Flügels	500 =	
= = linken =	500 =	
Fremde = rechten =	500 =	
= = linken =	500 =	

Lehnreiterei u. s. w. 100,000 Mann.

Die 4 letztgenannten regelmäßigen Corps schließen sich den äußern Flügeln der ersten 2 Corps an, die Besoldeten führen eine grüne und eine grün und weiße, die Fremden eine weiß und rothe und eine weiß und gelbe Standarte. Alle 6 Corps zogen sonst nur mit dem Großherrn und der heiligen Fahne ins Feld, zu deren besonderem Schutze sie bestimmt waren. Der Befehlshaber des ersten Corps heißt Sipahilar Agassi und auch die übrigen 5 regelmäßigen Reitercorps stehen unter ihm. Die Silihdare haben die Obliegenheit, auf Märschen den Weg für den Großherrn zu säubern und in Stand zu setzen; zu beiden Seiten desselben alle 2 Stunden kleine Hügel, so wie im Lager dergleichen zu Aufpflanzung der Roßschweife aufzuwerfen. Außerdem haben sie das Recht, die Roßschweife des Großherrn und Großveziers zu tragen, und deren Handpferde zu führen. Die Kleidung der Spahis ist willkürlich, so daß die Corps nur an ihren Fahnen zu erkennen sind. Rothe und braune Kleider kommen am öftersten vor; den Kopf bedeckt ein großer weißer Turban. Die meisten Spahis haben lange rothe Mäntel, über welche sie ihre Säbel gürten. Zu beiden Seiten des Sattels hängen ein Paar lederne Wasserflaschen, eine Tabakflasche ist vorn am Sattel befestigt. Der Hufbeschlag besteht aus einer eisernen, den Huf ganz bedeckenden, dünnen Platte, die nur in der Mitte eine kleine Oeffnung, aber keine Stollen hat. Die so beschlagenen Pferde werden zwar selten lahm, gleiten aber bei Regenwetter und auf schlüpfrigem Boden leicht aus. Die Zäumung ist sehr plump und stark; anstatt der Kinnkette ist eine Stange angebracht; das Pferd wird dadurch sehr mißhandelt, kann aber im stärksten Laufe auf der Stelle angehalten und rasch gewendet werden. Die sehr kurz geschnallten Steigbügel bestehen aus einem länglichen, gevierten, in der Mitte auswärts gebogenen, 1 Fuß langen Stück Messing oder Kupfer, in welchem der ganze Fuß ruhet.

Augenblicke, als er das Commando der genannten Armee übernahm, über 30,000 M. auf diese Art absenden müssen. Es blieben ihm, Ende Jan. 1814, nur 40,000 M. einschließlich 3000 M. Cavalerie, mit denen er auf dem rechten Ufer der Adour, seinen rechten Flügel in dem verschanzten Lager vor Bayonne, stand. Wellington, dessen Hauptquartier in St. Jean de Luz war, ließ ihm Zeit, seine Rekruten auszubilden; und bis Mitte Feb. fanden nur unbedeutende Scharmützel statt. Erst am 14. Feb., nachdem starker Frost die Wege, in denen bis dahin nicht fortzukommen gewesen war, passirbar gemacht hatte, gingen die Verbündeten über die Gaves (Name mehrerer Flüsse) und S. sah sich zum Rückzuge genöthigt. Die von ihm in der mißlichsten Lage noch 2 Monate fortgesetzte Defensive würde allein hinreichen, seinen Feldherrnruhm zu begründen. Außer gegen den mehr als doppelt überlegenen Feind, hatte er auch gegen die Intriguen der Royalisten zu kämpfen, welche, seitdem sich der Herzog von Angouleme im englischen Hauptquartiere befand, in Toulouse und Bordeaux sehr thätig waren. Die Stimmung der Soldaten konnte, bei den fortwährenden Rückzügen und nachtheiligen Gefechten, nicht gewinnen, und die Desertion nahm sehr überhand. Daß unter diesen Umständen S. seinen glücklicheren Nebenbuhlern unterliegen mußte, war wohl natürlich, kann aber der Ehre, die sich ersterer durch seine meisterhafte Vertheidigung erwarb, keinen Abbruch thun. Er lieferte am 27. Feb. die Schlacht von Orthez, 1. März das Gefecht von Aire und beschloß hierauf, sich mit Verlassung seiner bisherigen Rückzugslinie wieder den Pyrenäen zu nahen. Es ging zwar in Folge dieses großen Entschlusses Bordeaux verloren; aber Wellington wurde dadurch noch lange Zeit vom Eindringen ins Innere Frankreichs abgehalten, so daß S. noch am 10. April, nach mehreren anderen Treffen, gegen die mehr als doppelt so starken Gegner, die Schlacht von Toulouse (s. d.) liefern konnte, welche ihm und seinen Truppen die größte Ehre macht. Erst am 12. räumte er Toulouse, setzte den Rückzug nach Castelnaudary fort, und schloß, indem er sich zugleich dem Könige von Frankreich unterwarf, am 19. einen Waffenstillstand. S. wurde von Ludwig XVIII. mit verdienter Auszeichnung empfangen, zum Gouverneur der 13. Militairdivision, Commandeur des Ludwigordens, am 3. Dec. 1814 aber, an General Dupont's Stelle, zum Kriegsminister ernannt. Als solcher befand er sich in einer sehr übeln Lage. Denn indem er auf der einen Seite durch die Anordnungen, zu denen er genöthigt war, die Armee in hohem Grade verletzte, gelang es ihm dennoch andererseits nicht, den Widerwillen und Argwohn der Royalisten zu überwinden. Es wird ihm, wohl nicht ohne Grund, zum Vorwurf gemacht, in dieser Zeit Ultraroyalismus und Frömmelei affectirt zu haben, und es mußte allerdings einen betrübenden Eindruck hervorbringen, einen Mann wie S., mit der Fackel in der Hand bei Processionen zu sehen. Auch stellte er den Antrag zur Errichtung eines Monuments für die bei Quiberon (s. d.) gefallenen Emigranten. Die Aufrichtigkeit seiner Ergebenheit gegen die Bourbons sollte bald auf die Probe gestellt werden. Napoleon landete am 1. März bei Frejus, und S. hatte in seiner Eigenschaft als Kriegsminister die gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln anzuordnen, sah sich aber, durch das allgemein ausgesprochene Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, genöthigt, am 11. März abzudanken. An seine Stelle trat General Clarke, Herzog von Feltre. S. zog sich auf ein Landgut, bei St. Cloud, zurück, und erschien erst nach mehrmaliger Aufforderung bei Napoleon, jedoch ohne eine Anstellung anzunehmen. Erst am 11. Mai ließ er sich bewegen, in die Stelle als Majorgeneral, welche Berthier so

lange bekleidet hatte, zu treten. Nachdem er den bekannten Tagesbefehl vom ersten Juni erlassen hatte, der ihm von den Bourbons sehr übel gedeutet wurde, musterte er die festen Plätze des Nordens und die Truppen. Er befand sich in den Schlachten von Ligny und Waterloo an Napoleon's Seite, übernahm, als dieser in Laon die Armee verließ, das Obercommando derselben, und leitete den Rückzug bis Soissons. Nicht freiwillig, wie behauptet worden ist, sondern zu Folge eines Befehls der provisorischen Regierung, übergab S. in letztgenanntem Orte das Armeecommando an den Marschall Grouchy, nahm hierauf in Paris an den Berathungen über die weiter zu ergreifenden Maßregeln Antheil und sprach sich für die Unmöglichkeit einer Vertheidigung der Hauptstadt aus. S. folgte der Armee hinter die Loire und zog sich, durch die königliche Ordonnanz vom 24. Juli aus Frankreich verbannt, zu seinem gewesenen Adjutanten, General Brun de Villeret, auf dessen Schloß Malzieu zurück. Er wurde daselbst arretirt, und in Meude gefangen gehalten, bis ein Befehl des Königs ihn in Freiheit setzte. Im Februar 1816 begab sich S. nach Düsseldorf, die Heimath seiner Frau, und suchte in einem Memoire sich gegen die Anklage des Verrathes gegen Ludwig XVIII. zu vertheidigen. Wirklich erhielt er 1819 Erlaubniß zur Rückkehr, wo man ihm von Neuem, wie einige Jahre früher, den Vorwurf machte, sich zu sehr um die Gunst der herrschenden Partei bemühet und als Ultraroyalist gezeigt zu haben. So nannte er die Auflösung der pariser Nationalgarde eine halbe Maßregel, erschien bei Processionen und wurde im Nov. 1827, als das Villelesche Ministerium in den letzten Zügen lag, zu dessen Erhaltung zum Pair ernannt. Seit 1821 war er wieder unter den Marschällen Frankreichs aufgeführt.

Die Julirevolution hatte zur Folge, daß S. von Neuem wichtige Stellen übernahm, indem er, im August in seiner Würde als Pair bestätigt, am 18. Nov. 1830 an Marschall Gerard's Stelle, zum Kriegsminister ernannt wurde. Frankreich mußte sich, unter den damaligen Umständen, zum Kampfe gegen halb Europa rüsten, und S. arbeitete mit rastlosem Eifer und gutem Erfolge an Verstärkung des Heeres, Herstellung der ganz gesunkenen Disciplin in demselben, so wie an Ausrüstung der Festungen. Er behauptete sich, unter dem unaufhörlichen Wechsel der Ministerien, beinahe 4 Jahre in seinem Posten und trug unstreitig am meisten zu Erhaltung und Befestigung des Julithrons bei. Den Aufstand zu Lyon dämpfte er, indem er, am 3. Decbr. 1831, in Begleitung des Herzogs von Orleans, mit 25,000 M. daselbst einzog. Die sehr gefährlichen Unruhen in Paris, im Juni 1832, wurden durch die von S. geleiteten, kräftigen militairischen Maßregeln unterdrückt. Es konnte nicht fehlen, daß er sich dadurch viele Feinde zuzog, welche die gehässigsten Anklagen gegen ihn richteten. Besonders machte man ihm den Vorwurf des Eigennutzes, und er hatte, in Gemeinschaft mit dem Minister Perier, wegen eines, über Lieferung von Gewehren aus England, geschlossenen Contracts einen unangenehmen Rechtshandel gegen die Redacteurs der Blätter Tribune und Revolution. S. konnte sich zwar durch die Dringlichkeit der Umstände rechtfertigen und die Redacteurs wurden verurtheilt; indessen schadete ihm dieser Handel doch in der öffentlichen Meinung. Nachdem der König seit Perier's Tode selbst das Ministerium einige Monate dirigirt hatte, wurde S. am 11. Octbr. 1832 zu dessen Präsidenten ernannt, und blieb es bis zum 18. Juli 1834, wo er sowohl in dieser Eigenschaft als in der eines Kriegsministers, durch Marschall Gerard ersetzt wurde. S. hatte, wie bereits erwähnt ist, einen sehr schweren Stand, um so mehr, als er kein Rednertalent besitzt. Er er-

klärte bei Uebernahme der Präſidentſchaft, ganz im Geiſte des verſtorbenen Perier's handeln zu wollen; dabei drang er jedoch auf fortwährende Bereitſchaft zum Kriege, unt. a. auf die Befeſtigung von Paris nach Außen und Innen. Frankreichs Macht beſtand Ende 1833 in 431,494 M., 82,000 Pferden und 834 Feldgeſchützen. Da man von allen Seiten Reductionen verlangte, erklärte S. im Februar 1834, die Armee ſoll auf 360,000 M. und 75,000 Pferde vermindert und dabei eine Art Landwehrſyſtem, dem preußiſchen nachgebildet, eingeführt werden. Aber auch dieſer Vorſchlag fand großen Widerſpruch. Als S. nun überdieß mit der Meinung, daß eine militairiſche Intervention von Seiten Frankreichs in Spanien erfolgen müſſe, nicht durchdrang, verlangte und erhielt er ſeine Entlaſſung, wobei ihm jedoch die Gunſt und das Vertrauen des Königs fortwährend blieben. Auch wurde ihm im Sept. 1836 das Kriegsminiſterium von Neuem angetragen, das er jedoch ablehnte.

Ein jüngerer Bruder des Marſchalls, Peter Benedict, Baron und Generallieutenant, iſt am 20. Juli 1770 zu St. Amans geb., trat ſehr jung in Militairdienſte, wurde auf dem Schlachtfelde zum Officier ernannt und ſpäter Adjutant ſeines Bruders. Bei der Vertheidigung Genua's fiel er, wie bereits erwähnt, mit ſeinem Bruder in Gefangenſchaft. Als Oberſter wohnte er den Feldzügen 1805, 1806 und 1807 bei und wurde nach der Schlacht von Friedland (ſ. d.) Brigadegeneral. In Spanien führte der jüngere S. eine Brigade leichter Reiter, faſt immer unter ſeines Bruders Oberbefehl, und zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten vortheilhaft aus. Er wurde im März 1813 zum Diviſionsgeneral ernannt und commandirte die Cavalerie der Pyrenäenarmee, bis zu Ende des Feldzuges. Bei Waterlo focht er an der Spitze einer Diviſion Küraſſiere. Seitdem befand er ſich außer Thätigkeit, und wurde 1830 wieder unter den activen Generallieutenants aufgeführt. — (Literatur wie bei Schererl.)

Z.

Souslieutnant, ſiehe **Lieutnant**.

Soutien, Succurs, ſiehe **Reſerve, Unterſtützungspoſten**.

Spahis oder Sipahis (Reiter). Im engern Wortverſtande führt nur das erſte und vornehmſte türkiſche Corps der 6 regelmäßigen, aus dem Staatsſchatze beſoldeten Reiterei (ſ. **Kapu Kuli**) den Titel, Spahi. Im weiteren Sinne werden alle 6 zum Kapu Kuli gehörigen Corps ſo genannt; im weiteſten auch die von den Inhabern der Lehne bei Ausbruch eines Krieges zu ſtellenden Reiter (Zaim- und Timar-Spahis). Die letzteren ſollten zu Anfange des vorigen Jahrhunderts 132,052 M. ſtark, im Felde erſcheinen und bildeten, mit den von den Paſchas geſtellten, berittenen Provinzial- und Grenztruppen (Toprakli und Seratkuli) die Maſſe der türkiſchen Reiterei, von welcher in gegenwärtigem Aufſatze nicht weiter die Rede ſein wird. — Unter Sultan Urchan entſtanden, im 14. Jahrhundert, gleichzeitig mit den Janitſcharen (ſ. d.) die Spahis, welche die vorzüglichſten Subjecte erhielten. Urchan's Sohn und Nachfolger, Murad I., vollendete das von ſeinem Vater begonnene Werk, führte die bereits gedachte Lehnsreiterei ein, und übertrug ſeinem Feldherrn Timurtaſch die Sorge für die Spahis. Das zweite der regelmäßigen Reitercorps, die Silihdare (Schwertträger, berühmte Reiter, alte Spahis) hatten früher den Rang über das erſte Corps und ſind älter als dieſes. In einer Schlacht gegen die Ungarn, im 16. Jahrhundert waren die Silihdare geworfen; Mohammed III. ließ ihre, hinter ihnen haltenden Knechte (Oglani) angreifen und belohnte die von ihnen bei dieſer Gelegenheit bewieſene Tapferkeit dadurch,

daß er aus ihnen ein neues Corps, mit dem Range vor dem älteren, errichtete. Ersteres, das der Spahis im engern Sinn des Wortes, führt eine rothe Fahne (Bairak) und hat seinen Platz im Lager zur Rechten des großherrlichen Zeltes und der heiligen Fahne (Sandschaki Scherif). Die Silihdars haben eine gelbe Fahne und stehen zur Linken. Beide Corps heißen, wegen ihrer Lagerordnung, Ulifelis vom rechten (linken) Flügel. Das erste Corps auch: neue Spahis oder Spahis Oglani. — Andern Nachrichten zu Folge soll Mohammed II. dem ersten Corps den Vorrang verliehen haben. Die Zahl der S. wird sehr verschieden angegeben, was theils in der Unbestimmtheit des Namens, theils darin seinen Grund haben mag, daß jeder Spahi mehrere Pferde und Knechte (Woinaks) mit sich führte. 1683 vor Wien sollen 50,000, 1716 gegen Eugen von Savoien, 40,000 S. im Felde gestanden haben. In Hammer's des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, findet sich für den Stand des türkischen Heeres, auf die letztere Zeit bis zu Vernichtung der Janitscharen 1826, folgende Angabe:

Infanterie und Artillerie: 124,000 Mann.

Reiterei:

	Spahi	11,000 Mann.	Im weitern Sinne sämmtlich Spahis genannt.
	Silihdare	11,000 =	
besoldete des rechten Flügels		500 =	
= = linken =		500 =	
Fremde = rechten =		500 =	
= = linken =		500 =	

Lehnreiterei u. s. w. 100,000 Mann.

Die 4 letztgenannten regelmäßigen Corps schließen sich den äußern Flügeln der ersten 2 Corps an, die Besoldeten führen eine grüne und eine grün und weiße, die Fremden eine weiß und rothe und eine weiß und gelbe Standarte. Alle 6 Corps zogen sonst nur mit dem Großherrn und der heiligen Fahne ins Feld, zu deren besonderem Schutze sie bestimmt waren. Der Befehlshaber des ersten Corps heißt Sipahilar Agassi und auch die übrigen 5 regelmäßigen Reitercorps stehen unter ihm. Die Silihdare haben die Obliegenheit, auf Märschen den Weg für den Großherrn zu säubern und in Stand zu setzen; zu beiden Seiten desselben alle 2 Stunden kleine Hügel, so wie im Lager dergleichen zu Aufpflanzung der Roßschweife aufzuwerfen. Außerdem haben sie das Recht, die Roßschweife des Großherrn und Großveziers zu tragen, und deren Handpferde zu führen. Die Kleidung der Spahis ist willkürlich, so daß die Corps nur an ihren Fahnen zu erkennen sind. Rothe und braune Kleider kommen am öftersten vor; den Kopf bedeckt ein großer weißer Turban. Die meisten Spahis haben lange rothe Mäntel, über welche sie ihre Säbel gürten. Zu beiden Seiten des Sattels hängen ein Paar lederne Wasserflaschen, eine Tabakflasche ist vorn am Sattel befestigt. Der Hufbeschlag besteht aus einer eisernen, den Huf ganz bedeckenden, dünnen Platte, die nur in der Mitte eine kleine Oeffnung, aber keine Stollen hat. Die so beschlagenen Pferde werden zwar selten lahm, gleiten aber bei Regenwetter und auf schlüpfrigem Boden leicht aus. Die Zäumung ist sehr plump und stark; anstatt der Kinnkette ist eine Stange angebracht; das Pferd wird dadurch sehr mißhandelt, kann aber im stärksten Laufe auf der Stelle angehalten und rasch gewendet werden. Die sehr kurz geschnallten Steigbügel bestehen aus einem länglichen, gevierten, in der Mitte auswärts gebogenen, 1 Fuß langen Stück Messing oder Kupfer, in welchem der ganze Fuß ruhet.

Die 4 ſcharfen und ſpitzigen Enden dienen als Sporen, und jedes türkiſche Pferd trägt die Spuren der dadurch erhaltenen Verletzungen. Die Sättel haben hinten und vorn große Lehnen; die Schabraken, mit vielen Quaſten geziert, hängen beinahe bis zur Erde. In der Bewaffnung ſind die europäiſchen und aſiatiſchen Spahis verſchieden. Erſtere führen lange Schwerter mit ſehr breiten Klingen, Piſtolen und Karabiner; letztere leichte krumme Säbel, Wurfſpieße (Dſchirids), Wurfpfeile, Streitärte, Pfeil und Bogen, ſelten Feuergewehr. Die Lanze iſt wenig in Gebrauch; aber jeder Haufen hat viele Standarten nach ſeiner Farbe, ſo daß man in einem türkiſchen Reitercorps von weitem Lanzenträger zu erblicken glaubt. In den neuern Kriegen, insbeſondere ſeit 1811, ſollen jedoch türkiſche Reiter ſich der Lanzen mit gutem Erfolge bedient haben. Die aſiatiſchen Spahis ſind beſſer beritten, in Führung ihrer Pferde und Waffen gewandter, aber weit weniger tapfer, als die europäiſchen.

In frühern Zeiten waren die Spahis ſehr gefährliche Feinde. Wilde, verwegene Reiter, ſcheuen ſie keine Schwierigkeit des Bodens. Regelmäßige Aufſtellungen und Bewegungen kennen ſie nicht, die zerſtreute Fechtart iſt ihr Element. In dieſer waren ſie ſonſt, und ſind es zum Theil vielleicht noch, der europäiſchen Reiterei überlegen. Dieſe Ueberlegenheit beſteht vorzüglich in der ganz eigenthümlichen Geſchicklichkeit im Gebrauch des Säbels und Wurfſpießes; großer Gewandtheit des Körpers; der Art und Weiſe, wie ſie ihre ſehr guten Pferde zu lenken wiſſen; der außerordentlichen Schnelligkeit ihrer Angriffe, ſo wie der Vertheidigung im Fliehen und des Uebergangs aus demſelben zum Angriffe. Durch Buſchwerk, über die ſteilſten Berge und Felſen brechen die Spahis hervor, keine Unordnung fürchtend, weil ſie die Ordnung nicht kennen. Daher ſind ſie gerade in durchſchnittener Gegend am gefährlichſten. Sie kommen durch Strecken, die man für unzugänglich hält, plötzlich in der Flanke, im Rücken zum Vorſchein; einige Reiter ziehen voraus, ſehen ſich um, dann ſind auf einmal mehrere Hundert da, und wehe der auf ihren Empfang nicht vorbereiteten Truppe. Noch im 18. Jahrhundert glaubte die ruſſiſche und öſtreichiſche Infanterie vor den tollkühnen Angriffen der S. nur hinter ſpaniſchen Reitern, die vor der Front getragen wurden, ſicher zu ſein, und es gibt viele Beiſpiele, wo Bataillone und Regimenter in einem Augenblicke völlig vernichtet worden ſind. Die allgemeine Entartung des türkiſchen Heeres hat auch die Spahis betroffen; nach Hammer war bereits um das Jahr 1770 ihr Anſehen ganz geſunken und man konnte die Mannſchaft zu ihrer Ergänzung nicht zuſammenbringen. In den letzten Feldzügen gegen die Ruſſen, haben ſie indeß noch bei mehreren Gelegenheiten ſich als gefährliche Gegner bewieſen. Prinz von Ligne ſagt von ihnen: „ſie umſchwärmen den Feind, wie die Mücken, ermüden dadurch ihre Pferde, und wenn ſie ihre Sprünge und ihr Jagen 2 Stunden gemacht haben, ſind ſie nicht im Stande, dem ſchwächſten Angriffe zu widerſtehen.“ — Wie alle Türken ſind auch die Spahis nach dem Koran nur zu 3 Angriffen verbunden. Ihr Sold konnte ſonſt von 12 Aſpern (3 Groſchen) täglich bis 99 Aſper ſteigen, während der höchſte Sold eines Janitſcharen nur 39 Aſper betrug. Sie waren angeſehener als dieſe; Sultan Selim I. ſendete einen gemeinen Spahi 1514 an den Dogen von Venedig, mit dem Berichte über einen gegen Sultan Ismail von Perſien erfochtenen Sieg. Janitſcharen und Spahis genoſſen großer Rechte und waren immer geneigt, ſich deren noch mehr anzumaßen. Bei ihren Aufſtänden mußten ihnen oft die Köpfe der angeſehenſten Staatsbeamten zum Opfer gebracht werden. Bei jedem Thron-

wechsel und bei Eröffnung eines Feldzuges, erhielten sie sehr bedeutende Geldgeschenke, welches oft Veranlassung zu Aufständen gab. Gewöhnlich waren sie bei denselben verbunden, doch kommen auch Fälle vor, wo ein Corps durch das andere gebändigt wurde. — Die Spahis stürmten, am 27. Januar 1593, den Divan. — Beide Corps wurden bereits in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter Sultan Mahommed IV., durch den ausgezeichneten Großvezier Köprili (s. d.) vieler ihrer Rechte beraubt, und ihre beiderseitige Entartung mag wohl selbst im Plane der Regierung gelegen haben. Es scheint, daß bei dem letzten Janitscharenaufstande, den 15. Juni 1826, die S. weder für noch gegen die Regierung Theil genommen haben, weil ihrer in keinem der Berichte über dieses Ereigniß gedacht ist. Unmöglich konnte aber Mahmud II. bei Ausführung seines großen Planes ihr Corps bestehen lassen; er beschloß, sie, so wie auch die Lehnsreiterei, in Regimenter auf europäischen Fuß umzubilden. Dieses scheint jedoch größere Schwierigkeiten als bei dem Fußvolke gefunden zu haben; nach den neuesten Nachrichten bestanden 1836 nicht mehr als 4 Garde- und 2 Linienca-vallerieregimenter, zu 6 Schwadronen und 700 Pferden, deren Zustand als sehr schlecht geschildert wird. — Im Mai 1828 soll nach dem russischen Invaliden (Zeitschrift) die Zahl der regelmäßigen Spahis 25,000 M. gewesen sein. Dennoch ist anzunehmen, daß mit den Janitscharen auch die Spahis ihr Dasein in der früheren Bedeutung nach einer Dauer von 450 Jahren beendigt haben. (Vergl. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. — Hammer, des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Verwaltung. — Ciriacy, Versuch einer militairischen Beschreibung des türkischen Reiches. 1824. — Skork, Volk und Reich der Osmanen. 1829. — Plant, türkisches Staatslexicon. 1793.) Z.

Spandau, Festung am rechten Ufer der Havel, gegenüber der Spreemündung, liegt im Regierungsbezirk Potsdam, 4 Meilen von Berlin, hat 6900 Einw. und eine Gewehrfabrik. Die Lage des Orts, in dem im Jahre 1559 sehr waldigen, sumpfigen und wasserreichen Terrain, bestimmte den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, ihn durch Christoph Römer und den Italiener Giromela befestigen zu lassen. Nach dem Historiographen Pauli begab sich der Kurfürst in Person nach Spandau, über dessen erste Gründung man nichts aufgezeichnet findet, und stellte dem dortigen Stadtrathe vor, wie er bisher des Landes Wohl und Frieden erhalten, den Staat vergrößert habe, bei alle dem auf die Zukunft denken müsse, daher den Ort zur Festung umwandeln wolle. Er habe auch bereits die Sache einem geschickten Baumeister übergeben, doch frage es sich, wo die Festungswerke anzulegen wären, und die Schwierigkeiten sich am besten heben ließen, entweder sollte die ganze Stadt befestigt, oder nur ein festes Schloß angelegt werden, und wenn auch viele märkische Städte zur Befestigung bequemer lägen, so müßte man doch dabei auf Wasser und Berge sehen, und die dicken Waldungen nicht außer Acht lassen. Nach einer Uebereinkunft mit dem Stadtrathe wurde jedoch der Ort für zu groß erachtet, um mit hinreichender Kriegsprovision versehen werden zu können, und daher nur das Schloß, auf einer Halbinsel gelegen, zu einer der Hauptfestungen der Mark umgewandelt, jedoch nicht ohne bedeutenden Kostenaufwand. Es bildete ein regelmäßiges Viereck, mit 40 Fuß hohen gemauerten Bollwerken und Wällen, sehr guten Kasematten und Außenwerken, und wenn auch diese Werke mit großer Sorgfalt aufgeführt wurden, so bedurften sie doch schon Joachim's Nachfolgers, Kurfürsten Johann Georg's, mehrfacher Verbesserung durch den berühmten *Baumeister Rochus* Quirin, Grafen von Lynar.

Als Gustav Adolph von Schweden im Jahre 1630 nach Deutschland übersetzte, die Kaiserlichen bis in die Mark verfolgte, Frankfurt a. d. O. eroberte, u. dann nach Berlin kam, zwang er den Kurfürsten Georg Wilhelm in einem den 4. März 1631 abgeschlossenen Vergleich, ihm Spandau einzuräumen, indem die Besatzung auch dem Kurfürsten schwören sollte. Am 6. Mai zogen demnach die Schweden in Spandau ein, und erst im westphälischen Frieden wurde die Festung wieder geräumt. Seit dieser Zeit behielt S. ununterbrochen preußische Besatzung, bis der unglückliche Ausgang des Feldzuges von 1806 gegen Napoleon, die westlichen Provinzen des Staates bis an die Oder in die Hände des Feindes lieferte. So wie viele der Hauptfestungen ohne Kampf die Thore öffneten, that dieß auch Spandau, als an demselben Tage, den 24. Octbr., wo Davoust mit ansehnlicher Reiterei in Berlin einzog, Marschall Lannes, bei Dessau über die Elbe gegangen, vor Spandau erschien, welches in jeder Beziehung schlecht armirt war, und nur eine Besatzung von 600 M. hatte. Auf die erste Aufforderung übergab der Commandant, Oberst von Beneckendorf, den Platz. Im Frieden von Tilsit an Preußen zurückgegeben, wurden in den Jahren 1810 und 1811 die Festungswerke ansehnlich vermehrt und verbessert, jedoch mußte beim Ausbruche des Kriegs gegen Rußland 1812, die Festung französische Truppen als einen Theil der Besatzung aufnehmen, und als die große Armee in Rußland ihren Untergang fand, die siegenden Russen sich der Oder näherten, den Franzosen ganz übergeben und die preußische Besatzung herausgezogen werden. Am 20. Febr. 1813 erschienen die Kosaken unter Tschernitscheff von Landsberg her vor Berlin, hatten einige glückliche Gefechte, worauf die Franzosen, 16,000 M. stark unter Befehl des Vicekönigs von Italien, sich in die Stadt einschlossen, und eine Linie auf dem linken Ufer der Spree von Cöpenick bis Charlottenburg besetzt hielten, dagegen die Kosaken in der Gegend umherschwelften und die Verbindung Spandau's mit Berlin unterbrachen. In der Nacht zum 4. März 1813, verließen die Franzosen Berlin, gaben die Linie an der Spree auf und zogen sich gegen Wittenberg zurück, worauf am 15. März ein Infanterieregiment mit einer schweren Batterie zur Blokade von Spandau entsendet wurde. Am 20. traf eine Verstärkung an Cavalerie und Geschütz unter Generalmajor Helfreich vor Spandau ein, der am 1. April die 2. preußische Brigade der Division des Generallieutenant von Bülow, unter dem Generalmajor von Thümen, folgte, worauf die russ. Infanterie am 2. April nach der Elbe abmarschirte.

Belagerung 1813.

Die französische Besatzung unter dem Generalmajor Baron Bruey bestand aus 3140 M. mit 125 Pferden. Sie zeigte sich zu einer kräftigen Gegenwehr bereit, und war sowohl mit Munition als Proviant und andern Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen, brannte auch schon am 4. März einen Theil der Vorstädte nieder. Das Blokadecorps hatte zu seiner Verbindung bei Pichelswerder eine Brücke über die Havel geschlagen, die jedoch für eine förmliche Belagerung zu entfernt war, weßhalb General Thümen sogleich nördlich der Festung, 5000 Schritt von derselben entfernt, über den Valentins-Werder eine zweite Brücke erbaute, und bei dem Wirthshause, Stere genannt, in der Spree einen großen Prahm aufstellte, um eine Verbindung mit der Jungfernheide und den Posten, die gegen das Hornwerk, den Plan genannt, standen, herbeizuführen. Bei der geringen Stärke des Belagerungscorps war es eine schwierige Aufgabe, die Verbindung der Vorposten zu erhalten, welche durch die Beschaffenheit des Terrains drei Mal,

durch die Havel und Spree und durch den Moraſt zwiſchen Spandau und Falkenhagen, getrennt wurden. Der Umkreis betrug beinahe 3 Meilen, und eine jede Abtheilung hatte zur Unterſtützung der andern eine halbe Meile zu marſchiren. Das Hauptquartier war in Charlottenburg, und hier auch eine Reſerve aufgeſtellt, in Pichelsdorf und den Weinmeiſter-Häuſern ſtanden 2 Comp.; bei Pichelsdorf 1 Comp., hinter Ruhleben 1 Comp., in der Jungfernheide 1 Comp., bei der Hackmeierei 2 Comp. und hinter dem Schüler Bergen 1 Comp. Dieſe verſchiedenen Poſten hatten eine Feldwacht in der Haſenheide, 2 Feldwachen an der Brücke bei Pichelswerder, mehrere Poſten in dem Herzgebüſch, auf dem rechten Ufer der Spree eine Koſakenfeldwache gegen die Berliner Straße, und einen Infanteriepoſten an der Jungfernheide. Im Salzhof war ein Avispoſten, und zum Schutze der Brücke befanden ſich am Valentins-Werder zwei Feldwachen mit 2 Kanonen. Die mit Schießſcharten verſehenen Pulverhäuſer vor dem Brandenburger Thore, wurden mit 2 Infanteriefeldwachen, und die abgebrannten Häuſer an dem Moraſt mit einer Feldwache beſetzt, welche letztere ihre Poſten in den Ruinen der Vorſtadt hatte. Auf dem rechten Ufer der Havel führte der Generalmajor Sagrätzky das Commando; er beſetzte mit ſeiner Reiterei Falkenhagen, Seegefeld und Stocken, ihm ward die Batterie des Oberſtlieutenant von Salzmann beigegeben. Die Feldwachen dieſer Cavalerie ſtanden auf den Straßen nach Falkenhagen, Stocken und Potsdam. — Am 4. April trafen noch 8 12pfündige Geſchütze vor S. ein, allein nichtsdeſtoweniger waren die Mittel noch bei Weitem zu gering, um erhebliche Fortſchritte machen zu können. Am 7. April wurden die Plätze zu den Wurf- und andern Batterien beſtimmt. Der Feind arbeitete an ſeinen Außenwerken, weßhalb in der Nacht zum 9. auf 1200 Schritt vor der Spreeſchanze eine Batterie erbaut wurde, die in der folgenden Nacht ihr Feuer eröffnete. Am 10. leitete der Commandant Unterhandlungen ein, die Stadt zu räumen und ſich nach der Citadelle zurückzuziehen, welche an dieſem Tage abgebrochen, aber am 12. wieder aufgenommen wurden, da die Belagerer die Stadt zu ſchonen wünſchten. Man kam am 13. dahin überein, daß die Beſatzung am 1. Mai die Stadt verlaſſen und ſich nach der Citadelle ziehen, die Stadt aber als ſtreng neutral betrachtet werden ſolle. Obgleich hierdurch die Belagerer den Vortheil hatten, ſich bei ihrer Schwäche mehr gegen die Citadelle vereinigen zu können, in welcher der Feind eng eingeſchloſſen, ſich in einer ſehr nachtheiligen Lage befand, auch nur aus dem Hornwerke nach der Jungfernheide hin ausfallen konnte, ſo verſagte doch der General Graf Witgenſtein dieſer Uebereinkunft ſeine Genehmigung, und befahl dagegen ungeſäumt das Bombardement des Platzes. Es waren am 11. ſechs 50pfündige Mortiere und am 14. viel Munitionsvorräthe eingetroffen, daher man in der Nacht zum 17. drei Batterien, jede zu 2 Mortieren, hinter den Schüler-Bergen auf 1000 Schritt von der Citadelle erbaute und Tags darauf die Citadelle beſchoß. In der Nacht zum 18. erbaute man noch eine Batterie zu 4 10pfündigen Haubizen, zwiſchen den Baſtionen König und Königin zur Enfilirung der Courtine und einen Laufgraben längs dem Herzholze, ohne daß die Feinde dieſe Arbeit ſtörten. Am andern Morgen des 18. begann dieſe Batterie ihr Feuer mit den übrigen, worauf auch bald in der Citadelle an mehreren Orten Feuer ausbrach. Mittags flog in der Sponſchanze ein Pulvermagazin in die Luft, und warf den größten Theil der Baſtion Königin nieder, wodurch eine anſehnliche Breſche entſtand, die von den Belagerern aber nicht ſogleich wegen der vorliegenden Werke entdeckt wurde. Die Beſtür-

zung der Besatzung war um so größer, als das große Magazin abbrannte, und sich unter dem Julusthurm ein Magazin mit 1000 Entr. Pulver befand, welches in der höchsten Gefahr schwebte. In der Nacht zum 19. wurde eine durch einen Laufgraben mit der Haubitzenbatterie verbundene Batterie für 3 russische Einhörner, und auf den Schüler-Bergen eine Batterie für 2 Haubitzen, ohne Störung vom Feinde, erbaut, die ihr Feuer am Morgen begann. Erst an diesem Tage entdeckte man die Bresche der Citadelle, und forderte den Commandanten sogleich zur Uebergabe auf, welcher jedoch keine Antwort ertheilte. Am 20. sahen die Belagerer, daß ein großer Theil des Walles im Graben lag, die beiden Flanken der Bastion Königin, so wie die einzige nach der Stadt führende Brücke, aus der Citadelle gänzlich zerstört, und die Schwimmbäume in der Havel beim Bastion Brandenburg gänzlich abgesprengt waren.

Wenn auch der Feind die sämmtlichen, zwischen Moraſt und durch die Havel und Spree vom Hauptwalle getrennt, liegenden Außenwerke vor der Bresche noch im Besitz hatte, die Belagerer also hieraus noch wenig Nutzen ziehen konnten, so wollte General Thümen, die Muthlosigkeit des Feindes benutzend, dennoch einen Sturm wagen. Die Disposition zum Angriffe war folgende: Die Citadelle wird am 20. April aus allen Batterien ununterbrochen beschossen und am Abend die Mühle an der Verbindungsbrücke mit der Stadt in Brand gesteckt. Das 3. Bat. des 4. ostpreuß. Regiments unternimmt den Sturm auf die Citadelle und schifft sich auf 6 Kähnen am Holzhof ein. Während die Scharfschützen nach dem Glacis übersetzen und den gedeckten Weg beschießen, geht das Bat. durch die gesprengten Schwimmbäume am Bastion Brandenburg bis zur rechten Face desselben, ersteigt die Berme, die durch die zerstörte Flanke nicht mehr vertheidigt werden kann, und gewinnt auf diesem Wege die Bresche. Das 1 Bat. des 4. ostpreuß. Regiments hat dagegen das palliſadirte Hornwerk vor dem Plan anzugreifen, während Scharfschützen auf 3 Kähnen von Pichelsdorf aus die Havel hinauffahren und die Schanze an der Vorstadt Stressow im Rücken nehmen, dagegen 2 Comp. auf der Straße von Ruhleben her sie in Front angriffen. Ein Scheinangriff wird gegen das Thor unternommen. Die Colonnen nähern sich, mit Sturmgeräthschaft gut versehen, nach Sonnenuntergang der Festung bis auf Kanonenschußweite. Um 10 Uhr beginnt der Angriff. Trotz der umsichtigsten Maßregeln, wurde das Unternehmen nicht glücklich ausgeführt, denn die großen Kähne trafen erst in der Nacht um 2 Uhr an dem Einschließungsplatze ein, so daß die erste und dritte Colonne nicht zum Angriff kommen konnte. Bei der 2. Colonne verfehlten die Scharfschützen den rechten Weg, geriethen in den Moraſt, wurden vom Feinde entdeckt und sehr heftig beschossen, so daß sie umkehren mußten. Der Verlust der Belagerer war jedoch nur 10 Todte und 40 Verwundete, allein durch das Bewerfen der Mühle waren trotz aller Vorsicht 3 Bomben in die Stadt gefallen, und 60 Häuser in Brand gesteckt worden. Der französische Commandant war indeß nicht geneigt, einen Sturm auf die geöffnete Citadelle abzuwarten, und verlangte am 21. April zu capituliren, worauf, in Folge der abgeschlossenen Verhandlungen, am 26. die Preußen die Außenwerke besetzten, die Franzosen, 244 Officiere und 2985 M. stark ohne Bajonette ausrückten, und durch das erste Bat. des 4. ostpreuß. Reg. und durch die russ. Uhlanen bis zur Elbe escortirt wurden, während 10 Officiere und 489 M. als krank und verwundet in der Festung zurückblieben. Man fand in der Festung 115 Geschütze, 549 Ctr. Pulver, 5400 Gewehre, 985 Pistolen, sehr viel Eisenmunition und Lebens-

mittel aller Art. Das Belagerungscorps, welches im Ganzen nur einen Officier, 18 M. Todte und 40 M. Verwundete hatte, ging den 29. April nach der Elbe zur Vereinigung mit dem Bülowſchen Corps. — (Vergl. Der Krieg in Deutſchland und Frankreich 1813 und 1814 von C. von Plotho. Brandenburgiſche Jahrbücher.) 27.

Spaniſche Befeſtigungsmanier, auch wohl altſpaniſche Befeſtigung genannt, war nichts anderes als die im 16. Jahrhunderte aus Italien mit einigen Modificationen nach Spanien verpflanzte italieniſche Befeſtigung (ſ. d.). P.

Spaniſche Reiter, frieſiſche Reiter, ſcheinen ihren Urſprung in den Niederlanden gefunden zu haben. Sie beſtehen aus einem etwa 12 Fuß langen, 6—9 Zoll ins Gevierte ſtarken Balken, den Leib, durch welchen kreuzweis an beiden Seiten zugeſpitzte Latten, die Federn, geſteckt ſind, welche ſo nahe an einander ſtehen müſſen — etwa 6—8 Zoll entfernt — daß Niemand zwiſchen ſie durchkriechen kann. Am beſten ſind dieſe Federn aus hartem Holze, von 2—3 Zoll Quadratſtärke anzufertigen. Sie erhalten eine Länge von 7—9 Fuß, wodurch ſie aufgeſtellt ungefähr 6 Fuß Höhe haben, und das Ueberſpringen unmöglich machen. Können die Spitzen mit eiſernen Schuhen verſehen werden, ſo iſt es beſſer, als wenn die Federn blos zugeſpitzt ſind. Um mehrere ſolche ſpaniſche Reiter mit einander verbinden zu können, erhalten die Balken an dem einen Ende einen Ring, an dem andern eine Kette mit Haken. Da dieſes Hinderniß das feindliche Geſchützfeuer ſehr zu beſorgen hat, ſo erheiſcht ihre Anwendung ſtets hinlängliche Sicherſtellung gegen daſſelbe. Sie werden deßhalb gegenwärtig hauptſächlich als Verſchlußmittel von Eingängen, wie Gaſſen, Brücken, Schanzeingängen und dergleichen, verwendet. Zu dieſem Zwecke wird die eine Reihe der Federn gewöhnlich lothrecht, die andere aber horizontal ſtehend, angebracht, wo dann aber die letztern nur an der äußern Seite befindlich ſind, damit die Vertheidiger im Erforderungsfalle ganz an den Leib des ſpaniſchen Reiters herantreten können. Dabei werden ſie entweder ſo eingerichtet, daß ſie an einem Ende um einen Zapfen, am andern Ende aber auf einem daran befeſtigten Rade drehbar ſind, oder man richtet ſie auch ſo ein, daß ſie wie ein Schlagbaum auf und nieder gelaſſen werden können. Außerdem können ſie aber auch an anderen Stellen, wo kein Geſchützfeuer ſie erreichen kann, als Hinderniß dienen, wie z. B. zur Schließung der Kehlen von Werken, auf felſigem Boden, wo andere Hinderniſſe nicht angewendet werden können, an zu ſeichten Stellen von Gewäſſern, in Schluchten ꝛc. Als Hindernißmittel in Gräben, wenn ſie nicht als bloßes Verſchlußmittel dienen, ſtehen ſie meiſt anderen Hinderniſſen nach. Ihre künſtliche und zeitraubende Anfertigung, verhindert bei Feldbefeſtigungen meiſt deren Anwendung, daher ſie jetzt nur bei proviſoriſchen Befeſtigungen und in Feſtungen gebraucht werden, während in früherer Zeit ſie auch als ein vorzügliches Hindernißmittel für Feldbefeſtigungen empfohlen wurden. P.

Sparr, Otto Chriſtoph, Freiherr von, röm. kaiſ. und kurbrandenburgiſcher G.F.M., deſſen Familie aus Dänemark ſtammte, war den 13. Nov. 1593 geb. und trat ſehr jung in kaiſ. Kriegsdienſte. In der Schlacht bei Lützen befehligte er bereits als Oberſter und wurde 1638 zum Commandanten zu Landsberg an der Warte ernannt. Nach Beendigung des 30jährigen Krieges trat er 1649 in brandenburgiſche Dienſte, erhielt die Beſtallung als Generalmajor, Kriegsrath, Gouverneur von Calberg

und Obercommandant aller, sowohl in Hinterpommern als in den Stiftern Halberstadt und Minden und den Grafschaften Mark und Ravensberg gelegenen Festungen und als Chef eines Infanterieregiments zu Colberg. S. beschäftigte sich jetzt vorzugsweise mit Befestigung der vorzüglichsten Plätze in den westphälischen Provinzen, ward im Octbr. 1651 von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit einem Truppencorps, zur Unterstützung der von dem Kurfürsten zu Pfalz-Neuburg bedrängten Protestanten in das Herzogthum Bergen gesandt, bemächtigte sich einiger Plätze, mußte aber auf kaiserlichen Befehl das Land bald wieder räumen. Bei Ausbruch des Krieges mit Schweden 1655, erhielt S. den Oberbefehl über das 26,800 M. starke Heer, brach den 21. Aug. mit demselben von Küstrin auf und marschirte durch Hinterpommern nach Preußen, um dort die Bewegungen der Schweden zu beobachten. Da indessen der Kurfürst 1656 mit dem Könige von Schweden Karl Gustav ein Bündniß gegen Polen schloß, mußte S. nach diesem Lande aufbrechen und hatte großen Antheil an dem Siege bei Warschau, ein Sieg, welcher seinem Monarchen durch den noch im Octbr. desselben Jahres zu Labiau geschlossenen Vertrag, die unabhängige Herrschaft über das Herzogthum Preußen einbrachte. Den 4. Nov. 1656 übertrug ihm der Kurfürst das Obercommando über die ganze brandenburgische Armee; im darauf folgenden Jahre bestand S. noch mehrere glückliche Gefechte gegen die Polen, wurde im Juni 1657 zum Generalfeldmarschall ernannt und kehrte nach dem Friedensvertrage zu Welau (d. 19. Sept.) mit der Armee von dem Kriegsschauplatze zurück. 1658 befehligte S. unter dem Kurfürsten die Armee, welche im Herzogthum Holstein einrückte, um den König von Dänemark gegen Schweden zu unterstützen, nahm Theil an allen Gefechten dieses Feldzuges und eroberte 1659 nach einer kurzen Belagerung die Festung Demnin. Am Schlusse desselben Jahres wurde er nach Berlin berufen, um bei Befestigung der Residenzstadt thätig zu sein und lieferte die ersten Entwürfe dazu. Im Monat Aug. 1662 übertrug ihm der Kurfürst, während seiner Abwesenheit in Preußen, den Oberbefehl in allen Kriegsangelegenheiten, sowohl in den Kurlanden, als auch im Herzogthum Pommern und Fürstenthum Halberstadt. Im Jahr 1663 sandte der Kurfürst dem Kaiser Leopold ein Hilfscorps gegen die Türken und überließ ihm auf sein Ansuchen den G.F.M. S. zur Dienstleistung; er zeichnete sich besonders in der Schlacht bei St. Gotthard aus (d. 3. Aug. 1661), bei welcher Gelegenheit ihm zu Ehren eine Gedächtnißmünze geschlagen wurde. Im Monat Mai 1665 erhielt S. noch den Oberbefehl über ein Executionsheer gegen Magdeburg, wobei jedoch nichts Erhebliches vorfiel, da die Magdeburger sich unterwarfen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte S. in gänzlicher Zurückgezogenheit zu und starb am 9. Mai 1668. — (Vergl. Biographisches Lexicon aller Helden und Militairpersonen welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 4r Theil. Berlin 1791.) Gtz.

Spartacus, Anführer der Sclaven im Jahre der Stadt Rom 680 bis 682, war ein Thracier von nomadischer Abkunft, der nicht nur kühnen Muth und große Leibesstärke besaß, sondern sich auch durch Einsicht und Sanftheit weit über seinen Stand erhob. Als Kriegsgefangener nach Rom gebracht, wurde er hier als Leibeigner verkauft, entfloh, ward Soldat, entwich jedoch abermals, aus Furcht von seinem ersten Gebieter entdeckt zu werden, erhielt sich hierauf eine Zeit lang vom Straßenraube und gerieth endlich in die Fechtschule eines gewissen Lentulus Batiatus zu Capua.

Die harte Behandlung, welche er hier erlitt, bewog ihn nebst 200 seiner Kameraden einen Plan zur Flucht zu entwerfen. Inzwischen gelang es nur 78 Fechtern, S. an der Spitze, aus Capua zu entkommen. Ein günstiges Ungefähr ließ ihnen vor der Stadt einige Wagen mit Fechterwaffen beladen treffen, diese plünderten sie und bewehrten sich damit. Eine ihnen nachgesandte Truppe schlugen sie zurück. Nach diesem ersten glücklichen Erfolge wuchs der Haufe bis zu 200 Köpfen an und durchstrich verheerend das Land; aber S. zeigte bald, daß mehr als ein Räuberhauptmann in ihm verborgen liege. Er erfuhr, daß der Prätor Claudius mit 3000 M. gegen ihn gesendet würde und mit Zuversicht schließend, daß dieser zweite Angriff ernstlicher als der erste sein dürfte, war er vorzugsweise auf die Wahl eines vortheilhaften Postens bedacht. Er lagerte sich zu diesem Endzwecke auf einem Berge (nach mehreren ältern Schriftstellern auf dem Vesuv), welcher nur einen einzigen sehr schmalen und beschwerlichen Zugang hatte, und oben mit wilden Weinstöcken bewachsen war. Der Prätor hielt es nicht für rathsam, Leute von so entschiedener Verwegenheit bis in ihren letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, er begnügte sich den Fuß des Berges zu umzingeln und den einzigen zugänglichen Pfad zu beobachten. S., welcher die Sorglosigkeit des Prätors wahrnahm, ließ Weinreben sammeln, aus diesen Stricke flechten und bewerkstelligte mittelst dieser das Herabsteigen an einem unbewachten Orte. Am Fuße des Berges angelangt, sammelte S. seine Truppe und überfiel das römische Lager. Was nicht getödtet ward, ergriff die Flucht, und Lager, Gepäck, Waffen, alles fiel in die Hände der Angreifenden. Nach diesem Ereigniß erhielt S. einen großen Zulauf durch Landleute, Hirten und entlaufene Sclaven, so daß er bald 10,000 M. unter seinen Befehlen sah, für deren Organisirung und Bewaffnung er nun durch die erfinderischesten Mittel auf das Thätigste sorgte. Vor Allem war er für einen Waffenplatz als Stützpunct seiner ferneren Unternehmungen bedacht und beschloß deßhalb einen Ueberfall auf Capua, der inzwischen mißlang, worauf er sich gegen Nola wendete und diese Stadt auch, durch Einverständniß der dortigen Sclaven, nach einem kurzen Kampfe eroberte. Erst jetzt erkannte man in Rom die drohende Gefahr und sandte ein Corps von 10,000 M. zur Unterdrückung des Aufstandes ab. S., der wohl erkannte, daß er mit seinen undisciplinirten Horden noch keinen regelmäßigen Widerstand leisten könne, zog sich in die Gebirge Lucaniens zurück, war aber auf dem Rückzuge rastlos bemüht, seinen Gegner durch ununterbrochene Angriffe zu ermüden und zu schwächen, so wie seine Truppe durch solche kleine Gefechte an den Krieg zu gewöhnen. Nachdem er aber mehrere Erfolge erkämpft, griff er die römischen Legionen plötzlich im offenen Felde an und erfocht einen vollständigen Sieg. Nach diesem Feldzuge sah sich S. bereits an der Spitze von 70,000 M. Er beschloß nun im nächsten Frühjahre Italien, bevor es sich noch von seinem ersten Schrecken erholt, zu durchziehen, alles, was sich ihm entgegenstelle, zu schlagen, die Alpen zu übersteigen, dann seine Krieger zu entlassen und sich mit dem Bewußtsein zu begnügen, daß er das stolze Rom gedemüthigt und viele Tausende der Leibeigenschaft entzogen habe. Anders aber dachten seine Scharen, die sich nach den bisher erfochtenen Siegen für unüberwindlich hielten, Italien bereits als ihr erobertes Reich und Rom als eine leichte Beute des nächsten Feldzugs ansahen. Sie begehrten ungestüm gegen das Capitol geführt zu werden. In Rom wurden inzwischen die kräftigsten Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes ergriffen und zwei Consuln mit ansehnlichen Heeren dazu verwendet. In Folge von Uneinigkeiten, welche bei den Empörern ausgebrochen waren,

trennten sich diese, und während S. an der Spitze von 40,000 M. am Fuße der Apenninen dem Feinde entgegen zog, überschwemmte ein gewisser Crixus, den man zum Anführer gewählt, mit 30,000 Galliern und Germanen Apulien. Letzterer erlitt bald eine Niederlage und kam selbst ums Leben. S. war indessen bis an die Grenzen Etruriens vorgerückt, wurde hier von beiden Consuln zur Schlacht genöthigt und erfocht einen vollständigen Sieg. In Rom war die Bestürzung über diese Unfälle groß; die Consuln wurden ihrer Aemter entsetzt und der Prätor Arius beauftragt, ein neues Heer zu bilden. Während dessen verfolgte S. seine Siege, schlug 2 sich ihm entgegenstellende Corps an den Ausgängen der Alpen und brach mit 120,000 M. gegen Rom auf. Im Picentinischen Gebiete stellten sich ihm die Consuln abermals entgegen; es kam hier zu einer zweiten großen Schlacht und zu einer abermaligen Niederlage der Römer. Doch plötzlich änderte S. seinen Plan, wandte sich nach Unteritalien und bezog auf den Anhöhen von Thurium (heut zu Tage Terra nova in Calabrien) ein Lager, eroberte die Stadt und verweilte hier längere Zeit, um sein immer anwachsendes Heer zu organisiren und disciplíniren. Gleichzeitig bot er alles auf, um den Geist der Eintracht unter seine Anhänger zu bringen; ließ deßhalb seine Truppen stets gerüstet und unter freiem Himmel campiren, gab ihnen durch kleine Streifereien Beschäftigung und schlug mehrere kleine Angriffe der Römer mit immer gleichbleibendem Glück ab. Indessen rüstete auch Rom ein neues Heer aus, an dessen Spitze Crassus trat. An der Grenze des Picentinischen Gebiets angekommen, sandte dieser seinen Legaten Mummius mit zwei Legionen voran, um den Feind durch Hin- und Hermärsche zu ermüden; derselbe ließ sich jedoch zu einem Gefechte verleiten und ward vollkommen geschlagen. Crassus bestrafte die Feigen und Ungehorsamen mit beispielloser Strenge, suchte vor Allem den gesunkenen Muth und die Kriegszucht wieder herzustellen und zog dann mit seinem ganzen Heere den Empörern entgegen. S. vermied jedes Zusammentreffen mit seinem gefürchteten Gegner, und wich bis an die äußerste, südlichste Spitze Italiens zurück. Crassus folgte ihm mit Vorsicht und beschloß endlich die Erdenge, auf welcher S. lagerte, durch eine Mauer zu sperren. Dieses Riesenwerk, welches 7½ deutsche Meilen lang und mit einem 15 Fuß breiten Graben versehen war, schritt rasch vorwärts, und S. sah wohl ein, daß nach dessen Vollendung sein Untergang gewiß sei. Er unternahm deßhalb mehrere Angriffe, um sich durchzuschlagen, wurde aber jedesmal zurückgewiesen, bis es ihm endlich in einer finstern, stürmischen Nacht gelang, durchzubrechen. Ganz Italien gerieth in Schrecken, als man hörte, daß sich der kühne Fechter einen Weg gebahnt habe, und Crassus, welcher fürchtete, er möchte direct nach Rom marschiren, verlangte, man solle Truppen aus Spanien und Thracien zur Hilfe beordern. Indessen brach im Heer des S. abermals Uneinigkeit aus. Die Gallier trennten sich von demselben und Crassus würde diese vernichtet haben, wenn S. ihnen nicht zu Hilfe geeilt wäre. Allein sie entgingen ihrem Verderben in einem spätern Treffen nicht, und wurden von den römischen Legionen fast ganz aufgerieben. Nach der Niederlage der Gallier wandte sich S. nach Bruttien in Unteritalien, schlug daselbst ein ihm nachgesandtes römisches Heer aufs Haupt und wurde von seinen, durch diesen Sieg übermüthig gewordenen, Soldaten gezwungen, nach Lucanien dem Crassus entgegen zu ziehen. Eben dieß hatte der römische Feldherr sehnlichst gewünscht, da er Nachricht bekommen, daß Pompejus ihm zu Hilfe kam und er die Ehre jenes Sieges für sich haben wollte. Aber auch S. suchte unter solchen Umständen die Schlacht, machte zwar vorher noch Vergleichsvorschläge

und schritt, als diese nicht angenommen wurden, sofort zum Angriff seines Gegners, der unweit des Flusses Silaris lagerte. Sein Heer zählte gegen 40,000 M. S. ging demselben an diesem Tage mit einer beispiellosen Tapferkeit voran, und es ist zweifelhaft, welchen Ausgang die Schlacht genommen haben würde, wenn nicht S. im entscheidenden Augenblicke, von einem Speer in die Seite getroffen, todt niedergesunken wäre. Mit seinem Falle war das Schicksal der Schlacht entschieden. Nie hatte sich die Kraft vieler Tausende so ganz auf einen einzigen Mann gegründet; nie hatte ein zahlreiches Heer so vollkommen einem menschlichen Körper geglichen, dessen Glieder sofort leblos zu Boden sinken, wenn das Haupt durch einen tödtlichen Streich getroffen wird. Die Zahl der Erschlagenen war so groß, daß sie nicht einmal gezählt wurden, doch mochten sie gegen 30,000 M. betragen; viele entflohen in die Gebirge und alle diejenigen, welche lebend in die Hände des Crassus fielen (ihre Zahl soll 6000 betragen haben), wurden auf der Straße von Rom nach Capua ans Kreuz geschlagen. Der letzte Rest der Flüchtlinge von dem Heere des S. sammelte sich, gegen 5000 M. stark, unter einem Fechter Namens Publipor, wurde aber bei seinem Versuche, über den Apennin zu gehen, von Pompejus völlig vernichtet, daher dieser auch an den Senat schrieb: „Crassus habe zwar die aufrührerischen Sclaven in einer Feldschlacht besiegt, er selbst aber die Wurzel des Kriegs ausgerottet." (Vergl. Plutarch, Leben des Crassus. — Appians, römische Bürgerkriege. Cap. 116—120. — Florus. III, 20. — Spartacus, von A. G. Meißner.) Gtz.

Specifische Schwere, ist das Verhältniß der Schwere eines Körpers zur Schwere eines andern Körpers. Man sagt deßhalb, ein Körper ist specifisch schwerer als ein anderer, wenn er bei derselben Größe mehr Gewicht als der andere hat. Ein Kubikzoll Gold ist z. B. schwerer als ein Kubikzoll Eisen, folglich Gold specifisch schwerer als Eisen.

M. S.

Speyerbach, Flüßchen im baierischen Rheinkreise, an dessen Mündung in den Rhein die Hauptstadt des Kreises Speyer liegt.

Schlacht am 15. November 1703.

Seit 1702 kämpfte Ludwig XIV. von Frankreich vereint mit Baiern, der Schweiz und dem Herzog von Mantua im spanischen Erbfolgekriege gegen den Kaiser Leopold, das deutsche Reich, England und die Niederlande. Zu Anfange des Feldzuges von 1703 ging der Marschall Villars über den Rhein, eroberte Kehl, rückte in das Kitzingerthal, vereinigte sich bei Duttingen mit 3000 Baiern, drang in Tyrol ein, und eroberte Kuffstein, Rothenburg, Insbruck und die Ehrenberger Klause, wurde jedoch am weitern Vordringen durch die Tyroler Bauern gehindert, welche ihn, in Verbindung mit dem kaiserlichen General Guttenstein auf dem Brenner mit starkem Verluste zurücktrieben und zur Räumung Tyrols zwangen. Indessen wurden die Kaiserlichen bald darauf unter la Tour am 31. Aug. geschlagen. Am 6. Sept. nahm der Herzog von Burgund Breisach nach 13tägiger Einschließung durch Capitulation, und am 20. Sept. wurde der kaiserliche General Styrum bei Hochstädt geschlagen, so daß er sich mit großem Verluste nach Nördlingen zurückziehen mußte und die Kaiserlichen aus der Oberpfalz zurückgedrängt wurden. — Marschall Tallard ging Anfangs October bei Kehl über den Rhein, rückte nach mehreren Verstärkungen über Hagenau vor Landau, eröffnete die Laufgräben und beschoß die Festung vom 19. Octbr. an mit 120 Kanonen und 60 Mörsern. Während die Besatzung sich tapfer vertheidigte, suchten die Kaiserlichen diesen wichtigen Platz zu entsetzen,

weßhalb der Graf von Naſſau-Weilburg mit oberrheiniſchen Truppen gegen Mühlheim vorrückte, der General Vehlen ſich mit einem kleinen Corps bei Frankenthal ſetzte und ein holländiſches Hilfscorps unter dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel in Eilmärſchen über die Moſel zur Unterſtützung heranzog. Am 11. Nov. kam der Prinz mit ſeinem Corps nach Altzey, und vereinigte ſich am 13. zu Speyer mit dem Grafen von Naſſau, um nach einem abgehaltenen Ruhetage die Franzoſen in ihren Linien anzugreifen. — Nach den eingezogenen Nachrichten glaubten die Kaiſerlichen den Feind in ſeinem Lager vor Landau ganz ſicher, ſelbſt noch nicht mit ſeinen erwarteten Verſtärkungen vereinigt, und blieben daher am 15. ſtehen, um den Namenstag des Kaiſers zu feiern. Die Franzoſen hatten jedoch von dem Anmarſch dieſes Entſatzes frühzeitig Kunde erhalten, auch ſchon die erwarteten Verſtärkungen herangezogen, und brachen in der Nacht zum 15. Nov. aus ihren Linien auf, die Kaiſerlichen anzugreifen. Zum höchſten Erſtaunen erfuhren die Kaiſerlichen am Morgen durch zwei Ueberläufer den Anmarſch des Feindes, worauf der Herzog von Naſſau mit dem Prinzen von Heſſen-Caſſel ſich in einer Poſition am Speyerbach zum Gefecht vorzubereiten ſuchte, obſchon die Artillerie noch nicht eingetroffen und erſt bei Speyer war. Der Prinz von Heſſen-Caſſel befehligte den rechten Flügel, und während er bemüht war, die rechte Flanke durch eine vortheilhafte Stellung zu decken, ging der Herzog von Naſſau mit dem Regiment Erbprinz von Heſſen zum Angriff über, ohne die augenblickliche Lage des rechten Flügels zu berückſichtigen. Deſſenungeachtet war dieſer Angriff glücklich, indem die Franzoſen zurückwichen und einige Kanonen verloren. Allein bald ſetzten ſie ſich wieder und gingen nun ihrerſeits mit der Reiterei, der Gensdarmerie und den Dragonern ſelbſt zum Angriff über, warfen den linken Flügel der Kaiſerlichen zurück, trennten ihn dadurch von dem rechten und drängten ihn auf die rückwärts ſtehende Reiterei, wodurch dieſe in Unordnung gebracht, in der allgemeinen Verwirrung mit fortgeriſſen wurde. Die Franzoſen ſendeten nur wenige Truppen zur Verfolgung der Fliehenden nach und griffen mit vereinten Kräften den rechten Flügel der Kaiſerlichen, der noch in guter Ordnung ſtand, an. Von beiden Seiten rückte die Infanterie zum Angriff vor, und auf Piſtolenſchußweite gaben die Kaiſerlichen ihr Feuer ab, worauf jedoch die Franzoſen, ohne es zu erwiedern, mit dem Bajonet in die Kaiſerlichen einbrachen. Es entſpann ſich ein wüthender Kampf, da die Kaiſerlichen die tapferſte Gegenwehr leiſteten, und trotz des überlegenen Angriffs in Front und Flanken nicht weichen wollten. Sie wurden größtentheils niedergemacht. Die in Reſerve ſtehende Reiterei blieb hierbei müßiger Zuſchauer; doch hatten die Franzoſen ihren Sieg ſo theuer erkauft, daß ſie keine weitern Angriffe auf dieſe Reiterei wagten, und ſie unangefochten abziehen ließen, um den Rückzug der Kaiſerlichen, der nur in der höchſten Verwirrung ausgeführt werden konnte, zu decken. Die kaiſerliche Infanterie hatte in dieſem blutigen Gefechte eine völlige Niederlage erlitten, und von dem ganzen Corps waren an 5000 M. geblieben, worunter ſich ein Prinz von Heſſen-Homburg und die Generale von Tettau, von Hochkirchen, mehrere Oberſte und andere höhere Officiere befanden. Die Franzoſen machten 4000 Gefangene, eroberten 28 Fahnen, 33 Eſtandarten und einen großen Theil der kaiſerlichen Artillerie, welche während des Gefechts eingetroffen war, aber nur wenig geleiſtet hatte. Der Verluſt der Franzoſen war bei weitem geringer, indem ſie nur 800 Todte und 1000 Verwundete zählten. Da nach dieſem unglücklichen Gefechte die Beſatzung von Landau auf keinen weitern Entſatz rechnen konnte, übergab ſie die Feſtung und er-

hielt freien Abzug nach Philippsburg, womit der Feldzug für dieses Jahr endete und die Armeen in die Winterquartiere rückten. — (Vergl. Feldzüge des Prinzen Ludwig von Baden vom Prinzen de Ligne. — Medailles de Louis XIV.) 27.

Sphäre: Man unterscheidet in der mathematischen Geographie dreierlei Sphären: Eine gerade Sphäre, auf welcher die Bewohner unter dem Aequator leben. Sie haben Zenith und Nadir im Aequator und ihr Horizont geht durch beide Pole, d. h. er ist ein Meridian. Sonach gehen ihnen Sonne und Sterne ganz gerade auf, da alle Parallelkreise auf ihrem Horizont senkrecht stehen. Eine parallele Sphäre hätten diejenigen Menschen, welche unter den Polen lebten, denn hier wäre der Aequator ihr Horizont und es bewegen sich Sonne und Sterne parallel mit diesen. Auf einer schiefen Sphäre leben außer den genannten alle Bewohner der Erde. — Hieraus folgt, daß die Bewohner der geraden Sphäre alle Sterne nach und nach sehen, daß die Bewohner einer parallelen Sphäre nur die Hälfte der Sterne sehen, die ihnen aber niemals untergehen und daß die Bewohner der schiefen S. nur einen Pol sehen und nur einen Theil der Sterne, die ihnen aber alle in schiefer Richtung auf- und untergehen.

Sphärische Trigonometrie ist die Wissenschaft, aus drei gegebenen Stücken (Winkel oder Seiten) eines Kugeldreiecks die übrigen Stücke zu finden. Man hat es auch hier mit recht- und schiefwinkligen Dreiecken zu thun, nur mit dem Unterschied, daß ein sphärisches Dreieck mehr als einen rechten, sogar drei rechte Winkel, und selbst zwei rechte und einen stumpfen, und selbst drei stumpfe Winkel haben kann, was bei einem geradwinkligen Dreieck unmöglich ist. — Sphäroid ist ein Körper, der entsteht, wenn sich eine andere in sich selbst zurückkehrende Linie als ein Kreis, z. B. eine Ellipse um ihre Achse, herumdreht. Wir betrachten die Erde als ein Sphäroid, denn sie ist eine Kugel, die an beiden Polen etwas eingedrückt ist, was man die Abplattung nennt. M. S.

Spickpfählchen, Verpfählung, sind 1—2 Zoll starke, 3—4 Fuß lange, zugespitzte Pfähle. Sie geben ein, vorzüglich bei Feldbefestigungen, sehr anwendbares Annäherungshinderniß ab, wenn man sie fest in die Erde und en échec so dicht an einander schlägt, daß man die Füße nicht zwischen sie setzen kann. Dabei hat man aber auch darauf zu sehen, daß sie nicht in gleicher Höhe aus der Erde vorstehen, weil sich sonst leicht über sie von Bretern, Hurten und dergleichen ein Uebergang bilden läßt. Sollen sie, auf einem freien Platze angebracht, nicht übersprungen werden können, so müssen sie eine 8—12 Fuß breite Anlage erhalten. Am besten ist es, sie schon zugespitzt einzuschlagen, wozu man sich dann eines die Spitze sichernden, durchlöcherten Klotzes mit Stiel bedient, der beim Eintreiben mit dem Schlägel auf die Spitze des Pfahles aufgesetzt wird. — Dergleichen Verpfählungen können angewendet werden: 1) Vor Verschanzungsgräben 15—20 Schritt vom Grabenrande oder am Fuße des Glacis. Da sie bei einer solchen Anordnung ganz frei stehen und dem feindlichen rasirenden Schusse exponirt bleiben, und weil auch der Feind ohne weiteres an sie heran kann, so sind sie, auf diese Weise verwendet, leichter zu öffnen; als wenn sie dem feindlichen Auge entzogen sind, und der Feind nicht unmittelbar an sie heran kann. Deßhalb werden sie vortheilhafter 2) in spitzzulaufenden Vorgräben (s. d.) angebracht, um die flache Escarpenböschung damit zu bespicken. Sie sind dort allein, oder auch in Verbindung *mit andern passenden* Hindernissen, eine gute Gegenwehr für

weßhalb der Graf von Naſſau-Weilburg mit oberrheiniſchen Truppen gegen Mühlheim vorrückte, der General Vehlen ſich mit einem kleinen Corps bei Frankenthal ſetzte und ein holländiſches Hilfscorps unter dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel in Eilmärſchen über die Moſel zur Unterſtützung heranzog. Am 11. Nov. kam der Prinz mit ſeinem Corps nach Altzey, und vereinigte ſich am 13. zu Speyer mit dem Grafen von Naſſau, um nach einem abgehaltenen Ruhetage die Franzoſen in ihren Linien anzugreifen. — Nach den eingezogenen Nachrichten glaubten die Kaiſerlichen den Feind in ſeinem Lager vor Landau ganz ſicher, ſelbſt noch nicht mit ſeinen erwarteten Verſtärkungen vereinigt, und blieben daher am 15. ſtehen, um den Namenstag des Kaiſers zu feiern. Die Franzoſen hatten jedoch von dem Anmarſch dieſes Entſatzes frühzeitig Kunde erhalten, auch ſchon die erwarteten Verſtärkungen herangezogen, und brachen in der Nacht zum 15. Nov. aus ihren Linien auf, die Kaiſerlichen anzugreifen. Zum höchſten Erſtaunen erfuhren die Kaiſerlichen am Morgen durch zwei Ueberläufer den Anmarſch des Feindes, worauf der Herzog von Naſſau mit dem Prinzen von Heſſen-Caſſel ſich in einer Poſition am Speyerbach zum Gefecht vorzubereiten ſuchte, obſchon die Artillerie noch nicht eingetroffen und erſt bei Speyer war. Der Prinz von Heſſen-Caſſel befehligte den rechten Flügel, und während er bemüht war, die rechte Flanke durch eine vortheilhafte Stellung zu decken, ging der Herzog von Naſſau mit dem Regiment Erbprinz von Heſſen zum Angriff über, ohne die augenblickliche Lage des rechten Flügels zu berückſichtigen. Deſſenungeachtet war dieſer Angriff glücklich, indem die Franzoſen zurückwichen und einige Kanonen verloren. Allein bald ſetzten ſie ſich wieder und gingen nun ihrerſeits mit der Reiterei, der Gendarmerie und den Dragonern ſelbſt zum Angriff über, warfen den linken Flügel der Kaiſerlichen zurück, trennten ihn dadurch von dem rechten und drängten ihn auf die rückwärts ſtehende Reiterei, wodurch dieſe in Unordnung gebracht, in der allgemeinen Verwirrung mit fortgeriſſen wurde. Die Franzoſen ſendeten nur wenige Truppen zur Verfolgung der Fliehenden nach und griffen mit vereinten Kräften den rechten Flügel der Kaiſerlichen, der noch in guter Ordnung ſtand, an. Von beiden Seiten rückte die Infanterie zum Angriff vor, und auf Piſtolenſchußweite gaben die Kaiſerlichen ihr Feuer ab, worauf jedoch die Franzoſen, ohne es zu erwiedern, mit dem Bajonet in die Kaiſerlichen einbrachen. Es entſpann ſich ein wüthender Kampf, da die Kaiſerlichen die tapferſte Gegenwehr leiſteten, und trotz des überlegenen Angriffs in Front und Flanken nicht weichen wollten. Sie wurden größtentheils niedergemacht. Die in Reſerve ſtehende Reiterei blieb hierbei müßiger Zuſchauer; doch hatten die Franzoſen ihren Sieg ſo theuer erkauft, daß ſie keine weitern Angriffe auf dieſe Reiterei wagten, und ſie unangefochten abziehen ließen, um den Rückzug der Kaiſerlichen, der nur in der höchſten Verwirrung ausgeführt werden konnte, zu decken. Die kaiſerliche Infanterie hatte in dieſem blutigen Gefechte eine völlige Niederlage erlitten, und von dem ganzen Corps waren an 5000 M. geblieben, worunter ſich ein Prinz von Heſſen-Homburg und die Generale von Tettau, von Hochkirchen, mehrere Oberſte und andere höhere Officiere befanden. Die Franzoſen machten 4000 Gefangene, eroberten 28 Fahnen, 33 Eſtandarten und einen großen Theil der kaiſerlichen Artillerie, welche während des Gefechts eingetroffen war, aber nur wenig geleiſtet hatte. Der Verluſt der Franzoſen war bei weitem geringer, indem ſie nur 800 Todte und 1000 Verwundete zählten. Da nach dieſem unglücklichen Gefechte die Beſatzung von Landau auf keinen weitern Entſatz rechnen konnte, übergab ſie die Feſtung und er-

hielt freien Abzug nach Philippsburg, womit der Feldzug für dieses Jahr endete und die Armeen in die Winterquartiere rückten. — (Vergl. Feldzüge des Prinzen Ludwig von Baden vom Prinzen de Ligne. — Medailles de Louis XIV.) 27.

Sphäre: Man unterscheidet in der mathematischen Geographie dreierlei Sphären: Eine gerade Sphäre, auf welcher die Bewohner unter dem Aequator leben. Sie haben Zenith und Nadir im Aequator und ihr Horizont geht durch beide Pole, d. h. er ist ein Meridian. Sonach gehen ihnen Sonne und Sterne ganz gerade auf, da alle Parallelkreise auf ihrem Horizont senkrecht stehen. Eine parallele Sphäre hätten diejenigen Menschen, welche unter den Polen lebten, denn hier wäre der Aequator ihr Horizont und es bewegen sich Sonne und Sterne parallel mit diesen. Auf einer schiefen Sphäre leben außer den genannten alle Bewohner der Erde. — Hieraus folgt, daß die Bewohner der geraden Sphäre alle Sterne nach und nach sehen, daß die Bewohner einer parallelen Sphäre nur die Hälfte der Sterne sehen, die ihnen aber niemals untergehen und daß die Bewohner der schiefen S. nur einen Pol sehen und nur einen Theil der Sterne, die ihnen aber alle in schiefer Richtung auf- und untergehen.

Sphärische Trigonometrie ist die Wissenschaft, aus drei gegebenen Stücken (Winkel oder Seiten) eines Kugeldreiecks die übrigen Stücke zu finden. Man hat es auch hier mit recht- und schiefwinkligen Dreiecken zu thun, nur mit dem Unterschied, daß ein sphärisches Dreieck mehr als einen rechten, sogar drei rechte Winkel, und selbst zwei rechte und einen stumpfen, und selbst drei stumpfe Winkel haben kann, was bei einem geradwinkligen Dreieck unmöglich ist. — Sphäroid ist ein Körper, der entsteht, wenn sich eine andere in sich selbst zurückkehrende Linie als ein Kreis, z. B. eine Ellipse um ihre Achse, herumdreht. Wir betrachten die Erde als ein Sphäroid, denn sie ist eine Kugel, die an beiden Polen etwas eingedrückt ist, was man die Abplattung nennt. M. S.

Spickpfählchen, Verpfählung, sind 1—2 Zoll starke, 3—4 Fuß lange, zugespitzte Pfähle. Sie geben ein, vorzüglich bei Feldbefestigungen, sehr anwendbares Annäherungshinderniß ab, wenn man sie fest in die Erde und en échec so dicht an einander schlägt, daß man die Füße nicht zwischen sie setzen kann. Dabei hat man aber auch darauf zu sehen, daß sie nicht in gleicher Höhe aus der Erde vorstehen, weil sich sonst leicht über sie von Bretern, Hurden und dergleichen ein Uebergang bilden läßt. Sollen sie, auf einem freien Platze angebracht, nicht übersprungen werden können, so müssen sie eine 8—12 Fuß breite Anlage erhalten. Am besten ist es, sie schon zugespitzt einzuschlagen, wozu man sich dann eines die Spitze sichernden, durchlöcherten Klotzes mit Stiel bedient, der beim Eintreiben mit dem Schlägel auf die Spitze des Pfahles aufgesetzt wird. — Dergleichen Verpfählungen können angewendet werden: 1) Vor Verschanzungsgräben 15—20 Schritt vom Grabenrande oder am Fuße des Glacis. Da sie bei einer solchen Anordnung ganz frei stehen und dem feindlichen rasirenden Schusse exponirt bleiben, und weil auch der Feind ohne weiteres an sie heran kann, so sind sie, auf diese Weise verwendet, leichter zu öffnen, als wenn sie dem feindlichen Auge entzogen sind, und der Feind nicht unmittelbar an sie heran kann. Deßhalb werden sie vortheilhafter 2) in spitzzulaufenden Vorgräben (s. d.) angebracht, um die flache Escarpenböschung damit zu bespicken. Sie sind dort allein, oder auch in Verbindung *mit andern passenden* Hindernissen, eine gute Gegenwehr für das

Hinabſpringen, und ein ganz vorzügliches Mittel, dem Feinde den Weg bis zur Contreſcarpe des Hauptgrabens mit vielen Aufopferungen bahnen zu laſſen, vorzüglich wenn eine ſolche Fläche auch gut flankirt iſt. — 3) Auf den Grabenſohlen gewöhnlicher Gräben, wo ſie gleichzeitig auch mit andern Hinderniſſen combinirt werden können. Sie dienen hier gleichfalls ſehr gut gegen das Hinabſpringen, ihr Umſchlagen wird ſehr ſchwierig, weil man nicht gut dazu kann, und dem Feinde wird bei dieſer Arbeit gewiß ein bedeutender Verluſt erwachſen, ſobald der Graben gehörig flankirt iſt. — 4) In den Eſcarpenböſchungen, um das Ueberſpringen der Grabenpalliſadirung zu verhindern und zugleich die Erſteigung der Eſcarpe zu verzögern und zu erſchweren. — 5) In den Zwiſchenräumen der Wolfsgruben (ſ. d.), um das Durchziehen der Angreifer zu hindern. — 6) Vor Tambourpalliſadirungen (ſ. Palliſaden), um den Feind davon entfernt zu halten. — 7) Zur Verbindung von Befeſtigungen, vorzüglich um ſich gegen Durchbrüche und Umgehungen von Reiterei zu ſchützen. Vortheilhaft bleibt es aber dabei immer ſie in einem ungefähr 1½ Fuß tiefen Graben zu ſetzen und von der daraus erhaltenen Erde vor demſelben einen glacisförmigen Aufwurf zu bilden. Sie ſind dadurch maskirt, dem feindlichen Geſchützfeuer entzogen, und werden den Feind weit mehr überraſchen. Endlich können ſie auch angewendet werden 8) zur Sperrung von Defileen, als Hohlwege, Dämme, Gaſſen und dergl. Für Feldbefeſtigungen iſt dieſes Hinderniß vorzüglich deßhalb empfehlenswerth, weil ſie faſt überall anzubringen ſind, weil ſie die eigene Feuerwirkung nicht hindern, durch Geſchützfeuer wenig leiden, bei ihrer Zerſtörung, wenn ſie gut beſtrichen ſind, den Feind lange aufhalten, und auch oft angewendet werden können, indem ſich das Material dazu häufig vorfindet, namentlich in Gegenden, wo Wein- und Hopfenbau getrieben wird. Damit verknüpfen ſie hinſichtlich ihrer Ausführung noch den weſentlichen Vortheil, daß zu ihrer Anfertigung und dem Schlagen kein beſonderes Geſchick gehört, daß mithin jeder Soldat dazu verwendet werden kann, und daß auch gleichzeitig viele Arbeiter angeſtellt werden können. P.

Spiegel (Artillerie) nennt man hölzerne, auf der einen Grundfläche halbkugelförmig ausgedrehte Cylinder, in welche man die Kanonenkugeln einſetzt, um ihnen eine geradere Richtung zu geben, hauptſächlich aber, um die Beſchädigung der Geſchützröhre durch Kugelanſchläge, und die Entſtehung eines ſogenannten Kugellagers (eine Vertiefung in dem hintern und untern Theil der Seele des Rohres) nach Möglichkeit zu verhindern. Bei mancher Artillerie werden auch die Haubizgranaten in ſolche Spiegel eingeſetzt, die aber dann an ihrem hintern Ende nach dem Lager des Haubizrohres geformt ſind. Der Boden der Kartätſchbüchſen beſteht gewöhnlich auch aus einem hölzernen Spiegel, jedoch ohne jene halbkugelförmige Ausdrehung. Auf einem ſolchen liegt zur Vermehrung der Triebkraft noch eine eiſerne Stoßplatte. — Spiegel eines Schiffes, nennt man im Allgemeinen den hintern Theil deſſelben, eigentlich aber verſteht man darunter nur den Theil, zwiſchen der Gilling und dem Hackebord, wo ſich die große Kajüte mit ihrer Galerie befindet. Früher war die Form des Spiegels platt, neuerdings hat man aber angefangen, denſelben rund zu bauen.

Ry.

Spiegel-Inſtrumente, ſind Winkelmeſſer, deren Conſtruction auf Sätzen der Katoptrik beruht. Die vorzüglichſten derſelben ſind: Der Spiegelſextant, eine Erfindung des Engländers Hadley, der vorzugsweiſe auf Schiffen, aber auch bei allen Meſſungen gebraucht wird. Der katoptri-

ſche Zirkel gewährt den Vortheil, daß man mittelſt ſeiner Spitzen ſogleich den Bogen des Winkels nach einem gegebenen Halbmeſſer abſtechen kann. Der Reflector oder reflectirende Halbkreis hat die nützliche Einrichtung, daß man den gemeſſenen Winkel nicht allein ableſen, ſondern ihn auch vermöge einer beſondern Einrichtung ſogleich aufs Papier übertragen kann. Der Octant wird meiſtens nur auf Schiffen gebraucht, und endlich das Spiegellineal und der Winkelſpiegel, die indeſſen für genaue Meſſungen nicht zu brauchen ſind. M. S.

Spielraum der Kugeln, ſiehe Geſchützröhre.

Spießer. Den Kern der geworbenen Reiterſchaaren bildeten, bis Ende des 16. Jahrhunderts die Lanze nach und nach verſchwand, die Speerreiter. Sie beſtanden zum größten Theile aus Spießern, die zwar für ihre Perſon möglichſt vollſtändig, wie die Ritter bewaffnet waren, aber unbedeckte (ungeharniſchte) Pferde ritten. Nach den noch aufbewahrten Beſtallungen der Reiteroberſten, befanden ſich gewöhnlich unter 2000 geworbenen Pferden 1600 Speerreiter, von denen wenigſtens 100 M. Küraſſiere in vollſtändig ritterlicher Bewaffnung auf bedeckten Pferden ſein mußten; die übrigen aber Spießer waren, und 400 Schützen oder Ringerpferde (ſ. d.). Die Küraſſiere, von den ſpätern unter dem Namen Corazzen bekannten, zu unterſcheiden (ſ. ſchwarze Reiter), von denen jeder eine gewiſſe Anzahl Spießer und Ringerpferde ward und dem werbenden Rittmeiſter zuführte, beſetzten Front und Flanken der von den Spießern gebildeten Schwadronen, ſobald die Schlachtordnung formirt wurde. Pl.

Spieß-Recht. Judicium criminale hastatum, S. Schottel de Antig. germ. Jurib. c. 27. Ein längſt abgekommenes Recht der altdeutſchen Kriegsleute, Landsknechte oder langen Spieße, zur Aburtelung und Beſtrafung von Meuterern und Andern, die das Leben verwirkt und dieſem Kriegsrechte der Kameraden verfallen waren. Der Inculpat, welcher wider die Kriegsgeſetze, „den Articulsbrief und wider das ganze Regiment,“ gefrevelt hatte, wurde durch den Profos, der damals große Gewalt und beſonderes Anſehen hatte, gefänglich eingezogen, dem Oberſten angezeigt und zum Behuf des Urtheilſpruchs in den von „der Gemeine geſchloſſenen Ring gebracht, worauf jene zuvörderſt folgende Anrede hielt: „Liebe getreue und redliche Landsknechte, Adel und Unadel, Groß- und Kleinhans, wie uns Gott zuſammengefügt hat. Ihr traget gut Gewiſſen, wie wir anfänglich zuſammen geſchworen, daß wir wollen gut Regiment führen, den Armen als den Reichen, den Reichen als den Armen, durch ordentliche Rechte und Uebel zu ſtrafen, die wider unſer Regiment thun, und todtbrüchig werden. Drum lieben Landsknechte, liebe Kriegsleute, iſt mein Begehren und Bitte, Ihr wollet mir dieſen heutigen Tag helfen ein Bewerb machen, ſolch Uebel zu ſtrafen, daß wir's auch verantworten können bei anderen Fürſten und Herrn.“ — Hierauf ſprach ein vom Profos aufgeforderter Feldwebel: „Ihr habt des Profoſen Rede gehört und vernommen, wenn es Euch lieb iſt, demſelben nachzukommen, ſo hebe ein jeder mit mir die Hand auf.“

Nun begehrte zu Beiſtand und Rechtsſpruch der Profos einen gemeinen Mann, und eben ſo der Inculpat einen als Vorſprecher, und nachdem ſich beide Theile außerhalb des Kreiſes abgeſondert berathen, verkündigte der Vorſprecher des Profoſes innerhalb die Anſchuldigung, welche der gegenſeitige Vorſprecher beantwortete. Hierauf verließen ſie den Kreis nochmals zur Berathung, nach deren Beendigung der Profos die Anklage ſchriftlich im Kreiſe vorleſen ließ, wogegen der Beklagte alsdann ſelbſt ſich vertheidigte. Nachdem nun jener den Kreis zum dritten Male verlaſſen und ferner ſeine

Anklage ein drittes Mal, „zu Recht vor dem gemeinen Manne," wiederholt, ſchlugen die Fähnriche ihre Fähnlein zuſammen, und ſteckten ſie mit der Spitze in den Boden, indem einer von ihnen ſprach: „Lieben, redlichen Landesknechte, ihr habt gehört und vernommen des Profoſen ſchwere Anklage, mit augenſcheinlich beweißlicher verleſener Kundſchaft wider N. N. von N dieſen Gefangenen vorbracht und Recht eingeführt, von wegen Regiments, darauf wir unſere Fähnlein zuſammengethan und mit dem Eiſen in die Erde geſteckt, wollens auch auf diesmal nicht eher fliegen laſſen, bis über ſolche Klage ein Urtheil gehet, auf daß unſer Regiment aufrichtig gehalten werde. Hierbei, liebe Kriegsleute, wollen wir Euch ermahnt haben, Ihr wollet im Rechten nicht partheiiſch ſein, ſondern urtheilen, ſo weit Euer Verſtand reicht und ausweiſet; wenn ſolches geſchehen, ſo wollen wir unſer Fähnlein in allem Maß und Geſtalt wieder fliegen laſſen, wie vor, und bei Euch thun, wie redlichen Fähnrichen gebühret und zuſtehet. Nun rief der Feldwebel einen alten verſtändigen Kriegsmann in den Ring und fragte ihn bei ſeinem Eid um ſein Urtheil über den Miſſethäter, worauf dieſer ſprach: „Liebe ehrliche Landsknechte, ich bin befragt worden bei meinem Eid um ein recht Urtheil über jetzt erhörte Sachen, ſo bin ich zu dieſem Dinge nicht weiſe noch verſtändig genug, derohalben begehre ich, gute redliche Kriegsleute, die dann im Ringe ſind, in meinen Rath, nämlich ſo viel als 40 Mann, Hauptleute, Befehlshaber, Gefreiten, Adel und Unadel; mit denſelben will ich an einen ſondern Ort gehen und bei ihnen Rath ſuchen, treulich und ungefährlich, nach der Billigkeit, ſofern unſer Verſtand ausreicht." Dieſe Vierzig berathſchlagten nun diesfalls, kehrten in den Kreis zurück, jener erſte Sprecher gab den Beſchluß kund, und forderte, in ſo fern derſelbe mißfallen, andere Vierzig zu gleicher Berathung auf, was ein drittes Mal geſchah, wenn die Geſammtmeinung des Ringes dawider lautete; oder die erſten Vierzig gingen zuſammen drei Mal zu Rath. Hierauf fiel der Inculpat auf die Knie und bat um ein gnädiges Urtheil hier auf der Welt und auch bei Gott, und einer der Richter von den Vierzig oder ein Feldwebel verkündigte dann das Todesurtheil folgendermaßen: „Du ſollſt nach altem Brauch und Recht zwiſchen die langen Spieße geſtoßen und damit an Leib und Leben geſtrafft werden u. ſ. w.," worauf die Fähnriche gegen den gemeinen Mann ſich bedankten, „daß ſie willig geweſen und zur Stärkung der göttlichen Rechte gut Regiment gehalten," ihre Fähnlein wieder aufſchlugen, ſolche gegen Sonnenaufgang wehen ließen und die Befehlshaber eine Gaſſe ordneten, während der Profos den Verurtheilten beichten und berichten ließ. Wenn dieß alles geſchehen, wurde drei Mal die Trommel gerührt, der Sünder dreimal durch die Gaſſe geführt, und durch den Profos und die Fähnriche hiernächſt ermahnt, getröſtet und der Feſſeln entledigt, indem die Mannſchaft die langen Spieße umkehrte und gegen denſelben richtete, und die Fähnriche der Sonne den Rücken zuwendeten. Nun erfolgte das Abſchiedswort des Verurtheilten oder vom Profoſe, ſtatt ſeiner, der ihn gegen die Spieße ſtellte, ihm drei Streiche auf die rechte Schulter gab und endlich im Namen der heiligen Dreieinigkeit von ſich ſtieß, worauf auf ihn ſtach, wer konnte, bis er geendet.

Zum Beſchluß kniete nun die Mannſchaft nieder, betete ein Vater unſer, zog drei Mal um den Leichnam und ſchoß drei Mal im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, zog zu Hauf und formirte den Beſchlußring, in welchem der Profos noch eine Ermahnung hielt. Die Zeit des Urſprungs dieſes längſt abgeſchafften Gerichts iſt zweifelhaft. L. Tharondas u. A. ſuchten

es wohl fälſchlich zuerſt bei den Schweizern. Das Standrecht und die Spießruthenſtrafe rühren muthmaßlich vom Spießrechte her.

Hz.

Spinola, Ambroſio, Marcheſe de los Balbazes, geb. 1569 zu Genua, war der Sohn des Grafen v. Venafro, welcher einem der älteſten Adelsgeſchlechter ſeiner Vaterſtadt angehörte. Nachdem er bereits in den Dienſten König Philipp's II. von Spanien ſich ausgezeichnet, veranlaßte ihn ſein Bruder Friedrich S., ſpaniſcher Admiral, welcher eine Flotte gegen die Niederlande befehligte, 1602 ein Corps von 9000 M. alter italieniſcher und ſpaniſcher Truppen, nach Art der früheren Condottieren, anzuwerben, und mit dieſem den Erzherzog Albrecht von Oeſtreich bei der Belagerung von Oſtende (ſ. d.) zu unterſtützen. Der Erzherzog, welcher bereits zwei Jahre vor Oſtende lagerte, ohne es nehmen zu können, übergab S. bald nach ſeiner Ankunft (im Juli 1603) den Oberbefehl über das Belagerungsheer, wogegen ſich dieſer verpflichtete, die Feſtung auf jeden Fall einzunehmen. Allein erſt im Sept. 1604, nachdem die Spanier bereits 78,000 M. verloren hatten, war S. ſo glücklich, die Feſtung zur Uebergabe zu zwingen. Er ward dafür zum Generallieutenant und Commandirenden aller ſpaniſchen, in den Niederlanden kämpfenden Truppen, ſo wie zum Grand von Spanien und Grafen von Volgira ernannt, wobei ihm, um den Unordnungen in dem ſehr demoraliſirten Heere zu ſteuern, die ausgedehnteſten Vollmachten wegen deſſen Organiſirung übertragen wurden. Im Jahre 1605 ſtand S. dem Prinzen von Oranien in Flandern gegenüber. Beide Feldherren wußten die vielen Feſtungen und Kanäle dieſes Landes ſo geſchickt zu benutzen, daß ſie ſich beide nichts anhaben konnten. Im Juli gelang es endlich S., in die Provinz Oberyſſel einzufallen und am 9. Aug. Oldenziel, am 18. Aug. Lingen und am 8. Nov. Wachtendonk einzunehmen. 1606 wurden Lochum, Dortum, Groll und Rheinberg genommen. Meutereien unter den ſpaniſchen Truppen, aus Mangel an Sold, konnten nur durch Spinola's perſönliches Einſchreiten geſtillt werden. Dennoch gelang es ihm, Groll, welches Moritz, dieſe Mißverhältniſſe benutzend, belagerte, zu entſetzen, und demſelben am 8. Nov. bei Reccum eine Schlacht anzubieten, die der niederländiſche Feldherr jedoch nicht annahm, eben ſo wenig auch auf die Friedensverhandlungen einging, die Erzherzog Albrecht anknüpfte. Wiederholte Empörungen im ſpaniſchen Heere (1607) und der Verluſt der Seeſchlacht bei Gibraltar zwangen endlich den Madrider Hof zum Nachgeben und S. ward mit Abſchließung eines Waffenſtillſtandes beauftragt, der endlich 1609 im Haag auf 12 Jahre zu Stande kam. Noch vor Ablauf dieſer Friſt ward S. wieder auf den Kampfplatz gerufen, indem Spanien zur Unterſtützung des Kaiſers Ferdinand II. gegen die proteſtantiſchen deutſchen Reichsfürſten und zur Vollſtreckung der Reichsacht gegen den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz ein bedeutendes Heer aus den Niederlanden an den Rhein ſchickte. S. drang an der Spitze von 23,000 M. im Aug. 1620 in die Pfalz ein, eroberte Kreuznach, Alzey, zwang Oppenheim zur Uebergabe, nahm Bacharach und die Pfalz im Rhein, ſo wie faſt alle Städte des Hundsrücks. 1621 ward er, unterdeſſen von ſeinem König mit der Herrſchaft los Balbazes in Spanien beſchenkt, in die Niederlande zurückberufen, weil der Waffenſtillſtand mit Holland ſein Ende erreichte, und ſtand nun wieder ſeinem früheren Gegner Moritz gegenüber. Die Einnahme von Jülich, am 17. Jan. 1622 war hier ſeine erſte Waffenthat, wogegen er vor Bergen ob Zoom (ſ. d.) weniger glücklich, im Octbr., nach einer zehnwöchentlichen Belagerung *abziehen mußte*. In Antwerpen, wo er Winterquartiere nahm,

entließ S. die italienischen Truppen, welche sich während der Belagerung mehrmals widerspenstig gezeigt hatten, ward aber dadurch so geschwächt, daß er 1623 den Krieg nur lau fortsetzen konnte und sich erst im Sommer 1624 für stark genug hielt, die Belagerung von Breda (s. d.) zu unternehmen. Vom 18. Aug. 1624 bis 5. Juni 1625 lag er vor dieser Festung, deren verunglückte Entsatzversuche dem Prinzen Moritz von Oranien das Leben kosteten, und zwang nach außerordentlichen Anstrengungen den Grafen Justin von Nassau endlich zur Uebergabe. Diese Belagerung war S.'s letzte größere Waffenthat. Die sumpfigen Umgebungen Breda's hatten, bei seinem vorgerückten Alter, sehr nachtheilig auf seine Gesundheit eingewirkt und er sah sich daher veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. 1629 schickte ihn sein Hof als Statthalter nach Mailand, wo wegen der Erbfolgenschaft des Markgrafen von Mantua ein Krieg zwischen den verschiedenen Erben entstanden war, dessen Entscheidung der Kaiser und Spanien sich vorbehalten hatten. S. vertrieb die Frazosen, welche die Sache des Herzogs von Nevers vertheidigten, aus Montferrat und schloß sie Ende 1629 in Casale ein, besaß aber im Jahr darauf zu größeren Unternehmungen entweder nicht die gehörigen Mittel, oder ward durch die sich oft widersprechenden Verhaltungsbefehle seines Hofes, welcher im Interesse des Kaisers einen schnellen Frieden mit Frankreich wünschte, davon abgehalten. Er erlebte nicht einmal den Frieden von Chierasco (6. April 1631), welcher diesen Krieg beendigte, sondern starb bereits, wie man sagt, aus Aerger und Kummer über diesen thatenlosen Feldzug, am 4. Sept. 1630 zu Mailand.

S. war der letzte größere spanische Feldherr des Mittelalters, da die späteren kriegerischen Leistungen der Spanier sich mit jenen Thaten, die sie im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu Vorbildern aller europäischen Truppen machten, nicht messen lassen. Heinrich IV. von Frankreich, sein Zeitgenosse, und Moritz von Oranien, sein Gegner, erkannten seine Talente an und letzterer erklärte ihn selbst für den zweiten Feldherrn seines Zeitalters, indem er sich für den ersten halten mochte. Richtige Bezahlung seiner Truppen und Freigebigkeit gegen seine Feinde, wenn sie sich derselben zugänglich zeigten, waren für ihn Mittel zum Siege, die er auch seinen Zeitgenossen, welche in ersterer Hinsicht so oft fehlten, anempfahl. Friedrich Spinola, Bruder des Vorigen, spanischer Admiral, commandirte die spanischen Galeeren im Seetreffen bei Dover am 23. Sept. 1602 und blieb im Mai 1603 in einem Seegefecht unweit Ostende während der Belagerung dieser Festung.

(Vergl. Famian Strada, de bello belgico. 1640. — Chappuys, histoire générale de la guerre de Flandre de l'an 1559 etc. 1630. — Theatrum Europaeum. 1r Bd. — Toozen, niederländische Geschichte. — Wagenaer, Geschichte der vereinigten Niederlande.) E.

Spione sind besoldete Kundschafter, welche man beauftragt, über die Kriegsrüstungen des Gegners, über die Vereinigungspuncte seiner Truppen, über Verpflegsanstalten, wo möglich auch über die Absichten des feindlichen Feldherrn und dergleichen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen, oder Beobachtungen anzustellen. Bisweilen bedient man sich ihrer auch, um den Feind durch falsche Nachrichten, welche ihm in die Hände gespielt werden, zu fehlerhaften Maßregeln zu verleiten, wobei man sich aber zu hüten hat, daß man durch den Spion, der in diesem Falle beiden Parteien dienen muß, nicht selbst betrogen wird. Wer die Spione am besten bezahlt, wird von ihnen auch am besten bedient. Napoleon gab einigen Spionen seiner Feinde das Doppelte von dem, was sie von diesen erhielten, und erhielt

dadurch oft die wichtigsten Nachrichten. Ueberhaupt war die Spionerie bei den Franzosen am besten organisirt; in dem Hauptquartier jedes größeren Armeecorps gab es ein förmliches Bureau d'espionnage, dem ein geschickter Generalstabsofficier vorstand.

Das Geschäft des Spionirens ist eben so schwierig als gefahrvoll, denn immer noch wird ein ertappter Spion mit dem Tode bestraft, obgleich ihre Verrichtung zur schnellen Beendigung des Krieges und selbst zur Verminderung der Verluste an Menschen im Allgemeinen viel beiträgt, und also nach den höheren Grundsätzen der Moral, welche das kleinere Uebel um des größeren Guten willen tolerirt, nicht geradezu verwerflich erscheint. Man bedient sich daher auch der Personen aus höheren und niederen Ständen hierzu, und nur die persönliche Absicht derselben vermag zu entscheiden, ob sie Verachtung oder Bewunderung verdienen. Man hat deßhalb die Spione in verschiedene Classen getheilt, wovon eine jede zu besonderen Aufträgen verwendet wird, mit mehr oder weniger Rücksichten behandelt sein will, auch nicht immer durch Geld zu gewinnen ist. Es hat Personen gegeben, die sich bloß aus Haß gegen die feindliche Partei zum Spioniren brauchen ließen, große Geldsummen darauf verwendeten, und doch jede Entschädigung beharrlich ablehnten; solche Personen sind allerdings selten, aber man findet immer ähnliche Charaktere, wenn die Feindschaft der kriegführenden Parteien auch auf die Völker übergegangen ist. Sobald man die Ueberzeugung erlangt hat, daß nur edle Triebfedern eine Person zum Spioniren bewegen, muß man auch sorgfältig vermeiden, sie zu compromittiren, überhaupt will das ganze Geschäft mit großer Vorsicht und Verschwiegenheit behandelt sein. Durch solche Spione erhält man aber auch die wichtigsten Nachrichten über organische und persönliche Verhältnisse der feindlichen Macht. Es ist nicht gerade nothwendig, daß ein Spion dem feindlichen Volke angehöre, er muß aber dessen Sprache gründlich verstehen und wo möglich Verbindungen mit ihm haben. — Unter den Spionen niederer Classe stehen Juden, Schmuggler, schlechtgesinnte oder liederliche Beamte, geldgierige Priester und leidenschaftliche Weiber oben an. Sie sind eigentlich die Spione par excellence, weil man sich darunter Menschen zu denken pflegt, die sich für schnöden Lohn zum Verrath dingen lassen, und sie deßhalb auch mit Recht als verächtliche Werkzeuge betrachtet. Die weiter oben bezeichneten Personen nennt man gewöhnlich Kundschafter. — Ueber die Classificirung und Behandlung der Spione, so wie über die Art, sich ihrer mit Geschicklichkeit und ohne Gefahr verrathen zu werden, zu bedienen, findet man in Decker's „Generalstabswissenschaft" S. 119—132 vollständige Belehrung.

Pz.

Spirallinie. Wenn eine gerade Linie AC sich um den festen Punct C herumbewegt, und während der Zeit der Punct B sich auf der Linie von A nach B fortbewegt, so beschreibt dieser eine archimedische Spirallinie. Hier verhalten sich die Ordinaten, d. h. die Abstände des fortgerückten Punctes vom Mittelpuncte gegen einander, wie die Bogen des Halbmessers AC, von A an bis an die Ordinaten. Wenn aber die unter gleichen Winkeln geneigten Ordinaten in einer geometrischen Reihe wachsen, so heißt die krumme eine logarithmische oder logistische Spirallinie. Außerdem gibt es eine hyperbolische und parabolische Spirallinie, die aber noch seltener Anwendung finden als die erstgenannten.

M. S.

Spitzruthen, Spießruthen, kleine Weidenruthen, deren man sich zur Bestrafung grober Verbrecher durch die Hand der Cameraden

Generals Brüne, welche am Mincio ſtand, ſich als linker Flügel anzuſchlieſſen. Dieſer Marſch mitten im Winter, durch ein damals ganz unwegſames mit Schnee und Eis bedecktes Hochgebirge, ſchien ſelbſt dem kühnen Macdonald unausführbar; er machte Gegenvorſtellungen, ſie fanden aber beim erſten Conſul kein Gehör, da er ſelbſt erſt kürzlich den Beweis geliefert hatte, daß, wo zwei Menſchen einander forthelfen können, auch eine ganze Armee fortkommen kann. Die Anordnungen zu dieſem Zuge gereichen dem General Macdonald und dem Chef ſeines Generalſtabes, General Mathieu Dumas, eben ſo zur Ehre, als die auf dem Marſche bewieſene Ausdauer die Truppen ehrt, weßhalb eine kurze Angabe derſelben hier ſchon einen Platz verdient *)

Das Corps des Generals Macdonald beſtand aus den Diviſionen Baraguai d'Hillier, Pully, Morlot, Rey und Laboiſſière, zählte aber im Ganzen nur 15,000 M. mit 8 Geſchützen, weil die erwarteten Ergänzungen nicht eingetroffen waren. Bei ſolcher Schwäche war die größte Vorſicht nöthig, und man mußte jedes Zuſammentreffen mit dem Feinde ſorgfältig vermeiden, den Marſch überhaupt ſehr geheim halten. Baraguai d'Hillier wurde mit ſeiner Diviſion ſchon im October über den Splügen vorausgeſchickt, und beſetzte das Valtelin. Gleich nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes (12. Novbr.) ſchob Macdonald ſeine Vorpoſten bis in das Engadin vor, um den öſtreichiſchen Patrouillen und Kundſchaftern den Weg zu verſperren und zog ſeine Truppen bei Chur zuſammen. Damit die Oeſtreicher glauben ſollten, der Marſch gehe das Innthal entlang, wurden alle dahin führende Wege unterſucht und ausgebeſſert. Um für einen möglichen Rückzug geſichert zu ſein, ließ Macdonald eine Schiffbrücke bei Gaißau (unweit des Bodenſees), eine fliegende Brücke bei St. Fridolin (aufwärts), eine Jochbrücke bei Zollbrück und zwei bei Reichenau über beide Arme des Rheines herſtellen, dieſe Brücken auch durchgehends mehr oder weniger verſchanzen. Ferner wurden Lebensmittel auf 15 Tage, Saumthiere, Zugochſen und Schlitten zum Transport der Munition ꝛc. angeſchafft. An Mänteln war großer Mangel; doch gelang es den Anſtrengungen der Behörden, die Mannſchaft mit hinreichendem Schuhwerk zu verſehen. — General Laboiſſière eröffnete mit 3 Cavalerieregimentern den Marſch und kam den 26. Novbr. bei dem Dorfe Splügen an; er traf hier eine Abtheilung vorausgeſchickter Pioniere, Arbeiter und Führer. Am folgenden Morgen ſollte der Splügen erſtiegen werden. Das Wetter ſchien günſtig, doch bald erhob ſich ein wirbelnder Sturm, die Führer und Arbeiter wurden in Schneewolken gehüllt, eine Lawine rollte 30 Dragoner mit ihren Pferden in den Abgrund und trennte die lange Colonne, bevor man die Höhe kaum zur Hälfte erreicht hatte. Dieſer Sturm dauerte 3 Tage und machte die Fortſetzung des Marſches unmöglich. Da man in dieſer wilden und faſt menſchenleeren Gegend keine Lebensmittel erhalten konnte, gingen die Vorräthe bald zur Neige, und Macdonald, welcher inzwiſchen in Splügen angekommen war, befahl den Marſch aufs Neue anzutreten. Zum Glück war das Wetter am 1. Dcbr. ziemlich heiter. General Dumas leitete den Marſch. Vier der ſtärkſten Ochſen wurden vorangeführt, um etwas Bahn zu treten, ihnen folgten 40 Arbeiter mit Schaufeln und Hacken, dann 1 Pioniercompagnie zur Erweiterung der Schneebahn; 2 Füſſeliercompagnien im geſchloſſenen Reihenmarſche traten den Schnee feſter; ein Dragonerregi-

*) Man bediene ſich hierbei des von Wdrl herausgegebenen Specialatlaſſes der Schweiz. Sectionen Wallenſtadt, Chiavenna und Trient.

ment mit einigen Geſchützen auf Schlitten ſchloß den Zug dieſer erſten Colonne. Den 2. und 3. Dcbr. folgten zwei andere Colonnen in ähnlicher Ordnung, und erreichten Iſola ohne beträchtlichen Verluſt. — Am 4. Dcbr. ſollte die Hauptcolonne mit dem Obergeneral und deſſen Gefolge denſelben Weg einſchlagen. Die Luft war ſtill, es fiel nur wenig Schnee. Doch kaum hatte ſich die Colonne in Marſch geſetzt, als die vorausgeſchickten Arbeiter mit der Nachricht zurückkehrten: der Weg ſei gänzlich verweht und man erblicke kein Weggzeichen mehr. Macdonald ließ ſich aber dadurch von ſeinem Vorhaben nicht abbringen. Nach ſechsſtündigem überaus mühſeligen Marſche im heftigſten Sturme und Schneegeſtöber erreichte man die Höhe. Hier aber hatte ſich im ſchmalen Durchgange der ewigen Gletſcher eine faſt unüberſehbare Schneewand aufgethürmt und ſperrte den Weg. Die vorderſten Truppen, erſchöpft und von Kälte erſtarrt, verloren allen Muth, erhoben einen Schrei des Entſetzens und kehrten um; die Verzweiflung bemächtigte ſich aller Gemüther, man hatte die Wahl zwiſchen dem Verhungern oder Erfrieren. Macdonald allein blieb ſich gleich. Er eilte an die Spitze der Colonne, ergriff eine Pike, unterſuchte die Tiefe des Schnees und befahl Bahn zu brechen; er und alle Generale und Officiere ſeines Stabes legten ſelbſt Hand ans Werk. Dieſes Beiſpiel wirkte, die Soldaten kehrten an die Arbeit zurück, und es gelang ihnen endlich nach ungeheurer Anſtrengung den Schneeberg zu durchbrechen. Mancher bezahlte jedoch die Arbeit mit dem Leben, denn der Sturm tobte fürchterlich, und wer in den Abgrund verſank, war eine Beute des Todes. Auf dem kurzen Plateau bei Cardinel peitſchte der Sturm die Colonne auseinander; in kleinen Haufen vereinzelt, gelangte ſie bis Iſola, verlor aber an dieſem Tage über 100 Mann und Pferde, viele Saumthiere und Schlitten.

Am 6. December erreichte das Corps (mit Ausnahme der in Graubündten zurückgelaſſenen Diviſion Morlot) Chiavenna. Hier hoffte man Stärkung zu finden, die Magazine waren aber leer, und Macdonald mußte die allerhärteſten Maßregeln ergreifen, um ſeine erſchöpften Krieger vor dem Hungertode zu ſchützen. — Nach dreitägiger Raſt ging der Marſch über die rauhe Apriga in das Val Cammonica. Macdonald hoffte den Tonal zu gewinnen, ſeine Angriffe wurden aber zweimal vom General Vukaſſovich zurückgeſchlagen, und er marſchirte nun bis Piſogno am Lago d'Iſeo hinab, um das Val Sabia zu erreichen. Von da ſetzte er über einen hohen Rücken in das Trompia-, endlich aufwärts der Chieſa in das Sarca-Thal hinüber. Am 6. Januar 1801 kam Macdonald's Corps in Storo und Tags darauf in Trient an. Wie viel es auf dieſem höchſt mühſamen Marſche verloren hat, iſt nicht bekannt geworden.

Daß dieſer Zug für die franzöſiſche Armee in Italien von großem Nutzen geweſen ſei, iſt aus dem Gange der Operationen nicht erſichtlich, denn durch die Niederlage der Oeſtreicher bei Hohenlinden (ſ. d.) wurde General Bellegarde ohnehin genöthigt, ſeine Stellungen zu verlaſſen; man muß ihn mithin als ein iſolirtes Bruchſtück betrachten. (Vergl. M. Dumas, précis des événemens militaires etc. Tome I. — Rocquancourt, cours d'art et d'histoire militaire, Tome II. — Oeſtreichiſche Militairzeitſchrift 1821.)

Pz.

Sponton. — Eſponton — eine Halbpike nach Art der Hellebarde, welche ehedem von den Officieren der Infanterie in ähnlicher Form, wie ſpäter das Kurzgewehr der Unterofficiere geführt wurde. Sie kamen nach und nach überall ab, bei den deutſchen Truppen meiſt erſt zu Anfange des 19. Jahrhunderts, indem bei den Officieren der Degen oder Säbel, bei den Unter-

officieren die Muskete an deren Stelle trat. Auch diente der Sponton, namentlich bei den Venetianern und Maltesern, als Enterwaffe im Seekriege. Hz.

Spork, Johann, Graf von, k. k. General der Cavalerie, war 1597 zu Delburg in Westphalen geboren, wo sein Vater, ein unbegüterter Edelmann, lebte, wuchs ohne alle Bildung und Erziehung auf, und trat frühzeitig als gemeiner Reiter in die Dienste Maximilian's von Baiern, der, wie bekannt, das Oberhaupt der katholischen Ligue war. Die erste Schlacht, in welcher sein Muth erprobt wurde, war die am weißen Berge, 8. Nov. 1620, und wie er sich hier als ein gemeiner Reiter auszeichnete, so that er es später als kühner und entschlossener Parteigänger. Er avancirte durch alle untern Grade und wurde in seinem 40. Jahre zum Obersten befördert. Meister im kleinen Krieg, deckte er die Märsche und die Rückzüge des Hauptheeres, beunruhigte dagegen die des Feindes und führte nicht selten die glücklichsten Ueberfälle aus. Namentlich that er sich am 24. Nov. 1643 hervor; wo das französisch-weimarsche Heer bei Tuttlingen (s. d.) von dem liguistischen überfallen wurde. Ihm wurde an diesem Tage die Verfolgung der flüchtigen feindlichen Reiterei aufgetragen, und hierbei war er so glücklich, mit 1000 Pferden 5 französische und ebensoviel weimarsche Reiterregimenter gefangen zu nehmen. Ebenso machte seine Tapferkeit dem sieggewohnten Torstenson den Sieg bei Jankau 6. März 1645 lange streitig; schwer verwundet wurde er hier vom Schlachtfelde fortgetragen, doch nach kurzer Zeit war er geheilt und erschien wieder in den Reihen der Kämpfenden. Nur der Waffenstillstand, den Maximilian von Baiern trotz des Bündnisses mit dem Kaiser mit dessen Feinden schloß, sollte ihn aus seiner gewohnten Thätigkeit bringen. Die Friedensruhe schien aber dem Obersten Spork unerträglich, und in Gemeinschaft seiner treuen Waffengefährten Johann von Wart und anderer Kriegsobersten faßte er den Entschluß, einen Theil der bairischen Truppen für die kaiserlichen Dienste zu gewinnen und mit denselben zu Ferdinand III. überzugehen. Das Complott wurde indessen entdeckt und nur durch schnelle Flucht ins kaiserliche Lager konnten sich die dabei betheiligten höheren Officiere retten. Der Kurfürst kündigte jedoch nach kurzer Dauer den Waffenstillstand auf, und S., der nunmehr als General in kaiserlichen Diensten stand, fand noch in dem Feldzuge von 1647 bei Vertreibung der Schweden aus Baiern oftmals Gelegenheit, den schwerbeleidigten Kurfürsten zu versöhnen. — Noch vor Abschluß des westphälischen Friedens wurde S. in den Freiherrnstand erhoben. 10 Jahre darauf bot ihm der Krieg Karl's XI. gegen Dänemark, in welchem Oestreich den Dänen ein Hilfscorps zusandte, neue Gelegenheit dar, sich Lorbeeren zu erwerben. Der Friede von Oliva endigte 1660 diesen Krieg im Norden, allein im Süden entspann sich ein neuer Kampf zwischen Oestreich und der Pforte, an welchem der nun zum F.M.L. ernannte Freiherr v. Spork thätigen Theil nahm. Der Großvezier Achmed Köprili erfocht am 7. August 1663 bei Barkan einen Sieg und versuchte ein Jahr darauf das neu verstärkte christliche Heer in der Schlacht von St. Gotthardt (1. Aug. 1664) abermals zu vernichten. Spork bestand hier an der Spitze von 2 Reiterregimentern einen hartnäckigen Kampf gegen die türkische Cavalerie, und hatte den wesentlichsten Antheil an dem Gewinnen der Schlacht. Er wurde wegen seiner geleisteten Dienste in den Grafenstand erhoben, zum General der Cavalerie ernannt, und erhielt den Oberbefehl über die im östreichischen Ungarn stehenden Truppen. Der Aufstand der mißvergnügten Großen, welchen er hier dämpfen sollte, erforderte sehr ernstliche Maßregeln. Spork

beſchloß ſogleich die vereinzelten Heerhaufen der verſchworenen Magnaten anzufallen und aufzureiben, und dieß gelang ihm ſo vollkommen, daß in kurzer Zeit die Kräfte der Aufrührer gebrochen waren.

Im Jahre 1674 wurde Graf S. vom Kaiſer Leopold nach den Niederlanden berufen, um den Grafen Souches in dem Befehl über die kaiſerlichen Truppen abzulöſen. Nach der Eroberung von Dinant ſchloß er ſich an das von Montecuculi befehligte Heer an, welches 1675 Turenne am Rhein gegenüber ſtand. Nach dieſem Feldzuge, welcher auch der letzte Montecuculi's war, bat Spork, nunmehr ein 78jähriger Greis, um ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſeine Güter in Böhmen zurück. Hier ſtarb er 6. Auguſt 1679 und hinterließ 2 Söhne und 2 Töchter. Stets vom Glück begünſtigt und mit kühnem Muth begabt, war S. mit ganzer Seele Cavaleriſt, und bat auch einſt den Kaiſer, keine andern Truppen als Reiterei zu unterhalten. Er war des Leſens und Schreibens unkundig und hatte außer dem Cavaleriedienſt nichts gelernt. Erſt im ſpäten Alter lernte er ſeinen Namen ſchreiben, und ſetzte dabei ſtets den Grafen hinter Spork (Spork Graf), weil der Graf erſt ſpäter zu ſeinem Namen gekommen. Vor der Türkenſchlacht von St. Gotthardt betete er laut und im Angeſicht ſeiner Truppen auf den Knien niedergeworfen und mit entblößtem Haupte: „Allmächtigſter Generaliſſimus dort oben, willſt du uns deinen chriſtgläubigen Kindern heute nicht helfen, ſo hilf nur wenigſtens dort den Türkenhunden nicht, und du ſollſt deinen Spaß haben.“ (Vergl. Theatrum europaeum. Baron Hormayer's öſtreichiſcher Plutarch. Biographie universelle. Oeſtreichiſche militairiſche Zeitſchrift, Jahrgang 1820. 3. Band.)

W.

Sprengen der Feſtungen, ſ. **Schleifen der Feſtungen. Sprengen hölzerner und ſteinerner Brücken, ſo wie ihre Zerſtörung überhaupt.**

Da bei Rückzügen von der Zerſtörung permanenter Brücken, nicht ſelten das Schickſal ganzer Armeen abhängt, ſo muß man auch für den Feldkrieg die Mittel kennen, wodurch dieſer Zweck, nicht allein mit völliger Sicherheit, ſondern auch den jedesmaligen Zeit-, Orts- und ſonſtigen Verhältniſſen gemäß zu erreichen iſt. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß eine zerſtörte Brückenſtrecke dem verfolgenden Feinde nur dann ein weſentliches Hinderniß entgegenſtellt, wenn ſie ſo lang iſt, daß es demſelben unmöglich wird, ſie durch eine Spannung wiederherzuſtellen. Deßhalb ſollte die zerſtörte Brückenſtrecke nie kürzer als 60 Fuß ausfallen; eine größere Länge dagegen kann nur vortheilhafter ſein, und in dieſer Beziehung laſſen ſich keine Grenzen feſtſtellen. Außerdem iſt es meiſt vortheilhaft, denjenigen Theil einer Brücke zu zerſtören, welcher in den Stromſtrich fällt, denn hier haben gewöhnlich die Unterlagen entweder die größte Höhe oder die größte Spannung, Umſtände, welche insgeſammt geeignet ſind, die Herſtellung der Brücke zu erſchweren.

Sobald man bei der Zerſtörung einer Brücke aber auch zugleich die Abſicht hat, den Feind die Herſtellung derſelben durch Vertheidigung zu behindern, ſo hat man hauptſächlich darauf Rückſicht zu nehmen, daß die zu zerſtörende Brückenſtrecke, unbeachtet des Stromſtrichs, in dem wirkſamſten Waffenbereiche liegt. Auch dann wird die erwähnte Regel, wegen Berückſichtigung des Stromſtrichs, eine Ausnahme verlangen, wenn die Zeit drängt und die Zerſtörung des über dem Stromſtrich liegenden Brückentheils ſchwieriger, als eine andere Brückenſtrecke zu zerſtören iſt. — Was die Zerſtörungsmittel ſelbſt betrifft, ſo ſind dieſe an ſich verſchieden, und ihre An-

wendung hängt theils von der Beſchaffenheit der Brücken, theils von dem dazu erforderlichen Material, theils aber auch von der vorhandenen Zeit ab. Steinerne Brücken laſſen ſich nur durch Minen zerſtören, wodurch man entweder nur einen oder mehrere Bögen, oder auch zugleich einen oder mehrere Pfeiler zu ſprengen ſucht. Die Zerſtörung eines Bogens läßt ſich in der Regel leichter bewerkſtelligen, als die eines Pfeilers, dafür iſt aber auch dann die Herſtellung des Brückenweges bei weitem leichter und ſchneller möglich, als wenn auch die Pfeiler vernichtet ſind. Man wird ſich deßhalb nur dann mit der Vernichtung der Bögen begnügen dürfen, wenn dieſe eine beträchtliche Spannung haben, oder wenn man von der Zeit außerordentlich gedrängt wird. Bei Brückenbögen kann man die Pulverkraft auf zweierlei Art zur Zerſtörung derſelben wirken laſſen, nämlich entweder ſo, daß das Gewölbe von oben herab zuſammengedrückt wird, oder daß man daſſelbe von unten nach oben zertrümmern läßt. Im erſteren Falle kann man entweder längſt des Scheitels bis auf die Wölbung eine einfache oder eine Kreuzkrone einhauen und dieſe mit 3—400 Pf. Pulver füllen laſſen. Eine ſolche Ladung iſt genügend, um ein Tonnengewölbe von 25 Fuß Spannung und 4 Fuß Stärke zu zerſtören. Schneller und ſicherer kommt man noch zum Ziele, wenn man bis auf den Schlußſtein des Gewölbes, oder bis auf den 45° des Bogens, 1 oder 2 Schächte abſenkt und dieſe mit 350 bis 400 Pf. Pulver ladet. Zur Sprengung der Gewölbe von unten braucht man weit weniger Pulver, als wenn dieß von oben herab erfolgen ſoll, weil in dieſem Falle die keilförmigen Steine dem äußern Drucke weit kräftiger widerſtehen, als dem von unten, der ſie leichter aus einander treibt. Mit 100 Pf. Pulver will man auf dieſe Weiſe Gewölbe von 2½ F. Stärke und 20 F. Spannung, und mit 150 Pf. 3 Fuß ſtarke von noch größerer Spannung geſprengt haben. Die Ladung wird hierzu in Säcken, Fäſſern oder Kaſten, entweder an ſtarke in das Gewölbe eingeſchlagene Haken gehangen, auf in die Wölbung eingeſpannte Balken geſtellt, oder auf einem Bockgerüſte angebracht, welches man auf einem Kahne oder einer Flöße errichtet, unter die Brücke fährt und daſelbſt feſtſtellt. Bei allen dieſen Vorrichtungen darf die Ladung jedoch nicht über 3 Fuß vom Scheitel des Gewölbes entfernt ſein. — Um einen Pfeiler zu ſprengen, legt man in ſeiner Längenachſe ſo viele Minenkammern an, als erforderlich ſind, damit ſie nicht weiter auseinander ſtehen, als die Breite des Pfeilers beträgt. Zu den anzulegenden Minenöfen gelangt man entweder durch einen von dem Brückenwege abgeteuften Schacht, von welchem aus man nach den Puncten, wo die Kammern angelegt werden ſollen, Rameaux treibt, oder man kann auch durch eine oder mehrere kleine Galerien, welche man von außen in die Pfeiler einbricht, zu dieſen Puncten kommen. Die Anwendung des einen oder des andern Verfahrens richtet ſich nach der Mauerung des Pfeilers. Damit der Pfeiler völlig zerſtört wird, müſſen die Minenöfen wo möglich bis auf den Waſſerſpiegel hinabgeſenkt werden, wenn man aber von außen durch eine Galerie in den Pfeiler eingeht, muß man ſie jedenfalls um einige Fuß höher legen, damit ſie bei wachſendem Waſſer nicht überſchwemmt werden. Die Ladung der Oefen richtet ſich nach der Maſſe des zu zertrümmernden Mauerwerks und nach deſſen Beſchaffenheit, wozu die neue Mineurkunſt auf Erfahrungen und Verſuche begründete beſtimmte Verhältniſſe angibt. — Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art aus der neuern Zeit, lieferte die Sprengung eines Theiles der großen ſteinernen Elbbrücke zu Dresden. Die von Quaderſandſteinen aufgeführte Brücke, beſitzt

30½ Fuß Breite, der eine der gesprengten Bogen hatte 62, der andere 66½ F. Spannung. Der zu beiden gehörige massive Pfeiler war 36 F. hoch, 27 F. stark und der abgerundete Mauerbrecher 16 Fuß dick. Die auf 1570 Pf. Pulver berechnete Ladung vertheilte man in 10 verschiedene Oefen, wovon 8, jeder zu 100 Pf. Pulver, auf die beiden Bogen, und 2 in den Pfeiler kamen, wovon jeder mit 385 Pf. geladen wurde. In den Bogen waren die Minenöfen so vertheilt, daß zu beiden Seiten des Gewölbscheitels zwei auf die 4 Theile der Spannung, noch etwas in das Gewölbe selbst versenkt, mit 9 Fuß kürzester Widerstandslinie angebracht waren. Die beiden größeren Oefen in den Pfeilern, erhielten 18 Fuß kürzeste Widerstandslinie u. 21 F. Abstand von einander. Das Leitfeuer wurde so angelegt, daß die Zündung aller Oefen zugleich erfolgte. Der Grund des gesprengten Pfeilers wurde bis auf den Wasserspiegel zerstört, und beide Bogen von den nebenstehenden Pfeilern dergestalt abgehoben, daß diese völlig unverletzt blieben. — Eiserne Brücken können auf gleiche Weise wie steinerne zerstört werden, d. h. man sprengt entweder Bogen oder Pfeiler. Es wird hier leichter sein die Ladung unterhalb anzubringen, als bei gewölbten Brücken, weil es keine großen Schwierigkeiten hat, die Brückenbahn an einer Stelle aufzubrechen. Was aber die Stärke der hierbei anwendbaren Ladungen betrifft, so fehlt es hierüber noch an zuverlässigen und genauen Erfahrungen. — Hölzerne Brücken mit steinernen Pfeilern können durch Pulver, durch Feuer oder Axt und Säge zerstört werden. Bedient man sich dazu des Pulvers, so kann man dadurch entweder die Pfeiler oder auch die Brückendecke zertrümmern. Das erstere ist auch hier das vorzüglichere Mittel, von dem man daher stets Gebrauch machen muß, sobald es nur irgend die Zeit gestattet, und erfolgt übrigens auf ganz ähnliche Weise wie bei steinernen Brücken. Entschließt man sich aber zu der minder vortheilhaften Zerstörung der Brückendecke, so läßt sich hierbei der Zweck leichter von unten als von oben erreichen. Man kann das Pulver hierbei entweder an den Streckbalken anbinden, oder bei Sprengwerken vorzüglich zwischen den Streben und den Hölzern anbringen, welche die Hauptstütze des Brückenweges abgeben. Da es aber auch über das Sprengen hölzerner Brücken noch an Erfahrungen gebricht, so sind zu diesem Behufe nicht zu schwache Ladungen anzurathen. 100 Pfund Pulver für jeden Streckbalken dürften im Allgemeinen nicht zu viel sein. — Will man eine hölzerne Brücke durch Feuer zerstören, so gehört dazu, daß alles Holzwerk, vorzüglich die Hauptstützen des Brückenweges, aufs Sorgfältigste mit brennbaren Stoffen garnirt werden, wozu man sich mit Vortheil des Strohes und Peches bedienen kann. Die Zerstörung durch Feuer hat mit der durch Pulver den großen Vortheil gemein, daß sie sich schon vor dem Uebergange der Truppen vorbereiten läßt, dagegen den großen Nachtheil, daß sie durch anhaltendes Regenwetter gänzlich vereitelt werden kann. Die letzte Zerstörungsart dieser Brücken, durch Axt und Säge, ist nicht allein beschwerlich und zeitraubend, sondern sie hat auch das Nachtheilige, daß füglich nicht eher damit angefangen werden kann, als bis sämmtliche Truppen die Brücke passirt haben. Folgt nun der Feind auf dem Fuße, so läßt sich leicht ermessen, daß aus der Zerstörung der Brücke nicht viel werden wird. Bei Pfahljochbrücken muß man hauptsächlich die Zerstörung der Jochpfähle zu bewirken suchen, weil, so lange diese noch im guten Stande sind, die Herstellung der Brücke keine so großen Schwierigkeiten hat. Diesen Zweck erreicht man theils durch das Verbrennen derselben, theils dadurch, daß man sie am oder noch besser unter dem Wasserspiegel absägt, oder endlich das

man in die Pfähle 1½ Zoll weite, 10—12 Zoll tiefe Löcher einbohrt, diese mit Pulver ladet und durch dessen Entzündung die Pfähle zu zersplittern sucht. — Schiffbrücken werden entweder verbrannt oder versenkt. Im erstern Falle sind die innern Schiffsräume mit brennbaren Stoffen aller Art anzufüllen und sodann zu zünden. Kann man die Brücke vor dem Zünden an das diesseitige Ufer schwenken, wo sie dem Feinde, der es vielleicht versuchen dürfte, das Feuer zu löschen, unzugänglich ist, so wird der Erfolg dadurch mehr gesichert. Die Ankertaue abzuhauen und die brennende Brück schwimmen zu lassen, ist unter allen Umständen eine nicht zu billigende Maßregel, da die Brücke auf diese Weise dem Feinde leicht in die Hände fallen kann, wie dieß z. B. 1813 mit vielen Fahrzeugen der oberhalb Dresden von den Verbündeten geschlagenen und auf diese Weise zerstörten Schiffbrücke geschah. Soll eine Schiffbrücke versenkt werden, so löst man erst die Rödel- und Streckbalken, haut dann in jedes Schiff einige Löcher mit der Axt, und kappt endlich die Ankertaue. Ueber die in diesem Artikel vorkommenden technischen Mineurausdrücke findet man Erläuterung in den Artikeln Minen- und Minenbau, so wie über diesen Gegenstand überhaupt das weitere Detail in dem technischen Theile des Pionierdienstes, Glogau, 1835 zu ersehen ist. P.

Sprengkugel, gleichbedeutend mit Granathagel (s. d.).

Sprengladung, nennt man das Pulver, welches in die Hohlkugeln geladen wird, um dieselben am Ende ihrer Bahn zu zersprengen, indem die Ladung durch den Zünder Feuer erhält. Sie beträgt bei Handgranaten ¼ bis ½ Pf., bei 7 bis 10pfündigen Granaten, ¾ bis 1 Pfund und bei 25 bis 60pfündigen Bomben 2½ bis 5 Pfund. Je größer die Sprengladung genommen wird, in desto mehr Stücke zerspringt das Geschoß, und um so weiter werden diese Stücke fortgeschleudert. Ry.

Sprengpulver oder Minenpulver, eine geringere Gattung von Schießpulver, welche weniger Salpeter enthält, und wohl auch aus minder reinen Bestandtheilen verfertigt wird. Ry.

Sprengtonnen, gleichbedeutend mit Sturmfaß (s. d.).

Spritzen und zwar die Art, wie die größeren Feuerspritzen, sind ebenfalls als actives Vertheidigungsmittel im Festungskriege vorgeschlagen worden. Diesen eigenthümlichen und etwas sonderbar scheinenden Vorschlag hat der französ. Ingenieur Flachon de la Joumarière gemacht, den aber bereits einzelne Versuche als anwendbar erwiesen haben. La Joumarière will nämlich da, wo die vorhandenen Wasservorräthe es nicht möglich machen, die vordern Theile des Glacis unter Wasser zu setzen, den Feind dort, wenigstens durch die künstliche Anwendung des Wassers, mittelst solcher großen Druckwerke aufhalten. Er beabsichtiget damit einen doppelten Zweck zu erreichen, nämlich den, durch den Wasserstrahl das Sappiren auf dem Glacis aufzuhalten, indem es durch Versuche bestätiget wurde, daß kein Sappeur gegen diesen ankämpfen kann *), und dann auch den Boden allmälig so anzusumpfen, daß der Feind die Sappenarbeit aufgeben muß, was in geeignetem Boden ebenfalls erfolgte. Die Spritzen sollen zu diesem Behuf in den ausspringenden Winkeln des gedeckten Weges der Wassergräben auf-

*) Die französische Regierung ließ nämlich zu diesem Zwecke 1785 einen Versuch anstellen, der völlig befriedigend ausfiel. Eine von 8 Mann bewegte Feuerspritze, dessen Ausgußrohr 6 Linien Oeffnung hatte, trieb das Wasser 96 Fuß weit, und die zum Füllen der Schanzkörbe angestellten Sappeurs waren genöthiget zu entfliehen, weil sie versicherten, sie könnten die Heftigkeit des Wasserstrahls nicht aushalten.

gestellt werden, und zwar unter massiven Deckungen, um hinlänglich gegen Bombenfeuer gesichert zu sein. Vortheilhafter aber scheint es zu sein, sie nicht auf diese Weise permanent zu placiren, sondern sich lieber ihre Mobilität zu erhalten, um sie überall da aufzufahren, wo ihr Gebrauch von Nutzen werden kann. Die erforderliche Sicherung gegen Wurfgeschosse würde man sich dann durch eine schnell aufzusetzende Blockdecke zu verschaffen suchen müssen.

Da man dem Erfinder die Gefahr einwendete, welche Minen seinen Maschinen bringen könnten, so schlug er vor, in den Glacismassen einzelne Gerölladern einzulegen, welche das Wasser in die Tiefe gegen den Mineur führen sollen. Auch dieser Vorschlag scheint versucht und practisch befunden worden zu sein. P.

Spur oder **Gleis**, ist der Abstand der Räder, entweder zwischen den innern Felgenkanten, oder von der Mitte der Felgen an dem einen Rade, bis zur Mitte der Felgen an dem andern Rade gemessen. Sie beträgt bei der östreich. Artillerie 43 Wiener Zoll zwischen den Felgenmitten, bei der preuß. 58½ rheinländ. Zoll, bei der sächs. 48 Dresdner Zoll. Bei der englischen 60 engl. Zoll zwischen den innern Felgenkanten, bei der französ. 56½ Pariser Zoll und bei der russ. 58 Pariser Zoll. — Je größer die Spur, um so größer die Lenkbarkeit der Geschütze und Wagen, und um so kleiner die Gefahr des Umwerfens auf abhängigem Boden. Dagegen läuft man Gefahr, oft in engen Gebirgswegen stecken zu bleiben. Ry.

Stab. Wenn man im bürgerlichen Leben einen Stab sehr oft als Symbol der richterlichen und oberherrschaftlichen Behörde gebraucht und zuweilen selbst einem Gerichte oder einer Behörde diesen Namen beilegt, so erklärt sich die Bedeutung des Wortes in militairischer Beziehung leicht. Der Stab ist sonach die oberste Commandobehörde eines für sich bestehenden Truppentheils. Man unterscheidet dabei **Oberstab**, bei welchem die Mitglieder Officiersrang, und **Unterstab**, bei welchem dieselben nur Unterofficiersrang haben.

Stabskapitain. In der frühern Verfassung der deutschen Heere, wo den Hauptleuten selbst die Sorge für die Ausrüstung, Verpflegung und Completirung ihrer Compagnien überlassen blieb, war die Stelle des Hauptmanns eine der einträglichsten, da demselben in Friedenszeiten die Beurlaubung des größten Theils seiner Mannschaft gestattet war, wenn nur zu den angeordneten Musterungen die Compagnie in vollzähligem Stande und in vollständiger Ausrüstung befunden wurde. Es behielten jedoch zu jener Zeit der Chef des Regiments, der Commandeur, der Oberstlieutenant und in manchen Armeen auch die Majore das Eigenthum einer Compagnie, die sie indessen ihrer dienstlichen Stellung wegen, nicht selbst führen und verwalten konnten. Diejenigen Hauptleute nun, welche die Compagnien der Stabsofficiere führten, hießen Stabskapitaine und genossen von den oft sehr reichen Compagnieeinkünften nur einen geringen Theil, je nachdem der eigentliche Inhaber ihnen einen größeren Antheil für die Verwaltung abtrat oder nicht. Die Kriege des 19. Jahrhunderts mit ihren schnellen Bewegungen und dem Requisitionssysteme, ließen diese veralteten Einrichtungen schnell verschwinden, den Stabsofficieren und Hauptleuten ward das Eigenthum der Compagnien entzogen und sämmtliche Ausrüstung und Verwaltung vom Staate übernommen. Natürlich fielen nun auch die Stabskapitaine weg, denen die jetzigen Hauptleute 2. Classe nur in Hinsicht der geringern Bezahlung gleichzustellen sind. B.

Stabsofficier. Der Officiersstand theilt sich nach alter und allge-

meiner Einführung, in die Rang und Dienststellung bezeichnenden, drei Hauptclassen der General-Stabs- und Subalternofficiere. Die Benennung Stabsofficier begreift die höheren Officiere, welche in der Regel dem Stabe zugehören: die Obersten, Oberstlieutenants und Majore, mithin gewöhnlich die Commandanten der Regimenter, Bataillone, Schwadronen und Artilleriebrigaden, welche den Subalternofficieren vorgesetzt, den Generalen zunächst untergeordnet sind und fast überall von dem Staatsoberhaupte oder Kriegsherrn erwählt und bestätigt werden. Gewöhnlich werden die Majors nicht der Reihefolge nach, sondern nach Verdienst und Brauchbarkeit aus den Hauptleuten (Rittmeistern) gewählt und eben so auch die Majore oder Oberstlieutenants zu Obersten und Regimentscommandanten, ingleichen diese zu Generalen mit besonderer Auswahl befördert. Die Beförderung der Stabsofficiere geschieht fast durchgängig innerhalb der gesammten Waffengattung, der sie angehören. In den meisten Heeren machen sich die Grade der Stabsofficiere durch Abzeichen an den Epaulets, am Portepee, an der Kopfbedeckung und der Pferdeausrüstung ꝛc. kenntlich. Der Stand der Stabsofficiere ist höchst wichtig und vom wesentlichsten Einflusse auf den Geist und die Tüchtigkeit der Truppen, und eine sorgfältige Auswahl derselben bleibt daher höchst berücksichtigungswerth. Hz.

Städte. Die militairische Wichtigkeit derselben richtet sich nach ihrer Größe, Bauart, Lage und Gestalt. Große und wohlhabende Städte sind gute Vorrathskammern für die Armeen, weßhalb man sie dem Feinde nicht gern preisgibt; die politische Gesinnung der Bewohner kommt dabei noch besonders in Betracht. Die Lage kann einer Stadt eine bleibende, aber auch nur eine vorübergehende Wichtigkeit geben. Städte auf Straßenknoten, an Flußbrücken und Defileen gelegen, haben eine bleibende Wichtigkeit, sobald der Kriegsschauplatz in diese Gegend versetzt wird. Diese Wichtigkeit wird noch durch Gestalt und Bauart erhöht, wenn sie die hartnäckige Vertheidigung begünstigen. In Betreff der Umfassung unterscheidet man offene, geschlossene und befestigte Städte. Die offenen Städte haben gewöhnlich eine sehr ausgezackte und unregelmäßige Gestalt und sind deßhalb schwer zu vertheidigen. Die geschlossenen Städte sind von Mauern umgeben, deren mangelhafte Stellen leicht durch Pallisadirungen ꝛc. ergänzt werden können. Bei befestigten Städten hat die Kunst noch Thürme, Graben, vorliegende Werke ꝛc. hinzugefügt (s. Befestigungskunst). Vor einigen Jahrhunderten waren alle Städte von Bedeutung, mehr oder weniger befestigt, und die wohlhabenderen Bewohner derselben, namentlich alle Bürger, nicht nur im Gebrauche der Waffen geübt, sondern auch zur Vertheidigung ihrer Stadt verpflichtet. Der Krieg erhielt dadurch einen eigenthümlichen Charakter, wurde hartnäckiger, blutiger und grausamer; denn da die Bewohner einer eroberten Stadt sich gewöhnlich den größten Mißhandlungen ausgesetzt sahen, boten sie alle Kräfte auf, die Angriffe des Feindes abzuwehren. Noch im 30jährigen Kriege findet man zahlreiche Beispiele von überaus hartnäckiger Städtvertheidigung. Eine gewonnene Feldschlacht brachte dem Sieger unter solchen Umständen selten großen Gewinn, denn der Besiegte fand in der Nähe gute Zufluchtsörter und schützte sich leicht gegen Verfolgung. Nur die großen Vernichtungsschlachten, wie bei Breitenfeld, Lützen, Nördlingen u. A., behaupteten ihren Werth und blieben nicht ohne wichtige Folgen. Durch die Einführung der Haubizen erhielt man jedoch ein Angriffsmittel, dem die Städte nicht lange widerstehen konnten. Aber auch die Kriegführung nahm, in Folge politischer Verhältnisse, allmälig einen andern Charakter an, so daß die Städte viel von ihrer früheren Bedeutung verloren. Man fing daher

an, sie während des Friedens ihrer alten Befestigungen zu berauben, und es gibt jetzt in Deutschland sehr wenig Städte, deren Umfassung in mehr als einer gewöhnlichen Mauer besteht. Ihre Besitznahme ist dadurch um Vieles leichter geworden, zumal da die Bürgerschaft weniger als je geneigt sein möchte, das Beispiel der Bewohner von Münden, Magdeburg, Nürnberg, Regensburg, Saragossa u. v. A. nachzuahmen. In dem spanischen Bürgerkriege erneuern sich jedoch die Scenen der Vorzeit, was in jedem Kriege von ähnlicher Tendenz der Fall sein wird. — Bei Beschreibung der Städte ist auf die Zahl, Größe und Bauart der Häuser, auf die Breite und Richtung der Hauptgassen, auf die Größe und Lage der freien Plätze, der daran stoßenden Kirchen, Schlösser ꝛc., insbesondere aber auf die Beschaffenheit der Umfassung und des angrenzenden Terrains Rücksicht zu nehmen. Die Zahl der Bewohner, ihre Erwerbsquellen und Vorräthe, verdienen gleichfalls Berücksichtigung. Zur Erleichterung der Uebersicht kann man sich der tabellarischen Berichte nebenbei bedienen. Pz.

Städtebefestigung. Eben so wie Dörfer können auch Städte, im Laufe eines Krieges, als militairische Haltpuncte benutzt und in Folge dessen befestigt werden. Von der Wichtigkeit ihrer Behauptung, von der vorhandenen Zeit, den Streitkräften, der eigenthümlichen Beschaffenheit und den Terrainumgebungen hängt es hauptsächlich ab, welche Widerstandsfähigkeit einem solchen Orte, durch Anwendung der Befestigungsmittel, zu ertheilen ist und ertheilt werden kann. Bei nur weniger Zeit kann man sich nur auf Barrikadirungen einlassen, während bei längerer Zeit, durch förmliche Befestigungen, dergleichen Orten eine Festigkeit zu verschaffen ist, wodurch sie den Feind zu einem geregelten Angriff nöthigen, also in die Kategorie provisorischer Festungen zu zählen sind. — Auch bei Städten findet es sich, wie bei Dörfern, daß sie sich mehr oder weniger zu einer längeren Behauptung eignen und durch Anwendung der Befestigungskunst ein erhöhtes Widerstandsvermögen erhalten können. Je größer und weitläufiger eine Stadt ist, je baufälliger und je enger ihre Häuser zusammengedrängt sind, je freier von allen Seiten der Zugang zu ihr ist, und je mehr sie von nahen Höhen eingesehen werden kann, um desto weniger ist sie zu einer flüchtigen Befestigung geeignet. In vielen Gegenden, namentlich auch in Deutschland, findet man aber auch noch viele Städte, an welchen sich die in früheren Zeiten angelegten Befestigungen noch ziemlich gut erhalten haben und bei deren Anlagen schon auf die kriegstaugliche Beschaffenheit der Gegend einige Rücksicht genommen worden ist. Sind solche Städte mit hohen, größtentheils noch ziemlich festen Mauern und überwölbten Thoren, mit einem breiten und tiefen, trocknen oder nassen Graben umgeben, befinden sich darin größtentheils massive Gebäude, breite Straßen und freie Plätze, so wird es dann gewöhnlich möglich, sie in der vorhandenen Zeit und mit den sich darbietenden Mitteln in einen so tüchtigen Zustand zu versetzen, daß sie dann schon zu einer nachdrücklichen Vertheidigung brauchbar sind. Ist aber die alte Wallmauer größtentheils verfallen, eingerissen oder abgetragen, ist sie hinter leicht feuerfangenden Vorstädten versteckt, und wird es dem Feinde durch die nahe Terrainumgebung leicht möglich, sich den nur mangelhaft gedeckten Zugängen der Stadt zu nahen, so wird man die Befestigung einer solchen Stadt gewöhnlich aufgeben müssen, indem dann die Arbeiten und Befestigungen, die man auszuführen nöthig hätte, um sie in einen nur genügend haltbaren Zustand zu versetzen, mit der zu ihrer Ausführung vorhandenen Zeit nicht übereinstimmen würden. — Käme es nun darauf an, eine offene oder doch nur mit gewöhnlichen Befriedigungen umschlossene Land-

ſtadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ſo wird man im Allgemeinen auch größtentheils dieſelben Regeln, wie bei Dorfbefeſtigungen (ſ. d.) anwenden können. Nur durch die Größe, durch die gewöhnliche vollkommenere und feſtere Befriedigung, durch die im Innern mehr geſchloſſene und geordnete Lage der Häuſer und Straßen, durch die ſich häufiger vorfindenden größeren freien Plätze werden einige Modificationen herbeigeführt, welche hier noch angeführt werden ſollen. — Bei einer größeren Feſtigkeit und Vollſtändigkeit der äußeren Befriedigung wird ſich der Angriff und deßhalb auch die erſte Befeſtigung auf die vorhandenen Eingänge beſchränken können, weßhalb dieſe durch Barrikaden oder Traverſenabſchnitte zu verſperren, durch Tambours oder wohl auch durch Fleſchen oder Lünetten, die ſich an den Mauern oder an befeſtigte Gebäude ꝛc. anſchließen und durch ſie flankirt werden, ſo wie jene durch ihre Bruſtwehren die Umfaſſung beſtreichen, zur hartnäckigen Vertheidigung einzurichten ſind. Die zwiſchen dieſen Eingängen erforderlichen Communicationen werden weniger leicht geöffnet werden können, als dieß bei Dörfern möglich iſt, weßhalb man dazu meiſt nur die geeignetſten Straßen benutzen kann. Uebrigens ſind aber auch noch bei hinlänglicher Anzahl der Vertheidiger, die zwiſchen den befeſtigten Eingängen befindlichen Theile des Stadtumfanges, wie bei Dorfumfaſſungen, zu beſetzen, zu befeſtigen und namentlich die etwa vorhandenen Lücken und ſchadhaften Stellen gehörig zu verwahren. — Sind dieſe äußeren Sicherheitsanordnungen ſo weit beendiget, ſo ſorgt man nun auch für die im Innern zu treffenden Vertheidigungen, oder man läßt dieſe ſelbſt gleichzeitig mit den äußern ausführen, ſobald man nur die dazu erforderlichen Mittel und Arbeiter zuſammenbringen kann. Den Mittelpunct der Vertheidigung wird gewöhnlich der Markt bilden. Auf ihm iſt in der Regel der vortheilhafteſte Aufſtellort für die Hauptreſerve. Das Rathhaus, die Kirche oder ſonſt ein auf dem Markte liegendes dazu geeignetes Gebäude, wird zum Reduit eingerichtet. Wo ein ſolches Reduit nicht aufzufinden iſt, richtet man den Markt durch Barrikaden oder Traverſen in den dorthin führenden Straßen zu einer geſchloſſenen Verſchanzung ein. Da die Eckhäuſer am Markte gewöhnlich einen Eingang von dort her und einen zweiten von der nach dem Markte führenden Straße haben, ſo müſſen die ſchließenden Sperrungen ſo weit vorgerückt werden, daß ſie den letztern Ausgang hinter ſich haben, damit der Feind den Durchgang durch die Eckhäuſer nicht benutzen kann, die zugleich auch beſetzt und zur Vertheidigung eingerichtet werden. Daſſelbe gilt von der Sperrung und Vertheidigung der Brücken und wichtigſten Straßenknoten im Innern der Stadt.

Iſt der zu vertheidigende Ort mit leicht entzündlichen Gebäuden angefüllt, ſo wird eine geordnete Vertheidigung und Verbindung der aufgeſtellten Truppen im Innern und am Umfange durch die brennenden Straßen gehindert, weßhalb man dann zum Reduit ein iſolirt oder außerhalb hierzu paſſend gelegenes maſſives Gebäude, Gehöfte oder Stadtviertel, einrichtet, und dann noch von den übrigen Local- und Terrainbeſchaffenheiten ſo viel Vortheil als möglich zu ziehen ſucht.

Um Verirrungen der Truppen und Umgehungen während des Gefechtes zu vermeiden, iſt die Bezeichnung der Communicationen und die Sperrung der Seitenſtraßen ſorgſam anzuordnen und auszuführen. — Bei vorhandener Zeit kann man auch noch, wenn die ſchon befeſtigten Thore und Haupteingänge weit auseinander liegen, vor den ausſpringenden und eingehenden Winkeln der Umfaſſung Befeſtigungen anlegen, durch welche

ſich dann die Werke gegenſeitig flankiren und die zwiſchen liegenden Befriedigungen kräftiger beſtreichen können.

Hat aber eine Stadt noch Ueberreſte alter Befeſtigung, wird ſie z. B. durch eine alte Wallmauer umſchloſſen, die von einer Breſche durch Feldgeſchütz ſo leicht nichts zu fürchten haben wird, ſind die zur flankirenden Vertheidigung beſtimmt geweſenen Thürme und vielleicht auch noch ein alter Wallgraben vorhanden, ſo findet man leicht Gelegenheit, eine ſolche Stadt mit geringen Nachhilfen zu einer hartnäckigen Vertheidigung vorzubereiten. Die zu dieſem Zwecke zu treffenden Vorkehrungen beſtehen dann hauptſächlich in Folgendem:

Zunächſt ſind die ſchadhaften Stellen der alten Wallmauer auszubeſſern und vorhandene Lücken am zweckmäßigſten durch eine hinlänglich ſtarke Bruſtwehr zu ſchließen. Iſt die Stelle zur Seitenvertheidigung der Mauer geeignet, ſo kann man die Bruſtwehr in Form einer gewöhnlichen oder abgeſtumpften Flesche vor die Mauerlücke legen. Zu niedrige Mauerſtellen muß man durch zweckmäßige davor oder dahinter angebrachte Hinderniſſe gegen Sturm zu verwahren ſuchen. — Die etwa vorhandenen alten Thürme oder Rondele werden ebenfalls wieder zur Vertheidigung vorgerichtet. Haben ſie vielleicht kaſemattirte Vertheidigungsräume, in welchen man Geſchütz aufſtellen könnte, ſo wird dieſes mit wirkſamem Erfolg den Mauerfuß mit Kartätſchen beſtreichen können. Fehlen dergleichen Thürme oder vorſpringende Theile, ſo kann man bei vorhandener Zeit, zur Erzielung einer Flankirung mit Kleingewehr, die Mauer an ſchicklichen Stellen 5 Fuß hoch und 6 Fuß breit durchbrechen, und vor die Oeffnung ein kleines flankirendes Werk, ein Blockhaus oder eine Caponiere ſo legen, daß dadurch zugleich die Communicationsöffnung in der Mauer maskirt wird. Außerdem ſind gleichzeitig die Communicationen zu den Thürmen oder zu dieſen flankirenden Befeſtigungen, ſo wie überhaupt hinter und auf die Mauer zu eröffnen, ſoweit dieſes nämlich möglich und nothwendig wird. — Sind maſſive oder hölzerne Grabenbrücken vorhanden, ſo kann man den unter ihnen befindlichen Raum oft auch zu einer Grabenbeſtreichung benutzen. Bei naſſen Gräben ſind auf Flöſſen ſchwimmende Caponieren zu erbauen und bei Holzbrücken muß die Brückenbahn die angemeſſene Verſtärkung gegen Wurfgeſchoſſe erhalten. Was die Wallmauer ſelbſt anbelangt, ſo hängt ihre Benutzung zur Vertheidigung ſehr von ihrer Beſchaffenheit ab. Gewährt ihre Höhe Sturmſicherheit, hat ſie vielleicht noch zum Theil die alten Mauerzinnen und Maſchikulis, ſo ſind dieſe Stellen ſehr vortheilhaft zur Infanterievertheidigung zu benutzen, und man wird ſich auch hier mit wirkſamem Erfolg der Sturmbalken bedienen können. Findet man aber vielleicht nur eine niedere mit Creneaux verſehene Mauer vor, ſo muß man dieſe in brauchbaren Zuſtand ſetzen, und wo es nöthig iſt, vielleicht auch noch neue Creneaux durchbrechen; außerdem kann man wohl auch ſtatt dieſer eine Vertheidigung über die Mauer hinweg durch dahinter angebrachte Gerüſte zu Stande bringen. — Einzelne maſſive Häuſer, dicht an der Stadtmauer oder hinter derſelben, können durch ihre günſtige Lage oder durch ihre überragende Höhe für die Mauervertheidigung von großem Nutzen ſein; auch gleichzeitig als Abſchnitte der Mauerſtraße benutzt werden. Sie ſind deßhalb zur Vertheidigung einzurichten und zwiſchen ihnen und den Mauern eine gedeckte Verbindung anzulegen. — Die Thore als die Hauptpuncte der Umfaſſung, durch welche der Feind es gewöhnlich verſuchen wird, in die Stadt einzudringen, erfordern bei der Befeſtigung eine Hauptbeachtung. Am beſtigſten ſucht man ſie durch eine vorgelegte Flesche oder Lünette zu [illegible]

deren Kehle sich bei einem vorhandenen Stadtgraben an die Contrescarpe desselben anschließt. Das Profil dieser Werke muß die dem Zwecke entsprechende Stärke erhalten, und das Innere so räumlich erbaut werden, daß man auf jeder Seite wenigstens ein Geschütz zur Flankenvertheidigung aufstellen kann, und außerdem noch den nöthigen Platz zu einem fahrbaren Ausgang behält. Der Graben ist durch Hindernisse zu verstärken, und muß sich auf beiden Seiten so in den Stadtgraben ausmünden, daß er von den dahinter liegenden Theilen der Stadtmauer der Länge nach bestrichen werden kann, weßhalb man auch diese Stellen der Stadtmauer besonders in tüchtigen Vertheidigungsstand zu setzen hat. Sollte kein Stadtgraben vorhanden sein, so müssen sich die Seiten des Werkes an die Stadtmauer anlehnen, an welchen Stellen Kanonen so aufzustellen sind, daß man den Mauerfuß mit Kartätschen kräftig bestreichen und die etwa zu unternehmende Leitersteigung dadurch behindern könnte. Befänden sich vor der Mauer Gegenstände, die diese flankirende Vertheidigung behinderten, so müssen selbige beseitiget werden. — Was die Thorverschlüsse selbst anbetrifft, so richtet sich ihre Verwahrung nach der vorgefundenen Beschaffenheit. Sind Thorflügel vorhanden, so müssen diese, sobald sie schwach im Holze sind, durch angenagelte Bohlen oder Eisenschienen verstärkt und crenellirt werden, fehlen sie aber, so muß man dergleichen anfertigen lassen. Sind, wie man es in alten Thoren oft noch vorfindet, Vorrichtungen zu Versperrungen, wie Fallgitter und dergleichen vorhanden, so sind diese wieder herzustellen und die Plattform des Thorthurmes ist zur Vertheidigung vorzurichten. — Was die innern Anordnungen zur Vertheidigung betrifft, so sind diese ganz analog, wie vorher beschrieben wurde, auszuführen. P.

Stadt- und Straßengefechte. Was von der Vertheidigungsfähigkeit der Dörfer (s. d.) gesagt wurde, gilt auch von den Städten. In Städten, welche keine schützende Umfassung, noch dazu viel offene Eingänge, leicht entzündbare Gebäude, enge und unregelmäßige Gassen, auch wenig freie Plätze haben, ist ein hartnäckiger Widerstand kaum denkbar, und der Besitz des Orts wird im Laufe des Gefechts bald an diese, bald an jene Partei übergehen, ohne einer derselben erhebliche Vortheile zu gewähren. Ganz anders verhält es sich, wenn die äußere und innere Beschaffenheit der Stadt einer methodischen Vertheidigung günstig ist, wozu hauptsächlich Mauern, Thore, lange und breite Straßen, große freie Plätze, eine vortheilhafte Lage der Hauptgebäude ꝛc. gehören. Die Stadtmauern sind gewöhnlich von solcher Höhe, daß sie ohne Hilfe der Leitern gar nicht überstiegen werden können, und der Angreifer wird dann genöthigt, den Stier (wie das Sprichwort sagt) bei den Hörnern zu packen, d. h. die Thore zu erstürmen, was immer mit großem Verluste verbunden sein wird. Ueber die Art und Weise, wie eine Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen sei, darüber siehe Städtebefestigung. Die Verwendung der Truppen, und die von denselben zur Erhöhung des Widerstandes anzuwendenden Mittel, weichen in mancher Hinsicht von dem Verhalten bei Dorfgefechten ab, und verdienen deßhalb besondere Erwähnung.

Da jede mit Mauern und Thoren versehene Stadt in der Regel auch kleine Vorstädte, wenigstens Häusergruppen vor den Thoren hat, welche die gedeckte Annäherung bis auf wirksame Gewehrschußweite erleichtern; da ferner die Anzündung oder Abtragung jener Häusergruppen selten zulässig oder ausführbar ist, die besondere Vertheidigung derselben aber ihre besonderen Nachtheile hat, indem der Angreifer mit den Vertheidigern der Vorstadt leicht zu gleicher Zeit durch das Thor dringen kann; — so muß man die

Stadtmauer mehr als örtliches Hinderniß, denn als Bruſtwehr betrachten und ſie mithin nur ſchwach beſetzen, die meiſte zur Vertheidigung der Umfaſſung beſtimmte Kraft aber gegen die Thore verwenden. Wenn es die Zeit geſtattet, wird man jedoch alle in der Vorſtadt befindliche Leitern, und was ſonſt zur Erſteigung der Mauern dienen könnte, dem Feinde entziehen. Der Befehlshaber der dortigen Wachpoſten muß ein ganz zuverläſſiger Mann und angewieſen ſein, ſich ſchnell durch das Thor zurückzuziehen, ſobald der Feind die Vorſtadt zu ſtürmen beginnt; eine übel verſtandene Ritterlichkeit in der Vertheidigung kann die nachtheiligſten Folgen haben. — Iſt man über dieſen Punct mit ſich im Klaren, ſo werden die weiteren Anordnungen ſich leicht von ſelbſt ergeben. So lange der Feind noch außerhalb der Stadtmauer iſt, hat man nur die Kugeln ſeiner Schützen und die Hohlgeſchoſſe zu fürchten. Gegen erſtere ſchützt man ſich am beſten dadurch, daß man die Vertheidiger der Mauer möglichſt wenig bloßſtellt, ſie alſo lieber in die nächſten Häuſer, als auf ein angebrachtes Banquet poſtirt; die letzteren laſſen ſich nicht ſo leicht unwirkſam machen, doch wird man die Hauptreſerven lieber in einzelnen Compagnien oder Bataillonen, als in größeren Maſſen aufſtellen, weil ſie in den nächſten Seitengaſſen weniger als auf den großen freien Plätzen gefährdet ſind, und gleichwohl dieſelben Dienſte leiſten können. — Sobald aber der Feind in das Innere der Stadt dringt, hat man jede Waffengattung, ſelbſt die Cavalerie, zu fürchten und muß alſo ihre Wirkſamkeit möglichſt zu ſchwächen ſuchen. Es iſt daher gut, wenn man die Hauptſtraßen, welche nicht durch Geſchützfeuer frei gehalten werden können, durch Barrikaden ſperrt, von den Kothſchleuſen die Bohlen aufheben, und die Thüren derjenigen Häuſerreihen verrammeln läßt, welche die Vertheidiger im Innern beſetzen ſollen. Ueberdieß müſſen Anſtalten getroffen werden, daß die Communication in den Häuſerreihen ſelbſt geſchehen, und jede Feuersgefahr ſchnell beſeitigt werden kann. So viel im Allgemeinen.

Was die Vertheilung der Truppen betrifft, ſo gelten faſt dieſelben Grundſätze, wie bei Vertheidigung der Dörfer, nur ſtellt man, wie bereits geſagt, weniger Mannſchaft zur Vertheidigung der Umfaſſung, mehr zur Vertheidigung der Thore auf, wobei die nahe gelegenen Häuſer beſondere Beachtung verdienen. Die zur Vertheidigung der Thore beſtimmten Abtheilungen müſſen ſo poſtirt ſein, daß ſie die Spitze der eindringenden Colonne concentriſch beſchießen und ſich dann mit dem Bajonet auf dieſelbe ſtürzen können. Sind einige Geſchütze hierzu verwendbar, ſo ändert ſich die Sache. Die Entfernung des Punctes, auf welchem die zur Thorvertheidigung beſtimmten Geſchütze aufgeſtellt werden können, hat großen Einfluß auf die Verwendung der Infanterie. Führt z. B. eine lange gerade Gaſſe aus dem Innern der Stadt nach dem Thore, ſo wird es am beſten ſein, die Geſchütze auf Viſirſchußweite davon aufzuſtellen, um die feindliche Sturmcolonne wirkſam mit Kugeln beſchießen zu können. Die Infanterie wird in dieſem Falle in die nächſten Häuſer vertheilt. Sollten ſich rechts und links vom Thore Seitengaſſen befinden, ſo müſſen dieſelben durch Barrikaden geſperrt und geſchloſſene Trupps dahinter geſtellt werden. — Muß man hingegen, wegen Mangels an Raum, die Geſchütze ſo nahe ſtellen, daß nur mit kleinen Kartätſchen geſchoſſen werden kann, ſo wird man zu beiden Seiten auch geſchloſſene Infanterietrupps aufſtellen müſſen, weil es außerdem möglich wäre, daß der Feind dem Feuer trotzte, die nächſten Häuſer werden aber ebenfalls durch Schützen beſetzt. — Die Errichtung von Barrikaden und andern Bewegungshinderniſſen im Innern ſetzt viel Umſicht voraus, wenn ſie nicht auch dem Vertheidiger hinderlich werden ſollen. Man wird

alſo vorher erwägen müſſen, welche Gaſſen oder Stadttheile nach Verluſt der Thore ohne örtlichen Widerſtand geräumt werden dürfen und wo die Hauptvertheidigung eintreten ſoll. Hierzu muß man einen Stadttheil wählen, welcher den Vortheil eines concentriſchen und überlegenen Feuers, vielleicht ſelbſt Gegenangriffe durch einzelne Reiterzüge geſtattet, und das wird faſt immer ein großer freier Marktplatz ſein. Die Häuſer an demſelben müſſen beſonders ſtark beſetzt und im Erdgeſchoß zur Vertheidigung eingerichtet werden. Alles, was ſich aus den verlaſſenen Gaſſen und Häuſern auf die Hauptmacht zurückzieht, muß Seitengaſſen einſchlagen, in denen auch kleine Trupps aufgeſtellt werden können, um den unvorſichtig vordringenden Feind in der Flanke anzugreifen. — Eine allgemeine Reſerve weiter rückwärts darf niemals fehlen, denn der Gang eines ſolchen Gefechts wird immer etwas anders ſein, als man ſich bei Feſtſtellung der Vertheidigungsart gedacht hat. Am Schwierigſten iſt unſtreitig die Leitung des Gefechts. Sollte der größere Theil der Stadt von einem rückwärts gelegenen Thurme überſehen werden können, ſo wird man ſich der telegraphiſchen Zeichen (Fahnenſignale) vielleicht mit Vortheil bedienen können, um die eintretenden Gefechtsmomente dadurch anzudeuten, worauf das Weitere durch Befehle angeordnet wird.

Muß man die Vertheidigung der Stadt aufgeben, ſo zieht die Cavallerie zuerſt, die Infanterie zuletzt ab, und ſucht das Ausgangsthor ſo lange als möglich zu behaupten, wobei auch einige Geſchütze mitwirken können. Es hat Fälle gegeben, in welchen die Aufſtellung von Geſchützen in den Thoren ſelbſt von Nutzen geweſen iſt. Im Allgemeinen iſt aber dieſe Maßregel nicht zu empfehlen, weil die Geſchütze in einiger Entfernung von dem Puncte, welchen ſie dem Gegner ſtreitig machen ſollen, immer eine größere Wirkung hervorzubringen vermögen. — Ob die Einwohner zur Vertheidigung aufzufordern, oder davon abzuhalten ſind, hängt ſo ſehr von Umſtänden ab, daß ſich hierüber nichts beſtimmen läßt. Sollte man aber Mißtrauen gegen ſie hegen, ſo müſſen ſie vorher entwaffnet, und einige der angeſehenſten Perſonen als Geiſeln in Verwahrung gebracht werden.

Der Angriff auf eine Stadt, ohne Mitwirkung der Artillerie, iſt immer ein gewagtes Unternehmen, wenn man nicht eine moraliſche Ueberlegenheit hat, und auch dann wird er öfterer ſcheitern als gelingen. Wenn es alſo die allgemeinen Verhältniſſe nur einigermaßen geſtatten, ſo ſuche man den Ort zu umgehen. Aber häufig ſperren Städte den Zugang zu Brücken und andern Defileen, und dann bleibt nichts übrig, als ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. — Das ſicherſte Mittel, die Vertheidigungsanſtalten im Innern unwirkſam zu machen, iſt das gleichzeitige Eindringen mit den zur Vertheidigung der Vorſtädte aufgeſtellten Truppen. Man muß alſo Alles aufbieten, den Feind daſelbſt feſtzuhalten und ihn zur Annahme eines ſtehenden Gefechts zu verleiten; die Individualität und die Gewohnheiten des Gegners ſind mithin vorzugsweiſe zu berückſichtigen und haben auf den glücklichen Ausgang des Gefechts den größten Einfluß. Je tapferer und kampfluſtiger der Vertheidiger iſt, deſto leichter wird er den Fehler begehen, keinen Schritt breit ohne Kampf zu weichen. Scheint nun auch ein ſolches Verfahren mit den allgemeinen Grundſätzen der Vertheidigung völlig übereinzuſtimmen, ſo gibt es doch Fälle, in welchen dadurch mehr verloren als gewonnen wird, weil das Abbrechen eines Lokalgefechtes immer ſehr ſchwierig iſt, und die lebhafte Verfolgung mancherlei Unordnungen, Mißverſtändniſſe und Mißgriffe des Vertheidigers herbeiführt, auch wenn das moraliſche Element nicht darunter leiden ſollte. — Um den Gegner zur Vertheidigung

der Vorstädte zu verleiten, muß man seine eigene Stärke möglichst zu verbergen suchen, und die zum Angriffe bestimmten Abtheilungen nur allmälig verstärken. Ist das Gefecht in den Vorstädten einmal im Gange, dann sucht man einige Compagnien, von entschlossenen Officieren geführt, in die Nähe der Thore zu bringen, und befiehlt ihnen, dem weichenden Feinde auf dem Fuße zu folgen. In der ersten Verwirrung wird es ihnen nicht schwer fallen, sich der nächsten Häuser zu bemächtigen und hierdurch das Nachrücken frischer Truppen zu erleichtern. — Sollte der Feind die Vorstädte ohne Widerstand räumen, so wird der Angriff schwieriger, und man muß Anstalten treffen, die Stadtmauer an solchen Puncten zu ersteigen, welche am schwächsten vertheidigt werden. Kann man Bresche schießen, so ist das nicht zu unterlassen. Jedenfalls müssen aber die Haubizen die freien Plätze der Stadt mit Granaten bewerfen. Reiterpatrouillen umgehen inzwischen die Stadt, um von dem Kenntniß zu nehmen, was sich hinter derselben befindet oder zuträgt. — Ist der Angreifer glücklich in die Stadt gedrungen, so muß er vor Allem Sorge tragen, daß er nicht wieder hinaus geworfen werde. Während also die vordersten Abtheilungen den weichenden Feind lebhaft verfolgen, werfen sich andere in die nächsten Häuser und richten sich sofort zur Vertheidigung ein. — Nachdem man sich mit der Lokalität und mit den Vertheidigungsanstalten im Innern bekannt gemacht hat, wird zum weiteren Angriffe vorgeschritten, wobei Häusergefechte möglichst vermieden werden müssen. Um sich jedoch gegen das Feuer aus den Häusern zu schützen, läßt man an beiden Seiten derselben dichte Blänkerreihen aufstellen, welche auf die gegenüber stehenden Häuser ein ununterbrochenes Feuer richten, während die Sturmcolonnen in der Mitte der Straße vorgehen. Am gefährlichsten ist es, wenn der Feind aus den Kellerfenstern schießt. Das Feuer aus dem Erdgeschoß und den obern Stockwerken kann leichter paralleliſirt werden. — Sollte die Hauptstraße stark barrikadirt sein, so muß man entweder Geschütze vorbringen oder Sturm laufen. Um sich gegen plötzliche Flankenangriffe sicher zu stellen, werden kleine Reitertrupps in alle Seitengassen gesendet und angewiesen, bis in die Nähe des Marktplatzes vorzudringen.

Durch diese Maßregeln wird es möglich, eine sachgemäße Disposition zum Angriffe der feindlichen Hauptmacht zu entwerfen, die sich natürlich ganz nach den Umständen richten muß. Es versteht sich von selbst, daß an der Spitze aller größern und kleinern Sturmcolonnen Zimmerleute und Soldaten mit Aexten, Brechstangen u. s. w. befinden müssen, um die Thüren derjenigen Gebäude zu öffnen, deren man sich zur Sicherstellung der weiteren Angriffe durchaus bemächtigen muß. Einige Artilleristen mit Pulversäcken und andern Sprengmitteln werden hierbei gute Dienste leisten; nur hüte man sich vor ähnlichen Unglücksfällen, wie sie die Franzosen in Constantine erlebten.

So lange man sich nicht eines Stadttheils bemächtigt hat, bringe man nicht zu viele Truppen in die Stadt, sie vermehren nur die nicht ganz zu vermeidende Unordnung und auch die Verluste durch Geschützfeuer. Oft ist es besser, die allgemeine Reserve außerhalb und gegen den Ausgang zu verwenden, als sie in die Stadt rücken zu lassen, worüber jedoch nur Lokal-, Terrain- und sonstige Verhältnisse entscheiden können. — Ein so hartnäckiger Kampf in den Häusern, wie zu Saragossa (s. d.), gehört zu den Ausnahmen von der Regel; die dort angewendeten Angriffsmittel sind mithin nur in ähnlichen Fällen nöthig. Soviel ist aber gewiß, daß der An-

greifer den beſten Erfolg von der Wirkſamkeit ſeines Feuers erwarten muß; wer, nach dem Vorſchlage eines engliſchen Officiers, ſich hierbei nur des Bajonets bedienen wollte, würde mit zerſchoſſenen Gliedern wieder abziehen müſſen, wenn er nicht — Memmen zu Gegnern hat.

Pz.

Stadtlohn. Städtchen an der Berkel, im Regierungsbezirk Münſter.

Schlacht am 10. Auguſt 1623.

Nach Eroberung der Unterpfalz erhielt Tilly (ſ. d.) vom Kaiſer Ferdinand den Auftrag, die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes zur Einſtellung ihrer Kriegsrüſtungen zu ermahnen, und jedes Wiederauftreten der Anhänger des Kurfürſten von der Pfalz mit Gewalt zu verhindern, weßhalb er die Winterquartiere in der Landgrafſchaft Heſſenkaſſel bezog. Als aber Herzog Chriſtian von Braunſchweig (ſ. d.) im Juni 1623 abermals Truppen warb und mit einem Heere von 22,000 M. und 15 Kanonen bei Nordheim erſchien, marſchirte Tilly nach Duderſtadt, um zu ſehen, was ſein Gegner eigentlich beabſichtige. Dieſer war mit ſeinen Truppen auf 3 Monate in niederſächſiſche Dienſte getreten, aber jetzt derſelben entlaſſen worden, weil er laut verkündigt hatte, daß er nächſtens in Böhmen einfallen wolle. Tilly benutzte dieſen Umſtand zu Chriſtian's Vertreibung, was ihm bei der größern Anzahl und Kriegserfahrung ſeiner Truppen nicht ſchwer wurde. Der Herzog wich Anfangs durch einen ſchnellen Marſch nach Osnabrück jedem Angriffe aus, Tilly blieb ihm jedoch ſtets zur Seite, und griff den 8. Auguſt bei Steinfurt an der Aa die braunſchweigiſchen Vorpoſten ſo plötzlich an, daß Chriſtian noch in derſelben Nacht den Rückzug über die Vechte und Dinkel fortſetzte und bei Aahauß eine ſtarke Vertheidigungsſtellung nahm. Tilly folgte ihm auf dem Fuße; ſeine Truppen verſtanden jedoch beſſer die vielen örtlichen Hinderniſſe zu überwinden, als die Truppen Chriſtian's ſie zu benutzen. In kurzer Zeit waren die Brücken über die Aa erzwungen und Tilly ſtand ſchon in Begriff die hinter der Stadt aufgeſtellte Hauptmacht des Herzogs anzugreifen, als dieſer den Rückzug gegen Stadtlohn antrat. Der Weg dahin führt durch einen Engpaß, der Lohner Bruch genannt, wohin Oberſt Knipphauſen mit 2 Infanterieregimentern vorausgeſchickt wurde, um durch deſſen Beſetzung das Ueberſchreiten der Berkel und die Beziehung einer Stellung hinter dieſem Fluſſe zu decken. Indeſſen war der Rückzug ſo eilig, daß Knipphauſen's Truppen ſelbſt in Unordnung kamen. Die Entmuthigung wurde noch größer, als Tilly am folgenden Morgen (d. 10. Aug.) mit ſeinem 30,000 M. ſtarken Heere erſchien, und ſofort zum Angriffe ſchritt. Knipphauſen wurde nach kurzem Widerſtande über die Brücke geworfen, bevor der Herzog ſeine Truppen völlig in Schlachtordnung ſtellen konnte, und lebhaft verfolgt. Der Kampf wurde nun allgemein und mit großer Erbitterung geführt. Nach einer Stunde hatte Tilly einen vollſtändigen Sieg erfochten, das ganze Geſchütz, Gepäck und 80 Fahnen erobert, das Heer ſeines Gegners zerſtreut. — Dieſes 3tägige Rückzugsgefecht koſtete dem Herzoge 4000 Todte und Verwundete; er ſelbſt entkam nur mit 3000 Reitern über Hollands Grenze, wo die Verfolgung aufhörte. Knipphauſen ſollte mit ſeinem Kopfe für dieſen Unfall büßen, wurde aber begnadigt. — (Literatur wie bei Oldendorf.)

Pz.

Staffarda, piemonteſiſche Abtei in der Provinz Saluzzo.

Schlacht am 18. Auguſt 1690.

In dem erſten Jahre des Krieges, welchen Ludwig XIV. gegen Kaiſer Leopold I. und dem Herzog Victor Amadeus von Savoyen in Oberitalien

führte, übertrug er dem Generallieutenant Catinat den Befehl über ein französisches Corps, das aus 19. Bat., 7 Dragoner- und 8 Cavalerieregimentern bestand, und nicht mehr als 12,000 M. zählte; doch waren es lauter alte gediente, an Kriegsstrapazen gewöhnte Truppen, welche mit besonderer Liebe an ihrem Feldherrn hingen. An der Spitze dieses Corps rückte Catinat über Pignerol in die piemontesischen Ebenen herab und verheerte dieselben bis unter die Thore von Turin. Victor Amadeus hatte um dieselbe Zeit bei Turin ein Heer von 18,000 M. zusammengebracht. Dasselbe bestand aus 8000 Spaniern, 3000 Schweizern und 7000 Italienern. Von Seiten Oestreichs war ihm ein Hilfscorps von 7000 M. unter dem Prinzen Eugen von Savoyen zugesagt, das sich bereits nach Piemont auf dem Marsche befand. Der Herzog von Savoyen, auf die Ueberzahl seiner Truppen rechnend, wollte nicht länger unthätiger Zeuge der Verheerung seines Landes sein, brach daher von Turin auf und nahm Stellung bei Villa franca, wo er sich verschanzte. Catinat wich nach Cavore zurück. — Prinz Eugen von Savoyen hatte unterdessen zu Wien den Abmarsch des kaiserlichen Hilfscorps nach Italien möglichst beschleunigt. Er selbst brennend vor Begierde, sich mit den Truppen Ludwig's XIV., der einst seine Dienste so schnöde zurückgewiesen hatte, zu messen, war jenem Hilfscorps vorausgeeilt, und traf Anfang Augusts in dem Lager bei Villa franca ein. Hier fand er den Herzog entschlossen, den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Vergeblich bemühte sich Eugen, ihn von diesem Vorsatze abzubringen, indem er ihm vorstellte, welcher Unterschied zwischen seinen meist neuausgehobenen Truppen und zwischen den alten kriegsgewohnten Soldaten Catinat's bestehe; wie nothwendig es daher sei, die Ankunft des kaiserlichen Hilfscorps abzuwarten, wodurch das Gleichgewicht zu seinem Gunsten hergestellt werde. Victor Amadeus berief sich auf die bekannte Langsamkeit der Deutschen. Wolle er die Ankunft derselben abwarten, so werde unfehlbar die günstige Jahreszeit verstreichen; unterdessen fahre Catinat ungehindert fort, sein Land zu verheeren und nehme eine Stadt um die andere in Besitz. Den Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun, gebe es nur ein Mittel: eine Schlacht zu liefern. Hierzu sei er entschlossen und sein Heer stärker als das feindliche. Der Nachtheil minder geübter Truppen, gleiche sich durch seine genauere Kenntniß des Terrains aus. Auf Catinat's Kriegserfahrung und großes Feldherrntalent, welche Eugen andeutete, legte Victor Amadeus, voll Selbstzuversicht, keinen Werth.

Catinat fuhr indessen in dem Versuche fort, seine Gegner durch Märsche zu Fehlern zu verleiten. Am 17. Aug. brach er aus dem Lager bei Cavore auf und setzte sich gegen Saluzzo in Marsch, woselbst Victor Amadeus unter dem Schutze von 3000 M. beträchtliche Vorräthe an Getreide und Mehl aufgehäuft hatte. Catinat scheint seiner Sache ziemlich gewiß gewesen zu sein, denn noch an demselben Tage schrieb er an den König: „Ich setze mich so eben zur Einnahme von Saluzzo in Marsch, wo sich bedeutende Magazine befinden. Da ich genöthigt bin, auf diesem Marsche dem Feinde die linke Flanke zu bieten, so ist es wahrscheinlich, daß er seine verschanzte Stellung bei Villa franca verläßt. In diesem Falle werde ich Saluzzo aufgeben, ihm die Hälfte des Weges entgegen gehen und ein Treffen liefern." Den Marsch nach Saluzzo, auf welchem der Po überschritten werden mußte, ordnete Catinat in 3 Colonnen an, welche parallel mit einander zogen. Der Brigadier Montgomery deckte mit 400 Reitern die äußerste gegen den Feind gekehrte linke Flanke; das Geschütz und das Gepäcke bildeten die äußerste rechte Flügelcolonne. Die Infanterie und der

Rest der Reiterei marschirte in der Mitte. Die Entfernung von Cavor nach Saluzzo beträgt etwa 3¼ Stunden. Eine halbe Stunde dießseits Saluzzo führt die Straße über den Po, der, in dieser Gegend noch ein unbedeutendes Gewässer, im hohen Sommer leicht überschritten werden kann. Nachmittags um 3 Uhr langten 2 französische Infanteriebrigaden vor Saluzzo an, wo sie sich nach einem unbedeutenden Gefechte einiger vor der Stadt liegender Klöster bemächtigten, als von dem Brigadier Montgomery die Meldung bei Catinat einging, der Herzog von Savoyen sei mit seinem Heere in mehreren Colonnen von Villa franca her im Anmarsche. — Catinat, dessen Voraussetzungen sich jetzt zu verwirklichen begannen, ertheilte sogleich Befehl, sämmtliche Truppen über den Po zurückzuführen und Saluzzo aufzugeben. Er selbst eilte zu Montgomery's Seitencorps, um des Feindes Bewegungen zu beobachten, allein die einbrechende Nacht verhinderte ihn hieran. Er beschränkte sich daher darauf, seine zweite Linie nebst der Reiterei dem Feinde gegenüberzustellen. Noch in der Nacht mußte die erste Linie vor derselben aufmarschiren, welche Bewegung in größter Stille und Ordnung ausgeführt wurde. Am Morgen des 18. Aug. ließ Catinat sein Gepäcke auf den rückwärtigen Bergen eine Wagenburg formiren, zu deren Deckung er 4 Regimenter Milizen nebst einigen Abtheilungen Dragoner absendete. Sämmtliches Geschütz, im Ganzen 16 Kanonen, stellte er vor der ersten Linie auf.

Unterdessen hatte der Herzog von Savoyen, statt, wie es sein anfänglicher Entschluß gewesen war, angriffsweise zu Werke zu gehen, sich am 17. durch die zweite Linie der Franzosen täuschen lassen, indem er das ganze französische Heer in voller Schlachtordnung vor sich zu haben wähnte. Es schien ihm, als habe er sich zu weit vorgewagt; er suchte daher diesen Fehler dadurch gut zu machen, daß er sich in der Nacht vom 17. auf den 18. Aug. in eine vortheilhafte Defensivstellung zurückzog. Diese fand er in der Nähe der Abtei Staffarda, etwa auf halbem Wege zwischen Cavore und Saluzzo, auf dem linken Ufer des Po. Seine rechte Flanke deckten kaum zugängliche Sümpfe und mehrere Casinen, die, durch Hecken und Gräben mit einander verbunden, sich sehr zur Vertheidigung eigneten; auch war ein Theil der Front durch morastigen Boden geschützt. Den linken Flügel lehnte er an einen alten Damm, jenseits dessen sich ein gänzlich ungangbarer Sumpf bis an den Po hinab erstreckte. Die oben erwähnten Casinen ließ er stark besetzen; seine 12 Geschütze vertheilte er vor der Front. Da die ganze von ihm eingenommene Stellung eine nur unbedeutende Ausdehnung hatte, so war er genöthigt, seinen Truppen große Tiefe zu geben. — Catinat ließ am Morgen des 18. Aug. die feindlichen Vorposten durch 10 Schwadronen unter dem Brigadier St. Sylvestre zurückdrängen. Dieser bemächtigte sich einer kleinen Höhe, welche beide Heere trennte, während Catinat die ganze Stellung des Herzogs von Savoyen recognoscirte. St. Sylvestre beschränkte sich indessen nicht auf den Besitz jener Höhe, sondern führte einen Theil seiner abgesessenen Dragoner zum Angriffe eines der Vorposten, von savoyischer Infanterie besetzten Casinen. Nach drei Mal abgewiesenem Angriffe bemächtigten sich die französischen Dragoner, unterstützt von dem Infanterieregimente Cambresis, dieses Punctes. Eine genaue Untersuchung hatte gezeigt, daß der Sumpf, der den rechten feindlichen Flügel deckte, an mehreren Stellen von Reiterei passirt werden könne. Catinat, durch den Brigadier St. Sylvestre hiervon benachrichtigt, beschloß, diesen günstigen Umstand zu benutzen. — Inzwischen hatte sich das erste Treffen der Franzosen, bestehend aus den Brigaden Grancey, Bourbon und Rebrey, der feindlichen

Stellung genähert. Die Reiterei, welcher das beſchränkte Terrain keine größere Ausdehnung als nur in einer Breite von 6 Schwadronen geſtattete, ſtand in der Mitte. Vergeblich waren die Angriffe der Brigaden Bourbon und Grancey auf den linken Flügel der Verbündeten; es war nicht möglich, auf dieſer Seite den Sumpf zu überſchreiten. Die Brigade Robecq, von einem Cavalerieregimente unterſtützt, griff den feindlichen rechten Flügel an, fand aber den hartnäckigſten Widerſtand durch ein ſpaniſches Bataillon, das, von Reiterei unterſtützt, eine der Caſinen auf das Rühmlichſte vertheidigte. In der Mitte und auf dem rechten Flügel gelang es den wiederholten Angriffen der Franzoſen hauptſächlich durch die Wirkung ihrer überlegenen und beſſer bedienten Artillerie, die Verbündeten zurückzudrängen. — Catinat hatte ſich unterdeſſen auf ſeinen linken Flügel zu der Brigade des Prinzen Robecq begeben, und dieſen durch einige Cavalerieregimenter verſtärkt. Mit 3 Infanterieregimentern erneuerte daher der Prinz den Angriff auf die Caſinen und nahm dieſe mit dem Bajonete, während zu gleicher Zeit der Brigadier Zimarçon mit der franzöſiſchen Reiterei die zur Aufnahme des weichenden rechten Flügels aufgeſtellte Reiterei des Herzogs von Savoyen in raſchem Anfalle warf. In dieſem entſcheidenden Augenblicke ließ Catinat 3 Infanterieregimenter der zweiten Linie unter dem General Dupleſſis Belluère vorrücken. Mit dem Säbel in der Hand rückte dieſe Infanterie vorwärts, ohne ſich an das Feuer des Feindes zu kehren, warf die ſpaniſche Reiterei, mit welcher der Herzog ſeine Front gedeckt hatte, über den Haufen und zwang gemeinſchaftlich mit der vom linken Flügel hereinbrechenden franzöſiſchen Reiterei die Verbündeten zum Rückzuge. Das rückwärtige Terrain, durch zwei zuſammenlaufende Waldſpitzen gebildet, war dieſem Rückzug ſehr günſtig. In der Oeffnung dieſer beiden Waldſpitzen nahm Prinz Eugen mit einem Theile der Reiterei Stellung, wies die ordnungsloſen Angriffe der franzöſiſchen Reiterei mit Entſchloſſenheit zurück, und deckte hierauf den Rückzug des geſchlagenen Heeres, der noch an demſelben Tage bis Moretta und am folgenden Tage bis Carignano fortgeſetzt wurde. — Catinat ſtellte die Verfolgung nach 1½ Stunden ein, und übernachtete auf dem Schlachtfelde; 11 Geſchütze, 45 Munitionswagen, 5 Fahnen und Standarten und 1200 Gefangene, darunter 100 Officiere, fielen in die Hände des Siegers. Die Schlacht dauerte von Morgens 11 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr. Die Truppen des Herzogs von Savoyen erlitten einen Verluſt von 5000 Todten und Verwundeten. Der Verluſt der Franzoſen belief ſich zum Wenigſten auf 2000 M.; nur allein die Zahl der getödteten und verwundeten franzöſiſchen Officiere betrug 311.

(Vergl. Mémoires et correspondence du Maréchal Catinat. 1r und 2r Band. Mauvillon, histoire du Prince Eugène de Savoie. 1r Band. Mémoires du Feuquières. — Sammlung der hinterlaſſenen politiſchen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. 1 Bd.) — s —

Stagen, nennt man diejenigen ſtarken Taue, welche an dem obern Ende der Maſten befeſtigt, an der vordern Seite derſelben herunterlaufen, und dazu dienen, den Maſten bei den ſtarken Schwankungen des Schiffes mehr Halt zu geben. Der Maſt, an dem ein ſolches Stag befeſtigt iſt, gibt ihm den Namen. Dasjenige Segel, welches an einem ſolchen Taue angebracht iſt, heißt das Stagſegel (ſ. Segel.)

Stahremberg, Ernſt Rüdiger, Graf von, k. k. öſtr. wirklicher Staats- und Conferenzminiſter, Hofkriegsrathspräſident, G.F.M. und Commandant von Wien, geb. im Jahre 1635 zu Grätz in Steiermark, war ein Sohn des Grafen Konrad Balthaſar von St., Statthalters in Nieder

östreich. Frühzeitig in Kriegsdienste getreten und in Montecuculi's Schule gebildet, wurde er bei verschiedenen Anlässen rühmlichst genannt und stieg in den fast immerwährenden Kämpfen Oestreichs mit den Türken und den aufrührerischen Ungarn von Stufe zu Stufe bis zum Feldzeugmeister. 1681 leistete S. seinem Kaiser den ersten größeren Dienst, indem er einen Einfall Tökôli's aus Mähren zurücktrieb. Daher konnte ihm Leopold auch mit Vertrauen den Oberbefehl in seiner Hauptstadt Wien überlassen, als im Sommer 1683 sich der Großvezier Kara Mustapha derselben mit einer über 200,000 M. starken Armee näherte. Von 9. Juli bis 11. Sept. vertheidigte S. diese schwach befestigte Stadt mit 20,000 M., unter denen etwa nur 10,000 eigentliche Soldaten, mit dem größten Heldenmuthe und der seltensten Ausdauer. Am 12. Sept. vertrieben der König von Polen Johann Sobieski (s. d.), der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg III. (s. d.) und der Prinz Karl von Lothringen (s. d.) die Türken aus ihrem Lager und befreiten so Wien, welches kaum mehr widerstandsfähig war. Graf S. ward von den fürstlichen Heerführern aufs Ausgezeichnetste empfangen und Tags darauf von dem nach Wien zurückgekehrten Kaiser Leopold zum Feldmarschall ernannt. Nächstdem erhielt er von seinem Monarchen einen kostbaren Ring, 100,000 Thlr., die Würde eines Staats- und Conferenzministers und das Recht, den Stephansthurm in seinem Wappen zu führen. Die Landstände Oestreichs und die Bürgerschaft Wiens, letztere, indem sie das große gräfliche Stahrembergische Haus auf der Wieden für abgabenfrei erklärte, wetteiferten ebenfalls, ihm ihre Dankbarkeit zu erweisen. Selbst auswärtige Fürsten erkannten seine außerordentlichen Verdienste um die Christenheit an; der Papst beehrte ihn mit einem Breve voll der dankbarsten Ausdrücke und der König von Spanien mit dem Orden des goldenen Vließes. S. folgte jetzt dem König Johann Sobiesky, als Commandirender der Infanterie, nach Ungarn, entzweite sich jedoch mit demselben und ward dadurch abgehalten, mit seinen Truppen dem Gefecht bei Barkan (10. Octbr.) beizuwohnen. Dagegen focht er mit vor Ofen, ward dabei schwer verwundet und genöthigt, sein Commando niederzulegen. Er kehrte daher nach Wien zurück, wo ihm der Kaiser das Präsidium des Hofkriegsraths übertrug. In diesem Posten richtete er sein ganzes Bestreben auf die Verbesserung des Kriegswesens und gab dem östr. Heere eine bessere Organisation, in welchem Unternehmen er durch die Prinzen Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen unterstützt wurde. S. starb am 4. Jan. 1701 zu Wesendorf und hinterließ den Ruf unerschütterlicher Strenge, Unerschrockenheit und Tapferkeit, während man ihn aber auch des Eigenwillens und der Unversöhnlichkeit beschuldigt.

Guido Baldus, Graf von Stahremberg, k. k. östr. G.F.M., geb. am Nov. 1657, war ein Sohn des Grafen Richard Bartholomäus von St. und ein Vetter des Vorigen. Um das Kriegswesen in allen seinen Abstufungen kennen zu lernen, trat er, obwohl aus einer der ersten Familien Oestreichs entsprossen, doch 1680 als Gemeiner ein, avancirte indessen schnell und war im Jahre 1682 bereits Hauptmann. Während der Belagerung Wiens 1683 war er Adjutant seines Vetters und zeichnete sich mehrfach durch Geistesgegenwart und Tapferkeit aus. Ihm verdankte man beim großen Brande am 15. Juli die Rettung des Pulvermagazins, so wie er auch die inneren Vertheidigungsarbeiten leitete, als es den Türken gelungen war, sich am 4. und 5. Sept. einiger Bastionen zu bemächtigen. Nach dem Entsatz Wiens folgte er dem Heere nach Ungarn, that sich 1686 näh-

rend der Belagerung Ofens rühmlichſt hervor und erhielt als Belohnung dafür das Commando eines Regiments. Seine Theilnahme an der Schlacht bei Mohacs (ſ. d.) am 12. Aug. 1687 brachte ihm die Ernennung zum Commandanten von Klauſenburg, doch blieb er bei der im Felde ſtehenden Armee und wohnte der Erſtürmung Belgrads, 6. Sept. 1688 (ſ. d.), bei, worin der Kurfürſt von Baiern ihn, der mittlerweile zum General ernannt worden war, nach dem Abzug der öſtr. und Reichstruppen mit 5000 M. zurückließ. Hätte er dieſes Feſtungscommando behalten, ſo würde Belgrad vielleicht nicht zwei Jahre darauf wieder von den Türken erobert worden ſein, wenigſtens bewies S. bei Eſſek, wie man Tapferkeit mit Liſt vereinigen müſſe, um ſich gegen dieſelben mit Erfolg zu ſchlagen. In der Schlacht bei Salankemen 1691, 19. Aug. (ſ. d.), übernahm er das Commando der Infanterie des rechten Flügels, als der G.F.Z.M. de Souches verwundet worden war, konnte aber trotz mehrfacher Stürme das türkiſche Lager nicht erobern und ward ſelbſt verwundet. Bei Zenta (ſ. d.) am 11. Sept. 1697 commandirte er ebenfalls den rechten Flügel und bewies dem Prinzen Eugen von Savoyen (ſ. d.), daß dieſer dieſen wichtigen Poſten keinem Unfähigen übergeben hatte. Der Prinz nahm ihn deßhalb auch bei dem Einfall in Bosnien mit und benutzte ihn mehrfach zu beſondern Klugheit und Muth erfordernden Aufträgen. Er folgte dieſem Feldherrn 1701 beim Ausbruch des ſpaniſchen Erbfolgekrieges nach Italien und erhielt von ihm den Befehl über eine der Colonnen, welche den Ueberfall von Cremona (ſ. d.) am 1. Febr. 1702 ſo glücklich ausführten. Bei Luzzara (ſ. d.) am 15. Aug. befehligte S. die Infanterie des linken Flügels und trug weſentlich zum günſtigen Erfolg dieſer Schlacht bei. Als darauf Prinz Eugen nach Wien abging, um den Hofkriegsrath zu neuen Rüſtungen gegen die in Deutſchland eindringende franzöſ. Armee zu veranlaſſen, übertrug er S. das Commando des in Italien zurückbleibenden Heeres. Dieſer ſchlug die Franzoſen im Frühjahr 1703 bei Bondanellea, ſpäter bei Mirandola, und manövrirte ſo geſchickt, daß er die verſuchte Vereinigung der Franzoſen und Baiern in Tirol verhindern konnte, dagegen den übrig gebliebenen Truppen des von der franzöſiſchen Partei abgegangenen Herzogs von Savoyen ihre am 13. Jan. 1704 erfolgte Verbindung mit dem öſtreich. Heere möglich machte. Später zur Bekämpfung der ungariſchen Inſurrection verwendet, nahm er 1706 dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Ragoczi Gran wieder ab, was dieſer eben erſt erobert hatte, und bereitete durch ſeine milderen Maßregeln dem ſtrengen und kräftigen General Heiſter den nachmaligen Sieg und dem Kaiſer Joſeph den ruhigen Beſitz Ungarns vor. 1708 übernahm der nun zum Feldmarſchall ernannte S. das Commando der in Spanien kämpfenden öſtreich. Armee und zeichnete ſich dort, wo er ohne große Streitkräfte und von allen Hilfsquellen entfernt, meiſt auf Vertheidigung, kühne Bewegungen und anſtrengende Märſche hingewieſen war, ſo vortheilhaft aus, daß ihn ſelbſt die feindlich geſinnten Spanier el gran Capitan nannten. Am 1. Dec. 1708 glückte ihm ein Ueberfall auf Tortoſa, darauf vertrieb er 1709 die franzöſiſche Partei aus Aragonien und Catalonien, ſchlug Philipp's von Anjou Armee am 27. Juli 1710, nachdem er ſie zur Aufhebung der Belagerung von Balaguer gezwungen, bei Almenara und am 20. Aug. bei Saragoſſa. Gegen ſeine Anſicht zog nach dieſem Siege der Erzherzog Karl nach Madrid, um von ſeinem Thron zum zweiten Male kurzen Beſitz zu nehmen, während S. es vorgezogen haben würde, die Trümmer der Armee Philipp's von Anjou nach Navarra zu verfolgen und dort den Franzoſen das Nachſenden von Hilfstruppen zu erſchweren. Gar bald nöthigten Sie

gel und die Theilnahmloſigkeit des ſpaniſchen Volks an der Sache Erzherzog Karl's, die Oeſtreicher zum Abzuge von Madrid über Saragoſa nach Barcellona, wo ſie ihre Magazine hatten. Vergebens ſuchte ihm Vendôme den Weg dorthin abzuſchneiden. Dieſer nöthigte den engliſchen General Stanhope ſich am 9. Dec. bei Brihuega zu ergeben; S. erlangte aber dadurch und durch die Schlacht bei Villaviciosa (ſ. d.) am 10. Dec. die moraliſche Ueberzeugung, daß Erzherzog Karl zwar Sieger auf dem Schlachtfelde werden, aber doch nicht König von Spanien bleiben könne.

Der Tod Kaiſer Joſeph's I. veranlaßte den nunmehrigen Kaiſer Karl VI. 1711 zur Rückkehr nach Deutſchland und der Rücktritt aller ſeiner Bundesgenoſſen, vom Bündniß mit ihm, den ſie im Beſitz der Kronen von Deutſchland und von Spanien für zu mächtig hielten, veranlaßte ihn zur Aufgabe der letzteren. S., der als Vicekönig in Barcellona zurückgeblieben war, konnte ſich aus Mangel aller Unterſtützung, daſelbſt nicht lange halten, die Verſuche, Tortoſa, Cervera und Girona zu nehmen, mißlangen, und er blieb ſchlüßlich allein auf Barcellona beſchränkt, von wo die Reſte ſeiner Armee, in Folge des Neutralitätstractats vom 14. Mai 1713, auf engliſchen Schiffen nach Genua übergeſetzt wurden. Von da an lebte S. in Wien, geehrt von ſeinem Kaiſer, deſſen perſönliches Wohlwollen er ſich in Spanien erworben hatte. Während des Türkenkrieges von 1716—18 übernahm er, während der Abweſenheit des Prinzen Eugen, das Präſidium des Hofkriegsraths, und obwohl perſönlich ein Gegner des Prinzen (da er mit deſſen Anſichten in verſchiedenen Puncten nicht übereinſtimmte) war er doch auch hier bemüht, das Beſte ſeines Vaterlandes mit dem Ruhm ſeines größeren Nebenbuhlers in Einklang zu bringen. S. ſtarb am 7. März 1737 als Gouverneur von Slavonien. Er war Soldat im wahren Sinne des Wortes; ernſt, ſtreng, mäßig und als deutſcher Ordensritter auch den Sinnenfreuden der Welt abhold und mildthätig gegen die Armen. An perſönlichem Muthe wich er Keinem im öſtreich. Heere, an Feldherrnthaten ſtand er nur dem Prinzen Eugen nach. (Vergl. Hormayr, öſtr. Plutarch. — Mahon, history of the war of the succession in Spain. — Quincy histoire militaire de Louis le grand.) — d —

Stamfordbridge, Marktflecken in der engliſchen Grafſchaft Lincoln, mit 4000 Einwohnern.

Schlacht am 25. Sept. 1066.

Harald, König von England, der Letzte aus dem ſächſiſchen Stamme, hatte die ſicherſten Nachrichten erhalten, daß der Herzog der Normandie eine Landung in England beabſichtige, und verſammelte deßhalb eine bedeutende Armee. Inzwiſchen vergingen mehrere Monate und es erſchien kein Feind, dagegen lief die Botſchaft ein, daß der Herzog Wilhelm wegen des herannahenden Herbſtäquinoctiums ſeine Ueberfahrt bis zum folgenden Frühjahre verſchoben habe. In dieſer Vorausſetzung glaubte Harald ohne Nachtheil die Flotte entwaffnen zu können und die Armee auseinandergehen zu laſſen. Allein als er ſich eben aus der Gegend von Kent auf dem Wege nach London befand, brachte man ihm die Kunde, der König von Norwegen nebſt dem Grafen Torton ſei mit einer Flotte von 500 Schiffen in dem Thyne eingelaufen. Schnell wurde nun das Heer wieder verſammelt, aber ehe es noch den Feind erreichen konnte, hatte dieſer ſchon große Fortſchritte gemacht, die Provinzen auf beiden Ufern des Thyne verheert, ſich wieder eingeſchifft und war in Northumberland gelandet, wo die engliſchen Anführer Morkard und Edwin vergeblich ihn aufzuhalten ſtrebten; ſie wurden mit ihren neuerrichteten Truppen gänzlich geſchlagen. Uebermüthig durch dieſe Siege, zo-

gen die Norweger gegen York, belagerten und eroberten diese Stadt, die von allen Mitteln der Vertheidigung entblößt war, und zogen nun nach dem Norden, um erst ganz Northumberland zu unterjochen, ehe sie an andere Eroberungen dächten. Die Flotte war im Flusse Humber zurückgeblieben. Die Norweger machten nur kleine Tagemärsche, Harald desto stärkere, und so holte er sie an der Brücke über den Darwent bei Stamford unterhalb York ein. Die Norweger verschanzten sich in einer festen Stellung, die fast unangreifbar schien, waren durch den Fluß von den Engländern getrennt, und hatten die Brücke, den einzigen Uebergangspunct, besetzt. Harald, der wohl fühlte, daß er schlagen müsse, ließ trotz aller Hindernisse unverweilt die Brücke angreifen, die von den Norwegern mit Hartnäckigkeit vertheidigt ward; endlich wurden sie gezwungen, den Anstrengungen der Engländer zu weichen, obgleich einer ihrer Ritter ihnen ein glänzendes Beispiel gab, indem er allein den Uebergang vertheidigte und 40 Feinde getödtet haben soll, ehe er selbst fiel. Kaum hatte Harald den Fluß überschritten, so führte er auch seine Truppen zum Angriff. Der Kampf dauerte von früh 7 bis 3 Uhr Nachmittags, war einer der blutigsten u. endete mit der Niederlage der Norweger. König Harfager von Norwegen und den Grafen Toston zählte man zu den Todten. Von den 60,000 M., die auf 500 Schiffen angekommen waren, kehrten unter Olaus, dem Sohne des gebliebenen Königs, nur so viele zurück, daß einige zwanzig Fahrzeuge zu ihrer Aufnahme hinreichten. Die Beute war sehr beträchtlich, da man in dem Lager der Norweger nicht allein das fand, was sie aus dem eigenen Lande mitgebracht hatten, sondern auch alles, was sie in England zusammengeraubt. Die Stärke der Heere wird als gleich, jedes zu 60,000 M., angenommen. Tindal nennt die Schlacht auch die von Batlebridge. (Vergl. Rapin Thoyras histoire d'Angleterre. — Camden.)

F. W.

Stampfen, ungarischer Flecken.

Gefecht am 13. Juli 1809.

Die Vorhut des sächsischen Armeecorps, 1 Schützenbat. von Egidy und drei Schwadronen vom Regimente leichter Pferde Prinz Johann, unter Generalmajor von Gutschmidt, hatte auf dem Marsche nach Ungarn die March überschritten, als die Nachricht von dem bei Znaim abgeschlossenen Waffenstillstande eintraf. General Gutschmidt befehligt, die Demarcationslinie und in selbiger den Flecken Stampfen zu besetzen, rückte daselbst ein, stellte sein Bataillon in Stampfen, die drei Schwadronen in einem Halbkreise um diesen Ort auf, und benachrichtigte die östreichischen ihm gegenüberstehenden Vorposten von dem Zwecke dieser Aufstellung. Er erhielt zur Antwort, daß man zwar noch keine Nachricht von einem Waffenstillstande habe, allein keine Feindseligkeiten sich erlauben wolle. Um die obwaltenden Schwierigkeiten zu beseitigen, hatte sich General Gutschmidt selbst zu den östreichischen Vorposten begeben, bemerkte jedoch während der stattfindenden Unterhandlungen, daß sich starke östreichische Reiterabtheilungen gegen seine rechte Flanke bewegten. Kaum zu den Seinigen zurückgekehrt, sah er auch, wie seine rechts stehende Schwadron, die, keinen Angriff befürchtend, abgesessen war, von einer mindestens dreifach überlegenen östreichischen Reiterei angegriffen und zum größten Theile gefangen wurde. Schnell aber stürzten sich die beiden anderen Schwadronen unter dem Oberstlieutenant von Engel dem Feinde entgegen, warfen ihn und befreiten ihre Kameraden. Das Schützenbataillon von Egidy eilte im vollen Laufe aus der Stadt herbei und griff, vereint mit den drei Schwadronen, ein mit 2 Geschützen heranrückendes

östreichisches Bataillon an, das sogleich gesprengt wurde. Hiermit endete das Gefecht, in welchem die Oestreicher gegen 400 Gefangene, 1 Fahne und 2 Geschütze verloren, die Sachsen nur 25 Verwundete hatten.

T.

Stampfen, nennt man bei Seeschiffen diejenige, durch heftigen Wellenschlag hervorgebrachte, schwankende Bewegung, wo das Schiff in kurzen Zwischenräumen bald mit dem Hinter-, bald mit dem Vordertheil auf und niedersinkt und dabei Gefahr läuft, vorzugsweise an seinen Masten Schaden zu leiden.

Standarte, Estandarte, die Fahne der Cavalerie, bei welcher im Allgemeinen auf den Artikel Fahne verwiesen werden muß, unterscheidet sich von dieser durch ihr kleineres Tuch und ihren der Ritterlanze ähnlichen Stab, an welchem eine Parirstange mit Ring, gleich den am Karabiner, um sie im Gefecht an das Bandoulier des Standartenträgers befestigen, und ein lederner Riemen, um sie an den Arm stecken zu können, sich befindet. Sie wird zu Pferde in einem Lanzenschuhe geführt, der am Sattel des Standartenträgers auf der rechten Seite an einem besondern Riemen herabhängt. Früher führte jede Compagnie, später jede Escadron oder Schwadron, gegenwärtig in der Regel nur jedes Regiment eine Standarte. Die Deutschen nannten früher auch die Standarte Fahne; bei den Franzosen hieß sie Cornette, woher Cornet, eine Cornette Reiter, Benennungen, die später auch bei der deutschen Cavalerie gäng und gebe wurden. — Ganze Regimenter für ausgezeichnete Waffenthaten zu belohnen, werden ihre Standarten mit ehrenden Inschriften und Wahlsprüchen versehen, oder mit Orden geschmückt. Auf diese Weise wird die Auszeichnung dem Regimente nicht nur dauernd erhalten, sondern auch zum Sporn für die spätern Generationen des Regiments, den ererbten Ruhm unbefleckt zu erhalten und diesem durch neue Thaten einen frischen Glanz zu verleihen. Pl.

Standarten-Junker, **Standarten-Träger**, Estandarten-Junker, stehen bei der Cavalerie in demselben Verhältniß wie der Fahnenjunker bei der Infanterie (s. Fahnenjunker). Der nach dem Wachmeister älteste Unterofficier jeder Compagnie hieß früher bei der sächsischen Cavalerie Estandartjunker. Von diesen Estandartjunker führten einige, später nur einer, die Standarte; übrigens standen sie ganz in dem Range und Dienstverhältnisse der heutigen Unterwachmeister. Pl.

Standhaftigkeit, eine Eigenschaft der Seele, vermöge welcher man sich weder durch Widerwärtigkeiten, noch durch Gefahren von dem einmal gefaßten Entschlusse abbringen läßt. Die Beharrlichkeit (s. d.) hat dasselbe Motiv und spricht sich im Grunde nur durch die Dauer der für nöthig erachteten Thätigkeit aus. Beide arten in Starrsinn aus, wenn kein Grund der Nothwendigkeit fortgesetzten Widerstandes vorhanden ist, und dieser nur aus Eigensinn erfolgt. Das Gemüth beherrscht dann den Geist, was selten zum Ziele, oft ins Verderben führt. Die Standhaftigkeit äußert sich hauptsächlich durch unerschütterliches Ausharren im feindlichen Feuer; aber auch in Vertheidigung isolirter Posten, und ist demnach der Infanterie und Artillerie vorzugsweise zu wünschen. Die Cavalerie bedarf mehr der Entschlossenheit und Kühnheit. Pz.

Standlinie, wird in der Vermessungskunst diejenige Linie genannt, welche durch die Verbindung zweier oder mehrerer Hauptpuncte entsteht, und von der alle Operationen des Aufnehmens ausgehen. Die Lage der Standlinie ergibt sich jederzeit aus der natürlichen Beschaffenheit der aufzuneh-

menden Gegend, denn ist diese nur wenig durchschnitten, so wählt man solche so, daß man von ihr aus dieselbe ganz übersehen und soviel Puncte als nur immer möglich durch Intersection in Grund legen kann, wobei jedoch berücksichtigt werden muß, daß die Winkel hierbei weder zu spitz noch zu flach ausfallen, weil sonst die Durchschnittslinien keinen richtigen Punct anzugeben vermögen und daher leicht Unrichtigkeiten entstehen, die sich durch die ganze Aufnahme fortpflanzen, oft erst spät entdecken lassen, dieselbe äußerst mühsam und durch die Berichtigung zeitraubend machen. Erlaubt es das Terrain, so wird die Standlinie stets durch die größte Ausdehnung desselben in das Allignement von einem vorzugsweise sich auszeichnenden Objecte gelegt. In einer weit ausgedehnten Gegend reicht jedoch selten eine einzige Standlinie hin, um die nöthigen festen Puncte zu bestimmen, und es werden in diesem Falle dann andere zu Hilfe gezogen, die mit der Hauptstandlinie verbunden, ein System von Nebenstandlinien und eine zusammenhängende Anzahl von Dreiecken geben. In Gebirgsgegenden legt man die Standlinie in der Regel auf Höhen und zeigt, damit sie eine richtige in Betreff der Himmelsgegend bestimmte Lage bekommt, auf ihr die Richtung der Magnetnadel an. Ist die Abweichung derselben von dem Meridian des Orts bekannt, so gibt man auch den Winkel an, unter welchem sie den Meridian durchschneidet und erhält so im erstern Falle die Lage der Standlinie nach dem magnetischen, im letztern hingegen nach dem wahren Meridian des Orts. Bei der Aufnahme bedeutender Landstrecken wird entweder die Standlinie in den Meridian des Hauptorts, wo die Vermessung beginnt, gelegt oder gesucht, die Lage derselben durch astronomische Hilfsmittel zu bestimmen und als Endpunct ein Ort gewählt, dessen geographische Lage genau bekannt ist. — Die größte Aufmerksamkeit erfordert vermöge ihrer hohen Wichtigkeit die Bestimmung der Länge einer Standlinie, und diese kann, da alle Vermessungen stets nur horizontal geschehen dürfen, nur im Nothfalle auf ebenem Boden mit Schritten, sonst aber jederzeit mit der Meßkette oder besser durch Meßstäbe mit Hilfe der Setz- oder Wasserwage bewerkstelligt werden. Bei Vermessung ganzer Gegenden bleibt unbedingt vorher eine Besichtigung derselben nöthig, um theils zu erforschen, wo sie am zweckmäßigsten anzufangen und fortzusetzen, theils vorzüglich, auch wo die Hauptstandlinie zu nehmen ist und zugleich um die schicklichsten zu Objecten dienenden Gegenstände auszuwählen. S.

Standrecht, ein altherkömmliches, öffentliches Militairgericht, welches, namentlich im Kriege, zu sofortiger Aburtheilung und Strafvollstreckung von auf frischer That ertappten, unleugbaren Uebertretern der Kriegsgesetze, und bei solchen Verbrechen auf der Stelle abgehalten wird, wo jeder Verzug nachtheilig auf die Disciplin und den Geist der Truppen wirken könnte. Die Benennung gründet sich auf die Abhaltung stehenden Fußes und ist wahrscheinlich vom altdeutschen Worte „stan" herzuleiten. In der Regel verfallen nur solche Verbrecher dem Standrechte, welche theils laut der Kriegsartikel, theils nach des jedesmaligen commandirenden Generals besondern Befehlen, am Leben zu strafen und diejenigen todeswürdigen Verbrechen, vor deren Begehung der Thäter durch Publication des dießfallsigen Gesetzes ausdrücklich gewarnt worden war, und gehören hierher hauptsächlich: Desertion, Meuterei, Verrätherei und Diebstähle. Bedingungen für den Eintritt des Standrechts sind, daß der Verbrecher wirklicher, kriegspflichtiger Soldat sei, entweder auf der That ertappt, oder doch eines mit der Todesstrafe bedrohten Verbrechens dergestalt vollkommen überführt sei, daß es zu einem schnellen Rechtsspruche keiner Specialuntersuchung bedarf; ferner daß das

Verbrechen nicht veraltet, ſondern deſſen Begehung und Beſtrafung in der Regel in die Zeit von 24 Stunden falle, wenn ſchon der commandirende General nicht an dieſe Zeit gebunden werden kann. Es findet meiſt ausſchließliche Anwendung auf Märſchen in der Nähe des Feindes, bei Belagerungen und wenn todeswürdige Verbrechen in Menge begangen, raſche Strafvollſtreckung und abſchreckende Beiſpiele von Strenge erfordern. — Die Eigenthümlichkeit des Standrechts beruht demnächſt hauptſächlich darauf, daß das Verbrechen auf das Klarſte erwieſen, über die Perſon und Identität des Verbrechers nicht der geringſte Zweifel vorhanden ſei, daß ferner die dieſem Gerichte allein zuſtehende kurze Unterſuchung, bei Unterlaſſung aller Förmlichkeiten des gewöhnlichen Unterſuchungsproceſſes, abgeſehen vom juriſtiſchen Beweiſe, auf die feſte moraliſche Ueberzeugung der Richter von der Gewißheit eines mit dem Tode zu ahndenden Verbrechens und von der Anwendbarkeit der Todesſtrafe ſich gründe. — Die Anordnung eines Standrechts geht vom commandirenden Generale oder dem dazu Bevollmächtigten aus. Es beſteht gewöhnlich aus einem Präſes, einem Auditeur und Beiſitzer verſchiedener Grade, nach der Wahl der betreffenden Behörde, und wird in einem Kreiſe commandirter, bewaffneter Mannſchaft gehalten. Die raſche Verhandlung bezieht ſich im Weſentlichen auf die Eröffnung des Gerichts, die Anklage und deren Erörterung, die Fällung und Publication des Spruchs und auf die Urtheilsvollſtreckung ſelbſt. Die Formalitäten dabei ſind, obwohl überall, wo das Standrecht ausgeübt wird, kurz, doch inſoweit verſchieden, als ſie ſich mehr oder minder auf das Altherkömmliche gründen. Nach alten ſächſ. Geſetzen eröffnet der Auditeur das Standrecht mit der Frage: „Wer iſt, der Recht begehrt?“ Der Profos macht hierauf den Ankläger und bittet: „daß ein löbliches Standrecht hierüber ergehen laſſe, was Rechtens ſei?“ — Die Unterſuchung wird nur mündlich zwiſchen dem Auditeur als Richter, dem Profos als Kläger und dem Verbrecher ohne Protocollführung verhandelt. Sobald der Auditeur dem Gerichte, unter Ermahnung und rechtlicher Erklärung, Vortrag gemacht, und der Mannſchaftskreis die Linie hergeſtellt hat, beſprechen ſich die Beiſitzer chargenweiſe im Stillen, und eröffnen nun, nach den Chargen von unten herauf, ihre Vota dem Präſes und Auditeur, denen dieſe nun auch ihr Votum decisivum beifügen. — Hierauf tritt das Gericht wieder in den ſich herſtellenden Mannſchaftskreis, der Präſes verkündigt dem Deliquenten den Urtheilsſpruch, der Auditeur zerbricht, wenn das Erkenntniß auf den Tod lautet, das ihm vom Profos dargereichte Stäbchen und wirft es dem Verurtheilten vor die Füße, der nun, nachdem er einem Geiſtlichen zur Stelle gebeichtet, und von dieſem berichtet worden iſt, auf den Richtplatz geführt, und ohne Weiteres vom Leben zum Tode gebracht wird. Der Spruch eines Standrechts, welcher ſich ziemlich allgemein auf eine abſolute Stimmenmehrheit gründet, erhält in der Regel von dem, der daſſelbe beſtellt hat, Beſtätigung und kann nur in höchſt ſeltenen Fällen einer Milderung unterworfen werden. Daher leuchtet es ein, daß nur in den dringendſten Fällen das Standrecht eintreten darf, und daß es insbeſondere für den Auditeur als Rechtskundigen von höchſter Wichtigkeit ſein muß, weil es ſich hierbei hauptſächlich um die gründlichſte richterliche Einſicht und Ueberzeugung zur richtigen Erkennung des Todeswürdigen für dieſen kürzeſten Proceß von wenigen Stunden ſich qualificirenden Verbrechens handelt. Im Weſentlichen hat das Standrecht Aehnlichkeit mit dem Kriegsrechte, im Formellen aber weicht es bedeutend ab, da dieſes *einen* umſtändlichen Unterſuchungsproceß, ſo wie Einwendungen des Beſchuldigten zuläßt, und ſich an Tageszeit, Stunde und andere Bedingungen bin-

t. Im preuß. Militairſtrafrechte bezeichnet dagegen „Standgericht" ein wöhnlicheres oder niederer Gerichtsbarkeit der Befehlshaber für ſolche rkenntniſſe gegen Unterofficiere und Gemeine zuſtehendes Gericht (anderärts Disciplinargericht), die für die höhern Beſtimmungen eines Kriegsrichts ſich nicht eignen. Dieſes preuß. Standgericht wird paarweiſe nach n Chargen jedes Mal mit 12 Individuen, von den Premierlieutenants wärts bis mit den Gemeinen unter Vorſitz eines Kapitains oder Ritteiſters beſetzt. Ueber den Urſprung des Standrechts herrſcht inſofern Unwißheit, als man nur weiß, daß ſein Gebrauch ſehr alt, und bei den eutſchen wahrſcheinlich vom Spießrecht herzuleiten iſt. (Ueber das ältere tand- oder Maleſizerecht ſiehe u. a. Wilhelm Dillich's Kriegsbuch.)

Hz.

Stängebro, kleine Stadt in der ſchwediſchen Provinz Smaland.

Schlacht am 25. September 1598.

Dadurch, daß König Johann III. von Schweden ſeinen älteſten Sohn ilgismund in der katholiſchen Religion erziehen und noch bei ſeinen Lebiten zum Könige von Polen wählen ließ, ſtreute er auf viele Jahre hinis den Samen der Zwietracht zwiſchen Schweden und Polen. Zwar urde nach Johann's Tod Sigismund als König von Schweden anerkannt, ch beſchloß ein von ſeinem Oheim, dem Herzog Karl von Südermannd, berufener Reichstag, daß die Reichsämter nur mit Evangeliſchen ſollten ſetzt werden, und ernannte den Herzog Karl zum Reichsverweſer in Sismund's Abweſenheit. Dieſer landete mit 5000 M. polniſcher Truppen n 30. Juli zu Calmar. Dieſe Stadt, ſo wie Stockholm und ganz Gothnd erklärten ſich für ihn. Auf Herzog Karl's Seite dagegen ſtanden ßer den regelmäßigen Truppen aus ſeinem Herzogthume Südermanland, uptſächlich die Bauern aus Norland und Dalekarlien. Ein voller Monat rlief in Unterhandlungen ohne Erfolg. Sigismund rückte nach Stegeeg, Herzog Karl näherte ſich ihm mit ſeinem Heere; am 8. Sept. ward von den Polen unter dem Oberſten Weyer umringt und angegriffen. Der nführer der königlichen Truppen beſchwor den König, die gewonnenen Voreile zu verfolgen. Allein Sigismund, dem Blutvergießen abhold, befahl e Einſtellung des Kampfes, und ließ dem Herzog ſagen, er könne ſich zuickziehen. Dieſe Milde machte großen Eindruck auf Karl, der im erſten ugenblicke vor ſeinen Officieren erklärte, er wolle das Reich verlaſſen, wenn e Einigkeit dadurch hergeſtellt werde. Nun begannen die Unterhandlungen ufs Neue; als aber bald darauf Karl's Flotte anlangte, ſteigerte er ſeine nſprüche höher. Der König zog ſich nach Linköping zurück. Karl nahm Stegeborg und folgte ihm nach. Auf beiden Seiten des Stängeſtroms bei Linköping kam es am 25. Sept. zur Schlacht, über deren nähern Verlauf lle Angaben fehlen. Das königliche Heer, von dem Herzoge angegriffen, ſtritt, mit wenig Verluſt auf ſeiner Seite, eine völlige Niederlage. 2000 Königliche deckten das Schlachtfeld. Sigismund ſelbſt wäre gefangen orden, hätte nicht Karl einen Waffenſtillſtand bewilligt, ungeachtet eines rrätheriſchen Schuſſes, der während der Unterhandlungen auf ihn abgefeuert urde. Wenige Tage darauf kam der Vertrag von Linköping zu Stande, ſſen Inhalt jedoch ſchon im folgenden Jahre durch den Beſchluß des eichstages zu Jönköping wieder aufgehoben wurde, in Folge deſſen das hwediſche Volk dem König Sigismund Treue und Gehorſam aufkündigte.

— s —

Stangenfeder, ſiehe Flintenſchloß.

Stangenkugeln, waren ehedem zwei durch eiſerne Stäbe verbun

halbe Kanonenkugeln, die jetzt als unpractisch nicht mehr angewendet werden. Ry.

Stanhope, Jacob Graf v., königl. großbritannischer Generallieutenant, aus einer alten englischen Familie abstammend, war im Jahre 1671 zu Madrid geb., wo sein Vater (welcher wesentlichen Antheil an der Revolution von 1688 genommen) sich als Gesandter König Wilhelm's III. befand. Der junge S. widmete sich in Madrid mit Eifer den Wissenschaften und bereiste im Jünglingsalter Frankreich und Italien, wobei er sich bemühte, die Sprachen dieser Länder zu erlernen. Er diente hierauf während des niederländischen Krieges (wo der König Wilhelm die Armee in Person commandirte) in Flandern als Volontair und zeichnete sich besonders 1695 bei der Belagerung von Namur aus, worauf ihm der König den Befehl über ein Bataillon anvertraute und ihn bald darauf zum Obersten ernannte, auch, ungeachtet seiner Jugend, freien Zutritt zu seiner Person gestattete. Unter der Regierung der Königin Anna (von 1702—1714) ward er Mitglied des Parlaments und erhielt sodann einen Gesandtschaftsposten bei den Generalstaaten. Zum Brigadier ernannt, kam er während des spanischen Erbfolgekrieges zur englischen Armee in Spanien unter die Befehle des Generals Peterborough, wo er bei der Eroberung von Barcelona (1705) mit besonderer Tapferkeit focht und nach Uebergabe des Platzes mit der Nachricht davon nach England gesendet wurde, wo er bis zur Schließung des Parlaments blieb. Im Jahre 1708 zum Generalmajor und Gesandten am Hofe des östreichischen Erzherzogs ernannt, traf er im Monat Mai wieder in Barcelona ein, eroberte noch im demselben Jahre Port Mahon und die Insel Minorka. Im Jahre 1709 zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Spanien ernannt, traf er im Mai 1710 wieder in Barcelona ein, errang einige Vortheile im Gefecht bei Almenara (den 27. Juli) und bei Saragossa (den 20. Aug.), wurde aber den 9. Dec. nach einer lebhaften Vertheidigung im Städtchen Brihuega, welches nur schwache Festungswerke hatte, auch Mangel an Munition litt, mit 8 Bat. und 8 Escadrons gefangen und erst im Jahre 1712 gegen den Herzog von Escalone, vormaligen Vicekönig von Neapel, ausgewechselt. Im Monat August desselben Jahres kehrte er wieder nach England zurück. König Georg I. ernannte S. nach seiner Thronbesteigung (1714) zum Mitgliede des geheimen Raths und sandte ihn bald darauf mit geheimen Aufträgen an Kaiser Karl VI. Im Jahre 1716 begleitete S. den König nach Hannover und entwarf mit dem Abbé Dubois, Abgesandten Frankreichs, die Präliminarien zu der Tripelallianz, welche den 4. Jan. 1717 im Haag zwischen England, Frankreich und den Generalstaaten abgeschlossen wurde und wobei England seinen Hauptzweck, die Entfernung des Kronprätendenten von England (Ritter von St. Georg genannt) aus Frankreich und die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und Mardyck, erreichte. Im folgenden Jahre wurde S. zum ersten Lord des Schatzes, Kanzler der Schatzkammer und zum Pair von Großbrittannien unter dem Titel Baron Stanhope von Evaston und Vicomte S. von Mahon ernannt. Im März 1718 kam er als erster Staatssecretair an die Stelle des Grafen von Sunderland, dagegen dieser zum Kanzler der Schatzkammer ernannt wurde. Im Jahr 1718 vermittelte S. in Vereinigung mit dem Abbé Dubois die berühmte Quadrupelallianz, wurde 1719 zum Lordoberrichter ernannt und begleitete noch in demselben Jahre den König nach Hannover, von wo er im April 1720 zurückkehrte. Den 4. Febr. 1721 hatte er im Oberhause eine lebhafte Erörterung mit dem Herzoge von Wharton, welche ihm einen so heftigen

Kopfschmerz zuzog, daß er sich nach Hause tragen lassen mußte und vom Schlage getroffen des andern Morgens starb. Der König, welcher S. sehr schätzte, ließ ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichten und bestritt selbst die Kosten für dessen Leichenbegängniß, welches unter den höchsten militairischen Feierlichkeiten stattfand. S. galt für einen der geschicktesten Diplomaten und erfahrensten Generale seiner Zeit.

(Vergl. Mémoires du Règne de George I. Tom. 4. à la Haye. 1730. — La vie d'Anne Stuart et traduit de l'Anglois. Amsterdam. 1716.)

Gtz.

Stanislaus, Orden des heiligen. Als nach dem Tode August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen (1763), der Graf Stanislaus August Poniatowsky zum König von Polen erwählt wurde, stiftete er am 7. Mai 1765 einen Orden, den er, zu Ehren des Schutzpatrons, und weil er selbst den Namen führte, Orden des heiligen Stanislaus nannte. Von den Statuten, welche er diesem zweiten polnischen Orden gab (der erste war der weiße Adlerorden), ist soviel bekannt, daß die Zahl der Ritter auf hundert festgesetzt war, daß die Ritter des weißen Adlerordens ihn zugleich mit erhielten, aber so wie die Ausländer, welchen er ertheilt wurde, nicht mit unter die Zahl der hundert gehörten, und daß jeder Ritter jährlich 4 Ducaten an das Hospital zum Kindlein Jesu in Warschau zahlen mußte. — Der Orden erhielt sich nicht lange in Ansehen, da er sehr verschwenderisch ertheilt wurde und nach der Theilung Polens wurde seiner nicht mehr gedacht. Durch die Constitution, welche nach dem Tilsiter Frieden das gestiftete Herzogthum Warschau bekam, d. d. Dresden den 22. Juli 1807, erhielt er, gleich den übrigen polnischen Orden, neues Leben, und der König Friedrich August von Sachsen vergab ihn wieder, so lange er Herzog von Warschau war. Nachdem Polen unter russische Oberherrschaft gelangt, erneuerte Kaiser Alexander den St.-Orden und theilte ihn in vier Classen; auch wurde unter dem 16. Dec. 1816 die alte Verpflichtung der Ritter hergestellt, eine jährliche Abgabe an das Findelhaus in Warschau zu entrichten und dahin bestimmt, daß dieser Beitrag für die Ritter der 1. Classe in vier, für die der zweiten in drei, für die der dritten in zwei und für die der vierten in einem Ducaten bestehen solle. Nach der unter dem 29. Nov. 1831 erlassenen kaiserl. russ. Ukase soll der polnische Orden des heiligen Stanislaus zu den Orden des russ. Reichs gehören und nach einem Befehle an den Ordenskanzler vom 25. Dec. 1831 auf die erste Classe des St. Annenordens folgen. Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges roth emaillirtes Kreuz, mit runden Knöpfchen auf allen Spitzen. Den Raum zwischen den vier Hauptheilen füllen weiße gekrönte Adler mit ausgebreiteten Flügeln aus und die kleinen Räume zwischen den zwei Spitzen jedes Hauptheils goldene Rosen. In der Mitte vorn steht auf weißem Grunde der heilige Stanislaus von einem Lorbeerkranze umgeben, und auf der Umseite auf weißem Grunde der rothe Namenszug S. S. (Sanctus Stanislaus). An einem rothen Bande mit weißen Rändern trägt es die erste Classe von der linken Schulter nach der rechten Hüfte, und auf der linken Brust einen silbernen Stern. Die zweite Classe trägt es mit demselben Stern um den Hals, die dritte und vierte im Knopfloche. Die Ritter, welche auch den weißen Adlerorden haben, tragen es um den Hals, und ohne den Bruststern. (Vergl. Friedrich Gottschalck, Almanach der Ritterorden, Leipzig 1818.)

Gtz.

Stankkugeln, werden mit einem Brandsatz, der mit Federn, Horne

spähnen, Thierfüßen und assa foedita vermengt ist, in Leinwandsäcke gestopft und dienen zur Vertreibung des Feindes aus Minengängen.

Ry.

Stärke der Festungen, siehe Festungen.

Statik, ist die Wissenschaft vom Gleichgewichte fester Körper, deßhalb ein Theil der mechanischen Wissenschaften und somit auch der angewandten Mathematik. M. S.

Stativ, ein Gestell für den Meßtisch oder jedes andern Meßinstruments, welches nicht in freier Hand gebraucht werden kann. Es hat gewöhnlich drei Füße, übrigens aber sehr verschiedenartige Einrichtungen. Vortheilhaft ist stets die Vorkehrung, wenn der darauf befindliche Meßtisch eine doppelte Bewegung hat, d. h. eine kreisförmige um den Zapfen und eine schiefbare, nach allen vier Seiten des Tisches. Man wird dadurch in Stand gesetzt, den Punct auf dem Tische mit wenig Mühe genau über den Punct auf der Erde zu bringen. Uebrigens ist es gut, wenn die Füße aus zwei zusammengeschraubten Theilen bestehen, was den Vortheil gewährt, den Tisch leichter horizontal zu stellen. M. S.

Stauschleusen, siehe Schleusen.

Stechschloß, eine Eigenthümlichkeit der mit gezogenen Röhren versehenen Feuergewehre, durch welche man dem Schlosse derselben einen leisern, empfindlichern Abzug zu verschaffen, theils auch dem Schießenden beim Abfeuern seiner Büchse für allzubedeutende Abweichungen vom Zielpuncte oder der richtigen Visirlinie sicher zu stellen sucht, theils aber auch, um zu verhüten, daß bei einem langsamen, steten Abdrücken, wie es bei der Büchse unter jeder Bedingung erfolgen soll, der Stangenschnabel (s. Feuerschloß) nicht unwillkürlich in die Mittelruhe eingreife und so das Losschlagen des Hahns verhindere. Dieses blos durch eine geringere Vertiefung der beiden Rasten zu bewerkstelligen, würde jedenfalls zu gefährlich sein und nächstdem wohl kein so günstiges Resultat gewähren, als ein gutes Stechschloß. So unwichtig der kleine Mechanismus desselben auch Manchem zum Kriegsgebrauch erscheinen mag, so viel er auch hier und da Mängel besitzt, so bleibt er doch, da er insbesondere das Vertrauen auf ein sicheres Treffen erhöht, für den mit einem gezogenen Rohre ausgerüsteten Jäger oder Schützen von unendlichem Vortheil. Es gibt dreierlei Arten von Stechschlössern, das deutsche, französische und englische, die aber alle mit nur wenigen unerheblichen Veränderungen auf obigen allgemeinen Zweck hinwirken. Die Construction dieser sämmtlichen Schlösser beruht, wie verschieden auch ihre innere Einrichtung gestaltet ist, auf der Erfahrungslehre, daß ein geregelter rascher Schlag oder Stoß gegen den Arm der Stange solchen ohne vermehrte Erschütterung kräftiger und schneller aufwärts wirft, als der allmälige Druck des einfachen Abzugs (Drückers). Den Hauptheil eines Stechschlosses bildet ein gewöhnliches, ungefähr 5 Zoll langes, $\frac{1}{4}$ Zoll breites und über eine Linie starkes Abzugsblech (Grundplatte, Stechschloßplatte), auf welchem der Länge nach von vorn herein, zwei etwas erhöhte, in der Entfernung von 1 Linie parallel laufende, $1\frac{1}{4}$ Zoll lange Seitenwände oder Backen (Plattenbacken) rechtwinkelig aufgesetzt sind. Die ganze Vorrichtung führt den Namen Stechschloßkasten (Schnellergehäuse). Am Vorderende dieses Gehäuses läuft um einen in die Backen greifenden kleinen Stift oder Schräubchen, die leicht bewegliche Nadel oder besser der dauerhaftere Abzug, der mit seinem Kopfe den Kasten in dieser Gegend vollkommen ausfüllt, an dem rückwärts gerichteten Arme mit einer rechtwinkeligen, scharfkantigen Hervorragung versehen ist und unten durch einen Länger aus der Grundplatte her-

vortritt. In einem zweiten und längern Einſchnitt der Stechſchloßplatte bewegt ſich auf gleiche Weiſe, nur etwas höher geſtellt, der ſogenannte Schneller oder Stecher mit ſeinem vorwärts geſtreckten Schlagſtücke, in welchem vorn nach dem Abzuge (Nadel) zu ein kleiner Kerb ausgefeilt iſt. Hinter dem Schneller liegt längs dem Abzugsbleche die ſtarke Schlagſtück- oder Stecherfeder, deren Spitze unter dem hintern Theil des Schnellers in einem dazu eigends ausgearbeiteten rechtwinkeligen Einſchnitt eingeſchoben und am entgegengeſetzten Ende mittelſt einer Schraube an die Stechſchloßplatte angeſchraubt wird und ſo dem Stecher, wie überhaupt dem Ganzen, die erforderliche Schnellkraft ertheilt. Eine andere ſchwächere, am Anfange erwähnter Platte, durch eine kleine Schraube befeſtigte Nadel oder Abzugsfeder, ſtemmt ſich mit mäßiger Kraft gegen eine kleine Ausfeilung am Vordertheile des Abzugskopfs und ſtrebt denſelben ſtets aufwärts zu drücken, während die Schlagſtückfeder, ſobald man geſtochen hat, die nämliche Wirkung gegen den Schneller äußert. Die Befeſtigung des Abzugs und Schnellers in den Stechſchloßkaſten mittelſt Schrauben dürfte der durch Stifte vorzuziehen ſein, da ſie eine beſſere Reinigung aller einzelnen Stücke geſtattet, obgleich ſich oft damit der Nachtheil verbindet, daß die nothwendigerweiſe ſehr kleinen Gewinde ſich leicht ausdrehen und dann locker werden, auch nebenbei die Einſchnitte der gewöhnlich verſenkten Schraubenköpfe oft Schaden leiden. — Jedes Stechſchloß beſitzt überdieß noch zwiſchen dem Abzuge und Stecher eine beſondere Stellſchraube, welche von der äußern Seite der Stechſchloßplatte gegen den innern Arm des Abzugs geſchraubt werden kann und nach Verhältniß die leiſere oder feſtere Stellung des ganzen Mechanismus regulirt. Steht das Stechſchloß zu feſt, d. h. greift der Unterarm des Schnellers zu tief in den Vorſtand des Abzugskopfs, ſo wird dieſem Fehler durch ein ganz geringes Anziehen erwähnter Stellſchraube abgeholfen; ſteht es hingegen im umgekehrten Falle zu leicht oder leiſe, ſo ſchraubt man ſolche etwas zurück. — Die Güte eines Stechſchloſſes hängt in der Regel nicht allein von der richtigen Zuſammenſtellung und aufmerkſamen Bearbeitung der einzelnen kleinen Stücke ab, ſondern es muß hierbei auch möglichſt alle Friction derſelben unter ſich vermieden, beſondere Rückſicht auf die richtige Härte und Schärfe der in- und übereinander greifenden Kanten genommen, hauptſächlich aber der wichtigſte Gegenſtand, die gehörige Kraft der Federn, in Betracht gezogen werden. Zu kurze und ſchwache Schlagſtückfedern haben den unangenehmen Nachtheil, das Stechſchloß oft abſtechen, d. h. deſſen Wirkung in ſich vollbringen zu laſſen, ohne dieſelbe auf das Büchſenſchloß mit überzutragen. Gleitet beim Stechen der Schneller gleich wieder von ſelbſt aus der Krappe des Abzugs, ſo bedient man ſich ebenfalls dafür des Ausdrucks abſtechen, doch kann letzterer Fehler vermöge der Stellſchraube ſofort beſeitigt werden, inſofern nicht etwa die Abnutzung der Abzugskrappe durch häufigen Gebrauch ſolchen verurſacht hat. Oft wird überdieß auch das Abſtechen durch unterlaſſenes, feſtes Anziehen der Schrauben, der Federn, welche dadurch ihre volle Schnellkraft verlieren, befördert. Zu ſchwache und kurze Abzugsfedern hingegen ſind nicht im Stande, den Abzugsarm ſo weit in die Höhe zu drücken, daß er von der des Schnellers gefaßt werden kann, was dann den Gang des Stechſchloſſes hemmt und dieſes nutzlos macht. Die richtige Stellung der einzelnen Theile eines Stechſchloſſes läßt ſich leicht erproben, wenn man, nachdem geſtochen worden, die Büchſe einige Male mit Vorſicht gegen die Erde ſtößt, wobei das Stechſchloß nicht abſtechen darf. Das Stechen ſelbſt geſchieht, indem man den Stecher ſoweit [redacted] dem Finger zurückzieht, bis ſich der ſchnabelförmige Kerb des Schlag

Frankreich zurückgekehrt, ertheilte ihm Ludwig XVI. den Orden pour le mérite, so wie eine jährliche Rente von 6000 Livres. Gleichzeitig ward er zum 2. Obersten des Regiments Elsaß, zum Generaladjutant und Ritter vom Schwertorden befördert. Als S. 1783 nach Schweden zurückkehrte, ernannte ihn der König zum Chef des Karlschen Dragonerregiments und ertheilte ihm den Befehl über das Corps der Savolaxschen Jäger zu Fuß und des Kymenegard's Bataillons; eben so erhielt er ein 1789 in Gothenburg formirtes Regiment, das seinen Namen führte. Bei Ausbruch des Kriegs mit Rußland 1788 erhielt S. ein Commando in Finland, zeichnete sich den 4. Mai 1789 bei Suomenlemi, den 13. Juni bei Porosalmi und namentlich den 21. Juli bei Parkumäki sehr vortheilhaft aus. In letzterem Gefechte verloren die Russen 24 Officiere und 850 M. an Todten, Gefangenen und Verwundeten und mehrere Kanonen. Er wurde dafür zum Generalmajor ernannt, leitete 1790 die Friedensunterhandlungen, ging nach Beendigung derselben als Gesandter nach Petersburg, avancirte 1792 zum Generallieutenant, empfing 1794 den Seraphinenorden und ward 1796 zum Reichsherrn, so wie 1800 in den Freiherrnstand erhoben. Das Jahr darauf erhielt S. von Rußland den Andreas-, Alexander-Newsky- und Annenorden 1. Classe. Bei Ausbruch des Kriegs 1807 kehrte S. nach Schweden zurück, ward zum General der Infanterie befördert, nahm jedoch aus unbekannten Ursachen keinen Theil an dem Feldzuge, unterzeichnete inzwischen den Frieden von 1809 und trat dann seinen Gesandtschaftsposten in Petersburg an. Im Jahr 1811 verließ er diesen abermals und erhielt die Ernennung zum Feldmarschall. Als solcher nahm er Theil an dem Kriege in Deutschland 1813, wo er unter dem Kronprinzen befehligte, als dieser aber das Commando der vereinigten Nordarmee übernahm, erhielt S. den speciellen Befehl über das schwedische Corps derselben. In dieser Eigenschaft focht er bei Dennewitz, Großbeeren und Leipzig, folgte dem Kronprinzen nach Paris, nahm dort Theil an den Friedensunterhandlungen von 1814, empfing den preußischen rothen und schwarzen Adlerorden und kehrte hierauf nach Schweden zurück. Im Jahr 1826 ward S. der ehrenvolle Auftrag, nach dem Tode des Kaisers Alexander nach Petersburg gesandt zu werden, um der Krönung des Kaisers Nicolaus in Moskau beizuwohnen. Nach Stockholm zurückgekehrt, lebte S. von da an abwechselnd in der Hauptstadt und auf seinem Gute in Südermanland und starb am 7. Jan. 1837 in einem Alter von 90 Jahren 2 Monaten. Bst.

Steenbok, Magnus Graf, königl. schwed. Feldmarschall, geb. zu Stockholm den 12. Mai 1664, war der Sohn des Reichsraths und Ober-Hofmarschalls Johann Gabriel S. — Von einer Familie abstammend, welche seit dem 15. Jahrhundert theils im Felde, theils im Rath den Königen von Schweden die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, bereitete er sich auf der Hochschule zu Upsala und dann seit 1683 auf Reisen zu der von ihm gewählten militairischen Laufbahn vor. In Schweden war damals in kriegerischer Hinsicht wenig Aussicht, deßhalb trat er erst in holländische Dienste und kämpfte von 1688 an, in dem Kriege der verbündeten europäischen Mächte gegen Frankreich, unter dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Waldeck am Rhein. Hier zeichnete er sich so vortheilhaft aus, daß mehrere deutsche Fürsten ihm antrugen, in ihre Dienste zu treten, Anerbietungen, die er ausschlug, da er 1697 als Oberster eines deutschen Regiments in den Diensten seines Vaterlandes aufgenommen wurde. Hier fand er unter Karl XII. hinlängliche Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen.

Er nahm an den meisten von jenem großen Feldherrn geführten Kriegen Antheil, war bereits 1700 in der Schlacht bei Narwa Generalmajor und erhielt nach derselben den Auftrag, Ingermanland vom Feinde zu säubern. Während des Einfalls der Schweden in Polen blieb er bei der Hauptarmee und ward nach der Schlacht von Clissow (19. Juni 1702) vorausgeschickt, eine Brücke über die Weichsel zu schlagen und dann zum Gouverneur des vom König Karl am 30. Juni besetzten Krakau's ernannt. Daß er als solcher die Gräber in den katholischen Kirchen nach verborgenen Schätzen durchwühlen ließ, entfremdete seinem König mehr Polenherzen, als seine Siege ihm bis dahin zugeführt hatten. 1703 erhielt er den Auftrag, durch das noch nicht bezwungene feindliche Land und hauptsächlich durch die freie Stadt Danzig einen aus Schweden zur See angekommenen Transport von Geschützen und Rekruten der Hauptarmee zuzuführen, ein Unternehmen, das ihm vollkommen gelang und das dem König die Eroberung von Thorn möglich machte. 1706 folgte er Karl XII., diesem nach Sachsen und ward dann zum Statthalter von Schonen ernannt. Diese durch frühere schlechte Verwaltung vernachlässigte Provinz suchte er durch zweckmäßige Einrichtungen und durch strenge Beaufsichtigung der Beamten in einen bessern Stand zu bringen, was seiner Beharrlichkeit auch gewiß gelungen wäre, hätten nicht spätere kriegerische Ereignisse ihn aus diesem Wirkungskreise entfernt. Während des Einfalls Karl's in Rußland blieb General S. in seiner Provinz und ward 1709, wie König Friedrich IV. von Dänemark, Karl's Abwesenheit benutzend, Schweden den Krieg erklärte, und mit 18,000 M. in Schonen landete, von der Regentschaft zum Anführer der den Dänen entgegenzustellenden nur geringen Streitkräfte ernannt. Nur 8000 M. alte Truppen und 12,000 Milizen, welche weder gehörig geübt noch uniformirt waren, konnten zusammen gebracht werden, aber der Haß gegen die Dänen und die Kriegslust der Schweden ersetzten bei letzteren den Mangel an Manövrirfähigkeit. General S. war so glücklich, die Dänen in der Schlacht bei Helsingborg (s. d.) am 11. März 1710 gänzlich zu schlagen und dieselben zur Wiedereinschiffung nach Dänemark zu nöthigen. Im Jahr 1712, während die Sachsen, Russen und Dänen Stralsund (s. d.) belagerten, führte der zum Feldmarschall ernannte S. eine neue schwedische Armee nach Pommern, um den Belagerten eine Diversion, entweder nach Sachsen oder nach Holstein, Luft zu machen. Er durchbrach daher mit 16,000 M. die Einschließungslinie von Stralsund, erzwang am 5. Nov. den Paß von Dammgarten, bemächtigte sich, nachdem ein vierzehntägiger Waffenstillstand zu keinen Friedensverhandlungen geführt hatte, Rostocks und schlug am 20. Dec. die Dänen und Sachsen bei Gadebusch (s. d.). Nach diesem Siege wendete er sich nach Holstein, wo er als Wiedervergeltung für die Beschießung von Stade durch die Dänen, und unter dem Vorwande, die dortigen Vorräthe zu zerstören, am 9. Jan. 1713 die unbefestigte und unbesetzte Stadt Altona in Asche legen ließ. Diese nutzlose und einem frühern Zeitalter angemessenere Grausamkeit wird dem F.M. S. stets zum Vorwurf gemacht werden und ward späterhin, wie sich sein Glück wendete, für ihn selbst sehr nachtheilig. 46,000 M. der verbündeten Truppen vereinigten sich am 25. Jan. bei Gottorp, ohne daß S. es hindern konnte, und er war genöthigt, sich bei Gardingen hinter der Eider zu verschanzen, von wo er den Plan hatte, sich nach Pommern durchzuschlagen. Den 12. Febr. griffen aber die Russen diese Verschanzungen an und zwangen die Schweden, sich unter die Kanonen der kleinen Festung Töningen zurückzuziehen. Hier schlossen ihn die Verbündeten von allen Seiten ein; bald zwangen ihn Mangel an Munition und

Lebensmitteln, wegen Uebergabe dieses Platzes zu unterhandeln, wobei er sich freien Abzug nach Pommern bedingen wollte. Dieß ward jedoch abgeschlagen und nach abermaligen zu Oldensworth gepflogenen Verhandlungen mußte sich F.M. S. am 16. Mai mit nahe an 12,000 M. ergeben. Er selbst ward nach Kopenhagen gebracht und im Fort Friedrichshaven als Strafe für die Verbrennung Altona's und um die Wiederholung eines Fluchtversuches zu vereiteln, in sehr harter Gefangenschaft gehalten, in welcher er am 23. Febr. 1717 starb. S. war ein sehr talentvoller Feldherr und dabei ein geübter Staatsmann, der nicht immer mit den kriegerischen Vergrößerungsplanen seines Königs übereinstimmte, trotz dem aber von ihm, so wie selbst von seinen Feinden, sehr geachtet wurde.

(Vergl. Mémoires concernant le comte de Steinbock. Francfort sur M. 1745. — Histoire de Suède, sous le règne de Charles XII. p. Limiers. Amsterdam 1721. Theatrum Europaeum. t. 15—20.) E.

Stehende Mörser, siehe Geschützröhre.

Steigbügel, siehe Sattel.

Steinau, Stadt in Preußen, am linken Ufer der Oder, Regierungsbezirk Breslau.

Gefecht am 18. October 1633.

In der ersten Hälfte des Jahres hatten drei schwache Armeen die Verbündeten (eine schwedische unter dem General Grafen Thurn, eine brandenburgische unter General von Burgsdorf, eine sächsische unter Feldmarschall Arnheim), zusammen nur 24,000 M. stark, eine große Anzahl Städte in ihre Gewalt gebracht. Wallenstein, Herzog von Friedland, erschien erst Ende Mai mit 40,000 M. in Oberschlesien; es war ihm jedoch mehr um Erreichung seiner persönlichen Zwecke zu thun, als um die Besiegung seiner Gegner, von denen er die Sachsen und Brandenburger lieber zu Verbündeten gehabt hätte. Es darf mithin nicht befremden, wenn Wallenstein mehr unterhandelte als auf siegreiche Gefechte ausging. Da jedoch die Unterhandlungen keinen erwünschten Fortgang hatten, der Kaiser dieselben auch höchlichst mißbilligte und Siegesnachrichten erwartete, entwickelte Wallenstein plötzlich eine große Thätigkeit und Geschicklichkeit. — Seine Absicht war hauptsächlich, die Schweden ganz zu vernichten. Zu diesem Zwecke marschirte er mit 30,000 M. gegen Bautzen, bewog dadurch den Feldmarschall Arnheim zum schnellen Rückzug nach Sachsen, ließ ihn durch ein kleines Corps verfolgen, kehrte aber mit der Hauptmacht plötzlich um, und wendete sich gegen Steinau, in dessen Nähe Graf Thurn mit 6000 M. und 20 Geschützen auf dem linken Oderufer im Lager stand. Wallenstein hatte den General Schaffgotsch mit einigen Tausend Reitern vorausgeschickt, um den Rückzug der Schweden über die Oder zu hindern. Dieser kam mittelst einiger Eilmärsche, von 9 bis 10 Meilen täglich, ganz unbemerkt Steinau gegenüber an und sperrte jeden Ausweg. Thurn, hierdurch aufmerksam gemacht, sendete seine Reiterei gegen Lübben auf Recognoscirung, sie wurde aber von Wallenstein's überlegener Reiterei geschlagen und nach Steinau zurückgeworfen. Nachdem die Infanterie angekommen war, ließ Wallenstein das schwedische Lager ringsum einschließen und Thurn zur Niederlegung der Waffen auffordern; er gab ihm nur eine halbe Stunde Bedenkzeit. Die plötzliche Erscheinung der Kaiserlichen, ihre vierfache Ueberlegenheit, und die Unmöglichkeit von den Brandenburgern Hilfe zu erlangen, wirkte so entmuthigend auf die Schweden, daß jeder Gedanke an Widerstand aufgegeben wurde. Die Officiere und Soldaten traten sofort in Wallenstein's Dienste. Graf Thurn und einige Obersten wurden — zum großen Verdruß des Kaisers,

freigelaſſen. (Vergl. Theatrum Europaeum. — Schillers 30jähriger Krieg.) Pz.

Steinau, Adam Heinrich, Graf von, königl. polniſcher und ſächſiſcher Generalfeldmarſchall, ſtammte aus einem alten adeligen Geſchlechte in Franken ab und trat frühzeitig in kurbairiſche Kriegsdienſte, wo er bis zum Generalmajor aufrückte. Im Jahr 1685 befehligte S. als ſolcher eine Brigade des bairiſchen Reichscontingents gegen die Türken in Ungarn, und wohnte der Belagerung und Eroberung von Neuhäuſel und dem Treffen bei Gran, ſo wie 1688 der Belagerung von Stuhlweißenburg bei. Im Jahre 1689 befand er ſich bei der Armee des Herzogs Karl von Lothringen, welche Mainz belagerte und den 11. Sept. mittelſt Capitulation beſetzte. Der Kaiſer Leopold erhob ihn bald darauf in den Freiherrnſtand. 1693 trat S. in die Dienſte der Republik Venedig, welche ihm gleich bei ſeiner Ankunft einen koſtbaren mit Diamanten beſetzten Degen verehrte. Im darauf folgenden Jahre befehligte er den größten Theil der Truppen, welche unter dem venetianiſchen Generalkapitain Antonius Zeno nach der Inſel Scio ſich einſchifften, ſich dort am 8. Sept. des Caſtells bemächtigten und drei im Hafen liegende türkiſche Galeeren eroberten. Der Platz wurde jedoch im folgenden Jahre nach Sprengung der Feſtungswerke wieder verlaſſen, da eine zahlreiche türkiſche Flotte vor der Inſel erſchien. 1695 ſchlug Steinau den türkiſchen Seraskier, welcher im Golf von Napoli di Romagna gelandet und bis Argos vorgedrungen war, um einen Aufſtand in Morea zu erregen. Bei Verfolgung des Feindes auf dem Meere brach auf dem Schiffe, wo ſich S. befand, Feuer aus; es gelang ihm, ſich vor der Exploſion auf einer Galeere zu retten, und das Schiff flog mit 250 M. Beſatzung in die Luft. 1696 wurde S. an die Stelle des verſtorbenen G.F.M. von Schöning in gleicher Eigenſchaft in königl. polniſche und kurſächſiſche Dienſte berufen. Von 1699—1706 war er Chef eines Küraſſier- und von 1702—1705 zugleich eines Infanterieregiments, welche ſeinen Namen führten. S. folgte dem König Auguſt II. nach Polen und traf im Juli 1710 mit 6000 M. Sachſen, 3000 M. Lithauern unter dem Fürſten Sapieha, den königlichen Garden, 2 polniſchen Regimentern und 1200 Tartaren im Lager an der Düna vor Riga ein, wo auch den 26. Juli der König ſelbſt ankam. Im October eroberte S. nach kurzer Gegenwehr die kleine Feſtung Kackanhauſen an der Düna, welche der ſchwediſche Major Heine nach drei Tagen gegen freien Abzug nach Riga übergab. In der für die vereinigten Sachſen und Ruſſen unglücklichen Schlacht an der Düna (ſ. d.) 1701, wo S. in Perſon commandirte, focht er mit ausgezeichneter Tapferkeit; drei Mal drang er mit ſeinen Küraſſieren in die Garde des Königs von Schweden; endlich erhielt er einen Schlag mit einer Muskete, ſo daß er vom Pferde fiel und aus dem Gefecht gebracht werden mußte. Nicht minder zeichnete er ſich (1712) bei Eliſſow aus, wo König Auguſt ſelbſt commandirte und S. den linken Flügel führte. Nachdem der rechte Flügel unter perſönlicher Anführung des Königs, bei welchem ſich der General von Flemming befand, bereits in die Flucht geſchlagen, drang S. mittelſt eingeworfener Faſchinen durch einen Moraſt, welchen die Schweden für undurchdringlich gehalten, und brachte den rechten Flügel der Schweden, den er im Rücken angriff, in große Unordnung. Als aber Karl XII. ſelbſt dieſen Truppen mit dem linken Flügel zu Hilfe kam, wurde auch S. genöthigt, ſich zurückzuziehen. Sein eigenes Küraſſierregiment wurde in dieſem Gefechte umringt und gefangen. Im Gefecht bei Pultusk (d. 1. Mai 1703) entging S. mit genauer Noth der Gefangenſchaft, doch gelang der Ueberfall

durch seinen Spion erhalten hatte, schenkte auch dieser Meldung Glauben, obgleich ihm von mehreren Seiten gemeldet wurde, daß sämmtliche Defileen der Umgegend voll von feindlichen Truppen aller Waffengattungen seien. Er hielt sich ruhig in seinem Lager, bis er die zuverlässige Kunde erhielt, daß das verbündete Heer aus den Defileen gegen sein Lager heranrücke und bereits sich in Schlachtordnung formire. Auch war um diese Zeit die Brigade Bourbonnais, welche zur Deckung des rechten Flügels etwas vor demselben lagerte, bereits mit einer überlegenen Masse Fußvolk in einen ungleichen Kampf verwickelt. Luxemburg's Geistesgegenwart ersetzte in diesem kritischen Augenblicke, was er durch Mangel an Vorsicht versäumt hatte. Er ließ die Truppen rasch ins Gewehr treten, und unterstützte die Brigade Bourbonnais, welche bereits ihren Lagerplatz und mehrere Geschütze verloren hatte, so kräftig, daß die Verbündeten zurückgedrängt wurden und die genommenen Geschütze wieder verloren. — In der Fronte des französischen Heeres war, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel hergestellt war, die Gefahr minder dringend. Die Verbündeten stießen hier bei ihrem Vorrücken auf eine Menge Schwierigkeiten, so daß dadurch die Franzosen Zeit gewannen, sich zur hartnäckigsten Gegenwehr zu rüsten. Auch auf dieser Seite mußten die Verbündeten weichen, und jetzt erst war es den Franzosen möglich, sich in 2 Linien zu formiren, denn bis jetzt hatten sie in der Linie ihrer Zelte gefochten. Sobald der Marschall von Luxemburg seine Schlachtordnung formirt hatte, ging er zum Angriffe über. König Wilhelm mußte sich nach einem lebhaften Widerstande, nach den kaum hinterlegten Defileen zurückziehen. Hinter denselben deckte seine zahlreiche Reiterei den Rückzug bis in die Stellung, von welcher er am Morgen ausgegangen war. Das Gefecht bei Steenkerke dauerte bis Abends 7 Uhr und war eines der blutigsten dieses Krieges, indem von jeder Seite wenigstens 6000 M. theils verwundet, theils getödtet wurden. Da nur französische Berichte über dieses Treffen bekannt gemacht wurden, so ist es nicht möglich, die taktischen Bewegungen der Verbündeten während desselben zu geben. Ein brauchbarer Plan findet sich in den Campagnes du Maréchal du Luxembourg par Beaurain. —s—

Steinkörbe (Artillerie) haben massive, hölzerne Boden und werden in die Steinmörser eingesetzt, um die aus Steinen bestehende Ladung dieser Geschütze aufzunehmen. Ry.

Steinmörser, sind große Mörser, mit verhältnißmäßig geringen Metallstärken, deren man sich im Belagerungskriege bedient, um die nahen feindlichen Werke, Batterien oder Laufgräben mit einem Steinhagel zu überschütten. Ry.

Stellenkauf. Ehedem waren die Compagnieen nicht selten eine den Hauptleuten überlassene käufliche Waare. Seitdem aber die Souveraine Rechnung und Sorge dafür selbst übernommen, ist diese Käuflichkeit mit vielen andern Uebelständen und Mißbräuchen abgekommen. Der Stellenkauf war früher in allen Continentalarmeen, am meisten in der französischen herrschend. Die Revolution hat dort die auf Adelsvorrechte und Werbung gegründete Armeeverfassung gänzlich reformirt und auch auf Deutschland übergetragen, so daß der, die angemessenere und gerechte Beförderung der Officiere nach Dienstalter und Verdienst behindernde, Stellenkauf allgem. in in Verruf und Wegfall kam. England allein, in seinen administrativen Einrichtungen mehr als andere Staaten sich gleich geblieben, behielt unbegreiflicher Weise dieß Verkaufssystem bei, obwohl dasselbe, bei der sich immer vergrößernden Ausdehnung der engl. Herrschaft in allen Welt

mehr und mehr als schreiende Ungerechtigkeit und höchst schädlicher Uebelstand anerkannt wurde. Das dadurch sehr allgemein gewordene Verlangen nach Abschaffung scheiterte indeß muthmaßlich bisher an der berechneten Mehrausgabe für eine Reihe von Jahren, die man, wie es scheint, mehr fürchtete als den moralischen und militairischen Krebsschaden, der damit dem Heere und dem Staate bleibt und für den sich noch kein glücklicher Rechenmeister gefunden hat. Der Stellenkauf, über dessen Entstehung sich wenig Zuverlässiges nachweisen läßt, besteht in England schon seit Karl II. in weit größerem Umfange, als es je auf dem Continente stattgefunden, denn es waren damals nicht nur sämmtliche Officier-Stellen im activen Heere, sondern sogar die der Gouverneure ꝛc. käuflich. 1719 erschien das erste Reglement über den Officier-Stellen-Verkauf und das minimum des Preises, wonach z. B. für den Infanterie-Obersten innerhalb England 6000, außerhalb 5000, für den Kapitain der Reitergarde 2500, bei der Infanterie in England 1000, außer Landes 840 Pfd. bezahlt werden mußte. Seit 1766 stellte man, in Folge vielfacher Verwirrungen, das System auf einfachere Preise, indem nur die Garde höher unterschieden, die Obersten, Adjutanten und Quartiermeister aber ausgenommen blieben, was jedoch nicht hinderte, daß die Stellen immer höher verkauft wurden. 1821 stellte endlich die Regierung nachstehenden, noch heute giltigen Preiscurant fest:

für d. Oberstleutenants-Stelle in der	Leibg.;	Reiterg.;	Drag.G. u. Drag.	Fußg.;	Lin.-R.
	7250	7250	6175	9000	4500 Pf.
= = Majors- =	5350	5350	4575	8300	3200 =
= = Kapitains- =	3500	3500	3225	4800	1800 =
= = Lieutenants- =	1785	1600	1190	2050	700 =
= = Kornets u. Fähnrichs- =	1260	1200	840	1200	450 =

Dieser bestimmte Preis sollte dazu dienen, zu verhindern, daß die Stellen theils nicht dem Meistbietenden anheim, theils nicht unter den Preis herabfielen. Dessenungeachtet vermochte, wie verlautet, bisher kein Gesetz den Uebelstand zu beseitigen, daß die Stellen um vieles höher bezahlt werden, weil natürlich Officiere von großem Vermögen jeden Preis, ja sogar das Doppelte des Fixums, gern bezahlen, um schnell vorwärts zu kommen, und andrerseits die des Dienstes Müden, selten einem so verführerischen Anerbieten widerstehen, das ihnen ein bequemes Auskommen im Alter bietet, wenn schon, laut Gesetzes vom Jahre 1808, jeder Officier, der einen höhern als den festgesetzten Preis annimmt, cassirt werden soll. Auch verlautete bis jetzt nichts über von Verurtheilung eines solchen Uebertreters, vielmehr werden alle Stellen mit Ausnahme der Kornets und Fähnrichs, namentlich bei der Cavalerie nach wie vor weit höher, z. B. die eines Oberlieutenants, meist bis mit 10,000, eines Majors mit 7000, eines Kapitains der Cavalerie mit 4 — 5000, eines Lieutenants bis mit 2000 bezahlt, d. h. nicht offenkundig, sondern mittelst Nachzahlung, sobald die Ernennung officiell angezeigt ist. Daher kommt es denn, daß der Officier mittelst des gesetzmäßigen Preises nur zu hindern vermag, daß nicht ein Jüngerer vor ihm befördert werde, keineswegs aber damit auch seine Beförderung erreicht, da einmal zur Waare geworden, die Stellen nach Umständen im Preise steigen und fallen. Früher war es nichts Seltenes, daß ein junger, reicher Adeliger in 3 — 4 Jahren zum Obersten sich herankaufte. Die neuesten Bestimmungen aber beschränkten wenigstens diesen gränzenlosen Mißbrauch durch die Bedingung, daß für den Erkauf der nächsthöhern Stelle eine festgesetzte Anzahl Jahre wirklich Dienst geleistet worden sein müsse,

z. B. für die eines Kapitains 3 Jahre als Subaltern, für die eines Majors 7, eines Oberſtlieutnants 9 Jahre. Nach einer Berechnung werden durchſchnittlich $\frac{4}{5}$ aller Officiersſtellen im Heere (Artillerie und Ingenieure, bei denen kein Kauf ſtattfindet, ausgenommen) erkauft. Die Folge davon iſt, daß ſomit für die Unbemittelten eine ſehr geringe Ausſicht auf Beförderung übrig bleibt, daß die weniger Bemittelten oft ihr Letztes opfern, um nicht zurückzubleiben, auch Viele wider Willen es thun und ſich in Schulden ſtürzen, um ſich von Jüngern nicht überflügeln zu laſſen. — Der Stellenkauf ging aber zu noch größerem Nachtheile auch auf die im Halbſold Stehenden über, indem die Regierung dieſen geſtattete, nach Gefallen mit im activen Dienſte und vollem Solde befindlichen Officieren zu tauſchen und dann wieder ihre Stellen zu verkaufen. Sobald demnach ein ſolcher ſich hierzu geneigt oder veranlaßt fühlte, ſo tauſchte er mit einem gleichfalls des Dienſtes Ueberdrüſſigen oder Dienſtuntauglichen und verkaufte dann nach Befinden ſeine Stelle wieder um den vollen Preis. Deßhalb mußte ſich die Regierung auch entſchließen einen Unterſchiedspreis feſtzuſtellen zwiſchen den activen, vollbeſoldeten Stellen und dem Halbſold des betreffenden Grades, der ganz als Annuität betrachtet und berechnet wurde. Aus dem Halbſolde erwuchs ſonach eine Laſt, die um ſo bedeutender wurde, je größer nach jedem Kriege die Reductionen waren und je mehr Jüngere an die Stelle alter Officiere auf halbem Solde traten. Welcher Mißbrauch aus dieſem Tauſch- und Verkaufsrechte hervorgeht und wie ſehr dieſes unheilbringende Syſtem in dem reichen England benutzt wird, beweiſt ſich durch das Ergebniß, nach welchem in den Jahren 1825 — 26 allein 203 Fähnriche, 393 Lieutenants, 124 Hauptleute und 67 Majors die zunächſt höhern Halbſoldſtellen kauften und dann größtentheils mittelſt Erlegung des Unterſchiedspreiſes volle Soldſtellen dafür eintauſchten. Die mannigfachen großen Nachtheile dieſer Einrichtung ſind ſo in die Augen ſpringend, daß es weder der weitern Entwickelung von Beweisgründen, noch der Erfahrung bedarf, um ſie als verwerflich anzuerkennen und die noch längere Fortdauer unbegreiflich zu finden. So viel bekannt, fand außer England vor Kurzem nur noch bei den ſicilianiſchen Regimentern ein Stellenkauf in beſchränkter Weiſe ſtatt.

Stellungen. Ganz allgemein geſprochen, müſſen ſie als Gegenſatz von Bewegungen angeſehen werden, und bezeichnen mithin den Ort, wo dieſe Bewegung aufhört. Es gibt vielerlei Arten von Stellungen, welche man in Hinſicht auf Zweck, Form und geometriſches Verhältniß zum Feinde betrachten muß, wenn der Gegenſtand zur klaren Anſchauung gebracht werden ſoll. Dem Zwecke nach, unterſcheidet man Offenſiv-, Defenſiv-, Central- und Beobachtungsſtellungen. Die Eigenthümlichkeiten der drei erſtgenannten ſind in den betreffenden Artikeln angegeben. Beobachtungsſtellungen kommen nur dann vor, wenn aus irgend einem Grunde keine der kriegführenden Parteien auf entſcheidende Unternehmungen ausgeht; ſie ſind gleichbedeutend mit dem Cordon (ſ. d.). Der Form nach gibt es ausgedehnte, concentrirte, ſtarke, feſte, befeſtigte, halbkreisförmige mit vor- oder zurückgezogenen Flügeln, ſtaffel- und ſchachbretartige Stellungen. Man nennt eine Stellung „ausgedehnt," wenn die Zwiſchenräume der taktiſchen oder ſtrategiſchen Einheiten ſo groß ſind, daß die unmittelbare Wirkſamkeit derſelben nicht hinreicht, dem Feinde das Eindringen in dieſe leeren Räume zu verwehren; „concentrirt," wenn die Zwiſchenräume ſo klein ſind, daß ſie durch die Entwickelung der Truppen völlig ausgefüllt werden; „ſtark," wenn die Front

im Verhältniß der Truppenmaſſe ſehr ſchmal iſt, dieſe alſo in drei bis vier Treffen ſteht, oder wenn ſie wenig Zugänge hat; „feſt," wenn ſich vor der Front und in den Flanken bedeutende und gegen Uebermacht leicht zu vertheidigende Annäherungshinderniſſe befinden; „befeſtigt," wenn Verſchanzungen angewendet worden ſind. Die Form der übrigen Stellungen deutet ſchon die Benennung an. Der Werth einer jeden iſt aber ſo relativ, daß er ſich im Allgemeinen nicht gut beſtimmen läßt; nur ſoviel iſt klar, daß alle halbkreisförmige Stellungen, ob ſie gleich ſcheinbar die größten Vortheile gewähren, dennoch die meiſten Nachtheile haben. In Bezug auf das geometriſche Verhältniß zum Feinde gibt es nur eine Art, welche Erwähnung verdient, nämlich die Flankenſtellungen (ſ. d.). — Der Gebrauch der Stellungen zur Erreichung kriegeriſcher Zwecke unterliegt zahlloſen Rückſichten, und es läßt ſich ohne weitläufig zu werden nicht viel darüber ſagen. Alle Offenſivſtellungen ſind im Grunde nichts, als eine Concentrirung der disponiblen, d. h. zur Beſetzung einzelner Puncte des Kriegsſchauplatzes nicht unbedingt nothwendigen Truppen, mit denen man den ſtrategiſchen Angriff beginnt, ſobald Zeit und Umſtände es geſtatten. In welcher Richtung die hier vereinigten Streitmaſſen ſich vorwärts bewegen, läßt ſich zwar im Allgemeinen beſtimmen, doch iſt es ſtets vortheilhaft, wenn mehr als ein Weg zum Ziele (Angriffsobject) führt, damit man daſſelbe nicht verfehle, wenn es beweglicher Natur ſein ſollte, wie z. B. die feindliche Armee. — Die Defenſivſtellungen haben ſchon einen beſtimmteren Charakter, aber auch einen beſchränkteren Wirkungskreis. Iſt der Feind nicht zum Angriff gezwungen, kann er an ihnen ungeſtraft vorbeigehen, ſo hat man bei der Wahl des Ortes, böte er auch große taktiſche Vortheile dar, einen großen Fehler begangen, deſſen Folgen nicht zu berechnen ſind. Die Phyſiognomie des Kriegsſchauplatzes, die Kriegsmethode des Gegners, die Stärke, Zuſammenſetzung und Thätigkeit der disponiblen oder manövrirenden Streitmaſſen und deren Erfolge geben daher einer Defenſivſtellung erſt ihren wahren Werth. Der Widerſtand durch eine ſolche Stellung braucht jedoch nicht immer ein abſoluter zu ſein, durch bloße Waffenwirkung erzeugt. Auch die Furcht des Gegners vor den mit einer Umgehung für ihn verknüpften Gefahren kommt dabei in Anſchlag. Iſt dieſe Furcht groß, ſo wird es auch die Umgehung ſein müſſen, und die darauf zu verwendende Zeit iſt ganz auf Rechnung der Defenſivſtellung zu ſetzen, denn ohne dieſelbe würde der Gegner den kürzeren Weg eingeſchlagen haben. Je größer aber der Bogen iſt, den der Umgehende machen muß, deſto leichter wird es dem Umgangenen ſich dahin zu wenden, wo die dadurch veränderte Lage der Dinge ſeine Thätigkeit in Anſpruch nimmt. Aus dieſem Grunde läßt ſich auch nicht ſo gradezu behaupten, daß die concentrirte Aufſtellung der ausgedehnten in jedem Falle vorzuziehen ſei. Hätte z. B. der Gegner eine große Ueberlegenheit an Cavalerie, aber weniger oder minder gute Infanterie als wir, ſo würde ſchon dieſes Verhältniß ein triftiger Grund zur Umgehung ſein, und dieſe unſerer Seits durch eine concentrirte Stellung ſehr erleichtert werden. Wäre hingegen der Feind an Infanterie überlegen, ſo könnte er leicht einen gewaltſamen Durchbruch verſuchen, wenn unſere Stellung eine zu ausgedehnte Front hätte, und die Umgehung derſelben wenig Erfolg verſpräche. Nächſt dem Anzahlverhältniß der Truppen kann aber auch größere Kampfgeſchicklichkeit im ſchwierigen Terrain, oder größere Ausdauer im Marſchiren die Veranlaſſung ſein, ſich des einen oder des anderen Mittels zu bedienen, und es iſt daher mit der Wahl einer Defenſivſtellung eine üble Sache, ſobald man ſeinen Gegner noch zu wenig kennen gelernt hat.

Ein gutes Auskunftsmittel, namentlich in einem weniger durchschnittenen d bergigen Lande, geben die sogenannten Centralstellungen. Man hat ht die beschränkte Absicht, den Angriff stehenden Fußes zu erwarten, we- gstens nicht da, wo man sich gerade befindet, sondern man will sich die eiheit bewahren, nach Umständen offensiv oder defensiv zu verfahren, je chdem der Feind mit getheilten oder vereinten Kräften das Operationsfeld tritt. Solche Stellungen entsprechen der jetzigen Kampfweise am meisten, uptsächlich zu Anfang der Feindseligkeiten, wo die Ungewißheit gewöhnlich n größten ist; sie dürfen aber von den eigentlichen Defensivstellungen nicht weit entfernt sein, daß man diese nicht mehr erreichen könne, wenn die larschrichtung des Feindes sich deutlich ausgesprochen hat. Je weniger an also im Stande ist, die strategischen Bewegungen und Absichten des indes durch vorgeschobene Corps beobachten zu lassen (s. Beobachtungs- rps), desto näher muß man denjenigen Puncten stehen, wo eine hart- ckige Vertheidigung durch die allgemeinen strategischen Verhältnisse geboten ird. — Das Aufsuchen guter Stellungen setzt viel Ueberblick voraus und ne genaue Bekanntschaft mit der taktischen Wirksamkeit der drei Haupt- affen. Im vorigen Jahrhunderte wurden vorzugsweise die Feldingenieurs mit beauftragt, welche diese Bekanntschaft in der erforderlichen Maße nicht ben konnten. Die Folge davon war, daß sie das Terrain fast nur aus rtifikatorischen Gesichtspuncten betrachteten und mehr auf Befestigung ein- lner Puncte, Aufstellung von Batterien, Erschwerung des Zugangs ꝛc. edacht nahmen, als auf den mannichfaltigen Gebrauch der Truppen, de- en meist sehr passive Rollen ertheilt wurden. Noch öfter stand die Strei- rzahl mit dem zu vertheidigenden Flächenraume gar nicht im Verhältnisse. us diesen Gründen haben die wenigsten Stellungen geleistet, was man sich on ihnen versprach, wobei freilich auch der Umstand berücksichtigt werden uß, daß die Infanterie damals ein Terrain nicht anders zu vertheidigen ußte, als indem sie die Erhöhungen des Bodens mit langen geschlossenen inien besetzte und die Artillerie ein kreuzendes Feuer zu erzielen suchte. in solches Verfahren konnte gegen die Angriffe eines Feindes, der sich an eine Form band und daher mit Leichtigkeit örtliche Hindernisse überschritt, nmöglich Schutz gewähren; der Mangel an Disciplin raubte jedoch seinen ngriffen einen großen Theil ihrer Kraft und erleichterte den Widerstand. ls endlich im Laufe der Zeit jene alte Lineartaktik (s. d.) durch eine bessere ebrauchsweise der Truppen verdrängt worden war, die strategischen Bewe- ungen überraschender wurden, da fühlte man auch die Nothwendigkeit, das Terrain schneller und mannichfaltiger zu benutzen. Die Generalstabsofficiere rhielten Befehl, in der Nähe der bezogenen Bivouaks Terrainabschnitte ufzusuchen und über ihre Vertheidigungsfähigkeit Bericht abzustatten. Bei der angenommenen Gewohnheit, den Feind längere Zeit durch leichte Trup- pen zu beschäftigen, Dörfer und Gehölze hartnäckig zu vertheidigen und erst später mit der Hauptstärke in das Gefecht zu gehen, fand man bald überall Stellungen, wo ein Feldingenieur sonst niemals eine gesucht haben würde, und es kam nun hauptsächlich darauf an, die Hauptstärke so aufzustellen, daß sie sich ohne Störung schnell nach demjenigen Theile der ersten Feuer- linie wenden konnte, wo der Feind durchzubrechen drohte, bis zu diesem Momente aber möglichst verborgen zu bleiben. Dieß ist die neuere Stellungs- kunst, die man daher mehr eine Sammlung der Streitkräfte auf ei- nem gewählten Kampfplatze nennen möchte, dessen vordere Puncte besetzt worden sind; sie unterscheidet sich von der früheren Stellungskunst im Wesentlichen darin, daß sonst die ganze Armee bereits taktisch etablirt war und jeder Theil der

ſelben ſeine beſondere Rolle hatte, bevor man noch wiſſen konnte, ob, wo und wie der Angriff erfolgen werde. Der Gegner hatte daher Muße genug, die ſtarken und ſchwachen Puncte der Stellung zu recognosciren, und das war vielleicht der größte Nachtheil, ſo wie die Vereinzelung der Truppen eine ſchnelle Zuſammenziehung derſelben auf bedrohten Puncten faſt unmöglich machte. — Man vergleiche die Artikel Schlachtordnung, Stützpuncte, Schlüſſelpuncte, Strategie und Taktik.

Pz.

Stellvertretung im Militairdienſte. Die Bildung einer zur Ausdehnung und zum Reichthume des Staates in Verhältniß ſtehenden Kriegsmacht, iſt zu allen Zeiten das ſorgſame Streben einſichtsvoller Fürſten und Staatsmänner geweſen. Die Löſung dieſer Aufgabe hat aber ganz beſondere Schwierigkeiten, denn iſt der Aufwand zu groß, ſo verzehrt die bewaffnete Macht bei anhaltendem Frieden das Mark des Staates; iſt hingegen die Kriegsmacht zu klein, ſo kann ſie den Staat bei ausbrechendem Kriege nicht gehörig beſchützen. Wie hoch die auf die Unterhaltung derſelben zu verwendende Summe ſich belaufen dürfe, läßt ſich allerdings leicht beſtimmen, denn die Ausgaben im Staatshaushalte müſſen ſich natürlich nach den Einnahmen richten; weniger leicht iſt es zu beſtimmen, wie groß die Streitmacht ſein müſſe, um dem Staate den erforderlichen Schutz zu gewähren und ihm dasjenige Anſehen zu verſchaffen, welches ſeine Stellung zu den übrigen Staaten als nothwendig erſcheinen läßt, denn Niemand kann die Wechſelfälle der Politik und des Krieges vorherſehen. Es wird alſo jeder Staat darauf bedacht ſein müſſen, ſich eine Achtung gebietende Kriegsmacht zu bilden, und darin liegt eben die Schwierigkeit, weil der Aufwand dafür ſehr beträchtlich iſt. — Es handelt ſich aber dabei nicht blos um pekuniäre Opfer, ſondern auch um einen Aufwand an Kraft und Intelligenz, denn Jeder, der vom Waffendienſte in Anſpruch genommen wird, geht für den Ackerbau, den Handel, die Wiſſenſchaften und für alle Zweige der Induſtrie größtentheils verloren. Dieſer Verluſt, der durch das Beurlaubungsſyſtem nur wenig vermindert wird, kann kaum einer Berechnung unterliegen, weil es möglich und ſelbſt wahrſcheinlich iſt, daß unter denen, die ſich geſetzmäßig dem Waffendienſte widmen müſſen, Viele ſind, die als geſchickte Chemiker, Mechaniker oder durch eine andere Thätigkeitsweiſe dem Staate vielleicht die nützlichſten Dienſte geleiſtet haben würden, wenn ſie ſich dem früher gewählten Berufe ohne Unterbrechung widmen konnten. — Aus dieſem Grunde hatte man in den meiſten Staaten mancherlei Befreiungen vom Kriegsdienſte eintreten laſſen und die Militairpflicht laſtete lange blos auf den niedern, meiſt von Handarbeit lebenden Volksclaſſen. Hieraus entſtand aber eine Ungleichheit, die dem Zeitgeiſte nicht mehr angemeſſen war, und bald fing man an, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienſte einzuſehen. Das revolutionäre Frankreich machte damit den Anfang (ſ. Conſcriptionsſyſtem), ſtellte viel größere Streitmaſſen auf als andere Staaten von gleicher Volkszahl und errang dadurch manchen Vortheil, wobei nicht überſehen werden darf, daß ſich in den franzöſiſchen Armeen, in Folge dieſer allgemeinen Verpflichtung, eine große Anzahl intelligenter Männer befand, die vom Ehrgeize angetrieben nach kriegeriſchem Ruhme ſtrebten, wozu ihnen vielfache Gelegenheit geboten wurde. — Dieſe Maßregel war in Zeiten großer Gefahr und allgemeiner Unordnung ergriffen worden, wo ſie nur vortheilhaft, aber nicht ſtörend einwirkte. Sobald ſich aber die Verhältniſſe der Franzoſen zu ihren Gegnern beſſerten, Handel und wieder einen neuen Aufſchwung erhielten, auch Künſte und Wiſ-

enschaften aufs Neue cultivirt wurden, fühlte man auch das Drückende einer allgemeinen Kriegsdienstpflicht, und führte zur Milderung das Stellvertretungssystem ein, welches jedoch die Habsucht und Gewissenlosigkeit vieler Beamten bald zu einem schändlichen Menschenhandel herabwürdigte, wobei der Militairstand natürlich auch nicht gewann.

In Deutschland wurde die allgemeine Militairpflicht zuerst in Preußen (1813), dann in den meisten deutschen Staaten eingeführt. Die nächste Folge davon nach wiederhergestelltem Frieden war eine bedeutende Verkürzung der Dienstzeit, die wiederum eine Beschränkung des Urlaubs nothwendig machte, wodurch dieses System kostspielig wird. Man suchte nun die Nachtheile dadurch auszugleichen, daß man denjenigen, welche auf eigene Kosten dienen wollten, eine noch kürzere Dienstzeit (ein Jahr) bewilligte, wodurch aber eine neue Ungerechtigkeit entstand, indem Andere, welche den mit dem einjährigen Dienste verbundenen Aufwand nicht bestreiten konnten, früher zum Dienste einberufen werden mußten, ohne dafür irgend eine Entschädigung zu erhalten *). Ueberdieß war auch für Manchen selbst die auf ein Jahr verkürzte Dienstzeit immer noch mit großen Nachtheilen verknüpft. — In anderen Staaten führte man daher sehr bald die Stellvertretung ein, wodurch Jeder für eine mäßige Geldsumme die Verpflichtung zum persönlichen Dienste ganz ablösen konnte, ohne daß dadurch ein Anderer in Nachtheil kam, weil nur solche Männer als Stellvertreter angenommen werden, welche ihrer Dienstpflicht bereits Gnüge geleistet haben. Dieses System hat zugleich den Vortheil, daß es die Bildung einer Pflanzschule für Unteroffiziere und eines Stammes gedienter Soldaten möglich macht, was außerdem nur durch Ertheilung von persönlichen Gehaltszulagen bewirkt werden könnte, da Niemand ein Interesse haben kann, über die gesetzliche Zeit im Dienste zu verbleiben, wenn nicht auch pekuniäre Vortheile damit verbunden sind, oder wenigstens in Aussicht gestellt werden können. Es ist allerdings möglich, daß sich manche Familie durch Aufbringung der Einstandssumme schadet. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß das Princip der Gleichheit vor dem Gesetz auf diese Weise weniger gefährdet ist, denn wer für den Andern einen Dienst leistet, thut es freiwillig und wird von ihm dafür bezahlt. Die Individuen und der ganze Stand gewinnen augenscheinlich dabei, besonders wenn sich die Militairbehörden der Herbeischaffung von Stellvertretern selbst unterziehen. — Bei Ausbruch des Krieges hat die Durchführung dieses Systems allerdings einige Schwierigkeiten, es scheint aber vorzugsweise auf den Frieden berechnet zu sein, weßhalb man es nicht befremdend finden könnte, wenn die Stellvertretung im Kriege erschwert oder ganz suspendirt würde. Eben so dürfte es in mancher Hinsicht rathsam sein, wohlhabenden Schwächlingen die Zahlung der Einstandssumme aufzuerlegen, denn der Kriegsdienst ist die gefahrvollste und drückendste Unterthanenpflicht, die Jeder, der sie nicht persönlich leisten kann, durch Geld abzulösen verbunden sein sollte, wenn ihn nicht wirkliche Armuth oder Unfähigkeit zur Arbeit davon freispricht. — Die Gegner der Stellvertretung behaupten zwar, daß dadurch der Wohlhabende auf Kosten des Aermern begünstigt, und das frühere Söldnerwesen wieder hervorgerufen werde, dem es an der nöthigen Intelligenz und Energie der Masse gefehlt habe. Diese Einwürfe

*) Je größer nämlich die Zahl der einjährigen Freiwilligen ist, desto mehr Altersptlichtige müssen zum dreijährigen Dienste in die Armee treten, während sie als Ueberzählige sogleich der Landwehr überwiesen werden könnten.

ſelben ſeine beſondere Rolle hatte, bevor man noch wiſſen konnte, ob, wo und wie der Angriff erfolgen werde. Der Gegner hatte daher Muße genug, die ſtarken und ſchwachen Puncte der Stellung zu recognosciren, und das war vielleicht der größte Nachtheil, ſo wie die Vereinzelung der Truppen eine ſchnelle Zuſammenziehung derſelben auf bedrohten Puncten faſt unmöglich machte. — Man vergleiche die Artikel Schlachtordnung, Stützpuncte, Schlüſſelpuncte, Strategie und Taktik.

Pz.

Stellvertretung im Militairdienſte. Die Bildung einer zur Ausdehnung und zum Reichthume des Staates in Verhältniß ſtehenden Kriegsmacht, iſt zu allen Zeiten das ſorgſame Streben einſichtsvoller Fürſten und Staatsmänner geweſen. Die Löſung dieſer Aufgabe hat aber ganz beſondere Schwierigkeiten, denn iſt der Aufwand zu groß, ſo verzehrt die bewaffnete Macht bei anhaltendem Frieden das Mark des Staates; iſt hingegen die Kriegsmacht zu klein, ſo kann ſie den Staat bei ausbrechendem Kriege nicht gehörig beſchützen. Wie hoch die auf die Unterhaltung derſelben zu verwendende Summe ſich belaufen dürfe, läßt ſich allerdings leicht beſtimmen, denn die Ausgaben im Staatshaushalte müſſen ſich natürlich nach den Einnahmen richten; weniger leicht iſt es zu beſtimmen, wie groß die Streitmacht ſein müſſe, um dem Staate den erforderlichen Schutz zu gewähren und ihm dasjenige Anſehen zu verſchaffen, welches ſeine Stellung zu den übrigen Staaten als nothwendig erſcheinen läßt, denn Niemand kann die Wechſelfälle der Politik und des Krieges vorherſehen. Es wird alſo jeder Staat darauf bedacht ſein müſſen, ſich eine Achtung gebietende Kriegsmacht zu bilden, und darin liegt eben die Schwierigkeit, weil der Aufwand dafür ſehr beträchtlich iſt. — Es handelt ſich aber dabei nicht blos um pekuniäre Opfer, ſondern auch um einen Aufwand an Kraft und Intelligenz, denn Jeder, der vom Waffendienſte in Anſpruch genommen wird, geht für den Ackerbau, den Handel, die Wiſſenſchaften und für alle Zweige der Induſtrie größtentheils verloren. Dieſer Verluſt, der durch das Beurlaubungsſyſtem nur wenig vermindert wird, kann kaum einer Berechnung unterliegen, weil es möglich und ſelbſt wahrſcheinlich iſt, daß unter denen, die ſich geſetzmäßig dem Waffendienſte widmen müſſen, Viele ſind, die als geſchickte Chemiker, Mechaniker oder durch eine andere Thätigkeitsweiſe dem Staate vielleicht die nützlichſten Dienſte geleiſtet haben würden, wenn ſie ſich dem früher gewählten Berufe ohne Unterbrechung widmen konnten. — Aus dieſem Grunde hatte man in den meiſten Staaten mancherlei Befreiungen vom Kriegsdienſte eintreten laſſen und die Militairpflicht laſtete lange blos auf den niedern, meiſt von Handarbeit lebenden Volksclaſſen. Hieraus entſtand aber eine Ungleichheit, die dem Zeitgeiſte nicht mehr angemeſſen war, und bald fing man an, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienſte einzuſehen. Das revolutionäre Frankreich machte damit den Anfang (ſ. Conſcriptionsſyſtem), ſtellte viel größere Streitmaſſen auf als andere Staaten von gleicher Volkszahl und errang dadurch manchen Vortheil, wobei nicht überſehen werden darf, daß ſich in den franzöſiſchen Armeen, in Folge dieſer allgemeinen Verpflichtung, eine große Anzahl intelligenter Männer befand, die vom Ehrgeize angetrieben nach kriegeriſchem Ruhme ſtrebten, wozu ihnen vielfache Gelegenheit geboten wurde. — Dieſe Maßregel war in Zeiten großer Gefahr und allgemeiner Unordnung ergriffen worden, wo ſie nur vortheilhaft, aber nicht ſtörend einwirkte. Sobald ſich aber die Verhältniſſe der Franzoſen zu ihren Gegnern beſſerten, Handel und Gewerbe wieder einen neuen Aufſchwung erhielten, auch Künſte und Wiſ-

nschaften aufs Neue cultivirt wurden, fühlte man auch das Drückende ner allgemeinen Kriegsdienstpflicht, und führte zur Milderung das Stellrtretungssystem ein, welches jedoch die Habsucht und Gewissenlosigkeit vieler beamten bald zu einem schändlichen Menschenhandel herabwürdigte, wobei r Militairstand natürlich auch nicht gewann.

In Deutschland wurde die allgemeine Militairpflicht zuerst in Preußen 1813), dann in den meisten deutschen Staaten eingeführt. Die nächste olge davon nach wiederhergestelltem Frieden war eine bedeutende Verkürzung r Dienstzeit, die wiederum eine Beschränkung des Urlaubs nothwendig achte, wodurch dieses System kostspielig wird. Man suchte nun die Nachheile dadurch auszugleichen, daß man denjenigen, welche auf eigene Kosten enen wollten, eine noch kürzere Dienstzeit (ein Jahr) bewilligte, wodurch ber eine neue Ungerechtigkeit entstand, indem Andere, welche den mit dem njährigen Dienste verbundenen Aufwand nicht bestreiten konnten, früher am Dienste einberufen werden mußten, ohne dafür irgend eine Entschädiung zu erhalten *). Ueberdieß war auch für Manchen selbst die auf ein ahr verkürzte Dienstzeit immer noch mit großen Nachtheilen verknüpft. — n anderen Staaten führte man daher sehr bald die Stellvertretung ein, odurch Jeder für eine mäßige Geldsumme die Verpflichtung zum persönchen Dienste ganz ablösen konnte, ohne daß dadurch ein Anderer in Nachheil kam, weil nur solche Männer als Stellvertreter angenommen werden, elche ihrer Dienstpflicht bereits Gnüge geleistet haben. Dieses System hat gleich den Vortheil, daß es die Bildung einer Pflanzschule für Unteroffiere und eines Stammes gedienter Soldaten möglich macht, was außerdem ur durch Ertheilung von persönlichen Gehaltszulagen bewirkt werden könnte, a Niemand ein Interesse haben kann, über die gesetzliche Zeit im Dienste zu verbleiben, wenn nicht auch pekuniäre Vortheile damit verbunden sind, der wenigstens in Aussicht gestellt werden können. Es ist allerdings mögch, daß sich manche Familie durch Aufbringung der Einstandssumme schaet. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß das Princip der Gleicheit vor dem Gesetz auf diese Weise weniger gefährdet ist, denn wer für en Andern einen Dienst leistet, thut es freiwillig und wird von ihm dafür ezahlt. Die Individuen und der ganze Stand gewinnen augenscheinlich abei, besonders wenn sich die Militairbehörden der Herbeischaffung von Stellertretern selbst unterziehen. — Bei Ausbruch des Krieges hat die Durchührung dieses Systems allerdings einige Schwierigkeiten, es scheint aber orzugsweise auf den Frieden berechnet zu sein, weßhalb man es nicht befremdend finden könnte, wenn die Stellvertretung im Kriege erschwert oder anz suspendirt würde. Eben so dürfte es in mancher Hinsicht rathsam sein, ohlhabenden Schwächlingen die Zahlung der Einstandssumme aufzuerlegen, enn der Kriegsdienst ist die gefahrvollste und drückendste Unterthanenpflicht, ie Jeder, der sie nicht persönlich leisten kann, durch Geld abzulösen verunden sein sollte, wenn ihn nicht wirkliche Armuth oder Unfähigkeit zur rbeit davon freispricht. — Die Gegner der Stellvertretung behaupten war, daß dadurch der Wohlhabende auf Kosten des Aermern begünstigt, nd das frühere Söldnerwesen wieder hervorgerufen werde, dem es an der öthigen Intelligenz und Energie der Masse gefehlt habe. Diese Einwürfe

*) Je größer nämlich die Zahl der einjährigen Freiwilligen ist, desto mehr Dienstpflichtige müssen zum dreijährigen Dienste in die Armee treten, während die als überzählige sogleich der Landwehr überwiesen werden können.

sind aber wenig begründet, wie zum Theil schon in Vorstehendem gezeigt wurde. Wollte man aber auch zugeben, daß der bewaffneten Macht durch Zulassung der Stellvertretung minder tüchtige und ehrenhafte Individuen zugeführt würden (was immer nur in Folge einer schlechten Auswahl von Seiten der Militairbehörden geschehen könnte), so ist doch hierbei zu berücksichtigen, daß der Militairstand nur einen Theil der Nation ausmacht und daß man nicht zu Gunsten dieses Theils, welcher den Frieden nur als Vorbereitungszeit betrachten kann, eine Bestimmung erlassen sollte, welche der Masse des Volks zum Nachtheil gereicht. Je gewerbthätiger überhaupt eine Nation ist, desto nothwendiger ist für sie die Stellvertretung, weil die Staatseinnahme dadurch erhöht wird und Geld immer ein Hauptmittel zum Kriegführen bleibt. Wenn aber Handel und Gewerbe durch den ausbrechenden Krieg ins Stocken gekommen sind, dann wird unstreitig nur ein kleiner Theil der Dienstpflichtigen sich vertreten lassen und dieser Theil dürfte gerade derjenige sein, von welchem im Kriege erhebliche Dienste nicht zu erwarten sind. Die Vortheile der Stellvertretung durch ausgediente und zuverlässige Soldaten erscheinen sonach überwiegend. — Noch ist zu bemerken, daß die Stellvertretung schon bei den an der Küste Kleinasiens wohnenden Griechen eingeführt ward (durch Agesilaus), weil man sich von ihren Geldbeiträgen, wofür bereits erprobte Krieger geworben wurden, mehr Nutzen versprach, als von ihren persönlichen Dienstleistungen, und in dieser Voraussetzung hat man sich auch nicht getäuscht. Pz.

Stellzirkel ist ein Zirkel, in dessen einem Fuße ein Stück eines Bogens befestigt ist, welcher durch den andern Fuß hindurchgeht und durch eine Stellschraube in der Lage, wo er sich befinden soll, festgeschraubt wird. Er ist vorzugsweise von Nutzen, wenn man ein genommenes Maß öfter gebraucht, in welchem Falle ein gewöhnlicher Zirkel sich leicht verrückt, wenn man ihn aus der Hand legt. M. S.

Steppchen, Stäbchens-, Stecken- oder Regimentsknecht, Bengelhans, vormals der Gehilfe des Profoses oder Gerichtsweibels bei den Regimentern und Kriegsgerichten. Er galt wegen des entwürdigenden Geschäfts der Handleistung bei den körperlichen Züchtigungen und peinlichen Strafen für unehrlich und mußte daher, um Soldat werden zu können, mittelst besonderer Formalitäten erst ehrlich gemacht werden. Hz.

Stereometrie, ist derjenige Theil der Geometrie, welcher von Ausmessung und Berechnung der Körper handelt und heißt deßhalb auch Körpermessung. M. S.

Sternschanzen, siehe Schanzen.

Sterzing, Städtchen in Tirol, am Fuße des Brenners.

Gefecht am 12. April 1809.

Nach dem Gefecht an der Ladiser Brücke (s. d.) zogen sich die Franzosen unter General Bisson, die Baiern unter Oberstlieutenant Wrede über den Brenner nach Innsbruck, durch die Tiroler lebhaft verfolgt und von den Bergen an der Seite der Straße beschossen. Die bairische Nachhut, 400 M., 1 Haubize, langte erst am 12. April Nachmittags in der Ebene vor Sterzing an. Hofer hatte die westlichen Höhen dieses Orts besetzt und führte die Seinigen in diesem Augenblicke auf die Ebene zum Angriffe. Die Baiern stellten sich, das Gebirg im Rücken, in Masse auf dem sogenannten Sterzinger Moose auf, nach welchem dieses Gefecht gewöhnlich benannt wird und unterhielten ein lebhaftes Feuer gegen die sie umringenden Tiroler. Diese, um sich vor dem mörderischen Feuer zu schützen, schoben mit Heu beladene Wagen vor sich her, hinter welchen verborgen

e Schützen die baierischen Kanoniere wegschossen. Nach tapferem Wider-
ıde und großem Verluste mußte sich die ganze baierische Abtheilung erge-
ı. (Vergl. Oestreichische Militairzeitschrift. Jahrgang 1833.)

T.

Stettin, Festung und Hauptstadt von Pommern am linken Ufer der
er, welche, durch eine breite Niederung fließend, sich in 4 beträchtliche
me theilt, von denen der, hart an der Stadt, die eigentliche Oder heißt,
r welche eine lange Brücke zu der auf dem rechten Ufer gelegenen, befe-
ıten Vorstadt Lastadie führt. Nahe dieser Vorstadt und östlich fließt die
ite Parnitz mit einer 348 Fuß langen hölzernen Brücke. Die Oder hat
e hinreichende Tiefe, so daß Seeschiffe bei der Stadt anlegen können.
urch die zum größten Theil sehr morastige Wiesenfläche ist längs den Ufern
l Dammschen Sees, und diesem oft sehr nahe, ein 3—4 Ruthen breiter
ıssirter, eine Meile langer Damm, mit vielen, theils hölzernen, theils
hernen Brücken gelegt worden, welcher die, nahe dem östlichen Thalrande,
der Mündung der Plöne in den Dammschen See liegende, feste Stadt
ıdamm mit Stettin verbindet und sie zu einem selbstständigen Fort von
ettin macht. Stettin ist die älteste Stadt von Pommern, hat 25,000
ɔ., einen bedeutenden Seehandel, ist ganz gebaut, mit doppelten, starken
erken umgeben und hat 3 Außenwerke, von denen das stärkste, Fort
reußen, ein reguläres Fünfeck, auf einer Anhöhe liegt. Schon früh galt S.
: eine bedeutende Festung und 1468 wagte der Kurfürst Friedrich II.
ht, es anzugreifen. Im Jahr 1630 sah es durch Unterhandlungen an
ıstav Adolph von Schweden, der die hohe Wichtigkeit des Platzes erken-
nd, große Verbesserungen an der Befestigung vornahm und den ersten
rund zu dem jetzigen Fort Preußen legte, worauf 1639 die Kaiserlichen
Festung vom 20. Sept. bis 5. Nov. vergeblich belagerten. Im Jahre
57 schloß Kurfürst Friedrich Wilhelm unter sehr vortheilhaften Bedin-
ngen mit Polen den Separatfrieden zu Wehlau mit Genehmigung Schwe-
ns, seines bisherigen Alliirten, dessen Waffenglück ihm gefahrdrohend
ien. Die Schweden fielen nun unerwartet in Dänemark ein, dagegen
band sich dieses mit Oestreich, Holstein und Rußland zur Unterstützung
: Polen gegen Schweden, und diesem Bündnisse trat der Kurfürst bei.
er Kaiser beabsichtigte die Schweden in Pommern anzugreifen, und obgleich
: Kurfürst dieß abzuwenden suchte, um nicht den Kriegsschauplatz an den
renzen seines Reichs zu sehen, so gab er doch nach und stellte zur Bela-
rung Stettins im Jahre 1659 durch die Kaiserlichen ein Hilfscorps von
000 M. Infanterie und einige Geschütze. Die Festung hatte zur Zeit
ır eine Besatzung von 1500 M. unter Befehl des Generallieutenants Paul
n Würz und bestand größtentheils aus Dänen und neuangeworbenen
ruppen, die auf eine langwierige Belagerung nicht vorbereitet waren. Das
iserliche Heer, unter dem F.Z.M. Graf de Souches, war am 15. Juli
n Großglogau aufgebrochen und über Landsberg durch die Neumark am
1. August bis zur Oder nach Greiffenhagen vorgerückt, welches so wie
Zilbenbruch eingenommen wurde, worauf de Souches vor Damm erschien,
sches der Oberst Contiere aufs Tapferste vertheidigte, mehrere Stürme ab-
ılug und erst am 7. Sept., nachdem der Stadt die Verbindung mit
ettin abgeschnitten war, sie übergab. Graf Stahremberg besetzte hierauf
amin, zwang den Obersten Wolfframsdorf, sich nach Wollin zu flüchten,
sches mit Sturm genommen und in Brand gesteckt wurde, und de Sou-
es ging sodann bei Greifenhain über die Oder, sich auf dem linken Ufer
it den Brandenburgern unter dem Grafen von Dohna zu vereinigen

und 16,500 M. ſtark vor Stettin zu rücken, während der Kurfürſt ſelbſt die Städte Wolgaſt und Anclam belagerte. Die Kaiſerlichen lagerten ſich auf der Südſeite der Stadt, von der Oderwieck am Schweinsgrunde, der Sternſchanze (jetzt Fort Preußen) bis zum Gerichte. Das Hauptquartier des Generals de Souches war in Pommeränsdorf. Die Brandenburger ſtanden zu einem abgeſonderten Angriff gegen das Frauenthor auf der Nordſeite der Stadt. Rings um dieſelbe wurde alles verwüſtet und den 29. Sept. von den Kaiſerlichen aus der Sternſchanze das Feuer eröffnet.

Während man die Stadt mit großen eiſernen und gläſernen (?) Granaten, mit Pechkränzen, Drathkugeln, Bettelſäcken, Maulkörben und glühenden Kugeln lebhaft bewarf, ohne jedoch bei der Wachſamkeit der Bürger großen Schaden anzurichten, rückten die Belagerungsarbeiten auf beiden Angriffsfronten raſch vor. Die Kaiſerlichen bemächtigen ſich bald des gedeckten Weges und eines Ravelins, von wo aus man die Brücke nach der Laſtadie beſtreichen konnte, und vergebens unternahmen die Belagerten mehrere Ausfälle, das verlorene Ravelin wieder zu erobern. Inzwiſchen konnten ſich die Belagerer der Laſtadie nicht bemächtigen, um die Verbindung mit der Oſtſee abzuſchneiden. Ende Octobers war man bis zu den Palliſaden im Hauptgraben am Fuße des Hauptwalles vorgedrungen, als die Nachricht einging, daß der General Wrangel aus Dänemark herbeigeeilt, die Inſel Uſedom überfallen, 200 Brandenburger im dortigen Schloſſe gefangen genommen und von hier aus 1000 M. Fußvolk und 600 Reiter auf Schiffen die Oder herauf in die Stadt geworfen habe. Die Beſatzung unternahm am 11. Nov. einen kräftigen Ausfall mit 1000 Musketieren aus dem Paußaner und heiligen Geiſtthore, vertrieb die Belagerer aus mehreren Werken, vernagelte einige Kanonen und drang ſogar bis zum Lager vor. Als indeſſen Verſtärkung anlangte, zog ſie ſich mit einem Verluſte von 70 Todten nach der Feſtung zurück. Die Kaiſerlichen hatten in dieſem Gefechte einen Verluſt von 200 Todten und 100 Gefangenen. Am andern Tage unternahmen die Belagerten mit 250 M. unter dem Oberſtlieutenant Schwerin einen abermaligen Ausfall zu Waſſer, indem ſie auf 20 Kähnen nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe Kurau überſetzten, hier ein bedeutendes Magazin zerſtörten und dann ohne einen Mann Verluſt mit vielem Proviant und 15 Fäſſern Pulver nach der Feſtung zurückkehrten. Dieß für die Schweden glückliche Ereigniß war vom entſcheidendſten Einfluß auf die Belagerung, welche am 5. Nov. bereits 46 Tage gedauert hatte. Der Verluſt dieſes Magazins führete Mangel bei den Kaiſerlichen herbei; man ſah die Unmöglichkeit ein, die Feſtung außer Verbindung mit dem Meere zu ſetzen und es wurde daher die Aufhebung der Belagerung beſchloſſen. In der Nacht zum 16. Nov. bemerkten die Belagerten große Bewegung im feindlichen Lager, bereiteten ſich daher auf einen Sturm vor und waren höchſt verwundert, die Artillerie und Bagage, nebſt allem Belagerungsgeräth, abfahren und die Truppen in der Stille das Lager, nachdem ſie es auf allen Seiten in Brand geſteckt, verlaſſen zu ſehen. So endete dieſe Belagerung, in welcher der Bürgerſchaft Stettins ein ruhmwürdiger Antheil an der kräftigen Vertheidigung gebührt. Der König erkannte dieß auch an, indem er den damaligen Bürgermeiſter, ſo wie auch alle Nachfolger in dieſem Amte, in den Adelſtand erhob, und der Stadt ein neues Wappen ertheilte, in welchem über dem gekrönten Greifenkopf, durch zwei Löwen eine Königskrone gehalten und das Schild von einem Lorbeerkranze mit der Inſchrift „zum Zeichen des errungenen Sieges“ umſchlungen wird. In dieſer Art ſteht noch jetzt das Stadtwappen auf der St. Jacobikirche.

Belagerung 1677.

Im Frieden zu Oliva (s. d.) am 3. Mai 1660 hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm die Waffen gegen Schweden niedergelegt, und während 12 Jahren genoß sein Reich die Segnungen des Friedens, bis der Krieg Ludwig's XIV. gegen Holland und das deutsche Reich ihn in denselben verwickelte, und dadurch Ludwig veranlaßte, die Schweden zu einem Einfall in Brandenburg zu bewegen. Der schwedische General Wrangel rückte den 27. Dec. 1674 mit 16,000 M. in die Priegnitz und Ukermark ein und verwüstete das Land. Der Kurfürst eilte seinen Provinzen zu Hilfe und erfocht bei Fehrbellin (s. d.) den 18. Juni 1675 einen vollständigen Sieg.

Der Verlust der Schlacht bei Fehrbellin war das Losungswort für Schwedens Feinde, sich gegen dasselbe zu erklären. Dänemark, der Bischof von Münster, Holland und der deutsche Kaiser rüstete sich und mit dänischen und kaiserlichen Truppen drang der Kurfürst im October in Schwedisch-Pommern ein, ging über die Peene, eroberte Wolgast, die Insel Wollin und Swinemünder Schanze, während der Fürst von Anhalt über die Oder ging und das von den Schweden verlassene Greifenhagen besetzte, die Zollschanze an der Oder und die Feste Wildenbruch eroberte, wodurch die Schweden von Streifereien nach Hinterpommern abgehalten wurden und der Feldzug für dieß Jahr beendet wurde. Mit Anfange des Jahres 1676 rüstete sich der Kurfürst aus allen Kräften, schloß mehrere Verträge, indeß die Schweden durch Streifzüge, die verlornen Puncte wieder zu gewinnen strebten, jedoch nicht glücklich waren und von dem durch sie belagerten Wolgast wieder abziehen mußten. Der Kurfürst beschloß nun die Belagerung von Stettin. Um jedoch eines glücklichen Resultats gewiß zu sein, marschirte er im Verein mit kaiserlichen Hilfstruppen zuerst nach Anclam, nahm es nach einer tapfern Gegenwehr durch Capitulation am 30. August und eroberte dann Demmin am 12. Octbr. auf gleiche Weise.

Die Belagerung von Stettin noch in diesem Feldzuge zu eröffnen, hielt der Kurfürst, der sein Hauptquartier zu Krekow genommen hatte, bei der vorgerückten Jahreszeit, um so weniger für angemessen, als die lüneburgischen und münsterschen Hilfstruppen zu spät eingetroffen waren. Er schloß daher die Festung im Herbst 1676 auf der Landseite nur mit leichten Truppen und zu Wasser durch drei Fregatten zu 20 Kanonen und mehreren kleinen Fahrzeugen ein. In der Festung befehligte der Generallieutenant v. Wulffen. Vom 20. Octbr. an wurde zwar die Stadt beschossen, aber ohne großen Erfolg, weßhalb man, namentlich durch die rauhe Jahreszeit veranlaßt, die Truppen in Winterquartiere verlegte und sich auf eine Blokade des Platzes beschränkte. Indessen wurde der kleine Krieg im Laufe des Winters mit großer Thätigkeit geführt und die Schweden scheinen ihren Gegnern in dieser Fechtart bedeutend überlegen gewesen zu sein. Der Kurfürst, welcher nur durch den Fall Stettins Herr von Pommern werden konnte, ließ während des Winters in Magdeburg, Küstrin, Frankfurt a. d. O. und Berlin alles zu einer kräftigen Belagerung vorbereiten. Ein Train von 180 Kanonen und 30 Mörsern, 15,000 Ctrn. Pulver, 20,000 Kanonenkugeln, 800 großen Granaten, 10,000 Bomben, Brandkugeln und Stinkgötten gingen von Berlin, 72 Kanonen und 10 große Mörser von Küstrin auf der Oder zum Belagerungscorps ab, während in Münden und Lippstadt noch ein Belagerungstrain vorbereitet wurde, so daß die Gesammtzahl der zur die Belagerung bestimmten Geschütze auf 206 Kanonen und 40 Mörser angegeben wird, zu denen 300 Konstabler, eben so viel Handwercker, 40 Feuerwerker und 24 Minirer gehörten. Das Belagerungscorps, unter

Befehl des Feldmarschalls Dörfling, bestand aus 25 Infanterieregimentern, nebst 4000 lüneburgischen Hilfstruppen, zu denen später noch eine Abtheilung Dänen kam. Der Generalquartiermeister Blesendorf war Chef des Ingenieurcorps und der Oberst Weiler befehligte die Artillerie. Während dieser Zurüstungen, welche den Schweden nicht unbekannt bleiben konnten, suchten auch diese sich zu einer kräftigen Vertheidigung vorzubereiten, die Festungswerke zu verbessern und die Stadt zu verproviantiren. Seit der Belagerung von 1659 waren die Befestigungen mehrfach verändert und verstärkt worden. Die Festung bildete ein Viereck, wovon die Oder eine Seite machte, die zweite am Einfluß derselben aus 2 Polygonseiten ziemlich in gerader Linie, die dritte aus 2 Polygonseiten unter sehr stumpfem Winkel, die vierte aus 3 Polygonseiten fast in gerader Linie bestand. Der Hauptwall war nach niederländischer Manier mit einer Fausse-braye umgeben. Vor dem Neuen- und dem Mühlerthore, zwischen dem Grünen- und Königsbollwerke, lagen Ravelins; der Hauptgraben hatte gegen die Oder hin viel Wasser und der gedeckte Weg mehrere Redanen. Die Lastadie war mit einem niedrigen Erdwall umgeben, vor welchem man noch einen tiefen Wassergraben anlegte, auf dem Damm vor der Parnitz lag die schwedische Redoute, auf dem rechten Ufer der kleinen Reglitz das kleine Blockhaus und auf dem linken Ufer der großen Reglitz die Zollschanze. Auf der Schlächterwiese, da, wo die Oder sich theilt, befand sich eine starke Schanze, Blecholm genannt, welche beide Oderarme bestrich. Die Besatzung bestand aus 5 Regimentern Fußvolk und 400 Cavalleristen. Die Gesammtstärke der Garnison wird zu 3000 M. angegeben, wozu 2000 bewaffnete Bürger kamen, die vortreffliche Dienste leisteten. Erst am 25. Juni wurde die Festung enger eingeschlossen und mit Werken umgeben. Warum die brandenburgischen Truppen so spät vor Stettin eintrafen und die vortheilhafte Jahreszeit so unbenutzt vorüber gehen ließen, ist nirgends zu ersehen. Die Besatzung behielt selbst jetzt noch das ganze Stadtfeld inne und konnte sogar noch am 13. Juli unter Bedeckung von einigen hundert Schützen die Ernte einbringen. In Folge eines Kriegsraths ward um diese Zeit oberhalb der Festung an der Oder eine Redoute aufgeworfen, die Herstellung der von der Besatzung zerstörten Dämme unternommen, bei Güstow, eine Stunde südlich von Stettin, eine Brücke über die Oder geschlagen, diese durch eine Schanze und ein Blockhaus gedeckt und von hier aus ein eine Meile langer Damm durch den mit Gesträuch sehr verwachsenen Sumpf nach dem nach Damm führenden Steindamm gelegt, so daß er zwischen den beiden Reglitzen ausmündete. Er war durch ein Blockhaus auf der Insel gedeckt und zu seinem Bau wurden 4800 große Bäume verwendet. Der Bau dieses Dammes hatte ungestörten Fortgang, doch als man sich damit dem Steindamme näherte, mußten sich die Belagerer unter dem lebhaftesten Feuer des Feindes verschanzen. Die Schweden machten auf dieser Seite unter dem Obersten von der Noth mit 400 M. einen Ausfall, warfen die Brandenburger vom General Schwerin befehligt zurück und eroberten eine Kanone, worauf sie den Rückzug antraten. Seitens der Belagerer schritt man nun zum Angriff der Zollschanze und bewarf selbige so heftig mit Granaten, daß die Schweden den Zoll und die Brücke ansteckten, den 17. Juli sich nach der Festung zogen und so die Uebergänge über die beiden Reglitze und den Damm bis zur Parnitzer Brücke dem Feinde Preis gaben, der dadurch die Oder sperren konnte. Die Brandenburger warfen sogleich gegen das Ravelin vor der Parnitzer Brücke eine Schanze auf und beschoss.n von hier aus die Stadt. Die schwedischen flachen Fahrzeuge, Schalen genannt, wollten von der Reg-

ß aus dieß verhindern, mußten aber dem Kartätschenfeuer weichen. Am
3. Juli setzten sich die Lüneburger unter dem Herzog von Holstein und
m General von Endten, denen 3000 Brandenburger beigegeben waren,
n Besitz der Schanze aus Gustav Adolph's Zeiten, beschossen die Oder und
öffneten die Laufgräben gegen das Frauenthor, von welcher Seite sie den
ngriff unternahmen, während die Brandenburger oberhalb der Festung,
gen das Mühlenthor, wo jetzt die Statue Friedrich's steht, gegen das
euethor (Berliner) und das Heiligengeistthor postirt standen. Doch wurden
st am 25. Juli die Laufgräben überall eröffnet. Sie wurden nur irre-
lär geführt und durch Redouten, in denen die Batterien lagen, gegen die
estung gedeckt. In der Nacht zum 4. August erbaute man neben der
oßen Redoute auf dem Mühlenberge, 50 Schritt von der Contrescarpe,
, wo jetzt die Treppe zum Schneckenthor ist, 3 Batterien, eine jede zu 30
eschützen, von denen aus man die Stadt und den Fluß zugleich beschießen
nnte. Die Schweden störten diese Arbeiten durch Kleingewehrfeuer, doch
gann das Feuer dieser Batterien, so wie auf den beiden Angriffsfronten
n 5. und zwar mit solchem Erfolge, daß nach drei Tagen die meisten
chiffe der Schweden in den Grund geschossen oder in Brand gesteckt, viele
äuser angezündet und eine Menge Menschen in der Festung verwundet
er getödtet wurden. Nach diesem glücklichen Resultate ließ der Kurfürst
e Festung zur Uebergabe auffordern, erhielt aber eine abschlägige Antwort.
leich darnach schlichen sich 8 schwedische Kähne durch die Stromwachen,
erfielen einen Dragonerposten, stachen 150 Pferde nieder und führ-
n mehrere Gefangene mit sich fort. Das wiederbegonnene Feuer gegen die
stung, wodurch die Marien- und Peterskirche in Brand gesteckt wurden,
nnte indessen den Muth der Belagerten nicht beugen und eine abermalige
ufforderung zur Uebergabe wurde wiederum abgewiesen. Nun ließ der
urfürst bis zum 10. Aug. noch eine starke Batterie für ganze Karthaunen
d große Mörser erbauen, die am 13. ihr Feuer eröffnete und in der
acht zum 17. Aug. die Jacobikirche zerstörte. Die Belagerten machten
ar mehrere Ausfälle, die feindlichen Arbeiten zu unterbrechen, jedoch rück-
n diese bis auf 150 Schritt der Contrescarpe vor. Der Kurfürst, erzürnt
er diese hartnäckige Vertheidigung, ließ bis zum 28. Aug. noch mehrere
atterien, vorzüglich eine am Rabenstein, selbst unter Mithilfe seiner Reite-
erbauen und beschoß die Stadt am 29. aus 110 Kanonen und 25
örsern mit solcher Heftigkeit, daß die Batterien der Belagerten trotz der
ten Bedienung bald schwiegen. Ein heftiges Regenwetter unterbrach zwar
s Feuer der Belagerer, doch setzten sie es am 1. Sept. fort und täglich
len an 3 — 4000 Kugeln aller Art in die Festung, ohne inzwischen noch
n Muth der Bürgerschaft wankend zu machen. Obschon jetzt die Schwe-
n nur noch eine einzige Kanone am Mühlenthore in Thätigkeit hatten,
schossen sie doch mit Kleingewehr so heftig, daß die Belagerer zum Sap-
nbau schreiten mußten und in der Nacht zum 2. Sept. den gedeckten
eg enfilirten. Die Besatzung verdoppelte nun ihre Ausfälle und griff
mentlich am 6. Sept. Mittags 11 Uhr mit 6 Schwad. und 3 Bat.
Lüneburger so heftig an, daß diese gegen das Lager zurückweichen muß-
n und nur mittelst der herbeigeeilten Unterstützung ihre Position wieder
nehmen konnten. Von diesem Tage an begann ein neuer Abschnitt in
r Belagerung. Man kämpfte um die Festungswerke selbst, und obschon
Belagerten auf keinen Ersatz mehr zu hoffen hatten, so beharrten sie
ch in ihrem Entschlusse, die Stadt gegen die Brandenburger, welche sie
ßten, so lange als möglich zu vertheidigen. Der Minenkrieg wurde nun

von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt, von den Lüneburgern aber mit größerm Erfolge, indem sie am 13. die Contrescarpe öffneten und sich im Trichter festsetzten. Am 15. vertrieb der Oberst von Schöning die Schweden aus der Schanze vor der Lastadie, so daß die Brandenburger auch von hier aus die Stadt beschießen konnten. In der Nacht zum 20. zündeten die Lüneburger die Palliſaden an, ohne daß die Schweden es hindern konnten, jedoch sprengten dieſe am andern Tage ein Wachthaus in die Luft, verſchütteten 40 Mann und verurſachten noch durch eine andere Mine den Brandenburgern einen beträchtlichen Verluſt. Die Lüneburger rückten am 23. mit der Sappe in den Graben, dagegen wurde die der Brandenburger am 24. durch eine ſtarke Mine zerſtört und 40 Mann getödtet, worunter ſich auch der Chef des Ingenieurcorps, Generalquartiermeiſter Bleſendorf, befand. Erſt am 25. gelang es den Brandenburgern, durch eine Mine Eingang in den Graben zu bekommen. Die Erbitterung war auf beiden Seiten ſo groß, daß die Soldaten ſich mit Steinen warfen, ſobald ſie ſich verſchoſſen hatten. Am 4. Octbr. zündeten die Brandenburger eine Mine unter dem Ravelin am Heiligengeiſtthore an, die zwar nach Angabe des Tagebuchs einen guten Effect machte, jedoch wurden ſie durch einen Ausfall von 200 M. verhindert, ſich in dem Trichter feſtzuſetzen. Dagegen ſprengten die Schweden am 9. eine ſtarke Mine gegen die Lüneburger, fielen gleichzeitig mit 300 M. aus, vertrieben dieſe aus den Laufgräben, eroberten 2 Kanonen, und machten 2 Officiere und 27 M. gefangen. Ein ähnlicher Ausfall gegen die Brandenburger am 11. glückte nicht. Die Brandenburger verſuchten jetzt über den naſſen Hauptgraben am Heiligengeiſtthore eine Brücke zu ſchlagen, mußten aber bei dem Widerſtande der Schweden davon abſtehen und den Graben mit Faſchinen ausfüllen. Am 29. ſprengten die Belagerer eine Mine unter dem Ravelin, zwiſchen dem Neuen- und Heiligengeiſtthor und ſetzten ſich im Trichter feſt.

Dieſer hartnäckige Minenkrieg koſtete namentlich den Belagerern viele Leute, ſo daß der Kurfürſt von der Inſel Rügen kaiſerliche und heſſiſche Hilfstruppen heranziehen mußte. Indeſſen war man doch auf allen Angriffsfronten vom Heiligengeiſtthore bis zum Frauenthore bis an die Bruſtwehr des Hauptwalles vorgedrungen, ſchnitt ſich am 4. Nov. in den Hauptwall ein und errichtete den 9. auf dem halben Bollwerke eine ſtarke Batterie, um den von Palliſaden und Planken errichteten Abſchnitt zu zerſtören, worauf am 10. eine Mine das Wachthaus dieſes Abſchnitts in die Luft ſprengte. Ungeachtet dieſer Fortſchritte, welche jetzt die letzte Schutzwehr der Stadt bedrohten, ließen die Stettiner den Muth nicht ſinken und wieſen eine abermalige Aufforderung des Kurfürſten ſtolz zurück, leiſteten auf allen Puncten den heftigſten Widerſtand und machten fortwährend Ausfälle, während in der Stadt das Elend den höchſten Grad erreicht hatte. Die Zahl der Vertheidiger hatte ſo abgenommen, daß oft Kranke und Verwundete die Poſten beſetzen mußten; in den halbverſchütteten Straßen waren Abſchnitte von Miſt und Erde aufgeworfen und ſelbige mit den Geſchützen von den Wällen armirt worden, um dem eindringenden Feinde jeden Fuß breit ſtreitig zu machen. Die Verſprechungen des Königs von Schweden, der unabläſſig zur ausdauernden Vertheidigung ermahnte, konnten nicht realiſirt werden, da die Schweden durch die gegen die Dänen erlittenen Verluſte zur See außer Stand geſetzt waren, Hilfe zu ſenden.

Am 16. Nov. hatten die Brandenburger eine ſtarke Mine unter dem Ravelin zwiſchen dem Heiligengeiſtthor und dem Grünenthor vollendet, zün-

eten ſie jedoch nicht an, da die Schweden dieß Werk ſchnell räumten; gleichzeitig wurden auf dem Ravelin und dem grünen Bollwerke Batterien zur Zerſtörung der Abſchnitte angelegt und in der Nacht zum 23. nahmen die Brandenburger das kleine Ravelin unter dem Hauptwalle dicht an der Courtine weg. Am 24. Morgens begann die Batterie auf dem halben Bollwerke ihr Feuer und zerſtörte bald den gegenüberliegenden Abſchnitt, worauf in der Nacht zum 25. die vor der Courtine liegende Fauſſebraye geſtürmt und gleichzeitig eine Mine unter der Courtine angelegt wurde. Allein noch hatte die Beſatzung am Heiligengeiſtthore ein dreifach verpalliſadirtes ſehr feſtes Werk am Fuße der Courtine, der Knapkäſe genannt, inne, aus welchem ſie den Belagerern großen Schaden zufügte und welches die Hauptſtütze der Vertheidigung war. Dieſe Schanze ward daher am 6. Dec. Nachmittags angegriffen, und nachdem man das Thor durch eine Petarde geſprengt hatte, genommen. Durch den Beſitz dieſes Werkes konnten die Mineurs unter der Courtine ruhiger arbeiten, ſo daß am 9. Dec. der Wall durch eine Mine geöffnet und den andern Tag der Graben durch die zuſammengeworfene Contreſcarpe ausgefüllt ward. Jetzt ſtanden ſich beide Parteien auf dem Hauptwalle ſo nahe, daß ſie ſich die Waffen aus den Händen reißen konnten und die Belagerer hatten nur noch Breſche in die Stadtmauer, von der ſie durch den breiten, aber trockenen Stadtgraben getrennt waren, zu legen, um zum allgemeinen Sturm übergehen zu können. In der Stadt befand ſich zwar noch Vorrath an Lebensmitteln, allein die Munition war bis auf 5 Tonnen Pulver verbraucht, die Beſatzung beſtand nur noch aus 300 kampffähigen Soldaten und die Bürgerſchaft hatte einen Verluſt von 2443 Todten erlitten. Häuſer und Kirchen lagen in Trümmern und keine Mittel zur weitern Vertheidigung waren vorhanden. Demnach glaubten denn die Belagerten ihrer Pflicht gegen den König vollkommen Genüge geleiſtet zu haben und boten die Uebergabe freiwillig an. Die Unterhandlungen wurden am 12. eröffnet und am 16. die Capitulation beſchloſſen. Die Beſatzung erhielt freien Abzug und zog den 1. Jan. 1678 unter dem Generallieutenant v. Wulffen, dem der Kurfürſt zwei Kanonen zum Geſchenk machte, mit 9 Reitern unter einer Standarte und 50 M., unter 21 Fahnen aus und begab ſich durch Hinterpommern nach Liefland. Während der Belagerung waren der Oberſt v. d. Noth, 7 Stabsofficiere, 40 Hauptleute und eine große Anzahl Subalternofficiere geblieben. Den Bürgern blieben alle bisherigen Privilegien. Die Gefangenen wurden zurückgegeben, doch mußten die Deutſchen den ſchwediſchen Kriegsdienſt verlaſſen. Es waren gegen 30,000 Wurfgeſchoſſe in die Stadt gefallen und die Straßen und Gebäude ſo verwüſtet, daß der Kurfürſt ſeinen Einzug mehrere Tage verſchieben mußte, um den Schutt erſt wegzuräumen. In der ganzen Stadt befanden ſich nur noch 20 bewohnbare Stuben. Am 7. Jan. hielt der Kurfürſt, umgeben von ſeiner Familie und ſeinem Hofſtaate, ſeinen Einzug durch das Berlinerthor, wo ihm unter großen Feierlichkeiten die Schlüſſel zur Feſtung übergeben wurden. Auf dem Schloſſe leiſteten die Bürger den Huldigungseid.

Man fand in der Feſtung 100 gut erhaltene Geſchütze vor, jedoch weiter keine Kriegsvorräthe. Zum Commandanten wurde der Oberſt von Borgel ernannt. So endigte dieſe denkwürdige Belagerung, in der von beiden Seiten mit der größten Aufopferung gekämpft wurde und während welcher die Brandenburger und Alliirten einen Verluſt von 10,000 M. erlitten.

Belagerung 1713.

Mit dem Verluſte der Schlacht bei Pultawa (ſ. d.) war der Glück-

stern Karl's XII. untergegangen. Seine bis dahin gedemüthigten Gegner regten sich von Neuem, Dänemark, Polen und Rußland erneuerten das aufgelöste Bündniß und entrissen den Schweden einen großen Theil ihrer Eroberungen. Um jedoch den Krieg von Deutschlands Grenzen entfernt zu halten und Karl XII. zu hindern, sich mit Frankreich, welches in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt war, gegen Deutschland zu verbinden, ward am 31. März 1710 von England, Holland und dem deutschen Kaiser die Haager Allianz geschlossen. Die in den nordischen Krieg verwickelten Mächte und selbst auch der schwedische Reichsrath gaben zu diesem Vertrage ihre Einwilligung und ein Corps von 16,000 M., zu welchem Preußen 3 Bat. und 800 Reiter zu geben hatte, sollte aufgestellt werden, Deutschlands Neutralität zu sichern. Indessen ward durch den spanischen Erbfolgekrieg die Aufstellung dieses Corps verhindert und auch Karl XII. protestirte von Bender aus gegen diese Neutralität, durch welche seine in Pommern stehenden Kriegsvölker in völlige Unthätigkeit versetzt wurden. Diesen Widerspruch nahmen Friedrich August II. von Polen und der Czar Peter I. zum Vorwande, 1711 in schwedisch Vorpommern einzufallen. Sie verheerten 1712 die von ihnen besetzten Provinzen und am 24. März erschien der Fürst Menzikoff, der das russische Heer befehligte, mit 500 Reitern vor Stettin, verbrannte zwei Windmühlen und hielt die Stadt bis zum 25. Octbr. blokirt, worauf er durch Mecklenburg den Dänen zu Hülfe zog.

Karl XII. fürchtete indessen den Verlust seiner deutschen Provinzen und nahm daher auf Anrathen des Bischofs Christian August von Lübeck, Administrators von Holstein, durch den schwedischen General Graf Welling, die Vermittelung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I., an, der den Verheerungen Pommerns ein Ziel setzen und sich der Russen entledigen wollte. Der Bischof betrieb diese Unterhandlungen zu Hamburg 1713 mit Eifer und nach seinem Vorschlage ward mit dem General Welling ein Vergleich dahin abgeschlossen, daß Preußen und Holstein die schwedischen Festungen Wismar und Stettin, welches letztere seit 1679 durch den Frieden von St. Germain wieder an Schweden abgetreten war, bis zur Beendigung des nordischen Krieges besetzen sollten, wodurch Friedrich Wilhelm den Abzug der Russen zu erlangen hoffte. Die nordischen Mächte genehmigten diesen Vertrag; als jedoch Preußen zur sofortigen Ausführung desselben schreiten wollte, fand es unerwarteten Widerstand, indem der schwedische Gouverneur von Stettin, General Graf Meyerfeld, die Uebergabe des Platzes verweigerte, da er keinen Befehl von seinem Könige, der zur Zeit in Adrianopel war, erhalten habe. Der König von Preußen, hierüber entrüstet, veranlaßte den 4. Juli zu Schwedt eine Zusammenkunft der alliirten Mächte, in welcher man überein kam, den Schweden Stettin mit Gewalt zu entreißen, wobei jedoch Preußen nicht thätig sein sollte. — Der sächsische General Flemming eroberte den 23. Juli die Insel Rügen und ein Corps Russen von 24,000 M. unter Menzikoff, Dolgorucki, Repnin und Staff setzte sich gegen Stettin in Bewegung. Anfang Augusts traf es vor der Festung ein, wo Generalmajor Stuart befehligte, hielt sich aber, da die Außenwerke des Platzes stark besetzt waren, in ziemlicher Entfernung, bis am 5. Aug. bei Grabow die erste Schanze aufgeworfen wurde. Die Schweden erbauten eine Schanze, auf dem Berge bei der Vogelstange und thaten den Russen viel Abbruch, brannten auch am 23. Aug. die Ober- und Unterwieck und den Torney ab. Am 13. Sept. erstürmten die Belagerer unter dem Schutz der Dunkelheit die Sternschanze ohne Verlust,

eröffneten hierauf die Laufgräben gegen das Neue- (Berliner) Thor und verbreiteten dadurch große Bestürzung in der Stadt. Den 15. räumten die Schweden ohne Grund Damm, welches die Russen, so wie Pommeränsdorf und Krekow besetzten. Die russische Armee führte kein Belagerungsgeschütz mit sich, weßhalb Sachsen 70 Geschütze nebst der erforderlichen Munition hergab. Am 22. wurde die Stadt aus einigen erbauten Batterien beworfen und am 28. mit solchem Erfolge fortgesetzt, daß 150 Gebäude in Asche gelegt wurden. Um 4 Uhr Nachmittags ließ das Feuer nach und durch Vermittlung des holsteiner Gesandten von Bassewitz kam ein vorläufiger Waffenstillstand zu Stande. Durch Preußens Vermittlung wurden am 2. Octbr. 1713 zwei schwedische Bataillone für Holstein in Eid und Pflicht genommen, um in Stettin zu verbleiben. Der übrige Theil der Besatzung zog mit klingendem Spiel aus und am 6. Octbr. rückten 2 Bat. Preußen unter dem Generalmajor v. Borcke zur Verstärkung der Besatzung ein, worauf die Bürgerschaft für das holsteinische Haus in Eid und Pflicht genommen wurde. Gleichzeitig ward auch zu Schwedt ein Vergleich abgeschlossen, nach welchem Stettin und das übrige Vorpommern unter preußischen Schutz gestellt und von Preußen für Schweden an Polen und Rußland 400,000 Thlr. Kriegskosten vorschußweise gezahlt wurden. Vom 7. bis 10. Octbr. hielt sich der König von Preußen in Stettin auf und am 16. ging die russische Armee durch Stettin nach Polen zurück. Als Karl XII. die Eröffnung gemacht wurde, daß nach geschlossenem Frieden und nach Zurückerstattung der 400,000 Thlr. Stettin und die Provinz Pommern ihm zurückgegeben werden sollte, verweigerte er hartnäckig die Genehmigung des Vertrags, weßhalb Friedrich Wilhelm die Besatzung Stettins durch 1500 M. vermehrte, welche General Borcke auf geschickte Weise heimlich in die Stadt zu bringen wußte. Am 22. Nov. 1714 kehrte Karl nach 5jähriger Abwesenheit unerwartet in seine Staaten zurück, kam nach Stralsund, verweigerte die Rückzahlung der 400,000 Thlr. und forderte entschieden die Rückgabe von Stettin, zu der sich jedoch Friedrich Wilhelm nicht verstehen wollte. Mehrfache Unterhandlungen führten zu keiner Ausgleichung, daher Karl die Feindseligkeiten eröffnete und Rügen, Usedom und Wolgast einnahm. Friedrich Wilhelm ließ hierauf die holsteinischen Truppen in Stettin entwaffnen, die schwedische Regierung durch den General Borcke ganz entfernen, nahm vollständig von der Stadt Besitz, verband sich mit Polen, Rußland und Dänemark gegen Schweden und brach am 28. Juni 1715 aus dem Lager von Schwedt, mit 36 Bat. und 40 Escad. zur Belagerung von Stralsund auf. Im Frieden von Stockholm ward Stettin und Vorpommern bis an die Peene ganz an Preußen abgetreten, wogegen es 2 Millionen Thaler an Schweden zahlte.

Belagerung 1813.

Bei dem denkwürdigen Rückzuge der großen franz. Armee aus Rußland sammelten sich zu Anfange des Jahres 1813 diejenigen Haufen, welche durch Pommern ihren Weg genommen hatten, in Stettin. Marschall Davoust, welcher die Oderfestungen inspicirte, kam von Posen nach Stettin, warf noch einige alte Regimenter hinein, um die Festung dem Kaiser zu erhalten und gab Befehle zu den rücksichtslosesten Verwüstungen, um die Vertheidigung zu erleichtern, die jedoch durch den Marschall Augereau, von Berlin aus, glücklicherweise außer Kraft gesetzt wurden. Im Februar hatte die Festung nur eine Besatzung von 8—9000 M. Franzosen und Holländern, die größtentheils zum 1. Armeecorps gehörten. Der Brigadegeneral Dufresne war zwar Commandant, allein der Vicekönig von Italien setzte noch den Di

stern Karl's XII. untergegangen. Seine bis dahin gedemüthigten Gegner ergten sich von Neuem, Dänemark, Polen und Rußland erneuerten das aufgelöste Bündniß und entrissen den Schweden einen großen Theil ihrer Eroberungen. Um jedoch den Krieg von Deutschlands Grenzen entfernt zu halten und Karl XII. zu hindern, sich mit Frankreich, welches in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt war, gegen Deutschland zu verbinden, ward am 31. März 1710 von England, Holland und dem deutschen Kaiser die Haager Allianz geschlossen. Die in den nordischen Krieg verwickelten Mächte und selbst auch der schwedische Reichsrath gaben zu diesem Vertrage ihre Einwilligung und ein Corps von 16,000 M., zu welchem Preußen 3 Bat. und 800 Reiter zu geben hatte, sollte aufgestellt werden, Deutschlands Neutralität zu sichern. Indessen ward durch den spanischen Erbfolgekrieg die Aufstellung dieses Corps verhindert und auch Karl XII. protestirte von Bender aus gegen diese Neutralität, durch welche seine in Pommern stehenden Kriegsvölker in völlige Unthätigkeit versetzt wurden. Diesen Widerspruch nahmen Friedrich August II. von Polen und der Czar Peter I. zum Vorwande, 1711 in schwedisch Vorpommern einzufallen. Sie verheerten 1712 die von ihnen besetzten Provinzen und am 24. März erschien der Fürst Menzikoff, der das russische Heer befehligte, mit 500 Reitern vor Stettin, verbrannte zwei Windmühlen und hielt die Stadt bis zum 25. Octbr. blokirt, worauf er durch Mecklenburg den Dänen zu Hülfe zog.

Karl XII. fürchtete indessen den Verlust seiner deutschen Provinzen und nahm daher auf Anrathen des Bischofs Christian August von Lübeck, Administrators von Holstein, durch den schwedischen General Graf Welling, die Vermittelung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I., an, der den Verheerungen Pommerns ein Ziel setzen und sich der Russen entledigen wollte. Der Bischof betrieb diese Unterhandlungen zu Hamburg 1713 mit Eifer und nach seinem Vorschlage ward mit dem General Welling ein Vergleich dahin abgeschlossen, daß Preußen und Holstein die schwedischen Festungen Wismar und Stettin, welches letztere seit 1679 durch den Frieden von St. Germain wieder an Schweden abgetreten war, bis zur Beendigung des nordischen Krieges besetzen sollten, wodurch Friedrich Wilhelm den Abzug der Russen zu erlangen hoffte. Die nordischen Mächte genehmigten diesen Vertrag; als jedoch Preußen zur sofortigen Ausführung desselben schreiten wollte, fand es unerwarteten Widerstand, indem der schwedische Gouverneur von Stettin, General Graf Meyerfeld, die Uebergabe des Platzes verweigerte, da er keinen Befehl von seinem Könige, der zur Zeit in Adrianopel war, erhalten habe. Der König von Preußen, hierüber entrüstet, veranlaßte den 4. Juli zu Schwedt eine Zusammenkunft der alliirten Mächte, in welcher man überein kam, den Schweden Stettin mit Gewalt zu entreißen, wobei jedoch Preußen nicht thätig sein sollte. — Der sächsische General Flemming eroberte den 23. Juli die Insel Rügen und ein Corps Russen von 24,000 M. unter Menzikoff, Dolgorucki, Repnin und Staff setzte sich gegen Stettin in Bewegung. Anfang Augusts traf es vor der Festung ein, wo Generalmajor Stuart befehligte, hielt sich aber, da die Außenwerke des Platzes stark besetzt waren, in ziemlicher Entfernung, bis am 5. Aug. bei Grabow die erste Schanze aufgeworfen wurde. Die Schweden erbauten eine Schanze, auf dem Berge bei der Vogelstange und thaten den Russen viel Abbruch, brannten auch am 23. Aug. die Ober- und Unterwieck und den Torney ab. Am 13. Sept. erstürmten die Belagerer unter dem Schutz der Dunkelheit die Sternschanze ohne Verlust,

eröffneten hierauf die Laufgräben gegen das Neue- (Berliner) Thor und verbreiteten dadurch große Bestürzung in der Stadt. Den 15. räumten die Schweden ohne Grund Damm, welches die Russen, so wie Pommeránsdorf und Krekow besetzten. Die russische Armee führte kein Belagerungsgeschütz mit sich, weßhalb Sachsen 70 Geschütze nebst der erforderlichen Munition hergab. Am 22. wurde die Stadt aus einigen erbauten Batterien beworfen und am 28. mit solchem Erfolge fortgesetzt, daß 150 Gebäude in Asche gelegt wurden. Um 4 Uhr Nachmittags ließ das Feuer nach und durch Vermittlung des holsteiner Gesandten von Bassewitz kam ein vorläufiger Waffenstillstand zu Stande. Durch Preußens Vermittlung wurden am 2. Octbr. 1713 zwei schwedische Bataillone für Holstein in Eid und Pflicht genommen, um in Stettin zu verbleiben. Der übrige Theil der Besatzung zog mit klingendem Spiel aus und am 6. Octbr. rückten 2 Bat. Preußen unter dem Generalmajor v. Borcke zur Verstärkung der Besatzung ein, worauf die Bürgerschaft für das holsteinische Haus in Eid und Pflicht genommen wurde. Gleichzeitig ward auch zu Schwedt ein Vergleich abgeschlossen, nach welchem Stettin und das übrige Vorpommern unter preußischen Schutz gestellt und von Preußen für Schweden an Polen und Rußland 400,000 Thlr. Kriegskosten vorschußweise gezahlt wurden. Vom 7. bis 10. Octbr. hielt sich der König von Preußen in Stettin auf und am 16. ging die russische Armee durch Stettin nach Polen zurück. Als Karl XII. die Eröffnung gemacht wurde, daß nach geschlossenem Frieden und nach Zurückerstattung der 400,000 Thlr. Stettin und die Provinz Pommern ihm zurückgegeben werden sollte, verweigerte er hartnäckig die Genehmigung des Vertrags, weßhalb Friedrich Wilhelm die Besatzung Stettins durch 1500 M. vermehrte, welche General Borcke auf geschickte Weise heimlich in die Stadt zu bringen wußte. Am 22. Nov. 1714 kehrte Karl nach 5jähriger Abwesenheit unerwartet in seine Staaten zurück, kam nach Stralsund, verweigerte die Rückzahlung der 400,000 Thlr. und forderte entschieden die Rückgabe von Stettin, zu der sich jedoch Friedrich Wilhelm nicht verstehen wollte. Mehrfache Unterhandlungen führten zu keiner Ausgleichung, daher Karl die Feindseligkeiten eröffnete und Rügen, Usedom und Wolgast einnahm. Friedrich Wilhelm ließ hierauf die holsteinischen Truppen in Stettin entwaffnen, die schwedische Regierung durch den General Borcke ganz entfernen, nahm vollständig von der Stadt Besitz, verband sich mit Polen, Rußland und Dänemark gegen Schweden und brach am 28. Juni 1715 aus dem Lager von Schwedt, mit 36 Bat. und 40 Escad. zur Belagerung von Stralsund auf. Im Frieden von Stockholm ward Stettin und Vorpommern bis an die Peene ganz an Preußen abgetreten, wogegen es 2 Millionen Thaler an Schweden zahlte.

Belagerung 1813.

Bei dem denkwürdigen Rückzuge der großen franz. Armee aus Rußland sammelten sich zu Anfange des Jahres 1813 diejenigen Haufen, welche durch Pommern ihren Weg genommen hatten, in Stettin. Marschall Davoust, welcher die Oderfestungen inspicirte, kam von Posen nach Stettin, warf noch einige alte Regimenter hinein, um die Festung dem Kaiser zu erhalten und gab Befehle zu den rücksichtlosesten Verwüstungen, um die Vertheidigung zu erleichtern, die jedoch durch den Marschall Augereau, von Berlin aus, glücklicherweise außer Kraft gesetzt wurden. Im Februar hatte die Festung nur eine Besatzung von 8—9000 M. Franzosen und Holländern, die größtentheils zum 1. Armeecorps gehörten. Der Brigadegeneral Dufresne war zwar Commandant, allein der Vicekönig von Italien setzte noch den Divi-

sionsgeneral Baron Grandeau zum Gouverneur ein. Oberst Berthier befehligte die Artillerie und der Major Chûlliot das Ingenieurcorps. Die Verproviantirung der Festung war für eine lange Belagerung nicht hinreichend, dennoch bereitete man sich zu einer kräftigen Vertheidigung vor. Die Vorstädte wurden theilweise niedergebrannt, die Festungswerke hergestellt und erweitert. Als im Febr. 1813 die Kosaken bei Küstrin über die Oder gingen, erklärte der General Grandeau am 15. die Festung in Belagerungszustand und forderte am 23. von der Bürgerschaft 1500 Stück Rindvieh, 5000 Scheffel Hülsenfrüchte und alles vorhandene Holz. Am 5. März zeigten sich die ersten Kosaken in Pritzlow und Torney und rückten bald, von Russen und Preußen verstärkt, vor Stettin, worauf am 15. März von preußischer Seite die Feindseligkeiten angekündigt wurden, was die Einwohner Stettins in eine höchst schwierige und eigenthümliche Lage versetzte. Von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, mit der das preußische Volk sich unter die Fahnen des Königs reihete, im Geheim thätig für die gute Sache, sahen sie sich durch den argwöhnischen Feind und Herrn der Stadt gebunden und selbst zu bedeutenden Opfern gezwungen. Eben so schwierig war das Verhältniß der Belagerungstruppen, die einen hartnäckig sich vertheidigenden Feind bekämpfen, aber die befreundete Stadt schonen sollten.

Die ost- und westpreußische Reserve oder das Corps des Generallieutenant von Bülow brach Anfang März 1813, als die vereinten Kräfte der Russen und Preußen gegen die Oder vorrückten, aus ihren Cantonnirungen im Dramburger Kreise in 2 Abtheilungen auf, wovon die eine über Stargard, Königsberg, Garz und am 16. März bei Schwedt über die Oder ging, während die andere unter dem Generalmajor von Thümen von Stargard über Königsberg, Schwedt, Lockenitz, den 18. nach Gellin und von hier zur Blokade nach Stettin ging. Es kam bei der Recognoscirung der Festung zu einigen unbedeutenden Gefechten und Ausfällen bis zum Fuße des Glacis, worauf dieselbe in weiter Entfernung umstellt wurde, bis in demselben Monate der Generallieutenant Graf Tauenzien, Militairgouverneur zwischen der Weichsel und Oder, mit Verstärkungen anlangte und die Belagerung der Festung übernahm, der General Thümen aber mit seinen Truppen abrückte. Das Belagerungscorps bestand aus 13 Bat., 2 Escdr. pommerscher Husaren, 2 Escdr. brandenburgischer Dragoner, 350 M. Reservecavalerie, 1 Kosakenregiment und 2 Fußbatterien. Zur Sperrung der Oder und des Dammschen Sees waren 3 preußische bewaffnete Fahrzeuge, welche zusammen 14 Kanonen hatten und 4 schwedische Kanonenböte, von denen jedes zwei 24pfünder führte, aufgestellt. Sie gingen jedoch nach wenigen Wochen zurück und wurden durch 4 bewaffnete, wolliner Leuchterschiffe ersetzt. Auf dem linken Ufer befehligte der Oberst Kraft, später der Major Graf Lottum die Belagerungstruppen und stand der rechte Flügel der ersten Linie, von Güstow über Pötzlau, Curow und der Sonnenmühle, und hatte auf der Insel Pommeránsdorf einen Infanterieposten zur Beobachtung des Terrains zwischen Damm und Stettin. Die 2. Linie zog sich über Hoch und Niederzahden, Colditzow nach Schillersdorf und hielt Gotzlow, Glienke und Stolzenhagen besetzt; in Grabow stand ein Cavalerieposten zur Beobachtung des Dammschen Sees. Auf dem rechten Oderufer gegen Damm befehligte der Oberst v. Rödlich, später der Oberstlieutenant v. Lassow und stand der linke Flügel über Podjuch, Finkenwalde, Höckendorf, Rosengarten, Hammermühle und Stutthof, der rechte Flügel lehnte sich an die Moräste, bei Bergland stand ein detachirter Posten. Am 4. April verlegte General Tauenzien sein Hauptquartier nach Curow und am 7. unternahmen die

Franzoſen den erſten Ausfall mit überlegenen Mitteln, indem ſie von Damm aus unerwartet die Vorpoſten angriffen und durchbrachen, ſie bis Finkenwalde zurücktrieben, das Dorf in Brand ſteckten und eine Kanone eroberten. Drei Bataillone Infanterie mit einigen Geſchützen kamen den geworfenen Abtheilungen zu Hülfe und ſo entſpann ſich ein lebhaftes Gefecht, welches von 4½ Uhr Nachmittags bis zum andern Morgen 8 Uhr anhielt, wo die Franzoſen zum Rückzuge nach Damm gezwungen wurden. War auch die Verbindung zwiſchen Damm und Stettin durch eine auf dem linken Flügel des Belagerungscorps vor Damm errichtete Batterie ſehr gehindert, ſo wünſchte doch Tauenzien ſie ganz zu unterbrechen und zu dem Ende den Feind am 15. April aus dem Block- und Zollhauſe zu vertreiben. Die Franzoſen hatten eine ſtarke Schanze am Vereinigungspuncte des Steindammes mit dem nach Finkenwalde führenden Steg, Keſperſteg genannt, erbaut, und dieſe ſollte durch das 2. Reſervebat. unter dem Major von Kleiſt erſtürmt und ſo der Angriff auf das Blockhaus von der Seite des Dammes her, unterſtützt werden. Das 3. pommerſche Reſervebat. mit 1 Comp. des 3. kolbergſchen Bat. erhielt den Auftrag das Zollhaus und eine Compagnie das Blockhaus anzugreifen, welchen Angriff die 4 ſchwediſchen Schaluppen auf den Dammſchen See durch ein heftiges Feuer vorbereiten ſollten. Während auf der ganzen Fronte der Feſtung allarmirt wurde, erfolgte um 4 Uhr Morgens der Angriff auf die Schanze am Keſperſteg und das Blockhaus. Der Major von Kleiſt bemächtigte ſich der erſteren und ging dann auf den Steindamm gegen die Zollbrücke vor. Der Angriff auf das Block- und Zollhaus durch den Major Schulz konnte nur durch den moraſtigen Oderbruch erfolgen, welcher ſchwer zu paſſiren war, jedoch geſchah der Angriff gleichzeitig, als ein ſich entladendes Gewehr den Feind frühzeitig allarmirte, ſo daß derſelbe Zeit gewann, ſich vorzubereiten. Obſchon die Beſatzung des Blockhauſes vertrieben und die Zollbrücke abgetragen war, ſo empfing die Stürmenden doch ein heftiges Kartätſchfeuer aus der Zollſchanze, daß ſie, obgleich bis an den Graben vorgedrungen, doch weichen mußten und einen großen Verluſt erlitten. Major Schulz und viele andere Officiere waren ſchwer verwundet. Das Feuer der Kanonierſchaluppen begann zu ſpat und hatte nur die Wirkung, 3 feindliche Geſchütze auf ſich zu ziehen. Unter ſolchen Umſtänden konnte das Vorrücken des Majors v. Kleiſt bis an die Zollbrücke um ſo weniger von Erfolg ſein, als er zwiſchen zwei Feuer gerieth, weßhalb alle drei Abtheilungen ſich um 8 Uhr Morgens zurückzogen. Die Franzoſen, welche jetzt ihrerſeits zum Angriffe übergingen, wurden durch das Feuer der Batterie am Keſperſtege und der Kanonierſchaluppen zurückgewieſen und verloren 2 Geſchütze, noch ehe ſie zum Schuß gekommen waren. Die Preußen hatten in dieſem Gefechte 10 Officiere und 200 M. todt oder verwundet. Am 7. April nahm die Beſatzung das Dorf Grabow und zündete die dort befindlichen großen Holzlager an. Nachdem am 28. April die Preußen vergebens verſucht hatten, die wieder hergeſtellte Zollbrücke durch Pechkränze in Brand zu ſtecken, die Franzoſen am 1. Mai wieder ausgefallen waren, unternahmen ſie am 10. Mai mit 3 Comp. und 2 Kanonen von Damm aus abermals einen Ausfall, wurden aber bald wieder zum Rückzuge genöthigt. Am 12. Morgen 7 Uhr ſteckten ſie wieder einige Häuſer in Grabow in Brand und unternahmen dabei nach dieſer Seite mit 4 Bat. und 6 Kanonen einen Streifzug. Die Preußen hatten indeſſen am Abende vorher hiervon Kunde erhalten, waren deßhalb vorbereitet und griffen unter dem Oberſten von Laſſow mit einigen Bataillonen und einer reitenden Batterie die Franzoſen an, welche ſich nach einem

lebhaften Gewehrfeuer zurückzogen und zwei Geschütze, so wie 300 M. verloren.

Am 18. Mai ging der Befehl ein, sämmtliche Reservebataillone zur Deckung der bedroheten Hauptstadt abzusenden und die Festung bis zum Heranrücken der pommerschen Landwehr nur zu beobachten. General Tauenzien hatte nach dem Beginnen des Waffenstillstandes am 8. Juni eine Unterredung mit dem General Grandeau, die jedoch für die Belagerten keine Erleichterung herbeiführte.

Mit Ablauf des Waffenstillstandes war General Tauenzien zu einer andern Bestimmung abgegangen und Generalmajor von Plötz hatte die Blokade der Festung übernommen. Das Corps, unter Befehl des Oberstlieut. v. Lassow, bestand aus 4 Bat. des 8. Reservereg., 12 Bat. des 1., 2. u. 3. pommerschen Landwehrreg. und 4 Escdr. des 1. ostpreuß. Landw. Cavalleriereg. Auf dem Dammschen See wurden die Wachtschiffe durch 6 schwedische Kanonierschaluppen ersetzt. Ende August stieg der Mangel an Lebensmitteln in der Festung so sehr, daß die Soldaten Pferdefleisch und täglich nur 12 Unzen Brod erhielten, Seuchen und Krankheiten aller Art entstanden, Desertionen einrissen und die Disciplin fast gänzlich verloren ging. Die Festung wurde jetzt kräftig beschossen und die Kanonierschaluppen demolirten die von den Franzosen wieder besetzte Schanze am Kesperstege gänzlich, litten jedoch sehr durch das grobe Geschütz des Platzes und gingen am 16. October nach der schwedischen Küste zurück. Die unbeschreibliche Noth in der Festung hatte die Bürger zur Auswanderung gezwungen, so daß man im Monat November nur noch 6000 Einw. zählte. Als die Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Leipzig jede Hoffnung auf Entsatz vernichtete, gab der Commandant den vielfachen Vorstellungen des Magistrats Gehör und eröffnete am 15. Nov. die erste Unterhandlung zur Uebergabe, worauf am 21. die Capitulation abgeschlossen, am 30. die Geißeln gewechselt wurden und den 5. Decbr. die völlige Uebergabe der Festung erfolgte, indem die Franzosen mit klingendem Spiel ausmarschirten, die Artillerie wegen Mangels an Pferden die Geschütze selbst zogen, auf dem Glacis das Gewehr streckten, und als Kriegsgefangene nach dem rechten Weichselufer gebracht wurden. Die französische Garnison bestand am Tage der Uebergabe noch aus 7 Generalen, 24 Stabsofficieren, 19 Kapitains, 304 Subalternofficieren und 7280 Mann, worunter 87 Ingenieure, 500 Artilleristen und 36 Cavalleristen. —

(Vergl. Beschreibung der Stadt und Festung Stettin, Danzig 1678. — Theatrum Europaeum 11. Th. — Geschichte der Feldzüge des preuß. Heeres unter Kurfürst Fr. W. d. Großen. — Summarischer Bericht der Belagerung von 1678. — Pommerscher Discurs von der Stettinschen Belag. und deren Widerstandsursachen 1677. — Pommerscher Waffenklang und Stettinscher Belagerungszwang 1671. — Die Belagerungen Stettins seit Anfang des 12. Jahrhunderts, Stettin 1832. — Pommerscher Kriegspostillon, oder Beschreibung der pommerschen Unruhen 1677. — Balknieri verwirrtes Europa, 3. Th. — Kurze Relation der erbärmlichen Einäscherung von Garz, Wolgast und Stettin, der Nachwelt zum Andenken 1713. — Der Krieg in Deutschland und Frankreich, von 1813 und 1814 von E. von Plotho.) 27.

Steuerbord, im Gegensatze zu Backbord (s. d.), nennt man, von hinten nach vorn stehend, die rechte Seite eines Schiffes, und es empfangen darnach alle Geräthschaften, Kanonen ꝛc., welche an dieser Seite dienen, den Beinamen Steuerbord.

Steven, im Allgemeinen ein starkes, krummlaufendes Stück Holz, das sentlich zur Verbindung der einzelnen Theile eines Schiffs dient. Das **orderſteven** bestimmt die vordere Gestalt des Schiffes, ruht auf dem derſten Ende des Kiels und trägt das Bugspriet; das **Hinterſteven** ndigt den hintern Theil des Schiffes, stedt auf dem hintern Ende des els, trägt das Steuerruder und verbindet alle hintern Enden der Plan- t des Schiffes.

Steyer, Hauptstadt des Traunviertels im Lande ob der Ens in ſtreich mit 8000 Einwohnern.

Waffenſtillſtand am 25. December 1800.

Nach der Schlacht bei Hohenlinden (s. d.) den 3. Dcbr. 1800, zog) das unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Johann stehende östreichische ter unter fortwährenden Gefechten über den Inn, die Salza, den Traun id die Ens. Schon streiften die Vorposten der französischen Armee bis) Meilen von Wien, rechts wurde Lecben bedroht, links Regensburg vom eneral Soubam besetzt und die östreichischen Truppen in Italien muß- n sich über die Etsch zurückziehen. Der aus Böhmen herbeigerufene Erz- rzog Karl rieth dringend zum Frieden, die Armee hatte eine Unzahl von efangenen, einen großen Theil ihrer Geschütze und Vorräthe und haupt- chlich ihre moralische Stärke verloren. Unter diesen Umständen wurde am 5. Dcbr. zwischen dem Erzherzog Karl und General Moreau ein Waffen- llstand in 17 Artikeln abgeschlossen, dessen wesentlicher Inhalt folgen- r war:

„Die Demarcationslinie zwischen der Stellung der gallo-batavischen rmee unter dem Befehle des Generals Augereau in den westphälischen, berrheinischen und fränkischen Kreisen bis Baiersdorf, wird zwischen die- m General und dem General der ihm entgegenstehenden k. k. Armee be- nders bestimmt werden. Von Baiersdorf an zieht sich diese Linie für die heinarmee über Erlangen, Nürnberg, Neumark, Persberg, Laber, Stadt n Hof und Regensburg, wo sie über die Donau geht, an deren rechtem fer sie sich bis an die Erlaff zieht; an dieser steigt sie hinauf bis zu de- n Quelle, geht über Merktgäming, Kogelbach, Göslingen, Hammer, Rendling, Leopoldstein, Eisenerz, Vordernberg und Leoben, folgt dem lin- n Ufer der Mur bis an den Punct, wo dieser Fluß die Straße von Salz- burg nach Klagenfurt (zu St. Michael) durchschneidet; dieser Straße folgt ie Linie bis Spital, zieht sich dann auf der Straße nach Verona über ienz und Brixen wieder hinauf bis Botzen, geht von da über Meran, Bliorns und St. Maria und endigt über Bormio im Veltlin, wo sie sich n die Armee von Italien schließt. — Die Citadelle von Würzburg in ranken und die Festung Braunau, ingleichen die Forts Kufstein und Scharnitz und die andern permanenten Befestigungspuncte in Tirol wer- en als Unterpfand der französischen Armee übergeben, und sollen bei Ab- chließung und Ratification des Friedens, wenn derselbe ohne Erneuerung er Feindseligkeiten stattfindet, in dem nämlichen Zustande, worin sie ich befinden, zurückgegeben werden. Das Schloß von Würzburg soll den ., Braunau den 4. und die Tiroler Plätze den 8. Januar 1801 geräumt erden; die k. k. Truppen räumen Tirol, wo das innere Land von keinem er beiden Theile besetzt und die außerordentlichen Aufgebote der Landesbe- waffnung sofort entlassen werden; auch die festen Plätze Finstermünz, Nau- ers und die andern befestigten Feldposten in Tirol werden an die Franzo- n übergeben; innerhalb der Demarcationslinie sollen keine k. k. Truppen leiben, außer Sauvegarden und Polizeiwachen im Innern von Tirol,

worüber eine besondere Uebereinkunft stattfinden soll; alle in Graubündten, Tirol und Kärnthen befindlichen k. k. Truppen müssen sich sogleich auf der Klagenfurter Straße nach Bruck zurückziehen, um sich zur Armee in Deutschland zu begeben; der französische Obergeneral ist bevollmächtigt, sie durch einen Delegirten bis Bruck begleiten zu lassen, um versichert zu sein, daß keine Abtheilungen nach Italien ziehen. Die französische Armee wird nicht allein die sämmtlichen Puncte der Demarcationslinie besetzen, sondern die Linie der Vorposten der k. k. Armee wird auch, um die beiden Armeen durch einen Zwischenraum zu trennen, in ihrer ganzen Ausdehnung, mit Ausnahme der Donau, wenigstens eine deutsche Meile von der Linie der französischen Armee entfernt sein. Die der k. k. Armee gehörigen Magazine, in der Kraft dieser Convention von den Franzosen besetzten Ländern, bleiben zur Verfügung jener Armee; der französische Obergeneral verspricht diese Convention der italienischen Armee auf das Schnellste zukommen zu lassen, mit der dringendsten Einladung an den Obergeneral der Armee von Italien seinerseits gleichfalls einen Waffenstillstand abzuschließen. Der Waffenstillstand war auf 30 Tage abgeschlossen, die Feindseligkeiten sollten erst nach 15tägiger Aufkündigung, von der Stunde an gerechnet, wo die Aufkündigung eingegangen, wieder anfangen können, so lange dieß jedoch nicht geschehen, der Waffenstillstand unbeschränkt fortdauern. — Die Bevollmächtigten, welche diese Convention abschlossen, waren von Seiten Frankreichs der Brigadegeneral Lahorie und von Oestreich der Generalmajor Graf Grün und der Oberst von Weirotter. Da der Kaiser von Oestreich im Eingange der Convention von St. erklärt hatte, daß er entschlossen sei, sofort mit der französischen Republik den Frieden zu unterhandeln, was auch der Entschluß seines Bundesgenossen (England) sein möge, so folgte diesem Waffenstillstande bald der der Armee von Italien (den 16. Jan. 1801) und den 9. Februar 1801 der Definitivfriede zu Lüneville (s. d.). (Vergl. Wredow Chronik des 19. Jahrhunderts 1. Band. Allgemeine Zeitung Jahrgang 1801 Nr. 1 und 4.)

Gtz.

Stilicho, Sohn eines im Solde des römischen Kaisers Valens gestandenen vandalischen Feldherrn, schwang sich durch Muth, Einsicht und Treue im römischen Heere, während der zahlreichen Feldzüge des Kaisers Theodosius (s. d.) zu den höchsten Stellen empor und gewann dadurch und durch seine diplomatische Geschicklichkeit, die er bei einer Sendung nach Persien entwickelte, dermaßen das Vertrauen seines Kaisers, daß dieser ihm seine Nichte Serena zur Gemahlin gab und ihn nach und nach zum magister equitum, zum comes domesticorum und endlich zum magister utriusque exercitus — Anführer des Fußvolks und der Reiterei — ernannte. 391 vertrieb er als solcher die in Mösien und Thracien eingefallenen Hunnen aus diesen Provinzen und erwarb sich durch das glückliche Ergebniß dieses Feldzuges und durch die Theilnahme an der Besiegung des Thronräubers Eugenius am Frigidus (394) immer größere Ansprüche auf die Dankbarkeit des Theodosius, so daß dieser ihn allein für würdig hielt, bei der Theilung des Reichs (395) unter seine Söhne, ihn zum Obervormund des eilfjährigen Honorius, welchem das weströmische Reich zufiel, zu erwählen. Mit dieser Stellung war die Regierung des ganzen abendländischen Kaiserthums verbunden und S. dieser Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen. Er begann sein Amt mit der gewissenhaftesten Theilung des kaiserlichen Privat*nachlasses* zwischen den beiden Erben, mit einer Amnestie für die Anhänger des Eugenius und mit einer Reise längs der [illegible] um die dortigen Be-

satzungen zu mustern und den Frieden in Deutschland zu befestigen, und setzte sodann nach England über, um die Picten und Scoten in ihre Wohnsitze zurückzutreiben. Seine Verdienste erweckten ihm jedoch Neider, vor Allen haßte ihn Rufinus, Vormund des morgenländischen Kaisers Arcadius, und suchte seine Macht und mit ihr natürlich auch die des abendländischen Reiches auf jede mögliche Weise zu schwächen. Fürs Erste verlangte er von Stilicho die Hälfte des von Theodosius gebildeten Heeres, um den Gothenkönig Alarich (s. d.), den er erst herbeigerufen hatte, von Constantinopel abzuwehren. S. setzte sich selbst an die Spitze des ganzen Heeres, ging über die julischen Alpen und längs des adriatischen Meeres bis nach Thessalien, wo er, vereint mit einem oströmischen Heere unter Gainas, so glücklich war, die Gothen einzuschließen. Schon sollte der entscheidende Schlag, welcher die Gothen vernichtet hätte, geschehen, als ein Befehl des Rufinus die oströmischen Truppen nach Constantinopel abrief, und S., nun zu schwach, um etwas zu unternehmen, sich nach Italien zurückziehen mußte. 396 erschien S., dem es unterdessen gelungen war, seinen Feind Rufinus zu beseitigen, zum zweiten Male in Griechenland, das die Gothen fast ganz in Besitz genommen hatten und manövrirte abermals so gut, daß er dieselben, dießmal auf dem Berge Phiboe, am Peneus in der Provinz Elis einschloß und ihnen dort alle Zufuhr, ja selbst das Wasser abschnitt. Alarich, vom oströmischen Hofe, welchen der verschnittene Eutropius an Rufinus Stelle beherrschte, in den Sold genommen, schlug sich indessen durch die weströmischen Truppen, welche in der gewissen Aussicht des Sieges den Dienst nachlässig betrieben hatten und entkam nach Epirus, an dessen Verwüstung ihn nunmehr S. nicht hindern konnte. Dieser erhielt vielmehr von Arcadius den Befehl, das morgenländische Reich zu verlassen, ward selbst für einen Reichsfeind erklärt und seine sämmtlichen Besitzungen für den Kaiser eingezogen. Sich wegen dieser Unbilden zu rechtfertigen, oder nach Befinden zu rächen, hinderten ihn die Umtriebe des Eutropius, der dem weströmischen Reiche in Africa einen Gegner erweckte, dessen Bekämpfung dasselbe von anderweiten Unternehmungen abhielt. Der Statthalter Carthago's Gildo hielt nämlich, auf des Eutropius Rath, die für Italien höchst nöthige Getreidezufuhr 397 in den Häfen Africa's zurück, um dadurch die Italiener gegen die Regierung des Honorius aufzuwiegeln. S. sendete, um den ungehorsamen Statthalter zu züchtigen, dessen eigenen Bruder Mascezil mit 7 Legionen — 5000 Mann — der auserlesensten Truppen nach Africa (398) und diese geringe Anzahl gnügte ein Heer von 70,000 Africanern am Ordalion, einem Flusse Numidiens, zwischen Thebaste und Amadera, gänzlich zu vernichten. Durch diesen Sieg befestigte S. sein Ansehen von Neuem, namentlich da Honorius sich mit seiner Tochter Maria vermählte, wodurch derselbe nur noch abhängiger von seinem Vormund wurde. Dieser war jetzt auch für das weströmische Reich unentbehrlich, denn Alarich, im Auftrag des oströmischen Hofes, fiel in Italien ein und bedrohte den schwächlichen Honorius in der eigenen Hauptstadt Mailand (400). Aquileja widerstand ihm glücklicherweise längere Zeit, und während er es belagerte, eilte S. im Winter nach Deutschland, zog sämmtliche dort befindliche römische Truppen zusammen, schloß mit den alemannischen Heerführern einen Frieden, nahm ihre Schaaren in seinen Sold und zog nun seinem bedrängten Kaiser zu Hilfe. Dieser hatte unterdessen Mailand verlassen müssen und war nach Asta geflüchtet, wo ihn Alarich belagerte. S., mit den leichten Truppen dem Heere vorauseilend, schwamm durch die Adda und über den Po und zwang durch sein plötzliches Erscheinen den Gothen-

Jahre zählenden Prinzen Jakob, älteſten Sohn des Königs, zum Chef ihrer Partei. Der König ſuchte alle Mittel hervor, ſich in Güte mit ihnen auseinanderzuſetzen, da aber die erſte Bedingung der Barone war, er ſolle der Krone zu Gunſten ſeines Sohnes entſagen, wozu er ſich nicht entſchließen konnte, ſo zerſchlugen ſich alle Unterhandlungen und König Jakob verbarg ſich in dem feſten Schloſſe zu Edinburg, welches die Barone nicht einnehmen konnten. Die Könige von Frankreich und von England hatten zwar dem Herrſcher Schottlands Hilfe zugeſagt, doch ſchien es ihnen kein rechter Ernſt zu ſein, auch waren ſie mit den Angelegenheiten der Bretagne zu ſehr beſchäftigt, um daran denken zu können; Jakob hoffte jedoch auf ſie und würde die Entwickelung ruhig im Edinburger Schloſſe haben abwarten können; allein man rieth ihm, nach Stirling zu gehen, wo er der Hilfe näher ſei. Er ſetzte ſich mit ſeinen Truppen in Marſch, die Barone folgten ihm auf dem Fuße, doch hatte er Vorſprung genug, um in Sicherheit zu kommen, wenn nicht der Befehlshaber in Stirling von des Königs Gegnern gewonnen, dieſem die Aufnahme verweigert hätte. Er wollte nun nach Edinburg zurückkehren, aber zu ſpät, das Heer der Barone war da und die Schlacht unvermeidlich. — Der König theilte ſeine Armee in drei Corps; Sir Huntly und Sir Athole mit 10,000 Hochländern bildeten den Vortrab, das 2. Corps, 10,000 M. aus den weſtlichen Grafſchaften, ſtand unter den Befehlen der Lords Erskine, Graham und Mentheit, der König commandirte das 3., wobei die Bürger der Städte eingetheilt waren. Das Heer der Barone rückte ebenfalls in drei Abtheilungen, zuſammen ungefähr 20,000 M. ſtark, vor; die erſte Abtheilung wurde von den Humes und Hepurns befehligt, die den Vortrab der Königlichen angriffen, aber durch die Pfeile der Hochländer zum Weichen gebracht wurden. Hierauf griffen die Grenzbewohner von Liddesdale und Annandale an, und trieben die königlichen Truppen zurück. Der König, abergläubiſch wie er war, gedachte alter Prophezeihungen von ſeinem Untergange, die er jetzt in Wirklichkeit treten zu ſehen meinte, verließ das Schlachtfeld, ſtürzte unweit davon bei der Beatonsmühle vom Pferde, und ſoll in der Mühle von einem Meuchelmörder umgebracht worden ſein, andere Schriftſteller, unter denen Buchanan, laſſen ihn im Gefechte getödtet werden. Dem ſei, wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nach der Entfernung des Königs vom Schlachtfelde, auf welche Art ſie auch geſchehen ſein mag, das Gefecht nicht mehr lange dauerte; das königliche Heer zog ab, der Zwiſt war geendet und Prinz Jakob beſtieg den ſchottiſchen Thron. F. W.

Stockach, Städtchen im Großherzogthum Baden, am Stockachbache gelegen; es kreuzen ſich hier die Straßen von Ulm nach Schaffhauſen, von Tuttlingen und Geiſingen nach dem Bodenſee.

Schlacht am 25. März 1799.

Der zweitägige Stillſtand des Erzherzogs Karl nach dem ſiegreichen Gefechte bei Oſterach (ſ. d.) ließ den General Jourdan vermuthen, daß ſein ihm überlegener Gegner ſich mit der Hauptmacht gegen den General Maſſena gewendet, oder wenigſtens eine ſtarke Entſendung dahin gemacht habe (ſ. Luzienſteig und Martinsbrück); er beſchloß deßhalb, da er nun einmal auf Offenſivoperationen angewieſen war, aufs Neue vorzurücken und beſtimmte den 25. zum allgemeinen Angriff. Schon Tags vorher hatte General Saint-Cyr, welcher mit der Diviſion des linken Flügels (mit Vandamme's Abtheilung 8000 M.) zwiſchen Neuhauſen ob Eck und Liptingen ſtand, ein lebhaftes Gefecht mit einer Abtheilung unter General Merveld gehabt und ſich [illegible] zurückgezogen. Deſſenungeachtet

beharrte Jourdan auf seinem Entschlusse und erließ folgenden Befehl zum Vorrücken. General St. Cyr marschirt auf Liptingen und dann gegen Mösskirch; die Division Soult und die Reserve unter Hautpoult (zusammen 12,000 M.) marschiren von Engen nach Liptingen und folgen dem General St. Cyr; die Division Souham (6000 M.) rückt von Engen gegen Stockach, wo sich die östreich. Hauptmacht befindet und vereinigt sich hier mit der Division Ferino, von Singen kommend, letztere (durch die Brigade Rubi der Schweizerarmee bis auf 10,000 M. verstärkt) entsendet ein Detachement gegen Bodman am Bodensee. Alle Colonnen waren angewiesen den Feind mit Nachdruck anzugreifen, obgleich man wenig Tage zuvor dessen Uebermacht hinreichend kennen gelernt hatte und von einer starken Entsendung keine Gewißheit vorhanden war.

Der Erzherzog war mit seiner Armee am 24. in ein Lager bei Stockach gerückt und ließ seine Avantgarde in drei Colonnen einige Stunden weiter vorgehen. Die erste Colonne unter G.M. Merveld (3 Bat. 6 Schwad.) ging auf der Straße nach Tuttlingen vor, vertrieb St. Cyr's Vorposten und nahm (wie schon gesagt) Stellung bei Liptingen, wo sie noch 5 Bat. Verstärkung erhielt. Die zweite Colonne unter F.M.L. Nauendorff (6 Bat. 16 Schwad.) ging bis Aach, ohne auf den Feind zu stoßen. Die dritte Colonne unter Fürst Schwarzenberg (2 Bat. 12 Schwad.) ging über Steußlingen und vertrieb Ferino's Vorposten aus dem Walde bei Singen, mußte aber bald darauf bis hinter Steußlingen zurückweichen, wo Schwarzenberg 4 Bat. Verstärkung erhielt und den Wald wieder in Besitz nahm. Außerdem wurden 1½ Bat. 8 Schwad. über Radolfzell gegen Constanz entsendet. Im Lager bei Stockach blieben noch 32 Bat. 94 Schwad., die ganze Armee zählte gegen 90,000 M., Jourdan wagte also sehr viel, mit nur 38,000 M. von so entlegenen Puncten zum Angriffe vorzugehen und scheint den Vorwurf der Unthätigkeit mehr als eine Niederlage gefürchtet zu haben. Auf einen Sieg war nur in dem Fall zu rechnen, wenn man mit vereinter Macht vorrückte und der Gegner seine Streitkräfte zerstückelt hatte, es trat aber hier gerade das entgegengesetzte Verhältniß ein.

Der Erzherzog war mit den bei Osterach errungenen Vortheilen keineswegs zufrieden und strebte immer noch nach einer entscheidenden Schlacht, wollte jedoch ganz sicher gehen und ordnete deßhalb für den 25. eine allgemeine Recognoscirung an. Er ließ die Avantgarde unter Nauendorff durch 3 Bat. 12 Schwad. verstärken und wollte mit diesen Truppen (9 Bat. 28 Schwad.) selbst vorgehen. Merveld erhielt 2 Bat. Verstärkung und Befehl, seinen Gegner anzugreifen. — Nauendorff setzte sich mit Anbruch des Tages in Marsch gegen Aach und stieß hier auf die Division Souham, welche die Spitze der östreich. Colonne mit Ungestüm angriff, über die Aach zurückwarf und dabei ein Bataillon gefangen nahm. In diesem Augenblicke erhielt der Erzherzog von Merveld die Meldung, daß starke Colonnen gegen Liptingen zögen und von dort aus ein Hauptangriff zu befürchten sei. Dieß bewog den Erzherzog sich selbst dahin zu verfügen und die Vorwärtsbewegung auf andern Puncten gänzlich einzustellen. Nauendorff erhielt Befehl sich über Eigeltingen langsam auf die Stellung vor Stockach zurückzuziehen, so daß General Fürst Schwarzenberg Zeit behielt, seinen Rückzug über Orsingen eben dahin zu bewirken *). — Nauendorff verließ Eigeltingen erst gegen Mittag (er war doppelt so stark als Souham); Schwarzenberg, etwas schwächer als Ferino, wurde eben aus Steußlingen

*) S. den Plan im Werke des Erzherzogs.

geworfen, als der Befehl zum Rückzuge einging, kam jedoch ohne Verlust auf die Höhen bei Nenzingen; das gegen den Bodensee entsendete Detachement zog sich auf Wahlwies zurück. Soudam verfolgte Anfangs nicht und wartete auf Ferino, Beide rückten erst gegen 3 Uhr zum Angriff auf die Höhen bei Nenzingen, die auch bald erstürmt wurden, worauf man unter dem Schutze einiger Batterien sich der Zollbrücke zu bemächtigen suchte. Allein die Oestreicher hatten hier die beherrschenden Puncte mit zahlreicher Artillerie besetzt und brachten die französische bald zum Schweigen. Ein Versuch des Generals Ferino, der jetzt beide Divisionen befehligte, den Nellenberg und Wahlwies zu stürmen, mißlang; doch wurde die eine Hälfte des Dorfes Wahlwies von den Franzosen Abends 8 Uhr genommen, mußte aber in der Nacht wieder verlassen werden. Auf diesem Theile des Kampfplatzes hatten sonach 16,000 Franzosen 24,000 Oestreicher zurückgedrängt und hielten beinahe 36,000 M. den ganzen Tag lebhaft beschäftigt.

Inzwischen war es bei Liptingen sehr blutig zugegangen. G.M. Merveld hatte Befehl seinen viel schwächeren Gegner anzugreifen und suchte auch früh 5 Uhr Emmingen zu nehmen, was aber mißlang. Bevor ein zweiter Angriff ausgeführt werden konnte, entdeckte Merveld in der Ferne starke Colonnen (Division Soult und Hautpoult) und hielt es nun für zweckmäßiger auf dem Höhenzuge vor Liptingen, wo jetzt 11 Bat. und 14 Schwad. (12,000 M.) standen, stehen zu bleiben. St. Cyr verhielt sich ebenfalls unthätig, hatte aber bereits den General Vandamme vom Donauthale gegen Merveld's rechte Flanke aufbrechen lassen. Sobald Soult ankam (gegen 8 Uhr Morgens) rückte er über Emmingen gegen Merveld's linke Flanke, St. Cyr etwas später gegen dessen Front. Die Oestreicher blieben dessenungeachtet ruhig in ihrer Stellung, obgleich die Franzosen eine bedeutende Ueberlegenheit zeigten und wurden bald von mehren Seiten angegriffen. Den Anfang machte General Walter mit 2 Bat. 3 Schwad. gegen Merveld's rechte Flanke; die Oestreicher leisteten zwar tapfern Widerstand, wichen aber bald in größter Unordnung zurück. Da ihnen der Weg nach Neuhausen und Liptingen schon versperrt war, löste sich das Ganze in kleine Trupps auf und suchte sich auf Fußpfaden zu retten; nur 2 Bat. und 3 Schwad. blieben bei Merveld, der den Weg nach Stockach einschlug und erst am grauen Walde sich wieder aufstellen konnte. Ein Theil der Cavalerie scheint jedoch schon früher nach Schwandorf und Möskirch entsendet worden zu sein.

Jourdan, welcher sich die persönliche Leitung der Truppen unter St. Cyr, Soult und Hautpoult (zusammen 20,000 M.) vorbehalten hatte, glaubte den ganzen rechten Flügel des Erzherzogs geschlagen zu haben und dachte schon daran, ihm den Rückzug abzuschneiden, weßhalb St. Cyr sogleich gegen Möskirch marschiren mußte, um von da über Pfullendorf vorzurücken. Diese Ansicht der Dinge war aber zu wenig begründet und die anbefohlene Umgehung brachte ihn bald um die bereits errungenen Vortheile. Die Verfolgung Merveld's wurde daher dem General Soult und Hautpoult überlassen; war auch diese Aufgabe ihren Kräften völlig angemessen, so mußte man doch erwarten bald auf ein intact gebliebenes Corps zu stoßen, was auch richtig eintraf.

Es war noch nicht Mittag, als die Franzosen bei Raithaßlach auf 8 östreich. Bat. unter F.Z.M. Wallis stießen und in der Verfolgung Merveld's nachlassen mußten. Graf Wallis befahl sogleich einen Angriff, doch machte nur sein rechter Flügel Fortschritte, die übrigen Bataillone zeigten Neigung

zum Umkehren. — In diesem entscheidenden Momente kam der Erzherzog an, es gelang seinen Bemühungen den gesunkenen Muth zu beleben und man kämpfte hier einige Stunden mit großer Hartnäckigkeit, ohne von der Stelle zu weichen. F.M.L. Fürstenberg und der Oberst Prinz von Anhalt-Bernburg fielen an der Spitze ihrer Truppen. Inzwischen näherten sich 6 Bat. Grenadiere und 12. Schwad. Kürassiere, welche der Erzherzog von Stockach herbeigezogen hatte, auch wurden 6 Schwad. gegen Möskirch detachirt. Sobald diese Truppen ankamen, befahl der Erzherzog den Angriff. Wallis mußte sich mit seinen erschöpften Bataillonen rechts in den Wald ziehen, die frischen Truppen führte der Erzherzog selbst auf der Straße nach Liptingen vor, er war entschlossen hier um jeden Preis durchzubrechen und die jetzt eingehende Nachricht von St. Cyr's Marsch nach Möskirch beunruhigte ihn so wenig, daß er davon gar nicht weiter Notiz nahm. Jourdan erkannte jetzt seinen Fehler, es war aber zu spät ihn wieder gut zu machen. Von Uebermacht angegriffen, mußte er gegen Liptingen zurückweichen, was jedoch in guter Ordnung geschah, worauf diese Truppen hinter der auf den Liptinger Höhen zurückgelassenen Reservecavalerie (etwas über 2000 Reiter) Stellung nahmen. — Der Erzherzog rückte mit den Grenadieren in Colonne nach, die Kürassiere folgten, die 8 Bat. unter Wallis machten den Beschluß. Als die Spitze der Colonne aus dem grauen Walde debouchirte, ließ Jourdan seine Reservecavalerie vorrücken, ohne daß vorher die Artillerie gebraucht worden war. Die französische Cavalerie attakirte zwar die vordersten Bataillone, wurde aber von den schnell aufmarschirenden östreich. Kürassieren bald selbst so nachdrücklich angegriffen, daß sie in Unordnung zurückging und erst hinter ihrer Infanterie Halt machte. Diese Attake gab der Sache den Ausschlag, denn obgleich St. Cyr wiederholt Befehl erhalten hatte, seine Bewegung zu beschleunigen, auch schon eine Halbbrigade in den grauen Wald und die Brigade Vandamme (2 Bat. 6 Schwad.) bis Millingen vorgeschickt hatte, so waren doch diese Abtheilungen zu schwach, den Sieger zur Rückkehr zu veranlassen. Die Halbbrigade wurde sogar umringt und größtentheils gefangen. Indeß scheinen diese Flankenbewegungen den Erzherzog bestimmt zu haben, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen, denn er blieb auf den eroberten Höhen am Ausgange des Waldes stehen. — Die Verluste betrugen auf jeder Seite ungefähr 4000 M. und einige Geschütze.

Die Schlacht war zu Ende, aber die Verhältnisse hatten sich für Jourdan so ungünstig gestaltet, daß der kommende Tag ihm eine völlige Auflösung bringen mußte, wenn er nicht unter dem Schutze der Dunkelheit sich der gefährlichen Nähe seines Gegners entzog. Die französische Armee war auf einem Halbkreise von 4½ Meilen in 4 verschiedene Abtheilungen zersplittert, wovon die stärkste (bei Liptingen) den hartnäckigsten Kampf zu bestehen gehabt und geschlagen worden war; die östreich. Armee stand siegreich im Mittelpuncte und ziemlich concentrirt. In welcher Richtung sie die Offensive auch fortsetzte, die Niederlage des Gegners war gewiß. Es erregt aber allerdings Verwunderung, daß kein Ereigniß dieser Art eingetreten ist, obgleich Jourdan die Kühnheit hatte, bis zum 26. Abends bei Liptingen stehen zu bleiben und Sztarray mit 12,000 M. von Ulm her im Donauthale vorrückte, wodurch der von Jourdan gänzlich abgeschnittene St. Cyr in große Gefahr kam. Dieser General wartete jedoch nicht erst auf Verhaltungsbefehle, sondern ging noch in der Nacht bis an die Donau, welche er den 26. früh bei Laiz (unweit Sigmaringen) durchwatete und den Marsch nach Schömberg fortsetzte. Hier erhielt er Befehl nach Rotte

weil aufzubrechen, das noch am 27. erreicht wurde. Ferino beschäftigte am Morgen des 26. seine Gegner bei Wahlwies durch Scheinangriffe und zog Nachmittags ungestört nach Singen; von hier sendete er die Brigade Rubi nach Schafhausen zurück und marschirte nach Löfingen, welches er den 28. erreichte. Jourdan kam mit den übrigen Truppen an diesem Tage bis Villingen. Die Franzosen wurden überall nur durch schwache Reiterabtheilungen verfolgt. Wenn diese Unthätigkeit der zahlreichen und schönen östreich. Cavalerie und die matte Verfolgung überhaupt Verwunderung erregen muß, so wird diese zum Erstaunen gesteigert, wenn man erfährt, daß der Erzherzog, der am 3. April erst bei Donaueschingen ankam, in Wien getadelt wurde „daß er so weit vorgegangen sei." Nur kräftige Verfolgung mit aller Macht kann dem Siege Wichtigkeit verschaffen; hier begnügte man sich aber mit einem Scheinsiege und ließ den geschlagenen Feind über den Rhein zurückgehen (den 5. und 6. April), ohne ihn vernichtet zu haben, ja ohne in Zeit von 10 Tagen irgend eine entscheidende Bewegung zu machen, die auf andere Puncte des Kriegsschauplatzes Einfluß habn konnte. (Literatur wie bei Osterach. — Wörl's Karte von Baden und Würtemberg, Section Schafhausen.) Pz.

Stockholm, Hauptstadt des Königreichs Schweden, liegt in der Provinz Upland am Ausflusse des Mälarnsees in den Saltsjöe, einer Bucht der Ostsee, welche durch die Citadellen Warholm und Dalaroe vertheidigt wird, hat 80,000 Einw., Admiralitäts- und Zeughaus, Magazine, Hafen für einen Theil der Scheerenflotte, Seelazareth, ist Sitz der Regierung und der königl. Academie der Kriegswissenschaften.

Schlacht am 11. October 1471.

Nach dem Tode Karl Knutson's von Schweden (1470) erneuerte König Christian von Dänemark seine Ansprüche auf die schwedische Krone gegen den Reichsverweser Steno Sture, zu dessen Gunsten sich das schwedische Volk erklärte. Während Steno Sture in Ostgothland und Dalekarlien seine Anhänger zu den Waffen rief, landete König Christian mit einer Flotte von 70 Schiffen vor Stockholm und verschanzte die damals noch außerhalb Stockholm gelegene Höhe, die noch heut zu Tage den Namen Brunkeberg führt. Die Chronik sagt, die Verschanzungen seien mit vielen großen Büchsen besetzt gewesen. König Christian selbst, mit dem dänischen Hauptbanner, lagerte auf dem Berge und hatte zum Schutze gegen einen Ausfall aus der Stadt die erwähnten Verschanzungen hinter sich. Eine zweite Abtheilung des dänischen Heeres stand unterhalb des Berges bei dem St. Clarenkloster; die dritte Abtheilung blieb bei den Schiffen, die bei dem Käppling- (jetzt Blasii-) Holm angelegt hatten, der damals von dem Norrmalm durch das Wasser geschieden war; über dieses hatten die Dänen eine Knüppelbrücke geschlagen, um die Gemeinschaft mit der Flotte zu unterhalten. Anfangs October näherte sich Steno Sture mit einem aus 10,000 bewaffneten Bauern und 1900 Reitern bestehenden Heere von der Nordseite der Stadt Stockholm. Auch er theilte sein Heer in 3 Haufen, von denen der eine unter Nils-Sture auf einem Umwege die Dänen bei den Schiffen überfallen sollte. Steno Sture beichtete mit dem ganzen Heere, ehe er den Kampf eröffnete. Alle seine Leute steckten Feldzeichen aus Stroh oder grüne Zweige auf ihre Helme und Hüte, um sich von denjenigen ihrer Landsleute zu unterscheiden, die in den Reihen der Feinde fochten. Viermal ließ Steno Sture den Brunkeberg stürmen, der jedoch erst erobert ward, als es ihm gelang, durch einen Angriff auf jene bei dem St. Clarenkloster aufgestellte Abtheilung des dänischen [illegible] Theil der Dänen vom Berge herabzulocken.

Während dieses Angriffes geriethen die aus Holz erbauten Verschanzungen auf dem Berge in Flammen und wurden von den Bürgern der Stadt in Folge eines Ausfalles erobert. Nils-Sture's Ankunft entschied den Sieg. König Christian, selbst verwundet, entkam nur mit Mühe auf die Flotte. Viele der flüchtigen Dänen ertranken, da die Bürger von Stockholm während des Kampfes die Knüppelbrücke abgebrochen hatten. Der heftigste Kampf entbrannte um die Hauptbanner. König Christian verwundete mit eigner Hand den Anführer Knut Posse, der den Ausfall aus der Stadt befehligte. Dagegen lagen allein um die dänische Reichsfahne gegen 500 Edle, weil sie den Verlust dieses Banners nicht überleben wollten. König Christian verließ Schweden und gab seit dieser Niederlage seine Ansprüche auf dieses Land auf. — s —

Friedensvertrag vom 20. Nov. 1719.

Nach dem Tode Karl's XII. von Schweden zerschlugen sich die Unterhandlungen, welche dieser durch seine Gesandten, die Grafen Görz und Gyllenborg, und die des Czars Peter, den General Bruce und den Kanzleirath Ostermann auf der Insel Aland hatte anknüpfen lassen. Sie waren bereits bis zum Abschlusse gediehen, der Czar versprach gegen Abtretung Liefflands, Esthlands, Ingriens und Careliens, einen Theil des letztren und Finnland wieder an Schweden zurückzugeben; ferner versprach er Karl XII. 20,000 M. Hilfstruppen, um von England die Herzogthümer Bremen und Verden wieder zu erobern; überdieß sollte Schweden das Königreich Norwegen erhalten und der Herzog von Gottorp, so wie der König von Polen Stanislaus Leszczinski wieder eingesetzt werden. Alle diese für Schweden so günstige Aussichten vereitelte der plötzliche Tod des Königs den 11. Dec. 1718. Der größte Theil der schwedischen Minister war den Unterhandlungen in Aland abgeneigt gewesen, hauptsächlich aus Neid gegen den überwiegenden Einfluß des Grafen Görz. Die neue Königin Ulrike Eleonore, Karl's XII. jüngere Schwester, die sich unter Begünstigung der Hofpartei nach ihres Bruders Tode auf den Thron schwang, schloß, um sich im Besitze der mit Aufopferung der Souveränetät erworbenen Krone zu sichern, mit allen Feinden des Reichs, selbst zu dessen Nachtheil, Frieden. Die Unterhandlungen mit Rußland wurden im Laufe des Jahres 1719 abgebrochen und die neue Regierung hielt es für angemessener, in anderweitige mit dem Könige von England Georg I. zu treten, um durch dessen Vermittelung und Schutz bessere Bedingungen vom Czar zu erhalten. In dieser Absicht erschien im Jahre 1719 eine englische Flotte unter dem Admiral Norris im baltischen Meere, welche jedoch nicht verhindern konnte, daß die russische unter dem Admiral Apraxin die schwedischen Küsten auf das Grausamste verheerte und Schrecken bis unter die Mauern der Hauptstadt verbreitete. Mitten unter diesen Drangsalen wurde mit Zuziehung des französischen Gesandten zu St., Herrn v. Campredon, der Friede unterhandelt. Der Schrecken vor den russischen Waffen verzögerte denselben zwar in etwas, als aber die englische Flotte im Angesicht von S. erschien, um die Hauptstadt vor jedem Angriffe zu sichern, stand dem Abschlusse des Definitivfriedens kein Hinderniß mehr entgegen und er wurde ungesäumt unterzeichnet. Die wichtigsten Artikel waren: ad 3. Die Krone Schweden tritt auf ewige Zeiten dem Könige von England als Kurfürsten von Hannover und Herzoge von Braunschweig-Lüneburg die Herzogthümer Bremen und Verden mit allen denen Rechten ab, als diese Herzogthümer durch den 10. Artikel des Tractats von Osnabrück (1648) überlassen worden sind, namentlich nebst dem Pfandschaftsrecht

weil aufzubrechen, das noch am 27. erreicht wurde. Ferino beschäftigte am Morgen des 26. seine Gegner bei Wahlwies durch Scheinangriffe und zog Nachmittags ungestört nach Singen; von hier sendete er die Brigade Rudi nach Schafhausen zurück und marschirte nach Löfingen, welches er den 28. erreichte. Jourdan kam mit den übrigen Truppen an diesem Tage bis Villingen. Die Franzosen wurden überall nur durch schwache Reiterabtheilungen verfolgt. Wenn diese Unthätigkeit der zahlreichen und schönen östreich. Cavalerie und die matte Verfolgung überhaupt Verwunderung erregen muß, so wird diese zum Erstaunen gesteigert, wenn man erfährt, daß der Erzherzog, der am 3. April erst bei Donaueschingen ankam, in Wien getadelt wurde „daß er so weit vorgegangen sei." Nur kräftige Verfolgung mit aller Macht kann dem Siege Wichtigkeit verschaffen; hier begnügte man sich aber mit einem Scheinsiege und ließ den geschlagenen Feind über den Rhein zurückgehen (den 5. und 6. April), ohne ihn vernichtet zu haben, ja ohne in Zeit von 10 Tagen irgend eine entscheidende Bewegung zu machen, die auf andere Puncte des Kriegsschauplatzes Einfluß habn konnte. (Literatur wie bei Osterach. — Wörl's Karte von Baden und Würtemberg, Section Schafhausen.) Pz.

Stockholm, Hauptstadt des Königreichs Schweden, liegt in der Provinz Upland am Ausflusse des Mälarnsees in den Saltsjöe, einer Bucht der Ostsee, welche durch die Citadellen Waxholm und Dalaroe vertheidigt wird, hat 80,000 Einw., Admiralitäts- und Zeughaus, Magazine, Hafen für einen Theil der Scheerenflotte, Seelazareth, ist Sitz der Regierung und der königl. Academie der Kriegswissenschaften.

Schlacht am 11. October 1471.

Nach dem Tode Karl Knutson's von Schweden (1470) erneuerte König Christian von Dänemark seine Ansprüche auf die schwedische Krone gegen den Reichsverweser Steno Sture, zu dessen Gunsten sich das schwedische Volk erklärte. Während Steno Sture in Ostgothland und Dalekarlien seine Anhänger zu den Waffen rief, landete König Christian mit einer Flotte von 70 Schiffen vor Stockholm und verschanzte die damals noch außerhalb Stockholm gelegene Höhe, die noch heut zu Tage den Namen Brunkeberg führt. Die Chronik sagt, die Verschanzungen seien mit vielen großen Büchsen besetzt gewesen. König Christian selbst, mit dem dänischen Hauptbanner, lagerte auf dem Berge und hatte zum Schutze gegen einen Ausfall aus der Stadt die erwähnten Verschanzungen hinter sich. Eine zweite Abtheilung des dänischen Heeres stand unterhalb des Berges bei dem St. Clarenkloster; die dritte Abtheilung blieb bei den Schiffen, die bei dem Käppling- (jetzt Blasii-) Holm angelegt hatten, der damals von dem Norrmalm durch das Wasser geschieden war; über dieses hatten die Dänen eine Knüppelbrücke geschlagen, um die Gemeinschaft mit der Flotte zu unterhalten. Anfangs October näherte sich Steno Sture mit einem aus 10,000 bewaffneten Bauern und 1900 Reitern bestehenden Heere von der Nordseite der Stadt Stockholm. Auch er theilte sein Heer in 3 Haufen, von denen der eine unter Nils-Sture auf einem Umwege die Dänen bei den Schiffen überfallen sollte. Steno Sture beichtete mit dem ganzen Heere, ehe er den Kampf eröffnete. Alle seine Leute steckten Feldzeichen aus Stroh oder grüne Zweige auf ihre Helme und Hüte, um sich von denjenigen ihrer Landsleute zu unterscheiden, die in den Reihen der Feinde fochten. Viermal ließ Steno Sture den Brunkeberg stürmen, der jedoch erst erobert ward, als es ihm gelang, durch einen Angriff auf jene bei dem St. Clarenkloster aufgestellte Abtheilung des dänischen Heeres einen Theil der Dänen vom Berge herabzulocken.

Während dieses Angriffes geriethen die aus Holz erbauten Verschanzungen auf dem Berge in Flammen und wurden von den Bürgern der Stadt in Folge eines Ausfalles erobert. Nils-Sture's Ankunft entschied den Sieg. König Christian, selbst verwundet, entkam nur mit Mühe auf die Flotte. Viele der flüchtigen Dänen ertranken, da die Bürger von Stockholm während des Kampfes die Knüppelbrücke abgebrochen hatten. Der heftigste Kampf entbrannte um die Hauptbanner. König Christian verwundete mit eigner Hand den Anführer Knut Posse, der den Ausfall aus der Stadt befehligte. Dagegen lagen allein um die dänische Reichsfahne gegen 500 Edle, weil sie den Verlust dieses Banners nicht überleben wollten. König Christian verließ Schweden und gab seit dieser Niederlage seine Ansprüche auf dieses Land auf. — s —

Friedensvertrag vom 20. Nov. 1719.

Nach dem Tode Karl's XII. von Schweden zerschlugen sich die Unterhandlungen, welche dieser durch seine Gesandten, die Grafen Görz und Gyllenborg, und die des Czars Peter, den General Bruce und den Kanzleirath Ostermann auf der Insel Aland hatte anknüpfen lassen. Sie waren bereits bis zum Abschlusse gediehen, der Czar versprach gegen Abtretung Liefflands, Esthlands, Ingriens und Careliens, einen Theil des letztren und Finnland wieder an Schweden zurückzugeben; ferner versprach er Karl XII. 20,000 M. Hilfstruppen, um von England die Herzogthümer Bremen und Verden wieder zu erobern; überdieß sollte Schweden das Königreich Norwegen erhalten und der Herzog von Gottorp, so wie der König von Polen Stanislaus Leszczinski wieder eingesetzt werden. Alle diese für Schweden so günstige Aussichten vereitelte der plötzliche Tod des Königs den 11. Dec. 1718. Der größte Theil der schwedischen Minister war den Unterhandlungen in Aland abgeneigt gewesen, hauptsächlich aus Neid gegen den überwiegenden Einfluß des Grafen Görz. Die neue Königin Ulrike Eleonore, Karl's XII. jüngere Schwester, die sich unter Begünstigung der Hofpartei nach ihres Bruders Tode auf den Thron schwang, schloß, um sich im Besitze der mit Aufopferung der Souveränetät erworbenen Krone zu sichern, mit allen Feinden des Reichs, selbst zu dessen Nachtheil, Frieden. Die Unterhandlungen mit Rußland wurden im Laufe des Jahres 1719 abgebrochen und die neue Regierung hielt es für angemessener, in anderweitige mit dem Könige von England Georg I. zu treten, um durch dessen Vermittelung und Schutz bessere Bedingungen vom Czar zu erhalten. In dieser Absicht erschien im Jahre 1719 eine englische Flotte unter dem Admiral Norris im baltischen Meere, welche jedoch nicht verhindern konnte, daß die russische unter dem Admiral Apraxin die schwedischen Küsten auf das Grausamste verheerte und Schrecken bis unter die Mauern der Hauptstadt verbreitete. Mitten unter diesen Drangsalen wurde mit Zuziehung des französischen Gesandten zu St., Herrn v. Campreden, der Friede unterhandelt. Der Schrecken vor den russischen Waffen verzögerte denselben zwar in etwas, als aber die englische Flotte im Angesicht von S. erschien, um die Hauptstadt vor jedem Angriffe zu sichern, stand dem Abschlusse des Definitivfriedens kein Hinderniß mehr entgegen und er wurde ungesäumt unterzeichnet. Die wichtigsten Artikel waren: ad 3. Die Krone Schweden tritt auf ewige Zeiten dem Könige von England als Kurfürsten von Hannover und Herzoge von Braunschweig-Lüneburg die Herzogthümer Bremen und Verden mit allen denen Rechten ab, als diese Herzogthümer durch den 10. Artikel des Tractats von Osnabrück (1648) überlassen worden sind, namentlich nebst dem Pfandschaftsrecht

auf das Amt Wildhauſen und dem Reichslehnverus. Ad 4. Die Stände und Unterthanen beider Herzogthümer genießen alle diejenigen Freiheiten, Rechte und Privilegien, welche ihnen durch den weſtphäliſchen Frieden zugeſichert worden ſind, ingleichen die freie Ausübung ihrer Religion nach der Augsburgiſchen Confeſſion. Ad 8. Die frühern Verträge zwiſchen dem Könige von England als Kurfürſt und Herzog und der Krone Schweden werden beſtätigt und der König von England verpflichtet ſich überdieß an Schweden eine Million Reichsthaler zu bezahlen. Ad 9. Der weſtphäliſche Friede bleibt in voller Kraft, inſofern er nicht durch gegenwärtigen Tractat Abänderungen erlitten. — In Gemäßheit des 8. Artikels wurde ſchon wenige Monate nachher den 1. Febr. 1720 ein Allianztractat zwiſchen England und Schweden ebenfalls zu S. abgeſchloſſen, worin England verſprach, die freie Schifffahrt auf dem baltiſchen und deutſchen Meere zu erhalten und beſonders Schweden vor den Angriffen des Czars zu ſchützen. Dieſer Tractat war jedoch ganz erfolglos, da Schweden im folgenden Jahr der Uebermacht Rußlands gänzlich unterliegen mußte.

(Vergl. Abrégé de l'histoire des traités de paix entre les puissances de l'Europe par Mr. Koch. Basle 1797.) Gtz.

Stockſchläge, eine alte, leider noch immer nicht ganz entbehrliche Strafart, früher faſt allgemein über die Gebühr, nicht ſelten bis zur Grauſamkeit bei Militairvergehen, namentlich bei disciplinariſchen, angewendet, ſeit Anfang des 19. Jahrhunderts aber bei den deutſchen Truppen mehr und mehr auf ſeltene Ausnahmen beſchränkt. Unter Fuchtel wurden fälſchlicherweiſe wohl auch Stockſchläge verſtanden, obwohl dieſe gänzlich abgekommenen Schläge mit dem Degen auf den Rücken nur der Strafgewalt der Officiere gegen Unterofficiere zugehörten. Vormals lag das Erkenntniß auf Stockſchläge nicht ausſchließlich in dem Befugniſſe der Kriegsgerichte oder beſonderen Disciplinargerichten wie jetzt, wo dieſe Züchtigung bei den meiſten Armeen nur bei einer gewiſſen Claſſe nicht anders zu beſſernder — der ſogenannten 2. Disciplinarclaſſe — angewendet wird, ſondern die Strafgewalt der Unterofficiere erſtreckte ſich ausdrücklich auf den Gebrauch des Stocks, den deßhalb ein jeder auch im Dienſt vorſchriftmäßig führte, wie noch jetzt bei den Oeſtreichern. Nachdem aber, vermöge der neuern Heergeſtaltung der Stock entbehrlicher geworden, bei der dermaligen Volksmeinung zu dem übertriebener Weiſe in Verruf gekommen iſt, ſtreitet man ſich um die nicht unwichtige Frage: ob die gänzliche Abſchaffung der Stockſchläge beim Wehrſtande nicht eben ſo zeitgemäß als rathſam ſei? Und zwar dieß um ſo mehr, weil Viele eine Ehrenverletzung und entwürdigende Härte, ſomit einen allzu grellen Widerſpruch gegen Geſittung und Zeitgeiſt darin erkennen wollen. Der Soldat dagegen, der das Wohl des ernſten Standes zu jeder Zeit vor Augen hat, ſtrenge Disciplin und blinden Gehorſam ſchon im Frieden ſorgfältig begründet wünſcht und heilig hält, und dem Zeitgeiſte hierin keinen ſchwächenden Einfluß geſtatten darf, hat gegen jene wohl etwas überſpannte Anſicht ſehr beachtenswerth Wichtiges einzuwenden, indem er zuvörderſt dabei von der Ueberzeugung ausgeht, daß etwas Ehrenrühriges in ſolch verdienter Strafe nicht zu ſuchen ſei, da doch wohl derjenige, welcher ſich geſetzmäßig Schläge zuzieht, nach heutigen Begriffen das wahre Ehrgefühl nicht in ſich trägt, auch überhaupt die Maſſe des Volks noch keineswegs die allgemeine Erziehung und Bildungsſtufe erreicht hat, um die Ehrliebe als Gemeintugend vorausſetzen zu dürfen. — Wenn daher die Gegner körperlicher Züchtigung nur jenes Argument für ſich haben, ſo muß der Soldat noch Anderes erwägen, was mit dem Weſen des

Standes, mit der ſo verſchiedenartigen Bildung und Individualität des gemeinen Soldaten, der nicht durchgängig ein Auserwählter iſt, noch ſein kann, zu eng verbunden iſt, um nicht ſchlagendere Gründe für eine bedingte Beibehaltung der Stockſchläge, ſelbſt bei dem zarteſten Ehrgefühle, das ihn beſeelen ſoll, ſich klar bewußt zu ſein. Hauptſächlich kommen folgende Fragen als höchſt wichtig und einflußreich in Betracht, die jedoch nur von practiſch Eingeweihten und Erfahrenen entſchieden beantwortet werden können. 1) Wie ſoll das Grundprincip (der Gehorſam) bei denen erhalten werden, welche durch gelindere Strafmittel ſich nicht beſſern ließen? 2) Können Freiheitsſtrafen, die den Soldaten dem Dienſte, den Uebungen und Stropazen entziehen, noch überdieß den Kameraden meiſt mit beläſtigen, für alle Fälle ausreichen, insbeſondere bei der zuweilen eintretenden Nothwendigkeit, ein durchdringendes Beiſpiel der Strenge auf der Stelle zu geben, um damit böſeren Folgen vorzubeugen? Können z. B. offenbar Widerſpenſtige und Rohe, bei wiederholten Vergehungen, durch Freiheits- und Koſtbeſchränkung allein empfindlich genug bedroht und beſtraft werden, während anhaltender Dienſtanſtrengung, die alle Kräfte anſpannt, wo jeder Augenblick koſtbar und die Beachtung der Sättigung und Ausdauer höchſt weſentlich iſt? 3) Soll der uralte Erziehungsſpruch: „wer nicht hören will, muß fühlen" bei ſo junger, oft ſehr verzogener und ungebildeter Mannſchaft, wie wir ſie jetzt in den meiſten Armeen noch ſehen, hinfern ganz unbeachtet bleiben? Sollen Alle nach gleichem Maße behandelt und beſtraft werden, unbeſchadet des Ehrgefühls des Wohlerzogenen und Gebildeten und deſſen gänzlichen Mangels bei den der Hefe des Volks Entſproſſenen? Kann und würde dieſe verletzende Härte auf der einen, neben ſo übelangewendeter Milde auf der andern Seite, erſprießlichen Einfluß haben? 4) Wie endlich ſoll im Kriege, in ſchwierigen, kritiſchen Momenten verfahren werden, wo eine raſche Strafvollſtreckung in disciplinariſcher Hinſicht eben ſo nöthig als das Standrecht für Kapitalverbrechen iſt? — Würde man ungeſtraft dann erſt plötzlich die Körperſtrafe Platz greifen laſſen, wo das Princip der Soldatenehre ſeinen höchſten Werth erreicht; den Stock dann erſt gewiſſermaßen wieder zur Ehre bringen, nachdem man im langen Frieden von entgegengeſetzter Anſicht ausgegangen und den Truppen Grundſätze anerzogen hat, die für ernſtere Zeiten, welche die höchſte Thatkraft und blinden Gehorſam im vollſten Sinne in Anſpruch nehmen, durchaus nicht paſſen können?

Unleugbar iſt es, daß eine aus Individuen aller Stände, ohne Stellvertretung beſtehende Armee, wie z. B. die preußiſche, des Stockes weit weniger bedürfen wird, als andere, die der Gebildeteren des Volks entbehren. Gleichwohl ſind aber, ſo viel bekannt, die Stockſchläge nirgends ſchon ganz abgeſchafft und dieß ſpricht eben ſo, wie die älteſten Erfahrungen, für ihre Nothwendigkeit, denn ſchon die Griechen bedienten ſich der kerkyräiſchen Geißel und des lakoniſchen Stocks, die Römer der Weinreben, der Stöcke und Ruthen, die alten Deutſchen des Stockes und der Geißel, die Engländer führen unter andern noch heute die neunſträngige cat. Wollte man aber auch tauſendjährige Erfahrungen, als auf die gegenwärtige Zeit und ihre Vorſchritte nicht mehr anwendbar, verwerfen und deßhalb lieber dem Beiſpiele Frankreichs folgen, wo ſeit der Revolution die Stockſchläge, nicht aber Ohrfeigen, für ehrenverletzend gehalten werden, ſo läßt ſich dennoch eine Nation nach der andern auch hierin nicht bemeſſen und damit allein keineswegs die Frage entſcheiden, ob die Disciplin der Armee dadurch auch wahrhaft gefördert werde? Der erfahrene Soldat wird mithin in der ſtrengern Anſicht beharren, und unter allen Verhältniſſen die nachfolgenden Aus-

sprüche anerkannter Autoritäten als vollgiltige und berücksichtigungswerthe Axiome anerkennen müssen.

Marschall von Sachsen: „Sobald ein Staat nachläßig in der Kriegszucht wird, sobald kann man, ohne große Eingebungen zu haben, behaupten, daß dieser Staat seinem Verfalle nahe sei. — Man hat immer gefunden, daß je strenger die Kriegszucht gewesen, desto größere Sachen auch von der Armee sind verrichtet worden." — Feuguière: „Von einer genauen Beobachtung der Mannszucht hängt die Erhaltung der Armee, das Ansehen des Staates und der glückliche Erfolg der Kriege ab." — Prince de Ligne: „Wenn die Vernunft nichts ausrichtet, muß der Stock gebraucht werden." — Ferner: „Man muß den Stock nicht abschaffen, aber man muß ihn zu gebrauchen wissen." — Scharnhorst: „Wenn die Gemeinen im Frieden nicht gewöhnt werden, sich von Officieren und Unterofficieren strafen zu lassen, was wird dann entstehen, wenn diese sich im Kriege abgesondert mit ihnen befinden? — Daß einige Unter- und andere Officiere ihre Gewalt gemißbraucht haben, darf hier nicht eingewendet werden, man kann diese Mißbräuche heben." — Rotteck: „Die Kriegszucht bei den Griechen war streng, Belohnungen und Strafe meist auf das Ehrgefühl berechnet. Doch strafte man auch mit Schlägen, wiewohl sonst einen Bürger (ja in Athen sogar einen Sclaven) zu schlagen verboten war."

In gleichem Sinne sprachen sich 1832 im englischen Parlamente u. A. aus Hobhouse: „So sehr es auch mein persönlicher Wunsch wäre, den Gebrauch der Stockschläge in den Armeen abzuschaffen, so bin ich doch durch Personen, denen man in dieser Beziehung ein richtiges Urtheil zutrauen darf, überzeugt worden, daß die Abschaffung derselben mit dem äußersten Nachtheil für den Dienst verbunden sein dürfte." — Hardinge: „Meiner Ansicht nach ist nichts verwerflicher, als der Vorschlag: in Friedenszeiten die Stockschläge abzuschaffen und den Soldaten, wenn er dem Feinde entgegen geht, dieser Züchtigung unterwerfen zu wollen. Körperliche Züchtigungen sind zu Aufrechthaltung der Disciplin in der Armee nothwendig.

Hz.

Stockwache, übliche Benennung für die Arrestatenwache, im Feld und Lager gewöhnlich hinter der Front befindlich; wahrscheinlich von Stock, dem hölzernen Instrumente, herzuleiten, in welches früher geringere Verbrecher mit Händen und Füßen eingespannt wurden, um sich ihrer zu versichern. War ihr zugleich die Obhut über Ordnung und Reinlichkeit mit übertragen, so theilte sie die Bestimmung der Brandwache (s. d.).

Hz.

Stockwerksminen, siehe Minen.

Stoczek, Dorf im Königreiche Polen, auf dem rechten Weichselufer.

Gefecht am 14. Februar 1831.

Zu Anfang des Monats Februar war der russische General Kreuz mit einem Reitercorps bei Pulawy über die Weichsel gegangen und General Geismar hatte auf dem rechten Ufer mit einem gleichen im Vormarsche gegen die Weichsel Lukow erreicht. Der polnische General Dwernicki wurde am 10. Febr. mit 14 Schwad., 2 Bat. und 6 Geschützen, im Ganzen ungefähr 3500 M., bei Gora über die Weichsel gesendet, um Geismar's weiteres Vordringen zu hindern. Er gelangte am 13. Febr. nach Stoczek und rückte am 14. früh auf die hinter diesem Orte nach Seroczyn zu liegenden Anhöhen, woselbst er Halt machte, da er die Russen aus dem Walde gegenüber defiliren sah. General Geismar, von Dwernicki's Erscheinen in Stoczek benachrichtiget, war ihm mit 3 Reiteregimentern, einem halben Ko-

sakenregimente und 2 Batterien entgegen gegangen. Auch er machte Halt, so wie er die Polen erscheinen sah. Dwernicki ordnete sich zum Angriffe und ließ wohlbedächtig seine Infanterie und die irreguläre Reiterei zurück. Geismar dagegen stellte die beiden Regimenter König von Würtemberg und Prinz von Würtemberg in Colonnen auf und entsendete das dritte in die Flanke seines Gegners. Die Artillerie, welche noch zurück war, erhielt Befehl ihren Marsch zu beschleunigen. Es entspann sich ein heftiges Tirailleurgefecht, wobei die Polen geworfen wurden. Eine Abtheilung des Regiments König von Würtemberg ging zum Nachsetzen vor; Dwernicki aber eilte den Seinen zu Hilfe und trieb wiederum die Russen zurück. So wie sich die Fliehenden ihrer Colonne näherten, ging der Oberste des Regiments den Polen entgegen; allein in dem Augenblicke, wo der Angriff beginnen sollte, erschallte das Commando: Mit Zügen rechtsumkehrt schwenkt! und die Russen folgten ihm wie auf dem Exercierplatze. Die Polen, hinter dem Regimente hereilend, gelangten mit diesem zugleich bei der russischen Stellung an und warfen sich auf die Flanke der Colonne, die in Verwirrung gerieth und floh. Eine Kanone, die eben herangekommen und abgeprotzt war, hatte kaum Zeit einen Schuß zu thun. Das in die Flanke gesendete russische Regiment hatte die Zeit versäumt und ging, da es die Seinigen fliehen sah, ebenfalls zurück. Nach polnischen Berichten verloren die Polen 100, die Russen 400 M.; ersteren fielen 11 Kanonen, 5 Munitionswagen und eine Menge Cavalleriepferde in die Hände. Dwernicki, wohl einsehend, daß er es nur mit einer kleinen Abtheilung des Geismarschen Corps zu thun gehabt hatte, daß er aber in einem Tage höchstens das ganze gegen sich haben werde, verließ noch am Abende Stoczek und ging über die Weichsel zurück. Obgleich das Gefecht bei Stoczek keinen Einfluß auf den Krieg selbst hatte, so war es doch sehr wichtig als das erste in demselben, und sein glücklicher Ausgang erregte in Warschau ungemeinen Jubel und große Begeisterung. T.

Stofflet, Nicolas, General zur Zeit des Revolutionskrieges in der Vendée, war der Sohn eines Müllers aus Luneville und daselbst im Jahre 1751 geb. Nachdem er 15 Jahre im Regiment Lyonnais gedient und in dieser Zeit zum Unterofficier bei den Grenadiers aufgerückt war, hatte er das Glück seinem Obersten das Leben zu retten, wofür ihm dieser den Abschied ertheilte und ihn auf seinen Gütern in Anjou als Förster anstellte. Sterbend empfahl ihn der Oberst seinem Sohne, welcher ihn mit Auszeichnung behandelte, so daß S. bis zum Ausbruche der Revolution ein ruhiges und zufriedenes Leben führte. Nicht ohne Unwillen konnte er die Bedrückungen mit ansehen, welche in der ersten Zeit der franz. Staatsumwälzung der Adel und insbesondere sein Herr und Wohlthäter zu erdulden hatte. Bekannt als ein braver und thätiger Mann, wählten ihn eine Anzahl junger Leute aus Maulevrier und der Umgegend, den 11. März 1793, zu ihrem Anführer. Nachdem sich sein Haufen vergrößert hatte, vereinigte er sich mit einem andern Anführer Catelineau, um Chollet anzugreifen, und ungeachtet die Stadt mit hinlänglicher Garnison versehen war, konnte sie doch dem ungestümen Andrange der königlich Gesinnten nicht widerstehen. Nachdem sich S. im Gefecht bei Fontenay (d. 24. Mai) ausgezeichnet hatte, wurde er zum Befehlshaber dieser Stadt ernannt, welche er jedoch bald verließ, um dem republikanischen General Ligonnier entgegen zu gehen, der Chollet bedrohte. S. hatte auf seinem Vormarsche bereits Vihiers besetzt, mußte aber vor überlegenen Streitkräften zurückweichen. Wenige Tage darauf (den 9. Juni) befand er sich beim Angriffe auf Saumur, vereinigte sich im Juli

wieder mit Lescure in Chollet und beabsichtigte einen Angriff auf die 8000 M. starke Avantgarde des Bironschen Corps, welche eine günstige Stellung bei Montgaillard unweit Chatillon eingenommen hatte. Die republikanische Armee wurde am hellen Tage überfallen; S. umging ihre Stellung, schnitt ihr den Rückzug ab, so daß sie eine völlige Niederlage erlitt (d. 5. Juli). Den 15. Juli 1793 wurde S. von den Vendéeanführern zum Major General der königlichen Armee ernannt; den 14. Sept. griff er in Vereinigung mit d'Autichamp, Prinz Talmont und andern Anführern eine 7000 M. starke Abtheilung unter General Santerre bei Doné an, erlitt aber eine gänzliche Niederlage. Den 16. Oct. fand das für die Vendéer unglückliche Gefecht bei Chollet statt; die republikanische Armee unter Lechelle zählte 28,000 M., die Vendéearmee, bei welcher sich außer S. noch d'Elbée, Beauchamp, Lescure und mehrere andere Chefs befanden, 45,000 M. S. griff in Verbindung mit La Roche-Jaquelin den linken Flügel der Republikaner an und hatte sich bereits eines großen Theils des feindlichen Geschützes bemächtigt, als ihn General Haxo durch eine geschickte Bewegung umging, wodurch alle erlangte Vortheile wieder verloren gingen. Das Verschwinden d'Elbées, Beauchamp's und einiger anderer Chefs, die getödtet oder verwundet worden waren, entschieden den Ausgang der Schlacht zu Gunsten der Republikaner. Nachdem die königl. Armee über die Loire gegangen, nahm S. wesentlichen Antheil an dem glücklichen Gefechte bei Laval (s. d.), indem er dem General Lechelle in den Rücken fiel. S. folgte hierauf der königl. Armee beim Angriffe auf Granville (d. 15. Nov., der aber abgeschlagen wurde) und auf ihrem fernern Marsche nach der Bretagne. Dieser Zug nach dem rechten Ufer der Loire mißglückte gänzlich, und als die unglücklichen Vendéer geschlagen und zerstreut auf keine Stimme ihrer Befehlshaber mehr hören wollten, war S. der einzige, welcher noch einiges Ansehen über die demoralisirten Haufen behauptete. Prinz Talmont war im Begriff sich mit dem Abbé Bernier an der Küste einzuschiffen, als ihn S. mit einem kleinen Haufen ereilte, zu den Trümmern der Armee zurückbrachte und nur mit Mühe aus den Händen der erbitterten Bauern befreien konnte, welche ihn ermorden wollten. Bei Mans, den 12. Dec. (s. d.), focht S. an der Seite von La Roche-Jaquelin, mußte aber gleichfalls die Flucht ergreifen; die Niederlage bei Savenay (s. d.), den 22. Dec., vollendete das Unglück der Vendéer. Nach dieser Catastrophe schloß sich S. an La Roche-Jaquelin an, ging mit diesem wieder auf das linke Ufer der Loire und bemühte sich im obern Anjou einige Flüchtlinge zu sammeln. Nach dem Tode dieses Generals übernahm S. den Oberbefehl der Armee von Anjou und Oberpoitou, griff am 6. Febr. 1794 die Stadt Chollet an, wo der General Moulins mit 5000 M. in Garnison stand, eroberte dieselbe nach einem kurzen Gefechte, wurde aber durch eine bald darauf ankommende Verstärkung wieder aus derselben vertrieben und mußte sich bis auf die Höhen von Nuaillé zurückziehen. Mit unermüdlicher Thätigkeit beunruhigte jedoch S. die Republikaner durch kleine Gefechte und zwang sie abermals Chollet zu räumen. S. gelangte hierdurch in den Besitz des ganzen Landstrichs und erließ am 11. März einen Aufruf, dem zu Folge alle Einwohner der Provinz Anjou und Ober-Poitou vom 15. bis zum 50. Jahre unter die Waffen gerufen wurden. Hierauf vereinigte er sich mit Charette, griff St. Florent an, ward aber bald darauf mit Ersterem uneinig und zog sich nach Anjou zurück und versuchte in dieser Provinz eine Art von Verwaltung einzuführen. Von allen Geldmitteln entblößt, setzte er für den Betrag von 6 Millionen Francs auf seinen Befehl verfertigtes Papiergeld in Umlauf, zu dessen An-

nahme die Einwohner gewissermaßen gezwungen wurden. Diese Gewaltschritte erregten die Unzufriedenheit der übrigen Anführer und dieß mochte wohl mit Veranlassung sein, daß S. Ende des Jahres 1794 in Unterhandlungen mit den Republikanern trat, nachdem Charette schon vorangegangen war. Als aber diese nicht zu Stande kamen, warf er sich mit ungefähr 700 M. in das Bocage und setzte hier mit vieler Energie den Krieg auf eigene Rechnung fort. Als aber endlich fast alle Anführer die königliche Sache verlassen und selbst die Chouans unterhandelt hatten, entschloß sich auch S. zum Frieden. Er erhielt 2 Millionen Francs für aufgewendete Kriegskosten und versprach dagegen in der kürzesten Frist seine Artillerie auszuliefern. Kurze Zeit darauf kam der Marquis Riviere, Adjutant des Grafen Artois (später König Karl X.) nach der Vendée und bemühte sich Charette und S. zu versöhnen. Letzterer willigte ein, aber bald unzufrieden, nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, trennte er sich abermals von seinem Nebenbuhler und da dieser den Krieg fortsetzen zu wollen schien, beschloß er seinerseits mit den Republikanern nochmals in Unterhandlungen zu treten. Den 12. Sept. 1795 hatte er eine Zusammenkunft mit dem General Hoche in der Nähe von Chollet, bei welcher Gelegenheit er der Regierung seine Unterwerfung anbot und selbst einigen Eifer für die Republik bezeigte; doch schon im Monat Januar 1796 gab er aufs Neue den dringenden Aufforderungen Charette's und dem Agenten des Grafen Artois Gehör, welcher letzterer ihn zum Generallieutenant und Ludwigsritter ernannte, und entschloß sich, den Krieg wieder zu beginnen. Die Bewohner von Anjou hatten jedoch nicht mehr die frühern kriegerischen Gesinnungen; er brachte kaum 400 M. zusammen, erkannte das Mißliche seiner Lage und versuchte nochmals zu unterhandeln, wurde aber gefangen, nach Angers transportirt, zum Tode verurtheilt und dort erschossen. Sein letzter Ruf war: „Es lebe der König!" (Vergl. Biographie universelle. Tom. 43. — Posselt: europäische Annalen. Jahrgang 1796. Stück 3. 4 und 7.) Gtz.

Stolbowa, Dorf im Kreise Tichwin, der russischen Statthalterschaft Nowogrod.

Friedensschluß am 27. Februar 1617.

Seit dem Tode des Czaren Feodor I. Iwanowitsch (1598), dem letzten Herrscher aus der Dynastie Rurik's, waren in Rußland schnell mehrere Regenten auf einander gefolgt, das Reich 15 Jahre lang einer völligen Anarchie Preis gegeben und dadurch wieder in Ohnmacht und Kraftlosigkeit zurückgesunken. Polen eroberte in dieser Zeit Smolensk; Schweden: Iwangorod, Koporje, Ingermannland und Karelien. Der vor nicht langer Zeit mit Mühe eröffnete Handel nach Persien gerieth in gänzliche Stockung. Endlich ward in einer zahlreichen Versammlung von Abgeordneten aller Stände Michael Feodorowitsch Romanow, der Stammvater des noch blühenden Regentenhauses, am 21. Febr. 1613 zum Czar erwählt, dessen angelegentlichste Sorge es war, schnell wenigstens einen Feind zu entwaffnen. Schweden schien jeder rechtliche Grund zum Kriege mit Rußland zu fehlen, daher hoffte man um so leichter auf dem Wege der Unterhandlung Frieden zu erhalten; der Czar zeigte dem Könige seine Thronbesteigung an, erbot sich, den Vertrag zu genehmigen, welcher zwischen Wasilei V. und Karl IX. von Schweden (1609) abgeschlossen worden war und bat um Zurückgabe dessen, was die Schweden während des Zwischenreichs erobert hatten. Aber Gustav Adolph, dessen Absicht es war, einen Theil des nordwestlichen Rußlands an Schweden zu bringen, vertraute lieber dem Kriegsglücke; und als das russische Heer (d. 14. Juli 1614) bei Bronizii gänzlich geschlagen und die

Festung Gdow (d. 10. Sept.) zur Uebergabe gezwungen war, verlangte er von Rußland die Abtretung Nowogrods, 50 Tonnen Goldes und Pskow zum Unterpfande. Auf diese Forderungen nicht eingehend, setzte Rußland den Krieg fort; dem Könige von Schweden gelang es nicht, Pskow (1615 zu erobern und Mangel an Gelde machte ihn endlich geneigt, unter holländischer und englischer Vermittlung Frieden zu schließen. Auf einen verlaufigen am 20. Octbr. 1616 abgeschlossenen Waffenstillstand, folgte der Friede zu S. Der Vertrag war in 33 Artikeln abgefaßt, deren wesentlicher Inhalt in Folgendem bestand: Schweden gibt an Rußland die Städte Groß-Nowogrod, Staraja, Russa, Porchow, Ladoga und Gdow mit allen dazu gehörigen Ländereien zurück, ingleichen allen Kirchenschmuck, Glocken, Geschütz, Urkunden und Archive (Art. 2 — 6). Prinz Karl Philipp, Bruder des Königs von Schweden, entsagt allen Ansprüchen an genannte Orte und der König verspricht ihm zu Eroberung derselben ihn weder mit Truppen noch Geld zu unterstützen (Art. 7.). Rußland tritt ab an Schweden für immer und mit allen Hoheitsrechten Iwangorod, Jamburg, Koporje und Nötaburg mit dem dazu gehörigen Gebiete (Art. 8.). Unmittelbar nach Bekanntmachung dieses Tractats zahlt Rußland an Schweden 20,000 Rubel in baarem Gelde (Art. 9.). Geschütz, Munition und Glocken, welche schwedischer Seits vor dem 20. Nov. fortgeschafft oder in Nowogrod verkauft worden sind, verbleiben diesem Staate (Art. 10.). Die frühere Abtretung von Nerholm wird bestätigt (Art. 11.). Es sollen von beiden Seiten Commissarien ernannt werden, um vom 1. Juni 1617 an die Grenzen der beiderseitigen Staaten genau zu berichtigen; das hierüber abgefaßte schriftliche und besiegelte Protokoll soll dieselbe Gültigkeit haben, als wenn es im Friedenstractat mit aufgenommen wäre (Art. 12.). Die Verträge von Tensina 1595 und Wiborg 1609 werden erneuert und bestätiget, insofern sie diesem nicht widersprechen (Art. 13.). Die Kriegsgefangenen sollen ohne Lösegeld freigegeben, niemand zum Uebertritt verleitet, schwere Verbrecher aber gegenseitig ausgeliefert werden (18 — 21.). Etwaige Irrungen zwischen beiden Theilen sollen von den Statthaltern der Grenzfestungen freundlich ausgeglichen werden; der Friedensvertrag soll den 1. Juni ausgewechselt und von beiden Contrahenten in Beisein der Gesandten beschworen werden (Art. 22—26.). Bei Thronveränderungen in Schweden oder Rußland soll der neue Herrscher dem andern seine Freundschaft entbieten und dieser solches durch einen Gesandten erwiedern. Das Strandrecht ist aufgehoben; den Schiffbrüchigen soll alle mögliche Hilfe geleistet und das Gerettete dem Eigenthümer überliefert werden (Art. 27 — 31). Beide Mächte machen sich anheischig, dem Könige von Polen gegeneinander nicht beizustehen, vielmehr behalten sie sich vor, künftig über ein Bündniß wider denselben zu unterhandeln (Art. 32 und 33.). — Durch diesen Frieden verlor Rußland die unmittelbare Berührung mit der Ostsee und alle Aussichten auf Handelsverbindungen zur See waren auf lange Zeit vernichtet. Erst nach hundert Jahren sollte Peter I. im Frieden zu Nystadt (s. d.) die verlornen Provinzen wieder erhalten.

(Vergl. Abrégé de l'histoire des traités de paix entre les puissances de l'Europe, par Mr. Koch. Basle 1799. — Ewers, Prof. in Dorpat. Geschichte der Russen. 1. Theil. Dorpat 1816.) Gtz.

Stollhofen, Dorf im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden mit 800 Einw.

Angriff auf die Stollhofener Linien, den $\frac{12}{23}$ April 1703.

Im dritten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges beabsichtigte Lud-

ig XIV. ein ſtarkes Heer in das Herz von Deutſchland vorrücken zu laſſen, ıs ſich mit dem Kurfürſten von Baiern vereinigen ſollte. Der Markgraf ıdwig von Baden, dem mit etwa 20,000 M. die Vertheidigung des ſchwarzwaldes und des Oberrheins übertragen war, konnte die Eroberung s Forts von Kehl durch Villars nicht verhindern, wozu der letztere allein n Heer von 46 Bat. und 77 Schwad. verwendete. Dagegen ließ er unsgeſetzt an den Linien von Stollhofen arbeiten, um die bequemſte Straße, elche aus dem untern Elſaß über Pforzheim in das Herz von Schwaben ıd Baiern führt, zu ſperren. Dieſe Stollhofener Linien, welche im Laufe s ſpaniſchen Succeſſionskrieges eine Art von Berühmtheit erlangt haben, hnten ſich oberhalb Bühl bei dem Einſiedelhof an die Abfälle des Schwarzaldes, zogen ſich ſofort über Bühl, Vimbuck, Oberbuck und Stollhofen bis ıch Sellingen, wo der rechte Flügel bis an das Schwarzwaſſer und den hein reichte; ſie ſperrten ſonach das Rheinthal vollkommen. Die Hauptırke dieſer Stellung beſtand in den trefflich befeſtigten Flügelpuncten Bühl ıd Stollhofen, in der Schwierigkeit dieſelben zu umgehen und in dem bendern Umſtande, daß der zwiſchenliegende Theil der Linie theils durch ıtürliches Sumpfland unzugänglich, theils durch künſtliche Ueberſchwemungen an den wenigen gangbaren Stellen ungangbar gemacht war. Nach r Eroberung von Kehl (9. März 1703) führte Marſchall Villars ſein eer über den Rhein zurück und gewährte ihnen im Elſaß einige Erholung. m März bereiteten ſich die Franzoſen vor, die Stollhofener Linien mit ewalt zu durchbrechen und ſich die oben bezeichnete, für ihre Vereinigung it dem Kurfürſten von Baiern bequemſte Straße zu eröffnen. Zu dieſer nternehmung beſtimmte der König von Frankreich nicht nur den Marſchall illars mit ſeinem Heere, ſondern auch den bei Savern ſtehenden Marſchall allard mit 26. Bat. und 30 Schwad. Schon am 5. April ſendete Vilrs den Generallieutenant Du Roſel mit einem Truppencorps bei Hüningen ber den Rhein, als gälte es der Feſtung Freiburg. Markgraf Ludwig ließ ch jedoch durch dieſe Demonſtration nicht täuſchen, vielmehr gab er dem holländſchen General Goor, welcher in den Linien der Lauter ſtand, um Landau gen Tallard zu decken, den Befehl, den Rhein bei Saxlanden zu überſchrein und bei dem Heere hinter den Stollhofener Linien einzurücken. Daurch ſah er ſich an der Spitze von 20,000 M., die hinreichend mit Gehütz und Munition verſehen waren. — Am 14. April ging Marſchall illars auf einer bei Rheinau geſchlagenen Brücke mit ſeinem Heere über n Rhein, zog den Generallieutenant Du Roſel an ſich und rückte hierauf ber Schuttern und Willſtädt gegen Bühl, wo er im Angeſichte der dortigen inien am 18. April anlangte. Am 19. entſendete Villars den Generallieunant Blainville mit 23. Bat., um die Verſchanzung des linken Flügels berhalb Bühl über das Gebirge zu umgehen und denſelben im Rücken nzufallen, während er ſelbſt den Angriff in der Front ausführen wollte. .M. Blainville, obgleich mit einem Führer verſehen, irrte lange Zeit auf n Höhen umher, ohne einen Weg zu finden, auf dem er in die Flanke nd den Rücken der Linie hätte gelangen können. Nach vielen vergeblichen erſuchen kehrte er mit ſeinen ermatteten Truppen in die Ebene zurück. nzwiſchen ließ Villars durch den Artilleriegeneral Freſelière 70 Kanonen nd viele Mörſer gegen die Verſchanzungen auffahren, um durch ein mehre Tage fortgeſetztes heftiges Feuer derſelben die Werke zu zerſtören

Am Abend des 23. Aprils ſtürmte Marſchall Villars das verſchanzte Dorf Vimbuck; allein hier leitete der Markgraf Ludwig und unter ihm der nge Prinz von Durlach die Vertheidigung; die pfälziſche Infanterie

terstützt durch die hinter ihr aufgestellten kaiserlichen Dragoner und Kürassiere, wiesen alle Angriffe der Franzosen tapfer zurück. Am 24. April führte das französische Heer fünf Stürme nach einander aus; sie blieben jedoch alle ohne Erfolg, weil der Markgraf Ludwig die ermüdeten Truppen stets durch frische ersetzte und überall, wo die Gefahr am größten war, die Seinigen durch das eigene glänzende Beispiel ermunterte. An demselben Tage hatte sich Marschall Tallard, der am 17. April bei Straßburg über den Rhein gegangen war, dem rechten Flügel der Verschanzungen in der Richtung auf Stollhofen genähert. Es gelang ihm zwar, sich des vorgeschobenen Postens Schwarzach zu bemächtigen, auch drangen seine Grenadiere durch die Ueberschwemmung bis an die Pallisaden von Stollhofen vor, allein hier wurden sie mit einem solchen anhaltenden Feuer empfangen, daß sie auch auf dieser Seite den Angriff einstellten. Am 25. April ließ Villars das Feuer seiner Geschütze fortsetzen, verzichtete jedoch auf jeden weitern Sturm. Aus seinen Berichten an den König geht hervor, daß der üble Wille seiner Generale ihn hierzu bestimmte; er sagt nämlich ausdrücklich darin: „Sire, von acht Generallieutenants widersetzten sich fünf offen gegen jeden Angriff und brachten viele Officiere auf ihre Seite, daher ziehe ich mich mit dem lebhaftesten Schmerze, den ich hier empfand, zurück."

Villars Angriffe kosteten ihm über 3000 M., da seine Truppen sowohl bei dem Auffahren ihrer Batterien, als bei den wiederholten Stürmen dem verheerenden Feuer der Vertheidiger bloßgestellt waren. In der Nacht wurde das Geschütz zurückgebracht und am 26. trat das französ. Heer den Rückzug an, wobei es über Offenburg das Kinzigthal hinaufzog. Marschall Tallard ging mit seinem Corps über den Rhein zurück und bezog ein Lager bei Schillingheim. — s —

Stopine, Ludelfaden oder Zündschnure, ist entweder von Hanf oder Baumwolle. Die Hanfstopine besteht aus gedrehten Hanffäden, welche schichtenweise mit Mehlpulver bestreut, mit Weinessig gekocht und dann getrocknet werden. Die aus einzelnen Fäden bestehende baumwollene Stopine wird mit Mehlpulver bestreut, in Branntwein eingeweicht, getrocknet und nochmals durch einen Teig von Branntwein, Mehlpulver und Gummi gezogen und getrocknet. Die Hanfstopine wird in den Köpfen der Granat- und Bombenbränder (Zünder) befestigt, damit dieselben um so sicherer durch die Geschützladung Feuer erhalten. Die baumwollene Stopine wird zu gleichem Zweck, insbesondere aber auch (indem man sie durch Papierröhrchen zieht) als Leitfeuer angewendet, um Feuerwerksdecorationen ꝛc. aus der Ferne oder mehrere zugleich zu zünden. Ry.

Stoß der Kanonen, siehe Geschützröhre.

Stoßbalken, siehe Bettungen.

Stoßfechten. Zur Uebung bedient man sich fast überall der sogenannten Fleurets (s. d.), außerdem des Degens. — Das Stoßfechten ist viel zierlicher, mannichfaltiger und deßhalb auch schwieriger als das Hiebfechten (s. d.), trägt aber auch mehr zur allseitigen Ausbildung des Körpers bei, indem fast alle Theile dabei gleichmäßig angestrengt werden. Da die Spitze verhältnißmäßig eines viel kleinern Raumes bedarf, als die Schneide, um verletzend zu treffen, so findet sie auch leichter eine Blöße. Die Stöße sind daher, zumal wenn sie mit schnellem Ausfall verbunden werden, schwerer zu pariren (abzuwenden) als die Hiebe, weßhalb geübte und kunstgerechte Stoßfechter schon zu den Seltenheiten gehören, in Frankreich, Italien und Spanien jedoch weniger als in Deutschland; doch auch in Deutschland hat die Stoßfechtkunst seit zwanzig Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. —

Man würde jedoch im Allgemeinen noch mehr Werth darauf legen, wenn die practiſche Nützlichkeit mehr in die Augen fiele. Dieſe iſt aber (den Zweikampf auf den Degen abgerechnet) gar nicht in der mechaniſchen Geſchicklichkeit ſelbſt, ſondern mehr in den Bedingungen zu ſuchen, unter welchen dieſelbe überhaupt erlangt werden kann. Dieſe ſind: 1) große Schnellkraft der Muskeln; 2) völlige Gewalt über den ganzen Körper und alle Bewegungen mit demſelben; 3) ein ſchneller Ueberblick und 4) eine noch viel ſchnellere Entſchloſſenheit, um jede entſtehende Blöße augenblicklich benutzen zu können. — Wer ſich nun durch fleißige Uebung im kunſtgerechten Stoßfechten dieſe Fähigkeiten erworben hat, der zieht daraus bei jeder Fechtart mit blanken Waffen große Vortheile, ja das Lauern auf Blößen und das Zuvorkommen im Handeln wird ihm ſo zur Gewohnheit, daß er Zeit und Raum viel beſſer benutzen lernt, überhaupt auch nicht leicht in Verlegenheit kommt.

Die Stellung und Bewegung des Körpers iſt beim Stoßfechten von großem Einfluß auf den Erfolg, weil die Fechter ſo viel Abſtand (Menſur) nehmen, daß ſie ſich nur durch den Ausfall (ſ. d.) mit der Spitze erreichen können. Wird nun die Angriffsbewegung, d. h. der Ausfall, nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit und Sicherheit ausgeführt, ſo kann der Gegner den Stoß ſehr leicht pariren. Die Stellung muß deßhalb ſo beſchaffen ſein, daß ſie einen ſchnellen Ausfall geſtattet. — Man unterſcheidet dreierlei Stellungen: a) zur Vertheidigung, b) zum Angriff und c) zur Beobachtung. Letztere iſt eigentlich die Normalſtellung und jene beiden ſind mehr als vorübergehende Momente zu betrachten. In der Normalſtellung wird der Oberkörper ganz ſenkrecht auf den Hüften getragen, beide Knie ſind gleichmäßig und nur wenig gebogen; der rechte Arm wird mäßig gekrümmt, die Hand darf höchſtens zwei Zoll tiefer als die Achſeln ſtehen, die Spitze wird in der Höhe des Auges gehalten. Der linke Arm wird ſtärker gekrümmt und die Hand höher als der Kopf erhoben, theils um das Gleichgewicht herzuſtellen, theils auch um beim Ausfallen und Erheben (wobei der linke Arm geſtreckt nieder- und dann in die Höhe geſchnellt wird) als Hebel zu dienen. Nur in der Primſtellung wird die linke Hand dicht vor das Geſicht gezogen, um nöthigenfalls einen Stoß abzuwehren. — Die Vertheidigungsſtellung unterſcheidet ſich von der vorigen nur dadurch, daß das rechte Knie weniger, das linke mehr, der Oberkörper etwas zurückgebogen wird. In der Angriffsſtellung iſt das gerade umgekehrt, auch wird hierbei der linke Arm geſenkt, der rechte ganz ausgeſtreckt, die Hand erhoben, die Spitze gegen die feindliche Blöße gerichtet. In dieſer Stellung darf man jedoch nie verweilen, man muß alſo entweder ſogleich ausfallen oder in die Normalſtellung zurückgehen. Beſondere Erwähnung verdient noch die Stellung der Füße. Der rechte Fuß wird mit der Spitze gerade auf den Gegner gerichtet, der linke hingegen ſo geſtellt, daß die Ferſe des rechten Fußes, ſobald derſelbe angezogen wird, gerade an den innern Knöchel des linken Fußes zu ſtehen kommt; der Abſtand beträgt zwei Fußlängen. Von beiden Fechtern müſſen ſich alſo die rechte Fußſpitze und der innere Knöchel des linken Fußes auf einer Linie befinden, welche ihre Endpuncte am äußern Knöchel hat. Es iſt ein großer Fehler, wenn zwei Fechter dieſe Linie nicht halten, indem dann die äußeren Blößen gewöhnlich ganz verſchwinden und das ganze Fechterſpiel ſehr einſeitig wird.

Die Fechterſtöße zerfallen in einfache (gerade), degagirte, doublirte [redacted] fintirte Stöße. Der gerade Stoß an der Klinge iſt der ſchwierigſte allen und nur gegen einen minder geübten Fechter anwendbar. Dege

zungen anzulegen. Während dieser Verhandlungen bemächtigte er sich aber am 24. Febr. selbst des Dänholms. Vergebens forderte die Bürgerschaft diesen Punct zurück, worauf der Bürgermeister Feinwig befahl, die Insel anzugreifen. Man schloß sie mit Böten und vom Festlande aus ein und zwang den kaiserlichen Hauptmann Schalendorf am 5. April zum Abzuge. Arnheim drohte, diese Beleidigung der kaiserlichen Waffen zu rächen und die Stralsunder sahen wohl ein, daß sie sich auf einen ernsten Angriff gefaßt machen mußten. Die Zusicherung ferneren Beistandes, welchen sie, nebst einigen Schiffen und Geschützen, vom König von Dänemark empfingen, der sich mit dem König von Schweden zur Unterstützung Stralsunds verbunden hatte, gab ihnen Muth, der Macht des Kaisers Trotz zu bieten. Am 23. Mai traf Oberst Arnheim mit 8000 M. vor der Stadt ein und bezog ein Lager in dem Haynholze, vor dem Knieper- und dem Triebseerthore. Er hoffte Anfangs noch immer, seinen Auftrag ohne Waffengewalt durchführen zu können und bot deßhalb am 26. so günstige Bedingungen an, daß ein großer Theil der Bürger bereits die Wälle verließ und an ein friedliches Abkommen glaubte. Während der Unterhandlungen hatte er jedoch alles zum Angriff vorbereitet und noch in der Nacht die Außenwerke vor dem Knieper- und Frankenthore erstürmen lassen. Da sich dieselben indessen gegen die Stadt zu nicht vertheidigen ließen, war es den Bürgern leicht, sie am andern Morgen wieder zu erobern. Die Zusendung von Munition durch den König von Schweden verschaffte der Bürgerschaft neue Vertheidigungsmittel, weßhalb ein zweiter Sturm am 5. Juni ebenfalls abgeschlagen werden konnte. Später erhielten ihre Streitkräfte durch 7 Compagnien Schotten und 1 Compagnie Deutsche, welche der König von Dänemark Anfangs Juni unter dem Oberst Holk der Stadt zu Hilfe schickte, einen bedeutenden Zuwachs, während die Kaiserlichen weiter nichts thun konnten, als die Stadt zu beschießen und die von der eigentlichen Festung durch Teiche getrennten Außenwerke anzugreifen, da es ihnen an Schiffen fehlte, S.'s Verbindung mit dem Meere abzuschneiden. Zwar errichteten sie auf dem Knieper Damme und auf dem Ziegelhofe mehrere Batterien, von welchen aus die stralsundischen Schiffe wirksam beschossen werden konnten und rückten gleichzeitig mit den Laufgräben immer näher an die Außenwerke, aber das Einlaufen von 8 schwedischen Kriegsschiffen, welche am 30. Juni vor der Stadt ankamen und das Ausschiffen von 6 Comp. Fußvolk, welches am 4. Juli erfolgte, konnten sie doch nicht verhindern. S. hatte nämlich am 25. Juni mit Gustav Adolph einen Vertrag geschlossen, wonach es sich auf zwanzig Jahre unter seinen Schutz begab und ihm dadurch für seine später auszuführenden Plane ein sicherer Anhaltepunct werden konnte. Während dieser Verhandlungen mit Schweden hatten die Stralsunder auch nach Wien Abgeordnete gesendet und um Aufhebung der Belagerung gebeten. Die zurückkommenden Gesandten trafen Wallenstein in Prenzlau und brachten den Befehl, die Stadt mit Besatzung zu verschonen. Statt aber zu gehorchen, sendete dieser noch am 3. Juli dem Obersten Arnheim 9 Fahnen Fußvolk unter Oberst Fahrensbach und traf am 7. selbst im Lager ein. Bereits am folgenden Tage ließ er das Hornwerk vor dem Frankenthor und eine Schanze vor dem Triebseerthor durch 3 Regimenter stürmen. Schon waren dieselben genommen, als der Commandant der schwedischen Hilfstruppen, Oberst Rosladin, von der Stadt aus einen Angriff mit solchem Nachdruck unternahm, daß die Verschanzungen wieder geräumt werden mußten. Den nächsten Tag fiel indessen das Hornwerk abermals in die Gewalt der Kaiserlichen und der Stadtrath wurde durch diesen Verlust so

entmuthigt, daß er am 10. mit Wallenstein wegen der Uebergabe unterhandelte und am 15. einen Waffenstillstand abschloß. Die Commandanten der dänischen und schwedischen Hilfstruppen hintertrieben jedoch jeden weiteren Vergleich und als am 17. Juli wieder dänische Truppen in S. landeten, am 23. der König von Dänemark selbst mit einer zahlreichen Flotte erschien und am 26. und 27. Juli 2000 Schweden unter Oberst Leslie und Graf Brahe eintrafen, wurden alle Unterhandlungen abgebrochen. Wallenstein sah ein, daß er, ohne Mittel, die Küsten und Häfen zu verschließen, Einfälle der Schweden und Dänen von Pommern nie würde abhalten können und beschloß deßhalb, die Belagerung aufzugeben, um so mehr, da im Lager selbst, durch das schlechte Wetter und durch den anstrengenden Dienst in den nassen Laufgräben, bedeutende Krankheiten und in Folge derselben große Unzufriedenheit unter den Truppen eingerissen waren. Er verließ demnach das Lager und befahl von Güstrow aus dem Obersten Arnheim, die Belagerung unter dem Vorwande, es geschehe auf Bitten des Herzogs von Pommern, aufzuheben. Nachdem Arnheim, um nicht den Anschein zu haben, als zöge er aus Furcht vor den Stralsundern ab, die Stadt noch einige Tage beschossen, ließ er vom 2. bis 4. Aug. seine Werke räumen. Diese Belagerung, das erste Unternehmen, welches Wallenstein mißglückte, verursachte dem kaiserlichen Heere einen Verlust von 10,800 M. zu Fuß und 1200 Reitern, welche größtentheils den Krankheiten unterlagen oder desertirt waren. Im Sept. erschien Wallenstein abermals vor der Stadt, mußte aber, da er wegen Mangels an Schiffen das Eintreffen schwedischer Unterstützung nicht hindern konnte, auch diesen zweiten Versuch aufgeben. (Vergl. Theatrum Europ. I. S. 1065—72. — Dr. E. H. Zober, Geschichte der Belagerung von Stralsund. 1828. 4. — Dr. F. Förster, Wallenstein's ungedruckte, eigenhändige Briefe. 1. Bd. Berlin 1828. — Neubuhr, Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Stralsund 1772.)

Bombardement am 10. und 11. October 1678.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte in dem Feldzuge des Jahres 1678, dem letzten des Krieges gegen die Schweden, diesen nächst mehreren andern Festungen, Stettin und im Sept. die Insel Rügen abgenommen und den schwedischen General Königsmark zum Rückzug nach S. genöthigt. Noch von Rügen aus schickte er 2000 M. nach dem Dänholm, welche sich dieser Insel nebst der darauf befindlichen Schanze bald bemeisterten und ließ den Rath der Stadt zur Uebergabe auffordern, ein Begehren, dem dieser bei der starken schwedischen Besatzung nicht entsprechen konnte. Der Kurfürst ging daher mit dem größten Theile seiner Armee auf das Festland zurück und beschloß, da auch Königsmark es verweigerte, die Stadt zu übergeben, bei der Nähe des Winters und bei der Erinnerung der langwierigen und schwierigen Belagerung durch Wallenstein, Stralsund durch Beschießung zur Uebergabe zu zwingen. Er ließ deßhalb sein sämmtliches Belagerungsgeschütz (welches aus 80 Kanonen, meist halben Karthaunen, 22 Mörsern und 50 Haubitzen bestand) vor der Stadt zusammenbringen, um diese aus 3 großen Batterien, vom Dänholm, beim Frankenthor und zwischen diesem und dem Triebseerthor beschießen zu können. In der Stadt ordnete man alles zur kräftigsten Vertheidigung, hatte die Vorstädte niederbrennen lassen und Königsmark von der Bürgerschaft das Versprechen erhalten, alles zu ertragen, ehe man die Stadt übergeben würde. Am 10. Octbr. Abends waren die brandenburgischen Batterien, welche Oberst Weiler commandirte, armirt und begannen ihr Feuer, welches der Stadt solchen Schaden zufügte, daß dieselbe schon nach einer halben Stunde zu bre

anfing, und nachdem das Bombardement die ganze Nacht fortgesetzt wurde, am Morgen des 11. Oct. bereits halb in Flammen stand. Drei von den Wällen wehende weiße Fahnen, welche eine Unterhandlung andeuteten, hießen das Feuer auf einige Zeit einstellen; der Kurfürst und General Dörfflinger, welcher letztere dem Triebseerthor gegenüber stand, glaubten, die Stadt wolle capituliren. Als man jedoch bemerkte, daß die Belagerten nur Zeit zum Löschen gewinnen wollten, ward das Bombardement um 9 Uhr fortgesetzt, wodurch das Feuer in der Stadt wieder so heftig wurde, daß die Einwohner Mittags um einen Waffenstillstand bitten mußten. Der Rath der Stadt sendete eine Deputation an den Kurfürsten mit der Bitte, die Beschießung einzustellen, bis wegen Uebergabe der Festung vom König von Schweden Befehl eingeholt sein würde. Da die Garnison bei diesen Verhandlungen nicht mit genannt war, mußte dieses Gesuch abgeschlagen und mit dem Bombardement fortgefahren werden. Nachmittags brannte die Stadt gleichzeitig an fünf verschiedenen Orten und das Feuer griff mit solcher Wuth um sich, daß selbst das Frankenthor, wohin sich Graf Königsmark postirt hatte, in Brand gerieth. Die Hitze, welche von den Wällen abprallte, war so groß, daß die Soldaten es auf denselben nicht mehr aushalten konnten; Königsmark verlangte daher gegen Abend zu unterhandeln, worauf der Kurfürst die Beschießung einstellen ließ und man sich gegenseitig Geißeln schickte. Am 15. Oct. ward die Capitulation unterzeichnet. Die schwedische Besatzung, welche aus 21 Schwad. Reiter und 30 Comp. Infanterie bestand, nebst allen schwedischen Geschützen und Vorräthen, erhielten die Erlaubniß, nach den nächsten schwedischen Häfen abzuziehen. Am 20. Octbr. hielt der Kurfürst seinen feierlichen Einzug in S., zu dessen Gouverneur er den General v. Schöning ernannte.

(Vergl. Geschichte der Feldzüge des preuß. Heeres u. s. w. 1 Theil. Berlin 1801. — Des G.F.M. v. Schöning Leben und Kriegsthaten. Berlin 1837.)

Belagerung vom 17. Juli bis 21. Decbr. 1715.

Durch die Gewaltschritte Karl's XII. von Schweden gegen die in Pommern als Sequestrationsbesatzung befindlichen preußischen Truppen, sah sich Friedrich Wilhelm I. von Preußen veranlaßt, dem nordischen Bündniß beizutreten und dem König v. Schweden den Krieg zu erklären. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau commandirte die aus 74 Bat. und 118 Schwad. bestehende preußisch-dänisch-sächsische Armee, welche am 17. Juli vor Stralsund eintraf, in welcher Festung sich Karl XII. selbst eingeschlossen hatte. Die Könige von Preußen und von Dänemark befanden sich persönlich bei ihren Heeren, während das sächsische Contingent (18 Schwad. und 8 Bat.) vom General Wackerbarth commandirt wurde. Bis Mitte Octobers konnte die Stadt wegen Mangels an Belagerungsgeschütz nur eingeschlossen werden; als aber die Einnahme der Insel Usedom am 1. Aug. und die Eroberung der Peenemünder Schanze, 21. Aug., den Weg von Stettin nach Stralsund frei machten und der dänische Admiral Scheſtädt die schwedische Flotte am 8. Aug. und 24. Sept. zweimal schlug, traf das Geschütz am 7. und 13. Octbr. ein, worauf am 19. die Laufgräben eröffnet wurden. General Wackerbarth erhielt das Commando über den Angriff der südöstlichen, der dänische General v. Scholten das der entgegengesetzten Angriffsseite, während die Trancheearbeiten abwechselnd von preußischen, dänischen und sächsischen Generalen commandirt wurden. Den 2. Nov. war bereits die zweite Parallele vollendet und die Batterien mit 24 Kanonen schweren Kalibers und 12 Mörsern besetzt, welche sofort die Beschießung begannen. In der Nacht vom

4. zum 5. Nov. brachte ein von den Generalen Wackerbarth und Finkenstein geleiteter Angriff, bei welchem ein Theil der Truppen durch das seichte Meer waten mußte, die schwedischen Verschanzungen außerhalb des Frankenthors, welche 3 Regimenter besetzt hatten, in die Gewalt der Verbündeten. 23 Officiere und 389 M. der Schweden wurden bei dieser Gelegenheit gefangen; eben so viel Officiere und 450 M. zählten dieselben an Gebliebenen, während die Preußen und Sachsen nur 5 Officiere und 36 Mann verloren. Die genommenen 24 Geschütze wurden sofort auf die Stadt gerichtet, die Verschanzungen mit den Laufgräben in Verbindung gebracht und dadurch verhindert, daß Karl XII., welcher während dieses Angriffs abwesend war, dieselben nicht wieder nehmen konnte. Nun konnte die Belagerung mit vermehrtem Eifer fortgesetzt werden, obschon das schlechte Wetter, die eintretende Kälte und die tapfere Vertheidigung der Schweden deren Fortschreiten sehr erschwerten. Die Eroberung der Insel Rügen, welche Fürst Leopold vom 15. bis 17. Nov. mit einem Theile des Belagerungsheeres ausführte, war jedoch vom günstigsten Einfluß für den Gang der Belagerung. Am 5. Dec. war man mit den Arbeiten so weit vorgerückt, um den Sturm auf die Contrescarpe unternehmen zu können. General Wackerbarth hatte dazu die Disposition entworfen und leitete denselben, welcher auch so vollkommen gelang, daß die Contrescarpe an drei ausspringenden Winkeln genommen wurde, wobei die Verbündeten jedoch 1 Officier und 76 M. an Todten und 274 Verwundete (unter den letztern den sächsischen General Grafen Castell) zählten. Die Schweden räumten nun in den nächsten Tagen die Verschanzungen vor dem Triebseerthore, so wie die übrigen Außenwerke, die sie nicht mehr halten konnten, und da am 17. Dec. die sich um die Stadt ziehenden Teiche zugefroren waren, entwarf Graf Wackerbarth den Plan eines Angriffs auf die Tenaille und das Hornwerk, welcher noch denselben Tag Nachmittags von den Preußen und Sachsen glücklich ausgeführt wurde. Karl XII. war noch kurz vor dem Sturm in dem Hornwerk gewesen und griff es am 18. wieder von der Stadt aus an, warf auch die dänische Besatzung aus demselben, ward aber von der preußischen Reserve wieder zum Rückzug in die Stadt genöthiget. Karl gab nun die Hoffnung auf, die Festung länger halten zu können. Er verließ dieselbe am 20. Dec. auf einer kleinen Fischerbarke, mit welcher er, unter steter Lebensgefahr, so glücklich war, ein schwedisches Schiff zu erreichen, während er dem General Dücker den Befehl hinterließ, sich entweder zu ergeben, oder die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Dieser wählte das Erstere und ließ am 21. Dec. am Frankenthor Chamade schlagen, worauf am 22. die Capitulation abgeschlossen wurde. Die schwedischen Nationaltruppen (ungefähr noch 1100 M.) erhielten freien Abzug nach Schweden, während sämmtliche Soldtruppen für kriegsgefangen erklärt und unter die Verbündeten vertheilt wurden.

(Vergl. Theatrum Europ. — Journal von und für Deutschland. 1792. 2. Band. S. 154 ff. — Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale. 1r Bd. — Beust, Feldzüge der kursächs. Armee. 2r Bd. 1803. — Dr. Fr. Förster, Geschichte Friedrich Wilhelm I. Potsdam 1835.)

Blokade im Jahr 1807.

Bereits im Herbst 1806 hatte Gustav IV. von Schweden zu Bartenstein ein Bündniß mit dem nach den Schlachten von Jena und Auerstädt ganz geschwächten Preußen gegen Frankreich geschlossen, da er es für die Pflicht eines jeden europäischen Fürsten hielt, dem Kaiser der Franzosen, den er für einen Usurpator erklärte, feindlich entgegen zu treten. Er hi

gab daher dem General Graf Essen das Commando einer in Schwedisch-Pommern befindlichen Division von 8000 M. und ließ Stralsund in Vertheidigungsstand setzen, weßhalb schon Ende October mit der Demolirung der Vorstädte angefangen wurde. Marschall Mortier, welcher mit 12,000 Franzosen und Holländern an der schwedisch-pommerschen Grenze stand, überschritt dieselbe im Januar 1807, nachdem alle Versuche, den König von Schweden mit Frankreich zu befreunden, mißglückt waren und ging am 28. Jan. in 2 Colonnen über die gefrorene Peene, worauf die Schweden, welche die dortigen Uebergänge vertheidigt hatten, nach einigen kleinen Gefechten sich nach Stralsund zurückziehen mußten, wo Marschall Mortier sie sofort einschloß, da der strenge Winter ihn verhinderte, diese Festung förmlich zu belagern. Die Franzosen hielten die Blokade sehr streng, hatten aber im Februar und März noch keine wesentlichen Fortschritte gemacht, obschon die die vielen Ausfälle und Recognoscirungen der Schweden ihnen wenig schadeten, vielmehr den ersteren viel Menschen kosteten. Anfangs April erhielt Mortier den Befehl, mit dem größern Theil des 8. Armeecorps nach Colberg abzumarschiren und nur den General Grandjean; mit etwa 6000 M., meist Holländern, vor Stralsund zurückzulassen. Als dieß General von Essen bemerkte, rüstete er sich zu einem Ausfall, welchen jedoch Grandjean nicht abwartete, sondern die Blokade aufhob und alle Geschütze und Vorräthe glücklich aus den angelegten Verschanzungen wegbrachte. Die Schweden folgten den Franzosen in 2 Colonnen über die Peene nach; die eine, welche sich unter General Armfeldt zu weit vorgewagt hatte, wurde von den schnell zurückkehrenden Franzosen am 16. April bei Ferdinandshof angegriffen, geschlagen, und mußte von der zweiten Colonne, welche Graf Essen selbst befehligte, bei Anclam wieder aufgenommen werden, worauf am 17. April ein zu Schlatkow geschlossener Waffenstillstand die Feindseligkeiten auf einige Zeit endigte und die Schweden am 19. wieder in Stralsund anlangten. König Gustav war jedoch mit diesen Verhandlungen nicht zufrieden, weßhalb er am 12. Mai selbst in Stralsund ankam, den Oberbefehl übernahm und den Marschall Brune, welcher nach dem Abgang Mortier's den Befehl des an der pommerschen Grenze stehenden französischen Corps übernommen, aufkündigen ließ, er erkenne nur den ersten Waffenstillstand von Schlatkow mit zehntägiger Aufkündigungsfrist und nicht den spätern Zusatz einer dreißigtägigen Aufkündigung an. Da die schwedischen Kriegsschiffe vor Colberg den Waffenstillstandsbedingungen zuwider die französischen Truppen feindlich behandelten und Stralsund der Sammelplatz ranzionirter und neugeworbener Preußen wurde, ließ Marschall Brune sich wegen dieser Verletzung des Vertrags eine Erklärung ausbitten, worauf ihm der König eine persönliche Zusammenkunft zu Schlatkow vorschlagen ließ, welche am 4. Juni stattfand und in welcher derselbe dem französischen Marschall das sonderbare Anerbieten machte, sich mit ihm gegen Napoleon zu vereinigen und die Bourbons anzuerkennen. Da der Marschall natürlich auf diesen Vorschlag nicht eingehen mochte, wurde am 3. Juli der Waffenstillstand wieder aufgekündigt, worauf am 13. die Feindseligkeiten begannen und Stralsund (nachdem die Schweden am 13. und 14. bei Dammgarten und Steinhagen geschlagen worden waren) bereits am 15. wieder eingeschlossen war. Einen nun von den Schweden angetragenen Waffenstillstand wollte Marschall Brune nur unter der Bedingung der sofortigen Uebergabe Stralsunds eingehen. Dieß ward von Gustav ebenfalls abgelehnt und die Belagerungsarbeiten von den Franzosen begonnen, welche zwar mehrmals von der See und von dem in der [illegible]tigten Dänholm beunruhigt wurden, aber doch den Erfolg

hatten, daß die Vorposten der Besatzung bereits am 6. August nur noch auf einen sehr kleinen Raum außerhalb der Festung beschränkt waren. König Gustav selbst war bei dem am letzten Tage stattgefundenen Gefecht in großer Gefahr gewesen und mochte nun einsehen, daß die Stadt nicht länger zu vertheidigen sei, worauf er das Generalcommando der Armee nach der Insel Rügen verlegen ließ und das Commando der Stralsunder Besatzung dem General Vegesack übertrug. Französischer Seits befahl Marsch. Brune, als die Belagerungsartillerie angekommen war, in der Nacht vom 15. bis 16. Aug. die Trancheen zu eröffnen, und ließ der Stadt, da er bereits das ganze Terrain bis zum gedeckten Weg besetzt hatte, mit einem Bombardement drohen. Fünf Tage hernach waren, trotz des sehr lebhaften Feuerns der Festung und eines Ausfalls der Belagerten, die Arbeiten vollendet, die Batterien ausgerüstet, und man stand im Begriff, das Feuern zu eröffnen. Dieß war indessen nicht mehr nöthig, da auf Bitten des Stadtrathes König Gustav bereits am 19. die Räumung der Stadt befohlen und durch den Rath dem Marschall Brune eine Capitulation angetragen hatte. Am 20. schifften die schwedischen Truppen nach Rügen über und am 21. zog Brune, welcher die erbetene Capitulation nicht angenommen, in Stralsund ein, worauf noch der Dänholm sich vom 21 — 24. August vertheidigte und in der Nacht nach letztgenanntem Tage von den Franzosen mit Sturm genommen wurde. Die nächste Folge der Besatzung Stralsunds war die Uebergabe der Insel Rügen an die Franzosen, welche durch Vertrag vom 7. Septr. festgestellt wurde. (Vergl. Tagebuch der Blokirung von Stralsund. Leipzig 1808. — Die Feldzüge 1806 u. 1807. 1809. — Geschichte der Kriege in Europa. 7. Bd.)

— d —

Strand, heißt derjenige Theil der Meeresufer, welcher, bei kaum bemerkbarer Neigung, dem Wasserspiegel zunächst liegt und deßhalb auch bei eintretender Fluth oder starkem landwärts wehenden Winde vom Wasser bedeckt wird. Die Ausdrücke „stranden" und „auf den Strand laufen" erklären sich hieraus von selbst. Besteht der Strand aus Dammerde, so sind gewöhnlich einzelne Stellen desselben durch Dämme eingefaßt, um sie für die Cultur zu benutzen (s. Polder); besteht er hingegen aus lockerem Sande, so bilden die Meereswellen sanfte Erhöhungen und Vertiefungen, wovon erstere oft bewachsen, letztere mit Wasser angefüllt sind. Zur Zeit der Ebbe bietet zwar der Strand wenig Hindernisse der Bewegung dar, doch wird er zur Zeit der Fluth so schnell unter Wasser gesetzt, daß man leicht in Gefahr kommt zu ertrinken, weßhalb Truppen daselbst nicht lagern dürfen. Pz.

Strandbatterien, siehe **Küstenbatterien**.

Straßburg, Festung und Hauptstadt des franz. Departements Niederrhein, liegt ½ Stunde vom linken Rheinufer, Kehl gegenüber, am Zusammenfluß der Breusch und Ill, und hat 52,000 Einwohner. Die Festungswerke bestehen aus 18 Bastionen mit Wassergräben, in welchen Ravelins liegen. Die südliche Seite, wo die Ill fließt, wird durch 3 detachirte, die nördliche durch 11 detachirte Werke verstärkt, welche eine zweite Enceinte bilden; vor der schmalsten, östlichen Fronte, nach dem Rhein zu, an einigen Armen desselben, liegt die von Vauban erbaute Citadelle, ein bastionirtes Fünfeck, mit 5 Ravelins und 2 Hornwerken. Ueber den Rhein führt eine Brücke. Die Garnison, aus circa 8000 M. bestehend, ist kasernirt. Die Stadt hat eine Kanonengießerei und Artillerieschule, verfertigt [redacted] Seilerwaaren für die königl. Marine, treibt ausgebreiteten Handel

gab daher dem General Graf Essen das Commando einer in Schwedisch-Pommern befindlichen Division von 8000 M. und ließ Stralsund in Vertheidigungsstand setzen, weßhalb schon Ende October mit der Demolirung der Vorstädte angefangen wurde. Marschall Mortier, welcher mit 12,000 Franzosen und Holländern an der schwedisch-pommerschen Grenze stand, überschritt dieselbe im Januar 1807, nachdem alle Versuche, den König von Schweden mit Frankreich zu befreunden, mißglückt waren und ging am 28. Jan. in 2 Colonnen über die gefrorene Peene, worauf die Schweden, welche die dortigen Uebergänge vertheidigt hatten, nach einigen kleinen Gefechten sich nach Stralsund zurückziehen mußten, wo Marschall Mortier sie sofort einschloß, da der strenge Winter ihn verhinderte, diese Festung förmlich zu belagern. Die Franzosen hielten die Blokade sehr streng, hatten aber im Februar und März noch keine wesentlichen Fortschritte gemacht, obschon die die vielen Ausfälle und Recognoscirungen der Schweden ihnen wenig schadeten, vielmehr den ersteren viel Menschen kosteten. Anfangs April erhielt Mortier den Befehl, mit dem größern Theil des 8. Armeecorps nach Colberg abzumarschiren und nur den General Grandjean; mit etwa 6000 M., meist Holländern, vor Stralsund zurückzulassen. Als dieß General von Essen bemerkte, rüstete er sich zu einem Ausfall, welchen jedoch Grandjean nicht abwartete, sondern die Blokade aufhob und alle Geschütze und Vorräthe glücklich aus den angelegten Verschanzungen wegbrachte. Die Schweden folgten den Franzosen in 2 Colonnen über die Peene nach; die eine, welche sich unter General Armfeldt zu weit vorgewagt hatte, wurde von den schnell zurückkehrenden Franzosen am 16. April bei Ferdinandshof angegriffen, geschlagen, und mußte von der zweiten Colonne, welche Graf Essen selbst befehligte, bei Anclam wieder aufgenommen werden, worauf am 17. April ein zu Schlatkow geschlossener Waffenstillstand die Feindseligkeiten auf einige Zeit endigte und die Schweden am 19. wieder in Stralsund anlangten. König Gustav war jedoch mit diesen Verhandlungen nicht zufrieden, weßhalb er am 12. Mai selbst in Stralsund ankam, den Oberbefehl übernahm und den Marschall Brune, welcher nach dem Abgang Mortier's den Befehl des an der pommerschen Grenze stehenden französischen Corps übernommen, aufkündigen ließ, er erkenne nur den ersten Waffenstillstand von Schlatkow mit zehntägiger Aufkündigungsfrist und nicht den spätern Zusatz einer dreißigtägigen Aufkündigung an. Da die schwedischen Kriegsschiffe vor Colberg den Waffenstillstandsbedingungen zuwider die französischen Truppen feindlich behandelten und Stralsund der Sammelplatz ranzionirter und neugeworbener Preußen wurde, ließ Marschall Brune sich wegen dieser Verletzung des Vertrags eine Erklärung ausbitten, worauf ihm der König eine persönliche Zusammenkunft zu Schlatkow vorschlagen ließ, welche am 4. Juni stattfand und in welcher derselbe dem französischen Marschall das sonderbare Anerbieten machte, sich mit ihm gegen Napoleon zu vereinigen und die Bourbons anzuerkennen. Da der Marschall natürlich auf diesen Vorschlag nicht eingehen mochte, wurde am 3. Juli der Waffenstillstand wieder aufgekündigt, worauf am 13. die Feindseligkeiten begannen und Stralsund (nachdem die Schweden am 13. und 14. bei Dammgarten und Steinhagen geschlagen worden waren) bereits am 15. wieder eingeschlossen war. Einen nun von den Schweden angetragenen Waffenstillstand wollte Marschall Brune nur unter der Bedingung der sofortigen Uebergabe Stralsunds eingehen. Dieß ward von Gustav ebenfalls abgelehnt und die Belagerungsarbeiten von den Franzosen begonnen, welche zwar mehrmals von der See und von dem in der Eile befestigten Dänholm beunruhigt wurden, aber doch den Erfolg

hatten, daß die Vorposten der Besatzung bereits am 6. August nur noch auf einen sehr kleinen Raum außerhalb der Festung beschränkt waren. König Gustav selbst war bei dem am letzten Tage stattgefundenen Gefecht in großer Gefahr gewesen und mochte nun einsehen, daß die Stadt nicht länger zu vertheidigen sei, worauf er das Generalcommando der Armee nach der Insel Rügen verlegen ließ und das Commando der Stralsunder Besatzung dem General Vegesack übertrug. Französischer Seits befahl Marsch. Brune, als die Belagerungsartillerie angekommen war, in der Nacht vom 15. bis 16. Aug. die Trancheen zu eröffnen, und ließ der Stadt, da er bereits das ganze Terrain bis zum gedeckten Weg besetzt hatte, mit einem Bombardement drohen. Fünf Tage hernach waren, trotz des sehr lebhaften Feuerns der Festung und eines Ausfalls der Belagerten, die Arbeiten vollendet, die Batterien ausgerüstet, und man stand im Begriff, das Feuern zu eröffnen. Dieß war indessen nicht mehr nöthig, da auf Bitten des Stadtrathes König Gustav bereits am 19. die Räumung der Stadt befohlen und durch den Rath dem Marschall Brune eine Capitulation angetragen hatte. Am 20. schifften die schwedischen Truppen nach Rügen über und am 21. zog Brune, welcher die erbetene Capitulation nicht angenommen, in Stralsund ein, worauf noch der Dänholm sich vom 21 — 24. August vertheidigte und in der Nacht nach letztgenanntem Tage von den Franzosen mit Sturm genommen wurde. Die nächste Folge der Besatzung Stralsunds war die Uebergabe der Insel Rügen an die Franzosen, welche durch Vertrag vom 7. Septr. festgestellt wurde. (Vergl. Tagebuch der Blokirung von Stralsund. Leipzig 1808. — Die Feldzüge 1806 u. 1807. 1809. — Geschichte der Kriege in Europa. 7. Bd.)

— d —

Strand, heißt derjenige Theil der Meeresufer, welcher, bei kaum bemerkbarer Neigung, dem Wasserspiegel zunächst liegt und deßhalb auch bei eintretender Fluth oder starkem landwärts wehenden Winde vom Wasser bedeckt wird. Die Ausdrücke „stranden" und „auf den Strand laufen" erklären sich hieraus von selbst. Besteht der Strand aus Dammerde, so sind gewöhnlich einzelne Stellen desselben durch Dämme eingefaßt, um sie für die Cultur zu benutzen (s. Polder); besteht er hingegen aus lockerem Sande, so bilden die Meereswellen sanfte Erhöhungen und Vertiefungen, wovon erstere oft bewachsen, letztere mit Wasser angefüllt sind. Zur Zeit der Ebbe bietet zwar der Strand wenig Hindernisse der Bewegung dar, doch wird er zur Zeit der Fluth so schnell unter Wasser gesetzt, daß man leicht in Gefahr kommt zu ertrinken, weßhalb Truppen daselbst nicht lagern dürfen. Pz.

Strandbatterien, siehe Küstenbatterien.

Straßburg, Festung und Hauptstadt des franz. Departements Niederrhein, liegt ½ Stunde vom linken Rheinufer, Kehl gegenüber, am Zusammenfluß der Breusch und Ill, und hat 52,000 Einwohner. Die Festungswerke bestehen aus 18 Bastionen mit Wassergräben, in welchen Ravelins liegen. Die südliche Seite, wo die Ill fließt, wird durch 3 detachirte, die nördliche durch 11 detachirte Werke verstärkt, welche eine zweite Enceinte bilden; vor der schmalsten, östlichen Fronte, nach dem Rhein zu, an einigen Armen desselben, liegt die von Vauban erbaute Citadelle, ein bastionirtes Fünfeck, mit 5 Ravelins und 2 Hornwerken. Ueber den Rhein führt eine Brücke. Die Garnison, aus circa 8000 M. bestehend, ist kasernirt. Die Stadt hat eine Kanonengießerei und Artillerieschule, verfertigt viele Seilerwaaren für die königl. Marine, treibt ausgebreiteten Handel und ist

der Sitz einer Militairdiviſion. S. ſoll von den Römern unter dem Namen Argentorata, 150 n. Chr. erbaut worden ſein. Bereits im 4. Jahrhunderte waren die Waffenfabriken von S. berühmt. Durch Attila ganz zerſtört ward ſie von dem Sohne Chlodwig's unter dem heutigen Namen wieder aufgebaut, erhielt im 9. Jahrhundert Mauern, ward 1003 von Herzog Hermann von Alemannien erobert und zerſtört, aber bald wieder aufgebaut, wurde freie Reichsſtadt, genoß als ſolche große Vorrechte und galt ſeit dieſer Zeit für einen feſten Platz. Ludwig XIV. ließ S. mitten im Frieden beſetzen und die Feſtungswerke verſtärken. Durch den ryswiker Frieden kam es für immer an Frankreich; die Citadelle wurde 1682 erbaut.

Ereigniſſe vom 16. Mai bis 14. Auguſt 1675.

Die Operationen, welche in dem genannten Zeitraume von den Feldherren Türenne und Montecuculi in der Umgegend von Straßburg ausgeführt wurden, können als Beiſpiel einer ſehr geſchickten activen Flußvertheidigung (ſ. d.) gelten und verdienen deßhalb eine zuſammenhängende Darſtellung.

Durch das Gefecht bei Türkheim (ſ. d.) hatte Marſchall Türenne ſeine Gegner zur Räumung des Elſaſſes bewogen, worauf die Winterquartiere bezogen wurden und Türenne nach Paris reiſte, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Während ſeiner Abweſenheit übernahm der Feldmarſchall Graf Montecuculi den Oberbefehl über die bei Ulm ſich verſammelnden deutſchen Truppen, beſtehend aus 12,000 Mann Infanterie und 14,000 Reitern, wozu noch 6000 Mann ſchwäbiſcher und fränkiſcher Kreistruppen gehörten, welche unter dem Markgrafen von Baireuth in der Gegend von Freiburg im Breisgau ſtehen geblieben waren. Die franzöſiſche Streitmacht am Rheine belief ſich auf 12,000 Mann Infanterie und 10,000 Reiter, wozu noch die Beſatzungen von Philippsburg und Hagenau zu rechnen ſind. Straßburg beobachtete eine Art Neutralität, der Magiſtrat war franzöſiſch, der größere Theil der Bürgerſchaft deutſch geſinnt, was zur Folge hatte, daß die Benutzung der Rheinbrücke gewöhnlich derjenigen Partei geſtattet wurde, welche in der Umgegend die Oberhand hatte und ſich den größten Einfluß zu verſchaffen wußte. Dieſer Umſtand iſt wichtig.

Montecuculi hatte die Abſicht, den Feldzug recht früh zu eröffnen, bei Straßburg über den Rhein zu gehen, und im Elſaß vorzudringen, das Weitere ſollte von den Umſtänden abhängen, doch war insgeheim der Einfall in Frankreich beſchloſſen. Er kam am 16. Mai mit der Avantgarde bei Oberkirch (2¼ Meilen von Straßburg) an, wartete jedoch hier die Ankunft der übrigen Truppen ab, welche erſt am 20. eintrafen, worauf er mit dem Ganzen bis Willſtädt vorrückte. — Zu derſelben Zeit vereinigte ſich die franzöſiſche Armee, unter General Vaubrun, bei Schlettſtadt, wo Türenne den 22. Mai eintrifft, und ſofort einen Officier nach Straßburg ſendet, um ſeine Anweſenheit zu verſtehen zu geben. Tags darauf rückt er mit der Cavalerie bis auf 2 Meilen vor Straßburg. Bei dem Dorfe Wanzenau wurden 1000 Mann Infanterie aufgeſtellt. Durch dieſe Maßregel ſchüchterte Turenne die Straßburger in dem Augenblicke ein, wo Montecuculi wegen einiger Begünſtigungen in Perſon mit ihnen unterhandelte und namentlich in Betreff der Unterhaltsmittel die befriedigendſten Zuſicherungen von ihnen erhielt. — Die Nähe der franzöſiſchen Armee vereitelte vor der Hand jeden Uebergang bei Straßburg, und Montecuculi machte nun den Verſuch, ſeinen Gegner von hier weg zu manövriren. Er brach deßhalb am 24. Mai mit dem größten Theile ſeiner Truppen gegen Philippsburg auf, wel-

ches eingeſchloſſen wurde; gleichzeitig ging ein Detachement von einigen tauſend Mann, unter General Spork, mittelſt einer von Mannheim heraufgeſchafften Brückenfähre bei Speier auf das linke Rheinufer und ſtreifte rheinaufwärts. Türenne begnügte ſich, die Beſatzung von Philippsburg durch ein Infanterieregiment von Hagenau zu verſtärken und rückte mit der Armee dicht an Straßburg heran, ließ jedoch von Breiſach eine Schiffbrücke kommen und bei Ottenheim (3 Meilen oberhalb Straßburg) aufſtellen, was von ſeinem Gegner nicht gehindert, wahrſcheinlich auch nicht bemerkt ward; 4000 Mann und 6 Geſchütze wurden zur Vertheidigung des Brückenkopfs beſtimmt. Da Montecuculi hierdurch ſich überzeugte, daß ſeine Demonſtration keine genügende Wirkung hervorgebracht hatte, ging er einen Schritt weiter, ließ bei Speier eine Schiffbrücke bauen, überſchritt am 1. Juni mit der Armee den Rhein und ſandte Streifparteien gegen Landau, Neuſtadt und Kaiſerslautern. Auch dieſe Operation brachte keine Wirkung hervor, weßhalb Montecuculi den 4. Juni auf das rechte Rheinufer zurückkehrte, aber Speier gegenüber ſtehen blieb. Jetzt machte Türenne den Verſuch, ſeinen Gegner von Straßburg abzuſchneiden, woher derſelbe viel Lebensmittel bezog. Er überſchritt am 8. Juni den Rhein bei Ottenheim, vertrieb die ſchwachen Haufen des Markgrafen, bemächtigte ſich des feindlichen Lagers bei Willſtädt und ließ die Kinzigbrücke abbrechen. Hierdurch wurde die Verbindung zwiſchen Montecuculi, den Straßburgern und dem Markgrafen geſtört, zugleich auch das Magazin zu Offenburg bedroht. — Eine ſo entſcheidende Bewegung konnte nicht ohne Folgen bleiben. Montecuculi verließ ſofort die Gegend von Speier und kam den 15. Juni bei Offenburg an. Seine Streitmacht war nun mehr ſo ziemlich vereinigt. Türenne hingegen, der um 5000 Mann ſchwächer war, ſah ſich genöthigt, 10,000 Mann unter General Lorges nach Altenheim (1½ Meile von Willſtädt und eben ſo weit von Ottenheim) zu ſchicken, wovon 1 Bataillon und 10 Schwadronen zur Verſtärkung der (nur aus 2 Bataillonen und 6 Geſchützen beſtehenden) Beſatzung des Ottenheimer Brückenkopfes entſendet wurden. Am 18. Juni rückte Montecuculi mit der Hauptmacht bis zur Abtei Schuttern vor, eine Meile von Ottenheim. Schritt er ſofort mit Entſchloſſenheit zum Angriffe, ſo war die Brücke verloren. Allein Montecuculi unternahm nichts. Vielleicht hielt ihn die Beſorgniß ab, daß Türenne die Straßburger zwingen möchte, ihm die Benutzung ihrer Brücke zu geſtatten, was den Verluſt der für Montecuculi in Straßburg aufgehäuften Vorräthe leicht zur Folge haben konnte. — Indeſſen ſcheint Türenne eine ſolche Abſicht nicht gehabt zu haben, er hatte vielmehr ernſte Beſorgniſſe für die Ottenheimer Brücke, verließ deßhalb, ſobald er ſeines Gegners Abmarſch erfuhr, das Lager bei Willſtädt, wo nur 1 Bataillon zurückblieb, und marſchirte nach Altenheim. Zwiſchen dieſem Orte und Willſtädt wurden jedoch 5000 Mann bei Marlen aufgeſtellt. Ein Theil der vorher bei Altenheim geſtandenen Truppen mußte nach Meiſenheim rücken, um Ottenheim näher zu ſein. So war denn Türenne's Streitmacht auf einer Strecke von 3 Meilen gänzlich zerſplittert; die einzige Brücke, über welche er verfügen konnte, befand ſich auf dem äußerſten rechten Flügel. Zwar deckte die Schutter die ganze Front dieſer ausgedehnten Stellung, aber als ein unüberſteigliches Hinderniß kann man dieſen Fluß doch unmöglich anſehen und die zu große Bedenklichkeit Montecuculi's mag die beſte Schutzwehr der Franzoſen geweſen ſein.

Türenne erkannte jedoch das Gefahrvolle ſeiner Lage, und ließ die Ottenheimer Brücke bei Altenheim aufſtellen. Bevor die Verbindung mit

linken Rheinufer wieder hergeſtellt war, vergingen 5 Tage, und in dieſer Zeit hatten die Franzoſen nirgends eine Brücke. Auch während dieſer 5 Tage ließ ſie Montecuculi unangefochten, und nachdem dieſe Kriſis vorüber war, begann Türenne ſelbſt ſeine kleinen Offenſivoperationen. Zuerſt wurde die Schutter auf vier Puncten überbrückt, dann gingen mehrere Cavalerieregimenter über dieſen Fluß, verjagten die öſtreichiſchen Fourageurs, nahmen ihre Vorräthe weg und bedrohten Montecuculi's Verbindung mit Offenburg, wodurch dieſer bewogen wurde, den 26. Juni dahin zurück zu marſchiren. Türenne brach gleichzeitig auf und nahm Stellung bei Kehl.

In der öſtreichiſchen Armee wurde der Mangel an Lebensmitteln jetzt immer fühlbarer, was eigenthümliche Verpflegungsanſtalten vorausſetzen läßt, weil ſie das ganze Land hinter ſich hatte. Montecuculi marſchirte deßhalb in die Gegend von Freiſtädt am Rheine und machte ſich Hoffnung, Lebensmittel auf Fahrzeugen aus Straßburg zu erhalten. Türenne folgte ihm aber auf dem Fuße, lagerte ſich gegenüber, ließ die Rheininſeln durch Infanterie und Geſchütz beſetzen, auch einige Flußarme durch ein Pfahlwerk ſperren, die Straßburger durch Drohungen einſchüchtern und hinderte ſo jede Zufuhr. Beide Armeen hatten ſich übrigens verſchanzt; zu Gefechten kam es nicht. Ein 14tägiger Regen hatte allerdings viel Hinderniſſe geſchaffen, denn die dortige Gegend wird von vielen Bächen durchſchnitten; auch mögen wohl Krankheiten eingetreten ſein. Hierüber, ſo wie über den Zuwachs und Abgang von Streitkräften, fehlen jedoch beſtimmte Nachrichten. Soviel iſt aber gewiß, daß Türenne in ſeiner jetzigen Stellung mit vielen Beſchwerden zu kämpfen hatte. Er näherte ſich deßhalb der Bergſtraße und marſchirte nach Renchen, woraus zugleich die Abſicht hervorgeht, Montecuculi's linke Flanke zu bedrohen und ſeine Verbindung mit Offenburg zu unterbrechen, wo General Caprara mit 5000 Mann zurückgelaſſen worden war. Dieſe Stellungsveränderung wurde allmälig ausgeführt, jeder einzelne Poſten auch ſogleich verſchanzt. In Folge dieſer Flankenmanöver, deren Zweck und Beendigung die Oeſtreicher zu ſpät entdecken, verläßt Montecuculi nach einem lebhaften Gefechte um den Beſitz des Dorfes Gamshurſt, welches die Franzoſen erſtürmen, ſeine Stellung bei Lichtenau und geht in die Gegend von Sasbach, wo Türenne am 27. Juli ebenfalls erſchien. Ein von ſteilen Ufern eingeſchloſſener Bach trennte beide Armeen. An demſelben Nachmittage wurde Türenne von einer Kanonenkugel getödtet und nun zeigte ſichs bald, daß Montecuculi nur aus Furcht vor dieſem gefährlichen Gegner bisher ſo unentſchloſſen geweſen war.

Die Uneinigkeit der Generale Vaubrun und Lorges, der Mangel an Lebensmitteln im franzöſiſchen Lager und eine Bewegung Montecuculi's gegen ihre rechte Flanke, bewogen Türenne's Nachfolger zum Rückzuge nach Freiſtädt, der bald bis Willſtädt fortgeſetzt wird. Hier entſteht neuer Zwieſpalt. Vaubrun will hinter den Rhein zurück, Lorges hinter der Kinzig ſtehen bleiben. Endlich wird der Rückzug nach Goldſcheir beſchloſſen. Am 1. Auguſt geht jedoch ein Theil der Truppen auf Vaubrun's Befehl bei Altenheim über den Rhein. An demſelben Tage trifft Montecuculi hier ein, greift die Franzoſen an, kann aber ihre Stellung hinter der Schutter nicht überwältigen. Vaubrun wird in dieſem Gefechte getödtet; Lorges zieht nunmehr alle Truppen wieder auf das rechte Rheinufer. Beide Parteien verſchanzen ſich. Die Franzoſen können aber nun nicht mehr hindern, daß Montecuculi bei Straßburg über den Rhein geht. General Lorges mag deßhalb nicht länger auf dem rechten Rheinufer verweilen und geht in der Nacht zum 4. Auguſt auf das linke. Montecuculi marſchirt hierauf nach

Straßburg und von da gegen Hagenau, welches von ihm belagert wird. Marschall Duras hat inzwischen den Oberbefehl der französischen Armee übernommen und diese in das Lager bei Schlettstadt geführt. Die Fortsetzung der Operationen gehört nicht hierher, weil nur von der Flußvertheidigung die Rede gewesen ist. (Quellen wie bei Montecuculi und Türenne.)

Gefecht am 28. Juni 1815.

In Folge des allgemeinen Feldzugsplanes, sollte der rechte Flügel der Oberrhein-Armee der Verbündeten, aus dem 3. und 4. Corps bestehend, den Rhein zwischen Oppenheim und Germersheim überschreiten, in der Richtung auf Nancy vordringen, das Corps des französ. Generals Grafen Rapp, welcher mit der Hauptmasse bei Weißenburg stand und die Saar nur durch einige Divisionen besetzt hielt, nach Straßburg zurückwerfen. Die große Ueberlegenheit der Verbündeten auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes und die schon am 21. Juni eingehende Nachricht von der Niederlage Napoleon's bei Mont St. Jean (s. d.) forderte zu schnellen und entscheidenden Bewegungen auf, da man doch nicht wissen konnte, daß der Krieg sobald beendigt sein werde. Die Offensivoperationen der Verbündeten tragen aber das Gepräge methodischer Behutsamkeit, wodurch es dem General Rapp möglich wurde, wenigstens die Waffenehre zu retten. Fürst Wrede hatte mit dem 4. Corps, wozu noch die russische Division Lambert stieß (im Ganzen über 60,000 Mann), den Rhein schon am 19. Juni überschritten, war, ohne Widerstand zu finden, bis an die Saar vorgerückt, hatte bei Saarbrück ein unbedeutendes Gefecht zu bestehen und kam mit der Hauptmasse am 28. Juli in der Gegend von Lüneville an. Der Kronprinz von Würtemberg ging mit dem 3. Corps (43,800 Mann), welchem noch die Division Wallmoden (10 Bat. 4 Schwdr.) zugetheilt wurde, den 22. Juni bei Germersheim über den Rhein und wendete sich gegen Weißenburg und Lauterburg. General Rapp, der ihm nur 24,000 M. entgegen zu stellen hatte, wich ohne Widerstand bis Straßburg zurück und machte den Verbündeten nur die Defiléen im Hagenauer Forste durch seine Arrièregarde streitig, um Zeit zur Beziehung einer guten Vertheidigungsstellung hinter der Suffel zu finden. Der Kampfplatz bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, dessen Seiten 8—9000 Schritt Länge haben. Die vordere (nördliche) Seite wird durch die morastige Suffel, die rechte durch die Ill, die linke durch einen mit Weingärten bedeckten Höhenzug bezeichnet; die hintere Seite ist offen. Straßburg bildete die rechte hintere Ecke. Das Terrain innerhalb der bezeichneten Grenzen ist eine offene und wellenförmige Ebene. Am östlichen Abhange des erwähnten Höhenzuges liegen die Dörfer Ober-, Mittel- und Nieder-Hausbergen; auf der nördlichen Spitze, welche nach mehrern Seiten steil abfällt, liegt das Dorf Mundelsheim, ihm gegenüber (am andern Ufer der Suffel) das Dorf Lampertsheim. Ungefähr 3000 Schritte weiter rechts befinden sich die Dörfer Suffelweichersheim am rechten und Reichstädt am linken Ufer der Suffel, über welche zu beiden Seiten steinerne Chausseebrücken führen. Zwischen Straßburg und der Suffel sind noch die drei dicht hintereinander liegenden Dörfer Schiltigheim, Bischheim und Hönheim zu erwähnen, wovon die beiden letzteren verschanzt und mit Festungsgeschütz besetzt waren. Die Brücke, welche über die Ill nach der Ruprechtsau führt, war ebenfalls verschanzt und besetzt. Wie stark die Besatzung von Straßburg war, ist nicht genau zu ermitteln. Indessen dürfte General Rapp zur Vertheidigung dieser Stellung, welche eine Armee von etwa 60,000 Mann fast unüberwindlich machen kann, nicht mehr als 27,000 Mann zu verwenden gehabt haben. Auf

der Höhe bei Mundenheim ſtanden 12 Bataillone mit 2 Batterien, wovon ein Theil zur Beſatzung von Lampertsheim verwendet wurde. Auf den rückwärts gelegenen Weinbergen ſcheinen ſich nur ſchwache Infanteriepoſten befunden zu haben, da der Zugang zu denſelben durch einige zwiſchen hohen und ſteilen Ufern fließende Bäche, die ſich oberhalb Mundelsheim vereinigen und die Suffel bilden, ſehr erſchwert wurde. Ungefähr eben ſo viele Bataillone mit 24 Schwadronen und 7 Batterien ſtanden zu beiden Seiten von Suffelweihersheim zur Vertheidigung der Brücken und zwar die Infanterie rechts, die Cavalerie links des Dorfes. Reichſtädt war nur ſchwach, die Brücke auf der Chauſſee nach Lauterburg gar nicht beſetzt.

Der Kronprinz von Würtemberg kam den 28. Juni früh vor der franzöſiſchen Stellung an, ließ ſie ſofort recognoſciren und ſchritt Nachmittags zum Angriffe. Die rechte Flügelcolonne, unter dem F.M.L. Palombini (11 Bat. 12 Schwd. Oeſtreicher mit 18 Geſchützen) erhielt Befehl, an Lampertsheim vorbei zu gehen und ſich dann links gegen die Weinberge zu wenden. Die mittlere Colonne, unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg (10 Bat. Heſſendarmſtädter mit 12 Geſchützen), ſollte Lampertsheim und ſpäter Mundelsheim angreifen. Die linke Flügelcolonne (20 Bat. 16 Schwad. Würtemberger mit 30 Geſchützen), unter perſönlicher Anführung des Kronprinzen, ſuchte die Suffel bei Suffelweihersheim zu überſchreiten. General Watmoden erhielt die Weiſung, dicht am Rheine über Wanzenau vorzurücken, kam aber nur bis an das genannte Dorf und nahm keinen Theil am Gefecht. Die Franzoſen konnten das ganze vorliegende Terrain überſehen, verborgene Angriffsbewegungen waren alſo nicht möglich, weßhalb es unſtreitig beſſer geweſen wäre, der rechten Flügelcolonne eine andere Beſtimmung zu geben und die feindliche Stellung, welche im Innern keine Haltbarkeit hatte, nur auf der Frontſeite zu durchbrechen — Es war Nachmittags 3 Uhr, als die Heſſen zum Angriffe auf Lampertsheim ſchritten. Das Dorf wurde durch Granaten in Brand geſteckt und hierauf erſtürmt. Alle Verſuche, auch Mundelsheim zu nehmen, blieben jedoch fruchtlos, da die Franzoſen nicht nur den hartnäckigſten Widerſtand leiſteten, ſondern auch Gelegenheit zu einigen Gegenangriffen in der Flanke fanden, überhaupt das Terrain ſehr begünſtigt wurden. — Faſt gleichzeitig rückten die Würtemberger gegen die Suffel. Reichſtädt wurde ohne Mühe genommen, da es zu entfernt von der Suffel lag, um wirkſam vertheidigt werden zu können. Deſto größeren Widerſtand fanden die Würtemberger an der Suffel. Die Infanteriebrigade Hügel arbeitete ſich durch den ſumpfigen Bach und ſchritt dann, von den Brigaden Hohenlohe und Miſami unterſtützt, zum Angriff auf Suffelweihersheim. Da die Würtemberger von ihren Geſchützen Anfangs gar keinen wirkſamen Gebrauch machen konnten, waren die Franzoſen auch hier im Vortheil, obgleich ſchwächer an Infanterie als ihre Gegner. Sollte der Angriff hier erfolgreich werden, ſo mußte die Cavalerie übergehen. Der Kronprinz fühlte das und ſetzte ſich ſelbſt an ihre Spitze. Ein lebhaftes Geſchützfeuer beſtrich die Brücke. Die vorderſte Schwadron des 4. Regiments, vom Major von Grävenitz geführt, ſtürzte ſich in aufgelöſter Ordnung auf die nächſte Batterie, eroberte 6 Geſchütze und vertrieb die Bedeckung. Die andern Schwadronen folgten in Galopp, marſchirten in Carriere auf und rückten dann einer herbeieilenden (ſchwachen) Chaſſeurbrigade entgegen. Beide Parteien geriethen heftig aneinander, der Kronprinz ſelbſt ward umringt. Eine franzöſiſche Dragonerbrigade näherte ſich im Trabe der rechten Flanke. Dieſer Augenblick war höchſt kritiſch. Als jedoch dieſe Brigade die Front verändern wollte, gab ſie ihre linke Flanke Preis und

wurde von dem jetzt über die Brücke sprengenden 5. Regiment mit solchem Ungestüm angegriffen, daß Dragoner und Chasseure in wenig Minuten das Feld räumen mußten. Eine jetzt auffahrende Zwölfpfünderbatterie hielt die französische Cavalerie in angemessener Entfernung und deckte den Uebergang der Würtemberger. Inzwischen war das Infanteriegefecht etwas weiter vorgerückt, doch hatte man den Franzosen die Dörfer Suffelweihersheim und Hönheim nicht ganz entreißen können. Bis 8 Uhr Abends wurde hier der Kampf mit abwechselndem Erfolge geführt. Um diese Zeit erschienen aber die Spitzen der östreichischen Colonnen auf der Höhe vor Hausbergen und nunmehr traten die Franzosen den Rückzug gegen Straßburg an. Es ist jedoch erlaubt zu fragen: ob die würtembergische Infanterie auf dem ganz freien rechten Ufer der Suffel sich würde haben behaupten können, wenn ihre Cavalerie geschlagen worden wäre, und ob nicht die Oestreicher ebenfalls wieder zurückgegangen sein würden, wenn sie die Würtemberger noch auf dem linken Ufer der Suffel erblickt hätten? — Jede der feindlichen Parteien verlor ungefähr 1300 Mann an Todten und Verwundeten. Die Würtemberger hatten aber 6 Geschütze und 2 Fahnen erobert. (Grolmann's Geschichte des Feldzugs 1815. In General Bismark's Ideentaktik ist ein guter Schlachtplan.) Pz.

Straßen, siehe **Kunststraßen**.

Strategem (oder **Stratagem**) wurde bei den Griechen jede Unternehmung genannt, welche mehr durch List als durch offne Gewalt zum Ziele führen sollte. Die Griechen waren darin sehr erfinderisch, Polyän hat darüber ein ganzes Buch geschrieben; doch ist die Mehrzahl jener **Kriegslisten** (s. d.) zu bekannt, als daß man sich jetzt noch große Wirkung davon versprechen dürfte.

Pz.

Strategen wurden bei den Griechen alle Generale und diejenigen höheren Officiere genannt, welche am Schlachttage, gleich den General- und Flügeladjutanten der Neuern, zur Disposition des Obergenerals gestellt waren, um die taktischen Bewegungen und das Gefecht der einzelnen Treffen oder entsendeter Parteien zu leiten. In Athen wählte man jährlich zehn solcher Strategen, wovon aber nur die für nothwendig erachtete Zahl ins Feld rückte. Der Oberbefehl wechselte täglich unter ihnen, was nur eine Folge republikanischen Mißtrauens gegen die Kriegshäupter war und ein planmäßiges Handeln in größeren Zeiträumen ganz unmöglich machte. In Sparta gab es weniger Strategen mit längerer Amtsdauer, doch wurden sie über ihr kriegerisches Thun und Lassen stets zur Verantwortung gezogen.

In dem Sinne der Neuern ist der Stratege eine ideale Person, und man versteht darunter gewissermaßen jeden Befehlshaber, der zu strategischem Handeln berufen ist. Obgleich die Militairschriftsteller über die Grenzen der Strategie (s. d.) noch sehr verschiedener Meinung sind, so stimmen sie doch darin überein, daß alle diejenigen Bewegungen, durch welche man sich auf dem Kriegsschauplatze in den Besitz überwiegender Vortheile setzen will, in das Gebiet der Strategie gehören. Diese Vortheile sind aber ihrer Natur nach so verschieden, daß man die Strategen, rücksichtlich ihrer Verfahrungsarten und Grundsätze, in drei Classen theilen kann. Die **geologischen** Strategen haben fast ausschließlich nur die Gestaltung der Oberfläche ihres Kriegsschauplatzes im Auge, legen einen übergroßen Werth auf den Besitz von Gebirgen, Wasserscheiden und sogenannten Schlüsselpuncten (s. d.), machen deßhalb in der Offensive nur wenig Bewegungen, schreiten [illegible] von Punct zu *Punct vor, was sie eine „methodische" Kriegführung* [illegible]

ſuchen ſelten die offnen Gegenden auf, weil ſie ſich nicht leicht zu entſcheidenden Schlachten entſchließen können, begnügen ſich im glücklichen Fall oft mit dem Beſitz einzelner ihnen wichtig ſcheinender Puncte und unterlaſſen in der Regel die Verfolgung, weßhalb ihre Siege auch nur magere Früchte tragen. Sie kennen überhaupt den Werth der Streitkräfte nicht und betrachten ſie nur als Mittel, Terrainpuncte durch dieſelben zu erringen. In der Defenſive ſuchen ſie ihren Zweck meiſt durch ausgedehnte Stellungen zu erreichen, namentlich im Gebirgslande. Die mathematiſchen Strategen beſchäftigen ſich bei ihren Operationsplanen hauptſächlich mit der Geſtalt und Ausdehnung der Baſis, mit der Richtung und Anzahl der Operationslinien, mit der Größe des Operations- oder Objectivwinkels u. dgl., worüber ſie die Hinderniſſe des Bodens häufig ganz außer Acht laſſen; die geometriſchen Verhältniſſe der handelnden Parteien geben gewöhnlich den Hauptbeſtimmungsgrund ab. Doch hat ihre Kriegsmethode das Gute, daß auf das Anzahlverhältniß der Streitkräfte großer Werth gelegt wird, und daß ſie ſich auf den wichtigſten Puncten des Kriegsſchauplatzes gern ein Uebergewicht zu verſchaffen ſuchen, wodurch ſie ſich den Einwirkungen des Zufalls entziehen und den Krieg, wie ſie ſagen, wiſſenſchaftlicher machen wollen. Die philoſophiſchen Strategen wollen weder vom Erdboden, noch von Linien, Winkeln und Zahlen abhängig ſein; ſie faſſen die ganze Kriegführung aus einem höhern Geſichtspuncte auf, der dem natürlichen Verſtande gleichwohl viel näher liegt, bringen alle Verhältniſſe und Kräfte in Anſchlag, namentlich die moraliſchen, berückſichtigen die durch Spannung und Ruhe der Kräfte eingetretenen Zuſtände, betrachten den ganzen Krieg als einen großen Kampf, der bald durch gewaltige Schläge, bald durch ein langſames Aufzehren der Streitkräfte entſchieden werden müſſe, ſehen mehr auf die Summe der Erfolge, als auf einzelne errungene Vortheile und huldigen mithin den Geſetzen der Dynamik in der Kant'ſchen Bedeutung des Worts. Da ſie dem Zufalle nicht gebieten zu können glauben, betrachten ſie ihn auch als einen wirklichen Faktor des Kriegs und ſind bald kühn, bald vorſichtig, je nachdem Glück oder Unglück ihre Unternehmungen begleitet. Ihr Verfahren iſt daher ſehr mannichfaltig und ſcheinbar weniger methodiſch, als das der geologiſchen und mathematiſchen Strategen, den Umſtänden jedenfalls aber angemeſſener, da ſie den Hauptzweck der ganzen kriegeriſchen Thätigkeit nicht leicht aus dem Auge verlieren, die Mittel ſorgfältig erwägen, und ſich durch untergeordnete Rückſichten niemals vom geraden Wege abbringen laſſen. — Welches von dieſen ſtrategiſchen Syſtemen den Vorzug verdient, iſt leicht zu ermeſſen. Pz.

Strategie oder Strategik iſt die Lehre vom Gebrauche der Märſche, Stellungen, Schlachten, Gefechte und Belagerungen zur Erreichung des kriegeriſchen Zwecks, und ſoll alle dieſe einzelnen Handlungen zu einem Ganzen verknüpfen, das der inneren Uebereinſtimmung nicht entbehren darf.

Dieſe Wörter ſind zwar griechiſchen Urſprungs, doch dachten ſich die Griechen darunter höchſtens den Inbegriff aller Handlungen, welche vom Strategen ausgehen, weßhalb man die Strategie lange Zeit für gleichbedeutend mit „Feldherrnkunſt" angeſehen hat. Allein das Handeln des Feldherrn kann nicht ausſchließlich ſtrategiſcher Natur ſein, ſonſt müßte er an Schlachttagen den Feldherrnſtab einem Andern, dem Taktiker, übergeben, was noch niemals der Fall geweſen iſt. Die Römer ſcheinen das Wort Strategie kaum gekannt zu haben, ob ſie gleich von den Griechen das Beſte annahmen. Im Mittelalter war von einer Strategie als Wiſſenſchaft

noch weit weniger die Rede, man hatte kaum einen Begriff von Taktik. Im 30jährigen Kriege erhielt die Strategie einen hohen Grad der Ausbildung, mehr jedoch in der Praxis als in Büchern. Als später die Franzosen in der Militairliteratur den Ton angaben, theilten sie das Gebiet der Kriegswissenschaften (s. d.) in die sogenannte Artilleriewissenschaft, in die Fortification und Taktik; was man jetzt Strategie zu nennen pflegt, wurde von ihnen mit dem Namen grande tactique (höhere Taktik) belegt. Je mehr das Streben nach wissenschaftlicher Bildung zunahm, die deutsche Literatur die französische verdrängte, das Studium der Philosophie allgemeiner und selbst von Officieren versucht wurde, fühlte man auch das Unzulängliche einer solchen Eintheilung. Aus Vorliebe für die Alten, deren militairische Schriften bald Uebersetzer fanden *), nahm man das Wort Strategie an; da aber die Mehrzahl der schreibenden Officiere mit der Mathematik bekannter als mit der Philosophie war, so wurde diese neue Wissenschaft gleich der Mathematik in die reine und angewandte eingetheilt, wodurch sie von Hause aus etwas Unpraktisches erhielt. Am schwierigsten schien es, den Unterschied zwischen Strategie und Taktik festzustellen; es wurden unzählige Versuche gemacht, denen ein gewisser Scharfsinn nicht abzusprechen ist, aber die Resultate waren immer sehr wenig genügend, weil in vielen Fällen unentschieden blieb, was eigentlich strategisch und was taktisch sei. Wer sich mit der Mehrzahl dieser Definitionen und Distinctionen bekannt machen will, findet sie in des Generals von Gersdorf „Vorlesungen über militairische Gegenstände" und in dem „Handbuche für Officiere von R. v. L."

Das Schwankende des Begriffs von Strategie und die auffallende Meinungsverschiedenheit der Militairschriftsteller waren nicht sonderlich geeignet dieser neuen Wissenschaft Eingang zu verschaffen. Den philosophisch gebildeten Köpfen schienen die Lehrsätze zu wenig in der Natur des Kriegs begründet; die Geschichtskundigen fanden gar bald, daß es im wirklichen Kriege auf ganz andere Dinge ankomme und daß die größten Feldherren immer auf dem natürlichsten Wege zum Ziele gelangt waren; die Männer mit natürlichem Verstande mochten gar nichts davon hören und erblickten in dem eifrigen Streben, den Krieg wissenschaftlicher zu machen, mehr einen Rückschritt als eine Bereicherung der Kriegskunst. Dieser Conflict zwischen den Ansichten der Theoretiker und Kritiker war eine natürliche Folge der großen Verschiedenheit des Charakters einzelner Kriege und Feldherren; denn da Geschichte und Erfahrung nothwendig die Hauptunterlagen der Strategie abgeben mußten, aber nicht Jeder, der sich zum Schreiben berufen glaubte, auch hinlängliche Geschichtskenntnisse besaß, vielleicht gar die Ereignisse, aus denen er Belege für die Richtigkeit seiner strategischen Grundsätze ziehen wollte, schon durch die trübe Brille einer selbstgeschaffenen Theorie ansah: so konnte es nicht fehlen, daß die Strategen sich immer mehr in Widersprüche verwickelten.

Bei allen Wissenschaften, die in so naher Beziehung zur kriegerischen Thätigkeit stehen, kommt es hauptsächlich auf einfache Vorstellungen und Begriffe an; jede zu strenge Absonderung derselben ist unnütze Schulpedanterie. Der Krieg ist ein großer Kampf, der mit organisirten Streitkräften

*) J. Cäsar's Schriften wurden schon 1507, Vegetius 1511 zu Erfurt in deutschen Uebersetzungen herausgegeben. Machiavell's Bücher über die Kriegskunst trugen ebenfalls nicht wenig bei, dem wissenschaftlichen Streben eine bestimmtere Richtung zu geben.

linken Rheinufer wieder hergeſtellt war, vergingen 5 Tage, und in dieſer Zeit hatten die Franzoſen nirgends eine Brücke. Auch während dieſer 5 Tage ließ ſie Montecuculi unangefochten, und nachdem dieſe Kriſis vorüber war, begann Türenne ſelbſt ſeine kleinen Offenſivoperationen. Zuerſt wurde die Schutter auf vier Puncten überbrückt, dann gingen mehrere Cavalerieregimenter über dieſen Fluß, verjagten die öſtreichiſchen Fourageurs, nahmen ihre Vorräthe weg und bedrohten Montecuculi's Verbindung mit Offenburg, wodurch dieſer bewogen wurde, den 26. Juni dahin zurück zu marſchiren. Türenne brach gleichzeitig auf und nahm Stellung bei Kehl.

In der öſtreichiſchen Armee wurde der Mangel an Lebensmitteln jetzt immer fühlbarer, was eigenthümliche Verpflegungsanſtalten vorausſetzen läßt, weil ſie das ganze Land hinter ſich hatte. Montecuculi marſchirte deßhalb in die Gegend von Freiſtädt am Rheine und machte ſich Hoffnung, Lebensmittel auf Fahrzeugen aus Straßburg zu erhalten. Türenne folgte ihm aber auf dem Fuße, lagerte ſich gegenüber, ließ die Rheininſeln durch Infanterie und Geſchütz beſetzen, auch einige Flußarme durch ein Pfahlwerk ſperren, die Straßburger durch Drohungen einſchüchtern und hinderte ſo jede Zufuhr. Beide Armeen hatten ſich übrigens verſchanzt; zu Gefechten kam es nicht. Ein 14tägiger Regen hatte allerdings viel Hinderniſſe geſchaffen, denn die dortige Gegend wird von vielen Bächen durchſchnitten; auch mögen wohl Krankheiten eingetreten ſein. Hierüber, ſo wie über den Zuwachs und Abgang von Streitkräften, fehlen jedoch beſtimmte Nachrichten. Soviel iſt aber gewiß, daß Türenne in ſeiner jetzigen Stellung mit vielen Beſchwerden zu kämpfen hatte. Er näherte ſich deßhalb der Bergſtraße und marſchirte nach Renchen, woraus zugleich die Abſicht hervorgeht, Montecuculi's linke Flanke zu bedrohen und ſeine Verbindung mit Offenburg zu unterbrechen, wo General Caprara mit 5000 Mann zurückgelaſſen worden war. Dieſe Stellungsveränderung wurde allmälig ausgeführt, jeder einzelne Poſten auch ſogleich verſchanzt. In Folge dieſer Flankenmanöver, deren Zweck und Beendigung die Oeſtreicher zu ſpät entdecken, verläßt Montecuculi nach einem lebhaften Gefechte um den Beſitz des Dorfes Gamshurſt, welches die Franzoſen erſtürmen, ſeine Stellung bei Lichtenau und geht in die Gegend von Sasbach, wo Türenne am 27. Juli ebenfalls erſcheint. Ein von ſteilen Ufern eingeſchloſſener Bach trennte beide Armeen. An demſelben Nachmittage wurde Türenne von einer Kanonenkugel getödtet und nun zeigte ſichs bald, daß Montecuculi nur aus Furcht vor dieſem gefährlichen Gegner bisher ſo unentſchloſſen geweſen war.

Die Uneinigkeit der Generale Vaubrun und Lorges, der Mangel an Lebensmitteln im franzöſiſchen Lager und eine Bewegung Montecuculi's gegen ihre rechte Flanke, bewogen Türenne's Nachfolger zum Rückzuge nach Freiſtädt, der bald bis Willſtädt fortgeſetzt wird. Hier entſteht neuer Zwieſpalt. Vaubrun will hinter den Rhein zurück, Lorges hinter der Kinzig ſtehen bleiben. Endlich wird der Rückzug nach Goldſcheir beſchloſſen. Am 1. Auguſt geht jedoch ein Theil der Truppen auf Vaubrun's Befehl bei Altenheim über den Rhein. An demſelben Tage trifft Montecuculi hier ein, greift die Franzoſen an, kann aber ihre Stellung hinter der Schutter nicht überwältigen. Vaubrun wird in dieſem Gefechte getödtet; Lorges zieht nunmehr alle Truppen wieder auf das rechte Rheinufer. Beide Parteien verſchanzen ſich. Die Franzoſen können aber nun nicht mehr hindern, daß Montecuculi bei Straßburg über den Rhein geht. General Lorges mag deßhalb nicht länger auf dem rechten Rheinufer verweilen und geht in der Nacht zum 4. Auguſt auf das linke. Montecuculi marſchirt hierauf nach

Straßburg und von da gegen Hagenau, welches von ihm belagert wird. Marschall Duras hat inzwischen den Oberbefehl der französischen Armee übernommen und diese in das Lager bei Schlettstadt geführt. Die Fortsetzung der Operationen gehört nicht hierher, weil nur von der Flußvertheidigung die Rede gewesen ist. (Quellen wie bei Montecuculi und Türenne.)

Gefecht am 28. Juni 1815.

In Folge des allgemeinen Feldzugsplanes, sollte der rechte Flügel der Oberrhein-Armee der Verbündeten, aus dem 3. und 4. Corps bestehend, den Rhein zwischen Oppenheim und Germersheim überschreiten, in der Richtung auf Nancy vordringen, das Corps des französ. Generals Grafen Rapp, welcher mit der Hauptmasse bei Weißenburg stand und die Saar nur durch einige Divisionen besetzt hielt, nach Straßburg zurückwerfen. Die große Ueberlegenheit der Verbündeten auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes und die schon am 21. Juni eingehende Nachricht von der Niederlage Napoleon's bei Mont St. Jean (s. d.) forderte zu schnellen und entscheidenden Bewegungen auf, da man doch nicht wissen konnte, daß der Krieg sobald beendigt sein werde. Die Offensivoperationen der Verbündeten tragen aber das Gepräge methodischer Behutsamkeit, wodurch es dem General Rapp möglich wurde, wenigstens die Waffenehre zu retten. Fürst Wrede hatte mit dem 4. Corps, wozu noch die russische Division Lambert stieß (im Ganzen über 60,000 Mann), den Rhein schon am 19. Juni überschritten, war, ohne Widerstand zu finden, bis an die Saar vorgerückt, hatte bei Saarbrück ein unbedeutendes Gefecht zu bestehen und kam mit der Hauptmasse am 28. Juli in der Gegend von Lüneville an. Der Kronprinz von Würtemberg ging mit dem 3. Corps (43,800 Mann), welchem noch die Division Wallmoden (10 Bat. 4 Schwdr.) zugetheilt wurde, den 22. Juni bei Germersheim über den Rhein und wendete sich gegen Weißenburg und Lauterburg. General Rapp, der ihm nur 24,000 M. entgegen zu stellen hatte, wich ohne Widerstand bis Straßburg zurück und machte den Verbündeten nur die Defiléen im Hagenauer Forste durch seine Arrièregarde streitig, um Zeit zur Beziehung einer guten Vertheidigungsstellung hinter der Suffel zu finden. Der Kampfplatz bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, dessen Seiten 8—9000 Schritt Länge haben. Die vordere (nördliche) Seite wird durch die morastige Suffel, die rechte durch die Ill, die linke durch einen mit Weingärten bedeckten Höhenzug bezeichnet; die hintere Seite ist offen. Straßburg bildete die rechte hintere Ecke. Das Terrain innerhalb der bezeichneten Grenzen ist eine offene und wellenförmige Ebene. Am östlichen Abhange des erwähnten Höhenzuges liegen die Dörfer Ober-, Mittel- und Nieder-Hausbergen; auf der nördlichen Spitze, welche nach mehrern Seiten steil abfällt, liegt das Dorf Mundelsheim, ihm gegenüber (am andern Ufer der Suffel) das Dorf Lampertsheim. Ungefähr 3000 Schritte weiter rechts befinden sich die Dörfer Suffelweichersheim am rechten und Reichstädt am linken Ufer der Suffel, über welche zu beiden Seiten steinerne Chausseebrücken führen. Zwischen Straßburg und der Suffel sind noch die drei dicht hintereinander liegenden Dörfer Schiltigheim, Bischheim und Hönheim zu erwähnen, wovon die beiden letzteren verschanzt und mit Festungsgeschütz besetzt waren. Die Brücke, welche über die Ill nach der Ruprechtsau führt, war ebenfalls verschanzt und besetzt. Wie stark die Besatzung von Straßburg war, ist nicht genau zu ermitteln. Indessen dürfte General Rapp zur Vertheidigung dieser Stellung, welche eine Armee von etwa 60,000 Mann fast unüberwindlich machen *kann, nicht mehr als* 27,000 Mann zu verwenden gehabt haben. Auf

der Höhe bei Mundenheim ſtanden 12 Bataillone mit 2 Batterien, wenn ein Theil zur Beſatzung von Lampertsheim verwendet wurde. Auf den rückwärts gelegenen Weinbergen ſcheinen ſich nur ſchwache Infanterieposten befunden zu haben, da der Zugang zu denſelben durch einige zwiſchen hohen und ſteilen Ufern fließende Bäche, die ſich oberhalb Mundelsheim vereinigen und die Suffel bilden, ſehr erſchwert wurde. Ungefähr eben ſo viele Bataillone mit 24 Schwadronen und 7 Batterien ſtanden zu beiden Seiten von Suffelweihersheim zur Vertheidigung der Brücken und zwar die Infanterie rechts, die Cavalerie links des Dorfes. Reichſtädt war nur ſchwach, die Brücke auf der Chauſſee nach Lauterburg gar nicht beſetzt.

Der Kronprinz von Würtemberg kam den 28. Juni früh vor der franzöſiſchen Stellung an, ließ ſie ſofort recognoſciren und ſchritt Nachmittags zum Angriffe. Die rechte Flügelcolonne, unter dem F.M.L. Palombini (14 Bat. 12 Schwd. Oeſtreicher mit 18 Geſchützen) erhielt Befehl, an Lampertsheim vorbei zu gehen und ſich dann links gegen die Weinberge zu wenden. Die mittlere Colonne, unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg (10 Bat. Heſſendarmſtädter mit 12 Geſchützen), ſollte Lampertsheim und ſpäter Mundelsheim angreifen. Die linke Flügelcolonne (20 Bat. 16 Schwad. Würtemberger mit 30 Geſchützen), unter perſönlicher Anführung des Kronprinzen, ſuchte die Suffel bei Suffelweihersheim zu überſchreiten. General Wimpffen erhielt die Weiſung, dicht am Rheine über Wanzenau vorzurücken, kam aber nur bis an das genannte Dorf und nahm keinen Theil am Gefecht. Die Franzoſen konnten das ganze vorliegende Terrain überſehen, verborgene Angriffsbewegungen waren alſo nicht möglich, weßhalb es unſtreitig beſſer geweſen wäre, der rechten Flügelcolonne eine andere Beſtimmung zu geben und die feindliche Stellung, welche im Innern keine Haltbarkeit hatte, nur auf der Frontſeite zu durchbrechen — Es war Nachmittags 3 Uhr, als die Heſſen zum Angriffe auf Lampertsheim ſchritten. Das Dorf wurde durch Granaten in Brand geſteckt und hierauf erſtürmt. Alle Verſuche, auch Mundelsheim zu nehmen, blieben jedoch fruchtlos, da die Franzoſen nicht nur den hartnäckigſten Widerſtand leiſteten, ſondern auch Gelegenheit zu einigen Gegenangriffen in der Flanke fanden, überhaupt das Terrain ſehr begünſtigt wurden. — Faſt gleichzeitig rückten die Würtemberger gegen die Suffel. Reichſtädt wurde ohne Mühe genommen, da es zu entfernt von der Suffel lag, um wirkſam vertheidigt werden zu können. Deſto größeren Widerſtand fanden die Würtemberger an der Suffel. Die Infanteriebrigade Hügel arbeitete ſich durch den ſumpfigen Bach und ſchritt dann, von den Brigaden Hohenlohe und Miſami unterſtützt, zum Angriff auf Suffelweihersheim. Da die Würtemberger von ihren Geſchützen Anfangs gar keinen wirkſamen Gebrauch machen konnten, waren die Franzoſen auch hier im Vortheil, obgleich ſchwächer an Infanterie als ihre Gegner. Sollte der Angriff hier erfolgreich werden, ſo mußte die Cavalerie übergehen. Der Kronprinz fühlte das und ſetzte ſich ſelbſt an ihre Spitze. Ein lebhaftes Geſchützfeuer beſtrich die Brücke. Die vorderſte Schwadron des 4. Regiments, vom Major von Grävenitz geführt, ſtürzte ſich in aufgelöſter Ordnung auf die nächſte Batterie, eroberte 6 Geſchütze und vertrieb die Bedeckung. Die andern Schwadronen folgten in Galopp, marſchirten in Carriere auf und rückten dann einer herbeieilenden (ſchwachen) Chaſſeurbrigade entgegen. Beide Parteien geriethen heftig aneinander, der Kronprinz ſelbſt ward umringt. Eine franzöſiſche Dragonerbrigade näherte ſich im Trabe der rechten Flanke. Dieſer Augenblick war höchſt kritiſch. Als jedoch dieſe Brigade die Front verändern wollte, gab ſie ihre linke Flanke Preis und

wurde von dem jetzt über die Brücke sprengenden 5. Regiment mit solchem Ungestüm angegriffen, daß Dragoner und Chasseure in wenig Minuten das Feld räumen mußten. Eine jetzt auffahrende Zwölfpfünderbatterie hielt die französische Cavalerie in angemessener Entfernung und deckte den Uebergang der Würtemberger. Inzwischen war das Infanteriegefecht etwas weiter vorgerückt, doch hatte man den Franzosen die Dörfer Suffelweihersheim und Hönheim nicht ganz entreißen können. Bis 8 Uhr Abends wurde hier der Kampf mit abwechselndem Erfolge geführt. Um diese Zeit erschienen aber die Spitzen der östreichischen Colonnen auf der Höhe vor Hausbergen und nunmehr traten die Franzosen den Rückzug gegen Straßburg an. Es ist jedoch erlaubt zu fragen: ob die würtembergische Infanterie auf dem ganz freien rechten Ufer der Suffel sich würde haben behaupten können, wenn ihre Cavalerie geschlagen worden wäre, und ob nicht die Oestreicher ebenfalls wieder zurückgegangen sein würden, wenn sie die Würtemberger noch auf dem linken Ufer der Suffel erblickt hätten? — Jede der feindlichen Parteien verlor ungefähr 1300 Mann an Todten und Verwundeten. Die Würtemberger hatten aber 6 Geschütze und 2 Fahnen erobert. (Grolmann's Geschichte des Feldzugs 1815. In General Bismark's Ideentaktik ist ein guter Schlachtplan.) Pz.

Straßen, siehe **Kunststraßen**.

Strategem (oder **Stratagem**) wurde bei den Griechen jede Unternehmung genannt, welche mehr durch List als durch offne Gewalt zum Ziele führen sollte. Die Griechen waren darin sehr erfinderisch, Polyän hat darüber ein ganzes Buch geschrieben; doch ist die Mehrzahl jener **Kriegslisten** (s. d.) zu bekannt, als daß man sich jetzt noch große Wirkung davon versprechen dürfte.

Pz.

Strategen wurden bei den Griechen alle Generale und diejenigen höheren Officiere genannt, welche am Schlachttage, gleich den General- und Flügeladjutanten der Neuern, zur Disposition des Obergenerals gestellt waren, um die taktischen Bewegungen und das Gefecht der einzelnen Treffen oder entsendeter Parteien zu leiten. In Athen wählte man jährlich zehn solcher Strategen, wovon aber nur die für nothwendig erachtete Zahl ins Feld rückte. Der Oberbefehl wechselte täglich unter ihnen, was nur eine Folge republikanischen Mißtrauens gegen die Kriegshäupter war und ein planmäßiges Handeln in größeren Zeiträumen ganz unmöglich machte. In Sparta gab es weniger Strategen mit längerer Amtsdauer, doch wurden sie über ihr kriegerisches Thun und Lassen stets zur Verantwortung gezogen.

In dem Sinne der Neuern ist der Stratege eine ideale Person, und man versteht darunter gewissermaßen jeden Befehlshaber, der zu strategischem Handeln berufen ist. Obgleich die Militairschriftsteller über die Grenzen der Strategie (s. d.) noch sehr verschiedener Meinung sind, so stimmen sie doch darin überein, daß alle diejenigen Bewegungen, durch welche man sich auf dem Kriegsschauplatze in den Besitz überwiegender Vortheile setzen will, in das Gebiet der Strategie gehören. Diese Vortheile sind aber ihrer Natur nach so verschieden, daß man die Strategen, rücksichtlich ihrer Verfahrungsarten und Grundsätze, in drei Classen theilen kann. Die **geologischen** Strategen haben fast ausschließlich nur die Gestaltung der Oberfläche ihres Kriegsschauplatzes im Auge, legen einen übergroßen Werth auf den Besitz von Gebirgen, Wasserscheiden und sogenannten Schlüsselpuncten (s. d.), machen deßhalb in der Offensive nur wenig Bewegungen, schreiten langsam von *Punct zu Punct vor*, was sie eine „methodische" Kriegführung nennen.

suchen selten die offnen Gegenden auf, weil sie sich nicht leicht zu entscheidenden Schlachten entschließen können, begnügen sich im glücklichen Falle oft mit dem Besitz einzelner ihnen wichtig scheinender Puncte und unterlassen in der Regel die Verfolgung, weßhalb ihre Siege auch nur magere Früchte tragen. Sie kennen überhaupt den Werth der Streitkräfte nicht und betrachten sie nur als Mittel, Terrainpuncte durch dieselben zu erringen. In der Defensive suchen sie ihren Zweck meist durch ausgedehnte Stellungen zu erreichen, namentlich im Gebirgslande. Die mathematischen Strategen beschäftigen sich bei ihren Operationsplanen hauptsächlich mit der Gestalt und Ausdehnung der Basis, mit der Richtung und Anzahl der Operationslinien, mit der Größe des Operations- oder Objectivwinkels u. dgl., worüber sie die Hindernisse des Bodens häufig ganz außer Acht lassen; die geometrischen Verhältnisse der handelnden Parteien geben gewöhnlich den Hauptbestimmungsgrund ab. Doch hat ihre Kriegsmethode das Gute, daß auf das Anzahlverhältniß der Streitkräfte großer Werth gelegt wird, und daß sie sich auf den wichtigsten Puncten des Kriegsschauplatzes gern ein Uebergewicht zu verschaffen suchen, wodurch sie sich den Einwirkungen des Zufalls entziehen und den Krieg, wie sie sagen, wissenschaftlicher machen wollen. Die philosophischen Strategen wollen weder vom Erdboden, noch von Linien, Winkeln und Zahlen abhängig sein; sie fassen die ganze Kriegführung aus einem höhern Gesichtspuncte auf, der dem natürlichen Verstande gleichwohl viel näher liegt, bringen alle Verhältnisse und Kräfte in Anschlag, namentlich die moralischen, berücksichtigen die durch Spannung und Ruhe der Kräfte eingetretenen Zustände, betrachten den ganzen Krieg als einen großen Kampf, der bald durch gewaltige Schläge, bald durch ein langsames Aufzehren der Streitkräfte entschieden werden müsse, sehen mehr auf die Summe der Erfolge, als auf einzelne errungene Vortheile und huldigen mithin den Gesetzen der Dynamik in der Kant'schen Bedeutung des Worts. Da sie dem Zufalle nicht gebieten zu können glauben, betrachten sie ihn auch als einen wirklichen Faktor des Kriegs und sind bald kühn, bald vorsichtig, je nachdem Glück oder Unglück ihre Unternehmungen begleitet. Ihr Verfahren ist daher sehr mannichfaltig und scheinbar weniger methodisch, als das der geologischen und mathematischen Strategen, den Umständen jedenfalls aber angemessener, da sie den Hauptzweck der ganzen kriegerischen Thätigkeit nicht leicht aus dem Auge verlieren, die Mittel sorgfältig erwägen, und sich durch untergeordnete Rücksichten niemals vom geraden Wege abbringen lassen. — Welches von diesen strategischen Systemen den Vorzug verdient, ist leicht zu ermessen. Pz.

Strategie oder Strategik ist die Lehre vom Gebrauche der Märsche, Stellungen, Schlachten, Gefechte und Belagerungen zur Erreichung des kriegerischen Zwecks, und soll alle diese einzelnen Handlungen zu einem Ganzen verknüpfen, das der inneren Uebereinstimmung nicht entbehren darf.

Diese Wörter sind zwar griechischen Ursprungs, doch dachten sich die Griechen darunter höchstens den Inbegriff aller Handlungen, welche vom Strategen ausgehen, weßhalb man die Strategie lange Zeit für gleichbedeutend mit „Feldherrnkunst" angesehen hat. Allein das Handeln des Feldherrn kann nicht ausschließlich strategischer Natur sein, sonst müßte er an Schlachttagen den Feldherrnstab einem Andern, dem Taktiker, übergeben, was noch niemals der Fall gewesen ist. Die Römer scheinen das Wort Strategie kaum gekannt zu haben, ob sie gleich von den Griechen das Wesen annahmen. Im Mittelalter war von einer Strategie als Wissenschaft

noch weit weniger die Rede, man hatte kaum einen Begriff von Taktik. Im 30jährigen Kriege erhielt die Strategie einen hohen Grad der Ausbildung, mehr jedoch in der Praxis als in Büchern. Als später die Franzosen in der Militairliteratur den Ton angaben, theilten sie das Gebiet der Kriegswissenschaften (s. d.) in die sogenannte Artilleriewissenschaft, in die Fortification und Taktik; was man jetzt Strategie zu nennen pflegt, wurde von ihnen mit dem Namen grande tactique (höhere Taktik) belegt. Je mehr das Streben nach wissenschaftlicher Bildung zunahm, die deutsche Literatur die französische verdrängte, das Studium der Philosophie allgemeiner und selbst von Officieren versucht wurde, fühlte man auch das Unzulängliche einer solchen Eintheilung. Aus Vorliebe für die Alten, deren militairische Schriften bald Uebersetzer fanden *), nahm man das Wort Strategie an; da aber die Mehrzahl der schreibenden Officiere mit der Mathematik bekannter als mit der Philosophie war, so wurde diese neue Wissenschaft gleich der Mathematik in die reine und angewandte eingetheilt, wodurch sie von Hause aus etwas Unpraktisches erhielt. Am schwierigsten schien es, den Unterschied zwischen Strategie und Taktik festzustellen; es wurden unzählige Versuche gemacht, denen ein gewisser Scharfsinn nicht abzusprechen ist, aber die Resultate waren immer sehr wenig genügend, weil in vielen Fällen unentschieden blieb, was eigentlich strategisch und was taktisch sei. Wer sich mit der Mehrzahl dieser Definitionen und Distinctionen bekannt machen will, findet sie in des Generals von Gersdorf „Vorlesungen über militairische Gegenstände" und in dem „Handbuche für Officiere von R. v. L."

Das Schwankende des Begriffs von Strategie und die auffallende Meinungsverschiedenheit der Militairschriftsteller waren nicht sonderlich geeignet dieser neuen Wissenschaft Eingang zu verschaffen. Den philosophisch gebildeten Köpfen schienen die Lehrsätze zu wenig in der Natur des Kriegs begründet; die Geschichtskundigen fanden gar bald, daß es im wirklichen Kriege auf ganz andere Dinge ankomme und daß die größten Feldherren immer auf dem natürlichsten Wege zum Ziele gelangt waren; die Männer mit natürlichem Verstande mochten gar nichts davon hören und erblickten in dem eifrigen Streben, den Krieg wissenschaftlicher zu machen, mehr einen Rückschritt als eine Bereicherung der Kriegskunst. Dieser Conflict zwischen den Ansichten der Theoretiker und Kritiker war eine natürliche Folge der großen Verschiedenheit des Charakters einzelner Kriege und Feldherren; denn da Geschichte und Erfahrung nothwendig die Hauptunterlagen der Strategie abgeben mußten, aber nicht Jeder, der sich zum Schreiben berufen glaubte, auch hinlängliche Geschichtskenntnisse besaß, vielleicht gar die Ereignisse, aus denen er Belege für die Richtigkeit seiner strategischen Grundsätze ziehen wollte, schon durch die trübe Brille einer selbstgeschaffenen Theorie ansah: so konnte es nicht fehlen, daß die Strategen sich immer mehr in Widersprüche verwickelten.

Bei allen Wissenschaften, die in so naher Beziehung zur kriegerischen Thätigkeit stehen, kommt es hauptsächlich auf einfache Vorstellungen und Begriffe an; jede zu strenge Absonderung derselben ist unnütze Schulpedanterie. Der Krieg ist ein großer Kampf, der mit organisirten Streitkräften

*) J. Cäsar's Schriften wurden schon 1507, Vegetius 1511 zu Erfurt in deutschen Uebersetzungen herausgegeben. Machiavell's Bücher über die Kriegskunst trugen ebenfalls nicht wenig bei, dem wissenschaftlichen Streben eine bestimmtere Richtung zu geben.

auf einem weiten Flächenraum mit mehr oder weniger Erbitterung geführt wird, bald dieſen bald jenen politiſchen Zweck hat, nach welchem ſich denn auch die Mittel richten müſſen. So verſchieden die Kriegszwecke ſind, ſo verſchieden müſſen auch die Mittel ſein, von denen überdieß ein Theil bereits vorhanden iſt, der andere aber erſt gewiſſermaßen geſchaffen werden muß. Die Formen des kriegeriſchen Handelns ſind zwar nicht gleichgiltig, aber eben ſo wenig willkürlich, und laſſen ſich erſt nach reiflicher Erwägung aller Umſtände beſtimmen. Es iſt mithin ein ganz fruchtloſes Bemühen, eine Conſtruction des Handelns erſinnen zu wollen, die in allen Fällen ausreichen ſoll, weil kein Fall dem andern vollkommen gleicht und die geringſte Verſchiedenheit der Verhältniſſe großen Einfluß auf die Handlungsweiſe haben kann. Man denke ſich z. B. nur den in der Geſchichte ſo oft vorkommenden Fall, daß der Feldherr der einen Kriegspartei nur ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben habe, während ſein Gegner keinen entſcheidenden Schritt ohne vorherige Genehmigung entfernter und vielköpfiger Behörden thun darf. Die Organiſation, Ausbildung und Kriegsgewohnheit der Truppen iſt ebenfalls ein ſehr weſentlicher Umſtand.

Das größte Verdienſt um die Vereinfachung der Vorſtellungen in Bezug auf das kriegeriſche, namentlich ſtrategiſche, Handeln hat ſich unſtreitig der verſtorbene General Carl von Clauſewitz erworben, indem er Alles, was die ausgezeichnetſten Schriftſteller über Strategie geſchrieben, mit ſeltenem Scharfſinn erwog, mit der Geſchichte und den eignen Erfahrungen ſorgfältig verglich und dadurch zu Grundſätzen gelangte, die ungleich größeren praktiſchen Werth haben, als was bisher darüber zu Tage gefördert worden iſt. Es ſcheint daher angemeſſen, dieſe Grundſätze hier in der Kürze mitzutheilen und nur gelegentlich auf die Irrthümer hinzuweiſen, in welche Andere bei ähnlichen Verſuchen gerathen ſind.

Die Strategie zerfällt in einen höhern und einen niedern Theil, aber die höhere Strategie iſt faſt gleichbedeutend mit der Kriegspolitik (von einigen franzöſiſchen Schriftſtellern auch philosophie de la guerre genannt), weil das ganze Kriegführen nur ein Mittel iſt, politiſche Zwecke zu erreichen. Dieſer Theil geht im Grunde nur dem Feldherrn an, welcher zugleich das Staatsoberhaupt iſt und folglich zu beſtimmen hat, ob der Krieg energiſch oder temporiſirend geführt werden, ob man mehr auf Erwerbung feindlicher Ländertheile, oder auf Vernichtung feindlicher Streitkräfte und Hilfsquellen ausgehen müſſe, und wie viel man dabei wagen dürfe, um ſelbſt nicht ruinirt zu werden. Die höhere Strategie hat es alſo mit dem Entwurfe des ganzen Kriegsplans zu thun (ſ. d.) und über deſſen folgerechte Ausführung zu wachen; ſie kann im Cabinette bleiben. Die niedere Strategie ſoll dem ganzen kriegeriſchen Acte diejenige Richtung geben und die Zielpuncte (Objecte) beſtimmen, welche dem Zwecke des Krieges am meiſten entſprechen. Sie macht die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und Operationen, ſie beſtimmt, wann und wo entſcheidende Schläge erfolgen, welche Feſtungen belagert oder nur eingeſchloſſen werden, oder wenn Pauſen in der kriegeriſchen Thätigkeit eintreten ſollen und muß demnach ganz allein vom Feldherrn ausgehen. — Da die Mehrzahl der kriegeriſchen Zwecke nur durch Zerſtörung oder Vertreibung der feindlichen Streitkräfte erreicht werden kann, ſo muß die Strategie zugleich beſtimmen, ob die Armeen und Corps Schlachten und Gefechte liefern, oder blos manövriren ſollen. Im erſten Falle wird ſie hauptſächlich die einzelnen, gleichzeitigen oder auf einander folgenden Gefechte dergeſtalt zu einem Ganzen zu verbinden ſuchen, daß der Geſammterfolg dem Zwecke entſpreche, weshalb

die Ansicht von dem Werthe der einzelnen Erfolge möglichst klar sein muß. Im letztern Falle wird sie die Manöver so anordnen und leiten, daß der Feind schon durch die für ihn daraus entstehenden Gefahren zum Rückzuge gezwungen wird. Kommt es darauf an die öffentliche Meinung zu gewinnen, so ist ein glänzender Sieg und der Besitz der feindlichen Hauptstadt nöthig. Die Mittel und Formen, deren sich die Strategie hierzu bedient, sind so höchst einfach und durch ihre beständige Wiederkehr so bekannt, daß es fast lächerlich wird, wenn man eine vorgenommene Umgehung für etwas Geniales ausgibt. Aber noch lächerlicher macht sich die Strategie, wenn sie ausschließlich nur die materiellen und formellen Gegenstände in Betracht zieht, dagegen aber den Charakter der Feldherren, die Geschicklichkeit, Kampflust und Kriegsgewohnheit der Truppen, das Anzahlverhältniß der Waffen, die Stimmung der Landesbewohner und Anderes unberücksichtigt läßt. Hätte man es im Kriege nur mit leblosen Dingen zu thun, so würde die ganze Kriegskunst gar nicht den Namen „Kunst" verdienen; so aber wirken geistige und moralische Kräfte unaufhörlich ein und müssen nothwendig in alle strategische Combinationen aufgenommen werden.

Der erste und wichtigste Grundsatz in der Strategie ist: alle vorhandenen Streitkräfte mit der höchsten Anstrengung aufzubieten. Jede Mäßigung hierin ist nachtheilig. Wäre auch der kriegerische Erfolg an sich ziemlich wahrscheinlich, so ist es doch unweise nicht Alles zu thun, um seiner ganz gewiß zu werden, denn die Anstrengung kann nie einen nachtheiligen Erfolg haben. Gesetzt das Land würde dadurch sehr gedrückt, so entsteht daraus kein Nachtheil, denn der Druck wird um so schneller aufhören. Von unendlichem Werthe ist der moralische Eindruck, den diese Anstalten machen, Jeder ist vom Erfolge überzeugt; dieß ist das beste Mittel, die Nation für den Krieg zu gewinnen und demselben dadurch eine größere Energie zu geben. — Der zweite Grundsatz ist: seine Macht, da, wo die Hauptschläge geschehen sollen, soviel als immer möglich zu concentriren, sich auf andern Puncten kleinen Nachtheilen auszusetzen, um auf dem Hauptpuncte des Erfolgs um so gewisser zu sein. Dieser Erfolg hebt alle andere Nachtheile wieder auf. — Der dritte Grundsatz ist: keine Zeit zu verlieren. Wenn aus dem Zögern nicht besondere Vortheile entspringen, so ist es wichtig, so schnell als möglich ans Werk zu gehen. Durch die Schnelligkeit werden hundert Maßregeln des Feindes im Keime erstickt und die Gemüther gewonnen. Die Ueberraschung spielt in der Strategie eine viel wichtigere Rolle als in der Taktik, sie ist das wirksamste Mittel zum Siege. Alle wahrhaft große Feldherren verdanken die schönsten Strahlen ihres Ruhmes vorzugsweise der Schnelligkeit ihrer Operationen. Der vierte Grundsatz ist: die errungenen Erfolge mit allem Nachdruck zu benutzen; die besten Früchte des Sieges erntet man erst bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes. Die Erfahrung aller Zeiten hat dieß so klar gemacht, daß man sich nicht genug wundern kann, wenn manche neuere Strategen diesen wichtigen Punct ganz übersehen. Der fünfte Grundsatz ist endlich: man soll auch mitten im Siegeslaufe an die Möglichkeit denken, geschlagen zu werden und deßhalb auf Sicherung des Rückzugs stets bedacht sein.

Bei diesen Grundsätzen kommt am Ende auf die Form, in welcher die Operationen geführt werden, wenig an; doch ist darüber noch Folgendes zu bemerken: 1) Das Umgehen ist in der Strategie minder erfolgreich, als das Umfassen in der Taktik, oft sogar gefährlich, weil die Entfernungen größer sind und die getrennten Corps daher leicht von Uebermacht angegriffen und

geſchlagen werden können. Nur bei großer Ueberlegenheit und wenn der Feind mehr Werth auf ſeine rückwärtigen Verbindungen legen muß, kann das Umgehen rathſam ſein. 2) Die Verpflegung der Truppen iſt eine nothwendige Bedingung des Kriegführens, und hat deßhalb großen Einfluß auf die Operationen, weil ſie das Concentriren der Streitkräfte erleichtert oder erſchwert; ſie muß wo möglich durch Requiſitionen oder Ankäufe an Ort und Stelle geſchehen, damit man nicht von den Magazinen abhängig werde. Letztere ſind aber auf die Dauer nicht ganz zu entbehren. 3) Die jetzige Organiſation der Armeen in ſelbſtſtändige Diviſionen macht das getrennte Vorrücken minder gefährlich und erleichtert den Unterhalt. Deſſenungeachtet muß man die fruchtbarſten Provinzen aufſuchen, weil dadurch die Schnelligkeit der Unternehmungen befördert wird; doch bleibt die Stellung der feindlichen Hauptmacht natürlich der wichtigere Beſtimmungsgrund für die Richtung derſelben. 4) Die Feſtungen haben keineswegs an ihrem Werthe verloren, wie manche Schriftſteller behaupten wollen, aber man erwägt heut zu Tage ſorgfältiger, welchen Einfluß eine Feſtung auf den Gang der Operationen haben kann, bevor man zur förmlichen Belagerung ſchreitet und iſt überhaupt mit Zeit und Kräften viel ökonomiſcher geworden. 5) Auch der ſogenannte kleine Krieg (ſ. d.) iſt durch die neuere Strategie nicht entbehrlich geworden, denn immer wird es Fälle geben, in denen man genöthigt iſt, oder es angemeſſen findet, die vorſchreitende Thätigkeit größerer feindlicher Corps durch endloſe Neckereien zu ermäßigen. Welche beſondern Rückſichten die Defenſive und Offenſive, in beiden aber das Terrain verdienen, iſt in den entſprechenden Artikeln angegeben.

Die Hauptgrundſätze der Strategie ſind demnach ſehr einfach und liegen dem geſunden Menſchenverſtande ganz nahe. Gelehrſamkeit und tiefe Wiſſenſchaft ſind keineswegs erforderlich, ſie zu verſtehen. Würde außer einer geübten Urtheilskraft eine beſondere Eigenſchaft des Verſtandes erfordert, ſo geht aus Allem hervor, daß es Liſt oder Schlauheit ſein müßte. Es iſt aber lange das Gegentheil behauptet worden, doch nur aus falſcher Ehrfurcht für die Sache, aus Eitelkeit der Schriftſteller, die darüber geſchrieben haben. Das Kriegführen ſelbſt iſt ſchwer, das leidet keinen Zweifel; es gleicht der Wirkung einer zuſammengeſetzten Maſchine mit ungeheurer Friction, ſo daß Combinationen, die man mit Leichtigkeit auf dem Papiere entwirft, ſich nur mit großen Anſtrengungen ausführen laſſen. Der Geiſt des Feldherrn ſieht ſich alle Augenblicke in ſeinen Bewegungen gehemmt, und es wird von der einen Seite eine eigene Kraft der Seele und des Verſtandes erfordert, um dieſen Widerſtand zu überwinden, von der andern Seite geht in dieſer Friction mancher gute Gedanke dennoch zu Grunde und man muß einfacher einrichten, was combinirter eine größere Wirkung gethan hätte. Die hauptſächlichſten Urſachen dieſer Friction ſind: Ungewißheit über die Stärke, den Stand und die Maßregeln des Feindes; Zweifel an der Richtigkeit der darüber erhaltenen Nachrichten und daraus entſpringende Unentſchloſſenheit; Schwierigkeiten und Zeitverſäumniſſe der Unterbefehlshaber bei ſehr anſtrengenden oder gewagten Unternehmungen; Mangel an Präciſion in den Wirkungen, die dadurch hervorgebracht werden ſollen, weil die Dauer der Ausführung nie genau berechnet werden kann. Ueberhaupt ſind die ſinnlich wahrnehmbaren Vorſtellungen, welche man in der Ausführung erhält, lebendiger als die, welche man ſich früher durch reiſe Ueberlegung verſchafft hat. Sie ſind aber nur der erſte Anſchein der Dinge und dieſer trifft ſelten mit dem Weſen genau zuſammen. Man iſt alſo in Gefahr, die reiſe Ueberlegung

dem erſten Anſchein zu opfern. Hieraus wird klar, daß die Hauptſchwierigkeit des Kriegführens darin beſteht: den Grundſätzen in der Ausführung treu zu bleiben, wenn auch der anfängliche Erfolg nicht ganz befriedigend ſein ſollte.

Was den Unterſchied zwiſchen Strategie und Taktik betrifft, ſo iſt derſelbe zwar nicht in allen Nuancen anzugeben und es kommt am Ende auch wenig darauf an. Indeſſen werden die Vorſtellungen doch etwas klarer, wenn man ſich lebhaft einprägt, daß in der Strategie vorzugsweiſe ein gleichzeitiger, in der Taktik mehr ein ſucceſſiver Gebrauch der Streitkräfte ſtatt findet, oder wenigſtens ſtatt finden ſollte; daß die ſtrategiſchen Momente nach Tagen oder Marſchweiten, die taktiſchen nach Stunden, ja ſelbſt nach Minuten berechnet werden; hiernach läßt ſich auch die ſtrategiſche und taktiſche Wirkſamkeit mit einiger Sicherheit beurtheilen, wobei jedoch die Stärke und eigenthümliche Geſchwindigkeit der agirenden Corps insbeſondere zu berückſichtigen iſt.

(Die ſtrategiſche Literatur iſt ſo umfaſſend, daß man ſich begnügen muß, die Werke der vorzüglichſten Schriftſteller anzuführen: Grundſätze der Strategie, vom Erzherzog Karl. — Strategiſche Studien, vom General von Theobald. — Abhandlung über große militairiſche Operationen, vom General v. Jomini. — Grundzüge der reinen Strategie, vom Major Wagner. — Die Strategie und ihre Anwendung, vom Hauptmann v. Xylander. — Grundzüge der practiſchen Strategie (Handbibliothek für Officiere). — Die Lehre vom Kriege, vom General v. Valentini. — Handbuch für den erſten Unterricht in der höhern Kriegskunſt, vom Major v. Brandt. — Das neueſte und lehrreichſte Werk iſt das vom General Carl v. Clauſewitz, über Krieg und Kriegführung. 1r—3r Band. — Die franzöſiſche Literatur iſt zur Zeit noch ſehr arm an ſtrategiſchen Werken, ob das von bemerkbarem Einfluſſe auf die Operationen der künftigen franzöſiſchen Feldherren ſein wird, ſteht zu erwarten.) Pz.

Strategiſche Puncte. Es iſt ſchwer, hiervon einen anſchaulichen Begriff zu geben, ohne in die Fehler der geologiſchen Strategen zu fallen. Im Allgemeinen verſteht man darunter ſolche Terrainpuncte, in deren Nähe ein über den Beſitz größerer Terrainabſchnitte entſcheidendes Gefecht ſtatt finden muß. Dieß ſind aber nicht immer die höchſten Puncte, ſie liegen vielmehr oft ganz in der Ebene, namentlich da, wo mehrere Hauptſtraßen ſich treffen oder durchſchneiden. Bisweilen ſind es aber auch kleine Plateaus an Gebirgsſtraßen, welche die ſtreitenden Parteien durchziehen müſſen. Man darf annehmen, daß ſich auf den wichtigſten ſtrategiſchen Puncten eines Kriegsſchauplatzes Feſtungen, Forts oder auch nur Feldverſchanzungen befinden, weßhalb ihre Ausmittelung ſchon im Frieden geſchehen kann. Daraus geht aber noch nicht hervor, daß alle vorhandenen Feſtungen wirklich auf ſtrategiſchen Puncten liegen, es gibt deren vielmehr eine Menge, die höchſtens als Waffenplätze betrachtet werden können. — Die ſtrategiſchen Puncte haben inſofern einen dauernden Werth, weil ſie theils durch die Beſchaffenheit des Terrains, theils durch die vorhandenen Hauptſtraßen zu Waſſer und zu Lande bedingt werden. Man darf ſie aber nicht mit den Operationsobjekten verwechſeln, obgleich dieß zuweilen einerlei Gegenſtände ſind. Unter ſtrategiſchen Linien iſt nichts weiter zu verſtehen, als die Straßen, welche über mehrere ſtrategiſche Puncte zu einem wichtigen Operationsobjecte führen oder ſie untereinander verbinden. Die Kriegskunſt würde übrigens nichts verloren haben, wenn die Militairgelehrten weniger erfinderiſch in ſolchen Kunſtwörtern

durch den Krieg in gegenseitige Reibung kommen, wobei das Streben vorherrschend ist, daß der Eine den Andern unterdrücken will. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet erscheinen die Streitkräfte als das wichtigste Mittel, kriegerische Zwecke zu erreichen, und man wird nunmehr leicht begreifen, daß auf deren Menge und Güte sehr viel, auf den geschickten Gebrauch derselben noch weit mehr ankommt; bei Letzterem ist aber nicht blos die Form des Gebrauchs, sondern auch diejenige Oekonomie der Kräfte zu beachten, welche nicht mehr Kräfte verwendet, als der beabsichtigte Zweck gerade fordert und den Ueberschuß für unvorhergesehene Fälle aufspart. Eine Verschwendung der Streitkräfte muß selbst für den Stärkeren nachtheilige Folgen haben.

Die Streitkräfte sind also das wichtigste Object im Kriege, denn nur durch sie kann der Sieg erfochten, der Friede errungen werden. Man hat lange Zeit eine dunkele Ahnung von dieser Wahrheit gehabt, denn jeder Befehlshaber kam sehr bald zu der Ueberzeugung, daß er ohne hinreichende Streitkräfte nichts Erhebliches ausrichten könne. Dessenungeachtet wurde diesem so wichtigen Gegenstande von den Kriegstheoretikern nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt; sie suchten durch Linien und Winkel zu beweisen, wie man siegreich aus dem Kampfe gehen könne und schufen eine neue Wissenschaft, die Strategie, welche sich weit mehr mit den unbeweglichen als mit den beweglichen Streitkräften beschäftigte, die Truppen gewissermaßen nur als Mittel betrachtete, einzelne Puncte des Kriegsschauplatzes zu erobern, was nach ihrer Ansicht weit wichtiger war, als die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Diejenigen Schriftsteller, welche zugleich durch die Geschichte belehren wollten, gaben zwar die umständlichsten Beschreibungen vom Kriegsschauplatze und von einzelnen Terrainabschnitten, aber die wirklich vorhandenen Streitkräfte, d. h. Truppen, wurden oft kaum durch zuverlässige Zahlen ausgedrückt; noch öfter unterließen sie deren Vertheilung genau anzugeben und von ihrer Kampftüchtigkeit oder Stimmung erfuhr man noch weniger etwas Bestimmtes. Bei den Schlachten und Gefechten vergaßen die Schriftsteller oft die Verluste an Siegeszeichen, Todten, Verwundeten und Gefangenen, bemerkten dagegen aber sehr sorgfältig, welche Terrain gegenstände oder Puncte verloren worden waren, und suchten daraus die Wichtigkeit des Sieges zu erklären. Diese gänzliche Verwechselung der Zweck und Mittel erzeugte eine solche Unklarheit und Verworrenheit der Begriffe, daß die ganze Kriegstheorie zu einer Menge innerer Widersprüche wurde und in den Augen der Vernünftigen allen Werth verlieren mußte. Das ist auch wirklich eingetroffen und erst jetzt fängt man an, das Gebiet unfruchtbarer Speculationen zu verlassen und den Krieg wieder für das anzusehen, was er wirklich ist, nämlich für einen Kampf, wobei es nicht auf den Besitz von einigen Bergen und Anhöhen, oder sogenannten beherrschenden Puncten, sondern auf wirkliche Schwächung des Gegners abgesehen ist, also auf Zerstörung seiner Streitkräfte. Der unbewegliche Theil derselben behält deßhalb, als Widerstandsmittel, immer noch großen Werth, aber doch nur einen untergeordneten; denn will man den Gegner zwingen sich in unsern Willen zu fügen, so muß man ihm vor allen Dingen die Mittel entziehen, uns zu schaden, wozu er nothwendig der beweglichen Streitkräfte bedarf (s. Verluste). Pz.

Streitwagen. In den frühesten Zeiten, als die Kriegskunst noch im Schlummer lag und die Kunst zu Pferde zu streiten noch keine hinlängliche Ausbildung erhalten hatte, bedienten sich vorzugsweise die angesehensten Krieger der Streitwagen, die aus diesem Grunde [illegible]

ziert und ſonſt auf alle mögliche Weiſe ausgeſchmückt waren. Dieſe anfänglich bloß auf zwei Rädern ruhenden Wagen wurden in der Regel nur mit zwei durch eine Art Rüſtung geſchützte Pferde beſpannt, deren Zahl jedoch zuweilen auch bis auf drei oder 4 ſtieg, die aber ſtets alle nebeneinander zogen. Auf dem Wagen ſelbſt, deſſen Deichſel, Wage und Räder man oft mit allerlei ſpitzen und ſchneidenden Inſtrumenten verſah, befand ſich ein wohlgerüſteter, mit Wurfſpießen bewehrter Wagenlenker, welcher zur paſſenden Zeit Theil am Kampfe nahm, und hinter ihm ſaß oder ſtand der Hauptſtreiter, der ſich nach Erforderniß des Bogens, der Lanze und des Wurfſpießes bediente. Der Gebrauch der Streitwagen war im ganzen Orient heimiſch und von da nahmen ihn ſelbſt die Carthager in ihre neuen Anſiedelungen mit, ließen aber ſpäter die Elephanten an deren Stelle treten. Schon die Helden der Iliade ſtritten vor Troja von ihnen herab. In den ſpätern Zeitperioden vergrößerte man indeß die Streitwagen, verſah ſie mit vier Rädern, gab ihnen eine veränderte Bauart und vermehrte die Zahl der darauf befindlichen Krieger, bis endlich die Reiterei und die überhaupt verbeſſerte Kriegskunſt die Anwendung derſelben nutzlos machte und ſie ſich nach und nach gänzlich verloren. Um ſo ungewöhnlicher blieb daher nach Guicciardini der Anblick dieſes längſt vergeſſenen Kampfgeräths in der Schlacht bei Ravenna 1511, wo Peter Navarro, einer der geſchickteſten und geiſtvollſten Anführer jenes Jahrhunderts, mit 30 von ſtarken eichenen Pfoſten zuſammengeſetzten Wagen erſchien, an deren Achſen, Rädern und ſonſt hierzu tauglichen Orten er Senſenklingen und ſcharfe Eiſenſpitzen angebracht hatte und auf welchen ſich eine Anzahl mit Hakenbüchſen und langen Spießen bewaffnete Soldaten befanden. Dieſe Wagen leiſteten indeß nicht die erwartete Wirkung und die Gefangennehmung Navarro's verhinderte ihren fernern Gebrauch. Eine ähnliche Conſtruction, aber nicht mit jenen zu verwechſeln, hatten die Sichelwagen, die nicht nur von den Celten, ſondern mehr noch von den Perſern und Syrern gebraucht wurden, welche letztere Nation ſie ſtets in ihren Feldzügen gegen die Römer anwendete, die ſelbſt auch nach Q. Curtius mit vielem Vortheile Gebrauch davon gegen die Parther machte. Julius Cäſar de B. G. l. 4. erwähnt unter dem Namen essedarii gleiche Wagen der Britten. Nach ältern Beſchreibungen ſollen die Sichelwagen von unbedeutender Größe und mehrentheils zweiräderig geweſen ſein. Die Deichſeln derſelben waren gewöhnlich durch eine mit Metall beſchlagene und mit mehr oder weniger eiſernen Spitzen verſehene Stange inſoweit verlängert, daß ſie noch ein ziemliches Stück über die oft nur aus einem oder zwei Pferden beſtehenden Beſpannung hervorragten. An den Jochen befanden ſich gegen drei Ellen lange eiſerne Stacheln und in den Achſen, ſo wie in den damals vollen Rädern (ohne Speichen) wurden Senſen oder Sichelklingen eingefügt. Die Pferde ſuchte man durch eine Metall- oder Lederrüſtung vor Verwundungen zu ſchützen und zu den Zügeln und Strängen nahm man in der Regel Ketten, um das Durchhauen zu verhindern. Dieſe Kriegswagen leitete nun entweder ein muthiger Mann in die feindlichen Reihen, oder die Pferde wurden ohne dieſen in ſolche getrieben. So furchtbare Verwüſtungen dieſelben auch anzurichten vermochten, ſo blieb ihre Benutzung indeß in jedem Falle ſehr beſchränkt, da ſie nur in ebener Gegend gebraucht, man ihnen gut ausweichen und die Pferde leicht tödten konnte. Deſſenungeachtet zeigt die Geſchichte noch in ſpätern Zeiten Spuren ihrer Anwendung, indem die Schweizer des Cantons Bern in der Schlacht bei Laupen 1339 mittelſt Sichelwagen die Glieder des Feindes ſprengten.

S.

Strelitzen, die erste Leibwache der Czaren, auf russisch Strielzi oder Strelzi, d. h. Schützen, von Iwan Wasiliewitsch dem Grausamen in der Mitte des 16. Jahrh. errichtet und als solche anfänglich die ganze stehende Infanterie Rußlands. Sie waren mit Musketen bewaffnet, genossen bedeutender großen Vorrechten, freie Wohnung und eine jährliche Besoldung von 7 Rubeln und 12 Scheffeln Haser und stiegen von 24,000 M. nie über 40,000. Mit ihnen erkämpfte dieser erste Czar und dessen Nachfolger jene großen Siege, die Rußlands Macht begründeten, wodurch sich aber auch diese Strelitzen, den römischen Prätorianern und den Janitscharen ähnlich, bald eine Gewalt anmaßten, die selbst den Czaren furchtbar wurde. Die Strelitzen waren anfänglich, nächst ihrem Dienste als Leibwache, insbesondere auch zu Beförderung der Kriegszucht und Instruction bestimmt, und zeichneten sich 1552 zuerst bei der Einnahme von Kasan aus. Zu ihren anerkannten Soldatentugenden gehörten vornehmlich unerschütterlicher Muth und feste Ausdauer in Ertragung von Mangel und Beschwerden, die jedoch durch mannigfache Laster und Verbrechen sehr verdunkelt wurden. Sie achteten weder Gesetze noch Disciplin, begingen die schauderhaftesten Frevelthaten, empörten sich bei dem geringsten Anlasse, übertrieben ihre Anforderungen bis zur gröbsten Unverschämtheit und wurden in dieser Ausartung anstatt Beschützer des Vaterlandes dessen grimmigste und verderblichste Feinde. So dauerte ihre Schreckensdespotie, mit mehr oder weniger Unterbrechung, bis zur Thronbesteigung Peter des Großen. Entschlossen, Selbstherrscher im vollsten Umfange zu sein, suchte dieser Reformator die Macht der Strelitzen mit wohlüberlegter Vorsicht nach und nach zu schwächen, indem er ihnen ein Vorrecht nach dem andern entzog, bis er es ohne Gefahr unternehmen durfte, sie nach wiederholten Empörungen, deren rasche Unterdrückung er hauptsächlich seinem entschlossenen Muthe zu verdanken hatte, plötzlich aufzulösen. Die Bildung Peter's des Großen nach ausländischen Mustern, insbesondere die auf deutsche Weise unter Leitung des berühmten Genfers Le Fort und Gordon's nach und nach von ihm errichtete, mit vielen Ausländern versehene Kriegsmacht, in welcher der Czar anfänglich, als die beiden Compagnien seiner Gespielen, noch für ein erwünschtes Spielwerk galten, vom Tambour an, alle Grade practisch durchlief und aus der später die noch bestehenden Garderegimenter Preobrancinsky und Semenowsky hervorgingen, begründete zuerst dieß schwierige Vorhaben. Seine auf Reisen gesammelten Erfahrungen, in Verbindung mit den sehr belehrenden und bittern, welche die öftere Treulosigkeit der Strelitzen — namentlich ihr Aufruhr vom Jahr 1682, und die gegen sein Leben gerichtete Verschwörung vom 2. Febr. 1697, ihm aufgedrungen, befestigten ihn darin. Die letzte, den Czar und sein Reich bedrohende Empörung, der damals zur Beobachtung Polens, an der lithauischen Grenze stehenden, durch neue Ränke der herrschsüchtigen Prinzessin Sophie und des Clerus angeregten Strelitzen, brachte dieser wüthenden Kaste im Sept. 1697 mit einem Male den klug eingeleiteten Untergang. Sie hatten nämlich dort, als Peter I. eben auf Reisen in Wien war, plötzlich sich empört, ihre Posten verlassen und ihre Officiere fortgejagt. Sie beabsichtigten nach Moskau zu marschiren, die dasige deutsche Vorstadt niederzubrennen und die Deutschen, sowie alle Bojaren und Großen umzubringen, um, weil angeblich der Czar auf Reisen gestorben sei, die Prinzessin Sophie auf den Thron zu setzen. Ein Beginnen, das jedoch glücklicherweise an der Energie und Klugheit Gordon's scheiterte und zur Folge hatte, daß der eiligst heimgekehrte, zornentbrannte Czar ihre Wohnungen niederreißen und mehr als 2000 Rädelsführer in Moskau auf verschiedene Weise hinrichten

und zwei Tage lang dem Volke als Schreckniß zur Schau ausstellen ließ. Die meisten Strelitzen wurden nach Asien verwiesen und nur wenige als Provinzialmilizen und Schützen im Reiche vertheilt. Einige begnadigte Familien kauften sich vorzugsweise im Gouvernement Tula an, wo noch lange Nachkommen derselben sich der Abstammung rühmten und nur 2 schwache Regimenter blieben als unschädliche Reste dieser Gefürchteten übrig, wurden jedoch in Folge abermaliger Auflehnung in Astrachan 1705 ebenfalls vernichtet. Seitdem trat die Benennung Soldat an die Stelle der bis auf den Namen vertilgten Strelitzen. Das Corps derselben wurde durch 27 neue Infanterie- und 2 Dragonerregimenter binnen 3 Monaten ersetzt. (Näheres hierüber findet man unter andern in Bergmann's Geschichte Peter's des Großen. Ludolf's Schaubühne, Bd. V. und Voltaire, hist. de la Russie sous Pierre le Grand.) Hz.

Streuungskegel, nennt man den Raum, in welchem sich die Kugeln eines Kartätschenschusses ausbreiten, weil diese Ausbreitung eigentlich nicht allein seitwärts, sondern nach allen Richtungen, nämlich auch ober- und unterwärts, mithin kegelförmig, erfolgt. Im Durchschnitt rechnet man den Durchmesser des Streuungskegels $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{4}$ der Schußweite, doch ist derselbe um so größer, je kürzer das Geschütz und je kleiner die Kartätschenkugeln sind. Eine zu große Streuung thut der Wirkung dieser Geschosse wesentlichen Eintrag, denn sie verringert nicht nur die Anzahl der Treffer, indem viele Kugeln zu hoch oder zu tief gehen, sondern die Ausbreitung der wirklich treffenden Kugeln schwächt auch den moralischen Eindruck.

Ry.

Striegau, Schlacht am 4. Juni 1745, gleichbedeutend mit Hohenfriedberg (s. d.).

Strom, siehe Flüsse.

Strubpaß, in Nordtirol.

Gefecht am 11. Mai 1809.

Dieser Paß wurde von 200 Oestreichern mit 2 Geschützen und von 4 Compagnien Tirolern vertheidigt. Diese deckten in den verhauenen Gebirgslehnen die Flanken der im Passe angelegten Verschanzungen, welche von jenen besetzt waren. Der Angriff geschah von 3000 Baiern, durch mehre zwölfpfündige Kanonen und Haubizen unterstützt. Erst nach einem Kampfe von mehren Stunden, nachdem alle östreichischen Artilleristen getödtet worden und nur noch wenige Oestreicher überhaupt unverletzt geblieben waren, die Tiroler 70 Todte und Verwundete hatten, gelang es den Baiern um 3 Uhr Nachmittags in die Verschanzung und Verhaue einzudringen und sich des Passes zu bemächtigen. Die Baiern verloren mehre Hundert an Todten und Verwundeten. (Vergl. östreich. Militairzeitschrift. Jahrgang 1833.) T.

Stückgießereien, siehe Gießen des Geschützes.

Stückgut, so viel wie Stückmetall (s. d.).

Stückkugeln, siehe Kugeln.

Stücklade, ein bei der sächsischen Artillerie üblicher Name für die Laffetenkästchen, deren man sich ehemals bediente (s. Laffeten).

Ry.

Stückmetall, sollte wo möglich so hart sein, daß es den Anschlägen der Geschosse im Rohre völlig widerstände, dabei eine solche Cohäsion besitzen, daß das Zerspringen der Geschützröhre durch die Gewalt des Pulvers unmöglich wäre und sollte weder durch die chemische Einwirkung des Pulvergases, noch durch die Witterung leiden. Diese Eigenschaften finden sich

aber weder in einem einfachen Metall, noch in der Legirung mehrerer Metalle vollkommen vereinigt; namentlich sind es Härte und Zähigkeit, von denen gewöhnlich eine jede nur mehr oder weniger und auf Kosten der andern erlangt werden kann. Unter allen bis jetzt bekannten Metalllegirungen entspricht die unter dem Namen Stückmetall, Stückgut oder Bronze bekannte Composition, von 100 Theilen Kupfer mit 8 — 14 Theilen Zinn, den obigen Bedingungen am besten. Je größer der Zinngehalt wird, um so mehr nimmt die Härte der Bronze zu, aber auch ihre Zähigkeit ab. Diese Verbindung zweier Metalle ist übrigens keine rein chemische, sondern es gehen z. B. 10 Theile Zinn nur mit ungefähr 23 Theilen Kupfer eine dergleichen Verbindung ein und die daraus entstehende weiße Legirung bleibt dem übrigen Kupfer mechanisch und in ungleichem, nach dem untern Theil der Gußstücke (dem Boden der Geschützröhre) zunehmenden Verhältniß beigemengt und gibt sich oft durch weiße Flecken und Adern in der Bronze zu erkennen. Da übrigens die Metalle, welche zum Geschützguß verwendet werden, ohne unverhältnißmäßig große Kosten, nicht chemisch rein sein können, so erhält das Geschützmetall stets mehr oder weniger fremde Beimengungen, wie z. B. Antimon, Eisen, Silber, Wismuth, Nickel, Calcium, Blei ꝛc., von denen einige, namentlich Letztere, wenn sie in beträchtlicher Menge vorhanden sind, die Bronze spröde und unhaltbar machen. Man hat in älteren und neueren Zeiten vielfach versucht, dem Stückmetall, welchem es überhaupt mehr an Härte wie an Zähigkeit fehlt, durch andere Zusätze eine größere Härte zu geben. Namentlich geschah dieß öfter durch einen Zusatz von Zink, oder, was gleich viel ist, von aus Kupfer und Zink bestehendem Messing, so wie auch durch Zusetzung von Eisen. Ob der Zinkzusatz vortheilhaft oder nachtheilig sei, ist noch nicht mit Gewißheit entschieden, obgleich die meisten Stimmen dagegen sind. Durch die Composition der Bronze mit Eisen hat man zwar zuweilen sehr hartes und festes Geschützmetall erhalten, allein diese Legirung ist sehr schwierig und mißlingt oft gänzlich, so daß entweder gar kein Eisen in die Bronze kommt, oder letztere ungemein spröde wird. Ueberdieß soll die eisenhaltige Bronze dem Rost sehr ausgesetzt sein. Ry.

Stückpforten oder **Schußladen**, vertreten bei Seeschiffen die Stelle der Schießscharten. Sie bestehen aus Oeffnungen an den Seiten des Schiffes, deren Größe sich natürlich nach dem dahinter aufgestellten Geschütz richten muß und welche bei schlechtem Wetter und damit das Wasser nicht hineindringen kann, mittelst Luken oder Klappen, die von unten nach oben zu öffnen sind, geschlossen werden. Die Pforten sind an den Seiten des Schiffes so angebracht, daß die obersten stets zwischen den untersten stehen, um die Last der Kanonen gleichmäßig zu vertheilen, die Reihen derselben aber, an der Steuerbord- und Backbordseite sich in gerader Linie gegenüber stehen. Die Pforten an den Seiten des Schiffes heißen Seitenpforten, die in der Konstapelkammer Kreuz- oder Hinterpforten, die in der Back Jagdpforten.

Stückprüfungsgabel, ein in der sächsischen Artillerie eingeführtes und von dieser auch in einige andere Artillerien übergegangenes Instrument, mit welchem man untersucht, ob die Bohrungsaxe eines Geschützes mit der Axe der äußeren Gestalt zusammen fällt. Das zu untersuchende Geschützrohr ruht dabei auf den Mantelflächen von zwei Paar cylindrischen, stählernen Scheiben, welche sich um ihre auf zwei hölzernen Böcken in Zapfenlagern gehenden horizontalen Axen drehen können; die Füße der obigen hölzernen Böcke sind mit Stellschrauben versehen, daß man mit

telst dieser Vorrichtung, der Axe des Rohrs eine ziemlich horizontale Lage geben und dann dasselbe mit Leichtigkeit um diese Axe drehen kann. Die Stückprüfungsgabel selbst besteht aus 2 eisernen Stangen, welche (die Biegung der oberen horizontalen und mit einem Ende freihängenden Stange abgerechnet) parallel sind. An der untern Stange, welche in die Seele des Rohrs kommt, sind 2 metallene, in ihrer Mitte vierkantig durchbohrte, Kalibercylinder dergestalt angesteckt und mit Schrauben befestigt, daß der eine Cylinder an den Boden des Geschützrohres und der andere zunächst der Mündung zu liegen kommt. Diese Cylinder, von denen man nach Maßgabe der statthaften Differenzen, in der Weite der Bohrung für jedes Geschützkaliber mehrere Garnituren hat, müssen zu jeder Untersuchung genau passend gewählt werden, so daß die Stellung der Seelenstange gegen die Axe der Seele (mit welcher sie immer ziemlich zusammen fallen muß) völlig fixirt ist, und auch bei der Umdrehung des Rohrs dieselbe bleibt, selbst wenn durch diese Umdrehung kleine Aenderungen in der Lage der Seelenaxe entstehen. Letzteres tritt nämlich allemal ein, wenn diese Axe nicht vollständig horizontal gestellt wurde, oder nicht ganz mit der Axe der äußeren Gestalt des Rohres zusammenfällt. Eine eben so unveränderliche Lage wie die Seelenstange erhält nun auch die andere mit ihr parallele eiserne Stange der Stückprüfungsgabel gegen die Axe der Seele, indem beide Stangen vor der Mündung des Rohrs durch 2 eiserne Querstangen verbunden sind, die an ihren Enden mit vierkantigen Oehren zur Aufnahme jener 2 Gabelarme und an den Oehren mit Preßschrauben zum Feststellen der ersteren versehen sind. An jedem der 2 hölzernen Böcke, welche zwischen ihren stählernen Scheiben das Geschützrohr tragen, ist eine aus eisernen Bügeln u. s. w. bestehende Vorrichtung angebracht, durch welche die Gabel verhindert wird, seitwärts umzuschlagen, oder sich bei der Umdrehung des Rohrs parallel mit der Axe des letzteren zu bewegen, während doch das freie Ende der obern Gabelstange ungehindert auf- und niederschwanken kann, wenn sich durch jene Umdrehung die Lage der Seelenaxe und mithin auch die der Seelengabelstange etwas verändert. Endlich ist an der obern Stange der Gabel, über dem Geschützrohr ein Futter zum Vor- und Zurückschieben angesteckt, an welchem sich ein Maßstab in vertikaler Richtung auf- und niederschrauben läßt, und das untere Ende dieses Maßstabes mit einem Fühlhebel versehen. Stellt man daher z. B. das Futter über die Bodenfriese des zu untersuchenden Rohrs, schiebt man den Maßstab soweit herunter, daß der kurze Arm des Fühlhebels auf jener Friese aufruht, und der lange Arm dem Nullpunct des Gradbogens entspricht, an welchem die Bewegung des Hebels beobachtet wird, und dreht man nun das Rohr um seine horizontale Axe, so zeigen sich die etwaigen Differenzen der von der Seelenaxe ausgemessenen Friesendurchmesser, durch die Schwankungen des Fühlhebels an dem gedachten Gradbogen, zehn Mal vergrößert. Stellt man endlich den vertikalen Maßstab dicht an den einen Schildzapfen, und dreht man das Rohr so, daß nur der andere Schildzapfen in dieselbe Lage kommt, so ergibt sich, ob die Axen beider Schildzapfen zusammenfallen und auf der Seelenaxe rechtwinkelig sind. Ry.

Stückpulver, nennt man bei der östreichischen Armee das Artilleriepulver.

Stuhl, heißt bei der preußischen Artillerie eine Mörserlaffete (s. d.).

Stuhlweißenburg, ungarische Freistadt und Hauptort des Comitats gleiches Namens, liegt in einer ebenen, sumpfigen Gegend, hat 20,000 Ew., 2 Vorstädte, welche von einem tiefen Wassergraben umgeben sind, und war

bis zur Zeit Bela's IV. die Reſidenz der ungariſchen Könige. Es befindet ſich hier ein Erziehungsinſtitut für Militairknaben.

Belagerung 1601.

Die Friedensunterhandlungen, welche Mahomed III., nur um Zeit zu gewinnen, zu Anfang des Jahres 1601 anknüpfte und durch alle mögliche Kunſtgriffe in die Länge zu ziehen wußte, hatten ſich endlich im Auguſt deſſelben Jahres zerſchlagen. Mit 2 wohlgerüſteten Heeren rückten die Oeſterreicher ins Feld. Das erſtere, unter Befehl des Herzogs Ferdinand, nachmaligen Kaiſers Ferdinand II., war zur Belagerung von Kaniſcha, das zweite, unter dem Herzoge von Mercöur, zur Belagerung von Stuhlweißenburg beſtimmt. Der Letztere ſammelte ſeine Truppen zwiſchen Raab, Comorn und Gran, und erſchien am 9. Sept. vor Stuhlweißenburg, noch ehe der neue Großvezier Haſſan, der ſo eben mit einem zahlreichen Heere Ofen erreicht hatte, der bedrohten Stadt Verſtärkung ſchicken konnte. Die türkiſche Beſatzung beſtand aus 800 M. und war weder mit Lebensmitteln noch Munition hinlänglich verſehen. Noch in derſelben Nacht vom 9. zum 10. Sept. eröffnete der Herzog die Laufgräben und ordnete für die folgende Nacht einen allgemeinen Sturm an. Um 2 Uhr nach Mitternacht begann der Feldmarſchall Rußwormb auf einer Seite den Angriff, ging über den Graben und drang in die Vorſtadt. Durch ein verabredetes Zeichen wurden die übrigen Truppen von dem Gelingen dieſes Angriffs unterrichtet, worauf auch ſie die anderen Vorſtädte ohne großen Verluſt einnahmen. Die Türken wichen, nachdem ſie die Vorſtädte an vielen Orten angezündet hatten, in die Feſtung zurück. Während dieſer Zeit verſuchte der Großvezier von Ofen aus eine Verſtärkung nach Stuhlweißenburg zu werfen. Der Herzog aber zog das ganze Belagerungscorps, das aus 12,000 M. beſtand, zuſammen und wußte jeden Verſuch eines Entſatzes zu vereiteln. Gleichzeitig wurde die Belagerung mit großer Thätigkeit fortgeſetzt, ſo daß am 20. Sept. ſchon die Breſche gangbar war. Noch am nämlichen Tage ließ der Herzog dieſe, ſo wie 2 Stadtthore, ſtürmen, die auch ungeachtet des tapferſten Widerſtandes genommen wurden. Hierauf ergab ſich die Beſatzung, nachdem ſie zuvor alle Kirchen und größeren Gebäude geſprengt hatte, als kriegsgefangen. Nach der Einnahme von Stuhlweißenburg bezog der Herzog mit ſeinem Heere ein Lager an dem eine Meile von der Feſtung gelegenen Paſſe von Czokakoe und betrieb die Wiederherſtellung der Feſtungswerke aufs Eifrigſte.

Am 27. Sept. traf der Erzherzog Matthias hier ein und übernahm den Oberbefehl. Dieſer beſchloß zuerſt ſich mit dem Erzherzog Ferdinand zu vereinigen und dann gemeinſchaftlich die Belagerung von Ofen zu unternehmen. Da aber die Nachricht einging, daß Mahomed Kiaja mit einer bedeutenden Macht zur Wiedereroberung Stuhlweißenburgs herbeizöge, blieb er in ſeiner Stellung und begann ſogleich das Lager zu verſchanzen. Am 9. Octbr. erſchien das türkiſche Heer, umging die öſtreichiſche Stellung und lagerte noch denſelben Abend gerade in der Mitte zwiſchen dieſem und Stuhlweißenburg. Am folgenden Tage griffen die Türken das chriſtliche Lager lebhaft an, wurden aber am Abend in ihre alte Stellung zurückgeworfen. Doch hatte dieß Gefecht dem Erzherzog viel gekoſtet; ihm blieben nur noch 10,000 M., die er dem 70,000 M. ſtarken türkiſchen Heere entgegenſtellen konnte. Außerdem war ſeine Stellung keineswegs vortheilhaft, ſeit er ſeine Front gegen die Feſtung gekehrt hatte. Sein rechter Flügel ſtand zwar auf einer Anhöhe, wurde jedoch von größeren, auf der Flanke und im Rücken derſelben gelegenen Höhen beherrſcht; der linke [illegible] die Ebene. Die

Verbindung mit Stuhlweißenburg war noch offen. Hier commandirte der Oberst Stahremberg eine hinlängliche Besatzung, und beherrschte von seinen Wällen das ganze türkische Lager. Den 11. und 12. Octbr. benutzte der Erzherzog, um den Nachtheilen seiner Stellung durch Verschanzungen und eine Wagenburg abzuhelfen. Am 13. vor Tagesanbruch rückte das ganze türkische Heer aus seinem Lager gegen das östreichische vor. Ein dichter Nebel begünstigte diese Bewegung. Ein vor dem rechten Flügel des christlichen Lagers gelegenes Fort wurde von den Türken erstürmt und dessen ganze Besatzung niedergehauen. Noch nachtheiliger für die Oestreicher wurde die Besetzung der Anhöhen, die ihre rechte Flanke und den Rücken beherrschten; diese besetzten die Türken mit zahlreichem Geschütz, welches Tod und Verderben ins christliche Lager schleuderte. Gleichzeitig bedrohte ein anderer Angriff den linken Flügel der Oestreicher. In dieser verzweiflungsvollen Lage entschied sich der Erzherzog, mit dem rechten Flügel anzugreifen, und die Türken von den Höhen zu vertreiben. Er selbst übernahm mit einigem Fußvolk die Vertheidigung des linken Flügels, während der Herzog von Mercöur an der Spitze der Reiterei und der Feldmarschall Rußwormb mit dem Fußvolk den Feind auf den Höhen angriffen. Hier entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, was bis zum Abend mit der größten Erbitterung gekämpft wurde, denn die Türken zogen sich erst dann in ihr Lager zurück, nachdem sie zehn Geschütze und sehr viele Todte verloren hatten.

Der Erzherzog wollte trotz dieses günstigen Ausganges nicht länger in einer Stellung bleiben, in welcher bei einem wiederholten Angriffe das noch mehr geschmolzene Heer seinen gewissen Untergang gefunden hätte. Er beschloß daher am 14. Oct. ein vortheilhafteres Lager näher an der Festung zu nehmen. Doch die Türken ahnten sein Vorhaben und widersetzten sich der Ausführung aufs Kräftigste; sie umschwärmten das christliche Heer von allen Seiten, und nöthigten es, die ganze Nacht über in Schlachtordnung zu verweilen, und doch fielen 200 Proviantwagen den Türken in die Hände. Die Erhaltung des Heeres hing aber von der glücklichen Ausführung des Planes ab, es wurde also am 15. aufs Neue versucht, sich der Festung zu nähern. Das christliche Heer brach vor Tagesanbruch auf. Hinter dem Vortrab fuhr das Gepäck, dann folgte das Heer, in 8 Haufen getheilt. Die Türken hatten den Plan des Erzherzogs errathen, und in der Nacht mehrere Anhöhen, die sich bis zu dem zwischen Paloda und Stuhlweißenburg befindlichen Morast ausdehnten, besetzt. Bei diesen Anhöhen mußte das christliche Heer vorbei, um das neue Lager hinter dem genannten Morast aufzuschlagen. Daher mußten diese Höhen durchaus im Besitz der Oestreicher sein. Der Kampf drehte sich daher um den Besitz dieser Höhen. Es gelang den Oestreichern gleich zu Anfang einige Puncte zu besetzen, zwar hatten sie den ganzen Tag über die wüthendsten Angriffe der Türken auszuhalten, aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit vertheidigten sie ihre Stellung; das Gepäck erreichte glücklich das Lager, und am Abend hatte der Erzherzog mit dem ganzen Heere das neue Lager erreicht, dessen günstige Lage sowohl der Armee als auch der Festung Schutz gewährte. Die Türken hatten große Verluste erlitten; ihre beiden Heerführer Mahomed Kluja und der Statthalter von Ofen Mahomed Mankirkuschi waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und eine große Entmuthigung hatte sich des ganzen Heeres bemächtigt. Zwar machten sie an den folgenden Tagen noch einige Angriffe auf die Festung, doch vergeblich. Am 25. Oct. nach Mitternacht brach der Feind in aller Stille aus seinem Lager auf, steckte es in Brand und trat den Rückzug an. Nach dem Abzuge der Türken blieb der Erz-

herzog noch einige Tage in seinem Lager stehen. Nachdem er die Besatzung von Stuhlweißenburg hinlänglich verstärkt hatte, brach er am 29. Oct. auf und marschirte nach Pona.

Belagerung 1602.

Im Jahre 1602 erschien der Großvezier Hassan mit einem ungleich stärkeren Heere, als im vorigen Jahre in Ungarn, und rückte am 12. August mit 100,000 M. vor Stuhlweißenburg. Graf Isolani, Commandant der Festung, hatte eben durch den Feldmarschall Rußwormb Proviant und Munition nebst Verstärkung erhalten, hatte aber doch nur 1300 M. zur Vertheidigung der Stadt. Am 14. Aug. stürmten die Türken eine Schanze auf der Insel, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Den Tag darauf setzten sie über den Morast und griffen zwei Schanzen zu gleicher Zeit an. Die eine vor der Brücke erbaute Schanze wurde von den Oestreichern behauptet; die andere, mehr rückwärts gelegene, ward dagegen von den Türken erstiegen. Hierdurch war die Brückenschanze abgeschnitten und im Rücken genommen. Um dem Feinde diesen Vortheil zu entreißen, wurde ein kräftiger Ausfall aus der Festung unternommen und die Türken wieder daraus vertrieben. Diese fuhren trotz dessen fort die Stadt lebhaft zu beschießen und begannen am 16. Aug. einen Faschinendamm über den Morast zu bauen. Am 17. griffen sie von zwei Seiten die vor der Festung liegende Insel an und dießmal gelang es ihnen, sie zu erobern, über 500 M. abzuschneiden und den Rest zum Rückzug in die Festung zu zwingen. Nach diesem empfindlichen Verluste hatte sich die Lage der Festung sehr verschlimmert, um so mehr, da die Besatzung durch die Flucht der ungarischen Truppen, die am 27. Aug. heimlich entwichen, aufs Neue einen Verlust erlitt. Die Türken zögerten nicht diese Umstände zu benutzen. Am 28. Morgens erfolgte auf allen Seiten ein allgemeiner Sturm. Die Besatzung vertheidigte sich auf das Standhafteste und schlug alle Angriffe, die der Vezier seines ungeheuren Verlustes nicht achtend, mit immer frischen Truppen den ganzen Tag hindurch 25 Mal erneuern ließ, mit glänzender Tapferkeit zurück. Der Graf Isolani, der auf keinen Entsatz rechnen durfte, sah sich genöthigt, da seine Mannschaft um 700 M. geschmolzen war, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten. Es wurden von beiden Seiten Abgeordnete abgesendet; doch während der Unterhandlungen drangen plötzlich Franzosen und Türken in die Stadt, bemächtigten sich derselben und hieben einen großen Theil der Besatzung nieder. Der Ueberrest nebst dem Grafen Isolani wurde gefangen ins türkische Lager gebracht. So gerieth diese wichtige Festung in die Hände der Türken, ohne daß zu ihrem Entsatz wegen der späten Versammlung des kaiserlichen Heeres etwas unternommen werden konnte. Fast ein Jahrhundert blieb diese Festung in den Händen der Türken, denn erst als nach der Entthronung Mahomed's IV. (1687) völlige Anarchie im osmanischen Reiche herrschte, benutzten die Oestreicher die innern Unruhen der Pforte zu Eroberungen. Der Feldzug des Jahres 1688 wurde in Ungarn zu Anfang Septembers 1688 mit der Belagerung von Stuhlweißenburg eröffnet und schon am 6. Sept. desselben Jahres diese Festung nach einem blutigen Sturme erobert.

(Vergl. Oestreichische Militairzeitschrift. — Joseph v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. — Schell, Kriegsgeschichte des östreichischen Kaiserstaates. — Theatrum Europaeum.) W.

Stuhm, Städtchen in der Provinz Westpreußen, an der Straße von Marienburg nach Marienwerder; es befindet sich daselbst ein festes Schloß.

Schlacht am 17. Juni 1629.

Nach der Aufhebung der Belagerung von Danzig (s. d.) hatte der König von Schweden vergeblich gesucht, seinen Gegner, den polnischen General Koniecpolski, zu einer Schlacht zu nöthigen, und sich später in eine befestigte Stellung zwischen der Nogat und Weichsel zurückgezogen. Als aber der König erfuhr, daß der kaiserliche General Arnheim mit 10,000 M. bei Graudenz angekommen sei und sich mit Koniecpolski vereinigt habe, glaubte er ihnen entgegen gehen zu müssen. — Der Rheingraf Otto Ludwig, erst kürzlich mit 2000 deutschen Küraſſieren im schwedischen Lager eingetroffen, wurde mit denselben und einigen Dragonercompagnien vorausgesendet, um sich des Schlosses in den Defileen bei Stuhm zu versichern und bis zur Ankunft der Armee zu behaupten; der König befahl ihm jedoch vorsichtig zu Werke zu gehen, weil die Umgegend sehr zu Hinterhalten geeignet sei. — Koniecpolski, welcher die Wichtigkeit jenes Punctes ebenfalls erkannte, hatte ihn bereits durch einige Tausend Reiter und Croaten besetzen lassen, und eine Reiterabtheilung gegen Marienburg zur Beobachtung vorgeschoben. — Als der Rheingraf diese Abtheilung wahrnahm, befahl er sie anzugreifen und lebhaft zu verfolgen, was auch geschah. Aber kaum hatten sich die Küraſſiere den zahlreichen bewachsenen Schluchten und Engwegen bei Stuhm genähert, als sie von mehrern Seiten ein tüchtiges Feuer erhielten. Was bereits in den Hohlwegen war, hatte Mühe umzukehren, und mit Verlust von 200 M. und 5 Standarten mußte der Rheingraf das Feld räumen. Er wurde jedoch nur eine halbe Stunde lang verfolgt und von dem Könige aufgenommen. Aber auch Koniecpolski's und Arnheim's Truppen näherten sich jetzt, und da man sich erst gegenseitig recognosciren und zum Kampfe ordnen mußte, wurde der Hauptangriff auf den folgenden Morgen verschoben. Da jedoch die Polen noch denselben Nachmittag Anstalt trafen, die Nogat zu überbrücken, kam es zu einigen Gefechten, in denen der König so rücksichtslos sich ins Getümmel mischte, daß er beinahe gefangen genommen worden wäre.

Am 17. früh begann der Kampf auf der ganzen Linie. Die Schweden waren 15,000, die Polen und Kaiserlichen 30,000 M. stark. Das Schlachtfeld wurde jedoch durch Schluchten, Gehölze, Seen, nasse Wiesen und andere, die geordnete Bewegung erschwerende Terraingegenstände so unterbrochen, daß sich die Schlacht in eine Menge partielle Gefechte auflöste, und die Geschichtschreiber nur den Gesammterfolg angegeben haben. Dieser scheint zum Nachtheile des Königs ausgefallen zu sein, obwohl auch hierüber die Angaben abweichend sind, wenigstens zog er sich des Nachmittags in seine frühere Stellung hinter der Nogat zurück, in welcher er sich aber gegen spätere Angriffe behauptete. — Es scheint, daß Arnheim und Koniecpolski über die Fortsetzung ihrer gemeinsamen Operationen sich nicht verständigen konnten und daß Ersterer durchaus den Oberbefehl führen wollte. Nach wenigen Tagen traten sehr ernste Mißhelligkeiten zwischen beiden Feldherren ein, in deren Folge Arnheim wieder nach Deutschland zurückkehrte. (Quellen wie bei Gustav Adolph.) Pz.

Stumpfer Winkel ist ein solcher, der mehr als 90 Grad hat. Ein stumpfwinkeliges Dreieck hat einen stumpfen und zwei spitze Winkel. M. S.

Sturm, siehe Angriff der Festungen und Feldschanzen.

Sturm- oder Schlachtensold, siehe Letzteres.

Sturmbalken oder Sturmwalzen sind gerade, 9, 12—16 Zoll starke, etwa 12 Fuß lange, von allen Aesten befreite Stammstücken, oder

östreichischen Reservearmee, welche unter dem Oberbefehl des Generals der Cavalerie Erzherzog Ferdinand von Este stand. Als Mitglied des Hofkriegsraths trug S. viel zur Reorganisirung der Armee, besonders in ihrem instructiven Zweige, bei. Höchst würdevoll und seiner Stellung als commandirendem General in Gallizien angemessen, war sein Benehmen beim Ausbruche und im Verfolge der letzten polnischen Revolution (1830 und 1831), und eben so lobenswerth sein Bemühen und seine Vorsorge, als die Cholera in Gallizien ausbrach, von der er aber schon im Juli 1831 eines der ersten Opfer wurde. — Friedrich Heinrich Ludwig von Stutterheim k. k. General der Cavalerie, geb. um das Jahr 1770, trat ebenfalls jung in östreichische Kriegsdienste und zeichnete sich besonders in den Feldzügen von 1798 bis 1800 in Italien, so wie in dem kurzen Feldzuge von 1805 aus. Während des preußisch-russischen Feldzuges gegen Frankreich, in den Jahren 1806 und 1807, wurde er, so wie auch später 1809, zu wichtigen diplomatischen Sendungen gebraucht, welche er mit vieler Geschicklichkeit vollführte. Er starb schon im Frühjahr 1811. Von seinem gehaltvollen Werke: Der Krieg 1809. Wien 1811 (was jedoch anonym erschien) ist nur der erste Band herausgekommen. (Vergl. Oestreichische Nationalencyclopädie. 5. Band.) Gtz.

Stützpuncte werden solche Puncte in der Aufstellungslinie genannt, welche den schwächeren Theilen derselben größere Widerstandsfähigkeit verleihen sollen. In der Regel befinden sie sich auf den Flanken, bisweilen aber auch selbst in der Mitte. Man unterscheidet strategische und taktische.

Die strategischen Stützpuncte müssen schon einen beträchtlichen Umfang haben, denn sie sollen das Umgehen hindern (s. d.); sie müssen aber auch eine Wirksamkeit zu äußern im Stande sein, damit dem umgehenden Feinde Gefahren bereitet werden können; das Letztere kann begreiflicher Weise nur durch Truppen geschehen. Als Stützpuncte erster Art lassen sich bezeichnen: neutrales Gebiet, wenn dasselbe vom Feinde wirklich respectirt wird; das Meer, wenn der Feind keine Flotte hat, oder die Beschaffenheit der Küsten jede Landung unmöglich macht; unwegsame Gebirge und Wälder; morastige Niederungen von beträchtlicher Ausdehnung, so daß der Feind mehrere Tage zur Umgehung braucht. Zu den Stützpuncten der zweiten Art sind zu rechnen: große Festungen, an denen der Feind nicht ungestraft vorbeigehen kann; Gebirge und Wälder, die von kühnen Parteigängern bewacht werden, deren Wirksamkeit sich in solchen Terrainabschnitten um so größer zeigen kann, da sie den stärkeren Gegner weniger zu scheuen brauchen. Die Thätigkeit der Truppen muß aber dabei das Beste thun. Zugleich wird hieraus klar, daß dergleichen Stützpuncte keineswegs Puncte in der eigentlichen Bedeutung des Worts, sondern nur umfangreiche Flächenräume sind.

Die taktischen Stützpuncte sind ungleich mannichfaltiger. Sie sollen den in der Nähe stehenden Truppen eine größere Widerstandsfähigkeit geben, den Angriff des Feindes also möglichst erschweren. Die Waffenwirksamkeit kommt dabei vorzüglich in Betracht, weßhalb sich diese Stützpuncte leichter classificiren lassen. Kahle Anhöhen mit sanften Abfällen gewähren ein sehr wirksames Geschützfeuer und erschweren mithin den Angriff jeder Waffengattung, sind jedoch in der Mitte vortheilhafter als auf den Flanken, weil dort eine Umgehung mit Rückenangriff verbunden, immer noch leicht wird. Dörfer und größere Gehölze gewähren den Vortheil, daß sie gegen das feindliche Feuer decken, die eigene Stärke verbergen, den Widerstand erleichtern; Cavalerieangriffe hat der Vertheidiger wenig oder gar nicht zu fürchten; in der Mitte leisten sie noch wichtigere auf den Flanken, für letz-

tere können sie nur dann als gute Stützpuncte betrachtet werden, wenn sie hinreichend stark besetzt sind, um durch Ausfälle jede nahe Umgehung zu vereiteln. Felsige Höhen und schwer zu überschreitende Abgründe hat man lieber in den Flanken als in der Mitte, wo sie nur die gegenseitige Unterstützung erschweren würden; Vertheidigung und Angriff solcher Puncte können nur durch Infanterieabtheilungen von geringer Stärke bewirkt werden. Moräste sind besser als Seen, beide schützen zwar gegen Angriffe mit blanker Waffe, die erstern aber nur dann gegen Geschütz- und Flintenfeuer, wenn ihre Ausdehnung größer ist als die wirksamen Schußweiten; die Seen schwächen zwar die Wirkung des Feuers, heben sie aber nicht auf, da die Kugeln auf dem Wasserspiegel gellern (ricoschettiren), Infanterie kann sich überdieß auf Booten nähern; befinden sich bewachsene Inseln auf den Seen, so würden diese besonders besetzt werden müssen. Flüsse und Bäche können höchstens als Annäherungshinderniſse in den Flanken betrachtet werden, wenn der Feind ohne Brücken sie nicht überschreiten kann, die Wirksamkeit des Feuers wird durch sie wenig gehindert; so ist es auch mit kleineren Vertiefungen des Bodens. — Wo die Natur hinreichend starke Stützpuncte versagt, muß sie die Kunst ersetzen. Verschanzungen sind das Mittel. Befestigte Orte, besonders aber Festungen, sind ganz vorzügliche Stützpuncte, und letztere behaupten unstreitig den ersten Rang im Gebiete der Taktik.

Man hat diese Stützpuncte häufig als Schlüsselpuncte der Stellungen bezeichnet, was sie aber nur in dem Falle sind, wenn der Vertheidiger durch deren Verlust genöthigt wird, die ganze Stellung zu verlassen. Wer das Terrain zu benutzen versteht und noch disponible Reserven hat, wird nicht leicht in diesen Fall kommen. Unter Schlüsselpuncten werden häufig auch solche Puncte verstanden, welche nicht wirksam vertheidigt werden können, und doch einen natürlichen Zugang zur Stellung bilden. In dem zuerst erwähnten Falle sind die Stützpuncte zugleich auch die wichtigsten Angriffspuncte des Gegners; sie können es auch im letztern Falle sein, doch hängt dieß mehr von der Vertheilung der Truppen, von der Güte der einzelnen Waffengattungen und von der geschickten Führung des Gefechts ab; die Theorie kann also nicht darüber entscheiden. Bestehen z. B. die Stützpuncte in Dörfern und Gehölzen, und die Infanterie des Vertheidigers ist in solchen Localgefechten minder geübt als die des Angreifers, so würde dieser einen sehr triftigen Grund haben, sich derselben zu bemächtigen. Hätte hingegen der Angreifer im offnen Terrain eine gewisse Ueberlegenheit, so würde er unrecht thun, sich in Dorfgefechte einzulassen. So hängt im Kriege Alles von zufälligen Umständen ab und die Theorie kann nichts Klügeres thun, als wenn sie die Aufmerksamkeit darauf hinlenkt.

Die Vortheile der strategischen Stützpuncte sind durchgehends mehr negativer als positiver Art, d. h. ihr Besitz erleichtert die Vertheidigung. Wenn man aber daraus folgern will, daß der Besitz sogenannter strategischer Schlüsselpuncte auch über den Besitz großer Ländertheile entscheidet, so ist das eine Thorheit. Die Geschichte hat dieß mit Klarheit bewiesen. Das weitere Vorschreiten kann dadurch wohl erleichtert werden, will man aber das vorliegende Land in seine Gewalt bringen, so muß man den Feind immer erst wieder angreifen und schlagen (s. Beherrschende Puncte).

Pz.

Styrum, Hermann Otto Graf von, aus dem alten Geschlechte der Grafen von Limburg und Bronchorst entsprossen, war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts geboren, trat schon früh in kaiserliche Dienste

und wurde bald zum Kammerherrn ernannt. Da jedoch der Dienst am Hofe seinem sehr lebhaften Temperamente nicht zusagte, so erhielt er, beim Ausbruche des Türkenkrieges in Ungarn, auf sein Ansuchen, eine Anstellung beim Heere als Oberster eines Regiments, in welcher Eigenschaft er der Belagerung von Ofen (1686), dem Treffen bei Gran und 1691 (bereits Generalmajor) der Schlacht bei Salankemen beiwohnte, bei welcher letztern Gelegenheit er sich durch einen kühnen Angriff im Rücken des Feindes besonders auszeichnete. Gleichen Eifer zeigte er bei der in demselben Jahre im Monat October unter dem Markgrafen Ludwig von Baden unternommenen Belagerung von Großwardein, welche jedoch später in eine Blokade verwandelt wurde. 1695 ward S. zum General-Feldmarschall ernannt und nach dem Frieden zu Carlowitz (1699) bei der Armee in Deutschland angestellt. Als 1703 im Laufe des spanischen Erbfolgekrieges der Kriegsschauplatz sich besonders nach Baiern zog, dessen Kurfürst Maximilian Emanuel sich mit den Franzosen, welche der Marschall Villars befehligte, verbündet hatte, fanden die Franzosen und Baiern, welche sich zwischen Lauingen und Dillingen vereinigt hatten, den Feldmarschall S. bei Haunsheim in einer festen Verschanzung; zugleich rückte der Markgraf Ludwig von Baden mit der Rheinarmee herbei und besetzte Augsburg und Friedberg, wodurch dem vereinigten französisch-bairischen Heere alle Zufuhr abgeschnitten wurde und es sich nur durch ein glückliches Treffen retten konnte. Eine, wenn auch weise berechnete, Unthätigkeit lag nicht im Charakter des heftigen Feldmarschalls S. In der Hoffnung, seine Gegner noch enger einzuschließen, verließ er sein festes Lager, um bei Donauwerth über die Donau zu gehen. Aber ehe er noch diese Stadt erreicht hatte, ereilten ihn Villars und der Kurfürst und lieferten ihm zwischen Oberklau und Hochstädt (den 20. Sept. 1703) eine Schlacht, in welcher er, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, der überlegenen Macht weichen mußte. Im darauf folgenden Jahre, im Gefecht am Schellenberge (den 2. Juli 1704), wollte er diese Scharte auswetzen, erstieg mit den kaiserlichen Truppen zuerst die feindlichen Verschanzungen, fiel aber bald darauf durch eine feindliche Kugel. Er war in der Armee als einer der vorzüglichsten Reiter bekannt. (Vergl. Zedler, Universallexicon. 40. Bd.)

Gtz.

Subalternofficier. — Oberofficier. Unter dieser Benennung versteht man gewöhnlich die dritte Hauptclasse des Officiersstandes — die Hauptleute, Rittmeister, Ober- und Unterlieutenants, Fähnriche, Kornets und Stückjunker, sofern nicht die Hauptleute als eine besondere zwischen den Stabs- und Subalternofficieren innestehende Classe betrachtet werden.

Die Subalternofficiere rücken in der Regel nach ihrer Dienstalterreihe, entweder im Regimente, dem sie zugehörig oder bei kleinen Armeen, innerhalb der gesammten Waffengattung, der sie dienen, in den nächst höhern Grad auf und werden entweder von dem Chef oder Commandanten des betreffenden Regiments, wie z. B. in Oestreich und Rußland ꝛc., oder durch das Staatsoberhaupt, wie z. B. in Preußen und den deutschen Bundesstaaten, befördert und mittelst Patents bestätiget. Die Subalternofficiere gehören, wenn sie nicht im Stabe als Adjutanten ꝛc. oder zu besonderer Dienstleistung angestellt sind, stets zu dem Compagniebestande. In den meisten Armeen unterscheiden sich die Grade der Subalternofficiere durch ein leicht erkennbares Abzeichen an Epaulets und Kopfbedeckung. Die Subalternofficiere der Artillerie und Ingenieure haben beim Eintritt einer Beförderung meist ein Examen zu bestehen, das zum Maßstabe ihrer Würdigkeit dient.

Hz.

Subordination, Dienstunterwürfigkeit, Dienstgehorsam, die erste Pflicht jedes Untergebenen im Soldatenstande gegen Vorgesetzte. Die Subordination ist daher eine der wesentlichsten Standesbedingungen, gilt als das strengste Grundgesetz und bezeichnet auch außer dem Dienste die nothwendige Ehrerbietung und Achtung, welche der Niedere gegen den Höhern in keinem Verhältniß aus dem Auge setzen soll. Sie kann daher gewissermaßen in die äußere mechanische, und in die moralische eingetheilt werden, indem jene mehr das Formelle, diese das Wesentlichere des Begriffs umfaßt. Ohne Subordination giebt es keine Disciplin, ohne beide keine Kriegszucht. Eine Armee, welche jene nicht pflegt, nicht als die sicherste Schutzwehr wider jeden bösen Einfluß, wider Verführung und Verderbniß heilig hält, ist des Vertrauens unwürdig und eine Gefahr für den Staat. Die Subordination muß die eigene Ansicht wie den Willen beherrschen und diese dem Vorgesetzten, dem Befehl unbedingt unterwerfen. Sie muß in dieser Ausdehnung, gleich wie die Disciplin, Alle durchdringen, Jedem zur andern Natur werden und so die engste Gemeinschaft begründen. Sie wird dieß, wenn die Obern mit Liebe und Sorgfalt für ihre Untergebenen sie pflegen, durch eignes Beispiel sich Achtung und Vertrauen erwerben und wo jene nicht ausreichen, die Strenge zweckgemäß anwenden.

Insubordination artet leicht in die verderblichsten Verbrechen aus, entwürdiget den Stand am meisten und wird deßhalb überall als höchst strafbar angesehen und geahndet. Die Subordination soll, bei Vermeidung von ihr nachtheiligen Uebertreibungen, deßhalb auch von den Obern sachgemäß erleichtert und behandelt, dem Culturzustande der Truppen eben so wie den verschiedenen Rangstufen angemessen sein, und in diesem vielumfassenden Sinne von den Vorgesetzten mit Humanität und Würde vermöge kräftiger Autorität erworben werden. Die Befehle üben einen wichtigen Einfluß auf die Subordination und erheischen daher eine besondere Aufmerksamkeit. Solche, die zu viel oder zur Unzeit, oder auf falsche Weise und unbestimmt Befehle geben, schaden am meisten, weil sie entweder gar nicht oder nur zum Theil erfüllt werden können, oder mindestens zur Ungewißheit und zu gerechtem Tadel Anlaß geben. Der alte, gute Soldatengrundsatz: „Was befohlen ist, ist recht" kann nur durch wohlerwogene, zweckgemäße Befehle erhalten werden. Die Gesetze der Subordination sind so alt, als die Heerordnung, und wurden schon bei den Alten auf das Strengste gehandhabt, bei den Römern u. A. oft mit martervollem Tode bestraft. General Graf Bismark sagt unter anderm mit entschiedenem Rechte: „Gehorsam ist die Stärke der Heere, der Wächter ihres Ruhms, die Stütze der Throne, die Sicherheit der Staaten, das Grundgesetz vereinter Kräfte. Ein Verräther ist Jeder, er stehe noch so hoch, der nicht gehorcht." Das alte sächs. Dienstreglement von 1753 enthält hierüber folgende gewichtige Stelle: „Der Grund der Subordination ist die Ordnung, sie hat die Ehre zum Endzweck und die Ehrbegierde zur Bewogniß, weil ohne Subordination unmöglich die glorioſen Actiones des Soldatenstandes vollbracht werden können. Sie ist nicht so fürchterlich sträflich und hart, aber eben so scharf wie die Disciplin. Die Ordnung, Subordination und Disciplin geben einander die Hand, keine kann ohne die andere, ohne alle drei zusammen kein Regiment oder Corps bestehen." Hz.

Subtrahiren, heißt untersuchen, um wie viel eine Zahl größer als die andere ist, oder den Unterschied zweier gegebenen Zahlen suchen. Die Zahl, von welcher man abzieht, heißt Minuendus, die, mit welcher man

abzieht, Subtrahendus, und was man bei der Subtraction erhält, Differenz, Rest oder Unterschied.

M. S.

Suchet, Ludwig Gabriel, Herzog von Albufera, französischer Marschall und Pair, war der Sohn eines geachteten Seidenfabrikanten zu Lyon und wurde daselbst den 2. März 1770 geb. Er erhielt eine gute Erziehung und trat, fortgerissen durch die Ereignisse der Revolution 1792 als Freiwilliger in die Lyoner Nationalreiterei. Schon 1793 war er Bataillonschef und befehligte vor Toulon das 4. Bataillon der Ardeche, welches den englischen Obergeneral O'hara gefangen nahm. Hierauf focht S. 1794 und 1795 in Italien unter Laharpe, ward 1796 mit seinem Bataillon der 18. Halbbrigade zugetheilt und nahm mit dieser Theil an allen Schlachten und Gefechten dieses merkwürdigen Feldzuges. Bei Ceva schwer verwundet, nahm S., kaum wieder hergestellt, rühmlichen Antheil an dem Feldzuge 1797, ward bei Tarvis und Neumarkt abermals verwundet, und erhielt auf dem letzteren Schlachtfelde von Bonaparte den Grad eines Brigadechefs. 1798 kämpfte er unter Brune in der Schweiz, unterhandelte in Auftrag des Generals Menard mit den Abgeordneten von Bern und Freiburg, und überbrachte an das Directorium 23 eroberte Fahnen. Er wurde zum Brigadegeneral ernannt und sollte eine Anstellung in der Armee von Aegypten erhalten, als Brune, der zum Oberbefehl über die italienische Armee berufen worden war, S.'s Ernennung zum Chef seines Generalstabes verlangte und erhielt. S. blieb in diesem Posten auch nach Brune's Abberufung, unter Joubert und befreundete sich innig mit letzterem. Obwohl S. gerechte Anerkennung bei seinem General, sowie in der Armee fand, so schützte ihn dieß doch nicht vor den Verleumdungen der bei der Armee anwesenden Commissairs des Directoriums. Er widersetzte sich ihrer Habgier, wurde von ihnen verdächtig gemacht und um sich zu rechtfertigen Ende 1798 nach Paris berufen. Joubert, ebenfalls mit dem Directorium gespannt, legte das Commando nieder; Scherer trat an seine Stelle. S. widerlegte bald die gegen ihn gerichteten Anklagen und wurde im April 1799 zur Donauarmee geschickt, welche man nun die helvetische nannte. Der Obergeneral Massena übergab ihm ein in Graubündten detachirtes Corps. Er vertheidigte mit Ausdauer die Stellungen von Davos, Bergun und Splügen, vom 15. bis 19. Mai, sah sich aber, da das Fort Luzienſteig von den Oestreichern genommen worden war, im Diſſentisthale abgeschnitten und in großer Gefahr, vor den überlegenen, ihn umringenden feindlichen Corps das Gewehr strecken zu müssen. Ein kühner Entschluß rettete ihn; er ging bei Oberalp über einen gefrornen See und gelangte im Urserenthale ohne Verlust zu Massena. Durch sein ausgezeichnetes Benehmen hatte S. das Verdienst, das unter General Lecourbe bei Bellinzona stehende Corps gerettet zu haben; es gewann Zeit, sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. S. war in einem der hier stattgehabten Gefechte verwundet worden und übernahm hierauf den Posten eines Chefs des Generalstabes von Massena, den er jedoch nur kurze Zeit verwaltete. Joubert, von Neuem an die Spitze der italienischen Armee gestellt, verlangte und erhielt die Ernennung seines Freundes S. zum Chef seines Generalstabes und zum Divisionsgeneral. Der tapfere Joubert blieb in der Schlacht von Novi (s. d.); S. behielt seinen Posten, in welchem seine Talente vollkommene Anerkennung fanden, auch unter den sich im Commando der italienischen Armee folgenden Generalen Moreau und Championnet. Massena, der im Nov. 1799 den letztern ersetzte, ernannte S.

und Soult zu seinen Lieutenants *). Ersterer commandirte den linken Flügel in dem westlichen Küstengebiet Genuas (Riviera di Ponente), während Soult den östlichen Theil (die Riviera di Levante) vertheidigte. Von jetzt an begründete S. seinen Ruhm als Heerführer, während er bis dahin sich als Generalstabsofficier ausgezeichnet hatte. Mit 6 — 7000 M., die kaum bekleidet, an allen Kriegsbedürfnissen Mangel litten, von seinem Oberfeldherrn, der mit dem Rest des Heeres in Genua eingeschlossen war, getrennt, vertheidigte er gegen die ihm mehrfach überlegenen Oestreicher jeden Fuß breit der Küstenstrecke bis zum Var, 38 Tage lang. Er ergriff wiederholt die kräftigste Offensive und focht während des Monats April 1800 auf den höchsten Puncten und in den Schluchten der Apenninen, zum Theil unter Eis, Schnee und Nebel, bei Settepani, St. Giacome ꝛc., wo der Feind beträchtlich verlor. Erst als die Uebermacht zu groß wurde und General Melas (s. d.) mit der Hauptarmee gegen ihn operirte, trat S. unaufhörlich fechtend, den Rückzug an, ging den 12. Mai über den Var und bot hier dem Feinde abermals die Stirn. Dabei war S. bemüht, sein zu Grunde gerichtetes Corps herzustellen, um die sich eben vorbereitenden Operationen der Reservearmee, von denen er unterrichtet war, kräftig unterstützen zu können. Durch die Telegraphen der von den Oestreichern blokirten Forts von Villefranche und Mont-Alban, erhielt S. Ende Mai die Anzeige von dem Rückzuge des Feindes und ergriff sogleich die Offensive, in der Hoffnung Genua entsetzen zu können. Wurde ihm nun auch diese vereitelt, so gelang es ihm doch, dem General Elsnitz, welcher von Melas mit 15,000 M. zurückgelassen worden war, mehrmals, namentlich bei la Pieva, am 5. Juni, empfindliche Verluste zuzufügen. An demselben Tage hatte Massena, durch Hunger genöthigt, Genua räumen müssen. Am 7. Juni stieß S. bei Savona zu dessen Besatzung und nahm an den ferneren Operationen wieder unter Massena Antheil. Während der Schlacht von Marengo (s. d.) stand dessen Corps bei Acqui; S. besetzte am 22. Juni das von den Oestreichern in Folge der Convention von Alexandrien wieder geräumte Genua. Er erhielt von dem damaligen Kriegsminister, dem berühmten Carnot, ein sehr ehrenvolles Schreiben, welches seine wesentliche Mitwirkung zu dem Gelingen der ganzen Unternehmung vollkommen anerkannte. Als nach 6 monatlichem Waffenstillstande die Feindseligkeiten wieder begannen, befehligte S. das Corps der Mitte, die Divisionen Gazan und Loison, 14,000 M. stark. Er unterstützte am 25. Dec. bei Pozzolo zu rechter Zeit, jedoch im Widerspruche mit den ihm ertheilten Befehlen, den aufs linke Ufer des Mincio übergegangenen, hart bedrängten General Dupont, so daß der von dem Feinde bereits errungene Vortheil sich in eine gänzliche Niederlage desselben verwandelte. — Nach dem Frieden von Luneville (s. d.) wurde S. zum Generalinspecteur der Infanterie ernannt, und befehligte 1804 eine Division im Lager von Boulogne. Hier erhielt er die Ernennungen zum Großofficier der Ehrenlegion und Gouverneur des Schlosses Laeken bei Brüssel.

In den Feldzügen von 1805, 1806 und 1807 war seine Division die erste des 5. Corps (Lannes). Sie zeichnete sich bei Ulm, Hollabrünn, vorzüglich aber bei Austerlitz aus. Nach dieser Schlacht erhielt S. den Großcordon der Ehrenlegion, mit einer Rente von 20,000 Franken. 1806 hatte die Division S., als Avantgarde des 5. Corps, bei Saalfeld das erste

*) Diesen Titel führten damals in den republikanischen Heeren die im Range dem Oberfeldherrn zunächststehenden Generale, welche besondere Corps oder Flügel befehligten.

mit Lebensmitteln verſehen waren; der lange Rückzug bis Barcellona erfolgte in der größten Ordnung; überall erhielt S., ſo wie in den Tagen des Glückes, Beweiſe der Ergebenheit der Spanier. Im Monat Auguſt wurde Tarragona abermals durch ein engliſch-ſpaniſches Heer unter Bentink (i. J.) belagert. S. ſchlug denſelben bei Villafranca, 15. Auguſt, entſetzte den Platz und ſprengte die Mauern. Er vereinigte hierauf ſeine Armee am Ll... regat und ſiegte über Bentink nochmals, am 14. Sept., bei Ordal, das letzte bedeutende Gefecht in Spanien. S. wurde im Nov. an Beſſières's Stelle zum Colonelgeneral der Garde ernannt und vereinigte im Monat December ſeine Corps bei Gerona, nachdem er abermals, gegen die von ihm gethanen Vorſchläge, auf Napoleon's Befehl, ſtarke Garniſonen in den feſten Plätzen Cataloniens zurückgelaſſen hatte. In den Monaten Januar und Februar 1814 mußte S. nach und nach faſt alle ſeine alten Truppen nach Frankreich ſenden, welche nur zum Theil durch Rekruten erſetzt wurden. Dennoch behauptete er ſich mit kaum 9000 M. in Catalonien bis Ende März, ſchlug am 15. Januar einen Angriff auf die Brücke Molins del Rey zurück, und übergab, 24. März, den König Ferdinand VII. an das ſpaniſche Heer. Aus ſeinem Hauptquartier Narbonne erklärte S. am 14. April für ſich und ſein Corps die Anerkennung Ludwig's XVIII. und ſchloß einen Waffenſtillſtand mit Wellington. Der König gab ihm Beweiſe des größten Vertrauens, indem er ihm, 22. April, das Commando über die vereinigten Heere der Pyrenäen und von Catalonien übergab, ihn zum Pair, Gouverneur der 10. Militairdiviſion in Toulouſe (ſpäter der 5. in Straßburg) und zum Commandeur des Ludwigsordens ernannte. Bei der Rückkehr Napoleon's kehrte S., wie ſo viele andere ſeiner Waffenbrüder, zu dem Panier des Kaiſers zurück und erhielt von ihm das Commando der Alpenarmee, welche ſich in Lyon ſammelte. Er eröffnete am 14. Juni die Feindſeligkeiten, indem er in Savoyen eindrang, ſah ſich jedoch, durch die Ankunft eines ſtarken öſtreichiſchen Heeres, bald zum Rückzuge gezwungen und erhielt für ſeine Vaterſtadt Lyon eine unter den damaligen Umſtänden ſehr günſtige Capitulation.

S. befehligte die Alpenarmee bis zu ihrer Entlaſſung und verlor, in die Ordonnanz vom 24. Juli begriffen, die Pairswürde. Jedoch gab ihm der König bald wieder Beweiſe ſeiner Achtung und 1819 auch jene Würde zurück. Er ſtarb noch nicht 56 Jahr alt, am 3. Januar 1826, zu Marſeille. Als ſehr bezeichnend verdient noch aufgeführt zu werden, daß man zu Saragoſſa einem öffentlichen Spaziergange Suchet's Namen bleibend verlieh und Todtenämter für die Ruhe ſeiner Seele feierte.

(Vergl. Victoires et conquêtes etc. — Biogr. nouvelles des contemporains. — Militairwochenblatt. 1830. Nr. 746.)

Z.

Sucre, Antonio Joſe de, einer der ausgezeichnetſten Generale im ſüdamerikaniſchen Revolutionskriege, geb. 1793 zu Cumana an der nordöſtlichen Küſte von Venezuela, erhielt ſeine erſte Bildung auf der Schule zu Caracas, ſchloß ſich ſchon im Jahr 1810, als General Miranda in Südamerika auftrat, mit mehreren patriotiſch geſinnten jungen Männern dieſem an und erwarb ſich in kurzer Zeit einen gewiſſen Ruf. Im Jahr 1814 trat er in den Generalſtab des Generals Piar (ein Mulatte von der Inſel Curaçao) und nachdem dieſer am 16. Octbr. 1817 wegen verrätheriſcher Unterhandlungen mit dem ſpaniſchen General Morillo zu Angoſtura erſchoſſen worden war, ſchloß er ſich an den General Bolivar an, unter deſſen Befehlen er dem für die ſüdamerikaniſ[illegible]ndenten rühmlichen Feld-

uge in Neugranada beiwohnte. Nach der Schlacht von Boyaca (s. d.), im 7. Aug. 1819, befand er sich unter den Abgeordneten, welche mit dem General Morillo in Unterhandlungen treten sollten, die jedoch zu keinem Resultate führten. Noch in demselben Jahre erhielt er den Befehl über ein in der Eile errichtetes Armeecorps (in welchem auch Engländer und Deutsche dienten), welches bestimmt war die Truppen des Vicekönigs Simano zu verfolgen, der bereits am 9. Aug. (den Tag vor der Einrückung Bolivar's) die Hauptstadt Santa Fé verlassen und sich südlich gegen die Anden gewendet hatte. Getrennt von Bolivar, focht er in den Jahren 1820 und 1821 mit abwechselndem Glücke gegen einzelne spanische Corps und vereinigte sich erst Ende 1821 zu Guayaquil mit den peruanischen Truppen des Generals Andreas de Santa Cruz. So verstärkt rückte er wieder gegen Quito vor und nach mehreren Gefechten im Monat April (den 19. bei Pasto, den 27. bei Rio bamba), in denen er stets die Oberhand behielt, trug er hierdurch wesentlich dazu bei, die Bewegungen des Generals Bolivar zu unterstützen, welcher auch, nachdem S. die Spanier am 24. Mai nochmals geschlagen, den 8. Juni Quito besetzte, wodurch der Befreiungsarmee der Weg von Columbia nach Peru eröffnet wurde. Im März 1823 sendete Bolivar, welchen Peru um Unterstützung gegen die spanischen Truppen gebeten hatte, den General S. mit 4000 Mann nach Peru; im April rückte er in Lima ein und nahm als Bevollmächtigter Bolivar's thätigen Antheil an den Staatsgeschäften. Indeß herrschte bei den Operationen der Peruaner weder Einheit noch strategischer Zusammenhang, die Truppen konnten aus Mangel an Geld nicht bezahlt werden, und es brachen Meutereien aus, was der spanische General Canterac benutzte und mit 7—8000 M. abermals gegen Lima vordrang. Die Regierung wurde nach dem Hafen Callao verlegt und dem General S. die Militairdictatur übertragen. Nachdem er von der Regierung in Chile 4000 M. Verstärkung erhalten, säumte er nicht die erhaltene Macht in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen. Eine seiner Divisionen griff unerwartet die Spanier unter Valdez bei Spita in der Provinz Arequipa an und nöthigte selbige, sich auf das Hauptcorps des Generals Laserna zurückzuziehen. Der peruanische General Santa Cruz vervollständigte jenen Sieg durch einen kühnen Angriff auf die Truppen des Generals Laserna, wodurch General Canterac genöthigt wurde, Lima wieder zu räumen. S. und Santa Cruz verfolgten die Spanier durch den Engpaß zwischen dem Chaquinitossee und dem Andengebirge bis zu den höchsten Puncten dieses Gebirges. Ende 1823 hatte Bolivar die Regierung in Lima wieder übernommen, mußte aber die Stadt abermals räumen. Die republikanischen Hilfstruppen wurden stets schlecht bezahlt und erhielten oft Monate lang keinen Sold. In Folge dessen empörte sich die Besatzung im Fort Callao, befreite die im Castel gefangenen spanischen Officiere (den 5. Febr. 1824), ernannte den spanischen Obersten Casa Irujo zum Commandanten von Callao und benachrichtigte hiervon den zu Pisco stehenden General Rodil, welcher schnell mit 1500 M. herbeieilte. Die Uebergabe von Callao zwang die republikanische Regierung, Lima, wo nur 1500 M. unter dem General Nicochea in Besatzung standen, am 27. Febr. zu verlassen. Gleichzeitig ging der Marquis Torre Tagle, der längst eifersüchtig auf das Ansehen Bolivar's war, zu den Spaniern über, wodurch die Verwirrung in Peru den höchsten Grad erreichte. Die Uneinigkeit unter den spanischen Feldherren Valdez und Olaneta gestattete indessen Bolivar im Frühling 1824 sein Heer wieder zweckmäßig zu organisiren. Er hatte bei Truxillo 12,000 M. Infanterie und 2000 Reiter versammelt. Unter ihm

befehligte der General Nicochea; das Commando der Infanterie erhielt General S. Zur nachdrücklichen Führung des Krieges decretirte im Monat April der Congreß von Columbien eine Aushebung von 50,000 M. Bolivar brach Ende April mit 10,000 M. von Truxillo auf, um den General Canterac anzugreifen, während S. eine feste Stellung in dem Andengebirge nehmen mußte, theils um die Verbindung mit Columbien zu decken, theils die aus Panama erwarteten Verstärkungen an sich zu ziehen. Während Bolivar nach dem glücklichen Gefechte bei Junin (den 6. Aug. 1824) sich wieder nach Lima wendete und dem General S. den Oberbefehl übertrug, ermüdete dieser seine Gegner durch geschickte Hin- und Hermärsche auf das Aeußerste, wobei er stets darauf Bedacht nahm, den Rückzug nach der Küste hin, wo seine Reserve unter General Lara stand, offen zu behalten. Unter diesen Hin- und Hermärschen kam der December heran, ohne daß etwas Entscheidendes vorgefallen wäre. Laserna, Valdez und Canterac hatten sich vereinigt und standen bei Guamanga, 40 Meilen südöstlich von Lima. S. und General Miller waren im Rücken der Spanier auf dem Wege von Avancay nach Cuzko vorgedrungen, worauf jene den Pampafluß überschritten, obschon sich S. an der Brücke von Bepucos mit seiner Armee aufgestellt hatte. Der spanische General Laserna wich ihm aber aus und zwang ihn dagegen am Abend des 3. Dec., unter sehr ungünstigen Umständen, unweit des Fleckens Matara ein Gefecht anzunehmen, welches so unglücklich ausfiel, daß er außer 500 M. an Todten und Verwundeten fast sein ganzes Feldgeschütz nebst dem Gepäck verlor. Inzwischen gelang es doch dem General S., die Ebene zwischen Auduahilas und Uripe zu gewinnen, wo er auf der Pampa Ayacucho, von den Spaniern Todtenfeld, Rincon de los muertos, genannt, eine concentrirte Stellung nahm und den Spaniern abermals eine Schlacht anbot (den 9. Dec. [s. Ayacucho.]). Diese Schlacht entschied die Befreiung von Südamerika und auf Bolivar's Befehl ward auf dem Schlachtfelde zum Andenken des vom ganzen amerikanischen Festlande gefeierten Tages eine Triumphsäule mit den Namen der Corps, die hier gefochten, und mit dem Brustbilde des Generals S. errichtet. Dieser rückte hierauf in Cuzko ein, begab sich im Frühjahr 1825 nach Chuquisaca, der Hauptstadt von Oberperu, ward zum Großmarschall von Ayacucho ernannt, wurde von Oberperu zum Präsidenten auf Lebenszeit erwählt und widmete sich der Verwaltung mit großer Energie. Allein gerade dieß fand wenig Beifall und die noch im Lande befindlichen Altspanier suchten den Haß gegen die neue Ordnung der Dinge und besonders deren Schöpfer nach Kräften anzufachen. Von Oberperu aus, wo die spanische Partei am zahlreichsten war, wurde Aufruhr und Empörung überall angezettelt. Diese Aufforderungen blieben nicht ohne Erfolg und dem in la Paz stehenden Oberstlieutenant Guerra gelang es, das Regiment Bogota nebst einem Schützenbataillon für seine aufrührerischen Pläne zu gewinnen. In Verbindung mit den Bewohnern von la Paz erklärten diese Truppen (zu Anfang des Jahres 1828), nach Columbien ziehen und Bolivar stürzen zu wollen. Die Officiere, welche den Aufstand zu unterdrücken suchten, wurden gefangen genommen und Guerra trat an die Spitze der Empörer. Inzwischen eilte S. von der 45 Meilen entfernten Hauptstadt Chuquisaca herbei, gewann durch Auszahlung des rückständigen Soldes die Reiterei, überfiel mit dieser das Fußvolk und hieb in einem mörderischen Gefechte einen großen Theil der Aufrührer nieder. Guerra schlug sich jedoch mit einigen hundert Mann durch und eilte nach St. Andrea an der Grenze von Peru, wo er den zu Tacna befehligenden peruanischen General Gamarra um Hilfe bat. Unterdessen hatten die

Aufwiegler die Entfernung der beſten Truppen von der Hauptſtadt benutzt, um auch dort (im Monat April) Soldaten und Bürger gegen die Regierung aufzureizen. Als daher S. zurückkehrte, verweigerte man ihm den Einlaß mit den Waffen in der Hand, bei welcher Gelegenheit der General verwundet ward. In Folge dieſer Wunde, die ſich ſo verſchlimmerte, daß der Arm abgenommen werden mußte, konnte S. längere Zeit keinen Theil an den Ereigniſſen nehmen und entſchloß ſich ſelbſt, das öffentliche Leben ganz zu verlaſſen, trat aber doch, als er wieder hergeſtellt, aus Anhänglichkeit für Bolivar ſeinen Poſten wieder an. Von Peru aus, wo die altſpaniſche Partei noch immer den größten Einfluß ausübte, war indeſſen ein neues, 7700 Mann ſtarkes, aber aus ſchlechten und ungeübten Truppen beſtehendes Heer unter Lamar's Oberbefehl ins columbiſche Gebiet gefallen. S. mußte wegen zu großer Schwäche, den ihm angetragenen Oberbefehl einſtweilen dem General Torres übertragen, welcher auch am 26. Febr. 1829 die Peruaner bei Tarqui unweit Naranja mit einem Verluſte von 3000 Mann in die Flucht ſchlug, worauf im Lager zu Giron ein Präliminarfriede in 11 Artikeln abgeſchloſſen wurde, welchen S. am 1. März genehmigte. Als aber die Peruaner einige Verſtärkungen erhalten, zeigten ſie ſich nicht geneigt den Artikel des Tractats zu erfüllen, welcher ſie verpflichtete, binnen 20 Tagen den Hafen Guayaquil zu räumen. Nun rückte S. mit der columbiſchen Südarmee gegen Guayaquil vor und General Flores nahm mit ſeinen Truppen eine Stellung, wodurch die Communication mit dem Innern geſichert und zugleich Guayaquil bedroht wurde. Der Krieg kam jedoch nicht zum Ausbruche, da der Präſident Lamar abdankte und Gamarra an deſſen Stelle trat, welcher den Präliminarfrieden vom 1. März in allen Puncten beſtätigte. Inzwiſchen hatte ſich in Columbien ſelbſt eine Partei gegen Bolivar erhoben, weßhalb dieſer ſich zurückziehen wollte, doch von ſeinem Freunde S., welcher im Januar 1830 zum Präſidenten des Congreſſes zu Bogota erwählt worden war, davon abgehalten wurde. Nach langen Verhandlungen, bei denen S. den Vorſitz hatte, machte der Congreß am 12. Febr. 1830 die Grundlagen der neuen Conſtitution bekannt, und ſandte zur Beſeitigung der mit Venezuela obwaltenden Streitigkeiten drei Commiſſarien, unter denen der General S. war, nach Valencia, wo ſich am 8. April der Congreß von Venezuela verſammeln ſollte. Allein die Commiſſarien kehrten unverrichteter Sache zurück, und ſo verſöhnende Maßregeln der Congreß auch decretirte, ſo ſcheiterten dieſe doch alle an der fanatiſchen Wuth der ultrademocratiſchen Partei.

Die Nachrichten von dieſer Stimmung erhielt Bolivar im Städtchen Turbaco (drei Meilen von Cartagena), wo auch bald ſeine alten Freunde S., Silva und Montilla eintrafen. Von den angeſehenſten Bürgern eingeladen begab ſich Bolivar nach Cartagena, um von dort aus noch einen Verſuch zu Wiederherſtellung ſeines Anſehens einzuleiten, einen Verſuch, welchen General S. mit dem Leben bezahlen ſollte. Er ſandte dieſen ſeinen geprüften Freund mit dem allerdings ſchwierigen Auftrage in die ſüdlichen Provinzen — wo S. von langer Zeit her bedeutende Verbindungen hatte — um dort das alte Regiment wieder herzuſtellen; doch der berühmte Sieger von Ayacucho ward von Meuchelmördern, die wahrſcheinlich von Bolivar's erbittertſtem Feinde, Ovando, abgeſandt, im Gehölze von Borucas unweit Paſtos erſchoſſen. Man fand dort ſeinen Leichnam von fünf Kugeln durchbohrt, neben ihm ſein gleichfalls durch mehrere Schüſſe getödtetes Maulthier. Er fiel in der Blüthe ſeiner Jahre als ein Opfer der Freundſchaft und Ergebenheit für ſeinen Feldherrn. Mehr Soldat als

Staatsmann hatte er sich durch ein humanes Benehmen vorzugsweise die unbegrenzte Liebe seiner Truppen zu erwerben gewußt. (Vergl. Venturini Chronik des 19. Jahrhunderts. — Columbus, Zeitschrift herausgeg. v. Dr Röding. — Allgemeine Zeitung.)

Gtz.

Süd oder Mittag, heißt die Weltgegend, welche dem Norden entgegengesetzt ist. Wenn wir uns Mittags 12 Uhr mit dem Gesicht gegen die Sonne stellen, so sehen wir nach Süden und unser Schatten fällt nach Norden. Der Südpunct ist von jeder der Nebengegenden Ost und West 90° entfernt. 45° von Süd gegen Ost liegt Südost und eben so viel von S. gegen West liegt Südwest.

M. S.

Suffren, Saint-Tropez, Peter Anton de, einer der größten Seehelden Frankreichs, war am 13. Juli 1726 zu Saint-Cannat in der Provence geb. und stammte aus einer alten adeligen Familie. Nach Vollendung seiner Studien ward S., um in den Seedienst zu treten, nach Toulon geschickt, wo er 1743 sich auf dem Kriegsschiffe le Solide als Garde Marine einschiffte. Hier fand er, bei dem damaligen Kriege mit England, bald Gelegenheit, sich mit den Gefahren seines neuen Standes bekannt und vertraut zu machen und sich so auszuzeichnen, daß er bereits 1748 zum Schiffsfähnrich ernannt wurde. In einem Gefecht auf der Höhe von Belle-Isle, gegen den engl. Admiral Hawk, ward das Linienschiff le Monarque, auf welchem sich S. befand, genöthigt, die Segel zu streichen und er nach England geführt, von wo ihm jedoch der Aachener Friede schon im October seine Freiheit wieder verschaffte. Diese und die nun folgende Ruhe benutzte er, um nach Malta zu gehen, dort in den Johanniterorden zu treten und in den Friedensjahren bis 1754 an mehreren Zügen gegen die Seeräuber des mittelländischen Meeres Theil zu nehmen. 1755 war er auf der Flotte, welche von Brest nach Canada abgesendet wurde, ward jedoch von derselben durch einen Zufall getrennt und nun der zweiten franz. Flotte zugetheilt, welche unter dem Marq. de la Galissonière bestimmt war, die vom Marschall Richelieu commandirte Belagerung von Mahon auf der Insel Minorca zu decken. Diese Unternehmung glückte den Franzosen hauptsächlich durch den glücklichen Erfolg eines Seetreffens beim Fort St. Philipp am 20. Mai 1756, in welchem der engl. Admiral F. Byng geschlagen wurde. Nachdem S. auf verschiedenen Schiffen gedient hatte, war er im August 1759 auf dem Linienschiff Ocean, welches zu der unter Admiral de la Clue von Toulon auslaufenden und nach Amerika bestimmten Flotte gehörte. Mit diesem Schiffe focht er in der für die Franzosen so unglücklichen Schlacht bei Lagos, am 18. Aug. (s. d.) gegen die Engländer und hatte zum zweiten Male das Unglück, ihr Gefangener zu werden. Bereits im October ward er aus der Gefangenschaft entlassen, jedoch bis zum Frieden von Fontainebleau nicht wieder verwendet und erst 1764 als Commandant der Schebecke Kamäleon mit dem Schutz der Handelsschiffe im mittelländischen Meere beauftragt. In dieser Anstellung und später als Commandant der Singe, unter dem Admiral Duchaffaut Theil an der Expedition gegen Larasch nehmend, hatte er mehrfache Gelegenheit sich auszuzeichnen und ward deßhalb 1767 zum Fregattenkapitain ernannt und der Flotte des Admirals Breugnon zugetheilt, welcher den Kaiser von Marocco zum Frieden zwang. Vier Jahre Aufenthalt in Malta und mehrere Züge gegen die Barbaresken auf den Galeeren der Ritter verschafften ihm den Grad eines Commandeurs, worauf er auch in Frankreich durch die Ernennung zum wirklichen Schiffs-

Kapitain eine Anerkennung seiner Verdienste fand, 1772. Als Commandant des Linienschiffs Fantasque gehörte er zu der Flotte, welche unter dem Viceadmiral d'Estaing (s. d.) 1778 den Amerikanern gegen die Engländer zu Hilfe geschickt wurde. Hier übernahm er im Treffen bei Newport zum ersten Male das selbstständige Commando eines Geschwaders und war so glücklich 5 engl. Fregatten auf den Strand zu jagen und zu verbrennen. In der Schlacht bei Grenada, am 6. Juli 1779, war der Fantasque bei der Avantgarde und trug durch seine kühnen und berechneten Bewegungen zum Siege bei. S. erhielt, nachdem die Flotte im Nov. 1779 nach Frankreich zurückgekehrt, das Commando des leichten Geschwaders der vereinigten franz. span. Flotte, welche unter dem Oberbefehl des span. Admirals Cordova stand, und war so glücklich, am 9. Aug. 1780 am Cap St. Vincent 12 engl. Kauffahrer aus einer großen englisch-ostindischen Flotte wegführen zu können. Bald eröffnete sich ihm jedoch in dem südlichen Meere ein größerer Wirkungskreis. Mit 5 Linienschiffen und 2 Fregatten ward er beauftragt, das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches die Engländer bedrohten, zu decken und verließ am 22. März 1781 Brest gleichzeitig mit dem Admiral Grasse (s. d.), welcher eine Flotte nach den Antillen führte. Es gelang ihm auch das Cap vor der engl. Flotte zu erreichen und es mit Truppen zu versehen, obschon ein unterwegs von ihm am 16. April in der Bai von Praga, auf einer der Inseln des grünen Vorgebirges, versuchter Angriff auf dieselbe nicht geglückt war. In dem Hafen von Isle de France ward das Geschwader wieder in Stand gesetzt, und vereinigte sich daselbst mit einem andern Geschwader unter dem Admiral d'Orves, nach dessen am 9. Febr. 1782 erfolgtem Tode der Commandeur Suffren den Befehl über die nun 11 Linien und 6 kleinere Schiffe starke Flotte selbst übernahm. Mit dieser bedrohte er Madras, focht gegen den engl. Admiral Hughes am 19. Febr. bei Sadras und landete am 23. zu Ponto-Nove, wo er mit den Abgeordneten Hyder-Ali's im Namen der Krone Frankreichs einen Vertrag abschloß, welcher die Bedingungen, unter welchen ein franz. Corps diesem Fürsten beistehen sollte, feststellte. S. bekämpfte mit abwechselndem Glücke den Admiral Hughes bei Provedien am 12. April und bei Negapatam am 6. Juli, traf darauf am 26. Juli persönlich mit Hyder-Ali unweit Goudelour zusammen und erhielt am 21. Aug. aus Europa die Nachricht, daß der Großmeister der Malteser ihm die Würde eines Bailli ertheilt habe. In 5 Tagen, vom 26. — 30. Aug., gelang es ihm die wichtige Hafenfestung Trinkonomale und das Fort Ostemburg zu erobern. Admiral Hughes erschien jedoch bereits am 2. Sept. mit einer engl. Flotte in der Bai von Trinkonomale, von dessen Eroberung durch die Franzosen er noch nichts wußte, und veranlaßte den muthigen S. auszulaufen und ihn anzugreifen, ein Unternehmen, welches durch die geringe Beweglichkeit der franz. Schiffe und die Unfähigkeit mehrerer Schiffskapitaine gänzlich mißlang und den Franzosen mehr Schaden brachte, als den Engländern, obwohl diese nach Madras zurücksegelten. Dagegen war S. so glücklich, im October Goudelour vor Ankunft eines engl. Belagerungsheeres zu erreichen und zu beschützen, worauf er nach Achem auf der Insel Sumatra segelte, um dort zu überwintern, ein Versuch, der für die Franzosen, die bis dahin im Winter stets nach Isle de France zurückgekehrt waren, von großer Wichtigkeit und Nutzen bringend war. Noch im Octbr. war es ihm möglich wieder in See zu gehen und verstärkt durch 3 Linienschiffe und 1 Fregatte, welche aus Frankreich einen Transport Landtruppen unter Marquis de Bussy nach Ostindien eskortirt hatten, glückte es ihm Trinkonomale wieder zu er-

Staatsmann hatte er ſich durch ein humanes Benehmen vorzugsweiſe die unbegrenzte Liebe ſeiner Truppen zu erwerben gewußt. (Vergl. Venturini Chronik des 19. Jahrhunderts. — Columbus, Zeitſchrift herausgeg. v. Dr Röding. — Allgemeine Zeitung.)

Gtz.

Süd oder Mittag, heißt die Weltgegend, welche dem Norden entgegengeſetzt iſt. Wenn wir uns Mittags 12 Uhr mit dem Geſicht gegen die Sonne ſtellen, ſo ſehen wir nach Süden und unſer Schatten fällt nach Norden. Der Südpunct iſt von jeder der Nebengegenden Oſt und Weſt 90° entfernt. 45° von Süd gegen Oſt liegt Südoſt und eben ſo viel von S. gegen Weſt liegt Südweſt.

M. S.

Suffren, Saint-Tropez, Peter Anton de, einer der größten Seehelden Frankreichs, war am 13. Juli 1726 zu Saint-Cannat in der Provence geb. und ſtammte aus einer alten adeligen Familie. Nach Vollendung ſeiner Studien ward S., um in den Seedienſt zu treten, nach Toulon geſchickt, wo er 1743 ſich auf dem Kriegsſchiffe le Solide als Garde Marine einſchiffte. Hier fand er, bei dem damaligen Kriege mit England, bald Gelegenheit, ſich mit den Gefahren ſeines neuen Standes bekannt und vertraut zu machen und ſich ſo auszuzeichnen, daß er bereits 1748 zum Schiffsfähnrich ernannt wurde. In einem Gefecht auf der Höhe von Belle-Isle, gegen den engl. Admiral Hawk, ward das Linienſchiff le Monarque, auf welchem ſich S. befand, genöthigt, die Segel zu ſtreichen und er nach England geführt, von wo ihm jedoch der Aachener Friede ſchon im October ſeine Freiheit wieder verſchaffte. Dieſe und die nun folgende Ruhe benutzte er, um nach Malta zu gehen, dort in den Johanniterorden zu treten und in den Friedensjahren bis 1754 an mehreren Zügen gegen die Seeräuber des mittelländiſchen Meeres Theil zu nehmen. 1755 war er auf der Flotte, welche von Breſt nach Canada abgeſendet wurde, ward jedoch von derſelben durch einen Zufall getrennt und nun der zweiten franz. Flotte zugetheilt, welche unter dem Marq. de la Galiſſonière beſtimmt war, die vom Marſchall Richelieu commandirte Belagerung von Mahon auf der Inſel Minorca zu decken. Dieſe Unternehmung glückte den Franzoſen hauptſächlich durch den glücklichen Erfolg eines Seetreffens beim Fort St. Philipp am 20. Mai 1756, in welchem der engl. Admiral F. Byng geſchlagen wurde. Nachdem S. auf verſchiedenen Schiffen gedient hatte, war er im August 1759 auf dem Linienſchiff Ocean, welches zu der unter Admiral de la Clue von Toulon auslaufenden und nach Amerika beſtimmten Flotte gehörte. Mit dieſem Schiffe focht er in der für die Franzoſen ſo unglücklichen Schlacht bei Lagos, am 18. Aug. (ſ. d.) gegen die Engländer und hatte zum zweiten Male das Unglück, ihr Gefangener zu werden. Bereits im October ward er aus der Gefangenſchaft entlaſſen, jedoch bis zum Frieden von Fontainebleau nicht wieder verwendet und erſt 1764 als Commandant der Schebecke Kamäleon mit dem Schutz der Handelsſchiffe im mittelländiſchen Meere beauftragt. In dieſer Anſtellung und ſpäter als Commandant des Singe, unter dem Admiral Duchaffaut Theil an der Expedition gegen Larraſch nehmend, hatte er mehrfache Gelegenheit ſich auszuzeichnen und ward deßhalb 1767 zum Fregattenkapitain ernannt und der Flotte des Admirals Breugnon zugetheilt, welcher den Kaiſer von Marocco zum Frieden zwang. Vier Jahre Aufenthalt in Malta und mehrere Züge gegen die Barbareskken auf den Galeeren der Ritter verſchafften ihm den Grad eines Commandeurs, worauf er auch in Frankreich durch die Ernennung zum wirklichen Schiffs-

kapitain eine Anerkennung seiner Verdienste fand, 1772. Als Commandant des Linienschiffs Fantasque gehörte er zu der Flotte, welche unter dem Viceadmiral d'Estaing (s. d.) 1778 den Amerikanern gegen die Engländer zu Hilfe geschickt wurde. Hier übernahm er im Treffen bei Newport zum ersten Male das selbstständige Commando eines Geschwaders und war so glücklich 5 engl. Fregatten auf den Strand zu jagen und zu verbrennen. In der Schlacht bei Grenada, am 6. Juli 1779, war der Fantasque bei der Avantgarde und trug durch seine kühnen und berechneten Bewegungen zum Siege bei. S. erhielt, nachdem die Flotte im Nov. 1779 nach Frankreich zurückgekehrt, das Commando des leichten Geschwaders der vereinigten franz. span. Flotte, welche unter dem Oberbefehl des span. Admirals Cordova stand, und war so glücklich, am 9. Aug. 1780 am Cap St. Vincent 12 engl. Kauffahrer aus einer großen englisch-ostindischen Flotte wegführen zu können. Bald eröffnete sich ihm jedoch in dem südlichen Meere ein größerer Wirkungskreis. Mit 5 Linienschiffen und 2 Fregatten ward er beauftragt, das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches die Engländer bedrohten, zu decken und verließ am 22. März 1781 Brest gleichzeitig mit dem Admiral Grasse (s. d.), welcher eine Flotte nach den Antillen führte. Es gelang ihm auch das Cap vor der engl. Flotte zu erreichen und es mit Truppen zu versehen, obschon ein unterwegs von ihm am 16. April in der Bai von Praga, auf einer der Inseln des grünen Vorgebirges, versuchter Angriff auf dieselbe nicht geglückt war. In dem Hafen von Isle de France ward das Geschwader wieder in Stand gesetzt, und vereinigte sich daselbst mit einem andern Geschwader unter dem Admiral d'Orves, nach dessen am 9. Febr. 1782 erfolgtem Tode der Commandeur Suffren den Befehl über die nun 11 Linien und 6 kleinere Schiffe starke Flotte selbst übernahm. Mit dieser bedrohte er Madras, focht gegen den engl. Admiral Hughes am 19. Febr. bei Sadras und landete am 23. zu Ponto-Nove, wo er mit den Abgeordneten Hyder-Ali's im Namen der Krone Frankreichs einen Vertrag abschloß, welcher die Bedingungen, unter welchen ein franz. Corps diesem Fürsten beistehen sollte, feststellte. S. bekämpfte mit abwechselndem Glücke den Admiral Hughes bei Provedien am 12. April und bei Negapatam am 6. Juli, traf darauf am 26. Juli persönlich mit Hyder-Ali unweit Goudelour zusammen und erhielt am 21. Aug. aus Europa die Nachricht, daß der Großmeister der Malteser ihm die Würde eines Bailli ertheilt habe. In 5 Tagen, vom 26. — 30. Aug., gelang es ihm die wichtige Hafenfestung Trinkonomale und das Fort Ostenburg zu erobern. Admiral Hughes erschien jedoch bereits am 2. Sept. mit einer engl. Flotte in der Bai von Trinkonomale, von dessen Eroberung durch die Franzosen er noch nichts wußte, und veranlaßte den muthigen S. auszulaufen und ihn anzugreifen, ein Unternehmen, welches durch die geringe Beweglichkeit der franz. Schiffe und die Unfähigkeit mehrerer Schiffskapitaine gänzlich mißlang und den Franzosen mehr Schaden brachte, als den Engländern, obwohl diese nach Madras zurücksegelten. Dagegen war S. so glücklich, im October Goudelour vor Ankunft eines engl. Belagerungsheeres zu erreichen und zu beschützen, worauf er nach Achem auf der Insel Sumatra segelte, um dort zu überwintern, ein Versuch, der für die Franzosen, die bis dahin im Winter stets nach Isle de France zurückgekehrt waren, von großer Wichtigkeit und Nutzen bringend war. Noch im Dcbr. war es ihm möglich wieder in See zu gehen und verstärkt durch 3 Linienschiffe und 1 Fregatte, welche aus Frankreich einen Transport Landtruppen unter Marquis de Bussy nach *Ostindien eskortirt hatten*, glückte es ihm Trinkonomale wieder zu er-

reichen, ohne von der bedeutend zahlreicheren engl. Flotte eingeholt zu werden. Dort blieb er jedoch nicht lange, sondern zwang durch geschickte Manöver den Admiral Hughes die Blokade von Goudelour aufzugeben und schlug sich am 20. Juni mit vielem Glücke mit der engl. Flotte, welche abermals nach Madras zurückging. Auch von der Landseite wurde Goudelour nun weniger von den Engländern bedrängt und Suffren war so zum zweiten Male dessen Retter. Der Friede zu Versailles, 9. Febr. 1783, in welchem die Nachricht bereits Ende Juni nach Ostindien kam, beendigte daselbst die Feindseligkeiten und S. erhielt den Befehl, nach Europa zurückzukehren. Am 26. März 1784 lief er wieder im Hafen von Toulon ein und ward vom Volke und später in Versailles vom Hofe mit der größten Auszeichnung empfangen. Ludwig XVI. ernannte ihn zum Viceadmiral und zum Ritter sämmtlicher französischer Orden. — Als im October 1787 einige Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und England den Ausbruch eines Krieges erwarten ließen, ward Viceadm. S. zum Commandanten einer in Brest zu versammelnden Flotte ernannt. Kränklichkeit verhinderte ihn jedoch diesen Posten zu übernehmen und nach vielfältigen Leiden verschied er am 8. December 1788 zu Paris. S. verband mit großer Lebendigkeit eine außerordentliche Geistesgegenwart und Ruhe im Gefecht, war persönlich bis zur Tollkühnheit tapfer und gegen seine Untergebenen unbeugsam streng, wenn er sie der Nachlässigkeit oder der Feigheit beschuldigen konnte. (Vergl. Trublet: Histoire de la Campagne de Suffren. — Hennequin, essai historique sur la vie etc. du bailli de Suffren. Paris 1824. — Biographie maritime, par Hennequin. Paris 1836.)

E.

Suhlingen, Dorf in der Grafschaft Hoya im Königreich Hannover. Convention vom 3. Juni 1803.

Der nach einem langen Kriege zwischen Frankreich und England 1802 geschlossene Friede zu Amiens (s. d.) war von keiner Seite aufrichtig gemeint und das Feuer glomm unter der Asche fort. Besonders in England machte die Niedergeschlagenheit, welche noch kurz vorher den Untergang des Staats nur durch einen übereilten Frieden abzuwehren gewußt hatte, einer Stimmung Platz, die zur Rettung des bedrohten Vaterlands nicht schnell genug Krieg bekommen zu können glaubte. Die eifrig betriebene Herstellung der französischen Seemacht und mancherlei Truppenbewegungen an den französischen Küsten erschienen nun als unmittelbare Kriegsrüstungen, und nachdem bei dem Abschlusse des Friedens zu Amiens das Schicksal der Länder Piemont und Parma, die Verhältnisse Bataviens und der Schweiz zu Frankreich unerwähnt und unbestimmt geblieben waren, erwachte England bei dem Anblicke der willkürlichen Verfügungen, welche sich der erste Consul Bonaparte in Beziehung auf diese Länder erlaubte, zu dem Gefühle des Einflusses, der ihm bei Entscheidung der Angelegenheiten von Europa gebühre. Bonaparte hingegen meinte, daß ihm Alles Preiß gegeben sei, was kein ausdrücklicher Friedenspunct seiner Willkür entziehe und wies Englands Einsprüche mit Bestimmtheit zurück. Unter solchen Verhältnissen glaubte das englische Ministerium die im Frieden zugesagte Räumung der Insel Malta nicht erfüllen zu dürfen, ohne Gefahr zu laufen, daß sich der Consul dieser Insel abermals durch einen Gewaltstreich bemächtige. Diese Zögerung führte heftige Ausfälle des französischen officiellen Regierungsblattes in Gestalt förmlicher Herausforderungen herbei, so daß bereits am 8. März 1803 eine königliche Botschaft dem Parlamente anzeigte, daß man auf kriegerische Vorsichtsmaßregeln [illegible] Am 18. Mai

rfolgte Seiten Englands die Kriegserklärung und Englands Flotten durchkreuzten von Neuem die Meere, nahmen die eben erst geräumten französischen Colonien wieder in Besitz und blokirten Häfen und Küsten. Der erste Consul, welcher England zur See nicht beikommen konnte, beschloß dagegen das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen. Der in Holland stehende General Mortier brach demnach am 26. Mai von Kövorden auf, besetzte die Grafschaft Bentheim und rückte am 30. Mai in Osnabrück ein. Die hannöversche Armee, unter dem General Grafen Wallmoden, zog sich zurück und trat mit dem französischen General in Unterhandlungen. Mortier verlangte unbedingte Ergebung, wobei selbst ein Waffenstillstand nicht zugestanden wurde. Die Bevollmächtigten begaben sich daher, während die feindliche Armee noch weiter vorrückte, schleunig nach Hannover zurück, von wo sie bald mit unbedingter Vollmacht in das unterdessen bis Suhlingen vorgerückte französische Hauptquartier zurückkehrten und unterzeichneten am 3. Juni eine Convention, die den größten Theil der hannöverschen Lände der französischen Herrschaft überließ und die hannöverschen Truppen zur Unthätigkeit verurtheilte. Die Hauptpuncte derselben waren: Land und Festungen werden von der französischen Armee besetzt; die hannöverschen Truppen ziehen sich hinter die Elbe zurück, verpflichten sich nicht gegen Frankreich zu dienen und werden dieses Eides nicht eher entbunden, als bis sie gegen eben so viele Generale, Officiere, Unterofficiere, Soldaten und Matrosen ausgewechselt werden, welche sich etwa in englischer Gefangenschaft befinden möchten. Kein hannöverscher Soldat darf den ihm angewiesenen Aufenthaltsort ohne Vorwissen des französischen Obergenerals verlassen. Die hannöversche Armee zieht mit allen Kriegsehren ab und nimmt ihre Feldstücke mit. Die übrige Artillerie, Pulver und Munitionsvorräthe aller Art werden der Disposition der französischen Armee überlassen. Alle englische Militairpersonen sollen als Gefangene nach Frankreich geführt werden. Der Obergeneral behält sich vor, in dem Gouvernement und den kurfürstlichen Behörden jede ihm dienlich scheinende Veränderung zu treffen. Die französische Reiterei soll auf hannöversche Kosten beritten gemacht werden; auch hat das Kurfürstenthum für Sold, Kleidung und Unterhalt der französischen Armee zu sorgen. Personen und Eigenthum, so wie die Familien der hannöverschen Officiere sollen unter dem Schutze der französischen Rechtschaffenheit stehen. Alle Einkünfte des Landes, sowohl aus den Domainen als öffentlichen Abgaben, sollen zur Verfügung des französischen Gouvernements sein, doch wird man die bisher eingegangenen Verbindlichkeiten achten. Die bisherige Regierung des Kurfürstenthums hat sich aller Machtausübung in dem von den französischen Truppen besetzten Lande zu enthalten. Der Obergeneral wird alle zum Bedürfniß der Armee nöthigen Contributionen erheben ꝛc.

Hierauf gingen die hannöverschen Truppen über Lüneburg nach der Elbe und die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße nach, so daß sie schon den 4. Juni in Hannover, den 6. in Celle und den 9. in Lüneburg waren. Als jedoch das englische Cabinet diese Convention nicht genehmigte, wurde am 5. Juli zwischen dem Grafen Wallmoden und dem Obergeneral Mortier eine zweite Convention abgeschlossen, zu Folge welcher die hannöversche Armee, noch 7000 Mann stark, entwaffnet und aufgelöst wurde; die Officiere erhielten einstweilen halben Gehalt. Vermöge dieser Conventionen hatte Frankreich mit einer Armee von 20,000 Mann in kurzer Zeit einen deutschen Staat von 570 □Meilen mit 1 Million Einwohnern und 4 Millionen Thaler Einkünfte besetzt. — Die gemachte Beute betrug 500 Kanonen, 400,000 Pfund Pulver, 3 Millionen Patronen, 40,000 Ge-

wehre, 4000 Pferde und noch eine große Anzahl Kriegsgeräthschaften. (Aus Bredow: Chronik des 19. Jahrhunderts 1803. — Die Weltgeschichte 12. Theil v. K. A. Menzel.)

Gtz.

Sumpf unterscheidet sich vom Moraſt (ſ. d.) hauptſächlich darin, daß er durch den Einfluß der Witterung nie austrocknet; auch iſt das Sumpfwaſſer von ganz beſonderer Art, ſchwer, trübe, mit animaliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen chemiſch verbunden. Am häufigſten findet man die Sümpfe an den Ufern ſolcher Flüſſe, welche mit geringem Gefäll große Ebenen durchlaufen, ferner auf großen, wenig geneigten und waldbedeckten Ebenen. Die Beſchaffenheit der Sümpfe iſt niemals ganz gleichartig; an einigen Stellen iſt das Waſſer, an anderen wieder die Erde vorherrſchend; in Sümpfen von großer Ausdehnung findet man ſogar große Strecken mit Wald bedeckt, wie z. B. an Rußlands weſtlicher Grenze. Deſſenungeachtet ſind Sümpfe höchſt ſelten zu paſſiren, ſelbſt nicht bei hartem Froſte, weil das Sumpfwaſſer nicht gefriert. (Vergl. Bruch, Moor und Moraſt.)

Pz.

Suwarow, Peter Alexei Waſiliowitſch, Graf von Suworow-Rimniksky, Fürſt Italinsky, kaiſerlich ruſſiſcher Feldmarſchall und Generaliſſimus, einer der berühmteſten Feldherren Rußlands und durch ſeine Eigenſchaften ausgezeichnet, wurde den 25. Novbr. 1729 (nach einigen 1730) in der Ukraine geboren. Die Familie ſtammt aus Schweden, führte früher den Namen Suwór, lebte aber ſeit 1622 in Rußland. Der Vater des Feldmarſchalls war ebenfalls ein ausgezeichneter Mann, ſtand bei der Kaiſerin Katharina I. in hoher Gunſt und ſtarb als General der Infanterie und Senator. Die Neigung zum Militairſtande erwachte in dem jungen Suwórow ſehr früh; der Vater ließ ihn ſchon als 13jährigen Knaben in die Liſten des Gardegrenadierregiments Semonow eintragen, in welchem er nach 5 Jahren zum Corporal, nach 12 Jahren zum Lieutenant aufrückte, bald nachher aber in ein Feldregiment verſetzt wurde. Es ſcheint, daß Suwórow den größten Theil dieſer Zeit im Hauſe ſeines Vaters zugebracht habe, der ſeiner Erziehung ungewöhnliche Sorgfalt widmete. Das Studium fremder Sprachen (er ſprach und ſchrieb deren ſieben), der Mathematik und Geſchichte wurde mit Eifer betrieben, der Jüngling nächſtdem aber auch an Enthaltſamkeit, Beharrlichkeit, Unerſchrockenheit, Offenheit und Uneigennützigkeit gewöhnt. — Mit ſolchen Eigenſchaften und Vorkenntniſſen ausgerüſtet, betrat Suwórow bald nach Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges ſeine Heldenlaufbahn. In der Schlacht bei Zorndorf (1758) wurde er verwundet, verließ aber dennoch den Kampfplatz nicht, ſammelte vielmehr die Ueberreſte zweier Bataillone, die faſt alle Officiere verloren hatten, und ermunterte ſie durch ſein Beiſpiel zur Ausdauer in dieſem furchtbaren Kampfe. Als der Feldmarſchall Graf Fermor hiervon Kenntniß erhielt, ſagte er: „Entweder wird aus dieſem Officier ein großer General, oder ich kenne die Menſchen nicht.“ Der Schlacht bei Kunnersdorf (1759) wohnte S. als Hauptmann bei, wurde 1760 zum Major befördert, nahm 1761 Theil an der Erſtürmung von Schweidnitz durch Laudon, focht im Dcbr. deſſelben Jahres unter Romanzow vor Colberg, und erſtürmte an der Spitze ſeines Bataillons, obgleich durch Wunden entkräftet, eine Hauptſchanze, wobei er abermals verwundet ward. Zur Belohnung für dieſe Heldenthat wurde S. zum Oberſtlieutenant und Platzmajor in Königsberg ernannt, nach dem Frieden (1763) aber mit Empfehlungsſchreiben zur Kaiſerin Katharina II. nach Petersburg geſendet, welche ihn mit Auszeichnung em-

fing, zum Obersten des astrachanschen Grenadierregiments ernannte und as Patent eigenhändig geschrieben (nicht blos unterschrieben) haben soll. Da die huldvolle Monarchin ihm zu verstehen gab, daß er, um sein Glück n ihrem Hofe zu machen, sich äußerlich durch irgend Etwas auszeichnen üsse, fiel S. auf den sonderbaren Gedanken, eine Art von Hofnarren zu ielen, wodurch er berechtigt wurde, vieles zu sagen und zu thun, was ndere nicht wagen durften. Er stellte sich nun zur Aufgabe, die eiteln nd vornehmen Halbwisser am Hofe der Kaiserin bei jeder Gelegenheit ächerlich zu machen, bewirkte dadurch die Entfernung Vieler, welche verändigeren Männern Platz machen mußten und leistete dem Lande wesentliche Dienste.

Die Erfahrungen, welche Suwórow im siebenjährigen Kriege gemacht atte, erfüllten ihn mit Bewunderung für Friedrich d. Gr., und schon amals hatte er die berühmte Stellung bei Bunzelwitz in allen ihren Einelheiten sorgfältig in Augenschein genommen. Mehr aber noch bewunderte : die kühnen Bewegungen und Angriffe des Königs, so wie dessen Unille bei Kunnersdorf ihm viel Stoff zum Nachdenken gaben. Dieß Alles eranlaßte S., die jetzt eingetretene Friedensruhe zu den gründlichsten krieerischen Studien zu benutzen, und er ging dabei mit solchem Eifer zu Werke, daß er sich gewöhnlich in sein Zimmer schloß, sich krank oder schlaend stellte, um in seinen Arbeiten nicht gestört zu werden. Da ein solcher Fleißeifer von vielen Standesgenossen nicht immer gern gesehen wird, beieb S. seine Studien ganz insgeheim, und affectirte sogar öffentlich eine rt Unwissenheit, vielleicht das beste Mittel, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Als 1768 die polnische Insurrection ausbrach, wurde Oberst Suórow mit einem Truppencorps nach Polen gesendet, und an die Befehle er Generale Apraxin und Fürst Prosorowski gewiesen; er nahm Theil an er Erstürmung von Krakau, überfiel den Grafen Ogínski bei Slonim, hlug den Fürsten Sapieha (bei dessen Corps sich auch der bekannte französische General Dumouriez befand,) bei Landskron, und ging dann in die Gegend von Warschau zurück, um den Grafen Pulawski zu beobachten. Als inzwischen das feste Schloß zu Krakau in die Gewalt der Insurgenten gefallen war, erhielt S. Befehl sich desselben wieder zu bemächtigen, was ihm erst nach dreimonatlicher Belagerung gelang, wobei er einen großen Theil des Geschützes mit unglaublicher Anstrengung bis in das dritte Stock hoher Häuser schaffen ließ, um der Beschießung mehr Nachdruck zu geben. Die außerordentliche Thätigkeit, Energie und Umsicht, welche S. in diesem Kriege an den Tag gelegt hatte, erwarben ihm den Alexanderiewski Orden und den Rang eines Generalmajors.

Der Ausbruch des Krieges mit den Türken (1773) führte S. anfangs an den Kaukasus, später an den Balkan, doch kam er nur, um den schwierigen Rückzug hinter die Donau decken zu helfen. Nach dem Frieden mit der Pforte wurde er mit 5000 Mann gegen die empörten uralischen Völker gesendet, die sich jedoch schon vor seiner Ankunft dem Obersten Michelson unterworfen hatten. S. kehrte hierauf nach Moskau zurück, vermählte sich mit der durch Geist und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Tochter des Fürsten Prosorowski, und erfreute sich endlich, nach sechzehnjährigen Beschwerden eines rastlosen Kriegerlebens, des stillen häuslichen Glücks. — Mit der Beförderung zum Generallieutenant erhielt S. im Jahre 1783 [redacted] Befehl, gegen die von den Türken zum Kriege aufgemunterten [redacted] im Kaukasus zu marschiren, wo er mit den wilden Lesgiern [redacted] *blutigen Kampf zu bestehen hatte*, sie jedoch glücklich bezwang, [redacted]

Wladimirorden belohnt, zum General der Infanterie und Gouverneur der Provinzen ernannt wurde. In dieſer letzteren Eigenſchaft entwickelte S. eine ſeltene Thätigkeit und Geſchicklichkeit, und trug hierdurch viel dazu bei, die Völker in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Als 1787 ein neuer Krieg mit den Türken ausbrach, welche um jeden Preis die Krimm wieder an ſich reißen wollten, erhielt General Suwórow Befehl dieſe Provinz zu vertheidigen. Er wurde in der Schlacht bei Kinburn (ſ. d.) bei einem Angriffe mit der Reiterei durch den Unterleib geſchoſſen, ſank vom Pferde, raffte ſich jedoch wieder auf, ordnete ſeine in Unordnung gekommenen Schaaren, erhielt einen Kartätſchenſchuß in den linken Arm, verließ aber dennoch den Kampfplatz nicht eher, bis der Sieg errungen war, wofür ihm die Kaiſerin in einem eigenhändigen Schreiben dankte. Durch zweckmäßige Küſtenbefeſtigungen ſchützte S. die Halbinſel gegen neue Angriffe und erleichterte den Sieg des Prinzen von Naſſau über den Capudan Paſcha im Juni 1788 in den Gewäſſern von Oczakow (ſ. d.). An der den 17. Dcbr. erfolgenden Erſtürmung dieſer wichtigen Feſtung nahm S. ſehr rühmlichen Antheil. Im nächſten Jahre marſchirte er mit einem Corps in die Moldau, um die Operation der mit Rußland verbündeten Oeſtreicher zu unterſtützen, welche der Prinz von Sachſen-Coburg befehligte. Beide vereinigten ſich bei Adjiud am Tatorsfluſſe, marſchirten gegen Fokſchani (ſ. d.), wo der Serdskier Derwiſch Mehemet im verſchanzten Lager ſtand, der den 1. Auguſt angegriffen und geſchlagen wurde. Durch unruhige Bewegungen der Polen an den Pruth gerufen, wußte S. ihre feindſeligen Abſichten geſchickt zu vereiteln, war aber ſchnell wieder bei der Hand, als Prinz von Coburg im Sptbr. vom Großvezier Rudſchuk Haſſan mit einem überlegenen Angriffe bedroht wurde. Am 21. früh kam S. bei den Oeſtreichern an und entſchied ſich ſofort für den Angriff der Türken. Tags darauf erkämpften die Ruſſen und Oeſtreicher bei Martineſtie (ſ. d.) am Rimnikfluſſe einen glänzenden Sieg, der nur durch die heldenmüthigſte Anſtrengung der beiden im beſten Einverſtändniſſe handelnden Feldherren möglich wurde, die ihre Truppen wiederholt zum Angriffe führten. Die Kaiſerin belohnte den Helden mit dem Ritterkreuz des St. Georgenordens, ſendete ihm einen mit Edelſteinen reich beſetzten Degen und erhob ihn in den Grafenſtand, mit dem ehrenvollen Beinamen Rimnikſky. Auch Kaiſer Joſeph ſendete ihm das Grafendiplom und eine mit ſeinem Bildniſſe verzierte Doſe. Da die Friedensunterhandlungen ſich zerſchlagen hatten und Oeſtreich, nach Joſeph's Tode, eine andere Politik befolgte, erhielt S. Befehl ſich der Feſtung Ismaïl (ſ. d.) zu bemächtigen. Sie wurde den 22. Dcbr. 1790 mit faſt beiſpielloſer Kühnheit erſtürmt, wobei 24,000 Türken niedergeſtochen worden ſein ſollen. S. meldete ſeiner Kaiſerin die Einnahme dieſer wichtigen Feſtung in folgenden Worten:

„Sslawa Bogu, Sslawa wam! d. h. Ehre Gott und Ehre Euch!
Ismaïl wsjat, Suwórow tam!“ Ismaïl iſt genommen und Suwórow drin!

Dem Prinzen von Coburg hingegen ſchrieb er: „Ismaïl iſt in den Händen der Kaiſerin, das blaue Band (der Andreasorden) in den meinigen, die Menſchheit aber in Thränen.“ Nach dem Frieden wurde S. zum Gouverneur von Katharinoslaw, der Krimm und der am Ausfluſſe des Dnieſter eroberten Provinzen ernannt, und blieb einige Jahre in Cherſon, wo er eine gute Küſtenvertheidigung organiſirte, den Hafen zu Kodſchubay graben ließ und wie immer ſehr thätig war. — Bei Ausbruch des Krieges gegen die Polen (1794) erhielt S. den Oberbefehl über die gegen ſie marſchirenden Truppen. Statt der Inſtruction empfing er von der Kaiſerin folgendes Handſchreiben: „Wir

haben so überzeugende Beweise von Euren tiefen Einsichten, Eurer schon so oft erprobten Treue und militairischen Kenntniß, daß wir uns enthalten, Euch zu Eurer Handlungs- und Verfahrungsweise eine Vorschrift zu geben. Reiset, sobald es Euch möglich ist, nach Polen ab, und endiget diesen Krieg zur Ehre und zum Wohle des Vaterlandes." Für einen so thatkräftigen, einsichtsvollen und erfahrnen Feldherrn war das unstreitig die beste Instruction. S. reiste noch in derselben Nacht ab, und traf schon am 1. Sptbr. zu Nimirow in Podolien ein, wo er 30,000 Mann versammelt fand, die er sogleich gegen Warschau aufbrechen ließ. Das erste Gefecht hatte er den 17. Sptbr. mit dem General Sierakowski bei Krupecice zu bestehen; die Polen wurden geschlagen und hatten großen Verlust. Zwei Tage später vernichtete er den verstärkten Rest dieses Corps bei Brzesc-Litowski, blieb aber dann vier Wochen in dieser Gegend, um die Ankunft der verheißenen Verstärkungen zu erwarten. Im October marschirte S. gegen Warschau, vereinigte sich mit den Corps der Generale Fersen und Derfelden, schritt dann zum Angriffe des verschanzten Lagers bei Praga (s. d.), erstürmte dasselbe am 4. Novbr. mit großer Anstrengung, und beendigte hierdurch den Krieg. Der Siegesbericht an die Kaiserin enthielt nun die drei Worte: „Hurrah! Praga! Suwórow!" Die Antwort war aber eben so lakonisch und lautete: „Bravo, Feldmarschall! Katharina!" Er wurde zugleich von ihr zum Feldmarschall ernannt, und erhielt einen goldnen Commandostab, nebst einem Siegerkranze, an welchem sich für 60,000 Rubel Diamanten befanden. S. ist von den Moralisten wegen der blutigen Energie bei diesem Sturme bitter getadelt und mit einem blutdürstigen Ungeheuer verglichen worden; sie sollten aber bedenken, daß der Sturm einer von Aufrührern hartnäckig vertheidigten Stadt kein gewöhnlicher Bürgerexceß ist, in welchem man den Gegner mit weißen Stäben und höflichen Redensarten zur Ruhe bringt. Bei jedem mehrstündigen Kampfe um den Besitz einer großen Stadt fließt das Blut reichlich auf beiden Seiten, so war es stets und wird auch immer so sein, denn das liegt in der Natur der Sache. Daß diese Härte nur eine Nothwendigkeit und für S. kein Bedürfniß war, geht am deutlichsten aus der Antwort hervor, welche er den polnischen Magnaten gab, als sie zu großen Erpressungen und starker Einquartierung riethen (!) „Eure Stadt", sagte S., „hat genug gelitten durch Eure eignen Verirrungen. Mein Grundsatz ist, die Leiden der Unglücklichen zu vermindern, nicht aber sie zu vermehren. Ich wünsche ihr und Euch Allen Glück, Ruhe und — Einigkeit." Suwórow's Leutseligkeit gegen die Bewohner Warschau's und seine natürliche Gutmüthigkeit erwarben ihm bald allgemeines Wohlwollen und vollendeten die Besiegung der Polen.

Nach dem Frieden zog sich S. auf sein Landgut Kantschanskoi im Gouvernement Nowgorod zurück, lebte glücklich im Kreise seiner Familie und führte mit seinen Nachbarn ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Nur mit dem Ackerbaue und mit dem Wohle seiner Bauern beschäftigt, war er der Friedensstifter bei ihren Zwistigkeiten, ihr Rathgeber, nicht selten auch der Brautwerber bei Liebeshändeln. An Sonn- und Festtagen läutete er oft mit eigner Hand die Glocke zur Kirche, die er regelmäßig besuchte und durch seine ungeheuchelte Gottesverehrung wohlthätig auf die rohen Gemüther wirkte. Nächstdem ließ er aber die politischen Zerwürfnisse Europa's nicht aus dem Auge und verfolgte den Fortgang des französischen Revolutionskrieges mit gespannter Aufmerksamkeit. Bonaparte's kühner Siegeslauf entlockte ihm oft den Ausruf: „Der Junge geht zu weit, es ist Zeit ihn aufzuhalten, sonst besiegt er die Deutschen und beginnt und den Krieg [illegible]

— Der plötzliche Tod Katharinens betrübte den Feldmarschall sehr und die Vorliebe Paul's I. für preußische Uniformen war nicht geeignet ihn darüber zu trösten. „Locken sind keine Kanonen und Zöpfe sind keine Piken," pflegte S. zu sagen, wenn von den Neuerungen die Rede war. Doch verga\u00df er seinen Aerger über diese Spielereien, sobald der Kaiser ihn aufforderte, den Befehl über die russische Armee zu übernehmen, welche bestimmt war, die Franzosen in Italien bekämpfen zu helfen. Er antwortete auf das kaiserliche Handschreiben: „Ich eile, Euer kaiserlichen Majestät mich zu Füßen zu legen, und — die Franzosen werd' ich schlagen." Fast gleichzeitig mit dem rückkehrenden Eilboten kam S. in Petersburg an, wo er von Paul mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Im März (1799) traf er in Wien ein; Kaiser Franz ernannte ihn zum Feldmarschall, mit 24,000 Gulden Gehalt und übertrug ihm den Oberbefehl über alle östreichische Truppen in Italien, wobei sich S. das Vorrecht auswirkte, unabhängig vom kaiserlichen Hofkriegsrath handeln und sich stets unmittelbar an den Kaiser selbst wenden zu dürfen. Die Gewährung dieses Vorzugs wurde jedoch die erste Veranlassung seiner unangenehmen Stellung zu dem Baron Thugut, östreichischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher ihm viel Schwierigkeiten in den Weg legte. Als S. die erhaltene Instruction in Betreff der beabsichtigten Operationen durchlas und darin so viele Voraussetzungen ꝛc. fand, legte er sie unwillig bei Seite und sagte zu einem Freunde „Weißt Du, was das heißen soll? Das sind Schüler (die Verfertiger nämlich), die mit ihrem Lehrer Experimente mit dem Galvanismus machen. Alles scheint ihnen, Alles setzen sie voraus, Alles ist für sie vielleicht. Den Galvanismus begreifen sie aber Alle nicht und werden ihn auch niemals begreifen. Nein, ich bin nicht Willens, das Leben so vieler tapferer Krieger solchen Hypothesen aufzuopfern." Nach diesen Worten trat S. in ein Nebenzimmer und befahl einem dort stehenden Officier, die zehn Gebote herzusagen. Dieser that es ohne zu stocken. „Siehst Du," sagte S. zu seinem Freunde, „wie die himmlischen Gebote Gottes weise, kurz und deutlich sind?" — Nach der vom Hofkriegsrathe entworfenen Marschroute für die russischen Truppen, sollten diese die 50 Meilen von St. Pölten bis Villach in 26 Tagen zurücklegen und mit gleicher Langsamkeit den Marsch nach Italien fortsetzen. Als aber S. die Armee in Villach einholte, ordnete er sogleich stärkere Märsche an und führte seine Russen in 10 Tagen bis Verona (52 Meilen!). Er selbst, obgleich ein 70jähriger Greis, war nicht ganz vier Tage gefahren; bei seiner Ankunft empfingen ihn die Veroneser mit Jubel und spannten sich selbst vor den Reisewagen. Eine Stunde nach der Ankunft saß der alte Feldmarschall schon zu Pferde und ließ die östreichischen Truppen die Revue passiren. Eine solche Thätigkeit war in der östreichischen Generalität nur in seltenen Ausnahmen anzutreffen; dieser Umstand erklärt Vieles, was sonst unerklärlich bleiben würde.

Der Feldzug (1799) in Italien war bereits eröffnet worden und General Kray hatte sogar bei Isola della Scala (s. d.) einen Sieg über die Franzosen erfochten, welche sich hinter die Adda zurückzogen. S. gönnte seinen Truppen nur eine viertägige Ruhe und befahl dann das allgemeine Vorrücken. Der Sieg bei Cassano (s. d.) zeigte seinen neuen Untergebenen, was sie bei so kräftiger Führung vollbringen könnten, und ließ sie manche Sonderbarkeit des alten und nicht immer sehr höflichen Feldmarschalls gern übersehen. Schon am 28. April hielten die Verbündeten ihren Einzug in Mailand, doch wurde diese Eroberung sehr bald eine Quelle der Zwietracht, die sich auch im Hauptquartiere äußerte, wo [illegible] Fortsetzung der

Operationen fortwährend Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Dieß war die Hauptursache, weßhalb in den nächsten sechs Wochen nichts von Bedeutung geschah; indeß brachte S. doch fast ganz Piemont in seine Gewalt. — Die Mißhelligkeiten zwischen den russischen und östreichischen Heerführern nahmen noch mehr überhand, als Macdonald mit einer französischen Armee aus Neapel ankam und sich mit Moreau zu vereinigen suchte; denn S. hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß die Oestreicher Macdonald's Anmarsch verhindern würden, und hatte seine Streitkräfte damals ziemlich vereinzelt. Der Sieg am Tidone (s. d.) und die gänzliche Ueberwindung der Macdonaldschen Armee an der Trebbia (s. d.) vereitelte jedoch alle Hoffnungen der Franzosen. Indessen gerieth S. mit dem östreichischen Kabinet, wegen Benutzung dieser Siege, so sehr in Streit, daß er den Kaiser Paul um Zurückberufung bat, aber statt der Antwort auf sein Schreiben nur Lobeserhebungen und das Bildniß des Kaisers in Brillanten erhielt. Ein neuer entscheidender Sieg über Moreau bei Novi (s. d.) und die Eroberung von Mantua erhoben den Grafen Suwórow zum Fürsten Italinsky, und sein gnädiger Monarch steigerte diese Auszeichnung noch durch den Specialbefehl: „daß dem Feldmarschall, selbst in Gegenwart Sr. Majestät, dieselben militairischen Ehrenbezeigungen zu Theil werden sollten, wie der Person des Kaisers." — In Zeit von 5 Monaten hatte S. alle von den Franzosen besetzt gewesene Städte und Festungen Oberitaliens und Piemonts genommen, und den Feind aus diesen Ländern vertrieben. Für seine Verdienste um Sardinien, ernannte ihn der König Karl Emanuel zum Prinzen von Sardinien, Granden des Reichs, so wie zum Großfeldmarschall der piemontesischen Armee, und verlieh ihm die Großkreuze seiner Orden. Von Oestreich erntete der ergraute Held nur Undank, und selbst die früheren Versprechungen gingen nicht in Erfüllung, im Gegentheil mengte sich der Hofkriegsrath in Alles, und wußte es endlich beim Kaiser dahin zu bringen, daß S. mit den Russen über die Alpen in die Schweiz zu marschiren Befehl erhielt, damit Andere die Früchte seiner vielen Siege in Italien ernten könnten. Es ist jedoch erwiesen, daß auch die englische Politik diesem Rollenwechsel nicht fremd war, so wie denn überhaupt die Politik in diesem bis dahin so rühmlich und erfolgreich geführten Kriege die Hauptursache wurde, daß alle Früchte des Sieges vor Ablauf desselben Jahres wieder verloren gingen. Kaiser Paul wollte den Franzosen die eroberten Ländereien abnehmen und sie den frühern Besitzern wieder einräumen; England und Oestreich hingegen wollten sich Land und Vortheile erwerben, den Einfluß Rußlands aber möglichst beschränken.

Suwórow konnte seinen Marsch in die Schweiz, wo er sich mit einem andern russischen Corps unter General Korsakow und mit einem östreichischen Corps unter F.M.L. Hotze vereinigen sollte, wegen Mangels an Lastthieren erst den 11. Sept. antreten. Sein Zug über die Alpen war mit unbeschreiblichen Anstrengungen und Mühseligkeiten verknüpft, und es gehörte seine ungeheure Energie dazu, alle die ihm entgegen tretenden colossalen Hindernisse zu überwinden. Da die wichtigsten Momente dieser ganzen höchst gefahrvollen Operation in den Artikeln: Tremolathal, Teufelsbrücke, Muottathal, Mollis und Näfels angedeutet sind, wollen wir nur die Folgen derselben anführen. Drei Wochen lang hatte S. mit seinen Russen unaufhörlich die höchsten Berge überstiegen, Abgründe überschreiten, feindliche Angriffe bald vorn, bald hinten abwehren und dabei hungern müssen; dreimal war er in der größten Gefahr zur Niederlegung der Waffen gezwungen zu werden. Seine Armee verlor den dritten Theil der Soldaten, den

größten Theil ihrer Pferde, alle Laſtthiere nebſt Geſchütz und Gepäck; ſie war vernichtet, aber nicht beſiegt; denn nichts vermochte dieſelbe in ihrem Laufe aufzuhalten; wie ein reißender Bergſtrom durchbrach ſie alle Dämme, die der Feind oder die Natur ihr entgegenſtellten. Mit dem hohen Bewußtſein, das Außerordentlichſte geleiſtet zu haben, zu dem Außerordentlichſten befähigt zu ſein, betrat S. das vordere Rheinthal; die Freunde und Verbündeten, welche er ſchlagfertig zu finden hoffte, waren inzwiſchen von Maſſena bei Zürich (ſ. d.), von Soult an der Linth (ſ. d.), von Molitor bei Mollis (ſ. d.) geſchlagen worden; der Erzherzog Karl hatte zwar zu derſelben Zeit Philippsburg entſetzt und Mannheim erſtürmt, aber die Schweiz ging verloren. Dieß waren die Reſultate der gelehrten Combinationen, welche man in Wien und London ausgeſonnen hatte, und denen auch der Erzherzog die Früchte ſeiner Siege unfreiwillig zum Opfer bringen mußte.

Jetzt reifte in Suwórow der feſte Entſchluß, den Kriegsſchauplatz mit allen Ruſſen aus eigner Machtvollkommenheit zu verlaſſen, denn er fühlte ſich aufs Gröbſte gekränkt. Seine Berichte an den Kaiſer Paul hatten den Bruch des Bündniſſes zwiſchen Rußland und Oeſtreich ohnehin ſchon vorbereitet, und ſo trat er dreiſt den Rückmarſch nach Schwaben an. Kaiſer Franz ſendete dem ergrimmten Feldmarſchall das Großkreuz des Maria-Thereſienordens (was beſſer einige Monate früher hätte geſchehen ſollen) und ſuchte ihn zu fernerer Theilnahme an den Operationen zu bewegen, aber die jüngſten Ereigniſſe hatten auch den letzten Funken des guten Willens ausgeblaſen und S. berief ſich jetzt auf die Inſtructionen ſeines Monarchen. Dieſer war aber mit dem Benehmen des Feldmarſchalls im Weſentlichen ganz einverſtanden, bezeigte ihm ſeine Zufriedenheit durch Ernennung zum Generaliſſimus aller ruſſiſchen Armeen und befahl den Rückmarſch nach Rußland, welcher im Januar (1800) angetreten wurde. — Hiermit endigte Suwórow's Feldherrnlaufbahn und er lebte nur noch kurze Zeit. Zum Kaiſer nach Petersburg beſchieden, wo er einen feierlichen Triumphzug halten und ſeine Wohnung im kaiſerlichen Winterpallaſte nehmen ſollte, befiel ihn in Krakau eine Krankheit, die bald ſehr bedenklich wurde. Der Kaiſer ſendete S. ſeinen Leibarzt und drückte in einem eigenhändigen Schreiben ſein Bedauern aus, gab aber doch inzwiſchen den zahlreichen Neidern des Helden Gehör und ließ ſich zu einem Schritte verleiten, der ſich bei Erwägung aller Umſtände nicht gut entſchuldigen läßt. Paul hatte nämlich früher befohlen, der Generaliſſimus ſolle ſtets einen General der Reihe nach zum General du jour ernennen und dieſem die Ausfertigung und Vollziehung der Dienſtbefehle übertragen. S. hatte aber dieſen Befehl wenig beachtet, weil die Einheit des militairiſchen Geſchäftsganges darunter litt, und den Fürſten Bragation, in welchen er beſonderes Vertrauen ſetzte, beſtändig als General du jour (Chef des Generalſtabes) beibehalten. Die übrigen Generale fanden ſich dadurch zurückgeſetzt und benutzten die lange Krankheit und Entfernung des Generaliſſimus zur Anklage beim Kaiſer, welchem die ganze Sache aus dem Geſichtspuncte des Ungehorſams vorgetragen wurde. Paul überzeugte ſich von der Wahrheit der Angabe und gerieth dadurch in ſolchen Zorn, daß er durch den Tagsbefehl bekannt machen ließ: „der Generaliſſimus Fürſt Italinsky habe wegen Nichtbefolgung kaiſerlicher Befehle ſtrengen Tadel verdient.“ Suwórow erhielt die Nachricht von der Ungnade des Kaiſers in Riga, ſein Krankheitszuſtand verſchlimmerte ſich dadurch ſehr, doch ſetzte er die Reiſe nach Petersburg fort, wo er den 2. Mai ankam, aber nicht im Winterpallaſte, ſondern bei ſeinem Neffen abſtieg und ſich ſofort zu Bette verfügte. Tags darauf überbrachte [illegible] General Ro-

stoptschin die vornehmsten Orden von Frankreich und Baiern; aber der Gram nagte zu tief am Herzen des grauen Helden, als daß er darüber hätte Freude empfinden können. Später ließ sich zwar der Kaiser nach seinem Befinden erkundigen, doch das kam zu spät. Am 18. Mai 1800 in der Mitternachtstunde linderte der Tod die Seelenleiden Suwórow's. Er wurde in das Alexander-Newskikloster mit kaiserlichem Gepränge gebracht, wo der Metropolit ein feierliches Todtenamt hielt, bei welchem 15,000 M. unter den Waffen paradirten. Nach dem Willen des Verstorbenen bezeichnete das Grabmal nur die einfache Inschrift: „Hier liegt Suwórow."

Es ist diesem Feldherrn nach seinem Tode nicht besser ergangen, wie andern großen Männern; man hat seine Verdienste verkleinert, seine Fehler vergrößert, seine Tugenden vergessen. Doch ehrte Alexander I. das Andenken des Helden und ließ ihm im kaiserlichen Garten zu Petersburg eine colossale Statue setzen. S. war hager von Gestalt und in seiner Jugend kränklich, hatte aber seinen Körper durch kaltes Baden, durch einfache und thätige Lebensweise so abgehärtet, daß er mit Leichtigkeit die größten Anstrengungen und Beschwerden ertrug, und daher auch von seinen Untergebenen die angestrengteste Thätigkeit forderte. Seine Kleidung bestand in der Uniform seines Regiments und einem Schafpelze; oft trug er eine gewöhnliche Soldatenjacke, öfter noch ging er im Sommer im bloßen Hemde einher. Bei der Einfachheit seiner Sitten war er allen eingebildeten Bedürfnissen fremd und verachtete den Aufwand. Tapfer und verwegen, streng im Dienst, aber auch herablassend gegen die gemeinen Soldaten und väterlich für ihr Wohl besorgt, war er ihr Abgott. Von den Officieren wurde er jedoch weniger geliebt. Da S., wie alle Bewohner des Nordens, ein leicht aufbrausendes Temperament hatte und dann zuweilen harte Worte hören ließ, oder auch seine Umgebung schlug, machte er allen seinen Adjutanten zur Pflicht, in solchen Momenten zu ihm zu sagen: „der Feldmarschall Suwórow hat befohlen, daß man sich nicht vom Zorne beherrschen lassen solle;" und er pflegte dann gewöhnlich zu antworten: „wenn der Feldmarschall das befohlen hat, muß Suwórow gehorchen." Sein Werth als Feldherr ist zum Theil schon aus Vorstehendem zu beurtheilen. Bewundernswürdig war sein taktischer Ueberblick; er verstand es musterhaft die Zeit zu berechnen, welche der Feind zur Beendigung seiner Angriffs- oder Vertheidigungsmaßregeln brauchte, und kam ihm deßhalb immer mit dem Angriffe zuvor; hierin und in dem Wörtchen Stupai (vorwärts), dem S. einen besondern Nachdruck zu geben wußte, bestand das Geheimniß seiner Siege, welche die Zeitgenossen in Erstaunen setzten. Entschieden in Worten und Thaten, war er ein geschworner Feind aller Zweideutigkeiten, halben Maßregeln und gelehrten Ausflüchten. Die Redensarten: es geht nicht, es wäre möglich, es könnte gelingen u. s. w. konnten ihn in Zorn setzen, denn er hatte den Grundsatz, daß Alles gehen, möglich sein und gelingen müsse, wenn man es nur recht anfange und mit Beharrlichkeit durchführe. Das ist das Merkmal großer Männer. — Obgleich vielseitig gebildet, mit der ältern und neuesten Geschichte bekannt, hatte S. doch große Abneigung gegen schriftliche Arbeiten und viel Unbehilflichkeit im Ausdrucke. Seine Angriffsdispositionen waren in wenigen aphoristischen Sätzen, oft nur in einzelnen Worten abgefaßt, wie z. B. „Schnelligkeit, Nachdruck; blanke Waffe, damit schlägt man den Feind." Am Abend vor der Erstürmung Ismaïls sagte er: „Morgen früh eine Stunde vor Tage werde ich aufstehen, beten, mich waschen und anziehen, werde dann krähen wie ein Hahn (was er wirklich zu thun pflegte) und man stürmt nach

meinem Befehle." Als S. 1799 eine östreichische Armee unter seinen Befehlen hatte, deren Generale an umständlichere Vorschriften gewöhnt waren, fühlte er die Nothwendigkeit seinen Lakonismus zu ändern, aber es wurde ihm schwer. Vor der Schlacht bei Cassano versammelte er alle Generale, um ihnen seine Ideen und Befehle mitzutheilen; S. saß an einem Tische, den Kopf auf beide Hände gestützt, stumm vor sich hinstarrend und konnte keine Worte finden. Die Generale standen in großer Erwartung schweigend ihm gegenüber. Endlich zog S. mit Kreide einen Strich auf den Tisch und einen zweiten gegenüber, bezeichnete damit die beiden Parteien, löschte dann den einen Strich weg und sagte: „das sind die Franzosen, die müssen wir schlagen." Man kann sich leicht denken, daß diese Erklärung die gelehrten östreichischen Generalstabsofficiere nicht befriedigte, sie lernten aber bald einsehen, daß man nicht bogenlanger Instructionen bedürfe, um den Feind zu überwinden. Von Angriffen ohne bestimmten Zweck (sogenannten großen Recognoscirungen) wollte S. nichts hören und meinte: sie wären nur von furchtsamen Generalen ersonnen worden. Von Rückzügen wollte er noch weniger wissen und konnte gar nicht begreifen, warum die Generale Melas und Bellegarde nach glücklichen Gefechten fast immer rückgängige Bewegungen machten; er meinte: wenn man zurückgehen wolle, könne man sich das Blutvergießen ersparen, das führe zu nichts und entmuthige die Truppen. — Subordination und Disciplin handhabte S. mit großer Strenge, denn er erblickte darin das wirksamste Mittel zum Siege; doch konnte ihn nichts mehr erfreuen, als wenn er Niemand wegen solcher Vergehen zu bestrafen hatte. Die Kriegsbeute überließ er stets den Soldaten, und seine Uneigennützigkeit war gewiß ein seltener Charakterzug; er machte aber auch keinen Aufwand und wurde deßhalb für geizig gehalten. Gegen Spott und Schimpf seiner Gegner war S. gleichgiltig und ließ dergleichen Schmähungen oft durch den Druck verbreiten. S. konnte aber eben so wenig Schmeicheleien leiden, selbst die verdientesten Lobeserhebungen hörte er ungern an, pflegte dann die Ohren zuzuhalten, in dem Zimmer herumzuspringen oder davonzulaufen. Einem seiner Freunde, der Materialien zu seiner Biographie sammeln wollte, sagte S.: „Wenn Du mich liebst, so vergiß diese Liebe; sei unparteiisch und beflecke Deine Feder nicht mit Schmeichelei." Die Uebertreibungen der Geschichtschreiber konnte den Feldmarschall sehr ärgerlich machen. Vom General Dumas, dem bekannten Verfasser des Précis des événements militaires, sagte er: „Dieser Geschichtschreiber hat zwei Spiegel, einen Vergrößerungsspiegel für die Seinigen, einen Verkleinerungsspiegel für uns; aber die Nachwelt wird beide in Stücken zerschlagen und ihren eignen aufstellen, in welchem wir nicht als Pygmäen erscheinen werden." — In manscher Beziehung war S. ein räthselhafter Mensch; in seinem Arbeitszimmer erkannte man in ihm sogleich den Mann von Verstand, Besonnenheit und gründlichem Wissen, das sich selbst auf die schönen Künste erstreckte; so wie er aber die Schwelle desselben verließ, machte er Possen und tolle Streiche. Sein größtes Vergnügen bestand darin, Officiere und Soldaten durch Fragen in Verlegenheit zu setzen, denn Jedermann hütete sich vor der Antwort: das weiß ich nicht. Zuweilen traf er aber auch auf den rechten Mann. Einst fragte S. an einem kalten Winterabende eine Schildwache, wie viel Sterne am Himmel wären. Der Soldat gab ruhig zur Antwort: ich werde sie gleich zählen; als er bis Tausend gekommen war, sprengte der vor Kälte erstarrende Feldmarschall davon und wollte nichts weiter wissen, beförderte aber den Soldaten am

andern Tage zum Unterofficier. Daß er nicht die Macht hatte, verdienstvolle Unterofficiere auch zu Officieren zu befördern, was damals gegen die herrschenden Grundsätze war, bekümmerte ihn sehr. — Von den römischen Alterthümern sagte S., daß sie der Triumph der Vorzeit und die Verzweiflung der Gegenwart wären, und schimpfte auf die Franzosen, welche sie in Rom so verstümmelt hatten. Zugleich bedauerte er aber, daß man den Thurm, von welchem (der Sage nach) Kaiser Nero sich an den Flammen der von ihm angezündeten Stadt ergötzt, nicht zerstört habe: „Das Andenken eines solchen Auswurfs der Hölle muß auf ewig vertilgt werden!" — So dachte und handelte S., der zwar das Blut in Strömen hatte fließen lassen, doch nie ein Todesurtheil unterzeichnet oder ein Insect mit eigner Hand getödtet hatte und zu ganzen Stunden sich an den unschuldigen Spielen kleiner Kinder ergötzen konnte. Ein solcher Mann ist kein Wüthrich. Sein Sohn, welcher General war, fand 1820, als er durch den angeschwollenen Rimnik fahren wollte, seinen Tod.

(Vergl. Anthing, Versuch einer Geschichte des Feldmarschalls S. — Fuchs, Originalcorrespondenz ꝛc. im Feldzuge 1799. — Geschichte der Kriege in Europa seit 1792. — Erzherzog Karl und General von Clausewitz, Geschichte des Feldzugs 1799. — Rußlands Helden, dargestellt von Döring. — Seume's hinterlassene Schriften. 3r und 9r Band. — Mündliche Ueberlieferungen eines alten russischen Generals, in den Memoiren des Marschalls Marmont.) Pz.

Sweaborg, russische Festung in der Statthalterschaft Finnland, mit 3700 Einwohn. und 2 Häfen.

Einnahme am 5. Mai 1808.

Der russische General der Infanterie, Graf Buxhoewden, hatte am $\frac{1}{13}$ Febr. 1808 den Kymenstrom, die Grenze Schwedens, mit 16,000 M. überschritten und eine leichte Colonne unter dem Grafen Orloff Denissow auf der Straße von Borgo gegen Helsingfors gesandt, während ein Detachement unter dem Obersten Gibory von Oestersund über den mit Eis bedeckten Seearm ging, der Helsingfors von Sweaborg trennt, und der General Tutschkow III. auf der Straße von Abo vorrückte, um den Schweden den Rückzug abzuschneiden. Diese verließen indessen Helsingfors und zogen sich angegriffen von der Cavalerie des Generals Orloff, nach Sweaborg, welche Festung von den Russen sogleich durch 4 Bat. und 200 Pferde unter dem General Rajewsky blokirt wurde. Am 25. Febr. (8. März) legte jedoch der General Buxhöwden sein Hauptquartier nach dem von den Schweden verlassenen Tawastehuus und übertrug nun dem Generallieutenant Kamensky II. mit der 17. Division die Blokade der Festung, welche vom Admiral Grafen Cronstedt mit 7000 M., worunter 700 Seeleute, vertheidigt wurde. Hierunter befanden sich jedoch viele Rekruten und Kranke, und die Zahl der Officiere, deren nur einer auf jedes Bastion kam, war zu gering. Auch an Artilleristen war Mangel, indem nur zwei Mann für 3 Geschütze vorhanden waren. Am 23. Febr. (8. März) wurden die ersten Schüsse gewechselt, als die Russen auf einem Felsen im Hafen eine Batterie errichteten und die Schweden das Eis an den zugänglichsten Stellen aufhieben. Da indessen durch die Schüsse aus der Festung die Häuser in Helsingfors sehr litten, kam man nach einigen Unterhandlungen, Vorstellungen und Drohungen der Russen, gegenseitig überein, auf dieser Seite keine Werke zu errichten, und sie als völlig neutral anzusehen, woraus die Belagerer mehrfache Vortheile für die Magazine und Pflege der Truppen zogen und sichere Verwahrungsorte für die Belagerungsgeräthschaften gewannen. —

Festung Sweaborg liegt auf 5 Klippen im finnischen Meerbusen, von denen Wester-Swartoe, Lilla-Oster-Swartoe und Stora-Oster-Swartoe auf Kanonenschußweite vor Helsingfors liegen und die Insel Wargoern mit einem, auf welcher die eigentliche Festung erbaut ist. Auf einer sechsten kleinen Insel zunächst der Küste liegt das Fort Langoern und auf der entgegengesetzten Seite die Citadelle Gustavswoerd, welche durch drei Etagen von Batterien das ganze Fahrwasser beherrscht. Sämmtliche Festungswerke sind in Granitfels gehauen und werden vom Meere umspült, durch die Zahl und Stärke derselben ist Sweaborg eine Festung ersten Ranges, gegründet vom Marschall Ehrenswaerdt. — In den ersten Tagen des Märzes wuchs das Belagerungscorps bis auf 11 Bat. 4 Escdrs., 4 Feldbatterien, 2 Comp. Pioniere und 1 Comp. Kanoniere. Indessen konnte das Belagerungsgeschütz nur auf Schlitten aus den Festungen im russischen Finnlande mit den größten Schwierigkeiten herbeigeführt und auf dem Vorgebirge von Helsingfors, der Insel Skandetlandet, placirt werden. Der General Suchtelen leitete die Belagerungsarbeiten, die, sowie der Batteriebau, nur unter den größten Anstrengungen ausgeführt werden konnten, da es an Erde und Rasen mangelte, man in den, mit tiefem Schnee bedeckten Feldboden nicht dringen konnte und der Batteriebau nur durch Faschinen und gefüllte Schanzkörbe möglich wurde. Es fehlte außerdem an hinreichendem Geschütz, Munition und Handwerkszeug, so daß eine regelmäßige Belagerung unter den obwaltenden Umständen nicht eingeleitet werden konnte. Jedoch setzten sich einige russische Batterien auf den vortheilhaftesten Anhöhen fest und beschossen die Festung während 10 Tage mit 1565 Kugeln, wodurch zwar an mehreren Orten in der Festung Feuer ausbrach, aber bald gelöscht ward. Die Schweden beantworteten das Feuer mit 2477 Schüssen, indessen gewannen die Russen aus mehreren Communicationen mit den Belagerten die Ueberzeugung, daß die moralische Kraft der letztern nur schwach sei und selbst der Commandant in Besorgniß schwebte, bei den verschiedenen Lücken in der Verbindung der Festungswerke, so wie bei der die Festung umgebenden starken Eisfläche, den Platz nicht gegen einen Coup de main sichern zu können. Die Besatzung wurde stets unter den Waffen gehalten, indem fast in jeder Nacht Allarmirungen stattfanden, die die Russen oft nur durch eine kleine Truppenzahl, durch eine Anzahl Tambours mit wenigen Tirailleurs, selbst nur durch einige Geschütze, welche über das Eis bis auf Kartätschenschußweite an die Festung rückten, unternahmen. Hierdurch hofften die Russen den Muth der Besatzung zu brechen und hatten sich nicht geirrt. In der Festung befand sich eine Menge Landvolk, welches beim Einfall der Russen in das schwedische Gebiet hier eine sichere Zuflucht gesucht hatte, aber während der Belagerung sehr lästig wurde, indem die Lebensmittel für sie nicht ausreichten und die Russen keine Auswanderung gestatteten. Hierdurch vermehrte sich die Unzufriedenheit unter den Belagerten und man sehnte sich nach einer Aenderung dieser bedrängten Lage. — Die Russen, von diesem moralischen Zustande der Belagerten genau unterrichtet, suchten ihn zu nähren, indem sie die Bulletins der russischen Armee, Proclamationen, Briefe und politische Blätter in die Festung ließen und durch solche Verbindungen zu der Ueberzeugung gelangten, daß der Platz sich nicht lange halten würde und ein allgemeiner Sturm auf die Festung, den man als letzten Versuch zur Eroberung derselben berathete, noch ausgesetzt werden könnte. Man begann in der Festung häufig Kriegsrath zu halten und die nachtheilige Lage, worin man sich befand und in der man keine Hoffnung auf einen Ersatz hegen zu dürfen glaubte, näher zu erwägen [illegible] endlich zu dem

Resultate, da die Besatzung durch die ununterbrochenen Anstrengungen des Aufeisens und der Verbesserung der Werke, so wie durch die steten Allarmirungen sehr erschöpft war, der Commandant auch die Sicherung der Flotte im Auge hatte, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der auch nach langen Conferenzen zwischen beiden Theilen, unter dem Titel einer Convention auf der Insel Lonan am 24. März (6. April) in nachstehender Art abgeschlossen wurde: 1) Der Waffenstillstand dauert bis zum 21. April (3. Mai) 1808 und wird, wenn nicht bis zum Mittag dieses Tages ein Entsatz von 5 Linienschiffen in dem Hafen einläuft, die Festung den Russen übergeben. 2) Nach der Bestätigung dieser Convention durch den General Buxhoewden wird die Insel Laengoern von den Schweden geräumt werden und jedes Mal nach 24 Stunden die Insel Wester-Swartoe mit dem kleinen Werke von Loewen und die Insel Oester-Lilla-Swartoe. Die Besatzung läßt die Artillerie und Munition in den Werken zurück und nimmt nur die Lebensmittel und das Privateigenthum mit sich. 3) Die Russen dürfen vor Ablauf des 3. Mai keine Batterie auf der Insel Laengoern gegen die Festung errichten und werden bei einem Entsatze die beiden letztgenannten Inseln den Schweden zurückgegeben. Das Lazareth verbleibt unter schwedischer Administration. 4) Am 3. Mai wird die ganze Garnison mit allen Kriegsehren ausziehen und Mittag Gustavswaerd und das Thor der Insel Wargoen, welches damit in Verbindung steht, von den Russen besetzt werden. Die Insel Wargoen, so wie Stora-Oester-Swartoe werden noch an demselben Tage übergeben. Das Privateigenthum verbleibt den Besitzern, das des Staates wird ausgeliefert und kein Fahrzeug darf mehr den Hafen verlassen, selbst keines mehr von Stapel laufen. 5) Die schwedischen Officiere werden auf ihr Ehrenwort nach Schweden entlassen und die Gemeinen nach Wyburg escortirt. Die finnländischen Regimenter werden nicht gezwungen gegen Schweden zu fechten, und nur das Regiment Adlerkreuz, aus Ausländern bestehend, wird unter andere Regimenter vertheilt. 6) Die Festung wird mit dem Eigenthum aller Art unbeschädigt den Russen übergeben, eben so auch das Archiv und die Festungspapiere. 7) Die Flotille wird nach dem Frieden an Schweden zurückgegeben, sobald England an Dänemark die genommene Flotte zurückgibt. 8) Wenn bei einem einlaufenden Entsatze die Inseln Wester-Swartoe und Lilla-Swartoe von den Russen wieder geräumt werden müssen, gibt der Admiral Cronstedt die nöthigen Schaluppen, die Räumung in 24 Stunden vollführen zu können, und fallen bis zur Landung der Truppen keine Feindseligkeiten vor. 9) Besonderer Artikel: Der Admiral Cronstedt verlangt, daß im Falle der Uebergabe die Schuld der Staatscasse 100,000 Reichsbankothaler gehörig nachgewiesen und verificirt auf schwedische Rechnung vom Kaiser von Rußland bezahlt werde und verspricht der General Buxhoewden, die allerhöchste Genehmigung hierzu nachzusuchen. Nach Abschluß dieser merkwürdigen Convention hörten die Feindseligkeiten auf und wurde das Fort Laengoern den Russen gleich nach der Unterzeichnung übergeben. Jedoch vermehrten in der Zwischenzeit die Russen ihre Angriffsmittel und besetzten die Zugänge zu dem Fahrwasser mit zahlreicher Artillerie, um jeden Succurs entfernt zu halten. Zum Glühen der Kugeln wurden hier die nöthigen Oefen nach einer Construction des Artilleriegenerals Bellegarde erbaut. Der gehoffte Entsatz traf bis zur festgesetzten Zeit nicht ein und so wurde die Festung den Russen übergeben, welche nicht stark genug waren, die Werke zu besetzen und die schwedischen Truppen zu bewachen, von denen die geborenen Schweden nach Rußland und die Finnen in ihre Heimath gingen. Die Garni-

son zählte bei ihren Ausrücken noch 208 Officiere und 7386 Unterofficiere und Gemeine. Am 8 Mai n. St. wehete auf den Mauern von Sweaborg die russische Fahne, und Schweden hatte eine seiner stärksten Festungen verloren, zu deren Erbauung ungeheure Summen und ein halbes Jahrhundert erforderlich gewesen waren. Die Russen fanden in der Festung 58 metallene und 1975 eiserne Kanonen, 9535 Kartuschen, 3000 Fässer Pulver, 10,000 Flintenpatronen, 340,000 Paß- und Hohlkugeln, 9000 Gewehre und viele andere Waffen. An Kriegsfahrzeugen lagen im Hafen 2 Fregatten, 6 Schebecken, 1 Brigg, 6 Kriegsjachten, 25 verdeckte Kanonierschaluppen, 51 Jöllen, 51 Barkassen, Sloops und 19 Transportschiffe, welche sämmtlich segelfertig waren und dennoch den Russen in die Hände fielen, so wie ein bedeutendes Depot an Marinegegenständen und Lebensmitteln. (Vergl. Militairwochenblatt, 1835. Nr. 983.) 27.

Swenskesund, eine Felsenbucht im finnischen Meerbusen, vor den beiden Mündungsarmen des Kymmene, in welcher eine Menge kleine Felseninseln zerstreut liegen.

Seeschlacht am 9. und 10. Juli 1790.

König Gustav III. von Schweden, welchen außer dem eigenen Thatendrang mannichfache Beschwerden zum Kriege gegen Rußland reizten, benutzte hierzu den Zeitpunct, in welchem Rußland 300 Stunden von den Grenzen Finnlands entfernt, um dessen Wiedereroberung es sich hauptsächlich handelte, in einen Krieg mit der Pforte verwickelt war. Am 25. Juni 1788 erfolgte die schwedische Kriegserklärung und noch an demselben Tage segelte Gustav III. nach Finnland, um dort unverzüglich zu Wasser und zu Lande den Krieg gegen Rußland zu beginnen. Am 17. und 18. Juli lieferte der Großadmiral, Herzog von Südermanland, dem russischen Admiral Greigh bei der Insel Hogland die erste Seeschlacht, in welcher beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Gustav's III. Fortschritte zu Lande hemmte indessen eine im eigenen Heere gegen ihn ausgebrochene Empörung. Um so kraftiger trat er, nachdem diese gedämpft war, im nächsten Jahre (1789) auf. Aller Anstrengungen ungeachtet wurden jedoch seine Flotten am 26. Juli und 24. Aug. von den Russen geschlagen. Dennoch gestand der russische Admiral Prinz von Nassau, noch ein solcher Sieg würde die triumphirende Flotte vernichten. Im dritten Feldzuge dieses Krieges siegte Gustav zu Lande bei Walkiala über die Russen unter Denisow; zur See am 15. Mai bei Friedrichshamm (s. d.). Am 3. Juni griff der Herzog von Südermanland die große russische Kriegsflotte zu Kronstadt an; zwei Tage lang dauerte der Kampf mit größter Wuth, doch konnten die Schweden die Vereinigung der russischen Scheerenflotte am 3. Tage mit der zu Kronstadt nicht verhüten. Der Herzog von Südermanland mußte sich nach dem blutigen dreitägigen Gefechte bei Kronstadt in die Bucht von Wyburg zurückziehen; hier ward er von den vereinten russischen Flotten allmälig in den Sund von Wyburg zurückgedrängt und gänzlich eingeschlossen. Von dem äußersten Mangel an Wasser und Lebensmitteln bedrängt, benutzte Gustav endlich am 3. Juli einen günstigen Nordostwind zum Angriff der vereinten russischen Flotten. Unglücklicherweise trieb der Wind einen der schwedischen Brander gegen die eigenen Schiffe. Ein Linienschiff verbrannte, 5 strandeten und wurden von den Russen genommen, 3 große Fregatten mußten sich ergeben und das Feuer der Russen von den Schiffen und den stark besetzten Landbatterien richtete großen Schaden an. Der Großadmiral ward durch eine Kanonenkugel verwundet. Weit umher war das Meer mit Trümmern und Leichen bedeckt. Der König selbst rettete sich wie durch ein Wun-

der auf einem Boote, welches so beschädigt war, daß sich allenthalben das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Dennoch schlug sich die schwedische Scheerenflotte durch; ein Theil derselben lief in die Bucht von Swenskesund ein, den Rest nöthigte der Sturm, sich nach Luisa und Kongsham zurückzuziehen. Bei diesem Gefechte verloren die Schweden 41 Schiffe und nahe an 7000 M.; aber sie kauften sich von gänzlicher Vernichtung durch eine blutige Niederlage los und nennen daher diese nicht mit Unrecht einen Rettungssieg. Diese wichtigen Ereignisse gingen der Schlacht bei Swenskesund voraus; ihre Erwähnung ist nothwendig, wenn die letztere verständlich sein soll. Noch eines solchen Sieges bedurfte es von Seiten der Russen, und Schweden wäre dem übermächtigen Kaiserreiche rettungslos anheimgefallen. Zu Stockholm war man bereits so muthlos, daß man nicht an Vertheidigung, sondern nur an Flüchtung der Bank und der Reichsarchive dachte. Der russische Admiral, Prinz von Nassau, begnügte sich jedoch nicht etwa mit einer Landung in Finnland oder Schweden; sein Plan sollte den ganzen Krieg mit einem Hauptschlage endigen. Am 9. Juli 1790 waren es 28 Jahre, seitdem Catharina II. den russischen Thron bestiegen hatte. Der Prinz von Nassau glaubte seiner Monarchin an diesem Tage kein würdigeres Fest geben zu können, als eine Schlacht, welche nicht nur die schwedische Macht vernichtete, sondern ihr den König selbst zum Gefangenen lieferte. Auf dem russischen Admiralschiffe war schon ein Zimmer für Gustav III. zubereitet, mit solcher Zuversicht sah man dessen gewissem Untergange entgegen. Gustav indessen, der seine gefahrvolle Lage vollkommen kannte, zeigte die ungewöhnlichste Thätigkeit, um seinem Geschicke eine andere Wendung zu geben. Das Scheerengeschwader unter dem Oberstlieutenant Kronstadt, so wie die aus der Schlacht am 3. Juli entkommenen Schiffe, zog er eiligst an sich. Seine Kaltblütigkeit, sein voranleuchtendes Beispiel wirkten auf seine Truppen; es trat hier der seltene Fall ein, daß das vor wenigen Tagen so entscheidend geschlagene schwedische Heer voll Ungeduld aufs Neue zur Schlacht geführt zu werden verlangte.

In der Felsenbucht Swenskesund liegt gegen Friedrichshamm zu eine ganze Gruppe von kleinen Inseln; gegen Luisa zu, der Hafen von Aspö, der ins offene Meer geht. Der Prinz von Nassau hatte den Plan entworfen, seinen Angriff nicht auf Swenskesund zu richten, wovon man ohnehin Meister ist, wenn man die Durchfahrt von Aspö inne hat, sondern ganz auf diese letztere. Er wartete nicht einmal die Ankunft einer Verstärkung von Kanonierschaluppen ab, die für ihn unterwegs waren. Die zerstreute schwedische Flotte hatte sich kaum gesammelt, daher hielt er sich mit 230 russischen Fahrzeugen gegen 190 schwedische des Sieges gewiß.

Am 9. Juli, Morgens gegen 10 Uhr, segelte der Prinz von Nassau gegen die schwedische Flotte im Swenskesunde heran. Statt, wie er wähnte, den König von Schweden in dumpfer Verzweiflung zu finden, entdeckte er die kleine Flotte desselben in voller Schlachtordnung und Gustav III. segelte an der Spitze derselben auf die Russen los. Diese rückten unter dem heftigsten Feuer immer näher heran; ein starker Wind, bei dem der Prinz von Nassau den Angriff unternahm, trieb ihn gerade zu gegen die Schweden hin. Von beiden Seiten ward mit größter Wuth gekämpft. Als der russische Admiral allmälig bemerkte, daß sich das Treffen zu seinem Nachtheile zu wenden begann, suchte er durch die Ueberzahl seiner Schiffe den Sieg zu erringen und zog nach und nach seine ganze Flotte heran; allein eben dadurch ward ihm in dem beschränkten Raume, in welchem die Schlacht geliefert wurde, alles Manövriren unmöglich. Gustav III., der diesen Fehler

meinem Befehle." Als S. 1799 eine östreichische Armee unter seinen Befehlen hatte, deren Generale an umständlichere Vorschriften gewöhnt waren, fühlte er die Nothwendigkeit seinen Lakonismus zu ändern, aber es wurde ihm schwer. Vor der Schlacht bei Cassano versammelte er alle Generale, um ihnen seine Ideen und Befehle mitzutheilen; S. saß an einem Tische, den Kopf auf beide Hände gestützt, stumm vor sich hinstarrend und konnte keine Worte finden. Die Generale standen in großer Ewartung schweigend ihm gegenüber. Endlich zog S. mit Kreide einen Strich auf den Tisch und einen zweiten gegenüber, bezeichnete damit die beiden Parteien, löschte dann den einen Strich weg und sagte: „das sind die Franzosen, die müssen wir schlagen." Man kann sich leicht denken, daß diese Erklärung die gelehrten östreichischen Generalstabsofficiere nicht befriedigte, sie lernten aber bald einsehen, daß man nicht bogenlanger Instructionen bedürfe, um den Feind zu überwinden. Von Angriffen ohne bestimmten Zweck (sogenannten großen Recognoscirungen) wollte S. nichts hören und meinte: sie wären nur von furchtsamen Generalen ersonnen worden. Von Rückzügen wollte er noch weniger wissen und konnte gar nicht begreifen, warum die Generale Melas und Bellegarde nach glücklichen Gefechten fast immer rückgängige Bewegungen machten; er meinte: wenn man zurückgehen wolle, könne man sich das Blutvergießen ersparen, das führe zu nichts und entmuthige die Truppen. — Subordination und Disciplin handhabte S. mit großer Strenge, denn er erblickte darin das wirksamste Mittel zum Siege; doch konnte ihn nichts mehr erfreuen, als wenn er Niemand wegen solcher Vergehen zu bestrafen hatte. Die Kriegsbeute überließ er stets den Soldaten, und seine Uneigennützigkeit war gewiß ein seltener Charakterzug; er machte aber auch keinen Aufwand und wurde deßhalb für geizig gehalten. Gegen Spott und Schimpf seiner Gegner war S. gleichgiltig und ließ dergleichen Schmähungen oft durch den Druck verbreiten. S. konnte aber eben so wenig Schmeicheleien leiden, selbst die verdientesten Lobeserhebungen hörte er ungern an, pflegte dann die Ohren zuzuhalten, in dem Zimmer herumzuspringen oder davonzulaufen. Einem seiner Freunde, der Materialien zu seiner Biographie sammeln wollte, sagte S.: „Wenn Du mich liebst, so vergiß diese Liebe; sei unparteiisch und beflecke Deine Feder nicht mit Schmeichelei." Die Uebertreibungen der Geschichtschreiber konnte den Feldmarschall sehr ärgerlich machen. Vom General Dumas, dem bekannten Verfasser des Précis des événements militaires, sagte er: „Dieser Geschichtschreiber hat zwei Spiegel, einen Vergrößerungsspiegel für die Seinigen, einen Verkleinerungsspiegel für uns; aber die Nachwelt wird beide in Stücken zerschlagen und ihren eignen aufstellen, in welchem wir nicht als Pygmäen erscheinen werden." — In mancher Beziehung war S. ein räthselhafter Mensch; in seinem Arbeitszimmer erkannte man in ihm sogleich den Mann von Verstand, Besonnenheit und gründlichem Wissen, das sich selbst auf die schönen Künste erstreckte; so wie er aber die Schwelle desselben verließ, machte er Possen und tolle Streiche. Sein größtes Vergnügen bestand darin, Officiere und Soldaten durch Fragen in Verlegenheit zu setzen, denn Jedermann hütete sich vor der Antwort: das weiß ich nicht. Zuweilen traf er aber auch auf den rechten Mann. Einst fragte S. an einem kalten Winterabende eine Schildwache, wie viel Sterne am Himmel wären. Der Soldat gab ruhig zur Antwort: ich werde sie gleich zählen; als er bis Tausend gekommen war, sprengte der vor Kälte erstarrende Feldmarschall davon und wollte nichts weiter wissen, beförderte aber den Soldaten am

andern Tage zum Unterofficier. Daß er nicht die Macht hatte, verdienstvolle Unterofficiere auch zu Officieren zu befördern, was damals gegen die herrschenden Grundsätze war, bekümmerte ihn sehr. — Von den römischen Alterthümern sagte S., daß sie der Triumph der Vorzeit und die Verzweiflung der Gegenwart wären, und schimpfte auf die Franzosen, welche sie in Rom so verstümmelt hatten. Zugleich bedauerte er aber, daß man den Thurm, von welchem (der Sage nach) Kaiser Nero sich an den Flammen der von ihm angezündeten Stadt ergötzt, nicht zerstört habe: „Das Andenken eines solchen Auswurfs der Hölle muß auf ewig vertilgt werden!" — So dachte und handelte S., der zwar das Blut in Strömen hatte fließen lassen, doch nie ein Todesurtheil unterzeichnet oder ein Insect mit eigner Hand getödtet hatte und zu ganzen Stunden sich an den unschuldigen Spielen kleiner Kinder ergötzen konnte. Ein solcher Mann ist kein Wüthrich. Sein Sohn, welcher General war, fand 1820, als er durch den angeschwollenen Rimnik fahren wollte, seinen Tod.

(Vergl. Anthing, Versuch einer Geschichte des Feldmarschalls S. — Fuchs, Originalcorrespondenz ꝛc. im Feldzuge 1799. — Geschichte der Kriege in Europa seit 1792. — Erzherzog Karl und General von Clausewitz, Geschichte des Feldzugs 1799. — Rußlands Helden, dargestellt von Döring. — Seume's hinterlassene Schriften. 3r und 9r Band. — Mündliche Ueberlieferungen eines alten russischen Generals, in den Memoiren des Marschalls Marmont.) Pz.

Sweaborg, russische Festung in der Statthalterschaft Finnland, mit 3700 Einwohn. und 2 Häfen.

Einnahme am 5. Mai 1808.

Der russische General der Infanterie, Graf Buxhoewden, hatte am $\frac{1}{13}$ Febr. 1808 den Kymenstrom, die Grenze Schwedens, mit 16,000 M. überschritten und eine leichte Colonne unter dem Grafen Orloff Denissow auf der Straße von Borgo gegen Helsingfors gesandt, während ein Detachement unter dem Obersten Gibory von Oesterssund über den mit Eis bedeckten Seearm ging, der Helsingfors von Sweaborg trennt, und der General Tutschkow III. auf der Straße von Abo vorrückte, um den Schweden den Rückzug abzuschneiden. Diese verließen indessen Helsingfors und zogen sich angegriffen von der Cavalerie des Generals Orloff, nach Sweaberg, welche Festung von den Russen sogleich durch 4 Bat. und 200 Pferde unter dem General Rajewsky blokirt wurde. Am 25. Febr. (8. März) legte jedoch der General Buxhöwden sein Hauptquartier nach dem von den Schweden verlassenen Tawastehaus und übertrug nun dem Generallieutenant Kamensky II. mit der 17. Division die Blokade der Festung, welche vom Admiral Grafen Cronstedt mit 7000 M., worunter 700 Seeleute, vertheidigt wurde. Hierunter befanden sich jedoch viele Rekruten und Kranke, und die Zahl der Officiere, deren nur einer auf jedes Bastion kam, war zu gering. Auch an Artilleristen war Mangel, indem nur zwei Mann für 3 Geschütze vorhanden waren. Am 23. Febr. (8. März) wurden die ersten Schüsse gewechselt, als die Russen auf einem Felsen im Hafen eine Batterie errichteten und die Schweden das Eis an den zugänglichsten Stellen aufhieben. Da indessen durch die Schüsse aus der Festung die Häuser in Helsingfors sehr litten, kam man nach einigen Unterhandlungen, Vorstellungen und Drohungen der Russen, gegenseitig überein, auf dieser Seite keine Werke zu errichten, und sie als völlig neutral anzusehen, woraus die Belagerer mehrfache Vortheile für die Magazine und Pflege der Truppen zogen und sichere Verwahrungsorte für die Belagerungsgeräthschaften gewannen. — Die

Festung Sweaborg liegt auf 5 Klippen im finnischen Meerbusen, von denen Wester-Swartoe, Lilla-Oster-Swartoe und Stora-Oster-Swartoe auf Kanonenschußweite vor Helsingfors liegen und die Insel Wargoern machen, auf welcher die eigentliche Festung erbaut ist. Auf einer sechsten kleinen Insel zunächst der Küste liegt das Fort Langoern und auf der entgegengesetzten Seite die Citadelle Gustavswoerd, welche durch drei Etagen von Batterien das ganze Fahrwasser beherrscht. Sämmtliche Festungswerke sind in Granitfels gehauen und werden vom Meere umspült, durch die Zahl und Stärke derselben ist Sweaborg eine Festung ersten Ranges, gegründet vom Marschall Ehrenswaerdt. — In den ersten Tagen des Märzes wuchs das Belagerungscorps bis auf 11 Bat. 4 Escdrs., 4 Feldbatterien, 2 Comp. Pioniere und 1 Comp. Kanoniere. Indessen konnte das Belagerungsgeschütz nur auf Schlitten aus den Festungen im russischen Finnlande mit den größten Schwierigkeiten herbeigeführt und auf dem Vorgebirge von Helsingfors, der Insel Skandetlandet, placirt werden. Der General Suchtelen leitete die Belagerungsarbeiten, die, sowie der Batteriebau, nur unter den größten Anstrengungen ausgeführt werden konnten, da es an Erde und Rasen mangelte, man in den, mit tiefem Schnee bedeckten Feldboden nicht dringen konnte und der Batteriebau nur durch Faschinen und gefüllte Schanzkörbe möglich wurde. Es fehlte außerdem an hinreichendem Geschütz, Munition und Handwerkszeug, so daß eine regelmäßige Belagerung unter den obwaltenden Umständen nicht eingeleitet werden konnte. Jedoch setzten sich einige russische Batterien auf den vortheilhaftesten Anhöhen fest und beschossen die Festung während 10 Tage mit 1565 Kugeln, wodurch zwar an mehreren Orten in der Festung Feuer ausbrach, aber bald gelöscht ward. Die Schweden beantworteten das Feuer mit 2477 Schüssen, indessen gewannen die Russen aus mehreren Communicationen mit den Belagerten die Ueberzeugung, daß die moralische Kraft der letztern nur schwach sei und selbst der Commandant in Besorgniß schwebte, bei den verschiedenen Lücken in der Verbindung der Festungswerke, so wie bei der die Festung umgebenden starken Eisfläche, den Platz nicht gegen einen Coup de main sichern zu können. Die Besatzung wurde stets unter den Waffen gehalten, indem fast in jeder Nacht Allarmirungen stattfanden, die die Russen oft nur durch eine kleine Truppenzahl, durch eine Anzahl Tambours mit wenigen Tirailleurs, selbst nur durch einige Geschütze, welche über das Eis bis auf Kartätschenschußweite an die Festung rückten, unternahmen. Hierdurch hofften die Russen den Muth der Besatzung zu brechen und hatten sich nicht geirrt. In der Festung befand sich eine Menge Landvolk, welches beim Einfall der Russen in das schwedische Gebiet hier eine sichere Zuflucht gesucht hatte, aber während der Belagerung sehr lästig wurde, indem die Lebensmittel für sie nicht ausreichten und die Russen keine Auswanderung gestatteten. Hierdurch vermehrte sich die Unzufriedenheit unter den Belagerten und man sehnte sich nach einer Aenderung dieser bedrängten Lage. — Die Russen, von diesem moralischen Zustande der Belagerten genau unterrichtet, suchten ihn zu nähren, indem sie die Bulletins der russischen Armee, Proclamationen, Briefe und politische Blätter in die Festung ließen und durch solche Verbindungen zu der Ueberzeugung gelangten, daß der Platz sich nicht lange halten würde und ein allgemeiner Sturm auf die Festung, den man als letzten Versuch zur Eroberung derselben berathete, noch ausgesetzt werden könnte. Man begann in der Festung häufig Kriegsrath zu halten und die nachtheilige Lage, worin man sich befand und in der man keine Hoffnung auf einen Ersatz hegen zu dürfen glaubte, näher zu erwägen und gelangte, endlich zu dem

Resultate, da die Besatzung durch die ununterbrochenen Anstrengungen des Aufeisens und der Verbesserung der Werke, so wie durch die steten Allarmirungen sehr erschöpft war, der Commandant auch die Sicherung der Flotte im Auge hatte, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der auch nach langen Conferenzen zwischen beiden Theilen, unter dem Titel einer Convention auf der Insel Lonan am 24. März (6. April) in nachstehender Art abgeschlossen wurde: 1) Der Waffenstillstand dauert bis zum 21. April (3. Mai) 1808 und wird, wenn nicht bis zum Mittag dieses Tages ein Entsatz von 5 Linienschiffen in dem Hafen einläuft, die Festung den Russen übergeben. 2) Nach der Bestätigung dieser Convention durch den General Burhoewden wird die Insel Laengoern von den Schweden geräumt werden und jedes Mal nach 24 Stunden die Insel Wester-Swartoe mit dem kleinen Werke von Loewen und die Insel Oester-Lilla-Swartoe. Die Besatzung läßt die Artillerie und Munition in den Werken zurück und nimmt nur die Lebensmittel und das Privateigenthum mit sich. 3) Die Russen dürfen vor Ablauf des 3. Mai keine Batterie auf der Insel Laengoern gegen die Festung errichten und werden bei einem Entsatze die beiden letztgenannten Inseln den Schweden zurückgegeben. Das Lazareth verbleibt unter schwedischer Administration. 4) Am 3. Mai wird die ganze Garnison mit allen Kriegsehren ausziehen und Mittag Gustavswaerd und das Thor der Insel Wargoen, welches damit in Verbindung steht, von den Russen besetzt werden. Die Insel Wargoen, so wie Stora-Oester-Swartoe werden noch an demselben Tage übergeben. Das Privateigenthum verbleibt den Besitzern, das des Staates wird ausgeliefert und kein Fahrzeug darf mehr den Hafen verlassen, selbst keines mehr von Stapel laufen. 5) Die schwedischen Officiere werden auf ihr Ehrenwort nach Schweden entlassen und die Gemeinen nach Wyburg escortirt. Die finnländischen Regimenter werden nicht gezwungen gegen Schweden zu fechten, und nur das Regiment Adlerkreuz, aus Ausländern bestehend, wird unter andere Regimenter vertheilt. 6) Die Festung wird mit dem Eigenthum aller Art unbeschädigt den Russen übergeben, eben so auch das Archiv und die Festungspapiere. 7) Die Flotille wird nach dem Frieden an Schweden zurückgegeben, sobald England an Dänemark die genommene Flotte zurückgibt. 8) Wenn bei einem einlaufenden Entsatze die Inseln Wester-Swartoe und Lilla-Swartoe von den Russen wieder geräumt werden müssen, gibt der Admiral Cronstedt die nöthigen Schaluppen, die Räumung in 24 Stunden vollführen zu können, und fallen bis zur Landung der Truppen keine Feindseligkeiten vor. 9) Besonderer Artikel: Der Admiral Cronstedt verlangt, daß im Falle der Uebergabe die Schuld der Staatscasse 100,000 Reichsbankothaler gehörig nachgewiesen und verificirt auf schwedische Rechnung vom Kaiser von Rußland bezahlt werde und verspricht der General Burhoewden, die allerhöchste Genehmigung hierzu nachzusuchen. Nach Abschluß dieser merkwürdigen Convention hörten die Feindseligkeiten auf und wurde das Fort Laengoern den Russen gleich nach der Unterzeichnung übergeben. Jedoch vermehrten in der Zwischenzeit die Russen ihre Angriffsmittel und besetzten die Zugänge zu dem Fahrwasser mit zahlreicher Artillerie, um jeden Succurs entfernt zu halten. Zum Glühen der Kugeln wurden hier die nöthigen Oefen nach einer Construction des Artilleriegenerals Bellegarde erbaut. Der gehoffte Entsatz traf bis zur festgesetzten Zeit nicht ein und so wurde die Festung den Russen übergeben, welche nicht stark genug waren, die Werke zu besetzen und die schwedischen Truppen zu bewachen, von denen die gebornen Schweden nach *Rußland und die* Finnen in ihre Heimath gingen. Die Gar

Festung Sweaborg liegt auf 5 Klippen im finnischen Meerbusen, von denen Wester-Swartoe, Lilla-Oster-Swartoe und Stora-Oster-Swartoe auf Kanonenschußweite vor Helsingfors liegen und die Insel Wargoern maskiren, auf welcher die eigentliche Festung erbaut ist. Auf einer sechsten kleinen Insel zunächst der Küste liegt das Fort Langoern und auf der entgegengesetzten Seite die Citadelle Gustavswoerd, welche durch drei Etagen von Batterien das ganze Fahrwasser beherrscht. Sämmtliche Festungswerke sind in Granitfels gehauen und werden vom Meere umspült, durch die Zahl und Stärke derselben ist Sweaborg eine Festung ersten Ranges, gegründet vom Marschall-Ehrenswaerdt. — In den ersten Tagen des Märzes wuchs das Belagerungscorps bis auf 11 Bat. 4 Escdrs., 4 Feldbatterien, 2 Comp. Pioniere und 1 Comp. Kanoniere. Indessen konnte das Belagerungsgeschütz nur auf Schlitten aus den Festungen im russischen Finnlande mit den größten Schwierigkeiten herbeigeführt und auf dem Vorgebirge von Helsingfors, der Insel Skandetlandet, placirt werden. Der General Suchtelen leitete die Belagerungsarbeiten, die, sowie der Batteriebau, nur unter den größten Anstrengungen ausgeführt werden konnten, da es an Erde und Rasen mangelte, man in den, mit tiefem Schnee bedeckten Feldboden nicht dringen konnte und der Batteriebau nur durch Faschinen und gefüllte Schanzkörbe möglich wurde. Es fehlte außerdem an hinreichendem Geschütz, Munition und Handwerkszeug, so daß eine regelmäßige Belagerung unter den obwaltenden Umständen nicht eingeleitet werden konnte. Jedoch setzten sich einige russische Batterien auf den vortheilhaftesten Anhöhen fest und beschossen die Festung während 10 Tage mit 1565 Kugeln, wodurch zwar an mehreren Orten in der Festung Feuer ausbrach, aber bald gelöscht ward. Die Schweden beantworteten das Feuer mit 2477 Schüssen, indessen gewannen die Russen aus mehreren Communicationen mit den Belagerten die Ueberzeugung, daß die moralische Kraft der letztern nur schwach sei und selbst der Commandant in Besorgniß schwebte, bei den verschiedenen Lücken in der Verbindung der Festungswerke, so wie bei der die Festung umgebenden starken Eisfläche, den Platz nicht gegen einen Coup de main sichern zu können. Die Besatzung wurde stets unter den Waffen gehalten, indem fast in jeder Nacht Allarmirungen stattfanden, die die Russen oft nur durch eine kleine Truppenzahl, durch eine Anzahl Tambours mit wenigen Tirailleurs, selbst nur durch einige Geschütze, welche über das Eis bis auf Kartätschenschußweite an die Festung rückten, unternahmen. Hierdurch hofften die Russen den Muth der Besatzung zu brechen und hatten sich nicht geirrt. In der Festung befand sich eine Menge Landvolk, welches beim Einfall der Russen in das schwedische Gebiet hier eine sichere Zuflucht gesucht hatte, aber während der Belagerung sehr lästig wurde, indem die Lebensmittel für sie nicht ausreichten und die Russen keine Auswanderung gestatteten. Hierdurch vermehrte sich die Unzufriedenheit unter den Belagerten und man sehnte sich nach einer Aenderung dieser bedrängten Lage. — Die Russen, von diesem moralischen Zustande der Belagerten genau unterrichtet, suchten ihn zu nähren, indem sie die Bulletins der russischen Armee, Proclamationen, Briefe und politische Blätter in die Festung ließen und durch solche Verbindungen zu der Ueberzeugung gelangten, daß der Platz sich nicht lange halten würde und ein allgemeiner Sturm auf die Festung, den man als letzten Versuch zur Eroberung derselben berathete, noch ausgesetzt werden könnte. Man begann in der Festung häufig Kriegsrath zu halten und die nachtheilige Lage, worin man sich befand und in der man keine Hoffnung auf einen Ersatz hegen zu dürfen glaubte, näher zu erwägen und gelangte, endlich zu dem

Resultate, da die Besatzung durch die ununterbrochenen Anstrengungen des Aufeisens und der Verbesserung der Werke, so wie durch die steten Allarmirungen sehr erschöpft war, der Commandant auch die Sicherung der Flotte im Auge hatte, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der auch nach langen Conferenzen zwischen beiden Theilen, unter dem Titel einer Convention auf der Insel Lonan am 24. März (6. April) in nachstehender Art abgeschlossen wurde: 1) Der Waffenstillstand dauert bis zum 21. April (3. Mai) 1808 und wird, wenn nicht bis zum Mittag dieses Tages ein Entsatz von 5 Linienschiffen in dem Hafen einläuft, die Festung den Russen übergeben. 2) Nach der Bestätigung dieser Convention durch den General Buxhoewden wird die Insel Laengoern von den Schweden geräumt werden und jedes Mal nach 24 Stunden die Insel Wester-Swartoe mit dem kleinen Werke von Loewen und die Insel Oester-Lilla-Swartoe. Die Besatzung läßt die Artillerie und Munition in den Werken zurück und nimmt nur die Lebensmittel und das Privateigenthum mit sich. 3) Die Russen dürfen vor Ablauf des 3. Mai keine Batterie auf der Insel Laengoern gegen die Festung errichten und werden bei einem Entsatze die beiden letztgenannten Inseln den Schweden zurückgegeben. Das Lazareth verbleibt unter schwedischer Administration. 4) Am 3. Mai wird die ganze Garnison mit allen Kriegsehren ausziehen und Mittag Gustavswaerd und das Thor der Insel Wargoen, welches damit in Verbindung steht, von den Russen besetzt werden. Die Insel Wargoen, so wie Stora-Oester-Swartoe werden noch an demselben Tage übergeben. Das Privateigenthum verbleibt den Besitzern, das des Staates wird ausgeliefert und kein Fahrzeug darf mehr den Hafen verlassen, selbst keines mehr von Stapel laufen. 5) Die schwedischen Officiere werden auf ihr Ehrenwort nach Schweden entlassen und die Gemeinen nach Wyburg escortirt. Die finnländischen Regimenter werden nicht gezwungen gegen Schweden zu fechten, und nur das Regiment Adlerkreuz, aus Ausländern bestehend, wird unter andere Regimenter vertheilt. 6) Die Festung wird mit dem Eigenthum aller Art unbeschädigt den Russen übergeben, eben so auch das Archiv und die Festungspapiere. 7) Die Flotille wird nach dem Frieden an Schweden zurückgegeben, sobald England an Dänemark die genommene Flotte zurückgibt. 8) Wenn bei einem einlaufenden Entsatze die Inseln Wester-Swartoe und Lilla-Swartoe von den Russen wieder geräumt werden müssen, gibt der Admiral Cronstedt die nöthigen Schaluppen, die Räumung in 24 Stunden vollführen zu können, und fallen bis zur Landung der Truppen keine Feindseligkeiten vor. 9) Besonderer Artikel: Der Admiral Cronstedt verlangt, daß im Falle der Uebergabe die Schuld der Staatscasse 100,000 Reichsbankothaler gehörig nachgewiesen und verificirt auf schwedische Rechnung vom Kaiser von Rußland bezahlt werde und verspricht der General Buxhoewden, die allerhöchste Genehmigung hierzu nachzusuchen. Nach Abschluß dieser merkwürdigen Convention hörten die Feindseligkeiten auf und wurde das Fort Laengoern den Russen gleich nach der Unterzeichnung übergeben. Jedoch vermehrten in der Zwischenzeit die Russen ihre Angriffsmittel und besetzten die Zugänge zu dem Fahrwasser mit zahlreicher Artillerie, um jeden Succurs entfernt zu halten. Zum Glühen der Kugeln wurden hier die nöthigen Oefen nach einer Construction des Artilleriegenerals Bellegarde erbaut. Der gehoffte Entsatz traf bis zur festgesetzten Zeit nicht ein und so wurde die Festung den Russen übergeben, welche nicht stark genug waren, die Werke zu besetzen und die schwedischen Truppen zu bewachen, von denen die gebornen Schweden nach *Rußland und die* Finnen in ihre Heimath gingen. Die Garde

son zählte bei ihrem Ausrücken noch 208 Officiere und 7386 Unteroffiziere und Gemeine. Am 8 Mai n. St. wehete auf den Mauern von Sweaborg die russische Fahne, und Schweden hatte eine seiner stärksten Festungen verloren, zu deren Erbauung ungeheure Summen und ein halbes Jahrhundert erforderlich gewesen waren. Die Russen fanden in der Festung 58 metallene und 1975 eiserne Kanonen, 9535 Kartuschen, 3000 Fässer Pulver, 10,000 Flintenpatronen, 340,000 Paß- und Hohlkugeln, 9000 Gewehre und viele andere Waffen. An Kriegsfahrzeugen lagen im Hafen 2 Fregatten, 6 Schebecken, 1 Brigg, 6 Kriegsjachten, 25 verdeckte Kanonierschaluppen, 51 Jöllen, 51 Barkassen, Sloops und 19 Transportschiffe, welche sämmtlich segelfertig waren und dennoch den Russen in die Hände fielen, so wie ein bedeutendes Depot an Marinegegenständen und Lebensmitteln. (Vergl. Militairwochenblatt, 1835. Nr. 983.) 27.

Swenskesund, eine Felsenbucht im finnischen Meerbusen, vor den beiden Mündungsarmen des Kymmene, in welcher eine Menge kleine Felseninseln zerstreut liegen.

Seeschlacht am 9. und 10. Juli 1790.

König Gustav III. von Schweden, welchen außer dem eigenen Thatendrang mannichfache Beschwerden zum Kriege gegen Rußland reizten, benutzte hierzu den Zeitpunct, in welchem Rußland 300 Stunden von den Grenzen Finnlands entfernt, um dessen Wiedereroberung es sich hauptsächlich handelte, in einen Krieg mit der Pforte verwickelt war. Am 23. Juni 1788 erfolgte die schwedische Kriegserklärung und noch an demselben Tage segelte Gustav III. nach Finnland, um dort unverzüglich zu Wasser und zu Lande den Krieg gegen Rußland zu beginnen. Am 17. und 18. Juli lieferte der Großadmiral, Herzog von Südermanland, dem russischen Admiral Greigh bei der Insel Hogland die erste Seeschlacht, in welcher beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Gustav's III. Fortschritte zu Lande hemmte indessen eine im eigenen Heere gegen ihn ausgebrochene Empörung. Um so kräftiger trat er, nachdem diese gedämpft war, im nächsten Jahre (1789) auf. Aller Anstrengungen ungeachtet wurden jedoch seine Flotten am 26. Juli und 24. Aug. von den Russen geschlagen. Dennoch gestand der russische Admiral Prinz von Nassau, noch ein solcher Sieg würde die triumphirende Flotte vernichten. Im dritten Feldzuge dieses Krieges siegte Gustav zu Lande bei Walkiala über die Russen unter Denisow; zur See am 15. Mai bei Friedrichshamm (s. d.). Am 3. Juni griff der Herzog von Südermanland die große russische Kriegsflotte zu Kronstadt an; zwei Tage lang dauerte der Kampf mit größter Wuth, doch konnten die Schweden die Vereinigung der russischen Scheerenflotte am 3. Tage mit der zu Kronstadt nicht verhüten. Der Herzog von Südermanland mußte sich nach dem blutigen dreitägigen Gefechte bei Kronstadt in die Bucht von Wyburg zurückziehen; hier ward er von den vereinten russischen Flotten allmälig in den Sund von Wyburg zurückgedrängt und gänzlich eingeschlossen. Von dem äußersten Mangel an Wasser und Lebensmitteln bedrängt, benutzte Gustav endlich am 3. Juli einen günstigen Nordostwind zum Angriff der vereinten russischen Flotten. Unglücklicherweise trieb der Wind einen der schwedischen Brander gegen die eigenen Schiffe. Ein Linienschiff verbrannte, 5 strandeten und wurden von den Russen genommen, 3 große Fregatten mußten sich ergeben und das Feuer der Russen von den Schiffen und den stark besetzten Landbatterien richtete großen Schaden an. Der Großadmiral ward durch eine Kanonenkugel verwundet. Weit umher war das Meer mit Trümmern und Leichen bedeckt. Der König selbst rettete sich wie durch ein Wun-

der auf einem Boote, welches so beschädigt war, daß sich allenthalben das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Dennoch schlug sich die schwedische Scheerenflotte durch; ein Theil derselben lief in die Bucht von Swenskesund ein, den Rest nöthigte der Sturm, sich nach Luisa und Kongsham zurückzuziehen. Bei diesem Gefechte verloren die Schweden 41 Schiffe und nahe an 7000 M.; aber sie kauften sich von gänzlicher Vernichtung durch eine blutige Niederlage los und nennen daher diese nicht mit Unrecht einen Rettungssieg. Diese wichtigen Ereignisse gingen der Schlacht bei Swenskesund voraus; ihre Erwähnung ist nothwendig, wenn die letztere verständlich sein soll. Noch eines solchen Sieges bedurfte es von Seiten der Russen, und Schweden wäre dem übermächtigen Kaiserreiche rettungslos anheimgefallen. Zu Stockholm war man bereits so muthlos, daß man nicht an Vertheidigung, sondern nur an Flüchtung der Bank und der Reichsarchive dachte. Der russische Admiral, Prinz von Nassau, begnügte sich jedoch nicht etwa mit einer Landung in Finnland oder Schweden; sein Plan sollte den ganzen Krieg mit einem Hauptschlage endigen. Am 9. Juli 1790 waren es 28 Jahre, seitdem Catharina II. den russischen Thron bestiegen hatte. Der Prinz von Nassau glaubte seiner Monarchin an diesem Tage kein würdigeres Fest geben zu können, als eine Schlacht, welche nicht nur die schwedische Macht vernichtete, sondern ihr den König selbst zum Gefangenen lieferte. Auf dem russischen Admiralschiffe war schon ein Zimmer für Gustav III. zubereitet, mit solcher Zuversicht sah man dessen gewissem Untergange entgegen. Gustav indessen, der seine gefahrvolle Lage vollkommen kannte, zeigte die ungewöhnlichste Thätigkeit, um seinem Geschicke eine andere Wendung zu geben. Das Scheerengeschwader unter dem Oberstlieutenant Kronstadt, so wie die aus der Schlacht am 3. Juli entkommenen Schiffe, zog er eiligst an sich. Seine Kaltblütigkeit, sein voranleuchtendes Beispiel wirkten auf seine Truppen; es trat hier der seltene Fall ein, daß das vor wenigen Tagen so entscheidend geschlagene schwedische Heer voll Ungeduld aufs Neue zur Schlacht geführt zu werden verlangte.

In der Felsenbucht Swenskesund liegt gegen Friedrichshamm zu eine ganze Gruppe von kleinen Inseln; gegen Luisa zu, der Hafen von Aspö, der ins offene Meer geht. Der Prinz von Nassau hatte den Plan entworfen, seinen Angriff nicht auf Swenskesund zu richten, wovon man ohnehin Meister ist, wenn man die Durchfahrt von Aspö inne hat, sondern ganz auf diese letztere. Er wartete nicht einmal die Ankunft einer Verstärkung von Kanonierschaluppen ab, die für ihn unterwegs waren. Die zerstreute schwedische Flotte hatte sich kaum gesammelt, daher hielt er sich mit 230 russischen Fahrzeugen gegen 190 schwedische des Sieges gewiß.

Am 9. Juli, Morgens gegen 10 Uhr, segelte der Prinz von Nassau gegen die schwedische Flotte im Swenskesunde heran. Statt, wie er wähnte, den König von Schweden in dumpfer Verzweiflung zu finden, entdeckte er die kleine Flotte desselben in voller Schlachtordnung und Gustav III. segelte an der Spitze derselben auf die Russen los. Diese rückten unter dem heftigsten Feuer immer näher heran; ein starker Wind, bei dem der Prinz von Nassau den Angriff unternahm, trieb ihn gerade zu gegen die Schweden hin. Von beiden Seiten ward mit größter Wuth gekämpft. Als der russische Admiral allmälig bemerkte, daß sich das Treffen zu seinem Nachtheile zu wenden begann, suchte er durch die Ueberzahl seiner Schiffe den Sieg zu erringen und zog nach und nach seine ganze Flotte heran; allein eben dadurch ward ihm in dem beschränkten Raume, in welchem die Schlacht geliefert wurde, alles Manövriren unmöglich. Gustav III., der diesen Fehler

bemerkte, ließ jetzt seine schweren Linienschiffe vorrücken und eröffnete ein fortgesetztes heftiges Feuer aus den stärksten Kalibern gegen die dicht gedrängten feindlichen Schiffe. Um dieselbe Zeit wuchs der starke Wind, mit dem die russische Flotte herangesegelt war, bis zum Sturme an, der den russischen Schiffen den Rückzug unmöglich machte. Gustav III. benutzte diesen Umstand und fiel mit seinen leichten Schiffen den Russen in die Flanken. Schon hatten diese mehrere Schiffe verloren; ihre kleinern Fahrzeuge zogen sich in größter Unordnung zurück; die größern setzten ein lebhaftes Feuer bis in die Nacht fort, in der Absicht, unter deren Vergünstigung den Rückzug anzutreten; allein der stürmische Gegenwind jagte sie immer wieder zurück. Eine große Zahl scheiterte und zwar viele so heftig, daß sie umgestürzt auf den Wellen wogten. — Die finstere Nacht machte endlich dem Geschützfeuer ein Ende. Allein kaum dämmerte der Morgen, als das Treffen auf's Neue begann und mit beispielloser Hartnäckigkeit und Wuth bis gegen 10 Uhr von beiden Seiten fortgesetzt wurde, um welche Zeit endlich der Sieg sich vollkommen für die Schweden entschied. Der russische Admiral selbst entrann, nachdem sein Schiff gänzlich zerschossen war, durch die mühsamste Flucht in einem Boote auf eine der kleinen Inseln im Swenskesund und von da auf das feste Land des russischen Gebietes. Die ganze russische Flotte wollte fliehen, aber sie konnte nicht; der heftige Wind warf sie immer wieder gegen die siegreichen Schweden zurück. Diese eroberten 55 Schiffe, unter denen auch das Admiralschiff mit der ganzen Kanzlei sich befand und zugleich den Befehl der Kaiserin: „kein einziges schwedisches Schiff entkommen zu lassen, sogleich nach gewonnener Schlacht vor Abo zu segeln, sich Finnland zu unterwerfen und einen Theil der Flotte ohne Aufenthalt vor Stockholm zu schicken." Ueberdieß erbeuteten die Schweden 643 Kanonen, viele Mörser, Haubizen, Fahnen, Standarten, auch die große kaiserliche Flagge mit dem Adler. Noch während der Schlacht nahmen sie 110 Officiere und über 2000 Soldaten gefangen. Tausende von Russen hatten sich auf die Klippen und kleinen Inseln im Sunde gerettet, wo sie nach und nach gefunden wurden. Nach einem zuverlässigen Verzeichnisse zählten die Russen 5800 Todte in der Schlacht, 2500 Verwundete und 6358 Gefangene. Seit Narva hatten die Russen keine entscheidendere Schlacht gegen die Schweden verloren, noch sich ein König aus einer verzweiflungsvollern Lage mit mehr Heldenmuth gerissen, als Gustav III. durch die Schlacht im Swenskesund. Die nächste Folge dieses Sieges war der am 14. Aug. 1790 abgeschlossene Friede von Werelä (s. d.), der übrigens wegen anderer Verhältnisse der Krone Schweden keine besondern Vortheile gewährte.

(Vergl. Posselt, Geschichte Gustav's III., Königs von Schweden. — Horst, Geschichte des letzten schwedisch-russischen Krieges. 1792.)

— s —

Sylla, L. Cornelius, auch Sulla genannt, stammte aus einem der edelsten patricischen Geschlechter und war im Jahre 146 v. Chr. geb. Seine früheren Vermögensumstände waren sehr beschränkt und nur erst durch die Erbschaft einer reichen Hetäre, die er für sich gewonnen hatte, gelangte er zu einiger Wohlhabenheit, die damals, wo die Sittenverderbniß in Rom schon sehr hoch gestiegen war, zu Erlangung von Einfluß fast unumgänglich nothwendig war. In dem Kriege, den Marius als Consul gegen Jugurtha führte, ging Sylla als Quästor nach Afrika und begründete seinen Ruf durch die Gewandtheit, mit welcher er sich die Gunst des numidischen Bochus zu verschaffen wußte, so daß dieser, als sich sein Schwiegersohn Jugurtha zu ihm geflüchtet hatte, ihn an Sylla auslieferte. Auf

dieſe Weiſe erwarb S. faſt gleichen Ruhm mit Marius, da zwar die Tapferkeit des Letztern den Jugurtha geſchlagen, die Klugheit des Erſteren aber dieſen gefährlichen Feind erſt in die Gewalt der Römer gebracht hatte. Marius war hierüber mißvergnügt und ſein Neid auf den S. wurde durch die Auszeichnung, die ſich dieſer in den folgenden Feldzügen gegen die deutſchen und galliſchen Völkerſchaften erwarb, noch mehr geſteigert. Nachdem S. ein Jahr lang die Prätur in Rom verwaltet hatte, wurde er nach Kappadocien geſendet, um den Ariobarzanes wieder in ſein Reich einzuſetzen, welches er mit vielem Glücke ausführte. Zurückgekehrt nach Italien, gerieth er in neue Zwiſtigkeiten mit Marius, denen aber der ausbrechende Bundesgenoſſenkrieg für jetzt ein Ziel ſetzte. In dieſem Bundesgenoſſenkriege entwickelte S. große Talente, ſo daß ihn ſelbſt ſeine Feinde für den glücklichſten Feldherrn Roms anerkennen mußten, eine Bezeichnung, die ihn ſehr erfreute, da er gewohnt war, ſeinem Glücke noch mehr zu trauen, als ſeinen wirklich ausgezeichneten Fähigkeiten. Nach dem Bundesgenoſſenkriege ward S. 88 v. Chr. G. zum Conſul ernannt und übernahm nach Ablauf des Conſulats die Feldherrnſtelle gegen den Mithridates. Allein der alte ehrgeizige Marius, im Verein mit dem Tribun Sulpitius, erregte einen Aufruhr in Rom, durch welchen S. das Commando gegen Mithridates abgenommen und ihm ſelbſt übertragen wurde. Sylla mußte aus der Stadt in das Lager flüchten, wohin ihm bald viele Senatoren und vornehme Römer folgten, welche die Tyrannei des Marius vertrieben hatte. S. rückte nun mit der Armee gegen Rom; Marius wurde überwältigt und entfloh; der Sieger hielt ſich jedoch nicht lange zu Rom auf, ſondern zog nach Griechenland, wo Archelaus, der Feldherr des Mithridates, den Herrn ſpielte. S. unterwarf ſehr bald die abgefallenen griechiſchen Städte, nur Athen wurde durch den Tyrannen Ariſtion bei der Partei des Mithridates feſtgehalten. Nach hartnäckiger Gegenwehr fiel auch Athen in die Hände der Römer, nachdem S. zur Betreibung der Belagerung ſich der Tempelſchätze von Delphi und Olympia bemächtigt hatte. Unterdeſſen war Taxilis, Feldherr des Mithridates, mit großer Macht aus Thracien angekommen und hatte ſich mit Archelaus vereinigt. Beide rückten dem S. entgegen, welcher mit ſeinem Heere ſich in Böotien feſtgeſetzt hatte. Die Uebrzahl der Feinde und ihre Sichelwagen ſetzten die Römer in Schrecken und S. konnte dem Muthe ſeiner Truppen ſo wenig vertrauen, daß er ſie im Lager zurückbehalten mußte. Allein dieß gereichte ihm zum Vortheile, da die Feinde, ſorglos gemacht, ſich im Lande zerſtreuten und die Städte plünderten. S. ließ unterdeſſen, um ſeine Truppen nicht müßig zu behalten und ſie für ihre Feigheit zu ſtrafen, den Fluß Kephiſſus mit großer Mühe anders leiten und bald verlangten die Krieger, dieſer beſchwerlichen Arbeit müde, gegen den Feind geführt zu werden. S. rückte nun aus und ſchlug den Archelaus bei Chäronea aufs Haupt. Dieſer erhielt zwar bedeutende Verſtärkungen, war aber nicht glücklicher, denn er unterlag bei Orchomen von Neuem der Tapferkeit und Feldherrngröße ſeines Gegners. Mithridates, der auch in Aſien durch ein römiſches Heer unter Fimbria bedrängt wurde, zeigte ſich nunmehr zum Frieden geneigt, der auch nach einer Unterredung des Königs mit Sylla zum großen Vortheile der Römer zu Stande kam. S. vereinigte jetzt das Heer des Fimbria mit dem ſeinigen und ſchiffte nach Italien über, wo unterdeſſen Marius und Cinna Rom eingenommen und mit großer Härte gegen Sylla's Partei verfahren hatten. Nun war zwar Marius in Folge ſeiner Unmäßigkeit und aus Furcht vor S.'s Annäherung geſtorben und Cinna in einem Tumulte umgekommen; allein die marianiſche Partei war immer noch übermächtig.

und schloß den S. mit großer Heeresmacht ein, nachdem er bei Brundusium gelandet war. Doch auch hier verließ den S. nicht sein Glück; er überwand seine Gegner theils durch seine Feldherrnkunst, theils durch List, zog endlich, nachdem er noch vor den Thoren Roms durch die Samniten unter Telesinus fast vernichtet worden wäre, in die Stadt ein. Die Gegenpartei zerstreute sich und S. begann ein furchtbares Blutbad unter denen die ihm feindlich gesinnt waren oder deren Reichthümer seine und seiner Freunde Habsucht reizten. Er entwarf Proscriptionslisten und ließ in allen Städten Italiens Tausende ermorden. Der Senat mußte ihm 81. v. Chr. die Dictatur auf Lebenszeit mit einer Macht einräumen, wie sie kaum ein unumschränkter König haben konnte, und die er zu den unerhörtesten Grausamkeiten mißbrauchte. Man berechnet, daß er gegen 100,000 Menschen habe hinrichten lassen, darunter 90 Senatoren, 15 Consularen und 2000 Ritter. Er nahm den Beinamen Felix (der Glückliche) an und überließ sich allen Ausschweifungen mit seinen Freunden, wozu ihm seine großen Reichthümer die Mittel gaben; doch regierte er den Staat mit kräftiger Hand und gab mehrere gute Gesetze, die er allein sich erlaubte zu übertreten. Nachdem er so zwei Jahre ohne Hinderniß Rom beherrscht hatte, legte er 79. v. Chr. zum Erstaunen Aller die Dictatur nieder und zog sich auf seine Landgüter zurück, nachdem er sich gleichzeitig erboten, von allen seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, welche ihm jedoch Niemand abzufordern wagte. Im nächsten Jahre befiel ihn die Phthisiasis, der auch bald sein durch alle Wollüste entnervter Körper unterlag. Sein Leichenbegängniß wurde mit großer Pracht vom Pompejus gefeiert und auch hierin zeigte sich das Glück ihm selbst nach dem Tode günstig, da Niemand die Todtenfeier des gehaßten Tyrannen störte. Von seinem Charakter sagte Carbo, daß in ihm ein Löwe und ein Fuchs vereinigt sei und daß man Letzteren noch mehr zu fürchten habe als Ersteren. Uebrigens war er von einschmeichelndem Benehmen, mit den Soldaten vertraulich und mit den Genossen seiner Ausschweifungen heiter und ausgelassen, außer der Tischzeit aber ernst, thätig und wachsam. Er selbst verfertigte seine Grabschrift, in der er sagte, daß er seine Freunde, die ihm Gutes und seine Feinde, die ihm Böses gethan durch Wiedervergeltung übertroffen habe. (Vergl. Plutarch, Leben des Sulla.)

B.

Symmetrie, Ebenmaß, die Uebereinstimmung einzelner Theile eines Ganzen, in Bezug auf Maß und Zahl.

Synaspismus, eine bald eckige, bald runde Kampfaufstellung der Griechen, bei welcher die Schilde gleich einer Wand, dicht neben einander, aufgestellt wurden.

Syntagma, Benennung für den ersten regelmäßig gebildeten Truppenkörper der Griechen, welcher später die taktische Einheit der Phalanx wurde und mit der Organisation der Compagnien der alten Deutschen die größte Aehnlichkeit hat, ihr auch wahrscheinlich zum Muster diente.

Die Bildung der Syntagmen fällt in die Zeit des thebanischen Krieges. Theben hatte sieben Thore von solcher Breite, daß 12 bis 16 Mann neben einander durchgehen konnten. Die Angreifer und Vertheidiger gaben daher ihren Streithaufen eine Front von 16 M., wobei die Schwerbewaffneten in die vordern, die Leichtbewaffneten und Schützen in die hintern Glieder zu stehen kamen, um während des Handgemenges im Thore oder in den Straßen ihre Pfeile und Steine über die Köpfe der Vordermänner hinwegschießen oder schleudern zu können. Bekämpfte man sich im freien Felde, so schwärmten die Schützen gewöhnlich rechts und links aus. Ein

solches Syntagma zerfiel in 2 Taxiarchien, 4 Tetrarchien und 16 Lochos, deren Anführer sehr entsprechende Benennungen hatten, wie z. B. Taxiarch, Tetrarch u. s. w. Der Syntagmatarch hatte folgende Gehilfen: 1 Unterbefehlshaber, gewöhnlich hinten stehend, ihm war die Leitung des Gefechts der Leichtbewaffneten anvertraut, in welchem Falle er natürlich seinen Posten verließ; 1 Adjutant, wurde zu Versendungen gebraucht; 1 Fahnenträger, gab Zeichen mit der Fahne, wenn das Waffengetöse das Commandowort nicht mehr vernehmen ließ; 1 Trompeter, gab ebenfalls Zeichen, wenn der Staub die Wahrnehmung der Fahnensignale verhinderte; 1 Herold, wiederholte das Commandewort, verkündete den Tagsbefehl und ward außerdem zu Unterhandlungen verwendet. Es war also dafür gesorgt, daß der Wille des Syntagmatarchen unter allen Umständen schnell bekannt gemacht werden konnte und diese Einrichtungen zeigen von vieler Umsicht. — Als in den Ebenen vor Troja die Phalanx gebildet wurde, behielt man die Syntagmen als Einheiten bei und bestimmte ihre Stärke zu 256 M. (ohne die Befehlshaber außerhalb der Glieder), welche sich in 16 Gliedern zu 16 Mann aufstellten. Diese Syntagmen waren unter sich durch Abstände getrennt.

Pz.

Syrakus, heut zu Tage Siragossa genannt, Hauptstadt der Intendantur gleiches Namens im Val di Noto auf der Insel Sicilien, liegt auf der Insel Ortygia, hat 2 Häfen, eine Citadelle und 14,000 Einw.

Seeschlacht am 11. August 1718, gleichbedeutend mit Passaro (s. d.).

Einnahme durch die Römer unter dem Consul Marcellus im Jahre 212 v. Chr. Geb.

Das alte Syracus, gegründet im Jahre 735 v. Chr. durch den Herakliden Archias aus Corinth, bildete in frühern Zeiten einen eigenen Staat. Die Stadt hatte in der höchsten Blüthe 1,200,000 Einw. Der Staat führte Kriege mit den Leontinern, Athenienser, Spartanern, Carthagern und andern. Den Angriffen der Athenienser und Carthager hatte die Stadt 200 Jahre lang widerstanden und war in der letzten Zeit unter der Regierung seines weisen Königs Hiero II. (regierte v. 269—215 v. Chr.) immer im Bunde mit den Römern gewesen. Hiero hatte den Römern im ersten und zweiten punischen Kriege treulich beigestanden und viel zu dessen glücklichem Ausgange beigetragen. Desto unbesonnener handelte sein Enkel und Nachfolger Hieronymus, ein habsüchtiger und grausamer Wütherich, der im zweiten punischen Kriege auf die Seite der Carthager trat und dadurch seine Ermordung beschleunigte. Nach seinem Tode trat eine Anarchie ein, bei welcher Gelegenheit die gewählten Prätoren Epicydes und Hippocrates das Volk gegen die Römer aufwiegelten. Der Krieg mit Rom wurde unvermeidlich. Der Consul Marcellus (s. d.) segelte im Jahre 214 v. Chr. mit einer ansehnlichen Macht nach Sicilien, nahm nach seiner Vereinigung mit Appius die Stadt Leontium mit Sturm ein, rückte hierauf vor S., wo er sich ungefähr 500 Schritt von der Stadt bei dem Tempel des olympischen Jupiter lagerte und machte Vergleichsvorschläge, welche aber verworfen wurden.

S. lag auf der Ostseite der Insel Sicilien und bestand zur Zeit jener Belagerung aus fünf Theilen, welche gleichsam fünf mit einander verbundene Städte ausmachten. Im Süden lag die Insel Ortygia, mit dem festen Lande durch eine Brücke verbunden, auf ihr befanden sich die königlichen Paläste und die Citadelle. Achradina, östlich am Meeresufer, war der größte, schönste und befestigtste Theil der Stadt, von den übrigen durch eine

ſtarke Mauer getrennt, welche theilweiſe mit Thürmen verſehen war; Achradina grenzte an Achradina, erſtreckte ſich gegen Norden, war ſehr bevölkert und hatte ein berühmtes Thor, Hexapylá genannt, welches auf das freie Feld führte; dieſem Thor gegenüber lag ein kleiner Flecken, Leon genannt. Neapolis oder die Neuſtadt erſtreckte ſich von der weſtlichen Seite die Höhe von Tyche herab. Epipolis, eine Höhe außerhalb der Stadt, dominirte dieſe; der Zugang zu derſelben war ſehr ſteil und beſchwerlich. Als die Athenienſer S. belagerten (415 — 413 v. Chr.), war ſie noch nicht mit Mauern umgeben, welches erſt unter dem Tyrannen Dionyſius geſchah; ſeitdem machte ſie den fünften Theil der Stadt aus, war aber wenig bewohnt. Am Fuße dieſer Höhe befand ſich das Gefängniß Latomiá und nicht weit davon die Feſte Labdalus; oben, an der äußerſten Spitze nach Weſten, lag die Feſte Euryalus. Der Fluß Anapus floß eine halbe Meile von der Stadt und ergoß ſich in den großen Hafen. Nahe bei ſeinem Ausfluſſe, auf der weſtlichen Seite, lag das Schloß Olympium. S. hatte 2 Häfen, den großen und den kleinen (welcher letztere auch Caccus genannt wurde), welche nur durch die Inſel Ortygia geſchieden waren; der große hatte nach Süden einen Meerbuſen, Daſion genannt, weiter unten ein Vorgebirg und die Feſte Plemyria. S. ward von der See- und Landſeite zugleich angegriffen; zu Lande durch Appius beim Thor Hexapylus, von der Seeſeite bei Achridina durch Marcellus. Dieſer befehligte 60 Galeeren mit 5 Reihen Ruder, deren Bemannung mit Bogen, Schleudern und Wurfſpießen bewaffnet war. Die Vertheidigungsanſtalten der Stadt leitete der berühmte Mathematiker Archimedes und verwendete dazu ſehr verſchiedenartige, zum Theil neu erfundene Maſchinen. Auf die entfernteren Schiffe ſchleuderte er Steine von ungeheurer Größe, die näheren aber beunruhigte er durch kleineres, aber deſto häufigeres Geſchoß. Zur Deckung der eigenen Leute ließ er in der Mauer von unten bis an die Bruſtwehr mehrere ellenlange Oeffnungen durchbrechen, durch welche theils mit Pfeilen, theils durch kleinere Balliſten der Feind beunruhigt ward. Auch hatte Archimedes hinter den Mauern hohe und ſtarke Maſchinen angebracht, welche mit großen Laſten beſchwerte Balken auf die Galeeren fallen ließen und ſie dadurch unter das Waſſer drückten; überdieß ließ er eine eiſerne, an eine Kette feſt gemachte Hand hernieder, durch welche derjenige, welcher die Maſchine regierte, wenn er das Vordertheil eines Schiffes damit ergreifen konnte, daſſelbe durch ein Gegengewicht, welches hinter der Mauer niederfiel, in die Luft zog und auf das Hintertheil ſtellte. Hatte es auf dieſe Art einige Zeit gehangen, ſo wurde die Kette plötzlich losgemacht, ſo daß das Schiff auf das Hintertheil oder auf die Seite fiel und oft gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Noch andere Maſchinen drehten durch inwendig angebrachte Gegenzüge die Schiffe im Kreiſe herum und ſchmetterten ſie zuletzt an die unter der Mauer hervorragenden Felſen und Klippen. Häufig ſah man, daß ein aus dem Meere emporgezogenes Schiff ſchwebend hin und her geſchwenkt wurde, bis es endlich, nachdem die Beſatzung herausgeſchleudert war, leer an die Mauer ſtieß oder wieder in das Meer herabſtürzte. Marcellus brauchte zwar ſeiner Seits auch Balliſten und Katapulten, allein ſie kamen denen des Archimedes bei weitem nicht gleich. Er hatte mit großen Unkoſten Maſchinen verfertigen laſſen, welche Sambuken hießen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem muſikaliſchen Inſtrumente gleiches Namens; es war eine Zuſammenſetzung von 8 Galeeren mit 5 Reihen Rudern, auf deren einer Seite die Ruder weggenommen waren, bei der einen auf der rechten, bei der andern auf der linken, und welche man auf den Seiten,

wo keine Ruder waren, mit einander verbunden hatte. Die Maschine bestand aus einer Leiter von vier Fuß, welche auf beiden Seiten mit Lehnen versehen und aufgerichtet so hoch als die Mauern war. Man legte sie der Länge nach, auf den Seiten, wo die Galeeren mit einander verbunden waren, hin, so daß sie weit über den Schnabel des Schiffes hinausreichten. An der Spitze der Masten dieser Galeeren befestigte man Rollen mit Seilen, und wenn man die Maschine gebrauchen wollte, so wurden die Seile an dem Ende derselben angemacht und von den Leuten, welche auf dem Hintertheile des Schiffes waren, vermittelst der Rollen in die Höhe gezogen, während die auf dem Vordertheile des Schiffes mit Hebebäumen nachhalfen. Hierauf wurden die Galeeren nahe an die Mauern gerückt und die Maschinen gleich Fallbrücken angebracht, damit die Belagerer auf ihnen hinüber steigen konnten. Doch diese Maschine, von welcher man sich so viel versprach, that die gehoffte Wirkung nicht; sie befand sich noch in ziemlicher Entfernung von der Mauer, als schon Archimedes drei Steingewichte hinter einander (jedes von 550 Pf. Gewicht) gegen sie abschoß, welche im Herunterfallen den Grund der Maschine zertrümmerten, die Fugen der Galeeren trennten und die Brücke auseinander rissen. Dieser Unfall bewog Marcellus, sich schleunigst von der Mauer zu entfernen und zugleich auch den Landtruppen den Befehl zum Rückzuge zu geben. Es wurde nun in einem Kriegsrathe beschlossen, bei Nacht an die Mauern zu rücken, in der Voraussetzung, daß die Maschinen des Archimedes, bei ihrer ungewöhnlichen Kraft, in der Nähe unwirksamer sein würden. Aber auch für diesen Fall hatte Archimedes Anstalt getroffen und Rüstzeuge jeder Art auf jede Entfernung fertigen lassen. Als sich daher die Römer ihrer Meinung nach ganz unbemerkt der Mauer näherten, geriethen sie plötzlich in einen Hagel von Pfeilen und Spießen und eine Menge Steine fielen gleichsam senkrecht auf ihre Köpfe herab. Diese Vertheidigungsart hatte die Belagerer völlig entmuthigt, so daß Marcellus jeden fernern Sturm oder Angriff aufgab und die Belagerung nach achtmonatlicher Dauer in eine Blokade verwandelte, hoffend, die stark bevölkerte Stadt durch Hunger zu bezwingen. In Folge dessen theilten die Consuln ihre Heere. Appius blieb mit zwei Drittheilen vor S. zurück und Marcellus brach mit dem letzten Drittheil auf, um die zu den Carthaginiensern übergetretenen Städte wieder zu erobern. Geraume Zeit durchzog er einen großen Theil Siciliens, nahm Megara und eroberte das Lager des Hippokrates bei Akilä. Nach zwei Jahren kehrte er vor S. zurück, um mit seinen Unterbefehlshabern zu berathen, ob man sich der Stadt nicht durch List bemächtigen könne. Zu diesem Endzwecke knüpfte man mit mehreren Einwohnern derselben Verbindungen an, mittelst welcher der Platz den Römern überliefert werden sollte. Allein die Verschwörung wurde entdeckt und die Theilnehmer derselben hingerichtet. Bald darauf entdeckte ein römischer Soldat in der Stadtmauer am Trogylischen Hafen, neben dem sogenannten Thurm Galeagra, eine Stelle, die mit mittelmäßigen Sturmleitern zu ersteigen sei. Er theilte seine Bemerkung dem Marcellus mit und sie schien diesem sehr beachtungswerth. Weil aber eben dieser Punct vorzüglich stark besetzt war, so mußte erst eine günstige Gelegenheit abgewartet werden, welche sich jedoch bald darbot, da ein Ueberläufer die Nachricht brachte, daß in der Stadt ein dreitägiges Fest der Diana gefeiert würde, bei welcher Gelegenheit dem gesammten Volke eine Weinspende gegeben werde. — Auf diese Nachricht ließ Marcellus zu dem Unternehmen tüchtige Hauptleute und Soldaten aussuchen, auch insgeheim Sturmleitern herbeischaffen. Die übrigen Truppen erhielten Befehl, sich früher als gewöhnlich zur Ruhe zu

begeben, in der Nacht aber sich zu einer besondern Unternehmung bereit halten. Als der Zeitpunct erschienen war, wo die Belagerten, welche sich vom frühen Morgen an geschmaußt hatten, zum Theil berauscht im tiefen Schlafe lagen, ließ er die Soldaten eines Manipels in Gliedern und schmalen Zügen in größter Stille an den gedachten Ort marschiren. Sobald die ersten ohne Geräusch die Mauer erstiegen hatten, folgte die anderen in der sie treffenden Ordnung. Bis an den Hexapylos vorgedrungen, gaben sie ein Zeichen, worauf neue Truppen nachrückten und auf mehreren Puncten die Mauer erstiegen, wobei einige der Besatzung theils trunken, theils schlafend auf ihrem Lager überfallen und getödtet wurden. Nachdem die Pforte am Hexapylos gesprengt worden war, wurde ein verabredetes Signal mit der Trompete gegeben, auf welches der Angriff nicht mehr in der Stille, sondern mit offenbarer Gewalt geschah, weil man bereits bis an den stark besetzten Posten von Epipolä vorgedrungen war und man den Feind nicht sowohl täuschen, als schrecken wollte, was auch vollkommen gelang. Kaum hörte die Besatzung den Schall der Trompete und das Geschrei derer, die sich der Mauer und eines Theils der Stadt bemächtigt hatten, so glaubten die Wachen, die ganze Stadt sei schon erobert. Viele verließen ihren Posten auf der Mauer, andere sprangen von derselben herunter, so daß eine große Verwirrung entstand; aber ein großer Theil wußte von dem Ueberfalle noch gar nichts, theils weil viele noch berauscht im tiefen Schlafe lagen, theils weil man in dem einen Quartiere dieser großen Stadt nicht leicht bemerken konnte, was in dem andern vorfiel. — Als gegen Morgen Hexapylos erbrochen war, rückte Marcellus mit allen Truppen in die Stadt, wodurch denn die Syracusaner endlich aufgeweckt wurden und alles zu den Waffen griff. Auch Epicydes erschien mit seinen Truppen eilig von Neapolis (der Inselstadt) her, in der Hoffnung, die wenigen durch die Nachlässigkeit der Wachen (wie er glaubte) über die Mauer gekommenen Römer zurückzuschlagen. Als er aber die Gegend bei Epipolä ganz vom Feinde besetzt fand, zog er sich wieder nach Achradina zurück, nicht sowohl aus Furcht vor der Anzahl der Feinde, als aus Besorgniß vor einer ausbrechenden Verschwörung, wodurch ihm beim Rückzuge die Thore von Achradina und der Inselstadt verschlossen werden konnte. Bei seinem Einzuge in eine der schönsten Städte damaliger Zeit sendete Marcellus diejenigen Syracusaner, welche sich im römischen Lager befanden, voraus, um den Feind zur Uebergabe dieses Quartiers von S. zu bewegen. Thore und Mauern von Achradina waren aber größtentheils von Ueberläufern besetzt, welche keine Begnadigung zu erwarten hatten, weßhalb dieß abgeschlagen wurde, worauf Marcellus seine Truppen nach dem Euryalus zurückzog, einen am äußersten westlichen Ende von Epipolä gelegenen befestigten Hügel, welcher, die ins Innere von Sicilien führende Straße beherrschend, sehr günstig lag, um alle Zufuhr abzuschneiden. Bald darnach übergab Philodem, nach erhaltener Versicherung eines freien Abzuges zum Epicydes, sein Castell und marschirte mit der Besatzung aus. Während die Römer den verlassenen Posten besetzten, lief Bomilcar unter Begünstigung einer stürmischen Nacht, in welcher die römische Flotte nicht im Stande war, die See zu halten, mit 35 Schiffen aus dem Hafen von S., eilte nach Carthago, um dort Vorstellungen wegen der Gefahr, in welcher S. schwebte, zu machen und kehrte nach wenigen Tagen mit einer Flotte von 100 Segeln zurück. — Nach Besetzung des Euryalus schloß Marcellus Achradina durch drei an den schicklichsten Orten gewählte Lager ein. Nach einigen Tagen griff der Feind die Römer auf mehreren Seiten an. Himilco, welcher sich bei dem großen Hafen verschanzt hatte, gab der Be-

satzung in Achradina ein verabredetes Zeichen und drang nach dem alten römischen Lager vor, in welchem Crispin befehligte, während Epicydes auf der andern Seite gegen die Vorposten des Marcell einen Ausfall unternahm und die carthagische Flotte gleichzeitig zwischen der Stadt und dem römischen Lager ihren Stand am Ufer nahm und dadurch jede Unterstützung des Crispins durch den Marcellus verhinderte. Allein beide Angriffe wurden abgeschlagen und Hippocrates auf seiner Flucht noch weit vom Crispin verfolgt. In beiden Heeren trat jetzt nothgedrungen eine Waffenruhe ein, da zu Anfang des Herbstes (212) bei sehr großer Hitze die Pest ausbrach, an welcher beide gleichzeitig litten. Doch weit entfernt, daß diese schreckliche Seuche die Beendigung des Krieges herbeigeführt hätte, entzündete sich derselbe nur noch mehr. Bomilcar, der Befehlshaber der carthagischen Flotte, welcher eine zweite Reise nach Carthago unternommen, kam mit 130 Kriegs- und 70 Lastschiffen zurück. Widrige Winde hinderten ihn das Vorgebirge Pachynum (heut zu Tage Cap Passaro) zu umschiffen. Epicydes, welcher befürchtete, die Flotte möchte bei anhaltendem widrigen Winde nach Afrika zurückkehren, übergab den Generalen der Soldtruppen den Befehl zur Vertheidigung von Achradina und begab sich zu Bomilcar, um diesen zu bewegen, bei eintretendem günstigen Winde eine Schlacht zu versuchen. Als Marcellus sah, daß er bei längerem Verzuge der Gefahr ausgesetzt sei, gleichzeitig zu Wasser und zu Lande angegriffen zu werden, beschloß, ungeachtet der Ueberlegenheit der Feinde an Schiffen, dem Bomilcar die Landung bei S. zu verwehren. Mehrere Tage lagen die beiden Flotten einander ruhig gegenüber. Kaum hatte sich aber der Ostwind gelegt, so lichtete Bomilcar zuerst die Anker und bereits schien die vorderste Linie seiner Flotte die hohe See gewinnen zu wollen, um das Vorgebirge zu umsegeln, als die römische Flotte mit vollen Segeln auf ihn zukam. Bei diesem Anblicke wandte sich Bomilcar augenblicklich zur Flucht und sendete den bei Heraklea liegenden Lastschiffen den Befehl, sogleich nach Afrika zurückzukehren, während er selbst vor Sicilien vorbei nach Tarentum segelte. Epicydes, der nun seine Hoffnung vereitelt sah, segelte nach Agrigentum (das heutige Girgenti), um daselbst den Ausgang der Begebenheiten abzuwarten. Als im Lager der Sicilianer bekannt wurde, daß Epicydes aus S. entwichen und die Carthager Sicilien seinem Schicksal überließen, sendeten sie Abgeordnete an den Marcellus, um wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. Man kam dahin überein, daß alle Besitzungen, welche früher den Königen gehört, den Römern zufallen, die Sicilianer aber, mit Beibehaltung ihrer Freiheiten und Gesetze, im Besitz des übrigen verbleiben sollten. Je leichter sich die Unterhandlungen mit den Römern gestalteten, um so schwieriger war es, Ruhe und Uebereinstimmung unter den verschiedenen Parteien in der Stadt zu bewirken. Die Ueberläufer, in der gewissen Ueberzeugung den Römern ausgeliefert zu werden, flößten den Soldtruppen dieselbe Furcht ein. Beide Theile griffen vereinigt zu den Waffen, ermordeten die neu gewählten Magistratspersonen und erwählten sechs Befehlshaber, von denen drei in Achradina und drei in der Inselstadt commandiren sollten. Als sich der Aufruhr einigermaßen gelegt und die Soldtruppen nach eingezogener Erkundigung die Unterhandlungen mit den Römern erfuhren, ward es ihnen klar, daß ihr Verhältniß zu dem Feinde ein anderes als dasjenige der Ueberläufer sei und die eben erfolgte Rückkunft der an den Marcellus geschickten Abgeordneten diente noch mehr, ihre vorgefaßte irrige Meinung zu berichtigen. Marcellus ließ hierauf in der nächsten Nacht ein mit Truppen besetztes Lastschiff nach Achradina bugsiren und die Mannschaften desselben in der Gegend des

die Quelle Arethusa stoßenden Thores aussetzen. Nachdem Mericus, der Abrede gemäß, die gelandete Mannschaft in das Thor eingelassen hatte, that Marcellus bei Tagesanbruch einen Scheinangriff auf Achradina, wodurch er die ganze Besatzung und auch die der Inselstadt nach dieser Seite zog, während dessen mehrere schon in Bereitschaft gehaltene Transportschiffe, in der letztern eine bedeutende Truppenzahl ans Land setzten und sich so ohne große Mühe der verlassenen Inselstadt bemächtigten; die Ueberläufer leisteten gar keinen Widerstand, sondern ergriffen sogleich die Flucht. Als Marcellus die Nachricht erhielt, daß die Inselstadt erobert, ein Quartier von Achradina ebenfalls besetzt und Mericus mit seinen Truppen zu den Römern übergetreten sei, ließ er zum Rückzuge blasen, um den königlichen Schatz nicht der Plünderung auszusetzen. Nachdem der Sturm nachgelassen, benutzten die noch in Achradina befindlichen Ueberläufer die eingetretene Ruhe zur Flucht und die Syrakusaner öffneten ihre Thore, den Marcellus durch Abgesandte nur um ihr und ihrer Kinder Leben bittend. Der Quästor ward hierauf unter einer Bedeckung nach der Inselstadt abgeschickt, um den königlichen Schatz in Empfang zu nehmen, und nachdem die Häuser, deren Besitzer sich im römischen Lager aufgehalten hatten, zuvor durch Schutzwachen besetzt worden, wurde die Stadt den Truppen zur Plünderung preisgegeben. So fiel nach dreijähriger Belagerung S., und man nahm an, daß die gemachte Beute, welche den Truppen in die Hände fiel, derjenigen würde gleichgekommen sein, die man in Carthago hätte machen können, wenn diese Stadt schon damals von den Römern wäre eingenommen worden. In Folge dieser Eroberung ward Sicilien zur römischen Provinz.

(Vergl. Titus Livius, römische Geschichte. Buch 24 und 25. — Rollin, Histoire romaine. Tom. 5. — Plutarch, Leben des Marcellus. — Polybius, Buch 8. — A. Arnold, Geschichte von Syracus.)

Gtz.

Szigeth, Marktflecken im Schümeger Komitate des Königreichs Ungarn mit 3000 Einwohnern.

Einnahme durch die Türken am 7. September 1566*).

Dieser Ort, welcher durch Zrini's heldenmüthige Vertheidigung einen so wichtigen Platz in der Geschichte erhalten hat, wurde 1450 auf einer Insel, die der kleine Fluß Almasch bildet, von Oswald Anthenius erbaut, und ein Jahrhundert darauf an Kaiser Ferdinand I. abgetreten, da es den damaligen Besitzern unmöglich ward, die Feste bei den immer wiederholten Angriffen der Türken zu erhalten. Allein auch nach dieser Zeit war es vielen Anfällen der Türken ausgesetzt. So wurde es 1555 von Taigonus, dem Pascha zu Ofen, und 1556 durch Ali Pascha angegriffen, aber erst 10 Jahre später fiel Szigeth in die Gewalt der Türken (7. Sept. 1566). Nach 122 Jahren erst (15. Jan. 1688) wurde es abermals von den Kaiserlichen zurück erobert und blieb seitdem bei dem Hause Oestreich.

Zu der Zeit, in welcher die berühmte Vertheidigung des Grafen Niklas Zrini fällt, galt Szigeth für eine gute Festung. Durch Anlegung dreier und starker Dämme, war von dem Wasser des Almasch ein See gebildet, der die Annäherung eines Belagerungsheeres sehr erschwerte. In diesem angestauten Wasser lag nördlich der Stadt das feste Schloß. Es bestand aus 5 Bastionen und wurde durch einen Wassergraben in das innere und das äußere getheilt. Das äußere Schloß, zunächst der Stadt gelegen, war durch eine lange Brücke mit derselben verbunden und hatte 3 Bastionen. Hin-

*) Joseph v. Hammer nennt den 8. Sept.

von wurde die südwestliche die Bergbastion, die nordöstliche die Nadasdische Bastion genannt, während die südöstliche keinen besondern Namen führte. Das innere Schloß nordwestlich von dem äußern hatte ein nördliches und ein westliches Bastion und umschloß einen großen von Backsteinen erbauten Pulverthum. Der Eingang von dem äußeren Schlosse her ward durch einen Thurm und ein starkes Thor gesperrt. Szigeth selbst bestand aus der Alt- und Neustadt. Die Altstadt war mit einer einfachen bastionirten Umwallung umgeben und wurde gegen Süden durch einen Graben von der Neustadt, gegen Norden durch den See vom Schlosse getrennt. Die Wälle des Schlosses und der Altstadt bestanden aus 3 Reihen mit eisernen Klammern und Nägeln verbundenen Eichenstämmen, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt waren. Der Erdwall der Neustadt aber war nur aus Erde erbaut und bot daher geringe Widerstandsfähigkeit dar. — Die Hauptstärke des Platzes lag daher größtentheils in der künstlichen Ueberschwemmung, welche ihn von 3 Seiten (westlich, östlich und nördlich) umgab, da aber zur Vertheidigung der Dämme keine äußeren Werke vorhanden waren, so konnten diese leicht zerstört und so der Platz seines wichtigsten Vertheidigungsmittels beraubt werden. In diesem Zustande war Szigeth, als sich der Sultan Soliman im Jahr 1566 mit einem unermeßlichen Heere nahte, die Stadt dem Kaiser Maximilian II. zu entreißen, während dieser trotz des Reichstagsbeschlusses zu Augsburg noch kein Heer hatte, das stark genug gewesen, um damit dem türkischen Heere die Stirn bieten zu können. — Mitte Juni des genannten Jahres war der Sultan bereits in Belgrad eingetroffen und beschloß daselbst über die neuerbaute Brücke von Peterwardein auf das linke Donauufer zu gehen, dann die Festung Erlau anzugreifen und mit der Eroberung Wiens den Feldzug zu beschließen. Die Nachricht aber, daß sein Liebling, der neuernannte Pascha von Bosnien, Mehmed, welchen er in die Gegend von Fünfkirchen zur Beobachtung der ungarischen Plätze vorausgesandt, bei Sicklos durch einen Theil der Szigether Besatzung überfallen und getödtet wäre, setzte den Sultan so in Wuth, daß er beschloß, die Belagerung von Erlau aufzuschieben u. vor Allem Rache an Zrini und Szigeths Besatzung zu nehmen. Sogleich berief er die Reiterei des Vortrabes, die bereits über die Donau gegangen, zurück, ließ die Donaubrücken abbrechen und die dazu verwendeten Materialien nach Essek an die Drau bringen, wo die türkische Hauptmacht am 20. Juli den Uebergang begann. — Am 30. Juli war das Heer zwischen der Drau und Donau versammelt und Tags darauf langte der Beglerbeg von Anatolien Schems Achmed und der Artilleriebefehlshaber Aliportuk mit den asiatischen Truppen und mit dem Geschütz, angeblich 90,000 M. und 300 Kanonen, in Lorenz 2 Meilen von Szigeth an, während an demselben Tage zahlreiche Schwärme leichter Truppen bis an die Wälle der Neustadt vordrangen. — Am 5. August kam der Sultan mit dem Hauptheere bei St. Lorenz, am 6. bei Szigeth an und fand dieses bereits von den Vortruppen eingeschlossen, denn schon am 1. Aug. waren der Beglerbeg von Anatolien und der Akantipascha von St. Lorenz aufgebrochen und hatten ihr Lager bei Szibolt, nordöstlich Szigeth, aufgeschlagen. Bei der Ankunft des Sultans räumten sie aber den Hügel von Szibolt, der zum Lagerplatz für das türkische Hauptquartier bestimmt wurde, während die übrige Armee sich rings um Stadt und Schloß lagerte. — Der rechte Flügel des Belagerungsheeres befehligte der 3. Vezier Ferhadpascha und der Beglerbeg von Anatolien, den linken der 5. Vezier Mustapha und der Beglerbeg von Rumili, Sal Mahmud, das Centrum der Aga der

Janitscharen und Aliportuk, der sämmtliche Belagerungsarbeiten leitete. Die Stärke des türkischen Belagerungsheeres wird zwischen 150,000—200,000 M., wahrscheinlich übertrieben, angegeben, weil die türkischen Heere stets von einem unendlichen Troß begleitet waren, der die Augenzeugen leicht zu solchen Ueberschätzungen verleiten konnte. Die Befestigungen, welche diese reichen Schaaren des sieggewohnten Sultans aufhalten sollten, sind oben mit wenig Worten geschildert. Die Besatzung derselben betrug nicht mehr als 2000—2500 M. und nur ihre Tapferkeit und der hohe Muth ihres Anführers konnte ihre Minderzahl einigermaßen ausgleichen. Graf Niklas Zrini (s. d.), der sich schon als Knabe von 11 Jahren bei der Belagerung von Wien (1529) ein Streitroß und eine goldene Kette erkämpft und in dieser Zeit oft glücklich und stets tapfer gegen die Türken gefochten, war vom Kaiser zum Commandanten von Szigeth ernannt. Den nahen Sturm ahnend, hatte er Alles zur standhaftesten Vertheidigung vorbereitet, Munition und Kriegsvorräthe waren in Ueberfluß angehäuft und die Wälle der Stadt und des Schlosses mit Kanonen wohl besetzt. Eine kräftige Rede, welche er im Innern des Schlosses an die Besatzung und an alle männliche Einwohner der Stadt hielt, ermahnte zu unerschütterlicher Treue gegen den König und das Vaterland und zu dem entschlossensten Widerstand. Seinen Neffen, den Hauptmann Kaspar Alapi, ernannte Zrini zu seinem Nachfolger im Commando, im Fall ihn der Tod früher heimrufen würde.

Gleich nach der Ankunft des Sultans vor Szigeth, wodurch jeder Zweifel über dessen Entschluß schwinden mußte, entsandte Zrini auf geheimen Wegen Eilboten ins kaiserliche Hauptquartier, um seine gefahrvolle Lage zu berichten. Kaiser Maximilian II. war, nachdem er am 12. Aug. seine Truppen in Wien gemustert, am 15. in Altenburg, 10 Meilen östlich von Wien, eingetroffen und hier erreichte sein Heer bald eine Stärke von 55,000 M. Eine zweite Armee unter dem Grafen Eginо von Salm stand bei Comorn und hatte gegenüber den Osman Pascha, welcher in Stuhlweißenburg 20,000 M. versammelt hatte. Auf die Nachricht von der gefahrvollen Lage der Festung Szigeth wurde im kaiserlichen Kriegsrath beschlossen, statt der bedrängten Besatzung zu Hilfe zu eilen, nach Raab zu marschiren, um den Kriegsereignissen näher zu sein. Hier blieb nun die kaiserliche Armee, welche mit der des Grafen Salm vereinigt gegen 80,000 M. betrug, seit dem 26. Aug. in thatenloser Ruhe und überließ die tapfere Besatzung ihrem unabwendbaren Schicksal. — Am 7. Aug. begannen die Türken die Belagerungsarbeiten und richteten den Hauptangriff südlich gegen die Neustadt, indem sie mit ihren südlich derselben errichteten Batterien die zur Vertheidigung aufgestellten Truppen beschossen. Die Janitscharen drangen bis an das Szikloserthor (das südliche der Neustadt) vor, füllten die Gräben mit allerhand Brennstoff und suchten darauf das Thor und die Pallisaden, so wie die Neustadt selbst in Brand zu stecken, allein gegen Abend wurden sie durch das Feuer der Besatzung gezwungen, sich mit großem Verluste in die Laufgräben zurückzuziehen. Um einen zweiten Versuch der Art zu verhindern, ließ Graf Zrini alles außerhalb der Stadt befindliche Holzwerk verbrennen, und die nach außen führenden Thore der Neustadt, so wie das östliche Funfkirchnerthor mit Erde ausfüllen. Doch nur noch wenig Tage wurde die Neustadt von der Besatzung gehalten, denn als das Feuer der feindlichen Batterien an mehreren Stellen den schwachen Erdwall zertrümmert, zog Zrini die Besatzung nach der Altstadt zurück und befahl die Häuser der Neustadt in Brand zu stecken. Die nach der Altstadt führende Brücke wurde hierauf zerstört und das dabei liegende Thor (das Szikloser) verrammelt. Am 10.

ommen die Türken von der Vorstadt Besitz und beschossen von hier aus, östlich von der Seite des Almach und westlich von der des Sees, die Stadt. Graf Zrini glaubte sich, als er die Neustadt den Türken Preis eben hatte, mit seiner geringen Besatzung ganz allein auf die Vertheidigung des Schlosses beschränken zu müssen und wurde nur durch das Bitseiner Hauptleute vermocht, die Vertheidigung der Altstadt noch einige zu übernehmen. — Der Pascha Aliportuk hatte während dieser Zeit den Angriff auf das Schloß begonnen, in der Nacht zum 9. waren an nördlichen Rand des Sees die Laufgräben gegen das innere Schloß öffnet und gegen dasselbe eine Batterie errichtet worden, am 10. begannen Türken auf beiden Seiten der Stadt zwei Annäherungsdämme zu erben, um die sumpfigen Stellen zwischen der Stadt und dem äußern Schloß, die den See selbst, zu durchschneiden, während gleichzeitig an dem Durchich des Hauptdamms auf der Westseite der Stadt gearbeitet wurde, um s Wasser des Sees abzulassen. Gegen diese Arbeit, wie gegen den Bau ter neuen Batterie, welche Aliportuk westlich des Sees nahe am Soltenkirchhof errichten ließ, unternahmen die Hauptleute Radwany und anz Dando am 14. Aug. mit 200 M. einen glücklichen Ausfall, trien die zur Deckung der neuen Batterie aufgestellten Janitscharen in die Flucht, rnagelten die Geschütze und zogen sich erst wieder in die Altstadt zurück, s die feindlichen Arbeiten zerstört waren und die Türken mit unwiderstehrer Uebermacht gegen die kleine Schaar andrängten. In diesem ungleichen ampfe wurden die beiden ungarischen Hauptleute erschossen und Graf Zrini hlte sich durch den Verlust dieser tapfern Officiere bewogen, fernerhin jeden usfall zu verbieten. — Die Arbeit an den Annäherungsdämmen wurde it Baumstämmen und hohen Schanzkörben von den Türken eifrig fortgeßt, allein die Arbeit erhielt erst dann raschen Fortgang, als der Durchstich s Hauptdammes beendet und das aufgestaute Wasser abgeflossen war. uf diesen Annäherungsdämmen errichteten die Türken nun, aus mit feuch: Wolle angefüllten Säcken eine Art von Cavalière, welche die Werke des chlosses überhöhten und von wo aus sie die Besatzung mit kleinem Gehrfeuer beschossen. — Während dessen war in der Umfassung der Altdt Bresche gelegt worden und am 19. Aug. wurde diese von den Janitaren gestürmt. Mehre Male schlugen die Vertheidiger den ungestümen nlauf der Türken zurück, allein als die Weichenden stets von neuen Schaaa ersetzt wurden und als gleichzeitig andere türkische Colonnen von dem auptdamme gegen das Kanissaer- (westliche) Thor anstürmten, da standen Ungarn von weiterer Vertheidigung ab und suchten sich in das Schloß retten. Die Türken aber schnitten einen Theil derselben an der zum chloß führenden Brücke ab und metzelten sie nieder. So waren nach einem tägigen ruhmvollen Kampf die Ungarn auf die Vertheidigung des Schlosbeschränkt, allein schon zwei Drittheile der tapferen Besatzung war gefallen d nur noch 600—800 Streiter waren übrig, dieses dem Türkenheere eitig zu machen. — Die Belagerer nisteten sich gleich nach dem glückhen Sturme in die Altstadt ein und errichteten in derselben zwei Batten gegen das äußere Schloß, die eine gegen die Bergbastion, die andere gen das Schloßthor. Am 20. wurde das Schloß von 4 Seiten aus den werften Geschützen beschossen. Der Muth der Belagerten blieb unerschüt, da beschloß Soliman, durch die Nachricht geängstigt, der Kaiser rücke n Altenburg zum Entsatz von Szigeth heran, den Grafen Niclas Zrini rch Bestechung zu gewinnen, allein weder die Aussicht auf die Statthalschaft von Illyrien und den erblichen Besitz von Bosnien, vermochten den

ehrenfesten Mann in seiner Tugend schwankend zu machen, noch die Dr
hung, daß sein Sohn Georg *) gefangen und nur durch die Uebergab
Szigeths vom schmerzhaftesten Tode zu retten sei. — Am 23. Aug. wurd
der Pascha Aliportuk, der bisher zu des Sultans großer Zufriedenheit di
Artillerie geleitet hatte, von einer Kanonenkugel getödtet, und der zweite Ar
tilleriebefehlshaber Seiffedin übernahm nun die Leitung der fernern Belag
rungsarbeiten. Am 25. war die Bergbastion durch das fortgesetzte Bombar
dement zerstört, am 26. unternahmen die Türken den ersten Sturm au
das Schloß. Die Janitscharen stürzten mit wildem Geschrei über die An
näherungsdämme gegen die Bergbastion vor, allein so oft sie den Sturm
wiederholten, eben so oft wurden sie mit bedeutendem Verlust wieder zurück
geschlagen. Der Pascha Miserki von Aegypten und mehrere Begs wurden
von den Ungarn erschlagen und diese pflanzten 2 große purpurne Fahnen
welche sie den Stürmenden abgenommen, als Siegeszeichen auf ihre Wälle
Der Großherr schäumte vor Wuth, als er die Niederlage seiner Truppen sah,
und drei Tage darauf, am Jahrestag von Mohacs, der Eroberung Belgrads
und Ofens, befahl er noch einmal mit kühner Siegeshoffnung den Sturm
So hinfällig er auch war, so zeigte er sich dennoch den stürmenden Schar
ren, die begeistert gegen das Schloß andrangen. Der Angriff war heftiger
als vor drei Tagen, allein die Tapferkeit der Ungarn wurde wie früher mit
siegreichem Erfolg gekrönt. — Vier Tage darauf unterließen die Janitscha
ren den begonnenen Sturm, um die Bergbastion zu unterminiren. Graf
Zrini wandte alles an, um die Feinde aus den unterirdischen Gängen zu
vertreiben, allein immer füllten neue Arbeiter die Stelle der Gebliebenen
Am Morgen des 5. Sept. flammte das Bollwerk in hellem Brand auf
und diente als Leichenfackel Soliman's, der in der Nacht vom 4. zum 5.
starb, ohne seinen letzten Wunsch erfüllt zu sehen, Szigeth sein nennen zu
können. — Der Großvezier Mohamed Sokolli verbarg im Einverständniß
mit mehrern Großen den Tod des Sultans dem Heere und gab ferner die
nöthigen Heerbefehle in des Sultans Namen. — Die Flammen der Berg
bastion erfaßten in Kurzem alle Gebäude des äußern Schlosses und trotzten
jedem Versuch des Löschens. Das Feuer der türkischen Batterien, obgleich
von Seiten der Belagerten lebhaft erwiedert, vermehrte die fürchterliche Lage
der Besatzung und drohte ihr den sichern Untergang. Gleichzeitig stürmten
feindliche Colonnen das nordöstliche und südöstliche Bastion und drangen in
dichten Massen in das Innere des Schlosses. Graf Zrini, an der Spitze
der Tapfersten der Besatzung, warf mit unüberwindlicher Tapferkeit die
Janitscharen mehrere Male aus dem Schlosse, allein gegen die immer wach
sende Gluth des Feuers und gegen die stets erneuten Massen der Türken
war eine längere Vertheidigung nicht möglich. Graf Zrini beschloß daher,
das äußere Schloß den Flammen und dem Feinde Preis zu geben und sich
in das innere Schloß zurückzuziehen. Kaum waren die Türken Herren des
äußern Schlosses, als sie das eroberte Geschütz sogleich gegen das innere
Schloß richteten, welches nur noch von 600 M. **) und 18 Geschützen,
wovon 14 von kleinem Kaliber waren, vertheidigt wurde. Die Lebensmittel
waren im äußern Schloß in Flammen aufgegangen und nur noch 1000
Scheffel Weizenmehl ohne Backmittel blieben der Besatzung im innern

*) Er war zwar nicht gefangen, aber Graf Zrini mußte der Nachricht Glauben
schenken, da er von Georg, der detachirt den Türken gegenüber stand, keine Nachricht
hatte und der türkische Parlementair außerdem mehrere Beweise seiner Gefangen
schaft aufzeigte.

**) Nach Andern nur 300 Mann.

Schloſſe, wohin ſich der größte Theil der Einwohner ebenfalls geflüchtet hatte. In banger Erwartung verbrachten die Belagerten die Tage des 5. und 6. Sept., an welchen die Türken ruhten. Nur Tod oder Sclaverei hatten ſie zu erwarten. Graf Niclas Zrini vertheilte mit ruhiger Beſonnenheit die Anführer der geretteten Schaar zur Vertheidigung des letzten Bollwerkes und ſah der gefürchteten Zukunft ſtandhaft entgegen. Da zündeten am 7. Sept. Feuerpfeile ſeine Wohnung und auf dieſes Zeichen rückte das geſammte Fußvolk der Türken unter Schlachtgeſchrei zum Sturm heran. Jetzt erkannte Zrini, daß eine längere Erhaltung des Schloſſes nicht mehr möglich ſei. Unbepanzert, im ſeidenen Wams gekleidet, mit einem koſtbaren Säbel bewaffnet, verſammelte er die Beſatzung um ſich und begeiſterte ſie durch kräftige Worte, freudig in den Tod zu gehen. Schon hatten die Flammen alle Theile des Schloſſes ergriffen, es war die höchſte Zeit zum letzten Ausfall. Das Thor wurde geöffnet und auf Zrini's Befehl ein mit gehacktem Blei und Ketten geladener Mörſer in den dichten Haufen der ſtürmenden Türken abgefeuert. In Pulverdampf gehüllt, den Säbel in der Hand, ſtürzte ſich Zrini in den Feind, Lorenz Juranitſch ihm mit der Fahne voraus, allein von 2 Kugeln und einem Pfeil getroffen, ſank der Held ſchon auf der Brücke nieder. Der Reſt der tapfern Ungarn, kaum noch 200 an der Zahl, theilte bald mit ihm gleiches Loos, nachdem ſie ſich nochmals ins Schloß zurückgezogen und dort ſich auf den Trümmern mannhaft vertheidigt hatten. Nur 4 oder 5 Männer und unter dieſen der Hauptmann Alapi wurden von der Mordluſt der Türken verſchont und theilten dann mit den gefangenen Weibern und Kindern das Loos einer harten Sclaverei, bis ſie von Zrini's Sohn Georg losgekauft wurden. Das Schloß bot indeß den Anblick aller erdenklichen Greuel dar. Raub und Mord wetteiferten mit den Flammen, die zuletzt auch den Thurm, worin das Pulvermagazin war, ergriffen. Mit einem entſetzlichen Gekrache flog das Mauerwerk in die Luft und begrub unter ſeinen Trümmern mehr als 3000 raubgierige Janitſcharen. Der ganze Verluſt, welchen das türkiſche Heer vom 1. Aug. bis 7. Sept. vor Szigeth erlitten, wird auf 20—30,000 M. geſchätzt, und ihr Gewinn war eine Brandſtätte. Der Großvezier übertrug dem Skander-Beg das Commando von Szigeth und befahl ſogleich an der Herſtellung der Feſtungswerke zu arbeiten. Als die Nachricht von dem Fall dieſer heldenmüthig vertheidigten Stadt in das kaiſerliche Lager vor Raab ankam, verbreitete ſich daſelbſt die Meinung, Soliman werde nun gegen das kaiſerliche Heer vorgehen und gleich kraftlos, wie im ganzen Feldzuge, beſchloß man ſich nach Raab zurückzuziehen. Die Türken ihrerſeits dachten keineswegs an eine weitere Fortſetzung des Feldzuges, an Szigeths Wällen hatte ſich ihre Kraft erſchöpft und am 15. befahl der Großvezier, noch immer in Soliman's Namen, daß das Heer ſeinen Rückmarſch antreten ſollte. Am 3. Octbr. traf Selim bei demſelben in Belgrad ein und erſt an dieſem Tage wurde Soliman's Tod öffentlich bekannt gemacht. Pertaff Paſcha, welcher faſt gleichzeitig mit Szigeth Giula erobert hatte, erhielt den Oberbefehl über die in Ungarn zurückgebliebenen Truppen, ohne aber mit denſelben in weitern Kampf verwickelt zu werden, denn das kaiſerliche Heer trat zu dieſer Zeit ebenfalls den Rückzug aus Ungarn an und bereits am 30. Octbr. traf Maximilian II. wieder in Wien ein.

(Vergl. Samuel. Budina historia Sigethi totius Slavoniae fortissimi propugnaculi a Solimano. Anno MDLXVI. capti, Christianisque erepti [redacted] T. I. pag. 723—736. — Hieronymus Ortelius Chronologia oder [redacted]sche Beſchreibung aller Kriege, Empörungen und Belagerungen ꝛc.,

Ober- und Unterungarn, auch in Siebenbürgen mit den Türken von 15[illegible] bis gegenwärtige Zeit gedenkwürdig geschah. Nürnberg 1602. 1. Bd. 29—38. — Feßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen. 7r Bd. Leipzig 1824. — Du Verdier, Abrégé de l'histoire de Turcs. Paris 1665. 1 Bd. — Joseph v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiche. 3. Thl. S. 447—453. — Oestreichische Militairzeitschrift. Jahrgang 1827. 2 und 3r Theil. — Pläne von dieser Belagerung finden sich in Ortelii Chronologia, dann in v. Birken der vermehrte Donaustrom. Nürnberg 168[illegible] in dem curiosen Staats- und Kriegstheater von Gabriel Bodehner, Augsburg, und in der östreich. Militairzeitschrift.)

W.

Nachtrag.

R.

Robert Guiscard, siehe Guiscard.

Robert Stuart, auch Braqut, Marschall d'Aubigni, der Sohn Johann Stuart's, eines schottischen Edelmanns, welcher nach Frankreich übergesiedelt war und von einer dortigen Herrschaft den letztern Namen angenommen hatte. d'Aubigni stand in Diensten Karl's VIII. von Frankreich, als dieser 1494 den Zug gegen Neapel unternahm und commandirte eine von dem König dem Hauptheer schon im Sommer vorausgeschickte Abtheilung, welche über den Bernhard und Simplon ging und mit einem mailändischen Hilfscorps unter Graf Gajazzo vereint, sich an der Grenze der Romagna aufstellte, um das neapolitanische Heer des Prinzen Ferdinand von Calabrien zu beobachten. Wie sich nun im Herbst Karl VIII. der Romagna näherte, Pisa sich ergab und Florenz wegen eines Bündnisses unterhandelte, unterwarfen sich die meisten Gebiete der kleinern romagnesischen Fürstenthümer dem Heere d'Aubigni's, welches schonungslos gegen die Einwohner derselben wüthete. Prinz Ferdinand zog sich nach Rom zurück und der Marschall d'Aubigni stieß zur Armee des Königs, mit welchem er am 17. Nov. in Florenz einrückte. Von hier folgte er Karl VIII. nach Rom und Neapel, und zog dann mit Pierrone de Braschi nach Calabrien, dessen feste Plätze sich in der Mehrzahl den Franzosen ohne Schwertstreich ergaben. Karl VIII., der sich unterdessen die Königskrone Neapels selbst aufs Haupt gesetzt hatte, gab die erledigten neapolitanischen Lehen seinen französischen Feldherren und Rittern, und ernannte den Marschall d'Aubigni zum Marquis von Squillace. — Unter dem Vicekönig Gilbert, Graf von Monpensier, blieb d'Aubigni als Statthalter von Calabrien zurück, als Karl VIII. im Mai 1495 nach Frankreich heimkehrte. Besser wäre es gewesen, der König hätte ihn, statt des unfähigen, kenntnißlosen Montpensier mit der höchsten Würde bekleidet. Denn als Ferdinand II. von Neapel aus Sicilien wieder in seinen Erbstaaten landete, widersetzte sich ihm nur der Marschall d'Aubigni in Calabrien mit einiger Energie, schlug ihn und Gonsalvo de Cordova (s. d.) im Treffen bei Seminara und trieb die Anhänger Ferdinand's bis Reggio zurück, während Monpensier später nicht im Stande war, die Hauptstadt selbst zu behaupten. d'Aubigni kämpfte noch längere Zeit in Calabrien mit

abwechſelndem Glücke gegen den gran Capitano, erkannte auch, im Juli 1496, die Capitulation Monpenſier's mit Ferdinand II. nicht an, mußte aber endlich im Herbſt, nachdem ſein Corps faſt ganz aufgerieben, er ſelbſt durch Krankheit geſchwächt und ihm alle Hilfsmittel abgeſchnitten waren, zu Gropoli in Calabrien gegen Genehmigung freien Abzugs ebenfalls capituliren. Im Jahr 1499 führte der Marſchall d'Aubigni mit Trivulzio und dem Grafen de Ligny wieder ein franzöſ. Heer über die Alpen, um die Anſprüche Ludwig's XII. auf Neapel durchzuſetzen. Von da wendete der König von Frankreich ſeine Streitkräfte 1501 gegen Neapel. d'Aubigni commandirte das aus 1000 Gleven Reiterei und 10,000 M. Fußvolk beſtehende Heer. Dießmal waren die Spanier mit den Franzoſen verbündet; beide Mächte wollten Neapel theilen und Gonſalvo de Cordova, welcher im Neapolitaniſchen ſtand, wußte den König Friedrich von Neapel ſo lange über die wahren Abſichten ſeines Hofes zu täuſchen, bis der Marſchall d'Aubigni die Grenze des Königreichs erreicht hatte. Dieſer ging über den Volturno, zwang Friedrich Averſa aufzugeben, beſetzte die Landſchaft bis um Neapel und eroberte Capua. Nach deſſen Falle konnte ſich König Friedrich nicht mehr in Neapel halten, er übergab die Caſtelle am 25. Aug. an d'Aubigni und trat alles, was er auf dem Feſtlande, ſoweit der franzöſ. Antheil des Reiches gehen ſollte, beſaß, an die Franzoſen ab. Die Doppelregierung der Spanier und Franzoſen in Neapel war aber nicht von langer Dauer. Der franzöſiſche Vicekönig, Herzog von Nemours, griff die Spanier ſchon im Juni 1502 an und d'Aubigni erhielt den Befehl, Calabrien zu erobern, wo er von ſeiner frühern Statthalterſchaft her noch in gutem Andenken war. Die von ihm dort errungenen Vortheile wogen aber die Nachtheile nicht auf, welche die Unthätigkeit des Herzogs von Nemours der Sache der Franzoſen verurſachte. Das Jahr 1502 und das Frühjahr 1503 vergingen in nutzloſen Gefechten um den Beſitz des von Gonſalvo befeſtigten Barletta's, bis endlich die Schlacht von Cerignola (ſ. d.) am 28. April der franzöſiſchen Herrſchaft den Todesſtoß gab, und d'Aubigni's Sieg über Ugone da Cardona bei Terra nuova konnte deren Untergang nur etwas verzögern. Alle Heerhaufen der Franzoſen waren theils gefangen, theils zerſprengt, und der Marſchall d'Aubigni mußte zu Angitula den freien Abzug ſeines Corps mit eigener Gefangenſchaft erkaufen. Wenn der Herzog von Nemours und der Marſchall d'Aubigni in dieſem Feldzuge nach einem Plane gehandelt hätten, ſo würde Neapel wahrſcheinlich Ludwig XII. erhalten worden ſein; d'Aubigni's Thatendurſt ließ ihm aber nur in ſteten Gefechten Befriedigung finden, weßhalb er ſich von den Operationen Nemours fern hielt, zwar für ſeine Perſon ſiegreich kämpfte, aber durch die Zerſplitterung ſeiner Streitkräfte die ſpäteren Verluſte vorbereitete. d'Aubigni blieb bis nach Ausgang des Krieges in Gefangenſchaft. Von ſeinen ſpätern Schickſalen iſt nichts Bemerkenswerthes aufgezeichnet. (Vergl. Daniel, histoire de France. tome II. — Sismondi. Tom. XII. et XIII.)

E.

Rochambeau, Jean Baptiſte Donatien von, franzöſiſcher Marſchall, geb. am 1. Juli 1725, trat ſchon im 16. Jahre als Cornet in das Cavalerieregiment St. Simon, wohnte unter dem Herzoge von Broglie dem bairiſchen Erbfolgekriege bei, kämpfte in Böhmen, Baiern und Elſaß, ward dann Adjutant des Herzogs von Orleans, ſpäter des Marſchalls Grafen Clermont und folgte dieſem zu den Belagerungen von Antwerpen und Namur, ſo wie in die Schlacht von Rocoux. Im 22. Jahre zum Oberſten eines Infanterieregiments ernannt, befehligte er daſſelbe in der Schlacht

bei Lawfeld, wo er sich durch seine Unerschrockenheit bemerkbar machte und unter den Augen Ludwig's XV. zweimal verwundet wurde. Während der Belagerung Mastrichts (1748) hielt Rochambeau mit 14 Grenadiercomp. die Festung auf dem linken Maasufer eingeschlossen. Zur Zeit der Belagerung des Forts Mohan (1756) war er bereits Brigadegeneral, überschritt den Graben ungeachtet des mörderischen Feuers der Engländer und trug dadurch viel zur Einnahme dieses Platzes bei. Im folgenden Jahre ging Rochambeau in der Eigenschaft als Majorgeneral zur Oberrheinarmee ab, gab aber nach der Vereinigung beider Rheinarmeen diese Stelle auf und trat wieder als Brigadier ein. Er nahm Theil an den Schlachten von Crefeld, Minden, Crobach und Klostercamp; bei letzterem Orte hatte seine Brigade einen Verlust von 60 Officieren und 800 M., ein Beweis, wie hartnäckig der Kampf war; Rochambeau selbst befand sich unter den Verwundeten. — Zum Marechal de camp und Generalinspecteur der Infanterie ernannt, kämpfte R. in den letzten drei Feldzügen des 7jährigen Krieges mit Auszeichnung und befehligte oft die Avantgarde. Sein Monarch verlieh ihm zur Belohnung so rühmlicher Thaten 1766 das Commandeurkreuz, 1772 das Großkreuz des Ludwigsordens. — Bald nach Ausbruch des nordamerikanischen Befreiungskrieges wurde R. als Generallieutenant mit einem Hilfscorps nach Amerika gesendet (1780), landete mit 5000 M. auf Rhode Island und erwartete hier in gut gewählter Stellung die Ankunft der nachfolgenden Truppen. Hierauf vereinigte er sich mit Washington vor Neujork, zwang im Verein mit den Nordamerikanern die 8200 M. starke englische Besatzung, unter General Cornwallis, den 17. Octbr. 1781 das Gewehr zu strecken und half dadurch die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten begründen. Aus Dankbarkeit beschenkte der Congreß den General R. mit 2 englischen Kanonen, worauf ruhmvolle Inschriften gestochen waren. Ludwig XVI. erhob ihn, bei der bald darnach erfolgenden Rückkehr nach Frankreich zum Ritter aller französischen Orden und ernannte ihn zum Generalgouverneur der Picardie. — Als 1789 im Elsaß bedenkliche Unruhen ausbrachen, vertraute der König dem General R. das Generalcommando in dieser Provinz an. Die Wahl konnte nicht glücklicher sein. Der rühmliche Kämpfer für Nordamerika's Freiheit wußte den gut gesinnten Liberalen eben so viel Vertrauen abzugewinnen, als der in Schlachten ergraute Held den nur auf Plünderung bedachten Uebelgesinnten Achtung abnöthigte. In kurzer Zeit war die Ruhe wieder hergestellt. — Die immer drohender werdende Sprache der Beherrscher Oestreichs und Preußens erzeugte Anfangs 1792 eine so kriegerische Stimmung in Frankreich, daß der Ausbruch des Krieges bald zu erwarten stand. R. wurde deßhalb zum Obergeneral der an der Nordgrenze gebildeten Armee ernannt. Seine erste Sorge war, die Grenzfestungen und verschanzten Lager in Vertheidigungsstand setzen zu lassen. Er betrieb diese Rüstungen mit solchem Eifer, daß der König ihn zum Marschall von Frankreich erhob. Allein der graue Held sollte die Früchte seiner Bemühungen nicht ernten. Seine Vertheidigungsentwürfe wurden von Dumouriez, der kurze Zeit vor Beginn der Feindseligkeiten Kriegsminister war, nicht gebilligt, dagegen schickte man ihm Operationspläne zu, welche den Erfolg noch viel weniger sichern konnten. Zum Ueberfluß wurde noch befohlen, daß der Marschall R. für seine Person in Valenciennes bleiben und die neuangekommenen Truppen organisiren sollte, während seine Unterbefehlshaber am 29. April auf verschiedenen Puncten die Grenze überschritten und gegen Mons marschirten, wo sie geschlagen wurden (s. Biron und Beaulieu). Vielleicht hätte R.'s Gegenwart diese Unfälle ver-

hindert, in Valenciennes konnte er nichts thun, als die Flüchtigen sammeln. Dieser schimpfliche Ausgang der ersten französischen Invasion in den Niederlanden, wurde dennoch eine Ursache späterer glücklicher Erfolge, denn gewiß hätten die Häupter der Verbündeten den Versicherungen der Emigranten in Coblenz weniger Glauben geschenkt und den Marsch in die Champagne (s. Longwy) mit größeren Streitkräften unternommen, wäre das erste Zusammentreffen mit den Franzosen hartnäckiger gewesen. Allerdings hätte man aber aus diesen Ereignissen nicht folgern sollen, daß die Franzosen immer und überall davon laufen würden. — R. fand seine Oberbefehlshaberstelle mehr lästig als ehrenvoll, und legte sie im Mai 1792 freiwillig nieder. Er zog sich auf seine Güter zurück, blieb von allen ferneren Ereignissen unangefochten und starb im Jahre 1805. — Napoleon hatte ihn gleich nach Stiftung der Ehrenlegion zum Ritter derselben ernannt. (Vergl. Le Nepos français, par Chateau-neuf. — Biographie des contemporains.)

Ps.

Roche-Aymon, Karl, Graf von, in Frankreich ungefähr um das Jahr 1775 geb., war einer der vielen Adeligen, die in Folge der Ereignisse ihr Vaterland verließen. Er emigrirte mit seinem Vater, dem Generallieutenant Marquis de la Roche-Aymon und machte die ersten Feldzüge des Revolutionskrieges in dem Emigrantencorps des Prinzen Condé mit. Später trat er in preußische Dienste, wurde dort zum Rittmeister und Adjutanten des Prinzen Heinrich ernannt und avancirte am 3. August 1802 zum Major im Leibhusarenregimente von Rudorf Nr. 2. Mit diesem Regimente wohnte er dem Feldzuge von 1806 bei. Die nächste Campagne von 1807 fand ihn im 5. oder sogenannten schwarzen Husarenregimente. Der Friede störte seine Thätigkeit nicht, R. war 1808 Mitglied einer Commission, die sich mit dem Entwurfe zu einem Reglement für die leichten Truppen beider Hauptwaffen beschäftigte; für die Gediegenheit seiner Arbeit spricht die Belohnung, die in der Beförderung zum Obersten und dem Commando des 2. Leibhusarenregiments bestand. Im Jahr 1810 war R. einer der Mitarbeiter am Exercierreglement der Cavalerie; auch wurde er im selbigen Jahre Inspecteur der in Westpreußen stationirten leichten Truppen. 1811 erhielt er die geforderte Entlassung mit dem Charakter als Generalmajor; doch blieb er fortwährend in den preußischen Staaten, wo er sich durch die Bande der Ehe gefesselt fühlte. Nur erst die Umwälzung aller Verhältnisse führte ihn 1814 in sein Vaterland zurück. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Brigadegeneral (Maréchal de camp), zum Pair von Frankreich, und ertheilte ihm das Ritterkreuz des Ludwigordens, so wie das Officierkreuz der Ehrenlegion. 1815 war er mit dem Könige in Gent; von 1817 bis 1819 befehligte er im Departement der beiden Sevres, 1818 sprach er in der Kammer der Pairs viel über das Rekrutirungsgesetz, 1823 befehligte er im catalonischen Armeecorps eine Brigade Cavalerie, 1824 war er als Generallieutenant einer der Generalinspectoren seiner Waffe; später wird er nicht mehr genannt. In der literarischen Welt hat sich R. bekannt gemacht durch: Introduction à l'étude de l'art de guerre. Weimar 1802. Dasselbe Werk deutsch, Weimar 1803—1805. 4 Bände. — Des troupes légères. Paris 1817. — Manuel du service de la cavalérie legère en campagne. Paris 1821. — De la cavalérie, ou des changemens nécessaires dans la composition, l'organisation et l'instruction des troupes à cheval. 3 vol. Paris 1828.

F. W.

Rochelle, La, Handels- und Seestadt von 18,000 Einwohnern, im

Departement der untern Charente, am atlantischen Meere, stark mit einem guten und sichern Hafen.

Seeschlacht 1372, siehe La Rochelle.

Einschließung und Einnahme 1627 und 1628.

Während der Bürger- und Religionskriege in Frankreich w Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten, vorzüglich wegen seiner Meere, wodurch es möglich war, stets Unterstützung aus England ten. Die Ruhe wurde immer nur auf kurze Zeit hergestellt, d gegenseitigen Mißtrauen beide Parteien sich nie aufrichtig versöhn im Besitze großer Rechte und Freiheiten, mit einer beinahe republ Verfassung, ging bei jeder Schilderhebung voran, indem sowohl d chefs im Innern als die auswärtige Politik die Stimmung der dieses Platzes benutzten, um sie zum Aufstande gegen die Könige Fr welche in R. nur einen Schatten von Gewalt besaßen, zu bring ersten Jahre der Regierung Ludwig's waren sehr stürmisch; die Pr unter ihren Chefs, den Brüdern Rohan und Soubise, suchten Unruhen Nutzen zu ziehen, um Selbstständigkeit zu erlangen. bereits im Jahr 1622 mehrere Monate zu Wasser und zu Land und sah sich endlich zur Unterwerfung genöthigt. Die Friedensbed enthielten unt. a., daß die von den Königlichen während der B vor der Stadt erbauten Werke geschleift werden sollten. Diesem V und einem deßhalb besonders ertheilten königlichen Befehle entgegen das große Fort St. Louis von 4 Bastionen, auf einem Hügel an unter den Kanonen des Platzes erbaut, von den Truppen des Kön geräumt, und sogar an dessen Verstärkung fortwährend gearbeit diesem Grunde hörten die Streitigkeiten nicht auf, die Feindseligke chen 1624 aufs Neue aus und die Stadt mußte sich 1626 aber terwerfen, schloß sich aber schon im folgenden Jahre den Feinden Fr an, als der Krieg mit England ausbrach. — 10,000 Engländ Buckingham waren auf der Insel Rhé gelandet und belagerten die von St. Martin. Der allmächtige Minister, Cardinal Richelieu, mit größtem Eifer die Rüstungen zu Wasser und zu Lande. In R. die größte Uneinigkeit; nach heftigem Kampfe siegte die kriegerisch Partei, man schloß sich den Engländern an, gewährte ihnen Unte und verjagte die Beamten des Königs und die katholischen Ge Nun rückte eine königliche Armee, unter Herzog Angoulême, vor di und begann unter dem Vorgeben, sich gegen die Unternehmungen d länder sichern zu müssen, Werke zu errichten. Deßhalb angeknüpft handlungen wurden abgebrochen, die Stadt eröffnete am 10. S Feuer auf die Königlichen und diese antworteten mit glühenden Ludwig XIII. erschien am 12. Octbr. bei der Armee vor R.; Riche tete mit kräftiger Hand die Operationen und begann damit, du Marschall Schomberg die Engländer auf der Insel Rhé, zu Anfa vembers angreifen zu lassen. Diese wurden gezwungen, sich mit Verluste einzuschiffen. Jetzt konnte der König seine ganzen Kräf R. richten. Man wußte, daß der Platz mit Lebensmitteln schlecht war und beabsichtigte daher, denselben mehr durch Hunger als durch zu nehmen. Es war zu dem Ende vor allen Dingen nöthig, dess bindung mit der See abzuschneiden. Deßhalb wurde nicht allein sehnliche Seemacht versammelt, sondern auch das colossale Unte begonnen, durch einen 740 Toisen langen Damm den Meerbusen

schließen, welcher den Vorhafen von R. bildet. Pompejus Targon, ein italienischer Ingenieur, hatte bereits bei der Belagerung im Jahr 1622 diesen Gedanken gefaßt und die Arbeiten begonnen, denen der Friedensabschluß jedoch bald ein Ziel setzte. Targon versuchte jetzt zuerst den Eingang zum Hafen mit einer Kette zu sperren; als diese jedoch durch die Gewalt der Wellen zerrissen wurde, begann am 30. Nov. der Bau des Dammes, unter der besondern Leitung der Architecten Clemenz Metezeau und Johann Tiriot. Die Arbeit war nicht weit vorgerückt, als ein Sturm das Vollendete zerstörte. Man gab nun dem Bau eine minder steile Böschung als die frühere und nahm bei einer Höhe von 13 Fuß über dem Wasserspiegel, auf der innern nach der Stadt gerichteten Seite 16, auf der äußern Seite 23 Fuß Grundfläche an. Die obere Breite betrug 4 Toisen. So weit wie möglich wurde der Grund gemauert; als dieses, bei zunehmender Tiefe, nicht mehr anging, versenkte man 59 unter sich festverbundene, mit Mauerwerk ausgefüllte Schiffe. Auf diese Grundlage kam eine ungeheuere Menge Bruchsteine; eingerammelte Pfähle und Querbalken hielten das Ganze zusammen. Auf beiden Enden des durch zahlreiches Geschütz vertheidigten Dammes befanden sich Forts. In der Mitte blieb eine Oeffnung von 30 Toisen Breite, jedoch so, daß dieselbe nicht in der geraden Richtung gegen die Stadt zu passiren war, sondern dergestalt, daß ein Ast der Mauer 30 Toisen von dem andern war und beide Aeste die Mitte überragten. Um aber den Durchgang noch mehr zu erschweren, wurde derselbe durch 2 von beiden Hälften des Dammes senkrecht ausgehende kleinere Dämme flankirt, die mit Geschütz besetzt waren. Der Zwischenraum wurde mit eingerammelten Pfählen versehen, die man „Chandeliers" nannte. Außerdem befand sich eine Kette vor dem Eingang ausgespannt und 36 an einander befestigte Fahrzeuge versperrten denselben. Vorwärts des Dammes war eine Anzahl Schiffe verankert, deren Bemannung man mit großen Stangen zur Abwehr der feindlichen Brander versah; noch weiter vorwärts kreuzten Ruderschiffe, mit Feuerwerkskörpern ausgerüstet. Zu beiden Seiten des Meerbusens legte man auf den Landspitzen starke Batterien an. — In eben so großem Maßstabe waren die Werke ausgeführt, durch welche R. zu Lande eingeschlossen wurde. Die Contrevallationslinie, deren Graben 1 Toise tief, 2 breit war, hatte 3 Stunden Länge; 14 Forts und Redouten deckten dieselbe gegen Ausfälle. — 30,000 M., worunter 3000 zu Pferde, bildeten die Einschließungsarmee, dem Namen nach unter des Königs, eigentlich aber unter des Cardinals Richelieu Befehlen. Die Generallieutenants waren: der Herzog von Angoulême und die Marschälle Schomberg und Bassompierre. Der erstere befehligte den linken Flügel, der zweite die Mitte, der dritte den rechten Flügel der Einschließung. — Die Rocheller ließen in der großen, ihnen drohenden Gefahr den Muth nicht sinken. Die Stadt zählte damals gegen 28,000 Einw., welche sämmtlich an der heldenmüthigen Vertheidigung nach Kräften Antheil nahmen. Außer den Einwohnern befanden sich einige Compagnien Engländer und andere durch Religionseifer herbeigerufene Fremde in R. Die Festungswerke waren in gutem Stande, auf der Seeseite zwar alt, aber durch die Fluth gedeckt und während der Ebbe wegen tiefen Schlammes nicht angreifbar. Die Umwallung auf der Landseite enthielt 7 große Bastionen; das Terrain vor den Werken war größtentheils sumpfig; Ravelins deckten die Thore; die Fluth stieg in einen Theil der Gräben, wo das Wasser durch Schleusen zurückgehalten wurde. Auf der Ostseite befand sich am Meere 500 Toisen vor dem Nicolasthore ein detachirtes Werk von 4 Bastionen. — Eine eigentliche Belagerung

fand nicht statt; man bediente sich weder der Laufgräben und Sappen noch der Minen. Alles beschränkte sich auf Kanonaden und Scharmützel. Ein deutscher Ingenieur, der Clarver genannt wird, versuchte einige Bomben in die Stadt zu werfen, aber ohne Erfolg. — In den ersten Monaten des Jahres 1628 gelang es mehrere Male Rochellern Schiffen, die noch nicht ganz verschlossene Oeffnung des Dammes zu passiren, theils um Lebensmittel in die Stadt, theils um Unterhändler nach England und von da zurückzubringen. Mehrere Ausfälle gewährten kein Resultat. Am 21. Jan. traf eine französische Flotte von 28 Schiffen, unter dem Herzog von Guiz, unweit des Platzes ein. Als bezeichnend für die damaligen Sitten verdient bemerkt zu werden, daß um diese Zeit ein Rochellen Officier durch einen Trompeter irgend einen der königlichen Officiere zum Zweikampfe auffordern ließ. Trotz des erlassenen Befehles, daß niemand das Cartel annehmen solle, stellte sich la Meilleraie, ein Verwandter Richelieu's. Er wurde verwundet; der Cardinal ließ Kriegsrecht über ihn halten, der Spruch desselben lautete auf Degradation und Verbannung; der König aber begnadigte la Meilleraie. — In der Nacht vom 13. März versuchte man mittelst Petarden ein Thor zu sprengen, um durch dasselbe in die Stadt zu dringen. Dieser Versuch sowohl als der in der darauf folgenden Nacht, das vor dem Nicolasthore liegende Werk zu nehmen, mißlangen. — Nach dem Osterfeste schritten die Belagerten, wie gewöhnlich, zur Wahl eines neuen Maires. Johann Guiton, ein Mann von großer Tapferkeit und Energie, wurde gewählt und bot alles auf, um die Vertheidigung zu verlängern. Die Hoffnungen der Einwohner wurden neu belebt durch die den 11. Mai erfolgte Ankunft einer englischen Flotte unter Graf Emby, Schwager Buckinghams. Guiton traf alle Anstalten, um seinerseits, wenn die beiden Flotten im Kampfe begriffen wären, den Damm anzugreifen, welcher noch nicht vollendet war. Emby blieb aber unthätiger Zuschauer der Belagerung. — In R. verursachte die bereits vorhandene große Noth heftige Aufregung. Die gemäßigte Partei drang auf Unterwerfung; unter den Soldaten zeigte sich Widerspenstigkeit. Die Chefs der Engländer verweigerten den Dienst und waren nur durch beträchtliche Zahlungen zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Dennoch fanden die von Richelieu wiederholt gemachten Anträge keinen Eingang, da ein aus England kommender Bote baldige Hilfe von da verhieß. — Mitte Juli zertrümmerte ein gewaltiger Sturm den Damm; der Schade wurde jedoch mit größter Schnelligkeit hergestellt, ohne daß für die Belagerten ein Vortheil daraus erwachsen wäre. Im August gab es, bei der steigenden Noth und da der Platz nur noch auf 6 Wochen mit Lebensmitteln versehen war, Tumulte und lebhafte Debatten im Vertheidigungsrathe. Die Mehrzahl war dafür, nicht das Aeußerste abzuwarten, um sich nicht späterhin auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen. Der unbeugsame Guiton wußte jedoch den Beschluß durchzusetzen, die immer aufs Neue versprochene Ankunft einer englischen Flotte abzuwarten. Die Noth war im Monat September aufs Höchste gestiegen; Tausende starben vor Hunger, man mußte zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln seine Zuflucht nehmen. Da erschien gegen Ende des Monats die englische Flotte vor dem Meerbusen; die minder starke französische Flotte zog sich in denselben zurück und nahm eine Stellung vor dem Damme. Zu wiederholten Malen rückten die Engländer zum Angriffe vor, jedoch ohne etwas Ernstliches zu unternehmen, man kanonirte sich aus weiter Ferne und mehrere von den Engländern mit der Fluth losgelassene Brander und Höllenmaschinen blieben ohne Wirkung. — In dem Platze hatte man bis jetzt den Kriegsleuten

noch einige Lebensmittel reichen können. Im October war auch dies nicht mehr möglich und die Soldaten starben Hungers auf ihren Posten. Endlich, da man sich überzeugte, daß keine Hilfe durch die englische Flotte zu erwarten sei, unterwarf man sich der Gnade des Königs, ohne jedoch eine Capitulation erhalten zu können. Leben, Eigenthum und freie Religionsübung wurden den Rochellern zugesichert. Am 30. October besetzten königliche Truppen die Stadt und es wurden dem Volke Lebensmittel gereicht. Ludwig XIII. hielt den 1. November seinen feierlichen Einzug, und begab sich zu einem Tedeum in die Kirche, wo Richelieu in Person das Hochamt verrichtete. 14½ Monate hatte die Einschließung gedauert; Hunger und Krankheiten hatten ⅘ der Einwohner hinweggerafft, man zählte deren noch 5000. Von 5 bis 600 englischen Soldaten waren 62, von 12 franz. Comp. 74 Mann noch waffenfähig. Alle Straßen und Häuser lagen voll Leichen. Die englische Flotte, welche nur deßhalb gekommen zu sein schien, um in Unthätigkeit der Einnahme der Stadt zuzusehen, segelte am 4. Nov. ab. Den 8. November wurde der Damm durch einen Sturm sehr beschädigt. Der König verließ R. den 18. November und ließ la Hire, Marquis von Vignoles, als Gouverneur zurück. Kein Bürger, selbst Guiton nicht, wurde bestraft. Aber die Freiheiten, welche die Stadt besaß, gingen verloren, die Festungswerke wurden abgetragen. Die Einnahme von R. war für die Protestanten in Frankreich ein sehr unglückliches und im Allgemeinen ein sehr folgenreiches Ereigniß. Es diente dazu, die unumschränkte Gewalt der Könige Frankreichs zu befestigen und den Protestantismus in diesem Lande allmälig zu vernichten. Den letzten Stoß erhielt derselbe durch den Widerruf des Edicts von Nantes, 1685, der mit der Einnahme von Rochelle in genauem Zusammenhange steht. (Vergl. Histoire de la ville de la Rochelle, par Arcere, 1757. 2. Band.)

Z.

Rocour (auch Rocoux geschrieben), Dorf auf dem linken Ufer der Maas, ¼ Stunde von Lüttich, an der von hier nach Tongres führenden Straße.

Schlacht am 11. October 1746.

Die Geschichte dieser Schlacht und der sie herbeiführenden Bewegungen, Seiten der Verbündeten, scheint ganz vorzüglich geeignet, ein Bild der Kriegführung jener Zeit zu geben. Das Heer der Verbündeten, Oestreicher, Engländer, Holländer, Hannoveraner, Pfälzer und Hessen, unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen, war vor der ihm überlegenen französischen Armee unter dem Marschall von Sachsen im Laufe des ganzen Feldzuges stets gewichen, und befand sich Anfangs September 1746 auf dem rechten Ufer der Maas, zwischen Lüttich und Mastricht. — Eine Hälfte der franz. Armee, 59 Bat. 56 Schwad., war, seit Anfang Septembers, zu Belagerung Namurs und zu Deckung dieser Belagerung bestimmt. Die andere Hälfte stand bei Tongres. Prinz Karl ließ die Zeit, wo es möglich gewesen wäre, einen oder den andern Theil der franz. Armee mit Uebermacht anzugreifen, ungenutzt verstreichen. Die Generale hielten öftern Kriegsrath; man kam aber zu keinem Entschlusse und verhandelte hauptsächlich über den Rang der verschiedenen Heerestheile in der Schlachtordnung und über die Verpflegung. Endlich beschloß man jedoch einen Angriff gegen die Stellung bei Tongres. Das verbündete Heer ging am 14. September bei Mastricht auf das linke Ufer der Maas, vermuthlich in der Hoffnung, der Marschall von Sachsen werde den Angriff nicht abwarten und zurückgehen. Als dieß jedoch nicht erfolgte, wurde ein Angriff zu gewagt gefunden; der

Berathungen führten zu dem Entschlusse, links gegen Lüttich abzumarschiren. Man hoffte einen Vorsprung vor dem Marschall von Sachsen zu erlangen, sich zwischen ihm und Namur zu setzen, und so die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Aber während man über die zu treffenden Maßregeln verhandelte, capitulirte am 19. September die Stadt Namur, am 30. die Citadelle. Nun erst, am 7. October, als Prinz Karl doch längst von diesen Ereignissen unterrichtet sein mußte, wurde der Marsch in die Stellung von Lüttich ausgeführt. In dem Kriegsrathe sprachen sich mehrere Stimmen dafür aus, daß es jetzt am gerathensten sein werde, nichts weiter zu unternehmen, sondern auf Erhaltung der Armee bedacht zu sein und über die Maas zurückzugehen. — Da der vorgehabte Zweck, Entsatz Namurs, nicht mehr bestand, und man früher nicht gewagt hatte, die getheilte franz. Armee, die nun vereinigt war, anzugreifen, so wäre die angegebene Maßregel unstreitig die zweckmäßigste gewesen. Prinz Karl wollte aber den traurigen Feldzug durch eine glänzende, wenn auch unnütze, Waffenthat beschließen. Die Stellung der Verbündeten, mit dem linken Flügel vor Lüttich, mit dem rechten am Jaarflusse, war in der Front ziemlich fest, durch mehrere, zur Vertheidigung eingerichtete, stark besetzte Dörfer und durch ein von Gräben, Hecken, Hohlwegen und Schluchten durchschnittenes Terrain. Aber dieselben Terraingegenstände erschwerten auch den Truppentheilen der Verbündeten die gegenseitige Unterstützung. Ueberdieß war die Stellung zu ausgedehnt, mehr als eine deutsche Meile lang, und nahe im Rücken derselben floß die Maas, welche nur bei Viset, wo 3 Brücken geschlagen waren, und bei Maastricht passirt werden konnte. Es wäre sehr nöthig gewesen, sich des Uebergangs von Lüttich zu versichern; aber Prinz Karl respectirte dessen Neutralität, obgleich die Franzosen im Laufe des Feldzugs das Gegentheil gethan hatten. Das verbündete Heer zählt in 88 Bat. und 204 Schwad. 70,000 M., denen der Feind 168 Bat. und 274 Schwad., zusammen über 100,000 M., entgegenstellen konnte. Der Marschall von Sachsen beschloß den Angriff, da er hoffen konnte, den Verbündeten einen entscheidenden Schlag beizubringen, dann Maastricht zu nehmen und Holland zum Separatfrieden zu zwingen. Das franz. Heer ging am 10. October über die Jaar und lagerte, den Verbündeten gegenüber, in der Gegend von Hogwoul und Wihogne. Bei den Vortruppen kam es an diesem Tage zu mehreren unbedeutenden Gefechten. — Prinz Karl beschloß den Angriff zu erwarten. Er sendete mit einbrechender Nacht das Gepäck zurück, und verstärkte die Besatzungen der befestigten Dörfer vor seiner Front. In Slins und Ferhe, auf dem äußersten rechten Flügel, standen 7 östreichische Bat. unter General Sincere; in Enixhe General Burghausen mit 3 hannöverschen Bat.; in Liers standen 4, in den sich fast berührenden Dörfern Rocour und Voirour 8 Bat. englische, hannöversche und hessische Truppen unter General Zastrow und Brigadier Douglas. Auf dem linken Flügel war das Dorf Ans durch 4 holländische, 2 pfälzische Bat. und durch Panduren, unter Befehl des Generals Weltmann, besetzt. Das Geschütz der Verbündeten war längs der Linie vertheilt; starke Batterien befanden sich bei Ans, Rocour, so wie zwischen Enixhe und Liers. Der Plan des Marschalls von Sachsen ging dahin, den linken Flügel zu umgehen, dann die Dörfer Liers, Voirour und Rocour zu nehmen, und die Mitte der Verbündeten zu sprengen. Dieser Plan hätte bei gehöriger Ausführung für die Verbündeten höchst verderblich werden müssen. Zum Glück für sie wurde der Angriff, aus unbekannten Ursachen, zu spät unternommen, um bei der Kürze des Tages den Sieg vervollständigen zu kön[illegible]. Die Nacht vom 10.

zum 11. October war sehr stürmisch und regnerisch; am Morgen deckte ein dichter Nebel die Gegend. Das franz. Heer, seit Tagesanbruch unter den Waffen, setzte sich erst um 8 Uhr, in 10 Colonnen, in Bewegung, und rückte bis an die Dörfer Villers, Longtin und Alleur vor. Hier machten die Colonnen in gleicher Höhe, außer dem Bereiche des feindlichen Geschützes, Halt, um weitere Befehle zu erwarten. Um 12 Uhr eröffneten 36, in 4 Batterien aufgestellte franz. Geschütze das Feuer gegen die bei Ans befindliche holländische Batterie, welche schon früher gegen die aufmarschirenden Franzosen ein nicht unwirksames Feuer begonnen hatte; sie wurde zum Schweigen gebracht, und nun, um 2 Uhr, griffen 20 franz. Bat., unter den Generalen d'Estrees und Clermont, das Dorf Ans an, während leichte Truppen es umgingen. Die Holländer und Pfälzer mußten nach tapferem Widerstande der Uebermacht weichen und das Dorf räumen, wobei 6 Kanonen verloren gingen. Der holländische General Prinz Waldeck, der den linken Flügel der Verbündeten befehligte, deckte den Rückzug durch das Vorrücken von 10 Schwad., welche geraume Zeit das feindliche Fußvolk in Ans zurückhielten. Waldeck stellte sich nun hinter die nach Tongres führende Straße, mit dem linken Flügel an die Citadelle von Lüttich gestützt. Wiederholte Angriffe der Franzosen auf die Dörfer Voirour und Rocour, welche nach 4 Uhr erfolgten, wurden zurückgeschlagen. Der Marschall von Sachsen ließ immer neue Truppen vorrücken, und setzte sich persönlich den größten Gefahren aus. Endlich, nach 5 Uhr, waren die Franzosen im Besitz der genannten 2 Dörfer. Hierauf sah sich Waldeck in seiner rechten Flanke bedroht, gezwungen, seine zweite Stellung zu verlassen. Er ließ die Geschütze aus der Redoute, die seine rechte Flanke deckte, abführen, und trat in Ordnung den Rückzug gegen Mastricht an. Vergebens versuchte der Marschall von Sachsen die Holländer von dem übrigen Heere zu trennen. Er mußte sich begnügen, ihre Arrièregarde durch seine leichten Truppen verfolgen zu lassen. Mittlerweile räumte Prinz Karl das Dorf Liers, welches gar nicht angegriffen worden war. Die Oestreicher, welche, mit Ausnahme einer unter General Fürst Schwarzenberg bei den Holländern eingetheilten Abtheilung, gar nicht ins Feuer gekommen waren, nahmen alle übrigen Truppen auf, und traten, als diese sich durchgezogen hatten, ebenfalls den Rückzug gegen Mastricht an. Ihre Arrièregarde stand, während der Nacht, mit dem linken Flügel an dem Schlosse Fromont, mit dem rechten gegen die Jaar, in der Richtung von Edeme. Das Heer lagerte hinter ihr in 6 Linien. 22 Kanonen und 60 Pulverkarren der Holländer hatten ihren Rückzug gegen Viset genommen, wobei sie in dem sehr schlechten Wege stecken blieben, und den franz. leichten Truppen in die Hände fielen. Der Verlust der Verbündeten bestand in 3000 Todten und Verwundeten, 1700 Gefangenen, 50 Kanonen und 10 Fahnen. Die holländischen Generale Weltmann, Smissaert und Lippe waren, der erstere geblieben, die letztern verwundet. — Die Verbündeten konnten vom Glücke sagen, mit diesem, wenn auch bedeutenden, Verluste aus ihrer sehr gefährlichen Lage gekommen zu sein, in welcher sie Gefahr liefen, ganz aufgerieben zu werden. Die Holländer beschuldigten den Prinzen Karl, sie ohne Unterstützung gelassen zu haben. — Am 12. Oct. früh ging das verbündete Heer, theils durch Mastricht, theils auf den bei dieser Stadt geschlagenen Brücken, über die Maas, nur eine Avantgarde, unter dem östreichischen General Trips, blieb auf dem linken Ufer vor Mastricht auf dem Petersberge stehen; das Herr nahm Stellung hinter dem Platze. Der Marschall von Sachsen, dessen Plan, die Verbündeten aufzureiben, nicht gelungen war, glaubte, sowohl aus diesem Grunde

als wegen der vorgerückten Jahreszeit, die Belagerung Maſtrichts in Feldzüge nicht mehr unternehmen zu können. Ohne Vortheile aus Siege zu ziehen, führte er ſein Heer am 12. in das alte Lager vei gres zurück, von wo aus 10 Bat. und 9 Schwad. nach der Br gegen die daſelbſt gelandeten Engländer, entſendet wurden. Ende O bezogen die beiderſeitigen Armeen ausgedehnte Winterquartiere, ſo da Schlacht für beide Theile ohne allen Nutzen geliefert worden war. (Oeſtr. milit. Zeitſchrift 1835. Band 3.)

Z.

Rocroy, Bezirksſtadt in franz. Departement der Ardennen Grenzfeſtung von Franz I. angelegt, hat 3000 Ew., wurde bis zum 1653 vierzehn Mal vergeblich belagert, in dieſem Jahre aber von den niern erobert und 1815 von Prinz Auguſt von Preußen ohne großen derſtand eingenommen.

Schlacht am 19. Mai 1643.

Nach dem Tode Ludwig's XIII. von Frankreich übernahm deſſen W Anna von Oeſtreich, für den noch nicht 5jährigen Ludwig XIV. die rung. Damals war Frankreich mit Philipp IV. von Spanien in Krieg verwickelt, deſſen Urſachen ſchwer nachzuweiſen ſind, und der ſeit dem Jahre 1635 dauerte. Noch vor ſeinem Tode hatte Ludwig den Herzog von Enghien, der damals kaum 22 Jahre zählte, die W digung der Nordgrenze übertragen, und ihm den Marſchall von l'H als Rathgeber beigegeben. Das ihm untergeordnete franzöſiſche Heer b aus 16,000 M. Infanterie und 7000 Reitern. Das ſpaniſche Heer 18,000 M. Infanterie und 8000 Reiter, meiſt kriegsgeübte, wohldi nirte Truppen unter dem Befehle des erfahrenen Don Francisko de M Dieſer hatte den Feldzug frühzeitig mit der Belagerung von Rocroy er und bedrängte dieſe franz. Grenzfeſte ſeit 8 Tagen auf das Heftigſte. croy liegt in einer Ebene, die rings um von Sumpf und dichtem W umgeben iſt. In dieſe Ebene führen nur lange und ſchwierige De mit Ausnahme derjenigen Seite, welche gegen die Champagne ſieht. hat man höchſtens eine Viertelſtunde durch Wald zu marſchiren, n ſich der Raum allmälig erweitert und eine ziemlich geräumige freie bildet, in welcher 2 nicht ſehr beträchtliche Heere wohl Raum zur Aufſt finden. Die umliegenden Waldungen ſind jedoch ſo ſumpfig und dicht nur auf der Südſeite ſich ein etwas erleichterter Zugang findet. —

Auf dieſem Wege beſchloß der Herzog von Enghien in die Eben Rocroy vorzubringen, und ſeinen Gegner zur Schlacht zu nöthigen. das Terrain zu recognoſciren, hatte er den General Gaſſion mit leichten Corps gegen Rocroy entſendet. Dieſem war es gelungen 150 goner nebſt einem Transport Munition in die Stadt zu werfen. G zeitig aber brachte er die Nachricht zurück, daß ſich der Platz nicht mehr zu halten vermöge. Dieſe Meldung beſtätigte den Herzog in ſe Entſchluſſe, zu deſſen Ausführung er unverzüglich Anſtalten traf. Der ſchall von l'Hopital war der einzige, der in dem Kriegsrathe ſich dieſe Unternehmung erklärte, wozu ihn wohl geheime Inſtructionen des riſer Cabinets bewegen mochten. Der Herzog machte jedoch ſeinen Ein dungen dadurch ein Ende, daß er die ganze Verantwortung auf ſich n Am 17. traf das franz. Heer bei Boſſa ein. Hier entwarf der Herzog Enghien ſeine Schlachtordnung. Das Fußvolk kam in die Mitte, die terei auf die Flügel. Außer der Reſerve wurden 2 Linien gebildet. Herzog behielt ſich das Commando des rechten Flügels vor; unter ihm

ehligte General Gaſſion. Dem Marſchall de l'Hopital und dem General a Ferté Sennecterre übertrug er das Commando des linken Flügels. Ge: ieral d'Esperan führte die ganz aus Fußvolk beſtehende Mitte. Die R.= erve ſtand unter dem General Sirot. Zwiſchen jede Schwadron ſtellte der Herzog einen Zug Musketiere von 50 M. Das Gepäck ſendete er nach Auben: on zurück. — Am 18. Mai rückte das franz. Heer in dieſer Ordnung bis in das Defilee vor. Hierauf ward General Gaſſion mit einem leichten Rei: tercorps vorausgeſchickt; dieſer drängte die ſchwachen ſpaniſchen Vorpoſten zurück, und nahm jenſeits des Defilee's Stellung, worauf der Herzog ihm unter Beobachtung aller Vorſichtsmaßregeln mit dem Reſte des Heeres folgte. Es iſt kein Zweifel, daß, wenn der ſpaniſche Feldherr ſeinen Gegner im Augenblicke des Defilirens angegriffen hätte, das franz. Heer verloren ge: weſen wäre. Melos glaubte jedoch, durch falſche Nachrichten getäuſcht, eine Feinde ſeien kaum 12,000 M. ſtark, er hoffte daher mit einem Theile ſeiner Streitkräfte die Belagerung von Rocroy fortſetzen zu können, und mit dem Reſte dennoch ſeiner Gegner Herr zu werden. Sobald er die wahre Stärke derſelben erfuhr, rüſtete er ſich zur Schlacht, wobei er hauptſächlich auf ſeine zahlreiche Artillerie und die größere Kriegsgeübtheit ſeiner Truppen rechnete. Ein Corps von 6000 M., das unter dem General Beck nur einen Tagmarſch von ihm entfernt war, erhielt Befehl, ſich unverweilt mit ihm zu vereinigen. Zwiſchen beide Heere zog ſich ein Thal hin, das rechts an dichten Wald, links an einen Sumpf ſtieß. Dieſes Thal ward von 2 Höhenzügen gebildet, auf welchen ſich die beiderſeitigen Heere auf: ſtellten. Auf dem rechten Flügel der Spanier ſtand die deutſche Reiterei, unter dem Grafen von Iſenburg, auf dem linken Flügel die flandriſche Rei: terei unter dem Herzog von Albuquerque; in der Mitte die Infanterie, von dem Grafen von Fuentes befehligt, und aus Deutſchen, Wallonen, Italie: nern und Spaniern beſtehend. Das ſpaniſche Heer ſtand gleichfalls in 2 Treffen. Melos behielt ſich das Commando des rechten Flügels vor. Es war 6 Uhr Abends, als ſich beide Heere, das Geſchütz vor der Front, ſchlag: fertig gegenüber ſtanden. Außer einem lebhaften Geſchützfeuer kam es jedoch an dieſem Tage nicht mehr zum Kampfe. — Der linke ſpaniſche Flügel lehnte ſich, gleich dem franz. rechten, an einen Wald, der bis in das beide Heere ſcheidende Thal hereintrat. In dieſen Wald hatte Melos 1000 Musketiere in Hinterhalt gelegt, um dem franz. Heere bei ſeinem Vor: rücken in die rechte Flanke zu fallen. Der Herzog von Enghien, welcher hiervon Kunde erhalten hatte, eröffnete den Angriff auf dieſen Hinterhalt, der trotz ſeiner vortheilhaften Stellung beinahe ganz aufgerieben wurde. Hier: auf ertheilte er dem General Gaſſion Befehl mit der erſten Linie des rech: ten Flügels durch den Wald vorzurücken, während er ſelbſt mit der 2. Linie deſſelben den Wald auf der linken Seite umging. Gaſſion griff, nachdem er den Wald durchzogen hatte, die Reiterei des feindlichen linken Flügels unter dem Herzoge von Albuquerque in der linken Flanke, der Her: zog von Enghien in der Front an. Albuquerque, der ſich durch die vor: geſchobenen 1000 Musketiere für hinreichend gedeckt hielt, erwartete nichts weniger als einen Angriff von dieſer Seite. Gleichwohl warf er den Ge: neral Gaſſion 8 Schwad. entgegen, und erwartete mit dem Reſte ſeiner Reiterei Enghien's Angriff ſtehenden Fußes. Er ward durch den unge: ſtümen Anfall der franz. Reiterei überwältigt und geworfen. Enghien über: ließ die Verfolgung der Flüchtigen dem General Gaſſion, und warf ſich auf das deutſche, walloniſche und italieniſche Fußvolk, unter welchem er große Verwirrung anrichtete.

übernachtete auf dem Schlachtfelde und am folgenden Morgen hielt Enghien seinen Einzug in das befreite Rocroy.

(Vergl. Histoire militaire de Louis XIV. par Quincy 1. Bd. Histoire de Louis de Bourbon, Prince de Condé, par Desormeaux 1. Bd., wo sich ein brauchbarer Plan befindet.)

— s. —

Roddofredo, Dorf am Flusse Tidone im Herzogthum Parma.

Gefecht am 10. August 1746.

Wenige Wochen nach der Schlacht von Piacenza (s. d.), am 9. Juli, starb Philipp V. von Spanien und dieses Ereigniß hatte auf die Angelegenheiten des Krieges in Italien keinen geringen Einfluß. Die vereinigte franz.-span. Armee befand sich in einer ziemlich mißlichen Lage. Das östreich.-sardinische Heer hatte sich nach seiner Vereinigung an der Trebbia getheilt. Der G.F.Z. Marquis von Botta, welcher in Abwesenheit des krank gewordenen Prinzen von Lichtenstein das Commando übernommen hatte, blieb mit 20,000 M. vor Piacenza stehen, um diesen Ort zu belagern. Er ließ San Lazaro und die dasigen Werke schleifen und entsendete den General Gorani mit einem Corps leichter Truppen auf die andere Seite des Po's, um den Streifereien der franz.-span. Truppen Einhalt zu thun. Das andere Corps, unter dem Grafen Browne, ging über den Po, um entweder die feindliche Armee, welche zwischen dem Lambro und der Adda stand, enger einzuschließen, oder ihr den Uebergang über den Lambro und das weitere Eindringen in das mailändische Gebiet zu verwehren. Am 22. Juli brach der Graf Browne mit 16. Bat. Infanterie und 3 Regmt. Reiterei, wozu noch 10 Bat. und 3 Regmt. sardinischer Reiterei stießen, aus seinem Lager auf, überschritt am 24. bei Parpaneso den Po, und nahm den 26. eine sehr vortheilhafte Stellung bei St. Christina. Da inzwischen die franz.-spanische Armee sich am Lambro concentrirt hatte, so verlangte Browne Verstärkung, worauf sich der König von Sardinien mit 15 Bat. und 3 Cavalerieregmt. mit ihm vereinigte (d. 2. August). Sofort setzte sich die Armee in 2 Colonnen nach Angelo in Marsch, schlug dort drei Brücken über den Lambro und passirte den Fluß am 9. August. Unter diesen Umständen drang der Marschall Maillebois auf einen schnellen Rückzug nach der Festung Tortona, wo die Zufuhren gesichert waren, und von wo aus man sich im Nothfalle durchschlagen konnte. Der Marschall berücksichtigte bei diesem Vorschlage nicht sowohl den Mangel an Proviant, als die noch ungewissen Gesinnungen des neuen Königs von Spanien, namentlich aber wünschte er die ihm anvertraute franz. Armee aus ihrer allerdings gefährlichen Lage zu ziehen. Der spanische General Gages war um so mehr gezwungen dem Rathe Maillebois Gehör zu geben, als er gleichzeitig den Befehl Ferdinand's VI. erhielt, mit der ganzen Armee sofort nach Tortona aufzubrechen. Hierdurch wurde Gages genöthigt, mitten durch zwei feindliche Heere zu gehen, nämlich das sardinische, welches über dem Po stand und das unter dem Marquis Botta an der Trebbia; denn mit dem Uebergange des Königs von Sardinien und des Grafen Browne über den Lambro war alle Zufuhr aus dem Mailändischen, und mit dem Verluste der Stadt Lodi auch die aus dem Venetianischen verloren. Das franz.-spanische Heer wandte sich daher gegen den Ausfluß des Lambro in den Po und suchte letztern Fluß zu passiren, um sich einen Weg nach Tortona zu bahnen. Der Graf Gages ließ 140 Fahrzeuge zu sechsen an einander fügen, solche mit Brustwehren, starken Bretern und Geschützen versehen und mit 400 Mann besetzen. Mit dieser Art von schwimmenden Batterien fuhren die

Truppen den Lambro hinunter über den Po, vertrieben die am jenseitigen Ufer stehenden Oestreicher und schlugen 3 Brücken über den Fluß. Sobald der Marquis Botta hiervon benachrichtigt wurde, sendete er den General Serbelloni mit der Avantgarde von 6 Bat., 6 Grenadiercomp. und 1000 Pferden nach R., wo die Nuretta in die Tidone fällt. Zu diesem stieß der General Gorani mit 10 Grenadiercomp. Diese vereinigten östreich. Truppen griffen die eben über die Tidone gehenden franz.-spanischen Colonnen mit Ungestüm an. Diese benutzten indessen mit vieler Kühnheit das sehr durchschnittene Terrain, und als das franz. Fußvolk den immer wiederholten Anfällen zu weichen schien, langte eben noch zu rechter Zeit die Reiterei unter den Befehlen des Marquis d'Argouges auf dem Kampfplatze an und wies alle weitere Angriffe kräftig zurück. Das Gefecht hatte gegen 6 Stunden gewährt; die vereinigte franz.-spanische Armee ließ gegen 2000 Todte auf dem Platze, darunter den spanischen Obersten Diodati; die Oestreicher verloren noch weit mehr, darunter den Feldmarschall-Lieutenant Grafen v. Bärenklau. Der Marquis von Chetardie führte den Nachtrapp, an ihn schloß sich der Marquis von Castelles an, welcher aus dem geräumten Piacenza zurückkam. Dieses Gefecht, wozu die franz.-spanischen Heerführer durch die Umstände gezwungen wurden, war eine der schönsten Thaten in diesem Kriege, indem es dem combinirten Heere einen sichern Rückzug verschaffte. (Literatur wie bei Piacenza.)

Gtz.

Rodney, Georg Bridge, Ritter vom Bath-Orden, Baronet, Viceadmiral von England, geb. zu London 1717, trat frühzeitig in den Seedienst und erhielt schon im 25. Jahre den Grad eines Schiffslieutenants, in welcher Eigenschaft er auf mehreren Schiffen den Oberbefehl führte. 1747 zum Kapitain ernannt, commandirte er das Schiff der Adler, und zeichnete sich in demselben Jahre noch bei dem Seegefechte aus, welches Admiral Hawke am 25. Octbr. der franz. Escadre des Herrn von Ketandiere lieferte. Nach dem Frieden zu Aachen (1748) wurde R. zum Commandanten der Insel Torre-neuve bestimmt, bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges nach England berufen, zum Commodore ernannt und der Flotte des Admirals Boscaven zugetheilt. Zum Contreadmiral avancirt (1759), ward er nach den franz. Küsten gesendet, bombardirte Havre de Grace und verbrannte mehrere daselbst aufgehäufte Marinevorräthe. Im Verein mit dem Admiral Monkton eroberte R. am 14. Febr. 1762 die Insel Martinique und bald darauf Grenada, St. Lucie und St. Vincent in Westindien. Nach England zurückgekehrt, wurde er zum Baronet erhoben und erhielt den Bath-Orden. Um Sitz im Parlament zu erlangen, brachte R. so große Geldopfer, daß er zur Wiederherstellung seiner Finanzen eine Reise nach Frankreich unternehmen mußte, wo er einige Jahre als Privatmann lebte, endlich aber, durch den Marschall Biron unterstützt, 1779 nach England zurückkehrte. Gleich darauf erhielt er den Oberbefehl über die nach Westindien bestimmte Flotte und segelte im Anfang des Jahres 1780 dorthin ab. Man bediente sich seiner Convoy, um das von den Spaniern blokirte Gibraltar mit Proviant und Munition zu versorgen, weßhalb er noch einen Theil der Canalflotte zu seiner Verstärkung (bis Gibraltar) erhielt. Kaum einige Tage in See begegnete er einer Flotte von 23 spanischen Schiffen, die er angriff und wegnahm. Am 16. Januar stieß er auf eine andere span. Flotte von 11. Linienschiffen und 2 Fregatten, welche unter Anführung des Admirals Don Juan Langara beim Cap St. Vincent kreuzte. Obschon es bereits spät am Tage und sehr ungestümes Wetter war, gab R.

dennoch das Signal zum Angriff. Der Kampf währte die Nacht hindurch bis früh 2 Uhr. Mehrere feindliche Schiffe wurden genommen, andere zerstört und der Rest in die Flucht geschlagen. Nachdem Gibraltar verproviantirt worden, ging R. nach seiner Station in Westindien ab, und bestand am 15. und 19. Mai auf der Höhe von Martinique noch einige Gefechte mit der franz. Flotte unter dem Grafen von Guichen. Bei Ausbruch des Kriegs zwischen England und Holland erhielt R. den Befehl, die Feindseligkeiten gegen die westindischen Besitzungen der Holländer zu eröffnen. In Verbindung mit dem General Vanghan erschien er am 3. Febr. 1781 vor der Insel St. Eustaz, nahm diese durch Capitulation und erbeutete daselbst 1 Fregatte von 36 Kanonen, 5 Kriegsschiffe von geringerer Stärke und 150 Kauffartheischiffe. Eine Flotte von 30 reich beladenen Schiffen, die 2 Tage zuvor von Eustaz abgesegelt war, wurde verfolgt, eingeholt, und mit ihrer Bedeckung, einem Schiffe von 60 Kanonen, zurückgebracht, und bald darauf ergaben sich auch die Inseln St. Martin und Saba, in der Nähe von St. Eustaz. — Zu Ende des Jahres 1781 war R. nach England zurückgekehrt, wurde aber bald nach seiner Ankunft wieder nach Westindien gesandt, da Spanien und Frankreich den Plan entworfen hatten, die Insel Jamaica zu erobern. Dieß zu verhindern, segelte R. im Januar 1782 mit einer Verstärkung von 12 Linienschiffen aus dem Kanale, langte am 19. Febr. zu Barbados an und begab sich von da nach St. Lucia, um dort die Bewegungen der franz. Flotte, welche bei Martinique ankerte, zu beobachten, und wo möglich anzugreifen, ehe sie sich mit der spanischen Flotte unter dem Winde vereinigen konnte. — Am 5. April erhielt man Nachricht, daß die Franzosen Truppen an Bord ihrer Kriegsschiffe brächten, und am 8. bei Tagesanbruch gab der Kapit. Byron von der Andromeda das Signal, daß die Flotte aus Fort Royal-Bay ausgelaufen sei und nordwestwärts segele. Sogleich lichtete die ganze aus 36 Linienschiffen bestehende engl. Flotte die Anker und verfolgte den Feind mit allen Segeln. Am nächsten Morgen wurde er vor Tagesanbruch unter Dominica gesehen. In dieser Stellung wurden beide Flotten eine Zeit lang von einer Windstille befallen. Der Wind sprang zuerst wieder bei der feindlichen Flotte auf und sie ging mit demselben nach Guadeloupe. Bald darauf lichtete die engl. Avantgarde unter Sir Samuel Hood die Segel und folgte dem Feinde, während das Centrum und die Arrièregarde noch von der Windstille festgehalten wurde. Als der franz. Admiral de Grasse dieß bemerkte, fiel er mit seiner ganzen Macht das Vordertreffen seines Gegners an, was diesem gewiß sehr verderblich geworden wäre, wenn der englische Befehlshaber, von dem plötzlich aufstehenden Winde begünstigt, seiner bedrängten Abtheilung nicht hätte zu Hilfe kommen können. Das Gefecht entschied sich nun bald zu Gunsten der Engländer und die franz. Flotte trat, nicht ohne bedeutenden Verlust, den Rückzug an. Am Morgen des 12. April standen sich beide Flotten wieder so nahe und R. hatte so geschickt manövrirt, daß seinem Gegner nichts übrig blieb, als sich zu schlagen. Das englische Schiff Marlborough, geführt vom Kapitain Penny, eröffnete früh ½8 Uhr das Feuer. Der Kampf dauerte mit ungewöhnlicher Heftigkeit bis Sonnenuntergang und endete mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen. Der Verlust der engl. Flotte in den Gefechten vom 9. und 12. April betrug 237 Todte und 766 Verwundete, dagegen wird der der Franzosen — deren Schiffe durchgängig weit stärker bemannt waren — auf 3000 Todte und über 6000 Verwundete angegeben. R. versuchte am nächsten Morgen den Feind zu verfolgen, ward aber von einer Windstille 3 Tage lang bei Guadeloupe |

gehalten, was den Rückzug seines Gegners sehr begünstigte. Er ging nun mit den Prisen, 8 Linienschiffen und 2 Fregatten und denjenigen Schiffen, die am meisten gelitten hatten, nach Jamaica und ließ Sir Samuel Hood mit 20 Linienschiffen in See, um über die Bewegungen des Feindes zu wachen. Durch diese errungenen Vortheile war der Krieg in Westindien als beendigt anzusehen, denn die unbedeutende Eroberung der Bahamainseln durch die Spanier am 6. Mai, hatte auf den amerikanischen Krieg keinen Einfluß. Nach geschlossenem Präliminarfrieden zu Versailles am 20. Jan. 1783, kehrte R. nach England zurück und war bei seiner Ankunft in London der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Von beiden Kammern des Parlaments erhielt er Danksagungen. Der König ernannte ihn zum Pair und Baron von Großbritannien unter dem Namen eines Barons Rodney von Rodney-Stokke in Sommerset; auch erhielt er für sich und seine Erben eine jährliche Pension von 2000 Pf. Sterling. Mit dem Siege bei Guadeloupe beschloß R. seine militairische Laufbahn. Er zog sich in den Ruhestand zurück, da seine Gesundheit sehr gelitten hatte und starb zu London am 24. Mai 1792, ungeachtet der früher erworbenen Reichthümer, in Dürftigkeit. Sein großer Muth, seine Kaltblütigkeit in Gefahren und seine Entschlossenheit in bedenklichen Lagen erwarben ihm unter den brittischen Seehelden einen hohen Rang. Die Colonie Jamaica, welche er durch den Sieg am 12. April gerettet hatte, bestimmte 1000 Pf. Sterling zu einem mit seiner Statue gezierten marmornen Grabmale.

(Vergl. Geschichte der Regierung Georg's III. aus dem Engl. v. Albrecht Wittenberg, Hamburg 1789. — Biographie universelle Tom. 38. — v. Archenholz brittische Annalen 9. Band, Hamburg 1794. — Stedmann's Geschichte des amerikanischen Krieges aus dem Engl. v. J. A. Remer, Berlin 1795.) Gtz.

Roer (spr. Rur), Fluß in der preuß. Provinz Niederrhein, entspringt bei Lyssendorf am hohen Veen, nimmt den Oeff, die Worm, Dente und Schwalm auf, und fällt bei Roermonde in die Maas. Bis in die Gegend von Jülich fließt die Roer in einem flachen Thale, dann in einer weiten Ebene hin.

Gefechte am 2. Octbr. 1794.

Nach dem Verluste von Lüttich und der Stellung an der Durte (s. d.) hatte der F.Z.M. Graf Clerfayt die östreichische Armee bis hinter die Roer zurückgeführt, wo er den nachdringenden Franzosen, unter Jourdan, kräftigeren Widerstand zu leisten und den Feldzug mit Ehren beendigen zu können hoffte. Schon am 23. Sptbr. hatten die verschiedenen östreichischen Heerabtheilungen, welche zusammen noch eine Streitmacht von 77,000 M. darboten, die Roer überschritten; die Franzosen waren ihnen zwar auf dem Fuße gefolgt, aber nur mit einigen schwachen Corps, weil Jourdan in Zweifel war, ob es nicht besser sei, die Festung Mastricht zu belagern. Indessen entschloß er sich doch, die Oestreicher zuvor über den Rhein zurück zu werfen. Diese hatten inzwischen an der Roer folgende Stellung genommen. General Wernek stand mit 13,500 M. bei Ratheim, und hielt die Flußstrecke bis Roermonde durch eine Reihe Beobachtungsposten besetzt; F.Z.M. Clerfayt mit 13,000 M. bei Hambach (unweit Jülich); F.Z.M. Latour mit 22,900 M. bei Düren, sein linker Flügel reichte bis Niedeggen; zwischen diesen beiden Corps war General Fink mit 2900 M. als Verbindungsposten bei Arnoldsweiler aufgestellt. General Nauendorf, welcher mit 8600 M. nach Trier abmarschirt war, erhielt Gegenbefehl und stand am Tage des Angriffs bei Blankenheim. Auf dem linken Ufer der Roer waren

als vorgeschobene Posten zurückgelassen worden: 5000 M. unter General Kienmaier bei Limich, 4600 M. unter General Devay bei Kirchberg; General Kray hielt mit 6000 M. die verschanzten Dörfer Barmen, Engelsdorf und Kirberg besetzt Jülich war nur auf eine kurze Vertheidigung eingerichtet.

Gegen diese Truppen hatte General Jourdan 87,000 M. zu verwenden, denn 15,000 M. waren vor Mastricht zurückgelassen worden. Bei einem Flusse, wie die Roer, wo man auf einigen Puncten oberhalb Düren auch ohne Brücken übergehen konnte, war eine solche Ueberlegenheit an Streitkräften schon viel werth, und der Hauptangriff mußte auch aus dem Grunde dort unternommen werden, weil man die Oestreicher dann um so besorgter für ihre Rückzugslinie machen konnte. Allein es fehlte damals sehr an richtigen Grundsätzen für dergleichen Angriffsdispositionen, denn nachdem Jourdan seine Armee am Morgen des 2. Octobers zwischen Eschweiler und Baswеiler vereinigt hatte, ließ er sie auf divergirenden Linien gegen folgende Puncte zum Angriffe vorgehen. General Kleber mit 20,000 M. gegen Ratheim, General Lefebvre mit 12,000 M. gegen Limich, die übrigen Truppen marschirten in zwei ziemlich gleichstarken Massen gegen Jülich und Düren. Diese Zerstückelung der Streitkräfte versprach keine günstigen Erfolge. Die Oestreicher behaupteten sogar die verschanzten Dörfer vor Jülich bis gegen Abend und die Franzosen konnten die Roer nirgends überschreiten. — Am glücklichsten war General Scheerer. Dieser führte 3 Divisionen gegen Düren, da aber der Widerstand zu kräftig war, entsendete er die Division Marceau die Roer aufwärts gegen Winweiler, wo sie nach heftigem Gefecht den Fluß überschritt und sich dann gegen Düren wendete, das von ihr erstürmt wurde. Gegen Abend vereinigte sich die Division Mayer mit ihr, später erschien auch die Division Hacquin. Allein diese 3 Divisionen würden sich auf dem rechten Ufer der Roer schwerlich haben behaupten können, wenn nicht die Oestreicher schon in der Nacht freiwillig den Rückzug angetreten hätten, der nicht sehr beunruhigt wurde. Der Verlust auf beiden Seiten war wenig beträchtlich; größer war die allgemeine Erschlaffung, besonders bei den Oestreichern, welche ein Land nicht mehr vertheidigen mochten, das ihr Monarch schon längst aufgegeben hatte. (Quellen wie bei Lüttich.) Pz.

Roger de Flor (Ruggieri del Fiore) war am 14. Juli 1262 zu Tarragona geboren, hatte sich sehr jung dem Waffendienst gewidmet, sich im Kampfe gegen die Mauren ausgezeichnet und war zeitig zu Barcelona in den Orden der Tempelherren getreten. Nachdem er mehrere Züge gegen die Ungläubigen unternommen, ging er nach Palästina und befand sich 1291 unter den tapfern Vertheidigern von St. Jean d'Acre (s. d.), welche jedoch den Fall dieser Feste nicht verhindern konnten. R. war so glücklich den Ordensschatz zu retten und sammelte den Rest der der allgemeinen Metzelei zu St. Jean d'Acre entkommenen Ritter und Krieger um sich, mit welchen er eine kleine Flotille bemannte und nun für sich selbst einen steten Krieg gegen die Ungläubigen führte. Dieß brachte ihm solche Reichthümer und einen so großen Kriegsruhm ein, daß der König von Sicilien, Friedrich von Arragonien, ihn in seine Dienste nahm, um den für Karl II. von Neapel fechtenden Roger von Loria (s. d.) ein Gegengewicht entgegenstellen zu können. Der Friede von Castronovo (den 19. August 1302) beendigte indessen den Krieg zwischen beiden Königen, und Roger, welchen König Friedrich zum Viceadmiral ernannt hatte, mochte sich dadurch für seine Dienste nicht hinlänglich geehrt halten, oder auch die

Ueberzeugung haben, daß er mit seinen Amulgavaren *), ohne Kampf und Beute, nicht in Sicilien bleiben könne. Er trug daher dem griechischen Kaiser Andronikus II. seine Dienste an. Dieser, dessen Thron damals von allen Seiten Gefahren drohten, nahm dieß Anerbieten sehr gern an und bereits im Frühjahr 1303 schiffte R. mit 8000 Söldnern nach Griechenland. Noch in demselben Jahre fand der zum Großherzog erhobene R. Gelegenheit, dem Kaiser Beweise seiner Tapferkeit zu geben. Die in Constantinopel lange schon heimisch gewordenen Genueser waren über die Ankunft der Amulgavaren nicht erfreut und versuchten dieselben wieder zu vertreiben. Ein blutiges Gefecht begann in der Stadt selbst, das mit der Niederlage der Genueser — von denen 3000 blieben — endete und ihre völlige Vertreibung zur Folge gehabt haben würde, wenn das Einschreiten Roger's nicht selbst den Kampf beendet hätte. Andronikus II. und sein Mitregent Michael IX. lernten indessen bald einsehen, daß ihre herbeigerufenen Bundesgenossen für sie selbst die gefährlichsten Feinde werden könnten, und suchten daher dieselben schleunigst wieder zu entfernen. R. erhielt den Auftrag, nach Asien überzusetzen, wo die Türken eben Cyzike, das Hauptbollwerk Constantinopels, bedrohten und diese zu vertreiben. Die Amulgavaren landeten 1304 beim Cap Artare in der Nähe von Cyzike, R. überfiel die Türken, noch ehe sie von seiner Ankunft etwas bemerkt hatten, in ihrem Lager und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Seine Truppen verlegte er dann nach Cyzike und sendete die Flotte nach Chios zurück. Ruhe und Winterquartiere waren aber für die kampflustigen Amulgavaren nicht passend. Da sie keinen äußern Feind mehr zu bekämpfen hatten, brach in ihren eigenen Reihen Zwietracht aus und Fernando Ximenez trennte sich mit einem Theil der Truppen von R. und trat in die Dienste des Herzogs von Athen. Im Frühjahr 1305 gelang es endlich dem Kaiser Andronikus, die Amulgavaren zu bewegen, Cyzike zu verlassen und die Belagerung von Germe zu übernehmen, welches die Türken auch sofort räumten. R. erhielt nun den Auftrag, Kleinasien zu beschützen, während im Norden Constantinopels, Andronikus die Bulgaren bekämpfte. R. schlug den türkischen Pascha Caramar Ali Siras bei Philadelphia, eroberte Kuleh, Nissa und Magnesia und vereinigte sich bei Ephesus mit dem tapfern Berengar da Roccaforte, der ihm eine neue Schaar Catalanen zuführte. Vereint besiegten sie nun den Emir von Sacca bei Dania und rieben am Berge Taurus ein bedeutend stärkeres türkisches Heer völlig auf. Vor Magnesia, wo währrnd ihrer Abwesenheit die catalonische Besatzung ermordet worden war, war R. aber weniger glücklich; nach langwieriger Belagerung mußte er endlich, im Winter 1306, dem Rufe des Kaisers Andronikus folgend, abziehen, ohne es erobert zu haben. Der Kaiser wollte nämlich die Amulgavaren gegen die Bulgaren verwenden, obschon es ihm der weisere Michael widerrieth, welcher voraussah, daß diese wilden Söldnerschaaren dem Thron gefährlicher werden würden, als die Bulgaren selbst. Was der Mitregent prophezeiet hatte, geschah. In Gallipolis gelandet, erfuhren die Amulgavaren, daß sie nach Kleinasien zurückkehren sollten. Ein furchtbarer Auf-

*) Amulgavaren, Catalanen oder Catalonier, nannte man die in Italien, Griechenland und in der Levante dienenden, aus Bewohnern der Küsten des mittelländischen Meeres gebildeten Söldnerhaufen, denen sich auch viele durch die damaligen Parteikämpfe verbannte Italiener anschlossen. Ursprünglich stammten sie aus Spanien, wo sie die Grenzwache des christlichen Gebiets gegen das sarazenische bildeten. In Griechenland nannte das Volk später, ihrer Gräuelthaten wegen, Kakadaemones (Teufel).

stand brach in ihren Reihen aus, den selbst Roger's Kraft und Ansehen nicht stillen konnte. Als daher Berengar d'Entenca von Italien mit neuen Schaaren in Gallipolis eintraf, übergab er diesem das Commando, da er es verschmähte, ferner der Führer eines zuchtlosen Haufens zu sein. Trotz dem, und obschon die Genueser den Kaiser aufs Neue gegen die Amulgavaren einzunehmen versuchten, erhielt dieser dennoch dem R. sein Vertrauen und ernannte ihn, nachdem er ihn schon früher mit seiner Nichte vermählt hatte, zum Cäsar. Da ergriff Michael das am Hofe zu Constantinopel gewöhnliche Mittel, um sich von einem Manne zu befreien, dessen Einfluß auf seinen Vater für ihn gefährlich werden konnte. Er ließ R. am 23. April 1306 zu Adrianopel ermorden. Die Amulgavaren, ihres tapfern Führers beraubt, wurden bald nachher von den Alanen durch Verrath geschlagen, besiegten aber unter Roccaforte die Griechen noch mehrere Male und trotzten von Gallipolis aus den vereinten Anstrengungen der Genueser und Griechen. Sie eroberten später das Herzogthum Athen und erhielten sich in diesem, bis sie, 100 Jahre nachher, mit dem byzantinischen Reiche dem türkischen Schwerte unterlagen. E.

Rogniat, Joseph, Vicomte, Pair von Frankreich, Generallieutenant und Generalinspecteur des Ingenieurcorps, geb. 1767 zu Vienne im Iseredepartement, trat beim Ausbruche der Revolution in Kriegsdienste, wohnte als Ingenieurkapitain unter Moreau dem Feldzuge von 1800 bei und wurde in dem Berichte des Obergenerals über das Treffen bei Neuburg am 27. Juni, wo er eine der Angriffscolonnen führte, rühmlich genannt. — Als Bataillonschef folgte er der Armee in den Feldzügen 1805, 1806 und 1807. Bei der Belagerung von Danzig wurde R. von dem Chef des Geniewesens, General Chasseloup Laubat, zu den wichtigsten Unternehmungen gebraucht, befand sich mehrere Male an der Spitze der nächtlichen Angriffe auf die feindlichen Werke und bewirkte in der Nacht vom 7. zum 8. Mai die Krönung des gedeckten Weges. Zum Obersten befördert, eröffnete sich ihm bei den zahlreichen und merkwürdigen Belagerungen der spanischen Festungen ein weites Feld. Als der Chef des Geniewesens, General Lacoste, am 1. Febr. 1809, vor Saragossa blieb, übergab Marschall Lannes R. die Leitung der Belagerungsarbeiten. Eine Wunde, die er schon Tags darauf empfing, hielt ihn nicht ab, das Commando fortzuführen; besonders rühmte man das System, welches er bei dem Minenkriege im Innern der Stadt anwendete und wodurch endlich am 21. Febr. die Uebergabe herbeigeführt wurde. Das Geniecorps hatte bei dieser merkwürdigen Belagerung 11 Todte und 16 verwundete Officiers. R.'s Verdienste wurden durch seine Ernennung zum Divisionsgeneral belohnt. Im Frühjahr 1809 ward er nach Deutschland beordert, von Napoleon vielfach gebraucht und durch Ernennung zum Baron und eine Dotation belohnt. Er kehrte nach dem Wiener Frieden wieder nach Spanien zurück, wo er bei der Armee von Arragonien unter Marschall Suchet diente. Unendlich groß waren die Schwierigkeiten, die R. zu überwinden hatte, bevor man, im Dec. 1810, zur Belagerung Tortosa's schreiten konnte. Zum Transport der Artillerie mußte eine Straße über die unwegsamsten Gebirge, in einer Länge von 30 Stunden gebaut werden. Schon am 17. Tage der Einschließung capitulirte der Platz nach tapferer Vertheidigung, als R., nach Passirung des Grabens, am 31. Dec., den Mineur am Hauptwalle ansetzte. Diesen schnellen Erfolg sowohl als den sehr geringen Verlust der Belagerer, welcher nur 400 M. betrug, verdankte man der neuen und kühnen Idee R.'s, den Angriff längs des Ebro zu führen, ohne die Werke auf den zur Seite liegenden Anhöhen zu bea-

ten. Vor Tarragona zeichnete ſich R. abermals in hohem Grade, vorzüglich bei Erſtürmung des Forts von Olivo aus, wodurch die des Platzes ſelbſt, am 28. Juni 1811, herbeigeführt wurde. Nach den Belagerungen des Forts von Sagunt und der Feſtung Valencia brachte R. einige Zeit in Paris, wegen Herſtellung ſeiner ſehr leidenden Geſundheit, zu. 1813 befehligte er das Ingenieurcorps in Sachſen, wo ihm die Befeſtigung Dresdens, während des Waffenſtillſtandes, übertragen wurde. Als Napoleon die zu zeitig erfolgte Sprengung der Brücke in der Leipziger Vorſtadt und den daraus erfolgten Verluſt, R. zuſchrieb, deſſen Reclamationen nicht beachtet wurden, legte dieſer den Oberbefehl über das Geniecorps nieder und blieb während des Feldzuges 1814 unthätig in Metz. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Großofficier der Ehrenlegion und Mitglied des Kriegsausſchuſſes. Während der 100 Tage nahm er keine Anſtellung an und war 1816 Präſident der Kriegsgerichte, durch welche General Brayer zum Tode verurtheilt und Drouot losgeſprochen wurden. Seitdem zum Vicomte und Generalinſpecteur der Befeſtigungen ernannt, iſt er ſeit 1828 Präſident des Comité der Befeſtigungen, 1832 Pair. Es ſind von dieſem ausgezeichneten Ingenieur mehrere Schriften, ſowohl über ſein eigentliches Fach, als über andere Gegenſtände bekannt, welche zum Theil großen Beifall, aber auch große Anfechtung gefunden haben. Sogar Napoleon hat auf St. Helena in ſeinen Memoires mehrere der darin aufgeſtellten Theorien beſtritten. Beſonders zu bemerken ſind: Berichte über die Belagerungen von Saragoſſa und Tortoſa. Betrachtungen über die Kriegskunſt (zu dieſen hat Oberſt Marbot ſehr intereſſante kritiſche Bemerkungen geſchrieben). Ueber die Stellung Frankreichs 1817. Ueber die Form der Regierung. Antwort auf Napoleon's kritiſche Bemerkungen zu den Betrachtungen über die Kriegskunſt ꝛc. (Vergl. Biogr. nouv. des contemporains. Conquêtes etc. des Français.)

Z.

Rohr, Dorf im bairiſchen Regenkreiſe, an der Straße von Kehlheim nach Landshut.

Gefechte des öſtreichiſchen Hauptheeres auf dem rechten Ufer der Donau, am 20. April 1809.

Der Artikel Abensberg hat einen allgemeinen Umriß von den Gefechten gegeben, welche am 19. und 20. April zwiſchen der öſtreich. und franz. Armee ſtattfanden, und welche, beſonders die des zweiten Tages, die Schlacht von Abensberg genannt werden. Dieſe Gefechte ſind aber in ihren Einzelheiten ſo denkwürdig und lehrreich, daß eine genauere Beſchreibung derſelben in den Artikeln Siegenburg, Thann und Rohr nachträglich gegeben werden ſoll. — Nach den Gefechten des 19. April bei Pfaffenhofen, Siegenburg, Biburg, Arnhofen und Kirchdorf, Thann und Hauſen, Schneidert und Dinzlingen, über welche die Artikel Siegenburg und Thann das Nöthige enthalten, hatten beiderſeitige Armeen auf dem rechten Donauufer folgende Stellungen: vom öſtreich. linken Flügel, der bereits völlig vom rechten unter dem Generaliſſimus Erzherzog Karl getrennt war, ſtand das 6. Armeecorps F.M.L. Hiller bei Mainburg, das 5., Erzherzog Ludwig, zwiſchen Siegenburg und Biburg und ein Theil deſſelben unter General Bianchi vor Biburg; General Thierry mit Truppen des 3. Armeecorps bei Offenſtätten; General Schuſteck mit 4 Schwad. bei Rohr; endlich das 2. Reſervecorps F.M.L. Kienmayer bei Luttmannsdorf; — vom rechten Flügel General Pfanzelter mit 1 Bat. 2 Schwad. bei Bachel; das 3. Armeecorps F.M.L. Fürſt Hohenzollern bei Hauſen; das 4. F.M.L. Fürſt Roſenberg bei Dinzlingen; die Grenadierreſerve auf den Höhen bei Grub; endlich die Küraſ-

sierreserve mit 16. Bat. unter General Fürst Liechtenstein auf der Straße von Eckmühl nach Regensburg bei Eglofsheim. Das franz. Heer bisher weit getrennt (s. Regensburg und Siegenburg) war im Laufe des 19. April in weit engere Verbindung getreten. Von Davouſt's Corps standen zwei Diviſionen auf den Höhen vor Teugen, dem 3. öſtreich. Corps gegenüber; zwei andere und die Küraſſierdiviſion St. Sulpice bei Arnhofen, in naher Berührung mit den zwei bairiſchen Diviſionen des Marſchalls Lefebvre bei Offenſtätten; die Würtemberger unter General Vandamme und die Küraſſierdiviſion Nanſouty waren im Anmarſche von Neuſtadt und bereit, ſie zu unterſtützen; die Diviſion Wrede ſtand noch auf dem linken Ufer der Abens bei Biburg und Siegenburg; Marſchall Maſſena endlich mit ſeinem und Oudinot's Corps vorwärts Pfaffenhofen gegen Au. Der Kaiſer Napoleon war ſelbſt beim Heere eingetroffen, hatte zwar ſein Hauptquartier in der Nacht zum 20. April noch in Vohburg, aber ſchon Alles eingeleitet, um die heute durch die Trennung der beiden öſtreich. Flügel ſo glücklich errungenen Vortheile am Morgen des 20. kräftig zu benutzen und zu verfolgen. Er begab ſich ſelbſt zu den Baiern und ſagte dieſen in einer begeiſternden Anrede: daß er ihrer Tapferkeit vertraue und daß ſie heute dem ganzen Heere vorangehen ſollten. Eine gleiche Anrede folgte an die Würtemberger, die inmittelſt auf der Höhe vor Abensberg eingetroffen waren und endlich um 9 Uhr erfolgte der Befehl zum Angriffe. So begann die Bewegung gegen den öſtreich. linken Flügel, der auch ohne ſeine allzuweite Ausdehnung ſchwächer war, als die gegen ihn anrückenden Streitkräfte und dem die in der feindlichen Stellung vorgegangenen Veränderungen nicht bekannt waren, da das durchſchnittene Terrain dieſe verbarg. — Erzherzog Ludwig für ſeinen rechten Flügel beſorgt, ſendete am frühen Morgen dem General Bianchi vor Biburg 2 Bat. zur Unterſtützung und ließ auch das 2. Reſervecorps gegen Siegenburg vorrücken, ſo daß ſich hier 7 Bat. 12 Schwad., zwiſchen Biburg und Kirchdorf 10 Bat. und 1 Schwad. befanden. F.M.L. Hiller war, dem früher empfangenen Befehle gemäß, mit Tagesanbruch von Mainburg aufgebrochen, hatte aber, da er nicht längs der Abens zu marſchiren wagte, das 6. Corps über Pfeffenhauſen geſendet und ſich nur perſönlich auf die Höhen von Siegenburg begeben, wo er den Befehl über die drei vereinigten Corps des linken Flügels übernahm, die, mit Einſchluß der Brigade Thierry bei Offenſtätten, aus 40. Bat. 24 Schwad. beſtand, nach Abzug jedoch des kleinen Corps unter General Nordmann, das (ſ. Landshut) zur Beobachtung von Pfaffenhofen an der Amber ſtand. — General Thierry, der bei Offenſtätten nicht völlig 4 Bat. 5 Schwad. beiſammen hatte, trat um 8 Uhr ſeinen Rückzug an, nachdem er ſich überzeugt, daß bei Arnhofen große Maſſen zur Vorrückung gegen ihn ſich vereinigten. Anſtatt jedoch bei Bachel den General Pfanzelter zu finden, der ihn aufnehmen ſollte, aber inmittelſt zum 3. Armeecorps abberufen worden war, ſtieß er auf ein franz. Reiterregiment. Dieſes bildete den Vortrab des Marſchalls Lannes, dem der Kaiſer die Diviſionen Morand und Gudin vom Davouſtſchen Corps und Nanſouty untergeben hatte und das auf der Straße von Reiſing nach Rohr vorrückte. Thierry mußte ſeine ſchwache Truppe ſich in den Wald werfen laſſen und gelangte auf beſchwerlichen Seitenwegen nach Rohr, wo General Schuſteck mit 4 Schwad. und 8 Comp. ſtand, welche letzte von der Abtheilung des Generals Mesko (ſ. Siegenburg) erſt in der Nacht bei ihm angelangt waren. Die Franzoſen trafen mit dem General Thierry zugleich bei Rohr ein und hier entſpann ſich nun ein Gefecht, in welchem gleich zu Anfang Schuſteck's 4

ei Biburg zurück auf den ihm, wie obenerwähnt, zur Hilfe gesendeten F.M.L. Fürsten Reuß, gegen Kirchdorf. Auf den Höhen daselbst setzten eide Generale, obschon auf beiden Seiten überflügelt, mit großer Ausdauer hren Widerstand bis lange nach Mittag fort, wo sie erst den Befehl zum Rückzuge vom Erzherzoge Ludwig erhielten. Er wurde durch die Defileen on Birkwang gegen Pfeffenhausen genommen, während der Erzherzog auf er Straße von Siegenburg über Schweinbach, in derselben Richtung, durch ine Nachhut unter General Radetzky gedeckt, zurückging. — Sobald die Oestreicher die Stellung vor Siegenburg verlassen hatten, überschritt die airische Division Wrede hier die Abens und verfolgte lebhaft. Glücklicherweise waren die Höhen von Luttmansdorf, die Wrede mit Nachdruck anriff, vom Erzherzoge schon im Voraus besetzt worden, und so gelang es hm, seine Truppen, sich gegenseitig unterstützend, nach Pfeffenhausen zu ühren, hinter welchem Orte das ganze 5. Armeecorps mit einem Theile des 3. und dem 2. Reservecorps während der Nacht Stellung nahm. Das Gewehrfeuer währte auch hier bis tief in die Nacht. Der Verlust des östreich. linken Flügels am 20. April bestand aus 4 Geschützen, 88 Offizieren, 2622 M. an Todten und Verwundeten, 4000 Gefangenen mit Inbegriff der Verwundeten vom 3. Armeecorps, die dem Marschall Lannes in Rohr sammt mehreren Munitionswagen in die Hände fielen.

Die Vorgänge auf dem östreich. rechten Flügel, während Napoleon durch seine Bewegung über Rohr den linken völlig von ihm trennte, müssen hier zur Vervollständigung der Geschichte des merkwürdigen 20. April noch berichtet werden. Marschall Davoust war bestimmt, in seiner Stellung auf den Höhen von Teugen die Oestreicher zu beschäftigen. Das 3. östreich. Armeecorps ihm gegenüber verließ mit Tagesanbruch die Höhen von Hausen und ging nach Niederleuerndorf, wo zwei Brücken über die Laber geschlagen wurden. Dessen Nachtrab unter General Vukassovich wurde von Davoust angegriffen und zog sich ohne ein bedeutendes Gefecht über Dietenhofen nach Leuerndorf, wo er Abends 6 Uhr eintraf, mehr durch das Vordringen des Marschalls Lannes in seiner linken Flanke, als durch Davoust's Vorhut hierzu genöthigt. General Pfanzelter, der, als das 3. Armeecorps den Rückzug antrat, von Bachel abgerufen worden war, wurde in Langwart zur Deckung der linken Flanke aufgestellt. Das 4. Armeecorps blieb am 20. April in einer etwas gewagten Stellung bei Dinzlingen und kam nicht zum Gefechte; das 1. Reservecorps aber erhielt Befehl, sich in den Besitz von Regensburg (s. d.) zu setzen. Die Stellung der beiderseitigen Heere war am Abend des 20. April folgende: Das 5. und 6. Armee- und 2. Reservecorps der Oestreicher auf dem Rückzuge nach Landshut auf den Straßen von Rottenburg und Pfeffenhausen, das 3. zu Leuerndorf hinter der Laber, das 4. zu Dinzlingen, die Grenadiere zwischen Hochberg und Eglofsheim; — über das 1. und 2. Armee- und 1. Reservecorps (s. Regensburg). — Napoleon's Hauptquartier war zu Rohr, Wrede in Pfeffenhausen, Lefebvre und die Würtemberger in der Nähe dieser Stadt an der großen Laber, Lannes bei Rottenburg, Davoust bei Teugen, mit der Vorhut bei Dietenhofen; Massena endlich auf dem Gewaltmarsche von Pfaffenhofen gegen Landshut und Oudinot in der Richtung gegen Abensberg. Ueber die weiteren Vorgänge beim östreichischen linken Flügel berichtete der Artikel Landshut, über die beim rechten Flügel Eckmühl und Regensburg.

(Vergl. Stutterheim, Krieg von 1809. Pelet, Feldzug im Jahre 1809. Kriegsgeschichte der Baiern von Völderndorff.) T.

Rollbomben, sind gewöhnliche scharf geladene Bomben, welche man zur Vertheidigung der Breschen in Rinnen von denselben herabrollen läßt.

Ry.

Rollbrücken, sind Vorrichtungen, welche man, anstatt der Zugbrücken (s. Aufziehbrücken), an den Brücken der Festungsgräben angewendet findet. Diese Rollbrücken bestehen aus einem Stücke Brückenweg, welches auf Rollen beweglich ist, die es, mittelst Laufschwellen, in denen sie sich bewegen, leicht möglich machen, die in der Brücke vorhandene Oeffnung zu schließen oder zu öffnen. Wegen des nothwendigen Gegengewichts muß jedoch eine solche Rollbrücke die doppelte Länge der zu überbrückenden Oeffnung erhalten. Das Detail ihrer mechanischen Einrichtung findet man unter anderem beschrieben in v. Hoyer's allgemeinem Wörterbuch der Kriegsbaukunst ꝛc., Artikel Rollbrücken.

P.

Rollkorb, siehe Schanzkörbe.

Verzeichniß

der im VII. Bande enthaltenen Artikel.

R.

	Seite
Raab, Schl. 1809	1
Raaen (Seewesen)	5
Rad an der Welle	—
Rad (Artillerie).	—
Radetzky (Joseph Graf v.)	—
Radius, s. Halbmesser	6
Radschloß, s. Feuerschloß	—
Raffka, Schl. 1794	—
Raglowich (Clemens v.)	7
Ragoczi	9
Rahmanieh, Gefecht	12
Rahmen der Minen	14
Rahmenlaffeten, s. Vertheidigungslaffeten	—
Raimund VII.	—
Raketen	15
Raketenstock	17
Rakowiz, Schlacht 1475	—
Raleigh (Walther)	18
Ramillies, Schlacht 1706	19
Ramla, Schlacht 1177	25
Ramme (Mechanik)	27
Rampe, s. Auffahrt	—
Rampon (Anton Wilhelm, Graf v.)	—
Rangliste	28
Rantzau (Josias, Graf v.)	—
Ranzioniren	29
Raphia, Schl. 217	30
Rapp (Joh., Graf v.)	32
Rapporte, s. Meldungen	37
Rasen (Befestk.)	—
Rasenheber, s. Rasen	39
Rasenpflug, s. Rasen	—
Rasgrad, Gefecht 1810	—
Rasirender Schuß	40
Rastadt, Friede 1714. Congreß 1797 bis 1799	—
Rastelle	41
Rasten, s. Feuerschloß	—
Rasttag, Rastquartiere	—
Raszyn, Schl. 1809	—
Rathenau, Gefecht 1627	43
Rationale Größe	44
Rauch (Gustav v.)	—
Raum (Geometrie)	46
Raum (Seew.)	—
Raumnadel	—
Raute, s. Quadrat	—
Rautenkrone, Orden der	—
Ravelin	47
Ravenna, Belag. 490. Schl. 1512.	49
Ravin (Terrainlehre)	52
Rebhühnerwürfe (Artillerie)	53
Rechberg (Anton, Graf v.)	—
Rechnenkunst	54
Rechteck	—
Recognosciren	54
Recognoscirungsgefechte	57
Recognoscirungsrapporte	58
Reding (Don Theodor)	—
Redoute, s. Schanzen	59
Redschid (Mehemed Pascha)	—
Reductionszirkel	62
Reduit	—
Reff (Seewesen)	65
Reflexion	—
Refraction	—
Refusiren	—
Regel de Tri	66
Regelmäßig (Mathematik)	67
Regensburg, Uebergabe 1809 u. Gefecht	—
Regiment	69
Regimentsstücke, s. Bataillonsgeschütz	73
Reglement	—
Regulus (M. Atilius)	75
Rehnschild (Karl Gustav, Graf)	76
Reichenbach, Gefecht 1762, Convention 1790, Tractat 1813	79
Reichenbach, Gefecht 1813	85
Reichenberg, Gefecht 1757	87

Seite
Reichlin = Meldegg (Philipp Ant., Frh. von) 89
Reille (Honoré Karl Michael Joseph) . 91
Reisner (Ant., Freiherr v.) 92
Reitbahn 93
Reiten, militairisches 95
Reitende Artillerie 101
Reiter 103
Reitercorps, s. Reservecavalerie . . . . . —
Reiterei, s. Cavalerie —
Reiterschützen . . . —
Reitres, s. schwarze Reiter 105
Reitschule . . . . . —
Rekrut 107
Rekrutirungssystem . —
Relationen . . . . . —
Remblai (Befestk.) 108
Remonte . . . . . —
Remüs, Gefecht 1799 113
Rench, Gefechte 1796 . . . . . —
Rendsburg, Belagerung 1645 . . . 114
Replipoſten, s. Unterstützungsposten. 115
Replistellungen . . . —
Requisitionssystem 116
Reserve 117
Reserveartillerie . . 122
Reservecavalerie . . 123
Reservecorps . . . . —
Reserveinfanterie . . . —
Reservepark, s. Park —
Retirade, s. Rückzug —
Retiraden (Befestk.), s. Abschnitte . . . . —
Retirirhaken . . . . —
Retranchement, s. Abschnitte 124
Retrograde Bewegung —
Reveille . . . . . —
Revue . . . . . —
Revnier (Joh. Ludw. Ebenezer) 125
Rhede 130
Rheims, Gefecht 1814 130
Rheinbergen, s. Campen 132
Rheinbund . . . . . —
Rheinfelden, Gefecht 1638 136
Rheinländischer Fuß 139
Rhodus, Einnahme 1309. Belag. 1480 —
Rhomboides, s. Rechteck 142
Rhombus, s. Quadrat . . . . . —
Ribadoquin (Artill.) —
Richard, Löwenherz. —
Richelieu (Ludwig Franz) 144
Richepanſe (Anton) 147
Richten (Taktik) . 149
Richten (Artill.) . 150
Richtkeil, s. Richtmaschinen 152
Richtmaschinen . . . —
Richtriegel, s. Laffete
Richtschraube, s. Richtmaschine . . . —
Richtungsveränderung . . . . . —
Richtungswinkel, s. Richten . . . . . —
Richtvisire . . . . . —
Ricimer 154
Ricoschetbatterien, s. Belagerungsbatt. 155
Ricoschetscharten, s. Schießscharten . . . —
Ricoschetschuß . . . . —
Rideau (Terrainlehre) 156
Riego (Don Rafael del) —
Riesenberg, s. Tauß 157
Riga, Angriff 1209. Erob. 1530. Belag. 1490. Angriff 1559. 1601. 1605. Belag. 1621. 1812 . —
Rigny (Graf v.) . 175
Rimnik, s. Martinestie . . . . . —
Rimpler (Georg) . . —
Ringerpferde 177
Ringkragen 178
Rinteln, Gefecht 1633 179
Rio Seco, s. Medina del Rio Seco 180
Rippach, Gefecht 1632 . . . . . —
Rißbank (Befestk.) 181
Rißberme (Befestk.) —
Ritter . . . . . —
Rittmeister 185
Rivoli, Gefechte 1796. Schlacht 1797 186
Siehe Nachtrag am Schlusse des Bandes.
Robert Guiscard, s. Guiscard . . 900
Robert, Stuart . —
Rochambeau, Marschall v. 901
Roche-Aymon . 903
Rochelle la . . . . —
Rocour, Schlacht 1746 907
Rocroy, Schlacht 1643 910
Roddofredo, Gefecht 1746 . . 913
Rodney, Georg . 914
Roer, Gefechte 1794 916
Roger de Flor . 917
Rogniat, General 919
Rohr, Gefecht 1809 920
Rollbomben . . . 924
Rollbrücken . . . . —
Rollkorb, s. Schanzkörbe . . . . . —
Rollschuß (Artill.) 197
Rollwerk, s. Pulver. —
Rom. Militairische Geschichte . . . . . —
Romana (Marquis de la) 217
Romanzoff (Peter Alexandrowitsch) . 219
Römerzug 221
Roncesvalles, Ge-

Seite
fechte 1794. Schl. 1813 222
Ronde. 226
Rondele (Befeſtk.) —
Rooke (Georg) . . 227
Rorarii . . . . . —
Roſas, Belag. 1794. 1795. 1808. . . . —
Roſe, die weiße u. rothe. 230
Roſen (Gregor). . 231
Roßbach, Schlacht 1757. 233
Roſſebeek, Schlacht 1382 238
Roſſignol (Johann Anton). 240
Roſtwerke (Befeſtk.) —
Rotationen der Geſchoſſe 241
Rothenſohl, ſiehe Malſch u. Rothenſohl 241
Rothkirch (Leonhard Graf). . . . . —
Rotte 244
Rottenaufmarſch . . —
Rottenfeuer . . . . . —
Rottmeiſter, ſ. Rotte 245
Rouen, Belagerung 1591 . . . . . —
Rouſſin (Albin René). 251
Routiers 252
Routinier . . . . . —
Roveredo, Gefechte 1796 253
Rovigo, Herzog v., ſ. Savary 256
Rüchel (Ernſt Wilh., Freih. v.) . . . . . —
Rückenvertheidigung (Befeſtk.) 258
Rückenwehren (Befeſtigungskunſt.) . . —
Rücklauf des Geſchützes 259
Rückmarſch . . . . . —
Rückſtoß . . . . . —
Rückzug 261
Rückzugslinie . . . 267
Rückzugsſtellung . . —
Rudau, Schl. 1370. —
Rüdiger I. 268
Rudolph von Habsburg 271
Ruhepunct (Mathematik) 275
Rühle v. Lilienſtern 275
Ruhriegel (Artill.) 276
Rumford (Benjamin Thomſon) . . . . . —
Runde Feſtungen, ſ. Circulardefeſtigung. 277
Runde Forts, ſ. Donjons . . . . . —
Rundenweg . . . . —
Rundtartſche . . . 278
Runjeet Singh. . . . —
Rupprecht von der Pfalz 281
Rüremonde, ſ. Aldenhoven. 282
Ruſſel (Eduard, Graf v. Oxford). . . . . —
Ruſtſchuk, Belagerung 1810. 1811. 283
Rüſtzeug, ſ. Maſchine. 289
Rutowski (Friedr. Auguſt) 289
Ruyter (Michael Hadrian) 291
Rybinski (Mathias) 293
Ryswik, Friede 1697. 294

S.

Seite
Saalfeld, Gefecht 1806 295
Saarlouis, Blokade 1814 298
Saarsfield, Graf . 299
Saaz, Belag. 1421 300
Säbel. 301
Sabis, Schl. 56. v. Chr. 303
Sacile, Schl. 1809 305
Sacken (Fürſt v. d. Oſten). 309
Sacrement-Häuschen (Befeſtk.). . 310
Sagunt, Erober. 219 v. Chr. . . . . —
Saint-Denis, Gefecht 1567 . . . 312
Sainte-Croix, Gefecht 1813 . . . 314
Salade (Waffenkunde). 315
Saladin 316
Salado, Schlacht 1340 319
Salamanca, ſ. Cabeza-Velloza . . . 320
Salamis, Schlacht 480 v. Chr. . . . —
Salankemen, Schl. 1691 322
Saldanha (Marquis von) 324
Saldern (Friedrich Chriſtoph) 327
Salisbury (Thomas Montagu) 328
Salm-Neuburg (Niclas Grf. v.) 329
Salpeter . . . . . —
Sambre, Gefechte 1794 331
Sammelplatz, ſ. Alarmplatz 335
Sanct-Jacob, ſ. Birs.
Sanction, pragmatiſche . . . . . —
Sandershauſen, Gefecht 1758. . . . 336
Sandſäcke (Befeſtk.) 339
Sandwich (Eduard Montague) 340

Seite
Sanitium, Schlacht 295 v. Chr. . . . 341
Santa Anna . . . 343
Santarem, Gefecht 1834 347
Sapor II. 349
Sapoys, ſ. Seapoys 350
Sappe . . . . . —
Sappenbündel . . 354
Sappiren . . . . . —
Sappirgeräthe . . . 355
Saragoſſa, Schlacht 1710. Belagerung 1808. 1809. . . . —
Saratoga, Capitulation 1777 373
Sardanapal 375
Sardes, Schl. 544 v. Chr. . . . . —
Sariſſa (Waffenkunde) 377
Sasbach, Schlacht 1675 . . . . . —
Sattel 378
Satteln u. Packen 384
Sattelprotzen (Artillerie 386
Sattelwagen . . . . —
Saumur, Erober. 1793 . . . . . —
Sauvegarde 387
Savary, Herzog v. Rovigo. 388
Savenay, Gefecht 1793 389
Savigliano, ſ. Foſſano 391
Scanderbeg, ſ. Caſtriota . . . . . —
Scenographiſch . . . —
Schabacz, Eroberung 1788. 1804. 1806. —
Schachtminen, ſ. Minen 394
Schaft, ſ. Flintenſchaft . . . . . —
Schanzbau . . . . . —
Schanze 403
Schänzel, Gefechte 1794 412
Schanzkörbe 414
Schanzpfähle, ſ. Palliſaden 416
Schanzzeug . . . . . —
Scharfe Metze, ſ. Geſchütz 417
Scharfe Tindlein, ſ. Geſchütz . . . . . —
Scharfſchützen, ſ. Büchſenſchützen . . —
Scharmützel . . . . —
Scharnhorſt (Gebhard David v.) . . —
Scharten, ſ. Schießſcharten. 420
Schartenzeile . . . . —
Scheerenflotte . . . . —
Scheibenpulver . . 421
Scheinbewegungen, ſ. Demonſtrationen —
Scheitelpunct . . . . —
Schellenberg, Gefecht 1704 . . . . . —
Schels (Joh. Baptiſt) 426
Schemmelmörſer, ſ. Fußmörſer 427
Schenk (Martin) . . —
Scheremetow (Boris Petrowitſch) . 428
Scherer (Bartholomäus Lud. Joſ.) 431
Scheveningen, Schl. 1653 433
Schewardino, Gefecht 1812 . . . . . —
Schiefe Fläche. . . 435
Schießlöcher . . . . —
Schießpulver . . . 436
Schießſcharten. . . 440
Schießübungen . . 442
Schiffbrücke, ſ. Brücken, Brückengeräthe 446
Schiffe, ſ. Kriegsſchiffe . . . . . —
Schiffskanonen . . . —
Schiffslaffeten . . . —
Schiffsmannſchaft . —
Schild . . . . . —
Schild des Minirers 449
Schilderhäuſer . . . —
Schildträger, ſ. Knappe 449
Schildwache . . . . —
Schildzapfen, ſ. Geſchützröhre . . . . . —
Schill (Ferdinand v.) —
Schirme (Befeſtk.) 455
Schlacht . . . . . —
Schlachtdiſpoſition, ſ. Schlachtplan . . . 457
Schlachtenſold . . . 458
Schlachtfeld . . . . —
Schlachtordnung . 459
Schlachtordnung der Alten 463
Schlachtplan . . . . —
Schlachtſchwert . . 464
Schlag (Artill.) . . 465
Schlagen der Brücken . . . . . —
Schlagfähigkeit . . 474
Schlagfeder, ſ. Feuerſchloß 476
Schlagröhrchen . . . —
Schlagſchloß, ſ. Percuſſionsſchloß . . . —
Schlatt, Gefecht 1799 . . . . . —
Schleichpatrouillen 477
Schleife (Artillerie) 478
Schleifen der Feſtungen . . . . . —
Schleiz, Gefecht 1806 479
Schleppe (Artill.) . 482
Schleppſeil od. Prolonge . . . . . —
Schlepptau . . . . . —
Schleuder . . . . . —
Schleuderſchuß . . 485
Schleußen . . . . . —
Schleußenkammer, ſ. Schleußen 484
Schleußenſpiel, ſ. Waſſermanöver . . —
Schlieffen (Martin Ernſt v.) . . . . . —
Schliengen, Schlacht 1796 . . . . . —
Schlingern (Seeweſen) 486

Seite
i, s. Feuer u.
ıssionsschloß . 486
iblatt . . . . . —
hten 487
selburg, Erobe-
1702 . . . . —
selpuncte . . 489
ılkaldischer
) 490
ttau (Sa-
Graf v.) . 492
ıberg (Fried.
ınd, Graf v.) 494
brunn, Friede
. 500
ing (Hans
ı v.) 502
ge Schlachtord-
, s. Schlacht-
ıng 504
ımarsch . . . . —
ıde ohne Ende —
ubenzieher . . —
twechsel . . . 505
e . . . . . —
ınburg (Jo-
Mathias) . . —
er od. Schul-
nct 509
er vornehmen —
erwehr . . . . —
heiß . . . . . —
ıla, Belage-
1810. 1828. 510
des Mini-
. 518
arten . . . . . —
laden, s. Stück-
n 519
weite des Ge-
rs . . . . . —
ery, s. Volks-
fnung . . . 521
begleitung . . —
en, s. Büch-
Reiter- und
rfschützen . . 522
gefechte . . . . —
waffen . . . . —
alows (Artil-
. 523

Seite
Schwadron 523
Schwalbenschwanz, s.
Schanzen 524
Schwanzschraube . . —
Schwärmattake . . 526
Schwarze Reiter . 527
Schwarzenberg (Fürst
Karl) . . . . . —
Schwefel 535
Schweidnitz. Ein-
nahme 1642. 1741.
1757. 1758. 1761.
1762. 1807. . . 536
Schweigenheim, Ge-
fecht 1794. . . . 543
Schweinsfeder (Waf-
fenlehre) 545
Schweizergarden . . —
Schwendi, s. Lazarus 546
Schwenkung . . . . —
Schweppermann
(Seyfried) . . . 547
Schwere d. Geschütze,
s. Geschützröhre . 548
Schwerin (Kurt
Christoph) . . . . —
Schwerpunct d. feind-
lichen Macht . . . 551
Schwert 553
Schwertbrüder . . . —
Schwertorden . . . . —
Schwimmen . . . 554
Schwimmende Bat-
terien 557
Scio, Schl. 1770 —
Scipio (P. Corne-
lius major) . . . 559
Scipio (P. Corne-
lius minor) . . . 562
Scorpion 563
Scurcola, Schlacht
1268 . . . . . —
Seapoys 564
Sebastian, Einnah-
me 1794. Belage-
rung 1813, 1823. 573
Sebastiani (Georg
Franz) 576
Secante 581
Sechseck, s. Vieleck —

Seite
Seckendorf (Friedrich
Heinrich) 581
Section 583
Sector . . . . . —
Sediman, Gefecht
1798 . . . . . —
See 584
Seecadet 585
Seekarte 586
Seekrieg . . . . . —
Seele, der Geschütz-
röhre 589
Seemächte, s. Ma-
rine . . . . . —
Seerecht . . . . . .
Seeschlacht, s. See-
krieg 590
Seeven, Vertrag
1757 . . . . . —
Segel . . . . . —
Segment 591
Ségur (Paul Phi-
lippe) . . . . . —
Sehne 592
Seidlitz (Friedrich
Wilh. v.) . . . . . —
Seitengewehr . . . 602
Seitenpatrouillen . . —
Seitentrupps . . . 603
Selim I. . . . . —
Selim III. 605
Semester 607
Sempach, Schlacht
1386 . . . . . —
Sena, Schlacht 207
v. Chr. 610
Seneffe, Schlacht
1674 612
Senkrecht 616
Senkschuß 617
Senlis, Friede 1493 —
Senta, Schlacht
1697 618
Seraphinen-Orden 621
Seraskier . . . . . —
Serbelloni (Gabriel
Graf) . . . . . —
Sergeant 623
Seringapatnam . . . —
Serrurier, Mar-
schall 627

Seite
Sanitium, Schlacht 295 v. Chr. . . . 341
Santa Anna . . . 343
Santarem, Gefecht 1834 347
Sapor II. 349
Sapoys, ſ. Seapoys 350
Sappe . . . . . —
Sappenbündel . . 354
Sappiren . . . . . —
Sappirgeräthe . . . 355
Saragoſſa, Schlacht 1710. Belagerung 1808. 1809. . . . —
Saratoga, Capitulation 1777 373
Sardanapal 375
Sardes, Schl. 544 v. Chr. . . . . —
Sariſſa (Waffenkunde) 377
Sasbach, Schlacht 1675 . . . . . —
Sattel 378
Satteln u. Packen 384
Sattelprotzen (Artillerie 386
Sattelwagen . . . . —
Saumur, Eroberung 1793 . . . . . —
Sauvegarde 387
Savary, Herzog v. Rovigo. 388
Savenay, Gefecht 1793 389
Savigliano, ſ. Foſſano 391
Scanderbeg, ſ. Caſtriota . . . . . —
Scenographiſch . . . —
Schabacz, Eroberung 1788. 1804. 1806. —
Schachtminen, ſ. Minen 394
Schaft, ſ. Flintenſchaft . . . . . —
Schanzbau . . . . . —
Schanze 405
Schänzel, Gefechte 1794 412
Schanzkörbe 414
Schanzpfähle, ſ. Palliſaden 416
Schanzzeug . . . . . —
Scharfe Metze, ſ. Geſchütz 417
Scharfe Zindlein, ſ. Geſchütz . . . . . —
Scharfſchützen, ſ. Büchſenſchützen . . —
Scharmützel . . . . —
Scharnhorſt (Gebhard David v.) . . —
Scharten, ſ. Schießſcharten. 420
Schartenzeile . . . . —
Scheerenflotte. . . . —
Scheibenpulver . . 421
Scheinbewegungen, ſ. Demonſtrationen —
Scheitelpunct . . . . —
Schellenberg, Gefecht 1704 . . . . . —
Schels (Joh. Baptiſt) 426
Schemmelmörſer, ſ. Fußmörſer 427
Schenk (Martin). . —
Scheremetow (Boris Petrowitſchi) . 428
Scherer (Bartholomäus Lud. Joſ.) 431
Scheveningen, Schl. 1653 433
Schewardino, Gefecht 1812 . . . . . —
Schiefe Fläche. . . 435
Schießlöcher . . . . —
Schießpulver . . . 436
Schießſcharten. . . 440
Schießübungen . . 442
Schiffbrücke, ſ. Brücken, Brückengeräthe 446
Schiffe, ſ. Kriegsſchiffe . . . . . —
Schiffskanonen . . . —
Schiffslaffeten . . . —
Schiffsmannſchaft . —
Schild . . . . . —
Schild des Minirers 449
Schilderhäuſer . . . —
Schildträger, ſ. Knappe 449
Schildwache . . . . —
Schildzapfen, ſ. Geſchützröhre . . . . . —
Schill (Ferdinand v.) —
Schirme (Befeſtk.) 455
Schlacht . . . . . —
Schlachtdiſpoſition, ſ. Schlachtplan . . . 457
Schlachtenſold. . . 458
Schlachtfeld . . . . —
Schlachtordnung . 459
Schlachtordnung der Alten. 463
Schlachtplan . . . . —
Schlachtſchwert . . 464
Schlag (Artill.) . . 465
Schlagen der Brücken . . . . . —
Schlagfähigkeit . . 474
Schlagfeder, ſ. Feuerſchloß 476
Schlagröhrchen . . . —
Schlagſchloß, ſ. Percuſſionsſchloß . . . —
Schlatt, Gefecht 1799 . . . . . —
Schleichpatrouillen 477
Schleife (Artillerie) 478
Schleifen der Feſtungen . . . . . —
Schleiz, Gefecht 1806 479
Schleppe (Artill.) . 482
Schleppſeil od. Prolonge . . . . . —
Schlepptau . . . . . —
Schleuder . . . . . —
Schleuderſchuß . . 483
Schleußen . . . . . —
Schleußenkammer, ſ. Schleußen 484
Schleußenſpiel, ſ. Waſſermanöver . . —
Schlieffen (Martin Ernſt v.) . . . . . —
Schliengen, Schlacht 1796 . . . . . —
Schlingern (Seeweſen) 486

Seite
, ſ. Feuer u.
iſſionsſchloß . 486
blatt . . . . . —
hten 487
ſelburg, Erobe-
1702 . . . . —
ſelpuncte . . 489
ilkaldiſcher
) 490
ttau (Sa-
Graf v.) . 492
berg (Fried.
nd, Graf v.) 494
rrunn, Friede
. 500
ng (Hans
v.) 502
e Schlachtord-
, ſ. Schlacht-
ng 504
marſch . . . . —
de ohne Ende —
benzieher . . —
wechſel . . . 505
. . . . . —
nburg (Jo-
Mathias) . . —
er od. Schul-
ict 509
er vornehmen —
erwehr . . . . —
heiß . . . . . —
la, Belage-
1810. 1828. 510
des Mini-
. 518
arten . . . . . —
aden, ſ. Stück-
n 519
veite des Ge-
s . . . . . —
ery, ſ. Volks-
ſnung . . . 521
begleitung . . —
en, ſ. Büch-
Reiter- und
rſchützen . . 522
gefechte . . . . —
waffen . . . . —
alows (Artil-
. 523

Seite
Schwadron 523
Schwalbenſchwanz, ſ.
Schanzen 524
Schwanzſchraube . . —
Schwärmattake . . 526
Schwarze Reiter . 527
Schwarzenberg (Fürſt
Karl) . . . . . —
Schwefel 535
Schweidnitz. Ein-
nahme 1642. 1741.
1757. 1758. 1761.
1762. 1807. . . 536
Schweigenheim, Ge-
fecht 1794. . . . 543
Schweinsfeder (Waf-
fenlehre) 545
Schweizergarden . . —
Schwendi, ſ. Lazarus 546
Schwenkung . . . . —
Schweppermann
(Seyfried) . . . 547
Schwere d. Geſchütze,
ſ. Geſchützröhre . 548
Schwerin (Kurt
Chriſtoph) . . . . —
Schwerpunct d. feind-
lichen Macht. . . 551
Schwert 553
Schwertbrüder . . . —
Schwertorden . . . . —
Schwimmen . . . 554
Schwimmende Bat-
terien 557
Scio, Schl. 1770 —
Scipio (P. Corne-
lius major) . . . 559
Scipio (P. Corne-
lius minor) . . . 562
Scorpion 563
Scurcola, Schlacht
1268 . . . . . —
Seapoys 564
Sebaſtian, Einnah-
me 1794. Belage-
rung 1813, 1823. 573
Sebaſtiani (Georg
Franz) 576
Secante 581
Sechseck, ſ. Vieleck —

Seite
Seckendorf (Friedrich
Heinrich) 581
Section 583
Sector . . . . . —
Sediman, Gefecht
1798 . . . . . —
See 584
Seecadet 585
Seekarte 586
Seekrieg . . . . . —
Seele, der Geſchütz-
röhre 589
Seemächte, ſ. Ma-
rine . . . . . —
Seerecht . . . . .
Seeſchlacht, ſ. See-
krieg 590
Seeven, Vertrag
1757 . . . . . —
Segel . . . . . —
Segment 591
Ségur (Paul Phi-
lippe) . . . . . —
Sehne 592
Seidlitz (Friedrich
Wilh. v.) . . . . . —
Seitengewehr . . . 602
Seitenpatrouillen . . —
Seitentrupps . . . 603
Selim I. . . . . —
Selim III. 605
Semeſter 607
Sempach, Schlacht
1386 . . . . . —
Sena, Schlacht 207
v. Chr. 610
Seneffe, Schlacht
1674 612
Senkrecht 616
Senkſchuß 617
Senlis, Friede 1493 —
Senta, Schlacht
1697 618
Seraphinen-Orden 621
Seraskier . . . . . —
Serbelloni (Gabriel
Graf) . . . . . —
Sergeant 625
Seringapatnam . . . —
Serrurier, Mar-
ſchall 627

Seite
Sertorius (Quintus) 628
Seſoſtris. 629
Setzer (Artill.) . . 630
Setztartſche . . . . . —
Severus (Lucius Septimius) . . . . —
Sextant, ſ. Spiegelinſtrumente. . . . 632
Sforza (Jacopo Mutio) . . . . . —
Sforza (Franceſco) 635
Shrewsbury, Schl. 1403. 639
Sichelwagen, ſ. Streitwagen . . . 640
Sicherheitsmaßregeln —
Sickingen (Franz v.) 643
Siebeneck, ſ. Vieleck 646
Sieg. 647
Siegenburg, Gefecht 1809 648
Sievershauſen, Schl. 1553. 651
Sigmund 652
Signale 655
Siliſtria, Belagerung 1810. 1828. 1829. 657
Simancas, Schl. 938 661
Sinus 662
Sinzheim, Gefecht 1674 . . . . . —
Sipahi, ſ. Spahis 663
Siris, ſ. Heraklea. —
Siſtowa, ſ. Reichenbach . . . . . —
Sita, Schl. 1238 —
Situationszeichnen. 664
Skrzynecki (Joh.) 671
Sluys, Schlacht 1340. 675
Smith (Sidney) . . —
Smolensk, Belagerung 1609. Gefecht 1812 677
Smoliany, Gefecht 1812. 683
Sobiesky (Johannes III.) 687
Sohle einer Geſchützlaffete 689
Soiſſons, Erober. 1414. 1814. . . . —
Sokolli. 691
Sold. 693
Soldateneid . . . . . —
Soldatenſchulen . . 694
Söldner, Soldtruppen. 696
Solignac (JeanBaptiſte) 697
Soltikof (Peter Simon). 698
Solyman I. 700
Sommerſet 702
Somo Sierra, Gefecht 1808 703
Sonnenorden. . . . 704
Soor, Schlacht 1745. 705
Soubiſe, Marſchall v. 708
Souches (Ludwig Ratwich). 710
Souham (Joſeph) —
Soult, Marſchall . 713
Souslieutenant, ſ. Lieutenant 720
Soutien, ſ. Reſerve . . . . . —
Spahis . . . . . —
Spandau, Belagerung 1813 723
Spaniſche Befeſtigungsmanier . . . 727
Spaniſche Reiter —
Sparr (Otto Chriſtoph) . . . . . —
Spartacus. 728
Specifiſche Schwere 731
Speyerbach, Schl. 1703 . . . . . —
Sphäre 733
Spickpfählchen . . . —
Spiegel (Artill.). . 734
Spiegelinſtrumente . —
Spielraum der Kugeln, ſ. Geſchützröhre 735
Spießer . . . . . —
Spießrecht. . . . . —
Spinola (Ambroſio) 737
Spione 738
Spirallinie. 739
Spitzruthen . . . . . —
Spleny (Gabriel, Freiherr v.) . . . 740
Splügen, Uebergang 1800. 741
Sponton. 743
Spork (Johann, Graf v.) 744
Sprengen (Befeſtk.) 745
Sprengkugel, ſ. Granathagel 748
Sprengladung . . . —
Sprengpulver . . . . —
Sprengtonnen. . . . —
Spritzen. . . . . —
Spur oder Gleis. . 749
Stab . . . . . —
Stabskapitain . . . . —
Stabsofficier. . . . . —
Städte. 750
Städtebefeſtigung . 751
Stadt- u. Straßengefechte 754
Stadtlohn, Schlacht 1623. 758
Staffarda, Schlacht 1690. . . . . —
Stagen (Seeweſen) 761
Stahremberg, Ernſt Rüdiger u. Guido —
Stamfordbridge, Schlacht 1066. . 764
Stampfen, Gefecht 1809. 765
Stampfen (Seeweſen) 766
Standarte. . . . . —
Standartenjunker. . —
Standhaftigkeit. . . —
Standlinie . . . . . —
Standrecht. 767
Stängebro. Schlacht 1598 769

Seite

Stangenfeder, ſ. Flintenſchloß 769
Stangenkugeln . . . —
Stanhope (Jacob, Graf v.) 770
Stanislausorden . 771
Stankkugeln . . . . —
Stärke d. Feſtungen, ſ. Feſtungen . . . 772
Statik . . . . . —
Stativ . . . . . —
Stauſchleuſen, ſ. Schleuſen . . . . . —
Stechſchloß . . . . . —
Stedingk (Curt Bogislaus, Graf v.) 775
Steenbok (Magnus, Graf) 776
Stehende Mörſer, ſ. Geſchützröhre . . . 778
Steigbügel, ſ. Sattel —
Steinau, Gefecht 1633 . . . . . —
Steinau (Adam, Graf v.) 779
Steinerne Kugeln. 780
Steinkirchen, Schl. 1692 . . . . . —
Steinkörbe 781
Steinmörſer . . . . —
Stellenkauf . . . . . —
Stellungen 783
Stellvertretung . . 786
Stellzirkel 788
Steppchen . . . . . —
Stereometrie . . . . . —
Sternſchanzen, ſ. Schanzen . . . . . —
Sterzing, Gefecht 1809 . . . . . —
Stettin, Belag. 1677. 1713. 1813. . . 789
Steuerbord 800
Steven (Seeweſen) 801
Steyer, Waffenſtillſtand 1800 . . . . —
Stilicho 802
Stillfried, ſ. March 805
Stirling, Schlacht 1297. 1488 . . . —

Seite

Stockach, Schlacht 1799 806
Stockholm, Schl. 1471. Friede 1719 810
Stockſchläge 812
Stockwache 814
Stockwerksminen, ſ. Minen . . . . . —
Stoczek, Gefecht 1831 . . . . . —
Stoffflet (Nicolas). 815
Stolbowa, Friede 1617 817
Stollhofen, Angriff 1703 818
Stopine 820
Stoß, ſ. Geſchützröhre . . . . . —
Stoßbalken, ſ. Bettungen . . . . . —
Stoßfechten . . . . . —
Stoßplatte 822
Stoßſcheibe, ſ. Geſchützröhre . . . . . —
Stradioten . . . . . —
Strafcompagnie . . 823
Strafen, ſ. Militairſtrafen . . . . . —
Stralſund. Belag. 1628. 1678. 1715. 1807 . . . . . —
Strand 829
Strandbatterien, ſ. Küſtenbatterien . . . —
Straßburg 1675. Gefecht 1815 . . . —
Straßen, ſ. Kunſtſtraßen 835
Strategem . . . . . —
Strategen . . . . . —
Strategie 836
Strategiſche Puncte 841
Strategiſche Vertheidigung, ſ. Defenſive 842
Strategiſcher Angriff ſ. Offenſive . . . . —
Stratopädie . . . . . —
Streiche (Befeſtk.) . —
Streichwinkel . . . . —
Streifcorps . . . . . —

Seite

Streitart 842
Steithammer . . . . —
Streitkolben . . . . . —
Streitkräfte 843
Streitwagen 844
Strelitzen 846
Streuungskegel (Artillerie) 847
Striegau, ſ. Hohenfriedberg . . . . . —
Strom, ſ. Flüſſe . . —
Strubpaß, Gefecht 1809 . . . . . —
Stückgießereien, ſ. Gießen des Geſchützes . . . . . —
Stückgut, ſ. Stückmetall . . . . . —
Stückkugeln, ſ. Kugeln . . . . . —
Stücklade . . . . . —
Stückmetall . . . . . —
Stückpforten 848
Stückprüfungsgabel . —
Stückpulver 849
Stuhl (Artill.) . . . —
Stuhlweißenburg, Belag. 1601. 1602. —
Stuhm, Schlacht 1629 852
Stumpfer Winkel . —
Sturm, ſ. Angriff 853
Sturmſold, ſ. Schlachtenſold . . . —
Sturmbalken . . . . —
Sturmbock, ſ. Belagerungswerkzeuge 854
Sturmbreter . . . . —
Sturmbrücken . . . . —
Sturmeggen . . . . —
Sturmfäſſer . . . . . —
Sturmgranaten . . . —
Sturmhafen . . . . . —
Sturmhaſpel . . . . —
Sturmigel, ſ. Sturmbalken . . . . . —
Sturmkranz . . . . . —
Sturmlücke, ſ. Breſche . . . . . —
Sturmpfähle . . . . —
Sturmſäcke 855

Seite
Sturmhöpfe 855
Sturz, s. Rad . . . —
Stutterheim (Joseph, Freih. v.) . . . . . —
Stützpuncte 856
Styrum (Hermann, Graf v.) 857
Subalternofficier. . 858
Subordination . . 859
Subtrahiren. . . . . —
Suchet, Marschall 860
Sucre (Antonio Jose de) 864
Süd 868
Suffren (Peter Anton de) . . . . . —
Suhlingen, Convention 1803. . . . . —
Sumpf 872
Suwarow (Peter Alexei) . . . . . —
Sweaborg, Einnahme 1808 881
Swenskesund, Seeschlacht 1790 . . 884
Sylla (L. Cornelius). 886
Symmetrie 888
Synaspismus. . . . —
Syntagma . . . . . —
Syrakus 889
Szigeth, Einnahme 1566 894

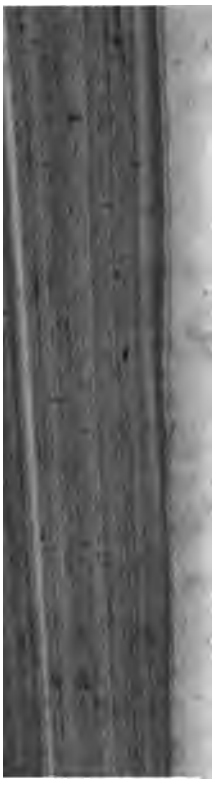
Berichtigungen.

Seite	52	Zeile	6	von	unten	lies	Hohle statt Grund.
"	80	"	16	"	"	"	Girlsberg statt Girbsberg.
"	129	"	8	"	oben	"	Wolkowicz statt Wolzowicz.
"	130	"	6	"	"	"	desgl. statt desgl.
"	131	"	5.8 u. 19	"	unten	"	Bac statt Bai.
"	139	"	24	"	oben	"	Röse statt Röhr.
"	148	"	16	"	"	"	der großen statt die große.
"	159	in der Ueberschrift				"	1480 statt 1408.
"	190	"	22	"	oben	"	unerwiedert statt unerwidert.
"	265	"	2	"	"	"	uns statt nur.
"	—	"	27	"	"	"	die statt der.
"	267	"	25	"	"	"	auf statt auch
"	314	"	8	"	unten	"	Chevaulegers statt Chevaurlegers.
"	332	"	15	"	oben	"	Grandreng und Hautchin statt Grandrony und Hautchin.
"	331	"	29	"	oben	"	Courcelles statt Courielle.
"	454	"	7	"	"	"	nach manövriren ist wie zu streichen.
"	455	"	7	"	"	"	politischen statt polischen.
"	—	"	15	"	"	"	hinter Gegners, sind die Worte in der Schlacht einzuschalten.
"	462	"	2	"	"	"	hinter oder ist dessen einzuschalten.
"	527	"	15	"	unten	"	muß statt der Chiffre R. Pl. stehen.
"	585	"	4	"	oben	"	sind die Worte „u. bis hohe See suchen" zu streichen
"	587	"	12	"	"	"	den statt der.
"	—	"	13	"	"	"	erschweren statt erschwert.
"	597	"	27	"	"	"	liefern statt liefert.
"	601	"	15	"	"	"	hatte statt hatten.
"	700	"	25	"	"	"	Kanuni statt Kanani.
"	700 u. 701	. . . . .					die Ueberschrift lies Kanuni statt Kanani.

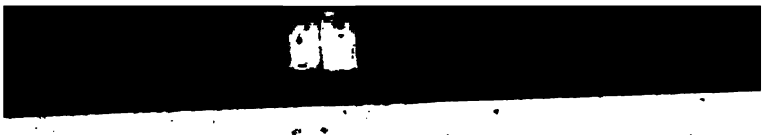
Seite
Sturmtöpfe 855
Sturz, ſ. Rad . . . —
Stutterheim (Joſeph, Freih. v.) . . . . . —
Stützpuncte 856
Styrum (Hermann, Graf v.) 857
Subalternofficier. . 858
Subordination . . 859
Subtrahiren . . . . . —
Suchet, Marſchall 860
Sucre (Antonio Joſe de) 864
Süd 868
Suffren (Peter Anton de) . . . . . —
Suhlingen, Convention 1803. . . . . —
Sumpf 872
Suwarow (Peter Alexei) . . . . . —
Sweaborg, Einnahme 1808 881
Swenskeſund, Seeſchlacht 1790 . . 884
Sylla (L. Cornelius). 886
Symmetrie 888
Synaspismus. . . . —
Syntagma . . . . . —
Syrakus 889
Szigeth, Einnahme 1566 894

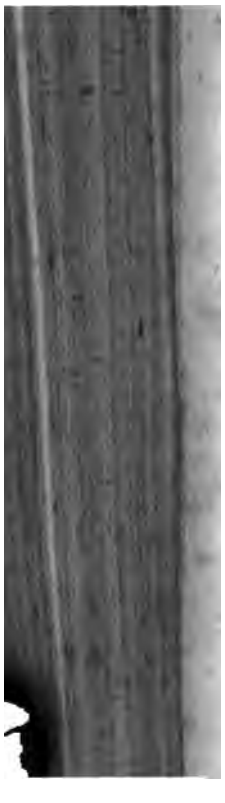
Berichtigungen.

Seite	52	Zeile	6	von	unten	lies Hohle statt Grund.
"	80	"	16	"	"	" Girlsberg statt Girbsberg.
"	129	"	8	"	oben	" Wolkowicz statt Wolzowicz.
"	130	"	6	"	"	" desgl. statt desgl.
"	131	"	5.8 u. 19	"	unten	" Bac statt Bai.
"	139	"	24	"	oben	" Röse statt Röhr.
"	148	"	16	"	"	" der großen statt die große.
"	159	in der Ueberschrift				" 1480 statt 1408.
"	190	"	22	"	oben	" unerwiedert statt unerwidert.
"	265	"	2	"	"	" uns statt nur.
"	—	"	27	"	"	" die statt der.
"	267	"	25	"	"	" auf statt auch
"	314	"	8	"	unten	" Chevauleзers statt Chevaurlegers.
"	332	"	15	"	oben	" Grandreng und Haulchin statt Grandrony und Hautchin.
"	331	"	29	"	oben	" Courcelles statt Courielle.
"	454	"	7	"	"	" nach manövriren ist wie zu streichen.
"	455	"	7	"	"	" politischen statt polischen.
"	—	"	15	"	"	" hinter Gegners, sind die Worte in der Schlacht einzuschalten.
"	462	"	2	"	"	" hinter ober ist dessen einzuschalten.
"	527	"	15	"	unten	" muß statt der Chiffre R. Pl. stehen.
"	585	"	4	"	oben	" sind die Worte „u. bis hohe See suchen" zu streichen
"	587	"	12	"	"	" den statt der.
"	—	"	13	"	"	" erschweren statt erschwert.
"	597	"	27	"	"	" liefern statt liefert.
"	601	"	15	"	"	" hatte statt hatten.
"	700	"	25	"	"	" Kanuni statt Kanani.
"	700 u. 701	. . . . .				die Ueberschrift lies Kanuni statt Kanani.

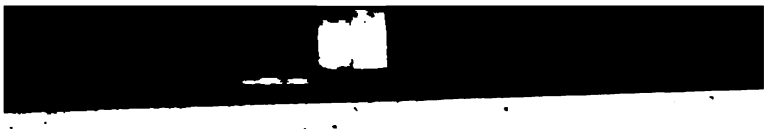


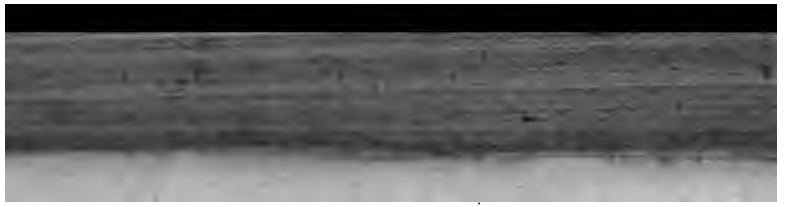
Gedruckt bei Friedrich Räckmann in Leipzi

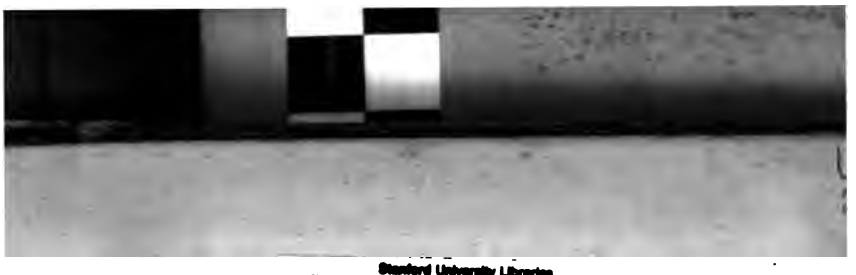




Gedruckt bei Friedrich Räckmann in Leipz







Stanford University Libraries
3 6105 015 339 638

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.